Putlitz, Ausgewählte Werke.

Erster Band.

Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Stein vom Herzen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

„Es giebt keinen lustigeren Wirth als Peter Hallmer von den „Drei Eichen!“ so hieß es in der ganzen Gegend. Sein Gasthaus, eigentlich nur eine Kaffee- und Bierwirthschaft in einem Dörfchen, etwa eine Viertelmeile entfernt von einer kleinen Provinzialstadt in Norddeutschland, war zwar einfach, was er den Gästen bieten konnte, beschränkte sich auf das Gewöhnlichste und Hergebrachte; aber die Wirthin hielt Alles sauber, und der Wirth war immer vergnügt. Nachmittags kamen die Honoratioren des Städtchens, die Herren vom Gericht oder vom Magistrat, und plauderten bei der Pfeife und der Tasse Kaffee; Sonntags war Tanz, und im Sommer vergnügte sich die junge Welt aus der Stadt mit geselligen Spielen unter den hohen Eichbäumen, die das Häuschen beschatteten. Die Kegelbahn wurde selten leer. Wenn aber auch einmal ein einsamer Spaziergänger kam,

Gesellschaft fand er doch, denn der Wirth war immer da und wußte sich mit Jedem etwas zu erzählen. Hallmer war eben der Mann, der mit richtigem Tact bei Jedermann den passenden Ton anzuschlagen wußte und, ohne aufdringlich zu sein, in jeder Gesellschaft heimisch wurde. Dagegen war die Frau still und wortkarg; kam nie ohne Noth aus ihrer Küche heraus; hielt sich nicht auf unter den Gästen, und selbst die Anerkennung ihrer Kochkünste nahm sie ohne Erwiderung, zwar nicht unfreundlich, aber als selbstverständlich hin. Für den Mann war Alles ein Vergnügen; jedem Dinge wußte er die erfreuliche Seite abzugewinnen; die Frau sah immer nur die Pflicht; ein fehlendes Lob war für sie ein Tadel, und jede kleine Unannehmlichkeit schien ihr ein Unglück. Trotz dieser Charakterverschiedenheit aber, und vielleicht gerade deshalb, konnte man die Ehe eine vortreffliche nennen. Zwanzig Jahre waren die Leute verheirathet, und kein unfreundliches Wort war zwischen ihnen gewechselt. Wenn sie ihre häuslichen Angelegenheiten oder die Erziehung und Zukunft der Kinder besprachen, war dem Mann Alles heiter und hoffnungsreich, der Frau trüb und voll banger Ahnungen, aber zum Schluß

ſagte Frau Hallmer immer: „Du haſt das Thun und das Laſſen“, und was der Mann dann beſchloß, das nahm ſie auf ſich wie eine Pflicht, und wenn ſie ſich auch nicht freute an dem Gelingen, ſo hatte ſie doch auch kein Wort und keine Miene des Vorwurfes, wenn etwas fehlſchlug. Uebrigens ging ihr Leben auch weiter, eigentlich ohne Glück und ohne Unglück. Sie hatten ihr Auskommen, konnten die kleine Pacht des Gehöftes pünktlich zahlen, lebten einfach, aber ohne Sorge, und erzogen ihre Kinder, einen faſt erwachſenen Sohn, und drei kleinere Mädchen, zu fleißigen Menſchen, wie ſie ſelbſt waren; aber erübrigen konnten ſie Nichts.

Wenn wir auf die Vergangenheit der Eheleute zurückſehen wollen, ſo können wir kurz erzählen: Vor etwa zwanzig Jahren wanderte der ſchmucke, luſtige Peter Hallmann als Handwerksburſche mit ſchmalem Säckel und leerem Ränzel in das Städtchen ein, fand aber gleich bei einem wohlhabenden Sattlermeiſter und Ackerbürger Arbeit. Der hübſche, Alle beluſtigende Geſelle war bald wie ein Mitglied der Familie, und der Meiſter hatte Nichts dagegen, daß er die eben erwachſene älteſte Tochter heimführte. Mit der ge-

meinsamen Wirthschaft im schwiegerväterlichen Hause wollte es dann aber doch nicht recht geben, und so gab Hallmer das Handwerk auf und pachtete den Gasthof, der ihn selbstständig ernährte, ohne daß er dem Schwiegervater irgendwie zur Last zu fallen brauchte, der ohnehin noch für eine ganze Reihe von Kindern zu sorgen hatte. Er selbst hatte kein Vermögen, keine Verwandten und war aus dem Sächsischen, seiner Heimat, fortgewandert, ohne einen Angehörigen zurückzulassen, dem er zum Abschiede die Hand hätte drücken oder später von seinen Erlebnissen hätte Nachricht geben können. Um so eher gewöhnte er sich an die neue Heimat, in der er schnell einen großen Kreis von Bekannten, fast von Freunden fand und jedenfalls keinen Feind oder Widersacher hatte.

Ganz unerwartet kam eine Aenderung in die Verhältnisse des Hallmer'schen Hauses.

Ein entfernter Namensvetter in des lustigen Wirths Heimat war plötzlich ohne Testament und ohne nähere Erben gestorben, und die Verwandten wurden durch die öffentlichen Blätter aufgefordert, ihre Ansprüche geltend zu machen. Unser Freund hätte kaum etwas von der Sache erfahren, hätten nicht die Herren

vom Gericht, die täglich bei ihm verkehrten und großes Wohlwollen für ihn hegten, ihn darauf aufmerksam gemacht und für ihn Nachfragen angestellt. Die Verhandlungen dauerten über Jahr und Tag; da aber andere Verwandte sich überhaupt nicht meldeten, wurde Hallmer als Erbe anerkannt und schien auf einmal ein wohlhabender Mann geworden zu sein, denn die Erbschaft bestand aus einem kleinen Bauerngut, mit einem schmucken Gehöft, das, herausgebaut aus dem Nachbardorfe, auf einer kleinen steilen Anhöhe gelegen war. Hallmer war wie berauscht von dem unerwarteten Wohlstand und empfing jubelnd alle Glückwünsche, die auf ihn einstürmten. Er nahm den neuen Besitz in Augenschein und kam dann zurück, ganz erfüllt von den Wunderdingen, die er gefunden hatte. Frau Hallmer konnte sich nicht freuen. Die Wirthschaft war ihr zwar niemals angenehm gewesen, aber das Neue erschreckte sie; die Trennung von den alten Eltern schien ihr unüberwindlich. Mit trüben Vorahnungen löste sie ihre Häuslichkeit auf, und doch, als die Stunde des Aufbruches, des Uebersiedelns herankam, schien ihr das leichter zu werden als dem von Hoffnungen erfüllten Mann. Er nahm immer

wieder gerührt Abschied von den zahlreichen Freunden, tröstete sich mit der Aussicht eines häufigen Wiedersehens und lud alle Welt ein, ihn in seinem neuen Glanze zu besuchen. Die Frau dagegen hatte den Wechsel des Geschickes nun einmal wie eine Pflicht übernommen; der Mann hatte so entschieden, und sie vermochte es nicht einmal, sich das Unvermeidliche freudiger oder schmerzlicher darzustellen.

So finden wir die Familie in dem unerwartet zugefallenen Besitz wieder. Das Gehöft lag abseits vom Wege, still und einsam. Das Wohnhaus war alt, vernachlässigt und schadhaft, aber gut eingerichtet, bot immerhin ausreichende Räume für die Familie, umsomehr, als der älteste Sohn, der das Maurerhandwerk lernte, nicht mehr im Hause und jetzt gerade beim Militair eingetreten war. Die Frau fand vollauf zu thun, und da sie in ihrer stillen Weise weiterschaffte, wie man es immer an ihr gewohnt gewesen war, konnte man kaum einen Unterschied, eine Veränderung an ihr wahrnehmen. Hallmer war überaus geschäftig, griff, wenn auch etwas planlos, überall selbst mit ein in die Wirthschaft und freute sich des Wohlstandes und der immer gefüllten Kasse. Aber

die Einſamkeit drückte ihn, und durch raſtloſes Hin- und Herſchaffen ſuchte er die ungewohnte Langeweile zu überwinden. Heiter war er zwar noch immer, aber er vermißte die Gäſte, unter denen er ſeine Heiterkeit zeigen konnte. So gewöhnte er ſich daran, viel außer dem Hauſe zu ſein, und die kleinen Handel für ſeine Wirthſchaft gaben ihm dazu Gelegenheit, ja zuweilen ſogar den Vorwand. Er läugnete das auch gar nicht. „Wer ſo viel unter Menſchen gelebt hat“, ſagte er, „der kommt ſich vor wie eine Mühle, die ſtill ſteht, in der Einſamkeit. Die Steine, das Räderwerk, die Flügel ſind da, aber der Wind fehlt, der ſie treibt.“ Die Frau ſah das ein, und weit entfernt ſich zu verſtimmen, daß ſie ihn miſſen müſſe, ermunterte ſie ihn, ſich Geſellſchaft und Verkehr zu ſuchen, am beſten außerhalb, da ſie ſelbſt kein Bedürfniß noch Verlangen danach empfand. So war Hallmer oft Tage lang fort, aber Alles ging in guter Ordnung weiter; denn in ſeiner Abweſenheit vertrat ihn die Frau, und da ſie eigentlich niemals verſchiedener Meinung waren, war er mit allen ihren Anordnungen zufrieden und hatte auch alle Urſache, das zu ſein. Das Hallmer'ſche Haus war das Muſter

einer friedlichen Familie in behaglichem Wohlstand und herzenfreier Genügsamkeit.

Einmal war Hallmer mehrere Tage verreist gewesen und kam in einer fast verlegenen Aufregung zurück. Er erzählte, daß er halb zufällig eine entfernte Verwandte gefunden hätte, eine arme Waise, fast noch ein Kind, das unter fremden Menschen hart behandelt würde. Die gutherzige Frau schlug gleich vor, dem armen Geschöpf eine Unterstützung zukommen zu lassen; als aber Hallmer den Gedanken hastig ergriff und das Mädchen ohne Weiteres in's Haus und in die Familie nehmen wollte, konnte sich die Frau darein nicht gleich finden, alles Neue, Fremde war ihrer Natur entgegen. Die Scheu, das unbekannte Element könnte die Ruhe des Hauses stören, ängstete sie, und in ihrer Art, alles Kommende wie ein heranrückendes Unglück aufzufassen, malten sich die Folgen dieses Entschlusses in schwärzesten Farben aus. Hallmer suchte ihr Bedenken mit fast erzwungener Heiterkeit zu widerlegen, und schließlich sagte sie wie gewöhnlich: „Du hast das Thun und das Lassen! Ich werde auch das übernehmen und mit Gottes Hülfe mit bestem Willen nach Kräften durchführen.“ Nicht

lange darauf reiste Hallmer ab, um die Waise zu holen; die Ehegatten hatten beschlossen, sie wie ihr eigenes Kind zu halten und ihr unter den Kindern demgemäß den Platz einzuräumen.

An einem trüben, feuchten Herbstabend kam Hallmer mit Katharine auf seinem Gehöft an. Es war ihm leicht geworden, die Leute, bei denen das Mädchen in Dienst stand, zu bewegen, dasselbe sofort zu entlassen und mitzugeben, denn die Frau bezeichnete sie als nachlässig und ungeschickt, der Mann nannte sie unbesinnlich und zerstreut, aber nicht böswillig. Weniger leicht war ihm das Mitnehmen bei Katharine selbst geworden. Man hatte dem Mädchen erst davon gesagt, als Alles bereits abgemacht war und der Wagen schon vor der Thür stand, auf den man ihre kleinen Habseligkeiten aufpacken wollte, und in dem sie mit dem Vetter gleich mitfahren sollte. Katharine weigerte sich. Man hätte kein Recht sie so außer der Zeit fortzuschicken, und sie sei keine Waare, die man, ohne sie zu fragen, von einer Hand in die andere gäbe; sie wolle ihre Pflicht thun, müsse sich gefallen lassen, wie bisher gescholten und gestoßen zu werden, dafür sei sie die Magd, aber so fortjagen ließe

sie sich nicht. Hallmer, auf diese Einwände nicht gefaßt, bedeutete das störrische Mädchen, daß es sich nicht um einen neuen Dienst handle, daß sie zu Verwandten käme und als Mitglied der Familie aufgenommen werden solle. Katharine erwiderte, sie hätte keine Verwandte, wenigstens hätten sich dieselben niemals um sie bekümmert, und sie wolle auch nicht um Gottes Lohn aufgenommen werden. So schwach sie aussähe, hätte sie doch Kräfte genug zur Arbeit und wolle lieber trocknes Brod verdienen, als mit dem Gefühl, Almosen zu empfangen, ein behagliches Leben führen. Ihr bisheriger Brodherr polterte gegen diese Thorheit, die Frau schalt und versicherte, nicht eine Stunde länger würde sie solch' unvernünftiges Geschöpf im Hause behalten, Hallmer sprach begütigende Worte dazwischen; aber Alles das war vergebens. Zuletzt ließ sich Katharine auf keine Gründe mehr ein und wollte an ihre gewohnte Arbeit gehen, so daß man den Vormund holen mußte, um sie zur Raison zu bringen. Der Vormund war ein Bürger des Städtchens, dem das Gericht diese Pflicht wider seinen Willen aufgelegt hatte und der auch nicht die geringste Theilnahme für das Mündel hegte. Er kam, und

kaum hatte man ihm den Sachverhalt auseinandergesetzt, als er mit einer Amtsmiene Namens des Gerichts und Kraft seiner Befugniß dem Kinde befahl, mit dem Vetter mitzugehen. Katharine sah ihn ruhig an, fuhr dann mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ihr seid mein vereideter Vormund, wenn Ihr befehlt, muß ich gehorchen, denn ich meine, das ist so Rechtens!“ Dabei nahm sie ihr Bündelchen, reichte der Brodherrschaft, ohne weiter etwas hinzuzufügen, zum Abschied die Hand und stieg auf den Wagen, setzte sich aber nicht neben Hallmer auf den Sitz, sondern richtete sich zwischen ihren Sachen hinten im Wägelchen ein und war auch nicht durch Schelten noch durch freundliche Worte zu bewegen, darin etwas zu ändern. So offenbarte sich gleich ein starres Rechtsgefühl als Hauptzug des störrischen Charakters. Die ihr vom Gesetz gestellte Autorität mußte sie zwingen, eine Wohlthat zu empfangen, und auch von der nahm sie nur das Recht einer Magd an.

Hallmer fuhr schweigend mit ihr hin. Wenn er sich umwandte und versuchte, mit Scherz oder Fürsorge ein Wort an das Mädchen zu richten, bekam er nur knappe und karge Antwort und gab bald das

Gespräch auf. Es war Abend geworden, und feuchter Wind strich durch die halb entlaubten Bäume, über die leeren Felder. Am Horizont schimmerte noch durch die Nebel der rothgelbe Schein der untergehenden Sonne. Eine unfreundliche Stimmung lag über der Natur. Hallmer war nicht gut zu Muth, und seine sonst immer bereite Heiterkeit drohte zu Schanden zu werden. Er peitschte das müde Pferd, das durch die ausgefahrenen, nassen Wege hinschlich. So gelangte er endlich an's Ziel und hielt vor der Thür seines Hauses. Der Knecht kam mit der Laterne, um das Pferd abzunehmen, Frau Hallmer trat mit Licht aus der Hausthür, indeß die jungen Mädchen sich neugierig in der Thür des hellen Wohnzimmers drängten.

„Da bringe ich Euch die Katharine", rief Hallmer, „und sie wollte nicht einmal mitkommen."

„Willkommen", sagte Frau Hallmer, reichte dem Mädchen die Hand und zog es freundlich in das warme Zimmer. „Seht Kinder", fügte sie hinzu, „das ist Eure Base, und Ihr müßt sie lieb haben, und gelt Katharine, Du wirst die kleinen, wilden Mädchen auch lieb gewinnen?"

Katharine sah sie aus tiefen Augen groß an und

erwiderte: „Das weiß ich noch nicht, Frau, und verspreche nicht, was ich nicht sicher bin halten zu können."

„Sie ist ein wunderliches, verwahrlostes Ding", flüsterte Hallmer seiner Frau zu, während diese ihm half, den durchnäßten Mantel auszuziehen.

„Die wird uns Unglück bringen in's Haus", erwiderte sie, „aber ich will thun, was ich kann." Dabei nahm sie Katharine unter den Arm und führte sie in das Zimmer, in dem sie mit der ältesten, elfjährigen Tochter schlafen sollte, damit sie sich trockene Kleider anzöge. Katharine wies jede Hülfe von der Hand, so daß Frau Hallmer sie allein ließ und mit banger Vorempfindung den Tisch zum Abendbrod deckte. Katharine ließ nicht lange auf sich warten und trat in's Zimmer, blieb aber an der Thür stehen. Jetzt erst konnte Frau Hallmer sie prüfend betrachten. Das Mädchen war schmächtig, die Gestalt unentwickelt, das Gesicht schmal und bleich. Ein leises Zittern ging durch die ganze Erscheinung, man hätte sie für ein Kind halten können, wären nicht die Züge fest und charakteristisch gewesen. Wie ein gescheuchtes Wild, das nicht wagt zu entfliehen, stand sie da.

„Komm!“ rief Frau Hallmer, „setze Dich an den Tisch und iß. Du mußt hungrig und durchfroren sein.“

Katharine blieb stehen und fragte: „Was ist meine Arbeit, Frau? Sagt mir gleich Alles, ich verstehe es schwer, aber ich will arbeiten.“

Es war mit Mühe, daß man sie überredete an dem Mahl Theil zu nehmen; sie setzte sich auch nur an die äußerste Kante des Tisches und nahm den Teller, von dem sie aß, auf den Schooß. Die Kinder rückten scheu von ihr ab, Hallmer versuchte vergebens, einen Scherz über die Lippen zu bringen, und nur die Frau blieb in ihrem ernsten Gleichmuth. Sie hatte die neue Pflicht von Anfang an schwer genommen, aber sie wollte sie als solche auch tragen.

Katharine blieb ein fremdes und kaltes Element in der Familie. Hallmer versuchte mehrmals vergebens sie zu überreden, zu ihm und zu der Frau: „Vetter“ und „Tante“ zu sagen, sie blieb dabei ihn „Herr“ und Frau Hallmer „Frau“ zu nennen, wie eine Dienstmagd, und so war er der Erste, der es aufgab, ein Verhältniß zu ihr zu gewinnen. Die Frau schien die fremd klingende Anrede zu überhören,

blieb ernſt freundlich, aber ein Herz konnte ſie auch nicht zu dem Mädchen faſſen. Die Kinder gewöhnten ſich am leichteſten an ihre Weiſe, und zu ihnen wurde ſie auch freundlich, wenn ſie auch wortkarg blieb und immer mehr dienend als gleichſtellend. Sie war zerſtreut und träumeriſch, ſonſt aber fleißig, ſcheute keine Arbeit, auch die ſchwerſte nicht, die über ihre Kräfte zu gehen ſchien; aber heimiſch wollte ſie nicht werden im Hauſe, vielleicht weil ihr dieſe Empfindung fremd war, denn ſie hatte nie eine Heimat gekannt. Ihr Vater, erſt ein wohlhabender Mann, hatte ſich dem Trunk ergeben, wie die Leute ſagten, weil die Frau ihm das Haus unordentlich hielt und verleidete. Katharine hatte aus dem Elternhauſe nur die Erinnerung an Zank und Streit, an heftige Worte, die nicht ſelten in Thätlichkeiten ausgingen. Dann, als ſie etwa zwölf Jahr alt war, waren die Eltern kurz hintereinander geſtorben, und ſie war unter fremde Menſchen gekommen. Liebe hatte ſie nirgend gefunden, Nachſicht und Mitleid wollte ſie nicht. Hatte ſie etwas verfehlt in ihrem Dienſt, und das kam oft vor, denn ſie war nicht an Ordnung gewöhnt und leicht zerſtreut, ſo ertrotzte ſie eine ſtrafende Zurecht-

weisung, und niemals war sie zu bewegen, Besserung zu versprechen, weil sie dabei blieb, sie wisse nicht, ob sie das halten könne. Sie schwieg dann lieber, aber ein unwahres Wort brachte sie nicht über die Lippen.

Frau Hallmer schalt sie niemals, zog sie zu bei ihrer Arbeit, und wollte sie ihr einmal einen Verweis zukommen lassen, so richtete sie ihn halb an ihre eigenen Kinder und gab diesen die Lehren, die eigentlich für Katharine bestimmt waren. Aber sie fühlte doch die Last des beständigen Verkehrs mit diesem abgeschlossenen, unzugänglichen Wesen. Sie sprach das ihrem Mann aus, schon weil sie bemerkte, daß, seit Katharine im Hause war, dieser leicht verstimmt und nicht mehr so heiter schien als früher, und schlug vor, dem Mädchen einen andern Dienst bei freundlichen Leuten zu suchen und sie lieber mit Geld zu unterstützen, als sich die Plage des täglichen Zusammenseins länger zu machen und so jede Behaglichkeit des Hauses zu stören. Hallmer wurde aber fast heftig bei diesem Vorschlag und wies ihn entschieden von der Hand, ohne sich auf Gründe einzulassen. Die Frau, mit schnellem weiblichen Tact und obgleich sie

keinerlei Mißtrauen in ihren Mann ſetzte, fühlte doch, daß hier etwas vorläge, das er nicht ausgeſprochen haben wolle, und ſchwieg. Aber die Eheleute vermieden es nun von Katharine zu reden, und ſo lebte ſie im Hauſe weiter, ſcheinbar ruhig, aber doch mehr ertragen als gern geſehen. Sie ſelbſt ſchien das nicht zu empfinden.

So waren mehrere Monate vergangen, und das Weihnachtsfeſt rückte heran. Frau Hallmer hatte längſt davon geſprochen, ihre Heimat und ihre alten Eltern zu beſuchen, Hallmer war freudig einverſtanden, und die Kinder jubelten in der Reiſeausſicht. Selbſtverſtändlich hatte man angenommen, Katharine würde die Familie begleiten, und danach alle Vorbereitungen getroffen. Am Frühmorgen des heiligen Abends wollte man aufbrechen, die nahe Eiſenbahn war ſchnell mit dem Wagen zu erreichen, und am Nachmittage konnte man in dem Elternhauſe ſein. Die Kinder ſchliefen kaum vor Aufregung, und ſchon vor der Zeit waren Alle bereit und reiſefertig. Der Wagen rollte über den gefrorenen Boden, durch den kniſternden Schnee; aber wie war die Familie erſtaunt, als Jeder ſo gut verwahrt für die Reiſe als möglich zum Vor-

ſchein kam, daß Katharine keinerlei Anſtalten für ſich machte, ſich ſogar anſchickte ihr Spinnrad in Ordnung zu bringen und ſich, wie täglich in der Frühſtunde, an die Arbeit zu ſetzen. Alle Bitten der Kinder, alle Vorſtellungen der Mutter, alle Heftigkeit des Vaters blieben vergebens, Katharine erklärte, um keinen Preis würde ſie mitreiſen, denn ſie gehöre nicht in die fremde Familie. Was war zu thun? Die Zeit drängte; Frau Hallmer traf ſchnell ihre Verkehrungen, unterwies die alte Taglöhnerfrau, die ſie angenommen hatte, während ihrer Abweſenheit das Haus zu hüten, ließ Katharine'n die Schlüſſel, und ſo reiſte die Familie fort, mißgeſtimmt und gekränkt, und Frau Hallmer hatte gleich allerlei trübe Vorahnungen für eine Reiſe, die mit ſolcher Widerwärtigkeit begonnen hatte.

Die Familie war fort, und das Haus war leer. Die alte Taglöhnerfrau brummte und meinte, nun ſei ſie ja ganz unnütz, und da ſie zum Feſt im eigenen Hauſe noch vollauf zu ſchaffen hätte, wolle ſie gehen, Katharine könne ſie ja abrufen, wenn ſie ihrer bedürfe. So war Katharine allein. Erſt kam ein längſt entwöhntes Gefühl von Behagen über ſie in

der Einſamkeit. Stundenlang träumte ſie vor ſich hin und wußte ſelbſt nicht, woran ſie dachte. Es war ihr, als ſei ſie frei geworden von einer ſchweren Feſſel; denn das Wohlwollen, die Nachſicht drückten ſie, und die Freude an der Reiſe, die ſie nicht zu theilen vermochte, machte ſie traurig. So muß ei er Knospe zu Muthe ſein, die, im Druck des Schattens verkümmernd, ihre Blätter nicht zu entfalten vermag, während rings Alles aufblüht im Sonnenſchein und glänzt und duftet in der Freude und dem Vollgefühl des Lebens. Dann iſt der Nachtſturm ein Troſt, der alles Blühen zudeckt und verhüllt und Jedes einſam und ſtill macht. . Als das Mädchen aber eine Zeitlang ſo hingeträumt hatte, ſchritt es durch das einſame Haus, und es wurde ihm doch unheimlich in den verlaſſenen Räumen. Es dachte nicht daran ſich ſelbſt die Mahlzeit zu bereiten, und ſpät erſt fiel ihm ein, daß die alte Frau fort ſei, und daß für den Knecht geſorgt werden müſſe, wenn er heimkäme. Die arme Katharine war nicht daran gewöhnt, ſelbſtſtändig zu überlegen, und nun eilte ſie in die Küche und zündete ein großes Feuer auf dem Herde an, ohne ſich klar zu machen, was ſie zuerſt angreifen

selle. Dann erinnerte sie sich, daß der Knecht Erlaubniß erhalten hätte, im Städtchen bei seinen Eltern zu bleiben und nicht vor dem andern Tage zurückkäme. Sie ging wieder in's Wohnzimmer und träumte weiter. Was vom Frühstück übrig geblieben war, stand noch da, sie hatte es nicht fortgeräumt, und es genügte ihr. Aber sie setzte sich nicht an den Tisch, sie aß ab und zu und vergaß Zeit und Stunde. Draußen wirbelte der Schnee nieder, es wurde finster, und dann brach die Nacht ein. Kalt und schaurig überfiel es sie, denn sie hatte auch versäumt, Holz nachzulegen im Ofen, und das Feuer war ausgegangen. Die Lampe hatte sie nicht angezündet, und sie bemerkte kaum, daß es Nacht um sie wurde. Dann, als der Frost ihr die Glieder schüttelte, tappte sie sich in die Schlafkammer, warf die Kleider ab und schlüpfte in's Bett. Aber es war noch zu früh, und sie konnte nicht schlafen. Da erst dachte sie daran, daß heiliger Abend sei, das Fest der Freude für alle Welt. Sie selbst hatte nur karge, unfreundliche Erinnerungen aus ihrer Kindheit an diesen Abend, aber ein Bäumchen hatte ihr doch auch gebrannt, und Friede war auch über ihre Eltern gekommen an diesem Abend, mehr

als ſonſt im ganzen Jahr. Und dann hatten die Kinder ihr erzählt von ihren Weihnachtserinnerungen und gejubelt in ihrer Vorfreude. Sie kam ſich ſo verlaſſen vor und fror in dem Bettchen. Da fiel ihr ein, daß das Feuer noch brennen müſſe auf dem Herd. Wie ſie war, im leichten Hemdchen, warf ſie einen Rock über und ſchlüpfte barfuß in die Pantoffeln. Sie taſtete ſich an der Wand entlang bis zur Küchenthür. Das Feuer war faſt niedergebrannt, aber die glimmenden Kohlen rollten über den Herd und warfen einen rothdämmernden Schein durch den ganzen Raum. Da war es auch warm, und Katharine kauerte ſich nieder auf den Schemel in der Ecke am Herd. Jetzt fühlte ſie ſich nicht nur einſam, ſie fühlte ſich verlaſſen, ausgeſtoßen aus der allgemeinen Freude und dem Segen dieſer Weihnachtsſtunde. Sie weinte, weinte heiße Thränen, nicht des Kummers, nein, des Grolls. Der Groll galt nicht der Familie, die ſie aufgenommen hatte, wenigſtens machte ſie ſich das nicht klar, und was hätte ſie ihr auch vorzuwerfen? Er galt der ganzen Menſchheit, der Welt, die ſo kalt war, daß ihr die Zähne klapperten. Sie hätte dieſe ganze Welt können zu Grunde gehen ſehen, und es

wäre ihr wie eine Erlösung erschienen. Aus den thränenumflorten Augen starrte sie in die leuchtenden Kohlen, träumend, gedankenlos. Da war eine Kohle herabgerollt vom Herd und in den Holzkorb gefallen, der zur Seite stand und den sie selbst, achtlos, nicht an seine Stelle gebracht hatte. Die Kohle glimmte weiter, Rauch, immer dichter, immer mehr zog durch die Küche. Katharine starrte hinein und rührte sich nicht. Wie ein Alp hielt bleischwere Betäubung sie gebannt. Und dazwischen glimmten die Kohlen, und ab und zu züngelte eine Flamme auf. Noch hätte sie mit einem schnellen Entschluß dem Unheil wehren können, aber sie bewegte sich nicht, als hätte das Element einen Zauberkreis um sie gezogen. Ihr war es, als käme nun, was sie gewünscht hatte — der Untergang der Welt. Sie wollte aufschreien, aber wie ein höhnisches Lachen der Luft klang der Angstschrei ihres Herzens. Ihre Gedanken waren fort, und sie freute sich der immer höher schlagenden Flammen. Plötzlich war Alles Gluth um sie her, und aufgerüttelt vom Instinkt zum Leben, sprang sie auf, stürzte durch den Rauch hülferufend zum Hause hinaus und, nicht achtend Schnee und Eis, über das sie in bloßen

Füßen hineilte, unbekümmert um die leichte Kleidung, die ſie bedeckte, lief ſie den Fußpfad hinunter und pochte an die Thür des Taglöhners. Die Thür war von innen verſchloſſen, und erſchöpft brach ſie auf der Schwelle zuſammen. Da warf ſie den Blick zurück, und hinter ihr, in hellen Flammen, grell und furchtbar abgehoben von dem dunklen, ſchneeſchweren Nachthimmel, ſtand das Haus. So fand ſie der Taglöhner, als er, vom Feuerſchein erſchreckt, die Thür aufriß.

II.

Die Reiſe der Hallmer'ſchen Familie ging ganz ohne Zwiſchenfälle von Statten, aber die Verſtimmung, mit der ſie angefangen hatte, war doch nicht zu verwiſchen. Frau Hallmer ſpann ſich eine Beſorgniß nach der andern aus, und wenngleich Hallmer luſtig ſcheinen wollte, wenn er auch in gewohnter Weiſe ſeine Scherze mit den Eiſenbahnſchaffnern und den Mitreiſenden machte und dieſe über ihn lachten, ſo wurde er ſelbſt doch nicht heiter dabei. Der Druck, der ſeit einiger Zeit auf ſeiner Stimmung, auf ſeinem ganzen Weſen lag, trat deutlich hervor. Am Nachmittage kamen ſie in Frau Hallmer's Elternhauſe an, und die

liebe alte Umgebung verwischte schnell die Verstimmung des Tages. Dann kam der Christabend mit Elternfreude und Kinderjubel, und Alles schien vergessen. Am andern Morgen, nach der Kirche, suchte Hallmer alle seine alten Freunde auf, die er nun seit fast zwei Jahren nicht gesehen hatte. Der erste Gruß war ein lauter und herzlicher, dann aber lahmte das Gespräch. Die Interessen, die zwischen Abschied und Wiedersehen lagen, hatten die Erinnerung des Zusammenseins zurückgedrängt. Hallmer fühlte sich fremd geworden, und den Freunden erschien er selbst verändert. Am Nachmittage ließ er sich nicht zurückhalten, einen Spaziergang nach dem Orte seiner frühern Thätigkeit hinaus zu machen. Er fand sein liebes Wirthshaus ganz umgestaltet. Schon daß die Möbels fremd und anders gestellt waren als ehedem, berührte ihn unangenehm. Von der frühern Gesellschaft fand er Niemand. Die Honoratioren des Städtchens hatten sich fortgewöhnt, und dafür erzählte der neue Wirth prahlend, daß er die Sache ganz anders anfasse. Von einem halben Dutzend Tassen Kaffee könne er nicht leben, aber Tanz und Kartenspiel bis tief in die Nacht fülle seine Kasse. Hallmer ließ verstimmt sein Glas

Vier halb sieben und ging. Anstatt eines fröhlichen Nachmittags unter alten Freunden hatte er nur die Erfahrung gefunden, daß sein Müben und Schaffen vollkommen vergessen war. Auf dem Heimwege traf er mit dem alten Gerichtsrath zusammen, der jahrelang sein pünktlichster Gast gewesen war. Die Begrüßung war eine sehr herzliche. „Ich mache den Weg noch immer aus alter Gewohnheit", sagte der alte würdige Mann, „aber meinen Kaffee finde ich nun zu Haus." Der Gerichtsrath erkundigte sich nach Hallmer's neuen Verhältnissen, aber die Antworten waren ausweichend und verlegen, und doch hatte Hallmer besonderes Vertrauen zu dem alten Mann. Das Gespräch wurde knapper and knapper, als sie aber eine Weile stumm neben einander hergegangen waren, schien es, als fasse Hallmer einen Entschluß. Er stand still und sagte: „Herr Gerichtsrath, ich habe etwas auf dem Herzen, was mich drückt. Ich möchte es mir von der Seele sprechen. Haben Sie in diesen Tagen ein halbes Stündchen, das sie mir schenken können, in dem wir allein sind, so würden Sie mir eine Wohlthat erweisen."

„Gern", sagte der Gerichtsrath. „Kommen Sie

morgen um diese Stunde. Heute finde ich Freunde zu Haus und kann nicht versprechen, daß wir ungestört bleiben. Sie müssen mir dann auch von Ihrer Gegend erzählen, in der ich, wie Sie vielleicht nicht einmal wissen, einen Theil meiner Jugend zubrachte. Uebrigens, wer weiß, ob wir nicht wieder Nachbarn werden. Man hat mir die Directorstelle des Kreisgerichts in Ihrer Nachbarstadt angetragen. Ich schlug sie erst aus. In meinen Jahren ist es nicht rathsam, es mit einer neuen Heimat zu wagen."

„Da haben Sie Recht," warf Hallmer ein.

„Aber", fuhr der Gerichtsrath fort, „meine Frau hat alle ihre Verwandten in der Gegend, und da haben wir denn noch einmal überlegt. Und wenn man erst überlegt, lieber Hallmer, das ist eine alte Erfahrung, so schlägt der Entschluß gewöhnlich für das Unsichere aus. Auf morgen also!"

Er stand vor seinem Hause und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedruck.

Hallmer ging aber am andern Tage nicht zum alten Freunde. Schon am Vormittage kam ein Brief, der das Unglück auf seinem Gehöfte meldete. Das Wohnhaus war bis auf den Grund niedergebrannt,

da es aber auf der Anhöhe allein ſtand, waren Ställe, Scheuer und Taglöhnerhaus, die am Fuß der Anhöhe lagen, unverſehrt geblieben. Gerettet ſei nichts, da die Hülfe aus den Nachbardörfern erſt eintraf, als die Flammen bereits jeden Eintritt in das Haus wehrten. Die Katharine ſei, wie ſie aus dem Bette geſprungen halb nackt, noch gerade zu rechter Zeit aus dem Hause gelaufen. Das Feuer müſſe aber, nach der gerichtlichen Unterſuchung, in der Küche ausgekommen ſein, wie es ſcheine an dem längſt ſchadhaften Schornſtein. Das Mädchen läge im heftigen Fieber und hätte nicht verhört werden können, wovon man übrigens auch Abſtand nehme, da nach dem Thatbefund nicht einmal der Verdacht einer Fahrläſſigkeit auf ihr ruhe. So ſchrieb der Actuarius der Gerichtscommiſſion auf Erſuchen des Taglöhners, der ſich ſelbſt wol keine großen Schreibkünſte zutraute.

Die Nachricht erregte natürlich die allergrößte Beſtürzung in der Familie. Hallmer verlor ganz und gar den Kopf, er ſchwankte von einem Entſchluß zum andern, freute ſich aber bei aller Trauer auf das neue Haus, das er ſich prächtig ausmalte, als wenn es ſchon daſtände, und ſprach dann wieder vom Ver-

kauf der Besitzung; kurz, er tappte nach allen Seiten, und eine Ueberlegung hob immer wieder die andere auf. Die Frau dagegen war ganz ruhig. Das Unglück war nun einmal geschehen und der Verlust durch Sparsamkeit zu überwinden. Hallmer solle sofort abreisen, sie selbst käme in den nächsten Tagen nach, die Kinder aber ließe sie über Winter bei den Großeltern, da sie selbst sich nur nothdürftig im Taglöhnerhause würden einrichten können. So fand sie, durch ihren ganzen Charakter mehr auf Widerwärtigkeiten gefaßt, sich auch leichter in denselben zurecht und blieb ruhig und besonnen. Hallmer fügte sich ihren Entscheidungen, und so finden wir wenig Tage später die Eheleute in dem Taglöhnerhause etablirt, während die früheren Bewohner im nahen Dorfe untergebracht sind. Frau Hallmer's Hauptsorge ist Katharina's Pflege, denn sie fand das Mädchen noch in starkem Fieber und noch nicht mit klarem Bewußtsein über das, was geschehen. Langsam wich das Siechthum, und erst als der Frühling nahte, konnte man die Kranke als genesen ansehen. Nun aber erholte sie sich schnell, und eine eigenthümliche Veränderung sprach sich in der ganzen Erscheinung, in dem Wesen des

Mädchens aus. Wie eine Blüthe, die lange zurückgehalten, oder ein Bäumchen, das unter dem Drucke ſtand, ſich auf einmal entwickelt, ſo erholte ſich das verſpätete Kind als zarte, aber doch friſche Jungfrau. Von dem Augenblicke an, als ihr das Bewußtſein zurückgekehrt war, als ſie Frau Hallmer's ruhige Pflege empfand, hatte ſie ſich, als ſei die frühere Starrheit geſchmolzen, faſt anſchmiegend dieſelbe gefallen laſſen. Ein Wort des Dankes kam zwar nicht über ihre Lippen, aber ihr ganzes Weſen und Verhalten war ein Dank der That gegen Frau Hallmer. Sie nannte ſie „Tante", wenn ſie ſich überhaupt einer Anrede bediente, was ſie meiſt vermied, und ſobald es ihre Kräfte geſtatteten, half ſie leiſe, unbemerkt, war zur Hand und lauſchte die Dienſte ab, noch ehe man ſie auf dieſelben hinwies. Wortkarg und unmittheilſam war ſie geblieben, aber jetzt machte das den Eindruck beſcheidener Unterordnung, was früher wie eigenwillige Verſchloſſenheit erſchien. Damit ging die äußere Erſcheinung Hand in Hand. War ſie bis dahin ein unſcheinbares, faſt abſtoßendes, unſchönes Kind geweſen, ſo entwickelte ſie ſich jetzt zu einem anmuthigen hübſchen Mädchen.

Dagegen hatte Hallmer sich in anderer Weise verändert. Der sonst so heitere, hoffnungsreiche Mann war still, in sich gekehrt geworden, oft mürrisch, immer unruhig: „Es ist kein Segen bei dem ganzen Besitz!“ wiederholte er immer wieder, „und ich wollte, er wäre niemals an uns gekommen!“ Nun war es die Frau, die ihn beruhigen mußte. An dem Häuschen, das ohnehin nicht mehr lange gestanden hätte, meinte sie, sei ja eben nicht viel verloren, die Einkünfte des Gütchens hätten in kurzer Zeit den Schaden überwunden. Er schüttelte den Kopf und blieb dabei, das sei erst der Anfang des Unglücks, und dabei würde es nicht still stehen.

Die Ankunft des ältesten Sohnes Anton kam der Mutter zu Hülfe. Seine Militärzeit war ihm verkürzt worden, damit er den Eltern beistehen könne, und frisch und mit Verständniß griff er ein. Die alte, schaurige Brandstätte ließ er forträumen und war schon fertig mit dem Riß des neuen Hauses, das er sofort in Angriff nahm. Als der Frost kaum aus der Erde gewichen war, wurde das Fundament gelegt. Katharine hatte sich noch nicht in's Freie gewagt, und zum ersten Male versuchte sie ihre Kräfte, als Frau

Hallmer, der Aufforderung des Sohnes folgend, den Platz zum neuen Hause in Augenschein nehmen wollte. Es waren erste Frühlingstage. Noch hatte das neue Grün den Boden nicht gedeckt, und nur der Keim der Blätter quoll üppig hier und da hervor. Von der kleinen Anhöhe, auf der das Wohnhaus wieder erbaut werden sollte, glitzerte und rieselte es in unzähligen Quellchen herab; das war ein Schäkern und Haschen von schimmernden Tropfen, ein Entgegenkommen und Entschlüpfen um die locker gewordenen Wurzeln und neu aufsprießenden Keime. Der steile Fußpfad war naß und schlüpfrig. Katharine, unter dem Einfluß der aufregenden Frühlingsluft, konnte nach den ersten Schritten nicht weiter; wie betäubt von dem Duft, der ihr entgegenquoll und entgegenknospte, griff sie nach einer Stütze, die ihr fehlte. Sie wäre niedergesunken, hätte nicht Anton's Arm sie gefaßt.

„Katharine!“ sagte Frau Hallmer, die vorangeschritten war, „geh' heim, Deine Kräfte reichen noch nicht, die Anhöhe hinaufzusteigen.“

Katharine hing in Anton's Arm und wollte sich losmachen, um zu gehorchen. Der aber hielt sie fest, hob die leichte Bürde mit kräftigen Armen, eilte

lachend mit ihr die wenigen Schritte hinauf und setzte sie leise nieder. Ueber Katharine's bleiche Züge, durchsichtig zart in Folge der eben überwundenen Krankheit, flog ein tiefes Roth; sie versuchte zu lächeln, aber die Wimpern füllten sich mit Thränen, und so schlüpfte sie fort an Frau Hallmer's Seite, selbst das Bild eines jungen Lenzes.

Von nun an hielt aber Katharine's Genesung und Kräftigung gleichen Schritt mit dem werdenden Frühling. Als die weißen Glocken der Anemonen um den Fußweg schwankten, konnte sie diesen schon leichten Schrittes hinaufeilen, und als die Kirschbäume in Blüthe standen, fing sie an bei dem Bau zur Hand zu gehen. Schon hoben sich die Wände des Hauses in Manneshöhe vom Boden, und unter Anton's fleißiger und umsichtiger Leitung, bei der er kräftig selbstarbeitend eingriff, förderte sich Alles schnell und sicher. Es war ein lustiges Treiben auf dem Bauplatz. Hier stiegen munter die Handlanger hinauf, herab auf den Leitern des Gerüstes, auf dem der rothe Stein klang unter dem Hammer des Maurers. Weiter ab tönte der Axtschlag des Zimmermanns, und unter ihm schälten sich sauber und gefügt zu einander die kräftig duftenden

Balken. Darunter mischten sich heiteres Wort, eine lustig gepfiffene Weise, ein munteres Lied. Aufbauen ist ein fröhliches Werk.

Hallmer kam selten auf die Baustelle. Er schien es vorzuziehen, die Arbeit auf dem Felde zu überwachen, und fast machte es den Eindruck, als sei ihm das Schaffen froher Menschen unangenehm. Eine scheue Unruhe lag in seinem ganzen Wesen. War er dann einmal oben, hielt er sich nicht auf und verwies alle Anfragen an Anton, an dem er freilich den besten Stellvertreter hatte. Besonders schien es ihn aber verlegen zu machen, wenn er Katharine bei der Arbeit fand, wie sie Kalk, Lehm oder Steine zutrug. Er versuchte es dann sie fortzuschicken, da er aber nie einen bestimmten Befehl aussprach, hielt sie die Ermahnung nur für die Absicht, sie zu schonen, und ließ sich nicht stören. Ja, sie lächelte und arbeitete nur um so emsiger weiter.

Zwischen Anton und Katharine hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gestaltet. Bis auf den gewöhnlichen Tagesgruß wechselten sie eigentlich nie ein Wort, aber ganz natürlich und ohne Absicht noch Verlegenheit. Anton konnte nicht bei den Eltern im

Taglöhnerhause wohnen, dazu war der Raum zu beschränkt, und er hatte unten im Dorf sich Unterkommen gesucht. Zu den Mahlzeiten kam er nicht, da er, wie die anderen Handwerker, sich das Essen auf die Baustelle bringen ließ. So sah er das Mädchen eigentlich nur bei der Arbeit, in die es sich still einreihte. Katharine war träumerisch. Zwischen jenem Abend, an dem das Feuer ausbrach, und jetzt lag der Schleier der Krankheit über ihren Gedanken, und sie hatte nie versucht, ihn zu lüften oder zu durchdringen. Man hatte sie wol gefragt, wie sie damals auf die Gefahr aufmerksam geworden sei und ihr enteilt wäre, aber sie wußte es nicht. Der ganze einsame Christtag war ihr wie ein Traum und die Zeit darauf ein vollkommenes Dunkel.

Es war an einem Sonnabend und früher als sonst Feierabend gemacht worden auf der Baustelle. Anton war noch allein zurückgeblieben, um den Bogen über der Hausthür fertig zu machen, es kam ihm das vor wie ein Abschluß der Woche, und es schien ihm unrecht, das Halbfertige in die neue hinüber zu nehmen. Katharine war bei ihm geblieben und trug zu wie aus stummer Uebereinkunft, denn sie sprachen

nicht mit einander. Die Sonne ging unter. Alles ringsum lag in roſigem Schein, und mit kühlem Frühlingshauch brach der Abend an.

Anton hatte den letzten Stein eingefügt, ſeine Schürze abgebunden, das Geräth fortgelegt, den Rock angezogen und kam vom Gerüſt herab. Da lehnte Katharine an einem aufgeſchichteten Haufen rother Steine. Sie wiſchte den Schweiß von der Stirn, und die Bruſt hob ſich ſchneller athmend von der Anſtrengung.

„Katharine“, ſagte Anton und blieb vor dem Mädchen ſtehen, „Ihr thut Euch zu viel. Die Anſtrengung geht über Eure Kräfte. Wie Euch die Wangen glühen und der Athem fliegt!“

„Laßt“, erwiderte ſie, „ich habe Kräfte, ſo ſchwächlich ich ausſchaue, und die Arbeit ermüdet mich nicht, ſie ſtärkt und kräftigt mich.“

„Aber Ihr ſeid an ſo hartes Schaffen nicht gewöhnt. Ihr ſeid faſt noch ein Kind und waret krank.“

„Jetzt bin ich kein Kind mehr und auch nicht mehr krank,“ ſagte ſie. „Und dann, Anton, Ihr glaubt nicht, wie es mir wohlthut, hier mitarbeiten

zu können. Mit jedem Stein, den ich zutrage, ist mir, als fiele mir einer vom Herzen."

„Weshalb das?" fragte unbefangen der junge Mann.

„Ja, das weiß ich nicht", erwiderte das Mädchen schnell, „und ich will es auch nicht wissen. Es ist aber so."

„Geh' jetzt heim, Katharine!" sagte er, „die Abendluft ist kühl, es ist feucht hier, und Du bist erhitzt."

„Noch nicht!" erwiderte sie. „Seht, ich bin ein wunderliches Geschöpf. Ich träume so hin und denke nicht nach über das, was hinter mir liegt, noch über das, was werden soll. Wenn mir aber einmal ein Gedanke kommt, wie eben jetzt, dann ist's mir, als wache ich auf, und dann muß erst heller Tag um mich werden."

„Was denkst Du jetzt?" fragte Anton.

„Was Ihr selber mich fragtet. Weshalb ist mir das Mitschaffen an diesem Bau solche Wohlthat?"

„Weil Du nicht müßig sein willst und dankbar sein magst für die Gutheit meiner Eltern an Dir!" sagte er freundlich.

„Nein, das ist's nicht," rief sie schnell. „Das nicht, es ist noch etwas Anderes, ich kann es nur nicht recht fassen."

Sie legte die Hand fest an die Stirn, die Finger in die Schläfen preſſend, und flüſterte dann wie vor ſich hin: „Manchmal dachte ich, es wäre, um mit Euch zu ſein. Ich ſehe es ſo gern, wie Ihr jedes Ding angreift und in Schick bringt. Es ſieht faſt aus, als ginge Alles von ſelbſt und könne nicht anders ſein, und Jeder könnte das machen. Aber das iſt nicht, und ich ſehe den Anderen oft nur zu, um mich zu überzeugen, daß Ihr geſchickter ſeid, als Alle.“

„Das kommt Dir ſo vor!“ ſagte er lachend.

„Nein, nein“, rief ſie. „Freilich ſehe ich jetzt immer nur auf Euch allein, und wenn Ihr einen Stein einfügt, den ich herauf geſchleppt habe, oder die Kelle füllt mit dem Lehm auf meiner Mulde, dann fühle ich die Laſt gar nicht und eile auch, daß Ihr nur ja nicht einen Stein nehmt, den Euch andere Hand brachte. Das iſt wieder ſolche Wunderlichkeit. Gelt, ich bin ein Kind?“ Sie ſah ihn offen an und lachte hell auf.

„Katharine“, rief Anton, dann ſtockte er, und als ſie ihn fragend anſah, fügte er nach einer Weile hinzu: „Du biſt mir gut, nicht wahr?“

„Gewiß!“ sagte sie und senkte den Blick.

„Katharine!“ fuhr er fort, „so hübsch bist Du mir nie erschienen, als jetzt.“

„Ihr habt mich eben nie angesehen“, sagte sie lächelnd.

Der junge Mann wurde dunkelroth und kämpfte mit dem Wort, das ihm auf der Lippe schwebte.

„Jetzt laßt uns heimgehen!“ sagte sie ruhig.

Anton ergriff ihre Hand. „Ich weiß jetzt“, sagte er, „weshalb Dir die Arbeit hier eine Freude ist.“

„Nein, nein, Ihr wißt's nicht!“ rief sie mit ängstlicher Hast.

Sie wollte gehen, aber er hielt sie zurück.

„Katharine“, sagte er, „weshalb wollen wir schweigen? Mir wallt es auf im Herzen, und was ich lange nicht wußte, wird mir auf einmal klar. Gott hat uns zusammengeführt, weil er uns für einander bestimmte. Ich liebe Dich, Katharine, und Du, — Du —“

Er konnte nicht weiter reden, krampfhaft riß sie die Hand aus der seinigen, leichenblaß stand sie vor ihm. „Was ist Dir, Katharine?“ rief er entsetzt.

Sie wehrte ihn ab mit beiden Händen. Ihr

Auge ſtarrte in die Luft mit dem Ausdruck tödtlichſter Angſt. So ſtand ſie da, eine lange Zeit. Da rang ſich ein Schrei aus tiefſter Bruſt, ſie wandte ſich und eilte einige Schritte fort, dann ſtand ſie ſtill wie gebannt.

Mit einem wunderbaren Gefühl von Grauen folgte der junge Mann, da wandte ſie ſich zu ihm und ſagte tonlos, aber ganz feſt: „Jetzt weiß ich Alles! Kommt her und hört mich an, der Stein muß vom Herzen: Hier ſtand das Haus Eurer Eltern, das mich, die Waiſe, die Verlaſſene auf der Welt, gaſtlich aufnahm. Dieſe Hand hat das Feuer angezündet, das das Unglück brachte. Ich hätte es hindern können, aber ich freute mich der aufflackernden Flamme. Weiß Gott, ich wollte mit verbrennen, aber dann auf einmal fehlte mir der Muth.“

„Katharine!“ rief er, „wie konnteſt Du das thun?“

„Fragt mich nicht!“ ſchrie ſie wild, „ein Fluch war über mir, die Geiſter des Feuers umſtrickten mich. Nun wißt Ihr es, und ich weiß es auch. Sonſt Keiner auf der Welt. Ihr habt geſagt, daß Ihr mich liebt, alſo werdet Ihr mich nicht verrathen. Aber

Ihr könnt mich nicht mehr lieben, das sehe ich Euch an und fühle es, wie ein Messer durch's Herz. Geht da hinab, Anton, ich werde hier gehen, und wenn wir unten zusammen kommen, habt Ihr mir Nichts gesagt, und ich habe Euch Nichts eingestanden, und wir wollen sehen, wie wir es tragen."

Sie ging, ohne sich umzusehen, den Fußpfad hinunter.

Anton stand lange und sah ihr nach. Es war ganz Nacht, als er seine Gerätschaften zusammennahm und auf der andern Seite in's Dorf hinabging. Seine Eltern erwarteten ihn vergebens zum Abendbrod.

III.

Scheinbar hatte sich Nichts verändert in dem kleinen Kreise, nur daß Katharine nicht mehr auf den Bauplatz ging, und das schien ganz natürlich. Das Haus war fertig bis zum Dach; die Zimmerleute richteten dasselbe, und da war ihre Hülfe überflüssig. Sie ging Frau Hallmer im Hause zur Hand. Anton ließ sich wenig sehen, und Hallmer war meist auf

dem Felde. Wie gesagt, Jeder schaffte fleißig in seiner Weise, aber still in sich abgeschlossen, nicht viel anders als früher. Und doch fühlte man, daß ein Druck lag auf Allen, wie ein unausgesprochenes und unaussprechbares Geheimniß. Keiner merkte das von dem Andern, Jeder war mit sich selbst beschäftigt, und nur Frau Hallmer, mit dem der weiblichen Natur eigenen Tact, sah, unbefangen wie sie war, die kleinen Veränderungen, die sie sich nicht zu deuten wußte. Und leise und allmälig wurden diese entschiedener und in's Auge fallender. So verstrich der Frühling, der Sommer neigte sich zu Ende, die Scheunen waren gefüllt, das Feld leer, und das Haus stand fast vollendet da. Das Laub bräunte sich, und die Tage wurden kürzer. Da, als der längere Abend Eltern, Sohn und Pflegekind im Stübchen vereinigte, konnte man es nicht mehr übersehen, wie Jeder dem Andern mit dem Worte aus dem Wege ging und besorgt war, das Gespräch so zu halten, knapp und scheinbar unbefangen, daß keine Frage oder Erwähnung über das Gleichgiltige hinausführen konnte. Das geht wol eine Weile, aber zuletzt wird es unerträglich Die Haft der Empfindung und die Fessel des Wortes,

bei sonst freier Bewegung, erträgt sich nicht auf die Länge.

Ein überaus warmer und regenfreier Sommer war dem Bau sehr förderlich gewesen. Das Haus stand fertig, und Anton erklärte, es könne bezogen werden. Frau Hallmer drängte dazu. Die Nothwendigkeit, die Kinder wieder zu sich zu nehmen, machte den Wunsch natürlich, wenn auch davon die Trennung von dem ältesten Sohn abhing, der zu seiner Weiterbildung in die Fremde wollte, sobald seine Kräfte den Eltern nicht mehr nöthig waren. Hallmer und Katharine dagegen zeigten eine entschiedene Scheu, das neue Haus zu beziehen, und lenkten ab, sobald das Gespräch auf die Einrichtung kam, und zwar geschah das so deutlich, daß es Frau Hallmer nicht entgehen konnte, so wenig sie sich auch den Grund zu deuten vermochte.

Katharine war völlig verändert. Sie war kräftig erblüht, und jeder Schein früherer Unentwickeltheit, jede Spur der überwundenen Krankheit war vollkommen verwischt. Man konnte sie ein schönes, fügsames Mädchen nennen, und nur über ihre sonst freundlich ernsten Züge flog von Zeit zu Zeit der Aus-

druck einer tiefen Seelenangſt. Frau Hallmer hatte ſchon längſt dafür geſorgt, das verbrannte Hausgeräth zu erſetzen, hatte neues bereits in die neuen Räume ſchaffen laſſen, und das um ſo unbemerkter, als ihr Mann und Katharine immer Vorwände fanden, ihr in das fertige Haus zu folgen. Eines Tages aber wußte ſie jeden Einwand abzuſchneiden und führte die Beiden hinauf. Anton erwartete ſie an der Schwelle. Es war Sonntag, kein Arbeiter ſonſt auf der Bauſtelle. Die Morgenglocken von den Kirchen der Nachbardörfer klangen feierlich durch die trübe, nebelſchwere Herbſtluft. Der erſte Schritt auf eine Stätte, die fortan unſer Leben aufnehmen ſoll, hat immer etwas Bedeutungsvolles, Ergreifendes. Das fühlten Alle, und ſchweigend ſchritten ſie dahin. Hallmer ſchien verſtimmt, als zwänge man ihn zu einem unnöthig verdrießlichen Gange, Katharine ſah vor ſich nieder, als folge ſie einem ſchwer zu gehorchenden Befehl. Als ſie den Blick erhob und Anton in der Thür gewahrte, flog eine dunkle Röthe über ihre Züge, ſie machte eine kurze Bewegung, als wolle ſie wieder umkehren, Anton aber trat zu ihr und ergriff ihre Hand. „Katharine“, ſagte er, „das neue Haus iſt

mit ein Werk Deines Fleißes, Deiner Arbeit. Du schlepptest die Steine herauf. Freue Dich mit uns, daß es so schön dasteht."

„Und danke Gott, daß Er Dich so gnädig schützte, als das alte Haus zu Grunde ging", fügte Frau Hallmer hinzu. „Freudig und dankbar aber müssen wir Alle sein, und Du auch, Alter, und so mache einmal ein frohes Sonntagsgesicht und komm hinein in unser Haus." Sie nahm ihn unter den Arm und führte ihn über die Schwelle.

Anton hielt noch immer Katharine's Hand. Es war das erste Mal seit ihrem Geständniß. „Katharine", sagte er, „fasse wieder Muth zum Leben, es muß ja werden. Du bist jung, und Jugend hat Kraft. Vergiß, was auf Deiner Seele liegt, und fange frisch ein neues Leben an.

Katharine erwiderte zuerst Nichts, aber sie sah mit großem Auge fragend zu ihm auf. Endlich fing sie an: „Ihr sagt das wol, und ich habe es mir oft selbst gesagt. Aber es geht doch nicht. Was geschehen, wird nie wieder ungeschehen, und der Baum, den der Blitz zusammenschlägt, steht nicht wieder auf."

„Ihr übertreibt das Alles in Euren Gedanken",

erwiderte Anton. „Was Ihr unbedachtſam, halb im Traume, geſchehen ließet, grübelt Ihr Euch zur Schuld aus, und ſo wird ſie das mehr in der Erinnerung, als ſie es in der That war.“

„Wer ſagt Euch das?“ rief ſie ſchnell und mit faſt wildem Ausdruck. „Man kann Nichts dazu und Nichts davon denken, man kann nur beſſer verſtehen, was hinter Einem liegt. Ich kann Euch das nicht Alles auseinanderſetzen, aber ich weiß es: ein Fluch liegt über mir. Er zog ſich längſt, wie ein grollendes, heranbrauſendes Gewitter, ſchwül und bang über mein Leben, da kam der Blitzſtrahl, und Alles flammte auf in Gluth. Seitdem bin ich gebrandmarkt, und wenn auch Keiner das Zeichen ſieht, ich fühle es immer auf meiner Seele brennen. Ich will es Euch beweiſen, Euch und Keinem ſonſt. Hier an dieſer Stelle habt Ihr mir geſagt, daß Ihr mich liebtet, ich habe es nicht vergeſſen, denn das Wort klang mir durch alle meine Gedanken. Ich wollte es feſthalten, wie einen Troſt in meiner Angſt und wie einen Balſam auf meinen Schmerz. Aber das Wort gehört mir nicht mehr, und ſtatt zu lindern, riß es mir immer wieder die Wunden auf. Warum iſt das Wort nicht

mehr Euer und nicht meins? Weil ich gebrandmarkt bin, weil ein Stein auf meinem Herzen liegt, den ich nicht herabwälzen kann."

Anton schwieg. Das Mädchen sah ihn lange an. „Seht Ihr wol", sagte sie, „das Gebrochene steht nicht wieder auf. Ich mache Euch auch keinen Vorwurf, daß Ihr mich nicht mehr lieben könnt, aber daran sehe ich, was ich noch vom Leben zu erwarten habe. Nie in meinem armen Dasein habe ich einen Strahl von Liebe empfangen, als das eine Mal hier von Euch, und der Strahl leuchtete auch nur auf, um sofort zu erlöschen. Jetzt weiß ich, wenn auch nur von einem Augenblick, was es heißt, sich geliebt zu fühlen, und ich danke Euch dafür, Anton, denn Eure Schuld ist es nicht, daß ich jetzt doppelt elend bin."

„Katharine!" rief Anton, „weshalb sollte ich Dich nicht mehr lieben können?"

„Nein, nein", unterbrach sie ihn, „kein Mitleid, nicht das Almosen eines freundlichen Wortes, das mir doppelt wehe thun würde, weil es klingt wie jenes, und doch nur der Schatten ist, den der Lichtstrahl hinter sich warf. Ich glaube nicht mehr an Eure Liebe, nicht mehr an Glück, ich bin mir selbst gram,

und ich wüßte nicht, was mir begegnen könnte, das ich nicht gern trüge, wenn ich nur den Stein vom Herzen los wäre. Geht zu Euren Eltern, Anton, und wenn sie nach mir fragen, sagt, ich sei gegangen, das Mittagbrod zu bereiten. Was soll ich in dem Hause, in das ich nicht gehöre und in das ich nicht mit hineinziehen will."

Mit plötzlicher Bewegung hatte sie sich gewandt, und schnell eilte sie den Abhang hinunter, ohne sich umzusehen.

Frau Hallmer hatte indessen den Mann durch alle Räume geführt, ruhig überlegt, zuversichtlich auf die Zukunft, die hier gelebt werden sollte. Seit sie seine trüben, muthlosen Stimmungen zu bekämpfen hatte, schien es, als wären diese von ihr selbst genommen. Früher hatte sie seinen hochfliegenden, heiteren Hoffnungsplänen ernste Unsicherheit entgegengestellt, jetzt schienen die Rollen vertauscht; aber sie wußte aus Erfahrung, daß ein Ankämpfen mit Worten oder Vernunftgründen gegen Verstimmungen diese nur steigert, und so that sie, als bemerke sie dieselben nicht, und zog den Mann gleich mit Rath und That in ihre Anordnungen hinein. Es zeigte sich schnell,

daß sie den rechten Weg eingeschlagen hatte, Hallmer wurde freier und freier, bemerkte, wo Dieses und Jenes noch fehlte, und erbot sich, das gleich morgen, wo ihn Geschäfte ohnehin in die Stadt riefen, selbst zu beschaffen.

Frau Hallmer, die ihren Mann auf einmal wieder in einer unbefangenen, fast heiteren Stimmung sah, die sie seit Monaten an ihm vermißt hatte, faßte Muth zu einem halb fragenden, halb ermunternden Wort. Sie hatte ihn einen neuen Lehnstuhl probiren lassen, den sie an's Fenster schob, legte ihm die Hand auf die Schulter und zeigte hinaus: „Dies soll Dein Platz werden, Alter", sagte sie, „von hier aus kannst Du im behaglichen Ausruhen die Scheunen unten, einen Theil des Ackers übersehen und Dich des Wohlstandes freuen, der so unverhofft über uns gekommen ist und den wir mit Gottes Hülfe zum Besten unserer Kinder mehren wollen."

Ueber Hallmer's Gesicht zog wieder der Zug der Verstimmung, der nur für Augenblicke entschwunden war. Er wollte aufstehen, aber die leise Hand der Frau auf seiner Schulter bannte ihn am Platz. „Hallmer", sagte sie, „kannst Du denn das eine

Unglück, das uns das Haus in Asche legte, nicht vergessen? Ach, es war gar kein Unglück, und es wäre fast sündlich, es so zu nennen. Für das alte, unbequeme und baufällige Haus, das doch nur noch für wenige Jahre hätte genügen können, das wir oft beschlossen einzureißen, haben wir ein neues, ganz nach unserm Wunsch, haben es durch die Tüchtigkeit unsers Sohnes, ohne daß unser Wohlstand erschüttert ist. Sieh', ich habe mich sonst, Du weißt es ja, immer nur schwer in neue Verhältnisse hineinfinden können, und mir war es hier auch noch nicht heimisch. In dem Hause, für Andere gebaut, eingerichtet, zurecht gelebt, hatte ich niemals die Empfindung des Eigenthums und traute mich kaum, etwas anzufassen oder gar zu ändern. Jetzt erst bekomme ich die Zuversicht, daß dies mein ist, und ich freue mich ordentlich, hier eine Thätigkeit zu beginnen."

Hallmer ließ sie kaum ausreden, er sprang auf, ergriff den Hut und mit der hastigen Mittheilung, er habe noch im Dorfe eine Verrichtung, hatte er das Haus verlassen und schritt nach der Seite des Dorfes die Anhöhe hinab. Frau Hallmer sah ihm lange kopfschüttelnd nach. Sie konnte den Mann nicht mehr

verſtehen, deſſen ganzes Weſen früher ſo durchſichtig, ſo ohne alles Hehl geweſen war. Und doch wurde ihr Vertrauen zu ihm nicht einen Augenblick erſchüttert. Das dankte ſie ihrem eigenen, zuverläſſigen Charakter. Nur reine Naturen können den Räthſeln, die unausgeſprochene Stimmungen Anderer ihnen zeigen, Vertrauen entgegenſtellen, während die Mehrzahl der Menſchen in dem Unklaren nur das Unrechte findet, und, ſchnell mißtrauiſch, lieber die zuverſichtliche Neigung von Jahren aufgiebt, als daß ſie ruhig die Löſung des Räthſels erwartete.

Frau Hallmer nahm Tuch und Kappe, um auch das Haus zu verlaſſen. Sie hatte vom Fenſter aus Katharine den Fußpfad wieder hinabſchreiten ſehen, aber das war ihr nicht aufgefallen, da es einmal in der Art des Mädchens lag, ſich niemals in die Familie zu drängen und immer leiſe zurückzutreten. Nach Anton hatte ſich die Mutter freilich umgeſehen, aber es war ihr lieb, daß er ſie in dieſer Stunde mit dem Gatten allein ließ, und ſie meinte auch, er hätte längſt den Ort verlaſſen, vielleicht, um ſich einer Anerkennung für ſein Werk zu entziehen. Wie erſtaunte ſie, als ſie ihn in tiefe Gedanken verſunken,

auf einem Stück Bauholz vor der Thür sitzend fand. Er bemerkte sogar die Mutter nicht, die ihn lange befremdet betrachtete, und erst als sie ihm die Hand auf den Kopf legte, schreckte er auf. Frau Hallmer setzte sich zu ihm. „Anton", fing sie an, „ich muß Dir meine Sorgen und Freuden aussprechen. Mir ist so feierlich zu Sinn, und die Sonntagsglocken aus der Ferne treffen ganz die Stimmung meines Herzens. Halte das dem Stolz des Muttergefühls zugute, der sich doppelt zurechnet, was das Kind schaffte. Dein Fleiß, Deine Geschicklichkeit haben uns die Stätte bereitet, und Du hast Alles gut gemacht."

Anton wollte dem Dank ausweichen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sage mir Nichts dagegen", fuhr sie fort, „ich lasse mir davon Nichts fortdisputiren. Ich fühle mich so beglückt in diesem Augenblick, und nur das ist Wermuth in dem Becher meiner Mutterfreude, daß Ihr Anderen mein Glück nicht ungetrübt theilt. Der Vater ist mir jetzt ein Räthsel und Du bist es auch. Frisch und freudig gingst Du hier an's Werk. Es war eine Lust, Dich schaffen zu sehen. Alle Abende dankte ich Gott, nicht allein für mich, auch in Deinem Namen, denn das

Höchste, was es auf dieser Welt giebt, Gesundheit, Arbeitskraft und Arbeitslust, dazu ein frohes, reines Herz, hatte Er Dir gegeben, und meinem Mutterherzen blieb für Dich wenig mehr übrig zu wünschen, zu sorgen Nichts. Da mußte ich sehen, daß auch Dir etwas durch's Herz ging, das nicht auf Deine Lippen trat. Ich wollte Dich nicht fragen, und ich thue es auch jetzt nicht. Ich weiß, daß ein Gedanke oft, wenn er zum Wort wird, Leben bekommt, anders als wir dachten, daß der Gedanke uns gehört, das Wort nicht mehr; aber ich weiß auch, daß das einsam getragene Geheimniß, hinter dem Riegel verschlossener Lippen, gefährlicher ist, als das offene Wort. Vor dem wahren Licht der Sonne verwehen manche Spukgestalten der Nacht, und Licht und Wahrheit ist's doch zuletzt allein, was Verworrenes löst und Krankendes heilt. Ihr Alle, Du, der Vater, und ich nenne jetzt auch das Mädchen, das so unerwartet in unsern Kreis gedrängt wurde, werdet erst wieder frei und gesund, wenn Ihr den Stein abwälzet, der Euch auf dem Herzen liegt. Ich weiß nicht, woher mir, der schlichten Frau, die Worte kommen, Dir das Alles so auszusprechen, aber die Mutterliebe löst mir die Zunge und die Sonn-

tagsandacht, die durch dieſe Stunde zieht. Ich will auch keine Antwort, mein Sohn, ich will nur, daß Du Dir mein Wort zu Herzen nimmſt."

„So haſt Du gemerkt, Mutter?" ſagte Anton, und dunkles Roth zog über ſeine Stirn.

Die Mutter lächelte. „Thor", rief ſie; „Thor, der Du biſt, ein Mutterauge ſollte das nicht ſehen? Aber ſo ſind die Menſchen. Jeder hält ſein Denken und Empfinden für ein Buch mit ſieben Siegeln, und meiſt ſteht die Schrift ſeines Geheimniſſes deutlich auf ſeiner Stirn geſchrieben, und was er verbergen will, ging ihm ſchon voraus oder folgt ihm nach. Ja, ſein Geheimniß gehört ihm nicht einmal allein, und er hat gar nicht das Recht, es für ſich ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen, denn jedes Menſchengeſchick greift mit ſo und ſo vielen Fäden in die Geſchicke Anderer, daß er das eigene nicht verwirren kann, ohne Jene in die Verwirrung mit zu verſtricken. Aber", fügte ſie lächelnd hinzu und ſtand auf, „ich glaube wirklich, ich halte Dir die Predigt, die wir heute verſäumten, und laſſe Dich die Erfahrung machen, daß eine alte Frau, wenn ſie ein-

mal in's Schwatzen kommt, nicht wieder in ihrem Redeſtrom zu hemmen iſt."

„Mutter", rief Anton und legte ſeinen Arm um ſie, „das verſpreche ich Dir, Du ſollſt Deinen geſunden, frohen Sohn wieder haben. Was ich auf dem Herzen habe, und Du haſt es ja doch geſehen, daß ich bedrückt bin, will ich mir ſelbſt erſt an's Licht kehren und werde dann ſchon finden, wie ich es anfaſſe, um es zurecht zu bringen. Du ſagſt ja, ich ſei ein guter Maurer geworden. Nun, der läßt den Stein tanzen in ſeiner Hand, bis er die Stelle gefunden hat, wo der Hammer einſchlagen muß, um die Kanten fortzuſchaffen. Aber Du haſt recht, dazu muß der Stein in's Licht gebracht werden."

„Recht ſo, mein Sohn", ſagte die Mutter, „mache Du den Anfang; Dein Stein iſt auch der kleinſte, und Deine Hand die kräftigſte."

„Laß nur, Mutter", erwiderte er, „wenn wir Maurer eine Wand einreißen, fangen wir auch mit dem kleinſten Stein an, aber wenn der erſt herausgepoltert, müſſen die großen nachfolgen, und den Schwindel, daß die Mauer mir über dem Kopf zuſammenfallen könnte, habe ich bei dem Handwerk verlernt."

Dabei sah er so frisch in die Welt, daß auch der Mutter wieder froh um's Herz wurde.

„O, die Jugend", sagte sie, „wenn der auch Blüthen knicken, dann ist's wie im Frühling, wenn ein Reif die Blumen bricht. Am andern Morgen sind neue aufgesprossen, und es blüht üppiger als vorher. Mit dem Vater wird es schwerer sein, denn im Herbst bricht der Sturm die Aeste, und die schlagen nicht wieder aus." Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her, dann sagte die Mutter, als hätten ihre fortspinnenden Gedanken unwillkürlich Worte gefunden: „Liebst Du denn die Katharine?"

Anton stand still und sah die Mutter an.

„Denkst Du mir denn meine Gedanken nach?" fragte er. „Die Frage warf ich mir eben auch auf. Aber Du bist kein guter Maurer, Mutter, Du willst schon durch die Wand in's Innere sehen, ehe der Stein ausgebrochen ist, der uns den Einblick öffnet." Dabei lüftete er die Mütze, daß ihm der frische Herbsthauch durch's Haar und um die Stirne strich, pfiff ein lustiges Gesellenlied, und da auch die Mutter schwieg, wechselten sie kein Wort, bis sie vor dem kleinen Häuschen angekommen waren.

„Kommſt Du mit hinein?“ fragte die Mutter, als Anton zaudernd an der Thür ſtill ſtand.

„Heute nicht!“ ſagte er, „Du haſt mir ſo viel zu denken gegeben, daß ich damit erſt fertig werden muß, und dazu bin ich beſſer allein oder mit Menſchen, die mir mein Denken nicht ablenken. Aber Eins mußt Du mir nun auch noch ſagen. Du haſt mich gefragt, ob ich — ſie liebe. Was würdeſt Du ſagen, wenn ich es thäte?“

„Nichts!“ erwiderte die Mutter.

„Was hältſt Du von dem Mädchen?“ fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht mehr“, antwortete Frau Hallmer. „Als ſie zu uns in's Haus kam, war ſie mir unbehaglich, ich wollte mich zwingen, ein Herz zu ihr zu faſſen, aber ſie war abweiſend, und die Liebe, die keinen Rückſchlag findet, wird matt und verkümmert. Seit ſie von ihrer Krankheit aufgekommen, iſt ein anderes Weſen mit ihr geworden, ich war viel allein mit ihr und hoffte ſchon, ſie würde mir langſam entgegenblühen, aber auf einmal war es aus. Und nun jetzt —“

„Jetzt?“ fragte Anton und sah die Mutter forschend an.

„Jetzt“, fuhr sie fort, „ist sie mir eine ganz Andere geworden. Das Mädchen, das der Sohn liebt, ist plötzlich ausgetauscht für die Mutter. Liebe und Sorge wachsen auf einmal auf und heiligen das Mädchen, das aufhört eine Fremde in unserm Herzen zu sein. Jetzt ist sie mir nicht mehr die Katharine von früher, und ich muß wieder von Neuem anfangen, mir den Weg zu ihr zu suchen. Ach, und wenn sie dann auch einer Liebe fähig wäre und der helle Strahl dieser Empfindung in ihrem Herzen aufginge, wie würde er Groll, Scheu, Mißtrauen verscheuchen, und wie ganz anders würde sie dann erst werden. Prüfe Dich, mein Sohn, und dazu segne Dich Gott!“ Sie drückte Anton an's Herz und ging dann allein in das kleine Häuschen. Anton kam an diesem Tage nicht zu den Eltern. Hallmer war wieder ganz in seinen alten Trübsinn versunken, und Katharine in eigenthümlicher Aufregung, die sie durch Geschäftigkeit zu verbergen suchte. Sie erwartete Anton. Ach, sie hatte längst nicht mehr die Hoffnung, daß er sie noch lieben könnte; daß er aber fortblieb, deutete sie auf

ihre Schuld, die ihr immer größer, immer vernichtender auf die Seele fiel. So oft der Wind an der Thür rüttelte oder ein Fenster klirrte, schrak sie zusammen.

Er kam nicht, und damit glaubte sie sich gerichtet.

Frau Hallmer beobachtete das Mädchen schweigend. Eine unnennbare Angst überfiel sie, ein Schwanken zwischen Furcht und Wunsch, zwischen Hoffen und Verzagen.

Am andern Morgen wollte Hallmer schon früh zur Stadt fahren. Als Frau Hallmer in die Küche trat, den Kaffee zu bereiten, fand sie Katharine noch nicht. Die Eheleute nahmen das Frühstück allein, eilig, unruhig, denn Hallmer konnte die Zeit des Aufbruchs nicht erwarten. Der Knecht war noch nicht da mit dem Wagen. Hallmer ging, ihn mit Schelten zur Eile zu treiben, aber das kleine Gefährt war noch weit im Rückstand. Hallmer befahl dem Knecht verdrießlich, ihm auf dem Wege nachzukommen, er wolle vorausgehen. Die Frau schüttelte den Kopf zu dieser aufgeregten und nutzlosen Hast, aber sie sagte Nichts und erbot sich nur, den Mann zu begleiten, bis ihn der Wagen träfe. Hallmer ließ es sich gefallen. Der Tag

fing eben an zu grauen, und das erſte Licht kämpfte noch mit der nebligen Dämmerung. Die Beiden ſprachen kaum zuſammen, nur ab und zu ein gleichgültiges Wort über die Geſchäfte des Tages. So ſchritten ſie neben einander hin. Aber es war dem Mann doch eine Beruhigung, und ihm wuchs der Muth im Zuſammenſein. In dem langen Leben hinter ſich waren ſie oft in Sonnenſchein und Sturm neben einander gewandelt, jetzt gingen ſie in das Dunkel hinaus, aber es wurde doch nach und nach heller. Der Frau war es wie eine Vorahnung, es müſſe heute eine Entſcheidung über ſie kommen, und als der Wagen kam, Hallmer einſtieg, nahm ſie Abſchied, als gälte es eine lange Trennung. Immer wie[illegible] hüllte ſie den Mann ſorgſam in Mantel und Decke, immer auf's Neue wiederholte ſie die kleinen Aufträge für die Stadt, bis er ungeduldig die Peitſche ſchwang über den Gaul und der Wagen dahinrollte.

Als Frau Hallmer wieder vor ihrem Häuschen ankam, war es längſt heller Tag geworden, aber ſie fand Katharine weder im Stübchen, noch in der Küche. Sie ſchwankte, ob ſie in ihre Kammer treten ſolle, ſie zu rufen, denn ſie fühlte eine Scheu, dem

Mädchen entgegen zu kommen, sie zu stören, oder einzugreifen in ihr stilles Zurücktreten. Sie hielt es für das Beste, sie gewähren zu lassen. Aber der halbe Morgen verging, und das Mädchen ließ sich nicht sehen. Endlich überfiel die Frau eine Angst, sie pochte an Katharine's Kammer, und als sie weder auf ihr Pochen noch Rufen eine Antwort erhielt, öffnete sie die Thür. Das Kämmerchen war leer, Alles sauber geordnet und zurechtgelegt, aber das Mädchen war nicht da. Auf dem Tischchen lag ein Blatt Papier. Frau Hallmer nahm es, erkannte Katharine's Hand und las: „Ich bin nicht undankbar, nicht verstockt, und habe mir Alles bedacht, so gut ich konnte, das dürft Ihr mir glauben. Aber in das neue Haus kann ich nicht mit Euch ziehen, — ich kann's nicht. Ich kann auch nicht Abschied nehmen, und deshalb gehe ich still fort. Laßt mich gewähren, das bitte ich Euch, was ich kann. Gott segne Euch für Alles, was Ihr an mir gethan habt. Katharine."

Frau Hallmer las den Zettel wieder und wieder, als könnte sie noch mehr herauslesen, als da stand. Sie sann und sann nach Gründen, aber wenn ihr hier etwas klar schien, so paßte es nicht auf der an-

dern Seite. Das ganze Weſen des Mädchens, ſeit dem erſten Eintreten in ihr Haus, ließ ſie mit allen Wandlungen vor ihren Gedanken vorübergehen, ſelbſt die Möglichkeit, Katharine hätte die Schuld der Brandſtiftung auf ihrem Gewiſſen, tauchte ihr auf, aber ſie mußte dieſe Annahme, wie viele andere, wieder verwerfen. In dieſen angſtvollen Ueberlegungen fand ſie Anton. Frau Hallmer reichte dem Sohn den geheimnißvollen Zettel entgegen, und ohne ein Wort dazu zu ſagen, beobachtete ſie die Wirkung, die ihm dieſe Worte hervorbringen würden. Anton erbleichte. „Iſt das ihre Handſchrift?“ fragte er; die Mutter nickte mit dem Kopfe.

„Sie hat ſich ein Leid angethan!“ ſchrie er auf, entſetzt und faſt verzweifelnd. Er wollte hinausſtürmen, das Mädchen zu ſuchen, aber die Mutter hielt ihn zurück.

„Jetzt ſage mir Alles, mein Sohn“, ſagte ſie; und mit haſtigen Worten, aber klar und beſtimmt, erzählte er das Begegnen auf dem Bauplatz, das Geſtändniß ſeiner Liebe, die unheimliche Art, in der ſie es zurückwies durch ein halbes Schuldbewußtſein. Er habe nicht gewagt, ſich ihr wieder zu nähern.

Die Mutter ſah lange ſorgenvoll vor ſich nieder.

„Mutter“, rief Anton angſtvoll, „ſprich ein Wort, bin ich Schuld daran, daß ſie in Verzweiflung fort ging? Glaubſt Du, daß ſie ſich ein Leid that?“

„Ich glaube es nicht“, antwortete Frau Hallmer. „Katharine liebt Dich, das iſt mir klar, und ihre Liebe feſſelt ſie an das Leben. Faſſe Muth, mein Sohn, aber Dein Unrecht kann ich Dir nicht verſchweigen. Katharine's Schuld iſt nicht ſo groß, als ſie ſich ſelbſt glauben machen will, das mußteſt Du fühlen, als ſie Dir ihr Geſtändniß machte. Liebteſt Du ſie nicht und war jenes erſte Wort zu ihr unüberlegt, übereilt, ſo trifft Dich ſchwere Verantwortung. Liebſt Du ſie, ſo biſt Du nicht minder zu tadeln. Die Liebe ſchreckt nicht zurück, wenn der erſte Weg nicht gleich klar und dornenlos vor ihr liegt. Du hätteſt ſie mit Deiner Liebe herausringen müſſen aus Zweifeln und Seelenkampf. Du hätteſt es vermocht, und Du haſt es nicht einmal verſucht. Dein Schweigen und Zurückziehen war keine Schonung, es war faſt eine Verurtheilung.“

„Hilf mir, Mutter“, rief Anton, „hilf mir, wenn Du kannſt.“

„Ich will es," erwiderte sie, „aber Eins antworte mir klar und bestimmt, — liebst Du das Mädchen?"

Anton rang zwischen Scheu und Neigung; aber die Angst um das Mädchen, das Bewußtsein seines Unrechts, die Klarheit der Mutter ließen die Liebe siegen, und fest und bestimmt sagte er: „Ja, ich liebe sie und will sie mir erringen."

Die Mutter fiel ihm um den Hals, und heiße Thränen rollten über ihre Wangen.

„Gut," sagte sie, „so komm. Gott wird uns auf den rechten Weg führen."

Arm in Arm verließen Mutter und Sohn das Haus und schritten hin auf der Straße, die nach der Stadt führte. Weshalb schlugen sie gerade diesen Weg ein? Frau Hallmer folgte einem unheimlichen Zuge ihrer Empfindung, und das wußte sie ja sicher, ihren Mann würde sie finden, und ohne ihn wollte sie Nichts beschließen noch beginnen.

IV.

Katharine war in dieser Nacht nicht in's Bett gekommen. Sie hatte ihr Kämmerchen geordnet, ihre

armseligen Sachen in ein Bündel zusammengeschnürt, ihre besten Kleider angelegt und den Zettel geschrieben. Dann war sie leise hinausgetreten in die Nacht. Was sie thun wollte, hatte sie sich ganz klar gemacht. Die Ueberzeugung ihrer Schuld war ihr immer unzweifelhafter geworden, Anton's Schweigen und Fernhalten erschien ihr wie die Bestätigung ihres Gewissens. Sie konnte es nicht länger ertragen, diese Last auf dem Herzen weiter zu schleppen. „Wenn ich ein Verbrechen beging, will ich es sühnen," dachte sie; „welche Strafe auch darauf steht, ich will sie tragen. Dies vorwurfsvolle, liebeleere Leben schleppe ich nicht mehr weiter, und Wohlthat und Güte annehmen von denen, gegen die ich mich verging, diese ewige Lüge bricht mich zusammen." Sie wollte sich selbst anzeigen bei der Behörde und, was davon käme, ruhig über sich ergehen lassen.

Als sie dastand unter freiem Himmel, der feuchte, kalte Herbstwind ihn entgegenbrauste und der Mond matt durch das Gewölk niedersah auf ihren Weg, ward ihr unbeschreiblich weh um's Herz. Der Abschied war schwerer, als sie dachte, denn ohne daß sie es wollte, hing sie doch an Frau Hallmer — war

sie doch Anton's Mutter — hing an dem Mann, der ihr nur freundlich begegnet war, an den fernen Kindern. In den Frieden des Hauses hatte sie sich hineingelebt, es war die einzige Friedenszeit ihres Lebens gewesen, die Zeit, die sie unter dem Hallmer'schen Dach zugebracht hatte. Sie streckte die Hände noch einmal nach dem Hause aus und weinte bitterlich. Der Mond trat gerade heller aus dem Gewölk, sie sah hinauf nach der Anhöhe, von der ihr das neue Haus entgegenschimmerte. Die Stelle mußte sie noch einmal sehen, wo Anton ihr gesagt hatte, daß er sie liebe. Schnell eilte sie den Fußweg hinauf. Hier war es, als er den Bogen dort über der Thür vollendet hatte. Jetzt war das Haus fertig, aber das Laub der alten Linde, die damals in voller Blüthe gestanden hatte, lag gelb und verdorrt am Boden. Sie kniete nieder an der Schwelle des Hauses, sie faltete die Hände über dem Pfeiler der Thür, den sie unter Anton's Hand hatte entstehen und aufsteigen sehen. „Gott segne das Haus und die es bewohnen werden," flüsterte sie leise und lehnte die heiße Stirn an die kalten Steine. Dann raffte sie sich auf und suchte sich den Weg nach der andern Seite hinab,

eiligen Schrittes, bis sie an die breite Landstraße kam. Nun lag Alles hinter ihr, was ihrem Herzen lieb war, hinter ihr in der Nacht, und auch alle Hoffnung auf Glück für das ganze Leben. Einsam wieder wanderte sie hinaus, und was sie erwartete, war Strafe und Schande. Aber sie wankte nicht in ihrem Entschluß, wenn auch ihr Schritt langsamer wurde. Sie hatte zwei Meilen zwar zu wandern, aber sie mußte immer noch zu früh kommen. Der Mond war untergegangen, und der Fuß wurde unsicher auf dem finstern Wege, den ihr nur die dunklen Bäume an der Seite noch mühsam bezeichneten. Sonst war Alles um sie her, in ihr Nacht. Zwei Stunden vielleicht war sie hingeschritten, als der erste Streif der aufgehenden Sonne sich am Horizont abzeichnete. Es wurde bitter kalt, und sie schauerte zusammen bis in's Herz. Aber sie schritt weiter. Im ersten Tagesschein sah sie das Städtchen vor sich liegen. Hier und da schimmerte ein Licht und sagte ihr, daß das Werk des Tages leise begann. Aber noch war es zu früh für das, was sie vorhatte. Halb durchnäßt, zum Tode matt und müde, überlegte sie, wie sie noch ein paar Stunden hinbringen könnte.

Da ſtand ein kleines Wirthshaus am Wege, in dem die Frachtfahrer auszuſpannen pflegten. Es ſchimmerte Licht durch die geſchloſſenen Laden, und ſie überlegte, ob ſie eintreten ſolle. Sie mußte Ruhe haben, denn ſie brauchte Kraft zu dem, was vor ihr lag. Leiſe trat ſie in's Haus und ging gleich in die Küche, wo eine ſchläfrige Magd am Herd das Frühſtück bereitete. Gewöhnt an die Stille und Reinlichkeit des Hallmer'ſchen Hauſes, ſchreckte ſie zurück vor dem wüſten Lärm, der aus der Wirthsſtube herausſtönte, vor der Unſauberkeit, die ihr überall entgegentrat; aber ſie hatte keine Wahl mehr. Sie wechſelte wenig Worte mit der Magd, hing dann Tuch und Mantel zum Trocknen an den Herd, forderte Frühſtück und ſuchte ſich ein finſteres Eckchen im Wirthszimmer, nahe am warmen Ofen, wo ſie ſich hinkauerte. Da ſaß ſie, halb wachend, halb träumend, unbekümmert um den rauchenden, ſchreienden, ſchwatzenden Kreis von Fuhrleuten, die ſich weiter ab um den Tiſch verſammelt hatten. Die Ereigniſſe der Umgegend wurden beſprochen, und einer der Männer erzählte von einer Frau, die drei Meilen weiter, am Gebirge, ein Gehöft in Brand geſteckt hatte, berichtete die Unglücks-

fälle, die dabei vorgekommen waren," und daß die Brandstifterin jetzt vor den Geschworenen gestanden hätte. „Wozu die Umstände?" rief ein Anderer. „Gleich auf frischer That das Weib in die Flammen geworfen, dann hätte sie ihr Recht gehabt." Der ganze Kreis lachte laut auf und malte mit platten Scherzen das Bild dieser Strafe aus. „Nun," fuhr der erste Erzähler fort, „unschädlich haben sie sie auch gemacht, sie sitzt, und für Lebenszeit, im Zuchthause. Mit den Mordbrennern fackeln die Gerichte nicht."

Katharine schauerte zusammen. Es war ihr, als höre sie ihr eigenes Urtheil sprechen. Ihr Kopf sank nieder auf die beiden Arme, die sie auf dem Tisch ausgestreckt hatte, und im wachen Traum vergaß sie, wo sie war. Als sie nach einiger Zeit aufschreckte, war das Zimmer leer, die Lampe ausgelöscht, und der helle Tag schien herein durch die geöffneten Laden. Sie stand auf und sammelte ihre Gedanken. Was sie beabsichtigte, trat zuerst wieder klar vor ihre Ueberlegung, was hinter ihr lag, war verworren und durchkreuzt von unklaren Eindrücken. Sie ordnete Haar und Kleider, zahlte ihre kleine Zeche und setzte ihren Weg fort. Zum Städtchen hatte sie nur noch eine

Viertelstunde zu gehen, und schon fing die Straße an sich zu beleben. Sie hatte sich ihre Absicht so klar gemacht, daß sie geraden Weges, ohne zu fragen, auf's Rathhaus ging. Ein Gerichtsdiener war auf dem Gange und fragte, verwundert über die immerhin noch frühe Stunde ihres Erscheinens, nach ihrem Begehr. „Ich muß den Obersten sprechen vom Gericht," sagte Katharine.

„Den Herrn Director?" fragte der Mann.

„Wenn man ihn so heißt, ja!" erwiderte Katharine.

„Ja, der kommt heute nicht hierher, wir haben keine Sitzung, liebes Kind. Kommt morgen wieder, und dann drei Stunden später."

„Ich muß ihn heute sprechen und auf der Stelle," sagte das Mädchen.

Der Gerichtsdiener wollte es ihr ausreden, wurde ungeduldig, schalt, begütigte sich wieder. Alles vergebens. Katharine blieb bei ihrem Ausspruch, ohne eine Miene zu verändern. Sie hielt fest an dem Einen, weil sie fühlte, daß in allem Andern ihre Gedanken sich verwirrten. So gab der Gerichtsdiener endlich seinen Widerstand auf, halb unsicher, ob das

schöne, traurige Mädchen ihre fünf Sinne beisammen hätte, aber doch weich gemacht durch ihre ganze Erscheinung.

„Nun so kommt mit mir," sagte er, „ich habe dem Herrn Director Acten und eingegangene Briefe in's Haus zu bringen, er ist ein guter Herr, ganz anders als der vorige, der niemals zu sprechen war. Mag er denn sehen, wie er mit Euch zurecht kommt."

Sie gingen und traten in's Haus des Directors. Katharine blieb auf dem Flur stehen, während der Gerichtsbote hineinging. Nach einer Weile kam er wieder aus dem Zimmer, öffnete die Thür und ließ Katharine ein.

Hinter einem Tische, der mit Acten und Papieren ganz vollgepackt war, saß ein ältlicher Mann, klein, mit durchdringendem Auge, mit scharfen aber wohlwollenden Zügen. Katharine blieb halb zögernd, halb bescheiden an der Thür stehen, der Director sah sie verwundert an, als erwarte er eine Anrede; da diese jedoch ausblieb, legte er die Feder fort und fragte mit kurzem, aber freundlichem Ton: „Sie verlangen mich zu sprechen, liebes Kind?"

Katharine trat ruhigen Schrittes an den Tisch

heran und erwiderte: „Ja, wenn der Herr der Oberste ist des Gerichts.“

„Der bin ich,“ lächelte der alte Mann, „und was bringen Sie?“

Katharine antwortete, fest aber tonlos, als sage sie eine eingelernte Lection her:

„Ich will die Anklage erheben wegen einer schweren Schuld!“

Der Director wollte wieder lächeln, aber ein Blick in das tief traurige Gesicht des Mädchens ließ es nicht zu. „Gegen wen die Anklage, mein Kind?“ fragte er.

„Gegen mich selbst!“ war die Antwort.

Der Director sah sie prüfend an. Fest begegnete sie seinem Blick, keine Miene zuckte in dem unbeweglichen Gesicht. „Wie heißen Sie, Kind?“ fragte er.

„Katharine Hallmer!“ flüsterte sie, als würde ihr die Nennung des Namens schwerer als das Aussprechen des Schuldgeständnisses.

„Hallmer? Hallmer?“ wiederholte der alte Mann, eine Verwandte des Peter Hallmer, der vor etwa zwei Jahren ein Bauerngütchen hier in der Nähe durch Erbschaft acquirirte?“

„Eine Namensverwandte!“ antwortete Katharine.

„Und deſſen Haus im vergangenen Winter abbrannte?“ fuhr der Director fort.

Katharine zuckte zuſammen. Sie erhob beide Hände, um das Geſicht zu verdecken, ließ ſie aber langſam wieder ſinken und antwortete haſtig, als müßte nun Alles vom Herzen: „So wiſſen Sie das, Herr? Nun — ich legte das Feuer an, ich habe das Haus in Brand geſteckt. Dieſer Schuld will ich mich anklagen, und die Strafe dafür, wie ſie fällt, nach Recht und Geſetz, will ich tragen.“ Sie ſchöpfte tief Athem, als wäre ihre Bruſt auf einmal frei geworden, und ſah den alten Mann ſicher an.

„Aber, liebes Kind,“ ſagte dieſer, „wiſſen Sie auch, welcher Schuld Sie ſich anklagen, welche Strafe Sie treffen kann?“

Katharine hob beide Arme wie verzweifelnd und drückte die Hände feſt an den Kopf, als müſſe ſie ihn halten, daß er nicht zerſpränge. „Ich weiß es, Zuchthaus, Gefangenſchaft, Schande für's ganze Leben.“

„Ruhig, Kind“, ſagte der alte Mann und trat ihr einen Schritt näher, „ſo weit ſind wir noch nicht.

Erſt müßt Ihr mir einfach und klar erzählen, wie Alles kam."

Katharine ſah ihn mit dem Ausdruck unbeſchreiblichſter Angſt an und preßte die Finger an die Schläfen. „Ich kann es nicht erzählen, meine Gedanken geben es nicht her. Glaubt mir, ich lüge nicht. Ich habe es gethan. Was ſoll ich noch mehr ſagen?"

„Gut", ſagte der Director. „Ihr bleibt dabei, aber habt Ihr es gethan aus Vorſatz, aus Fahrläſſigkeit, im Groll, im Zorn, aus Eigennutz?"

„Fragt mich nicht," erwiderte Katharine. „Ich weiß nur, daß ich's that."

„Hielten Euch die Leute hart? Ich kann's nicht annehmen, denn ich kenne den Mann und auch die Frau."

„Nein, nein," rief das Mädchen haſtig. „Sie waren meine Wohlthäter, ſie thaten mir unverdient Gutes und hätten noch mehr gethan, hätte ich nicht in meiner Verſtocktheit Alles von mir gewieſen. Nein, nein, Keiner iſt Schuld, als ich allein, Keiner ſonſt, Herr, ſo wahr mir Gott helfe. Ich hatte keinen Groll in dem Augenblick, ich dachte nicht an die Leute, an Keinen auf der Welt, ich war nur ſo namenlos elend."

„Ja, aber Kind,“ rief der alte Mann, zog ihre beiden Hände herunter und sah ihr fest in's Auge. „Dann erkläre mir —“

„Quält mich nicht,“ unterbrach sie ihn, „jetzt nicht, denn ich wollte Euch ja Alles sagen, aber ich weiß es nicht.“

„Mädchen!“ sagte der freundliche Mann, „sieh mich an und sprich zu mir, als wäre ich Dein Vater.“

Katharine schauderte zusammen. „Mein Vater!“ rief sie schmerzlich, „ja, hätte ich solchen Vater gehabt!“ Ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen.

„Gott sei Dank!“ sagte der Director, „Du weinst,“ und dabei führte er sie zu einem Sessel, in den er sie leise niedersetzte.

„Vergebt,“ sagte sie kaum hörbar, „ich bin schwach, schwächer als ich dachte. Ich bin die ganze Nacht durch gewandert, und dazu die Gedanken, und die Angst, und die Schuld, und dann die Last auf dem Herzen. Nicht wahr, Herr, Ihr wißt nun Alles, ich brauche Nichts mehr zu sagen? Ihr sagt, noch sei es nicht so weit. Macht's schnell, ich bitte Euch, damit ich meine Strafe erfahre, und wenn Ihr könnt, macht

ſie nicht zu hart, ich will ſie auch tragen in Geduld und nicht murren, ich habe ſie ja verdient.“ Laut ſchluchzend verbarg ſie das Geſicht in die Hände. Da öffnete ſich leiſe eine Thür gegenüber, und ein freundliches Frauengeſicht ſchaute herein.

„Laß mich jetzt, Lottchen,“ ſagte halb leiſe der Director, „ich habe keine Zeit.“

„Gut,“ flüſterte die Frau und zog den Kopf zurück, dann aber beſann ſie ſich und trat ganz in das Zimmer. „So laſſe ich mich nicht abweiſen. Ein alter, lieber Bekannter iſt da und will Dich ſprechen, Heinrich. Er ſcheint es dringend zu haben.“

„Später, laß ihn ſpäter wiederkommen,“ ſagte der Director und winkte der Frau, leiſe zu ſein, indem er auf Katharine zeigte.

„Wer iſt das Mädchen?“ flüſterte die Frau.

„Eine Unglückliche!“ erwiderte er leiſe.

„Ah, das iſt etwas Anderes,“ war ihre Antwort. „Das Unglück geht immer vor. Soll ich Hallmer vielleicht zu Tiſch einladen?“

„Hallmer?“ ſagte der Director. „Hallmer? Er iſt da, und gerade in dieſem Augenblick? Nein, nein, laß ihn nicht fortgehen, ich will ihn ſprechen und gleich.“

„Auf einmal?“ sagte die Frau und lächelte. Der alte Mann achtete nicht darauf.

„Wohlbedacht,“ fuhr er fort, „Du bist hier auch nützlicher, als ich, Lottchen. Das arme Kind ist die ganze Nacht durch gegangen, dazu scheint sie mir krank und erschöpft. Versuche es, ihr Ruhe zu geben, vielleicht auch ein Glas Wein oder sonst etwas Stärkendes. Frage aber Nichts und lasse Dich auf keine Erörterungen ein. Besser, sie spricht gar nicht.“

Die freundliche Frau trippelte näher und legte die Hand leise auf Katharine's Schulter, die bei der Berührung aufschreckte wie aus einem Traum und befremdet aufsah.

„Katharine,“ sagte der Director, „das ist meine Frau. Ich werde abgerufen, aber ich bin bald wieder bei Dir, wir wollen dann noch einmal vernünftig mit einander reden.“

„Laß uns jetzt, Alter,“ rief die Frau. „Wir werden schon mit einander fertig werden, nicht wahr, Katharine? Vor mir fürchtest Du Dich nicht?“

„Sind denn alle Menschen gut,“ flüsterte Katharine vor sich hin, „nur nicht ich?“

„Aber, daß Ihr nicht mit einander in's Schwatzen

kommt!“ sagte der Director und kehrte noch einmal um.

„Ach, so geh doch!“ rief die Frau in komischem Zorn und schob ihn aus der Thür. „Ich werde ja selbst wissen, was ich zu thun habe. Wenn den Männern das Latein zu Ende geht, müssen wir Frauen heran; aber Ihr könnt's nicht lassen, uns immer noch Euern Rath zu geben, der sich schon längst als nutzlos bewährte.“

„Du bist engelsgut, Lottchen,“ sagte der Director und wollte die Frau umarmen, aber sie litt es nicht. „Auch noch Narrenspossen!“ rief sie und machte die Thür hinter ihm zu, „dazu wäre jetzt gerade Zeit.“

V.

Als der Director in's Nebenzimmer trat, fand er Hallmer; aber wenn er, wie ehedem, eine joviale Begrüßung erwartete, so sah er sich getäuscht. Der sonst so heitere und herzliche Mann war verlegen, und ein trüber, schwerer Zug lag in dem Ausdruck seines Gesichtes. Der Director war Menschenkenner genug, das sofort zu bemerken; aber er that, als sähe er es

nicht, und rief dem alten Bekannten mit unbefangener Freude entgegen: „Willkommen, Hallmer! Endlich wißt Ihr den alten Freund und den neuen Nachbar zu finden, und ich bin doch ſchon faſt ſeit vier Monaten hier.“

„Ich wollte nicht ſtören,“ erwiderte Hallmer nicht ohne Verlegenheit, „wenn man wie Sie, Herr Director, in eine neue Stellung tritt, giebt's in der erſten Zeit ſo viel einzurichten, nachzuholen.“

„Da habt Ihr Recht,“ ſagte der alte Herr. „Mein Vorgänger war zwar ein tüchtiger und fleißiger Juriſt, und Actenreſte habe ich nicht vorgefunden; in anderer Beziehung fand ich aber viel nachzuarbeiten. Sehen Sie, der alte Mann war unzugänglich und hatte nicht das Talent, mit Menſchen verſchiedener Claſſen zu verkehren. Schriftlich mußte Alles gehen; aber aus einer, meiſt nicht einmal ſelbſt verfaßten, Eingabe lernt man den Menſchen nicht kennen, und dann glauben Sie nicht, wie viel Papier und Dinte ein einziges geſprochenes Wort, wenn es den richtigen Fleck trifft, erſparen kann. Ich muß den Leuten erſt wieder das Vertrauen zur Juſtizpflege zu geben verſuchen, und das iſt nicht leicht. Aber

Nichts davon heute. Wissen Sie wol, Hallmer, daß Sie mir noch ein Vertrauen schuldig sind? Sie haben mich am vergangenen Weihnachtstage um eine Stunde Gehör ersucht. Die Stunde habe ich Ihnen immer aufgehalten, aber Sie haben sie niemals einkassirt, und doch werden wir bald wieder an den Weihnachtsbaum denken."

„Das haben Sie nicht vergessen, Herr Director?" sagte Hallmer.

„Ich vergesse meine Schulden nicht, am wenigsten die, die im Herzenscente stehen; sie werden immer wieder von einem Jahre zum andern gebucht," erwiderte lachend der alte Mann. „Uebrigens denke ich, wird jetzt ad acta gelegt sein, was Sie damals Ihren Stein auf dem Herzen nannten."

„Da könnten Sie irren," fiel Hallmer schnell ein, „denn heute gerade komme ich, mir die Stunde Gehör zu erbitten, die Sie mir damals zusagten. Wollen Sie sie mir schenken?"

„Ich stehe zu Diensten," sagte der Director und rückte seinen Stuhl zurecht, als sei er auf eine lange Auseinandersetzung gefaßt. „Vorher aber beantworten Sie mir ein Paar Fragen: Sie haben ein junges

Mädchen, eine Verwandte glaube ich, seit einiger Zeit in Ihrem Hause?"

„Wie kommen Sie auf die?" rief Hallmer und sprang von seinem Stuhle auf.

„Das ist vorerst noch mein Geheimniß," sagte der Director. „Aber sagen Sie mir Etwas von dem Charakter, der Erziehung und Entwicklung des Mädchens, für das ich das lebhafteste Interesse habe."

Hallmer ging mit erregten Schritten auf und ab. „Sie wissen Etwas," sagte er, ohne auf die Erwiderung der an ihn gerichteten Fragen einzugehen. „Vielleicht brauche ich Ihnen gar Nichts mehr zu sagen." Er sah den Freund prüfend an, der aber erwiderte ganz unbefangen:

„Ich versichere Sie, Hallmer, daß ich keine Ahnung davon habe, wo Sie hinaus wollen."

„Nun," sagte dieser „seit etwa zwei Jahren drückt mich Etwas, wie eine Schuld, und vielleicht ist's auch eine, verantwortlich dafür ist aber ein Anderer, den klage ich an, und der sind Sie, Herr Director."

„Ei," achte der alte Mann, „das ist ja heute der Tag eigenthümlicher Anklagen. Aber heraus mit der Sprache. Ich sitze hier als geduldiger Inculpat."

„Und Richter in einer Person," fiel Hallmer ein. „Entsinnen Sie sich, daß Sie eines guten Tages zu mir kamen mit einem Zeitungsblatt in der Hand und mich darauf aufmerksam machten, daß die unbekannten Erben eines Bauerngütchens aufgerufen würden?"

„Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen," sagte der Director.

„Nun," fuhr Hallmer fort, „ich wollte damals nicht daran glauben, wer aber nicht nachließ, waren Sie. Ich übergab Ihnen die ganze Angelegenheit. Sie haben Monate lang drum geschrieben und correspondirt, und wäre es Ihre eigene Angelegenheit gewesen, Sie hätten nicht eifriger sein können, bis mir endlich die ganze Geschichte gerichtlich zugesprochen und zugeschrieben wurde. Als Sie mit der Nachricht herauskamen, freuten Sie sich, als sei Ihnen selbst wer weiß welch' Glück geschehen, und Sie hatten doch Nichts von Ihrer Mühe."

„Ich will nicht hoffen," fiel der Director ein, „daß Sie das drückt, lieber Hallmer, und wenn es so wäre, so hätten wir kein Wort weiter darüber zu verlieren. Keinenfalls konnten Sie aber daraus eine Anklage wider mich erheben."

„Vielleicht doch," sagte Hallmer, „denn ich weiß nicht, ob Sie nicht ein Unrecht veranlaßten, wenigstens mich dazu verleiteten."

„Auf die Deduction wäre ich begierig," rief der Director.

„Ich war also im Besitz," fuhr Hallmer fort.

„Den Ihnen Niemand anfechten kann!" setzte der Director hinzu. „Allen Formen des Gesetzes war genügt."

„Da hörte ich," erzählte Hallmer weiter, „von einer Namensverwandten, einer armen Waise, die kümmerlich gehalten werde. Ich erkundigte mich nach dem Mädchen, forschte nach dem Grade der Verwandtschaft, bekam zwar nichts Ordentliches heraus, aber ich konnte doch den Gedanken nicht los werden, sie könne mehr Recht auf den unerwarteten Besitz haben, als ich. Ich wußte es ja nicht, aber ich nahm das Kind in mein Haus und glaubte damit mein Gewissen zu beruhigen."

„Das macht Ihnen Ehre, Hallmer," sagte der alte Herr.

„Loben Sie mich nicht vor der Zeit, lieber Freund," fuhr dieser fort. „Ich hätte gleich, als mir der erste

Gedanke kam, nicht nachlassen müssen mit Forschen; aber ich schwieg, selbst gegen meine Frau. Es war das erste Geheimniß unserer Ehe, aber Sie kennen sie ja. Die Frau nahm die ganze Erbschaft damals wie ein Unglück, hatte wenigstens allerlei trübe Vorahnungen, die ich bekämpfte. Ich scheute mich, ihnen Recht zu geben, und dann sah ich, wie meine Alte in der Freude an dem Besitz immer glücklicher wurde. Später schämte ich mich einzugestehen, daß ich ihr so lange eine Sorge verenthalten hätte, und schwieg weiter. Vor den Verwandten meiner Frau und allen Bekannten genirte ich mich auch. Sie hatten es mir nie geradezu vorgerückt, daß ich ein armer Teufel sei, aber ich hätte den Vorwurf doch aus manchem unbedachten Wort heraushören können, namentlich in den ersten Jahren meiner Ehe. Und nun sollte ich, nach allem dem Prahlen, wieder ankommen nackter als vorher und mich ausspotten lassen. Sehen Sie, Herr Director, das sind Alles keine Entschuldigungen, aber erklären können Sie sich daraus, wie mir zu Muthe war, und weshalb ich das unterließ, was meine Pflicht als redlicher Mann gewesen wäre. Sie waren der einzige Mensch, dem ich glaubte mich anvertrauen zu

kennen, deshalb wollte ich auch damals mit Ihnen sprechen, aber das Brandunglück rief mich unvermuthet fort."

„Ja, wie war es eigentlich damit?" fragte der Director.

„Ach," erwiderte Hallmer, „das alte Haus war baufällig von oben bis unten. Keine Thür paßte mehr, und kein Fenster schloß. Der Schornstein war geradezu polizeiwidrig schadhaft, und da mußte es über kurz oder lang so kommen. Die Katharine war allein im Hause und hat wahrscheinlich in ihrer träumerischen Weise nicht Acht gegeben auf das Feuer. Es ist Gottes Wunder, daß das arme Ding nur mit dem Leben davon kam, es war hernach auch schwer krank am nervösen Fieber, und ob ihm davon nicht Etwas im Kopf stecken geblieben ist, das mag der Himmel wissen."

„Also haltet Ihr sie nicht für ganz klar?" fragte mit sichtlicher Spannung der Director.

„Klar schon," antwortete Hallmer, „aber etwas sonderbar, verschlossen und in sich gekehrt. „Ich habe wenig auf sie geachtet, denn ich hatte genug mit mir selbst zu thun. Weiter gesprochen habe ich nun freilich

und allerlei Papiere zuſammengebracht über das Mädchen, über ihre Verwandtſchaft mit dem letzten Beſitzer des Gütchens; ich finde mich aber nicht durch, und da wollte ich Sie bitten.“

„Lieber Freund,“ unterbrach ihn der Director, „das ſind Alles überwundene Dinge. Auf den gerichtlichen Aufruf iſt Niemand für das Mädchen aufgetreten, Euch iſt vollen Rechtes der Beſitz zugeſprochen, und alle anderen möglichen Anſprüche, auch die Katharine's, ſind ausgeſchloſſen. Sie haben ſich gar keine Skrupel zu machen, ſind bona fide Beſitzer. Beati possidentes heißt es, und alſo laſſen Sie die Grübeleien fahren.“

„Sagen Sie das als Rechtsgelehrter oder als Freund?“ warf Hallmer ein.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ſchnell der alte Herr.

„Ich meine, wenn ich den Rechtsgelehrten gefragt hätte: Kann mir Jemand meinen Beſitz ſtreitig machen, und werde ich der wohlhabende Mann bleiben, zu dem mich ein glücklicher Zufall gemacht hat? ſo würden mich Ihre Worte vollkommen beruhigen. Wenn ich aber den Freund frage: Was muß ich

thun, um ein redlicher Mann zu bleiben und nicht mit schwerem Gewissen in der Welt herumzulaufen, — was würden Sie, der Freund, mir antworten?"

„Daß das mich Nichts angeht," erwiderte nach einigem Zaudern der Alte. „In derlei Ueberlegungen muß der Mann keinen Rath nöthig haben."

„Nun, damit haben Sie mir mein Urtheil schon gesprochen," rief Hallmer, und es ist sonderbar, seit ich die Geschichte vom Herzen habe, ist mir Alles klarer, und ich fürchte mich auch nicht mehr halb so sehr vor meiner Frau und ihrer Sippe."

„Ja," sagte der Director, „das ausgesprochene Wort ist ein anderes als das im Herzen verschlossene. Es thut nicht gut, wenn ein Mensch sich einbildet mit seiner eigenen Klugheit allein fertig werden zu können, und dann ist ein wohlwollendes Ohr oft mehr werth als ein kluger Mund. Ich habe in meinem guten Stück Leben oft mehr genützt durch Anhören als durch Rathgeben."

„Um das kommen Sie nun aber doch nicht herum!" rief Hallmer, und sein Gesicht hatte wieder den alten, freien Ausdruck. „Hier sind alle Papiere. Unterthänigster Diener, mein hochverehrter Herr Kreis-

Gerichts-Director. Ich brauche einen Juriſten, der ſich da durchfindet, mir iſt's zu hoch. Hat die Katharine keine Rechte, nun gut, ſo bleibt's beim Alten, hat ſie beſſere als ich, ſo weiß ich jetzt, was ich zu thun habe. Sie ſollen aber mein Freund bleiben und ſich meiner nicht zu ſchämen haben. Da, nun iſt's Ihre Sache!"

„Hoho, nicht ſo eilig," rief lachend der alte Herr. „Ihr ſetzt Einem gleich die Piſtole an die Bruſt und vergeßt, daß man nicht ungeſtraft bald fünfzig Jahre das Haar geſpalten hat, ehe man zum Spruch kam, und doch, in drei Fällen wenigſtens einmal, mit unſicherer Stimme ſein Votum ausſprach. Was Ihr mir da bringt, iſt Nichts, und ehe ich mir eine Meinung bilde, muß ich erſt die Acten zu Rathe ziehen. Kommt in ein paar Tagen wieder, Hallmer, und dann könnt Ihr fragen."

„Thäten es nicht ein paar Stunden auch, Herr Director? Ich möchte nun wiſſen, wie ich daran bin."

„So?" ſagte der alte, freundliche Mann. „Anderthalb Jahre tragt Ihr es mit Euch herum und könnt mit Euch allein nicht zum Spruch kommen, und mir gönnt Ihr nur zwei Stunden? Jetzt werde

ich Euch zappeln lassen. Das ist die gerechte Strafe."

„O, nun sehe ich es Euch an," lachte Hallmer, „daß ich in zwei Stunden wiederkommen kann, und was die Strafe betrifft, die habe ich redlich verbüßt. Nicht um die Welt nähme ich wieder über Jahr und Tag die Pein auf mein Gewissen."

„Nun so laßt mich ungestört. Aber noch Eins. Meiner Frau könnt Ihr jetzt nicht Adieu sagen, aber sie rechnet darauf, daß Ihr heute Mittag mit uns eßt. Das hätte ich beinahe vergessen über Eure Geschichten, und dann wäre ich in eine schöne Sardinenpredigt gefallen."

„Herr Director, Sie sind zu freundlich!" stotterte Hallmer.

„Ach, macht noch Redensarten!" rief jener ärgerlich. „Ich habe keine Zeit dazu, denn nach den Acten muß ich erst auf's Rathhaus schicken, und nebenbei habe ich noch eine andere Angelegenheit, die viel wichtiger ist als die Eurige."

„Herr Director, alte Freundschaft geht vor," sagte Hallmer und war schon in der Thür.

„Nein, der Freund, der am meisten in Noth, ist

der nächste!“ rief ihm der Director nach, aber jener hörte es nicht mehr, denn er war schon die Treppe hinunter.

Der alte Herr ging erst einige Male im Zimmer auf und ab und überlegte. Seine Absicht, Hallmer genauer über Katharine und ihren Seelenzustand zu befragen, hatte er aufgegeben, als er erfuhr, daß möglicherweise in dem Geschick des Mädchens eine Veränderung eintreten könnte, und wenn es ihm auch nicht klar war, wie diese mit dem Geständniß desselben in Verbindung zu bringen sei, so wollte er doch erst die Sachlage so weit als möglich klären, ehe er näher einginge. Mit dem Tact eines menschenfreundlichen Herzens hatte er auf den ersten Blick gesehen, daß er mehr ein eigenthümlich entwickeltes als ein schuldiges Gemüth vor sich hätte, daß mehr ein selbsttäuschendes, unklares Schuldbewußtsein als ein wirkliches Verbrechen vorläge. Er hatte in seiner langen Praxis oft die Erfahrung gemacht, daß die Grenze zwischen Geisteskrankheit und krankhaft verkehrter Auffassung, zwischen dieser und nüchternem Verständniß meist schwer zu ziehen ist. Das geängstete, aus dem Gleichgewicht gebrachte Gemüth ergreift oft einen

Gedanken, der verkehrt und halb unwahr ist, und baut auf demselben in streng logischer Folge ein Gebäude auf mit vollkommen klarem Verstande, das nichts destoweniger je höher aufgerichtet, desto schiefer und unhaltbarer wird. Den richtigen Schlüssen aus einer, mit hartnäckigem Eigensinn festgehaltenen, falschen Prämisse ist besonders schwer beizukommen. Die halbe Wahrheit ist meist schwerer zu widerlegen als die ganze Lüge. Unser Freund war weder ein geschickter Inquirent, noch ein scharfer Richter, seine Räthe nannten ihn, nicht mit Unrecht, „die personificirten Milderungsgründe;" aber er war ein guter, reiner Mensch, und weil Nichts aus absolut böser, noch aus absolut guter Quelle entspringt in dieser unvollkommenen menschlichen Gesellschaft, so traf sein unentschiedenes, ausgleichendes Votum öfter das Richtige, als man ihm einräumen wollte. Wir mußten das vorausschicken, um zu zeigen, wie er, seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach, den beiden vorliegenden, scheinbar so gesonderten, vielleicht verwandten Fällen allein entgegenzutreten vermochte.

Der alte Mann war schon im Voraus davon überzeugt, daß bei Katharine kaum eine halbe Schuld,

bei Hallmer höchstens ein halbes Unrecht verläge, und nach dieser Ueberzeugung wollte er die Dinge angreifen.

Er öffnete leise die Thür zum Nebenzimmer. Ein Blick zeigte ihm, wie die Dinge dort standen. Katharine lag in einer Ecke des Sophas, mit dem Kopf auf die Seitenlehne gebeugt, und schlief. Die Frau Directorin hatte sich seitab im Fenster etablirt und strickte, behielt aber das Mädchen immer im Auge. Als die Thür sich öffnete, machte die gute Frau gewaltige Zeichen, um Ruhe zu gebieten und auf den Schlaf des Mädchens aufmerksam zu machen, der wirklich so tief und fest sein mußte, um von diesen Anstrengungen nicht erst recht gestört zu werden. Der Director lächelte und zog den Kopf ebenso leise zurück, als er ihn hineingesteckt hatte. Er wußte nun, daß er ruhig seine Forschungen in den Acten vornehmen könne, und daß, selbst wenn das Mädchen vor seiner Rückkehr erwachen sollte, sie nicht besser aufgehoben sein könnte, als in der mütterlichen Pflege seines Lottchens.

Es mochte wol eine Stunde vergangen sein, als Katharine jäh aufschreckte. Sie schlug die Augen

auf und sah sich verwundert um in dem fremden Raum. Die Bewegungen der vergangenen Nacht, der letzten Stunden lagen verworren in ihrem Gedächtniß. Sie brauchte eine ganze Weile, ehe sie sich zurecht finden und klar machen konnte, wo sie sich befände. Die alte Dame ließ sie erst ruhig sich besinnen, ehe sie aufstand und ihr freundlich näher trat. Katharine sprang plötzlich auf. Sie fühlte sich wieder ganz kräftig, und Alles stand deutlich vor ihr. Aber das Herz war ihr leichter als vorher, ohne daß sie sich dafür einen Grund wußte. Sie wollte der freundlichen Dame einen Dank stammeln, die aber ließ sie nicht zu Wort kommen und sagte:

„Still, still, Kind, mein Mann hat verboten, daß wir miteinander plaudern. Ich weiß zwar nicht weshalb, aber die Männer sind curios und lassen sich nun einmal nicht ausreden, daß wir Frauen zu viel sprechen. Geberden müssen wir nun schon, denn manchmal haben die Männer Recht, besonders mein alter Herr, denn der ist, glaube ich, der beste Mensch auf der Welt. Wenn Sie ein Anliegen haben und er es erfüllen kann, thut er es gewiß, darauf können Sie sich verlassen. Aber geschlafen haben Sie schön,

eine ganze Weile, wenn Sie auch erschrecklich unbequem gelegen haben müssen. Das war indessen Ihre eigene Schuld, Sie wollten sich ja nicht hinlegen, wie ich es verschlug. Nun warten Sie nur ruhig, bis mein Mann wieder da ist. Lange kann er nicht ausbleiben. Er ist nach dem Rathhaus hinüber, und er lief ja wie besessen über die Straße, also hat er Eile. Ruhen Sie noch ein wenig, ich will nur einen Blick in die Küche werfen, denn mein Mann ist im Stande nicht einmal zu bestellen, ob wir unsern Mittagsgast haben oder nicht."

Damit strich sie dem Mädchen freundlich das Haar aus der Stirn, streichelte ihm die Wangen und trippelte aus der Thür.

Katharine glaubte sich in eine andere Welt versetzt. Ein Gefühl von Behagen kam über sie, das eigenthümlich abstach gegen die Erlebnisse der letzten Stunden. Schuldbeladen war sie gekommen, um einen strengen Richter zu suchen und ein strenges Gericht. Statt dessen fand sie Wohlwollen und zarte Fürsorge. Und doch, — war denn Etwas anders geworden, war sie weniger schuldig als vorher? Sie zerbrach sich den Kopf und konnte es nicht finden.

Mitten in diese Ueberlegung trat der Director herein, ein dickes Actenheft unter dem Arm. Ueber seinem Gesicht lag ein freundliches Lächeln der Befriedigung.

„Ausgeschlafen, mein liebes Kind?“ rief er schon in der Thür, dann legte er den Hut fort, breitete die Acten auf dem Tisch aus, schob ein Paar Stühle heran, rieb sich selbstzufrieden die Hände und fügte hinzu: „Jetzt kommen Sie, liebes Kind, jetzt wollen wir einmal vernünftig mit einander reden. Setzen Sie sich gegen das Licht, daß ich Ihre guten Augen sehen kann, so, ganz nah. Ihre Hand muß ich fassen können.“

Katharine gehorchte fast willenlos, dann sah sie den alten Mann mit großen Augen an und sagte:

„Ja, Herr Director, träume ich denn? Habe ich nicht hier an dieser selben Stelle Ihnen Alles gesagt, daß ich eine große Sünde begangen habe, daß ich meine Strafe erwarte?“

„Das Alles haben Sie mir gesagt!“ erwiderte er, „ich habe es nur nicht ordentlich verstanden. Ja ich bin ein strenger, gründlicher und gewissenhafter Richter, und mit so hingeworfenen Worten gebe ich mich nicht zufrieden.“

„Ich habe das Haus meiner Wohlthäter in Brand gesteckt!“ rief Katharine.

„Ja Kind, das kann schon sein,“ erwiderte der Director, „aber den ganzen Hergang muß ich wissen, wie es kam, weshalb Sie es thaten. Nur immer heraus mit der Sprache.“

Katharine sah ihn an und verstand das freundlich lächelnde Gesicht nicht. Sie versuchte zu erzählen, bemühte sich die Ereignisse so erschwerend als möglich darzustellen, es gelang ihr nicht. Der wohlwollende Blick, der auf ihr ruhte, die kurzen Zwischenfragen, die sie halb verwirrten, halb beruhigten, wandelten Alles zur Milde. Mit Gewalt suchte sie die eigene Schuld herauszukehren, aber sie ließ sich nicht fassen, und von einer Absicht blieb Nichts übrig. Wenn ein Verbrecher, der seine eigene Schuld leugnen will, von den Zwischenfragen des Inquirenten in die Enge getrieben, sich in Widersprüche verwickelt, sich endlich gefangen sieht, bricht er in seiner Angst meist plötzlich ab und kehrt, Alles leugend, wieder auf die einfache Betheuerung, daß er unschuldig sei, zurück. Mit Katharine ging es im entgegengesetzten Fall ebenso. Als ihr zuletzt der alte Herr, indem er ihre beiden

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Hände ergriff, lachend sagte: „Ja, liebes Kind, wo ist denn nun Ihre Schuld?“ sprang sie auf und rief: „Es war doch das Dach, das mich armen, verlassenen Wurm aufgenommen hatte, das Eigenthum der Menschen, die mir Gutes gethan hatten, ich hätte es retten können, ja wahrhaftig, ich hätte es gekonnt. Aber ich that es nicht, ich freute mich, als die Flamme aufschlug, jubelte, als ich die Verheerung sah, ich stand unter dem Bann des Feuers, und darum bin ich schuldig, deshalb will ich meine Strafe.“

„Unvernünftiges Kind!“ rief der alte Herr, „hat man nicht seine Noth mit Dir. Aber wir sind noch nicht fertig. Ob Du Strafe verdienst oder nicht, das ist die Sache Deines Richters, und ob Du sie willst, darauf kommt es nicht an. Weil Du fremdes Eigenthum untergehen ließest, welches Du retten konntest, sagst Du? Nun, ich sage Dir, es war nicht fremdes Eigenthum, nicht das Deiner Wohlthäter, und wenn Du Jemand Schaden zufügtest, so war es Dir selbst.“

Katharine sah ihn verwundert an.

„Kannst Du lesen?“ fuhr der Director fort. Das Mädchen nickte mit dem Kopf. „Nun so komm her und lies.“

Er ſchob ihr ein Actenheft hin, ſchlug es ihr auf, zeigte die Stelle, wo ſie anfangen ſollte. Sie las, wie in willenloſem Gehorſam. Die Lippen bewegten ſich, das Auge ſtarrte in die Blätter, der Finger ſtreifte auf den Zeilen hin, ſie blätterte um und las gewiſſenhaft weiter, jedes Wort, das da ſtand.

„Nun?“ rief der Director triumphirend dazwiſchen. „Wird es Dir nun klar? Ja, die Acten, die Acten muß man ſtudiren, das iſt die Hauptſache.“

Katharine ſchlug das letzte Blatt um und las bis zum letzten Wort.

„Iſt's noch fremdes Eigenthum?“ rief der Director.

„Herr!“ ſagte das Mädchen, „ſagen Sie mir, was darin ſteht. Ich habe Nichts verſtanden, gar Nichts. Hat das Etwas zu thun mit mir und meiner Schuld?“

„Das fragt ſie und hat es durchgeleſen von Anfang bis zu Ende!“ rief der alte Mann und rang die Hände.

„Ich will mir ja Mühe geben,“ ſagte Katharine und griff noch einmal nach den Acten, aber der Director riß ſie ihr fort, hob ſie mit beiden Händen in die Höhe, hielt ſie ihr dicht vor das Geſicht und

rief mit erhobener Stimme: „Da steht's. Dem Peter Hallmer wurde das Gut, das Haus, das Zugehör gerichtlich zugesprochen, weil kein anderer Verwandter sich meldete, aber Du stehst dem Erblasser näher, um zwei Grade näher. Weshalb hast Du Dich nicht gemeldet, es stand doch oft genug in den Zeitungen? Nun bist Du drum, da ist Nichts mehr zu machen; aber Deins war es doch eigentlich, und wenn Du die alte Barracke abbrennen ließest, so ging den Leuten nur zu Grunde, was nicht ihnen, nein, was Dir hätte gehören müssen."

Katharine stand wie versteinert. „Das weiß aber der Hallmer nicht, noch die Frau, noch —?" sie hielt inne.

„Kein Mensch weiß es!" rief der Director, „als Du und ich vertraulich."

„Und es ist wahr, wirklich wahr?" fragte sie weiter.

„Denkst Du, daß ich Dir Etwas verlüge? Wahr und wahrhaftig, Du hättest Alles haben müssen und sie Nichts," erwiderte eifrig der alte Herr.

Katharine drückte beide Hände auf die Augen, als müsse sie nachdenken; dann faltete sie dieselben und

ſtreckte die Arme zum Himmel, indem ſie laut ſchluchzend in's Knie ſank. „Gott, mein Gott!“ rief ſie, „Keinem that ich Etwas zu Schaden, ich vergalt nicht Gutes mit Böſem, ich könnte frei ſein von Schuld? Es kann nicht ſein, ich verſtehe es nicht, und doch iſt mir das Herz ſo frei, ſo frei. Gott, ich danke Dir!“ Ihr thränengefülltes Auge ſtrahlte wie von unbeſchreiblichem Glück. Der alte Mann hatte auch mit der Hand an den Augen zu thun, er wollte reden und konnte es nicht. Unruhig lief er im Zimmer auf und ab, bis er ſich endlich gefaßt hatte. „Kind,“ ſagte er, „Du jagſt mir immer eine halbe Meile voraus. Heute Morgen hatteſt Du kaum Deine confuſe Anklage vorgebracht, da wollteſt Du ſchon direct in's Zuchthaus abſpazieren. Jetzt zeigt man Dir, daß Du eigentlich ein Recht haſt an dem Gütchen, nun jubelſt Du gleich, daß Du ein reiches Mädchen biſt, und ſoweit ſind wir noch lange nicht. Noch hat es der Hallmer und das von Rechtswegen. Aber er iſt ein grundehrlicher Mann und will gar kein fremdes Eigenthum. Wir brauchen ihm nur ein Wort zu ſagen, und die Sache kommt in Ordnung.

Katharine ſprang auf. „Herr Director,“ ſagte

sie, „Sie sind gut gegen mich gewesen, so seelensgut, wie nur ein Mensch sein kann, versprechen Sie mir Eins, erfüllen Sie mir eine Bitte!“

„Nun, was soll noch werden?“ fragte er.

„Sagen Sie Hallmer Nichts, kein Wort,“ erwiderte Katharine. „Sie sagen, kein Mensch weiß es, als Sie allein und ich. Stecken Sie auch die Acten fort, daß sie keinem Andern zu Gesicht kommen. Ich bin schon glücklich genug, daß ich mich frei fühle von der Schuld der Undankbarkeit gegen meine Wohlthäter und auch sonst. Ich will ja das Gut nicht. Was sollte ich damit anfangen? Nicht wahr, Herr, Sie versprechen mir zu schweigen?“ Sie preßte seine beiden Hände in die ihrigen und sah ihn mit flehendem Blick an.

Der Director lächelte ihr zu, es sah aus wie eine Zustimmung, dann aber riß er sich los, wandte sich ab und rief, fast mit dem Tone der Entrüstung: „Ach, Ihr wißt Alle nicht, was Ihr wollt, und macht mich selbst ganz confus. Da lobe ich mir ordentliche Verbrecher und Procefsirer, da weiß man doch, wie man dran ist.“

„Sie wollen es mir nicht versprechen und mir

mein kurzes Glück gleich wieder zerstören?“ rief Katharine, „und ich dachte schon, solche Gutheit als bei Ihnen hätte ich noch nirgend gefunden. Und nun glaube ich Ihnen auch Nichts mehr, nun weiß ich, daß Alles einerlei ist, daß ich noch schuldig bin, denn er hat mich verurtheilt, er, und hat sich von mir gewandt und kann kein Herz wieder zu mir fassen, und deshalb kann ich doch nie glücklich werden.“ Sie warf trotzig den Kopf zurück und drückte die gekreuzten Arme über die Brust.

„Fängst Du von vorn wieder an?“ schalt der Director, „und was bringst Du nun noch dazwischen; wer hat Dich verurtheilt?“

Das Mädchen wurde hochroth, aber es antwortete nicht. Glühend vor Scham über das unfreiwillige Geständniß wandte es sich ab, und weder auf begütigende noch auf scheltende Worte des alten Mannes gab sie Antwort.

Darüber hatten die Beiden nicht bemerkt, daß sie schon längst nicht mehr allein waren; leise war die Frau Directorin eingetreten und hatte sich still an den Ofen gestellt, erst nur zuhörend und beobachtend bei der ihr vollkommen unverständlichen Situation.

Nun aber trommelte sie ungeduldig mit der Hand, die sie auf dem Rücken hielt, an den Ofen, trippelte von einem Fuß auf den andern, und endlich hielt sie sich nicht länger und trat vor: „Mein Gott, Heinrich," sagte sie, „was für einen Lärm erhebst Du hier? Mir wird eingeschärft, ich müsse das arme Kind wie ein rohes Ei behandeln, nicht einmal reden lassen, ja selbst den Mund halten, und Du tobst und schiltst hier auf sie los wie ein Wachtmeister vor der Front."

„Lottchen," erwiderte der Mann, „Du verstehst Nichts von der ganzen Geschichte, und daraus mache ich Dir auch keinen Vorwurf, denn sie ist so verkehrt, daß kein Mensch daraus klug werden kann. Das Mädchen ist ein verstecktes, eigenwilliges Geschöpf, bei dem es hier nicht ganz richtig ist (er zeigte auf die Stirn), und das sich partout das Gewissen auch noch schwer machen will. Gieb Dich mit Der nicht weiter ab."

Die Frau lächelte: „Komm einmal her, Alter," sagte sie und zog den Mann am Arm zu sich heran. Dann flüsterte sie ihm in's Ohr: „Nicht im Kopf und nicht im Gewissen sitzt es ihr. Hier, im Herzen ist die Ursache. Sie liebt. Aber Ihr Männer tappt

immer vorbei. Geh' jetzt und laß mich mein Heil versuchen."

Der alte Herr sah sie starr an. „Lottchen," flüsterte er auch, „das bildet Ihr Weiber Euch immer ein."

„Aber so geh' doch und laß mich gewähren," rief die Frau. „Du siehst doch, daß Du sie eingeschüchtert hast, daß sie kein Wort mehr spricht."

Da hatte sie nun freilich Recht, aber es war ihm doch unangenehm, so das Feld räumen zu müssen. Er ging noch einmal auf Katharine zu, versuchte noch einmal, auf sie einzureden, aber die Frau hielt ihm den Mund zu, und halb freundlich, halb scheltend complimentirte sie ihn zur Thür hinaus. Dann ging sie auf Katharine zu, schlang den Arm um ihren Nacken, streichelte ihre Wangen und schmeichelte sie auf's Sopha, wo sie sich zu ihr setzte und immer mit der Ermahnung, ja nicht zu viel zu reden, sich von ihrer Kindheit erzählen ließ, von ihren Eltern, und das Mädchen schließlich in das vertrauliche Plaudern brachte, daß es ihr Alles durcheinander erzählte und nur Anton's mit keiner Silbe erwähnte.

Der Director kam zwar ganz ärgerlich in's Nebenzimmer und murmelte Etwas zwischen den Zähnen von unvernünftigen Frauen, aber er war doch eigentlich mit sich zufrieden, und auf sein Lottchen war er nur halb böse, aber ganz stolz. „Sie ist doch eine prächtige, kluge Frau," meinte er, „aber für die nächsten vierzehn Tage hat sie Oberwasser, und mich soll's wundern, wenn sie das nicht benutzt und die Pachtung des Gemüsegartens durchsetzt. Am Ende hat sie aber auch da nicht Unrecht, und ich hätte es ihr gleich zugeben sollen." Nach einer kleinen Weile pochte es an die Thür, und herein trat Hallmer mit seiner Frau, er sichtlich erregt und verstört, sie ruhig und gleichmäßig wie immer.

„Ah, Frau Hallmer," rief der Director und streckte ihr die Hand entgegen, „Sie auch hier? Das wußte ich nicht. Willkommen in der neuen Heimat."

„Ich bin meinem Alten nachgelaufen, obgleich er mich nicht haben wollte," erwiderte Frau Hallmer; „aber ihn drückte Etwas, das wußte ich, und bei wem er sich Rath zu holen pflegt, das ist mir von Alters her bekannt. So habe ich ihn denn auch gleich gefunden."

„Ja, die Weiber mischen sich in Alles," sagte Hallmer halb verlegen.

„Das weiß Gott," fuhr der Director auf, „aber mitunter ist's zu unserm Besten. Nun haben wir Euch aber Beide zu Tisch, und da können wir plaudern von alten Zeiten."

„Heute müssen wir uns schon entschuldigen," erwiderte Hallmer, „denn wir sind in großer Unruhe und müssen gleich fort."

„Freilich, wegen des Gütchens," warf der Director hin und sah Hallmer fragend an, ob er vor der Frau reden dürfe.

„Nicht deshalb," rief Hallmer. „Aber die Pflegetochter, die wir in's Haus nahmen, die Katharine, von der ich Ihnen erzählte, ist heimlich fort, und wir wissen nicht wohin."

„O, um die macht Euch keine Sorge," rief der Director freudig, „die ist hier in meinem Hause bei meiner Frau."

„Hier? Ich habe es gedacht," unterbrach ihn Frau Hallmer, „und meine erste Empfindung hat mich nicht betrogen. Nun bin ich aber auch ganz ruhig. Sie, Herr Director, mit Ihrer menschen-

freundlichen, wohlwollenden Weise werden sich schon einen Vers machen aus ihren Reden, und wenn die Frau Directorin die Sache in die Hand genommen hat, dann ist sie schon auf dem rechten Wege."

„Zu meiner Angelegenheit haben Sie dann wol keine Zeit gefunden?" fragte Hallmer halb zögernd, halb verlegen.

„Doch, lieber Freund, doch," sagte der Director, „aber da steht es freilich —"

Er hielt inne und sah Frau Hallmer an. Hallmer fiel ihm aber in's Wort. „Reden Sie nur, Herr Director, reden Sie nur," sagte er. „Sie weiß zwar noch Nichts, aber ich will ihr auch Nichts mehr verschweigen."

„Zeit wird es," lachte die Frau.

Der Director legte das Gesicht in ernste, bedenkliche Falten und fing mit dem Tone der bedauernden Theilnahme an: „Ja, lieber Hallmer, was Sie fürchteten, ist allerdings nicht ganz ohne Grund, ich meine sogar, die Acten machen es ganz klar. Freilich sind Sie im Besitz —"

„Machen Sie keine lange Vorrede," rief Hallmer, „holen Sie nicht weit aus, schlagen Sie schnell zu.

Mit einem Worte, behalten wir unſer Gütchen? Ja oder Nein?"

„Unſer Gütchen?" fragte halb verwundert, halb erſchreckt die Frau; „will man uns denn das nehmen?"

„Wenn man für die Katharine damals die Anſprüche geltend gemacht hätte," antwortete der alte Herr, „hättet Ihr es gar nicht bekommen. Ihr Recht iſt unbeſtreitbar das nähere."

Er hatte zögernd ſeinen Ausſpruch gethan, mit aufrichtiger Theilnahme für die Freunde, die ja dieſe Entſcheidung in die größte Betrübniß ſtürzen mußte. Aber der Eindruck ſeiner Worte war ein ganz anderer, als er erwartet hatte. Hallmer machte im erſten Augenblicke zwar ein verblüfftes Geſicht, kratzte ſich hinterm Ohr und warf einen ſcheuen Seitenblick auf die Frau. Dieſe verzog keine Miene, keine Spur von Erſtaunen verrieth ſich auf ihrem Geſicht, aber ſie machte ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, als ob ſie nachdenke. Dann aber, als ob ſie ein freudiger Gedanke ergriffen, ſtrahlten ihre Züge auf, und ſie rief: „Das alſo lag Dir auf dem Herzen, Alter?"

Hallmer verſtand zwar ihren freudigen Ausdruck

nicht, aber er sah nun auch ganz freudig drein und erwiderte: „Ja, das war es, und nun, Gott sei Dank, nun ist der Stein vom Herzen, und nun weiß ich, wie ich dran bin, und darüber wollen wir schon fortkommen;“ dann aber setzte er nach einer Weile halb beschämt hinzu: „Alte, was werden nun Deine Eltern sagen?“

„Das laß meine Sorge sein!“ erwiderte sie ganz heiter. „Es konnte sich gar nicht besser fügen als so, und nun bin ich ganz glücklich. Weshalb ich das aber bin, das sage ich Dir nicht, zur Strafe, daß Du Geheimnisse vor mir hattest. Schämst Du Dich nicht? Eins sollst Du aber gleich wissen, daß ich meinen guten alten Peter Hallmer wieder habe, ganz wie er war, und daß ich sicher bin, er wird sich nach dieser Lection schon in Acht nehmen, mir wieder Etwas zu verschweigen.“

Hallmer fiel ihr, statt aller Antwort, statt aller Betheuerung, um den Hals und sie hatte alle Mühe, seine Zärtlichkeit vor dem Herrn Director zurückzuhalten. Der konnte sich nun durchaus nicht in der Stimmung der Eheleute zurecht finden. Er begriff es nicht, wie man so leicht, so freudig einen Wohl-

ſtand aufgeben könnte. Von dem leichtſinnigen Manne konnte er es ſchon eher verſtehen, aber die ſeit langer Zeit als verſtändig gekannte Frau machte ihn ganz irre. Noch einmal ſetzte er dem Ehepaar Hallner die ganze Sachlage weitläufig auseinander, in der Beſorgniß, man hätte ihn falſch verſtanden; er bedeutete ſie, für den Augenblick könne Niemand ihnen ihren Beſitz ſtreitig machen, aber Beide verſicherten, darauf käme es gar nicht an, und leichten Herzens würden ſie der rechtmäßigen Beſitzerin zurückſtellen, was ſie, in gutem Glauben zwar, aber doch nicht mit vollem Recht ihr eigen genannt hätten.

„Nun, und das verdrehte Mädchen will das Gütchen auch nicht,“ rief ganz erzürnt der Director, „und hat mich himmelhoch beſchworen, Euch Nichts von ihrem Rechte zu erzählen. Aber Strafe verlangt ſie für ein Verbrechen, das ſie nur in ihrem confuſen Kopf begangen hat. Da möchte man ja gleich Landrecht und Strafgeſetzbuch in's Feuer werfen und die ganze Rechtspflege an den Nagel hängen, bei Rechtsbegriffen wie Ihr zu Tage fördert und Anklagen wie das Mädchen vorbringt. Ihr ſeid im Stande und proceſſirt, daß man Euch Euer Hab und Gut ab-

nehmen ſoll, und ſie jetzt das ganze Richtercollegium in Anklage, weil man ihr ihre Strafe vorenthält."

„Und Sie ſchelten, weil wir thun, was Sie im Grunde ihres Herzens doch nur für Recht und Pflicht redlicher Leute halten können?" ſagte lachend Hallmer. Dann fuhr er auf einmal ernſter werdend fort: „Ja, was wird aber aus der Katharine. Auf der Stelle muß ſie wieder mit uns, und wir ſagen ihr —"

„Halt!" rief Frau Hallmer, „Nichts ſagen wir ihr, und mitnehmen können wir ſie heute auch nicht. Um die bekümmere Dich nicht mehr, die Angelegenheit werde ich in Ordnung bringen."

„Da haben wir es," ſagte der Director. „Gerade wie mein Lottchen. Die Weiber wachſen uns über den Kopf. Kommen Sie, Hallmer, eſſen wollen Sie mit uns nicht, aber drüben im Rathskeller laſſen Sie uns eine Flaſche Wein zuſammen trinken, weiter ſcheinen wir doch zu Nichts mehr brauchbar zu ſein."

Hallmer ſah ſeine Frau fragend an, aber die nickte beiſtimmend und beſtellte den Mann in einer Stunde in den Gaſthof, wo er ausgeſpannt hatte.

Die Männer ſaßen bei der Flaſche Wein, Frau Hallmer ſuchte Anten auf. Sie ſagte ihm, wo er

Katharine finden könne, aber ſie ſagte ihm Nichts von ihren Rechten an dem Gütchen. Er ſolle in der Stadt bleiben, ſolle ihr heute Ruhe laſſen, aber am andern Tage erwarte ſie ihn.

„Mit Katharine?“ fragte Anton.

„Das iſt Deine Sache!“ antwortete die Mutter, lächelte aber ſtill vor ſich hin. „Du findeſt uns im neuen Hauſe.“

Eine Stunde ſpäter rollte der kleine Wagen mit dem Ehepaar zum Thore hinaus; der Director fand ſeine Frau im beſten Einverſtändniß mit Katharine, wenn dieſe auch ſtill, in ſich gekehrt und wortkarg blieb. Es wurde als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß das Mädchen einſtweilen bei den alten Leuten bliebe, und der Director warf nur hin, daß Hallmer's dies wüßten und damit einverſtanden wären.

Anton war der Einzige, der ſchweren Herzens, aber doch zuverſichtlich durch die ganze Art und Weiſe der Mutter, den andern Tag erwartete.

VI.

„Lottchen," sagte am andern Morgen der Director zu seiner Frau, „was hast Du denn nun eigentlich ausgerichtet bei Deinem Pflegling?"

„Ausgerichtet? Nichts!" erwiderte sie. „Das war auch gar nicht nöthig. Du willst die Menschen immer mit Gewalt zur Raison bringen, und damit macht man sie nur noch verrannter in ihrer Verkehrtheit. Da ist denn immer schon Etwas erreicht, wenn man sie still stehen macht auf ihrem schiefen Wege. Endlich nimmt die eigene Vernunft sie wieder bei der Hand und führt sie leise, ehe sie sich's versehen, in die natürliche Bahn. Das Mädchen hat mir von seiner Vergangenheit erzählt, und was es nicht aussprach, vielleicht selbst nicht wußte, habe ich dazu errathen. Wenn man ein Bäumchen im Druck hält und dann verpflanzt von einem falschen Boden in den andern, wundert sich Niemand, daß es verkümmert und keine Blüthe treibt. Das Menschengemüth aber, dem auch nie sein Recht wurde, soll nur immer weich sein, wenn es auch stets hart angegriffen wurde, liebevoll, wenn es auch niemals die Liebe kennen lernte, natür-

lich, wenngleich seine Verhältnisse stets verkehrt waren. Und wenn es das nicht ist, dann soll es das mit Gewalt werden."

„Das Resultat ist," spottete der alte Herr, „daß Du gerade so weit gekommen bist, als ich, und mir nun demonstriren willst, daß Du gar nicht weiter kommen wolltest. Das Mädchen gestern hier zu behalten, war Menschenpflicht; daß wir aber die Erziehung noch weiter fortsetzen, dazu sehe ich keinen Grund. Das Mädchen ist ihren braven Pflegeeltern davongelaufen und muß wieder zu ihnen gehen, so ist es in der Ordnung, und daran dürfen wir es nicht hindern."

„Verlange ich denn das?" sagte die Frau. „Katharine wollte schon gestern fort, und wenn ich das nicht gelitten habe, in die Nacht hinein, so dächte ich doch, das könnte ich verantworten."

Der alte Herr beugte sich lächelnd zu ihr und küßte sie auf die Wange. „Ich heiße ja Alles recht, was Du thust," sagte er.

Katharine trat ein. Sie war reisefertig. Einfach und ernst sagte sie: „Ich möchte Ihnen gern danken für alle Wohlthat, die Sie mir erwiesen haben, aber

ich kann es nicht, denn dafür, wofür ich Ihnen am meiſten danken möchte, das iſt, als wollte ich der Sonne danken, weil ſie wärmt. Sie kann ja nicht anders, wie Sie nicht anders können als gut thun, weil Sie ſo unbeſchreiblich gut ſind."

Die alte Dame reichte ihr gerührt die Hand. Sie bezog das Lob auf ihren Mann. An ſich ſelbſt dachte ſie nicht. „Du gehſt nun zu Deinen Pflegeeltern?" fragte ſie.

„Ja!" erwiderte Katharine. „Es war unrecht und undankbar, daß ich ſo von ihnen ging, ohne Abſchied, aber die Verzweiflung war hinter mir. Bleiben kann ich aber nicht in dem Hauſe, das werde ich ihnen auseinanderſetzen, und das müſſen ſie auch einſehen. Ich werde mir einen Dienſt ſuchen, und wenn Sie mir dazu behülflich ſein könnten —"

„Das haſt Du aber gar nicht nöthig," polterte der Director heraus. „Du biſt ein wohlhabendes Mädchen, bekommſt das Gütchen."

„Herr Director!" unterbrach ihn Katharine, „davon ſoll nicht wieder die Rede ſein. Es iſt auch nicht richtig. Der Mann, dem das Gut zuletzt gehörte, hat ſich nie um mich gekümmert, und ich mich nicht

um ihn. Er wußte nicht einmal, daß ich auf der Welt wäre. Und nun ſoll ich ein Recht haben an dem, was er hinterließ, mehr Recht als ein Anderer? Unmöglich!“

„Das ſind mir Juriſten!“ rief der Director. „Alle Theorien ſtellen ſie auf den Kopf, alle Rechtsgrundſätze werfen ſie um.“

„Geſtern,“ fuhr Katharine fort, „hat mich der Gedanke einen Augenblick beglückt. Er wälzte ſcheinbar meine Schuld von mir. Du haſt nur vernichtet, was Dein eigen war, dachte ich. Wenn das aber wahr iſt, was Sie ſagen, iſt's ja nicht mein eigen, denn wenn ich ſterbe, gehörte es wieder einem Andern von Rechtswegen, und dem Andern ließ ich ſein Haus untergehen.“

„Sie iſt ſpitzfindig in ihrer Verkehrtheit!“ ſchalt der alte Herr. „Nur den richtigen Nagel kann ſie nie auf den Kopf treffen.“

„Nun werden Sie wieder böſe,“ ſagte Katharine, „aber Sie treffen es auch niemals mit Ihrem Schelten. Damit, daß ich thue, was Recht iſt, ſind Sie nicht zufrieden, und meine Schuld haben Sie mir fortdemonſtriren wollen.“

„Fängst Du wieder von Deiner Schuld an?“ rief der Director und stürmte mit großen Schritten durch's Zimmer.

„Sie sagen,“ erwiderte Katharine ganz gelassen, „nach dem Gesetz sei ich nicht schuldig und könnte auch keine Strafe verlangen. Ich will es Ihnen glauben, denn Sie müssen es verstehen und wollen mich gewiß nicht belügen. Aber ich weiß es doch, was ich gethan habe, und weiß doch, daß es nicht recht war. Und daß ich gestraft bin, weiß ich auch, denn mein ganzes Glück ging darüber zu Grunde.“

Die Frau Directorin hatte dabei gestickt und kein Wort gesagt. Sie verstand aber, was Katharine meinte, sie ahnte, daß das Urtheil eines Einzigen Katharine's Glück oder Unglück wäre.

Da klopfte es an die Thür, und auf den etwas gereizten Ruf des Directors trat Anton herein. Katharine schreckte zusammen, leichenblaß wurden ihre Züge, und mit einem Blick sah die Frau Directorin, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ein zweiter auf Anton beruhigte sie vollkommen. Nach einer herzlichen Begrüßung mit dem Director, der ihn nicht gleich im ersten Augenblick erkannt hatte, schritt er

auf Katharine zu und ſagte faſt ſchüchtern: „Meine Mutter erwartet uns, Katharine. Kommt Ihr mit mir heim?“

„Mit Euch, Anton?“ erwiderte das Mädchen. „Ich bin allein gegangen, ich wäre auch allein zurückgekehrt.“

Anton trat nahe zu ihr heran und flüſterte: „Ich habe Dir Vieles zu ſagen unterwegs, Katharine.“

Ueber Katharine's Geſicht flog ein Schimmer von Freude, dann ſtand ſie lange im Kampf, abgewandt von den Anderen. Ihre Hände waren krampfhaft gefaltet. Endlich trat die alte Dame zu ihr heran, legte ihr den Arm um den Nacken und flüſterte ihr zu: „Geh' mit ihm, Kind, und höre, was er Dir zu ſagen hat.“

Katharine wandte ſich und ſah ihr fragend in's Geſicht. Ein ſo liebevoller Ausdruck des Verſtändniſſes blickte ihr entgegen, daß ſie der kleinen Frau weinend um den Hals fiel. Nach einer Weile ſagte ſie halb leiſe: „Ich gehe mit Dir, Anton.“ Der Abſchied war kurz, die Frau Directorin drängte zur Eile und nahm den Himmel zur Hülfe, indem ſie den Kopf zum Fenſter hinausſtreckte. „Schnell, ſchnell,

wenn Ihr doch fort wollt. Der Regen könnte Euch überraschen.“ Die Herbstsonne schien aber klar vom fahlen, unbewölkten Himmel herab.

Lange gingen die Beiden schweigend neben einander her. Das Treiben des Städtchens mußten sie erst hinter sich haben. Als sie einen Nichtweg eingeschlagen hatten, der von der Landstraße ablenkte, stand Anton, der voranschritt, plötzlich still. „Katharine,“ sagte er, „kannst Du mir vergeben?“

„Dir, Anton?“ sagte das Mädchen und sah ihn verwundert an. „Dir? Was hätte ich Dir zu vergeben?“

„Ich will's kurz sagen,“ erwiderte der junge Mann, „vielleicht verstehst Du mich. Als ich Dir damals zuerst sagte, daß ich Dich liebe, war es wol ein unbedachtes Wort. Du standest so schön, so rührend vor mir, das Herz quoll mir über. Aber ich hätte es nicht sagen sollen, denn es war noch nicht die rechte Liebe.“

„Ich weiß es ja, daß Du mich nicht liebst!“ antwortete gesenkten Blickes das Mädchen und schritt weiter.

Anton ging an ihrer Seite. „Siehst Du, daß

Du mich nicht verstehst," sagte er. „Hätte ich Dich damals geliebt mit der festen, unwiderstehlichen Mannesliebe, die das Wahre ist, die allein zum Wort werden darf, ich wäre nicht links gegangen, während Du rechts gingst; ich hätte Dich in die Arme geschlossen und hätte gesagt: „Wenn Du eine Schuld trägst auf dem Herzen, so gehört sie mir mit, denn Deine Schuld, Deine Sorgen sind meine Schuld, meine Sorgen, wir sind Eins." Weil ich das damals nicht sagen konnte, durfte ich Dir auch nicht von meiner Liebe reden, denn ich hatte die Liebe nicht, die Alles trägt."

„Du hattest sie nicht, weil ich ein unglückliches, schuldbeladenes Geschöpf bin, das man nicht lieben kann!" rief Katharine.

„Was ist Schuld?" sagte Anton. „Wäre wirklich geschehen, was Du Dir zur Last legtest, könnte es nicht ungeschehen gemacht werden durch die Liebe? Wie wir zusammen das Haus wieder aufbauten, das das Feuer zerstört hatte, und besser und schöner, hätten wir nicht das Vertrauen zu Dir selbst, das in jener Nacht zu Grunde ging, wieder aufrichten können, kräftiger und schöner als vorher? Was der Kraft

des Armes glückte, sollte der Kraft der Liebe und des Willens nicht gelingen?"

„Anton," sagte das Mädchen, „das Bewußtsein der Schuld kam mir erst in dem Augenblick, als Du mir sagtest, daß Du mich liebest, als mir selbst klar wurde, was ich empfand. Da fühlte ich, ich sei Deiner und Deiner Liebe unwerth, und ich konnte es nur darauf schieben. Vorher hatte ich geglaubt, eine böse Gewalt hätte mich getrieben, willenlos. Mir graute vor der Gewalt, und sie hatte mich geängstigt durch alle Fieber meiner Krankheit. In dem Augenblick, als ich wußte, daß ich Dich liebe, war die Gewalt gebrochen; aber nun wurde es meine Schuld, was bis dahin nur ihr Werk gewesen war."

„Welche Gewalt?" fragte Anton.

„Die Gewalt des Feuers!" erwiderte sie. „Komm, setze Dich hierher zu mir auf diesen Stein, ich will Dir's erzählen. Meine Eltern waren sehr unglücklich mit einander. Keinem Andern würde ich das aussprechen, aber in diesem Augenblick ist mir, als müsse ich jede Falte meines Bewußtseins aufschlagen. Wie konnten ein paar Menschen den Bund für das Leben schließen, die so wenig zu ein-

ander paßten oder gewillt waren, ſich zu dulden und ineinander zu fügen? Mein Vater war gewaltthätig und trieb ſich umher außer dem Hauſe, dann weinte und ſchalt die Mutter auch mit mir. „Es war ein Fluch," ſagte ſie, „der uns zuſammenführte. Er hatte lange um mich geworben, aber ſein wüſtes Weſen ſchreckte mich zurück. Meine Eltern verboten ihm das Haus. Da brach eine Feuersbrunſt aus in unſerm Oertchen. Alles rettete ſich in Unordnung, und ich ſelbſt mit einem Theil unſerer armen Habe wurde von den Meinigen durch das Gedränge getrennt. Da fand er ſich zu mir, führte mich weit ab, und während die Flammen vor unſeren Augen aufleuchteten, und der blutroth gefärbte Nachthimmel über uns glühte, während ich dachte, die Welt ginge mit uns zu Grunde, ſchloß ſich ein Bund, dem Du das Leben verdankſt. Meine Eltern mußten ihren Widerſtand aufgeben, und ſo ging mein Elend an." So erzählte mir die Mutter und ſetzte hinzu: „Der Fluch des Feuers liegt über Dir!" Seitdem hatte ich ein Grauen und zugleich einen unwiderſtehlichen Zug zum Feuer. Als Kind konnte ich oft ſtundenlang hineinſtarren in die lodernde Flamme des Her-

des oder des Ofens und spielen mit dem verglimmenden Feuer, indem ich es erlöschen ließ und im Erlöschen wieder anfachte. Durch alle meine Träume zog Feuersbrunst, und oft erwachte ich wimmernd im Schlaf, weil es mir schien, als stehe ich in Flammen, und jedes Glied verkohle an mir, oder zerstiebe in Funken. Die Gewalt kam über mich in jener Nacht, und ich konnte ihr nicht widerstehen. Ich war mir selbst unheimlich, aber ich fühlte mich frei von Schuld, denn was ich gethan hatte, war willenlos geschehen. Dein Liebeswerk nahm den Fluch von mir, aber es gab mir dafür das Bewußtsein der Schuld."

Katharine hatte das Geständniß mit flammendem Auge, wie in der Gluth des Fiebers herausgestoßen. Als sie fertig war, entfärbten sich die gerötheten Wangen, und Leichenblässe trat auf ihre Züge. Anton hatte das Auge nicht von ihr gewandt; festen Blickes sah er sie an.

„In diesem Augenblicke," rief er, „fühle ich es, wie meine Liebe erstarkt ist. Wovor sie damals zurückschreckte, das drängt sie heute nur noch mehr zu Dir. Wenn Dir mein Liebeswerk den Fluch brach,

ſo wird meine Liebe Dein Schuldbewußtſein aus Deiner Seele losringen und verwiſchen."

„Anton, liebſt Du mich denn noch?" rief das Mädchen mit dem vollen Ton des Glückes.

„Ich liebe Dich jetzt erſt, aber echt, feſt und für ewig," antwortete er.

Und wieder ſchritten ſie ſchweigend neben einander hin, aber mit ſeligſtem Ausdruck auf einander blickend, und ſo leicht, als hätte der Schritt Flügel, und als berühre der Fuß den Boden nicht. Anton brach zuerſt das Schweigen. Er ſprach von den Plänen für die Zukunft, malte aus, wie ſeine Arbeit den beſcheidenen Haushalt erhalten ſolle, wie er Muth und Zuverſicht hätte auf die eigene Kraft. Katharine hörte ihm ſtill lächelnd zu.

Die Herbſtſonne begann ſich zu ſenken, und der Pfad durch die kahlen Felder, über das braune rauſchende Laub fort, wurde lichtlos. Aber Licht, Glück, Fülle ſtrahlte aus den Blicken der beiden Wanderer.

Da lag ſchon halb dämmernd die Anhöhe vor ihnen, auf der das neue Haus ſich gegen den grauen Horizont abzeichnete. Anton ſchlug den Fußweg

ein, der hinaufführte. Katharine hemmte den Schritt. „Dahinauf?“ fragte sie.

„Dort finden wir die Eltern,“ erwiderte er ruhig.

Katharine stand still. Ihr Athem stockte. „Anton,“ rang sie mühsam hervor, „wie werden Deine Eltern uns empfangen? Wirst Du ihnen nicht Kummer machen um meinetwegen? Hast Du das bedacht?“

„Fasse Muth, liebes Herz,“ erwiderte er, „wenn wir Eins sind, was haben wir zu scheuen?“ Er schlang stützend den Arm um das Mädchen, und so schritten sie die Anhöhe hinauf.

Aus den Fenstern des Hauses glänzte ihnen Licht entgegen, und als ihr Schritt auf dem Vorplatz ertönte in der Stille des Abends, öffnete sich die Hausthür. Die Eltern standen auf der Schwelle.

„Kommt Ihr endlich?“ rief Frau Hallmer entgegen, „endlich?“ Hallmer sah ihr seelenvergnügt über die Schulter. Solch frohes Gesicht hatte er seit Jahren nicht gemacht. Katharine sah sie erstaunt an und versuchte vergebens einen Gruß herauszubringen, die Thränen erstickten ihr die Stimme.

„Kommt herein!“ rief Frau Hallmer, „und seht,

was wir geschafft haben. Das Haus sieht fast wohnlich aus, man braucht nur hereinzuziehen."

Es war wirklich schon Alles an seinem Platz geordnet. Katharine und Anton standen stumm und verwundert.

„Und nun wollen wir auch den Abend hier bleiben und das erste Mahl hier theilen," setzte Frau Hallmer hinzu.

„Ja, das wird schlecht aussehen!" lachte der Mann. „Du hast noch nicht einmal Feuer angemacht auf dem Herd."

„Ich habe auf Katharine gewartet," war die Antwort.

Katharine, froh in der Geschäftigkeit ihre Bewegung zu verbergen, warf das Kopftuch ab und trat an den Herd. Es war Alles bereit und das Holz schon geschichtet. Sie hatte nur den Kienspahn anzuzünden, unterzuschieben, und die Flamme prasselte fröhlich empor, als sende das segensreiche Element ihr den Willkommengruß entgegen.

„So ist's Recht!" rief Frau Hallmer, „nun das Feuer zum ersten Mal brennt auf dem Herd, nun ist das Haus geweiht, und Gott segne es für alle Zeiten!"

Unwillkürlich falteten Alle die Hände.

„Das war aber das Recht der Hausfrau," fuhr Frau Hallmer fort, „und dem durfte ich nicht vergreifen."

„Was sagst Du, Mutter?" fragte Anton befremdet.

„Daß das Haus und Gut Katharine gehört, nicht uns. Nicht wahr, Alter? Daß wir es ihr übergeben in dieser Stunde, und daß wir ihre Gäste sind in diesem Augenblick."

Hallmer brach in einen Strom von Worten aus, der das Alles bestätigte. Katharine stand erst starr, wortlos; als aber Anton sie fragend ansah, nickte sie mit dem Kopf, reichte ihm die Hand und warf sich an die Brust der Mutter.

„Ich weiß Alles," rief diese und drückte das Mädchen an's Herz. „Ich dachte wol, daß es so kommen würde, seit gestern; zwischendurch überfiel mich aber doch die Besorgniß. Nun ich aber meine Kinder im Arm halte, in ihrem Hause, das sie, festbegründet, sich selbst bauten, nun ist mir erst ein Stein vom Herzen."

Die Alpenbraut.

Es war Frühling, in voller Frische und Ueppigkeit, aber der Zug der Touristen in die Gebirge hatte noch nicht begonnen. Nur die Vorläufer der großen Sommerwanderung hatten sich vor der Kalenderzeit aufgemacht als einsame Wanderer auf den später überfüllten Straßen. Unsere Erzählung führt uns ohnedies in ein seltener besuchtes Dörfchen im Tyroler Gebirge. Nicht, daß es die Aufmerksamkeit der Reisenden weniger verdiente als andere viel gepriesene Orte, nicht, daß es mehr Beschwerden, mindere Annehmlichkeit böte als jene, aber es lag nun einmal auf der Durchgangsstation der gewohnten Reisetouren und wurde weniger gewürdigt, weil es weniger kennen gelernt wurde. Man gewinnt die Orte erst lieb im Verweilen. Und doch lag unser Dörfchen am Zusammenstoß zweier prachtvoller Thäler, in einem breiten fruchtbaren Bergkessel, und die Schneehäupter

des Gebirges ragten hoch über die steilen, frischbelaubten Verberge. Rings großartigste Natur und üppig duftendes Gedeihen. Und auch die phlegmatische Frau Postmeisterin in ihrem schwarz lackirten Pinschgauerhut, mit den unzähligen Silberkettchen an vergoldetem breiten Schloß um den Hals, hielt die Fremdenzimmer und Küche so rein und wohlversorgt, daß Nichts fehlte, um ein längeres Verweilen lockend und behaglich zu machen.

Heute waren zwei Damen in anspruchslosem Einspänner und mit verhältnißmäßig geringem Reisegepäck vor dem Post- und Gasthause vorgefahren schon zu früher Morgenstunde, und die ältere, immerhin noch eine junge wohlaussehende Frau, hatte das frugale Frühstück in der Küche bestellt, während die jüngere, die man auf den ersten Blick für ihre Schwester erkannte, um das Gepäck Sorge trug. Ein genauer Beobachter hätte vielleicht bemerkt, daß die ältere Schwester, die sich sofort mit Wirthin und Kellnerin in ein Gespräch eingelassen hatte, mit besonders befriedigtem Gesicht die Küche verließ, dann aber mit scheinbarer Unbefangenheit zur Schwester sagte, während die freundliche Kellnerin den Tisch

deckte: „Hier gefällt es mir, Louise, hier laß uns einige Tage ausruhen, denn wirklich, ich bin der überstürzten Fahrten müde, so reich und schön auch die Eindrücke waren, die an uns vorbeizogen.“

Die Schwester nickte ziemlich gleichgültig zustimmend und schien fast weniger erstaunt über diesen Entschluß, als die Kellnerin, die halb erfreut, halb verwundert ausrief: „Ew. Gnaden wollen einige Tage bei uns bleiben?“

„Wir können ja ein Zimmer haben, wie mir die Frau Postmeisterin sagte,“ warf die junge Frau mit erzwungener Unbefangenheit hin.

„Das schon,“ sagte die Kellnerin, „aber das schönste und größte Zimmer hat der fremde Herr in Beschlag genommen, der schon seit vierzehn Tagen hier —“

„Gleichviel,“ unterbrach sie die Reisende, „das kleinere Zimmer wird schon gut sein, und wir sind ganz damit zufrieden.“

Die Kellnerin ging, die Nachricht zu weiteren Vorkehrungen mitzutheilen, und die Schwestern folgten ihr. Die Familienähnlichkeit der Beiden, die sie sofort als Schwestern erkennen ließ, haben wir schon erwähnt,

und doch verſchwand dieſe Aehnlichkeit ſchnell bei näherer Bekanntſchaft. Anna, die ältere, war vielleicht minder ſchön als Louiſe, ihre Züge weniger regelmäßig, die etwas aufgeſtupte Naſe, die breiten, vollen Lippen, dazu mitunter überhaſtige Bewegungen, ließen ſie weniger anmuthig erſcheinen, während Louiſe in ihrer ſchlanken Geſtalt, mit den regelmäßig und edel geſchnittenen Zügen und der ruhigen Harmonie ihrer Bewegung, auf den erſten Blick feſſeln mußte. Dafür hatte Anna eine Lebhaftigkeit des Blickes, ein ſo wohlwollendes Lächeln, wenn es auch die Zähne zu ſehr ſehen ließ, eine ſo wohlthuende Behaglichkeit in ihrer Sicherheit, daß das ſogleich angenehm berühren mußte. Sie war eine jener Naturen, mit denen man ſich vom erſten Begegnen an nicht fremd fühlt, und ſie verſtand es auch in der That, mit ſchnell entſchloſſener Geſchäftigkeit jedem Raum ſofort das Gepräge des Wohnlichen, freilich nach ihrer Art, weniger nach den Geſetzen der Schönheit, als nach den Anforderungen des Bequemen aufzudrücken. Auch heute hatte ſie gleich, mit Hülfe der Kellnerin und eines andern dienſtthuenden Weſens, das ſie ohne Weiteres in Anſpruch nahm, die ganze Einrichtung ihres Zim-

mers umgeworfen und mit allerlei wunderbarem Kram, den die ihr gleich ergebenen Mädchen dienſteifrig herbeiſchleppten, zu einem behaglichen Raum umgeſtaltet, der den Eindruck machte, als ſei er längſt bewohnt geweſen. Louiſe ſah ihr lächelnd, mit untergeſchlagenen Armen zu. „Thuſt Du nicht, Anna,“ ſagte ſie, „als ſollten wir uns für Monate hier etabliren, und ich habe gar nicht Luſt, mich in dem dumpfen Zimmer mehr, als irgend nothwendig iſt, aufzuhalten, während die Natur draußen ſo prächtig iſt.“

„Laß mich nur gewähren,“ erwiderte Anna, ohne ſich ſtören zu laſſen, „Mühe macht es mir nicht, denn es iſt mir ein Vergnügen, und die Viertelſtunde kann ich ſchon daran wenden, um mich einige Tage lang, anſtatt in der Fremde, wie zu Haus zu fühlen. Den Raum habe ich mir neu geſchaffen und damit etwas Heimiſches in die anziehende fremde Welt geſetzt. Lache mich immerhin aus, denn komiſch ſieht es in der That jetzt hier aus, aber behaglich, und wenn ich mir die Tiſche mit ein Paar Sträußen ſelbſt gepflückter Feldblumen geſchmückt haben werde, wüßte ich in der That nicht, was uns hier fehlen ſollte.“

Dabei nahm sie die Schwester unter den Arm, ging mit ihr wieder in das Gastzimmer hinunter und setzte sich an das inzwischen aufgetragene Frühstück. Nicht lange darauf öffnete sich die Thür, und ein junger Mann trat ein, zuerst betroffen, Jemand im Zimmer zu finden, dann aber, als besänne er sich, daß es als eine Unhöflichkeit erscheinen könnte, wollte er sich sofort zurückziehen, grüßte er leicht und nahm am andern Ende des Tisches seinen Platz. Ueber Frau Anna's Züge flog eine leichte Röthe, mehr der Befriedigung als der Verlegenheit, während Louise kaum den Kopf hob. Der junge Mann that, als beachte er die Damen nicht, als er aber doch unbemerkt einen Blick auf sie richtete, schrak er zusammen und sprang unwillkürlich von seinem Stuhl auf.

„Ferdinand," rief Frau Anna, die ihn nicht aus dem Auge gelassen hatte, „welch' unvermuthetes Wiedersehen!"

Sie reichte ihm freundlich die Hand entgegen, während Louise, leichenblaß, fast unwillig ein kaum hörbares Willkommen stammelte. Bald aber war, namentlich durch Anna's heitere Herzlichkeit, die keine Verlegenheit aufkommen ließ, ein unbefangenes Ge-

ſpräch im Gang; der junge Mann rückte heran, theilte das Frühſtück, bei dem die Damen die Wirthinnen machten, und ſo ſaßen die alten Bekannten, die ſich ſeit ſechs Jahren nicht geſehen hatten, traulich zuſammen, als hätten ſie ſich geſtern verlaſſen, und nichts Erlebtes und Empfundenes hätte ſich zwiſchen den Abſchied und das Wiederſehen geſchoben, das überraſchend zufällig erſchien, und in der That wußte auch nur Anna, daß es das nicht ganz war. Als Ferdinand nach einer Stunde aufbrach, um einen vorbereiteten Spaziergang zu unternehmen, zu dem ihn der Führer, der einen Zeichenſtuhl und allerlei Malutenſilien trug, abrief, ſchieden die drei mit der Verabredung, ſich zum Mittagseſſen wieder zuſammen zu finden.

Als die Damen allein waren, ſtand Louiſe ſehr aufgeregt vom Tiſch auf, trat vor das Fenſter, warf Ferdinand einen flüchtigen Blick nach und wandte ſich dann zur Schweſter. „Welch peinliches und unangenehmes Wiederſehen!“ rief ſie. „Ich denke, wir geben unſern ganz gleichgültigen Entſchluß, hier einige Tage auszuruhen, auf und reiſen ſo bald als möglich, am beſten ſofort, weiter.“

„Weshalb?“ erwiderte Anna. „Ich meinestheils bin dem Zufall eigentlich dankbar, der uns mit dem Genossen unserer Jugend wieder zusammen führte, und mir war das Schmollen, das uns um einen Freund brachte, längst zuwider. Nun ist die erste Verlegenheit überwunden, und wir können das alte Verhältniß wieder herstellen, das meinerseits, im Herzen wenigstens, kaum eine Veränderung erlitten hatte.“

„Ja für Dich,“ sagte die Schwester, „das ist auch etwas Anderes. Aber Du kannst Dich in Deiner Empfindung doch nicht ganz von der meinigen trennen. Und daß ich nicht wieder die unbefangene Kindheitsfreundschaft gewinnen kann, wirst Du verstehen nach Allem, was zwischen uns verging.“

„Ja, was ist denn geschehen?“ rief ganz heiter Frau Anna. „Du warst eigensinnig, er war es auch, und unser guter Vater war es vielleicht noch mehr als Ihr beide. Ich, die Vermittlerin, war nicht da, und so kam es, daß Ihr bald grollend auseinander gingt, anstatt Mann und Frau zu werden, wie alle Welt es erwartet hatte, und wie Ihr selbst nicht anders glaubtet und, gestehe es nur, im Herzen wünschtet.“

„Ja, wenn er mich geliebt hätte, wenn er überhaupt bei seinem Egoismus einer Liebe fähig wäre!“ unterbrach sie Louise.

„Kind!“ sagte Frau Anna, „Egoisten sind wir Alle, und das ist auch ganz in der Ordnung. Er könnte Dir dasselbe vorwerfen. Aus Aufopferung heirathet kein Mensch und soll es auch nicht. Laß uns einmal das Verhältniß klar legen. Ferdinand ist das Mündel unseres Vaters und fast wie ein Bruder mit uns aufgewachsen. Der gute Papa, der aber seines Mündels ziemlich verwickelte Vermögens-Verhältnisse, wie seine eigenen, so vortrefflich geordnet hatte, daß Ferdinand ein wohlhabender Mann zu nennen ist, glaubte nun dadurch das Recht gewonnen zu haben, nach bester Einsicht zu bestimmen, was mit dem Vermögen unternommen werden sollte, ohne auf die Neigungen des jungen Mannes Rücksicht zu nehmen. Ferdinand sollte partout ein Industrieller werden. Dazu kam, daß seine Neigung zu Dir sich immer deutlicher aussprach.“

„Ach, nenne es nicht so!“ unterbrach sie die Schwester.

„Nun, alle Welt sah es so an,“ fuhr Frau Anna

ganz gelassen fort, „und Ihr galtet für Verlobte. Aber Papa hatte seine Aelteste fortgegeben und seinen Augapfel, die Jüngste wollte er nicht missen. Wer wollte es ihm verdenken, um so weniger, als nach seiner Rechnung Alles so einfach war? Ferdinand sollte in die Fabrik eintreten, die blühende Firma erhalten, und die Tochter so im Hause bleiben. Der gute Junge verspürte aber mehr Beruf zum Malerpinsel als zu den Dampfmaschinen und, was freilich unrecht war, hatte sein Talent ausgebildet, während der Papa ihn bis über die Ohren zwischen Eisenhämmern und Drehbänken beschäftigt glaubte. Nun kam er zurück, und die Bombe platzte. Der Papa hatte sehr wenig Verständniß für die Kunst und gar keine Achtung vor dem Beruf der Künstler, die er sammt und sonders, wenn nicht geradezu für Tagediebe, doch für sehr schlechte Haushalter hielt. An solch' unsichere Existenz wollte er die Zukunft seines Lieblings nicht wagen. Er verlangte mit aller Entschiedenheit, Ferdinand solle das Farbenkleren aufgeben, das war sein Ausdruck, und Ferdinand weigerte sich ebenso bestimmt."

„Und nun," fuhr Louise sehr erregt fort, „be-

ſchwer ich ihn bei unſerer Liebe, dem Wunſch des Vaters nachzugeben und, wenn nicht dem Vater, dem er doch ſo viel Dank ſchuldig war, doch mir, die er zu lieben verſicherte, das Opfer zu bringen; aber er wandte ſich ſchroff ab, gab mich, mein Glück auf, ließ es geſchehen, daß ich elend wurde, daß der Vater ihm ſein Haus, jede Verbindung verbot, und nun verlangſt Du, daß ich das Andenken unſeres gekränkten Vaters verletzen, die eigene Zurückweiſung, den tiefen Kummer vergeſſen und wieder, als ſei Nichts geſchehen, mit der alten Kinderfreundſchaft anfangen ſoll?"

Frau Anna war etwas erſchreckt von der Heftigkeit, mit der Louiſe geſprochen hatte, ſie ſah ein, daß im Augenblick das Beſte war, Nichts zu erwidern, und nahm einfach, mit beruhigender Liebkoſung, die Schweſter unter den Arm, um mit ihr einen Spaziergang zu machen. Sie ſchritten auf's Geradewohl die Landſtraße entlang. Jede Wendung des Weges, jedes Aufwärtsſteigen oder Senken deſſelben zeigte ein neues, anmuthiges Landſchaftsbild, und unbemerkt zog er die Wandernden weiter. Kein angenehmeres Reiſen als das ohne feſtbeſtimmtes Ziel, kein erfreulicheres Spazierengehen, als das planloſe. Die Schweſtern

waren still, jede mit den eigenen Gedanken beschäftigt, hingeschritten. Frau Anna war nicht ganz zufrieden mit dem Ausgang des ersten Begegnens mit Ferdinand. Sie hatte damals die jähe Trennung nicht recht heißen können, von der sie erst erfuhr, als sie bereits, namentlich durch die Starrheit des Vaters, unwiderruflich geworden war; sie hatte immer die Ueberzeugung behalten, daß Louise, ob zwar sie es nie aussprach, mit ihrer Neigung nicht abgeschlossen hätte, und diese Ueberzeugung war nur noch fester geworden, seit die Schwester, nach dem Tode des Vaters, in ihrem Hause lebte. Damit war nun auch das äußere Hinderniß, der erste Grund des Zerwürfnisses, freilich in schmerzlicher Weise, fortgeräumt; die Fabrik hatte ohnehin in fremde Hände übergeben müssen, und als nun gar Louisens Tagebuch der Schwester, wenn auch fast widerstrebend, anvertraut worden war, und sie in vielen, recht anmuthig gefügten Gedichten den immer noch nicht ausgetönten Nachklang einer tiefen Herzensneigung zu erkennen glaubte, wollte sie wenigstens einen Versuch machen, die Wunden zu heilen oder doch zu einem minder schmerzlichen Abschluß zu kommen. Mehr als einmal

hatte sie Ferdinand schreiben wollen, aber die Scheu, daß ihm das als ein Entgegenkommen erscheinen könnte, hielt sie zurück. So hatte sie sich unter der Hand nach seinem Aufenthaltsort erkundigt und für Louise, deren Gesundheit durch Kummer über den Tod des Vaters, durch den Bruch ihrer Lebenshoffnungen erschüttert war, vom gefälligen Arzt einen Aufenthalt in Bergluft in einer schönen Natur verordnen lassen. So waren sie über München in das baierische und tyroler Gebirge gereist, hier und da verweilend, wie die Stimmung des Augenblickes es ihnen angenehm erscheinen ließ. Anna hatte schon in München Ferdinand zu finden gehofft, aber sie sah es als glücklichen Zufall an, daß man ihr erzählte, er sei auf einer Studienreise in Tyrol. Daß sie mit Geschick seine Spur verfolgt und ihn richtig gefunden hatte, wissen wir. Nun hatte sie freilich auf das erste Begegnen größere Hoffnung gesetzt, als sich erfüllt hatte. Sie hatte gemeint, die Herzen müßten gleich entschiedener sprechen, und es war ihr unangenehm, was sie doch selbst hervorgerufen hatte, daß sich schnell eine gesellschaftliche Höflichkeit bildete, die glatt über alles Vergangene fortführte. Ein leiden-

schaftlicher Zusammenstoß wäre ihr als Anknüpfungspunkt lieber gewesen. So fühlte sie, könnten die zwei durch's Leben nebeneinander hergehen und sich aus Gewohnheit gleichgültig werden. Indessen war doch wieder ein Boden gewonnen, und damit war sie schon zufrieden.

Louise war im Spaziergang wieder ganz ruhig geworden und freute sich an dem prachtvollen Strauß, den sie am Wege gepflückt hatte, diese Farbenpracht, diese Ueppigkeit, dieser Duft aus allen Kräutern mußte erfrischend auf Geist und Gemüth wirken, und Louise war besonders empfänglich für jede Gabe der blühenden Natur. Anna hatte sie schon oft früher damit geneckt und sie ihre kleine Schwärmerei genannt, heute suchte sie aus dieser Stimmung leise auf ihre Wünsche hinzulenken.

„Louise," fing sie an, „Eins ist mir immer unerklärlich geblieben. Du mit Deinem poetischen Sinn, ich möchte sagen mit der entschieden dichterischen Begabung, die jeder Stimmung in einem Gedicht Ausdruck zu geben sucht, ja dazu gedrängt wird, Du hättest die Berechtigung des Talentes an den Freund

unserer Kindheit verstehen müssen, und ich weiß nicht, wie es Dir möglich war, ein Opfer von ihm zu fordern, dessen Größe, fast möchte ich sagen, dessen unmögliche Gewährung Du nachempfinden mußtest."

„Das war es gerade," sagte Louise, „daß meine Liebe, mein Besitz, mein Glück ihm nicht einmal den Versuch eines Opfers werth schien. Hätte er von mir das Leben, oder die Sehkraft, oder ich weiß nicht welchen Besitz verlangt; ich hätte nicht einen Augenblick gezaudert. Hier aber war nicht ich es, hier war es des Vaters unumstößlicher Wille, dem ich gewohnt war mich immer ohne Besinnen zu fügen, hier war es sein Wohlthäter, der das Opfer verlangte. Und plötzlich, ohne einen Versuch des Entgegenkommens warf er Alles hin, als wäre er froh, die Fessel, die ich für sein Glück hielt, mit der, die ihm lästig schien, zugleich los zu werden. Nein, glaube mir, es war bequeme brüderliche Freundschaft, die er für mich empfand und kaum die, aber nicht Liebe, sonst hätte er im ersten Augenblick Alles andere vergessen müssen, nur um mich nicht zu verlieren. Es ist eine recht schwere Prüfung, daß ich ihn wiedersehen mußte, aber ich werde auch die übersteben und will mir

Mühe geben, den Groll los zu werden, denn wozu auch den noch weiterschleppen?"

Frau Anna erwiderte Nichts. Zustimmen wollte sie nicht, und mit Widerlegen fürchtete sie die Stimmung nur noch mehr zu reizen. Sie beschloß die Dinge nun gehen und sich selbst gestalten zu lassen, so wenig das sonst ihre Art war, die sie immer zum practischen Mitanfassen hinwies. Was beschließt man nicht Alles, und keine Stimmung ist fruchtbarer an Entschlüssen als die, in der man sich rathlos fühlt.

Dabei waren die Schwestern wieder bis an den Eingang des, lang am Wege hingezogenen Dörfchens angekommen und bestiegen eine kleine felsige Höhe, zu der man in wenig Minuten von der Landstraße emporsteigen konnte. Der Platz war in der That überraschend hübsch. Felsstücke lagen umher, zwischen denen Buchen und Tannen kräftig aufschossen. Man überjah das Thal nach beiden Seiten, hatte das Dörfchen und drüber hinaus den grünen Thalkessel, durch den der Fluß in keckem Lauf rauschte, zu Füßen, und hoch hinein ragten rings die schneebedeckten Alpenspitzen.

„Welch' prächtiger Punkt!“ rief Louise. „Welche Mannigfaltigkeit, und doch welche Harmonie in der Landschaft.“

„Hier müßte man sich ein Haus bauen!“ sagte Anna in ihrer practischen Art, die sofort versuchte, das Schöne auszunutzen. Schnell hatte sie ihren Plan entworfen, und in der That, als sie in Gedanken baute, wunderte man sich nur, daß das Haus nicht schon dastand. Hier hinaus sollte der große Balkon, die geschnitzte Gallerie mit der Hauptaussicht liegen, der gemeinsame Mittelpunkt des Hauses; nach der stillen Rückwand des Berges die Schlafzimmer; im zweiten Stock die Fremdenzimmer, Alles leicht aus Holz aufgebaut, über dem steinernen Erdgeschoß, das Küche, Dienerzimmer und vielleicht einen kühlen Eßsaal enthalten sollte. Steine und Holz waren schon zur Stelle, und nur die schönen Buchen, die schon von selbst wie zu einem schattigen Gärtchen aufgewachsen waren, sollten den Platz anmuthiger machen, ohne doch der Aussicht zu schaden. Frau Anna überlegte schon, wen von ihren zahlreichen Freunden sie in diese Sommereinsamkeit einladen wollte, als sie von der andern Seite Ferdinand mit dem Führer

über den Bergweg herankommen ſah. Er war ſchon dicht an der kleinen Anhöhe, ehe ſie ſich gegenſeitig bemerkten.

„Kommen Sie ſchnell herauf, Ferdinand!“ rief Anna, „wir machen Baupläne, und ich will Ihren Rath haben.“

Der junge Mann ergriff freudig die Gelegenheit, das Geſpräch mit einem gleichgültigen Gegenſtand anzuknüpfen, und ließ ſich Anna's ganzen Plan, der in der Wiederholung noch fertiger erſchien, auseinanderſetzen. Louiſe ſaß auf einem Felsſtück und ordnete ihre Blumen, während der Führer, auf ſeinen langen Bergſtock vornüber geſtützt, lächelnd zuhörte. Anna wandte ſich ſofort an ihn, fragte, wem der Grund und Boden gehöre, ob er feil ſei, und wie hoch ſich die Koſten eines Baues wohl ſtellen könnten. Der ſchlanke, hochaufgewachſene Tyroler, der Schneider des Ortes, zugleich eifriger Gemsjäger und Forellenfiſcher und im Sommer unermüdlicher und geſchickter Fremdenführer, gab verſtändige Auskunft, bei der Frau Anna nur hin und wieder ungeduldig wurde, weil ſie den Dialect nicht verſtand und Ferdinand oft als Dolmetſcher anrufen mußte, und ſo gewann Alles

vom heiter entworfenen Luftſchloß faſt den Schein eines feſten Entſchluſſes.

„Haben Sie denn wirklich die Abſicht, ſich hier anzubauen, Anna?“ fragte endlich Ferdinand.

„Und weshalb denn nicht?“ antwortete ſie halb heiter, halb ärgerlich über den Zweifel an dem eifrig ausgeſponnenen Plan. „Entfernungen giebt es nicht mehr, denn in kaum mehr als vierundzwanzig Stunden kann ich aus meiner norddeutſchen Heimath hier ſein. Schön iſt es hier, ſo ſchön, daß man bei uns zu Haus keinen Begriff davon hat. Ich habe leider Nichts, was mich ganz gebieteriſch dort feſſelt. Was alſo hindert mich, mir eine Heimath da zu ſchaffen, wo es mir gefällt? Und hier gefällt es mir, und wenn ich mir vorſtelle, daß das Haus ſo daſteht, wie ich es mir ausmale, und das kann über's Jahr geſchehen ſein, ſo fühle ich mich auch ſchon ganz heimiſch in dieſem ſelbſterfundenen Beſitz. Iſt es nicht Thorheit, da zu bleiben, wo es nicht ſchön iſt, weil wir zufällig dort geboren wurden und aufwuchſen, wenn es uns frei ſteht, dorthin zu gehen, wo der liebe Gott ſeine Erde prächtiger geſchmückt hat? Nebenbei bringen wir ja das Beſte, was wir in der Heimath

hatten, ich meine, was wir dort für Geist und Gemüth gewennen haben, mit hierher."

„Das klingt ganz vernünftig," erwiderte Ferdinand ernst, aber es ist doch nicht richtig, und wenn Sie der Offenherzigkeit des Jugendfreundes Etwas zu gut halten wollen, so würde ich wagen, es auszusprechen, daß Ihr schnell gefaßter Bauplan ebenso thöricht ist, als er anmuthig erscheint."

„Ich wäre begierig auf die Begründung dieser jugendfreundschaftlichen Ungalanterie," sagte Anna und zog lächelnd die Oberlippe herauf.

„Es ist eben ein eigenes Ding mit der Heimath, das will beißen mit dem Boden, für den uns der Himmel geboren werden ließ," fuhr Ferdinand fort. „Wir können und sollen ihn nicht willkürlich aufgeben, und wenn wir es thun, werden wir bald genug zur Einsicht geführt werden, daß wir damit den besten Theil unseres Selbst verlieren. Es ist das nicht allein Raum und Ort, von dem ich spreche, es ist ganz besonders Beruf und Lebenssphäre, die im heimathlichen Boden wurzeln, die wir begrenzen sollen, und aus deren Grenzen wir nicht muthwillig hinausschreiten dürfen. Sie zum Beispiel, Anna,

sind mit Geist, Gemüth, Bildung so ganz norddeutsch, so ganz in und für die Ebene geboren, daß Sie vollkommen aus ihrer Bahn treten würden, wollten sie sich in einem Thal auf der Grenze zwischen süddeutschen und halbwälschen Wesen niederlassen. Es wäre gerade, als wollten Sie Ihren freundlichen Theetisch, Ihre geschmackvolle Tapisseriestickerei aufgeben und statt dessen das Feld bebauen oder die Kühe melken, wenn diese Beschäftigung auch vielleicht gesünder und jedenfalls nützlicher wäre, als jene."

„Ich weiß nicht, ob Sie mir damit eine Grobheit oder eine Artigkeit sagen wollten?" warf Anna hin.

„Nur eine Wahrheit," war die Antwort, „und eine unverletzende, weil sie eine allgemeine ist. Keinesfalls aber haben Sie dieselbe übel zu nehmen, denn es ist immer schmeichelhaft, wenn man anerkennt, daß Jemand seine angewiesene Sphäre so liebenswürdig und so beglückend ausfüllt, daß er und Andere nur verlören, wenn er aus derselben herausträte."

„Ich soll also in Norddeutschland, in der Ebene bleiben, mir kein Haus hier bauen und am wenigsten mir einfallen lassen, die Kühe zu melken," rief lachend

Anna und ſchlug den Rückweg ein. Ferdinand ging neben ihr her, und Louiſe folgte zögernd.

Frau Anna bemerkte es und benutzte die Gelegenheit, ihrem Begleiter zuzuflüſtern: „Geſtehen Sie, lieber Freund, daß die Lehre, die Sie mir da wegen des Hausbaues, wegen der Heimath und namentlich wegen der Heimath des Berufes gaben, weniger mir galt, als einer Andern, und daß etwas von Groll zwiſchen den Zeilen zu leſen war, ſo ruhig Sie auch Ihren allgemeinen Grundſatz auszuſprechen ſchienen?“

„Ehe ich darauf erwidere, müßten Sie mir eine Frage offen beantworten,“ ſagte der junge Mann.

„Da wäre ich begierig,“ warf Anna hin.

„War es Zufall, daß wir uns heute hier trafen?“ fragte Ferdinand und ſah ihr ſcharf in's Auge.

Frau Anna erröthete; auf dieſe Frage, ſo geradezu, war ſie nicht gefaßt.

Nach einer kleinen Weile aber hatte ſie ihre heitere Unbefangenheit wieder gewonnen, ſah den Begleiter lächelnd an und erwiderte: „Zufall? Nein, denn ich hoffte Sie zu finden, aber nur ich. Louiſe würde ich niemals zum Wiederſehen bewogen haben.“

Ferdinand biß ſich auf die Lippen. „Und weshalb fürchten Sie dies Wiederſehen?“

„Ach, das iſt die zweite Frage!“ rief Anna, „und das iſt wider die Abrede. Aber da ich einmal gutmüthig bin, und es liebe, mich auszuſprechen, will ich Ihnen auch das beantworten. Sie ſind mir faſt ein Bruder geweſen, wenn Sie auch beſonders in meinem Vaterhauſe verkehrten, nachdem ich mich verheirathet hatte und fern war. Jetzt habe ich den Vater und das Vaterhaus, dann den geliebten Gatten verloren und kann den Bruder um ſo weniger miſſen.“ Thränen traten ihr in die Augen, und ihre Stimme ſtockte.

„Das ſollen Sie mir nicht umſonſt geſagt haben,“ flüſterte Ferdinand und reichte ihr die Hand.

„Gut,“ ſagte Anna wieder ganz heiter, „die Hand drücke ich Ihnen ein anderes Mal. Jetzt könnte Louiſe uns ſehen und mißverſtehen. Ach, und Mißverſtändniſſe haben wir genug und unnützes Schmollen. Das war es auch, weshalb ich Sie wiederſehen mußte, weil es mir unerträglich iſt, wenn ich einen Menſchen lieb habe und mir immer denken muß, es ſtünde ein großer Schatten zwiſchen uns von Ver-

stimmung oder Kränkung oder was weiß ich sonst. Entweder soll man versuchen, ihn nicht mehr lieb zu haben, dann mögen meinethalben Mauern zwischen uns stehen, oder man soll sich bemühen, das Schattengespenst zu verscheuchen, und um Letzteres zu thun, habe ich wirklich ein ganz klein wenig intriguirt und Heimlichkeiten betrieben und Komödie gespielt vor der Schwester. Da haben Sie mein Bekenntniß, und damit sind wir auch richtig vor unserem goldenen Löwen mit dem Fleischerbeil in der Pfote angekommen, und unser Mittagbrod wird hoffentlich fertig sein, denn so wenig ich davon erwarte, freue ich mich doch darauf nach dem langen Spaziergang."

Sie hatte die letzten Worte stillstehend mit lauter Stimme gesprochen, damit die Schwester, die inzwischen herangetreten war, Nichts von dem Anfang des Gespräches errathen sollte.

Als die drei beim frugalen Mittagbrod zusammensaßen, hatte sich wirklich ein unbefangener Ton zwischen ihnen eingestellt, wenn Louise auch meist still war und der Schwester die Aufgabe überließ, das Gespräch im Gang zu halten. Alle drei aber vermieden, die Vergangenheit zu berühren. Zuletzt sagte Anna:

„Wissen Sie, Ferdinand, daß Ihre Mappe dort in der Ecke mich intriguirt? Es ist nicht allein Neugierde, noch weniger gewaltiger Kunstsinn, dessen ich mich nicht rühmen will, aber solche verschlossene Mappe coquettirt mit Heimlichthuerei, und das mag ich nicht leiden. Geben Sie her. Ich will Ihnen weder Schmeicheleien noch Kritiken aussprechen, aber sehen muß ich, was darin steckt."

Ferdinand holte lächelnd die Mappe. „O, Sie werden sehr enttäuscht sein, Anna, da ist Nichts als ein paar flüchtige landschaftliche Skizzen. Die acht Tage, in denen ich hier herumstreifte, haben mich nicht viel zur Arbeit kommen lassen, und ich muß darauf hoffen, daß ich in der Phantasie und im Gedächtniß mehr heimbringe, als ich schwarz auf weiß nach Hause trage. Ich kann eben auf der Reise Nichts schaffen, und eigentlich productiv macht mich nur die Heimath, das heißt mein stilles Atelier, in dem mich Nichts stört und kein fremder Eindruck sich zwischen das Schaffen drängt." Er reichte einige flüchtige Skizzen hinüber, und während Louise that, als wären sie nur für die Schwester bestimmt, und ihnen gar keine Aufmerksamkeit schenkte, gab diese

sie auch schnell zurück, um nicht durch eigene Beachtung die Nichtbeachtung der Schwester noch fühlbarer erscheinen zu lassen. Ferdinand schien Nichts weiter erwartet zu haben, und immer weiter blätternd in der Mappe, fuhr er fort: „Nebenbei hat mich eine andere Aufgabe beschäftigt. Mein Führer, den Sie ja sahen, ein frischer, intelligenter Mensch, hat mir eine tyroler Sage erzählt, die mich sofort zur Illustration anregte, und zu der ich auch schon eine Reihe von Skizzen entwarf."

„Ach, lassen Sie hören," rief Anna, froh, das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

„Ich habe es aufgegeben, die flüchtigen Entwürfe auszuführen, die ebenein schmerzliche Empfindungen in mir weckten," sagte Ferdinand. „Ueberdies bin ich mehr Landschafter als Genremaler, und schließlich wurde mir die Idee, die mir im ersten Augenblick sehr geeignet für die Zeichnung erschien, unter der Hand zu allegorisch und zeigte sich geeigneter als Vorwurf für den Dichter oder Novellisten, als für den Maler."

„Die lange Vorrede macht mich gerade neugierig," rief Anna und streckte die Hand aus. Ferdinand

beſann ſich eine Weile, dann nahm er eine kleinere Mappe mit mehreren Blättern aus der größeren und reichte ſie über den Tiſch. „Ich ſchenke Ihnen die Blätter, Anna,“ ſagte er, „doch nur unter der Bedingung, daß Sie ſie jetzt nicht anſehen, mich auch um keine Erklärung fragen. Der Führer kann Ihnen die Geſchichte dazu erzählen, ſo gut er es mir that, und wird es beſſer vermögen, als ich es könnte.“

„Wie heißt aber die Geſchichte, oder Sage, oder Märchen?“ fragte Anna, „denn den Namen muß ich doch wiſſen, um ſie mir von Ihrem vielgeprieſenen Führer zu erbitten, der zugleich Cicerone, Schneider, Fiſcher, Jäger und Märchenerzähler iſt.“

„Sagen Sie nur, Sie wollten von der Alpenbraut hören!“ erwiderte Ferdinand, grüßte ernſt und verließ das Zimmer.

Die Schweſtern blieben allein, lange ſchweigend. Endlich ſagte Louiſe: „Eins iſt mir nur noch klarer geworden in den wenigen Stunden, daß es beſſer geweſen wäre für ihn und für mich, wenn wir uns niemals wieder begegnet wären, und deshalb bitte ich Dich auch, Anna, laß uns unſere Reiſe fortſetzen ſo bald als möglich. Unſer ganzer Verkehr iſt eine Un-

natur und Unwahrheit. Ich komme mir vor, als wäre ich im Ballcostüm unter eine Trauerfeierlichkeit getreten, so wenig paßt Ton und Gegenstand unseres Gespräches zu der Stimmung, die unser Zusammensein nothwendig hervorrufen muß. Zuletzt spricht man lediglich, um die Lippen zu bewegen, und nur von Dingen, die man nur hervorholt, weil sie gerade am weitesten ab sind von dem, was einen bewegt, und schließlich hilft das nicht einmal, denn wie man sich auch wendet, man stößt immer wieder an, an den verletzenden Kanten des Zunächststehenden.

„Du müßtest Dich mit ihm aussprechen," sagte Anna. „Mit dem Drüberfortschweigen über die Dinge räumt man sie doch nicht fort."

„Aussprechen?" rief Louise fast heftig, „als ob nicht schon viel zu viel und in härtester Weise ausgesprochen wäre, wenn auch mit wenig Worten, denn das ist es, was mir immer an Ferdinand weh gethan hat, ein Vereden, ein Ausgleichen, ein Vermitteln ist bei ihm nicht möglich. „Ja oder Nein", „Alles oder Nichts", „Glück oder Unglück", dazwischen liegt kein Anderes, und er läßt es auch nicht neben sich aufkommen. Mit der schärfsten, rücksichtslosesten Frage

kreuzt er jede Stimmung, die einen milderen Ausweg vorbereiten könnte, nur um alle Verhältniſſe an die Grenzwege zu bringen, die, oft ehe der Entſchluß reif iſt, zwingen, rechts oder links zu gehen.

„Es giebt nun einmal Menſchen,“ erwiderte Anna „deren Schwächen die Uebertreibung ihrer Tugenden ſind. Wie Michael Kohlhaas Unrecht that aus übertriebenem Rechtsgefühl, ſo verwirrt unſer Freund die Dinge im übertriebenen Streben, ſie in voller klarer Wahrheit hinzuſtellen. Wenn wir das wiſſen, haben wir nur dafür zu ſorgen, daß man nicht eher Licht macht, als es Tag iſt, und das haſt Du verſäumt den Männern gegenüber.“

„Laſſen wir das Vergangene,“ rief Louiſe. „Man wird nicht eher damit fertig, als bis man es wirklich als Ueberwundenes anſieht. Vom Mai des vergangenen Jahres ſoll man keine Blüthen mehr verlangen.“ Louiſe ging auf ihr Zimmer, Frau Anna ſah ihr nach und zuckte die Achſeln.

Die Abreiſe rüſtete ſie aber nicht.

Für die Nachmittagsſtunde dekretirte Frau Anna einen Spaziergang, und als Louiſe Einwendungen machen wollte, erklärte ſie kurzweg, die Sage von der

Alpenbraut müsse sich sich erzählen lassen, und vom Abreisen könne also keine Rede sein. Außerdem müsse sie sich erholen von dem Stoßen der kleinen Posteinspänner, die übrigens allerliebst und die vernünftigste Reisegelegenheit wären, aber den Radschuh bergab könne sie einmal nicht vertragen, der dröhne ihr bis in den Kopf hinein, und wenn sie gleich wieder mit dem vorwärts solle, könnte es ihr Tod werden. Kurz, sie schüttete eine solche Masse von Gründen aus, daß sie zwar damit bewies, daß es ihr an einem durchschlagenden fehle, aber auch, daß sie jeden Widerspruch mit dem kleinen Geschütz von Gegenreden zu begegnen und abzuschlagen gesonnen sei. Louise fügte sich, weil sie nicht anders konnte, und Ferdinand mußte seinen Führer zur Stelle schaffen und, wohl oder übel, sich der kleinen Karavane anschließen. So ging es denn an dem blühenden, grünen Bergbang hin, durch den überall vorquellenden, überschwänglichen Frühlingsschmuck in Laub, Kraut und Blüthen. Wem sollte die Seele nicht aufgehen in diesem Duft des Wachsens, Werdens und Verjüngens? Frau Anna jubelte laut, und auch Louise wurde es freier um's Herz im Maiensonnenglanz auf dem Frühlingsboden. Neben-

bei aber nahm Frau Anna Johann, den Führer, faſt ausſchließlich für ſich in Anſpruch und fragte ihn in ihrer Weiſe die Sage von der Alpenbraut ab, das heißt, die einfache Geſchichte wurde ganz anders, als Johann ſie beabſichtigte, und allerlei andere Erzählungen, neuer und alter Zeit, kamen dazwiſchen und ſchoben ſich zuſammen, und wenn der unglückliche Erzähler berichtigen wollte und meinte, das gehöre garnicht zu einander, verwies ihn Anna mit ſcherzhafter Ungeduld und verſicherte, was ſie mühſam verſtanden hätte, ließe ſie ſich nicht wieder ausreden, und wenn etwas nicht ganz richtig wäre, ſo ſähe ſie darin auch kein Unglück, und es käme nur davon, daß der Erzähler tyroliſch ſpräche und ſie nur deutſch verſtände. Der arme Mann, der übrigens friſch auf jeden Humor einging, erzählte zuletzt, was und wie Anna es hören wollte, und fand ſelbſt Vergnügen daran, Alles recht bunt zuſammen zu würfeln. Die Geſchichte von der Alpenbraut wußte Frau Anna, freilich, wie ſchon geſagt, auf ihre Art, und wie ſie vorher noch kein Menſch gewußt hatte. Aber was that das am Ende?

Ferdinand und Louiſe gingen lange ſchweigend

nebeneinander her. Sie versuchten wohl, anknüpfend an die prächtige Umgebung, wie zwei Menschen, die sich ganz gleichgültig sind, oder die der Zufall zum erstenmale zusammenführt, ein Wort über den Eindruck, den ihnen die Landschaft hervorrief, hinzuwerfen, aber das Gespräch spann sich nicht fort, weil die Befangenheit, die Scheu, durch eine unwillkürliche Erinnerung an das Vergangene zu verletzen, der Unterhaltung Zwang und Fessel anlegte, von der sie zwischen ganz fremden Menschen frei gewesen wäre. Im Herzen waren sie beide erzürnt auf Anna, deren Unbefangenheit zu deutlich wie eine absichtliche erschien, von der sie beide wußten, denn auch Louise täuschte sich nicht mehr darüber, daß sie sie nicht zufällig zusammengeführt hatte, und deren Vertiefen in eine ganz gleichgültige Geschichte gerade in diesem Augenblick gar zu sehr den Schein hatte, als wolle sie die beiden zu einem Aussprechen zwingen. Beide nahmen sich fest vor, der unberufenen Vermittlerin den Willen nicht zu thun, und gerade weil sie das thaten, weil sie denselben Verdruß empfanden gegen die Frau, die sie doch so lieb hatten und so hoch hielten, vergaßen sie über diesen Verdruß ihr festes Vernehmen.

Louise, in der Meinung etwas ganz Gleichgültiges zu sagen, warf hin:

„Weshalb nannten Sie meine Schwester heute Morgen ein Kind der Ebene?“

„Meinen Sie nicht,“ erwiderte Ferdinand, „daß die Natur, in der wir aufwachsen, den Character des Menschen, wenn auch nicht durchaus andersartig bedingt, doch umbildet und ändert?“

„Das wäre ein ganz neues Erziehungsprinzip,“ rief Louise. „Man hätte an einem Kinde nur diese oder jene Eigenschaft, diese Gefahr des Characters zu erkennen, und, wie der Arzt bei körperlichen Leiden einen Badeort auswählt, zu bestimmen: der muß in den Bergen, jener auf dem flachen Lande, ein dritter an der See, wieder andere im Süden, und vielleicht ein allzu weichmüthiger am Nordpol aufwachsen.“

„Was an Ihrer Auffassung falsch ist,“ erwiderte Ferdinand, „ist eben das Unmögliche der Durchführung eines solchen Prinzipes. Widersinnig erscheint es nur durch das Gewand des Spottes, das Sie ihm umhängen.“

„Bleiben wir bei Anna stehen!“ unterbrach ihn Louise.

„Gut denn," fuhr Ferdinand fort, „ich werde meine Ansicht ausführen und zu begründen suchen. Der Bergbewohner, dem die Eigenthümlichkeit seiner Heimath eine fast beständige Gefahr zeigt, sei es durch schwindelnde Wege, durch steile Straßen, auf denen die Unzuverlässigkeit eines Hemmschuhes das Leben kosten kann, durch Nebel, die ihn vom Pfade ablenken und in den Abgrund stürzen, oder durch Lavinen, die ihn begraben, wird dadurch mißtrauisch; dann zwingt ihn die Gefahr des Augenblickes, schnell von Entschluß zu sein; die Isolirtheit der Beschäftigung, zum Beispiel die Einsamkeit auf der Alm oder auf der Jagd, macht ihn egoistisch, der beständige kleine Kampf mit der Natur schlau, und das Gefühl, nur so viel beobachtet zu sein, als jeder will, falsch —" „Um Gotteswillen", rief Louise, „da müßte man ja eilen, so bald als möglich aus den schönen Bergen fortzukommen, wenn sie uns mißtrauisch, egoistisch, schlau und falsch machen."

„Jede Eigenschaft hat ihre doppelte Seite," fuhr Ferdinand fort, „aber nachsichtig sollen wir werden gegen Schwächen, die die Natur der Umgebung bedingt. In der Ebene, in der man ungefährdet fort-

wandelt und ſeinen Weg nach allen Richtungen unbehindert einſchlagen kann, wird man langſamer im Ueberlegen und weniger ſcharf im Entſchluß. Man ſieht weit hin nach allen Seiten und vergißt nur zuweilen, wie eben jetzt Ihre Schweſter, daß man ſelbſt geſehen wird. Aber man verſucht auch nicht, ſich zu verſtecken, weil man weiß, daß das vergebens iſt. Der Boden, von dem aus man die Welt anſieht, iſt ein breiterer, und das macht univerſeller. Man glaubt alle Dinge ſo eben, alle Pfade ſo gerade und ohne Hinderniſſe machen zu können, als die, auf denen man hinſchreitet, und hält Alles für klar, weil man weit darüber fortſieht. Machen Sie die Anwendung auf Frau Anna, auf dies wohlwollendſte und liebenswürdigſte Kind der Ebene, und Sie werden mir Recht geben. Ihre Auffaſſungen ſind etwas flach; ihre nicht geraden Wege ſieht man von Weitem, wenn man auch nicht weiß oder wiſſen will, auf welches Ziel ſie ſteuert; ihre Ausgleichungsbeſtrebungen ſetzen keinerlei Hinderniſſe voraus, und wenn gerade ihre Stimmung im Sonnenſchein glänzt, wirft ſie nirgendhin Schatten, und es wird einem zu Muth, als wandle man über eine baum- und berglose Ebene,

ohne Gefahr und Beschwerde in gleichmäßigem Licht und gleichmäßiger Klarheit."

„Sie nehmen an," sagte Louise errötbend, „daß Anna in diesem Augenblick keinen geraden Weg einschlägt?"

„Ich weiß es, denn sie hat es mir garnicht geleugnet!" war die Antwort, „ob ich mir freilich nicht recht klar machen kann, was sie eigentlich bezweckt. Geschehenes läßt sich nun einmal nicht wieder ungeschehen machen."

Louise stand still. „Da nun einmal Anna's gutherzige Taktlosigkeit uns in die unerwünschte Lage bringt, längst Abgethanes wieder zu berühren, so mit alter Bitterkeit durchzuempfinden," sagte sie, „so denke ich, brauchen wir uns nicht zu quälen, eine Erklärung ihrer jedenfalls wohlgemeinten Absichten zu finden. Zwischen uns, denke ich, ist Alles klar seit Jahren. Eins will ich hinzufügen, was mich der heutige Tag gelehrt hat, wenn es auch wie eine Selbstanklage erscheint. Ich bewundere der Schwester heiteres Gemüth und unverletzliches Herz. Ihr sind und bleiben Sie der Jugendfreund, und mit ihr konnten Sie wie früher freundschaftlich und unbefangen weiter verkehren.

Ich kann nicht zu einer halb gleichgültigen Empfindung zurückkehren, und wenn ich aus der Ferne mit Theilnahme Ihrer gedenken will, ein Begegnen wird mir immer peinlich, ein Nebeneinanderleben unmöglich sein. Ich kann das um so eher aussprechen, so hart es klingen mag, da ich annehme, daß Sie wie ich empfinden."

„Es hätte dieser Aufrichtigkeit nicht bedurft!" erwiderte Ferdinand mit schwach verhehlter Bitterkeit.

„Sie lieben ja rückhaltlose und rücksichtslose Wahrheit!" sagte Louise nicht weniger gereizt, „und Anna hat sie zu verantworten, nicht ich. Das Hinwegläcbeln und Ueberhinscherzen über Dinge, die uns ins Herz treffen, habe ich niemals ertragen können."

Ferdinand erwiderte Nichts mehr. Er warf nur flüchtig hin, daß er noch eine kleine Skizze zu entwerfen beabsichtige, bat mit kalter Höflichkeit, ihn bei Anna, die weit vorausgeeilt war, zu entschuldigen, und schlug mit ernstem, flüchtigem Gruß einen Nebenweg ein. Louise hielt sich mühsam, bis er ihren Blicken entschwunden war, und brach dann in Thränen aus, die sie selbst für den Ausdruck des Grolls und für die Folge erlittener Kränkung hielt.

So wenig war sie sich klar über ihre eigene Empfindung.

Frau Anna war recht zufrieden mit ihrem so schön ersonnenen Plane. „Aussprechen müssen sie sich doch," dachte sie, „und das ist immer schon ein Schritt zur Verständigung. Auf mich werden sie bitterböse sein in diesem Augenblick, aber das ist gut. Nichts führt zwei Menschen schneller zusammen, als wenn sie zusammen auf einen dritten schelten können, und das thun sie gewiß redlich." Verstohlen hatte sie sich zuweilen umgesehen, und da sie die beiden immer in eifrigem Gespräch bemerkte, glaubte sie schon halb gesiegt zu haben. Gerade in dem Augenblick, als Louisens hartes Wort gesprochen wurde, hatte wieder Anna's Blick sie gestreift, und den Ernst der beiden Gesichter bemerkend, hatte sie vor sich hingeflüstert: „Jetzt sind die glücklich an der alten Geschichte, und wenn sie bei der erst wieder anfangen, müssen sie ja einsehen, wie unnütz sie sich selbst quälten, und wie muthwillig sie sich um ihr Glück betrogen." Nun aber that sie sich Zwang an, um sich nicht wieder umzusehen, aber wie war sie überrascht, als sie ihr Dörfchen wieder erreicht hatte und nun ihre Neu-

gierde nicht länger bezähmen konnte, das Reſultat des langen, einſamen Spazierganges zu erfahren, oder doch zu errathen, als ſie entdeckte, daß die Schweſter allein ihr folgte.

„Wo iſt Ferdinand?“ rief ſie.

„Er läßt ſich bei Dir entſchuldigen,“ erwiderte Louiſe, die ihre Thränen getrocknet hatte, „und bei mir bedurfte es der Entſchuldigung nicht, denn ich war ebenſo froh als er, das läſtige Tête-à-Tête aufzugeben, das Du uns arrangirt hatteſt.“

„Aber wohin iſt er?“ fragte Anna ſchrecklich enttäuſcht.

„Er hat den erſten beſten Nebenweg eingeſchlagen, um meine Geſellſchaft los zu werden,“ war die Antwort. „Kann Dich das wundern, da ich Dir oft genug auseinanderſetzte, daß und weshalb ſich unſere Wege trennen und trennen müſſen?“

„Liebes Kind,“ rief Anna und ſchloß die Schweſter mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit ans Herz, „Du haſt geweint, er hat Dich wieder gekränkt, er iſt ein abſcheulicher, herzloſer Menſch, den ich jetzt mehr noch haſſe als Du, und der mir nicht wieder vor die Augen kommen ſoll. Sei froh, mein liebes Herz, daß Dich

ein gütiges Geschick davor bewahrte, seine Frau zu werden, wie ich es meinem Schöpfer danke, daß ich ihn nicht zum Schwager bekam, denn Dein Glück liegt mir mehr am Herzen, als das eigene. Künstler taugen nun einmal nicht zum Heirathen, sie mögen Maler, Musiker, Dichter oder Schauspieler sein, oder welcher der neun Musen sie sich in den Kopf gesetzt haben zu huldigen. Erst kommt immer die Kunst und dann erst Frau und Kinder, und die natürlichsten Rücksichten, die uns Lebensverhältnisse und gesellige Pflichten auflegen, kommen gewöhnlich gar nicht. Obenein verlangen sie dann noch, daß wir sie bei allen ihren Schrullen, Launen und Absonderlichkeiten mit anderem Maaß messen, als andere ehrliche Sterbliche. Nein, ich bleibe dabei, nur keinen Künstler zum Ehemann, und diesen Herrn Ferdinand erst gar nicht, denn die heiteren, genialen Künstler gehen noch an, aber die ernsten, pedantischen sind vollends gar nicht zu ertragen, und dieser Mensch ist von der Sorte. Daß er Dich wieder Thränen gekostet hat, verzeihe ich ihm mein Lebenlang nicht. Ja, ich wollte ihn gern wiederlieben, das läugne ich gar nicht, denn als er in seinen Schulferien in unser Haus kam,

war er allerliebſt, und als erwachſener Menſch ſo hübſch, daß man ſich wol in ihn verlieben konnte, aber jetzt iſt er unausſtehlich, und ich bereue es bitterlich, daß ich dem Orte nicht aus dem Wege ging, von dem ich zufällig erfuhr, daß er ihn zu ſeinen Studien gewählt hatte. Und mit ſeiner Malerei wird es auch Nichts, das ſollſt Du erleben. Immer die langweiligen Bäume und Felſen und Waſſerfälle, die man ſchon tauſendmal auf allen Kunſtausſtellungen ſatt hatte. Er würde mir leid thun, wenn ich nicht zu böſe auf ihn wäre."

Frau Anna hätte noch lange ſo fortgeſchelten, wären die Schweſtern nicht im Wirthszimmer angelangt geweſen, und hätte nicht die anweſende Kellnerin ihrem Eifer Einhalt gethan. Louiſe war natürlich gar nicht zu Worte gekommen, nicht mit ihrem Groll gegen Ferdinand, dem ſie ſo gerne mit einer definitiven Entſcheidung einen Schlußſtein geſetzt hätte, und noch weniger mit ihrer Vertheidigung, wenn es die Schweſter zuweilen doch gar zu arg machte. Anna erſchöpfte das Capitel „Ferdinand" bis auf das letzte Wort, und Louiſe blieb ihrerſeits auch nicht eine Silbe hinzuzuthun. Sie konnte zufrieden ſein, denn

die Schwester war erzürnter als sie selbst, und doch war sie nicht zufrieden, weinte vielmehr verstohlen eine Thräne nach der anderen aus den schönen Augen und legte sich mit heftigen Kopfschmerzen, an die sie selbst glaubte, früh zur Ruh. Als sie fort war, athmete Anna tief auf. Es hatte sie doch angegriffen, so im Zorn sein zu müssen, schon weil sie darin gar keine Uebung hatte. „Was für Noth sie einem machen!“ sagte sie einmal über das andere vor sich hin und ging, gar nicht mehr mit so zornigem Gesicht, im Zimmer auf und ab. Da, als sie zufällig ans Fenster trat, sah sie, wie ein kleiner Einspänner herausgeschoben wurde, auf den man Reisegepäck, Kasten, Staffelei und Feldstuhl packte. „Er ist im Stande und fährt uns ohne Abschied davon!“ rief Anna und war auch schon vor der Thür. Richtig, da kam Ferdinand im Reisemantel die Treppe herunter und stutzte, als sie ihm in den Weg trat, mit schnell aufsliegender Verlegenheit, faßte sich aber, trat ihr freundlich entgegen und reichte ihr die Hand. Frau Anna legte schnell beide Hände auf den Rücken und schüttelte den Kopf. „Einen Händedruck haben Sie nicht verdient,“ sagte sie mit der Absicht, ein

ernſtes und zürnendes Geſicht dazu zu machen, was ihr aber nicht gelang, „und dieſen Abſchied, der mir gar nicht einmal zugedacht war, können Sie für ſich behalten.“

Ferdinand trat ganz nahe zu ihr heran und ſagte leiſe aber feſt: „Ihre Schweſter hat mir klar und deutlich ausgeſprochen, daß ſie mir nicht wieder zu begegnen wünſcht.“

„Hat ſie das?“ ſagte Anna und ſchüttelte den Kopf. „Nun, in dem Fall ſind wir hier vor der Hausthür nicht ſicher, denn wenn ſie ſich auch auf ihr Zimmer zurückgezogen hat, könnte der prächtige Frühlingsabend ſie doch wenigſtens ans Fenſter locken. Da hinter den Gebäuden iſt aber ein Gärtchen, da ſind wir ganz ungeſtört, und die fünf Minuten, bis Ihr Pferd eingeſpannt iſt, können Sie mir ſchon ſchenken. Auf mich wird Ihre Muſe nicht eiferſüchtig werden.“

Ferdinand folgte ihr, wenn auch mit einigem Widerſtreben. Anna's Geſicht hatte ſofort den alten, gutmüthig heitern Ausdruck wieder angenommen. „Spiele ich nicht die allerallbernſte Rolle von der Welt in dieſem Augenblick?“ rief ſie. „Ich gebe

mir die größte Mühe, biete meine ganze Schlauheit auf, einen Jugendfreund, der mir verloren war, wiederzufinden, finde ihn auch, aber nur, um ihn auf Nimmerwiedersehen fortlaufen zu sehen. Was Sie mit Louise vorhaben, ist mir ganz einerlei, aber mich sollen Sie lieb haben wie früher, und Sie haben auch gar keinen Grund, das nicht zu thun. Also mein Freund, mein brüderlicher Freund sein, wie früher, das bitte ich mir aus!"

„Wenn Sie nur das verlangen," rief Ferdinand unwillkürlich lachend, „das will ich Ihnen versprechen, obgleich das kaum nöthig ist. Sie muß man lieb haben, und ich vor allen Anderen, wenn ich auch nicht verschweigen will, daß ich heute recht ernstlich böse auf Sie war."

„Ei weshalb denn das?" fragte Anna, aber sich selbst unterbrechend, fügte sie schnell hinzu: „Nein, sagen Sie es nicht, ich will es nicht wissen, denn schließlich kommt noch allerlei zu Tage, was ich nicht eingestehen will und nicht leugnen kann. Lassen wir das. Eins aber bitte ich mir aus; daß Sie mir nicht die Absicht unterschieben, als hätte ich eine Ehe stiften wollen, während ich nicht streiten will, daß ich

den Wunsch hatte, den Frieden wieder herzustellen. Daß sich Gott erbarme, nicht einmal bis zum Waffenstillstand habe ich es bringen können und gebe es auf. Das aber sage ich Ihnen, Ferdinand, danken Sie Gott, daß Sie und Louise kein Paar wurden, das wäre nun und nimmermehr etwas Geschcidtes geworden. Ich gebe Louise nicht Schuld und dem Papa auch nicht, aber verzogen hat er sie nun einmal und wir Alle nicht minder. Eigensinnig ist sie, Sie sind auch nicht der Allerfügsamste, und sprödes Holz gegeneinander muß brechen. Louise wird unglücklich darüber, das ist gewiß, aber eine unglücklich ist besser als zwei, und unglücklich sein noch leichter zu ertragen, als unglücklich machen. Sie hätte Sie unglücklich gemacht, trotz des besten Herzens. Und dann seid Ihr beide Künstler, denn sie macht Gedichte und ganz allerliebste. Nun denken Sie sich zwei Künstlernaturen in einer Wirthschaft. Das ist wieder der Anfang des Chaos. Das hat der Papa auch eingesehen, denn er war ein kluger und lebenserfahrener Mann, und deshalb war er dagegen, denn er liebte Sie übrigens wie einen eigenen Sohn, und daß Sie Leinwand bunt pinseln, hätte er Ihnen schon

vergeben. Noch einmal: es war beſſer, daß es ſo kam."

„Vielleicht haben Sie Recht," erwiderte Ferdinand und biß ſich auf die Lippen.

„Vielleicht? Nein ganz ſicher!" fuhr ſie eifrig fort. „Nun aber frage ich, weshalb wolltet Ihr beide, da Ihr das einſeht, zeitlebens wie im Groll umherlaufen und auf dieſer Welt Verſtecken ſpielen? Sie thun nun gerade wie ein Verbannter, und es iſt ordentlich fatal, daß Sie ſeit ſechs Jahren unſere Vaterſtadt nicht beſucht haben, wo Sie ſo viele Freunde haben. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie bei der letzten Kunſtausſtellung die Leute ſich anſtellten, als ein Bild von Ihnen im Catalog ſtand. Es war auch ſolche Alpengeſchichte im Abendroth, oder war es Sonnenaufgang? Unausſtehlich war es, denn ich durfte es mir gar nicht anſehen, und Louiſe erſt recht nicht. Kaum kamen wir nur in die Nähe, ſo ſtand gleich die ganze Sippſchaft um uns herum und ſah, nicht auf das Bild, das brauchen Sie nicht zu denken, aber welch' Geſicht wir dazu machen würden. Ein Theil lobte es, um uns zu ärgern, der andere tadelte es, um uns zu kränken, und die uns ſchonen wollten,

ſchwiegen, was einen erſt recht verlegen machte. Das will ich nun nicht mehr. Ich will den Leuten zeigen, daß zwiſchen uns Nichts anders geworden iſt, daß wir gute Freunde ſind und bleiben, und deshalb müſſen Sie in die Heimath kommen, und das ſollen Sie mir mit Handſchlag verſprechen!"

„Und Louiſe?" fragte Ferdinand.

„Wird ſich zuſammennehmen und vernünftig ſein, noch dazu, wenn wir ihr mit gutem Beiſpiel voran-gehen!" war die Antwort.

„Es iſt vielleicht vernünftig," ſagte Ferdinand.

„Mein Gott!" rief Anna, „wenn Sie nur nicht immer mit Ihrem „vielleicht" kommen wollten; das kann ich nicht ausſtehen. Da meine Hand. Im Herbſt zu meinem Geburtstag, wenn Sie den nicht vergeſſen haben, den zweiundzwanzigſten November, ſind Sie da; ſchlagen Sie ein."

Nach kurzem Beſinnen ſchlug Ferdinand ein.

„Acht Tage vorher Ihr Brief, zum beſtimmten Tage rücken Sie ein," ſagte Anna.

„Ich verſpreche es," rief er feſt und ſchnell.

„Gut!" ſagte ſie, „und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, denn ich kann das Abſchiednehmen

nicht leiden.“ Dabei hielt sie ihn aber immer wieder fest, drückte ihm wieder und wieder die Hand, trocknete sich die Thränen, half ihm in den Wagen und winkte ihm nach, so lange sie ihn nur sehen konnte. Louise sagte sie Nichts von seinem Versprechen und meldete nur kurz, der eigensinnige, fatale Mensch sei wirklich auf und davon, und sie wollten auch weiterreisen, aber nach der entgegengesetzten Richtung.

Im Herbst desselben Jahres finden wir die Schwestern in der Villa Anna's in einer norddeutschen Handels- und Seestadt wieder. Bequem, behaglich, tüchtig und sauber sind die Räume, geschmackvoll nicht. Bunt durcheinander an Styl und Farbe sind die Meubles zusammengestellt, und wenn das Absichtslose dieser Zusammenstellung nicht zu entschieden in's Auge fiele, möchte man glauben, daß die Vermeidung nutzlosen Schmuckes die Aufgabe der Einrichtung gewesen wäre. Anna hatte viele Freunde an dem Ort ihrer Kindheit und Jugend, an den sie nach kurzer, glücklicher, nur zu früh durch den Tod getrennter Ehe zurückgekehrt war, und sie verdiente diese Freundschaft

im vollen Maaße. Wo zu helfen, zu rathen, auszugleichen war, fehlte sie niemals, und ihre heitere, selbstlose Tüchtigkeit machte sie aller Welt angenehm. Man wußte, daß sie sehr praktisch in ihren Geschäften war und ihren Wohlstand zu eigener und noch mehr zu Anderer Annehmlichkeit auszunutzen wußte, aber man hielt sie für gründlich prosaisch, man hatte zuviel Beweise ihres Wohlwollens, um an einem warmen Herzen zweifeln zu können, aber tiefere Empfindung traute man ihr nicht zu, und manch hypersentimentales Gemüth verletzte ihre Heiterkeit nach dem Verlust eines geliebten und vortrefflichen Gatten. Man verwechselte dabei die Gewohnheit ihrer Erziehung, den Einfluß der Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, mit Anlagen und Character; man steigerte das, was sich in ihrem Wesen zeigte, auf Kosten dessen, was sie verbarg; man urtheilte mehr nach dem, wie sie Etwas that, als nach dem, was sie that, und so viel war richtig, äußerlich war Alles auf's Nützliche gerichtet, unpoetisch, oft anmuthlos und mehr freundlich gedacht, als herzlich empfunden. Man schätzte sie auch so schon, aber sie war mehr, als sie zu sein schien. Nicht, daß sie Etwas verborgen hätte, denn sie war die durchsichtigste Natur

von der Welt, aber weil sie Nichts zur Schau stellte. Ausgleichen und Vermitteln war ihr eigentliches Feld und weniger, um Bestimmtes zu erreichen, als um Getrenntes, Unbestimmtes und Unharmonisches fortzuräumen, denn so wußte sie auch in der Einrichtung ihres Hauses Unzusammengehöriges zu gemeinsamem Zweck zusammen zu zwängen. Ihr Haus war das gastlichste und gesuchteste der Stadt, und es war fast sprichwörtlich, daß an ihrem Theetisch selbst die Leute friedlichst nebeneinander verkehrten, die außerhalb ihrer gegenseitigen Feindschaft nur zu deutlich Ausdruck gaben. Neben dieser allseitig geschätzten und in ihrer Liebenswürdigkeit ausnahmslos anerkannten Frau hatte die Schwester freilich einen schweren Stand, obgleich sie schön, anmuthig, gebildet, dazu eine der begehrtesten Partien der Stadt war und Alles das besaß, was man Frau Anna nicht zutraute. Man hielt die Schwestern für grundverschieden an Character und äußerer Erscheinung, und doch haben sie sich in beiden Beziehungen so ähnlich, wie das nur Schwestern können, und nur ihre Lebenserfahrungen waren verschiedene. Anna hatte sich sehr jung mit dem Mann verheirathet, der ihre erste und einzige Neigung ge-

weſen war, und ſich in dem klaren Glück dieſer Liebe durch neun Jahre entwickelt. Louiſe war oder glaubte ſich doch getäuſcht in ihrer tiefen Neigung, und ſo feſt ſie entſchloſſen war, dieſelbe zu überwinden, war ſie doch nie im Stande geweſen, ſie durch die Empfindung für einen Andern zu verdrängen. Sie hielt ſich ſelbſt für unfähig zu lieben, weil ſie ſich die Liebe, die ſie im Herzen trug, bis zur Exiſtenz ableugnete und nur bemerkte, daß neben ihr keine andere aufkeimen konnte. Die Schweſter aber verſtand ſie beſſer, als ſie ſich ſelbſt verſtand.

Zwiſchen den Schweſtern beſtand das allerinnigſte Verhältniß, das bei Anna, die faſt zehn Jahre älter war als Louiſe, beinahe den Anſchein einer mütterlichen Zärtlichkeit angenommen hatte, während dieſe, obgleich ſie eigentlich der feſtere, ſelbſtſtändigere Character war, ſich der Schweſter mit faſt kindlicher Hingabe fügte. Dabei ließ ſich die Aeltere nicht nehmen, die Jüngere halb als Gaſt in ihrem Hauſe zu betrachten, weil ihr das das Recht gab, eine Menge kleiner Rückſichten zu nehmen und Mühen allein zu behalten, kurz, ſie als Mittelpunkt des Hauſes und der Geſelligkeit hinzuſtellen. Sie ſelbſt trat überall

zurück, und Nichts lag ihr ferner, als auf sich selbst, in irgend einer Weise, die Aufmerksamkeit zu lenken. Deshalb war es Louise durchaus befremdend, als Anna ihr mittheilte, daß sie zu ihrem Geburtstage in diesem Jahre ein besonderes Fest vorbereiten wolle, mit lebenden Bildern und Musikaufführungen, zu dem sie alle ihre Bekannte und Freunde zu vereinigen dächte. „Das ist ja aber gar nicht Deine Art, Anna," hatte die Schwester bei dieser Erklärung gesagt, aber Anna erwiderte: „Sie kommen doch Alle an dem Tage, um mir Glück zu wünschen zu dem kläglichen Ereigniß, wieder ein Jahr älter geworden zu sein. Da lade ich sie lieber zu einer bestimmten Stunde zusammen, als daß ich sie einzeln kommen und mir den ganzen Tag nehmen lasse, der mir gerade so viel wehmüthige Erinnerungen hat, für die ich ruhige Stunden gebrauche. Und wenn sie Alle da sind, spielt man an solchem eigenen Geburtstag eine gar zu alberne Figur, weil Jeder einem etwas Besonderes sagen und etwas Apartes anthun will. Deshalb will ich mich als Mittelpunkt des Festes herausspielen und ihnen dafür den geheimnißvollen Vorhang, die Erwartung und schließlich die Kritik über das Ge-

pfangene einſchmuggeln, damit ſie meine unbedeutende Perſon ſo viel als möglich ungeſcheren laſſen.“ Louiſe nahm den Grund hin, der ja auch ganz vernünftig klang, beſonders aber weil ſie wußte, daß, wenn Anna ſich einmal Etwas vorgenommen hatte, es ihr bei jeder Einwendung an Gegengründen nicht fehlte, ſie mochten nun paſſen oder nicht, bis man ſich zufrieden gab, weniger weil man überzeugt, als weil man überwunden war.

Nun hatte Anna ſchon zu verſchiedenen Malen beſprochen, welche Kräfte ſie aus dem Kreiſe ihrer Bekannten zur Mitwirkung heranziehen wolle, ſich auch der meiſten ſchon vergewiſſert, ohne ſich doch über das, was ſie verhatte, genauer auszulaſſen, und wenn ſie mit der Schweſter allein war, hingeworfen: „Mit der Muſik bin ich gar nicht in Verlegenheit, aber einen Maler brauchte ich wie das liebe Brod, und die Sorte iſt uns hier ganz ausgegangen. Wenn nun Ferdinand ein vernünftiger Menſch und noch unſer guter Pflegebruder wäre, ſo könnte man ihn citiren. Ueberhaupt, magſt Du ſagen, was Du willſt, er fehlt mir, denn ab und zu braucht man die natürliche Stütze eines Freundes, einen männlichen Beiſtand,

und obgleich er jünger iſt, als ich, bin ich doch mit der Gewohnheit aufgewachſen, ihn als meinen Bruder anzuſehen. Und davon kann ich nicht laſſen, wie wenig er es auch verdienen mag."

Louiſe hatte ſelten etwas erwidert, als höchſtens: „Ja, das ſollte nun doch einmal nicht ſein." oder „Geſchwiſterliche Freundſchaft hat er ſelbſt unmöglich gemacht."

Eines Tages aber, es war etwa eine Woche vor dem beabſichtigten Feſte, hatte Anna der Schweſter erzählt, wie ſie gehört hätte, daß Ferdinand in der nächſten Zeit in ſeine Vaterſtadt kommen werde, da die Regulirung ſeines Vermögens ſeine Anweſenheit nothwendig mache, und daß ſie ſelbſt ſich nicht entziehen könnten, ihn zu ſehen, da auch ſie mit ihm gemeinſame Abrechnungen hätten. Louiſe wurde dunkelroth bei der Mittheilung, und als die Schweſter ihr zu überlegen gab, wie ſie ſich ihm gegenüber zu verhalten gedächte, namentlich damit die ohnehin aufmerkſamen Freunde keinen Stoff zu Gerede bekämen, hatte ſie ſich zuerſt ſchroff geweigert, ihn zu ſehen, auf die Frage Anna's: „Aber liebſt Du ihn denn noch immer?" das indeſſen leidenſchaftlich verneint

und ſich dann darin gefügt, ihn zu ſehen, aber beſchloſſen, ihm unbefangen, höflich und fremd zu begegnen. Anna verſicherte, das wäre das Allerrichtigſte, und nun wäre ihr ihr Feſt doppelt gelegen, er müſſe als Maler dabei mithelfen, das wäre den Fremden gegenüber unbefangen und verhindere ein Alleinſein mit ihm, das peinlich ſein müßte. Uebrigens könne ſich die Schweſter auf ſie verlaſſen; ſie würde ihn in Beſchlag nehmen und ihr ſo über die paar Tage forthelfen.

Wirklich kam Ferdinand an, und ſein erſter Beſuch in der Vaterſtadt galt den Schweſtern. Als er gemeldet wurde, erblaßte Louiſe und verließ das Zimmer. Anna mußte ihn allein empfangen und that das mit ſolcher Herzlichkeit, mit ſo viel Erinnerungen gemeinſamen Jugendglückes, daß er mit Thränen in den Augen ihr erklärte, bei ihr fände er wirklich ſeine Heimath wieder, während ihm die Vaterſtadt nach ſechsjähriger Trennung unheimlich fremd geworden erſchiene. Anna war ſelbſt von ihrer Rührung überwältigt, als aber Ferdinand leiſe nach Louiſe fragte, trocknete ſie ſchnell die Augen, ſtand auf, legte dem Freunde die Hand auf die Schulter und ſagte: „Ueber

Euch beide will ich gleich meine Meinung rund und unumwunden abgeben. Ihr seid Thoren und Kinder gewesen, nicht weil Ihr Euch trauntet, sondern weil Ihr Euch einbildetet, Euch zu lieben. Wäret Ihr Geschwister geblieben, wie es vernünftig war, wäre es für uns Alle glücklicher gewesen. Das müßt Ihr doch in sechs Jahren eingesehen haben. Und nun macht einen Strich durch die Rechnung, bei der Ihr in die Brüche gerathen seid, weil Ihr Beide von falschen Factoren ausgingt. Louise ist soviel umworben, und ich denke, sie wird schon in nächster Zeit ihre Wahl treffen. Dann ist auch dieser Stein des Anstoßes fortgeräumt. Deshalb zeigen Sie jetzt schon allen unseren Bekannten, daß Sie noch immer unser guter Bruder sind, und stoßen Sie sich nicht daran, wenn Sie Louise etwas zurückhaltend und still finden. Sie entschließt sich eben schwer, sich von mir zu trennen, und wird es leichter thun, wenn sie sieht, daß ich an Ihnen eine Stütze wieder gewonnen habe."

Ferdinand biß sich auf die Lippen, aber Anna ließ ihn zu keiner Erwiderung kommen und erklärte kurzweg, dies Thema sei nun zur Genüge abgesprochen,

abgemacht und gehöre zum Vergangenen. Dann kam sie auf ihr Fest zu sprechen, und wohl oder übel mußte Ferdinand seine Mithülfe zusagen. Er wollte gehen, aber Anna hielt ihn fest, bis einige Bekannte zum Thee gemeldet wurden, und mit ihnen auch Louise eintrat, die Ferdinand mit scheinbarer Gleichgültigkeit begrüßte. Anna war von besonderer Heiterkeit, und da zufällig fast Alle versammelt waren, die ihr bei den lebenden Bildern ihres Festes helfen sollten, fing sie gleich an, diese zu besprechen. „Welche Freude und welch' glückliches Zutreffen," sagte sie, „daß unser lieber Pflegebruder Ferdinand mir noch zu Hülfe kommt. Ein Maler fehlte mir noch. Sie, lieber Herr Musikdirector, componiren die Musik, während er die Decorationen entwirft, und da macht Euch nur gleich an's Werk, denn wir haben kaum noch acht Tage. Ihr Andern aber besorgt Euch die Costüme, so hübsch und kleidsam als möglich."

„Wir wissen aber noch Alle nicht, was Sie eigentlich verlangen," sagte einer der Anwesenden, „und es wäre wünschenswerth, gnädige Frau, wenn Sie uns das endlich mittheilen wollten."

„Das ist richtig," rief Anna mit komischer Ver-

legenheit, aber ich habe Alles fix und fertig. Meine Bilder sollten die Illustration sein einer Gebirgssage, die mir auf meiner Frühlingsreise erzählt wurde, und zu der ich mir, von wem ist mein Geheimniß, eine Reihe von hübschen Skizzen zu verschaffen wußte."

Ferdinand sah sie verlegen, fragend an, während Louise den Blick senkte.

„Nun also erzählen Sie uns die Sage!" riefen einige junge Damen.

„Muß das sein?" fragte Anna.

„Wie soll ich denn componiren, wenn ich nicht weiß, um was es sich handelt?" fragte der Musikdirector.

Anna stand auf. „Ich will es nur gestehen," sagte sie, „die Nothwendigkeit war mir selbst längst klar, aber die Verlegenheit hielt mich zurück, sie anzuerkennen. Ich versuchte die Geschichte aufzuschreiben, ungefähr wie sie mir von der mündlichen Erzählung eines schlichten Tyrolers im Gedächtniß war. Das schien mir so leicht, aber lieben Freunde, das Schriftstellern hat seine Schwierigkeiten, die ich mir nicht träumen ließ. Ich habe wohl hundertmal festgesessen und das Novellenschreiben für ewige Zeiten ver-

ſchworen. Ihr werdet mich auslachen, wenn ich Euch meinen Wirrwarr verleie, aber ich ſehe wohl ein, daß ich dem nicht aus dem Wege gehen kann. Nun bitte ich aber um Alles in der Welt nicht um Nachſicht, wie andere Autoren in der Vorrede, auch nicht um Kritik, die ich ſelbſt zu gut weiß, nicht aushalten zu können, aber um Zwiſchenfragen und Nachhilfe, damit es nothdürftig klar wird. Verwandeln Sie ſich alle in Campe's Lotte, impatientirenden Andenkens."

„Wo ſpielt die Geſchichte?" fragte eine der Damen.

„Und in welcher Zeit?" fügte ein Herr hinzu.

„Recht ſo," ſagte Anna, „Sie ſind gehorſame Zuhörer und fragen ſchon, ehe ich anfing. Die erſte Frage iſt leicht beantwortet, ich führe Euch nach Tyrol, mitten in die Alpen. Ueber die zweite habe ich ſelbſt nicht in's Reine kommen können und muß ſie alſo als offene Frage beſtehen laſſen. Sobald ich mir eine beſtimmte Zeit denken wollte, ſtieß ich immer auf ein Heer von Skrupeln über die nothwendigſten Details. Das Mittelalter, die halbdunkle Zeit der Sage ſchien mir die paſſendſte. Das Coſtüm wird ſich ziemlich mit dem jetzigen gleich zeigen, aber dann

wüßte ich nicht, ob mein Held, der ein Gemsenjäger ist, mit der Armbrust, wie Wilhelm Tell im Schauspiel, oder mit einem Lefaucheux'schen Hinterlader, wie mein Schwager der Hauptmann, dem edlen Waidwerk oblag. Das nur zum Beispiel, denn mit tausend anderen Dingen war es ebenso. Nehmen wir also irgend eine Zeit, die zwischen der Sündfluth und heute liegt, oder nehmen wir gar keine Zeit, was dasselbe ist. Uebrigens ist's auch unnöthig, denn so lange die Welt steht, haben Herzen in Liebe gezittert und gejubelt, in Angst gebebt und in Freude gejauchzt, und darauf kommt's allein an."

„Aber einen Namen hat doch die Geschichte?" rief es durcheinander.

„Freilich!" sagte Anna und holte ein Heftchen aus ihrem Schreibtisch hervor, dazu eine kleine Mappe, die Ferdinand nicht mehr im Zweifel ließ, um was es sich handele. „Den Namen hatte ich länger als die Geschichte; er heißt: „„Die Alpenbraut,"" und nun schiebt mir die Lampe her, setzt mich so wenig als möglich an und hört zu, denn ich fange an."

Und sie las: „Die braune Bärbi war freilich ganz anderer Meinung —"

„Wie?“ unterbrach ſie der Muſikdirektor, „ſoll das der Anfang ſein?“

„Natürlich!“ erwiderte Anna, „irgendwie muß doch jede Geſchichte anfangen, weshalb nicht ſo? Zwanzig verſchiedene Anfänge habe ich wenigſtens verſucht und alle wieder verworfen, denn entweder holte ich aus von Adams Fall, oder ich fing höchſt trivial an: „Es war einmal ein Wirth in Tyrol, der hatte u. ſ. w.“ Kurz, nachdem ich vierzehn Tage lang Nichts vorgebracht hatte, als ein Paar Dutzend erſte Zeilen, die ich immer wieder fortſtrich, habe ich mich entſchloſſen, muthig weiter zu ſchreiben und den albernen Anfang dann zu kaſſiren. Nun geht es ſo an, und das müßt Ihr Euch ſchon gefallen laſſen.“

„Wer iſt aber Bärbi? Welcher Anſicht iſt ſie?“ „wer hat eine Meinung, die nicht die ihrige iſt?“ riefen Alle durcheinander.

„Das verſteht ſich ja von ſelbſt!“ rief Anna und pochte auf den Tiſch, um ſich Ruhe zu ſchaffen. Wenn Einer fragt, will ich Rede und Antwort ſtehen, ſo gut ich kann, wenn Ihr aber Alle durcheinander ſchreit, iſt mir das rein unmöglich. Die braune Bärbi iſt ein junges, ſchönes Mädchen, mit dunklem Haar, das

einzige Kind des Wirthes „zum Glöckli“, eines reichen und strengen Mannes. Bärbi müßt Ihr Euch etwa 16 Jahre alt denken, aber kräftig, in aller Arbeit tüchtig und fleißig von früh bis spät. Von Kind auf daran gewöhnt, den Gästen in der Schenkstube zur Hand zu sein und keine Antwort schuldig zu bleiben auf glatte Scherze und auf verfängliche Neckereien, ist das Wort schnellfertig und das Zünglein etwas spitz geworden. Dabei ist sie stolz, denn sie ist die Tochter des Hauses, und da die Mutter längst todt, eigentlich die Hausfrau und hat den Mägden und der Kellnerin zu befehlen und des Vaters Kasse zu führen. So ist ihr denn auch keiner recht nahe gekommen, denn wenn sie einmal aus der Küche, die das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit ist, in das Gastzimmer kommt, um nach dem Rechten zu sehen oder Befehle zu ertheilen, macht sie sich mit scharfen Worten rechts und links Platz, ist sonst aber schweigsam und verschlossen. Selbstständig befiehlt sie im Haus und in der Wirthschaft, ja, im Sommer scheut sie es nicht, von Zeit zu Zeit selbst auf die Alm zu steigen, um zu sehen, wie es da steht, und steile Wege und einsame Pfade schrecken sie nicht.

Der Vater läßt ſie gewähren, und da ihn ſein Geſchäft vielfach außer dem Hauſe hält, wenn er Vieh kauft, jenſeits des Gebirges, hat er ihr ein Recht nach dem andern eingeräumt.

Gerade als unſere Geſchichte anfängt, hat er ſich die Geldkatze umgeſchnallt, zu einer Reiſe ins Thal entlang, und der Knecht ſpannt die Gäule vor den kleinen Wagen. Bärbi hat eben einen friſchen Krug Bier vor ihn hingeſtellt, denn den Vater bedient ſie ſelbſt, und den Trank auf die Reiſe hätte ſie ihm erſt recht von keiner andern Hand reichen laſſen. Dabei giebt ſie ihm Rath für den Handel, ſo kurz und beſtimmt, daß er faſt wie ein Befehl klingt, und der Vater nimmt ihn ſchmunzelnd hin, ſtolz auf die Klugheit des Kindes. Was er ihr mitbringen ſoll in die Wirthſchaft, hat ſie ihm längſt auf einem Zettel vermerkt, den ſie ihm in die Bruſttaſche geſchoben. Ueber den Weg, den er einſchlagen ſoll, und wo er zuerſt vorzuſprechen am beſten thäte, ſind ſie freilich verſchiedener Meinung.

„Ach, da kommen wir wohl an den Anfang?“ rief ein junger Offizier.

„Richtig!“ ſagte Frau Anna, „und nun kann ich

lesen." Wirklich fing sie diesmal ganz ohne Befangenheit an: „Vater und Tochter kreuzten scharf und kurz ihre Ansichten, keiner dem andern nachgebend, und fast klang es wie ein Streit, so heftig flogen die Worte. Bärbi hatte die Hand auf den Tisch gestemmt und sah vor sich nieder, der Vater aber versuchte mit einem Aufstoßen seines Kruges der Rede von Zeit zu Zeit Nachdruck zu geben."

„Da habt Ihr das erste Bild!" unterbrach sich Anna und reichte eine Skizze aus der kleinen Mappe hinüber. „Vater und Tochter im Streit über den Viehhandel."

„Erlauben Sie, Anna," rief Ferdinand „das ist eine durchaus andere Situation, und hätte ich den Ausdruck der Köpfe etwas mehr ausführen können, würden Sie sehen, daß es sich hier um ganz etwas Anderes handelt, als um Viehkauf, und daß sie auch nicht im Streit sind, denn das Mädchen schlägt die Augen nieder und der Vater sieht mit voller väterlicher Zärtlichkeit zu ihr auf." „Damit stören Sie mich nicht, lieber Ferdinand, die Skizzen gehören mir, und ich benutze sie nach meiner Weise. Hören Sie nur weiter. Vielleicht lenkt meine wahrhafte Geschichte nun in die Bahn Ihrer Auffassung." Und

ſie fuhr fort: „Es war aber kein eigentlicher Streit, nur der Austauſch der Meinungen, und das wußte das Bärbi wohl, daß, wie ſich der Vater auch anſtellte, keiner ihrer Rathſchläge verloren ſei. Nun aber hatte der Glöckli-Wirth den Bierkrug geleert, ein flüchtiger Blick durch's Fenſter überzeugte ihn, daß der Wagen bereit ſei, er ſtand aber noch nicht auf, ſondern ergriff der Tochter Hand und zog ſie auf ſeinen Schooß. „Biſt ein kluges Kind," ſagte er, „und könnteſt Deine Wirthſchaft allein führen, auch ohne den Vater, der ſo ſchon thun muß, was Du willſt. Aber biſt auch kein Kind mehr und an Eines mußt nun denken, wann's nicht ſchon geſchehen."

„Was meint der Vater?"

„Ans Freien! Werde Dir keinen Mann ausſuchen, dazu biſt mir ſelbſt geſcheidt genug und haſt Deinen eigenen Kopf. Fehlen kann Dir's nicht, denn Du biſt das braveſte und ſchmuckſte Mädel weit und breit. Auf Geld haſt nicht zu ſehen, denn reich biſt ſelbſt genug, aber einen fleißigen, tüchtigen Eidam möcht' ich, dem's daheim wohl iſt und der nicht außi ſtreift, derweil ich fort bin. Einen Baum brauch' ich, der hier ſeine Wurzeln ſchlägt, und einem Anderen geb'

ich Dich nicht. Hörst Bärbi, und das ist mein fester Will', und wann Du mir in dem zuwider bist, geb' ich Haus und Wirthschaft meinem Bruderssohn, denn ich zieh' nicht aus, bis sie mich hinaustragen, und Beistand muß ich bald haben."

„Swar der Vater seine Trümpf, bis Nichts mehr zu bedienen ist," lachte Bärbi. „Das hat noch gute Weil' und pressirt nicht. Warte Er ab, bis ich ihm einen Bräutigam vorschlag', denn daß ich keinen andern nehm', als Ihm recht ist, weiß Er ja doch. Zur Zeit frag' ich aber noch nicht so viel nach dem Heirathen."

Sie knipste mit den Fingern in der Luft, der Vater stand befriedigt auf, und sie gingen auseinander, ohne weiteren Abschied zu nehmen."

„Dazu müssen folgende Verse gesungen werden, die ich Ihnen zur Compositon übergebe," sagte Anna und reichte dem Musikdirecter ein Blatt.

„Darf ich lesen?" fragte dieser.

„Wenn Sie wollen," war die Antwort Anna's, wobei sie ihre Schwester nicht ohne eine verlegene Spannung ansah.

Der Musikdirecter las:

„Du gingst von mir ohn' Abschiedswort
„Und ohne Druck der Hand,
„Drum sei Dir jetzt von Ort zu Ort
„Mein Grüßen nachgesandt.

„Dir ebne mein Gebet den Pfad,
„Mein Wunsch sei Dir zur Seit'
„Und mein Gedenken früh und spat
„Der Reise treu Geleit.

„Im Wandern so, wie bei der Ruh'
„Bist nimmer Du allein,
„Mein Gruß rauscht Dir im Schatten zu,
„Lacht Dir im Sonnenschein." —

Louise war beim Vorlesen der Verse dunkelroth geworden. Als sie zu Ende gelesen waren, rief sie in vorwurfsvollem Ton:

„Aber Anna, wie konntest Du —?"

„Kind!" unterbrach sie die Schwester, „ich weiß, was Du sagen willst, aber ich kann nicht helfen. Da ich armes, prosaisches Geschöpf nun einmal keine Verse machen kann und sie brauche, muß ich sie nehmen, wo ich sie finde. Dieses Gedicht hat mir einmal eine Freundin gemacht, als ich zu früher Morgenstunde abgereist war und, um sie nicht zu wecken, keinen Abschied hatte nehmen wollen. Ein

klein wenig zurecht geſtutzt, paßte es hier ganz gut, alſo rede mir nicht ein."

Ferdinand hatte kein Auge von Louiſe gewandt. Er kannte die Verſe, ſie riefen glückliche Schulferien in ſein Gedächtniß zurück, und er wußte, daß ſie nicht für Anna geſchrieben waren. Er hätte am liebſten auch Einſprache gethan, aber er fühlte, daß er jetzt und vor Fremden kein Recht an das Gedicht in Anſpruch nehmen könnte.

So ſchwieg auch er, und Anna las weiter: „Der Vater war fort. Bärbi häkelte den Schlüſſelbund vom Ledergürtel und revidirte die Kaſſe. Da trat ein junger Burſch von etlichen zwanzig Jahren herein, das knappe Tirolerceſtüm ſchloß ſich feſt an die ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt, das blonde Haar umgrenzte keckig die gebräunten Züge. Als der Burſch die Gaſtſtube leer und Bärbi allein hinter dem Schenktiſch erblickte, errötbete er, daß man es wie Morgenſchein über die ſonnverbrannten Wangen aufleuchten ſah. Bärbi aber bemerkte das nicht, denn kaum hatte ihr flüchtiger Blick den Eintretenden begrüßt, als ſie die Augen ſenkte und Etwas im äußerſten Winkel ihres Schiebfaches ſuchte, was ſie aber nicht

fand. So kurz ſie auch den Rath ihres Vaters zurückgewieſen hatte, ſich einen Freier zu wählen, nachgedacht hatte ſie ihm doch, und ob ihre Gedanken nicht gerade auf den ſchmucken Toni gefallen waren, kann man nach ſo langer Zeit nicht mehr wiſſen."

Hier unterbrach ſich Frau Anna. „Liebe Freunde," ſagte ſie, „hier habe ich wieder zwei Seiten mühſeliger Verſuche geſtrichen. Keiner von Euch zweifelt daran, daß die zwei ſich lieben, erlaßt es mir alſo zu entwickeln, wie das kam, und wie das zuging, daß ſie ſich ihre Neigung niemals ausſprachen. Wenn man ſolche Liebesgeſchichte lieſt, denkt man, das ſei kinderleicht zu ſchreiben, denn am Ende iſt's immer wieder daſſelbe. Ja probirt's nur. Ich bin daran geſcheitert. Erkläre einer das Unerklärliche. Daß die Sonne aufgeht, daß es Frühling wird, weiß Jeder. Aber nun ſetzt mir einmal auseinander, wie das kommt. Und mit der Liebe iſt's ebenſo. Nun ſagen die Schriftſteller: „Die Liebe ging auf in ihrem Herzen!" das iſt recht ein Unſinn. Die Liebe geht auf, oft unbewußt, in unſerem ganzen Weſen, und da iſt auch Nichts von Denken und Empfinden, das nicht ein Anderes würde in uns durch die Liebe. Die ganze Geſchichte

wollen nun aber die Dichter durchaus dem armen, fleißigen, immer geschäftigen Herzen allein in die Schuhe schieben. Mir kann es einerlei sein, aber erlaßt mir die Erklärung, wie es kam, daß Bärbi und Teni sich liebten, und nehmt es als Factum, daß sie sich lieben."

„Wer ist aber Teni?" fragte eine der jungen Mädchen.

„Daß Sie das fragen, Herzchen," erwiderte Anna, „das finde ich ganz in der Ordnung, daß aber Bärbi das auch noch fragt, die fast mit dem Burschen aufgewachsen ist, das ist eine arge Unwahrscheinlichkeit. Hier soll nur ein gestern angekommener, nun versetzter Offizier oder Beamter oder Kaufmann über die Straße gehn, morgen kennt man schon seine ganze Biographie und Verwandtschaft und Vermögen, und wenn irgend Etwas nicht richtig ist, namentlich zum Schlimmen, das weiß man ganz gewiß. Wie sollte nun Bärbi die Geschichte des Burschen nicht wissen, der in ihrem Thal aufwuchs, den sie seit der Kindheit kannte und seit Wochen im Stillen liebte? Aber sie wußte sie nicht, oder wollte sie sich doch von ihm erzählen lassen, und das ist ganz gut, denn damit

erfahren wir ſie auch.“ Sie las weiter: „Toni ſtand ſtill in der Thür. Er ſah Bärbi lange an, als wollte er ihr etwas ſagen, that es aber nicht, ſondern ſetzte ſich an den Tiſch und forderte mit gleichgültigem Ton ſeinen Krug Bier. Bärbi verſchwand in der Kellerthür neben dem Schenktiſch, Toni ſtopfte ſeine kurze Pfeife. Als aber das Mädchen wiederkam, mit der Schürze den Krug abwiſchte und ihn dann vor Toni auf den Tiſch ſtellte mit dem gewohnten Gruß: „Wohl bekomm's!“, ſah er ſie an mit einem Blick, als ſollte der das ganze Bärbi in die Augen hinein und gleich bis ins Herz ziehen.

Bärbi lachte auf, aber kurz und verlegen, als ſtocke ihr der Athem und dämpfe den Ton ihres Lachens. „Was ſchauſt mi ſo an, Toni?“ ſagte ſie, „als häſt' mi noch nimmer geſehn?“

„Mir iſt's auch ſo, Bärbi!“ erwiderte er, „und ich mein', Du ſchauſt aus, wie ein junger Tag.“

„Narr!“ rief das Mädchen und wandte ſich, kehrte aber gleich zurück und ſtellte ſich dem jungen Mann gegenüber. „Toni,“ ſagte ſie, „Du führſt ſo abſonderliche Reden und haſt ſo abſonderliche Augen und ein Weſen, ganz anders als alle andern Burſchen

im Thal, man weiß nie, was man Dir antworten und was man von Dir denken ſoll."

„Das macht, weil ich gefeit bin!" erwiderte Toni.

„Gefeit biſt? Warum nicht gar," ſagte ſie und trat einen Schritt zurück.

„Weißt Du das nicht, Bärbi?" ſprach der Burſch. „Komm her, ſo will ich Dir's erzählen. Hab's noch zu keinem Menſchen ſonſt geſagt, aber Du mußt's wiſſen."

„Weshalb ich gerade?" fragte das Mädchen.

„Das weiß ich nicht," erwiderte er. „Haſt Du noch nie ein Lied, daß Du jahrelang nicht geſungen, auf einmal, wenn Du ſo allein hingingſt, angeſtimmt, als müßte es aus der Bruſt, und wußteſt nicht weshalb? Wie ich Dich ſo vor mir ſehe, iſt mir's, als müßte ich Dir das erzählen."

„Nun, ſo thu's," ſagte Bärbi.

Toni ſtreckte die Hand nach ihr aus, als wolle er ſie zu ſich heranziehen, beſann ſich aber, legte die Hand auf die Stirn, ſchwieg eine Weile und fing dann an: „Ich weiß nicht, wer meine Eltern waren. Erzählt hat man mir, daß vor zwanzig Jahren, ich mochte drei Jahre alt ſein, man in Winterszeit ein zerſchmettertes Reiſewäglein in der Schlucht fand.

Alles war in Trümmern, der Mann, der darin geſeſſen hatte, die Frau todt. Der Gaul, der ſich im Sturz losgeriſſen haben mochte, noch tiefer im Abgrund, kaum zu finden. Zwiſchen allen den zerbrochenen Kiſten und Splittern lag ich aber im Arm der Todten, halb erſtarrt, aber unverſehrt und lebend. Es war ein Wunder, denn das Unglück mußte ſchon ſeit mehreren Tagen geſchehen ſein, als man es entdeckte. Geſchriebenes fand ſich nicht, Nichts, was auf eine Spur hinwies, wer die Verunglückten geweſen waren. Man mochte ſich auch kaum Mühe gegeben haben mit Nachforſchungen, aber ſo groß war doch das Mitleid, daß die Gemeinde für mich Sorge zu tragen beſchloß, und das hat ſie auch gethan."

„Und haſt Du keine Erinnerung mehr von dem Unglück?" fragte Bärbi.

„Eine ganz deutliche," ſagte Toni, „die immer klarer wurde, durch mein ganzes Leben, und die mir im Traume immer wieder vorkommt. Ich weiß noch, aber das iſt mir wie ein verſchwimmendes Bild im Halbwachen, daß ich in Tücher gehüllt und in einen Wagen geſetzt wurde, daß es immer weiter ging, wie eine unendliche Zeit lang, daß ich weinte vor Kälte

und getröſtet wurde, daß es aber auf einmal abbrach und vorbei war. Von da ab tritt nun ein wunderbares Bild klar in meine Erinnerung. Ein langer, weiter Schleier liegt ausgebreitet auf den Flügeln des Windes, und er wallt und wogt wie der Nebel im Thal. Und dann wird er dichter und kürzer, und es hebt ſich ein Haupt, das ihn trägt, mit feuchtem, flatterndem Haar, den Kranz von Edelweis um den Scheitel, und das Haupt richtet ſich auf, und geiſterbleich ſieht mich ein ſchönes Weib an. Das iſt die Alpenbraut, im Gewand von friſch gefallenem Schnee, mit den Schleiern aus Nebel und dem Geſchmeide aus Alpenglühen. Die ſucht den Menſchen und will ihn liebend beſitzen und weiß doch, daß er verderben muß in ihrer Umarmung, denn der Schwindel iſt ihr Genoſſe, der die Menſchen erfaßt und ihre Sinne verwirrt, daß ſie den Abgrund nicht ſehen zu ihren Füßen, und wenn ſie ihn ſehen, ſtatt ihn zu meiden, hinabſtürzen, als wäre Rettung, was ſie vernichtet. Damals, deſſen erinnere ich mich, als die Eltern hinabſtürzten zum jähen und ſichern Tod, trug die Alpenbraut mich zu Thal auf weichen, ſicheren Armen und bettete mich an der Bruſt der todten Mutter

und deckte mich mit der Decke von Schnee, die ſie von dem Saum ihres Gewandes riß, und brachte mir Nahrung. Seitdem aber bin ich ihr verfallen und gefeit für das ganze Leben."

Er ſchwieg, und Bärbi that es auch, als hätte ein Grauen ſie erfaßt. Endlich richtete ſie den Kopf auf und ſagte: „Woher weißt Du das, Toni, daß Du ihr gehörſt für's Leben?"

„Ich kann nicht laſſen von der Alpe, die ihr Reich iſt. Denkſt Du nicht, daß mich's drückt, daß ich elternlos daſtehe, mit einer wie Almoſen geſchenkten Heimath, immer ein Fremder, wenn ich auch keinem zur Laſt bin und für mich ſelbſt ſchaffe und ſorge? Ich wäre längſt ins Land hinausgezogen, wo man mich nicht kennt und nicht weiß, daß ich Niemand gehöre, und Niemand mir. Aber die Alpe läßt mich nicht. Als Knabe trieb ich die Ziegen hinauf als Hirt, und immer höher zog es mich auf den ſchwindelnſten Wegen. Seit ich ſtark genug bin, die Büchſe zu führen, lockt mich's den Gemſen nach, Tag und Nacht. Und wo ich raſte, im Traum kommt die Alpenbraut und flüſtert mich ein in den Schlaf, immer wieder, wie ich ſie ſah als dreijähriger Knabe. Und nie er-

wache ich anders als jäh, gerade als stürzte ich in den Abgrund. Dulden aber thut mich's nicht im Thal, ich muß hinauf und immer wieder hinauf. Das ist mein Geschick."

Anna hielt ein und nahm ein zweites Blatt aus der Mappe. „Nun wißt Ihr, wer die Alpenbraut ist, und hier könnt Ihr sie leibhaftig sehen. Was der Musikdirector aber zu diesem Bilde componiren will, überlasse ich ihm allein. Worte braucht er nicht, und wenn nicht anders, mag der Schubert'sche Erlkönig eintreten, aber ohne Gesang.

Ferdinand wandte diesmal Nichts ein gegen die Auffassung seiner Skizze und wagte kaum, das Auge zu erheben, während Louise sich tief in den Schatten, der ihre Züge und ihre Bewegung verbarg, in eine Ecke des Zimmers gesetzt hatte, was um so unbemerkter geschehen konnte, als alle Anwesenden sich um die Skizze zusammendrängten und über die Darstellbarkeit des Bildes, bei der Schwierigkeit der schwebenden Figur, disputirten. Als Ferdinand aber einen unbewachten Moment benutzen wollte, um Anna Etwas zuzuflüstern, entzog sich diese seiner Eröffnung, indem sie möglichst geräuschvoll bat, den Streit auf sich beruhen zu lassen und ihrer Lectüre wieder Aufmerk-

ſamkeit zu ſchenken. Schnell war die Ruhe hergeſtellt, und ſie fuhr fort: „Bärbi ſaß eine ganze Weile ſinnend da, dann fing ſie an: „Ich mein' immer, man könnt' den Bann brechen, wenn man nur recht ernſtlich wollt'. Biſt eben ein ſcheuer und abgeſchloſſener Burſch, Toni, und da kommen Dir alle die Gedanken."

Toni ſtand auf. „Bin ein Baum ohne Wurzel, ein Menſch ohne Heimath, und eine Heimath muß der Menſch haben, ſoll er ſich feſt und ſicher fühlen. Rollende Steine tragen kein Moos, Bärbi, und was Euch Allen leicht ſcheint und von ſelbſt zufällt, das will ſich mir nimmer bieten. Meine Heimath iſt nun die Alpe geworden, und desbalb kann ich nicht von ihr laſſen."

Bärbi ſchwieg. Von einem Baum hatte ihr Vater auch geſprochen, einem Baum, der draußen keine Wurzel hätte und der ſie hier ſchlagen ſollte. Wie ſie den ſchönen Burſchen ſo vor ſich ſtehen ſah, war er wirklich wie ein Baum, und das Herz ſchlug ihr höher, als des Vaters Worte ihr in den Sinn kamen. „Deine Schuld iſt's," ſagte ſie, „ich bleib' dabei, daß Du Niemand haſt, zu dem Du gehörſt. Wenn Du

nur wollteſt, Teni.“ Sie hielt ein, als fürchte ſie, den Gedanken zu verrathen, der ihr eben durch den Sinn fuhr und dem ein Empfinden lange voraus-gegangen war.

Teni ſtutzte, als er den Klang ihrer Stimme, die ſonſt immer ſo ſcharf und ſpitzig die Worte hinge-worfen hatte, zittern hörte, in eigenthümlicher Be-wegung. Es ging ihm durch Mark und Seele. „Bärbi!“ ſagte er, „ich weiß ſchon, was mir helfen könnt'. Wenn ich ein Weib nähme und mir den Herd baute. Aber das Mädel, das mein Weib werden ſollte, müßte ich lieb haben wie, — wie ich nur Eine lieb haben kann auf der Welt. Und wenn ich dann käme und ſagte: „Willſt mein Weib ſein, hab' zwar Nichts auf der Welt, als die zwei ſtarken Arme und ein Herz, das noch ſtärker iſt!“ Und ſie ſagte: „Armer Teni, biſt ein Findling, aus Erbarmen aufgezogen, Dein Weib kann ich nicht werden!“ ſiehſt Bärbi, ſo wahr ich vor Dir ſtehe, in die Arme der Alpenbraut würd ich mich werfen, und das Brautbett, das die mir bereitet, würde nur der Steinadler finden in der Schlucht, die keines Menſchen Fuß betritt.“

„Teni!“ rief Bärbi, „was ſind das für Gedanken!“

„Die Gedanken des Heimathloſen, des Geſeieten,“ erwiderte er. „Ich weiß ſchon, wer die Eine iſt, die mein Weib werden könnte, nur die Eine, aber über meine Lippen ſoll's nicht kommen, und damit behüt' Dich Gott, Bärbi!“

Er hatte den Betrag ſeiner Zeche auf den Tiſch gelegt und ſchritt zur Thür hinaus. Bärbi ſtand erſt wie erſchreckt von den Worten des Burſchen, bald aber lachte ſie friſch auf. „Wer die Eine iſt, brauchſt nicht mehr zu ſagen,“ rief ſie vor ſich hin. „Ueber Deine Lippen ſoll es aber doch ſchon kommen, und in die Arme der Alpenbraut brauchſt Dich nicht zu werfen.“ Das Herz wurde ihr immer fröhlicher, und als litte es ſie nicht in der dumpfen Stube, eilte ſie auf die Wieſe unter Gottes Himmel. Da baute ſich vor ihren Gedanken ihre ganze Zukunft auf, wie ein nie geahntes Glück, und mit Gebeten auf den Lippen, demüthig, empfing ſie immer reicher das Bewußtſein der höchſten Gottesgabe, der Liebe.

Anna reichte wieder ein Blatt hinüber aus ihrer Mappe, diesmal aber fügte ſie gleich die Verſe hinzu, die ſie begleiten ſollten, und las ſie ſelbſt, denn das

ſchützte ſie davor, den Blicken der Schweſter oder Ferdinands zu begegnen. Sie lauteten:

„Iſt das der Himmel über mir,
„So weit, ſo tief und blau?
„Zu Füßen das, in Blüthenzier,
„Die frühlingsfriſche Au?

„Mir iſt, als hätt ſie nie erhellt
„Wie heut der Sonne Strahl,
„Als ſähe ich die Gottes-Welt
„So ſchön zum erſten Mal.

„Ich hab ja auch in ſeinem Blick
„Den Himmel erſt geſchaut,
„Als ungekanntes Frühlingsglück
„Sein Mund mir ſtumm vertraut."

Man fand Verſe und Bild allerliebſt und nahm beides ohne Einwendung hin, die Anna auch nicht weiter aufkommen ließ, ſondern ſofort in ihrem Verleſen fortfuhr. „Der Glöckli-Wirth war zurückgekommen von ſeiner Reiſe, und Bärbi fand gleich Gelegenheit zu einem Geſpräch mit ihm, deſſen Inhalt nicht ſchwer zu errathen iſt. So ſanft wie noch niemals fing ſie damit an, dem Vater auseinander zu ſetzen, daß ſie ſeine Abſchiedsworte beherzigt und ſich einen Mann gewählt hätte, der ganz in den Wunſch paſſen würde, den er ihr ausgeſprochen hätte. Das

ging ganz leicht von der Zunge, als ſie aber den Namen des Erwählten nennen ſollte, wurde ſie einmal über das andere roth und ſtockte. Der Vater ſollte ihn durchaus errathen, als der aber immer vorbeitappte und endlich mit ungeduldigem Befehl wiſſen wollte, wen ſie meinte, war es ihr unbegreiflich, daß nur an einen Andern gedacht werden könnte. Und doch halb verlegen, mit erzwungener Gleichgültigkeit, als wollte ſie den Vater nur ausborchen, rief ſie: „Was meint der Vater zum Findelteni?“

„Den Teni!“ fuhr der Glöckli-Wirth auf. An den hatte er in der That nicht gedacht. Es gab wieder einen Wortwechſel, der wie ein Streit klang, das aber nicht war, denn Bärbi demonſtrirte, daß das gerade der Mann ſei, wie ihn der Vater verlangt hätte, und den Baum, der hier Wurzel ſchlagen müſſe, hielt ſie ihm auch vor. Der Wirth eiferte dagegen, aber im Eifern leuchtete ihm die Sache ſelbſt mehr und mehr ein, und ſie kamen zum Schluß, daß es einen ſchmuckeren und fleißigeren Burſchen nicht geben könne, und daß es beſonders erwünſcht ſei, daß er keinerlei Anhang noch Sippſchaft mitbrächte. Eins verſchwieg Bärbi, und das war ein großer Fehler,

wenn ihm auch die mädchenhafte Schüchternheit eine Entſchuldigung iſt. Sie ſagte nicht, was ihr doch in den letzten Tagen ſonnenklar geworden war, daß ſie Toni liebte von ganzer Seele und keinen Andern, als ihn, je zum Mann nehmen würde. Es war ihr bequemer, ihre Wahl den Vernunftgründen des Vaters anzupaſſen, und der Erfolg ſchien ihr Recht zu geben, denn der Glöckli-Wirth lobte ſein verſtändiges Kind, das ſeiner Meinung vor allen Dingen folge, an die Wirthſchaft dächte und nicht an Liebesfaſelei, und nicht dummſtolz hoch hinauf wolle, ſondern beſcheiden einen fleißigen, wenn auch armen Mann wähle. Er verſprach auch gleich, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen, denn er war nun einmal kurz von Entſchluß und ſchnell von Ausführung. Die Gelegenheit fand ſich leicht. Toni war ein gewohnter, wenn auch nicht häufiger Gaſt des Hauſes, und er ſprach gewöhnlich in den Stunden, zu denen das Gaſtzimmer leer war, vor. Seit jenem Geſpräch mit Bärbi hatte er freilich das Glöckli gemieden, aber der Wirth rief ihn herein, als er gerade vorbeiging. Im Zimmer war nur Bärbi, die am Schenktiſch ſchaffte, und der Vater.

„Grüß' Gott, Glöckli-Wirth! Grüß' Dich Gott,

Bärbi!“ ſagte Toni, als er eintrat, und fragte erſtaunt, was der Wirth von ihm begehre. Der machte nicht viel Worte, ſondern erklärte, wie man einen Handel vorſchlägt, er brauche einen Eidam in die Wirthſchaft, auf Geld ſähe er nicht und ſo frage er den Toni, ob er die Bärbel da zur Frau wolle, und ob in dem Falle in vier Wochen die Hochzeit ſein könnte. Das war kurz und deutlich, und der Glöckli-Wirth, der übrigens an dem hübſchen Burſchen längſt ſein Wohlgefallen hatte, meinte, nun ſei Alles abgethan. Toni ſtand, ſtarr und keines Wortes mächtig und warf einen fragenden Blick auf Bärbi, die blutroth hinter dem Schenktiſch den Kopf niederſenkte. „Iſt das auch Deine Meinung, Bärbi?“ fragte Toni mit bebender Stimme. „Freilich!“ antwortete der Wirth ſtatt ihrer. „Sie hat's zuerſt gewollt, und weſſen Meinung im Glöckli regiert, das ſollt Ihr ſchon gewahr werden, Toni.“ „Vater,“ ſagte Bärbi, „das will ich dem Toni ſelbſt antworten, aber wenn wir ganz allein ſind vor Gott. In Eurer Gegenwart brächte ich's nicht über die Lippen.“

„Hoho!“ rief der Wirth, lachte aber dabei, „iſt der Vater ſchon zuviel im Haus? Will auch Nichts

wiſſen von dem, was Ihr zwei Euch jetzt noch zu ſagen habt, aber Eins habe ich noch zuzufügen, und das Wort will ich mir gleich jetzt vorausnehmen. Brauchſt nicht zu denken, daß ich Dir ſo ohne Weiteres mein Kind an den Hals werfe, als wüßte ich ſonſt nicht, ſie loszuwerden, nein, ich kenn' Dich von Kindesbeinen und weiß, daß Du brav biſt, und Keiner kann Dir etwas Unrechtes nachſagen. Aber Eins mußt abthun — das Umſtreifen und Gemsjagen auf der Alp. Und das mußt mir gleich in die Hand verſprechen, daß Du da hinauf keinen Fuß mehr ſetzeſt."

„Das kann ich Euch nicht verſprechen, Glöckli-Wirth!" ſagte der Toni, „und weil ich weiß, daß ich's nicht halten kann, geb' ich Euch auch nicht mein Wort darauf."

Der Glöckli-Wirth fuhr auf. „Du kannſt's nicht verſprechen, Toni? Bedenk' was Du thuſt. Einem Gemsjäger und Tagedieb und Umherſtreicher gebe ich mein Bärbel nicht. Ich brauch' einen Eidam, der im Haus bleibt, in der Wirthſchaft, nicht einen, der Weib und Haus im Stich läßt für eine elende Jagdbeute, die meiſt nur der Vorwand für's Faulſein."

„Ihr thut, als wolltet Ihr einen Knecht dingen,“ rief Toni, und Zornröthe flammte über sein Gesicht. „Verkaufen thue ich mich nicht und versprechen thue ich Nichts, was mich unfrei macht. Die Alpe ist meine Heimath geworden, und die will ich nicht verleugnen.“

„So ist's aus zwischen uns zwei,“ polterte der Wirth, „und was ich Dir vorher gesagt habe, gilt, als wäre es nicht gesprochen.“ Dabei ging er zur Thür hinaus und schlug sie zornig hinter sich zu. Toni blieb allein mit Bärbel, der die Thränen aus den Augen stürzten. „Toni!“ sagte sie, und der rührendste Ton der Bitte bebte durch ihre Worte: „versprich dem Vater!“

„Ich kann nicht!“ antwortete er milder, aber fest.

„Auch nicht um meinetwillen?“ fragte sie noch einmal.

„Auch nicht um Deinetwillen!“ antwortete er, „und wenn Du mich lieb hättest und ehrtest und mir vertrautest, würdest Du solch Versprechen auch gar nicht verlangen. Weil ich aber der arme Toni bin, meint Ihr, ich muß seelensfroh sein, in die reiche Wirthschaft zu freien, und soll ich auch an Armen

und Füßen gebunden hineingeschleppt werden. Ich hab' Nichts als meine Freiheit, aber die will ich behalten."

„Du schlägst mich also aus?" rief Bärbi, zornglühend mit bebender Lippe. „Weshalb, das weiß ich wohl, hast mir's doch selbst gesagt. Die Alpenbraut hat Dir's angethan, das schöne Weib mit dem Kranz aus Edelweiß, und wenn ich glaubte, Du hättest mich lieb, so habe ich mich schmählich betrogen. Geh denn hin in Dein Verderben, ich halte Dich nicht, Toni, wir zwei wollen aber einander nie wieder begegnen." Damit ließ sie ihn stehn und schritt aus der Thür. Toni, dem in der letzten Stunde ein kaum gehofftes, heiß erflehtes Glück aufgegangen war, das ihm dann ebenso jäh wieder geraubt wurde, faßte krampfhaft an die Stirn und fragte sich, ob nicht Alles ein Traum sei. Dann lachte er bitter und höhnisch auf über sein Geschick und stürzte hinaus. Im Thal, wo er Menschen begegnen könnte, duldete es ihn nicht, einsam mußte er sein, und die Alpe schien ihm die einzige Zufluchtstätte.

„Die Werbung seht Ihr hier auf diesem Bilde und hier den Abschied. Seht's Euch an, indeß ich

weiter in meiner Geſchichte vorgehe. Ich möchte nämlich ein Bild eingeſchaltet haben, das ich nicht unter den Skizzen finde, vielleicht, weil es der Maler für keinen brauchbaren Vorwurf für die Illuſtration anſah. Unſere halb dramatiſche Darſtellung der Sage darf aber dieſen Moment nicht auslaſſen. Bärbi ſitzt einſam im Kummer über Toni's Scheiden. Ihr werdet gleich verſtehen, weshalb das Bild nothwendig iſt, wenn ich Euch das dahin gehörende Gedicht verleſe. Es lautet ſo: Und ſie las mit bewegter Stimme:

„Ich gehe „rechts, und links gehſt Du,
„Getrennt für alle Zeit.
„Mein Lebewohl ruf' ich Dir zu
„Aus meinem tiefen Leid

„Du gehſt, nicht achtend meinen Schmerz,
„Das kränkt mich bitterlich,
„Und dennoch weiß ich, daß mein Herz
„Für keinen ſchlägt, als Dich.

„Ich wein' Dir keine Thräne nach,
„Mein Stolz hält ſie in Bann,
„Doch fühl' ich, daß das Herz mir brach
„Um Dich, Du kalter Mann.

„Daß ſtumm ich's trage, hilft mein Groll,
„Mein Zorn ſoll Stab mir ſein,
„Doch, ob von ihm das Herz mir voll,
„Dich liebt es doch allein.

„Du haſt Dich jäh von mir gewandt,
„Geſchehen iſt geſchehn,
„Ich reich' Dir nimmermehr die Hand,
„Will nicht in's Aug' Dir ſehn.

„Geſchieden für die Zeitlichkeit,
„Hinaus noch über's Grab
„Bleibt Dein, ich fühl's in meinem Leid,
„Das Herz, das ich Dir gab."

Frau Anna hatte die Verſe kaum zu Ende geleſen, als eins der jungen Mädchen mit großem Eifer ausrief: „Die Wendung iſt unmöglich, gnädige Frau, meiner Meinung nach hatte Bärbi ganz Recht, zu verlangen, daß Toni nicht wieder auf die Alpe gehen ſollte, umſomehr, als ſie ja wußte, daß es eigentlich doch nur die Alpenbraut war, die ihn hinauflockte. Welche vernünftige Frau läßt ſich ſolch phantaſtiſches Verhältniß in der Ehe gefallen? Nun aber Toni ſo barſch und eigenwillig von ihr geht, darf ſie ihn auch nicht mehr lieben, und mit dem Zorn und Groll, von dem ſie ſpricht, kann es nicht ſehr weit her ſein, ſonſt würde ſie ſagen: „Früher habe ich Dich geliebt, jetzt kann ich Dich nicht ausſtehen. Geh meinetwegen in Dein Verderben."

„Sie überſehen," warf der Muſikdirector ein,

„daß die Sage eine dämoniſche Macht über ihn ſtellt, der er nicht zu widerſtehen vermag.“

„Und daß er auch ohnedem im Recht iſt, wenn er ſich nicht mit Bedingungen, ſondern als freier Mann geliebt ſehen will,“ fügte der junge Offizier hinzu.

„Ich will nicht über das Recht ſtreiten,“ erwiderte die Dame, „obgleich ich auch in dieſer Beziehung Nichts zurücknehme, aber lieben darf und kann ſie ihn nicht mehr, das behaupte ich noch.“

„Dann wäre die Geſchichte zu Ende!“ ſagte der Muſikdirector, „denn die getrennten Geſchicke der beiden kümmern uns nicht. Wir können uns nur dafür intereſſiren, ob ſie zuſammen zu Grunde gehen oder zuſammen glücklich werden.“

„Ach!“ ſagte das junge Mädchen, „die Herren ſind keine unparteiiſchen Richter, wenn es ſich um die Empfindung eines Frauenherzens handelt. Ich rufe die Damen zu Zeugen auf. Was ſagen Sie, Louiſe?“

Louiſe ſaß, tief im Dunkel, hinter einem Blumentiſch und ſchreckte zuſammen, Frau Anna aber erſparte ihr die Antwort, indem ſie rief: „Meine Geſchichte iſt nun einmal ſo, und wenn ſie Ihnen unwahr er-

ſcheint, müſſen Sie ſich an meinen Tyroler Erzähler halten. Der behauptete ſteif und feſt, die beiden liebten ſich noch, und dabei bleibe ich auch, wenn ſie auch auseinandergingen mit dem feſten Vorſatz, ſich nie wiederzuſehen. Uebrigens ſchenken Sie mir noch ein halbes Stündchen, um meine Geſchichte zu Ende zu bringen."

Sie ſchlug eilig das Blatt um und las:

„Leni ſtürmte mit eiligem Schritt das Gebirge hinauf. Keinen Blick ſandte er zurück nach dem Thal, und die unwegſamſten Pfade verfolgte er. Ihm ſchien es, als müſſe er geſund werden in der Gefahr. So irrte er ſtundenlang über kahlen Fels, an Abgründen vorbei, zwiſchen ſchneebedeckten Schluchten hindurch. Die Nebel zogen um ihn her, und es wurde Nacht. Tief unten lag das Thal ſchon finſter, und immer höher ſtiegen die Schatten zu Berg. Das Herz war ihm ſchwer um das verlorne Glück. Bald konnte er den Boden für den nächſten Schritt nicht mehr finden und legte ſich nieder.

Der Schlaf kam über ihn, und mit ihm der Traum. Der Wind brauſte und flüſterte um ihn; er fühlte ſich getragen von ſeinem Flügel, und aus

der Tiefe wogte es herauf, bleich und geiſterhaft. „Jetzt biſt Du mein,“ hörte er neben ſich. „Gebrochen haſt Du mit der irdiſchen Liebe, das Bett iſt bereitet, ſtill, einſam, kühl! Komm, komm herab!“ Und aus dem Nebel tauchte es auf, eine wogende, ſchwebende Geiſterſchaar. Lang wallten Schleier und Gewande; rieſengroß ſtreckten ſich die Geſtalten, und aus der Schaar hob die Alpenbraut das bleiche Haupt mit dem Brautkranz aus Edelweiß, und die weiße Hand ſchimmerte aus dem Schleier hervor zu ihm, winkend und langend. Rings wurde es Licht, feuchtes, funkelndes Licht, wie Mondesglanz durch leichte Wolken, und näher und näher kam die Schaar. Jetzt war es nicht der Wind mehr, der flüſterte, jetzt war es die Geiſterlippe, die zu ihm ſang, immer wieder: „Komm herab, komm herab, Du biſt mein!“ Er empfand den Blick, der auf ihm ruhte, fühlte die Hand, die ihn berührte, kalt, geiſterhaft. Getragen von unſichtbaren Armen ſchwebte er über den Abgrund, willenlos entgegenſtrebend den bleichen, geöffneten Armen. Da, leiſe heraufdämmernd goß ſich roſiger Schein um die Tiefe, und immer wilder ſchwebten die Geiſter durcheinander. „Komm, komm,“ rief es, und da ergriffen und um-

fingen ihn die Arme, kalt bis ans Herz schauerte er zusammen, und jäh stürzte er in die Tiefe. Da schreckte er auf aus dem Schlaf und schlug die Augen auf. Ueber ihm färbte erster Sonnengruß die schneeigen Gipfel, unter ihm, schroff am Abgrund, an dem er lag, wegten die Nebel geisterhaft. Von dem Platz, an dem er eingeschlafen war, war er herabgeglitten, und nun hing er auf dem Felsenvorsprung, unter sich die grauenhafte Tiefe, über sich unerklimmbar der überhängende Fels. Entsetzt sah er sich schweben zwischen unerreichbarer Rettung und sicherem Verderben. Sein Arm umklammerte das Gestrüpp, das die festen Wurzelarme geschlungen hatte in das Herz des Felsens hinein. Noch hielten sie ihn, so lange die Kraft reichte, aber die Sinne vergingen ihm, und vor dem unsichern Blick schwebte auf und ab, lockend, die Alpenbraut. Stunden gingen hin zwischen Todesangst und Todessehnsucht, er wußte nicht wie viele, denn das Maaß der Zeit war ihm verschwunden. Der Tag stieg auf und senkte sich wieder, und die Kräfte schwanden mit ihm. Mit dem Instinkt des Lebens hatte er sich mit seinem Gurt an einem verkrüppelten, knorrigen Baumstamm

feſt geſchnallt, aber die Sinne vergingen ihm. Wieder lag das Thal in der Dämmerung, wieder zogen die Nebelwogen herauf, wieder fern, ganz fern hörte er das Flüſtern der Geiſterlippen. Er fühlte es, die Welt, das Leben war für ihn verloren, und der Flügel des Todes rauſchte um ſeine Stirn. Da, wie ein Gruß aus dem Leben, wie ein Lichtſtrahl durch's Dunkel, wie ein Angſtruf aus der Tiefe tönte es herauf: „Toni! Toni!“ Er kannte die Stimme, und warm quoll es wieder auf in ſeinem ſchon erſtarrten Herzen. Näher und näher kam der Ruf, und mit neu erwachter Lebenskraft ſchlug er die bleiſchweren Wimpern auf und hob das zurückgeſunkene Haupt. Da, neben ihm, zehn Schritt kaum, und doch unerreichbar, ſtand Bärbi, aufjauchzend im Glück und zugleich verzweifelnd in Todesangſt. Gefunden war er, der Verlorene, gerettet noch nicht. Aber ihre Stimmen konnten ſich erreichen und ihre Blicke ſich begegnen. —

„Hier,“ ſagte Anna, während tiefe, lautloſe Stille im Kreiſe herrſchte, — „hier endigt meine Geſchichte.“

„Aber das iſt ja kein Ende,“ riefen Alle durcheinander. „Wie kommt Bärbi hinauf, was wird nun

aus ihnen, wird Toni gerettet, oder stürzen sie beide in den Abgrund?"

„Mir ist's mit dem Ende ergangen, wie mit dem Anfang," sagte Frau Anna. „Ich habe vergebens versucht es zu gestalten, aber ich habe Nichts dagegen, daß meine geehrten Zuhörer geschickter sind als ich. Jeder kann das Ende ausführen, wie es ihm am besten scheint, morgen Abend kommen wir wieder zusammen und sammeln die Stimmen, für welchen Ausgang wir uns entscheiden. Jetzt aber, um die Meinungen nicht vorweg zu verwirren, kein Wort über die Geschichte."

Der Vorschlag wurde angenommen, und die Gesellschaft zerstreute sich. Louise hatte schon unbemerkt das Zimmer verlassen, und Ferdinand war der einzige, der noch blieb. Er hatte Etwas auf dem Herzen, das sah Anna, als sie aber allein mit ihm war, und ihr selbst etwas beklommen um's Herz wurde, zwang sie sich zu heiterm Ton und sagte: „Lieber Freund, ich bin etwas rücksichtslos mit Ihrer Geschichte umgegangen, das weiß ich, aber ich hatte auch keinen Rath zur Seite und mußte mir selbst helfen. Ihre Bilder und Louisens Gedichte bedurften doch immer

noch eines ſtarken Commentars. Jetzt machen Sie es, wie die Andern, und ſuchen Sie den Schluß der Geſchichte, und Ihnen will ich erlauben, ſich mit Louiſe zu berathen, die gerade auch wiederkommt, vielleicht um mir Vorwürfe zu machen, wie das auch ihre Abſicht war.“ Dabei eilte ſie der Schweſter entgegen, drückte ſie zärtlich an ihr Herz, warf Ferdinand noch aus feuchtem Auge einen Blick voll Freundſchaft und Herzensgüte zu und ließ die beiden allein.

Sie ließen es geſchehen. Als Anna nach einer bangen halben Stunde zurückkehrte, rief ſie ſchon in der Thür: „Kinder, bei Euch warte ich nicht bis morgen Abend, ich muß heute noch wiſſen, wie meine Geſchichte zu Ende geht.“

Louiſe fiel ihr mit Thränen um den Hals, und Ferdinand rief nur, aber mit dem Ausdruck höchſten Glückes: „Louiſe wird Ihnen Alles ſagen.“

Als am andern Abend die Geſellſchaft ſich bei Frau Anna zuſammenfinden wollte, um Jeder ſeinen mehr oder weniger ausgearbeiteten Schluß vorzulegen, wurde ſie durch die Nachricht überraſcht, Frau Anna ſei unvermuthet mit der Schweſter und Ferdinand

auf einige Wochen vereist. Das beabsichtigte Fest müsse also aufgegeben werden. Die Geschichte von der Alpenbraut sollte also wirklich ohne Schluß bleiben. Wir können aber nicht verschweigen, daß Alle auf denselben Ausgang verfallen waren, daß Bärbi Toni rettete, daß sie Mann und Frau wurden, und daß die Menschenliebe so den Zauber der Alpenbraut brach. Nur Ferdinand und Louise hatten noch eine etwas andere Wendung gefunden, freilich einige Monate später, als Ferdinand fleißig malend in seinem Atelier saß, und die Schwestern ihm bei der Arbeit über die Schultern sahen.

Ihr Schluß lautete: „Es wurde Nacht. Kein Weg zur Rettung zeigte sich, und die Nebel stiegen herauf, und das Mondlicht glänzte über's Thal. Da hob sich aus dem Dunkel, hell im Schein des Silberlichtes, das ernste Haupt der Alpenbraut, nicht lockend mehr, nicht zürnend, aber mild und freundlich. Und die Hand zeigte an den Fels, vom Auge aber strahlte ein Glanz, der die schroffe Wand erleuchtete, und der Schleier breitete sich über den Abgrund und füllte die Tiefe. Und sie sahen einen Pfad, der ihnen verborgen geblieben war in der Todesangst des Tages,

und wie eine Brücke ſchlug er ſich von Fels zu Fels, ohne Schwindel konnten ſie ihn betreten, denn der Schleier der Alpenbraut deckte ihnen das Verderben. Wenig Schritte, und Alles war überwunden, was zwiſchen ihnen trennend ſich aufriß. Da lagen ſie ſich dann ſelig in den Armen, vereint für immer, gerettet und einander wiedergeſchenkt durch die Hülfe, den Schuz der Alpenbraut."

Cäcilie.

I.

Wenn man jetzt aus dem Straßenknäuel der größeren Städte herausschreitet, so reiht sich an unserem Wege, namentlich wo das Terrain eine Gartenanlage begünstigt, eine elegante Villa an die andere, von geschmackvollen Blumenanlagen umgeben, beschattet von Baumgruppen, geschmückt mit Fontänen und Statuen. Erst waren diese Villen nur zur Sommerzuflucht der Reichen bestimmt, in die sie sich vor dem Lärm, dem Staub, der unfrischen Luft der Stadt flüchteten, dann wurden sie Wohnung für das ganze Jahr, eine Fortsetzung der Stadt, und ihr erster Zweck ging bald verloren.

Noch vor dreißig Jahren war das ganz anders. Von diesen eleganten Villen wußte man Nichts, und wem die Gesundheit eine frischere Luft nothwendig machte, der miethete eine abgelegene kleine Sommer-

wohnung, an die keinerlei Anspruch von Eleganz gemacht wurde, und zu deren Charakter sogar allereinfachste Ländlichkeit gehörte. Wir wollen den Leser in eine solche einfache Sommerwohnung damaliger Zeit einführen.

Etwa eine halbe Stunde Weges von einer großen, eleganten deutschen Residenzstadt, an dem hohen Ufer des Flusses, lag ein kleines, unscheinbares Häuschen, ursprünglich für eine Gärtnerfamilie erbaut, denn hinter demselben streckte sich aufsteigend ein gewaltiger Gemüse- und Obstgarten. Wahrscheinlich hatte sich aber das Geschäft vergrößert, Treib- und Glashäuser waren nöthig geworden, und so hatte sich der industrielle Besitzer höher hinauf, ganz am anderen Ende des Gartens, an der Fahrstraße, ein neues Haus erbaut, den Besuchern, wenn sie im Wagen kamen, zugänglicher und für die Verschickung der Producte bequemer. Unser Häuschen hatte viele Jahre leer gestanden, höchstens zur Aufbewahrung von Obst bei besonders ergiebigen Ernten war es benutzt worden. Dann hatte man angefangen, es als Sommerwohnung zu vermiethen, und zu dem Zweck nach und nach mehr eingerichtet. Vor demselben, nach der Flußseite, war ein kleiner

Gartenplatz hergerichtet, in dem üppige Hollunderſträuche und ein alter Wallnußbaum, der daſtand, ehe der Garten angelegt wurde, und dem zur Liebe das Häuschen etwas ſchief gebaut war, eine große Laube aus verwitterten roben Holzlatten beſchatteten. Ein kleiner, leicht geflochtener Zaun begrenzte dies Gartenplätzchen nach dem breiten Fußweg hin, der am Flußufer entlang führte. Das Häuschen hatte nur Erdgeſchoß, etwas erhöht, weil geräumige Keller darunter lagen, und zu jeder Seite der Hausthür nicht mehr als zwei Fenſter. Zu das hohe Dach war nach der Flußſeite noch ein Giebel hineingebaut, ſichtlich ſpäteren Datums, um noch ein Zimmer zu gewinnen. Innen hatte man die urſprüngliche Hausdiele zu einer Art von Gartenſaal eingerichtet, und zu jeder Seite blieb ein einfenſtriges Zimmer, dann theilte ein ſchmaler Gang das Haus, und nach der Seite des Gemüſegartens lag auf einer Seite Küche mit Zubehör, auf der andern ein Domeſtikenzimmer und die Treppe, die nach oben zu dem geräumigen Erkerzimmer führte. Alles war ſchmucklos, aber ſauber geſtrichen und noch ſauberer gehalten, ſo einfach die Meubles auch waren, die die Zimmer füllten. Zur Zeit, in der meine Ge-

ichichte ſpielt, war man noch anſpruchslos in dieſen Dingen. Damals wohnte in dem Häuschen die Wittwe eines höheren Offiziers mit ihrer eben erwachſenen Enkelin und einer Dienſtmagd, ein altes Inventarium der Familie. Die Dame war von zarter, oft geſtörter Geſundheit, hatte aber, theils um ſich von ihrem Hausarzt nicht zu trennen, theils vielleicht aus pecuniären Rückſichten, dieſe billige Sommerwohnung, die ihr friſche Luft und bequemen Aufenthalt im Freien gewährte, einer Badereiſe vorgezogen, war aber doch gegen Ende des Sommers krank geworden und hütete ſeit mehreren Tagen das Bett. Sie hatte ſich das große, luftige Erkerzimmer im Dach zur Schlafſtube genommen.

Es war Mitternacht vorüber, die Enkelin hatte der Kranken die Arznei gereicht, und dieſe war wieder eingeſchlafen, während das junge Mädchen weiter ab im Lehnſtuhl ſaß. Das Nachtlämpchen warf, umſtellt von Schirmen, ſo matten Schein, daß man das Zimmer faſt dunkel nennen konnte.

Da öffnete ſich leiſe die Thür, und, die Schürze vor das Licht haltend, ſteckte die alte Magd den Kopf ins Zimmer, dem jungen Mädchen Winke gebend, heraus-

zukommen. Dieſes ſchüttelte erſt wiederholt den Kopf, den Finger auf die Lippen legend, da aber die Alte ſich nicht fortweiſen ließ, ſtand ſie, halb unwillig, auf und ſchlich auf den Fußſpitzen durchs Zimmer zur Thür hinaus.

„Biſt Du denn noch auf, Chriſtiane?“ ſagte ſie, als die beiden auf dem engen Bodenraum an der Treppe ſtanden. „Was haſt Du denn? Die Großmama hat ſo leiſen Schlaf.“

„Ich habe ſchon ein Paar Stunden geſchlafen!“ erwiderte Chriſtiane, „und will Sie ablöſen, Cäcilchen. Sie haben die ganze vergangene Nacht gewacht, dazu den weiten Weg nach der Stadt übernommen und alle die Beſorgungen. Die gnädige Großmama iſt ja gar nicht mehr ſo krank, und wenn Sie es ſo fort treiben, bekomme ich zwei zu pflegen, bis ich ſelbſt auf der Naſe liege. Etwas Rückſicht müſſen Sie auf einen alten Dienſtboten auch nehmen, deshalb legen Sie ſich zu Bett, ich werde mich zur gnädigen Frau ſetzen, und ich weiß wirklich nicht, wodurch ich es verdient habe, daß Sie mir nicht einmal zutrauen, alle zwei Stunden einen Löffel Medicin reichen zu können.“

Sie hatte das wirklich ganz verdrießlich hingesprochen, aber Cäcilie war schon daran gewöhnt, daß die Alte ihre guten Absichten immer in Vorwürfe kleidete und wie scheltend hervorbrachte. Uebeler Laune war sie beständig. Das junge Mädchen lachte also und erwiderte: „Du magst Recht haben, Christiane, mir fallen die Augen zu, und ich weiß ganz genau, wie gut Du es meinst, und wie ich mich auf Dich besser verlassen kann, als auf mich selbst.“

„Ach, davon ist ja gar nicht die Rede!“ schalt Christiane. „Jugend braucht Schlaf, und ich nicke dann bei Tage, ab und zu, über meinen Küchentisch ein. Wenn wir nur erst wieder in der Stadt wohnten. Hier ist Alles so beschwerlich in der alten Baracke. Um eine Messerspitze voll Salz muß man zwei Stunden laufen. Und dann drei Frauenzimmer so allein in der Einsamkeit, in der man keinen Christenmenschen abrufen kann. Dazu spuken die Ratten im Keller, daß man sich bei Tage grauen könnte, und keine Nacht schlafe ich vor Angst.“

„Du bist nicht gescheit!“ lachte Cäcilie. „Was soll uns denn geschehen? Fürchtest Du Diebe und Mörder, oder machen Dir Gespenster Angst?“

„Malen Sie den Teufel noch an die Wand!“ ſchalt die Alte. „Und das in der Mitternachtsſtunde. Da nehmen Sie mein Licht und legen Sie ſich aufs Ohr!“

Sie ſchüttelte unwillig den Kopf, klinkte leiſe die Thür zum Zimmer der Kranken auf und ſchlüpfte auf den Strümpfen hinein.

Cäcilie ſtand noch eine Weile und lauſchte, ob die Großmutter auch nicht aufgeweckt ſei. Alles war todtenſtill. Sie war wieder ganz wach geworden, und die Furcht der alten Dienerin, ſo wenig ſie dieſelbe theilte, hatte doch ihre Nerven aufgeregt. Sie wollte nicht ſo allein daſtehen bleiben, wollte die unheimliche Empfindung, die ſie unwillkürlich beſchlich, im Schlaf, der ihr Noth that, vergeſſen. Sie ſchlich die Treppe hinunter, ganz leiſe, um die Schläferin nicht zu wecken, und wollte über den Gang ſchlüpfen in ihr Schlafzimmer, auf jener Seite des Gartenſaals, während auf dieſer das Wohnzimmer für die Großmutter eingerichtet war, in dem ſie ihren Schreibſchrank hatte und ihre Papiere aufbewahrte. Da, ſie ſtand noch auf der letzten Stufe der Treppe, hörte ſie ein Geräuſch im Wohnzimmer der Großmutter. Es war,

als würde eine Scheibe eingedrückt, nicht klirrend, aber dumpf. Vielleicht war ein Vogel dagegen geflogen, oder der Wind hatte ein Blatt ans Fenster geweht. Cäcilie, die den Schritt gehemmt und den Athem angehalten hatte, wollte schon lachen über ihren Schreck, für den sie Christianens albernen Reden die Schuld gab, da hörte sie dumpf, aber ganz deutlich Schritte im Zimmer. Sie neigte das Ohr zur Thür, da war es eine Weile still, aber nun ganz laut ein Krach, wie von einem Brecheisen. Sie überlegte. Sollte sie die alte Magd rufen? Abgesehen, daß ihr die wenig Hilfe sein würde, hätte sie die Kranke geweckt und erschreckt, und das mußte sie kränker machen, konnte ihr Tod sein. Was auch geschehe, das durfte sie nicht. Sollte sie allein es wagen? Das junge, beherzte Mädchen, das, neben der fast immer kränkelnden Großmutter, die Energie und Muth in allen Verkommnissen hatte haben müssen, zauderte nicht lange. Sie nahm alle ihre Entschlossenheit zusammen, und in der einen Hand das Licht hoch haltend, riß sie mit der andern die Thür auf und leuchtete hinein ins Zimmerchen. Da beugte sich über den erbrochenen Schreibschrank der Großmutter ein Mann, in einen

weiten Mantel gehüllt. Cäcilie ſchrak zuſammen, und zitternd ließ ſie den eiſernen Leuchter der alten Chriſtiane auf den Tiſch niederſinken, daß er klirrend aufſtieß. Aber auch der Mann vor dem Schreibtiſch erſchrak heftig und hob den Mantel vor das Geſicht, daß nur noch die Augen darüber fortſtarrten auf die Erſcheinung, die ſein verbrecheriſches Werk unterbrochen hatte. Cäcilie ſah ſein ſcheues Zuſammenfahren, und das gab ihr ihren ganzen Muth wieder, den Muth des Rechtes dem Unrecht gegenüber.

„Zurück, Menſch!“ rief ſie, „was thun Sie da?“

Der Mann ſtand eine Weile unbeweglich. Die unerſchrockene Haltung des jungen Mädchens ſchien ihm zu imponiren. Dann aber, mit unſicherer Hand, griff er in die Bruſttaſche, zog ein Piſtol hervor, richtete es auf Cäcilie und ſagte dumpf, faſt lautlos: „Zurück, oder es gilt Ihr Leben.“

Cäcilie hatte es auf den erſten Blick geſehen, der Hahn der Piſtole war nicht aufgezogen, und die Hand zitterte, die die Waffe auf ſie richten wollte. „Leere Drohung!“ rief ſie faſt höhnend. „Einem wehrloſen Mädchen gegenüber brauchte es nicht einmal einer Waffe.“

Der Mann ließ das Pistol sinken, Cäcilie verfolgte die Hand, die es hielt, mit sicherem Blick. Da glänzte ein Ring am Finger, der ihr auffiel. Sie mußte ihn schon einmal, ja sie mußte ihn kürzlich gesehen haben, aber die Noth des Augenblicks ließ sie nicht nachdenken. Es war ein Goldtopas, der aufblitzte im Schein des Lichtes, als die Hand niederglitt, ein Siegelring, gehalten von zwei Drachenköpfen aus Silber, die auf dem Goldreif aufgelegt waren. Der Ring, die wenig Worte, die der Mann gesprochen hatte, seine zitternde Haltung gaben dem jungen Mädchen die Ueberzeugung, die wie ein Blitz durch ihre Gedanken fuhr, daß nicht ein in der Sünde erprobter und erfahrener Dieb vor ihr stünde. Sie trat einen Schritt näher, ihn ins Auge zu fassen, aber ein breitkrämpiger Hut, tief in die Stirn gedrückt, und ein augenscheinlich falscher Bart verdeckten vollkommen die Züge des vom Licht abgewandten Gesichtes.

„Zurück von dem Schrank!“ rief Cäcilie, „wenn ich nicht um Hilfe rufen soll.“

Der Mann schien seine Fassung wiedergewonnen zu haben. Er richtete sich auf, und Cäciliens Hand krampfhaft fassend, flüsterte er ihr zu: „Nicht allzu

vermeſſen, mein Fräulein. Zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu gebrauchen. Ich muß Geld haben, es geht um meine Ehre."

„Und Ihre Ehre wollen Sie retten durch ein Verbrechen?" rief Cäcilie. „Ein Verbrechen, zu dem Ihnen ſogar der Muth fehlt."

Der Mann ſchlug ſich mit der Fauſt vor den Kopf. „Muth?" ſagte er. „Sie könnten Recht haben, wenigſtens der Muth dazu." Dann fuhr er mit weichem, faſt flehendem Ton fort: „Laſſen Sie uns verſtändig verhandeln. Ich brauche Geld, fünfhundert Thaler, ehe der Tag anbricht; mehr als mein Leben, als meine Exiſtenz hängt daran. In jenem offenen Fach liegt Geld, mehr, als ich gebrauche. Wer hindert mich, es zu nehmen? Denn Sie können Niemand rufen, als die alte Magd, die eben bei der Kranken wacht. Und wäre das eine Hilfe? Ich rühre das Geld nicht an und nehme nur dieſen Brief, der gerade enthält, was ich gebrauche. In wenig Wochen, denke ich, iſt das Geld wieder in Ihrer Hand. So iſt's nur ein Darlehn!"

Cäcilie ließ ſich in einen Stuhl ſinken. „Sie haben Recht. Ich fühlte es an dem Druck, mit dem

Sie meine Hand faßten, daß ich zu schwach bin, mit Ihnen zu ringen, Ihr Verbrechen zu hindern."

„Nun, so begnüge ich mich mit dem Brief," fuhr der Mann fort „Dafür, mein Fräulein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, keine Anzeige zu machen von dem, was hier geschah, bis die Sonne des heutigen Tages sinkt."

„Ich verschwende mein Ehrenwort nicht an einen Dieb!" sagte Cäcilie.

Der Mann sank vor ihr nieder. „Muthiges, hochherziges Mädchen," rief er, „laß mich nicht die Schmach dieses Augenblickes noch bitterer empfinden, oder, bei Gott, ich sterbe zu Deinen Füßen. Erbarme Dich meiner!"

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf und trat einen Schritt zurück, als solle die Berührung des Verbrechers sie nicht beflecken. Mit dem ganzen Stolz der Verachtung sah sie auf den Menschen, der wie zerschmettert vor ihr lag. „Erbärmlicher Prahler!" rief sie, „wenn mich das nicht zur Theilnehmerin an Deiner feigen Schuld machte, würde ich schweigen, wie Du es verlangst."

„Du wirst es, auch ohne mir Dein Wort zu

geben!“ sagte der Mann, „denn Du bist gut, wie Du muthig bist, und wirst einen Menschen retten, selbst wenn Du ihn verachtest. Das weiß ich.“

Er war aufgesprungen, hatte den Leuchter vom Tisch geworfen, daß er klirrend zu Boden rollte und das Licht verlosch, dann stürzte er zum Fenster und verschwand mit einem Sprung in die Nacht.

Cäcilie stand lange unbeweglich. Endlich zusammenschaudernd, als dürfe sie nicht weilen an der Stätte des Verbrechens, raffte sie sich auf, trat in den Gartensaal, schloß hinter sich die Thür und tappte sich in ihr Schlafzimmer. In den Kleidern warf sie sich aufs Bett und brach in einen Strom von Thränen aus.

II.

Schlaflos hatte Cäcilie den Rest der Nacht zugebracht. Als der Tag fast ergraute, hatte aber die Natur ihr Recht verlangt, und ein fester Schlaf, wie ihn nur die Jugend kennt, gesundete die Ermüdungen und Erregungen der letzten Stunden. Die alte Christiane war mehrere Male in ihr Zimmer getreten, um zu melden, daß die Großmutter eine ruhige Nacht

gehabt hatte, aber immer hatte sie leise den Fuß zurückgezogen, wenn sie die junge Gebieterin so friedlich schlummernd gewahrte, und dann mürrisch vor sich hingemurmelt: „Ja, das schläft. Das Haus könnte man forttragen, die würde es nicht merken!“

Endlich, als die Sonne längst hell und freundlich in die Fenster schien, wachte Cäcilie jäh auf, und nun mußte sie sich besinnen, was denn Traum, was Wirklichkeit gewesen sei von den Erinnerungen der Nacht, die wirr durch ihre Gedanken zogen. Sie war aufgesprungen, in das Gartenzimmer getreten, und schon wollte sie die Hand auf die Klinke legen, um das Schreibzimmer der Großmama zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht geträumt habe, aber eine eigenthümliche Scheu hielt sie zurück und hemmte ihren Schritt. Sie wußte Alles wieder ganz genau, und in dem hellen und heitern Schein des Tages erschien es ihr milder, bedeutungsleer. Durch die Empfindung von Verachtung gegen den Unbekannten, der ihr jämmerlich verkam, von Ekel über die feige That, ging ein Zug von Erbarmen mit einem Geschick, das so tief hatte können sinken lassen, das noch tiefer sinken lassen mußte, wenn die Strafe des Gesetzes

den Schuldigen ereilte. Sie ſchalt dies Erbarmen eine Schwäche und war entſchloſſen, ſofort Anzeige von dem Einbruche, von der Entwendung zu machen. Aber dann beſann ſie ſich anders. Sollte ſie die Großmutter beunruhigen, deren erſchöpfte Nerven ſo ſehr der Schonung bedurften? Sollte ſie durch ſchnelle Anzeige, durch Mittheilung der Combinationen, die ſie ſich zuſammengeſtellt hatte, den Schuldigen dem Richter überliefern? Es kam ihr das vor, wie eine neue Berührung mit dem Menſchen, den ſie ſo tief verachtete, wie ein Eingreifen in ſein Geſchick, und ſie hätte ihn am liebſten vergeſſen. Ja, der Gedanke, ſie könnte mit dem Einbrecher confrontirt werden, war geradezu unerträglich. Das ganze Ereigniß hatte in der durchwachten Nacht faſt einen romantiſchen Schein für das junge, ebenſo poetiſch erregbare, als muthige Mädchen angenommen, und in dem verblaßte gemildert das Verbrechen. Das wollte ſie ſich nun nicht eingeſtehen, aber um alle Theilnahme für den Menſchen zu ertödten, wollte ſie ihm, um Alles in der Welt, niemals wieder begegnen, ſeinen Namen nicht wiſſen, von ſeinem Geſchick Nichts weiter hören. Er ſollte ihr Leben nicht wieder berühren.

Hatte ſie denn die Spur, die ihn entdecken mußte? Sie zweifelte nicht daran. Woher konnte er wiſſen, daß der Brief im Schreibtiſch, den er mitnahm, gerade fünfhundert Thaler enthielte? Sie hatte am Tage vorher den Brief ſelbſt von der Poſtexpedition in der Stadt abgeholt und rief ſich alle Vorkommniſſe dabei in das Gedächtniß zurück. Der Brief war an die Großmutter und enthielt den vierteljährlichen Pacht eines kleinen Familiengutes. Mühſam hatte die alte Dame in ihrem Bett den Poſtſchein unterſchrieben, und Cäcilie, die ohnehin in die Stadt ging, um allerlei Beſorgungen zu machen, hatte es übernommen, den Brief ſelbſt abzuholen, was die überaus peinliche Großmama nicht einmal der alten, bewährten Chriſtiane gern anvertraute. Als das junge Mädchen an den Schalter treten wollte, um ihren Poſtſchein hineinzureichen, mußte ſie eine Weile warten, denn es ſtand gerade ein junger, ſehr elegant gekleideter Herr am Schalter und verhandelte mit dem Beamten, der ihm eben ſeinen Paß zurückſchob.

„Es iſt kein Brief da unter Ihrer Adreſſe!“ ſagte der Beamte.

„Er muß, muß da ſein!“ rief der junge Mann

halb erſchreckt, halb mit einem unverkennbaren Ton von Verzweiflung. „Ich erwarte den Brief ſeit acht Tagen, und heute iſt der letzte Moment. Wollten Sie nicht noch einmal nachſehen? Meine Unterſchrift beſcheinigt der Paß, der dieſelbe trägt, und wenn Sie ein Siegel verlangen, ſo habe ich mein Familienwappen mitgebracht!“ Dabei zeigte er den Ring an ſeinem Finger, einen Goldtopas, gehalten von zwei ſilbernen Drachenköpfen, aufgelegt auf den Goldreif.

„Ich wiederhole Ihnen,“ ſagte der Beamte ſchon etwas ungeduldig, „daß kein Brief für Sie da iſt!“

„Ein Brief mit fünfhundert Thalern,“ nahm der Fremde wieder das Wort. „Ich dächte, als Sie durchblätterten, hätte ich fünfhundert Thaler auf einem Briefe geleſen!“

Nun wurde der Poſtbeamte wirklich heftig. „Es kommen mehr Briefe mit fünfhundert Thalern, als einer!“ ſagte er „und der, den Sie meinen könnten, der einzige heute, iſt an eine alte Dame, die hier wohnt. Er liegt ſchon mehrere Tage, wahrſcheinlich, weil die Empfängerin jetzt nicht in der Stadt iſt, ſondern in einer Sommerwohnung am Kirchthaler

Weinberg. Bitte, Sie sehen, daß noch Andere meiner bedürfen, mein Herr. Halten Sie den Verkehr nicht auf!"

Der junge Mann schlug sich mit der Hand vor die Stirn und ging, aber erschöpft lehnte er sich an den Pfeiler des Thorweges. Cäcilie hatte, verlegen die Scene belauscht zu haben, das Auge nicht aufgeschlagen, sie reichte ihren Postschein durch das Fensterchen, auf den ersten Griff fand der Beamte ihren Brief, schob ihn mit höflichem Gruß, laut ihren Namen nennend, hinaus, und das junge Mädchen ging. Der Abend fing schon an zu dämmern, und so beeilte es den Schritt um so mehr, als es, nach einer Weile, Schritte hinter sich hörte, die ihr vom Thor aus zu folgen schienen. Cäcilie war, wie gesagt, keine furchtsame Natur, aber sie wagte doch nicht, sich umzusehen, dachte aber auch kaum noch an den jungen Mann an dem Schalter der Posterpedition, sondern schritt festen Schrittes hin. Im Häuschen angekommen, ging sie sofort in das Schreibzimmer der Großmama, zündete ein Licht an, schloß den Schreibsecretair auf, zu dem sie seit der Krankheit der alten Dame den Schlüssel führte, und trug den Brief in das Rechnungsbuch ein, ohne ihn zu er-

brechen. Die Großmutter war ſo pünktlich in allen Geldſachen, und die Enkelin wußte, daß ihre erſte Frage ſein würde: „Haſt Du das Geld bekommen und eingetragen?“ Sie wollte ihr mit einem „Alles in Ordnung, Großmamachen!“ antworten können.

Alles das vergegenwärtigte ſich das junge Mädchen und brachte es mit dem Einbruch in Verbindung. Man hatte gehört, daß ſie einen Brief in Empfang nahm, ſelbſt die Summe, die er enthielt, war ausgeſprochen worden. Man war ihr gefolgt bis vor das Haus, hatte leicht, da ſie Licht anzündete, vom nahen Fußwege ſehen können, wohin ſie den Brief legte, in dem hellen Zimmer. Die Localität des Häuschens war ſo leicht zu errathen. Und hätte ſie noch einen Zweifel gehabt, der Ring mit dem Goldtopas und den Drachenköpfen mußte ihr auch den benehmen. Eine einfache Anfrage bei dem Poſtbeamten, der ja den Paß des jungen Mannes, der den auffallenden Ring am Finger trug, in Händen gehabt, den Namen geleſen hatte, mußte den Thäter finden laſſen, und dieſer ſelbſt hatte angenommen, daß eine einfache Anzeige, ehe die Sonne nach ſeiner That geſunken ſei, ihn entdecken müſſe.

Cäcilie ſah, daß ſie die Löſung des Geheimniſſes, das Schickſal eines Menſchen in Händen hätte. Sie verſuchte ſich die Züge des jungen Mannes vor dem Poſtbureau ins Gedächtniß zurückzurufen, aber ſie hatte ſie kaum geſehen, nur mit flüchtigem Blick geſtreift, aber ſie meinte, daß ſie jung, edel und faſt ſchön geweſen wären, hätte nicht der Ausdruck der Verzweiflung ſie entſtellt. Sie wollte das Räthſel nicht löſen, den Namen nicht wiſſen, den Thäter durch ihre Anzeige nicht der Strafe des Geſetzes übergeben. „Aber," fragte ſie ſich, „mache ich mich durch mein Schweigen nicht gewiſſermaßen zur Mitſchuldigen, zur Hehlerin des Verbrechens? Wäre es nicht Pflicht, den Verbrecher unſchädlich zu machen?" Aber dann ſtellte ſie ſich vor, daß vielleicht eine ganze unſchuldige Familie in die Schande des Einzelnen mit hineingezogen werden könnte, die Strafe, für dieſen gerecht, das Glück Vieler zertrümmern würde. Jemehr ſie überlegte, deſto feſter wurde ſie in dem Entſchluß zu ſchweigen, und je mehr Gründe ſie dafür ſuchte, deſto mehr wollte ſie ſich fortdemonſtriren, daß der eigentliche, durch alle anderen durchziehende, der war, daß ſie, trotz Verachtung und Abſcheu, doch ein Mitleid

für den Unbekannten fühlte, das faſt Theilnahme wurde, ja daß ſie eine Möglichkeit der Entſchuldigung für denſelben ſuchte, ſo wenig ihr das gelingen wollte.

Vielleicht würde man ihr eine ungewöhnliche Aufregung angemerkt haben, die ihr Geheimniß verrathen, den Entſchluß, zu ſchweigen, unmöglich gemacht hätte, wären ihr nicht die augenblicklichen Verhältniſſe des Hauſes zu Statten gekommen. Sie löſte die alte Chriſtiane wieder ab im Krankenzimmer der Großmama, und wenn dieſe ſich auch viel beſſer befand, war ſie doch theilnahmlos und wortkarg, meiſt ſchlummernd. Da ſaß denn Cäcilie, unbeobachtet, ihren Gedanken nachhängend, mit ihrer Arbeit am Fenſter, deſſen Vorhänge geſchloſſen waren. Alles war wieder ſo ſtill und friedlich um ſie her. Chriſtiane verſah die Küche und ging zu Beſorgungen auf mehrere Stunden in die Stadt. Das ganze Ereigniß hätte noch Tage lang unbemerkt bleiben können, hätte nicht der Gärtner, der Beſitzer des Hauſes, der ſich in dem kleinen Vorgärtchen am Nachmittage zu thun machte, die eingedrückte Scheibe geſehen und die Spuren des Pechpflaſters, mit dem das geſchehen ſein mußte. Er lugte durchs Fenſter, ſah den Schreibſecretair auf in

dem leeren Zimmer, was sonst niemals der Fall war, und machte Christiane, die gerade aus der Stadt kam, darauf aufmerksam. Diese war nahe daran, ein großes Geschrei zu erheben, aber der Gärtner, dem auch an der Sicherheit seines Häuschens gelegen war, und der dasselbe nicht in gefährliches Renommée zu bringen wünschte, hielt ihr die Rücksicht vor, die Kranke nicht zu erschrecken und nur das gnädige Fräulein ganz leise zu rufen.

Cäcilie kam auf den Wink der alten Dienerin und hatte sich nun schon so weit gefaßt, daß sie ganz ruhig blieb. Sie untersuchte mit den Beiden den Schrank und erklärte, indem sie das Fach mit dem Gelde aufzog, es fehle Nichts, und lobte die Rücksicht auf die Großmama, die von dem Vorfall Nichts erfahren dürfe. Der Gärtner unterstützte sie in eigenem Interesse. Wer hätte wieder das Häuschen gemiethet, wenn man es dem Einbruch ausgesetzt wußte? Einen Hund wolle er aber Nachts vor dem Hause an die Kette legen, meinte er. Aber daß ein Einbruch, wenn auch ein gestörter, versucht sei, könne man sich nicht verschweigen. Der Schrank war aufgebrochen, das Fenster eingedrückt, und — da, führten auch die Fußstapfen — und zwar

eines zierlichen, eleganten Stiefels vom Fenſter über den Zaun, hin und zurück. Dann waren ſie auf dem feſtgetretenen Fußweg am Fluß nicht mehr zu verfolgen. Aber was hing denn da an einem Weidenzweig des Ufers, faſt im Fluß? Cäcilie zitterte vor einer Spur, die ſich verrätheriſch zeigen würde, ja der Gedanke an einen Selbſtmord ſtieg in ihr auf und entſetzte ſie. Da brachte der Gärtner, der bis ans Waſſer hinab geſtiegen war, einen dunkeln falſchen Bart zum Vorſchein, wie man ihn zur Vermummung auf den Maskenbällen umzuhängen pflegte. Der Thäter hatte ihn augenſcheinlich in den Fluß werfen wollen, und da war er denn an den Weiden hängen geblieben. Der Mann lachte über das Ding und noch mehr über die alte Chriſtiane, die ſich davor entſetzen wollte und es ein Mordinſtrument nannte, das ſie um Alles in der Welt nicht berühren würde.

Alle Drei, beſonders auf Cäciliens entſchiedenen Ausſpruch, beſchloſſen nun, von der ganzen Angelegenheit nicht zu reden und keine Anzeige davon bei der Behörde zu machen. Der Gärtner war damit ganz einverſtanden, Chriſtiane gab freilich auch ihr Wort, zu ſchweigen, was ſie aber nicht hinderte, bei allen ihren

Bekannten Anspielungen darauf zu machen, halbe Worte hinzuwerfen, die in besonders vertraulichen Momenten zu einer vollständigen, oft sogar übertreibenden Erzählung wurden. Im Winter, als die wieder vollkommen genesene alte Dame mit Cäcilie längst ihre Stadtwohnung wieder bezogen hatte, wußte die ganze Residenz von der Geschichte, und Cäcilie hatte der Großmama soweit Mittheilung zu machen nöthig gefunden, als die Beobachtungen des Gärtners und Christianens Mitwissenschaft gingen. Die fehlenden fünfhundert Thaler hatte sie aus ihrer eigenen Taschengeldskasse ergänzt, ja, weil dasselbe nicht soweit reichte und sie die Rechnung der peinlich pünktlichen alten Dame ganz genau übergeben mußte, ein altes ihr liebes Schmuckstück, eine von einem Kranz kleiner Brillanten eingefaßte Camée, Minerva mit Rüstung und Eule vorstellend, verkauft. Das war ein Erbstück von einer Verwandten, und mit schwerem Herzen gab sie es hin, obgleich sie den altmodigen Schmuck, der eigentlich eine Rarität für Freunde von Antiken war, niemals trug. Damit erkaufte sie sich ihr Geheimniß, die ungetheilte Erinnerung an den räthselhaften Vorfall.

III.

Sechs Jahre waren vorübergegangen und hatten in Cäciliens Verhältniſſe große Veränderungen gebracht. Die Großmutter war geſtorben, und das junge Mädchen zum zweiten Male verwaiſt geworden. Jetzt lebte es im Hauſe des Vormundes, eines früheren Regimentskameraden ihres Vaters, der zur Zeit die Stelle eines Platzmajors in einer großen preußiſchen Feſtung einnahm. Cäcilie war von der Großmutter zur Univerſalerbin ihres ganzen Vermögens ernannt worden, und dieſe Nachlaſſenſchaft der alten, durch ein langes Leben ſehr ſparſamen Dame war viel bedeutender geweſen, als man geglaubt hatte. Ja, man hätte Cäcilie reich nennen können, hätte nicht der Bruder ihrer Mutter, der einzige Sohn der Großmama, das Teſtament, das ihn und ſeine Kinder von der Erbſchaft ausſchloß, angefochten, und hätte ſich nicht daraus eine ganze Kette von Proceſſen entwickelt, die einen Theil des Vermögens für den Augenblick wenigſtens vorenthielt. Cäcilie, die den Onkel gar nicht kannte, denn er durfte das Haus ſeiner Mutter, in dem ſie erzogen wurde, nicht betreten, hatte gleich

Anfangs einen Vergleich gewünscht, ja sie hätte ohne denselben gern einen Theil ihrer Erbschaft den Ansprüchen des einzigen Verwandten geopfert, aber das litt der Vormund nicht, der behauptete, er könne von dem Vermögen seines Mündels Nichts verschenken, noch freiwillig aufgeben, ja er dürfe nicht einmal dulden, daß das geschähe, und so ging es von Proceß zu Proceß und von Erbitterung zu Erbitterung Seitens des Onkels. Cäcilie konnte Nichts thun, als das geschehen lassen, aber sie machte sich sofort zur Bedingung, daß der Vormund ihr niemals davon spräche, denn sie hasse alle Zwistigkeit, und ein Besitz, der ihr mißgönnt oder gar als nicht rechtmäßig zustehend betrachtet würde, sei ihr von vorn herein zuwider, und überdies besäße sie für ihre Ansprüche vollauf und mehr, als das. Diese unglücklichen Verhältnisse zwischen Großmutter und Oheim hatten ihr die ganze Jugend verbittert. Gewiß hatte der Onkel seiner Mutter gegenüber Unrecht gehabt, hatte durch leichtsinnige Verschwendung ihr Vermögen erschüttert und schließlich durch eine Verheirathung gegen den entschiedenen Wunsch der Mutter, die die Wahl nicht billigte, einen vollkommenen Bruch hervorgerufen. Die alte Dame

ſteigerte ſich zu ſolcher Härte, daß der Name des Sohnes von ihr nicht ausgeſprochen, kein Brief von ihm angenommen werden durfte. Er ſolle, ſo hatte ſie ihr Wort gegeben, nicht mehr für ſie exiſtiren, von ihrem Vermögen ihm nie Etwas zukommen, da er ohnehin ſie gezwungen hätte, ſeinen reichlichen Antheil ſchon früher für ihn zu opfern. Von Natur weich, ſchwankend, unentſchloſſen angelegt, hatte dieſe wenn auch nicht ungerechtfertigte, doch eigenſinnige Härte, dies Feſthalten an dem gegebenen, vielleicht in der Aufwallung übereilten Wort die arme Frau aus dem Grundton ihres Weſens verrückt, wie ein ſchwaches Gefäß, dem man zu ſchwere Laſt zumuthet. Sie war nie wieder in ihr Gleichgewicht gekommen. Sie litt, aber weil ſie es nicht ausſprechen wollte, wodurch ſie litt, klagte ſie über allerlei Anderes, über körperliche Gebrechen, die zum Theil eingebildet, über kleine Unannehmlichkeiten, die kaum der Rede werth waren. Immer verſtimmt, meiſt verbittert, ließ ſie neben ſich keine Heiterkeit aufkommen und plagte dadurch die Enkelin, obgleich ſie dieſelbe mit abgöttiſcher Zärtlichkeit liebte. Wie ſo oft hatten auch hier die Uebertreibungen der Erziehenden den entſchiedenen Rück-

ſchlag bei der Erzogenen hervorgerufen. Cäcilie, vielleicht dem Naturell ihres früh verſtorbenen Vaters folgend, war feſt, muthig und, im unnatürlichen Druck, ſelbſtändig geworden. Jede Uneinigkeit war ihr zuwider, eines Grolls auf irgend einen Menſchen war ſie nicht fähig, und haſſen konnte ſie nur, was ihr unedel, unehrenwerth erſchien, was unausgeſprochen ſcheue Heimlichkeit bewahrte. Dazu war ſie, in dem jahrelangen Verkehr mit der Verſtimmung, unerſchütterlich heiter und ganz frei von jeder Laune geworden. Bei alledem war ſie durchaus weiblich geblieben, und nur Eins fanden ihre Freundinnen an ihr auszuſetzen — jeden Mangel an Sentimentalität, der faſt glauben ließ, daß es ihr an Gemüth fehle. Wie oft zeigt ſich das bei Kindern, denen das Geſchick früh das Elternhaus und damit das Zutrauen zu einer unerſchütterlichen, unerſchöpflichen Liebe raubt, die ihnen unverdient wird nach dem Recht des Herzens.

Als Cäcilie, nach dem Tode der Großmutter, in das Haus des Vormundes kam, in dem man ſie mit aller Freundlichkeit aufnahm, erſchien ſie auch hier als ein ganz fremdartiges Element. Auf den erſten Blick mußte man ſehen, daß der Boden, in den ſie

durch Zufall verpflanzt wurde, ein ihren ganzen Verhältniſſen widerſprechender war. Das alte Ehepaar, ſehr ehrenwerthe Leute übrigens, hatte niemals Kinder gehabt, und die Frau hatte die Leere des Hauſes und die Lücke in ihrer Thätigkeit durch allerlei Tändeleien und Spielereien auszufüllen geſucht. Die beſchränkten Verhältniſſe geſtatteten keinen Aufwand, und doch putzte ſich die ſchon alternde Dame, freilich nach eigener Erfindung, mit allerlei falſchem und viel zu jugendlichem Tand, legte Roth auf, meublirte ihre Zimmer mit werthloſen und allen Geſchmacks entbehrenden Nippes, hielt Hunde, Katzen, Kanarienvögel, mit denen ſie in lächerlicher Abgötterei tändelte, ſpielte die Hypernaive, kurz ſie zog den allgemeinen Spott auf ſich, viel mehr, als das ihr vortreffliches, immer wohlwollendes Herz verdiente. Der Gatte zeigte ſich ihr gegenüber noch immer als Liebhaber, aber mehr aus Angewöhnung, als aus Zärtlichkeit, war aber übrigens pünktlich und zuverläſſig im Dienſte, pedantiſch ordentlich, wenn auch eng in allen Anſchauungen des Lebens. Es war ihm immer knapp gegangen in der Welt, er hatte das aber ſtets wie eine ſelbſtverſtändliche Pflicht, die ihm aufgebürdet ſei, ertragen. Da

er nun seit einigen Jahren Platzmajor war, hatte er in der Citadelle der Festung ein ganzes Haus zur Verfügung, das viel zu groß für ihn war, dazu einen Garten zwischen den Festungswerken, den er möglichst billig in Stand zu halten suchte, in dem er aber mit allem Stolz auf die Stellung, die ihm diese bis dahin ungekannten Annehmlichkeiten bot, fast den halben Tag in kerzengerader Haltung auf und ab zu gehen pflegte. Ein eigenthümliches Verhältniß hatte er sich mit den Gefangenen in der Festung, die seiner Obhut übergeben waren, gebildet, namentlich mit denen, die ein leichtes Subordinationsvergehen oder sonst eine ihre Ehre nicht verletzende Schuld, fast wie eine Förmlichkeit, abbüßten. Er trat jedes Mal mit dem Versatz an sie heran, ihnen durch steife Haltung, kurzen Ernst zu imponiren, und jedes Mal ging sein gutes Herz, seine mehr zum Unterordnen, als zum Befehlen erzogene Natur mit ihm durch, er wurde der Verlegene, der Fügsame, und je mehr er das selbst empfand, deste mehr entschuldigte er sich vor sich selbst durch allerlei oft unverdiente Anerkennungen, die er ihnen zollte. Es war genug, sein Gefangener zu sein, natürlich nur wenn die Ehre nicht verletzt war, um seine

ganze Neigung, uneingeſchränktes Lob und die Höflichkeit des Wirthes gegen den Gaſt zu erwerben. Und ſeine Gäſte waren ſie auch Alle in ſeinem Garten, ſo daß ihm ſelbſt oft kein Raum blieb, und wenn er ſie ohne Unterſchied ſeine Kinder nannte, ſo war das dem Herzen nach gewiß wahr, aber er war ein ſchwacher Vater.

In dieſe Umgebung trat die großartig angelegte, ganz natürliche, reiche und ſchöne Cäcilie, und wenn man auch anfangs durch übertriebene gegenſeitige Zärtlichkeit ein gezwungenes Verhältniß herſtellen wollte, ſo fühlte doch Jeder bald, daß alle Anſchauungen trennten, ja daß man ſich gegenſeitig antipathiſch war. Der Obriſt hätte als Vormund und Freund des Vaters ſeine Stellung noch am längſten unbefangen bewahrt, wäre nicht der Obriſtin auf einmal in den Sinn gekommen, eiferſüchtig auf Cäcilie zu werden und dadurch alle Unbefangenheit des Zuſammenſeins vollkommen zu vernichten, denn was half es, daß dieſe Eiferſucht ſo ungerechtfertigt als möglich war? Zwiſchen dem alten Ehepaar gab es gereizte Stimmungen, ja heftige Scenen; Cäcilie konnte das ſo wenig, als den Grund dazu überſehen, aber eine Hilfe war unmöglich.

Jedes freundliche Wort, jede noch so geringe Aufmerksamkeit des Vormundes für das Mündel oder umgekehrt war ein neuer Funke für den aufgehäuften Eifersuchtszunder der Obristin, jede Zurückhaltung vermehrte ihr Mißtrauen. Das Zusammensein wurde immer unerträglicher, und doch konnte man sich nicht trennen. Wohin sollte Cäcilie, die nun schon zweimal Verwaiste, gehen?

„Philippchen," sagte die Obristin mehr als einmal, „ich wollte, die Cäcilie fände eine Partie!" Sie setzte zwar hinzu, weil sie dem lieben Kinde so von Herzen jedes Glück gönne, aber sie meinte doch im Stillen, weil sie sie damit aus dem Hause los würde.

Das war nun immer ein schlimmer Anfang für den armen Obrist. Stimmte er bei, so kamen die Vorwürfe, daß er seines Theils gar Nichts dazu thäte, und so oft sich eine Partie für das Mündel geboten hätte, die diese aus Hochmuth oder Eigensinn ausgeschlagen hätte, er nie einen Machtspruch gethan und die Unvernunft zur Raison gebracht hätte. Sprach er sein Bedenken aus, stand sogleich die Eifersucht in hellen Flammen.

„Herzblättchen,“ ſagte er immer wieder, „ich kann ſie doch nicht zwingen!“

„Weil Du das gar nicht willſt,“ fuhr Herzblättchen auf. „O, wenn ich dahin welken ſollte, in der Blüthe meiner Jahre, da wäre uns Allen geholfen, denn ich müßte ja blind ſein, wollte ich nicht ſehen, wie es mit Euch ſteht.“

Nun war Alles vorbei, keine Liebesverſicherungen, keine Zärtlichkeiten halfen mehr, noch weniger Vernunftsgründe, und auch die arme Cäcilie, die wohl ſah, wie ſie, unſchuldig genug, das Unglück des Hauſes geworden war, ſehnte ſich ſo bald als möglich fort und nahm ſich vor, keine nur irgend annehmbare Partie auszuſchlagen, um dem unerträglichen Zuſtand im Hauſe des Vormundes ein Ende zu machen.

Der räthſelhafte Vorfall, mit dem wir unſere Erzählung begannen, war dem jungen Mädchen mehr und mehr aus der Erinnerung entſchwunden. Wenn er ihr ja wieder in die Gedanken kam, ſo erſchien er ihr im romantiſchen Lichte eines Abenteuers, in dem ſie eine ſchmeichelhafte Rolle ſpielte, an die ſie gern dachte, ſo wenig eitel ſie übrigens war. Sie hatte ſich einen kleinen Roman weiter gedacht, und wenn

sie sich verstellte, daß möglicher Weise einmal ein junger, natürlich schöner Mann ihr entgegentreten könnte und ihr sagen: „Ich war nahe daran, in den Abgrund der Schuld zu versinken, Ihre Erscheinung, Ihr Wort, Ihr Schweigen hat mich gerettet!“ so meinte sie, sie würde ihn lieben können, ja sie liebte eigentlich dies Bild ihrer Einbildungskraft schon. Aber sechs Jahre waren vergangen, er war nicht gekommen, kein Zeichen seiner Existenz war ihr geworden, und der selbst geschaffene Roman wurde immer unwahrscheinlicher.

Jetzt, in der Noth des Augenblicks dachte sie kaum noch an ihn.

Der Verkehr mit den Gefangenen, den Lieblingen des Vormundes, war ihr unangenehm, schon weil die übertriebene Verliebe und Höflichkeit des alten Herrn ihr unpassend erschien, und die naive Albernheit der Obristin sie verlegen machte. Sie vermied es, in den Garten zu kommen, wenn sie die Herren da vermuthete, oder sie brach so schnell als möglich auf, wenn sie erschienen. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes hatte sie immer gefürchtet, dem Unbekannten, der wider ihren Willen ihre Gedanken so sehr beschäftigte, oder doch

einer Spur von ihm zu begegnen und dadurch wahrſcheinlich alle Illuſion zu vernichten, die ihr, mehr als ſie wußte, ans Herz ging. Es iſt nun einmal ein Lieblingstraum der Frauen, den verirrten Mann zu beſſern, und dadurch erklärt ſich die ſo häufige Vorliebe edler, ſittlich reiner Frauennaturen für Roués.

Aber auch die Beſorgniß einer Begegnung mit ihrem Unbekannten war mehr und mehr geſchwunden.

Nun pflegte ſie Abends, wenn die Gefangenen ſich hatten in ihre Wohnungen zurückziehen müſſen, der Obriſt einige Herren aus der Stadt zur Partie L'Hombre in ſeinem Zimmer hatte, die Obriſtin ihre Kanarienvögel fütterte, noch ein einſames Stündchen im Garten zuzubringen, und ſie hatte ſich da ein ſtilles Plätzchen geſchaffen, wo ſie las oder zeichnete und, wenn es dunkel wurde, noch ungeſtört ihren Gedanken nachhing. Der Sommer neigte ſich zu Ende, der Abend brach ſchon früh herein, als ſie einmal ſpäter, als gewöhnlich, ihren Lieblingsplatz aufſuchte. Leſen oder arbeiten konnte ſie nicht mehr, aber mit ſich allein ein harmloſes Stündchen wollte ſie verleben nach wieder recht geſchriebenem und verdrießlichem Tage. Da war die kleine Bank, das

Tischchen, verborgen hinter einem Fliederstrauch. Schon von fern schimmerte ihr auf dem Tischchen ein weißes Packet entgegen. Neugierig eilte sie darauf zu und las mühsam in der Dämmerung ihre Adresse. Sie riß das Papier auf, das das Packet umschloß, ein Schachtelchen war drin. Hastig öffnete sie dasselbe. Obenauf lag die Camée der Minerva in der Fassung von Brillanten, darunter in Kassenscheinen fünfhundert Thaler und ein Zettel mit den Worten: „Eine spät abgetragene Schuld!"

Entsetzt sah Cäcilie auf die ihr so geheimnißvoll zugekommene Sendung. Das Ereigniß, auf das sich die Schuld bezog, stand wieder grell und widerwärtig vor ihrer Erinnerung; die Camée, die sie geopfert hatte, das Geheimniß zu bewahren, verklagte sie fast der Mitschuld. Sie hatte ihr der Unbekannte seine Schuld nicht abzahlen dürfen, denn was lag ihr an dem armseligen, längst vergessenen Gelde? Hatte ihr edles Schweigen so wenig Eindruck auf ihn gemacht, hatte es dieses feige, versteckte Rückzahlen verdient, als wenn damit Alles gesühnt sei?

Mit Verachtung, Ekel, Empörung warf das junge Mädchen die Schachtel mit ihrem Inhalt von sich,

daß ſie weit hin über die ſteile Wand des Forts in den Feſtungsgraben fiel, in dem das Waſſer hoch aufſpritzte, um ſie zu verſchlingen. Ein ſchöner Traum war zerſtört, ein Zutrauen auf die edle Natur des Menſchenherzens, ſelbſt deſſen, das der Sünde ſchon ſo nahe war, war vernichtet; Cäcilie biß die Lippen zuſammen und brach in Thränen aus. Und jetzt ſchien ihr der Aufenthalt im Hauſe des Vormundes doppelt unerträglich. Sie wollte fort, unter welchem Vorwand es auch ſei; ſchon weil ſie ſich hier in der geheimnißvollen Nähe des Mannes glauben mußte, den ſie nahe daran war mit veredelnder Neigung zu lieben, und der ihr jetzt wieder ſo verächtlich wurde. Wer anders, als er ſelbſt, hätte das Päckchen dorthin legen können?

IV.

Cäcilie hatte die Nacht in ſchmerzlichen Ueberlegungen zugebracht. Sie wollte fort aus dem Hauſe des Vormunds und ſuchte nach einem Vorwand, der für denſelben, den Freund ihres Vaters, nichts Verletzendes haben könnte, der ſelbſt die Obriſtin nicht

kränken durfte, die sie doch, trotz aller ihrer Schwächen, lieb hatte. „Ich glaube selbst," sagte sie sich, „was schon meine, alle längst verheiratheten, Jugendfreundinnen behaupteten, daß ich unfähig bin, mich zu verlieben. Weshalb also nicht einen Mann nehmen, den ich achten darf, und an dessen Seite ich mir endlich eine Heimath schaffen, ein selbstständiges Haus gründen kann? Es ist so verkehrt für den Entschluß, der der wichtigste des Lebens ist, immer nur den unzuverlässigsten und bestechenen Rathgeber, das Herz, fragen zu wollen, und dem klaren, vorurtheilsfreien, der Vernunft, vorbeizugehen. Ist es nicht besser, etwas Vernünftiges ohne Liebe, als aus Liebe Unvernünftiges zu beschließen?" Lachend über diese Lebensphilosophie fügte sie gleich hinzu: „Ja, wenn nur ein Mann da wäre, den man vernünftiger Weise heirathen könnte, aber ich glaube, es existirt kein solcher, sonst wäre mir doch wohl schon einer begegnet. Sie bestehen aber Alle nur so lange vor der Vernunft, als sie nicht da sind, und wenn man sie vor sich hat, und das Herz schweigt, weiß die Vernunft auch keine Worte zu finden. Alles überlegt, wäre aber eine Verheirathung doch für mich das Beste,

und wenn die meiſten Mädchen in das Schickſal gehen, weshalb ſollte ich mich ihm entziehen?“

Mitten in dieſen Betrachtungen unterbrach ſie die Kammerjungfer der Obriſtin mit der Meldung, die Herrſchaften bäten das Fräulein, zu einer Beſprechung in wichtiger Angelegenheit herunter zu kommen. Cäcilie folgte der Aufforderung ſofort, und ein luſtiges Liedchen ſummend, trat ſie ganz unbefangen heiter in das Wohnzimmer. Aber es mußte doch wohl etwas beſonders Wichtiges ſein, denn der Vormund war nicht mehr im Hausrock, ſondern in voller Uniform, und die Obriſtin, freilich noch mit aufgewickelten Löckchen, ſaß auf dem Sopha, nicht zwiſchen ihren Spielereien am Fenſter. Sie beobachtete ihren Mann, als Cäcilie eintrat, und augenſcheinlich hatte ſie ihm ſeine Lection eingelernt, blieb aber lieber da, da ſie nicht ſicher war, ob er ſie vorſchriftsmäßig ausführen würde.

„Liebes Kind!“ fing der Obriſt an, aber die Gattin verzog das Geſicht, und er corrigirte ſich, indem er möglichſt förmlich „Cäcilie“ ſagte. Dann ſtockte er, räusperte ſich und ſah auf ſein Herzblättchen, das aber deutlich dadurch markirte, wie es nur zuhörend an dem Geſpräch Theil nehmen wollte, daß

es nach einer Arbeit griff und sich anschickte, einen Knoten am Garn aufzulösen.

Cäcilie lachte. „Ja, mein Gott, was giebt es denn?“ fragte sie. „Ihr seid Beide so feierlich.“

„Cäcilie,“ fing der Vormund wieder an, „hast Du überhaupt die Absicht, Dich einmal zu verheirathen, oder ziehst Du es vor, ledig zu bleiben?“

Jedenfalls hatte die Obristin darauf gedrungen, diese Generalfrage zur Sprache zu bringen, und der Gatte warf sie deshalb hin, mehr um seine Frau zu befriedigen, als weil er sie selbst für angemessen hielt.

„Ja, das kommt darauf an!“ erwiderte Cäcilie heiter. Ich will weder à tout prix heirathen, noch à tout prix eine alte Jungfer werden. Aufrichtig gesagt, werde ich mich zu Beidem gleich ungern verstehen, und es giebt doch keinen Ausweg!“

„Gruftbart, Cäcilie,“ nahm der Obrist wieder das Wort, „ich habe Dir eine Partie vorzuschlagen, die ich in jeder Beziehung annehmbar finde.

„Ach!“ sagte Cäcilie, aber ganz heiter, „das erzähle mir einmal, Onkelchen.“ Sie schob sich einen Stuhl ganz dicht an den des Obristen heran.

„Willst Du Deinen Spott treiben?“ fragte der alte Herr.

„Nein! es interessirt mich wirklich,“ erwiderte sie, „und wer weiß, ob ich nicht „Ja“ sage. Kenne ich den Verwegenen?“

„Wenig,“ erwiderte der Vormund, „vielleicht hast Du ihn kaum bemerkt. Er war hier wegen Theilnahme an einem Duell, bei dem er Secundant war, vor drei Monaten auf Festung, kam aber nicht zu uns, Du könntest ihn nur im Vorbeigehen bemerkt haben. Dafür hat er Dich aus der Ferne beobachtet und, wie es scheint, sehr genau.“

„Das gefällt mir nicht!“ sagte Cäcilie. „Das Beobachten aus der Ferne hat etwas Hinterlistiges, Unmännliches.“

„Ich finde es zart und rücksichtsvoll,“ rief die Obristin. „Du wirst doch gestehen, daß seine Position auf der Festung keine favorable war, einem jungen Mädchen einen Antrag zu machen.“

„Dann hätte er auch das Beobachten unter Wegen lassen können!“ lachte Cäcilie. „Aber weiter, Onkelchen, denn wenn es auch in Deinen Augen das größte

Verdienst ist, daß er hier auf Festung saß, mir genügt das noch nicht."

„Ich habe ihn damals sehr schätzen und lieben gelernt!" nahm der Obrist wieder das Wort. „Als er Abschied von mir nahm, ließ er schon einige Andeutungen über seine Absicht fallen, aber ich fiel ihm in die Rede. Als gewissenhafter Vormund mußte ich Erkundigungen einziehen, und er selbst die Meinung seiner Eltern hören. Er gab mir Recht."

„Nun, und wie sind die Erkundigungen ausgefallen?" fragte Cäcilie.

„Er ist von guter Familie!" sagte eifrig der Obrist, „einziger Sohn reicher Eltern, ein schöner Mann, jung, etwa 26 bis 27 Jahre, und wen ich auch von seinen vielfachen Bekannten gefragt habe, ich habe nur das ungetheilteste Lob seines Characters vernommen. Einige seiner Freunde gingen so weit mir zu sagen, daß sie nur Eins an ihm auszusetzen hätten, daß er nämlich niemals in seinem Leben einen sogenannten dummen Streich gemacht hätte. Musterknabe auf der Schule, hätte er als Student keine Schulden gemacht, nie eine Rauferei gehabt, nie einen Rausch. Aber ich glaube ihnen, denn er erröthet, wie ein

Mädchen, wenn man nur einen Scherz macht, wie das unter Herren im heiteren Gespräch wohl vorkommt.“

„Philippchen!“ flüsterte die Obristin und senkte den Blick „ich will nicht hoffen, daß Du Gelegenheit hattest, und noch weniger, gabst, das zu beobachten.“

„Onkel,“ sagte Cäcilie, „vor einer solchen Musterkarte von Vortrefflichkeiten könnte einem ordentlich bange werden. Und es sollte wirklich nur eines kleinen Wortes von mir Unwürdigen bedürfen, um alle diese Tugenden mein zu nennen?“

„Der junge Mann,“ fuhr der Obrist fort und nannte nun den Namen einer alten bekannten Familie, „kommt mit Genehmigung seiner Eltern, die sich seiner Wahl freuen und sie billigen. Er liebt Dich und fragt um die Erlaubniß, Dir das aussprechen zu dürfen.“

„Damit hätte er anfangen müssen!“ sagte Cäcilie ganz ernst.

„Das wäre unschicklich gewesen,“ sagte die Obristin, „wir vertreten Deine Eltern, und Du kannst ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er die Rücksichten, die man uns schuldig ist, besser kennt, als Du. Aber Philippchen, nun thue doch Du auch einmal den Mund

auf und begnüge Dich nicht nur zu berichten, was die Andern sagten. Ich weiß wohl, wie schmerzlich Dir der Gedanke ist, daß Cäcilie unser Haus verlassen könnte, o, ich weiß nicht, wie Du das überstehen wirst, aber fasse einmal, als rechtschaffener Vormund, auch ihr Glück ins Auge. Von mir will ich nicht reden, aber Dein lauer Eifer macht mir ein Mal wieder Vieles klar."

„Aber Herzblättchen!" rief der Obrist und ging liebkosend zu ihr heran. Die unglückliche Frau aber brach in Thränen aus, versicherte aber, das sei aus Rührung über die vortreffliche Aussicht, die sich für die liebe Cäcilie böte.

Cäcilie wurde ernst. „Gut, Onkel!" sagte sie zu dem geängsteten Vormund, der noch immer vergebens versuchte, seine weinende Frau zu trösten. „Ich will Deinen Protegé kennen lernen, und wenn er irgend Dein Lob rechtfertigt, wenn es mir möglich ist, werde ich seinen Antrag nicht zurückweisen. Die Tante hat Recht, es wird Zeit, daß ich mich verheirathe!"

Damit verließ sie das Zimmer.

Der Obrist war, nach einer etwas peinlichen Scene mit seiner Frau, in die Stadt gegangen und hatte

dem Baron M., so hieß der junge Mann, der sich um Cäcilie bewarb, das Resultat der Unterredung mit seinem Mündel mitgetheilt, das wenn auch keine feste Zusage, doch Hoffnung auf Erfüllung des Wunsches gab, den der Obrist durchaus theilte. Der junge Mann nahm diese Mittheilung errötbend, aber ganz ruhig auf, wurde aber sichtlich verlegen, als der alte Herr ihm auseinandersetzte, daß er seinerseits nun Nichts mehr in der Sache thun könne und daß er dem Freier überlassen müsse, seinen Antrag direct an das junge Mädchen zu richten. Der Obrist hatte erwartet, der junge Mann würde gleich mit ihm in sein Haus stürmen, in der Ungeduld die Erhörung seiner Liebe sobald als möglich zu gewinnen, aber dieser sagte ganz gelassen, er hätte noch allerlei Briefe zu besorgen und würde in der Abendstunde hinauskommen.

Der alte Herr wollte Einwendungen machen, aber der Baron stotterte Einiges von Unmöglichkeiten und blieb dabei, daß früher zu kommen, nicht wohl anginge.

Als der Obrist diesen Erfolg seines Weges dem Herzblättchen berichtete, war dies nicht weniger als damit einverstanden und hätte am liebsten den Gatten gleich noch einmal zu dem geduldigen Freier geschickt,

aber der Obriſt weigerte ſich entſchieden und meinte: Die Werbung ſei ohnehin ſo wunderbar, und das Kind ſeines liebſten Freundes einem ſo wenig dringenden Freier an den Hals zu werfen, gehe gegen ſeine Ehre.

Cäcilie war, als ſei Nichts vorgefallen. Mit dem, was ihre Gedanken bis dahin beſchäftigt hatte, mit dem kleinen Roman ihrer Einbildung, deſſen Held jener räthſelhafte Unbekannte war, hatte ſie ſeit dem vergangenen Abend vollkommen abgethan, und es lag in ihrem Charakter, ſchnell zu entſchließen und, ohne zweifelnd zurück zu blicken, dann feſt am Entſchluß zu beharren. Die feige, heimliche Art, in der man ihr einen Raub wie ein Darlehn hatte zurückzahlen wollen, hatte alle ihre Theilnahme an jenem Verirrten auf einmal ertödtet, weil es ihr bewies, daß er ſein Verbrechen nicht ſühnen, ſondern nur verſchweigen wolle. Die Ausſicht, die ſich ihr bot, aus der peinlichen Lage im Hauſe des Vormunds frei zu werden, hatte ſie ſich entſchloſſen, wenn irgend möglich, nicht zurück zu weiſen, aber Ungewißheiten beunruhigten und beſchäftigten ſie nun einmal nicht, während ſie ſich mit dem Factum ſchnell und klar abfinden konnte.

Die Dämmerſtunde rückte heran, Cäcilie ſaß mit dem alten Ehepaar im gemeinſamen Wohnzimmer, als der Baron M. gemeldet wurde. Das junge Mädchen ſchrak doch leiſe zuſammen, aber gleich wieder gefaßt, ſagte ſie heiter: „Bitte, laßt mich mit ihm allein, wir werden dann ſchneller zur Klarheit kommen, und ich verſpreche Euch in einer halben Stunde eine beſtimmte Antwort.“

Die Obriſtin billigte das und drängte ihren Mann ins Nebenzimmer, da dieſer es eigentlich für ſeine Vormundspflicht hielt, bei der Unterredung zugegen zu bleiben. Darüber war eine Verzögerung eingetreten, und Herzblättchen machte darauf aufmerkſam, daß es nicht höflich ſei, den jungen Mann ungebührlich lange draußen warten zu laſſen. Dieſer aber, auch als ihm der Diener gemeldet hatte, daß er erwartet werde, ſchien nicht eilig und ordnete erſt Haar und Bart ſorgfältigſt vor dem Spiegel in der Entrée, ehe er eintrat. Er fand Cäcilie allein, die ihn erröthend, mit prüfendem Blick, empfing. Sie entſann ſich wirklich, den jungen Mann während ſeiner Feſtungshaft von weitem geſehen zu haben, ohne ihm aber beſondere Beachtung zu ſchenken. Nun ſah ſie auf

den ersten Blick, daß er vornehm aussähe, ja ein schöner Mann hätte genannt werden können, hätte die etwas gebeugte Haltung und der nachlässig gesenkte Kopf ihm nicht etwas unmännlich Weichliches gegeben.

Der junge Mann trat sehr verlegen heran, küßte Cäcilie förmlich die Hand und begann dann stotternd seine Anrede. Er fühle wohl, so ungefähr sagte er, das Eigentümliche seiner Werbung, da er dem Fräulein ganz fremd sein müsse, während er es mehrere Monate hindurch täglich gesehen, in der Heiterkeit und Gleichmäßigkeit des Wesens bewundert hätte und von so seltenen Vorzügen des Geistes und der Erscheinung sich so angezogen und gefesselt gesehen hätte, daß er seitdem keinen andern Gedanken gehabt hätte, als die Gelegenheit zu finden, sich der Bewunderten vorstellen zu dürfen. Nun hätte ein Zufall ihn wieder an diesen Ort und in ihre Nähe geführt, und er hätte in der Ungeduld seines Herzens gleich offen seine Hoffnungen darlegen wollen, von deren Erfüllung, die in der Hand des Fräuleins läge, sein Lebensglück abhinge. Die ganze Rede klang überlegt und dadurch kalt, als er aber im weiteren Gespräch seine Eltern

erwähnte, die ſeine Wahl billigten, wurde er natürlicher und wärmer, und Cäcilie fühlte ſich angezogen von der ganzen Art und Weiſe. Sie ſah, daß ein durchaus reiner Charakter ſich ausſprach ohne Leidenſchaft, aber in angenehmer Form, und mehr und mehr wuchs ihr Zutrauen.

Als der junge Mann dann ſchüchtern fragte, wann er wohl eine Antwort auf ſeinen Antrag erwarten dürfe, ſchlug ſie die Augen nieder und ſagte: Sie kenne ihn zu wenig, um ſich ſofort zu entſcheiden, aber ſie glaube ihn nach dem kurzen Zuſammenſein genug zu kennen, um ſich durch ſeinen, allerdings überraſchenden Antrag geehrt zu fühlen. Ihr Herz ſei frei, und die Gelegenheit, daß ſeine Familie ſie kennen lerne, würde ſich leicht finden und ſchnell eine Entſcheidung bringen.

Indeſſen war es dunkler und dunkler geworden, und der dienſtbefliſſene Diener trat mit einer Lampe ein, die er ohne Weiteres zwiſchen die Beiden ſtellte. Das volle Licht fiel auf die Züge des jungen Mannes, und Cäcilie ſah ihm freundlich ins Geſicht. Es war ihr, als müſſe ſie das Geſicht ſchon geſehen haben, und ſie zuckte zuſammen.

Der junge Mann, der Cäciliens Worte wie eine Zusage aufgenommen hatte, wollte antworten, vermochte es aber nicht vor Rührung und reichte dem jungen Mädchen nur die Hand über den Tisch hinüber. Das Licht der Lampe fiel auf dieselbe, und Cäcilie, die sie schon ergreifen wollte, sah am Finger den Goldtopas schimmern, gehalten von zwei silbernen Drachenköpfen. Entsetzt sprang sie auf und wies mit heftiger Bewegung die Hand zurück.

„Was ist Ihnen, gnädiges Fräulein?“ fragte erschreckt der junge Mann.

Cäcilie war einmal im Zimmer auf und ab gegangen, stellte sich dann fest, mit untergeschlagenen Armen, um alle Möglichkeit einer Berührung abzuweisen, vor ihn hin, sah ihm scharf ins Gesicht und fragte:

„Herr Baron, waren Sie vor sechs Jahren, im August, am 10. August in D.?“

Der Gefragte wurde dunkelroth, und stammelnd erwiderte er: „Es mag um die Zeit gewesen sein, ja ich denke, es war im August.“

„Trugen Sie schon damals jenen Ring?“ fragte Cäcilie weiter.

„Ich trage ihn seit meiner Confirmation, es ist ein altes Familienstück!“ war die Antwort.

In Cäciliens Blick flammte der Zorn auf: „Haben Sie es gewagt, gestern ein an mich adressirtes Packet auf den Platz im Garten, den ich mir zu meinen Zeichnungen ausgesucht habe, zu stellen?“

Der junge Mann wurde immer verwirrter. Er senkte den Kopf und wagte nicht dem zürnenden Blick des jungen Mädchens zu begegnen.

„Wenn ich Sie dadurch kränkte . . .“ stammelte er.

„Genug!“ rief Cäcilie, „Sie haben Ihre Schuld zurückgezahlt, und es beliebt mir, das als eine Schuld in jeder Beziehung anzusehen! Wir sind also quitt, aber quitt für das Leben. Ich wünsche nicht, Ihnen jemals wieder zu begegnen.“

Hochaufgerichtet verließ sie das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

V.

Der Obrist und seine Frau hatten ein ganz anderes Resultat der Unterredung zwischen dem Mündel und dem Baron erwartet und waren nicht wenig

erstaunt, als sie Letzteren, ohne sich bei ihnen zu verabschieden, das Haus verlassen sahen, und als dann Cäcilie ihnen eröffnete, sie hätte Gründe gehabt, den Freier so entschieden zurückzuweisen, daß er nicht wagen würde, ihr im Leben wieder zu begegnen, müsse aber bitten, diesen Gründen nicht nachzuforschen und überhaupt der ganzen Werbung nie wieder Erwähnung zu thun. Das alte Ehepaar fiel aus den Wolken, Cäcilie war jedoch so fest, daß es wohl einsah, einer unwiderruflichen Entscheidung gegenüber zu stehen.

Aber das Verhältniß wurde dadurch nur um so peinlicher, und Cäcilie erklärte ihren Entschluß, auf Reisen gehen zu wollen, zu welchem Zweck sie ihre frühere Erzieherin, die sich verheirathet hätte und Wittwe geworden sei, auffordern wolle, ihr Schutz und Begleitung zu sein. Die Frau Professorin, die ihren früheren Zögling zärtlich liebte, außerdem in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, war gern bereit, und so verließ Cäcilie das Haus des Vormunds, um ein Jahr in Italien zuzubringen, bis zu ihrer Mündigkeit, fest entschlossen, sich aber dann selbstständig zu etabliren.

Der ohnehin so wenig zu beeinflussende Charakter

entwickelte ſich auf der Reiſe nur noch unabhängiger, denn wenn das junge Mädchen auch in aufrichtiger Freundſchaft an der Begleiterin hing und ſie die Ueberlegenheit ihrer Stellung niemals empfinden ließ, ordnete ſich dieſe doch aus freien Stücken unter. Im Herbſt 1847 waren die Damen über Florenz nach Rom gereiſt und hatten dort in einem großen Kreis von Landsleuten, der ſich ſchnell zuſammenfand, angenehme Monate verlebt, reich an Kunſtſtudien und Kunſtgenüſſen. Es konnte nicht ausbleiben, daß das ſchöne, geiſtvolle und wohlhabende Mädchen die Aufmerkſamkeit auf ſich zog und daß es vielfach umworben wurde, aber die Selbſtſtändigkeit war ihr ſo lieb geworden, ja ſie meinte ſelbſt, ſie ſo wenig entbehren zu können, daß ſie jeden Antrag zurückwies. So hatte ſich jener verhängnißvolle Abend wirklich als eingreifend in ihr Geſchick, nachwirkend auf ihre ganze Ausbildung gezeigt. Der Muth, mit dem ſie das Abenteuer beſtand, hatte ſie zuverſichtlich gemacht, über ihre Jahre hinaus, der kleine Roman, den ſie ſich aus demſelben ſchuf, ihr Herz, mehr als ſie ſich ſelbſt eingeſtand, beſchäftigt, die Art, wie er zum Abſchluß kam, ſie erkaltet und ihr eine Mißachtung gegen die

Menſchen gegeben, die ihrer eigentlichen Natur ſo widerſprechend war. In Gedanken hatte ſie mit der ganzen Sache abgethan, die Spuren gingen weiter durch ihr Leben.

Die erſten drohenden Wolken am politiſchen Himmel des Jahres 1848 zogen auf, und bei den leicht erregbaren Italienern flammte ſchon hier und da ein Blitz auf, blendend, aber nicht vernichtend, die Vorläufer einer Bewegung, die erſt zwei Jahrzehnte ſpäter die Geſtaltung des Landes erſchüttern und umwandeln ſollte.

Cäcilie war mit der Begleiterin nach Neapel gegangen, und in dem Zauber der Natur, der das begeiſterungsfähige Gemüth des jungen Mädchens ganz erfüllte, ging ihr ein neues Leben auf. Wenige ihrer Freunde aus Rom waren ihnen gefolgt, immer noch aber blieb ein kleiner Kreis zu gemeinſamen Ausflügen, die meiſt auf mehrere Tage ausgedehnt wurden. Was kümmerte ſie die politiſche Erregung des Landes, das nicht ihre Heimath war, die kleinen Volksaufläufe, die ſich faſt täglich wiederholten und ſich wie ein Carnevalsſcherz mit lärmendem Jubel zerſtreuten? Alles das erſchien ſo harmlos, und man

war in Neapel daran gewöhnt, das Volksleben auf der Straße abrollen zu ſehen. Eine umgeſtürzte Marktbude, ein Improviſator auf dem Mole rief die Menge ebenſo zuſammen, wie dieſe kleinen Revolutionen, die die Beluſtigung der Abendſtunden zu machen pflegten.

Die Damen hatten ein Quartier in der Toledoſtraße genommen und waren ganz daran gewöhnt, wenn ſie von einer Meerfahrt oder einem Ausflug in die Umgegend zurückkamen, den Platz vor dem Schloſſe mit Menſchen angefüllt zu ſehen, die lachend auf die Frage, was denn der Zweck ihres Zuſammenſtrömens ſei, die Antwort gaben: „Nichts, eine kleine Revolution!“ Das Volk in Neapel iſt eine Schaar von Kindern, voll Lebensluſt, Heiterkeit, Muthwillen und harmloſen Kindiſchbleibens.

Allmälig aber nahmen dieſe Bewegungen doch einen ernſteren und drohenderen Character an. Man fühlte, daß ſie nur eine Maske waren, hinter der ein ernſteres Geſicht ſteckte, Abſichten, von denen die lärmende Menge Nichts ahnte. Es lag eine ſchwüle Luft über der Stadt, und ſchon ſchlüpften durch das Volksgewühl ſchweigende Geſtalten aus der gebildeten

Klasse, die nur hier und da mit flüsterndem Wort einen Funken hinwarfen, um zu versuchen, ob er zünden würde.

Die Professorin mahnte zur Abreise, aber Cäcilie wollte sich nicht von dem Ort trennen, dessen Zauber sie ganz im Bann hielt, und vor allen Dingen mochte sie nicht in die Heimath zurückkehren, in das Haus des Vormunds, in die Erinnerungen einer fatalen Begegnung, die ihr fast wie der Schatten einer Mitschuld auf der Seele lag. In wenig Monaten wurde sie mündig. Dann konnte Niemand sie hindern, ihr Leben selbstständig zu gestalten, ihr Vermögen nach eigenem Wunsch zu verwenden, und der Professorin hatte sie schon das Versprechen abgenommen, sich nicht von ihr zu trennen.

Es war in der Frühstunde des 10. März 1848, als Cäcilie, wie sie pflegte, ausging, um einen Spaziergang durch die Stadt, an das Meer oder durch die schattigen Wege der Villa reale zu machen. Wie erstaunte sie, als sie die Toledostraße durch eine Reihe von Barrikaden gesperrt fand, die über Nacht aufgerichtet, fester und fester gemacht wurden. Auch diese waren freilich wie zum Scherz, wie ein Spielzeug

aufgerichtet, und der Emſigkeit, mit der man ſie zuſammentrug aus Möbeln, Kiſten, umgeſtürzten Wagen, fehlte der Beſorgniß erregende Ernſt. Cäcilie lachte über dieſe Anſtalten, und als ſie heiter die Leute fragte, wie ſie denn über dieſes Gerümpel fort zu ihrem Spaziergang kommen ſolle, waren gleich eine Menge Hände bereit, der fremden Signora einen Weg zu bahnen und ihr über die Hinderniſſe fortzuhelfen. Einige ernſtere Männer mahnten aber doch, heute im Hauſe zu bleiben, man könne den Ausgang nicht vorherſehen, und in einer Stunde möchte die Rückkehr zur Wohnung unmöglich ſein. Cäcilie wollte noch immer nicht daran glauben, als aber auch die Frau Profeſſorin erklärte, ſie ginge keinen Schritt weiter, mußte ſie ſich wohl entſchließen, den Spaziergang für heute aufzugeben.

Von ihrem Fenſter konnte ſie den Platz vor dem königlichen Schloß überſehen. Da ſtanden die Schweizer-Regimenter, die einzigen, auf deren Zuverläſſigkeit der König noch bauen konnte, aber heiter, mit zuſammengeſtellten Gewehren, ohne irgend drohende Zeichen, plaudernd mit einzelnen gut gekleideten Civiliſten. Es ſei eine Deputation beim Könige, hieß es,

man verhandelte um kleine Conceſſionen, die Barrikaden ſollten den Wünſchen nur Nachdruck geben. Niemand zweifelte an einem friedlichen Ausgange.

Da plötzlich fiel von der äußerſten Barrikade ein Schuß auf die Soldaten, und damit war das Zeichen zum Kampf gegeben. Wie ein Blitz aus kaum bewölktem Himmel hatte es eingeſchlagen. Wie fortgefegt verſchwanden die müßigen Zuſchauer vom Platz; in einem Augenbick ſtanden die Schweizer-Regimenter geordnet in Reihe und Glied, eine volle Salve krachte gegen die erſte Barrikade, die ſchwach vertheidigt, von den Soldaten geſtürmt wurde. Nun entbrannte ein Straßenkampf, deſſen Erbitterung, deſſen Wuth ſich von Moment zu Moment ſteigerte. Aus allen Fenſtern der Toledoſtraße wurde auf die Soldaten geſchoſſen, Haus für Haus, Barrikade auf Barrikade mußten ſie nehmen. Ein wüſtes Bild der Verheerung rollte ſich auf. Wenn ein Haus genommen war, ſchleppten die Soldaten die Männer, die ſie in demſelben fanden, oft verwundet und blutend zum Hafen auf die Kriegsſchiffe, das Haus mit den zertrümmerten Thüren und Fenſtern blieb den Lazaroni zur Plünderung Preis gegeben, denn dieſe Schaar von Müßig-

gängern, die bei Anfang des Kampfes wie in die Erde verſchwunden waren, tauchte wieder auf, als der Sieg ſich unzweifelhaft für das Militär herausſtellte. Wüthend nahmen ſie Partei gegen die Vornehmen, die dieſen Kampf hervorgerufen hatten, für die Soldaten, die ihnen das Vergnügen des Plünderns gönnten. Und wieder war es wie die Luſt der Kinder, die aus Allem ein Spielwerk zu machen wiſſen. Was ſie gebrauchen und nicht gebrauchen konnten, ſchleppten ſie zuſammen, jubelnd über einen Beſitz, den ſie im nächſten Augenblick zerbrachen, fortwarfen, oder den ihnen ein Anderer entriß.

Cäcilie und die Profeſſorin hatten zuerſt den Kampf von ihrem Fenſter überſehen können, aber näher und näher rückte er ihrem Hauſe; Männer drangen in ihr Zimmer und beſetzten ihre Fenſter zur verzweifelten Gegenwehr. Jeden Augenblick hoffte man auf eine Gegenordre, die den Soldaten gebieten würde, den Kampf aufzugeben. Sie kam nicht, und man vertheidigte ſich weiter, aber jeden ohne Ausſicht auf einen Sieg. Man ſah, die Regierung hatte ſich auf dieſen Schlag vorbereitet, hatte die Aufregung ſicher gemacht durch nachgebende Verhandlungen und war

diesmal nicht gewillt, den Vortheil der Gewalt aufzugeben und zu schonen.

Die Damen hatten sich angstvoll in das Hinterzimmer zurückgezogen, und immer näher hörten sie den Kampf kommen. Cäcilie, besonnen und klar, hatte Geld, Schmuck zu sich gesteckt, packte Papiere und Kleider, die Professorin saß bleich, mit gefalteten Händen, zitternd auf der äußersten Kante des Bettes. Das muthige Mädchen, als die erste Spannung vorüber war, öffnete leise die Thür zum Nebenzimmer. Sie hatte nicht die Geduld abzuwarten, sie mußte wissen, was vorging, wie auch die Freundin sie beschwor, ihr Leben nicht in unnützer Gefahr aufs Spiel zu setzen.

Nun war der Kampf nahe heran, der Sturm auf ihr Haus begann. Die Herren im Zimmer rüsteten sich zu verzweifelter Gegenwehr. Sie luden, schossen aus den Fenstern und duckten dann zur Seite, während die Kugeln von allen Orten ins Zimmer schlugen. Da, eine starke Salve auf der Straße, ein Krach, in dem das Haus erdröhnte, die Thür war gesprengt, und schon stürmten die Soldaten auf der Treppe. Schnell, meist die Gewehre zurücklassend, flohen die

Vertheidiger aus dem Zimmer, und einen Augenblick ſpäter war daſſelbe von Soldaten erfüllt. Sie fanden den Raum leer und ſtürmten gegen die Thür des Nebenzimmers. Ruhig trat ihnen Cäcilie entgegen. „Hier ſind nur friedliche Frauen, Freunde!“ ſagte ſie, „die nicht Theil haben an dem ſchrecklichen Kampf.“

Einen Augenblick imponirte die Feſtigkeit des jungen Mädchens den Wüthenden, dann aber, mißtrauend, ſtürmten ſie in das Nebenzimmer, Cäcilie zur Seite reißend, die ihnen entgegen zu treten verſuchte. Da drang auch ſchon lärmend der Pöbel nach. „Nur Weiber ſind hier? Weiber!“ rief es wild durcheinander. „Und die haben geſchoſſen auf unſere braven Soldaten? Da liegen noch die Gewehre. Nieder mit den Weibern!“

Ein Paar wilde, zerlumpte Kerle hatten die liegen gebliebenen Gewehre ergriffen und ſchwangen die Kolben wild um des jungen Mädchens Kopf, während die Anderen wüthend auf ſie losſtürmten, ergreifend, was ihnen irgend als Waffe dienen konnte.

Cäcilie hielt ſich für verloren, aber ohne einen Angſtlaut von den Lippen, ohne Verſuch fruchtloſer Gegenwehr, feſt der Gefahr ins Auge ſehend, ſtand

sie stolz aufgerichtet da. Schon wollten die drohenden Waffen auf ihr Haupt niederfallen, als ein donnerndes „Halt auf" die Wüthenden auseinander stob. Ein junger Schweizer-Offizier hatte sich zwischen Cäcilie und ihre Bedränger gestellt, mit gezücktem Degen, mit der eigenen Brust das junge Mädchen schützend.

„Der ist des Todes, der die Signora berührt!" rief er.

Murrend wich der Pöbel zurück. „Sie hat geschossen aus dem Fenster!" murmelten Alle durcheinander.

„Fort aus dem Zimmer!" herrschte der Offizier und befahl den Soldaten, die Eindringlinge hinauszuwerfen. Es bedurfte keiner Gewalt, lachend, mit einem „Eviva" auf den tapferen Offizier, stürmte die Menge fort, die Treppe hinunter. Es wurde ihr zum Spaß, daß ihr diesmal der Spaß verdorben wurde, für den sie sich im Nebenhause entschädigte.

Cäcilie stand ihrem Befreier gegenüber, ihr Athem stockte, Thränen stürzten ihr aus den Augen. Die Aufregung, die im Augenblick der Gefahr sich dem Muth untergeordnet hatte, gewann ihre Gewalt im Moment der Rettung.

Sie trat auf den jungen Mann zu, der zurückgewichen war und den Blick zu Boden senkte, und reichte ihm die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen mein Leben!“ sagte sie mit von Thränen erstickter Stimme.

Der junge Offizier errötbete, und während ein freudiger Ausdruck über die muthig männlichen Züge flog, erwiderte er, ohne aber die dargereichte Hand zu ergreifen: „Ich that nur meine Pflicht, mein Fräulein. Ich hatte das Glück, ein Unrecht verhindern zu können, und das tröstet mich in etwas über so manches Unrecht, das ich heute geschehen lassen mußte.“

„O, enden Sie diesen schrecklichen Kampf!“ rief Cäcilie, „dies nutzlose Blutvergießen!“

„Ich bin Soldat!“ war die Antwort. „Ohne zu prüfen, thun, was man mir befiehlt, ist meine Pflicht, und es giebt schwere Pflichten. Ich habe auch auf dies Haus Feuer commandiren müssen und wußte, daß Sie hier waren. Gott sei Dank, ich kam nicht zu spät.“

„Wie?“ rief Cäcilie. „Sie kannten mich, wußten, daß ich hier? —“

Der junge Mann ließ sie nicht ausreden. „Ich muß fort," sagte er, „aber Sie müssen erst in Sicherheit sein. Hier dürfen Sie nicht bleiben, nicht in Neapel, wo für die nächsten Tage noch die Zügellosigkeit die Herrschaft haben kann. Meine Soldaten sollen Sie und Ihre Sachen in ein Boot bringen, das Sie nach Sorrent bringt."

Er gab seine Befehle, und zwei Soldaten nahmen die Sachen auf und schickten sich an, die Damen zu begleiten.

Der junge Offizier grüßte stumm militärisch und wollte forteilen.

Cäcilie trat ihm in den Weg. „Ich gehe nur, wenn Sie mir versprechen, nach Sorrent zu kommen, sobald es Ihre Zeit erlaubt, mir Gelegenheit zu geben, meinem Lebensretter zu danken."

Der Offizier machte eine abweisende Bewegung.

„Nur zu sagen, daß Sie unversehrt die Gefahr dieses Kampfes, in den Sie zurückgehen, bestanden. Ich werde auf Sie warten in Todesangst!"

Der junge Mann besann sich einen Augenblick, dann sagte er fest: „Ich werde kommen, wenn ich lebe!" und eilte fort.

Die Soldaten führten die Damen über die Trümmer, zwiſchen den Blutlachen auf der Straße, im Rücken des wieder neu entbrannten Kampfes dem Meere zu. Die Profeſſorin klammerte ſich krampfhaft an Cäcilie, die zerſtreut, auf Nichts achtend, dahin ſchritt. Als ſie im Boot ſaß, das die Soldaten faſt mit Gewalt gedungen hatten, warf ſie ihnen noch ihre Börſe zu.

Leiſe glitt der Nachen über den prächtigen Golf, immer mehr verklang im Rauſchen der Wellen der Lärm des Kampfes, immer näher kamen ſie dem friedlich ſtillen Sorrent, umweht vom Orangenduft ſeiner Gärten. Cäcilie ſprach kein Wort auf der Fahrt. Vor ihren Gedanken ſtand das Bild des Retters in der Schönheit und Kraft der Jugend, in der Beſcheidenheit des Muthes. Sie bangte um ihn mit mehr als Dankempfindung. Und doch hatte ſie ihn nie vorher geſehen, obzwar er ſie kannte, wußte, wo ſie wohnte. Sie ſchalt ſich, daß ſie die Soldaten nicht um ſeinen Namen gefragt hatte.

VI

Es vergingen Cäcilien mehrere Tage in Sorrent in bangster Erwartung. Würde ihr Retter und Beschützer, wie er es versprochen hatte, kommen? Es erschien dem jungen Mädchen so unnatürlich, daß es ihm nicht einmal einen Dank aussprechen sollte, und von Tag zu Tag harrend, stundenlang hinübersehend über den prächtigen Golf, ob nicht ein Boot den Erwarteten brächte, steigerte sich die Angst, daß ein Unfall in der noch immer drohenden Gefahr ihm begegnet sei, die ihn abhielte, sein, wenn auch sichtlich mit Widerstreben, gegebenes Wort zu lösen. Die Frau Professorin konnte die ungeduldige Erregung ihres Schützlings nicht übersehen, war aber selbst noch so unter dem Einfluß des eben überstandenen Schreckenstages, daß sie nicht weiter darüber nachdachte und nur immer wieder auf die Rückreise in die Heimath mit erster sicherer Gelegenheit drang. Sie hatte erfahren, daß am nächsten Tage ein Dampfboot von Neapel nach Genua abginge, und verlangte nun mit einer Entschiedenheit, die sie zum ersten Mal ihrem früheren Zögling gegenüber geltend machte,

daſſelbe zu benutzen und keinen Tag länger in einem Lande zu verweilen, daß anſtatt eines Genuſſes, nur Gefahren böte in dieſem Augenblick, namentlich für zwei unbeſchützte Frauen.

Cäcilie konnte vernünftiger Weiſe Nichts einwenden und ſcheute ſich, der Empfindung Worte zu geben, die ihr die Abreiſe ſo ſchwer machte. Sie erklärte nur einfach, daß ſie noch nicht in die Heimath zurückzukehren Willens ſei und keinenfalls jetzt ſchon Sorrent verlaſſen würde. Zum erſtenmal kam es zu einem heftigen Wortwechſel zwiſchen den beiden Frauen, bei dem die Thränen namentlich bei der Frau Profeſſorin nicht fehlten, und in dem ſich beide zu ſolcher Energie ihres Willens ſteigerten, daß ein ernſtlicher Bruch nicht fern war.

Mitten in dieſe Aufregung hinein meldete die cameriera des Hauſes einen Beſuch. Das Mädchen konnte den deutſchklingenden Namen des Fremden, der den Damen gemeldet ſein wollte, nicht ausſprechen und reichte, unter vergebenen Verſuchen dazu, die Karte, die ihr eingehändigt war. Die Profeſſorin las „Arwed B....“, einen bekannten Schweizer Patriziernamen, mit dem Zuſatz „Oberlieutenant im

4. neapolitanischen Schweizerregiment." Cäcilie erbleichte, und mit bebender Stimme bat sie das Mädchen, den Fremden einzulassen.

Der junge Mann, in dem die Damen sogleich ihren Beschützer erkannten, obgleich er in einfacher Civilkleidung war, nicht in der Uniform seines Regimentes, trat schüchtern ein. Er sah blaß aus, wahrscheinlich in Folge einer leichten Verwundung in den Arm. Er hatte ein edel geschnittenes Gesicht und eine schlanke, männlich schöne Gestalt. Mehr als das mußte aber seine sichere und doch so bescheidene Haltung einen günstigen Eindruck machen. Cäcilie trat ihm mit freudiger Erregung entgegen. Sie wollte einen Dank stammeln, ihrer Freude Ausdruck geben, daß ihr die Gelegenheit werde, diesen aussprechen zu können, aber der junge Offizier, auf einen Augenblick tief errötbend, schnitt ihr das Wort ab. „Hätte ich dazu bei meinem ersten Begegnen Zeit gehabt," sagte er, „würde ich gleich an mein Versprechen, die Damen hier aufzusuchen, die Bedingung geknüpft haben, daß von einem Dank, den ich nicht verdiene, keine Rede wäre. Ich würde auch mein Versprechen gar nicht gehalten haben, denn mein wohl zu vorsichtiger Arzt

hatte mir auf das Entſchiedenſte verboten, mein Zimmer zu verlaſſen, aber die Nothwendigkeit zwang mich. Ich muß den Damen den Rath geben, unbedingt mit dem morgen abgehenden Dampfer abzureiſen und zwar noch heute Abend an Bord zu gehen. Die Revolution iſt in Sicilien ausgebrochen, mit mehr Erfolg als hier, aber auch hier iſt die Flamme nur gedämpft, nicht erſtickt, und wir ſtehen in jeder Beziehung auf vulkaniſchem Boden."

„So ſetzen Sie ſich aufs Neue einer Gefahr für uns aus," erwiderte Cäcilie, die jetzt erſt die Binde um den Arm des Offiziers bemerkte, „und dürfen wir auch für dieſe neue Aufopferung nicht danken?"

Der junge Mann machte eine halb bittende, halb abweiſende Bewegung mit der Hand

„Nun denn," fuhr Cäcilie fort, „man kann dankbar ſein, ohne zu danken." Es lag etwas Gekränktes im Ton ihrer Stimme, wenn ſie auch das nicht beabſichtigte.

Die Frau Profeſſorin war überglücklich, daß ihre Meinung über die Abreiſe, die durchzuſetzen ſie vor einer Viertelſtunde noch ſo wenig Hoffnung hatte,

nun auf einmal zur Geltung kam, und ging gleich an die Vorbereitungen.

Cäcilie hatte indessen den jungen Mann gezwungen, sich auf die chaise longue zu legen, hatte die Kissen zurecht gerückt, um dem kranken Arm die möglichst bequeme Lage zu geben, sorgte für Erfrischungen, und er mußte sich das gefallen lassen, so sehr er versuchte, scherzend dagegen zu protestiren. Er fühlte aber, wie dadurch der Verkehr, der nach seiner Zurückweisung jeden Dankes etwas Beklemmenes bekommen hatte, sich unbefangen gestaltete, und bald waren die jungen Leute in heiterem Gespräch, wie alte Bekannte.

„Eins müssen Sie mir beichten," sagte Cäcilie nach einiger Zeit. „Woher kannten Sie mich, und wie wußten Sie meine Wohnung in Neapel?" Der junge Mann errötbete wieder, aber, als sei er auf die Frage gefaßt gewesen, antwortete er ganz ruhig: „Ich hatte Sie jeden Morgen an meinem Fenster vorübergehen sehen, und da man sich in der Fremde für die Landsleute interessirt, denn wir haben ja eine Muttersprache und können sie fast für Landsleute gelten, obgleich Sie Norddeutsche sind und ich Schweizer, hatte ich durch gemeinsame Bekannte Ihren Namen,

Ihre Wohnung erfahren. Als ich nun durch meine Soldaten das Haus stürmen lassen mußte, in dem ich Sie wußte, überfiel mich solche Todesangst, daß ich, Nichts achtend, an Nichts weiter denkend als an Ihre Gefahr, voraneilte und, Gott sei Dank, nicht zu spät kam.“

Cäcilie wurde dunkelroth, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen, aber sie trat, ihre Bewegung zu verbergen, ins Fenster und starrte hinaus auf das Meer.

Die Frau Professorin war fertig mit Einpacken, und alle drei gingen an den Strand hinunter, wo das Boot noch wartete, das den Offizier herüber gebracht hatte. Cäcilie ließ es sich nicht nehmen, den jungen Mann zu stützen, der kränker war, als er zeigen wollte, und ihm mit Decken und Kissen einen bequemen Platz im Boot zu bereiten, während die Diener des Hauses das Gepäck unter Anordnung der Frau Professorin einluden. Nun glitt das Boot über die tiefblauen Wellen dahin, leise und fast lautlos. Cäcilie saß schweigend da, mit den Thränen kämpfend. Der Abschied von dieser Natur, die sie so bezaubert hatte, wurde ihr schwer, schwerer noch,

ob ſie es ſich gleich ſelbſt nicht klar machte, ein anderer Abſchied. Zum Glück war die Frau Profeſſorin in heiterſter Laune und ungewöhnlich geſprächig. Sie hatte den jungen Schweizer gleich nach ſeiner Familie gefragt, denn ſein Name war der eines Verwandten ihres verſtorbenen Mannes. Da war alſo gleich eine Beziehung gefunden, denn wenn die gemeinſamen Verwandten auch beiden fern ſtanden, mußte ſich der junge Mann doch gefallen laſſen, als Vetter von der geſprächigen Dame begrüßt zu werden. Uebrigens lenkte er ab, wenn die neue Couſine zu genau in Details ſeiner Familienverhältniſſe eingehen wollte, und erzählte nur, daß er, ohne Vermögen, wie ſo viele ſeiner Landsleute eine Offizierſtelle in einem für Neapel geworbenen Schweizerregiment geſucht und leicht erhalten hätte. Nach einigen Jahren nicht beſchwerlichen Dienſtes in dem ſchönen Süden gewönne er dadurch eine Penſion, die ihm eine beſcheidene, aber ſorgenfreie Zukunft in der Heimath ſichere. Cäcilie konnte ſich nicht enthalten auszurufen: „Und dazu ſetzen Sie, als Söldling, Ihr Leben aufs Spiel, kämpfen für eine Sache, die nicht die Ihrige, nicht die Ihrer Heimath iſt?“ Sie erſchrak ſelbſt vor dem

Vorwurf, den ihre Worte enthielten, und der junge Mann biß ſich auf die Lippen.

„Für die,“ ſagte er, „denen die Verhältniſſe nicht behaglich ein Lebensziel vorbereiteten und bezeichneten, iſt in unſerem Stande der Lebensweg, den ſie einſchlagen, meiſt ein Ausweg aus der Verwirrung geſcheiterter Hoffnungen, aus den Irrgängen, die in das Pfadloſe, wenn nicht gar in den Abgrund führen. Ich auch habe vielleicht Anderes gehofft und verſucht, aber ſchließlich ſtimmt der Beruf, den ich zu wählen mich entſchließen mußte, mit meinen Neigungen und Anlagen zuſammen. Ich bin gern Soldat und finde mein Genüge in der Erfüllung meiner Pflicht, ſelbſt wenn ſie mir ſchwer wird.“

Er ſchwieg, und ſelbſt die Frau Profeſſorin wagte es nicht, ein Geſpräch wieder aufzunehmen, das dem jungen Mann, dem ſie und die Freundin ſo viel zu danken hatten, ſichtlich peinlich war.

Als das kleine Fahrzeug am Dampfboot anlegte, nahm der junge Offizier ſich gewaltſam zuſammen. Alle Schonung, deren ſein kranker Arm bedurfte, vergeſſend, war er den Damen behülflich, ihnen auf der ſchmalen, ſchwankenden Leiter hinaufzuhelfen, ihre

Reiſeverbereitungen anzuordnen und zu beſorgen. Cäcilie wollte Einwendungen machen, aber er lächelte und meinte, als Vetter der Frau Profeſſorin hätte er das Recht, ſich als ihr Cavalier aufzuwerfen, und er wolle dies Recht, für das ihm ſo wenig Zeit gegönnt ſei, nicht aufgeben.

Eine wunderbar ſchöne, ſüdliche Frühlingsnacht war angebrochen. Die Sterne ſchimmerten von dem wolkenloſen, tief dunkelblauen Himmelsgewölbe, wiedergeſpiegelt im Meer, das bei dem leichten Wellenſchlag in eigenem Lichte aufglitzerte, der Veſuv warf ſeine rothen Feuergarben empor, grell abgehoben von dem ſchwarzen Horizont; die glühenden Lavaſtreifen hingen am Berge nieder, und durch den Golf kreuzten mit ihren Fackeln die kleinen Fiſcherboote. Cäcilie lehnte an der Bruſtwehr auf dem Verdeck, der junge Offizier ſtand neben ihr, während die Frau Profeſſorin in der Kajüte die Anordnungen für das Nachtlager traf. Der Lärm der Matroſen, das Landen neuer Paſſagiere, die lauten Vorbereitungen zur Abfahrt am anderen Morgen machten die Beiden auf dem Verdeck nur noch iſolirter. Niemand achtete auf ſie, Jeder war mit ſich ſelbſt beſchäftigt.

„Ich kann es nicht faſſen," ſagte Cäcilie, „daß wir, die das Schickſal ſo eigenthümlich zuſammenführte, uns in dieſer Stunde zum letzten Mal begegnen ſollten, ja daß wir auseinander gehen müſſen, ehe wir uns eigentlich kennen lernten. Deshalb muß ich es jetzt ausſprechen, wie Sie es auch zurückweiſen, daß ich Ihrem Muth, Ihrer Aufopferung das Leben danke, daß ich jetzt noch mich ſicher fühle unter Ihrem Schutz und nur Ihrem Ausſpruch mich füge, wenn ich dieſen Ort verlaſſe und in die Heimath zurückkehre, in der mich Niemand erwartet, Niemand meinem Herzen nahe ſteht."

Der junge Mann ergriff ihre Hand; „Cäcilie," ſagte er flüſternd, hingeriſſen von der Empfindung des Momentes, „die Geſchicke, die uns zuſammenführten, ſind ſo wunderbar, daß ich ſchwindelnd davor ſtehe. Mein Gebet, der einzige Stern meiner Zukunft wird die Hoffnung ſein, daß wir uns wiederfinden. Laſſen Sie uns ſcheiden in dieſer Hoffnung."

„Arwed!" rief Cäcilie. „Sollen wir ſcheiden ohne ein Wort des Vertrauens? Soll es wirklich nur ein Zufall ſein und bleiben, daß unſere Lebenswege ſich begegneten? Ich bin ſo arm an Freundſchaft in der

Welt, daß ich die Freundeshand, die sich mir bot in der Stunde der Gefahr, nicht loslasse ohne die Zusicherung, daß ich sie wieder ergreifen darf, wenn mein Leben ihrer bedarf. Lassen Sie uns nicht auseinandergehen ohne das Versprechen, von einander zu hören aus der Ferne!"

Sie hatte gesprochen mit einer von Thränen erstickten Stimme. Hätte das Dunkel der Nacht ihr nicht die Züge des jungen Mannes an ihrer Seite verdeckt, sie würde erschrocken sein vor dem geisterbleichen Ausdruck auf denselben. „Wenn Sie mich kennten!" sagte er tonlos.

„Ich kenne Sie!" rief Cäcilie, „wie Sie sich auch verbergen. Ich sah Sie zum ersten Mal unerschütterlich in der muthigen That, und ich weiß, daß Ihr Charakter sich aufbaut auf dem Grundpfeiler der ächten Männlichkeit, auf Besonnenheit und Muth. Ich habe Ihnen ins Auge gesehen und weiß, daß Sie edel sind und wahr. Rechnen Sie es der Erregung dieser Stunde zu, daß ich Ihnen das ausspreche, aber ich weiß auch, daß ich morgen bereuen würde, Ihnen das nicht gesagt zu haben!"

Arved schwieg eine Weile. „Ihre Worte," sagte

er dann, mühſam ſeine Bewegung bekämpfend, „ſollen das unvergeßliche Andenken meines Herzens, die Gabe der beglückendſten Lebensſtunde, mein Stolz, meine Hoffnung bleiben. Ja, wir werden uns wiederſehen, aber nur wenn Sie verſprechen, im Vertrauen zu harren, mir nicht nachzuforſchen!“

„Ich verſpreche es!“ ſagte Cäcilie und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Der junge Mann ergriff ſie kaum, er beugte ſich über dieſelbe und drückte ſeine Lippen heiß und fieberhaft auf die zitternde Rechte des Mädchens. Dann mit Gewalt ſich zuſammenraffend, grüßte er kurz und war verſchwunden. Cäcilie hörte noch ſeinen Tritt auf der Treppe, dann den Ruderſchlag ſeines Bootes durch die Nacht rauſchen, und erſt als er längſt verklungen war, ſank ſie auf die Bank. Sie weinte, aber Thränen des Glückes, trotz des Schmerzes der Scheideſtunde. Sie liebte und wußte es, und die Liebe übertönte allen Zweifel, alles Zagen, alles Mißtrauen. So reich hatte ſie ſich nie gefühlt vorher im Leben.

VII.

In die Heimath zurückgekehrt, wollte Cäcilie die wenigen Monate bis zu ihrer Volljährigkeit nichts desteweniger in der liebgewordenen Unabhängigkeit verleben. Sie etablirte sich also mit der Begleiterin in einem süddeutschen Ort, dessen Natur sie anzog. Von Arwed kam keine Nachricht, aber sie harrte mit Zuversicht, die sich auf ihre eigene Empfindung gründete. Nicht einmal mit der Frau Professorin sprach sie von ihm, und diese fühlte, so oft sie der eigenthümlichen Begegnung Erwähnung thun wollte, daß die junge Freundin das Gespräch abbrach.

So verging das Jahr, und der Vormund forderte Cäcilie auf, aus seinen Händen nun ihr Vermögen, zur eigenen Verwaltung, in Empfang zu nehmen. Die Begegnung war die freundlichste, denn selbst die Obristin hatte ihre lächerliche Eifersucht vergessen und empfing Cäcilie mit gutmüthigster Zärtlichkeit. Der Obrist hatte in den Jahren seiner Verwaltung vortrefflich für sein Mündel gewirthschaftet, und dieses sah sich auf einmal im Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens, um so mehr als der Onkel, der inzwischen

geſtorben, mit allen ſeinen Anſprüchen zurückgewieſen war, und nur um ein kleines Familiengut noch der Prozeß ſchwebte, freilich auch ſchon in zwei Inſtanzen für Cäcilie entſchieden.

Die junge Erbin durfte nun ſchalten, wie ſie wollte, aber ſie konnte ſich der Empfindung nicht erwehren, daß eine ungerechtfertigte Härte ihrer Großmutter ſie, auf Koſten ihres einzigen Verwandten, bereichert hätte, und es genügte ihr nicht, daß der Rechtsausſpruch für ſie entſchieden hatte, konnte doch dieſer die Ungerechtfertigkeit der Großmama nicht wieder gut machen. Auch hier leitete ſie die Erinnerung an Arwed, die durch alle ihre Empfindungen und Ueberlegungen zog. Ganz würdig wollte ſie ihm gegenüber ſtehen, und ſo war der erſte Schritt ihrer völligen Unabhängigkeit, die Verwandten aufzuſuchen.

Frau v. L., die Wittwe des Onkels, die in allerdürftigſten Verhältniſſen in einem kleinen Landſtädtchen wohnte, war höchlichſt erſtaunt als die unbekannte Verwandte ſich bei ihr melden ließ, gegen die ſie ein erklärliches Vorurtheil hegte, hatte ſie doch, wie ſie meinte, das Herz der Schwiegermutter dem Gatten entfremdet und jeden Vergleich, der ihnen eine Rettung

in ihrer Dürftigkeit hätte bringen können, nach dem Tode der alten Dame, durch den Vormund zurückweisen lassen. Cäcilie hatte Mühe, die Tante zu überzeugen, daß sie an alledem vollkommen unschuldig sei und in durchaus freundlicher Absicht zu ihr käme. Endlich aber gelang das dem jungen Mädchen, ja sie eroberte sich das Vertrauen der Verwandten Schritt für Schritt.

Frau v. L. zählte noch nicht fünfzig Jahre, aber schon war ihr Haar stark ergraut, sie selbst, gedrückt von schwerem Geschick, verbittert und mißtrauisch gemacht durch Schicksalsschläge, die ihr immer wie Ungerechtigkeiten geschildert waren. Sie war Schweizerin und als Erzieherin nach Deutschland gekommen, hatte in ihrer Jugend für eine auffallende Schönheit gegolten und so das Herz ihres Gatten gewonnen, der als schöner, wenn auch leichtsinniger und leidenschaftlicher junger Offizier Aufsehen in der Gesellschaft machte. Diese Verheirathung vollendete den Bruch mit seiner Mutter, und als Schulden ihn zwangen, aus dem Militairdienst auszuscheiden, lebte das Ehepaar in sehr kümmerlichen Verhältnissen, die nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Gatten blieben.

Herr v. L. verſuchte alles Mögliche, aber meiſt ohne Erfolg, ſich und ſeine Familie zu erhalten, die Frau brach vollkommen zuſammen, klagte, verzweifelte, und ſo wurde die Häuslichkeit eine ſehr unglückliche. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, letztere um zehn Jahre jünger als der Bruder, da zwiſchen ihnen mehrere Geſchwiſter geſtorben waren, wuchſen unter dieſen traurigen Stimmungen auf, immer durch die Uneinigkeit der Eltern leidend, von der Noth hörend und von der Ungerechtigkeit der Großmutter, die ihnen widerrechtlich das Familiengut vorenthielte, das der Vater für ſein unbeſtreitbares Eigenthum bezeichnete. Der Sohn kam, noch ſehr jung, in ein adliges Erziehungsinſtitut, wo ihm eine Freiſtelle durch Freunde verſchafft war, machte aber durch leichtſinnige Streiche den Eltern viel Verdruß. Kaum erwachſen und im Begriff Soldat zu werden, ging er mit einem reichen Schulfreunde auf Reiſen, kehrte aber nur auf einen Tag zu den Eltern zurück, und zwar mit der Eröffnung, er wolle das Elend des elterlichen Hauſes nicht länger mit tragen und vermehren, ſondern in der Fremde ſein Glück ſuchen. Die Mutter weinte, aber der Vater, mit dem der

Sohn eine geheime Unterredung gehabt hatte, gab nach, und so war der einzige Sohn für die Eltern mehrere Jahre verschollen. Erst seit dem Tode des Vaters hatte er der Mutter wieder geschrieben und zwar, daß es ihm gelungen sei, eine Offizierstelle in der österreichischen Armee zu erhalten, daß es ihm wohl ginge, er sich der Anerkennung seiner Vorgesetzten und der Liebe seiner Kameraden erfreue und gegenwärtig unter dem greisen Radetzky in Italien stünde. Eingezogene Nachrichten bestätigten das, und von Zeit zu Zeit liefen kleine Geldsendungen für die Mutter ein, durch die sich die unglückliche Frau, sowie durch Handarbeiten, kümmerlich erhielt. Die Tochter, ein schönes, eben erwachsenes Mädchen, hatte eine Stelle als Gesellschafterin in einem vornehmen Hause gefunden.

In diesen Verhältnissen fand Cäcilie die Tante, und war gleich darauf bedacht, ihre Lage zu verbessern. Es erschien ihr unzart, das durch Geschenke zu thun, sie erklärte also sofort, daß sie alle Ansprüche auf das Familiengut aufgäbe und auch die Revenüen desselben, seit dem Tode der Großmutter, der Tante und ihrer Familie überlassen würde. Die des Glückes so ungewohnte Frau konnte erst gar nicht an diesen

plötzlichen und unerwarteten Wechsel der Umstände glauben, aber Cäcilie ließ den Anwalt der Tante zu Rath ziehen und erklärte ihm ihre Absicht, den schwebenden Prozeß durch einen Vergleich, in dem sie alle ihre Rechte aufgäbe, zu beenden. Der Advokat nahm die Angelegenheit ganz geschäftlich, sagte aber, daß so vortheilhaft für seine Clientin dies Anerbieten auch sei, der Vergleich nur mit beiderseitiger Einwilligung geschlossen werden könne, und schrieb sofort an den Sohn, um dessen Vollmacht einzuholen.

Cäcilie verließ die Tante nur auf einige Tage unter dem Vorwand, auch mit ihrem Anwalt, zur Beschleunigung der Angelegenheit, Rücksprache zu nehmen; eigentlich aber um Einrichtungen zu treffen, die Tante ganz zu sich zu nehmen, um dieselbe von den Sorgen des Tages frei zu machen, denen sie trotz der langen Sorgenschule, die sie hatte durchmachen müssen, noch immer nicht gewachsen war. Frau von L. sah auf einmal eine behagliche Zukunft vor sich, aber so gewöhnt war sie an Mißgeschicke und gescheiterte Hoffnungen, daß sie mißtrauend überall zufällige und beabsichtigte Feindseligkeiten vorahnte, die ihr den Hoffnungsschimmer auf eine be-

glücktere Lage wieder rauben würden. Sie war so daran gewöhnt, fortwährend zu klagen, daß sie, während sie bis dahin nur die Knappheit ihrer Verhältnisse bejammert hatte, nun über die Trennung von den Kindern und den Tod des Gatten in lauten Schmerz ausbrach, und wenn man ihr vorhielt, daß sie nun erreicht, wonach sie ihr Lebenlang geseufzt, die Sicherheit vom Tage zum Tage, rief sie aus: „Ja, wenn uns das vor zwanzig Jahren geworden wäre!“

Es schien aber wirklich, als wolle das Glück für die arme Frau nachholen, was es so lange versäumt hatte. Adelaide, die Tochter, kam unerwartet an, fiel der Mutter um den Hals und erzählte, sie sei verlobt mit einem sehr reichen, vortrefflichen jungen Mann, einem Jugendfreund ihres Bruders, der die Genehmigung zu dieser Verlobung zwar nicht ohne Mühe von den Eltern erlangt hätte, sie aber so von der Festigkeit und dem Ernst seiner Liebe überzeugt hätte, daß sie jeden Einwand aufgegeben hätten und sie freundlich als Tochter aufnehmen wollten. Schon am nächsten Tage würde der Bräutigam kommen und sich der Mutter vorstellen. Frau von L. weinte, jubelte, aber dann brach sie wieder in Klagen

aus, daß ſie nicht ſechs Monate früher in den Beſitz ihres Familiengutes gekommen ſei, daß Adelaide nun wie eine Bettlerin aus Gnade und Barmherzigkeit in die neue Familie aufgenommen werden würde, und daß daran ſicher das Glück ihrer Zukunft ſcheitern müſſe. Das junge Mädchen dachte nur an ſeine Liebe, an die Zuverſicht auf die Neigung des Verlobten, und ſuchte auf alle Weiſe die Mutter zu beruhigen, aber vergebens. „Du wirſt ſehen, jetzt kommt das Unglück!“ ſagte dieſe. „Ehe der junge Mann nicht hier war, ja eigentlich ehe die Ringe nicht gewechſelt ſind, ſage zu Niemand ein Wort, denn glaube mir, es wird Nichts aus dem Glück. Wie käme ſo etwas an uns?“

Sie erzählte nun von Cäcilie, von ihren freundlichen Abſichten, aber auch der gegenüber hatte, in den wenig Tagen des Fernſeins, das Mißtrauen bereits wieder Raum gegriffen, und ſie ſchloß mit der Mahnung: „Jede Stunde kann Deine Couſine kommen, ſage ihr aber kein Wort von Deinen Ausſichten, ſie würde nur zurückziehen, was ſie jetzt, zwar ganz gerechter Weiſe, aber doch halb aus Mitleid, für uns zu thun entſchloſſen iſt.“

Wäre Adelaide nicht ſo zuverſichtlich glücklich geweſen in dieſem Moment, die Worte der Mutter hätten ſie mehr gegen die neue Verwandte eingenommen, als daß ſie, ihre Großmuth anerkennend, ihr freundlich entgegengekommen wäre.

So fand Cäcilie, die wenig Stunden nach Adelaide eintraf, die Mutter zurückhaltend und die Tochter, die ſie erſt kennen lernte, ſcheu und verlegen. Bei letzterer aber hielt das nicht vor; ſchnell traten ſich die Couſinen näher, und ſchon am andern Morgen war Adelaide gerade dabei, in der Offenheit und Hingabe eines beglückten jungen Mädchenherzens der Verwandten vertrauend zu erzählen, daß ſie liebe, daß ſie geliebt werde, daß ſie den Geliebten erwarte, als es an die Thür pochte, und als Frau von L. aus dem Nebenzimmer hereintrat, die Thür zu öffnen, ein junger Mann eintrat. „Er iſt's!“ flüſterte Adelaide und ſchmiegte ſich erröthend, in mädchenhafter Schüchternheit, an Cäcilie.

Der junge Mann ſtammelte einige Worte der Begrüßung für die Mutter und wollte ſich dann zu Adelaide wenden, als er plötzlich den Schritt hemmte,

leichenblaß wurde und auf Cäcilie ſtarrte, die ebenſo erſtaunt, hoch aufgerichtet vor ihm ſtand.

„Das iſt Dein Verlobter?“ rief Cäcilie unwillkürlich.

Ein peinliches Schweigen trat ein.

„Ihr kennt Euch?“ ſagte endlich Adelaide, „und was bedeutet dieſe wunderbare Begrüßung?“ Sie hatte erſt den Geliebten, dann die Couſine fragend angeſehen, als aber beide die Antwort ſchuldig blieben, flüchtete ſie in die Arme der Mutter, die in einen Stuhl geſunken war und ihr zuflüſterte: „Habe ich es nicht geſagt? Da iſt das Unglück. Ich wußte es wohl. Alles ſtürzt zuſammen!“

Adelaide brach in Thränen aus.

Cäcilie war die Erſte, die ſich faßte. „Herr Baron,“ fing ſie an, „verzeihen Sie, daß das Wiederſehen mich überraſchte, und daß dieſe Ueberraſchung meiner Tante und meiner Couſine, gerade in dieſem Augenblick, unerklärlich ſein wird. Es wird aber nur einer kurzen Unterredung bedürfen, um alle Zweifel zu löſen. Mit der Erlaubniß meiner Tante würde ich Sie um dieſe Unterredung bitten!“

Sie umarmte Adelaide und flüſterte ihr einige

beruhigende Worte zu und schritt dann in das Nebenzimmer. Der junge Mann trat unentschlossen, rathlos auf seine Braut zu, als diese aber das Gesicht an der Brust der Mutter verbarg, faßte er einen gewaltsamen Entschluß und folgte Cäcilie.

„Sie bringt uns Unglück! ich habe es wohl gedacht!“ rief Frau von L., als sie sich mit der Tochter allein sah, die aber richtete sich auf, lächelte unter Thränen und sagte ganz zuversichtlich: „Nein, Mama, das ist nur eine kleine geheimnißvolle Wolke, die über den Sonnenschein meines Glückes zieht. Du wirst sehen, es wird Alles wieder freundlich und hell. Ich bin ordentlich böse auf mich, daß ich einen Augenblick irre wurde an ihm und an ihr!“

Cäcilie hatte sich in einen Sessel geworfen, den Kopf in die Hand gestützt, und nahm alle Kraft zusammen zu einer Erklärung, die ihr, wie die Dinge standen, unerläßig erschien. Die ganze Verachtung gegen einen Menschen, der so peinlich in ihr Leben eingegriffen hatte, war wieder aufgewacht, aber sie war sich nicht klar, in wie weit es ihre Pflicht sei, zu verhindern, daß ihre junge Verwandte nicht an einen Unwürdigen geopfert würde, selbst auf die Ge-

fahr, das Glück eines jungen Herzens zu vernichten. Wenn sie aber erwartet hatte, einen Schuldigen eintreten zu sehen, verwirrt, verlegen wie damals, so war der Eindruck, den heute der junge Mann machte, ein ganz anderer. Bescheiden, aber sicher war er gekommen, leise, aber erhobenen Hauptes schloß er die Thür hinter sich. Cäcilie begrüßte ihn nicht, sie wollte nicht die erste Anrede machen, aber er schob einen Stuhl zu ihr heran und setzte sich ihr unbefangen gegenüber. Ihr Blick lenkte sich unwillkürlich auf seine Hand, er bemerkte es, und leise erröthend drehte er den wohlbekannten Ring mit dem Goldtopas am Finger, daß der volle Schein des blitzenden Steines Cäcilien entgegenstrahlte.

„Ich sehe ein, gnädiges Fräulein," fing er an, „daß ich Ihnen gegenüber eine Erklärung machen muß, wenn ich gleich durch dieselbe ein lang gegebenes, lange unverletzt bewahrtes Versprechen breche. Wenn ich Sie nicht kennte, würde ich damit beginnen, Ihnen das Wort abzunehmen, Ihrerseits das wie ein Geheimniß zu bewahren, was ich Ihnen vertraue."

Cäcilie unterbrach ihn: „Ich will Ihr Geheimniß nicht für mich," sagte sie, „ich muß es fordern in der

Theilnahme für Adelaide, meine Verwandte, und zwischen uns bedarf es nur einer Erklärung, keiner Eröffnung. Können Sie mich überzeugen, daß Sie des herrlichen Mädchens würdig sind?"

Der junge Mann ließ sie nicht ausreden. „Das müssen Sie entscheiden, nicht ich," rief er, „aber dazu muß ich Ihre Geduld in Anspruch nehmen, Cäcilie."

„Ich verspreche Ihnen, Sie anzuhören," sagte sie, „und zu versuchen, Ihnen zu glauben."

„Gut denn," fing er an, „ich bin das einzige Kind meiner Eltern, erzogen mit fast verweichlichender Zärtlichkeit und Sorgfalt. Jeder Wunsch wurde mir gewährt. Nehmen Sie das als Erklärung eines Charakters, der gewiß vielfach der Entschuldigung bedarf, und den die Welt für jene Verweichlichung nicht ungestraft ließ. Das mußte ich gleich erfahren, als ich als Knabe einer Erziehungsanstalt übergeben wurde, in der mir der ungewohnte Verkehr mit anderen Knaben roh und verletzend erschien, und in der mich meine weibliche Schüchternheit zum Stichblatt allgemeiner Neckerei machte. Darin that sich einer meiner Kameraden, der Sohn eines verarmten Edel-

mannes, beſonders hervor. Kaum ein Jahr älter als ich, aber kräftig, muthig zur Tollkühnheit, immer voraus in allen Thorheiten und Raufereien, ließ er keine Gelegenheit vorbeigehen, mich zu reizen, zu demüthigen. Ich haßte ihn, wie man nur haſſen kann mit vierzehn Jahren.

Da, in der Schwimmſtunde, in der ich mich beſonders ängſtlich und ungeſchickt anſtellte, hatten es Alle einmal beſonders toll mit mir getrieben, in voller Kindergrauſamkeit, und faſt in Verzweiflung, raffte ich mich auf und ſchwamm hinaus über die abgeſteckte Grenze. Ungeſchickt, wie ich war, ſchwach und ungeübt, ergriff mich die Strömung des Fluſſes, ich fühlte es, wie meine Kraft mich verließ, ſah mich verloren, und mit einem matten Hülferuf ſank ich unter. Da, meine Beſinnung war ſchon faſt verſchwunden, fühlte ich mich von ſtarkem Arm ergriffen, aus der Strömung geriſſen, an das Ufer getragen. Mein bitterſter Feind hatte mich mit Lebensgefahr gerettet.

Die Stunde wandelte unſer Verhältniß zu der ſchwärmeriſchſten Knabenfreundſchaft, zu einer ſo überſchwenglichen Hingabe meinerſeits, daß ich eigentlich

nur noch für den Freund lebte, der meine Neigung zwar fortspotten wollte, aber doch erwiderte, und mich nun vollkommen beherrschte. Es konnte keine verschiedeneren Menschen geben, in Anlagen, Neigungen und Erziehung, als wir beide waren, aber, wenn mich auch diese oder jene Eigenschaft des Freundes abstoßen wollte oder betrübte, ich sah in ihm immer den Retter meines Lebens, liebte ihn mit Schwärmerei und hatte unbegrenzte Bewunderung gerade für die Eigenthümlichkeiten, die mir fehlten.

Wir hatten zugleich unsere Schulzeit absolvirt, er sollte sich zum Militärstand vorbereiten, mich wollten meine Eltern auf Reisen schicken, und leicht wurde es mir, von ihnen, die mir niemals einen Wunsch versagten, zu erbitten, daß der Freund mich begleiten dürfe. Wir reisten, wie uns die Laune trieb, blieben, wo es uns gefiel, oder vielmehr wie es ihm gefiel, denn er herrschte ganz allein, und ich war überglücklich, ihn im tollsten Jugendübermuth das Leben genießen zu sehen, das ihn bis dahin nur die Beschränkung und Sorge des Elternhauses hatte fühlen lassen.

So kamen wir nach D. und hatten schnell einen Kreis leichtsinniger, wie wir junger Vergnügungs-

genoſſen um uns. Es waren tolle Tage, die wir verlebten. Mein Freund hatte leidenſchaftliche Neigung zum Spiel und riß auch mich mit hin. In einer durchjubelten Nacht hatten wir unſere ganze Baarſchaft verloren und mehr als das, eine nicht unbedeutende Summe, die wir uns auf Ehrenwort verpflichteten in einigen Tagen zurückzuzahlen. Dazu waren einige beleidigende Anſpielungen gefallen, die eigentlich mir galten, die der Freund aber erwiderte und ſich ſo einen Ehrenhandel zuzog, der in nächſter Zeit ausgefochten werden ſollte. Ich war außer mir, als wir am andern Morgen erwachten und unſere Lage überdachten. Fremd in fremder Stadt, ohne Geld und mit Verpflichtungen, für die wir unſere Ehre verpfändet hatten. Mein Freund lachte meine trüben Gedanken fort, und ich ſchrieb meinem Vater um Geld. Ein Tag nach dem andern verging, und es kam keine Antwort. Die Lage wurde immer peinlicher. Schon eine ganze Woche war hingegangen, zweimal täglich war ich auf der Poſt, und immer vergebens. Am nächſten Morgen ſollte das Duell ſtattfinden, das der Freund ſich meinetwegen zugezogen hatte; für denſelben Tag hatte ich mich auf

Ehrenwort verpflichtet, meine Spielschuld von 500 Thalern zu zahlen. Verzweifelnd drängte ich mich an den Schalter, an dem die Geldbriefe ausgegeben wurden. Wieder vergebens."

„Ha!" rief Cäcilie, „das war die Stunde, in der das Verhängniß uns zum ersten Mal zusammenführte, in der ich jenen Ring sah —"

Der junge Mann zog den Ring vom Finger und wollte ihn Cäcilie reichen. Sie schauerte davor zurück, und er fuhr fort: „Sie waren die Dame, die damals den Brief in Empfang nahm, dessen Inhalt uns hätte retten können. Wie ruhig gingen Sie fort, wie geängstet, in Verzweiflung blieb ich stehen. Auf der Straße erwartete mich der Freund. Ich brauchte ihm nicht zu sagen, daß meine Anfrage vergebens gewesen sei. Er las das auf meinem Gesicht, und zum ersten Mal stand auch er rathlos, nahe daran, den Humor zu verlieren. „Wieder Nichts für uns," rief er, „und das schöne Mädchen, das hier vorbeiging, hielt einen Geldbrief in der Hand, der ihr vielleicht ganz gleichgültig, fast werthlos ist, während er uns die Ehre gerettet hätte."

Ich nannte Ihren Namen, den der Postbeamte

laut genug ausgesprochen hatte. Dunkelroth flammte es auf in dem Gesicht meines Freundes, und mit aufbrausendem Zorn rief er: „Sie und immer sie, das ganze Leben meiner Eltern hat sie vergiftet, das Glück meiner Familie vernichtet. Mir gehört von Rechtswegen, was sie davontrug; mich könnte es retten. Wäre es ein Unrecht, mit Gewalt zu nehmen, was die Ungerechtigkeit mir vorenthält? Ist die Noth nicht eine Entschuldigung dafür?“

Ich verstand ihn nicht, aber sein Auge glühte so zornig, daß ich nicht wagte, von ihm eine Erklärung zu fordern. Ich fragte schüchtern, ob er es nicht für gerathen hielte, daß ich selbst zu meinen Eltern reiste. Nach kurzem Besinnen erwiderte er: „Ich kann Dich nicht begleiten, morgen muß ich mich schlagen. Gieb mir Deinen Paß und Deinen Siegelring, daß ich das Geld in Empfang nehmen kann, sollte es in Deiner Abwesenheit ankommen.“

„Aber morgen habe ich mein Ehrenwort gebrochen, wenn ich nicht die Schuld zurückzahlen kann,“ rief ich verzweifelnd.

Wie ein fürchterlicher Entschluß blitzte es über seine Züge: „Ich löse Dich, verlaß Dich darauf, Deine

Ehre soll unbefleckt bleiben. Was liegt an mir?“ rief er; „gieb mir den Paß und den Ring, reise noch in dieser Stunde, und überlaß mir das Weitere. Nur die Schwäche erträgt, ohne zu handeln, das Unrecht. Die Kraft, das Bewußtsein des Rechtes, muß den Muth haben, es sich zu nehmen, selbst gegen die Satzungen der Menschen, die die Gewohnheit ausbrütete, und die nur die Feigheit schützen.“

Ich that, was er verlangte, und er stürmte fort, die Straße entlang, die Sie eingeschlagen hatten.“

„Er?“ rief Cäcilie. „Er? Nennen Sie mir endlich den Namen.“

„Es war Adelaidens Bruder!“ erwiderte der junge Mann nach einigem Zögern, „Ihr Vetter, Cäcilie.“

Cäcilie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Weiter!“ sagte sie. „Sie sind noch nicht zu Ende.“

„Ich will kurz sein,“ nahm jener wieder das Wort. „Eine Reise meiner Eltern, von der ich Nichts wußte, hatte meinen Brief nicht ankommen lassen. Ich fand sie, bekannte Alles, und schnell war mir verziehen. Reich mit Geld versehen kam ich wieder in D. an. Ihr Vetter hatte eine leichte Verwundung

im Duell davongetragen, über die er lachte, sonst fand ich ihn merkwürdig verändert. Ernst, in sich gekehrt gegen seine Gewohnheit, wich er allen Fragen aus. „Deine Schuld ist gezahlt," sagte er, „aber erspare mir zu sagen wie. Da hast Du Paß und Ring zurück; ich habe sie nicht gebraucht." Wir saßen am Fenster, als er plötzlich aufsprang und rief: „Folge mir! das war sie, das mußte sie sein." Ich hatte mich so gewöhnt, seinen Willen zu thun, daß ich auch diesmal gehorchte. Wir gingen einer Dame nach, die in der nächsten Straße, sichtlich mit Widerstreben und erst nach einigem Zögern, in einen Antiquarladen trat. Von dem Schatten des Nachbarhauses gedeckt, warteten wir, bis die Dame das Gewölbe wieder verließ. Dann traten wir ein. Der Antiquar erzählte uns gleich auf unsere Frage, die Dame hätte ein Camée, in Brillanten gefaßt, verkauft. Mein Freund verlangte, ich solle sie zurückkaufen, und der Handel war schnell abgemacht. Er nahm sie aus meiner Hand, steckte sie hastig ein und sagte: „Damit ist Deine Schuld gezahlt!"

Am andern Morgen erklärte er mir, daß er sich von mir trennen müsse. Er hätte den Entschluß, in

den Militairdienst zu treten, aufgegeben, denn er könne es nicht ertragen, daß ein Ereigniß, das wie ein Damoklesschwert über ihm hängen würde, jeden Augenblick seine Existenz und seine Ehre bedrohe. Ich wollte fragen, aber er weigerte jede Erklärung und nahm mir nur das Wort ab, einen Auftrag, den er mir, vielleicht erst nach langer Zeit, geben würde, aus alter Freundschaft, ohne zu Jemand je davon zu reden, zu erfüllen. Ich gab mein Wort. Den Auftrag habe ich ausgeführt, mein Schweigen breche ich in diesem Augenblick. Er schloß mich noch einmal in seine Arme, und wir schieden, um uns niemals wiederzusehen!"

Der junge Mann hielt ein, tief erschüttert.

„Und welchen Auftrag gab er Ihnen?" fragte Cäcilie nach einer Weile. „Sagen Sie mir Alles!"

„Er war fortgegangen, verschollen!" nahm der Gefragte seinen Bericht wieder auf. „Selbst seine Eltern, die ich aufsuchte, wußten Nichts von ihm. Ich beweinte ihn wie einen Todten. Ach, er war der Freundesthränen werth. Die Keime zu allen Mannestugenden lagen in seinem Charakter, Muth, edler Sinn, ein warmes Rechtsgefühl zeichneten ihn

aus. Leichtſinn und leidenſchaftliche Heftigkeit konnten nur auf Momente ſeine glänzenden Eigenſchaften verwirren. Und doch kann ich mir nicht erklären, was ihn aus der Heimath forttrieb.“

„Die Theilnahme an einem Ehrenhandel hatte mir einige Monate Feſtungshaft eingetragen. Da ſah ich Sie, Cäcilie, im Hauſe Ihres Vormundes. Ihr ganzes Weſen machte mir einen tiefen Eindruck. Ich glaubte, Sie zu lieben, aber in der Schüchternheit, die mir angeboren iſt, wagte ich nicht, mich Ihnen zu nähern, wollte kein Wort der Annäherung ausſprechen, ehe mir nicht die Zuſtimmung meiner Eltern geſtattete, es zu erfüllen. Da erhielt ich einen Brief meines Freundes, durch die dritte Hand zugeſchickt. Er mahnte mich an mein, in der Abſchiedsſtunde gegebenes Verſprechen. Ich ſollte Ihnen, ohne daß Sie erführen, woher es käme, ein Schächtelchen zuſtellen. Er könne nicht ruhig werden, bis er dies in Ihren Händen wiſſe.

Ich erfüllte ſein Verlangen und hoffte, zugleich den Wunſch meines Herzens erfüllen zu können. Sie wiſſen den Ausgang. Seine Sendung ſtießen Sie fort wie meinen Antrag. Sie thaten es mit einer

Härte, die ich ertrug, um nicht das Geheimniß meines Freundes zu verletzen."

„Vergeben Sie mir," sagte Cäcilie und reichte ihm die Hand. „Ich liebte Sie nicht, ich verwechselte Sie mit jenem Unglücklichen, ich war nahe daran, Sie zu verrathen, und sehe nun, wie Unrecht ich Ihnen that."

Da öffnete sich leise die Thür, und Adelaide steckte das Lockenköpfchen hinein. „Was habt Ihr Euch nur so Gewaltiges zu erzählen?" fragte sie, „und darf ich denn gar nicht ein Wenig zuhören? Die Mama schickt mich auch fort. Die hat einen Brief bekommen, der sie tief betrübt und den sie mir doch nicht zeigen will. Zuletzt bin ich Allen im Wege."

„Komm nur zu uns!" rief Cäcilie. „Uns störst Du nicht!"

„Ja, was hattet Ihr Euch denn zu beichten?" fragte das liebliche Kind und sah von Einem zum Andern.

„Wir sprachen über einen gemeinsamen Freund, den wir beide verloren haben!" sagte der junge Mann.

„Und dabei habe ich einen Freund, Dein Verlobter eine Freundin gefunden, und Dir danke

ich, daß Du mir diesen Freund zum Vetter geben willst."

Adelaide fiel ihr um den Hals, und der junge Mann bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Die Tante trat ein. Sie sah verweint aus, und mit dem Tone der Kränkung sagte sie: „Wir sollen nicht glücklich werden. Der Advocat schickt mir die Antwort meines Sohnes. Er nimmt keine Vergleichsvorschläge von Dir an, Cäcilie, und weist das Familiengut zurück. Er ist unversöhnlich, ob wir auch darüber zu Grunde gehen. Ja, zu uns kommt das Glück nie."

„Es ist schon da, Tante!" rief Cäcilie. „Sieh nur auf die Beiden und segne Deine Kinder."

VIII.

Cäcilie fühlte bald, daß ihre Anwesenheit bei der Tante, so lange das Brautpaar dort war, ein fremdes, zuweilen sogar befangen machendes Element in den Kreis brächte. Die Weigerung des Sohnes, Cäciliens großmüthige Anerbietungen anzunehmen, verstimmte und reizte die Mutter, und wie das

schwachen Naturen wohl begegnet, die Verstimmung wandte sich gegen die Nichte, die für ihre uneigennützige Hochherzigkeit nur Dank verdient hätte. Nur durchaus edle Naturen können wahrhaft dankbar sein, während Dankgefühl für untergeordnete Charaktere drückend und demüthigend ist. Danken aber für verfehlte, freundliche Absichten ist doppelt schwer, und hier war es gleichbedeutend mit einer anerkannten Mißbilligung des Sohnes.

Der Verlobte liebte nun zwar Adelaide, die seiner Neigung so vollkommen würdig war, aber einer Energie der Leidenschaft war er nicht fähig, und ihm genügte die egoistische Eitelkeit, der Beglückende zu sein und die Schuld der Dankbarkeit an den Freund, der ihm als Knabe das Leben gerettet hatte, an der Schwester abtragen zu können. Cäcilie hatte er vielleicht mehr geliebt wie Adelaide, und wie leicht er auch diese Empfindung überwunden hatte, ihre Gegenwart blieb ihm peinlich.

Diese durchschaute das schnell und ging auf eines ihrer Güter zurück, wo die Frau Professorin sie erwartete.

Die Eröffnungen, die Adelaide's Verlobter ihr

gemacht hatte, beschäftigten sie mehr, als sie anfangs für möglich hielt. Die Lösung eines Räthsels lag vor ihr, das in ihr Leben so mächtig eingegriffen, das ihr Herz beschäftigt und das eigentlich erst die Liebe zu Arwed zurückgedrängt hatte. Ja, sie konnte es sich nicht verbergen, daß jener Unglückliche, den ein Verbrechen in ihr Leben einführte, den Traum vieler Jahre ausgemacht hatte, daß der Charakter, den sie sich für ihn in der Phantasie ausmalte, ganz mit dem stimmte, den der Freund von ihm entwarf. Diesen Charakter hätte sie lieben können, denn die Sünde aus Leidenschaft, wurzelnd auf Muth, und wenn gleich abirrende Rechtsauffassung, trägt in sich ihre Entschuldigung und ist erstanden aus denselben Eigenschaften, die das Höchste, Edelste zu erreichen fähig sind. Als sie durch ein begreifliches Mißverständniß annehmen mußte, daß Schwäche, Heuchelei und feiges Verschweigen das Unrecht beging und verbarg, hatte sie nur Ekel und Verachtung dafür. Jetzt, im Vergleich, trat die erste Empfindung, die der verzeihenden Neigung, wieder mächtig hervor. Und es war ein Blutsverwandter, dem sie verzieh, dessen Unrecht durch den Schein von Recht, den er ihr zu

geben glaubte, nicht weniger gewaltthätig, nicht weniger straſbar, aber um vieles erklärlicher wurde. Ja, Cäcilie verzieh ihm nicht nur, sie fing sogar an, sich selbst für ihr ganzes Verhalten anzuklagen. Der Vetter erschien ihr, durch die Schilderung des Freundes, so liebenswürdig, der Erziehung durch den haltlosen Vater, die schwache Mutter in unglücklicher Häuslichkeit gab sie die Schuld, daß seine vortrefflichen Charakteranlagen sich so ungezügelt, so abirrend entwickelten, und sich selbst schalt sie, daß sie nicht, wie sie gekonnt hätte, diesem Leben eine andere Wendung gab. Jene Nachtstunde stand wieder vor ihrer Seele. Wenn sie da, als er zu ihren Füßen lag, mit der ganzen Ueberlegenheit des Rechtes der Sünde gegenüber, in ihn gedrungen wäre, hätte sie ihn retten können, und die ganze Verantwortung für seine Zukunft wälzte sie sich auf.

Selbst der Gedanke an Arved verdunkelte sich in dieser Ueberlegung, die sogar die Empfindung für den Geliebten, den Retter ihres Lebens, verwirrte. Das Phantasiebild, an das sie einst ihr Herz gehängt hatte, war auf einmal zur Wirklichkeit geworden, die geträumte Neigung zur Wahrheit. Nicht mehr freien

Herzens gedachte ſie Anwed's. Es war aber ein Grundzug ihres Charakters, der ſie Fernerſtehenden ſogar als kaltherzig erſcheinen ließ, daß ſie dem Herzen nie eine Entſcheidung auf ihre Entſchlüſſe einräumte, ſondern dieſe nur in ruhiger, beſonnener Ueberlegung zu faſſen pflegte. So entſchloß ſie ſich, dem Vetter zu ſchreiben und ihm durch den Advokaten der Tante den Brief zukommen zu laſſen. Sie berührte nur flüchtig das Ereigniß, das ſie in ſo unheilvoller Stunde zuſammengeführt hätte, deſſen Geheimniß aber keinem Menſchen, außer ihr, gelöſt ſei. Sie ſtellte vor, daß ſie beide damals gemeinſam die Schuld an dem immerhin verhängnißvollen Ausgang gehabt hätten, der ihn aus der Heimath vertrieb. Ein offenes Wort würde das abgewandt, vielleicht eine Verſöhnung mit der Großmutter durch ſie ermöglicht und dadurch die ganze Familie beglückt haben. Sie ihrerſeits ſei ſich vollkommen ihrer Schuld bewußt und hätte verſucht, ſie wenigſtens annähernd dadurch wieder gut zu machen, daß ſie den Verwandten ihr immerhin noch beſtrittenes Recht an einen Theil des Familienbeſitzes zuſpräche. Seine Weigerung ſei ebenſo ungerechtfertigt als unzuläſſig, da er auch

Rechte seiner Mutter und Schwester aufgäbe. Die freundlichen Beziehungen, in die sie zu seiner Mutter und Schwester getreten sei, nähmen ihm allen Grund, eine Feindschaft fortzusetzen, die ohnehin ihr gegenüber ganz grundlos sei.

Der Brief war klug, in seiner Dialektik, edel in der Gesinnung, aber in dem Streben, die eigenen widerstreitenden Empfindungen unausgesprochen zu lassen, kalt und überlegt. Es kam keine Antwort, und Cäcilie fühlte sich gekränkt und verstimmt, und doch beschäftigt in ihren Gedanken, daß sie nicht einmal bemerkte, daß ihre Freundin, die Frau Professorin, in besonders geheimnißvoller Aufregung war. Es waren Briefe an sie gekommen, die sie mit einiger Ostentation verbarg, während sie unaufgefordert versicherte, sie enthielten ganz gleichgiltige Dinge, dann aber immer wieder von den Verwandten ihres Mannes in der Schweiz erzählte, ganze Geschlechtsregister und Beziehungen. Endlich warf sie Erinnerungen hin an die letzten Tage in Neapel, nannte Arwed's Namen und studirte den Eindruck, den derselbe auf Cäcilie hervorbrachte. Diese konnte die Absichtlichkeit nicht mehr übersehen und erwiderte verlegen ausweichend.

„Wenn er nun käme?“ fragte endlich die Frau Professorin ganz direct, „wie würden Sie ihn empfangen, Cäcilie?“

Das junge Mädchen erschrak. „Nicht jetzt, nicht hier,“ sagte sie endlich, „möchte ich ihn wiedersehen. Ich vertraue ihm, ich warte mit Zuversicht, aber ehe ich ihm entgegentreten kann, muß Alles klar zwischen uns sein.“

Die Frau Professorin wurde verlegen. „Er ist schon da!“ rief sie und öffnete die Thür. Arwed trat ein, schüchtern, aber fest. Er blieb in der Thür stehen und erwartete ein Wort der Begrüßung. Cäcilie war zu überrascht, auch nur die Lippen zu öffnen, die Hand entgegen zu reichen. Arwed trat vor sie, schöner als er in ihrer Erinnerung gestanden hatte, aber trotz der Gewalt der Gegenwart war er ihr fremder geworden. Der junge Mann wechselte einen Blick des Verständnisses mit der Frau Professorin, und diese verließ leise das Zimmer. Als die Beiden allein waren, stand Cäcilie auf. Tief erröthend, gesenkten Blickes ging sie dem Retter ihres Lebens entgegen. „Vergeben Sie, Arwed,“ sagte sie, „daß mein Gruß in der Ueberraschung verstummte. Höchstes

Glück und tiefſtes Unglück haben das gemein, daß, wie erlebnt, oder wie verbereitet, ſie uns nie vollkommen gefaßt treffen. Geben Sie mir Zeit, erſt zu begreifen, daß Sie wirklich da ſind, wirklich vor mir ſtehen."

Arwed trat einen Schritt zurück. „Cäcilie," fing er an, „zwiſchen uns liegt noch ein Geheimniß, das wir löſen müſſen, ehe ich Ihre Hand ergreifen darf. Wie oft habe ich verſucht, Ihnen zu ſchreiben, aber immer meinen Brief wieder zerriſſen. Es giebt Dinge, die nur Auge in Auge zum Abſchluß kommen, die man den Muth haben muß auszuſprechen, die man nicht dem feigen Vermittler eines Briefes anvertrauen ſoll. Das der Grund, daß ich Ihnen nicht ſchrieb, noch mich anmeldete."

Cäcilie ſah ihn feſt an. „Sie haben Recht, Arwed," ſagte ſie, „Sie gewiß! Wenn Sie da ſind, braucht es keiner Betheuerung. Sie überzeugen durch Ihre Erſcheinung. Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Zuerſt den Auftrag eines Dritten!" erwiderte er nach einigem Zögern.

„Eines Dritten?" fragte Cäcilie. „Ich bin frei

und unabhängig, bei mir braucht es keiner Vermittelung."

Arwed fuhr ruhig fort: „Ich habe Ihnen die Antwort eines Freundes, eines Kameraden zu bringen. Ich habe gelobt, erst das zu erklären, ehe ich von mir rede." Er zog den Brief hervor, den Cäcilie an den Vetter geschrieben hatte, und reichte ihn ihr. Ein Ausdruck von Zorn flog über die Züge des jungen Mädchens, und es wies den Brief zurück.

„Der Unglückliche," fing sie nach einigem Zaudern an, „konnte keinen besseren Vertreter finden, als Sie, Arwed; aber ist es Ihrer würdig, seine Sache zu führen?"

„Ich komme nicht, ihn zu entschuldigen!" sagte dieser. „Ich soll nur seinen Brief beantworten, und wenn ich dazu auch weit zurückgreife, kann ich doch kurz sein. Ich weiß Alles, wie nur Sie noch es wissen. Jene Nacht rufe ich in Ihr Gedächtniß zurück, in der Sie sich gegenüber standen — getrennt durch ein Verbrechen."

„Muß denn diese Erinnerung mein ganzes Leben, auch die Stunde unseres Wiederlebens verwirren?" rief Cäcilie.

Arwed fuhr fort: „Für ihn wurde diese Stunde der Wendepunkt seines Lebens. Es war nicht allein Ihr Anblick, der ihn tief ins Herz traf, denn von diesem Augenblick an liebte er Sie, Cäcilie, es war das Bewußtsein der Schuld, Ihre Verachtung, denn Sie hatten ihn feig und ehrlos genannt. Sein Geschick schwebte auf den Lippen eines jungen Mädchens, und das Mädchen schwieg, obgleich es kein Erbarmen, nur Abscheu vor ihm empfand."

„Wer sagt Ihnen das?" rief Cäcilie unwillkürlich. „Wenn es nun eine andere Empfindung war, die mich schweigen ließ, wenn —"

Sie hielt erschreckt ein, und Arwed, tief erröthend, nahm wieder das Wort. „Gleichviel — er war der Achtung des Mädchens nicht werth, das er liebte. Sie standen so hoch über ihm, Sie hatten ihn mit Ihrer Verachtung zu Boden geschmettert, hatten ihm die einzige Mannestugend abgesprochen, deren er sich bewußt war, — den Muth. Sie waren ihm unerreichbar, wie eine Gottheit, und wahr und wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß er Sie erringen, daß seine Liebe einen Schimmer von Hoffnung haben könnte. Noch mehr, sein ganzer Stolz erhob sich, und un-

möglich erſchien es ihm, einem Mädchen je wieder entgegen zu treten, das ihn ſo beſiegt, ſo vernichtet geſehen hatte. Er dachte nur daran, vor dem eigenen Bewußtſein ein neuer Menſch zu werden. Deshalb verließ er die Heimath. Von da an iſt ſein Leben makellos, aber ſein Verbrechen ließ ſich nicht von dem Gewiſſen wälzen. Sein erſtes Streben war, ſeine Schuld zu zahlen. Mit redlicher Arbeit und unzähligen Entbehrungen erreichte er es, die Summe zu gewinnen, die er ſich damals — Sie wiſſen es, für wen — gewaltſam aneignete. Er ſandte ſie Ihnen, und verachtend warfen Sie ſie von ſich, als beflecke ſie Ihre Hand, weil ſie von ihm kam."

Cäcilie brach in Thränen aus. „Konnte er meinen, damit die Unglücksſtunde auszuwiſchen?" ſagte ſie.

„Er fühlte es nun, daß, wie er auch rang, ſich der eigenen, der fremden Achtung würdig zu machen, würdig zu erhalten, ſein Leben immer auf dem Boden ſtehen blieb, den die eine Schuld erſchüttert hatte. Die Lehre, die Sie ihm gaben, war ſtreng, ſie machte ihn feſt, beſonnen, hart gegen ſich ſelbſt, aber hart auch gegen die Menſchheit, nahezu feindlich, ja ſelbſt das einzige Weſen, das er bewunderte auf

der Welt, fast ohne es zu kennen, das er liebte, wollte er aus dem Herzen reißen — Sie, Cäcilie!"

Cäcilie schauerte zusammen. „Arwed," rief sie angstvoll, „befreien Sie mich von der Beziehung zu diesem Menschen, um meinetwillen, um Ihrer selbst willen beschwöre ich Sie. Wie habe ich es verschuldet, daß er mich hineinzog in sein Verbrechen, hineinzog in sein Leben, seine Sühne? Ich will, ich kann nicht schuld sein, daß er die Menschheit haßt, ich will seinen Namen nicht mehr hören, sein Geschick nicht mehr verfolgen. Ihr Auftrag ist erfüllt, mein Brief beantwortet. Er will Nichts von mir annehmen, da ich seine Gabe zurückwies, er will nicht mir, nur der eigenen Kraft verdanken, was er ist, was er vermag in der Welt. Er will sich nicht wieder beugen, auch nicht mit dem Flüstern des Dankes, vor der, die ihn einmal im Staube sah. Das ist männlicher Hochmuth, Stolz der Sühne, der die Demuth der Tugend fehlt. Wie auch die Fäden dieser Geschicke in Ihre Hand kamen, bannen Sie endlich dies Gespenst aus meinem Leben, diesen Schatten auf jeden Sonnenstrahl, der mir selbst diese Stunde verdunkelt."

„Das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen.

Der Beklagenswerthe hat vergebens verſucht, ſich vor ſich ſelbſt auszulöſchen, er wird es auch vor Ihnen nicht können," erwiderte der junge Mann.

„Gut!" rief Cäcilie. „So verſuche ich dem Schreckbild ins Auge zu ſehen, die geheimnißvollen Schleier zu zerreißen. Laſſen Sie ihn vor mich treten, männlich, offen, und wir werden uns klar werden. Sie wollen es ſo!"

„Er ſteht vor Ihnen!" ſagte Arwed, feſt, hochaufgerichtet, muthig.

Cäcilie wurde leichenblaß, ſie ſchwankte, aber plötzlich flog ein Schein von Glückſeligkeit über ihr Geſicht, und als wäre die Angſt des Lebens gebrochen, als wäre ſie befreit auf einmal von Allem, was ihr Herz bedrückte, rief ſie aufjubelnd: „Arwed!" und ſank unter Strömen von Thränen an ſeine Bruſt.

Nun ſtanden ſie lange nebeneinander, Hand in Hand, und wie viel ſie ſich auch zu ſagen, zu erklären gehabt hätten, kein Wort kam über ihre Lippen. Der Augenblick hatte Alles gelöſt, bei ihr den Zwieſpalt des Herzens, bei ihm die längſt begangene Schuld. Was nicht das Ringen eines halben Lebens vermochte, in einem Augenblick vollendete es die Liebe.

Die Frau Professorin hatte angstvoll und schüchtern gebarrt. Halb war sie im Geheimniß. Sie hatte es doch nicht lassen können, dem unbekannten Offizier aus Neapel, der den Namen ihrer schweizerischen Verwandten trug, bei denselben nachzuforschen. So hatte sie erfahren, daß er ein Deutscher sei, den traurige Geschicke zu den Geschwistern seiner Mutter, einer geborenen Schweizerin, führten. Durch sein musterhaftes Verhalten, durch Ernst über seine Jahre, Zuverlässigkeit und Fleiß hatte er sich soweit ihr Vertrauen errungen, daß sie ihm, unter seinem mütterlichen Familiennamen, eine Offiziersstelle in einem Schweizer-Regiment in Neapel verschafften, wo er sich wieder allgemeine Achtung errang. Das war Alles, was man wußte. Im Jahre 1848 trat er in Neapel aus und ging, nun unter seinem väterlichen Namen, gut empfohlen, in die österreichische Armee, focht unter Radetzky mit Auszeichnung und höchster Bravour, so daß er, mit einem Orden geschmückt, unter den vorzüglichsten Offizieren genannt und geehrt wurde. In dieser Zeit erhielt die Frau Professorin einen Brief von ihm, in dem er als Verwandter sie bat, ihm Nachricht über Goethe zu geben, und endlich den

Brief, der sein Kommen meldete. — Die gute Frau wußte nicht, ob sie durch die Heimlichkeiten, die sie bewahrte, nicht das Vertrauen ihrer Freundin gekränkt hätte, und fast mit schlechtem Gewissen erwartete sie das Resultat dieses Wiedersehens. Sie wartete lange, denn man hatte sie vergessen, zu lange für die Ungeduld ihres Herzens. Endlich hielt es sie nicht mehr, und sie trat leise in Cäciliens Zimmer. Auf den ersten Blick sah sie, wie die Dinge standen, und nun zuversichtlich gemacht, stolz auf ihre Vertrautenrolle, überglücklich, die Hand im Spiele gehabt zu haben, strömte es über, bunt durcheinander von Lobeserhebungen über Vetter Arwed. Der junge Mann wollte dem Strom der Rede Einhalt thun, aber Cäcilie litt das nicht. Selig an der Seite des Geliebten, erfuhr sie so die äußeren Lebensumrisse, deren innere Verbindung nur ihr klar war.

„Weshalb," flüsterte sie, „bielteſt Du an jenem Abschiedsabend im Golf von Neapel das Wort zurück, das schon damals alle Räthsel gelöst hätte?"

„Weil ich Dich liebte!" erwiderte er. „Nicht Dankbarkeit für den Zufall, der mich zu Deiner Rettung herbeiführte, sollte mir Dein Herz erschließen,

in der Achtung ſollteſt Du mich lieben lernen. Hätteſt Du mir in jener Stunde nicht zu ſehr Deine Neigung verrathen, ich hätte nicht vermocht, die meinige zu verſchweigen."

„Aber weshalb," ſagte ſie erröthend, wieſeſt Du mich zurück, als ich als Verwandte eine Härte unſerer Großmama gut zu machen bemüht war?"

„Frage mich nicht," rief er. „Nicht Deine Großmuth konnte mir helfen, nur Deine Liebe konnte mich rein machen und retten, und deren hielt ich mich noch nicht für würdig."

„Und jetzt meinſt Du das, Stelzer?" rief ſie lächelnd.

„Ja!" erwiderte er. „Ich weiß es. Du, Cäcilie, würdeſt einen Unwürdigen nicht lieben."

Die Töchter der Luft.

Nicht in der Einsamkeit fühlt man sich am einsamsten. Das Abgeschlossensein in vertrauten Räumen, ja selbst in fremder Umgebung, führt uns mit seiner Ruhe alle die freundlichen Genossen stiller Stunden zu, weckt die Erinnerungen und die Hoffnungen, umgiebt uns mit den Gestalten der ewig belebten Gedankenwelt, und wir werden aus ihrer Gesellschaft immer einen Gewinn in das regere Treiben des Lebens mitbringen. Wahrhaft einsam erscheinen wir uns erst in dem Gewühle fremder Menschen, die jene Freunde verscheuchen, und tritt noch die einzig berechtigte Quelle der Langenweile — das Warten hinzu, dann erst können wir von wahrhaft leer und öde verstreichenden Stunden reden. Dieses Gefühl des Einsamseins ergriff mich bei Anfang des Herbstes 1861, an einem sonst belebten Badeorte an der Ostsee, wo ich einige Tage auf

Bekannte warten mußte, die eine Unregelmäßigkeit der Dampfboot-Verbindung verhindert hatte, den zur Begegnung verabredeten Tag einzuhalten. Die eigentliche Kurzeit war vorüber, nur einzelne, verspätete Gäste waren zurückgeblieben, nicht gewillt, in den letzten Tagen des Aufenthaltes neue Bekanntschaften, ja kaum ein Gespräch mit Fremden, anzuknüpfen. Nach den vielen und herzlichen Abschieden, die sich in die letzten Tage eines belebten Badeaufenthaltes zu drängen pflegen, erscheint es fast wie ein Unrecht gegen die geschiedenen Freunde, noch einmal mit neuen Bekanntschaften zu beginnen, und man hält sich zurück. Heute, an einem Sonntage, bestand zudem die Gesellschaft, die am Strande entlang durch das Städtchen und die Promenaden zog, meist nur aus Eintagsgästen, die aus der Landschaft und den Nachbarstädten zusammengeströmt waren, um zum letzten Mal im Jahre die Vergnügungen des Badeortes zu genießen. Das Wetter war der Lust nicht günstig. Trübe Wolken hingen am Himmel, und von Zeit zu Zeit rauschte der Regen zwischen den gelben Blättern der hohen Lindenallee herab, durch die die lärmende Menge zog, die verstimmt war wie der Horizont

Die Muſik, unter ihrem ſchirmenden Dache, ſpielte, wie verhöhnend, dazu ihre heiterſten Tanzweiſen. Faſt unwillkürlich ſuchte mein Blick unter dieſem wogenden Getreibe von Menſchen ein bekanntes Geſicht, an das ſich irgend eine Erinnerung der Vergangenheit anknüpfen ließe. Kein einziges wollte ſich zeigen, nur ein Herr mit gebräunten Zügen, dicht in ſeinen Regenmantel gehüllt, auf dem Kopf, tief das Geſicht beſchattend, einen Hut mit Wachstaffet überzogen, erregte meine Aufmerkſamkeit und ſchien mir bekannt aus früheren Tagen, und doch wußte ich ſo wenig, wohin ich ihn in meine Erinnerungen zu ſetzen hätte, daß ich es nicht wagte ihn anzureden. Wir begegneten uns mehreremal, auch er ſah mich an, wir mußten uns kennen. Wie ſich oft in ſolchen Fällen die Stimmung, in der wir das bekannt ſcheinende Geſicht ſahen, die Umgebung, in der wir ihm ſchon begegneten, zuerſt aus unſeren Erinnerungen hebt, ehe wir Perſon und Namen wiederfinden, ſo ſtand auf einmal eine vor Jahren in Paris verlebte Zeit vor meinem Gedächtniß. Ich ſah mich in einer kleinen, meiſt von Künſtlern beſuchten Reſtauration, unweit des Boulevart des Italiens, in einem Seiten-

gäßchen, deſſen Namen mir längſt entfallen, vis à vis der Opera comique. Madame Bernard, die alte compteuse, lief von Tiſch zu Tiſch, machte auf dem Schiefertäfelchen ihre Rechnung und ſtrich, unter immer wiederkehrenden Scherzen, ihre Münze ein. Das Klappern der Teller, der ungeduldige Ruf der Gäſte, die beſchwichtigende Antwort der Kellner, die Geſpräche in ſchlechtem Franzöſiſch, Italieniſch oder Deutſch geführt (denn es waren größtentheils Ausländer, die ſich hier zuſammenfanden, meiſt junge Muſiker oder Schriftſteller), ſchwirrten mit ihren heiteren Scherzen vor mir auf. Theater, Kunſtſtudien, Produktionen, Hoffnungen auf die bunten Kränze, die die Kunſt ihren Jüngern lockend verhält, die meiſt verfliegen, gewiß aber entblättert ſind, ehe die ſtrebende Hand ſie erreichte, waren das Thema der Unterhaltung. Die Luft des Werdens hat etwas Berauſchendes; eine Hoffnung, eine Zuverſicht rankt an der andern empor, ungehemmt von neidiſcher Rivalität; der Frühlingshauch ſchaffender Kraft weckt die tauſend Blüthen in den jugendlich künſtleriſchen Gemüthern, die der Reif des Lebens dann in Maſſe knickt. Wenn man wüßte, wie wenige bleiben von

den glänzenden Hoffnungen, wie theuer die Erfüllung dieſer wenigen erkauft werden muß! — Wie geſagt, dieſe ganze heitere Zeit zog mir wieder durch das Gemüth bei dem Anblick jenes halb bekannten Geſichtes, obgleich es ernſt war und, mit ſeiner vor den Jahren gefurchten Stirn, jenen friſchen, hoffnungsreichen Tagen ſo unähnlich ſah. Und doch, damals mußte ich es gekannt haben, das wurde mir immer ſicherer. Wir begegneten uns noch einmal, ſtanden zugleich ſtill, und nachdem wir uns ſchweigend einen Moment angeſehen hatten, riefen wir wie aus einem Munde: „Wir müſſen uns kennen!“ „War's nicht in Paris vor etwa zehn Jahren, daß wir gute Stunden mit einander verlebten?“ fragte ich. „Gute Stunden!“ rief der Fremde mit ſchmerzlichem Ausdruck, „ja das waren gute Stunden. Wir haben einige Wochen täglich zuſammen gegeſſen, ſind uns oft in den Foyers der Theater begegnet.“

Wir tauſchten unſere Namen, die wir beide vergeſſen, kaum vielleicht je gewußt hatten, und doch, einſam wie wir beide waren, wurzelnd in gemeinſamer Erinnerung, grüßten wir uns wie alte Bekannte, wanderten plaudernd durch die lärmende Menſchen-

menge, und bald saßen wir zusammen unter dem berankten Vorbau eines kleinen Hotels am Strande, vor uns eine Flasche Wein, mitten in den alten Erinnerungen an die berauschende Seinestadt, deren Zauber wir damals, beide jung, beide lebensfroh und hoffnungsfrisch, hatten an uns vorüber streifen lassen. Aber das Gespräch wollte nicht heiter werden, trotz der heiteren Dinge, auf denen es verweilte.

„Sie waren Musiker, Componist?“ fragte ich meinen Gefährten. „Ja damals!“ antwortete er, und es zog wieder über seine Züge der Ausdruck tiefen Schmerzes, den ich schon mehreremal an ihm bemerkt hatte.

„Wir sind Landsleute,“ fuhr ich fort, „wie konnten wir uns so gänzlich aus den Augen verlieren, um so mehr, da ich viel seit unserer Bekanntschaft reiste, an verschiedenen Orten verweilte und Ihnen doch niemals wieder begegnete.“

„Auch heute wären wir uns fast vorüber gegangen,“ fiel er ein, „aber freilich ist es natürlich, daß Sie niemals von mir hörten. Ich war sechs Jahre jenseit des Oceans und bin seit wenig Wochen erst in die Heimath zurückgekehrt. Ich hatte die Musik aufgegeben und war Pflanzer geworden.“

„Und der Krieg hat Sie von Ihren Reis- und Zuckerfeldern vertrieben?“

„Aus meinem Urwald, wenn Sie wollen, aber auch das nicht. Schon vor Ausbruch des Kampfes hatte ich meine neue Heimath wieder aufgegeben, wenn ich auch freilich den größten Theil meines bescheidenen Vermögens dort zurückließ, um den es jetzt mißlich genug stehen mag. Jedenfalls werde ich nicht dorthin zurückkehren und muß zufrieden sein mit dem, was mein Bevollmächtigter mir aus dem Schiffbruch rettet!“

„Hat das Heimweh Sie also auch wieder zurückgeführt?“ fragte ich.

„O nein!“ war die Antwort. „Ich habe hier Niemand, der mich erwartet, aber drüben habe ich Frau und Kinder begraben, und an dem Ort, den ich mit ihnen und für sie geschaffen hatte, wo ich sie verlor, hielt es mich nicht länger. Es ist eine eigene Sache mit dem Heimathsgefühl, es ergreift einen am heftigsten im Vermissen und verschwindet im Besitz. Wie oft habe ich mich dort nach der deutschen Erde, der deutschen Luft, dem Klange unserer heimischen Sprache zurückgesehnt, wie glaubte ich auf diesem

Boden, in diesem Athem, diesen Tönen gefunden zu müssen, und jetzt fühle ich mich hier doppelt fremd, doppelt heimathslos und möchte wieder zurück in meine Urwälder, als wäre das nun meine Heimath. Da würde es mir aber auch fremd sein. Es giebt Dinge, die man niemals wieder bekommt, wenn man sie einmal freiwillig aufgab. Dazu gehört die Heimath. Wenn das die Menschen nur glauben wollten. Wen überfiele nicht im Leben einmal die Stimmung, alle Fäden seiner Lebensbeziehungen, die sich ihm vielleicht verdrießlich verwirrten, mit einem Entschluß abzureißen, sich in neue Verhältnisse zu verpflanzen? Die Grenzen sind ja jetzt so leicht überschritten und ebenso leicht zurückgemessen. Da aber liegt die Täuschung. Verlassen und aufgeben können wir, aber nicht wiederfinden und wiedergewinnen. Wir kehren zurück, aber nicht mehr in unsere Heimath. So lange ich einen eigenen Herd hatte, eine Familie, schien mir das meine Heimath. Seit ich ihn verloren, bin ich heimathslos."

„Ich wußte nicht, daß Sie verheirathet waren."

„Ah, das war, nachdem Sie Paris verließen. Dachte ich doch, Sie hätten den kleinen Roman mit-

erlebt, deſſen Löſung mich manchen Kampf koſtete, der mich mit einigen — befriedigten Jahren beſchenkte, und den nun das Grab deckt."

„Verzeihen Sie, daß ich ſchmerzliche Empfindungen bei Ihnen weckte," warf ich ein.

„Nicht doch," erwiderte er, und das Auge blitzte auf in den hart gewordenen, unbeweglichen Zügen. „Die Geſchichte iſt ſo einfach. Ich hatte in Paris ein junges Mädchen kennen gelernt, aus unbemittelten und untergeordneten Verhältniſſen, hatte mich mit ihr, trotz des Widerſpruchs meiner Verwandten, verheirathet, und die Scheu, meine Frau in eine Familie zu führen, die ſie mit Vorurtheil und unfreundlich empfangen könnte, ließ den Entſchluß reifen, in der neuen Welt, die aber jetzt ſchon recht alt geworden, mein Haus zu bauen. Das war der Fehler. Man ſoll die Dinge, die man für Recht hält, durchkämpfen durch alle widerſtrebenden Verhältniſſe, aber ſich dieſen nicht entziehen. Alles Ausweichen führt in die Irre."

„Sie gaben Ihre Muſik, bis dahin das Ziel und den Schmuck Ihres Lebens, auf?"

Mit der hatte ich ſchon abgeſchloſſen. Ich hatte in den ſchwerſten Stunden meines Lebens die Saiten

von meiner Geige gerissen und habe seitdem keinen Ton wieder gespielt — wenigstens nicht mit den Händen, die übrigens auch die harte Arbeit mit Axt, Spaten und Hacke zum Dienst der Kunst unfügsam gemacht hat. Aber im Herzen sprengt man nicht so leicht die Saiten, auf denen die Töne erklingen. In allem Schmerz und Freude des Lebens tönen sie wieder auf, und Musik, immer wieder Musik rauschte um meine Empfindungen, bald wie ein Trost spendender Genius, meist aber wie ein höhnender Dämon, der immer wieder den Verrath an der Kunst zu rächen sucht. Als ich meine Frau und meine Kinder dort drüben begrub, klang mir durch den tiefen Kummer eine jener üppig heiteren Melodieen der Pariser Feste vor dem innern Ohr, und, wie ich mit ihr kämpfte, ich konnte sie nicht bannen. Sie riß mich in den Wirbel der ausgelassensten Erinnerungen der Jugend fort, und es war eine Melodie, die ich nicht gehört hatte, die ich schuf in dem Augenblick, die emporwucherte, ein greller Contrast mit allen meinen Empfindungen. Sie zog das wunde Herz nicht ab von seinem Kummer, aber sie ängstigte es und reizte mich, im tiefsten Schmerz laut auf-

zulachen. Das iſt das Dämoniſche der Kunſt, die den nicht wieder los läßt, der ſich ihr einmal ergab.“

Er ſtürzte ein volles Glas hinunter und ſtarrte dann träumend vor ſich hin, als zögen wieder wirre Melodieen an ſeinem Ohr vorüber, denen er mit Widerſtreben lauſchen müßte. Ich wagte nicht, ihn aus ſeinem Brüten aufzurufen.

Es war indeſſen Abend und ſtill geworden auf der Straße, denn die lärmenden Gäſte hatten längſt den kleinen Ort verlaſſen, oder ſich drüben im Kurhauſe um die Roulettetiſche geſammelt. Von den Bäumen tropfte der Regen, die See plätſcherte in gleichmäßigem Takte an das Ufer. Da kam, die Straße entlang, eine Dame an dem Arm eines älteren Herrn, dem ich ſchon mehrmals begegnet war, und den mir der Kellner als einen ruſſiſchen Fürſten bezeichnet hatte. Mit der Dame ſah ich ihn zum erſten Mal. Sie trat in das Hotel und ging an uns vorüber. Einen Augenblick nur, als ſie durch den Glanz ſchritt, den unſere Lampe warf, konnte ich ſie ſehen. Es war eine hohe, kräftige Geſtalt, die Züge bleich, aber mit Spuren großer Schönheit; das Auge müde, aber wie verglommenes Feuer, die

Haltung ſtolz; um die Lippen der Zug der Menſchenverachtung, den ſchwere Schickſale zurücklaſſen. Das volle, dunkle, feuchte Haar war ungeordnet von einem golddurchwirkten Netze gehalten, den Hut hatte ſie in der Hand, um die Schultern hing nachläſſig ein prächtiger türkiſcher Shawl und ſchleifte am Boden.

Mein Freund, der den Vorbeiſchreitenden den Rücken kehrte, hatte nicht aufgeſehen. Schnell waren dieſe in der Thür des Hotels verſchwunden, und ich hörte ihre Schritte auf der Treppe verhallen. Es war nur ein Augenblick, daß das anziehende Bild der bleichen, ſtolzen Frau aus dem Dunkel vor mir auftauchte, aber ſei es nun, daß die Begegnung mit dem Pariſer Bekannten dorthin die Gedanken lenkte, auch das Bild dieſer Frau rief mir eine längſt vergeſſene Scene aus meinen Pariſer Erlebniſſen ins Gedächtniß. Zufrieden, den Faden der Unterhaltung mit meinem wortkargen Nachbarn, der ſich eben ruhig eine neue Cigarre anzündete, wieder anknüpfen zu können, fragte ich ihn: „Haben Sie die Dame bemerkt, die eben an uns vorüber ſchritt?“

„Nein,“ antwortete er und blies gleichgültig eine

Rauchwolke vor ſich hin. Ohne zu erwarten, ſeine Aufmerkſamkeit ſehr zu feſſeln, eigentlich nur, um ihn aus ſeinem Brüten zu wecken, warf ich hin: „Erinnern Sie ſich im Hippodrome am Arc de l'Étoile der Töchter der Luft?“

„Wie kommen Sie auf dieſe Frage?“ rief er, plötzlich heftig auffahrend und ſeinen durchdringenden Blick auf mich heftend. „Was meinen Sie mit den Töchtern der Luft?“

„Haben Sie die vergeſſen?“ erwiderte ich und bemühte mich, ſeiner plötzlichen Heftigkeit ein unbefangenes Lächeln entgegenzuſetzen. „Mr. Poitevin, der berühmte Aeronaut, ließ in den Herbſttagen 1851 dreimal wöchentlich ſeinen Ballon im Hippodrome ſteigen, und um das Schauſpiel pikanter zu machen, hatte er erſt einen Clown, dann ein Pferd unter die Gondel befeſtigt. Dann mußte ſich, gewiß mit Widerſtreben, ſeine Frau auf das freihängende Pferd ſchnallen laſſen und ſo die gefahrvolle Reiſe mitmachen, und endlich kündigte er drei Töchter der Luft an, die im leichteſten Coſtüme an der Gondel befeſtigt, ſich mit ihm aufſchwingen würden.“

„Sie erinnern ſich deſſen?“ fragte er, und ſein Ge-

ſicht zeigte plötzlich eine Spannung, eine Theilnahme, die ich bis dahin vergebens mit meinen Erinnerungen an gemeinſam verlebte Stunden hervorzurufen verſucht hatte.

„Sehr deutlich,“ fuhr ich fort, „denn mich beſchäftigte dieſes Schauſpiel viel nachhaltiger, als vielleicht irgend einen der Zuſchauer, die die armen Mädchen wohl ebenſo ſchnell aus dem Gedächtniß, als aus den Augen verloren haben mögen.“

„Meinen Sie?“ fiel er ein, und ein bitteres Lächeln zog um ſeine Lippen. „Erzählen Sie doch, was es war, das Ihre Theilnahme ſo außergewöhnlich erweckte.“

„Mitleid auf der einen Seite,“ erwiderte ich, „auf der andern Seite Empörung gegen die Grauſamkeit der Menge.“

„Da hatten Sie recht!“ fuhr er auf. „Aber ich will Sie nicht wieder unterbrechen.“

„Ich war,“ fuhr ich fort, „mit einigen Bekannten an einem der ſchönſten Herbſtnachmittage hinausgegangen bis zum Hippodrome, nur des Spazierganges wegen durch die belebten champs élisées. Die Menge drängte ſich in den Circus, und wir folgten ihr ohne

weiter zu fragen, welches Schauſpiel uns erwarte. Die Wettläufe der Poni mit den Straußen, die steeple chase der Affen, die Jongleurs und halsbrecheriſchen Künſte der Seiltänzer und Gymnaſten, die großen Maskenaufzüge gingen vorüber, und nun ſollte der Ballon, der in Mitten des Circus mit Tauen befeſtigt war, ſeine Reiſe beginnen. Er bauſchte ſich auf unter dem zuſtrömenden Gaſe, Mr. Poitevin ſtand mit der Sicherheit des kundigen Steuermanns und donnerte ſeine Befehle unter die Arbeiter; die Taue wurden ſtraff; Alles war bereit, nur die Töchter der Luft fehlten. Eine peinliche Pauſe entſtand, ſelbſt der ſichere Mr. Poitevin blickte mit verlegener Unruhe bald auf den Vorhang des Hintergrundes, bald in die ſchon ungeduldig werdende Menge. Hatte der Entſchluß die armen Geſchöpfe gereut, und weigerten ſie ſich noch im letzten Augenblick, die lebensgefährliche Fahrt anzutreten? Der Luftſchiffer wurde abgerufen, verſchwand hinter dem Vorhang, und jetzt ließ ſich das laute Murren der erwartungsvollen Zuſchauerſchaar, die fürchten mußte, um ihr Schauſpiel zu kommen, nicht länger zurückhalten. Aber bald erſchien der kühne Unternehmer des grauſamen Schau-

spiels wieder, mit triumphirender Miene, und hinter ihm rauschte der Vorhang auseinander, aus dem auf zweirädrigem römischen Triumphwagen, vor dem sich zwei goldgezäumte Schimmel bäumten, die drei Töchter der Luft durch den Circus auf den Ballon zusprengten. Die Menge, die sich schon von den Zuschauerräumen in den Circus gedrängt hatte, wich „Brave" rufend auseinander, als die Mädchen vorbeirollten. Eines von ihnen, eine hohe, kräftige Gestalt, führte fest, mit dem Ausdruck des Trotzes, des Triumphes um die Lippen, Zügel und Peitsche; die beiden andern lehnten matt, mit sichtlichen Zeichen der Angst, an den Lehnen des Wagens; dienstfertige Hände halfen den unglücklichen Opfern grausamer Schaulust aus dem Fuhrwerk, und unter den ermuthigenden Zureden der Umstehenden wurden zwei von ihnen an Eisenstangen zu beiden Seiten der Gondel angeschnallt, so daß sie frei zu schweben schienen. Sie waren in weite weiße Gazegewänder, die leicht über fleischfarbene Tricots fielen, gekleidet, hatten an den Schultern mächtige Flügel und in den Händen und auf dem aufgelösten, flatternden Haar Kränze von frischen Blumen. Phantastisch und anmuthig sahen die Mäd-

chen aus, aber sie glichen mehr der sterbenden Sylphide, als der Beherrscherin der Luft, so todtenbleich waren sie unter dem dunklen Roth der Schminke geworden, so zitternd schlossen sie die Augen, und nur die bleichen Lippen zuckten krampfhaft. Die dritte, die Rosselenkerin, wie die andern gekleidet, aber ohne Flügel, stand unbeweglich dabei und ließ den festen Blick durch den weiten Kreis der Zuschauer gleiten. Plötzlich, als hätte sie den gefunden, den sie suchte, flog ein Zug des Hohns, der triumphirenden Befriedigung, dann der tiefsten Verachtung über ihre Mienen, um sogleich wieder der starren Kälte Platz zu machen."

„Sie haben scharf beobachtet," rief unwillkürlich mein Zuhörer, der mit immer steigender Spannung meinem Bericht gefolgt war, „und die empörende Scene blieb Ihnen fest im Gedächtniß."

„Empörend war es allerdings für jedes menschliche Gefühl," fuhr ich fort, „und ich konnte mich auch nicht enthalten, meine Empfindungen laut auszusprechen. „Das ist eine Grausamkeit, die man nicht erlauben sollte!" rief ich einem neben mir Stehenden zu, „sehen Sie nicht die Angst der armen Mädchen?"

„Wie kann man ſolche Geſchöpfe bedauern?“ erwiderte er lachend, „die für 200 Franken ihr Leben auf's Spiel ſetzen, um ſich bekannt zu machen und ſich wahrſcheinlich Kundſchaft für ihre, allerdings ſehr unverhüllten, Reize zu verſchaffen!“

„Der Elende!“ murmelte mein Gefährte zwiſchen den Zähnen.

„Inzwiſchen hatte die ſchöne Roſſelenkerin ſich in eine Art von Hängematte aus vergoldetem Netz geſchwungen, die unter der Gondel angebracht war. Sie weigerte ſich mit beſtimmtem, faſt gebietendem Tone, ſich feſtſchnallen zu laſſen, und zog, in die Maſchen eingreifend, das Gewebe um ſich; das Zeichen wurde gegeben, die Taue zerhauen; der Ballen hob ſich erſt langſam, dann ſchneller und ſchneller, immer höher; das Hurrahrufen der Zuſchauer übertönte den Angſtſchrei der Mädchen, die nichts deſto weniger mit den krampfhaft gehaltenen Kränzen winkten, bis man ſie nicht mehr mit den Augen unterſcheiden konnte; dann verließ der Ballen die Richtung, mit der er gerade aufgeſtiegen war, wurde ſeitwärts getrieben und entſchwand bald den Blicken der Menge, die ſich heiter durch die Ausgangspforten des Circus zerſtreute.“

„Und Sie waren der Einzige, der dem Schauspiel mit Entrüstung und Mitleid zuschaute," sagte mein Gefährte und leerte sein Glas.

„Ich darf mir das nicht so hoch anrechnen," war die Antwort, indem ich auf's Neue das leere Glas füllte. „Ich selbst hätte mich vielleicht nicht dem grausamen Reiz des Wagnisses verschlossen, wäre mir nicht eins der Mädchen durch flüchtige Begegnung vorher bekannt gewesen."

„Ihnen?" fragte der junge Pflanzer mit erhöhter Aufmerksamkeit. „Und welche von den Dreien war das, wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen?"

„Nicht im Geringsten!" antwortete ich heiter. „Es war sogar eine kleine Landsmännin, die als Kammermädchen mit einer deutschen Familie nach Paris gekommen war und die mir oft die Thür geöffnet hatte, wenn ich bei ihrer Herrschaft, die zufällig mit mir in einem Hotel wohnte, und die ich so kennen lernte, Besuch machte. Sie wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ihres Dienstes entlassen, benutzte aber das ihr ausbezahlte Reisegeld in die Heimath nicht, sondern blieb damit in Paris. Ich folgte ihr einmal, als ich flanirend die Boule-

vards entlang ging und sie vor mir beschreiten sah. Vor jedem der glänzenden Modeladen blieb die Kleine stehen, die Begier des Putzes malte sich auf ihren hübschen Zügen; sie sah erröthend auf ihr einfaches Kattunkleid und ließ dann wieder den begehrenden Blick musternd über die Toiletten der vorbeifahrenden oder flanirenden Damen gleiten. Es unterhielt mich, ihr zu folgen, denn es war so unverkennbar, was in ihrer Seele verging." —

„Und Sie lieben die psychologischen Studien?" fiel mein vis-à-vis ein.

„Besonders wenn sie so leicht sind und sich von so niedlichen Zügen lesen lassen!" erwiderte ich, froh, endlich den Ausdruck ängstlicher Spannung und tiefen Schmerzes auf dem Gesichte meines Genossen einem unbefangenen Lächeln weichen zu sehen. „Das war mir sicher: die kleine Landsmännin hätte ihr halbes Leben darum gegeben, um sich nur einmal putzen zu können, und deshalb vielleicht wagte sie das ganze für nicht mehr als 200 Fr., die ihr in dem Augenblick ein Vermögen erschienen. Das Mädchen machte auch wirklich, wie ich später erfuhr, durch das Wagniß seine Carrière, die allerdings nicht allzu glänzend

ausfiel. Die Töchter der Luft machten damals großes Aufsehen in Paris und wurden schnell der Gegenstand der Spekulation. Die Direktoren der kleinen Bühnen beeiferten sich, ihnen zu ihren Theatern eine Loge zu schicken und ihr Erscheinen im Theater auf den Affichen anzuzeigen, das Publikum erkannte sie schnell und empfing sie mit Bravi, wenn sie eintraten. Da sah ich denn die Kleine wieder in schönstem Putz, mit kostbarem Blumenstrauß, in einer Loge der Porte St. Martin, in der sich um sie und ihre Gefährtinnen ein Kreis von Herren gesammelt hatte. Sie hatte, was sie wünschte, eine elegante Toilette, und noch mehr, eine Schaar von Anbetern. Aber die Berühmtheit mag nicht lange gedauert haben, und so wußte sie sich ihre Verbindung mit den Theatern in soweit zu Nutze zu machen, daß sie bei irgend einer kleinen Bühne als Statistin eintrat. Nach Jahren fand ich sie, freilich etwas verblüht, an einem Provinztheater in Deutschland wieder. Sie war noch immer Statistin, aber auch der Name der „Tochter der Luft" war ihr geblieben, so wenig sie im Uebrigen mit der Calderon'schen Semiramis gemein hatte, und der Name hatte ihr Glück gemacht.

Sobald irgend eine Fee auf den unſicheren, aus Holz und Pappe gefügten Wolken dahinfahren mußte, war es immer die kleine Minette, die ſich ſelbſt der gewagteſten Flugmaſchine ohne Scheu anvertraute, ja es ſchien, als wäre ſie für das fliegende Fach ganz beſonders engagirt, denn ſie hieß und blieb die Tochter der Luft, und ich will ihr wünſchen, daß ſie niemals aus den Wolken gefallen ſein mag. Sie hat mir komiſch genug ihre Angſt im Pariſer Hippodrome vor der erſten Auffahrt geſchildert, zu der ſie der Lohndiener des Hotels, in dem ſie mit ihrer Herrſchaft wohnte, perſuadirt hatte, aber ſie wollte nicht eingeſtehen, daß ſie und ihre Gefährtinnen im letzten Augenblick vor dem Wagniß zurückgeſchreckt wären und ſie die Urſache zu der bedrohlichen Pauſe im Cirkus gaben. Sie ſchob die Schuld lediglich auf die andern beiden, die ſich geweigert hätten, in dem allerdings etwas leichten Coſtüm vor dem Publikum zu erſcheinen, und erſt durch beleidigenden Zweifel an ihrem Muth, durch Ueberredung und einige Ellen Mull, die man den Kleidern anheftete, zum Entſchluß zu bringen geweſen wären; das aber betheuerte Minette, daß ſie, abgeſehen von den Coſtümſkrupeln, die

sie nicht theilte, nicht um die Welt die Fahrt noch einmal unternehmen würde, und hielt sich schwindelnd die Augen zu, so oft sie an die Hinrichtung dachte, wie sie das Schauspiel nannte. — Aber Sie fragten mit solchem Eifer nach meiner Geschichte, die freilich einfach genug ausgeht, und jetzt scheint sie Sie vollkommen gleichgültig zu lassen."

„Gleichgültig?" sagte der Pflanzer, „gleichgültig? Haben Sie doch halb zufällig ein Ereigniß berührt, das der Wendepunkt meines Lebens wurde, an dessen tragischen Folgen ich noch immer leide." —

„Sie machen mich neugierig!" rief ich.

„Nun denn, Sie sollen Alles wissen," fuhr er fort, „was ich Niemand jemals ganz erzählte, was wie ein Schatten lag über meiner Seele seit vielen Jahren, will ich vor Ihnen jetzt abwälzen, da der Zufall Ihnen einmal den Schleier lüftete von dem bunten Bilde, das Sie mit Theilnahme, mit edler, menschlicher Empfindung betrachteten, und das Sie erst verstehen werden, wenn Sie seine ganze Geschichte — meine Geschichte kennen."

„Ihre Geschichte?" wiederholte ich erstaunt, „und die stände in Beziehung zu dem barocken Schauspiel

im Pariſer Hippodrome, deſſen ich eben zufällig vor Ihnen erwähnte? Sollte eine der „Töchter der Luft?“ —

„Hören Sie mich,“ unterbrach er meine Frage. „Aber ſchieben Sie erſt die Lampe bei Seite, denn es iſt unnöthig, daß Sie auch das Erröthen der Scham auf meinen Zügen leſen. So! zünden Sie ſich eine neue Cigarre an und werfen Sie ſich Ihr Plaid um, denn meine Geſchichte iſt lang, und der Abend fängt an kühl zu werden. Sie haben mich vor zehn Jahren gekannt. Ich war Muſiker, jung, lebensfroh, voller Vertrauen auf mein Talent, und unbekümmert um die beſcheidenen Mittel, die mir meine Verwandten bewilligen konnten, hatte ich mich in die Metropole der Kunſt begeben, um meine Studien fortzuſetzen. Ich glaube nicht meine Zeit für die Kunſt verloren zu haben, aber es blieb mir Muße genug, mich in alle die Vergnügungen zu ſtürzen, die die frivole Stadt lockend vor der Jugend ausbreitet, und was erſcheint der Jugend von dreiundzwanzig Jahren nicht alles als Vergnügen? Aber meine Compoſitionen, ſo vortrefflich ſie mir ſelbſt erſchienen, fanden keinen Verleger, und ſo mußte ich

meine kleinen Geldmittel zu Rath halten. Ich hatte mich recht vernünftig eingerichtet. Meine Wohnung war, Rue Montmartre fünf Treppen hoch, au dessus de l'entresol bei einer alten Wittwe, die mit ihrer kaum erwachsenen Enkelin von Handarbeiten lebte. Es war ein Dachstübchen, nicht geräumiger als nöthig um mein Bett zu stellen, mit einem kleinen Kamin, dessen Gesims mir zugleich als Tisch diente, zierlich genug mit einem winzigen Bronceſpiegel geſchmückt; an der Wand ein Nagel für meine Geige und ein Kleiderſchränkchen, immer noch zu groß für meine sehr einfache Garderobe. Meine Aussicht der Himmel und ein Meer von Dächern. Dabei konnte ich aber das Zimmer meiner Wirthin fast wie mein eigenes betrachten, in dem ich mich mehr aufhielt, als in dem mir allein zugehörigen. Da saß die kleine Louiſen am Fenster und nähte Strohhüte vom Morgen bis zum Abend. Die Großmutter half ihr, soweit ihre Kräfte es erlaubten, führte den kleinen Haushalt und beschäftigte sich mit meiner Erziehung, wofür ich ihr auf der Geige meine Compoſitionen vorſpielte, denen sie mit Geduld, aber mit wenig Vertrauen zuhörte. Arme Frau! Sie hatte seit dreißig Jahren ihr

Zimmerchen an junge Künstler vermiethet, hatte unzählige Mal die Hoffnungen auf eine goldene Zukunft wachsen und scheitern sehen, sie war ohne Illusionen. Dafür aber kannte sie die Gefahren der großen Stadt ganz genau und war unermüdlich, immer wieder davor zu warnen, wobei sie aber jedesmal die Stimme dämpfte, damit ihre Kleine Nichts hören sollte von den lockenden Klippen der Welt. Louisen ahnte wirklich Nichts von alledem, saß unverdrossen und immer heiter bei ihrer Arbeit in dem ärmlichen Kleidchen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und ihr einziges Vergnügen bestand darin, Sonntags einige zerlesene Romane zu durchfliegen, die ich ihr aus einer Leihbibliothek mitbrachte. Die Alte hatte mich gern und ihre Louisen betete sie an, dabei aber schalt sie uns beständig, und wir lachten dazu. Es waren vergnügte Stunden, die ich in dem Dachstübchen au coin du feu de la vieille verlebte, Stunden wahrhafter Poesie, denn damals war ich wirklich Künstler, wirklich Componist, so sehr die Alte zu meinen Productionen den Kopf schüttelte. Damals zweifelte ich weder an meinem Beruf noch an meinem Erfolge —"

„Und Sie liebten die kleine Louiſon?“ — fiel ich ein.

„Wie eine Schweſter! und kein anderer Gedanke kam mir in die Seele. Es war eine Idylle, von der ich Ihnen ſpreche, kein Roman, und das Capitel aus meinem Leben, das ich rue Montmartre au cinquième überſchreiben könnte, ging ebenſo einfach als leidenſchaftlos zu Ende. Meine kleinen Einnahmen wollten trotz der guten Lehren der Großmutter doch nicht ausreichen, und ich mußte mich nach Muſikſtunden umſehen. Dazu aber brauchte ich ein Klavier und für das Klavier einen Raum, es zu ſtellen. Ich ſehe noch, wie die kleine Louiſon mein Zimmer mit ihrer Elle ausmaß, weil ſie immer noch die Hoffnung nicht aufgeben wollte, daß das auch noch ein Klavier beherbergen würde, wie ſehr auch die Großmutter verſicherte, daß ſie immer nur Virtuoſen auf der Geige oder Flöte hätte gebrauchen können, und daß ein Monument wie ein Klavier nicht einmal die Treppe heraufzubringen wäre. Die Alte hatte Recht, wie in den meiſten Dingen, die Kleine weinte zum erſten Mal ſeit ich ſie kannte, ich zog aus, beſuchte meine Freunde noch einigemal, dann immer ſeltener,

und schließlich hatte ich sie aus den Augen verloren."

„Ach, und ich glaubte schon den Anfang Ihres Romans zu hören!" rief ich.

Der Erzähler schien den Einwurf nicht zu beachten, rückte seinen Stuhl ganz in den Schatten und fuhr fort: „Meine Musikstunden hatten guten Fortgang, und bald wurden mir durch eine bekannte Musikalienhandlung so viel Schüler empfohlen, daß ich die meisten zurückweisen mußte. Unter denen, die sich in meine Zeit theilten, war ein junges Mädchen, das aus der Provinz nach Paris gekommen war, um seine Stimme auszubilden und sein Glück beim Theater zu versuchen. Gabrielle, lassen Sie mich sie gleich bei ihrem Namen nennen, hatte sich bei einer entfernten Verwandten eingemiethet, aber sich vergebens bemüht, bei irgend einem der berühmten Meister ihre Studien zu machen. Sie werden das begreifen, denn sie war arm und ohne Connectionen, aber bei der Energie ihres Charakters, die vor keinem Hinderniß zurückschreckte, das sich dem einmal vorgesetzten Ziele entgegenstellte, gab sie ihre Pläne nicht auf. Sie war zwanzig Jahre alt, groß,

ſchön, einſam auf der Welt, denn die Eltern hatte ſie verloren, ſie war hochmüthig und wollte nicht dienen, ſie vertraute auf ihr Talent. — Die Stunden, die ich ihr gab, überſchritten bald das Maß, das wir ihnen geſteckt hatten; wir waren beide jung, beide begeiſtert für die Kunſt, der wir uns gewidmet hatten, beide, trotz der kargen Gegenwart, voller Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft. Mußten wir uns nicht erſcheinen wie zwei Schiffer in dem Sturme des Lebens, die an eine und dieſelbe glückliche Inſel, dem Eilande der Kunſt, verſchlagen waren? Mußten wir nicht glauben, daß ich, der ſentimentale Norddeutſche, ſie, die ſtolze und willenskräftige Provencalin, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammengeführt hatte, für einander beſtimmt ſeien? Ich glaube es noch, ſo verſchieden unſere Charaktere auch waren. Ich will kurz ſein: Wir liebten uns und hatten es uns ausgeſprochen. Das waren beglückte, von den Schwingen der Poeſie umrauſchte, von goldener Hoffnung getragene Tage, wie das Leben ſie nur einmal ſchenkt. Und wie reich fühlten wir uns, denn wir überſchätzten gegenſeitig unſer Talent. Ich ſah Gabrielle als gefeierte Sängerin,

umgeben von dem Glanz und Ueberfluß, mit dem die Uneingeweihten sich die Theatercarriere zu schmücken pflegen, sie baute ihre Luftschlösser auf die Erfolge, die sie meinen Compositionen erringen wollte. So verträumten, so verplauderten wir die Stunden und jubelten in das Leben hinein, das rosig vor uns lag. Gabrielle blieb immer die Bekennene, immer die energisch Fortschreitende in ihren Studien, mir schien die Hoffnung Erfüllung, und der Gipfel des Strebens der Gipfel des Glücks. Von den Vergnügungen früherer Tage hatte ich mich natürlich zurückgezogen, aber ich führte Gabrielle in Oper und Concerte, ich wollte die Schönheit der Geliebten erhöht sehen durch geschmackvolle Toilette. Ich machte Schulden, noch schlimmer, ich borgte von einem flüchtigen Bekannten, einem Holländer, der der Genosse meiner leichtfertigen Freuden gewesen war. Halten Sie fest, daß ich keine Entschuldigungen, sondern Bekenntnisse ausspreche. Ich war leichtsinnig aus Schwäche. Ich hatte mich gewöhnt, das Unangenehme nicht zu bekämpfen, sondern ihm aus dem Wege zu gehen. Ich überließ der Zukunft die Ueberlegung, so lange ich ihre Nothwendigkeit der Gegenwart ersparen konnte. Als ich

jenen frivolen Menſchen um Geld anging, ließ ich es mir gefallen, daß er Verdächtigungen auf mein Verhältniß zu Gabrielle warf, die ihn geneigter machten, mich zu unterſtützen. Er fand es ganz natürlich, daß ich eine ſo glänzende Eroberung mit Geſchenken zu feſſeln ſuchte. Hätte ich ihm vertraut, daß ich auf Gabrielle nur mit den geheiligten Augen ſah, mit denen jeder Mann von Ehre ſeine zukünftige Gattin, die Genoſſin ſeines Lebens, betrachtet, er hätte mich ausgelacht und mir ſeine Börſe verſchloſſen. Ich wollte mich nicht auslachen laſſen um meine deutſche Sentimentalität, und ich brauchte ſein Geld.

Eines Tages ging ich mit Gabrielle in den Champs élysées ſpazieren. Sie war reizender als je in ihrem einfachen, aber eleganten Sommerkleide, wir waren heiter und glücklich. Die Freude des Mädchens an all' der bunten Welt um uns her hatte mich mit fortgeriſſen. Ich ließ mir wieder und wieder alle die Hoffnungen auf die Zukunft vorplaudern und vergaß die Gegenwart. Da geſellte ſich jener junge Holländer zu uns. Er ſah Gabrielle zum erſtenmal, muſterte ſie mit glühenden Blicken, und indem er mir mit frivoler Vertraulichkeit zuwinkte,

raunte er ihr fade Schmeicheleien ins Ohr. „Befreie mich von dem Menschen!“ flüsterte mir Gabrielle zu. Erröthend schlug ich die Augen nieder. War ich doch sein Schuldner, hatte ich doch selbst durch die Andeutungen, die ich ihm erlaubte, mein Verhältniß zu dem Mädchen in ein falsches Licht gestellt. Die Qualen der Verlegenheit jener Stunde treiben mir noch heute das Roth der Scham auf die Stirn, drum lassen Sie mich kurz sein. Der Holländer wurde zudringlicher und zudringlicher, er entblödete sich nicht, leichtfertige Anspielungen auf unser Verhältniß zu machen, und Gabrielle's scharfe Zurückweisung, mein Schweigen reizten ihn zum Zorn. „Lieber Freund,“ rief er, „Sie sind lange genug im Besitz eines Glückes, das ich heute erst schätzen lerne, um es auch einem Andern zu gönnen, um so mehr, wenn Sie es diesem Andern zum Theil verdanken. Nur für wenig Wochen treten Sie mir die Schöne ab!“ Gabrielle hing sich krampfhaft an meinen Arm und wollte mich fortziehen. „Verkaufen Sie mir die Gunst Ihrer Geliebten,“ fuhr er fort, „und nehmen Sie als Angeld die Summe, die Sie mir schulden.“ — Ich hätte auffahren müssen, es

wäre meine Pflicht gewesen, ihn mit dem ganzen Zorne, den sein unwürdiges Betragen verdiente, zu vernichten, aber die Scham, sein Schuldner zu sein, lähmte alle meine Kraft. Ich stammelte einen ausgleichenden Scherz, um eine heftige Scene zu vermeiden, und beschwor leise Gabrielle, kein Wort zu erwidern. Sie aber, mit einem Blick, in dem sich die tiefste Verachtung malte, riß sich von meinem Arm los und, erglühend von Zorn und Entrüstung, eilte sie fort. Ich wollte ihr folgen, aber der Holländer hielt mich zurück, und als ich mich endlich von ihm frei gemacht hatte, sah ich, wie Gabrielle sich in einen Fiacre warf und in die Stadt zurückfuhr. Ich folgte ihr, von Scham vernichtet; ihr zu Füßen wollte ich fallen, ihre Verzeihung erflehen, sie beschwören mit aller Macht meiner Liebe; sie liebte mich ja auch, sie mußte mir vergeben. Bebend langte ich vor ihrer Thüre an, aber auf mein Klopfen ertönte nicht das wohlbekannte „Herein!“ Ich legte mein Ohr an die Thüre, ich hörte das Rauschen ihres Kleides, hörte leises Schluchzen und trat ein. Gabrielle, zusammengesunken auf einem Stuhl, das Gesicht, überströmt von Thränen, an eine Fensterscheibe

gedrückt, kehrte mir den Rücken. Als sie mich bemerkte, fuhr sie auf, trocknete die Augen, trat einen Schritt in das Zimmer mir entgegen und warf den Kopf zurück. „Gabrielle," rief ich, „kannst du mir vergeben?" Sie ließ mich nicht ausreden. „Sie wagen es noch, mein Herr, mein Zimmer zu betreten, sich meinen Augen zu zeigen? Ich hätte meine Thür verschlossen, wenn ich Ihnen nicht wenigstens so viel Ehrgefühl zugetraut hätte, mir diese neue Beleidigung, Ihnen diese neue Beschämung zu ersparen." — „Bei unserer Liebe, Gabrielle, beschwöre ich dich —" „Unsere Liebe?" rief sie aus. „Wer nicht den Muth hat, das Mädchen, dem er Liebe heuchelte, vor Beleidigungen, vor entehrenden Beleidigungen zu schützen, der verdient ihre Liebe nicht." „Gabrielle, wenn du Alles wüßtest." — „Ich weiß genug," fuhr sie fort, „und werde mein Herz nicht wegwerfen — an einen Feigling. Wenn ich ein Mann gewesen wäre, mein Leben hätte ich daran gesetzt, diese Schmach zu sühnen, kein Gedanke, kein Wort hätte mir Die beleidigen dürfen, deren Ehre die meinige gewesen wäre. Sie hatten nur verlegenes Lächeln, das Nichts wagte zu erwidern; Sie allein, nicht jener Elende, haben mich

beleidigt, beleidigt durch Ihre Feigheit.“ „Nenne nicht Feigheit,“ fiel ich ein, „was ein Unrecht war, das ich nicht entschuldige, ein Zusammentreffen unglückseliger Mißverständnisse —.“ Sie ließ mich nicht ausreden und schritt zur Thüre des Nebenzimmers. Ich trat ihr in den Weg. „Zurück!“ rief sie und maß mich mit so verächtlichem Blick, daß der Zorn mich übermannte: „Wenn es dir lieber war,“ sagte ich, „daß ich mein Leben wagte wegen der elenden Scherze eines verächtlichen Menschen, als daß ich ertrug, was ich unter anderen Verhältnissen nicht ertragen hätte, wenn du erbärmliche Worte, die nicht werth sind, uns zu beleidigen, nicht vergessen kannst und mein Blut dafür forderst, so hast du mich nie geliebt. Die Verlegenheit, die Beschämung einiger Minuten kannst du nicht ertragen, aber du würdest es ertragen mich sterben zu sehen, weil mein Tod deiner Eitelkeit schmeichelt. Es ist leicht für euch Frauen, Muth von uns zu verlangen, den ihr freilich niemals beweisen könnt.“ — „Meinen Sie?“ fuhr sie auf mit schneidendem Hohn. „Glauben Sie, wir Frauen hätten keinen Muth? Vielleicht werde ich Ihnen das Gegentheil beweisen, vielleicht Ihnen

zeigen können, daß die Ehre mir mehr gilt als das arme Leben, aber bis dahin sehen wir uns nicht wieder!“ Hoch aufgerichtet, keines Blickes mehr mich würdigend, trat sie aus dem Zimmer, und vernichtet verließ ich das Haus. So oft ich versuchte sie wieder zu sehen, fand ich ihre Thüre verschlossen. Was ich litt, lassen Sie mich nicht schildern. Hatte ich Gabrielle doch geliebt mit der ganzen Kraft meiner Seele, war sie doch meine Hoffnung, meine Zukunft, mein Stolz gewesen, und jetzt erst fühlte ich ganz, was ich an ihr besessen hatte. Die Energie ihrer Zuversicht hatte nie den Kleinmuth aufkommen lassen, dem wir Künstler so leicht verfallen; jetzt glaubte ich nicht mehr an mein Talent, hoffte nicht mehr auf meine Zukunft, und mein Leben war mir so werthlos geworden, daß ich nicht einmal daran denken mochte, es aufzugeben. Und die verlorene Liebe! Es ist nicht wahr, wenn man sagt, daß das Herz zweimal lieben kann. Die erste, die Alles erfüllende Leidenschaft verzehrt, saugt aus, verbraucht die Kräfte unseres Herzens, und jedes folgende, scheinbare Liebesgefühl wird uns nur die Armuth unserer Empfindung klar machen und sich im besten Falle mit

dem kargen Reſte eines erſchöpften Herzens begnügen.

Tage und Wochen vergingen, und ich hörte Nichts von Gabrielle. Da brachte mir eines Morgens der Concierge meines Hauſes einen Brief herauf, in deſſen Aufſchrift ich Gabrielle's Hand erkannte. Lange wagte ich nicht, ihn zu erbrechen. Was konnte er enthalten? Durfte ich auf eine Annäherung hoffen? Ich kannte ſie zu gut, um darauf zu rechnen. Endlich, mit zitternder Hand, brach ich das Siegel. Nichts fand ich, als ein Billet zum Hippodrome für die Vorſtellung deſſelben Nachmittags. Lange konnte ich mir das Räthſel nicht erklären. Wollte das Mädchen, das ich geliebt hatte, das ich noch liebte, mich verſpotten? dazu war es zu hochherzig; wollte es mir einen Ort bezeichnen zu einer annähernden Wiederbegegnung? dazu war es zu ſtolz Ich zauderte, ob ich Gebrauch machen ſolle von der Einlaßkarte; zwanzigmal warf ich ſie bei Seite, feſt entſchloſſen, mein Zimmer an dem Tage nicht zu verlaſſen, und doch, als die Stunde heranrückte, fand ich mich faſt willenlos auf dem Wege durch die Champs élysées nach dem Circus. Die Vorſtellung hatte längſt be-

gennen, und lange ſtreifte ich zagend an der Eingangsthüre auf und ab und ließ die Zuſchauer an mir vorbeiſtrömen, immer noch erwartend, Gabrielle unter ihnen zu entdecken. Ich wartete vergebens und trat endlich ein. Mein Platz war auf einer der oberſten Galerien, es war ein feſt bezeichneter, und ich nahm ihn ein, noch immer hoffend, in einem der Nachbarn einen Bekannten und durch ihn die Löſung des Räthſels zu erhalten. Auch das nicht. Eingedrängt in eine Zeile fremder Menſchen, muſterte ich vergebens den weiten Zuſchauerkreis, kein bekanntes Geſicht, am wenigſten das, was ich unter allen am verlangendſten ſuchte, war zu finden. Da warf ich einen Blick auf die Affiche, an die ich noch gar nicht gedacht hatte. Mit großen Lettern, zum Schluß der Vorſtellung, waren die Töchter der Luft angekündigt, eine furchtbare Ahnung ſtieg in mir auf, und ſie hatte mich nicht getäuſcht. Die empörende Scene, die dem Aufſteigen des Ballons vorausging, ſteht noch zu deutlich in Ihrem Gedächtniß, um ſie Ihnen wiederholen zu müſſen. Ich kann mich kurz faſſen. Die Reſſelenkerin, die Sie beſchrieben, war Gabrielle. Der Blick, den ſie verachtend in den Zuſchauerkreis warf, den ſie

triumphirend entflammen ließ, ſuchte mich und traf mich in die tiefſte Seele. Aber noch mehr des Entſetzens: das zitternde Mädchen an ihrer Seite, das unglückliche Geſchöpf in dem leichtfertigen, flatternden Gazeanzug war Louiſen, das Enkelkind meiner Wirthin Rue Montmartre, dieſelbe, in deren kindliches, unverdorbenes Gemüth ich vor wenig Monaten noch mit brüderlicher Anhänglichkeit und mit der Theilnahme geblickt hatte, die jedes reine, heiter ſich entfaltende Herz erweckt. Ich ſtand vor einem neuen Räthſel, im Augenblick, als das eine ſich eben gelöſt hatte. Während mir Gabrielle's Entſchluß völlig klar war, ſchien mir Louiſens Wandelung durchaus unbegreiflich, kaum hielt ich mich zurück, laut aufzuſchreien, und nur der Ort und die Umgebung ſchloſſen krampfhaft meine Lippen. Mein erſtes Gefühl war, mich in den Circus zu ſtürzen, um dem ſchändlichen Schauſpiel ein Ende zu machen, aber da ſtand ich, willenlos eingedrängt zwiſchen eine erregte Menge, nicht fähig, mich von der Stelle zu bewegen. Und der Ballen ſchwebte auf, und Gabrielle's durchdringender Blick war auf mich gerichtet, ich fühlte ihn noch wie einen Dolchſtich, als ſie ſelbſt längſt dem brennenden Auge ent-

ſchwunden war. Erlaſſen Sie mir die Schilderung, wie ich in meine Wohnung zurückkehrte, forſchen Sie nicht nach den Qualen der Scham und der Verzweiflung, die meine Seele erfaßten. Ich ſelbſt weiß nur, daß ich glühenden Hauptes in kühler Oktobernacht durch die belebten, von tauſend Lampen und Gasflammen erleuchteten Champs élysées raste, das Auge immer wieder zum dunklen, bewölkten Himmel erhoben, an dem ich wieder und wieder meinte den Ballen ziehen, ſtürzen, verſinken zu ſehen. Als ich endlich zurückgekehrt war, warf ich mich verzweifelnd auf das Lager, bald in Thränen meinem Ingrimm, meiner Wuth Luft machend, bald hell auflachend im Hohn über die erlittene Schmach. Wie aus ſolchen Stunden oft das Kleinlichſte, Unbedeutende uns im Gedächtniß bleibt, und an ihm ſich die ganze Schwere der Empfindung in der Rückerinnerung immer wieder anhängt, ſo weiß ich, daß der einförmige, gemeſſene Schlag meiner kleinen Wanduhr, die ich noch aus Deutſchland, aus dem elterlichen Hauſe, mitgebracht hatte, mich zur Verzweiflung brächte. Es war, als höhnte mich der unbeirrte Gleichmuth, in dem die Räder gegeneinander ſchlugen, und die gelbe Scheibe

des Perpendikels, auf die ab und zu der Schein der Gasflammen auf der Straße durch die Gardinen fiel, und die dann wieder im Schatten verschwand, erschien mir wie ein schwebender Luftballon, der, ein willenloses Spiel der Lüfte, noch immer nicht sinken, noch immer nicht in die Winde auseinander stieben wollte und, mit Todesangst und Grauen beladen, weiterflatterte im unendlichen Raum. Ich sprang im Zorn auf, um dem unerträglichen Spuk ein Ende zu machen, riß mit gewaltsamem Ruck an dem Gewicht, die Räder klirrten wie in einem Todesschrei zusammen, die Federn vibrirten wie in einem letzten Seufzer, und die Glocke verhallte wehmüthig über dem gebrochenen Leben. Ich habe seitdem nie wieder eine Pendeluhr in meinem Zimmer dulden können, denn immer mahnte sie mich an den Mord, den ich an dem Andenken aus meinem Vaterhause verübte. In jener Nacht war es auch, daß ich die Saiten riß von meiner Geige und mir schwur, niemals wieder einen Ton der Musik erklingen zu lassen."

Der Erzähler hielt inne, sah mich lange forschend an, und als ich ihm stumm gegenüber sitzen blieb, sprang er auf, setzte die Lampe zwischen uns und

fuhr mit fast bitterem Tone fort: „Hätte ich Ihnen von einem großen Verlust, einer rührenden Begräbnißscene, ja vielleicht nur von einer schmerzlichen Krankheit erzählt, würden Sie ein Wort der Theilnahme für mich gefunden haben. Aber es giebt Seelenqualen, die Anderen so wenig verständlich sind, daß sie nicht einmal das Mitleiden erwecken, das man willig einem kranken Zahn schenkt. Der Ausdruck, die Aeußerung meiner Empfindungen in jener Nacht scheinen Ihnen kleinlich, kindisch, unmännlich, ja vielleicht übertrieben. Und doch sind sie durchaus wahr. Glauben Sie mir, der tiefste, aber unverschuldete Schmerz über einen großen Verlust (und ich habe auch den erfahren) hat seinen Trost in sich und trägt sich leichter als Scham, Demüthigung, Zerknirschung, denn der Mensch bleibt immer Egoist genug, leichter die halbe Welt neben sich zusammenbrechen zu sehen, als sich selbst zu verlieren, und wenn wir dem unersetzlichen Verlust leise und unbeweglich eine Thräne nachweinen, so suchen wir Scham und Reue mit lautem Wehruf zu übertönen."

Ich wollte reden. Eine Handbewegung meines Freundes hielt mich zurück: „Lassen Sie," fuhr er

fort, „ich glaube nichtsdeſtoweniger an Ihre Theilnahme, und zum Beweiſe nehme ich meine Bekenntniſſe wieder auf: Der nächſte Morgen fand mich ruhiger, und Gabrielle's Betragen war mir ganz klar. Sie hatte mir zeigen wollen, daß ſie das beſäße, was mir fehlte — Muth und Todesverachtung. Ich hätte ihr auch jetzt vielleicht noch zu Füßen ſinken, ihr Verzeihen erflehen können und mein Vergeben durch ihre Strafe für geübt erachtet, wenn nicht eine neue Kränkung dazu getreten wäre. Am andern Morgen ſchickte mir der Holländer eine Quittung über die 200 von ihm gebergten Francs, mit der Bemerkung, ſie wären ihm in meinem Namen eingehändigt worden, begleitet von einigen Zeilen mit der Unterſchrift: „die Tochter der Luft.“ Das war zu viel. Den ſchmählichen Lohn für den Beweis ihrer Todesverachtung hatte ſie benutzt, um mich frei zu machen von der Verpflichtung gegen jenen Menſchen, einer Verpflichtung, in der mein Muth geſcheitert war. Mich faßte ein Grauen vor jenem Weibe, das in ſeiner Unbarmherzigkeit mir den Dolch langſam bis zum Heft in das Herz ſtieß, da es doch wiſſen mußte, wie es mich ſchon traf. Mich ſchauerte

vor diesem Muth, wie vor dieser Verachtung; das war mehr als ich verdient hatte, und diese Empfindung richtete mich wieder auf. Ich redete mir ein, das Mädchen nun eben so sehr zu hassen, als ich sie einst geliebt hatte. Vor einigen Tagen hätte ich nicht gewagt, ihr vor die Augen zu treten, vor wenig Stunden wollte ich ihr Verzeihen erflehen, jetzt konnte ich ihr kalt begegnen, doch keines Wortes der Versöhnung wäre ich mehr fähig gewesen. Aber Louisen? das Räthsel war mir noch ungelöst, und ihm wendeten sich alle Gedanken zu. Die alte brüderliche Neigung war wieder erwacht, die Neigung zu der kindlichen, unschuldigen Louisen von ehedem, deren freundliches Bild mir der Eindruck ihres Erscheinens im Hippodrome vergebens zu verwischen strebte. Je mehr ich die Gedanken gewaltsam von jener widerwärtigen Scene abzulenken suchte, deste deutlicher traten mir die friedlichen Stunden an der Kaminecke, fünf Treppen hoch, vor das Gedächtniß, und obgleich nur Monate zwischen jenen und dem Heute lagen, erschienen sie mir wie ein längst vergangenes, reines, beglücktes Leben, das sich in den lieblichsten Farben malte. Die Jugend liebt die Contraste, und das wunde Herz

übertreibt ſie ſich. In dieſer Stimmung, in der ich ſchon oft den Entſchluß wieder verwarf, fand ich mich in der Abendſtunde des folgenden Tages, nach langer Zeit zum erſten Mal wieder, vor der Thür meiner alten Wirthin. Wie war Alles verändert. Der Raum zwar war derſelbe geblieben, aber der Lehnſtuhl am Kamin war leer, und die Großmutter faſt halb angekleidet, mit dem ſauberen ſchwarzen Häubchen über dem welligen weißen Scheitel, im kleinen Gardinenbett, während Louiſen vor dem Kaminſpiegel einen neuen eleganten Hut aufprobirte. Auf dem Nähtiſchchen am Fenſter, auf dem ich früher nur die ſauber geordneten, in Paqueten zuſammengebundenen Strohſtreifen zu den Hüten, die das Mädchen fertigte, geſehen hatte, lagen Handſchuhe, gemachte Blumen und Bandſchleifen unordentlich durcheinander. Louiſen ſelbſt, ſchöner geworden freilich, aber ohne den Reiz der Kindlichkeit, der ſie früher ſo anziehend machte, trug ſtatt des knappen Kattunkleides eine elegante Seidenrobe, die die ganze Schönheit ihrer zierlichen Geſtalt hervorhob. Louiſen hatte „Herein“ gerufen auf mein Klopfen, hüpfte mir heiter bis zur Thüre entgegen, ſtand dann aber ſtill und maß mich mit

erstauntem und enttäuschtem Blicke. „Louisen, kennen Sie mich nicht mehr?“ rief ich und streckte ihr die Hand entgegen. „Ach, Sie sind es, unser früherer Locataire? Freilich kenne ich Sie, aber es wird schon dunkel, und im ersten Augenblick hielt ich Sie für den Doctor, auf den ich fest gerechnet hatte um diese Stunde. Uebrigens sind's schon Jahre her, daß wir uns nicht sahen, ich war noch ein Kind —“ „Louisen,“ fiel ich ein, „vor acht Monaten verließ ich Ihr Haus.“ — „Wirklich erst?“ sagte sie gleichgültig. „Nun freilich, was liegt nicht alles dazwischen. Aber die Großmama wird sich freuen, sie hat oft von Ihnen gesprochen in den zwei Jahren — acht Monaten wollte ich sagen.“

„Louisen, ist's nicht der Doctor?“ fragte leise die Stimme der Alten aus dem Gardinenbette, und jetzt erst bemerkte ich sie.

„Ist die Großmama krank?“ rief ich besorgt. „Sie war es. Recht krank,“ erwiderte das Mädchen, „jetzt indessen ist sie hergestellt und soll sich nur noch schonen. Aber es freut mich, daß Sie kommen, denn ich muß ausfahren, und Sie werden der Komme

maman Gesellschaft leisten, bis der Doctor kommt, den ich jeden Augenblick erwarte."

„Louisen, wer ist's?" fragte die Großmutter wieder. Ich trat zum Bett, und schnell und herzlich grüßend hatte mich die Alte erkannt. Aber sie war eingefallen, und die welke Hand, die sie mir zitternd entgegenstreckte, verrieth mir, daß sie fieberte. „Sie sind krank, Sie sind recht krank, bonne maman," rief ich. „Nicht doch," warf sie ein, indem sie ihre heiße Hand auf meinen Arm legte und zu Louisen hinwinkte, die wieder mit ihrem Hut beschäftigt, uns den Rücken kehrte. „Hernach, wenn wir allein sind," fügte die Alte flüsternd hinzu.

„Großmama," rief Louisen, indem sie eine Mantille umwarf, „ich lasse dich in guter Gesellschaft und werde den Wagen mit meinen Freundinnen unten beim Concierge erwarten. Du weißt, wir fürchten uns nicht vor dem Steigen, aber es ist unnöthig, daß die andern mir die fünf Treppen verhalten. Grüße den Doctor, wenn er kommt, schilt ihn aus wegen seiner Unpünktlichkeit und gieb recht Acht auf seine Verordnungen, damit du mir Nichts vergißt. Mein Herr, werfen Sie noch einige Kohlen in den

Kamin, aber denken Sie an die Theekanne der Großmama, die links in der Ecke steht. Lebt wohl, Kinder!“ Sie hatte der Alten die Stirn geküßt, reichte mir die Hand, warf einen letzten Blick in den Spiegel und war aus der Thür verschwunden. Ich konnte mich immer noch nicht zurechtfinden in der Wandlung, und nach einer langen Pause rückte ich einen Stuhl an das Bett der Großmama und sah sie fragend an.

„Ich sehe, daß Sie erstaunt sind, weiß Alles, was Sie mir sagen können, aber das gute Kind hat wahrlich ein Vergnügen verdient. Das kann ich ihr nun nicht in meinem Krankenzimmer verschaffen, und dazu muß ich ihr auch weiß machen, daß ich gesund bin.“ — „Aber erklären Sie mir!“ fiel ich ein. „Sie sollen Alles erfahren,“ sagte sie und richtete sich mühsam auf in ihren Kissen. „Warum auch nicht? Kann ich doch stolz sein auf mein hochherziges, muthiges Kind. Sie müssen wissen, daß ich lange Zeit recht krank gewesen bin, und daß wir denken mußten, das alte Lichtstümpchen ginge zum Erlöschen. Louisen hat mich treulich gepflegt Tag und Nacht, aber dabei hörte ihre Arbeit, ihr Verdienst auf, und

auch Ihr früheres Zimmer ſtand leer, denn ich konnte die fatalen Muſikübungen nicht aushalten, und andere, als ſchlechte Muſikanten habe ich, wie Sie wiſſen, niemals zur Miethe gehabt. Lieber Gott, wo eine Schwalbe ausfliegt, zieht eine Schwalbe wieder ein, und in die Storchneſter geht keine Eule. Unſer Neſt aber blieb leer, denn wenn man den Muſikanten das Ueben verbietet, das iſt gerade, als wollte man uns Frauen den Kaffee verſagen. Sie können aber denken, daß eine ſchwere Zeit anging für das arme Kind, von mir nicht zu reden. Die kleinen Epiparniſſe waren fort, borgen wollte uns Niemand mehr, Arzt und Apotheker mußten bezahlt werden, der erſte Oktober mit ſeinem Miethzins war vor der Thür. Ich hatte mich freilich wieder etwas erholt, und mein Kind hält mich für ganz geneſen, aber es iſt ein Irrthum, es iſt Nichts als ein Aufſchub, davon dürfen Sie aber der armen Louiſen Nichts ſagen. Sie wird es früh genug erfahren, und zum Weinen iſt's immer noch Zeit. Sie wiſſen, daß wir keine Beſuche ſehen, das iſt auch ſonſt recht gut, aber in der Krankheit wurde es doch mitunter recht einſam, namentlich für Louiſen. Denken Sie, da fielen Sie

uns ein, und ich hatte rechte Sehnsucht wieder einmal mit Ihnen zu plaudern. Aber wußten wir denn Ihre Wohnung? Da erinnerte sich die Kleine, die immer Glück hat mit ihren Einfällen, einer Ihrer Schülerinnen, die Sie vor Monaten, als Sie uns noch besuchten, einmal mit hierher gebracht hatten, und für die Louisen damals einen Hut umgenäht hatte, und daher ihre Wohnung noch wußte. Zu der ging sie nun, um nach Ihnen zu fragen. Aber Mademoiselle Gabrielle wollte ebensowenig etwas von Ihnen wissen, als wir, und verbot uns sogar, Ihren Namen zu nennen. Ein kleiner Streit unter jungen Leuten, dachte ich, und fragte nicht weiter. Dafür aber kam Mademoiselle Gabrielle fast täglich, um uns zu besuchen. Sie war recht gut, brachte immer eine Kleinigkeit mit, uns zu erheitern oder zu unterstützen, und dafür will ich ihr auch die Angst verzeihen, die sie mir bereitet hat. Louisen wollte durchaus Geld verdienen, um meine Pflege zu bezahlen, und ich hörte wohl, wie die Mädchen miteinander flüsterten, aber ich war zu matt, um viel darauf zu achten. Neulich, ich hatte mich wirklich erholt; und Louisen hielt mich für ganz genesen, beredete mich

Gabrielle, ihr die Kleine für einen Nachmittag anzuvertrauen, sie wollte sie in die Luft führen, und das war nicht gelogen, wie Sie bald hören sollen. Was konnte ich dagegen haben, wenn mir auch auffiel, daß mein Kind in außergewöhnlicher Erregung von mir Abschied nahm. An der Thür noch kehrte sie wieder um, drückte mich in ihre Arme, als sei's ein Abschied für ewig. Armes Ding! Hätte nicht Gabrielle's befehlender Blick, der mir nicht entging, sie von meiner Seite gerissen, die Thorheit wäre nimmer geschehen. Sie ging, und erst spät in der Nacht kehrte sie zurück. Mit welcher fieberhaften Hast sie da in mein Zimmer stürzte, wie sie bald weinend, bald jubelnd sich an mich schmiegte und mir erst nicht Rede stehen wollte, kann ich Ihnen nicht schildern. Als sie dann aber zehn blanke Goldstücke auf meine Decke zählte, als sie mir vorrechnete, wie jetzt Arzt, Apotheker und Miethe bezahlt werden könne, und noch ein Fläschchen stärkenden Weins für mich übrig bliebe, ließ ich nicht nach, und sie mußte mir Alles beichten. Hatten die beiden leichtsinnigen Kinder sich verleiten lassen, eine Fahrt in einem Luftballon mitzumachen, und für diesen Muth hatte man jeder

zweihundert Francs ausgezahlt. O, wenn es nicht aus Liebe für mich gewesen wäre, meine Louisen hatte sich nie dazu verstanden, aber weil sie es doch für mich that, kann ich ihr zürnen? Aber kein Auge habe ich zugethan die ganze Nacht, und habe geweint und gebetet und Gott gedankt. Immer wieder war es mir, als wolle man mir mein Kind durch die Luft entführen, und unzählige Mal streckte ich die Hand aus, um mich zu überzeugen, daß es auch wirklich da neben mir läge, daß ich es fassen und halten könnte. Seit jener Nacht geht es mir auch wieder schlechter, und ich glaube, es neigt sich zum Ende. Davon nun darf meine Louisen Nichts merken, hat sie doch zum ersten Mal Vergnügen seit ihrer Kindheit. Gabrielle führt sie nämlich alle Abend ins Theater, und das macht das Kind so glücklich. Sagen Sie ihr kein Wort, bitte, bitte, aber nicht wahr, ein Herz hat sie, ein Goldherz, ihr Leben zu wagen für ihre alte Großmutter."

Sie sank erschöpft in die Kissen, ich holte den Thee, wie mir Louisen befohlen, und wartete, bis das Mädchen zurückkehrte. Es war spät, als sie die Treppe heraufstürmte. „Was macht bonne maman?"

fragte sie. „Sie schläft," war meine Antwort, und leise schlüpfte ich fort. — Es war seitdem wie stillschweigend verabredet, daß ich alle Nachmittage wieder käme und Louisen für den Abend bei der Großmutter verträte. Ich richtete mich sogar halb wieder ein in meinem kleinen Zimmerchen und blieb fast immer in der Nähe der Kranken, die ihre stets wachsende Schwäche der Enkelin mit heroischer Selbstverleugnung zu verbergen wußte. Louisen war in einem wahrhaften Rausch des Vergnügens. Alle Abend Bälle, Theater. Täglich wurden ihr Kleider und Blumen zugeschickt, die sie immer noch als Anerkennung für ihren Muth mit harmlosester Unbefangenheit annahm und mit kindischer Freude anlegte. Wie durch einen Zauber hatte sich ihr eine Quelle von Glück, Vergnügen, Wohlstand eröffnet, und sie dachte nicht über die nächste Stunde hinaus, ahnte Nichts von den Schlangen, die hinter diesen Blüthen lauerten. Es wäre grausam gewesen, sie zu enttäuschen. Darüber war der October fast zu Ende gegangen, und nur Louisens unbefangenem, lustberauschtem Auge konnte es entgehen, daß die Großmutter an der Schwelle der Ewigkeit stand, nur die heroische Liebe einer

Mutter kannte mit ſolchem Geſchick, ſolcher Erfindungsgabe ihre Leiden verbergen, um dem geliebten Kinde eine Freude nicht zu ſtören. Louiſen, in geſchmackvoller Ballteilette, hatte eben das Zimmerchen verlaſſen, ich ſaß wieder allein bei der Kranken, deren Züge ſich plötzlich furchtbar veränderten, als ſich die Thür hinter dem Mädchen geſchloſſen hatte. „Es wird ihr letzter Ball ſein für lange Zeit," flüſterte ſie kaum hörbar, „und meine letzte Nacht hier auf Erden." Ich eilte beſtürzt zum Arzt, und wir fanden, nach einer halben Stunde, die Kranke ohne Beſinnung, kaum noch athmend. Der Arzt ſprach ihr nur noch wenige Stunden zu und ging. Da war ich allein mit der Sterbenden. Noch einmal kehrte ihr die Beſinnung zurück, ſie griff nach meiner Hand, zog mich an ihren Mund und flüſterte mir kaum hörbar zu: „Sorgen Sie für Louiſen." Ihr Auge war krampfhaft auf mich gerichtet, mein Auge füllte ſich mit Thränen, ich legte betheuernd meine Hand in die ihrige, ſie blickte mich dankbar an und ſchloß dann das Auge, um es nicht wieder zu öffnen. In wenig Stunden hatte ſie ausgeathmet. Louiſen fand Nichts als die Leiche. Laſſen Sie mich ſchweigen

von dem Jammer des armen Kindes, das den Ballflitter aus dem Haar riß und mit dem zerstörten Schmuck sich über das Todtenbett warf. Ich habe Ihnen das Alles so ausführlich erzählt, um Ihnen den Entschluß klar zu machen, der in jener Todesnacht in mir reifte. Was ich der Großmutter mit einem Händedruck versprach, womit ich die Erdenangst in der Stunde der Todesangst von ihrer Seele nahm, habe ich treulich gehalten. Louisen wurde mein Weib. Wie hätte ich sie auch sonst schützen können gegen die Gefahren einer verderbten Welt, von deren Schlingen sie bereits, halb ahnungslos zwar, aber unauflöslich umgarnt war. Sie folgte mir in die neue Welt, sie theilte treulich meine Mühsal, alle Entbehrungen des Pflanzerlebens, sie wurde die Mutter meiner Kinder, arbeitete mit mir und half mir, dem Geschick einen bescheidenen Wohlstand abringen, aber glücklich wurde sie so wenig als ich selbst. „Es giebt kein Glück, wenigstens kein vollkommenes!“ können Sie sagen, und ich muß Ihnen Recht geben, aber es giebt etwas Anderes, das dem Glück sehr ähnlich sieht: die Befriedigung durch das Schaffen und Erringen, das Begnügtsein miteinander in den

engen Grenzen, die die Reſignation gezogen hat. Auch das fehlte uns. Die Empfindung rückhaltloſer Liebe und Vertrauens hat Louiſens Herz niemals für mich durchdrungen, ſie hat niemals geliebt, aber ſie hat es mir auch niemals vergeben, daß ich ihr im Wege ſtand, dies Glück zu empfinden. Sie kannte meinen Roman mit Gabrielle und hat es ſich nie ausreden laſſen, daß ich die, und nur die, geliebt hätte und noch liebte. Dieſe Ueberzeugung, die Nichts mit einer gewöhnlichen Eiferſucht gemein hatte, ließ keine Liebe zu mir aufkommen, ja ſie verſagte mir jedes zärtlichere Wort, und ſo gingen wir friedlich, aber ohne irgend ein Zeichen von Neigung neben einander her. Dazu kam noch, daß das Gift der Pariſer Freuden Louiſens Gemüth doch ſoweit ergriffen hatte, daß ſie die Sehnſucht nach dieſem nur halb ausgekoſteten Becher niemals verlor, daß Alles ihr Entbehrung erſchien. Auf dieſe Stimmung ſchob ich es zuerſt, daß ſie mir immer wiederholte, ſie könne das Klima nicht vertragen, ſie kranke, und nur durch andere Luft könne ſie geneſen. Sie brachte die Nächte halb ſchlaflos zu, und in ihren Träumen entführte ein Ballon ſie immer in

die Lüfte, die ſie, tiefathmend, krampfhaft einſog. Bald genug entdeckte ich, daß ſie wirklich krank war, und wie ihre vortreffliche Natur auch kämpfte, kein Mittel hemmte den Ausgang. Luft, immer wieder Luft verlangte ſie, und mit dem halb erſtickten Angſtruf nach Luft athmete ſie das Leben aus. Nicht ungeſtraft hatte ſie ſich die Tochter der Luft genannt, an der Sehnſucht nach dieſem Element iſt ſie geſtorben. Arme Louiſen. Freude- und liebeleer an ein freudloſes und liebearmes Geſchick gekettet, welkte ſie dahin. Unſere Kinder waren ihr theils vorangegangen, theils folgten ſie ihr ſchnell. Ich habe Nichts zurückgelaſſen auf der fremden Erde, als Gräber und ein Stück meines Lebens, das erfüllt war von dem Ringen nach einem unnützen Ziel. Da haben Sie meine Geſchichte, und zwar bis zum Ende. Ich muß eine neue anfangen."

Der Erzähler füllte ſein Glas. „Auf die Tage unſeres erſten Begegnens!" rief er und ſtreckte mir ſein Glas entgegen. Es klang hell genug mit dem meinigen zuſammen. „Wie das klingt!" ſagte er mit einem ernſten Lächeln, „die Erinnerungen klingen noch, und am Ende kann ich mir einbilden, daß

Alles, was dazwischen lag, nur ein Traum war. Ich bin noch jung genug, um mich noch einmal in das Leben zu stürzen, und hinlänglich alt, um nicht das neue Leben mit nutzlosen Illusionen zu beginnen. Was meinen Sie, wenn ich wieder die Saiten über meine Geige spannen ließe?"

Er sah mich forschend an, und als ich kein Wort fand, ihm zu antworten, stand er auf, reichte mir mit einem kurzen „Gute Nacht" die Hand, warf das Plaid um und war schnell in die Nacht verschwunden. Ich hörte seine Schritte allmählig auf dem Straßenpflaster verhallen und schickte mich an, heim zu gehen. Der Wind rauschte durch den einförmigen Wogenschlag der See und schüttelte die Blätter an den Bäumen. Es war tief still geworden. Da, als ich aus dem Verhau, unter dem wir gesessen, auf die Straße trat, hörte ich, wie über mir ein Fenster sich klirrend schloß, und hinter den Scheiben sah ich einen hellen Schatten gleiten. Hatte man unser Gespräch belauscht? Der nächste Morgen schon sollte mir die Frage beantworten.

Die Erzählung des Fremden hatte mich sehr aufgeregt und beschäftigte meine Gedanken während der ganzen Nacht, die sich auch sonst stürmisch anließ.

Wind, Regen und dürres Herbſtlaub peitſchten unaufhörlich gegen die klirrenden Fenſter. Dazwiſchen tauchte immer wieder das ſo flüchtig erſchienene Bild der ſchönen ruſſiſchen Fürſtin in meinen Träumen auf und begann ſich immer feſter durch das Lebensbild meines Bekannten zu flechten. Der Morgen kam, und als hätte die Nacht alles Trübe gewaltſam abgeſchüttelt, glänzte durch die auseinander jagenden Wolken ein lichter Sonnentag auf. Ich ging früh an den Strand, der noch ganz einſam war. Meinen Gefährten vom vergangenen Abend wollte ich weder aufſuchen, noch ihm aus dem Wege gehen. Ich kannte die Empfindung, die nach gewaltſamen Ausſprechen ein in ſich Verſchließen bedingt, und hätte den Bedauernswerthen doch nicht durch ein Zurückziehen meinerſeits kränken wollen. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich ganz zufrieden war, ihm nicht zu begegnen. So war ich weit hinaus gegangen an dem ſandigen Strande, gegen den die See noch in der Bewegung der vergangenen Nacht anrauſchte. Durch eine Lindenallee wollte ich meinen Rückweg einſchlagen, da ſah ich den türkiſchen Shawl der Ruſſin durch die Baumſtämme ſchimmern. Unwill-

kürlich richtete ich meinen Weg so ein, daß ich ihr begegnen mußte. Die hohe Gestalt schritt allein den gewölbten Lindengang herauf, das Haupt war gesenkt, der Schritt sicher, und wenn sie von Zeit zu Zeit den Blick erhob, sah ich wohl, daß sie mich bemerkte, und jedesmal beschleunigte sich ihr Schritt. Sie wollte mir also nicht ausweichen, sie wollte mir begegnen. Bald standen wir uns gegenüber. Ich grüßte und wollte vorüberschreiten. Sie aber stand still, sah mich eine Weile an, als wollte sie sich überzeugen, daß ich der sei, den sie suchte, und fragte dann in fast gebietendem Tone: „Wollen Sie mich bis an jene Felsenkante begleiten? Ich will ihr und der Aussicht auf die See Lebewohl sagen, denn ich reise heute Nachmittag.“

Ich wollte ihr in einigen verbindlichen Worten meine Freude über die unerwartete Aufforderung ausdrücken, aber sie unterbrach mich. „Es ist nicht Zufall, daß wir uns begegnen,“ sagte sie, „wenigstens nicht meinerseits. Ich sah Sie den Strand entlang gehen und folgte Ihnen, weil ich Sie sprechen muß. Ich habe gestern Abend jedes Wort Ihres Gesprächs mit Ihrem Freunde gehört, und ich verstehe genug

von Ihrer Mutterſprache, um dem Faden der Erzählung, die mir übrigens auch nur zum Theil unbekannt war, haben folgen zu können. Mit einem Worte, wenn Sie die ganze traurige Geſchichte nicht bereits wieder vergeſſen haben, — ich bin Gabrielle."

„So hatte ich Sie doch erkannt!" warf ich ein.

„Sie?" ſagte die ſchöne Frau, indem ſie ſtill ſtand und mich mit fragendem Blick anſah.

„Die Schönheit, der charaktervolle Ausdruck jener muthigen Tochter der Luft im Hippodrome zu Paris hatten mir einen zu tiefen Eindruck gemacht, um ihn vergeſſen zu können."

„Ah ſo!" fuhr ſie fort. „Seit damals. Alſo kann die Zeit, das Schickſal, die unſer ganzes Weſen, unſere Empfindung gewaltſam umſtürzen und verändern, den Stempel nicht verwiſchen, den Natur in ihrer blinden Laune uns bei der Geburt aufprägte. Aber deſto beſſer. Ich mache mich wenigſtens keiner unnützen Indiscretion ſchuldig, wenn ich Ihnen nur ergänze, was Sie bereits wiſſen, und daß ich das thue, iſt faſt eine Nothwendigkeit. Die Erzählung jenes Unglücklichen war beinahe eine Anſchuldigung gegen mich, und wenn ich auch keinerlei Grund habe,

mich rechtfertigen zu müſſen, ſo ſollten Sie doch ſehen, daß ich ebenſowenig noch Groll gegen ihn hege. Heinrich iſt einer jener Charaktere, die durch Schwäche, Haltloſigkeit, durch pathetiſches Uebertreiben der ſie treffenden Unglücksfälle und Lebensfatalitäten nicht zum Glück beſtimmt ſind, und wer ſich ſelbſt unglücklich macht, hat kein Recht das andern zur Laſt zu legen. Wer iſt denn überhaupt glücklich in der Welt? Wer das Glück in allen den Dingen ſucht, die ihm fehlen, an allen den Orten, wo er nicht iſt, wird es niemals finden und ſicher niemals beſitzen. Wer aber ſeine Verhältniſſe, ſeine Stunde auszunützen weiß, wird wenigſtens nicht unglücklich ſein. Aber gleichviel. Von mir wollte ich reden, nicht von ihm, und wenn Sie mich anhören wollen, haben Sie zum mindeſten nicht zu befürchten, Klagen und Schilderungen verzweiflungsvoller Stunden zu vernehmen. Auch mich hat das Schickſal nie auf Roſen gebettet, aber ich wußte immer, was mir zu thun blieb, und was mir auch noch bevorſtehen mag, ich werde das Fahrzeug meines Lebens muthig durch die Wellen führen, das heißt nicht einſchlafen am Steuer, nicht träumen, wenn die See ruhig und eben liegt, und nicht den

Kopf verlieren, wenn sie hoch geht und stürmt. Der gute Steuermann kann untergehen, aber er scheitert nicht an Felsen, die klares Auge und feste Hand zu vermeiden vermögen."

Wir waren bis an den Felsenvorsprung gekommen, den die Fürstin mir bezeichnet hatte. Er deckte uns gegen die Promenade. Gabrielle ließ den Blick erst lange schweigend über die bewegte See gleiten, dann setzte sie sich auf einen Stein, zog den Shawl höher herauf, lehnte zurück an den Felsen, und indem sie mit dem zierlichen Sonnenschirm bunte Zeichen in den Sand schrieb, fing sie an:

„Ich muß Sie noch einmal an jene widerwärtige Scene im Hippodrome erinnern, die allerdings für Alle, die sich an ihr betheiligten, verhängnißvoll wurde. Minette, — hieß sie nicht so? — die ich übrigens damals zum ersten Mal sah und längst vergessen hätte, wäre mir nicht durch Sie gestern Abend ihr ferneres Geschick bekannt geworden, ist die Tochter der Luft geblieben, freilich in aller frivolster und untergeordnetster Bedeutung des Wortes. Es giebt nun einmal Naturen, die am Boden kleben bleiben, und wenn man sie auf die Alpenfirnen erhöbe, die

alle Meere der Welt nicht rein waſchen von dem Schmutz ihres Weſens. Louiſen, eines der unſchuldigſten Gemüther, die das Leben mir zeigte, konnte den unverſchleierten Glanz der Sonne nicht ertragen und ſtarb an der Sehnſucht nach der Luft, die ſie einmal flüchtig im freien Fluge durchſchnitten und mit durſtigen Zügen geathmet hatte. Ich habe das Steigen nie vergeſſen können, das Losringen aus den Erbärmlichkeiten der Erde und Aufſchwingen zu den ſogenannten Höhen der Exiſtenz. Sie ſehen, daß wir in gewiſſer Beziehung alle drei geblieben ſind, wozu uns der vermeſſene Entſchluß einer unbedachten Stunde machte — Töchter der Luft. Jene wollte weiter fliegen, aber verſichtiger als Icarus, vertraute ſie ſich nicht den Wachsflügeln der übermüthigen Kühnheit, ſondern blieb an den Drähten frivoler Erbärmlichkeit hängen. Louiſen, die Waiſe, ſehnte ſich, eine ſelbſtgeweihte Tochter, nach der grauſamen Mutter Luft, deren Kuß ſie vergiftet hatte. Ich wollte ſteigen, ſteigen auf Höhen, die mir das Schickſal nicht beſtimmt hatte. Ich will meine lange Geſchichte kurz faſſen. Sie wiſſen, daß wir Töchter der Luft noch eine Zeit lang nach unſerem Wagniſſe eine Rolle ſpielten in den

Logen der Pariſer Theater, auf den öffentlichen Bällen. Heinrich hat Ihnen erzählt, daß ich mich unter ſeiner Leitung zur Sängerin ausgebildet hatte. Nicht ſo thöricht wie er, der die Saiten ſeiner Geige abriß, weil eine Diſſonanz durch ſein Leben ſchrillte, ſetzte ich meine Studien fort, und bei der Aufmerkſamkeit, die nun einmal auf meine Perſon gelenkt war, konnte es mir nicht ſchwer werden, erſt in einem Concert, dann auf einer Provinzbühne Proben meines Talentes abzulegen. Ich kann ſagen, daß die Sängerin bald die Aeronautin hatte vergeſſen machen, aber ich will nicht verſchweigen, daß ich niemals eine bedeutende Künſtlerin wurde. Nichtsdeſtoweniger wurde ich mit Gold und Beifall überſchüttet, ich ſtieg von der Tiefe der Nichtbeachtung zur Höhe der Anerkennung, man drängte ſich um mich, und ich konnte die Dinge verachten, weil ich ſie beſaß, die mir vor Kurzem noch unerreichbar erſchienen waren. Aber der Rauſch dieſes Treibens, wenn er mich überhaupt jemals ergriffen hat, war bald entſchwunden. Was half mir der Beifall der kleinen Stadt, was hilft überhaupt das Ringen nach Künſtlerruhm, wenn man nicht das Höchſte überflügeln kann? Dazu reichten meine Kräfte nicht aus,

dazu müßte man ein Gott ſein, und auch dann noch würde man mit dem Unverſtande und der Mißgunſt der Menge vergebens kämpfen. Ich war faſt an der Grenze meines armſeligen Ruhms, und ich wollte ſteigen. Noch mehr: zwiſchen allen den faden Schmeicheleien der Menge hindurch fühlte ich es, daß die Geſellſchaft mich nie auf ihre Höhe ſtellen würde. Heimlich ſchlichen die Anbeter in meinen Salen, um von erbärmlichen Gewiſſengeſchichten zu plaudern, und grüßten mich verlegen und verſtohlen, wenn ich ihnen an der Seite der Ihrigen begegnete. Mein Lebenswandel war untadelhaft, auch der ſtrengſte Richter konnte mir Nichts verwerfen. Man ſchalt mich ein Marmorherz, aber doch fühlte ich die ganze Verachtung meines Standes, und ich wußte es, daß mit den Worten: „Sie iſt ein Reitermädchen aus dem Hippodrome zu Paris!“ die gute Geſellſchaft mich aus ihren Kreiſen ausſchloß. Im tiefſten Groll gegen die Menſchheit empörte ſich der Stolz meines Selbſtbewußtſeins. Steigen mußte ich auch über dieſe Geringſchätzung hinaus. — Ich gab Gaſtrollen in einem der beſuchteſten und eleganteſten Badeorte des ſüdlichen Frankreichs. Die ganze Herrenwelt, theils aus Langeweile,

theils weil ich in der Mode war, lag zu meinen Füßen. Ich ſpielte mit allen, denn ich verachtete alle gleich. Man machte Wetten auf meine Eroberung und verlor ſeine Zeit und ſeinen Einſatz. Nehmen Sie an, daß es wirkliche Neigung war, nicht durch Widerſtand gereizter Eigenſinn, nicht Eitelkeit und Langeweile, daß mir ein reicher, genuß- und lebensüberdrüſſiger ruſſiſcher Fürſt ſeine Hand anbot, aber ſeien Sie überzeugt, daß nur der Trieb zu ſteigen, zu ſteigen auf die Höhe deſſen, was die dumme Welt beneidet, was ſie Reichthum, Rang, Lebensſtellung nennt, mich bewog, ſeine Hand anzunehmen. Mein Gemahl hat nie Urſache gehabt, den Entſchluß zu bereuen, ſo wenig, als ich ihn zu preiſen. Aber ich war geſtiegen; ich hatte im kühnen Fluge die Sphäre meiner Geburt, die Stufe, die mein unbedeutendes Talent mir anwies, überſchritten. Ich bin ſchön, wenigſtens ſagt man mir das, geiſtreich, das wiederholt man mir täglich, reich, vornehm. Mein Salon iſt der geſuchteſte der nordiſchen Reſidenz; mein Gemahl wird beneidet, und das muß ihn entſchädigen für das, was ich ihm nicht zubringen konnte, was er aber auch niemals zu würdigen gewußt hätte, — meine Liebe. Wozu ich Ihnen

das Alles erzähle? Gewiß nicht aus Sucht zum Prahlen, denn ich verachte Alles ſo gründlich, daß ich es hinwürfe für eine Stunde der Armuth mit dem trügeriſchen Frühlingstraum meines Lebens. Ich wollte Ihnen nur den Schlußſtein legen zu der Erzählung von geſtern und Ihnen zeigen, wie erbärmlich das menſchliche Herz iſt, denn das meinige, das Gottes ganze Menſchenſchöpfung verachtet, kann die eine Liebe nicht vergeſſen, die Liebe zu einem Menſchen, den ich nicht ſchmähen will und nicht rechtfertigen kann. Genug! Laſſen Sie uns zurückgehen."

Sie ſtand auf. Die Röthe der Erregung, die während der Erzählung über ihre Züge ſich ergoſſen hatte, wich der kalten Bläſſe. Stolz, feſt und ſicher ſchritt ſie an meiner Seite.

„Laſſen Sie mich annehmen, Fürſtin," ſagte ich, „daß nicht ein Zufall mich nutzlos zum Vertrauten dieſer eigenthümlichen Schickſale gemacht hat, und laſſen Sie mich Eins Ihrer philoſophirenden Menſchen- und Weltverachtung entgegenſtellen. Ich kann nicht annehmen, daß die allmächtige Hand, die unſere Geſchicke lenkt, nur um ihr eigenes Werk zu verachten, Sie auf den Platz ſtellte, den Sie einnehmen.

Hat Ihr klarer Blick niemals eine unheilvolle Verwirrung in Ihrer Umgebung gelöst, der Segen Ihres Reichthums niemals eine Thräne des Mangels getrocknet? Ihr kühner Geist nie einem menschenbeglückenden Gedanken Bahn gebrochen?"

Gabrielle stand still. „Ihr Vertrauen klingt wie ein Vorwurf, Ihre schmeichelhafte Zuversicht wie eine Ermahnung. Oder wollen Sie mir etwa beweisen, daß meine Existenz einem höhern Zwecke diene, wohl gar segensreich gewesen sei? Wenn ich von den Menschen klein denke, thue ich es wahrlich nicht, um mich über dieselben zu erheben. Ich bin ein nutzloses Blatt an dem Baume der Menschheit, und in wenig Jahren bin ich spurlos verweht, wie das dürre Lindenlaub, das der Wind zu unseren Füßen im Sande dahin rollt."

„Lassen Sie es genügen," fuhr ich fort, „wenn ich es wiederhole, daß ich Ihnen nicht glaube; wenn ich die Ueberzeugung hege, daß Sie mir das selbst einstmals zugeben werden. Wenn Sie mit Ihrem muthigen und besonnenen Steuern durch die Stürme des Lebens auch nicht weiter kommen, als zum spurlosen Versinken, dann ist damit nicht mehr gewonnen,

als mit dem haltlosen Scheitern an den Felsen, an denen Schwäche und Schlaffheit uns willenlos hin und her schleudert. Sie werden mich nicht überzeugen, daß es der Zweck des Lebens ist, das Leben zu ertragen und zu verachten."

„Und was verlangen Sie von mir?" fragte sie mit fast unwilligem Tone.

„Gießen Sie einen Tropfen Balsam in ein wundes Herz!" rief ich aus, „flößen Sie einem Menschen, der im Begriff steht, ein neues Leben aufzubauen, etwas von der Energie Ihres Wesens ein; suchen Sie zu vergeben, zu seinem Heil und zu dem eigenen."

„Sie sprechen von Heinrich," sagte sie, und ein schmerzlich wehmüthiger Zug flog über ihre starren, stolzen Züge. „Von dem unwiederbringlich Verlorenen ist Nichts zu retten. Der Zufall, der uns heute an einem Orte zusammentreffen läßt, hat damit Nichts von der unübersteiglichen Kluft ausgefüllt, die uns auf ewig trennt. Ich darf ihn nicht sehen, nicht sprechen; und wozu auch? Sehen Sie, dort kommt uns mein Gemahl entgegen. Ich werde Sie ihm als einen früheren Bekannten vorstellen. Ihren Namen, wenn ich bitten darf."

Ich nannte ihr den Namen, den ſie gleich darauf dem Fürſten wiederholte, der vor dem Kurhauſe ſaß und aufgeſtanden war, als wir uns näherten. Während der gleichgültigen Geſpräche, die ich mit ihm wechſelte, ging Gabrielle ſtumm neben uns her, aber ein innerer Kampf malte ſich unverkennbar auf ihren Zügen. Als wir vor dem Hotel angekommen waren, in dem das Paar wohnte, demſelben, vor dem ich am vergangenen Abend mit Heinrich ſaß, verabſchiedete ich mich. Gabrielle hob den Blick, und ich ſah, daß er von Thränen umflort war. Mit feſter Stimme aber wandte ſie ſich noch einmal und rief mir nach: „Um fünf Uhr reiſen wir mit dem Dampfboote nach Petersburg ab. Auf Wiederſehen an der Dampfbootbrücke!“ Der Fürſt grüßte, und die beiden verſchwanden in der Thür.

Weßhalb wollte ſie mir noch Lebewohl ſagen, mir, deſſen Namen ich ihr kaum genannt, den ſie wahrſcheinlich ſchon vergeſſen hatte? Und doch hatte ſie das „Wiederſehen“ ſo beſtimmt, faſt gebietend betont. Es war kein Zweifel, Heinrich wollte ſie ſehen, ihm galt die Aufforderung zu dieſem flüchtigen Begegnen. Ich ſuchte ihn auf und fand ihn nicht ohne Mühe.

Unſer Geſpräch, das ihn noch einmal in den ganzen Strudel ſchmerzvoller Erinnerungen ſtürzte, kann ich übergehen. Den erſten Entſchluß, ſofort zu Gabrielle zu eilen, konnte ich nur mit Mühe hindern, doch als wir uns trennten, war er feſt entſchloſſen, ihr niemals wieder zu begegnen, das angebotene Wiederſehen zu vermeiden und ſich fern zu halten von dem Abgangsorte des Dampfbootes. Ich hatte auch das Geſtändniß von Gabrielle's Liebe nicht verſchwiegen. Alles ſchien ihm damit auf's Neue verloren, das Leben nutzlos und jeder Entſchluß, ſich friſch wieder hineinzuſtürzen, verwiſcht. So gingen wir auseinander. Als ich mich, lange vor der Stunde, zu der man das Anlegen des Dampfbootes erwarten konnte, nach dem kleinen Hafen begab, ſtand ſchon ein Mann, feſt in den Mantel gehüllt, auf der einſamen Brücke. Es war Heinrich. Er erröthete, als er mich ſah, aber ohne mir über die Veränderung ſeines Entſchluſſes, an den ich übrigens niemals mit Beſtimmtheit geglaubt hatte, eine Erklärung zu geben, trat er mir entgegen und reichte mir die Hand. „Sie haben mir mehr als ein williges Ohr, mehr als flüchtige Neugierde, Sie haben mir Theilnahme geſchenkt, ich will Sie alſo

auch nicht erſuchen, mich unbeobachtet zu laſſen bei einem Wiederſehen, das ich vermeiden wollte, und zu dem mich doch eine noch immer nicht verſtummte Stimme des Herzens zieht. Im Gegentheil es freut mich, daß Sie ſehen werden, was ich Ihnen dann nachher nicht zu erzählen brauche, daß ich ganz ruhig dem einzigen Weibe, das ich je geliebt, ins Auge ſehen werde. Muß ich doch eigentlich zufrieden ſein, daß das Schickſal uns auseinander riß. Sie hätte ſich niemals befriedigt gefühlt in der beſchränkten Lebensſphäre, die ich ihr hätte eröffnen können, und was ſie auch ſagen mag, Rang, Reichthum und eine bevorzugte Lebensſtellung gelten ihr mehr, als das Glück der Liebe. Ob mein Schickſal, eigentlich auch das der armen Louiſon, darüber zu Grunde ging, gilt ihr gleich, das können Sie mir glauben. Daß ich aber für ewig vernichtet bin, fühle ich heute deutlicher als je."

Ich wollte Einwendungen machen, aber er ließ mich nicht reden.

„Glauben Sie mir," fiel er ein, „wer ſo viel Fäden, die mit dem Leben, mit der Welt verbinden, abriß, knüpft nicht wieder an. Ich habe das Zutrauen

zu mir ſelbſt verloren, und was noch ſchlimmer iſt, es iſt mir gleichgültig geworden, was die Welt von mir denkt und was aus mir wird. Ich bin mir ſelbſt ſo werthlos geworden, daß ich mich treiben laſſen werde von dem Strom der Tage, die mir Nichts mehr ſchenken können, weil ſie mir Nichts mehr zu nehmen vermögen."

„Sie ſind noch jung genug, talentvoll, nicht ohne Mittel, reich an Erfahrungen" — fiel ich ein.

„Aber abgeſtanden, müde," fuhr er fort. „Genug davon, ich ſehe die Rauchflagge des Dampfbootes aus der Stromm ündung heranziehen. Die Stunde iſt da!"

Die Brücke hatte ſich bereits mit Menſchen gefüllt. Die Gepäckträger rollten Kiſten, Ballen und Fäſſer an den Rand; die Diener hatten aus dem Hotel bereits gewaltige Koffer, mit der Chiffre und Krone des Fürſten bezeichnet, herbeigebracht, ein buntes Leben entwickelte ſich, und der Dampfer kam immer näher. Ich achtete wenig auf das Getreibe und beobachtete nur Heinrich, der, mir gegenüber, faſt regungslos an der Bruſtwehr der Brücke lehnte, unverwandten Auges nach dem Hotel jenſeits der Straße ſchauend. Das

Dampfboot legte an. Die Taue flogen herüber und hinüber, die Verbindung war mit dem Ufer hergeſtellt, Alles drängte durcheinander, manch' fröhlicher Zuruf, freudige Begrüßung und wehmüthiges Abſchiedswort erklang. Gabrielle kam noch immer nicht, und Heinrichs Züge zuckten in fieberhafter Spannung; da trat ſie heraus an dem Arm ihres Gatten. Ihr Blick war geſenkt, aber ſie hatte uns geſehen. Eben wollten ſie die Brücke betreten, als Gabrielle ſtill ſtand. „Mein Armband," rief ſie, „ich habe es oben in dem Fenſter liegen laſſen." — „Petrowitſch!" rief der Fürſt einem Diener zu. „Laß," ſagte Gabrielle, „ich weiß, wo es liegt, und bin im Augenblick wieder hier. Sei ſo gut, indeſſen nach dem Gepäck zu ſehen." Sie ließ den Arm des Fürſten los, den ich begrüßte und anredete, um ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, denn Heinrich war Gabrielle gefolgt. Sie kamen ſofort wieder zurück und ſchritten über die Brücke an mir vorbei, wo der Fürſt harrte, um ſeiner Gemahlin die Hand zu reichen. Halb flüſternd ſagte Gabrielle die Worte vor ſich hin: „Wir haben uns viel zu vergeben, es ſei vergeben. Wirke, ſchaffe, Heinrich, und wenn wir nicht ſelbſt glücklich ſein können, laß uns ver-

ſuchen, die Umgebung zu beglücken, in die Gott uns geſtellt hat!“ Sie ſtand am Rand der Brücke. Der Fürſt ſah ſeine Gemahlin befremdet, aber nicht unwillig an und reichte ihr die Hand. Heinrich ſtand einige Schritt hinter ihr. — Alle Paſſagiere waren ſchon auf dem Boot, man wartete nur noch auf den Fürſten und ſeine Gemahlin. Plötzlich, als hätte ſie noch etwas vergeſſen, ſtand ſie ſtill. — „Laß mich,“ ſagte ſie zu ihrem Gemahl, „noch Lebewohl ſagen, dann folge ich Dir und erzähle Dir Alles.“ Sie reichte mir die linke Hand, legte die rechte in Heinrichs ausgeſtreckte Rechte und ſagte mit dem vollen Ausdruck der Liebe: „Ich werde Dich nie vergeſſen. Dieſer Händedruck löſt alle Bitterkeit und Menſchenverachtung von meiner Seele. Ich verachtete die Welt nur in Dir und vertraue ihr jetzt, wie ich Dir vertraue. Das Leben hat Dich zum Manne gereift und Du wirſt es männlich ertragen.“

Das Dampfboot gab ſchrillend das Signal zur Abfahrt. „Gabrielle!“ rief der Fürſt. Sie war mit eiligem Schritt auf dem Boot, die Brücke fiel, und die Räder ſchlugen rauſchend in die Wogen. Langſam rang ſich das Fahrzeug vom Ufer und zog dann

majeſtätiſch über die See dahin. Gabrielle ſtand auf dem Verdeck, hatte das Tuch in die Augen gedrückt und flüſterte dem Fürſten, der ſein Fernrohr auf Heinrich gerichtet hielt, einige Worte zu. Darauf küßte er ihr galant die Hand und breitete ihr ſorgſam einen ſchweren Hermelinmantel über die Schulter.

Heinrich, als die Brücke fiel, hatte mit einer gewaltſamen Bewegung auf das Boot ſpringen wollen, ich hielt ihn zurück. Er ſtarrte dem Schiffe nach, lange, lange. Dann, als es dem Auge entſchwunden war und nur noch die Rauchſäule ſich zeichnete am Horizont, wandte er ſich plötzlich um. „Eine Vergangenheit iſt abgeſchloſſen," ſagte er, „die Brücke fiel. Ein neues Leben ſoll beginnen. Ich will ein Mann ſein und ringen, ich will wieder ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft werden. Verlaſſen Sie ſich darauf, denn ich verſpreche es Ihnen in der ſegensreichſten und bedeutungsvollſten Stunde meines Lebens!"

Er drückte mir die Hand, wir trennten uns und haben uns nicht wieder geſehen.

Das rothe Pulver.

Es iſt Frühſommer und bald Mittagsſtunde. Die Männer ſind bei der Arbeit auf dem Acker, die Frauen ſchon heim am Herde beſchäftigt. Ein Tabuletkrämer geht mit ſeinem hohen rothen Kaſten von Haus zu Haus, überall als alter Bekannter begrüßt und willkommen geheißen, bringt er doch allerlei Nützliches und Unnützes mit, das er im Schweiße ſeines Angeſichts von Ort zu Ort trägt, und dazu mancherlei Schnurren und Neuigkeiten, die ſeine Laſt nicht beſchweren, aber ſeinen Beutel füllen helfen. Er wählt, um ins Dorf zu kommen, gern die Stunde, in der wir ihn auch heute kennen lernen, die Tageszeit, zu der er die Frauen allein im Haus findet, und das nicht nur, weil er ſich ungeladen und ohne zu fragen an jeden gedeckten Tiſch ſetzt und mit durchißt, oder weil er eigentlich nur Kram für die Weiber führt, ſondern weil es ſich leichter mit ihnen

allein handelt. Er versteht sein Geschäft und läßt sich nicht abschrecken durch den Gruß, der ihn fast überall empfängt: „Guten Tag, Klickermann, ist Er auch wieder da? Heute brauche ich aber Nichts!“ Er will ja auch Nichts verkaufen, will nur den schweren Kasten ein Weilchen abiegen und ein wenig verschnaufen, denn es wird schon schwül heiß, und ihn soll's nicht wundern, wenn dieser Tage ein Gewitter aufzieht. Dazu muß er den Kram wieder etwas in Ordnung bringen, denn die Wettermädel im andern Dorf haben ihm Alles durcheinander gewühlt. Die haben Geld. Er schließt den Kasten auf und zieht ein Fach nach dem andern heraus für sich, aber das hindert nicht, daß die Bäuerin vom Heid herüberschielt und im Vorbeigehen, wenn sie eine Schüssel vom Brett holt, auch stehen bleibt. Bald hat sie auch dies oder jenes in der Hand, aber sie reicht es zurück. Heut hat sie kein Geld und will auch Nichts kaufen. Klickermann will es ja auch nur zeigen und bewundern lassen. Aber der Reiz zum Besitzen erwacht. Nur weil er einmal den Kasten aufschloß, wird das Unbedeutendste genommen, das man immer gebrauchen kann, das man im Hause halten muß, denn

gerade, wenn man es brauchen will, pflegt es zu fehlen. Der Tabuletkrämer hätte da wohl noch etwas Funkelnagelneues, aber er will's gar nicht zeigen, es könnte aussehen, als wolle er es aufschwatzen. Die Bäuerin ist auch schon wieder am Herd, aber ehe er den Kasten zuschließt, das könnte er doch noch sehen lassen. Ehe sie sich's versieht, hat's die Bäuerin in der Hand, und dann hat sie auch schon darauf gehandelt. Sie bietet einen Preis, der den Verkäufer empört, nicht die Hälfte von dem, was es ihn selbst kostet, und der Handel geht auseinander. Etwas hätte sie ja noch aufgelegt, aber sie will die Waaren zurückreichen. Er hat aber, halb in der Zerstreutheit, den Kasten schon wieder geschlossen, und da mag sie das Ding denn behalten, wenn er auch Schaden daran macht. Mit einem Scherz bricht er auf und geht zum nächsten Hause. Ueberall dasselbe Spiel mit kleiner Veränderung, wie es paßt für jede Einzelne, und er kennt sie Alle, die meisten von Kindesbeinen an. Darüber kommt die Mittagsstunde, und die heimkehrenden Männer begegnen dem Tabuletkrämer auf der Dorfstraße. Jedem hat er etwas Neues zu erzählen, und oft ruft er es nur kurz von Weitem

hinüber, er bleibt ja über Nacht im Ort und kann es heute Abend im Krug weitläufig erzählen, das sichert ihm die Zeche, und der Krugwirth giebt's Nachtlager dazu für den Gast, der ihm das Zimmer füllt. Klickermann's Kommen ist immer ein kleines Dorfereigniß.

Nun tritt er ins letzte Häuschen ein, das unscheinbarste von allen. Es ist niedrig, geflickt und gestützt, aber drinnen ist's sauber, wenn auch schmucklos. Das Zimmer ist klein und noch dazu ganz eingenommen vom Webstuhl, an dem eine Frau von etwa 50 Jahren, aber mit schon grauem Haar, webt und in immer gleichem Takt das klirrende Schifflein schießen läßt und den Faden im Doppelschlag anschlägt. Sie grüßt den Eintretenden freundlich, ohne sich aber in der Arbeit stören zu lassen, und sagt auch nicht, daß sie heute Nichts gebrauche. Das weiß der Klickermann schon und hat gleich seinen Kasten draußen unter'm Holzschuppen abgesetzt. Hier lohnt es nicht, ihn erst hereinzubringen. Er setzt sich auf die Ofenbank, wischt den Schweiß gleich von der Stirn, und anstatt seines lustigen Gesichtes, macht er ein ernstes und seufzt tief auf. Hier sind

ſeine Schnurren ſo wenig angebracht, als ſeine Waare.

Nach einer Weile, während die Frau den Aufzug ſchlichtet und einen neuen Faden anknüpft, fängt der Tabuletkrämer an: „Ich möchte ein Geſchäft mit Ihr machen, Mareilieſe.“

„Das wäre?“ ſagt die Frau, ohne aufzuſehen. „Von meiner Leinwand kann ich Nichts abgeben. Wer kann' wiſſen, ob der Hans Jochen nicht doch einmal Ernſt macht mit dem Freien, Zeit wäre es.“

„Ich will Ihre Leinwand nicht!“ wirft Klickermann hin, „aber Ihr rothes Pulver möchte ich Ihr abkaufen.“

„Er kann's umſonſt bekommen, wie alle Andern,“ ſagt Mareilieſe, „wenn's Ihm Noth thut.“

Klickermann lacht laut auf. „So iſt's nicht gemeint. Unter uns geſagt, ich bin überzeugt, daß das Zeug weder hilft noch ſchadet.“

„Es hat doch ſchon Manchem geholfen,“ ſagt Mareilieſe ganz ruhig und zuverſichtlich.

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten,“ fährt der Tabuletkrämer fort, „den Ruf hat es, das iſt ſicher. Und nun meine ich, Mareilieſe, wenn Sie mir Re-

cept und Vertrieb und Alles, was noch drum und dran ist, verkauft, machten wir beide ein gutes Geschäft. Ich zahlte eine hübsche Summe, Sie giebt's doch umsonst und hat noch die Scherererei weniger, bei allem Wetter, Nacht und Tag, mit dem Pulver gerufen zu werden, wo nur ein Mensch krank oder ein Stück Vieh befallen wird."

„Nein," sagt die Frau fest und entschieden, „das Pulver ist mir nicht feil. Seit Jahren erbt das Mittel in unserer Freundschaft von Kind auf Kindeskind, es ist also nicht, als ob es mein eigen wäre. Und wenn ich auch könnte, ich verkaufte es doch nicht."

„Ihr Bauern seid hartköpfiges, eigenwilliges Volk!" ruft der Tabulettkramer.

Marcellese läßt den Vorwurf ohne Erwiderung, und eine ganze Zeit schweigen Beide. Dann steht die Frau auf von ihrer Arbeit, schiebt einen Tisch vor den Platz, an dem Klickermann sitzt, und deckt ein reines Tischtuch über. Darauf sieht sie zum Fenster hinaus, ob der Sohn noch nicht heimkommt, schüttelt den Kopf und sagt mehr vor sich hin, als zu dem Gast: „So ist er immer, tüchtig bei der Arbeit,

aber keine Zeit hält er ein. Es ist keine Ordnung in dem Jungen."

„So war der Vater auch," sagt Klickermann, „schmuck, Knochen zur Arbeit, aber keinen Kopf zum Denken. Es war sein Glück, daß er die klügste Frau im Dorf bekam, die ihren Kopf hatte für zwei, und dabei ist Sie gerade so eigensinnig auf Ihr rothes Pulver, als nur Eine sein könnte, und könnt doch selbst nicht dran glauben."

Die Frau lächelt. „Kommt Ihr noch einmal darauf?" spricht sie. „Nun denn, Klickermann, wir kennen uns schon fast 40 Jahr, Er wird mich nicht ausschwatzen, und so will ich Ihm meinen Grund sagen zum Nein, das ich doch wiederholen müßte. Das Pulver thut's vielleicht nicht, mag sein, aber die Leute, wenn der Rath ihnen ausgeht, lassen mich kommen, und wie ich sie Alle kenne, und was sie drückt in Haus und Wirthschaft, und was ich oft noch auf den ersten Blick dazu sehe, wenn ich eintrete, danach verordne ich mein Pulver. Da hat es denn immer noch geholfen und oft nicht allein den leiblichen Schaden, sondern manch' andere Dinge fortcurirt, wie sie ja zuweilen in Ehe, Hausstand

und Freundschaft verkommen und Leib und Seele niederdrücken. Den Leuten aber ist es lieber, daß das Pulver der alten Mareilieie ihnen geholfen hat, als ihr guter Rath, den sie sich selbst hätten geben können. In Seinen Händen ist aber das Pulver Nichts nütz."

Der Tabulettkrämer lächelt schlau vor sich hin. „Eine Aufrichtigkeit ist der andern werth," sagt er. „Ihr Pulver hat's Renommé in der ganzen Gegend. Wenn mich die Leute um das Mittel in's Haus rufen, und ich es mit einer Hand umsonst gebe, verkaufe ich mit der andern meinen Kram, und sie feilschen nicht einmal."

Die Frau sieht ihn von der Seite an. „Ich hab's wohl gewußt, was Er damit wollte, und gerade deshalb behalte ich es. Glaubt Er, daß ich, die arme Wittwe, im Ansehn stände unter den Bauern, die Jedes Werth nach dem Gelde abschätzen, oder daß sie mich, die Hergebeirathete, die Fremde, ungeschoren ließen, wenn sie mich nicht Alle gebrauchten. Ich bin noch Keinen um irgend Etwas angegangen und habe fast Allen schon geholfen, aber Noth kann kommen über Nacht, und dann habe ich Etwas zu gut. Dafür aber will ich mein Pulver behalten.

Nun Nichts mehr davon, denn ich höre den Hans Jochen auf der Diele."

Ein breitschulteriger, hochaufgeschossener, schmucker Bursch von etlichen 20 Jahren tritt ein. Die Mutter grüßt er gar nicht, den Gast nur ebenhin und steckt gleich die Beine unter den Eßtisch, auf dem das Mittagbrod sofort aufgetragen wird. Er spricht kein Wort, das ist ihm zu unbequem, und starrt vor sich hin, aber als ob er gar Nichts dabei dächte. Und so ist's auch. Nicht, daß er dumm wäre, aber das Denken scheint ihm unnütze Mühe. Den kräftigen Armen, den harten Händen sieht man an, daß sie arbeiteten, aber die Arbeit ist ihm, wie Andern das Faulenzen. Er treibt sie, weil er einmal dabei ist, weil sie ihm leicht wird und er zu träge ist, zu überlegen, womit er sonst die Zeit hinbringen könnte.

Die Mutter spricht ruhig mit dem Gast weiter, und der Sohn ißt, als wenn er taub wäre zu dem Gespräch. Als er sich endlich den Mund wischt und aufsteht, wirft die Mutter hin: „Wenn Du uns einmal eine Fuhre Lehm anfahren könntest, Hans Jochen. Durch die Hinterwand des Hauses scheint Sonne und Mond, und der Regen findet auch seinen Weg."

„Geht nicht, Mutter!“ antwortet er kurz, „der alte Gaul zwingt's nicht mehr, er ist längst das Futter nicht mehr werth.“

„Da wär' wohl Zeit zu einem neuen!“ lacht Klickermann.

„Zeit wohl,“ sagt Hans Jochen ganz ruhig, „aber woher's Geld nehmen?“

„Und dabei fällt uns das Haus über den Kopf zusammen, und das Feld bleibt halb unbestellt,“ wirft die Mutter hin, mit leisem Vorwurf.

„Ja, das ist doch nicht anders!“ sagt der Sohn und reckt sich.

Klickermann hat so aus den Augenwinkeln einige Blicke mit der Alten gewechselt, steht auf, schlägt den Burschen auf die Schulter und sagt, halb scherzend: „Da wüßte ich Rath!“

„Ihr, Klickermann?“ gähnt Hans Jochen.

„Ich weiß eine Frau für Euch, die hat Geld und gleich baar aufgezählt, damit könnt Ihr ein neues Haus bauen und noch Acker zukaufen und sechs Gäule anschaffen für eins.“

Bei Erwähnung der Frau gähnt Hans Jochen, beim Hause reckt er sich, beim Acker scheint er auf-

zuberchen, bei den Gäulen kratzt er ſich mit heiterem Geſicht hinter's Ohr. Er zählt zurück an den Fingern: „Sechs Gäule, Acker, neues Haus, Frau.“ Bei jedem Wort wird ſein Geſicht länger und gleichgültiger. „Nein!“ ſagt er und ſchüttelt den Kopf, „das iſt mir zu mühſam; auf den Tanzboden gehen und ſponſiren und die Anſprache halten, lieber thue ich ſelbſt, was der Gaul nicht mehr kann,“ und probirt die Arme, denen man es anſieht, daß das keine Prahlerei.

„Das braucht Er Alles nicht zu thun!“ ruft lachend der Tabuletkrämer, „das beſorge ich ihm und die Mutter. Morgen bringe ich Beſcheid. Sonntag geht Er mit uns hinüber, denn ſehen muß ſie Ihn doch. Zu Michaelis iſt die Hochzeit. Da hat Er Nichts als Ja zu ſagen in der Kirche, und ſoviel wird Er doch herausbringen.“

Hans Jochen kratzt ſich wieder hinter's Ohr und ſieht die Mutter an. Er hofft, ſie ſoll ihm abreden; aber ſie ſchweigt. Endlich ſagt er: „Wenn's weiter Nichts iſt, und wir wären damit aus aller Noth.“ Es war nur eine laute Ueberlegung; aber Klickermann nahm's gleich wie ein Einſchlagen. „Top!“

ſagt er, „das iſt abgemacht," und reicht die Hand hin. Hans Jochen wird dunkelroth, ſchlägt ein, greift aber gleich mit der Linken nach der Mütze und geht zur Thür hinaus.

„Wenn er nur nicht wieder zurückkommt," ſagt Klickermann.

„Nein," erwidert Mareilieſe, „nun iſt's ſicher. Er giebt ſich gar nicht die Mühe, es noch einmal zu überlegen, und es fällt ihm nicht ein, daß da noch etwas zu ändern wäre. Nun aber, wir beide Klickermann. Wer iſt das Mädchen?"

„Eine ſchmucke Dirn'!" iſt die Antwort. „Die Eltern ſind todt ſeit vier Jahren. Seitdem lebt ſie bei der älteren verheiratheten Schweſter; aber mit dem Schwager kann ſie ſich nicht vertragen. Es iſt immer Unfrieden durch ſie im Haus, und Schwager und Schweſter möchten ſie gern an den Mann bringen; aber ſie nimmt keinen, den die ihr vorſchlagen, aus Eigenwillen, und die, die ſie bisher wohl gewollt hätte, ſchlägt der Schwager aus, der Vormund iſt. So iſt beiden Theilen geholfen, wenn ich einen bringe. Sie braucht einen ſtillen, unſtreitſamen Mann, und das iſt Ihr Hans Jochen, und daß er ſchmuck dabei iſt,

wird ihr nicht unlieb ſein. Daß er nicht reich iſt, kommt nicht in Frage, ſie hat genug. Morgen die Antwort."

Klickermann nimmt kurzen Abſchied und geht. Mareilieſe ſetzt ſich wieder an den Webſtuhl. Bei der Arbeit überlegt ſich's am Beſten. Daß die Schwiegertochter reich iſt, iſt ihr ſchon recht; es iſt ſogar nöthig, und dabei gleitet das Schiffchen auch leiſe durch den Aufzug; aber Reichthum macht ſtolz und übermüthig und dabei ſchlägt ſie ſo feſt zu und einmal mehr als gewöhnlich. Das Mädchen ſoll ſchmuck ſein, denkt ſie und ſtreicht mit der flachen Hand über die ſtraffen, rauh gewordenen Fäden, aber eigenwillig und zankſüchtig iſt ſie auch. Hei! wie feſt ſie zuſchlägt, der Einſchlag muß ſich fügen, grade eben und ſei es mit Gewalt. Das Ende Leinwand ſoll nicht ſo egal, ſo gleichmäßig geworden ſein, wie man es ſonſt gewohnt war auf Mareilieſens Webſtuhl, aber es war nur ein kurzes Stück, dann iſt wieder Alles ſo accurat und ruhig und gleichmäßig, wie vordem. Sie hat ſich ihren Plan gemacht.

Es iſt Herbſt geworden; aber noch hängt das Obſt an den Bäumen. Es iſt Nachmittag, aber noch

ging die Sonne nicht unter. Im Dorf ſteht Alles vor den Thüren oder auf der Dorfſtraße, als ob man ein Ereigniß erwarte. Man erwartet auch etwas Neues. Der Hans Jeden hat Hochzeit gehalten und muß gleich kommen mit der jungen Frau, die noch Niemand kennt. Aber noch kann er nicht da ſein, man kennt ja den alten Gaul, der kommt nicht mehr von der Stelle, und die junge Frau wird den Wagen auch hübſch voll gepackt haben, denn ſie iſt reich, wenn auch die Ausſteuer, die der Schwager ſchickte, ſchon ſeit mehreren Tagen da iſt. Man hat ſo munkeln gehört, die Uriel aus Breibach ſei eine böſe Sieben, das hat der Schwager, der reiche Müller, ausgebracht. Nun das gönnt man dem einfältigen Hans Jeden, der hat einen breiten Rücken, aber der Mareilieſe gönnt man es, daß ſie eine reiche Schwieger bekommt; da braucht ſie ſich doch nicht mehr ſo zu plagen auf ihre alten Tage, und ſie iſt klug, ſie wird ſchon mit der jungen Frau fertig werden. Wenn die aber neue Moden mitbringen will ins Dorf, dann wollen ſie alle zuſammenſtehen und ſie nicht aufkommen laſſen. Da kommen ein Paar Jungen, die hinaus vor das Dorf gegangen und auf einen hohen Stein geklettert

waren, von dem man den Weg bis weit hinaus, wo er aus den Tannen biegt, überſehen kann, ſchreiend gelaufen: „Sie kommen! Sie kommen!“ Die Jungen thun, als wäre es höchſte Zeit mit ihrer Nachricht, und es dauert doch faſt noch eine halbe Stunde, ehe ſie da ſind, denn der arme Gaul ſchleppt ſich wirklich mühſam mit ſeiner Laſt durch den Sand. Endlich fahren ſie ins Dorf ein. Die junge Frau ſitzt hoch oben auf dem Wagen zwiſchen allerlei funkelnagelneuem Hausgeräth. Sie ſieht verdrießlich aus. Der Weg mag ihr wohl zu lang und das Pferd zu langſam geweſen ſein. Hans Jochen geht nebenher, gemüthlich Schritt haltend mit dem Gaul, und hätte er nicht ſeinen Sonntagsrock angehabt und eine bunte Bandſchleife oben an der Peitſchenſchnur, ihm hätte man nichts Beſonderes angemerkt. Die Leute grüßen die junge Frau, und die Burſchen gehen zum jungen Ehemanne heran und ſchütteln ihm mit derbem Scherz die Hand; aber Urſel nickt nur ſtumm rechts und links, ſo recht aus dem Halsgelenk, ohne ihre ſteife Haltung zu ändern, und Hans Jochen verzieht keine Miene, er allein ſieht aus, als wenn gar Nichts vorginge. Der Blick der jungen Frau ſtreift ein Gehöft

nach dem andern, und keins scheint ihr gut genug für das eigene, und so geht's durch das ganze Dorf, bis Hans Jochen hält vor dem letzten Hause und Uriel verwundert fragt: „In der baufälligen Hundehütte soll ich wohnen?“ Mareiliese, die aber nicht mehr im Hause wohnt und sich ganz am andern Ende des Dorfes in das Dachstübchen der Gevatterin einmiethete, steht vor der Thür, die Kinder zu empfangen, und thut, als überhöre sie die verdrießlichen Worte der Schwiegertochter, und Hans Jochen hat sie wirklich überhört. Er hilft der jungen Frau vom Wagen und besorgt dann das Pferd. Uriel tritt ein in das alte, in ihr neues Haus. Da innen sieht es freilich anders aus als von außen, sauber und ordentlich. Das Feuer brennt auf dem Herd, um den das Holz regelrecht geschichtet ist; frischer Sand ist gestreut auf der Diele und im Zimmer, in dem kein Stäubchen zu sehen, kein Fleck zu finden ist, Alles steht gerade wie nach der Schnur, lange bleibt es freilich nicht so. Die junge Frau geht gleich ans Auspacken, und bald liegt Alles durcheinander auf Schemel, Bank und Tischen. Mareiliese will erst behilflich sein, aber bald giebt sie es auf, und als endlich Hans Jochen eintritt,

wünſcht ſie dem jungen Paar Gottes Segen, zieht das Kopftuch feſt und geht. Hans Jochen macht große Augen, daß er keinen Fleck frei findet, ſich auszuruhen nach dem weiten Wege, aber Urſel kramt weiter, und dabei erzählt ſie, ein neues Haus müſſe ſofort gebaut werden, ſie hätten ja das Geld dazu, und ein Paar ſchmucke Gäule und ein neuer Wagen müßten gleich morgen gekauft werden, ſolche Schneckenfahrt hätte ſie zum erſten und letzten Mal gemacht. Sie ſagt das ganz freundlich, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, und ſchaltet immer ein: „Ich habe ja das Geld!“ und Hans Jochen nickt nur, denn er iſt müde und meint bei ſich: „Mit ihrem Gelde kann ſie machen, was ſie will, das iſt ganz in der Ordnung.“

Es iſt Frühjahr geworden, ehe der Tabuletkrämer wieder ins Dorf kommt. Diesmal fängt er beim andern Ende an und geht gleich zur reichen Urſel. Da ſieht es wild aus auf dem ſonſt ſo ordentlichen Hof, aber das kommt von dem Bau, denn von dem neuen Hauſe war bereits im Herbſt das Fundament gelegt, jetzt guckt es ſchon ein gutes Stück aus der Erde heraus, und das Holz iſt faſt fertig gezimmert. „Die iſt ſcharf darüber her!“ denkt der Tabuletkrämer

und tritt in das alte, wohlbekannte Häuschen. Er hätte es kaum wieder erkannt und meint, Uriel räume auf, so liegt und steht Alles drunter und drüber, aber daran ist auch wohl der Bau Schuld, da geht Manches zu Grund, auch hier und da eine Fensterscheibe, die mit Papier geklebt werden muß, und die Füllung der Thür, die dann, an einer Kante, so schweben bleibt. Was soll man an dem alten Gerümpel noch machen, das ohnehin bald abgerissen wird? Uriel steht gerade vor dem Spiegel und streicht sich die Haare zurecht, als sie aber den alten Bekannten eintreten sieht, nimmt sie schnell ein Tuch um und reicht ihm die Hand. Klickermann lobt den Bau, aber Uriel bricht in Klagen aus über die Unzuverlässigkeit und Langsamkeit der Handwerker. „Wir müßten längst unter Dach sein!“ sagt sie, „aber Hans Jochen treibt auch nicht ein Bischen.“ Und wenn sie nicht selbst dahinter wäre, könnten sie noch einen Winter in dem Stall zubringen, wo Wind und Wetter an allen Ecken frei durchzögen. Die Leute im Dorf seien auch Alle so widerwärtig, und keiner hülfe ihnen. Klickermann hat indessen, ohne erst zu fragen, seinen Kasten aufgeschlossen, und nun fängt das Kaufen an. Was man brauchen kann

und nicht brauchen kann, wird eingehandelt, ein ganzer Berg liegt schon auf dem Tisch, als es aber ans Bezahlen geht, kann Urfel das Geld nicht finden. Sie reißt ein Fach nach dem andern auf, einen Schrank hier und da. Dahin hatte sie doch das Geld gelegt, und hier müßte auch noch etwas sein. Urfel wird ärgerlich und will die ganzen Einkäufe zurückgeben, aber das hätte Klickermann beinahe übel genommen. Ist's nicht Geld, so thun es ja ein paar Stücke von der Ausstattungs-Leinwand auch, und der Rest bleibt schuldig bis zum nächsten Mal. So kommt man zurecht, Klickermann weiß sich zu helfen und wandert zufrieden weiter. Sein Weg durchs Dorf geht diesmal schneller als sonst, hat ihm doch die reiche Urfel schon seinen halben Kram abgenommen. Er rühmt das überall, aber je lauter er sie preist, deste spitzer geben die Reden allerorten. „Hochmuth kommt vor dem Fall!" sagt die Eine, und die Bedächtigen werfen etwas hin von dem Brunnen, der ausgeschöpft werden kann. Die jungen, die das Einmal-Eins noch von der Schule nicht vergessen haben, fangen den Spruch an: „Sechsmal Sechs ist Sechsunddreißig — ist der Mann auch noch so fleißig" —

weiter sagen sie Nichts, aber Klickermann kennt ja den Schluß von der Frau, die liederlich ist. Und dann kommen die Reden auf das Schloß „Nimmerfertig", denn die Handwerker hätten es satt, sich beständig als Faullenzer und Nichts-Versteher schelten zu lassen, heute einzureißen, was sie gestern bauten, und schließlich nicht einmal zu ihrem Gelde kommen zu können.

Zuletzt spricht Klickermann bei der Mareilieſe vor im Giebelstübchen unterm Dach. Da sieht es wieder so ordentlich und sauber aus, als früher im Häuschen, das jetzt abgebrochen werden soll. Hier fängt der Tabuletkrämer nicht an von der Uriel, er will abwarten, was die Schwiegermutter von selbst sagt. Aber da kann er lange warten, Mareilieſe spricht von allem Möglichen, nur nicht von dem Sohn und der Schwiegertochter. Der Tabuletkrämer rückt hin und her auf dem Stuhl, er wollte das Angebot der Rede nicht machen, aber was will er thun? Von hintenherum ist der alten Mareilieſe nicht beizukommen, er muß geradezu gehen. „Wie treiben's drüben die jungen Leute?" platzt er heraus und macht ein halb schlaues, halb dummes Gesicht dazu, das mit einem

Mundwinkel lächelt, mit dem andern ſpottet und in jede Antwort einlenken könnte und gefaßt iſt, auf Lob oder Tadel zu erwidern: „Das habe ich ja gleich geſagt!“.

Mareilieſe verzieht keine Miene und ſpinnt ruhig weiter: „Er hat ja wohl gehört, Klickermann, was ſie im Dorfe reden, und freilich haben der Hans Jochen und die Urſel in ihrem Hausſtande manchen Haken eingeſchlagen, an den ſich üble Nachrede leicht anhängen ließ. Das iſt aber alleweile nicht mein Geſchäft geweſen, und bei den eigenen Kindern will ich nicht damit anfangen. Wenn dies und das nicht recht iſt, bin ich beim Hans Jochen wohl allein Schuld, und bei der Urſel ihr Geſchick. Das Holz iſt bei beiden gut bis in den Kern, um ein paar tüchtige Menſchen daraus zu ſchneiden, und lieb haben ſie ſich auch, denn wenn ſie ſich auch kaum viel gute Worte geſagt haben, ſo iſt doch ſicher noch kein böſes zwiſchen ihnen gefallen. Sie wiſſen's noch nicht von einander, wie lieb ſie ſich haben. Für ihn, den armen Jungen, hat immer ein Anderer gedacht, und für die Urſel, das reiche Mädchen, Andere gearbeitet. Nun arbeitet er zuviel und denkt gar nicht, ſie denkt zuviel und verſteht nicht etwas zu thun. Da ſitzt der Fehler.“

„Ei“, sagt Klickermann spöttisch, „Sie weiß ja sonst für alles Rath, Mareiliese; kann Sie da nicht helfen, vielleicht mit Ihrem rothen Pulver, das Sie mir absolut nicht verkaufen wollte?“

Mareiliese lacht laut auf: „Kommt Er darauf?“ sagt sie, „Recht hatte ich doch, daß ich das Pulver behielt, denn jetzt wäre es Ihm schon Nichts mehr nütz und mir auch nicht. Mit den Arzneimitteln, und wenn sie noch so gut sind, ist's wie mit allen andern Dingen, Arbeitskraft, Denken, Schmuckstein, Reichthum, es ist nicht genug, daß man es hat, man muß es auch gebrauchen können. Sein Rath war ganz gut, Klickermann, als der Hans Jochen nicht wußte, wovon er sich Pferde kaufen, seinen Acker vergrößern, sein baufälliges Haus wieder herrichten sollte. Mit der reichen Frau war ihm auf einmal geholfen. Die hat Er geschafft, das Mittel war gut, aber die Anwendung taugte nicht. Er hätte selbst mein rothes Pulver um den Kredit gebracht.“

Klickermann sieht wohl, daß er bei der Mareiliese nicht durchkommt, und geht.

Zum Herbst ist aber Uriels neues Haus noch nicht unter Dach, die Handwerker sind verschwunden vom

Bauplatz, und Alles liegt wüst übereinander. Die Bauern lachen, wenn sie vorübergehen, aber Hülfe bringt keiner. Hans Jochen und Ursel sitzen über Winter in der alten verfallenen Hütte, frieren und grämen sich, denn die Pferde haben sie verkaufen müssen, um die Handwerker zu befriedigen, und der Verkäufer des neuerworbenen Ackerplans droht mit Klage wegen der rückständigen Kaufgelder. Hans Jochen sieht zwar aus, als wenn ihm das Alles Nichts angehe, und Ursel giebt aller Welt die Schuld, nur nicht sich selbst, und auch ihrem Manne nicht, denn da hätte sie noch lieber sich selbst gescholten, als ihm weh gethan: Er ist ja auch so schön, so gut und so fleißig und hat ihr noch nie eine Silbe des Verwurfs gesagt, denn er kann sie nicht genug bewundern, wie klug sie ist, und auf was Gescheidtes sie immer verfällt. Sie denkt, er ist fleißig, er wird sich schon wieder herausarbeiten, und er meint, die Ursel ist so klug, die findet schon Rath! Aber der Frühling kommt, und mit dem ersten Sturm fällt die Hütte zusammen, nur gut, daß der Hans Jochen gerade auf dem Acker und die Ursel zum Besuch bei ihrer Schwester war. Sie holte sich eben vom Schwager den letzten kleinen

Reſt ihres Vermögens, aber ſie ſagt nicht, daß das längſt nicht mehr reicht, die Gläubiger zu befriedigen. Nun ſind ſie ohne Obdach. Einige Tage darauf kommt der Hof unter den Hammer und geht fort für einen Spottpreis. Was ſoll Einer mit einem Hof ohne Wohnhaus, mit einem Stall ohne Vieh, mit einem Acker, der nicht beſtellt iſt, denn die Pferde mußten ſchon im Herbſt losgeſchlagen werden?

Hans Jochen und Uriel ſitzen bei der Mutter im Dachſtübchen, aber da können ſie ja auch nicht bleiben, und leben müſſen ſie auch. Zum erſten Mal muß er darüber nachdenken, was nun werden ſoll, und zum erſten Mal fällt ihr ein, daß ſie kräftig iſt und arbeiten kann. Eins nur ſteht feſt, und wie ſie da ſitzen, Hand in Hand, brauchen ſie es gar nicht auszuſprechen, daß ſie ſich nicht trennen wollen, und dann noch das, daß ſie fort möchten ſo weit als möglich. Aber dem Hans Jochen iſt der Kopf ganz dumm von allem Ueberlegen, und die Uriel iſt ſo müde vom Einpacken ihrer letzten Habſeligkeiten, daß ihr die Glieder wie gebrochen ſind. Dafür wenigſtens weiß die Mareilieie Rath. Sie holt aus der verborgenſten Ecke des Schrankes ein Schächtelchen mit

sorgfältig in Papier abgetheilten, rothen Pulvern. „Hans Jochen," sagt sie „wenn Dir der Kopf wüst wird, wenn Du überlegen mußt und Dir keinen Rath weißt, nimm ein Pulver vor Schlafengehen, dann ein inbrünstiges Gebet und noch ein Pulver. Am andern Morgen, ehe Du aufstehst, überlege Dir ordentlich Deinen Fall, und Du wirst sehen, daß das Pulver geholfen hat. Und Dir, Urse, ist das Pulver erst recht nothwendig. Du willst arbeiten und bist seit Kindesbeinen nicht daran gewöhnt. Da sinken zuweilen die Kräfte. Dann nimm ein Pulver, ja nimm es gleich die ersten Monate täglich. Aber Eins mußt Du genau beachten, sonst hilft's Nichts, denn es ist etwas Sympathie dabei. Vor dem Einnehmen muß Alles in Deiner Wohnung blitzblank und schnurgerade ordentlich sein, Dein Haar glatt gestrichen und Dein Anzug sauber, kein Band daran fehlen und kein ungeflicktes Loch an demselben zu finden."

Das schärft Mareiliese den Kindern mehrere Mal ein und steckt dabei jedem einen Nothgroschen in die Hand. Sie versprechen auch beide treue Befolgung, nehmen unter Thränen Abschied und ziehen dann, Hand in Hand, hinaus.

„Wer hat des Hans Jochen Hof gekauft?“ das beschäftigt das ganze Dorf. Der reiche Krugwirth vom andern Dorf, und gleich ausbezahlt auf Heller und Pfennig, daß alle Gläubiger befriedigt sind, wenn auch Nichts übrig bleibt. Der Krugwirth hat aber Acker und Hofstelle nicht einmal angesehen, wenn man ihn auch in den letzten Tagen, im Schummern, oft durch's Dorf gehen sah, zur alten Mareiliese. Er holte sich wohl von ihren rothen Pulvern, mit denen sie ihm schon einmal seine ganze Familie aus schwerer Krankheit gerettet hatte, aber jetzt ist doch Niemand krank bei ihm zu Haus. Als seine Schwiegermutter gestorben war, von der eigentlich sein Vermögen herrührt, und er in Streit lag mit allen Schwägern und Geschwistern um die Erbschaft, und der schon das Gallenfieber und die Gelbsucht hatte, hat das rothe Pulver der Mareiliese auch Allen geholfen, und schließlich kamen sie ohne Streit auseinander. Nun, der hat den Hof gekauft. Aber kurios ist, er bekümmert sich gar nicht um denselben und hat das Alles der Mareiliese übertragen. Ja, wie soll die den Acker pflügen ohne Pferde, besäen ohne Saatkern und gar das Haus fertig bauen ohne Geld? Das fragt die

Mareiliese selbst von Haus zu Haus im Dorf, aber sie lacht dabei und wartet keine Antwort ab. Nun berathen die Andern. Jedem hat sie ja auch schon geholfen, wenn Noth war, und für ihre rothen Pulver nie mehr nehmen wollen als Gotteslohn. Der eine erbietet sich einen viertel Tag für sie zu arbeiten, und da thut's der Nachbar schon nicht unter einem halben, und dessen Nachbar wieder setzt einen ganzen Tag darauf. Die Handwerker schämen sich der halben Arbeit und wollen wenigstens das unfertige Haus unter Dach bringen. Handlanger finden sich schon. Den halbwachsenen Mädchen hat die Mareiliese das Nähen beigebracht, und die sind jetzt schon groß und können eine Molle voll Steine oder Lehm zutragen. Es wird ordentlich zum Fest, bei dem Haus zu helfen, die Baustelle sieht aus wie ein Ameisenhaufen, aber wie ein lustiger, und im Umsehen ist das Haus fix und fertig, auswendig und inwendig, und der Acker ist schon längst beyflügt und beisäet, ja die Halme sprießen auf und blühen, und die Aehren füllen sich. Als das Korn gelb wird, kann die Mareiliese einziehen in ihr Haus, und die Speisekammer, den Keller und Boden findet sie gleich gefüllt. Nun kommt die

Ernte. Das ganze Dorf steht auf Mareilieſens Feld, und dann wird eingefahren und gedroſchen, und zum Herbſt kann ſie für das Korn, das der Müller abholt, ein Paar Pferde kaufen und einen Knecht miethen. Klickermann traut ſeinen Augen nicht, als er wieder ins Dorf kommt. In dem ſchönſten Hauſe wirthſchaftet die Mareilieſe, und wie es auf ihrem Acker ausſieht, hat er ſchon bemerkt, geht doch der Fußſteig quer durch denſelben. Sie ſelbſt ſitzt und ſpinnt, wie früher im kleinen verfallenen, nun in dem hohen hellen Stubchen, wo es wieder ſo ſauber ausſieht, wie in jenem. Das iſt kein Kunſtſtück, wenn Alles noch funkelnagelneu iſt bis auf Tiſch und Schemel, nur das Spinnrad iſt daſſelbe und die Spinnerin. Klickermann zwinkert ſchelmiſch mit den Augen, als er einleitet: „War ein Scheinkauf vom Kruzwirth!“ ſagt er. „Hab's gleich gedacht!“

„Was Er klug iſt,“ erwidert die Frau, ebenſo ſpöttiſch. „Ihm kann man Nichts weiß machen.“

„Aber wo hat Sie das Geld her, das grauſam viele Geld, erſt zum Kaufen und dann zum Bauen und endlich zum Inventario, lebenden und todten?“ fragt Klickermann und ſieht ſich erſtaunt um.

„Ich habe kein Geld gebraucht!“ erwidert Mareiliese, „wo sollte ich arme Frau das Geld hernehmen? Das Alles that das rothe Pulver, von dem Er meinte, es sei Nichts nutz, und das Er doch kaufen wollte. Ja, wenn man's verkauft, taugt's freilich Nichts mehr. Aber daß ich nicht lüge, Er weiß ja, daß zu dem Pulver noch immer Etwas dazu gehört, wie es für den Fall paßt. Einen Nothgroschen hatte ich schon bereit seit langer Zeit, und den hatte der Krugwirth mir auf Zins genommen, bis dahin richtig Zins zu Zins geschlagen, aber vorigen Frühjahr ausgezahlt auf Heller und Pfennig. Ja das rothe Pulver ist doch nicht schlecht.“

Klickermann schweigt und sieht vor sich nieder. Endlich fängt er an: „Weiß Sie denn, Mareiliese, daß ich vor acht Tagen den Hans Jochen und die Urfel gesehen habe?“

Die Frau hält ihr Rad an und sieht fragend zu ihm hin: „Erzähle er mir, Klickermann!“

„Sie sind als Tagelöhner beim Grafen eingetreten, der die Urfel kannte von klein auf und dem das ehrliche Gesicht und die kräftige Gestalt des Hans Jochen gleich Zutrauen gab,“ berichtet der

Tabuletkrämer. „Der Hans Jochen ist Alles in Allem auf dem Hof, Alles muß er in seinen Kopf nehmen. Ich mußte laut lachen als ich ihn so sah und warf hin: „Mein Gott, Hans Jochen, Er ist wohl klug geworden?“ Hans Jochen hatte gerade die andern Leute zur Arbeit vertheilt, und dann antwortete er mir so über die Schulter. „Halb hilft mir die Urse, die ist so klug, und halb das rothe Pulver der Mutter, das nehme ich Abends vor dem Nachtgebet, und Morgens finde ich mich dann mit Allem zurecht; das ist probat.“ Damit ging er ab.“

„Und Urse?“ fragt die Frau.

„Ja die soll die flinkste Arbeiterin sein, von früh bis spät,“ ist die Antwort, „sie wohnt zwar in einem kleinen Häuschen, nicht viel besser als das alte hier früher, aber blitzblank sah es drin aus. Ich traf sie in der Küche, und sie rief mir gleich entgegen: „Ist Er endlich einmal da, Klickermann, wie lange habe ich Ihn erwartet. Ich schulde Ihm ja noch immer zwei Thaler und sechszehn Groschen von dazumal, und die liegen längst für Ihn bereit.“ Ich wollte das Geld nicht nehmen, aber sie ließ nicht nach und hatte es auch schon eingewickelt liegen, und mein

Name ſtand darauf geſchrieben. Meinen Kaſten durfte ich nicht aufmachen, ſie wollte Nichts kaufen und ſagte, ſie hätte zum Plaudern keine Zeit, wenn ich aber mit in den Garten kommen wollte, könnte ich ihr erzählen und hernach miteſſen. Hei, wie ſie flink war, und ſo accurat in Kleidung, wie's proper ausſah in dem Garten, und wie ihr die Arbeit von der Hand ging. Ich lobte den Garten und wie ſie ihn hielte. Kein Fleckchen war unbenutzt, und kein Unkraut nahm dem Gemüſe den Platz fort. Da lachte die Uriel. „Lobe Er den Hans Jochen!“ ſagte ſie, „der thut's Beſte. Wenn der anfaßt, eine Viertelſtunde nur, iſt's, als wenn zwei Andere einen ganzen Tag arbeiteten.“ — „Nun Ihr ſchafft's auch, wie ich ſehe!“ warf ich hin. „Ja, das kommt von dem rothen Pulver der Mutter,“ ſagte ſie ganz ernſt: „Das giebt Kräfte. Ich nehme es auch alle Tage, wenn ich's Haus in Ordnung gebracht habe!“

Mareiliese ſitzt da mit Thränen in den Augen. „Ja mein rothes Pulver!“ ſagt ſie vor ſich hin.

Nächſtes Frühjahr muß der Hans Jochen ſeinem Herrn kündigen, der ihn gar nicht fortlaſſen will, aber die alte Mutter braucht ihn und hat ſchon mehrere

Mal geschickt, und dann ist's wegen der Uriel, die ins Kindbett kommen soll, und die Mutter kann nicht zu ihr kommen, die hat die ganze Wirthschaft auf dem Hals, und da müssen sie wohl zur Mutter geben. Was sie für Augen machen, als sie ins neue Haus treten, wo Alles für sie bereit ist. Acht Wochen darauf ist Kindtaufe, und dazu hat die Mareiliese das ganze Dorf geladen. Sie ist so stolz auf den kräftigen Buben, ihr Enkelkind, und Alle sollen ihn bewundern. Sie kommen auch Alle, und Abends ist von Nichts die Rede im ganzen Dorf, als von dem klugen Hans Jochen, ja, der versteht's, und von der fleißigen Uriel, ja, die hält Ordnung. Von dem rothen Pulver der alten Mareiliese spricht Keiner. Wer denkt noch an die Arzenei, wenn die Krankheit gehoben ist? Aber Mareiliese denkt daran. Sie faltet die Hände vor dem Einschlafen, betet erst und sagt dann vor sich hin: „Das Pulver hat es freilich nicht gethan, aber die Noth und die Liebe, die dazu kam, und dann die Verordnung, und Gott sei gelobt, sie haben sie pünktlich befolgt.“

Druck von Tunder & Humblot, in Berlin.

[illegible] STAATS- [illegible]

Inhaltsverzeichniß

zum ersten Bande.

	Seite
Der Stein vom Herzen. Novelle	1
Die Alpenbraut. Novelle	129
Cäcilie. Novelle	229
Die Töchter der Luft. Novelle	347
Das rothe Pulver. Erzählung	427

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

Eddystone.

Von

Wilhelm Jensen.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Rheinklänge.

Novellen

von

Villamaria.

Geh. 1 Thlr. 20 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 2 Thlr. 5 Sgr.

Nordlicht.

Novellencyklus

von

Wilhelm Jensen.

3 Bände. Geheftet 3 Thlr. 10 Sgr.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von Gebruder Paetel in Berlin.

Vor Kurzem erschienen:

Funken
unter der Asche.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ohne Gewissen.

Roman

von

Karl Beigel.

Geh. 1 Thlr.

Walpurgis.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ferner erſchienen in demſelben Verlage von

Guſtav zu Putlitz:

Die Alpenbraut. Novelle. 8. Geheftet . . . 1 Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 12½ Sgr.

Brandenburgiſche Geſchichten. 8. Geheftet . 26 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 7½ Sgr.

Funken unter der Aſche. Novelle. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die Halben. Novelle. 8. Geheftet . . 1 Thlr. 10 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die Nachtigall. Roman. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Novellen. 8. Geheftet . . . . . 1 Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 12½ Sgr.

Walpurgis. Novelle. 8. Geheftet . . 1 Thlr. 10 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Luana. 3. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldſchnitt . . . . . 27 Sgr.

Vergißmeinnicht. Eine Arabeske. 9. Auflage. Miniatur-Format. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Was ſich der Wald erzählt. Ein Märchenſtrauß. 32. Auflage. **Miniatur-Ausgabe.** Elegant gebunden mit **Goldſchnitt** . . . . . 27 Sgr.
Pracht-Ausgabe mit Illuſtrationen. 4°. Elegant gebunden mit Goldſchnitt . . . . 2 Thlr.

Ferner erschienen in demselben Verlage von

Gustav zu Putlitz:

Don Juan d'Austria. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. Geheftet 20 Sgr.

Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in 5 Akten. 8. Geheftet. 20 Sgr.

Waldemar. Schauspiel in 5 Aufzügen. 16. Geh. 25 Sgr.

Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. Geheftet 20 Sgr.

Weitere beachtenswerthe Neuigkeiten aus dem Verlage von
Gebruder Paetel in **Berlin:**

Rheinklänge. Novellen von **Villamaria.** 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt . 2 Thlr. 5 Sgr.

Nordlicht. Novellencyklus von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 8.
Geheftet . . . . . 3 Thlr. 10 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt . 4 Thlr. 15 Sgr.

Eddystone. Von **Wilhelm Jensen.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
Eleg. geb mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ohne Gewissen. Roman von **Karl Heigel.** 8. Geh. 1 Thlr.

Putlitz, Ausgewählte Werke.

Zweiter Band.

Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß

zum zweiten Bande.

	Seite
Die Halben. Novelle	1
Vergißmeinnicht. Eine Arabeske	269
Wenn die Binde fällt. Novelle	332

Die Halben.

Im kleinen Zimmer des Untergeſchoſſes eines alten herrſchaftlichen Schloſſes in der Lauſitz ſtand der Inſpector des gräflichen Gutes, Paul Lange, am Fenſter und ſah den Schnee auf den düſtern Schloßhof niederwirbeln. In der matten Abenddämmerung ſchimmerten die weißen Flocken gegen die dunklen Mauern, während das kleine Zimmer ſchon völlig finſter war. Es war in den letzten Novembertagen des Jahres 1756, und der Winter hatte ſich ſehr früh eingeſtellt. Paul trommelte mit den Fingern an die Scheiben und pfiff ein munteres Jägerlied; auf dem Schloßhof ſchlug der Hund an, ſchwere Tritte dröhnten auf den Flieſen des Hofes, dann hörte man Tritte auf dem Flur und wiederholtes Stampfen mit den Füßen, als wenn Jemand den Schnee abſchüttele, und darauf klopfte eine ſchwere Hand, die erſt unſicher an der Wand tappte, an die Thür. Paul wandte ſich, der Jagdhund, der unter dem Bette lag, fuhr bellend hervor. „Ruhig,

Caro!“ donnerte der junge Mann, ging erst an den schweren, für das kleine Zimmer unverhältnißmäßig großen, von Backsteinen aufgerichteten Kamin, in dem einige Holzscheite brannten, nahm vom Sims einen Kienspahn, zündete ihn an und stellte ihn auf in einer kleinen Nische über dem Kamin. Erst als so ein flackerndes Licht den Raum erhellte, rief er kurz „Herein!“ Die Thür öffnete sich, und ein älterer, aber kräftiger Mann in Bauerntracht trat in das Zimmer.

Das Licht des Kienspahns hatte schmucklose Wände erleuchtet. Sie waren wohl weiß mit Kalk gestrichen gewesen, aber der aufgeworfene Abputz, an mehreren Stellen geborsten und von dem feuchten Stein abgefallen, ließ die massiven Wände durchschimmern. Die Balken an der Decke waren vom Rauch schwarz geworden. Im Uebrigen stand in dem Zimmer das Bett mit blau und weiß gewürfelten Gardinen, ein altes Schreibpult, Tisch und Stühle, und eine tiefe Nebenthür, vor der ein Vorhang hing, wie der des Bettes, diente als Kleiderriegel. An den Wänden hingen an Nägeln ein Jagdgewehr mit Zubehör, Reitpeitsche, Stock und einige Kleidungsstücke. Auf dem

Kaminſims lagen Thonpfeifen, eine irdene Kruke mit bleiernem Deckel für den Taback und ein gewaltiges Feuerzeug aus Backſtein, mit Abtheilungen für Zunder, Schwefelfaden, Stahl und Stein. Das Zimmer war mit Backſteinen gepflaſtert, die dick mit Sand beſtreut waren. Trotz der Schmuckloſigkeit zeigte ſich eine faſt pedantiſche Ordnung und Sauberkeit in dem ganzen Raume. Alles ſtand und hing regelrecht und grade; die Stiefel in Reihe und Glied zu den Seiten des Kamins; die Schlüſſel mit den numerirten Hölzern alle mit dem Bart nach derſelben Seite auf dem Schlüſſelbrett an der Thür; Flaſchen, Kruken, Schachteln auf dem hölzernen Sims, der in Mannshöhe an der einen Wand hinlief, vom Größten zum Kleinſten in einer Linie aufgeſtellt. Der Bewohner ſelbſt machte einen zuverſichtlichen Eindruck. Es war ein junger Mann, etwa dreißig Jahre alt, von nicht hoher, aber ſchlanker und kräftiger Geſtalt, das Haar, in einem wohlgebundenen Zopf im Genick zuſammengenommen, war blond, das Geſicht gebräunt, das Auge frei, und bei aller jugendlichen Friſche und Geſundheit doch männlicher Ernſt und Kraft in den offenen Zügen. Es mußte etwas Ueberlegenes in ihm

ſein. denn der alte Mann, der eben eingetreten war, ſtand in gewiſſer Ehrerbietung an der Thür ſtill und legte den dicken Knotenſtock, auf den er die beſchneite Pelzmütze hing, erſt ab, als ihn der junge Inſpector nicht unfreundlich, aber kurz dazu aufgefordert hatte.

„Nun, Schulz, was bringt Er Neues?“ fragte Herr Lange.

„Bringen? Ach du lieber Herrgott,“ ſagte der Schulze, „was ſollte ich wohl bringen? Und das Neue mag der Teufel holen, denn wenn das Heute immer ſchlimmer iſt als das Geſtern, verlangt uns nicht nach dem Morgen. Zu Grund müſſen wir Alle gehen, ſammt und ſonders, das iſt aber nichts Neues, Herr Inſpector!“

„Nun, nun, mache Er es nicht ärger, als es iſt, Schulz, und komme Er zur Sache. Wie ſteht's mit den Contributionen? Hat Er Alles richtig vertheilt und eingeholt?“

„Das Vertheilen ginge ſchon, aber das Einholen, da ſitzt der Fehler, Herr Lange, Contributionen über Contributionen, kaum iſt die eine Lieferung fort, iſt auch der Zettel ſchon wieder da für die neue. Wo ſoll's am Ende noch herkommen? Der Winter iſt

auch früher eingefallen, als man denken konnte, treibt das Vieh auf den Stall und fordert auch seine Contributionen. Du lieber Gott, von denen weiß man doch, wo sie bleiben, aber die andern geben durch zu viel Hände. Das haben wir schon anno 45 kennen gelernt, als der König von Preußen den Frieden schloß zu Dresden. Hat nicht lange gehalten der Friede, denn wenn er damals nur durchzog und seinen verhungerten Truppen was auffüttern wollte, hat er sich jetzt breit in's Sächsische gelegt und haust nicht anders als in Feindes Land."

„Alles mit Ordnung und Manneszucht, Schulze," sagte der Inspector.

„So sagt man," erwiderte der Schulze, „aber für uns kommt es auf eins heraus, ob man uns das Fell mit Manneszucht, oder liederlich, wie's im Kriege Brauch ist, über die Ohren zieht. Dazumal vor hundert Jahren, in der Schreckenzeit, mag's wild hergegangen sein, und mir standen die Haare zu Berge, wenn vor 60 Jahren, als ich ein Bube war, die Alten davon erzählten. Aber mehr als verhungern konnten sie auch nicht."

„Stellt Euch nur nicht so kläglich, Schulze — "

„Ei, gebe doch der Herr Inſpector einmal auf unſere Böden und in unſere Scheunen, er wird ſchon gewahr werden, wie es da ausſieht, und wir ſind noch nicht um Weihnachten," rief der Schulze. „Sollen wir das auch noch aufbringen," fuhr er ſehr erregt fort und zog einen langen Contributionszettel aus der Taſche, „müſſen wir das Vieh abſchaffen, denn mit den Fouragequittungen, die pünktlich eingehen, das iſt wahr, können wir es nicht fett machen. Wenn der Bauer keine Kuh mehr im Stalle und kein Pferd vor der Krippe hat, kann er ſich mit dem Halfter in der leeren Scheune aufhängen, und über's Jahr werden die Diſteln zur Contribution auf dem Felde wachſen. Das iſt meine Meinung, und da bringe ich das Ausſchreiben zurück."

Er legte den Zettel auf den Tiſch und griff nach Stock und Mütze.

„Halt!" rief Paul Lange ſo energiſch, daß der alte Mann die Hand ſcheu von dem Stock zurückzog und wieder kerzengrade an der Thür ſtand. „Nehme Er Raiſon an, Schulz, denn mit der Renitenz, das ſage ich ihm, iſt nichts gebeſſen. Auf die Lezt ſchickt uns der König von Preußen die Fourageneiſter mit

einer Schwadron Husaren über den Hals, dann futtern wir die Einquartierung ebenein, und mit was für einen Scheffel die messen, wenn sie mit Gewalt den Hafer vom Boden holen, und mit welchem Flegel sie erst den Bauern dreschen und dann das Korn, das brauche ich Ihm nicht zu erzählen. Hart mag's sein, aber hart ist besser als härter —"

„Ja," fiel der Schulze ein mit einem halb scheuen, halb pfiffig lauernden Blick aus den grauen Augen, „vielleicht, wenn sie selber kommen und nichts mehr finden beim Bauern, sehen sie auch einmal auf dem Schlosse nach, und da giebt's noch Heu, sagt man, und was für Korn auf dem Speicher liegt, wissen wir am besten, denn wir haben's selber gedroschen."

„Ach dahinaus?" rief der Inspector. „Geht's Euch etwas an, was ich liefere, und bin ich befugt von dem, über das mich mein Herr gesetzt hat, auch nur ein Korn zu vergeben? Ich weiß wohl, wie es hergeht mancher Orten. Die Bauern zahlen das Geld, und der Inspector macht die Lieferung und soll nicht zu Schaden gekommen sein. Anderswo sind die herrschaftlichen Gäule nicht mager dabei geworden, wenn sie des Bauern Hafer auf's Amt lieferten, aber

von derlei Dingen ist zwischen uns nicht die Rede, versteht Er mich, Schulze? Ich fordere nicht mehr ein, auch nicht einen Halm, als mir vom Amte zugeschrieben wird, das aber seht zu, wie Ihr's auftreibt, mir gilt's gleichviel, und ist's nicht pünktlich da morgen früh, laß ich den Landreiter zur Execution kommen, und wir visitiren gründlich, ob die Strohsäcke in den Betten nicht mit Hafer gestopft sind, und räumen einmal das Heu auf, das in den Holzschuppen hinter den Klaftern liegt. Verstanden? Inzwischen nehme Er nur den Zettel wieder mit, daß Er sich nicht irrt!"

Er hatte mit erhobener Stimme gesprochen, der Schulze besann sich eine Weile, als ihm aber der junge Inspector den Rücken kehrte und sich wieder pfeifend an's Fenster stellte, kratzte er sich hinter's Ohr und steckte sein Papier wieder ein. „Nichts für ungut, Herr Lange," sagte er, „ich muß für meine Gemeinde streben wie Ihr für Euer Geschäft, und zu arg wird's jetzt getrieben."

„Ist's meine Schuld oder auch die meines Herrn?" war die kurze Antwort. „Die Militärverpflegungs-Commission hält sich an das Amt, das Amt an mich,

ich halte mich an die Schulzen. Keinem trete ich zu nah, aber mit Ausflüchten dürft Ihr mir nicht kommen. Mit sonstwelchen Geschichten, wie sie wohl unter vier Augen abgesprochen werden, noch weniger, und damit sind wir fertig, Schulze, bis morgen früh 10 Uhr."

Der Schulze war aber noch nicht fertig. Er zog freilich die lange Weste herunter, um dem Inspector den Geldgurt zu verbergen, den er umgeschnallt hatte, mit dem er aber, mehr überwältigt von Herrn Lange's ganzer Haltung als von seinen Worten, denn in schweren Zeiten thut mancher anders, als er spricht, nicht mehr hervorrücken wollte. Auch hatte er sich schon darein ergeben, daß es diesmal bei der Contribution sein Bewenden haben würde, aber er dachte weiter.

„Herr Inspector," sagte er, „Ihr seid ein junger Mann und könnt von einem alten wohl auch einen Rath gebrauchen. Macht's nicht zu scharf, denn was nicht biegt, muß brechen. Vom Augenzudrücken zu seiner Zeit ist noch keiner blind geworden, und ohne einmal fünfe grade sein zu lassen, kommt man nicht durch die Welt. Ihr seid erst zu Marien ein Jahr auf Eurem Posten, und ob Ihr lebenslang angestellt seid, kann ich nicht wissen."

„Was soll's?“ sagte Paul Lange und drehte sich kurz auf dem Absatz.

„Die Bauern sind zu wild auf die Contribution An den König von Preußen, der wohl an Allem Schuld ist, können sie sich doch nicht machen, die Militär-Verpflegungs-Commission hat auch zwei Schildwachen vor der Thür, auf dem Amte wäscht eine Hand die andere, aber wenn Euch einmal ihrer drei oder viere im Schummern auf einem einsamen Wege begegnen sollten und ihnen noch obenein die Dienststage einfallen, von denen auch niemals eine Stunde erlassen wird, stehe ich für nichts; und die Lausitzer Bauernfäuste sollen Sie noch kennen lernen.“

Paul lachte und wies mit der Hand an die Wand, wo die Büchse hing. „Im Schummern gehe ich auf den Anstand, und die Büchse ist immer geladen!“ sagte er.

„Ich meine es gut mit Euch, Inspector,“ fuhr der Schulze fort und trat zutraulich einen Schritt näher, „aber was die Fäuste nicht thun, thut der Mund. Nächste Woche, Sonntag nach dem Gottesdienste, will sich eine Deputation aus den drei Gemeinden nach Dresden aufmachen und Seiner Ma-

jeſtät von Polen, unſerm allergnädigſten Herrn Kurfürſten die Noth des Landes und die Unerſchwinglichkeit der Kriegsabgaben allerunterthänigſt vortragen, und dann ſprechen ſie wohl auch bei unſerm gnädigen Herrn einmal vor, den ſie freilich ſeit bald zehn Jahren nicht mehr vor Augen geſehen, und laſſen ein Wort und das andere fallen von dem ſtattlichen Herrn Inſpector, der den Herrn ſpielt und zu ſtolz thut, um mit ſich reden zu laſſen. Der Weg iſt weit, und man kann ſich im Gehen hübſche Geſchichten ausdenken, wozu man zu Haus bei der Arbeit nicht einmal immer Zeit hat, huſch iſt der Floh im Ohr —"

„Schulz," unterbrach ihn der Inſpector, „ich will glauben, daß Er es redlich mit mir meint, aber ſeine Warnung kann ich nicht gebrauchen. Wenn Eure Bauern übrigens den Kürfürſten ſelbſt ſprechen wollen, ſo mögen ſie nur den Wanderſtab lang machen und die Siebenmeilenſtiefel anziehen, denn der iſt mit dem ganzen Hofſtaat nach Warſchau abgefahren und unſer gnädiger Herr mit ihm."

„Ach," jammerte der Schulze, „dann ſind wir ja ein aufgegebenes, herrenloſes Land, preisgegeben an die Preußen, die unſere Geldbeutel ausſaugen, unſere

Scheunen und Ställe plündern und unſere Söhne, wenn ſie nur halbwegs grade Gliedmaßen haben, ausheben und unter die Blauröcke ſtecken!"

Er griff nach Steck und Mütze, brummte verzweifelt ſein „Guten Abend" und ging. Vor der Thür murmelte er noch etwas in die Zähne, das der junge Mann nicht verſtand, um das er ſich aber auch nicht zu kümmern ſchien.

Paul ergänzte den Kienſpahn, der längſt abgebrannt war, ſtöberte im Feuer und ſchickte ſich dann an, eine Pfeife zu ſtopfen, als es wieder, diesmal ganz leiſe, an ſeine Thür klopfte. Jetzt ſprang Caro nicht wieder bellend unter dem Bett hervor, ſchlich vielmehr leiſe hinaus und gab wedelnd ſeine Freude zu erkennen über den neuen Beſuch. Paul rief auch nicht „Herein," ſondern legte nur die Pfeife bei Seite.

„Kommt Sie auch einmal nach uns zu ſehen, Jungfer Dore?" rief er einer alten, ſehr ſchlicht, aber nicht im Nationalkoſtüme der Mägde gekleideten Perſon entgegen, „ich glaubte ſchon, Sie wiſſe nicht mehr, daß wir unter einem Dache wohnen."

Die Alte ſchloß leiſe die Thür, ſtrich mit der flachen Hand über die Schürze, ſtemmte dann

die Faust in den Gürtel, an dem ein mächtiges Schlüsselbund hing, und sagte lachend: „Er wird auch viel nach mir fragen, Herr Lange, und böse bin ich Ihm noch und wollte gar nicht wieder kommen. Hab's auch zwei Tage ausgehalten, aber was hilft's Maulen?"

„Hab' ich Ihr etwas zu Leide gethan, Jungfer Dore? Mit Vornehmen gewiß nicht."

„Laß Er's gut sein," fiel die Alte ein, „hinterher lacht Er mich noch aus, und ich war so böse, daß ich hätte die Brunnen vergiften können."

„Ach, geh Sie, Jungfer, Sie thut keinem etwas zu Leide, und ich Ihr gewiß auch nicht."

„Na, dann soll Er's wissen," fuhr Dore eifrig fort. „Vorgestern Nachmittag, es mochte nach drei Uhr sein, so ein Stündchen vor Schummern, komme ich vom Kuhstall und will eben auf die alte Zugbrücke über den Schloßgraben treten, da kommt Er mir aus dem Thor entgegen, die Flinte auf dem Rücken, und pfeift sich ein Jagdlied und springt lustig über den großen Stein, hat auch seine Geschichte der, und sieht so keck und so stattlich aus, daß ich meine Freude daran hatte. Ich stelle mich also breit

bin an der Brücke, knixe und sage: „Grüß Ihn Gott, Herr Paul, und gute Verrichtung auf der Jagd, und erkalte Er sich nur nicht.“ Er hört auf zu pfeifen, murmelt „Schwereneth“ zwischen den Zähnen, giebt mir meinen Gruß nicht zurück, macht Kehrt und auer über den Schloßhof wieder in seine Casematte. Nun, was sollte das bedeuten?“

„Ich werde wohl etwas vergessen haben,“ sagte Paul halb verlegen, halb begütigend. „Vorgestern, wer kann das noch wissen?“

„Vergessen! Ja hat sich was,“ rief Dore in komischer Entrüstung. „Das lügt Er mir ins Gesicht, Herr Lange, und Er weiß auch recht gut, weshalb Er umkehrte, und ich weiß es auch. Ich dachte vorgestern auch, er hat wohl etwas vergessen, hat dich vielleicht gar nicht einmal gesehen, und so trete ich in die Waschküche, wo die Mägde und Weiber weiße Bohnen auspahlen. Womit soll ich sie jetzt im Winter ihre Dienste abthun lassen? Und die schnacken dann wieder wie gewöhnlich ihre Spukgeschichten. Gott, ich kenne sie alle, ihre Geschichten, aber ich mag's nicht hören, denn es kommt einem dann doch wieder vor den Sinn, wenn man Abends allein sitzt in dem alten

Geſpenſterkaſten von Schloß, und es iſt beſſer, wenn man nicht daran denkt. Ich ſage alſo: „Was mochte der Herr Inſpector nur haben? Er wollte auf den Anſtand, ich begegne ihm, grüße ganz manierlich, da dreht er ſchnurſtracks um und geht in ſeinen Bau zurück.“ Da ſchlagen die Weiber und Mägde ein Gelächter auf, daß das Gewölbe wackelt, und ſtecken die Köpfe zuſammen, und als ich ſcheltend frage, was es giebt, ruft die lahme Anngret und ſieht mich höhniſch an: „Das weiß die Jungfer Dore nicht, weshalb er umkehrte? Wenn einem Jäger ein altes Weib begegnet und Glück wünſcht, dann iſt's aus mit der Jagd. Das war's.“ Und nun lachen ſie noch einmal, und ich wurde ſo ärgerlich, daß ich die Kelle nahm, mit der ich den Schweinen den Trank umrührte, und ſie alleſammt zur Küche hinausjagte; aber den Spott hatte ich fort, und daran iſt Er Schuld, Herr Lange. Nun jetzt iſt's vom Herzen, und wieder gute Freunde.“ Sie reichte ihm die Hand, ſtreichelte den Hund, der ſich an ſie ſchmiegte, und fuhr fort: „Gutes Vieh, Du ſiehſt die alte Dore nicht für eine Hexe an, deren Gruß und Wunſch Unſegen bringt.“

Sie hatte ganz heiter geſprochen, aber im Schluß

ihrer Rede lag etwas so Wehmüthiges, daß Paul tief davon getroffen wurde.

„Wenn Sie sonst nichts verbat, Jungfer Dore," sagte er, „ziehe Sie den Strickstrumpf aus der Tasche, setze Sie sich zu mir an den warmen Kamin, und wir plaudern Eins und das Andere. Der Abend ist lang."

„Wenn Er nichts dagegen hat, Herr Lange, recht gern," sagte die Alte, „denn, aufrichtig gesagt, eben wurde es mir auch unheimlich, so mutterseelen allein. Der Wind stand gerade auf meine Fenster, daß sie klirrten, die Eulen schreien, und dann pfeift der Sturm durch alle Schornsteine, und die Thüren auf dem Corridor rasseln, als wenn der Gottseibeiuns seinen Spuk drin triebe. Sollte nachgerade mich nicht mehr davor grauen, wenn man vierzig Jahre drin ausgehalten hat, aber manchmal packt es einen ganz besonders, alle alten Spukgeschichten treten vor den Sinn, und dann ist's besser, man sucht sich Gesellschaft."

„Hier herab zu mir kommt's nicht!" sagte lächelnd der junge Mann.

„Verrufe Er's nicht," warnte die Alte, die sich

bereits am Kamin auf einen niedrigen Schemel gesetzt hatte und ihren Strickstrumpf aus der Tasche holte. „Ich habe ihm freilich ein verkehrtes Hufeisen auf die Schwelle nageln lassen und eigenhändig drei Kreuze mit Kreide an den Pfosten gemalt, aber manchmal werden die“ — sie sah sich scheu um — „doch stärker als unsere frommen Wünsche, und wenn es hier in diesem alten Schloß nicht spuken sollte, dann wüßte ich nicht, wo es umginge.“

„Ich glaube nicht an dergleichen,“ sagte Paul.

„Still,“ fuhr die Alte fort, „so spricht manch' einer, und bildet sich's auch ein, aber dann kommt die rechte Stunde, und es packt ihn doch. Abergläubisch ist jeder.“

„Ich nicht!“ rief der Inspector.

„Nicht?“ sagte Dore mit pfiffigem Lächeln. „Ei weshalb ist Er denn vorgestern so mir nichts dir nichts vor mir umgekehrt?“

Paul stöberte verlegen im Feuer. „Ist Ihr denn schon etwas begegnet, Jungfer Dore?“ fragte er.

„Du mein Himmel,“ war die Antwort, „gehört habe ich sie oft genug. Gesehen? dann drückt man die Augen zu. Es taugt nicht, wenn man zu genau

hinsieht, denn sie mögen es nicht, wenn man hinter ihr Treiben kommt. Und ich erzähle auch nicht gern davon, die Wände haben Ohren, sagt man, und sie spielen einem wieder einen Schabernack. Aber wenn die Wände auch erzählen wollten, was sie Alles gesehen haben, die Haare würden einem zu Berge stehen, und Ihm auch, Herr Paul, wie er sich auch anstellt. Seh Er, das Schloß ist immer von Hand in Hand gegangen, und eine rechte Erbfolge ist niemals dabei gewesen, so vom Vater auf den Sohn, meine ich, nein es fiel von Vetter auf Vetter, von Onkel auf Neffen, und so immer Kreuz und Quer. Darum ist auch keiner hier aufgewachsen, und rechte Liebe haben sie niemals für diesen Herrensitz gehabt. Es thut nicht gut, wenn der Herr nicht groß geworden ist unter den Dienstleuten, dann fehlt's am Besten, gegenseitig. Sie sind widerwillig und er hart und grausam. Davon weiß man nur hier zu erzählen. Die Wiese dort drüben, das sind aber schon ein paar hundert Jahre her, wollten die Bauern für sich abgewinnen, und der Herr nahm's als sein Recht in Anspruch. Die Bauern wollten es mit Gewalt zwingen und gingen alle zusammen mit den Sicheln

den Grummet zu ſchneiden. Der Herr ſaß gerade mit einer Jagdgeſellſchaft hier oben und ſah das. Etwas viel Wein mögen ſie auch wohl ſchon getrunken haben, kurz und gut, ſie koppeln die Hunde los und machen Treibjagd auf die Bauern. Wer den Tag nicht heim gekommen iſt, das hat man dann nicht weiter unterſucht, aber ſchneiden hat keiner wieder die Wieſe wollen. Jahrelang, bis ſie ſo verſumpfte und der geile Schilf aufſchoß und die Dohlen ihr Weſen drin trieben, daß es eine Art hat. Seitdem heißen ſie es den Dohlenbruch, und Nachts, vernehmlich zur Herbſtzeit, ſchreit es manchmal ſo ängſtlich in dem Schilf; mögen wohl die Dohlen ſein, Herr Inſpector, aber den Fußweg, der früher durchlief, hat kein Fuß wieder betreten, und bis zu dieſer Stunde gehen ſich die Tiefenborner eine viertel Meile um, wenn ſie zu uns ins Dorf wollen. Noch früher, da war ein Junker Chriſtopher, der hat's mit Gewalt zwingen wollen, einen Sohn zu haben, weil ſie ſchon dazumal ſagten, Schloß Obla kommt niemals vom Vater auf den Sohn. Seine Frau hatte Gott nicht geſegnet, da ließ er ſich eine zweite antrauen, und eine dritte, und hatte drei Weiber auf

einmal und doch keine Kinder. Davon sind die drei Steine auf der Abendseite aus dem Fundament gewichen und liegen einzeln, und die Mauer hängt wie in der Luft. Zuletzt wurde es den Pfaffen doch zu arg, und sie brachten die Geschichte vor Gericht. Der Junker hat erst lange gesessen an Block und Eisen, dann hat er Kirchenbuße thun sollen, das wollte er nicht und fluchte, er hätte sich dem Teufel verschrieben. Da haben sie ihn hingerichtet auf freiem Felde, aber dem Scharfrichter brach dreimal das Schwert, und mit dem vierten erst fiel der Kopf. Das bedeuten die drei Kerbe im Überpfeilen, und der vierte geht quer durch, und deshalb ist die eiserne Klammer drumgeschrieben, geschmiedet aber soll die Klammer sein aus dem Halseisen, in dem Junker Christopher drei Jahre geschmachtet hat. Das sind aber alles noch keine Ohla gewesen, auf die ist das Schloß erst durch Kunkelleben gefallen, und das schon lange vor der Schreckenzeit, und um sich von den andern Ohla zu unterscheiden, die glaube ich in Franken angesessen waren, nennen sie sich Ohla von der Doblen und haben drei Doblen im Wappen, wie es oben an der Treppe in Stein ausgehauen ist. Von denen erzählen

ſie aber wieder wunderliche Geſchichten, wenn es auch meiſt gottesfürchtige und rechtſchaffene Herren geweſen ſind, die die Kirche im Dorfe bauten und detirten, ſonſt aber ſich hier nicht viel aufhielten. Nur mit dem Urgroßonkel des jetzigen Grafen iſt's wieder nicht ganz richtig geweſen. Der war ein tapferer Officier im dreißigjährigen Kriege und kam mit Ehren bekleidet wieder heim, und reich war er, denn von ihm ſtammt alle die Stuckatur und Vergeldung eben in den Zimmern. Da ging es herrlich und in Freuden her im Schloß, aber kein Menſch konnte begreifen, wo er alles das Geld hernähme, da doch das ganze Land in Hunger und Elend an den Nachwehen des grauſigen Krieges laborirte, und es an der kurfürſtlichen Tafel zu Dresden ſelber nur ſchmale Biſſen gab. Man munkelte, mit den Lieferungen ſei nicht alles recht richtig geweſen zur Kriegszeit, aber der Obriſt, ſo hießen ſie ihn, wäre einmal mit ſeinem Regiment in einen feindlichen Hinterhalt gefallen, und alle ſeien in die Pfanne gehauen, bis auf den Obriſten ſelbſt, dem der Feind nichts habe thun wollen. Acht Tage darauf wären aber drei Bagagepferde hier eingetroffen, ſehr ſchwer beladen, und als einer der

Knechte ihnen einen Sack abnehmen wollte, hieb ihm der Obrist mit der Reitpeitsche über die Finger und trug die Säcke selbst, schwer keuchend, in den Keller. Als er sie niederwarf, klirrten und klangen sie; was aber darin war, hat Niemand erfahren. Manche Jahre hat er es nun lustig getrieben, da wurde der Obrist nach Dresden zum Kurfürsten eingeladen. Er machte sich auf die Reise, als er aber in die Karosse gestiegen war, und die vier schönen Rappen anzogen, rissen alle Stränge. Die Frau Gräfin stand noch an der Treppe, kam herab und beschwor ihren Gemahl, von der Reise abzulassen, die mit so schlechtem Verzeichen anfinge. Der Obrist jedoch wollte davon nichts hören, ließ das Lederzeug mit Stricken festbinden, und fort ging es. Acht Tage darauf kamen die Rappen aus Dresden zurück, aber hinter sich hatten sie einen Leichenwagen, und darauf stand ein schwarzer Sarg, ganz mit Sammet beschlagen, denn der Herr war ganz plötzlich in Dresden gestorben. Die Frau Gräfin wollte ihren Gemahl noch einmal sehen, ehe sie ihn in das Erbbegräbniß unter der Kirche stellten, und ließ den Sarg öffnen. Da lag er denn in seiner Uniform und mit allen Ehrenzeichen, um den Hals

aber hatte er ein ſchwarzes Band. Die trauernde Wittwe wollte ihm noch einmal den Kopf zurecht rücken und zog die Schleife des Bandes auf, aber wie entſetzte ſie ſich, als der Kopf bei Seite fiel, und ſie gewahr wurde, daß der Hals mit einem Schwerte ſcharf durchgehauen war. Sie hat es Niemand geſagt, ſondern nur ein Tuch über die Leiche gebreitet und den Deckel ſchnell wieder aufſchrauben laſſen. Aber die Mägde wollten alles durch die Thürritze geſehen haben. Ob die Geſchichte nun ſo wahr iſt, Gott mag's wiſſen, etwas freilich muß nicht richtig geweſen ſein bei ſeinem Tode. Wir ſaßen einmal vor Jahren bei dem ſeligen Pfarrer unten im Pfarrhauſe, und die Sache wurde erzählt, wie ich ſie Ihm hier berichtet habe, Herr Lange. Der Pfarrer wollte ſie uns ausreden und holte ſchließlich das Kirchenbuch. Da ſtanden ſie alle, wann ſie geboren und geſtorben, und jedem war bei ſeinem gottſeligen Ende noch ein ſchönes Lob angehängt, er mag es nun verdient haben oder nicht. Nur bei unſerm Obriſten hieß es: „Starb eines plötzlichen Todes zu Dresden", richtig mit Datum und Jahreszahl, und dahinter, ſtatt aller Nachrede: „Deß Seele Gott Gnade." Mag's alſo

mit dem schwarzen Bande gewesen sein, wie es will, vom gewaltigen Tode steht nichts geschrieben im Kirchenbuche."

„Ei, Jungfer Dore," sagte der junge Inspector nach einer Pause. „Sie weiß wunderbare Geschichten, und wenn ich die alle in meinem Kopfe herumtrüge, möchte es mir vielleicht auch unheimlich hier werden. Aber davon hat Sie ja noch niemals ein Wort fallen lassen."

„Ja," erwiderte sie schlau lächelnd, sichtlich geschmeichelt durch den Eindruck, den ihr Bericht gemacht hatte, „so etwas erzählt man auch nicht alle Tage, und ich hatte noch einen andern Grund, daß ich Ihm bis dahin nichts davon sagte."

„Hatte Sie kein Zutrauen zu mir, Jungfer Dore?"

„Im Gegentheil," war die Antwort, und dabei klopfte die Alte dem jungen Mann freundlich auf den Arm. „Im Gegentheil. Sehe Er, Herr Paul, wir haben hier schon eine ganze Reihe von Inspectoren gehabt, und keiner hat recht aushalten wollen. Da mag nun wohl weniger der Spuk dran Schuld gewesen sein, als die Widerwilligkeit unter den Bauern,

die immer von ihren Dienſten und Pflichten abdrücken wollen, was irgend möglich. Da iſt der Schulze, der eben von Ihm ging, ein ſchlauer Patron, der taſtet und ſondirt, und ſein Grundſatz iſt: „Eine ſchwache Seite hat jedes Ding, geſchweige denn ein gräflicher Inſpector, und wenn wir die Seite erſt gefunden haben, dann können wir machen, was wir wollen.“ Bei den anderen Inſpecteren haben ſie ſie auch immer gefunden. Der eine hatte hinter ſich noch ein Paar unbezahlte Rechnungen, der andere war überhaupt faul und lag auf ſeinem Bette den ganzen Tag, oder ſchwitſirte in der Nachbarſchaft oder in der Stadt umher; der litt an ſchlechtem Magen, und eine Flaſche Schnaps war ihm gerade zuträglich, wie der Schulze eine mitbrachte, wenn er aus der Stadt vom Amte kam; dem ſchickten ſie eine hübſche Dirne, die die Dienſttage freibitten mußte, kurz ſie wußten immer Mittel und Wege ihnen beizukommen, die Herrſchaft war nicht da, da ging's denn ſo lange, bis die Karre, mit Erlaubniß zu ſagen, im Dreck ſtack, und dann machten ſich die Inſpecteren aus dem Staube, von denen mancher vielleicht guten Willen hatte, aber nicht die richtige Autorität und Reſpect,

mit denen er, einer gegen Alle, durchdringen konnte. Nun kamet Ihr, Herr Lange. Ja das sah gleich anders aus. Er hat etwas an sich, so in seinem ganzen Wesen, wie vom Herrn, so etwas „Fürchte mich nicht.“ Das ging nicht gleich so scharf an, um die gelinden Seiten sich abgewinnen zu lassen. Die alten Verschreibungen wurden hervorgeholt, und alles geordnet, dann, als müßte es so sein, alles so leise, und sie trauten sich nicht zu mucken. Ich habe es gleich weggehabt, als ich nur einmal hier in das Zimmer trat. Gott, der Gerechte, wie hat es hier manchmal ausgesehen. Nicht anders, Herr Lange, als in einem Stalle für's liebe Vieh, und Kleidungsstücke und Fußzeug und Hunde und Lederwerk, alles durcheinander, wie Kraut und Rüben, und wenn ich heute ein reines Tischlaken gab, morgen sah es aus wie die Landkarte vom gelebten Lande, auf dem der Umzug Mosis, der doch 40 Jahre lang gedauert hat, kohlschwarz aufgezeichnet steht. Wenn man zu Jemand in's Zimmer tritt, hat man's gleich fert, ob er etwas auf sich hält, ob er Ordnung im Kopfe hat, denn ein fester Mensch kann's nicht leiden, wenn etwas um ihn wackelt, und ein rechtschaffener, wenn etwas

ſchief hängt oder ſteht, und wer reinlich Leinenzeug auf Tiſch und Bett hält, mag auch ſonſt mit unreinem Kram nichts zu thun haben. Das iſt ſo meine Erfahrung, und die fiel auch gleich zu Seinen Gunſten aus. Da dachte ich denn: der Mann hat die Katze nicht im Sacke gekauft und macht ſich hier nicht feſt, ehe er nicht ſieht, wie der Haſe läuft und woher der Wind weht, und um eine Stelle braucht er auch nicht Angſt zu ſein, der kommt noch zehnmal unter. Alſo das erſte Jahr wollen wir ihm den Aufenthalt im Schloß nicht graulich machen, ſonſt packt er auf, und wir haben wieder irgend ſolch liederliches Stück, wie wir es ſchon oft gehabt haben. Nun wird's ſchon zum zweitenmale Winter, ſeit Er hier iſt, jetzt ſitzt Er ſchon feſter und läßt ſich durch ein Paar Spukgeſchichten nicht mehr forttreiben. Sieht Er, darum erzähle ich Ihm erſt heute davon, und dazu war mir heute was graulich zu Muth, und dann muß etwas vom Herzen, das iſt nun einmal nicht anders."

„Die Jungfer thut mir viel Ehre an!" ſagte Paul.

„Wer weiß?" warf Dore hin und blinzelte mit den ſchlauen Augen zu ihm herüber. „Ich denke

immer, der Herr Paul waren zu etwas Besserem geboren und erzogen, als in fremder Leute Diensten zu stehen, was ich übrigens damit nicht verachten will, müßte mir ja selbst Schande anthun. Aber so ein gewisser vornehmer Ton und Redeweise, die mir gleich auffielen. Ich meine immer, es steckt noch ein Geheimniß dahinter."

„Da irrt Sie sich, Jungfer," sagte Paul ganz ruhig. „Ich habe kein Geheimniß, und vor Ihr gewiß nicht. Ich bin ganz einfach der Sohn eines herrschaftlichen Försters im Thüringischen, schlichter Leute Kind, und von etwas Vornehmem ist bei mir nicht die Rede. Meine Mutter habe ich mit 18 Jahren verloren, und meinen Vater ein Jahr ehe ich hierher kam. Mit den Junkern bin ich aufgewachsen, und sie haben mich bis zu dieser Stunde als ihren alten Spielkameraden, fast wie einen Freund, behandelt. Da bin ich denn auch bei ihrem Hofmeister etwas mit durch die Schule gelaufen. Hernach gingen die jungen Herren mit dem Hofmeister nach Leipzig auf die Universität, und ich trat bei meinem Vater zur Hülfe ein. Als der nun starb, invitirten mich die Junker, sie in Leipzig zu besuchen,

um mich etwas zu zerſtreuen. Da iſt es denn wohl mit der Zerſtreuung etwas zu viel geworden, denn aus Wochen wurden Monate, und aus Monaten ein Jahr. Das war eine wilde Zeit, Jungfer Dore, ein ewiger Rauſch von Vergnügen, und die Welt ſah ſich prächtig an. Aber ich möchte das Jahr nicht hergeben aus meinem Leben. Als die kleinen Erſparniſſe, die mir mein Vater hinterlaſſen, drauf gingen, mußte ein Ende gemacht werden. Der eine meiner jungen Herren war einmals in Dresden, und der empfahl mich denn zu dieſer Stelle, und ſo bin ich hierher gekommen. Ich verpflichtete mich erſt nur auf ein Jahr, aber in dieſen Kriegszeiten iſt man froh unterzukriechen, und ſo habe ich mich denn feſt gemacht und denke, ich werde ſchon durchkommen."

„Das wird Er, Herr Paul, dauer iſt mir nicht bange," ſagte die Alte. „Kennt Er denn aber unſern Herrn Grafen?"

„Ich habe mich ihm vorgeſtellt," war die Antwort, „ehe ich hierher kam, aber ich habe ihn nur eine Stunde geſprochen. Er ſieht noch ſtattlich aus und muß doch bald an die Fünfziger ſein."

„Drüber, Herr Paul," berichtete die Alte, „nächſten

Februar schen Zweiundfünfzig. Es läßt sich nichts Böses von ihm sagen, würde sich auch von mir nicht schicken. Aber lecker soll's hergegangen sein in Dresden, vornehmlich unter dem hochseligen Kurfürsten, König August von Polen. Unser Herr ist nun schon mit seinem zwölften Jahr als Page an den Hof gekommen, und das mag eine saubere Schule gewesen sein, die er da durchgemacht hat, er und sein jüngerer Bruder. Lieber Gott, Eltern hatten die armen Kinder nicht mehr, und Niemand nahm sich ihrer an. Der Aelteste erbte dann diese Besitzung von seinem Onkel, hat aber nicht geheiratbet, und was mir der französische Kammerdiener in seinem Kauderwelsch Alles erzählt hat, als der Herr vor zehn Jahren hier war, möchte ich nicht wiederholen. Aber die vornehmen Herren in Dresden sollen's alle nicht anders treiben, und da mag es denn dazu gehören, aber ich sollte meinen, ein ehrsamer Hausstand und Frau und Kinder wären auf die Länge doch besser, als die Champagner-Feten mit den Opernprinzessinnen und, was weiß ich, was Alles für Weibsbilder. Nun lieber Gott, was geht's mich an? Der Graf ist reich und kann's bezahlen, aber der jüngere Bruder, er war eigentlich ein allerliebster kleiner

Pfifficus, als er vor bald vierzig Jahren zum Beſuch hier war bei ſeiner gnädigen Tante, bei der ich als Kammerjungfer diente, iſt darüber zu Grunde gegangen. Er war noch nicht achtzehn Jahr alt, hatte mächtig viel Schulden gemacht, die er nicht bezahlen konnte und ein Andrer nicht bezahlen wollte, und ſo ging er durch in die weite Welt, und meines Wiſſens hat Keiner wieder etwas von ihm gehört. Als unſer Herr dann zu Gelde kam, ſoll er die Schulden ſeines Bruders alle redlich bezahlt haben, und das war brav, aber den Bruder konnte er ſich nicht damit zurückkaufen, der war elendiglich verſchollen, das hat er mir ſelbſt mit Thränen erzählt, als ich mich einmal unterſtand, meine Frage bei ihm darauf zu richten. Und da bin ich gewahr geworden, was für ein gutes Herz der Herr hat. Es iſt ſchade um ihn."

Es wurde lebendig draußen auf dem Hofe. Das Stampfen eines Pferdehufes auf dem Pflaſter, Stimmen durcheinander, und der Schein einer Laterne, der durch das Fenſter fiel.

„Der Gottfried wird zurück ſein aus der Stadt!" ſagte der Inſpector, nahm ſeine Mütze vom Riegel und verließ das Zimmer.

Die Alte sah ihm wohlgefällig nach. „Immer auf dem Posten!“ sagte sie vor sich hin, „und ein stattlicher, kernfester Mensch. So haben wir noch keinen gehabt. Muß ihn doch fragen, ob er nichts zu bessern hat an seiner Wäsche, und ein halbes Dutzend Strümpfe könnte ich ihm auch stricken. Lieber Gott, hat ja keine Mutter mehr, und was habe ich zu thun, die langen Winterabende?“

Der junge Inspector trat wieder ein, mit zwei Briefen in der Hand.

„Störe ich?“ fragte die Alte und wollte aufstehen.

„Bleibe Sie sitzen, Jungfer Dore,“ sagte Paul und zündete einen neuen Kiebnspahn an. „Das ist ein Brief von unserem Herrn, und der andere von meinem Junker. Beide mit dem Courier auf dem Amte eingetroffen.“

Er las erst den Brief des Herrn, und die Alte sah ihn forschend neugierig an.

„Das geht Sie mehr an, als mich, Jungfer Dore,“ sagte der Inspector. „Höre Sie nur, der Herr schreibt: Wir sagen Euch Besuch an auf dem Schlosse, und Ihr habt für acht bis zehn Personen Platz zu machen. Alle Zimmer stellt den Gästen zur Verfügung und

ſorgt für Verpflegung, ſoweit Forſt und Keller ausreicht. Der Beſuch wird wohl den Winter über bleiben, und alles Weitere erfahrt Ihr durch unſern Freund, Monſieur Demidi, der die Gäſte begleitet. Ihm iſt in Allem zu willfahren, und was er anordnet, iſt, als hätte ich es gethan."

„Du meine Güte, und nichts Weiteres?" rief die Alte und ließ den Strickſtrumpf fallen.

„Weiter Nichts," ſagte Paul, „als die Notiz, daß der Herr im Begriff ſteht, nach Warſchau aufzubrechen, und die Unterſchrift."

Dore war aufgeſtanden und ſtemmte die Arme in die Seiten. „Das iſt recht wie ein Mann," rief ſie hochroth, „der keinen Begriff hat von einem ordentlichen Haushalt. Wann kommen die Gäſte? Wer iſt's? Mannsleute oder Frauensperſonen, ledig oder verheirathet, vornehm oder gering? Du lieber Himmel, das muß man doch Alles wiſſen, wenn man etwas einrichten ſoll. Und nun zur Winterzeit in dem alten Schloß, das ſeit zehn Jahren keiner bewohnt."

„Laſſe Sie Alles lüften, Jungfer, einheizen, ſäubern, ſo weit es geht, weiter iſt Nichts zu thun, und heute

zur Nachtzeit wollen wir uns keine Sorge mehr machen," sagte Paul beruhigend.

Aber die Alte war nicht so schnell wieder aus der Aufregung zu bringen, in die sie die Nachricht gestürzt hatte. „Acht Personen!" rief sie und überschlug ihre Betten, ihr Leinenzeug, und es lag doch Alles in schönster Ordnung bereit seit Jahren. Ihrer Meinung nach hätte man das wochenlang vorher wissen müssen, denn sie stand doch einem gräflichen Schlosse vor und keiner Herberge, wo freilich Alles parat sei und man einen Gast in das Bette legt, das von dem vorigen noch nicht kalt sei. Das Alles erzählte sie laut vor sich hin und wäre am liebsten gleich an ihre Bettkisten und Leinenschränke gegangen, wenn sie nicht in ihrer Verzweiflung Rath und Trost von Paul gehofft hätte, der indessen ganz gelassen den zweiten Brief erbrach. Er enthielt Freundschaftsversicherungen, dann Klagen über die, durch das Einrücken des Königs von Preußen zerstörten Winterfestlichkeiten in Dresden, übrigens Begeisterung für diesen jungen Helden und die Aufforderung, mit dem Schreiber des Briefes in die Armee desselben einzutreten, schließlich aber noch eine Stelle, die in Beziehung zu dem vorigen Briefe

zu ſtehen ſchien, und die deßhalb der junge Mann der faſſungsloſen Wirthſchafterin vorlas. Sie lautete: „Armer Paul, Du wirſt Dich auf Deinem alten Geſpenſterſchloß unter den Oeltunkern —“

„Was!“ rief die Alte.

„Wir in Thüringen eſſen Butter zum Brot, nicht Leinöl, wie hier in der Lauſitz,“ berichtete Paul.

„Oeltunkern. Na, fahre er nur fort, Herr Inſpector,“ brummte Dore.

„Teufelmäßig ennuyiret und mehr als einmal unſere Leipziger Suiten regrettiret haben.“

„Es kommt doch Nichts, was für das Ohr einer ehrſamen Jungfrau anſtößig werden könnte?“ ſagte ſchüchtern die Alte.

„Ich denke nicht,“ fuhr lächelnd der junge Mann fort und las weiter: „Vielleicht hilft Dir der närriſche Einfall Deines Herrn, der ganzen wunderlichen Compagnie, die allerdings hier jetzt kein Feld finden möchte, ſein Schloß als Winterasylum anzubieten, über die ſchlimmſten Monate fort, und wird Dich jedenfalls unterhalten. Der Monſieur Demidi iſt übrigens auch mein Freund, reçu in allen Kreiſen der Cavaliere

und ſei Dir hiemit empfohlen. Aber Paul, laß Dir die Reize der Damen nicht gefährlich werden."

Paul faltete den Brief zuſammen, und die Alte ſtand da mit offenem Munde. „Eine wunderliche Compagnie und Damen mit Reizen? Am Ende gar der ganze Hexenſabbath, von dem der franzöſiſche Kammerdiener mir vorgeradebrecht hat? Und ich dazwiſchen eine ehrſame Frauensperſon! Herr Lange, wenn's der Herr Graf befohlen hat, habe ich Nichts zu ſagen, aber in mein Zimmer ſchließe ich mich ein, gebe Alles preis und will wenigſtens ſittſam zur Grube fahren. Und Er, Herr Paul, Er iſt ein ſo ordentlicher Menſch," fügte ſie mit faſt mütterlicher Beſorgniß hinzu, „laſſe Er ſich auf Nichts ein, wenn man ihm ſolche Bagage über den Hals ſchickt, Er iſt jung, und Jugend iſt ſchnell verführt."

Paul mußte lachen und machte ſie darauf aufmerkſam, daß die Andeutungen des Junkers ziemlich dunkel und vielleicht nur ſcherzweiſe zu verſtehen ſeien, daß man ja ſehen werde, aber er hatte nicht Zeit, ſie vollkommen zu beruhigen, denn ein erneutes Hin- und Herrennen auf dem Schloßhofe, ein Rufen und Pochen an das Thor verkündete ein ungewöhnliches Ereigniß.

„Da kommen ſie ſchon, weiß es Gott, da kommen ſie ſchon,“ rief Dore und ſtand ſtarr vor Schreck, kerzengerade am Kamin, während Paul ſchnell nach ſeiner Mütze griff und das Zimmer verließ.

Auf dem Schloßhofe traf er ein wirres Durcheinander der Knechte und Mägde, und vom Thore her ſchallten laute Stimmen, Schelten und Fluchen.

„Was giebt's?“ rief der Inſpector.

„Was ſoll's geben,“ erwiderte der alte Oberknecht, „drei Wagen halten an der Brücke, und da ſchreit's, daß das Thor verſchloſſen, wie's in der Ordnung bei nachtſchlafender Zeit, und ruft nach Licht, und mir hat der Fuhrmann Eins mit der Peitſche über's Geſicht gegeben; hole ihn der Teufel. Thor zu! Es ſind Marodeure, Mordbrenner, und das können wir hier nicht gebrauchen.“

„Schließt das Thor auf!“ ſagte Paul ganz ruhig, „und bringt die Laternen.“

Alles wich auseinander, der Großknecht kratzte ſich brummend hinter's Ohr, Laternen wurden gebracht, die Mägde drängten ſich halb furchtſam, halb neugierig ans Thor, und auch Jungfer Dore erſchien, mit einem großen Tuch über dem Kopf, auf den Stufen, die zur

Thür hinaufführten, während Paul durch das Thor schritt.

„Den schlagen sie zuerst todt, gebt Acht!“ rief der Großknecht, „und ihm geschieht's recht, wer wagt sich allein unter die Räuberbande?“

„Herr Gott!“ rief Dore, „halte Er sein lästerliches Maul, wer will den Teufel an die Wand malen? Es ist schon manches hier passirt in dem alten Schloß, wovor einem die Haare zu Berge stehen können!“

„Es sind Weibsen dabei!“ sagte beruhigend eine der Mägde, die am keckſten hinter dem Thorflügel vorgelugt hatte, „und sie sprechen so kläglich. Hat Nichts auf sich, die thun ihm Nichts.“

„Dann ist's richtig!“ rief Dore und verschwand in der Thür. Gleich darauf riß sie das Treppenfenster auf und rief mehrere Male gebietend die Mägde, die zögernd und widerstrebend sich vom Thor trennten und erst beim dritten, von einem kräftigen Ausdruck begleiteten Ruf Folge leisteten und dann stolpernd und kreischend der alten Haushälterin folgten.

Paul war indessen durch das Thor über die Brücke gegangen, die über den schwach gefrornen Schloßgraben führte. Der Schnee wirbelte noch in leichten Flocken

hernieder und hatte ſich dicht um die Scheiben der Laterne geſetzt, die er im Heruntertreten einem der Knechte aus der Hand genommen hatte. Wäre der Schnee und die ſternhelle Nacht nicht dem Auge zu Hülfe gekommen, das ſich erſt allmählich an das Dunkel gewöhnen mußte, er hätte kaum die drei Wagen unterſchieden, von denen der Knecht gemeldet hatte. Jetzt ſtanden ſchon mehrere Geſtalten, in Pelze gehüllt und mit Schnee bedeckt, zur Seite der Wagen, aus denen Frauenſtimmen halb ſcheltend, halb klagend ertönten. Dazwiſchen ſtampften die Roſſe und die Fuhrleute fluchten.

Aus dem erſten Gefährt, einer leichten Berline, mit halbem Verdeck, war ein Herr geſtiegen, in pelzverbrämtem rothen Roquelaure, auf dem Kopf einen dreieckigen, goldbetreßten Hut. Er ſchritt auf Paul zu und fragte herablaſſend: „Sind Sie der Inſpector Herr Paul Lange?“ Paul bejahte es und fragte ſo ſicher, mit ſo feſter Haltung nach dem Begehr, daß der Herr im Roquelaure in höflicherem Tone fortfuhr: „Iſt Ihnen unſere Ankunft auf dem Schloß Oble nicht gemeldet worden?“

„In dieſem Augenblick erhielt ich die Nachricht des

Herrn Grafen," sagte Paul, „und wenn ich die Ehre habe, mit Herrn Demidi —"

„Derselbe!" fiel der Fremde mit wieder hochmüthigem Tone ein und wandte sich zurück zur Berline, aus der eine wohllautende, aber fast kindlich jugendliche Mädchenstimme ihm entgegenrief: „Papa, mich friert."

„Gleich, mein Kind!" sagte der Fremde und wandte sich wieder zum Inspector: „So ist noch Nichts bereit zu unserem Empfange?"

„Ich werde Alles bereiten!" war die Antwort.

„Nichts bereit?" rief eine Damenstimme aus dem zweiten Fuhrwerk, einem gewöhnlichen Bauernwagen, mit einem leinenen Plane gedeckt. „Nichts bereit? Aber wir vergehen vor Hunger und Frost, Signor Impresario."

„Ruhig, meine Damen," sagte der Fremde, „wir sind ja am Ziel, und ein kaltes Zimmer unter Dach und Fach ist immer der kalten Nachtfahrt auf den grundlosen Wegen vorzuziehen. In einer Viertelstunde sind Sie die Beherrscherinnen eines superben Schlosses."

Er hatte ein junges Mädchen, in Pelze und Decken gehüllt, aus dem ersten Wagen gehoben, und während

aus dem zweiten eine bunte Gesellschaft von Herren und Damen in wunderlichsten Kostümen sich hervorrang, winkte er dem jungen Inspector mit einer vornehmen Handbewegung und schritt mit ihm über die Brücke durch das Thor. Das junge Mädchen hing zitternd an seinem Arm, und schreiend, singend, polternd folgte die übrige Gesellschaft.

In dem ersten Stock des Schlosses war bereits Alles hell geworden, und als Monsieur Demidi, so nennen wir den Fremden, nachdem er sich als den Gast zu erkennen gegeben hat, den der Besitzer des Schlosses ankündigte, und der dem jungen Inspector auch von dem Freunde empfohlen war, mit sicherem Schritte die Treppe hinaufschritt, stand bereits Jungfer Dore an der obersten Stufe, mit einem Lichte in der Hand, noch zagend, wie sie ihre Begrüßung stellen solle. Monsieur Demidi aber wurde ihrer nicht sobald gewahr, als er mit einer zierlichen Handbewegung grüßte, seinen Hut lüftete und in fast galantem Tone sagte: „Ah, Jungfer Dore, von der mir mein Freund, Graf Ohle, mit so großer Anerkennung sprach. Sei Sie mir herzlich gegrüßt, und im Voraus Pardon für alle Umstände, die wir ins Schloß bringen. Ninina,“

fuhr er fort und wandte ſich zu dem jungen Mädchen, das ſich ſchüchtern an ſeinen Arm ſchmiegte, „das iſt die Jungfer Dore, von der ich Dir erzählte.“

Die Alte machte ihren Knix bis tief auf den Boden, wobei der Talg ihres Lichtes über den eiſernen Leuchter auf die ſaubere weiße Schürze floß. Der verbindliche Gruß und die Erwähnung der Freundſchaft mit ihrem Herrn hatten allen Unmuth von ihren Zügen verſcheucht und einer verlegenen Beſtürzung Platz gemacht. Dabei hatte das junge Mädchen an dem Arm des Vaters ſchnell ihre Theilnahme erregt.

„Ach, das arme Mamſellchen,“ ſagte ſie, „bei dem ſchändlichen Wetter auf der Reiſe, und,“ fuhr ſie händeringend fort, „kein Zimmer geheizt, und Nichts zum Empfange bereit. Treten Sie nur gleich in mein Zimmerchen, iſt zwar ſchmucklos und auf ſolchen Beſuch nicht eingerichtet, aber warm und behaglich, und das arme Kind zittert ja wie das Eſpenlaub im Sturm.“

Das junge Mädchen warf einen fragenden Blick auf den Vater, und als er ihm zunickte, verließ ſie ſeinen Arm und folgte der Alten bis an das Ende des Corridors, wo ſie in einem niedrigen Thürchen verſchwanden.

Indeſſen kam die übrige Geſellſchaft von Paul geführt die Treppe herauf, voran zwei Damen, gefolgt von drei Herren, und hinter ihnen ſchleppten einige Diener, die mit zur Geſellſchaft gehörten, die nöthigſten Reiſeutenſilien.

„Meine Herrſchaften," ſagte Monſieur Demidi, „wir kommen ſo gut als unerwartet, aber einen Augenblick Geduld, und mit Hülfe des Herrn Inſpectors Paul Lange, den ich hiermit Ihnen vorzuſtellen die Ehre habe, und durch die Umſicht der vortrefflichen Jungfer Dore, die dort eben den Gang wieder heraufkommt, wird Alles ſchnell arrangirt ſein."

Jungfer Dore knixte ſchon aus weiter Entfernung, ſtieß die Mägde, die neugierig, eine hinter der andern, ſich im Halbdunkel an den Treppenpfeilern drückten, mit halblauter Mahnung derb in die Seite, machte das große Schlüſſelbund vom Gürtel los, wobei in der Eile das Schürzenband abgeriſſen werden mußte, und indem ſie den Mägden befahl, mit Lichtern voranzugehen, ſchloß ſie die großen Flügelthüren auf und nöthigte, wieder mit freundlichſtem Geſichte, die Geſellſchaft einzutreten, einer Einladung, der ſofort in größter Haſt Folge geleiſtet wurde, denn halb lachend,

halb ſcheltend, drängte ſich die ganze Geſellſchaft, Monſieur Demidi an der Spitze, mit größtem Geräuſche nach.

Die Räume, aus denen eine feuchte, kalte Luft entgegenſchlug und durch die ein Zugwind ſtrich, vor dem die Mägde die Hand vor das Licht halten mußten, ſahen allerdings, trotz der Spuren früherer Pracht, wenig gaſtlich aus. Die goldenen Stuccaturen der Decken und Wände waren zum Theil abgefallen; die alten Damaſtverhänge an den Fenſtern hingen in Fetzen herunter; die Dielen hatten ſich geworfen, zeigten breite Zwiſchenräume und waren an den Fenſtern ſchadhaft geworden; die Ueberzüge der ehemals gewiß koſtbaren Meubles und die Damaſttapeten waren halb verblaßt, halb verſteckt — überall Spuren des Unbewohnten, noch erhöht durch den feuchten Decemberſturm, der durch die ſchlecht ſchließenden Fenſter pfiff und an den Läden raſſelte. Und eine lange Reihe von Zimmern öffnete ſich, eins immer unbehaglicher als das andere.

„Signor Impreſario," rief die jüngere der Damen, eine ſchlanke Brünette zwiſchen dreißig und vierzig, mit lebhaftem Auge und etwas gebräuntem Teint, „per dio, wohin haben Sie uns geführt? Ver-

witterte Decorationen, Podium um Arm und Beine zu brechen, und das in dieſer Einſamkeit bei gänzlichem Mangel an Publikum. Hu, und die Kälte! Wir ſind Verbannte in Sibirien."

Sie warf einen Blick in den Spiegel, rückte das bunte Shawl, das ſie wie einen Turban um den Kopf geſchlungen hatte, mit ſichtlicher Coquetterie zurecht, ſchielte nach Paul, der eben die Mägde unterwies, Feuer in den Kaminen anzumachen, und hing ſich dann an den Arm eines ſchmächtigen Herrn, der am dürftigſten, nur durch einen alten ſchwarzen Mantel gegen die Kälte geſchützt, zähneklappernd hinter ihr ſtand.

„Goldoninette, wie gefällt es Ihnen hier?" ſagte ſie und verſuchte ihre Frage mit einer Roulade aus einer damals beliebten italieniſchen Oper zu begleiten, die ihr jedoch in der Kehle ſtecken blieb.

„Primadonnina," erwiderte der Angeredete, „das iſt die Poeſie des Winters und des Einſamen, umrauſcht von den Fittigen der Vergangenheit! Wir Dichter verſtehen dieſe Poeſie."

„Zu verſtehen mag ſie ſein, Dichter, aber nicht zum Aushalten," ſagte ein anderer Herr, in einen großen groben Pelz gehüllt, der aber mit einem Auf-

putz unächter Goldtressen benäht war. „Aus unserem schönen, warmen Dresden in diesen abscheulichen Eiszapfen von Schleß versetzt zu sein.“

„Aus Finanzrücksichten, und die müssen Sie ja verstehen,“ fiel die Dame ein, „dafür sind Sie Banquier.“

„Discontiren Sie, meine Anbetungswürdigste, unsere Gegenwart von unserer Vergangenheit, und unsere Activa sinken von Pari unter Null herunter.“

Der dritte der Herren zog seinen abgeschabten Militärmantel, dessen Farbe nicht mehr genau zu erkennen war, vielleicht weil Jungfer Dore's Talglichter zu düstern Schein durch die weiten Räume warfen, fester um sich und sagte, von Frost geschüttelt: „Wir Soldaten sind an dergleichen gewöhnt. Als wir gegen König Karl XII. von Schweden fochten —“

„Still, Major!“ sagte die ältere Dame, die sich in ein Fauteuil geworfen hatte und trotz des Kampfes mit der Kälte eine vornehme Haltung versuchte, „das haben Sie uns je oft erzählt, und mir gefällt es ganz wohl hier. Es herrscht ein Geist von Vornehmheit in diesen Salons!“

„Etwas zerlumpt, meine gnädigste Gräfin!“ sagte

der Banquier, nahm das Talglicht vom Tiſch und hielt es gegen die aufgeſchlitzten Gardinen.

Die Dame warf ihm einen verächtlichen Blick zu und nahm eine Priſe.

Jungfer Dore hatte indeſſen alle Zimmer geöffnet und Monſieur Demidi, ohne ſich um das Schwatzen der Andern zu kümmern, mit ſchnellem Ueberblick ſeine Dislocation gemacht.

„Dies Zimmer zum Eſſen, der gelbe Saal als allgemeines Geſellſchaftszimmer. Das kleine Kabinet für die Gräfin und jenes für die Primadonna. Wir dürfen ſie nicht zuſammenbringen, denn ſie zanken ſich beſtändig. Hierher wird noch ein drittes Bett gebracht, denn der Major, der Banquier und der Dichter wohnen zuſammen, wohl oder übel, dahinaus mein Zimmer, und meine Tochter, das Kind, haben Sie bereits unter Ihre gütige Obhut genommen, Jungfer Dore. Für die beiden Diener irgend ein Winkelchen im Erdgeſchoß.“

Dore wußte nicht recht, was ſie daraus machen ſollte. Wer war dieſer ſchlechtweg Monſieur Demidi, der mit ſolcher Ueberlegenheit, faſt möchte man ſagen Geringſchätzung, über die andere Geſellſchaft mit den

prahlenden Titeln verfügte? Aber er hatte eine so leichte, befehlende Manier, daß sie Alles anordnete, wie er es bestimmt hatte, schnell an ihre Bettkisten und Wäschespinden eilte und dazwischen Befehle zu einem Abendbrot ertheilte, wie es in der Eile zu beschaffen war. Sie gab ihr eigenes, grade ihr Lieblingsgericht Preis, eine dicke Bierſuppe mit Ingwer, das schon für sie und die Mägde bereitet stand, und ließ nur ein Töpfchen für den Inſpector bei Seite ſetzen.

In dem großen Kamin des gemeinſamen Zimmers brannte auch schon, Dank ſei es der ſchnellen Fürſorge Pauls, ein gewaltiges Feuer, um das die ganze Geſellſchaft ſich zuſammendrängte, die Mägde rannten hin und her, und als Alles angeordnet war, ſchlüpfte Jungfer Dore nach ihrem Zimmer. Auf dem Corridor begegnete ihr Paul.

„Ach du grundgütiger Gott, Herr Paul,“ flüſterte ſie, „was ſind das Menſchen? Vornehme Leute, ſo zuſammengeflickt ſie ausſehen. Eine Gräfin iſt dabei, ein Major und noch eine mit einem italieniſchen Titel, den kein Menſch ausſprechen kann. Wenn's nicht die Kälte macht, Herr Paul, die Perſon iſt ge-

ſchminkt, da wollte ich wetten, und der verhungerte arme Teufel, der Dichter in ſeinem Mäntelchen, eine leibhaftige Vogelſcheuche. Und das ſchickt uns der Herr Graf mir Nichts dir Nichts über den Hals? Was hält Er von der ganzen Geſchichte, Herr Inſpector?"

Paul zuckte lächelnd die Achſel und eilte die Treppe hinunter.

Kopfſchüttelnd öffnete Dore leiſe die Thür ihres Zimmerchens. Für das junge Mädchen hatte ſie nun einmal gleich ein Herz gefaßt. Vielleicht hoffte ſie auch durch die ihre Neugierde zu befriedigen.

Da kauerte auf dem großen Lehnſtuhl am gewaltigen Ofen von ſchwarzen Kacheln das Kind. Die Füße hatte es in die Höhe gezogen, die Augen, die die langen dunkeln Wimpern beſchatteten, waren geſchloſſen. Dore hob das Licht auf, um es zu betrachten, aber ſie hielt die Hand davor, damit der Schein die ruhig athmende Schläferin nicht erwecke. Der große Pelz war von beiden Seiten auseinandergefallen, der gleichfalls mit Pelz gefütterte Capuchen zurückgeſunken. In der weichen, hellen Schale lag die zierliche Geſtalt im dunklen, wollenen, ſchmuckloſen

Kleidchen. Das Haar, deſſen dunkle, natürliche Locken ſchlaff geworden waren in der feuchten Luft und ungeordnet das ſchmale Oval des kindlichen Geſichtes umrankten, auf dem eine zarte Bläſſe anſtatt der früheren, durch die Kälte hervorgerufenen Röthe getreten war, fiel auf die ſchmalen Schultern. „Armes Mamſellchen!“ flüſterte Dore, und doch wußte ſie nicht, woher ihr das Gefühl des Mitleids kam, denn das Kind lächelte im Schlaf. „Ich werde ihr hierher ihr Abendbrod bringen,“ ſagte Dore leiſe vor ſich hin, „da ſteht noch der Topf am Herde, den ich für den Inſpector zurückſtellen ließ. Ihr thut es nöthiger. Und ein Bett ſoll man ihr hier in der warmen Stube zurecht machen, ich ſchlafe in der Kammer.“ Sie ſah noch einmal auf die Schläferin, ſetzte das Licht auf den Tiſch, doch ſo, daß der Schein die Kleine nicht treffen konnte, und ganz leiſe trat ſie aus dem Gemach. Die Theilnahme für das Kind hatte ſchnell ihre Entrüſtung über die andere Geſellſchaft beſiegt, und ſo huſchte ſie geſchäftig den Corridor entlang, die Treppe hinunter in die Küche.

Paul hatte in der Küche nach der alten Freundin gefragt, um noch Einiges wegen der Einrichtung für

die Gäſte zu beſprechen, und die Mägde, die das ganze ungewöhnliche Ereigniß in die höchſte Aufregung und Spannung verſetzt hatte, erzählten ihm lachend, wie die Alte ganz erſchöpft und brummend in ihr Zimmer geſchlichen ſei. Paul machte ſich dorthin auf. Als er an der Thür des gemeinſamen Saales vorbeiging, in dem bereits das Abendbrod aufgetragen war, ſchallte ihm lautes Gelächter entgegen. Er ſelbſt war ſich nicht recht klar, was er aus der Geſellſchaft machen ſollte, die ſich ſo plötzlich in die einförmige Einſamkeit ſeiner Tage hineindrängte, und wie das Ungewöhnliche auf dem Boden des einfach Alltäglichen noch ungewöhnlicher erſcheint, kam ihm das Ganze wie ein traumhaftes Märchen vor. Dazu die auf einmal geöffneten Räume, die er noch niemals betreten hatte, und die ihm Dore's heute erſt vernommene Erzählung beſonders ſchauriz machten. Der junge Mann war in einer beſonders erregten, halb unheimlichen, halb geſpannten Stimmung, und wie Jeder in ſolcher Stimmung das Ungewöhnliche mit ſich und ſeinem eigenen Schickſal in Verbindung bringt, ſo war es ihm, als müßte aus alledem ſich auch für ihn noch etwas Beſonderes entwickeln. Er

wollte diese Empfindung nicht aufkommen lassen, und grade deßhalb sehnte er sich danach, sich an dem unfreiwilligen Humor der alten Freundin zu erheitern. So tappte er sich den Gang entlang bis an die kleine wohlbekannte Thür, und ohne erst anzuklopfen, öffnete er schnell und trat ein.

Er fand die Alte nicht. Statt dessen richtete sich das Kind, geweckt vom jähen Aufreißen der Thür, im Lehnstuhle auf. Die Gestalt blieb im Schatten, den die breite Lehne des Armstuhls warf, und nur der Kopf trat in den Schein des Lichtes. Der junge Mann blieb regungslos an der Thür stehen, indessen die Kleine die großen dunkeln Augen verwundert aufschlug und um sich sah. „Wo bin ich?“ flüsterte sie. „Ich war eingeschlafen, fest eingeschlafen und träumte von einem alten, unheimlichen Schlosse, und da traten Gestalten aus den Wänden, und ich schreckte zusammen.“

Sie stand auf, schüttelte die Locken aus der Stirn, schritt zum Tisch und hob das Licht hoch, um sich zu überzeugen, wo sie sei. Paul wagte nicht sie anzureden, nicht zu athmen. Die ganze Erscheinung, halb Kind, halb Jungfrau, bleich mit den dunklen

Locken, die sie phantastisch umflatterten, hatte etwas so Märchenhaftes, daß sie ihn wie mit einem lieblichen Zauber bannte. Das Kind hielt noch immer das Licht in die Höhe und schaute sich verwundert um in dem kleinen Raum, noch ganz gefesselt von den Eindrücken seines Traumes, aus dem es sich zu besinnen schien; da plötzlich gewahrte es den jungen Mann, und mit einem halb unterdrückten Schrei setzte es das Licht nieder, zitterte, schwankte, schloß die Augen und sank fast leblos in die Arme des schnell hinzueilenden Paul. Es war keine Ohnmacht, denn sie athmete tief, aber sie wagte nicht das Auge wieder aufzuschlagen. Paul wußte sich keinen Rath. Da hing die schlanke, leichte Gestalt in seinem Arm, und auf alle seine Fragen, wie die Bestürzung sie ihm eingab, nach dem Vater, nach der Alten, wie ihr sei, erhielt er keine Antwort. Unserem Freunde war wunderbar zu Muth mit der anziehenden und doch märchenhaft unheimlichen Last auf dem Arm, die er sich eben bemühte, auf den Lehnstuhl zurückzutragen, als die alte Dore, mit dem Abendbrot in der Hand, leise die Thür öffnete und eintrat.

„Ach du meine Güte, was hat Er denn hier zu

suchen, Herr Paul?“ rief sie, „scheere Er sich doch zu der andern saubern Compagnie, die mit den Gläsern anstößt und einen Mordspektakel anhebt. Da gehört Er hin, nicht in unser ehrsames Gemach. Und was hat Er mit dem armen Kinde angestellt?“

Paul erklärte ihr schnell den Grund seines Kommens, die eigene Ueberraschung und Bestürzung, aber die Alte ließ ihn kaum ausreden, setzte das Abendbrot nieder, nahm das Kind ihm aus den Armen und rief in sichtlicher Entrüstung: „Mache Er, daß Er fort kommt, Herr Paul, und lasse Er sich hier nicht wieder betreffen.“

Paul warf scheu noch einen Blick auf das zitternde Mädchen, das den Kopf in den Schooß der Alten barg, die sie zum Stuhl geführt hatte, in den sie selbst entsetzt niedersank, dann verließ er schnell das Zimmer.

Dore streichelte die Locken des knieenden Kindes. „Was war denn passirt, mein Herzchen, und was hat Dich so erschreckt?“ sagte sie.

Die Kleine hob den Kopf, und als sie sich mit der Alten allein sah, als ihr Alles wieder einfiel, wie sie hiehergekommen, schmiegte sie sich lächelnd an und

erzählte, wie sie eingeschlafen sei und geträumt hätte, aus den Wänden träten allerlei Gestalten, Frauen mit rauschenden Kleidern und Ritter mit klirrender Rüstung, und als sie nun von dem Schreck aufgewacht sei und sich umgesehen hätte, da hätte da, wie heraustretend aus der dunklen Wand, ein schöner, junger Ritter gestanden, mit blauen Augen und so liebem, liebem Blick aus denselben, und sie hätte nicht gewußt, ob sie schon wache oder noch schliefe, und hätte die Augen geschlossen, um den Traum festzuhalten; aber jetzt wisse sie Alles wieder, und die Alte möchte sie nur bei sich behalten, hier sei es so warm und heimlich, und sie verlange gar nicht hinüber zu den Andern.

„Ei Kind," sagte die Alte und streichelte die bleichen Wangen. „Du sollst auch nicht fort von hier. Ich habe es dem Vater schon im Vorbeigehen gesagt, und er ist ganz damit einverstanden. Wegen des Traumes aber ängstige Dich nicht mehr, die Ritter und Damen kommen nicht bis hierher, und der da stand, war keine Erscheinung, sondern ein leibhaftiges, harmloses, gottesfürchtiges Menschenbild, und ist auch kein Ritter, sondern der junge Inspector Herr Paul Lange, indessen

mit den blauen Augen hat's seine Richtigkeit, aber wenn er Einen damit in seiner Sicherheit und Gutherzigkeit ansieht, braucht man sich gar nicht zu fürchten."

Die Kleine war schnell beruhigt, und bald hatte die Alte ihre Freude daran, wie ihr das Abendbrod schmeckte. Sie bereitete ihr eigenhändig das Lager von den feinsten, schneeweißen Linnen und den weichsten, seidenen Daunenbetten, und nachdem sie Alles erst am Ofen durchgewärmt hatte, brachte sie ihren Schützling zur Ruhe und freute sich, wie schnell sie einschlief, wie sie lächelte im Schlaf, und um die ganze übrige Gesellschaft, die drüben auch schon aufgehört hatte zu lärmen, kümmerte sie sich gar nicht mehr.

Paul hatte Monsieur Demidi noch einmal aufgesucht, hatte sich überzeugt, daß Alles geschehen sei, was für den Augenblick für die Gäste zu thun war, hatte aber der zierlichen Einladung der Damen, sich mit an den Tisch zu setzen, und der cordialen Aufforderung der Herren, einige Flaschen Wein zum Willkommen mit ihnen zu leeren, Geschäfte vorschützend, sich entzogen. Als er gute Nacht gewünscht hatte und ging, hörte er, wie die Gräfin rief: „Aber

mein Gott, Impreſario, wo iſt denn das Kind?“ „Drüben bei der alten Haushälterin!“ war die Antwort, und Paul wußte nicht, wie es kam, daß ihm auf einmal das Blut in die Wangen ſtieg, und daß ihm das Kind immer wieder vor die Gedanken trat, als er ſchon längſt in ſeinem Zimmer ſich zur Ruhe gelegt hatte, und auch über ihm Alles ruhig geworden war. Dabei kreuzten die Erzählungen der Alten ſeine Träume, und es war die erſte Nacht, ſeit er das alte Schloß bewohnte, die er faſt ſchlaflos, wenigſtens in halbwachem Traum zubrachte.

Am andern Morgen war er kaum aufgeſtanden, als es ſchon ziemlich heftig an ſeine Thür pochte, und da Caro wieder freudig wedelnd zur Thüre eilte, konnte er nicht zweifeln, daß es ſeine alte Freundin Dore war, die ihn aufſuchte. Er ſchob ſchnell den Riegel zurück, und da trat ſie auch wirklich, in ſichtlicher Aufregung und unverkennbarer Entrüſtung herein.

„Weiß Er denn, Herr Inſpector, was für Menſchen es ſind, die uns der Herr Graf über den Hals ſchickte?“ rief ſie, den „guten Morgen“ vergeſſend, und ſtemmte die Arme in die Seite.

„Nun?“ fragte der Inspector scheinbar ganz ruhig.

„Puppenspieler!“ rief sie, „Puppenspieler! und mit dem Gesindel müssen wir ehrsame Christenmenschen hier unter einem Dache wohnen.“

Sie war vor Entrüstung in einen Stuhl gesunken und schöpfte mühsam Luft.

„Ei, Jungfer Dore, woher weiß Sie denn das?“ fragte lächelnd der Inspector. „Hat Ihr vielleicht das schreckhafte Kind in Ihrem Zimmer —“

„Von der rede Er mir nicht, Herr Paul,“ fiel die Alte ein, „das arme Würmchen, das Er gestern so in Angst setzte. Für ein Gespenst hat sie Ihn gehalten, so lang Er dastand, und für einen Ritter, was weiß ich Alles. Konnte Er nicht das Maul auftun und sagen: „Mamsellchen, ich bin der Inspector Paul Lange und komme von wegen der Jungfer Dore?“ Nein, steht da, starr und stumm, und ängstigt das arme Ding. O die Mannsleute, die Mannsleute! daß Er sich nicht wieder unterfängt und kommt in mein Zimmer, so lange das liebe Geschöpf da ist. Nein, die habe ich nicht gefragt, die schläft noch ganz sanft, wie die Unschuld in

Abrahams Schooß. Aber als ich in die Küche komme, um nach dem Morgenbrod zu ſehen für's Geſinde, und mein Donnerwetter erſchallen laſſe, daß die Mägde noch nicht zu Rande ſind mit dem Mehlbrei, da gähnen ſie und recken ſich und lachen und erzählen, ſie wären erſt eine gute Stunde vor Mitternacht in's Bett gekommen, denn die beiden Dienſtboten von dem Volk da oben hätten ihnen in der Geſindeſtube Schnurren vorgemacht, und es wäre zum Todtlachen geweſen. „Was für Schnurren?“ frage ich, und da erzählten ſie, Puppen aus Brod, Herr Inſpector, aus der lieben Gottesgabe, hätten ſie geknetet und Werg drumgewickelt und Lappen umgehängt und die ganze Geſchichte vorgemacht vom kleinen David und dem großen Goliath, mit allerlei läſterlichen Redensarten dazwiſchen. Das hätten ſie ſich von denen da oben abgeſehen, die es aber noch ganz anders könnten, mit Puppen, koſtbar angezogen, drei Fuß hoch. Und in Dresden hätten ſie einen großen Saal dazu gehabt und alle Abende das Zeug vorgemacht, und der Hof und alle vornehmen Herrſchaften wären hingekommen, und der Saal wäre immer ſo voll geweſen, daß kein Apfel zur Erde gekonnt hätte.

Glaub's, Herr Paul, denn wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raben. Nun, der König von Preußen hat mit seinem kriegerischen Kehrbesen all' das Gesindel auf einmal aus der Stadt gefegt, und diese Bande haben wir nun durchzufuttern. I so soll doch ein Schock Donnerwetter —"

„Jungfer Dore", unterbrach sie der Inspector, „unser Herr hat's so angeordnet, und wenn wir Beide fluchen wollen —"

„Da hat Er Recht, Herr Paul," fuhr Dore ganz gelassen fort, „mit Fluchen bannt man nicht den Teufel, aber daß ich gestern geknixt habe vor der sogenannten Frau Gräfin und der andern Person und vor dem Major und Banquier und der dritten Erbsenscheuche, geknixt bis tief auf den Boden, sehe Er, Herr Inspector, davor schäme ich mich, daß ich roth werde bis unter die grauen Haare, und wollte ich Ihn gebeten haben, sage Er das nicht nach, keinem Menschen, denn Er hat's allein gesehen, und den Mägden habe ich gesagt, das wüßten wir längst, daß das Puppenspieler wären, und unser Herr Graf hätte das arme Bettelvolk nur unter Dach und Fach bringen wollen aus Gutheit, und unsere Pflicht wäre es, nicht

nachzuſtehen im Erbarmen, und wenn die auch der Teufel einmal holen würde allesammt, was man ihnen Gutes thäte, würde Einem doch im Himmel angekreidet. So habe ich geſprochen, nur um uns den Reſpect zu erhalten beim Geſinde, und da muß Er mir beiſtehen, Inſpector, denn die Mägde ſind ganz andern Sinnes, die hat der Teufel ſchon beim Kragen. „Bettelvolk?“ haben ſie geſagt, „ei Jungfer, ſeit wann kommen denn die Bettler mit Kutſche und Wagen angefahren, und ſeit wann geben ſie zum Gotteslohn auch noch ſolchen Segen dazu?“ Und dabei holen ſie ein Goldſtück hervor, das ihnen der Musje Demidi in die Hand gedrückt hat, und es war wirklich ein Dukaten, unbeſchnitten, grade wie ich einen in meiner Sparbüchſe habe von meiner ſeligen Frau Pathe, ich habe drei Kreuze darüber geſprochen, und das Ding blieb wahrhaftig liegen, ſo blank es war, und ich hatte gehofft, es ſollte als garſtiger Miſtkäfer auf und davon und den Mägden an den Kopf fliegen. Na, nun weiß Er es, Herr Inſpector, und jetzt will ich nach meinem armen Kinde ſehen, denn das gehört nicht in die Teufelsbande, darauf möchte ich ſchwören, und ich werde auch ſchon dahinter

kommen. Sehe Er, Herr Paul, wenn man einen Menschen im Schlaf sieht, weiß man, wie's um ihn steht, da läßt der liebe Herr Gott durch seinen Engel ein Siegel auf die Stirn prägen, und wo das so rein aufgedrückt ist, da ist kein Arg und keine Sünde. Und das Siegel hat das Kind, denn im Schlafe verstellt sich Keiner, da tritt die Seele auf die Stirn und das Herz um die Mundwinkel. Die ist rein, wie frisch gefallener Schnee, und unschuldig, wie eine Blumenknospe, die sich noch nicht aufschloß im Sonnenlicht. Und das kann Er mir glauben, Herr Paul, mir der alten Dore."

Dabei stand sie auf und trippelte zur Thüre hinaus.

Paul kam nicht recht zum Nachdenken, denn er hatte zu thun mit der Contribution, die er den Bauern abnehmen und auf das Amt abliefern lassen mußte. Aber das ging diesmal so glatt und ohne Widerrede, wie noch niemals. Der Schulze hatte Alles bis auf's Korn zusammengebracht und ging an dem Morgen dem Inspector, so viel er konnte, aus dem Wege. Dazu hatte die Ankunft der Fremden beigetragen, die im Dorfe schnell genug bekannt

geworden war, und über die man gleich am vergangenen Abend die Köpfe zusammensteckte. Einer der Pfiffigen hatte hingeworfen, es sei wohl ein preußischer Spion unter den Leuten, und wenn sie sich widerspenstig zeigten, würde ihnen Einquartierung über den Hals geschickt. Die Nachricht, daß der Kurfürst mit seiner ganzen Umgebung nach Polen abgegangen sei, hatte die Furcht noch größer gemacht, und mit dem Inspector sei Nichts aufzustellen, hatte der Schulze gesagt, das wisse er, der doch sonst Manchem in die Karten gesehen hätte. Aber seine Stunde würde auch noch kommen.

So war Paul fertig, ehe er es dachte, aber ihm war wunderbar zu Muth. Von der Gesellschaft, die eben schon anfing laut zu werden, hielt ihn, er wußte nicht was, zurück, und ein Blick auf den Bagagewagen, der noch im Thorwege stand, hatte ihm die Ueberzeugung gegeben, daß die alte Dore den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, und daß er eine Gesellschaft sogenannter Puppenspieler im Schlosse beherberge. Die Leute hatten große Kisten heruntergehoben, und als eine davon, die sehr eilig gepackt sein mochte, aufsprang, lagen wirklich bunte zusammen-

geflickte Kostümesachen und große hölzerne Marionetten darin, und die langen Stangen mit Leinwand umrollt, die hinten aus den Wagen vorstanden, sahen aus wie Decorationen, wie er sie auf der Leipziger Messe bei umziehenden Gauklern und Puppenspielern gesehen hatte. Nur in dem Monsieur Demidi, der doch sicher das Haupt und der Herr der Gesellschaft war, konnte er sich nicht finden. Er hatte so durchaus die Sicherheit und die Manieren des vornehmen Mannes, trotz der vielen Brillantringe und Busennadeln, die er trug und die sicher unecht waren, trotz des etwas auffallenden Aufputzes seines olivengrünen Sammetrockes, trotz des unheimlich schlauen, etwas gemeinen Ausdrucks seiner verlebten Züge. Wie das Kind zu ihm passe, konnte er sich vollends nicht zusammenreimen, denn es hatte nicht Dore's schnell geweckter Vorliebe bedurft, um ihm für die eigenthümliche Erscheinung des kaum erwachsenen Mädchens Theilnahme einzuflößen. Er sonderte sie so scharf in seiner Empfindung von den Andern, daß ihm diese doppelt widerwärtig erschienen. In dieser Stimmung sehnte er sich danach allein zu sein, und wie er von früher Jugend in der Natur, in Wald und Forst ge-

lebt hatte, wie ihm ſeine einfachen Streifzüge durch das unwegſame Jagdrevier immer Ruhe und Sammlung in allen Lagen des Lebens gebracht hatten, ſo ging er auch heute, die Flinte um die Schulter, um im beſchneiten Walde ſeinen Gedanken nachzuhängen, und ſeiner halb verſtimmten, halb ſeltſam aufgeregten Empfindungen Herr zu werden. Mit der Einſamkeit ſollte es heute Nichts werden, denn eben wollte er über den Schloßhof ſchreiten, als Demidi das Fenſter aufriß und ihn bat, einen Augenblick zu verweilen. Paul war verdrießlich; aber was ſollte er thun? Er lehnte wartend an dem Thorpfeiler und legte die Hand auf den Kopf ſeines treuen Bare, der ihn erſtaunt anſah, als wolle er fragen, was ſo plötzlich ſeinen Schritt gehemmt hätte. Dabei ſtreifte das Auge des jungen Mannes die Fenſterreihe des oberen Stockwerks, deren Laden zum erſtenmal, ſeit er das Schloß bewohnte, geöffnet waren. Aber es ſah wüſt aus um die Fenſter, die kahl, ohne Vorhänge — es waren die Hinterzimmer, die auf den Hof gingen — trübe und zum Theil mit gebrochenen Scheiben herabſchauten. Nur ein Fenſter, ſpiegelklar, ließ weiße Vorhänge durchſchimmern, und dies eine Fenſter war

das von Dore's Zimmerchen, und hinter diesen [illegible]hängen schaute ein schwarzer Lockenkopf hernieder, und er fühlte es, die dunklen Augen des Kindes waren auf ihn gerichtet. „Wird sie mich noch für ein Gespenst halten?“ dachte Paul, aber er wagte nicht zu grüßen, aus Furcht, mit dem Gruß die Erscheinung zu verscheuchen, und verstohlen, als bemerke er sie nicht, ließ er den Blick über das Fenster gleiten.

Demidi ließ nicht lange auf sich warten, und nicht wenig erstaunte Paul, als er ihn in elegantem grünen, goldgeschnürten Jagdrock, mit hohen Stiefeln und einer sehr zierlichen Jagdbüchse über die Schultern auf sich zuschreiten sah.

„Sie gehen auf die Jagd, Herr Lange,“ sagte er, „und werden Nichts dawider haben, wenn ich Sie begleite.“ Damit schritt er, ohne auf eine Antwort zu warten, weiter, und Paul blieb Nichts übrig, als sich in die ungebetene Gesellschaft zu finden.

Demidi war zu kluger Weltmann, um nicht auf den ersten Blick zu fühlen, wie seine Gesellschaft dem jungen Inspector eigentlich nicht gelegen kam, aber er hatte auch Lebensgewandtheit genug, um schnell zu streben, diese ungünstige Empfindung zu ver-

ſcheuchen. Erſt gingen ſie ſchweigend neben einander her, den nicht ganz durchgefrorenen und mit leichtem Schnee bedeckten Weg entlang. Paul ſchritt wacker und ſchnell zu, aber er bemerkte bald, daß ſein Begleiter, lächelnd über die Abſicht, ihn hinter ſich zurückzulaſſen, ihm als Fußgänger Nichts nachgab. So kamen ſie in den Wald, und der Boden unter den Füßen wurde feſter. An den Eichen hing noch hie und da das gelbe Laub von den weiß beſchneiten Aeſten herab, die jungen Tannen hatten auf jede ihrer grünen Spitzen ein weißes Häubchen geſetzt, die Sonne ſchien klar durch die Zweige, von denen der Schnee ſchmelzend niedertropfte. Die Natur hat etwas Läuterndes für jede Menſchenſeele, und wer in der klaren Gottesſonne auf einſamem Pfade dahinſchreitet, von dem ſtreift ſich alles Gekünſtelte und Geſchriebene ab, und wem der Wald ſeine Taufe auf's Haupt ſchüttelt, der badet das Herz rein in dieſem Thau. Dem jungen Manne, als er ſich umſah, erſchien der Begleiter ein ganz Anderer als geſtern Abend. Es lag etwas Klares über dem ſonſt ſo unheimlich verſchmitzten Geſicht, und faſt wollte es Paul vorkommen, als zöge ſich ein wehmüthiger

Ausdruck über die früher so sicher lächelnden Züge. Eine Aehnlichkeit mit der Tochter trat dadurch hervor, die dem jungen Mann bis dahin nicht aufgefallen war, und die ihm den Gefährten so viel näher rückte, daß er versuchte, sein bis dahin fast mürrisches Schweigen zu brechen.

„Ich hoffe," sagte er, „Sie haben es nicht zu unangenehm empfunden, daß Sie fast unerwartet eintrafen, und wo Sie Wünsche haben für Ihre Bequemlichkeit, für die der andern Gesellschaft, bitte ich es mir auszusprechen."

„Alles gut, Alles vortrefflich, mein lieber Herr Lange!" rief Demidi, aufschreckend aus einer Zerstreutheit, in der er Wege und Bäume aufmerksam betrachtet und die frische Waldluft mit vollen Zügen geathmet hatte.

„Die Andeutungen des Herrn Grafen, abgesehen, daß sie so spät kamen, über den zu erwartenden Besuch waren so unbestimmt," fuhr Paul fort.

„In der Eile des Aufbruchs, fast im Reisewagen nach Warschau geschrieben, mein lieber Inspector," fiel ihm Demidi in's Wort, „aber Sie mahnen mich mit Recht, daß ich Ihnen Erläuterungen, Aufschlüsse

ſchuldig bin. Laſſen wir denn unſere Gewehre heute in Ruh und plaudern auf dem ſonnigen Spaziergang, und ehe ich auf Genaueres eingehe, will ich Ihnen erſt meine Lebensphiloſophie auseinanderſetzen. Ich weiß, daß Sie in Halle dem gelehrten Magiſter Cruſius durch ſein Collegium gelaufen ſind; was Sie da hörten, war trockene Cathederweisheit, bei mir aber erhalten Sie aus dem nicht immer ſüßen, nicht immer klaren, aber wahrhaftigen Born des Lebens geſchöpften Trank. Mir iſt Vieles geſcheitert im Leben, aber das gehört nicht hierher. Ich habe mich fern der Heimath, denn ich bin Deutſcher, trotz meines halb franzöſiſchen, halb welſchen Namens, in aller Herren Länder umgetrieben, und zählen Sie mich immerhin zu der Klaſſe von Menſchen, die man gemeiniglich Glücksritter nennt, vielleicht weil ſie immer dem Glück nachreiten und es niemals einholen. Ich werde Ihnen ſagen, weßhalb ſie es nicht erreichen — weil es kein Glück giebt auf der Welt. Was iſt Glück? Das Phantom in tauſend Geſtalten, dem alle Welt nachjagt und das kein Menſch erreicht, und das, ſelbſt wenn man es glaubt zu halten, wie Schaum verrinnt, oder ſein gleißendes Flittergewand

abſtreift und grinſend und höhnend im zerlumpten Bettlerkleid der Noth oder Sorge, der Reue oder Verzweiflung daſteht. Das brennend Erſehnte erhalten, heißt es zugleich verlieren, denn es giebt uns nicht, was wir von ihm erwarteten, oder es giebt noch Etwas dazu, wodurch das Andere eine Qual wird, ſtatt eines Genuſſes. Aber ich will nicht ungerecht ſein, eines giebt es, das iſt nicht Glück, aber das iſt eine Quelle, aus der wir das Glück trinken können, das jedoch können wir nicht erjagen, das ſchenkt Gott den Auserwählten, ohne daß ſie es ſuchen — die Liebe. Ich habe dies Glück genoſſen, kurz, flüchtig, aber im vollſten Sonnenglanz, wie ich es nicht verdiente. Fern in Welſchland habe ich ein liebliches Weib mein genannt, und einige Jahre ſeligſter Ehe gelebt. Gott nahm die Reine von mir, und ließ mir Nichts als ihr Abbild, mein Kind."

Er war ernſt geworden, feierlich, und plötzlich verſtummte er und fuhr dann lachend fort: „Aber wohin verirre ich mich in meiner Lebensphiloſophie und wie gehört das hierher? Nehmen Sie alles an, und Sie können es mir glauben, daß es kein Glück giebt. Es iſt aber nur ein Mittel gegen die immer

wieder uns täuschenden Lockungen dieses Phantoms und das ist Genügsamkeit, das ist die Fähigkeit, das Wenige, was das Schicksal uns wie ein Almosen zuwirft, auszunutzen, und die Kupfermünze des Alltäglichen auszugeben, als wäre es das Gold des Bevorzugten. Wer das Ganze nicht haben kann, muß sich mit dem Halben begnügen, und wenn auch zwei Hälften, wie es wohl den Anschein gewinnen möchte, noch lange kein Ganzes geben, so haben sie doch den Schein eines Ganzen, und der halb gefüllte Becher, wenn er auch unsern Durst nicht stillt wie der volle, schützt uns doch wenigstens vor dem Verdursten. Damit verfehlen es die meisten Menschen. Nicht Alles gilt ihnen für Nichts, ich aber habe meine Lebenstheorie auf das Halbe gestellt und befinde mich ganz gut dabei. Sie sollen gleich sehen, wie ich diese Theorie verwerthete. Ich habe mich zum Director eines Marionettentheaters gemacht. Da haben Sie das Halbe nach allen Richtungen. Ich bin ein halb geduldeter unter den Cavalieren, den Spitzen der Gesellschaft, halb zugelassen sogar zur Exclusivität des Hofes, halb aufgenommen in der gelehrten Welt, halber Künstler, halb geduldet im schlichten Bürger-

hause, und halber Cumpan aller Vagabunden, die die Welt durchziehen. Zweifeln Sie da noch, daß ich das Leben kennen lernte, daß es mir jemals an Gesellschaft fehlte? Aber begnügen mit dem Halben, begnügen mußte ich mich. Nun giebt es eine Menge von Dingen in der Welt, die für ein Ganzes nicht ausreichen und die man deshalb als unnütz bei Seite wirft. Die eignete ich mir an. Ein Stück Sammet, das vom Purpurmantel eines Fürsten abfiel, der nicht reicht zur Weste eines vornehmen Mannes, es giebt noch einen vortrefflichen Hermelinreck für meinen König Salome. Kein Stückchen Tresse ist so kurz, kein Steff so knapp, kein Stein so unecht, so schief geschliffen, so verbogen gefaßt, den meine Marionetten nicht gebrauchen könnten. Kein Brettchen, das dem Tischler von der Hobelbank fiel, kein Stückchen Tapete, das man in den Kehricht warf, kein Splitter Blech, den der Weißschmied unter den Tisch schleuderte, kein Blei, das abschmelz, kein Wachs, das von der Kerze treff, das ich nicht hätte verwenden können. So baute ich mir eine kleine Welt aus Resten, aus Flicken, aus Unzureichendem. Und nun meine Gesellschaft, die Menschen, die Sie gestern sahen —

alle Halbe. Da ist meine Gräfin. Sie war hübsch ihrer Zeit und Kammermädchen in einem vornehmen Hause. Ein entfernter Verwandter ihrer Herrschaft, ein armer Teufel, aber mit reichem Namen, konnte ihren Reizen nicht widerstehen, entführte sie, ließ sich mit ihr, sei es vom Priester, sei es von einem verkleideten Spatzvogel copuliren, und so war sie eine vornehme Dame, so lange der Geldbeutel des Gatten reichte. Das war nicht sehr lange, die Familie kam dahinter und geschieden wurden die beiden in aller Form, als wenn sie auch in aller Form zusammengegeben gewesen wären. Was war sie nun in der Welt? Halb Kammermädchen, halb Gräfin. Keine Bezeichnung, nicht ihre Bildung, nicht Talent, und zu ihrem Ruhme sei es gesagt, auch nicht ihr Leichtsinn reichte aus, die Blöße ihrer Stellung in der Welt zu bedecken. Das war mein Fall. Sie versteht Kostüm genug, um meine Marionetten vortrefflich auszustaffiren, und die Nadel führt sie dabei wie ein Kammermädchen. Sie zieht die Drähte meiner Königinnen, meiner Staatsdamen, und die spreizen sich mit einer Grandezza, die Nichts zu wünschen läßt. Da ist ferner die Primadonna. Sie

wollte zum Theater, aber sei es, daß eine Malice des Kapellmeisters Hasse, sei es, daß eine eifersüchtige Intrigue der schönen Faustina sie nicht aufkommen lassen wollte, sie wurde hingehalten und aufgeschoben, bis die Stimme fort war, von der Uebelwollende behaupten, sie sei niemals dagewesen. Wer so hängen bleibt, zwischen dem Himmel des Theaters und der Erde hausbackener bürgerlicher Stellung, ist übel dran, nirgend mehr heimisch und wie auf einem sinkenden Boot, dessen Brücke abgebrochen. Ich konnte die Dame verwerthen. Für meine Marionetten reichte die Stimme vollkommen. Ich habe auch Tänzer gehabt, die das Bein gebrochen hatten, Maler, denen das Chiragra die Hände verrenkte. Die habe ich aber im Spital untergebracht. Sie haben den Major gesehen. Von seinem Kriegsruhm spricht kein Mensch als er selbst, und seine Bravour gegen die Schweden hat ihm weder Orden noch Pensionsberechtigung eingetragen. Auch zu seiner Charge hat er sich selbst avancirt. Frühere Kameraden kannten einen Lieutenant, der ihm sehr ähnlich sah, den er aber für einen entfernten Vetter ausgiebt, und von dem man nicht gern redet, weil man ihn bei einer Affaire vor dem Feinde

vermißte und in einem Graben am Wege wiederfand. Als er zu uns kam, war er Hauptmann, und jetzt ist er zum Major avancirt, nach seinem Patent habe ich ihn aber nicht gefragt. Der exercirt nun meine Marionetten so vortrefflich und sein Muth reicht für die Land- und Seetreffen meiner Puppen vollkommen aus. Sein Kamerad, der Bankier, war ein armer Teufel von Handlungscommis, der eine unvermuthete Erbschaft machte. Damit lockte man ihn nun in die Compagnieschaft eines Banquierhauses, in dem er auch für acht Tage den Nabob spielte. Aber das Geschäft war zu Grunde gerichtet, ehe er hineintrat, und seine Erbschaft diente nur dazu, der Gattin seines Compagnons das Eingebrachte zu erstatten. Er wurde ausgepfändet bis auf das Letzte und sitzt jetzt bei mir an der Kasse, sortirt die falschen Groschen von den echten, rollt das Geld ein und führt die Bücher der Marionetten nicht schlechter als irgend ein Anderer. Der Dichter endlich ist eine wahre Perle für mein Unternehmen. Er soll früher einen ganzen Stoß Dramen für die Bühne geschrieben haben, aber ich fürchte, sie hätten keine große Gnade vor den kritischen Augen des gelahrten Professor Gottsched

und seiner geistreichen Clique gefunden, selbst wenn sie die wackere, unverdrossene Theaterprincipalin Caroline Neuberin zur Darstellung gebracht hätte, wovor sie sich aber wohlweislich hütete, da sie ohnehin schon oft genug bankerott wurde. Der schneidet mir nun meine Stücke, und stellt mir die Reden für meine Puppen, wie ich sie ihm angebe, in so holprigen, gespreizten, klappernden und in den Himmel greifenden Versen zurecht, daß sie zu der hölzernen Action meiner Künstler nicht passender gedacht werden könnten. Er meint es so ernst, er hofft noch auf einen andern Lorbeer, als den ihm das Kasperle mit der Pritsche zuschiebt, aber mein Publikum lacht so herzhaft und das klingt so harmlos dumm, so absichtslos albern, daß ich schon manche ganze Wahrheit den Leuten vorgeworfen habe, die sie fühlten und doch nicht übelnehmen durften, denn eine Holzpuppe ist inoffensiv, und die bittere Grobheit, über die man lachen muß, ist wie ein Pfeil, der sich im Fluge dreht und, statt mit der Spitze zu verwunden, mit der Federschwinge der Rückseite kitzelt. Aber da habe ich doch von etwas Ganzem gesprochen, das ich gebe. Von der Wahrheit nämlich. Damit verhält es sich aber so, daß es keine halbe

Wahrheit giebt, denn halbe Wahrheit iſt ganze Lüge.“

Paul hatte ſchweigend, aber mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zugehört, und langſam während der langen und offenherzigen Auseinanderſetzung, waren die Beiden nebeneinander hingeſchritten. Sie achteten es nicht, daß feuchter Sturm durch die Wipfel der Bäume zu rütteln anfing, um die kreiſchend die Rabenſchwärme zogen, daß dicke Wolken über die Sonne jagten und ſich in leiſen Schneeflocken löſten. Demidi mahnte zuerſt zum Heimgang, den ſie mit beſchleunigten Schritten antraten. Vor Pauls Gedanken klang die Theorie des Begleiters halb Zutrauen erweckend, halb unheimlich nach. Er fühlte es, daß jener, ſeiner Theorie conſequent, ihm doch nur halbes Vertrauen geſchenkt und nur das enthüllt hatte, was er nicht zu verbergen vermochte. Er ahnete, daß dies Leben durch Stürme gegangen ſein mußte, wahrſcheinlich ſogar auf unlauterem Pfade, ehe es zu dieſer reſignirten Philoſophie gelangte. Es drängte ihn, den Moment der Offenherzigkeit zu weiteren Fragen zu benutzen, und doch ſcheute er ſich den Schleier von den Dingen zu reißen, die ſeine un-

behagliche Ahnung bestätigen mußten. Weshalb? Was ging ihn der Mann an, an seiner Seite? Aber er dachte an das Kind, an Dore's Schützling und es that ihm weh, daß auch sie in das Knäuel dieser verwirrten Lebensfäden verwickelt sein mußte. Sie hatten noch nicht das Ende des Waldes erreicht, als er still stand, und überzeugt, daß das fahle Halbdunkel, dem der klare Sonnenschein gewichen war, die verlegene Röthe seiner Wangen verbergen müsse, faßte er sich ein Herz und warf leicht hin:

„Ihre Theorie, Herr Demdi, scheint mir nur für gescheiterte Lebensstellungen zu passen, vergeben Sie den Ausdruck, und Ihrer Gesellschaft mag sie vortrefflich zu Statten kommen. Ich möchte sie aber nicht einem beginnenden Leben als Mitgift für den Schritt in die Welt mitgeben, und Sie haben eine Tochter."

„Ach das Kind!" rief jener und lachte gezwungen. „Wenn meine Theorie richtig ist, paßt sie für alle Welt, oder soll ich mit ihr erst warten, bis das Kind auch scheitere in den Stürmen, denen wir Alle nicht widerstehen konnten? Vorläufig habe ich dem Kinde einen halben Namen gegeben, denn Ninina ist das

Diminutivum der letzten Hälfte faſt aller Frauennamen. Dann hat ihr Gott nur halbe Fähigkeiten verliehen, und alle liegen noch im Schlummer. So träumt und ſpielt ſie ihre Tage hin, und während ich die Halbheit der Andern für meine Zwecke zu benutzen ſuche, ſoll ihre Halbheit ſich wenigſtens behag'lich und ſorglos ſchaukeln und wiegen auf den Wellen meiner väterlichen Liebe."

Er brach kurz ab, und da ſie grade auf der Brücke zum Schloß angekommen waren, ſchritt er mit leichtem Gruß dem Thore zu und ſtieg, ohne ſich weiter umzuſehen, die Treppe hinauf.

Paul ſah ihm lange nach. „Eins wenigſtens habe ich auf dieſem Spaziergange gelernt," ſagte er vor ſich hin, als er die Flinte wieder an die Wand hing, „und das iſt den Rehbock werth, der mir entging, daß man etwas Ganzes werden muß in der Welt, und ſei es das Untergeordnetſte, wenn das Schickſal das Höhere nicht beſtimmte und Gott nur ſchwache Kräfte ertheilte. Ich will ein ganzer Mann werden und auf meine Zukunft denken. Es iſt Nichts mit dem behaglichen Unterkommen hier, das morgen aufhören kann und mich dann auf denſelben Punkt

ſtellt, auf dem ich vor einem Jahre anfing. Mich ſoll der ſogenannte Monſieur Demidi nicht bekommen zum Karrenſchieber ſeiner Puppencomödie."

Er pfiff wieder ſein heiteres Lied und dachte zum erſtenmal ernſtlich an ſeine Zukunft. Da ſtörte ihn Lärm und ſchallendes Gelächter auf dem Schloßhofe. Schnell war er dort und fand die Knechte, die er angeſtellt hatte, Holz klein zu machen, mit einem der Diener der Fremden, der ſich mit allerlei Lumpen vermummt und aufgeputzt hatte, in lautem Streit. Axt und Säge ruhten, und die Knechte jagten ſich mit dem Fremden um den Sägebock, ihm von dem klein gemachten Holz nachſchleudernd, während die Mägde kreiſchend ſich in der Thür der Waſchküche zuſammengedrängt hatten. Paul rief die Knechte kurz, aber ſtreng bei Namen und gleich ſtand jeder wieder bei ſeiner Arbeit, während die Mägde ſich ſcheu hinter dem Thürpfoſten verſteckten. „Schämt Euch," ſagte der Inſpector, „jede Arbeit iſt ernſt, und ein ordentlicher Kerl läßt ſich dabei nicht durch Narrenspoſſen ſtören. Wenn Ihr noch einmal, wie geſtern, Abends über 10 Uhr auf ſeid und unnütz Holz und Kiehn verbrennt, um Morgens nicht pünktlich

am Platze oder überwacht zu ſein, werde ich Euch zu Bett leuchten. Lohn und Brod muß man ſich redlich verdienen, ſonſt ſchmeckt's nicht; Faulenzer und Tagediebe dulde ich nicht, und wollt Ihr Poſſenreißer werden, mögt Ihr auf die Märkte ziehen." Die Knechte arbeiteten mit vermehrtem Eifer, und Paul blieb ſtehen, um ihnen zuzuſehen. Der Fremde machte erſt ein verlegen grinſendes Geſicht, dann nahm er leiſe ein Stück Lumpen nach dem andern ab und trat zu den Arbeitenden heran. Er blickte ſtill auf ihre Beſchäftigung, und als ihn keiner zu beachten ſchien, wandte er ſich an Paul: „Erlauben der Herr Inſpector, daß ich den Leuten helfe?" „Nicht gern," ſagte Paul, „denn wer in meine Arbeit tritt, muß ſich unbedingt meinen Befehlen fügen, und anfangen und wieder davonlaufen, das dulde ich nicht. Zu alledem wird Er ſich nicht ſchicken wollen!" „Verſuche es einmal der Herr Inſpector," ſagte der Fremde und warf den Rock ab. Er holte noch einen Sägebock aus dem Schuppen, ſchärfte eine alte Säge, die als halb unbrauchbar im Winkel lag, mit einer Feile, die an ſeinem Taſchenmeſſer war, und befeſtigte einen ſchweren Holzklotz an dem einen Griff der

Säge. „Was wird der Kerl allein anfangen?“ murmelten die Knechte und schielten mißtrauisch hinüber. Aber es ging, der Fremde schaffte allein mit seinem einfachen Hülfsmittel, was dort zwei zu Stande brachten, und als Paul, der ihm wohlgefällig zugesehen hatte, sich zum Fortgehen anschickte, trat der Mensch zu ihm und bat höflich um einen Augenblick Gehör. Paul beschied ihn in sein Zimmer und schritt voran.

„Der Herr Inspector,“ sagte der Fremde, als sie allein waren, „hat vergangene Woche einen Knecht von den Pferden fortgeschickt, und da wollte ich fragen, ob Er mich annehmen will?“

„Er ist im Dienst bei den Leuten da oben,“ erwiderte Paul.

„Hat Nichts auf sich, Herr Inspector,“ war die Antwort, „da laufen wir ab und zu, wie es uns gefällt, stehen auf halbem Lohn, und jetzt, wo ich ihnen überflüssig bin, sind sie ohnedem froh, mich los zu werden.“

„Wie heißt Er?“ fragte Paul.

„Joseph!“ antwortete Jener. „Die Leute da oben nennen mich Sep, aber ich kann den verwünschten

halben Namen nicht mehr hören und möcht' wieder heißen, wie ich christlich getauft bin."

„Wie ist Er in den Dienst gekommen, Joseph?" fuhr der Inspector fort.

Jener sah verlegen vor sich nieder, endlich faßte er sich zusammen und antwortete: „Hatte mir in der Trunkenheit den Zeigefinger von der linken Hand abgehauen, um nicht unter die Soldaten gesteckt zu werden, und lief dann bettelnd mit der verbundenen Hand umher. Gleich hatte mich der Herr Demidi fort und sagte, zum Dienste bei ihm brauche es nur einer Hand. Die Linke ist aber wieder ganz im Stande, und der Herr Inspector haben gesehen, daß ich damit arbeiten kann, wie ein Anderer."

„Joseph," sagte Paul, „das kommt Ihm so in den Sinn, um einmal eine Abwechselung zu haben. Aber ich kann ihn nicht gebrauchen. Wer sich einmal an liederlich Leben gewöhnt hat, wem es lieber ist, daß die Leute über ihn lachen als ihn äftimiren, der taugt nicht wieder zu ernster Arbeit, die auch zuweilen ihre Last hat, und am wenigsten beim Vieh, wo man mit ganzer Seele und mit allen Gedanken dabei sein muß, wenn es gedeihen soll."

„Das wäre schlimm," rief Joseph eifrig. „Probiere es der Herr Inspector ohne Lohn nur für die Kost, auf vier Wochen. Conträr, ich habe das Umherliegen, das Hungern sechs Tage und Schlemmen am siebenten, das Faulenzen wochenlang und dann die Nächte durch arbeiten und nicht ins Bett kommen, herzlich satt, und wenn die Andern arbeiten, weil sie müssen, thue ich es wie eine Erlösung. Weiß recht gut, daß ich mir das Renommé als ordentlicher Kerl erst wieder verdienen muß, aber es wird schon gehen. Will's der Herr Inspector nicht übernehmen, mir dazu zu verhelfen?"

Paul dachte seines eigenen Entschlusses vor einer Stunde, und es reizte ihn, dem Princip seines schlauen Jagdgefährten sofort einen Sieg abzugewinnen; er besann sich eine Weile, während der Joseph halb bittend, halb ängstlich gespannt das Auge auf ihn heftete, dann trat er an das Pult, nahm einen Gulden heraus und reichte ihn dem Harrenden.

„Da ist sein Miethsgeld," sagte er, „von Stunde an ist Er mein Knecht und bekommt seinen Lohn wie die Andern. Ich will nichts Halbes, und geschenkten Diensten kann ich nicht auf die Finger sehen."

Er entzog ſich dem Dank, indem er den neuangenommenen Knecht ſofort mit in den Pferdeſtall nahm und ihn in ſeine Pflichten einſetzte. Dann ging er zu den andern Knechten und ſagte ihnen kurz, wie ſie ſich zu dem neuen Kameraden zu verhalten hätten, und that, als wenn er ihre erſtaunten und faſt mißbilligenden Blicke nicht bemerke. Dann, ganz zufrieden mit ſeinem Morgen, zog er ſich um, um das Mittagbrod mit den Gäſten des Schloſſes zu theilen. Wir verſchweigen nicht, daß er jedesmal, wenn er über den Hof ſchritt, faſt unabſichtlich den Blick zu Jungfer Dore's Fenſter erhob, und immer die ſchwarzen Locken zwiſchen den weißen Vorhängen ſchimmern ſah. Er hätte am liebſten einmal wieder bei der alten Freundin vorgeſprochen, aber ihr Verbot und eine gewiſſe Verlegenheit, der Fremden dort zu begegnen, hielt ihn zurück.

Jungfer Dore hatte ſich indeſſen, wenn ſie auch von Zeit zu Zeit ging, nach ihrer Wirthſchaft zu ſehen, und immer kopfſchüttelnd überlegte, wie ihr die unerwarteten Gäſte in ihre ſo ſparſam und wohlverwahrten Vorräthe eingreifen würden, doch faſt den ganzen Morgen mit ihrem Schützling beſchäftigt. Das junge Mädchen hatte kaum die Augen aufgeſchlagen und ſich

mit den verwunderten dunklen Blicken in dem behaglichen Zimmerchen umgesehen, als die Alte auch schon an ihrer Seite war, um ihm beim Ankleiden behülflich zu sein. Die Reisekleider waren noch feucht, aber über alle die andern Anzüge, die sie aus dem kleinen Köfferchen zog, schüttelte die Alte unwillig den Kopf. „Mein Gott," sagte sie, „was ist denn das Alles für Plunder? Kein einziges Stück ordentlich lang genug und von einem Stoff und Muster. Die Spinnenweben kann doch kein Mensch anziehen, wenn's draußen schneit und friert, darin müßte man um Johannis Zähneklappern bekommen, geschweige denn um Weihnachten. Und was sitzen denn da alles für Tressen und Flitter und Fransen dran, wie um ein Puppenkleid? damit kann doch kein ehrsames Frauenzimmer sich sehen lassen?"

Die Kleine lächelte: „Das hat mir die Gräfin so zusammengestellt aus allen den Resten, die Papa in den Leipziger Meßbuden zusammenkaufte, denn er nimmt nun einmal kein ganzes Stück. Er könne das Ganze nicht leiden, meint er, das wäre für die Dummen, die mit den Resten Nichts anzufangen wüßten."

„Die Gräfin!“ rief Dore mit verächtlichem Ton. „Schöne Gräfin das, und Du armer Wurm haſt eben keine Mutter, die für Dich ſorgt.“

„Mama iſt todt, ſchon lange, lange, ich habe ſie gar nicht gekannt,“ ſagte das Kind, „aber Papa hat ein Bild von ihr, das iſt ſo ſchön, und das ſollſt Du ſehen, Dore.“

Dore ſah ſie mitleidig an. „So lange Du hier biſt, werde ich für Dich ſorgen, und das ſoll gleich anfangen. Die ganze Garderobe meiner ſeligen Frau Gräfin habe ich geerbt, und was ſollte ich arme Perſon mit den ſeidenen Stoffkleidern anfangen? Aus den dunklen habe ich mir wohl eine Jacke fertigen laſſen für den Kirchgang, oder ein Halstüchlein herausgeſchnitten für mich oder meiner Schweſter Kinder in Altenbaun, aber die bunten und hellen ſind noch unverſehrt, und da iſt noch manches prächtige Stück drunter für Dich, und die will ich alle herholen.“ Sie ging in ihre Kammer und öffnete die ſchweren Koffer, ſchleppte Kleider und Tücher und Bänder herbei und breitete Alles aus vor der Kleinen, die ſpielend und jubelnd, wie ein Kind, dazwiſchen wühlte und dies und das, wie zum Scherz, anlegte, umhing

und probirte. Aber da fuhr die Alte scheltend dazwischen. „Willst Du wohl die Possen lassen," rief sie, „mit dem Kram, das habe ich Alles noch von meiner seligen Herrschaft, und habe es heilig gehalten und in Ehren bis zu dieser Stunde. Schickt sich auch gar nicht, mit dergleichen Dingen Spiel zu treiben; denn Brod und Kleider soll man säuberlich achten und nicht ruchlos damit umgehen. Was Du brauchen kannst, sollst Du haben, aber das versprichst Du mir auch zu Rath zu halten und sittsam zu tragen, wie sich's gehört und gebührt. Kannst Du es Dir selbst zurechtstellen mit Nadel und Scheere, daß es paßt und ordentlich sitzt, wie es muß bei einer ehrbaren Jungfrau?"

„Ich?" sagte lachend die Kleine, „ich kann Nichts, gar Nichts. Da müssen wir die Gräfin —"

„Die," rief die Alte, „die soll mir nun schon gar nicht dazwischen kommen mit ihren unlauteren Händen, da packte ich ja lieber meinen ganzen Kram wieder zusammen. Was Du nicht selbst zurechtnähen kannst, bekommst Du gar nicht."

Die Kleine warf einen wehmüthigen Blick auf alle die Herrlichkeiten, auf die sie die Hoffnung aufgeben mußte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Nun, nun," rief Dore, der ſchnell das Herz weich geworden war, „das ſoll ſchon gehen, ich werde Dir helfen," und ſie nahm einen buntgeblümten Rock, der dem Kinde beſonders zu gefallen ſchien, maß ihn, ſchlug einen breiten Saum um, holte Nadel und Faden und unterwies die Kleine, wie ſie ſich damit zu behelfen hätte. Die paßte gehorſam auf und zeigte den beſten Willen, aber ſo ſchnell wollte es nicht glücken. Dore ſchalt, riß ihr zehnmal die Arbeit aus der Hand, trennte auf, ließ von vorn wieder anfangen; die Kleine lachte einmal, dann brach ſie verzweifelt in Thränen aus, ſchalt Dore grauſam und tyranniſch, und wenn die dann wieder gut war, fiel ſie ihr um den Hals und ſtreichelte ſie, und Arbeit und Unterweiſung fing immer wieder von Neuem an. So kam das Werk doch nothdürftig zu Stande, und als es beſſer ging, fand das junge Mädchen ſelbſt Freude daran und machte immer ſauberere Stiche und zeigte alle Augenblicke der Alten ihre Arbeit, um ſich loben zu laſſen. So verging der Morgen, der Rock war umgenähet, und zwiſchendurch hatten ſie doch Allerlei geplaudert. Dore wußte nun, daß ihr Schützling erſt in Italien gelebt hatte, denn die Mutter war eine Italienerin;

dann hatte der Vater, nach dem Tode der Mutter, sie in der Schweiz bei guten Leuten in Kost und Erziehung gegeben, aber da hatte sie Nichts gelernt, als etwas Französisch sprechen, und wäre immer gehalten wie ein vornehmes Fräulein, das Nichts selbst zu thun brauche, und vom Vater wäre immer von Zeit zu Zeit, wenn auch unregelmäßig, Geld angekommen. Vor vier Jahren, sie sei eben zwölf Jahr alt gewesen, hatte dann der Vater sie abgeholt, und seitdem sei sie nun immer bei ihm in Dresden geblieben, und nur wenn er andere deutsche Städte, als Leipzig und Frankfurt an der Oder, zur Meßzeit mit seiner Gesellschaft bereiste, sei sie mit einer alten Dienerin in Dresden zurückgeblieben. Die Alte sei im vergangenen Winter gestorben. Von der Gesellschaft hatte der Vater sie meist fern gehalten, aber alle seine Mußestunden mit ihr tändelnd und scherzend verbracht. Jetzt hatte der Krieg und die schlechten Geschäfte sie aus Dresden fortgetrieben. Um die Vorstellungen, die der Vater leitete, hätte sie sich niemals bekümmert, höchstens einmal mit den bunten Puppen gespielt, und sie könnte nicht begreifen, wie so viele Leute immer hätten zusammenlaufen und Geld zahlen

können, um die Thorheiten anzusehen und über die Späße der Puppen zu lachen.

Alles das ließ sich Dore abgerissen und unzusammenhängend erzählen und athmete freier, als sie es ausgekundschaftet hatte, daß ihr Schützling niemals mit den lästerlichen Schaustellungen Etwas zu thun gehabt habe. Ohne daß die Alte es bemerkte, hatte die Kleine von Zeit zu Zeit, zwischen den Verhängen hindurch, aus dem Fenster gelugt, an dem sie saß; sie hatte den jungen Mann, der ihr gestern Abend wie ein geisterhafter Ritter erschien, sehr wohl wieder erkannt, aber sie wagte nicht, nach ihm zu fragen, so verlegen war sie noch über ihre Begegnung, und das Blut stieg ihr in die Wangen, wenn sie dachte, wie sie ihm in den Armen zusammengesunken sei. Heute erschien er ihr gar nicht mehr geisterhaft, und sie hatte ihn wohlgefällig beobachtet, als er mit seinem knappen Jagdrock so stattlich mit dem Vater über den Hof schritt, als er dann so männlich ernst zwischen die Knechte trat und mit einem Worte die Ordnung wiederherstellte.

Nun wurde der schöne geblümte Seidenrock angelegt und paßte vortrefflich zu Dore's höchster Genug-

thuung, darüber der Alten schwarz damastene Jacke mit Pelz besetzt, und über die Schultern ein Spitzentuch, Alles aus der seligen Frau Gräfin Nachlassenschaft. Die freien schwarzen Locken mochte Dore zwar wohl leiden, meinte aber doch, das ließe so ungebunden, und bei einer Jungfrau müßte Alles hübsch sittsam ausschauen. Sie holte also ein neu aufgesteckles Häubchen mit sauber gebrannten Stricken und heftete darum ein schönes rosa Band, so daß die breite Schleife recht stattlich mitten auf dem Kopfe prangte. Noch ein schmales Sammetbändchen um den Hals, breite Spitzenmanschetten in die Aermel, und der Anzug war fertig. Die Kleine lachte, als sie sich in dem Spiegel sah, aber Dore versicherte sie, das säße wie angegossen und kleide sie vortrefflich; und soweit hatte sie Recht, aus dem phantastisch aussehenden Kinde war plötzlich ein erwachsenes junges Mädchen geworden, anmuthig und reizend, nicht durch den ungewohnten Anzug, aber trotz desselben.

Die Gesellschaft hatte sich bereits im gemeinsamen Zimmer versammelt. Die Gräfin, im weiten Reifrock, mit sauber gepuderten Haaren, mit Schönpflästerchen auf den Wangen, die die Spuren der Jahre zu

verdecken ſtrebten, lehnte nachläſſig hingegoſſen in einer Sophaecke, und zwar in der rechten; denn ſie hielt darauf, daß von ihrem Range in der Geſellſchaft Nichts vergeben werde. Die Primadonna, phantaſtiſch in Shawls drapirt, kauerte auf einem kleinen Bänkchen vor dem Kamin. Ihr nicht mehr ganz ſauberes Kleid, von dünnem Seidenzeug, war kurz und mit einem Saum von Goldtreſſen beſetzt. Nicht ohne Prätenſion ſtreckte ſie einen kleinen Fuß, auf dem ein zierliches Pantöffelchen mit hohem rothen Abſatz hing, gegen das Feuer und ließ ihn im Schein der Flammen ſpielen. Weit ab am Fenſter ſtand träumend der Dichter und blickte ſchwärmeriſch in die Landſchaft. Demidi und der Banquier ſaßen am Toccadilletiſch und klapperten mit den Würfeln. Der Major ſtand ſteif militäriſch dabei.

„Monſieur Demidi," ſagte die Gräfin und tauchte die Fingerſpitzen in eine kleine mit Spaniol gefüllte Tombachdoſe, „mir gefällt es hier. Es iſt ein vornehmer alter Herrenſitz, aber langweilig, und meine Migräne meldet ſich ſchon."

„Ich werde Ihnen den allerdings ſchon etwas fadenſcheinig gewordenen Hofſtaat der Prinzeſſin Tur-

luli auspacken lassen und zur Ausbesserung zuschicken. Das wird Sie zerstreuen," erwiderte trocken Demidi.

„Mon dieu!" rief empört die Arme, „für wen denn soll sich hier das Gefolge Sr. Majestät von Surinam putzen? Hier rühre ich keine Nadel an, Demidi, darauf können Sie sich verlassen."

„Von Ihnen der Einwand, Gräfin?" sagte der schlaue Director galant. „Und Sie wissen es doch, daß die Etiquette nicht für das Auge der Welt allein ist, und daß man sich auch in der Einsamkeit standesmäßig kleidet."

Die Gräfin warf einen verächtlichen Blick auf die Primadonna, als sei dies Compliment für sie zugleich eine Anspielung für jene, zupfte die Falten ihres verschossenen Kleides zurecht und warf leicht hin: „Schicken Sie mir den allerdings sehr lumpig gewordenen Hofstaat, ich werde sehen, wie ich seine Blößen mit einigen neuen Flittern decke."

„Euch gefällt's hier, Gräfin?" rief die Primadonna, „mir gar nicht, und keine Nacht schlaf ich wieder in der Mäusefalle, in die mich der Impresario einquartieren ließ. Das Ungeziefer tanzte ordentlich auf meiner Bettdecke, und durch die Fenster zog es, daß

Alles pfiff und klirrte. Noch eine solche Nacht, und ich verliere meine Stimme.“

Die Gräfin sah sie spöttisch an, und die Herren lachten.

„Und langweilig zum Sterben,“ fuhr die Primadonna gähnend fort, „die Herren klappern mit ihren Würfeln, dem Major ist sein bischen Galanterie vollends eingefroren, und wo steckt denn Goldonini?“

„Er dichtet!“ sagte die Gräfin.

„Und wir haben Ferien,“ rief die andere Dame und stöberte in den Kohlen. „Dichter, kommen Sie her, machen Sie mir die Cour und lassen Sie ihren flügellahmen Pegasus auch einmal verschnaufen, sonst laufen Sie Gefahr, daß das arme Thier ganz crepirt.“

Der Dichter that, als höre er die Bemerkung nicht, und rührte sich nicht von der Stelle, aber die Primadonna ließ sich nicht abschrecken, streifte den Pantoffel vom Fuß und schleuderte ihn so geschickt gegen den Kopf des Zerstreuten, daß der Puder hoch aufflog.

„Eine Hennerin, ich verbitte mir das!“ rief er empört und wandte sich um, aber die Dame lachte ihm in's Gesicht. „Wer die Galanterie vergißt, muß

den Pantoffel fühlen," sagte sie. „Bringe Er den Pantoffel wieder her, Er soll ihn mir zum Lohn selbst über die Fußspitze stecken und mir zur Versöhnung die Hand küssen dürfen."

„Um den Preis sage ich Dir den Pantoffel ab, Dichter!" sagte der Banquier, der eben seine Partie geschlossen hatte. Der Dichter flüchtete mit seiner Beute hinter Tische und Stühle der kleine Mann mit der goldenen Brille hinter ihm her, die Gräfin hielt empört den Fächer vor das Gesicht. „Frieden!" rief der Major, als die Beiden handgemein wurden, und zog seinen Degen, die Primadonna schlug ein schallendes Gelächter auf, und Demidi stand ganz ruhig dabei, mit einem halb verächtlichen, halb spöttischen Lächeln um die Lippen.

In diesem Augenblick trat Paul herein, und die Scene änderte sich sofort. Die Kämpfenden ließen von einander ab, und die Primadonna nahm eine malerisch naive Stellung an. „Ah, der hübsche junge Mensch von gestern Abend," flüsterte sie der Gräfin zu, aber so laut, daß Paul es hören mußte. Er schien nicht darauf zu achten, sondern meldete höflich und ernst, daß das Mittagbrod eben aufgetragen

werde, und fragte verbindlich, wie die Gesellschaft mit den so eilig hergerichteten Zimmern zufrieden sei.

„O hier ist es charmant," rief die Primadonna, „aber mein Zimmer ist abscheulich. Weisen Sie mir ein anderes an, Inspettore, oder lassen Sie die Fenster dicht machen. Soll ich denn sterben, ehe ich vier und zwanzig Sommer erlebte, oder meine Stimme verlieren, die mein einziger Schatz ist, für die ich lebe, und der ich Familie, die ansehnlichsten Partien, Rang und Vermögen opferte?" Sie hatte dabei ihren Pantoffel wieder angezogen, den ihr der Major, als die Streitenden ihn fallen ließen, mit der Spitze des Degens zugeschleudert hatte, hing sich an Pauls Arm, und indem sie die Augen niederschlug, setzte sie halb flüsternd hinzu: „Ueberzeugen Sie sich selbst, Inspettore."

Sie zog ihn fort in ihr Zimmer, und als die Thür sich hinter ihnen schloß, rief die Gräfin empört: „Sie zeigt ihm ihr Schlafzimmer! welch Skandal!"

Der Dichter wollte in einer eifersüchtigen Regung folgen, aber der Banquier hielt ihn zurück. „Der sieht mir nicht danach aus, als hätte er Lust, Dir die verblühte Schöne streitig zu machen."

Die Gräfin war aufgestanden und trat zu Demidi. „Wenn Sie der gemeinen Person nicht kündigen, muß ich Sie bitten, meinen Contract zu lösen. Sie können nicht verlangen, daß ich in dieser Gesellschaft bleibe."

„Wollen Sie die Colombinen singen und die Lisetten und Gretken mit übernehmen?" fragte ganz ruhig der Angeredete.

„Ich bin für die Anstandsdamen und fürstlichen Personen engagirt," sagte die Gräfin und warf sich in die Brust. „Wie können Sie mir, einer Dame von Stande, zumuthen, die leichtfertigen Reden des Kammerkätzchens und die glatten Zweideutigkeiten der Hanswurstin en public in den Mund zu nehmen?"

„So werde ich die Line Hennerin vorläufig noch behalten," sagte der Director und wandte ihr den Rücken.

Die Primadonna war mit ihrem Begleiter wieder eingetreten, und Paul versprach sein Möglichstes zu thun, um die Fenster noch diesen Nachmittag dicht machen zu lassen.

„Aber wo ist denn das Kind?" fragte die Gräfin.

„Mein Liebling und Augapfel."

„Unsere Nini?“ fügte die Primadonna hinzu. „Ich habe sie den ganzen Morgen nicht gesehen. Schnell, Impressario, holen Sie sie uns, denn ich setze mich nicht zu Tisch ohne das liebe Kind, das mir an das Herz gewachsen ist.“

„Ja, das Kind, das Kind!“ riefen die Herren durcheinander.

Demidi verließ das Gemach, um die Tochter zu holen.

„Sie ist eigentlich eine ganz unnütze kleine Person,“ flüsterte die Primadonna Paul zu, „zu Nichts zu brauchen —“

„Sehr einfältig, lieber Gott, ein verwahrlostes Kind, ein fataler Balg,“ schaltete die Gräfin ein.

„Sie hat schöne Augen!“ sagte der Dichter, „und so poetische, schwarze Locken.“

„Das Ding sieht aus wie eine Wachspuppe und ist auch so dumm. Ich habe noch keine Silbe von ihm gehört,“ warf der Major dazwischen.

„Aber der Papa verzieht sie und legt für sie zurück, sie wird einmal erben!“ hob der Banquier mit Nachdruck hervor.

„Die ganze Puppencomödie, mit allen Lumpen,

die dran hängen!" rief spöttisch die Primadonna. „Auf, meine Herren, das wird eine Partie, wenn sie erst die Kinderschuhe vertreten hat."

Indem trat Demidi mit der Tochter herein, alle drängten ihr entgegen, als sie aber dastand in dem ungewohnten Anzug, empfing sie schallendes Gelächter.

„Mein Gott, wie ist das Kind ausstaffirt?" rief die Primadonna.

„Wie altfränkisch!" sagte die Gräfin, dann aber den Stoff des Kleides und der Jacke befühlend, fuhr sie fort. „Geblümter Damast, Brocatelle und guter Zobelbesatz! Kind, aus der Kommode welcher Urgroßmutter hast Du den Staat?"

„Und die Haube von welcher Vogelscheuche abgenommen?" fuhr die Primadonna fort. „Wirf die Cornette in's Feuer und schenke mir das Band."

„Sie ist eine erwachsene Dame geworden und kann jeden Tag heirathen," sagte der Banquier. „Wie wäre es, Kind, mit dem Großvatertanz?"

Neues schallendes Gelächter von allen Seiten, dem sich selbst der Vater nicht entzog.

Das junge Mädchen wollte mitlachen, es war immer das Spielzeug der Gesellschaft gewesen und

fand keinen Anstoß daran, das Stichblatt ihrer Scherze zu sein; als es aber schüchtern das Auge hob, fiel sein Blick auf Paul, der bei Seite stand und mit ernstem Blick der Entrüstung nicht Theil nahm an der allgemeinen Heiterkeit. Dunkle Röthe überflog das kindliche Gesicht. Es verletzte sie, vor ihm, dem Fremden, wie ein thörichtes Kind verlacht zu sein, und mit Thränen in den Augen wandte sie sich zum Vater. „Laß mich wieder zu Dore, ich mag, ich will hier nicht bleiben," flüsterte sie, und ohne eine Antwort abzuwarten, scheu wie ein gescheuchtes Reh, hatte sie das Zimmer verlassen

„Ach, sie ist empfindlich, die große Dame," riefen Alle durcheinander und drängten lachend in das Speisezimmer. Paul gab seine Befehle an die aufwartenden Mägde, und ohne auf die dringenden Einladungen von allen Seiten, an dem Mahl Theil zu nehmen, zu dem ihm das Couvert gedeckt war, Etwas zu erwidern, wünschte er höflich, aber mit unverhohlenem Unmuth, guten Appetit, verließ das Gemach und bestellte sich das Mittagbrod auf sein Zimmer, wo er es mit seiner täglichen Gesellschaft, Jungfer Dore, zu verzehren gedachte.

Dore war nicht wenig erstaunt, als sie ihren Schützling, den sie freilich ungern hatte fortführen sehen, so schnell und in Thränen wieder in ihr Zimmer stürzen sah. „Dore," rief das Kind, „sie haben mich ausgespottet und ausgelacht in dem Anzug, den Du mir doch so sorgsam zurecht gemacht hattest, und ich will nicht dableiben, will mit Dir essen, und zu den Andern gehe ich nicht wieder hinüber."

„Das sollst Du auch nicht," sagte die Alte, „mir war es lange leid, daß Du zu der Bande gingst. Aber nun wollen wir uns hier unser einfaches Mahl auftragen, wenn's mir auch leid thut, unsern Inspecter allein zu lassen, was ich noch niemals that, und was ihn vielleicht zwingt, andere Gesellschaft zu suchen, gar vielleicht den Weibsleuten da drüben in die Hände zu fallen."

„Nein," sagte erschreckt die Kleine, „geh zu ihm, Dore, und bring mir hernach, was Du magst. Ich will nicht, daß er meinetwegen Etwas entbehrt, denn er hat mich nicht mit verlacht."

Dore's Herz war getheilt zwischen den Beiden. „Hast recht," sagte sie, „es ist nicht gut, wenn ein Mensch allein zu Tisch sitzt, das schmeckt und gedeiht

nicht, und der rechte Segen, die Ruhe und Gemächlichkeit ist nicht dabei, die der Himmel um das liebe Mittagbrod breitet. Zu Tisch sitzen ist ein feierlich Ding und muß mit sauberen Händen und ordentlichem Gewande, verrichtet werden. Da muß man mit Gebet anfangen, nicht aufstehen, wenn's nicht zum Geschäfte nöthig, und ein Frauenzimmer, das mit abgerissenem Schürzenbande oder mit schiefgetretenem Schuh zur Tafel sitzt, wird zu Nacht von liederlichen Träumen geplagt. Darum mag ich den armen Kerl nicht gern allein lassen und ihm seine Suppe hinstellen, wie man dem Hunde einschüttet, der sich zankt, wenn man ihm mit Andern zusammen seine Kost giebt. Der Inspector ist ein ordentlicher und obliganter Mensch, ich möchte ihn invitiren, hier eben mit uns zu essen."

Sie sah das junge Mädchen schüchtern fragend an, das aber rief freudig: „Thue das, Dore, ich möchte mich auch bei ihm entschuldigen, daß ich gestern Abend so albern erschreckt war, und ihm danken, daß er mich heute nicht auslachte."

Die Alte traf ihre Anordnungen und trippelte seelenvergnügt zur Thür hinaus.

„Sehe ich denn wirklich so lächerlich aus?“ sagte die Kleine vor sich hin und trat vor den kleinen Spiegel, mit prüfendem Blick sich und ihren Anzug musternd. Sonst hatte sie angelegt, was gerade für sie da war, und sich höchstens an diesem oder jenem Flitter gefreut, und wenn die Andern über sie lachten, hatte sie mitgelacht und weder etwas Besonderes noch gar etwas Kränkendes darin gefunden. Sie konnte ihre Erscheinung nicht des Spottes werth finden und fand sich darin noch mehr beruhigt, als sie sich erinnerte, daß der fremde junge Herr nicht mitgelacht, ja sogar mißbilligend dem Spotte zugesehen hatte. Für ihn war sie also nicht lächerlich, und das genügte ihr für den Augenblick. Und nett und sauber und ordentlich sah Alles aus; kein Band war abgerissen oder sah vor; keine Falte war verschoben; die Schuh so gerade, und da hatte sie, nach Dore's Theorie, also auch keine confusen Träume zu fürchten. Freilich kam sie sich selbst ganz fremd, ganz ausgetauscht vor; aber es hatte sie auch verdrossen, daß sie noch immer „das Kind“ genannt wurde, und sie zählte doch schon sechszehn Jahre und wollte sich endlich mit dem Ernst der Erwachsenen behandelt sehen. Was ihr aber ihr

buntes Röckchen ganz besonders lieb machte, weshalb sie es um alle Welt nicht abgelegt hätte, das war nicht der schöne Stoff, den selbst die Gräfin gerühmt hatte, nicht die bunten Blümchen auf dem blaßgelben Grunde, das war, daß sie selbst ihn umgenäht und sich dadurch ein unbestreitbares Eigenthumsrecht daran erworben hatte. Das war eine Freude, die sie heute zum ersten Mal empfand.

In ihren Betrachtungen unterbrach sie die wieder eintretende Alte. „Er kommt!“ rief sie, „und er kommt ganz gern. Der arme Kerl ist auch so verlassen, hat nicht Vater, nicht Mutter in der Welt und muß hier seine Jugendjahre einsam hinbringen, da plaudert er denn gern mit mir und Du brauchst Dich weiter nicht um ihn zu kümmern.“

Dabei deckte sie ein schneeweißes Damasttuch, das sie auf dem Arme hatte, über den Tisch, stellte Teller und holte aus dem Eckschränkchen hohe Gläser, auf denen Blumen und Figuren eingeschliffen waren, und über deren Bilder, mit goldenen Buchstaben ein frommer oder heiterer Trinkspruch geschrieben stand. Jedes Einzelne aber wischte sie mit einem Tuche sauber aus, ehe sie es hinstellte. Die Kleine mußte

ihr behülflich sein, wobei die Alte nicht aufhörte zu schelten und zu ermahnen; denn Alles mußte schnurgrade stehen, und kein Fältchen am Tischtuch noch an den Servietten sich zeigen.

„Brauchst nicht zu denken, daß es so hoch alle Tage bei uns hergeht," sagte die Alte, „aber heute habe ich Gäste, und das ist mir, glaube ich, seit zwanzig Jahren nicht passirt, das will ich feiern, und dazu habe ich mir eine Flasche süßen Wein spendirt, die mir der Herr Graf vor zehn Jahren bei einem Jagddiner, wo die ganze Nachbarschaft zusammengekommen war, in's Zimmer schickte, und die ich immer für einen besonderen Festtag aufhob. Heute ist mir nun so festlich zu Muthe, denn wenn ich Dich auch erst seit gestern und den Musjö Lange kaum seit einem Jahre kenne, meine ich doch, Ihr seid die beiden Menschen, die ich jetzt auf der Welt am liebsten habe, meine Schwesterkinder ausgenommen; aber die habe ich ja auch seit sechs Jahren nicht gesehen, und die Liebe sitzt nicht allein im Herzen, sie sitzt auch in den Augen, und wen man sich nicht mehr recht vorstellen kann, den kann man auch nicht so recht lieb haben, das ist nun einmal nicht anders."

Der Tisch war gedeckt, in der Mitte stand ein Teller mit schönen, rothbackigen Aepfeln, die Weinflasche war entkorkt und neben Dore's Platz gestellt, da brachte die Magd auch schon die Suppe, und ihr folgte der Herr Inspector. Er begrüßte die Kleine förmlich und dankte Dore sehr freundlich noch einmal für die Einladung. Diese warf noch einen prüfenden Blick auf den Tisch. Es fehlte noch das Salzfaß. „Herr Gott, wo habe ich auch meine Gedanken!“ rief sie und trippelte zum Eckschränkchen, „das wäre mir eine schöne Geschichte.“

„Nun, das Unglück wäre nicht so groß gewesen,“ sagte lächelnd der Inspector.

„Nicht?“ rief sie entrüstet. „Ei, das versteht Er nicht, Herr Lange. Kennt Er nicht den alten Spruch:

„Fehlt's Salzfaß dazu,
Hat's Mahl keine Ruh.
Steht's grad auf dem Tisch,
Hält's friedlich und frisch.
Salz und Pfeffer verstreut,
Setzt Zwiespalt und Streit.“

Wir aber wollen ein friedlich Mahl zusammen feiern, das der Herrgott gesegnen möge, und nun, Kleine, Du bist die Jüngste, und „Junge Lippen, frisch zum

Bitten, greise Hände, Segenspende", sprich Du das Tischgebet."

Das junge Mädchen, das stumm dagestanden hatte und verlegen kein Wort der Entschuldigung und des Dankes gegen Paul hatte vorbringen können, wie sie sich doch vorgenommen hatte, schlug fragend und verwundert die großen Augen auf. „Ein Tischgebet, ich weiß keins," sagte sie, und dunkle Röthe zog sich über ihre Wangen.

„Kein Tischgebet?" rief Dore, „Herr, mein Gott, wie lästerlich hat man das arme Geschöpf aufwachsen lassen, nun so bete Er, in Gottes Namen, daß die Suppe uns nicht kalt wird."

Sie faltete die Hände über ihren Stuhl, die Kleine that es ihr nach, und Paul sprach ein kurzes Gebet. Ein andächtiges Gefühl durchrieselte das junge Mädchen, wie sie es kaum gekannt hatte, ihm erschien Alles so heilig, als sei es in der Kirche, und der junge Mann so Ehrfurcht gebietend, die Alte so fromm, daß sie sich vor ihnen beugte wie noch vor keinem Menschen früher.

Das Gespräch wollte erst nicht recht in Gang kommen, und Dore war nicht zufrieden mit der

Stimmung, die bei ihrem Feste herrschte. Die Kleine, die doch den ganzen Morgen nach Herzenslust geplaudert hatte, die so heiter und ausgelassen gewesen war, saß stumm feierlich da, und der Inspector hatte auch ein ganz absonderliches Wesen. Machten es nun die schöngebrannten Manschetten und das Jabot, das aus seiner Pailleweste hervorsah, und der dunkelgrüne Plüschrock mit den Stahlknöpfen, oder hatte er sich den Zopf zu straff gebunden, aber es war etwas vornehm Steifes in seiner ganzen Manier, das sie nicht kannte, etwas Verlegenes, das ihr auffiel. Und wie er immer die Schüssel erst der Kleinen hinüberreichte und Nichts weiter hervorbrachte, als: „Befehlen die Demoiselle?“ und wie sie dann immer roth wurde und erst recht Nichts nahm. Appetit schienen sie Beide nicht zu haben, und das war, bei dem Inspector wenigstens, doch etwas ganz Ungewohntes. Dore nöthigte, was sie konnte, und hob ihre Flasche hoch, aber die nippten nur, und die Flasche gemahnte sie an der Wittwe Oelkrüglein, das auch immer voll blieb.

„Heiße Er doch die Kleine nicht immer so steif hin Demoiselle, Herr Lange,“ sagte sie endlich unge-

duldig. „Er sieht doch, daß sie das immer verlegen macht, und es ist ja doch noch ein Kind. Nenne Er sie doch bei Namen. Ja, wie heißest Du eigentlich, Kleine?“

„Ich weiß nicht,“ war die Antwort.

„Das weißt Du nicht?“ rief entsetzt die Alte, „ja aber christlich getauft wirst Du doch sein, und einen Namen muß doch jedes Menschenkind haben.“

„Getauft bin ich schon, auch confirmirt vorigen Ostern in Dresden, und wenn ich auch kein Tischgebet wußte, Gottes Wort aus der heiligen Schrift ist mir nicht fremd, aber gebeißen haben sie mich immer „das Kind“ oder Nini, oder Inina, oder Juetta.“

„Ja freilich,“ sagte die Alte, „das sind alles keine christlichen Namen, und die Heilige kann man lange anrufen, die darauf hört. Aber das geht so nicht weiter, und bei einem ordentlichen Namen muß ich Dich rufen können und nicht nöthig haben, herumzutappen und zu suchen, sonst hat's keine Art. Und das Kauderwelsch klingt ja grade, als wenn man eine Katze locken wollte.“

„So nenne mich Karolina,“ sagte das Kind, „so hieß meine Mutter.“

„Du armer Schelm!“ nickte Dore, „nur ein kurzes Stückchen ihrer Liebe war Dir vergönnt, und ſo haben ſie Dir auch nur ein Endchen ihres Namens angehängt. Aber hier ſollſt Du ganze mütterliche Sorge und Liebe und auch einen ganzen Namen haben. Meint Er nicht, Herr Lange?“

Paul ſchreckte auf und erhob ſein Glas. „Karolina ſoll leben, und die Stunde geſegnet ſein, die ihr wieder ein mütterliches Herz zuführte!“ rief er.

Die Alte ſtieß mit der Rechten an und fuhr mit der Linken an die Augen. Karolina heftete einen feuchten Blick auf den jungen Mann und fiel dann der Alten weinend und lachend zugleich um den Hals, als wollte ſie ſie mit ihren Liebkoſungen erdrücken.

„Aber Karoline!“ ſchrie Dore, „und meine Sonntagshaube, habe ich ſie darum Dir zu Ehren ſchon am Mittwoch aufgeſetzt, daß ſie mir in Fetzen um den Kopf hängen bleibt? Das kommt davon, wenn man den Werkeltag zum Feſttag macht. Willſt Du Dich wohl hinſetzen und gefittet ſitzen bleiben, Karolinchen!“

Jetzt war es, als wenn der Bann von Allen genommen, die Gläſer wurden einmal über das andere

leer, die Kleine plauderte von ihrer Vergangenheit und von dem prächtigen Hof in Dresden, und Paul erzählte von seiner Studienzeit in Leipzig, und dazwischen manche lustige Jagdgeschichte, und Dore holte alle ihre Raritäten aus dem Eckschränkchen, die jede eine absonderliche Geschichte hatte; ja, Karolina bekam eine schöne Wachsperle geschenkt, durch deren Oesen man das Sammetband um den Hals schlingen und festigen konnte, und Paul gar ein goldenes Petschaft mit rothem Carniolstein, das sie ihm eigentlich erst zu Weihnachten zugedacht hatte, das noch von ihrem seligen Vater herstammte, und das er nun gleich an seine stählerne Uhrkette ziehen mußte. Als er damit nun nicht sofort zu Stande kam, und sie ihre Brille nicht gleich finden konnte, um ihm zu helfen, griff die Kleine zu und machte es so geschickt, daß Dore meinte, halb hätte ihm ihr Karolinchen nun das Ding geschenkt, und Er solle es in Ehren halten zu ihrer beider Gedenken.

Die Flasche war leer, und der Tisch war es auch schon lange, die Magd hatte die Bunzlauer Kaffeekanne aufgetragen, und Dore ihre schönen weißen Meißener Tassen mit den gesternten Blümchen und

den kleinen Schmetterlingen vorgehelt und den gelben Candiszucker mit dem Hammer zerſchlagen; ſchon wollte es ſchummrig werden, und ſie hatten ſich doch bald nach zwölf Uhr niedergeſetzt, und hatten immer noch zu plaudern und zu erzählen. Dazwiſchen ſang Karolina luſtige franzöſiſche Liedchen, die ſie als Kind in der Schweiz gehört hatte, mit feiner, aber glockenreiner Stimme, und Paul gab auch ein paar Jagdlieder zum Beſten, und ſie wurden immer vertrauter, bis Dore kurz ein Ende machte.

„Nun ſcheere Er ſich fort, Herr Paul,“ rief ſie, „wir haben lange genug getobt wie die Kinder, und ich alte Perſon immer dazwiſchen. Jetzt muß ich in meine Wirthſchaft, und Er wird auch wohl noch nach dem Rechten zu ſehen haben.“ Dabei ſetzte ſie die Werkeltagsmütze auf, band die große leinene Schürze um mit dem Bruſtlatz und ſchob den Inſpector zur Thür hinaus, ehe er ſich bei Karolina empfehlen konnte.

Zu den wunderlichen Gäſten des Schloſſes war ſehr bald noch ein neuer eingezogen — die Langeweile — und hatte ſich breit gemacht in den nunmehr wieder wohnlicheren Räumen. Das Ungewohnte

des Aufenthaltes, die kleinen Calamitäten, die überwunden werden mußten, die Scherze und Neckereien, die diese hervorriefen, hatten nebst den Erinnerungen der letzten Wochen, aus dem erst so glänzenden, dann durch die Kriegsnoth verödeten und stillen Dresden einige Tage vorgehalten, aber die Abende waren so lang, der Unterhaltungsstoff wurde immer dünner, die Verstimmung immer breiter, und Demidi mußte seine ganze Autorität einsetzen, um die Empörung seiner Gesellschaft nicht im vollen Sinne des Worts zur Empörung werden zu lassen. Er selbst trat eigentlich nur als Ruhestifter in den Kreis, dann aber mit solcher Ueberlegenheit, mit sarkastischer Ruhe und schlecht verhehlter Geringschätzung, so daß die Furcht vor ihm die Gesellschaft mehr im Zaume hielt, als die naheliegende Ueberlegung, daß in dieser Zeit ein sorgenfreies Unterkommen, bei so vollkommen fehlender Aussicht eines andern Schutzes vor Mangel und Elend, immerhin eine Wohlthat war. Uebrigens suchte sich der glatte Impresario auf seine Weise zu unterhalten. Er ging auf die Jagd, auch ohne Pauls Gesellschaft oder Erlaubniß zu erbitten, streifte im Dorfe umher, trat hier und da ein, machte die

Leute treuherzig und redselig über die Verhältnisse des Besitzers, die Verwaltung des jungen Inspectors, und da er schon ganz gut Bescheid zu wissen schien, auch wohl einwarf, ja, das hätte ihm sein Freund, Graf Ohla, bereits ebenso geschildert, war er bei einem gewissen praktischen Blick und Combinationstalent, das man ihm nicht absprechen konnte, sehr bald vortrefflich unterrichtet. Er kannte so ziemlich die Ertragfähigkeit und die Einnahmen der Besitzung, und ganz genau den Groll der Bauern, namentlich des Schulzen, gegen den jungen Inspector, der streng, herrisch und eigenmächtig war, und dem man leider Nichts anhaben konnte. Letztere Ansicht schien Monsieur Demidi nicht ganz zu theilen, wenn er das auch nur durch ein schlaues Lächeln und durch hingeworfene Worte über seine Verbindungen, durch die er viel durchsetzen könnte, zu verstehen gab; aber es trug doch nicht wenig dazu bei, ihn im Dorfe populär zu machen und ihm in jeder Beziehung willfährig zu sein.

Paul merkte das Treiben wohl, ließ sich aber nicht weiter dadurch beirren. Er war thätig, nach wie vor, aber er zog sich so viel als möglich von der Gesellschaft da oben zurück, begegnete Demidi mit

kalter Höflichkeit, hielt sich auch, aus einer andern scheuen Empfindung, von der er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, von Dore's Zimmer fern, und brachte die Zeit, die sein Geschäft nicht beanspruchte, in seinem Zimmer zu, wo er es freilich nicht hindern konnte, daß ihn einer oder der andere der Gesellschaft aufsuchte. Jungfer Dore dagegen, die, einmal aufgerüttelt aus der Ruhe, die ihr bereits Lebensgewohnheit geworden war, nach verschiedenen Seiten eine neue Thätigkeit gewonnen hatte, schien eine ganz Andere geworden. Sie schien verjüngt zu sein, so geschäftig schaltete sie im Hause und sorgte für die aufgedrungenen Gäste, freilich nicht ohne laute Klagen, denen sie unverholen gegen ihre Mägde Luft machte, während sie sich dabei so in den Aerger hineinschwatzte, daß es meist mit heftigem Schelten gegen die Mägde schloß, namentlich wenn diese, durch Demidi's reichliche Trinkgelder gewonnen und durch den Zorn der Alten belustigt, sich auf die Seite der schnurrigen und spendablen Herrschaften schlugen. Dore verließ dann immer in heftigster Aufregung die Küche und erwiderte mürrisch keinen Gruß, der ihr auf dem Wege entgegengebracht wurde, aber wenn sie in ihr

Zimmerchen trat, wurden ihre Züge plötzlich heiter; kurz hatte sie die Thür aufgerissen, aber mit leisem, weichem Druck schloß sie dieselbe; denn da lächelte ihr das Kind entgegen, schmiegte sich liebkosend an sie und plauderte und scherzte, während die Alte sich erschöpft in ihren Lehnstuhl warf, zeigte ihre Arbeit, denn Karolina mußte nähen und stricken und bügeln lernen, und wenn Dore dann freilich auch schalt und zurechtwies und nie ganz zufrieden sein wollte, so war das doch ein anderer Ton, und diese Schelte schloß mit Streicheln und Herzen und Lachen. Es war dem alten Mädchen zu Muth, als wäre in den öden, einsamen, in Pflichttreue erstarrten und erkalteten Winter ihres Herzens ein neuer Frühlingsstrahl gefallen, und es begänne wieder zu keimen und zu knospen, und sie kannte sich selbst nicht wieder, denn es scheute sich die alte Wintergewohnheit, das volle, sonnige Frühlingsrecht aufkommen zu lassen.

Wer sich am häufigsten in Pauls einfachem Zimmer einstellte und auch am freudigsten aufgenommen wurde, war der Dichter. Er, das Stichblatt der Neckereien, wenn er auch an dieselben gewöhnt war, sehnte sich doch wohl von den Gefährten fort zu sein und einmal

ernst und ohne Geringschätzung behandelt zu werden. Paul hatte ihn erst aus Mitleid geduldet, aber bald eine wärmere Theilnahme für den armen Menschen gewonnen. Seine Geschichte war so einfach. Der Sohn eines armen Organisten, hatte er seine Kindheit in Noth und Einschränkung auf dem Lande zugebracht. Dann hatte der Vater eine bescheidene Organistenstelle in einem Landstädtchen erhalten, und die Familie, wenn auch pekuniär kaum gefördert, war doch in gebildetere Umgebungen gekommen. Der Knabe, nicht ohne Anlagen, drängte den Vater ihn die gelehrte Schule besuchen zu lassen, erfüllt von allerlei Hoffnungen für die Zukunft. Aber im Wissen weit hinter seinen Mitschülern zurück, denen er an Jahren überlegen war, wurde der linkische, schüchterne und in seinem Aussehen ärmliche Knabe das Stichblatt der ganzen Schule, und wie ernst er sich auch mühte, hatte er sich doch nicht gegen die allergrausamsten Neckereien schützen können. Als nun gar noch einige, freilich sehr mangelhafte, bombastisch gespreizte poetische Versuche den Mitschülern in die Hände fielen, wurde die Sache noch schlimmer. Der Dichter, wie man ihn nannte, mußte Spießruthen

laufen durch unaufhörlichen Hohn und bitterſte Kränkungen. Einige Verſuche des Einzelnen, ſich durch Gewalt Ruhe zu ſchaffen, ſcheiterten an der Uebermacht der Geſammtheit, er ergab ſich in ſein Schickſal und ſchien Spott und Hohn nicht mehr zu empfinden. Das reizte die Andern nur noch mehr, und es kam ſo oft zu den gröbſten Exceſſen, daß der ſonſt wohlwollende alte Rektor ſelbſt rieth, die Schulcarriere aufzugeben. Der Vater gab nach, und da blieb denn der unglückliche Knabe mit ſeiner halben Bildung, gewöhnt an den Spott der Welt, allein beſchränkt auf die Ueberzeugung ſeiner poetiſchen Begabung. Da entſtand, unter bitterſten Entbehrungen, ein ganzer Haufen von Trauerſpielen in furchtbaren Alexandrinern und ein dicker Band von Oden und Gelegenheitsgedichten, geſpickt mit uncorrekten lateiniſchen Brocken, die kein Theaterprincipal aufführen, kein Verleger herausgeben, ja nicht einmal ein Menſch mit anhören wollte. Als nun die Eltern ſtarben, und die zahlreichen Geſchwiſter, jeder nach ſeinen Fähigkeiten ein Handwerk ergriffen, oder einen Dienſt geſucht hatte, war unſer Dichter, vielleicht der begabteſte, gutherzigſte und ſtrebendſte von Allen, ſo ohne Ausſichten und

Hülfsmittel in der Welt, daß er froh sein mußte, als Monsieur Demidi ihn für seine Puppencomödie engagirte. So hatte der arme Mensch, mit einem bessern Gefühl im Herzen, von der Welt nur Spott erfahren und die Kränkung des verkannten Genies bis zur Hefe geleert. Paul war nahe daran, der Theorie Demidi's Recht zu geben. Aus dieser Halbheit war es in der That schwer, noch einen brauchbaren Stein für den Bau der Gesellschaft zu machen, und doch sträubte er sich, theils aus Widerwillen gegen das Halbheitssystem, theils aus Theilnahme für den Unglücklichen, das einzugestehen. Er zerbrach sich den Kopf, was aus dem Menschen zu machen wäre, vergebens, bis er auf ganz fernliegendem Wege auf eine Spur gebracht wurde.

Der Holzscheid brannte in seinem Kamin, der Kienspahn warf sein flackerndes Licht durch das uns wohlbekannte Zimmer, Paul saß über seinen Wirthschaftsrechnungen, als der Dichter nach schüchternem Klopfen eintrat.

„Ach, Herr Lange, wenn ich nicht störe, dießmal bringe ich Ihnen Etwas, was Ihnen Freude machen

wird,“ sagte schüchtern, aber mit einem zuversichtlichen Lächeln der Eintretende.

Paul schlug seine Bücher zu.

„Sie haben doch Zeit?“ fragte der Dichter. „Oh ich brauche nur etwa vier Stunden,“ fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „und werde Ihnen mein Trauerspiel Holofernes und Cleopatra vorlesen. Ich habe da ein Paar Persönlichkeiten zusammengebracht, die die Geschichte zwar trennt, durch Zeit und Raum, wie Aristoteles das nennt, aber die poetische Gerechtigkeit nothwendig für einander bestimmte. Hören Sie nur. Sie sind der einzige Mensch, der nicht geringschätzend von mir denkt, das hat mir Ihre Freundlichkeit bewiesen, Sie sind nicht ohne akademische Bildung, und so werden Sie mich verstehen und der Erste sein, der mich als Dichter würdigt. O meine Werke, die ich alle in meinem Köfferchen mit mir führe; es ist ja weiter Nichts darin, reichen für den ganzen Winter aus, und ich bin gern bereit, sie Ihnen alle vorzutragen.“

Das war eine schreckliche Aussicht für den armen Paul, und er sah sich schon nach einer Ausrede um, als der Dichter, gelehnt an den Sims des Kamins,

sein Trauerspiel halb zu lesen, halb zu recitiren begann.

Er las und las, und Paul, der sich in den Lehnstuhl gewoefen hatte, rauchte. Die Worte rauschten und klapperten im mühsamen Alexandriner-Schritt, und die Tabakswolken wirbelten durch das Zimmer. Der Dichter wischte sich die Stirn, und Paul rieb sich die Augen. Weit ab schweiften seine Gedanken von Holofernes und Cleopatra, ein neuer Verstoß gegen die Aristotelischen Einheiten. Der Dichter war ihm doch am wenigsten zuwider von der ganzen Gesellschaft, und doch, in diesem Augenblick hätte er lieber die Scherze des Restes da oben getheilt, als die Begeisterung des Einen. Er sah ängstlich bei jedem Umschlag, ob das Heft nicht abnähme, aber da war Stoff für den ganzen Abend. In solchen Momenten ist jede Störung eine Erlösung, und sie sollte nicht ausbleiben. Schritte kamen auf die Thür zu, und der alte Forstwärter trat ein.

„Was bringt Er, Stumpf?“ rief ihm Paul entgegen und stand auf. „Entschuldigen Sie,“ fuhr er zum Dichter fort, der mit erhobenem Arm stehen blieb und mitten im Verse einhielt.

„Das Holzstehlen nimmt uns anjetzt zu sehr überhand, Herr Inspector,“ sagte Stumpf; „ich kann es nicht mehr vorkommen mit der Obacht, denn es werden ihrer zu viele. Und das kleine Gesindel, die Kinder, sind die schlimmsten. Das Rackerzeug kommt uns den ganzen Tag nicht mehr aus der Forst, und das knickt und knackt von allen Seiten, grade als wenn die Maikäfer um Pfingsten im Eichbaum knappern. Wollte man auch Tag und Nacht dazwischen schlagen, überall kann man doch nicht sein. Gelassen haben sie es ja niemalen, aber sonst war man doch während der Schulstunden sicher, und wenn ich dem alten Schulmeister einen halben Haufen versprach, ließ er sie doch seine sechs Stunden des Tages Wolle zupfen, oder Erbsen auslesen, oder was weiß ich, was er ihnen beibrachte, denn Lesen und Schreiben war es nicht, das weiß ich aus Erfahrung.“

„Nun so wende Er sich wieder an den Schullehrer,“ schlug Paul vor.

„Das ginge schon,“ erwiderte der Forstwärter, „aber, nicht für ungut, Herr Inspector, der Schullehrer ist schon um Johannis an der Lungensucht gestorben, und seitdem treiben sich die Rangen ohne

Zucht und Ordnung umher und werden zu Spitzbuben und Landstreichern, daß man schon in der ganzen Gegend darüber Klage führt."

„Das ist ja aber eine unbegreifliche Unordnung," fuhr Paul auf. „Seit Johannis keinen Schullehrer?"

„Ja, wo soll man einen hernehmen in diesen Kriegszeiten?" sagte Stumpf ganz gelassen. „Ein Handwerk muß er können, sonst verhungert er auf der Stelle, noch dazu da die Wittwe vom alten das Gnadenjahr hat. Gelehrt muß er sein, zum wenigsten muß er die Buchstaben gedruckt und geschrieben und nothdürftig auch die Zahlen kennen. Vorsingen soll er in der Kirche, und wenn er eins oder das andere auf der Orgel von sich geben könnte, wäre es auch kein Schaden, denn ein Bälgetreter ließe sich schon finden. Ja, das trifft man nicht Alles so leicht zusammen, und ehe es den Bauern nicht in den Wurf kommt, lassen sie es gerne laufen, wie es läuft, besonders die Weiber, und lassen sich von den Kindern zur Hand geben, aber auf unsere Kosten, Herr Inspector, denn das ruinirt uns die Forst in Grund und Boden."

„Laß Er es gut sein, Stumpf,“ sagte Paul; „thue Er seine Schuldigkeit, ich werde gleich mit dem Herrn Pfarrer Rücksprache nehmen.“

Der Forstwärter ging, und Paul, der den Dichter ganz vergessen zu haben schien, griff nach seiner Mütze.

„Wollten Sie nicht die Besprechung bis morgen aufschieben, lieber Freund?“ rief bestürzt der unglückliche Vorleser, der noch immer mit offenem Munde dastand, und ließ krampfhaft seine erhobene Hand auf Pauls Arm fallen. „Wir haben nur noch drei Akte und der Eindruck —“

„Herr Baldurius,“ sagte Paul und sah ihm mit einem plötzlichen Entschluß fest in die Augen; „ich mag wohl nicht viel verstehen von Ihrem Trauerspiel, aber so viel bin ich doch gleich gewahr geworden, daß das nicht genug taugt, um seine ganze Lebenshoffnung daran zu hängen und unter Spott und Entbehrungen sein Leben hinzubringen. Werfen Sie das Zeug in's Feuer und fangen Sie ein neues Leben an. Das ist mein aufrichtiger und freundschaftlicher Rath.“

Der Dichter sah ihn erst eine Weile starr an,

als ob er ihn nicht recht verstünde, der schmerzlichste Ausdruck zog über die bleichen Züge, dann schwankte er, ließ sich in einen Stuhl gleiten und brach in Thränen aus. Paul, vom tiefsten Mitleid ergriffen, erschreckt von dem unerwarteten Eindruck seiner so wohlgemeinten Worte, wollte ihm zureden, aber der Arme wehrte ihn ab.

„Das sagt mir," rief er schluchzend, „der einzige Mensch, der mich ohne Spott behandelte im Leben, und der mir doch das letzte Selbstgefühl raubt, das mich allen Spott der Welt ertragen hat! O hören Sie mein Stück wenigstens zu Ende, hören Sie meine andern Werke. Vielleicht lag es auch am Vortrag, der Kienspahn flackerte so —"

„Lieber Freund," sagte Paul, „ich muß meinen Ausspruch wiederholen. Wenigstens ist es meine Ueberzeugung, und ich müßte es weniger freundschaftlich mit Ihnen meinen, müßte weniger Mitleid mit ihrem Schicksal haben, wollte ich sie feige zurückhalten."

„Aber Herr Demidi, der mir immer sagte, und Herr Demidi ist ein Kenner —"

Paul ließ ihn nicht ausreden. Dunkle Röthe

flog über sein Gesicht, und in fast zorniger Aufwallung rief er: „Lassen Sie mir den Herrn Demidi aus dem Spiel. Der falsche Mensch mißbraucht Ihre Eitelkeit, Ihre Schwäche zu seinen leichtfertigen Zwecken. Er braucht halbe Menschen, und deßhalb drückt er Euch Alle zur Halbheit herab. Zerreißen Sie das Narrenseil, an dem er Sie festhält, und glauben Sie ihm nicht."

Der Dichter war aufgestanden, ging verzweifelnd im Zimmer auf und ab und rang die Hände.

„Fassen Sie sich," sagte Paul, „und sein Sie ein Mann. Suchen Sie sich herauszureißen aus diesem entwürdigenden Elend."

„Nur noch einen Akt hören Sie," rief der Arme und griff nach seinem Manuscript.

Paul riß es ihm aus der Hand, und sei es, um seinem energischen Bekehrungsversuch einen entscheidenden Abschluß zu geben, sei es aus Angst, die glücklich abgeschnittene Vorlesung könnte wieder anheben, schleuderte er das Heft in das Feuer des Kamins und hielt mit kräftigem Arm den Dichter zurück, der mit aller Gewalt die rettende Hand nach dem Kleinod seiner Phantasie ausstreckte. Paul hatte

nicht gleich gesiegt. Man läßt nicht so leicht von den Täuschungen, die man durch ein ganzes Leben pflegte. Neue Verzweiflung, Thränen, Zorn, denen Gründe, Ernst, befehlendes Ermahnen entgegengestellt werden mußten.

Endlich, es war schon still geworden im Schlosse, die Mitternachtsstunde nahe, rief der Dichter gebeugt durch die unerschütterliche Bestimmtheit des jungen Mannes: „Nun, und wenn ich Ihnen glaube, wenn das Alles nur Spott und Verachtung verdient, wenn ich mich losmache aus der Knechtschaft des Monsieur Demidi, mich trenne aus der Gemeinschaft der Puppenspieler, wie Sie die Gesellschaft nennen, wenn ich so Ihrem Rath und leider auch meiner eigenen Empfindung folge, was wird aus mir?“

Paul war in einiger Verlegenheit. Er fühlte wohl, daß er Demidi's Theorie nur dann bekämpfen dürfe, wenn er für das, was er zerstörte, etwas Anderes setzen könnte. Er dachte an Joseph, den er aus einem liederlichen Herumtreiber wirklich zu einem brauchbaren Arbeiter gemacht hatte, der schon in wenig Wochen sich die Achtung seiner Kameraden verdiente, und doch sah er ein, daß ihm hier ein viel schwierigerer

Fall vorlag. Aber plötzlich entschlossen, sagte er: „Sie haben eben gehört, daß uns ein Schullehrer fehlt im Dorfe. Die Stelle ist kläglich besoldet, aber da läßt sich nachhelfen, die Aufgabe ist mühsam, aber ehrenvoll, es ist ein Brett für den Schiffbrüchigen — versuchen Sie es damit."

Schullehrer auf dem Lande! Eben noch hatte Balburius, so wollen wir ihn fortan nennen, von einer Dichterkrone geträumt, von der Anerkennung einer Nation, und nun war der Kranz in Rauch und Flammen aufgegangen, und dafür bot man ihm einen Scepter aus Birkenreis, und eine Schaar kleiner Holzdiebe und Landstreicher, um sie für den allerdürftigsten Lebensunterhalt in dem ABC zu unterweisen. War das alte Leben, das er aufgeben sollte, noch so kläglich, das neue sah ihn kaum lockender an. Aber er dachte an seine eigene Kindheit, als sein Vater auch Dorfcantor gewesen war, und das war doch die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Dazu war ihm, mit der Zuversicht auf sein Talent, seine ganze Vergangenheit zertrümmert, er war so halt- und rathlos, und Paul erschien ihm doch so freundschaftlich, so überlegen, daß er mit tiefem Seufzer zwar, aber

doch so entschlossen und ergeben ausrief: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, lieber Herr Inspector, ich gebe mich ganz in Ihre Hände.“ Damit schritt er zur Thüre hinaus, in die er mit ganz andern Hoffnungen getreten war. Paul konnte sich noch lange nicht zur Ruhe legen. Er fühlte die Verantwortung, die er übernommen hatte, als er in das Schicksal eines Menschen eingriff, der ihm eigentlich ganz fremd war. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er dazu gereizt war, um das Treiben eines Menschen zu bekämpfen, dessen Ueberlegenheit er fühlte, den er nicht scheiden konnte von dem reizenden, anziehenden Kinde, das seine Gedanken wider Willen beschäftigte, und gegen den er doch, gerade dieses Kindes wegen, eine tiefe Antipathie fühlte. Dann dachte er an sich selbst und seine eigene abhängige Stellung, und dazwischen mußte er doch immer wieder, trotz seines Mitleids, über die tragische Verzweiflung des armen Baldurius lachen. Aber was er angebahnt hatte, wollte und mußte er durchführen. So leicht war das nun freilich nicht, denn überall stieß er auf Widerspruch. „Ich bitte Ihn, lieber Herr Lange,“ sagte der Pfarrer, dem er seinen Plan vortrug, „soll ich einen Puppen-

spieler als Schullehrer einsetzen, ihm ein christliches Gesangbuch in die Hand geben, damit wir nach seiner Melodie den heiligen Gottesdienst einleiten?“ Paul kämpfte mit aller Wucht seiner Gründe und Ueberredung; der Gesichtspunkt eine Seele vom Verderben zu retten, die Verwahrlosung der Kinder und die Klagen darüber in andern Gemeinden halfen nach. Der Pfarrer fügte sich sehr wider Willen, ging aber doch williger auf den Plan ein, als Paul ihm Herrn Baldurius zuführte, dem diesmal seine klägliche Gestalt, sein schüchternes Wesen und seine salbungsreiche Redeweise ganz gut zu Statten kamen. Aber die Bauern. Es lag ihnen überhaupt nicht viel an dem Schulunterricht ihrer Kinder. Dann wollten sie einen Schneider haben, denn seit Menschengedenken war der Schullehrer zugleich Dorfschneider gewesen, und die Ansicht hatte ihre praktische Seite. Dann wollten sie sich nun einmal von dem verhaßten Herrn Inspector Nichts aufdrängen lassen, nicht einmal einen Schullehrer, und der schlaue Schulze wollte sofort wenigstens ein Compromiß schließen und erklärte, wenn ihnen zugesichert würde, von der nächsten Lieferung frei zu sein, so ließe sich vielleicht darüber reden. Aber nun

kam Paul in sein Fahrwasser. Der Forstwärter wurde citirt, fast das ganze Dorf hatte er beim Holzstehlen ertappt und aufgeschrieben, mit den härtesten Strafen wurde gedroht; der Inspector ließ einmal wieder nicht mit sich spaßen. „Dießmal müssen wir noch nachgeben, Kinder," sagte der Schulze und kratzte sich hinter's Ohr, „aber es kommt noch anders!" Kurz, Herr Valdurius zog ein in das Schullehrerhäuschen, das Paul ihm hatte nach besten Kräften herrichten lassen, und Dore, die freilich über das ganze Unternehmen den Kopf schüttelte, steuerte nichtsdestoweniger das Nothwendigste bei aus Keller und Wäschspinde, um den Aufenthalt möglich zu machen, während die alte Wittwe des verstorbenen Schullehrers die Sorge für den Haushalt übernahm.

Monsieur Demidi hatte sich gestellt, als bemerke er Nichts von allen den Verhandlungen, die mehrere Tage gewährt hatten, als ihm aber Herr Valdurius etwas verlegen und beschämt seinen Entschluß mittheilen und um seine Entlassung bitten wollte, fiel er ihm kurz und mit spöttischem Lächeln in's Wort: „Weiß schon, weiß schon, theuerster Dichter. Er will jetzt sein Müthchen an den Dorfrangen kühlen, will

ein ganzer Mann werden, und ich habe Nichts dagegen. Soll ich ihm aber rathen, so verbrenne er nicht alle seine Haupt- und Staatsactionen, denn, so wenig sie taugen, wenn wir nächste Frühjahrsmesse nach Frankfurt ziehen, hat er doch vielleicht das Hungern beim Ganzenmannspielen satt und springt wieder hinten auf auf den Wagen der Puppencomödie. Sind noch alle wiedergekommen, wenn ich sie wiedernehmen wollte, und bei ihm werde ich Gnade für Recht ergehen lassen." Paul hatte er nur spöttisch gegrüßt, wenn er ihm begegnete und Nichts gesagt, um so mehr erstaunte dieser, als er nach einigen Tagen zu ihm in das Zimmer trat, sich ohne Weiteres in einen Stuhl warf, mit seiner goldenen Dose spielte und mit einer gleichgültigen Herablassung anfing.

„Lieber Herr Lange, ich komme, Ihnen zu danken, denn ohne daß Sie es wollten, haben Sie in meinem Interesse gehandelt und mit halbem Willen mir einen ganzen Gefallen gethan."

Paul hatte gleichfalls einen Stuhl genommen und bat um nähere Erklärung.

„Es wird Ihrem Scharfblick nicht entgangen sein," fuhr Demidi fort, „daß mir nicht besonders

viel daran gelegen sein konnte, in diesen schlechten Zeiten meine Gesellschaft unnütz durchzufüttern, und da der kampflustige Preußenkönig keine Miene zu machen scheint, seine Kriegsgelüste vor der Hand aufzugeben, hatte ich beschlossen, bis auf bessere Zeiten mein Geschäft aufzulösen. Aber das durfte nicht mit Eklat geschehen, ich wollte Keinem kündigen, schon weil man nicht weiß, ob man sie nicht wieder engagiren muß, und dann werden sie theurer. Ich wandte also meine Mittel an, und da ist eins, dem die Menschen schwer widerstehen, und das ich Ihnen anempfehlen kann — die Langeweile. Wer sich ein paar Wochen gründlich gelangweilt hat, den kann man dann zu allem Möglichen bringen. Schade nur, daß ich mich mit langweilen mußte, was mir sonst nicht leicht begegnet, aber langweilig ist es hier bei Ihnen zum Sterben. Sie halfen mir nur, denn ehe mein Mittel noch gründlich gewirkt hatte, halfen Sie mir von dem Sep und dem Dichter los. Gestern ist nun die Primadonna mit dem Banquier glücklich durchgegangen und haben Alles das an Kassenbeständen und Requisiten mitgenommen, was ich ihnen dazu liegen ließ. Ja, ich habe ihnen auch noch einen Bauer-

wagen dazu bestellt, den sie zufällig fanden, und den sie um das Fuhrlohn prellen werden, ohne zu wissen, daß ich ihn schon bezahlte. Die bekomme ich billig, wenn ich sie wieder engagire. Bleiben also noch der Major und die Gräfin. Ich weiß nun zwar nicht, ob Sie sich deren auch noch annehmen wollen, ich reise ab, um in Dresden einmal zu sondiren."

„Sie reisen?" fragte Paul, „und —

„Das Kind? wollen Sie fragen," unterbrach ihn Demidi. „Das bleibt bei Jungfer Dore, da ist es vortrefflich aufgehoben, ich habe das Alles besprochen. Uebrigens gehört Nini nicht zur Gesellschaft, wenn sie auch freilich zu den Halben zu zählen ist. Finde ich Sie auch hier, wenn ich so nach Neujahr zurückkehre?"

Er begleitete die Frage mit einem so spöttischen Lächeln, daß dies Paul noch mehr stutzig machte als die Frage selbst.

„Wie meinen Sie das, Herr Demidi?"

„Nun, man kann das nicht immer wissen," war die Antwort. „Ein Mann, der mit so viel Umsicht und Glück dafür sorgt, andern eine Carriere zu machen, wird doch auch an sich denken und es sich

nicht genügen lassen, nur den halben Herrn zu spielen."

Paul wollte auffahren, aber Demidi legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter. „Ruhig, mein junger Freund, es war nicht so bös gemeint. Sie haben sich in den Kampf eingelassen mit meinem Princip, ich nehme Ihnen das nicht übel, im Gegentheil, es schmeichelt mir. Nur auf das Gewöhnliche geht alle Welt leicht ein, das Außergewöhnliche reizt immer zum Widerspruch, und es wäre traurig, wenn ich mir durch manche schwere Lebenserfahrung nur Alltägliches erkauft hätte. Aber vor dem Kampf mit mir will ich Sie doch gewarnt haben. Sie sehen, daß ich ihn mir gefallen ließ, weil er mir nützte, daß ich mich nicht einmal vertheidigte; wenn es Ihnen aber begegnen sollte, daß Sie wirklich einmal meine Pläne kreuzten, würde ich meine Minen springen lassen, und Ihre ganze Existenz könnte damit in die Luft fliegen. Vielleicht hätte ich auch nur die Lunte anzuzünden, denn die Minen haben Ihnen die Bauern hier schon gelegt. Nicht für ungut, Herr Paul Lange." Damit stand er auf, grüßte mit der zierlichsten Höflichkeit und verließ das Zimmer.

Die Primadonna und der Banquier waren in der That ohne Abſchied davon gegangen; Monſieur Demidj reiſte ab und nahm den Diener mit, einen launigen und gewandten Burſchen; es blieben nur die Gräfin und der Major. Es wurde ſtill im Schloß. Paul hatte alle Zeit, ſein letztes Geſpräch mit Demidi in Ueberlegung zu ziehen, das ihm einen unheimlichen Eindruck zurückließ, wenn er ſich auch ebenſo wenig vor der halben Drohung fürchtete, als er ſeine bisherigen Protectionen bereute. Der Knecht Joſeph war wirklich tüchtig, und der neue Schullehrer fand ſich beſſer in ſeine Stellung, als man hätte erwarten können. Dazwiſchen erhielt Paul häufige Briefe von ſeinen Junkern, deren Freundſchaft unverändert war. Der Aelteſte hatte ſich wieder auf ſeine Güter in Franken zurückgezogen und beſtürmte Paul mit Bitten, zu ihm zu kommen und ihm in der Verwaltung zur Seite zu ſtehen. Der Jüngſte war wirklich in ſeiner Begeiſterung für den großen Preußenkönig in deſſen Armee getreten und lag auch auf der andern Seite Paul an, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Der junge Mann wies beide Vorſchläge zurück. Er konnte in dieſer unſichern Zeit einen Poſten nicht aufgeben, der ihm einmal anvertraut

war, am wenigsten in Abwesenheit seines Herrn. Ob ihn noch etwas Anderes zurückhielt? Er selbst hätte sich die Frage nicht beantworten können. Als aber der Major, der sich jetzt viel zu ihm hielt und ihn in der Wirthschaft und auf der Jagd begleitete, ihm einmal von seinem Kriegsruhm vorprahlen wollte, ließ der junge Inspector deutlich durchblicken, was er, nach Demidi's Andeutungen, von diesen Heldenthaten zu halten hätte. Der Major fuhr erst zornig auf gegen den alten Verleumder, als er aber fühlen mußte, daß seine ganze Stellung jene Aussprüche nur zu deutlich bestätigten, wurde er kleinlaut, klagte sein Unglück an und jammerte über sein leichtsinnig verpfuschtes Leben. Paul warf ein, daß es noch nicht zu spät, sich ein neues zu schaffen, wozu die Zeit gerade günstig sei; er erwähnte seinen jungen Freund und die Aufforderung, die an ihn selbst ergangen sei, sich bei den Preußen anwerben zu lassen, und stellte dem rüstigen und auf seine stattliche militärische Erscheinung eitlen Mann so eindringlich vor, wie es besser sei, die auf ihm haftende Schmach durch muthige Thatkraft zu sühnen, als durch freche Lüge auszuputzen, daß der Major um einen Empfehlungsbrief an den

Junker bat, der ihm denn auch, falls er ganz offen die Sachlage klar legen dürfe, zugesichert wurde. Der Major reiste als Hauptmann ab, kam als Lieutenant bei dem Junker an und trat als Sergeant in dessen Regiment ein.

Die arme Gräfin! So war sie denn ganz allein geblieben, in ihrem bettelhaften Putz, mit ihren affectirten Manieren, aber sie hielt fest an ihrem Rang. Das Mittel, dem die Dichtereitelkeit, die Frivolität der stimmlosen Sängerin, die Dummheit des bankerotten Commis, die prahlsüchtige Feigheit nicht hatten widerstehen können, die Langeweile, ließ sie unerschüttert. Hochmuth ist am schwersten zu besiegen. Da saß sie allein in ihrem Zimmer, gähnte, schnupfte, flickte an ihrem Putz, tändelte mit falschem Schmuck, aber sie war die Gräfin und fühlte sich eigentlich, trotz ihrer Langenweile, wohl, von einer Gesellschaft befreit zu sein, nicht, weil sie dieselbe gering achtete, sondern weil sie nicht von ihrem Rang war.

Das Weihnachtsfest rückte heran. Karolina hätte wohl an Dore's geschäftiger Heimlichkeit bemerken können, daß sich etwas Besonderes vorbereitete, aber sie achtete nicht darauf. Gewohnt, nur dem Augen-

blick sich hinzugeben, ohne an die kommende Stunde zu denken, lebte sie heiter hin in der einförmigen, aber ungekannten Behaglichkeit. Das Kind hatte überhaupt nie gelernt zu denken. Alle Ereignisse, Alles was sie umgab, war ein Spielwerk, über das man lachte und dann bei Seite schob. Etwas anderes kam, und das Vergangene war vergessen. Nicht einmal an sich selbst hatte sie gedacht, und der Vater, der auch nur mit ihr tändelte und spielte, war ihr ein Spielzeug wie alles Andere. So hatte ihr auch, gewöhnt, wie sie war, an seine längeren oder kürzeren Abwesenheiten, seine Abreise kaum einen Eindruck gemacht. Sie freute sich wohl, wenn er da war, aber sie dachte nicht an ihn oder über ihn, wenn er fern blieb. Dießmal hatte sie sich gefreut, bei Dore bleiben zu dürfen, mit der sie sich wohl fühlte. Hatte sich das junge Herz der mütterlichen Alten erschlossen? Kaum. Sie lachte über die alte Jungfer, wenn sie schalt, brummte, wenn sie außer sich gerieth über einen überkochenden Topf oder ein abgerissenes Band, sie freute sich, wenn sie lachte, aber sie hatte gar kein Verständniß für dies weiche, unselbstsüchtige, fromme Herz in der rauhen, unscheinbaren

Hülle. Ja, mitunter konnte ſie ungeduldig, böſe werden, mit den Füßen ſtampfen und in Thränen ausbrechen, wenn Dore ſie zur Arbeit anhielt, die ſie erſt, wie jedes andere Spielzeug, angefangen hatte. Aber da verſtand Dore keinen Spaß. Wie oft flog der Strickſtrumpf in den Winkel, wie oft wurden die Nadeln herausgeriſſen und die Maſchen wieder aufgezogen, aber Dore ließ nicht nach mit Schelten, Bitten, ja mit kleinen Belohnungen, und wenn es ein rother Apfel war, oder eine merkwürdige Geſchichte, die ihr halb erzählt war, und deren Ende ſie durchaus wiſſen wollte. Sie brachte den Zögling immer wieder zum Fleiß, und dafür nahm ſie ihn dann auch mit in die Wirthſchaft, in die Vorrathskammern, oder vor die großen, geheimnißvollen Schränke, aber das geſchah ſelten; denn Karolina's ungeduldige Neugier wühlte ſo in den Schätzen, daß Dore ihr auf die Finger ſchlug und die ſchweren Thüren mit den meſſingenen Wappenbeſchlägen ſcheltend in's Schloß warf. Bei alledem war Karolina von beſonderer Geſchicklichkeit. Jede Arbeit, die Dore ihr zeigte, hatte ſie ſofort begriffen, ja, ſie machte ſie in der erſten Stunde oft beſſer als am Tage darauf, anfangs war es ihr

ein Spiel, dann wurde es eine Arbeit und spielen konnte sie nur zu gut, arbeiten sollte sie erst lernen. Mit Paul hatte sie, außer dem Tagesgruß, wenn sie sich zufällig begegneten, kaum wieder ein Wort gewechselt, seit jenem improvisirten Mittagsessen. Dore war verstimmt auf ihn und schalt. „Gott weiß, was der junge Mensch sich einbildet, daß er mir keinen Fuß mehr in's Zimmer setzt. Zu leide, wenigstens mit Willen, habe ich ihm sicher Nichts gethan, aber so sind die Mannsleute. Er wird zu sicher jetzund, und es ist, als ob er sich absolut Feinde machen wollte. Er thut es expreß, um die Leute sein Uebergewicht fühlen zu lassen und wird mir weidelaut, je stumm er sich anstellt. Man soll keinen gering achten, denn wer uns auch Nichts nützen kann, kann uns doch schaden. Die Bauern soll er erst kennen lernen, und nach meinem Rath hätte er doch nicht weit zu laufen. Hochmüthig ist er und eigenwillig, aber" — schloß sie immer, selbst in der heftigsten Verstimmung — „ein braver Kerl ist's doch und ein Kernmensch, wie wir noch keinen hatten in vierzig Jahren." Karolina fragte nicht weiter nach ihm, aber was er trieb und schaffte, wußte sie doch. Verfolgten ihn doch ihre

Blicke, wenn er über den beschneiten Schloßhof schritt, die Leute zur Arbeit unterwies, oder mit dem Gewehr zur Forst ging, und ihre Gedanken, wenn er zurückkehrte in sein Zimmer im Erdgeschoß. Sein Fenster konnte sie freilich nicht sehen, aber den Lichtschein aus demselben, der breit auf den Hof hinausfiel, und dann wußte sie, daß er da war. Morgens freute sie sich, wenn sie aufstand, daß das Licht schon schimmerte, und Abends, ehe sie zu Bette ging, warf sie noch einen Blick darauf, aber Dore erzählte sie Nichts von ihren Beobachtungen.

In den letzten Tagen vor dem Feste hatte Karolina ihre alte Freundin so gut als gar nicht zu sehen bekommen. Lange, ehe das Kind erwachte, war die Alte schon in ihrer Wirthschaft, kam nur ab und zu, wenn sie einen Schlüssel suchte oder ein Recept in ihrem Kochbuch, wenn sie dann auch den Schlüssel an ihrem Bund im Gürtel fand und das Recept längst auswendig wußte. Was war aber auch nicht Alles zu thun zum Fest! der Stuten mußte eingesäuert werden für die Dienstleute, die Stollen mußten gebacken werden für den Herrn Pfarrer und den Inspector, zwei Schweine waren geschlachtet, und die

Wäsche dießmal, bei dem schrecklichen Besuch. Die Alte lief Trepp' auf Trepp' ab, ließ sich kaum Zeit, sich die Hände zu wärmen an ihrem Ofen, und hatte nicht einmal Ruhe bei ihrer Mahlzeit, bei der sie sich doch sonst nicht stören ließ. Zerstreut ließ sie sich kaum auf Karolina's Fragen ein, so voll war ihr der Kopf, und dann verrieth doch ein schlaues heimliches Lächeln, daß sie noch andere Heimlichkeiten hätte. Das Kind wollte ihr in ihrer Geschäftigkeit zur Hand gehen, aber das wurde dießmal nicht gestattet, das Paar Strümpfe müsse fertig werden, denn ein ordentliches Frauenzimmer nähme keine unfertige Arbeit mit in das Fest hinein, und gerade mit den Strümpfen hätte sie noch etwas Besonderes vor. Als ihr das Kind dann einmal nachgeschlichen war, sie durch das ganze Schloß vergebens suchte und schließlich in das Allerheiligste, in Dore's großes Vorrathszimmer eindringen wollte, schrie die Alte laut auf, stemmte sich mit beiden Armen gegen die Thür und schalt und mahnte, bis Karolina, die neugierig auch nicht gleich nachgeben wollte, doch zuletzt sich fügte und verdrießlich in das Zimmerchen zurückschlich. Nur Einer war mit im Geheimniß, das doch so durchsichtig war wie

Dore's ganzes Thun und Treiben, und der Eine war Stumpf, der Forſtwächter, der beim Schlachten und Zerhauen des Fleiſches hatte mit zur Hand gehen müſſen. Immer wieder raunte ſie ihm zu: „Stumpf, meinen Chriſtbaum vergeſſe Er mir nicht, und dies Jahr brauche ich einen beſonders ſchönen, kraus und egal von allen Seiten. Stumpf, was ich ſagen wollte, einen Fuß kann Er mir gleich unter den Baum machen in der Holzkammer, aber feſt und grade, nicht wieder ſo windſchief wie im vergangenen Jahr, und dann bringt Er ihn hübſch heimlich im Finſtern und trägt ihn nicht wieder, wie damals, am hellen, lichten Tage, über den Schloßhof, daß alle Leute ihn vorher ſehen, und die Weiber ihre Witze machen über den alten Jungfernbaum, und ich ihn vor Aerger in den Kamin ſteckte und das Jahr gar keinen Chriſtbaum auspuzte.“ „Ja, Jungfer,“ ſagte Stumpf entſchuldigend, „ſie wiſſen es ja doch Alle, und ein Baum ſieht juſt ſo aus wie der andere.“ „Ach, das verſteht Er nicht, wenn der Baum ſchon vor ſeinem Ehrenputz und Heiligenſchein vor aller Augen war, iſt's Beſte fort. Heimlichkeit gehört dazu und iſt auch alle Zeit ſo gehalten.“ „Nun,“

hatte Stumpf versprechen, „ich will es ganz so besorgen, wie die Jungfer wünscht," und das hatte er denn auch gehalten.

Der Christabend brach an. Dore war schon am Vormittag mit allen ihren Festvorbereitungen fertig, aber in der Unruhe war sie geblieben. Nun merkte Karolina auch, daß sie Etwas vor hatte, aber Antwort bekam sie nicht, wenn sie darnach fragte. „Wirst es schon erleben," sagte sie, „aber Nichts vor der Zeit. Denkst Du, daß wir hier den Christabend wie Heidenleute vorübergehen lassen? Was so die Armuth hergiebt, richten wir auf." Damit setzte sie eine neue Haube auf, band ihre sauberste Schürze vor und verließ das Zimmer. Gleich darauf trat sie bei Paul ein, blieb feierlich an der Thür stehen und machte einen tiefen Knix.

„Der Herr Inspector hat sich zwar in der letzten Zeit wenig genug um mich alte Person bekümmert," fing sie an, „aber ich wollte doch fragen, ob Er mir nicht die Ehre geben will, den heiligen Christabend auf meinem Zimmerchen zu feiern. Mehnbrei soll Er haben und Punsch, wie das Sitte ist hier zu Lande, und daß ich mir von Stumpf einen Christ-

baum habe aus der Forst holen lassen, dagegen wird Er auch Nichts haben. Um 6 Uhr bekommen die Dienstboten unten ihre Stuten und Aepfel und Nüsse, und von da kann Er ja dann heraufkommen, wenn Er will, in mein Stübchen."

„Jungfer Dore," sagte Paul und lachte, „Sie ist ja heute ganz gewaltig stramm und feierlich."

„Ach, ich bin ärgerlich auf Ihn, daß Er sich so wenig sehen läßt. Aber was hilft das, Er muß wohl seine Gründe haben, und man muß keinen Groll in's Fest hinübernehmen. Darum gute Freundschaft, und kommen thut Er doch?" Ohne eine Antwort abzuwarten, nach einem freundlichen Händedruck, war sie aus der Thür.

Paul machte sich nun selbst erst klar, daß er so lange nicht der alten Freundin Zimmer betreten hatte, aber gedacht hatte er an sie und ihren jungen Gast zum heiligen Christabend, das bewiesen die kleinen, anspruchslosen Geschenke, die er für sie aus der Stadt hatte kommen lassen und die er aus dem Schreibtisch hervorholte und lächelnd betrachtete. Warme Schuh und ein dickes Tuch für die Alte und ein Köfferchen, sauber in Holz ausgelegt, für das Kind. Schien

ihm das Köfferchen nicht gut genug, daß er es so aufmerksam betrachtete, oder wurde er zweifelhaft, ob er es dem Kinde anbieten sollte, kurz Tuch und Schuhe wickelte er sauber in Papier, das Köfferchen aber schob er zurück in das Pult und stellte sich in tiefen Gedanken an's Fenster.

Die Bescheerung im Gesindezimmer war vorüber, still, feierlich, Niemand sprach ein Wort, nur Karolina hatte sich fröhlich lachend an Dore's Arm gehängt, die in Unruhe von Einem zum Andern lief. Paul stand ernst zur Seite. Ihm zogen durch die Gedanken die schönsten Stunden der Kindheit und die Erinnerung an sein ausgestorbenes Elternhaus. Eins bringt uns der Weihnachtsabend immer wieder als schönste Bescheerung — die Empfindungen vergangener Zeit. Wir werden auf Augenblicke wieder Kinder, und ist es auch in Wehmuth und Trauer; aber milder, weicher wird das Herz doch, ob auch noch so viel Schmerzen der Welt es verhärteten, wenn so der Hauch der Kindheit hindurchzieht. An Paul's Herzen hatte das Leben noch nicht viel verhärtet, aber das Gefühl der Heimathslosigkeit ergriff ihn mit tiefster Wehmuth. Als er den Blick auf-

ſchlug, traf er Karolina's heiter lachende Züge. Armes Kind! Es hatte alſo keine Kinder-Erinnerung, die es wehmüthig machten, es hatte kein Elternhaus, keine Heimath zu betrauern, weil es ſie nie beſeſſen hatte. Um das Glück der Weihnachtsfreude und des Weihnachtsſchmerzes war dies Herz betrogen.

Plötzlich machte ſich Dore los. „Karolina," rief ſie, „theile die Aepfel aus, ganz genau, und bleib' hier unten, bis ich Dich rufe. Er auch, Herr Lange, und daß Ihr mir nicht früher kommt, nicht einmal an den Corridor, nicht einmal an die Treppe." Damit ſtieß ſie eins von den Dienſtmädchen in die Seite und befahl ihr zu folgen; die Magd nickte mit einem Blick des Einverſtändniſſes und verließ mit der Alten das Zimmer.

Es waren nicht viele Vorbereitungen zu treffen, denn es lag ſchon Alles bereit. Die Magd trug behutſam, unter vielen Ermahnungen zur Vorſicht, den Lichterbaum mit den vielen vergoldeten Aepfeln und Nüſſen und den bunten Papierketten, die immer von Jahr zu Jahr aufgehoben wurden, aus dem Vorrathszimmer in Dore's Stübchen hinüber; ein weißes Tuch war ſchon über den Tiſch gebreitet, und während

die Magd auf einen Stuhl stieg und die Lichter anzündete, legte Dore die schön braun gebackenen Stollen, Aepfel und Nüsse und ihre kleinen Geschenke darunter. Das war ein Dutzend Strümpfe für Paul, zwei Paar hatte Karolina gestrickt, aber sie wußte nicht, wem sie bestimmt waren, das waren Bänder und Perlenschnüre für das Kind, die Dore lange Jahre unnütz in ihrem Koffer aufbewahrt hatte, Nähzeug und Stricknadeln, aber auch ein Gesangbuch und eine Bibel. Arme Alte, als Alles fertig war, sah sie mit feuchtem Auge auf den Tisch. Der Zufall hatte ihr ein paar fremde Menschen schicken müssen, um den Weihnachtstisch schmücken zu können. Sie selbst hatte sonst Niemand auf der Welt. Aber die beiden Menschen waren ihrem Herzen nicht fremd, und wie Bänder und Perlen, die ihr Jahre lang nutzlos erschienen, hatte sie die Liebe auch aufbewahrt und verschlossen, und nun konnte sie sie doch noch erschließen und den heiligen Abend damit feiern und schmücken. Sonst hatte sie den Baum immer still für sich angezündet als Erinnerungsfest, heute hatte sie es für Andere gethan. Das Weihnachtsglück des Empfangens lag lange hinter ihr, und durch die Ein-

samkeit eines Menschenlebens hatte sie auf das Glück des Gebens warten müssen. Heute war es ihr nun doch geworden.

Alles war bereit. Sie schickte die Magd zu Herrn Lange und rief an der Treppe selbst nach der Kleinen. Nicht lange hatte sie zu warten, da kamen die drei den finstern Corridor entlang, die Alte immer voraus, wehrend, daß ihr Keiner vorauskäme, Karolina lachend, ohne eigentlich zu wissen, was vorgehen sollte, Paul geheimnißvoll, etwas verlegen mit seinen Geschenken unter dem Arm, denn das Köfferchen hatte er doch mitgebracht. Und nun riß Dore ihre Stubenthür auf und ließ die beiden Freunde vorausschreiten. Da stand der Lichterbaum und da lagen die Geschenke.

Die Alte, wenn sie sich auch eigentlich nicht klar gemacht hatte, welchen Eindruck ihre Festfeier auf das Kind machen würde, hatte doch einen ganz andern erwartet, da stand Karolina und sah mehr verwundert als überrascht auf den Aufbau. „Hast Du das Alles gemacht, Dore?“ rief sie lachend aus, „den komischen Tannenbaum mit den Lichtern und Papierschnitzeln? Ach und auf die Aepfel und Nüsse ist gar Schaumgold geklebt. Schade, nun wird man

sie gar nicht essen können. Aber es ist hübsch und sieht lustig aus. Hätte ich doch niemals geglaubt, daß meine liebe, alte Dore noch auf solche Spielereien verfallen würde. Und die Perlen und die Bänder! Woher hast Du die genommen, Dore? die muß ich haben." Und dabei kauerte sie sich auf ein Fußbänkchen neben den Tisch, nahm Bänder und Perlen in den Schooß und fing an, heiter damit zu spielen.

Dore wußte nicht, was ihr die Thränen in die Augen brachte, Kränkung über das völlige Scheitern ihrer Feststimmung, oder Mitleid für das junge, schöne Geschöpf, dem alles Verständniß, jede Erinnerung fehlte, die auch dem Aermsten sonst diesen Abend heiligen. Und dabei war es ein reizendes Bild, dies eben erblühte Mädchen, schlank wie ein Reh, mit den dunklen Locken um das feine Gesicht, über das der Schein des Tannenbaums einen wunderbar geheimnißvollen Schimmer goß. Lächeln um die Lippen, in den schwarzen Augen der räthselhafte Ausdruck, der Alles ahnen läßt, was in der Seele schlummert, und Nichts verräth, über die ganze Erscheinung das Unbewußtsein des Kindes, gemischt mit der Anmuth der

Jungfrau. Dore ſchüttelte leiſe den Kopf und faltete ihre Hände, dann beugte ſie ſich nieder und ſchloß ihren Liebling feſt an die Bruſt, als müßte ſie ihn erwärmen an ihrer Zärtlichkeit und das ſchlummernde Herz erwecken an ihrer Liebe. Paul ſtand noch immer ſtumm an der Thür. Das liebliche Kind war ihm unbeſchreiblich anziehend und unheimlich abſtoßend zugleich. Das Urtheil des Vaters trat ihm plötzlich vor die Gedanken: „Sie gehört ganz zu den Halben. Halbe Fähigkeit, halbes Verſtändniß, halbes Empfinden, halb Kind, halb Jungfrau,“ hatte Demidi geſagt, und wenn er hier Recht hatte, welche Macht konnte ſeine Theorie bekämpfen? Nein, nein! Gott konnte nicht ein ſo holdes Geſchöpf in die Welt ſtellen und der Verkehrtheit eines Menſchen geſtatten, es durch hohle Theorie zu zerſtören; hinter dieſem Blick mußte eine Seele wohnen, hinter dieſer Anmuth ein Herz. Der junge Mann trat an den Tiſch und ſah ſein Geſchenk. Wie rührte ihn die mütterliche Sorgfalt der alten Freundin. Er fühlte es durch, daß ſie ihm die Liebe der Mutter hatte erſetzen wollen, und ſprach ihr das aus, einfach und ſchlicht. Die Alte trocknete ſich die Augen: „Und die beiden Paar hat das Kind

gestrickt," sagte sie, „es ist ihr erster Versuch, denn sie konnte nicht einmal stricken. Aber Karolina, sieh', was Du da für Maschen hast fallen lassen."

Das junge Mädchen sprang auf, sah in die ernsten, feierlichen Züge des jungen Mannes, in das feuchte Auge der Alten, und auf einmal ging ihr die Ahnung auf, daß das Alles kein Scherz sei, kein Muthwille, keine Spielerei, daß etwas anderes, Ernstes, Heiliges dahinter liegen müsse, das sie nur nicht kannte, noch verstand. Perlen und Bänder waren ihr vom Schooß gefallen, und ihr Auge fiel auf die Bibel unter dem brennenden Christbaum. Sie kannte ja das Buch, aber in Herz und Verständniß waren ihr seine Segnungen nicht gedrungen. Mechanisch hatte sie seine Sprüche auswendig gelernt. Jetzt zum erstenmal fiel ihr ein, daß sie die Geburt des Herrn feierten. Sie faltete die Hände und senkte den Blick. Da ertönte vom Schloßhofe, erst leise eingesetzt, dann immer voller ein Choral von vielen Kinderstimmen.

„Ach die Schulkinder," rief Dore, „das haben sie viele Jahre vergessen." Und damit warf sie ein großes Tuch über den Kopf, griff nach ihrem Schlüssel-

bund, ſtürmte zur Thür hinaus, die ſie geöffnet ließ, und rief nach ihren Mägden.

Paul blieb allein mit Karolina. Das junge Mädchen fühlte ſich wie in einem Wunder, es begriff ſo wenig, was in ſeinem Herzen vorging, aber es erkannte klar, wie falſch ſeine erſte Auffaſſung dieſes Abends geweſen war. Halb beſchämt, halb eine Erlöſung ſuchend aus dieſem Räthſel, ſah es mit dunklem, fragendem Blick in die ernſten, klaren Augen des jungen Mannes. Sie reichte ihm die Hand entgegen, als müßte ſie einen Halt haben in ihrer Unſicherheit. Alles Kindiſche war abgefallen, wie die bunten Perlen von ihrem Schooß, und die Jungfrau ſtand da. Er ergriff die zitternde Hand und hielt ſie mit feſtem Druck, er begegnete dem fragenden Blick, und klarſtes, zutrauenerweckendes Wohlwollen lag in ſeinem Auge. Kein Wort kam von ihren Lippen, aber der Blick war eine Antwort und der Druck der Hand ein Verſprechen.

Plötzlich brach der Choral ab unter dem Fenſter; lachende, kreiſchende Kinderſtimmen tönten durcheinander, dazwiſchen Dore's Stimme. Sie ſchüttete ihre Aepfelkörbe aus, vertheilte ihre Semmeln, ſcheltend,

dankend, ermahnend. Das Gewirr der Stimmen verhallte mit den Schritten auf dem Pflaster des Hofes, und bald kam auch die Alte die Treppe herauf, den Corridor entlang, aber nicht allein, sie hatte noch einen Gast invitirt, einen alten Bekannten, wenn auch in neuer Gestalt, den Schulmeister Herrn Balduinus. Und nun knixte sie an der Thür und er machte immer tiefere Bücklinge, Keiner wollte den Vortritt haben; war es doch ihr Zimmer, war er doch der arme Schulmeister. Aber neben ihnen, unbemerkt in dem Dunkel des Corridors, schlich noch eine andere Gestalt, drückte sich an der Wand entlang und schlüpfte an Beiden vorbei in das Zimmer.

„Herr Gott, die Gräfin," rief Dore vor sich hin, aber so laut, daß Alle es hören konnten, „was will denn die Person hier?"

Die arme Frau brach in lautes Schluchzen aus. Da war nichts mehr von den affectirten Manieren, nichts mehr von dem dumm hochmüthigen Ausdruck in den Zügen, und es klang so schlicht und rührend, als sie anfing: „Weise Sie mich nicht fort, Jungfer, bitte, bitte. Es ist so einsam da in meinem Zimmer und am heiligen Weihnachtsabend. Ach, ich habe auch

als glückliches Kind unterm Chriſtbaum geſtanden in meinem Elternhauſe, und ich will ja nur ſtill von Weitem ſtehen und einmal wieder hineinſehen in die friedlichen Lichter.“ Sie brach wieder in Thränen aus. Dore's Groll war ſchnell geſchwunden, und Karolina eilte auf die Weinende zu, faßte ſie bei der Hand und zog ſie in's Zimmer.

Die Thür ſchloß ſich, und da hatte ſich denn der Kreis vermehrt, da war es denn eine ganz andere Feier geworden, als Dore beabſichtigt hatte. Die allgemeine Wehmuth half fort über das erſte Fremdſein. Jeder erzählte von ſeiner Kindheit, ſeinem Elternhauſe, und nur Karolina horchte ſtumm, und ihr Herz ſchlug wunderbar bewegt. Dann holte Dore für Jeden doch noch eine Rarität aus ihrem Koffer hervor und kam ſich ſo reich vor. Und über Paul war eine wunderbare Heiterkeit gekommen, auch ſeine Geſchenke kamen zum Vorſchein, aber das ausgelegte Körferchen bekam die Gräfin, und der Schullehrer Tabak und Pfeifen, die er aus ſeinem Zimmer holte. Als dann die Lichter des Baumes gelöſcht, der Mohnbrei aufgetragen war und die Punſchbowle auf dem Tiſche dampfte, ging es weiter in heiterm Geſpräch, und alle

Gäste, die sich so fern gestanden, so kalt an einander vorübergegangen waren, fühlten sich wie in der Heimath, unter den Ihrigen. Das that dein Segen und Frieden, heiliger Christabend.

Das neue Jahr war angebrochen, für unsere Freunde im vollen Sinne des Worts ein neues Jahr. Der Krieg hatte wieder sein Würfelspiel begonnen, und wenn seine Unruhen unser stilles Schloß auch nicht unmittelbar berührten, so war doch die Existenz jedes Einzelnen mehr oder weniger dadurch bedroht. Es ist die Eigenthümlichkeit solcher Zeiten, daß Jeder das Nächstliegende wärmer und energischer ergreift, in dem allgemeinen Schwanken und im Gefühl der Unsicherheit. Paul führten die Contributionen oft in das benachbarte Landstädtchen, und seine Nachrichten über die Bündnisse, die von allen Seiten sich gegen Preußen schlossen, hatten Furcht und Hoffnungen in dem kleinen Kreise geweckt. Dore wollte überhaupt von Krieg und tödtlichem Blutvergießen Nichts wissen, die Gräfin war geschworne Feindin der Preußen, Balduinus begeistert für den Heldenkönig Friedrich II., und hätte er nicht überhaupt das Dichten abgeschworen, er hätte Oden gedichtet auf den Ruhm seines Helden.

Pauls Empfindungen waren getheilt. Das Regiment, bei dem sein Freund und auch der Major stand, war nach Böhmen aufgebrochen, und seine Theilnahme für den Einzelnen überwog das Interesse an der Sache. Aber auch in dem Theil des sächsischen Heeres, das ausgeschlossen war aus der Capitulation und noch gegen Preußen stand, hatte er Freunde aus seiner Studienzeit in Leipzig. Er suchte diese getheilte Empfindung dadurch zu verwischen, daß er mit verdoppeltem Eifer seinen nicht leichten Pflichten oblag. Ohne alle Vollmacht und Instruction von seinem Herrn, von dem er Nichts gehört hatte, seit dessen Abreise nach Polen, mußte er ganz nach eigenem Ermessen handeln, und überall trat ihm Widerwilligkeit entgegen. Es blieb ihm wenig Zeit, über sich und sein eigenes Schicksal nachzudenken, und fast gar keine, mit seinen Hausgenossen zu verkehren. Darin hatte aber doch der Weihnachtsabend eine Aenderung in der Hausordnung hervorgerufen, daß die Mahlzeiten jetzt in Dore's Zimmer, die Gräfin, den Inspecter, Karolina und Dore vereinigten. Die Gräfin war nicht wiederzuerkennen. Schminke, Schönpflästerchen und Toupé waren verschwunden. Sie ließ sich nicht

mehr „Gräfin“ nennen, sondern Frau Berner, und hatte so ihren Familiennamen wieder angenommen; sie gähnte und schnupfte nicht mehr den ganzen Tag, sondern sie steckte Dore's Häubchen auf und machte das so geschickt, daß sie sich damit schon einen Ruf und eine kleine Kundschaft in der Umgegend erworben hatte, und sie benutzte die kleinen Erträge derselben, um sich, wie Dore sagte, „in Kleidung zu setzen.“ Die Reifröcke verschwanden, und das tüchtige, bürgerliche Hauskleid trat an die Stelle. Sie hielt sich zwar meist in ihrem Zimmer auf, aber die Stunden der Mahlzeiten dehnten sich oft aus, und Dore sagte von ihr zum Inspector: „Das Frauenzimmer ist nur simpel, und das Leben hat ihr schlecht mitgespielt. Uebrigens ist es eine ganz geschickte, brave Person, die ich jetzt wohl leiden kann.“

Mit Karolina war Paul seit jenem Abend nicht wieder allein gewesen, aber er konnte sich kaum zurechtfinden in die Veränderung, die mit dem jungen Mädchen vorgegangen war. Ueber das ganze Wesen hatte sich ein stiller Ernst gebreitet. Selten sprach sie selbst, aber sie warf hier und da eine Frage ein. Paul mußte oft von seiner Kindheit erzählen, von

seiner Mutter und ihrem stillen, einfachen Walten im Hause und in der Familie. Es war so wenig, hatte so gar nichts Außergewöhnliches, aber er wurde warm, wenn er davon erzählte, und dann stützte sie den Kopf in die Hand, die schwarzen Locken quollen um die feinen Finger, und das dunkle Auge sah ihn mit feuchtem Glanz an. Dann ging sie Dore zur Hand und war wirklich die Hausfrau des Zimmerchens geworden. Den Tisch deckte sie immer allein, leise, accurat und anmuthig. Wenn dann Dore in der Wirthschaft beschäftigt war und sie allein ließ, griff sie nach der Bibel. Was war in dem Mädchen vorgegangen? Wenn sie sich gefragt hätte, sie am wenigsten hätte eine Antwort zu geben vermocht, denn sie selbst merkte es kaum, wie sich ihr ganzes Inneres gewandelt hatte. Sie hatte gelernt zu denken, zu empfinden, wie der Zweig lernt zu knospen und Blüthen zu treiben, plötzlich, nach der langen Starrheit des Winters, aber doch allmählig, leise, unbewußt. So war das verspätete Kind auf einmal zur Jungfrau entfaltet, und die einfache, natürliche, aber tief gemüthvolle Weise der alten Freundin, die Eindrücke des Weihnachtsabends, die ihr klar machten, daß sie

ohne die Heimath eines Elternhauses, ohne Wurzel in den Tag hineingelebt hatte, klärten das Haltlose ihres Wesens, und zum erstenmal im Leben fühlte sie sich wie in der Heimath. Und Paul? Sie sah auf ihn wie auf das Unerschütterlichste, was ihr im Leben begegnet war; ihre Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit ihm, aber vollkommen unbefangen. Hatte sie ihn früher heimlich beobachtet, jetzt nickte sie ihm zu, wenn er an dem Fenster vorüberschritt, jetzt reichte sie ihm die Hand, wenn er ihr begegnete, jetzt fragte sie Dore nach ihm, wenn er fern war, und so verstrichen ihr Tage und Wochen so schnell als noch nie vorher.

In den ersten Tagen des Februar erschien Monsieur Demidi unerwartet auf dem Schlosse. Er hatte sich nicht angemeldet, fuhr auch nicht an der Zugbrücke vor, sondern hatte sein Gefährt bereits vor dem Dorfe zurückgeschickt, hatte erst bei dem Schulzen vorgesprochen und war dann unbemerkt zu Fuß gekommen, gleich auf sein Zimmer gegangen, und man konnte sagen: Er kam nicht, er war da. Wo er gewesen war inzwischen, das erfuhr man nicht, denn auch der Knecht, den er mit fortgenommen hatte, be-

gleitete ihn nicht wieder zurück. Er ging erst zu Dore, um sein Kind zu begrüßen. Karolina eilte ihm freudig entgegen, ohne besonderes Zeichen von Ueberraschung oder von Freude. Seit ihrer Kindheit war sie daran gewöhnt, ihn kommen und gehen zu sehen, und sie dachte nicht daran zu fragen, wie es ihm in der Abwesenheit ergangen sei. Es wäre ihr auch nur eine halbe, oder gar keine Antwort geworden. Paul begrüßte er im Vorübergehen, kurz, aber höflich, und that, als bemerke er die Veränderungen nicht, die in seiner Abwesenheit in dem kleinen Kreise vorgegangen waren. Nach dem Dichter fragte er nicht, auch des Majors that er keine Erwähnung, und als die Gräfin zu ihm trat, in der Absicht, ihre halb schon gelöste Verpflichtung gegen ihn ganz zu lösen, ließ er sie nicht zu Worte kommen, was der armen, einfältigen Frau übrigens sehr gelegen war, denn bei seinem Anblick kam doch eine Art von Scham über ihre freiwillige Standesdegradation über sie, und sie war nahe daran, wenigstens für den Augenblick, wieder in ihren vornehmen Jargon zurückzufallen. „Frau Gräfin," rief er mit einer tiefen, spöttischen Verbeugung, „hätte ich Sie doch im ersten Augen-

blick kaum erkannt. Sie haben das Costüm gewechselt, und Kleider machen nun einmal Leute. Uebrigens weiß ich Alles, was Sie mir sagen wollen. Sie nennen sich ja wohl jetzt Frau Berner?"

„Mein Familienname!" stotterte die gute Frau. „Ich will versuchen das kurze Glück und das lange Elend zu vergessen, das mir meine Verheirathung —"

„Reden wir nicht davon, meine Beste!" fiel er ein. „Sie zieht nun in das benachbarte Städtchen und will die Bauerfrauen aus der Umgegend mit der Geschicklichkeit beglücken, die Sie an meinen Gelenkpuppen lernte, vielleicht auch Puppen für die Jahrmärkte ausputzen. Thue Sie das, gute Frau. Ihre neuen Kunden aus Fleisch und Bein sind auch nur Marionetten, die aussehen, wie man sie eben anputzt, die an den Drähten des Zufalls hängen und regiert werden von den Fäden, die das Schicksal zieht. Aber das ist Ihr zu hoch. Schmale Bissen wird es geben, das ist kein Unglück, denn mit halber Ration lebt sich's noch immer, aber hüte Sie sich vor dem Verhungern, das ist die Hauptsache." Die Dame machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht und knixte zur Thür hinaus.

Aber Demidi hätte ein weniger weltkluger, weniger schnell beobachtender Mann sein müssen, hätte er nicht die Veränderung bemerken wollen, die mit seinem Kinde vorgegangen war. Er nahm es mit auf sein Zimmer und breitete allerlei Spielwerk und Näschereien vor ihm aus, die er, in alter Gewohnheit, mitgebracht hatte. „Freut das meine kleine Nini?“ fragte er. Sie dankte, schenkte aber den Dingen weiter keine Beachtung. Nach kurzem Zögern fing sie an: „Ich wüßte Eins, Papa, womit Sie mir eine große, große Freude machen könnten.“

„Ach Nini, Du wünschest Dir Etwas? das ist das erstemal in Deinem Leben.“

„Sie besitzen das Portrait meiner Mutter. Ich habe oft damit gespielt. Es ist in dem kleinen Medaillon an Ihrem Halse. Schenken Sie mir das, Papa.“

Demidi stutzte. Er sah lange gedankenvoll vor sich hin, dann richtete er einen prüfenden, durchdringenden Blick auf die Tochter: „Du wirst ihr jetzt ähnlich, sehr ähnlich, viel mehr, als ich das je gedacht hätte. Sieh' in den Spiegel, so hast Du ihr Bild und laß mir dies einzige. Aber nein“ — fuhr er

nach plötzlichem Entschluß fort — „es ist Deine erste Bitte, und Du hast fast so viel Recht daran, als ich.“ Er zog ein kleines emaillirtes Medaillon hervor, das an einer Schnur um seinen Hals hing, löste es von der Schnur, öffnete es und sah es mit tiefer Wehmuth an.

„Das war Deine Mutter Nina, und dies Knabenportrait, es war ein hübscher Junge, stellte Deinen Papa vor. Wer Teufel sollte es noch erkennen? Aber es ist mir lieber, daß Du dies Bild von mir bekommst, als ein anderes, denn damals —“

Er hielt ein, drückte das Medaillon zu, reichte es der Tochter mit abgewandtem Gesicht und schritt schweigend einigemal im Zimmer auf und ab. Karolina stand zitternd da, das gewünschte Kleinod in der Hand, und wußte nicht, ob sie es behalten sollte, oder nicht. Sie hatte sich das Bild so sehr gewünscht, hatte immer daran gedacht in den letzten Wochen, nun hielt sie es in der Hand und wagte nicht die Kapsel zu öffnen. Und wenn sie sie geöffnet hätte, die Thränen, die ihr Auge füllten, hätten ihr doch das Bild verschleiert. Plötzlich stand Demidi still vor der Tochter. Seine Züge hatten wieder ganz

ihre alte Fassung gewonnen. Er lächelte. Die so überraschend entwickelte Schönheit seines Kindes schmeichelte seiner väterlichen Eitelkeit, aber er war überlegt genug, um einzusehen, daß er jetzt Entschlüsse für ihre Zukunft fassen müsse. Mit dem gedankenlosen, unentwickelten Kinde wäre es noch eine Weile so fortgegangen. Aber sie fing an über sich zu denken, das bewies der Wunsch nach dem Bilde der Mutter, sie fing an zu empfinden, das bewiesen die Thränen in ihren Augen. Die Tochter paßte nicht mehr in sein Leben, und diese Wahrnehmung kam ihm vollkommen überraschend. Welchem Einfluß sollte er diese plötzliche Wandlung zuschreiben? dem der alten, gutmüthigen, aber immerhin beschränkten Haushälterin? das konnte er nicht annehmen. Ein anderer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, und eine fast zornige Röthe flammte auf in seinem Gesicht. Aber schnell gefaßt, zog er das junge Mädchen zutraulich an seine Seite und fragte ganz unbefangen. „Ich muß heute Abend wieder fortreisen, Geschäfte rufen mich ab. Willst Du noch länger, willst Du bis zu meiner Rückkehr hier bleiben, oder willst Du mich begleiten, Nini?“

„Lassen Sie mich hier bleiben, Papa!“ antwortete sie ohne Bedenken.

„Die alte Haushälterin ist gut zu Dir, mein Kind?“

„Ich habe Dore so lieb!“ sagte sie heiter, und nun war es, als wäre ihre Zunge gelöst, und sie erzählte, wie die Alte sie zur Arbeit anhielte, wie sie schon allerlei könne, wie die Freundin ihr einen Christbaum gemacht und allerlei kleine Geschenke für sie herausgesucht hätte, wie sie sich zankten und wieder versöhnten, aber wie in der letzten Zeit Dore ganz zufrieden mit ihr gewesen sei. Da war wieder der kindliche Ton von früher, und doch ordnete sich die Erzählung mit der Ueberlegung der Jungfrau.

„Und Du langweilst Dich nicht? Fühlst Dich nicht einsam?“

„Gar nicht, Papa! Und dann wird es bald Frühling, und da muß es schön hier sein. Ich habe es noch niemals Frühling werden sehen auf dem Lande.“ Früher hatte sie nie an den nächsten Tag gedacht.

„Nun wenn Dir der Umgang der alten Person genügt. Und da ist ja auch der — wie heißt er gleich — Monsieur Lange?“

„Ach, den sehen wir selten genug, oft Tage lang

gar nicht, und er ist immer so schweigsam. Dore hält aber viel auf ihn und sie hat gewiß Recht."

„Gewiß Kind, gewiß," sagte Demidi gleichgültig und stand auf. „Da Du aber hier bleiben willst, und es ist auch am Ende das Richtigste, will ich meine Papiere ordnen und komme noch zu Dir." Er küßte sie auf die Stirn, Karolina beugte sich auf seine Hand hinunter und ging.

„Sie hat viel gelernt, mehr als mir recht ist," sagte Demidi vor sich hin, „aber Verstellung, von wem sollte sie die hier lernen. Das dumme Volk mit seinem engen Gesichtskreis und seiner blöden Tugend, die sich, wie eine alte Gewohnheit von Generation auf Generation erbt. Sehr deutsch das, aber sehr ländlich. Noch ist sie unbefangen über den Herrn Lange, und noch scheint er sich sehr retiré zu halten. Aber er ist gebildeter, als er sein sollte für seinen Stand. Die Junkerfreundschaft taugt nicht, und die Leipziger Professoren-Weisheit noch weniger. Dabei unterfängt er sich mir mit seiner biedern Weltanschauung in's Spiel zu pfuschen, mit Menschenbeglückungsideen, und bildet sich am Ende noch Etwas darauf ein, da ihm der Zufall leidlich günstig

war. Der Major soll sich gut machen in Böhmen, der Schulmeister hat das Dichten aufgegeben, meint der Schulze, und die Berner hat sich auch von ihren vornehmen Faxen frei gemacht. So lange das Alles hält. Aber fort muß er mir und das mit Schimpf und Schande, das ist sicher und eine gesunde Lehre. Schon weil er" — „Ach," unterbrach er sich plötzlich, sehr freundlich fortfahrend, „mein lieber Herr Lange. Setzen Sie sich, setzen Sie sich."

Paul war eingetreten, um zu fragen, ob Herr Demidi keine Nachricht von seinem Herrn, dem Herrn Grafen mitbrächte, der schon seit Monaten Nichts von sich hören ließe.

„Wird jetzt wohl schon wieder in Dresden sein, mein hoher Gönner," sagte Demidi. „Die Preußen haben ja das Feld geräumt. Nun, mein junger Freund, Sie haben Ihre Zeit nicht verloren. Wenn unser Major seinem neuen Kriegsherrn, der Majestät von Preußen nacheifert, kann er uns einmal von wirklichen Heldenthaten erzählen, und bei den Entschlüssen und bescheidenen resignations der cidevant Gräfin haben Sie wohl auch die Hand im Spiel? Von der Primadonna, die Ihre Beglückungsversuche

nicht abwartete, kann ich Ihnen melden, daß sie auf Jahrmärkten und in Schenken singt, ihren Banquier aber bereits wieder laufen ließ. Man spricht nicht sauber von ihr. Die ist nun auch etwas Ganzes geworden, ganz liederlich nämlich, das aber ohne Ihr Zuthun. Aber bei den Andern hilft es Ihnen auch Nichts — sie bleiben doch immer Halbe. Wehe dem Major, wenn er sich irgendwie vor seinen Kameraden hervorthun wollte. Jetzt vergißt man seine Vergangenheit, in dem Falle würde man ihm aber die frühere Schande wieder breit anhängen. Am besten noch, wenn eine feindliche Kugel sich seiner annähme, gleichviel ob in die Brust oder in den Rücken, ein ganzer Held wird er doch nie. Der Schullehrer hat viel mehr gelernt, als er braucht für seine Dorfrangen, aber er ist kein Schneider, und für voll werden ihn die Bauern niemals ansehen, ebenso wenig als die Bauerfrauen die arme Gräfin wie eine vollkommene Putzmacherin voll bezahlen werden. Als Halbe wird man sie achten, nach wie vor, und schließlich sind die Menschen immer nur das, wofür man sie ansieht."

„Lassen Sie uns nicht darüber streiten, Herr

Demidi," sagte Paul bescheiden aber fest. „Beim Disputiren streiche ich die Segel. Ich habe für die armen Leute wenig mehr gethan, als daß ich sie wieder auf eigene Füße stellte. Sie suchten Nutzen zu ziehen aus dem, was Andern nutzlos schien, ich suchte sie für sich selbst wieder zu nützlichen Menschen zu machen."

„Das war eine halbe Hülfe," sagte Demidi.

„Mag sein," rief Paul, „meine Kräfte reichten eben nicht weiter. Bleiben Sie immerhin bei Ihrem beliebten Ausdruck stehen, an dem Sie zu hängen scheinen. Halbe Hülfe ist immer Hülfe, und der bedurften sie."

„Das nehmen Sie so an," rief Demidi etwas erregt, „aber ich will Ihnen sagen, weßhalb Sie nicht mehr thaten, nicht mehr thun konnten. Weil Sie selbst ein Halber sind, wie alle Andern. Ein halber Herr, hier, ein halber Gelehrter, ein halber Junker."

„Wenn ich das Alles, oder auch nur Eins davon sein wollte, würden Sie Recht haben," sagte Paul ganz ruhig und stand auf. „So aber hoffe ich doch ein ganzer Mann zu sein und zu bleiben."

Er ging, und Demidi lachte hell auf, als die Thür sich geschlossen hatte. „Selbstgefälliger Hochmuth!“ rief er. „Und wenn das Schicksal seinen Hebel anlegt, fallen sie Alle, Alle. Ich habe es erfahren. Zufall ist's, nicht Verdienst, wenn Einer stehen bleibt. Wir wollen uns weiter sprechen, mein Herr Lange.“

Er reiste ab, so unbemerkt als er gekommen war, aber sein Abschied von Karolina mußte doch anders gewesen sein als gewöhnlich. Er hatte sie stürmisch an's Herz gedrückt, und sie hatte zum ersten Mal eine Rührung wahrgenommen, die ihr bis dahin fremd war und doch auf sie zurückwirkte. „Der Herr Inspector,“ hatte er gesagt, „stünde schlimm angeschrieben und solle sich in Acht nehmen. Sie sei ein Kind und könne noch nicht verstehen, daß er sich Gewalt und airs anmaße, die ihm nicht zustünden.“ Dore hatte er zwar gedankt für die Sorgfalt um sein Kind, ihr aber ausdrücklich zur Bedingung gemacht, die gemeinsamen Mahlzeiten mit dem Musjö Lange aufzugeben, und Etwas fallen lassen von Verantwortlichkeit, das die Alte in höchstes Schrecken setzte. So Etwas war ihr ja noch nicht in die Ge-

danken gekommen. Karolina, obzwar sie keinen Augenblick ihr Vertrauen auf Paul verlor, war doch verlegen, und Paul selbst konnte nicht hindern, in ihr das Kind des Mannes zu sehen, der ihm nun einmal in tiefster Seele zuwider war, selbst wenn er ihn nicht absichtlich gekränkt hätte. So war der kurze Besuch des unheimlichen Mannes wie ein kräftiger Hauch durch den kleinen Kreis gezogen, und hatte manche schöne, reine Blüthe zurückgedrängt, die im Begriff war sich zu erschließen. Die arme, alte Dore sollte aber noch nicht genug haben an den Bedenken, die Demidi's Abschiedsmahnung ihr erweckt hatte; noch ein Anderes kam dazu, das sie um ihre ganze Fassung, Frische und Heiterkeit brachte. Karolina hatte ihr das Medaillon mit dem Bilde ihrer Mutter gezeigt, aber kaum hatte sie die Brille aufgesetzt, um es zu betrachten, so fiel auch ihr Blick auf das Knabenportrait, daß das Medaillon mit einschloß. „Herr Gott, wer ist denn das?" rief die Alte, leichenblaß vor Schreck. „Das ist mein Papa als Knabe," sagte das junge Mädchen, „er hat es mir selbst gesagt." Die Alte rieb sich die Stirn, sah das Bild an, blickte dann wieder auf Karolina, die sie ängstlich

fragte, was ihr denn sei. Aber Dore gab keine Antwort, faßte sich mühsam und reichte mit zitternder Hand das Medaillon zurück. „Daß Du sie so früh verlieren mußtest, armes Kind!“ sagte sie nach einer Weile, dann schüttelte sie den Kopf und ging an ihre Arbeit. Seitdem betrachtete sie ihren Schützling mit ganz andern Blicken. Aus der Zärtlichkeit der Mutter war fast die Sorgfalt einer Dienerin geworden, und es bedurfte Karolina's ganzer unbefangenen Zuthunlichkeit, um das alte Verhältniß wieder herzustellen.

Frau Berner verließ das Schloß bald nach Demidi's Abreise.

So ging es dem Frühling entgegen. Die Märzsonne hatte den Schnee von dem Boden und das Eis von Bächen und Teichen gelöst. Durch die Luft zitterte der Hauch des Erwachens und des Werdens wie Ahnung des kommenden Lenzes, der schon hier und da mit grünem Schimmer über Feld und Wiesen lag. Karolina jubelte dem Frühling entgegen. Jugend und Lenz, wie schön stimmen sie mit einander, wie rückhaltslos giebt sich die junge Brust den Frühlingsverheißungen hin und bedenkt nicht, daß noch manch'

rauher Frost kommt und die Hoffnungen zerstört, die vorschnell an's Licht traten. Aber es liegt auch ein eigener Zauber in dem ersten Frühlings-Sonnenlicht, in dem Flimmern in der Luft, dem Aufathmen der Natur. Karolina war hinausgetreten aus dem Schloßhof, über die Brücke des dunklen Grabens. Sie athmete tief auf, als sie das unheimlich düstere Gebäude hinter sich hatte, und da waren schon grüne Spitzen an den Hecken, die sie lockten, da ein erster Schmetterling, dem sie nacheilte auf dem Fußweg, der in's Feld führte. Er flatterte hin und war ihr entschwunden. Sie legte die Hand vor die Augen und wollte ihn wiederfinden, aber er war fort, und sie sah durch die blendende Luft weit hin über's Feld. Da stieg die Lerche und schmetterte ihr Lied zum Himmel. Das Mädchen folgte leichten Schrittes dem Klang; Alles war ihm wie ein Wunder, und es war auch das Wunder des Frühlings, das sich ihr verkündigte. So schritt sie hin, wie im Traume über den Steg fort, der über den Bach führte, und fand sich auf einem Pfad, der durch das Holz lenkte. Sie sah hinauf zu den vom Sonnenlicht durchglänzten Wipfeln. Noch streckten die Eichen ihre düstergrauen

Aeste kahl und todt weithin, oder hielten das braune Laub des verschwundenen Herbstes fest, das sie im Tosen des Winters vertheidigt hatten. Hier und da rasselte ein Blatt hernieder auf den Pfad. Vor dem Frühlingshauch fiel, was dem Sturm des Winters nicht gewichen war. Schon trieben die Buchen ihre braunen Knospen, und an der Birke kräuselte sich das erste Grün, während die Tannen aus den dunkelgrünen Spitzen ihre braunen Spressen emporstreckten. Die Anemone breitete ihr Blatt, weißschimmernd zeigte sich die Knospe, und das Gänseblümchen hatte schon frisch sich entfaltet im Sonnenlicht. Für Karolina war Alles neu und überraschend. Sie kniete nieder und pflückte die Blumen, sie streckte sich empor zu den Zweigen, zog sie zu sich herab und bewunderte das erste Werden, unbekümmert, ob der Frühlingsthau ihr in die vollen Locken sprühte. Und immer weiter ging sie, wie im Rausch, und verlor ihren Weg. Auf einmal sah sie sich um und wußte nicht, wohin sie gerathen war. Sie beeilte den Schritt, aber er führte sie weiter und weiter, ohne Weg, bis sie erschöpft vom Laufen, ermattet von der Luft und rathlos, wie sie den Heimweg finden solle, sich

auf einen moosigen Stein niedersetzte, um auszuruhen. Da saß sie lange, träumend, mit geschlossenen Augen, nur das Herz schlug ihr in hörbaren Schlägen. Zu ihren Füßen dufteten die Kräuter, und über ihr rauschte ein leiser Wind durch die Zweige. In und um sie war Friede, Frühling, Knospen und Werden. Sie vergaß Zeit und Ort, aber wunderbar gingen ihr die Bilder auf vor den Gedanken, die ihr die liebsten waren auf der Welt. Ach, sie hatte nicht viele, an die sie zu denken hatte, denn bis dahin waren ihr die Menschen begegnet und verschwunden und hatten keine Spur in ihrer Empfindung zurückgelassen. Aber sie dachte an Dore und Paul und konnte die beiden nicht in ihren Gedanken trennen. Sieh', da stand ihr gegenüber ein Tannenbäumchen, gerade wie der Christbaum in Dore's Zimmer, nur daß, statt der Weihnachtslichter, die Sonne um die dunklen Nadeln flimmerte, aber die ganze Stimmung jenes Abends brachte er ihr wieder vor die Seele. Damals hatte sich ihnen beiden das Herz so warm erschlossen, und sie hatte sie seitdem täglich gesehen, und doch, es war nicht wieder wie an jenem Abend. Sie drückte die Hand auf's Herz, als wolle sie Etwas

fortdrängen, was sich verschüchternd darüber gelegt hatte, und strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie begreifen, was es wäre, und konnte es nicht finden.

Plötzlich schreckte sie auf. Schritte kamen durch's Holz, und als sie aufsah, stand Paul vor ihr.

„Karolina, Sie hier, und allein?“ fragte er.

Das Mädchen schreckte leicht zusammen, nicht aus Verlegenheit, aber weil auf einmal ihre einsamen, heimlichsten Gedanken verkörpert vor ihr standen. „Ich war absichtslos hinausgegangen in's Freie,“ sagte sie, „und weiß kaum, wie ich immer weiter und weiter kam. Zuletzt hatte ich den Weg verloren, aber es war so schön, so schön.“

„Sitzen Sie nicht auf dem feuchten Stein, erhitzt wie Sie sind,“ sagte der junge Mann und reichte ihr die Hand.

Sie stand auf, ein leises Frösteln zog durch ihre Glieder, und wie Blei hing es an ihr.

„Ich bin so matt, so matt,“ sagte sie, „und mir ist wie im Traume, aber so wohl. Ich möchte Schwingen haben und leise, mit geschlossenen Augen, ausruhend auf den Wogen der Frühlingsluft, hin-

ziehen können über die erwachende Erde." Wirklich schloß sie die Augen und lehnte an dem Arm des jungen Mannes, der sie staunend betrachtete. So schön war sie ihm nie erschienen. das zarte, blasse Gesicht war leise angehaucht von einem rosigen Schimmer, die junge Brust wogte, und die schlanke Gestalt schmiegte sich an ihn, während die dunklen Locken auf seine Schultern fielen.

„Kommen Sie heim, Karolina," mahnte er.

Sie schlug die großen Augen auf und sah ihn lächelnd an. „Herr Paul," fragte sie, „kommt Ihnen das denn nicht auch so schön, so wunderbar und überwältigend vor? Aber Sie haben Recht, ich muß gehen, mich friert, und Dore wird sich ängstigen und mich schelten, aber das schadet nicht, sie schilt mich jetzt so selten, und ich fühle nie deutlicher, wie lieb sie mich hat, als wenn sie böse thun will." Sie schritten weiter, aber sie brauchte den stützenden Arm. Der Specht hämmerte an den Stämmen der Bäume, und die Amsel rief durch die Zweige. Karolina schritt erst stumm hin, dann fing sie an: „Mir ist, als finge das Leben neu an, und die ganze Vergangenheit hätte der Winter mit fortgenommen. Fühlen

Sie den feinen, feuchten Hauch, der aus den Wipfeln niederfällt? Er geht mir kühl an's Herz und macht mir die Bruſt ſo weit, daß ich alle Welt umfaſſen möchte. Ach, die Welt, ſie iſt ſo ſchön, und ich bin ſo einſam in ihr. Sehen Sie das Bäumchen, ſo jung und ſchlank und ſchwach, aber es hat einen Heimathsgrund und ſchlägt ſeine Wurzeln ſo feſt, ſo zutraulich hinein. Ich habe keine Heimath und ſtehe unbewurzelt im Leben. Sie können nicht verſtehen, wie das iſt; Sie ſind ſo ſtark, ſo unerſchütterlich wie die Eiche da vor uns." Sie hatte Recht, er war wie die Eiche feſt, ernſt, und ihm wie dieſer quoll im Herzen der junge Frühling. „Karolina," ſagte er, „Gott wird auch Ihnen einſt die Heimath zeigen, und Sie werden Wurzel ſchlagen im Leben. Die eigentliche Heimath der Frau iſt das eigene Haus, das die Liebe ihr baut." Karolina zitterte leiſe an ſeinem Arm, und ein ſchnelles Roth zog über ihre Wangen. „Iſt denn das nicht auch die eigentliche Heimath des Mannes?" „Der Mann ſoll das Haus bauen und die Stätte bereiten," erwiderte er.

Nach einer Weile flüſterte ſie, wie vor ſich hin: „Nein, nein, ich kann es nicht verſtehen, daß das

Herz noch weiter werden kann, noch reicher, daß es noch mächtiger wogen kann in der Brust, und man nicht weiß, ob es Thränen hervordrängt oder Jubel."

Paul hemmte den Schritt. Er sah das junge Mädchen an seiner Seite an, mit einem tiefen, langen Blick, der aus dem Herzen kam, und sie fühlte den Blick, obgleich ihr Auge sich senkte. „Karolina," flüsterte er und beugte den Kopf zu ihr nieder. „Sieh' mir in's Auge und frage Dein Herz, ob Du die Heimath gefunden hast." Sie hob langsam den Kopf, wie ein erwachendes Kind, sie sah sein Auge so nahe an dem ihrigen, und es war, als wenn auch der Blick erwacht wäre, denn zum ersten Mal drang durch ihn die ganze Seele und das klare Empfinden. „Paul," rief sie, und wie erschreckend vor dem Klang der eigenen Stimme und Allem, was er verrieth, hielt sie ein und ließ den Kopf auf seine Brust sinken. Durch die Zweige um sie her wogte der röthliche Schein der sinkenden Sonne. So schritten sie hin, dem Abendroth entgegen, er erhobenen Hauptes, klar hineinschauend und ernst in die verjüngte Welt, sie lächelnd, gesenkt die Wimper, an der eine Thräne hing. So traten sie aus dem Wald. Der Fußpfad

wurde schmal, der durch die frische Saat führte, die die weichen, grünen Wellen schlug im Hauche des Abends. Sie mußte seinen Arm loslassen und vor ihm herschreiten. Ihr Schritt war wieder sicher und leicht geworden, sie sprachen kein Wort, aber neben ihnen stieg die Lerche auf und schmetterte ihr Lied in die Luft, wie das Echo zweier aufjubelnder Herzen. Der Fußweg kreuzte die Dorfstraße und lenkte seitwärts zum Schloß, vorbei an dem Häuschen und Garten des Schulmeisters. Da stand Herr Baldurius in seinem Gärtchen, den Rock ausgezogen, den Spaten in der Hand und pflanzte. Er sah so vergnügt aus, die Fenster seines Stübchens waren auf, und man sah hinein in den ärmlichen, aber behaglich geordneten Raum. Karolina stand still und lehnte über den roh geflochtenen Zaun. War ihr der Anblick dieses einfachen Schaffens, dieser schlichten Wohnlichkeit wohlthuend, oder freute sie sich der neuen Existenz, die Paul dem armen Menschen geschaffen hatte, den sie nur als Stichblatt der allgemeinen Neckerei gekannt hatte, und den sie jetzt zufrieden mit sich und seinem bescheidenen Loose vor sich sah? Jedenfalls strahlte Stolz in ihren Zügen, als der Schulmeister Paul sah und ihm zu-

rief: „Herr Inspector, jetzt wird's Frühling, jetzt fühle ich mich erst wohl hier, und das Gärtchen sollen Sie nicht wieder erkennen in vier Wochen. Ach, da ist ja auch unser liebes Mamsellchen, denn „das Kind" darf ich doch nicht mehr sagen. Ja, ja, das Alles danke ich diesem Mann, Mamsellchen, daß ich wieder Zutrauen fasse zum Leben und zu mir selbst. Ein Paar Kinder, freilich die klügsten, können schon die Buchstaben, aber die zehn Gebote können sie Alle, und mit meinem Orgelspiel wird es alle Woche besser. Nichts Neues vom König Fritz?"

Paul kam nicht zum Antworten, denn über die Brücke des Schloßgrabens, auf der sie stundenlang gestanden und ängstlich hinausgesehen hatte, stürmte Jungfer Dore heran: „Herr Gott im Himmel," rief sie schon von Weitem, „da ist sie, und hinter ihr her, du himmlischer Vater, der Herr Lange, wie er leibt und lebt. Habe ich's doch immer gefürchtet, so müsse es kommen, und wie ein Ungewitter lag es mir seit Wochen in den Gliedern. Unglückskind!" rief sie, als sie näher war, „Unglückskind, wo hast Du gesteckt, wohin hattest Du dich verlaufen? Seit Glockenschlag zwei suche ich Dich wie eine Stecknadel, und jetzt ist's um sieben."

Karolina lief ihr entgegen und fiel ihr ſchmeichelnd und liebkoſend um den Hals. „Sei nicht böſe, Dore, ſchilt mich nicht, ich weiß es ſelbſt nicht, wie es kam.“

„Jungfer Dore,“ ſagte Paul und trat herzu, „thut Sie doch, als wäre ein Unglück geſchehen, und Karolina —“

„Zum Kuckuck, wer fragt Ihn denn, Herr Lange, und was hat Er mitzureden?“ fiel ihm Dore in die Rede. „Geh' Er ſeiner Wege, denn für Ihn, denke ich, giebt's genug zu thun bei der Frühjahrsbeſtellung.“ Sie drückte Karolina feſt an ſich und drängte ſie vor ſich hin. Paul folgte in einiger Entfernung, aber plötzlich ſtand Dore ſtill, wandte ſich um und ſtellte ſich breit vor ihn hin, mit der linken Hand Karolina winkend, ihren Weg fortzuſetzen. „Herr Lange,“ rief ſie, „was hat Er hier nachzuſchleichen? Wir Frauenzimmer haben ein Wort mitſammen, wo Er weder zuzuhören hat, „noch mitzureden, und nachſchleichen laſſen wir uns nicht, das kann Er ſich ein für allemal merken. Wenn Er mir Etwas zu ſagen hat von wegen der Wirthſchaft, ſo wird es ja wohl noch Zeit haben bis nach der Abendſuppe, und ſo um die Friſt

herum werde ich zu Ihm kommen in seinen Bau, denn ich habe auch noch einen Vers für Ihn auf dem Herzen.“ Damit lief sie Karelina nach, die inzwischen die Schloßbrücke erreicht hatte. Paul blieb lächelnd stehen, und ging dann, mit wunderbaren Empfindungen in sein Zimmer. Da war Alles wie sonst, und doch wie anders erschien es ihm, eng, fremd, und, das fühlte er klar, hier konnte er nicht bleiben. Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, sein Entschluß war schnell gefaßt. Er zündete ein Licht an und schrieb an seinen Junker, er sei entschlossen seine Stellung aufzugeben und bereit zu ihm zu kommen, um ihn, in welcher Weise er auch wünsche, zu unterstützen. Am liebsten würde er eins der Güter in Pacht nehmen und so selbstständig arbeiten, denn er sei entschlossen, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Der Brief war geendigt, geschlossen und gesiegelt, Alles erschien Paul so klar, so einfach, und er vertraute sich und der Zukunft. Der Gedanke an Demidi war ihm zwar unbehaglich, aber er erschütterte ihn nicht. Was konnte der Mann, dem sichtlich die Tochter anfing eine Last zu werden, der sie fremden Händen überließ, wie der Zufall das gab, gegen das

Schickſal haben, für das ihr Herz ſich entſchieden hatte? Ja, er konnte Demidi kaum ein Recht zuſprechen, in die Geſchicke des Kindes einzugreifen, das er gar nicht einmal kannte. „Sie gehört zu den Halben," hatte er geſagt, „und wird immer dazu gehören mit ihren halben Fähigkeiten." Aber aus dem halben Kinde war die ganze Jungfrau geworden, in voller Schönheit, in reichſtem Empfinden und klarſtem Verſtändniß. Sie hatte ſich dem ganzen Mann zu eigen gegeben, und die Welt und ſein ganzes Leben war ihm kein zu hoher Preis für ihren Beſitz. Es war einmal Paul's Art, ſich nicht zu wiegen in unklarem Empfinden, und ſchlicht und ſchnell hatte er ſofort die Wege gebahnt und gelichtet für die Zukunft, der er ruhig in's Auge ſchaute. Er ſah kein Hinderniß, das ihn hätte ſchrecken können, und war fertig mit ſich, als Dore ſehr aufgeregt in ſein Zimmer ſtürzte.

„Was hat Er angerichtet, Herr Lange," rief ſie, „und was hat Er ſich unterſtanden?"

„Nehme Sie ruhig Platz, Jungfer," ſagte er, „denn ich habe mit Ihr zu reden."

„Platz nehmen will ich, mit Permiſſion," erwiderte

sie, „denn die Knie brechen mir unter dem Leibe, und die Beine halten mich nicht aufrecht, aber zu reden hat Er Nichts mehr mit mir, denn ich weiß Alles. Kommt mir das Kind an, und weint und lacht, und will mir Alles erzählen, denn ihre Seele ist ihr aufgegangen wie die Lilie unter blauem Himmel, so rein, ohne Flecken und ohne Schatten drüber hin. Aber sie weiß eigentlich Nichts zu sagen, und hat es auch nicht mehr nöthig, denn das sah ein Blinder, was hier geschehen war."

„Da sieht Sie, Jungfer, daß Gott es gefügt hat, und es ist schön wie sein Frühling, und wir wollen Nichts dazu, noch davon thun."

„Das sagt Er wohl, Herr Lange, aber wenn es auch nicht gerade gottlos klingt, es ist doch nicht gesprochen wie ein überlegsamer Mensch. Aber, Herr Gott, es muß ja nun doch einmal vom Herzen, weiß Er denn, wer eigentlich dieser Herr Demidi ist?"

„Das weiß ich nicht, Jungfer Dore, und frage auch nicht danach. Lasse Sie ihn sein, wer er will, lasse Sie ihn leben, wie es ihm gefällt, und die Welt zuschneiden nach seinem Maß. Wir sind ihm

jetzt darüber hinausgewachsen, und ich frage nur noch nach Karolina, und die ist mein und die will ich mir erwerben und vertheidigen gegen alle Welt."

Die Alte saß da, kopfschüttelnd und einmal über das andere mit dem Schürzenzipfel an das Auge fahrend, während ihr Paul von dem Brief an den Junker und von seinen Plänen erzählte, und in großen und festen Schritten dabei in dem Zimmerchen auf und ab schritt. Endlich sprang sie auf: „Wissen muß Er es doch einmal, Lange, und mir drückt es schon längst das Herz ab," sagte sie. „Das Kind hat eine kleine goldene Kapsel, darin ist das Bild ihrer seligen Mutter, arme, schöne, unglückliche Frau! Und gegenüber ist das Bild eines hübschen, vornehmen Knaben, das ist der Musjö Demidi, in jungen Jahren, und den Knaben habe ich erkannt auf den ersten Blick —"

„Sie? Jungfer Dore?"

„Ja! und ich kann einen Eid darauf ablegen, das Bild, der Knabe, oder der Musjö Demidi, oder wie Er will, kurz Karolina's Vater ist unser Junker Georg, der jüngere Bruder unseres Herrn, wie ich ihn gekannt habe vor vierzig Jahren, oder so herum.

als er hier war bei seiner gnädigen Tante, meiner seligen Frau Gräfin. Er ist der arme junge Herr, der dazumal in die weite Welt mußte und verschollen ist, und von dem ich Ihm schon einmal erzählt habe."

„Das weiß Sie gewiß, Jungfer Dore?" sagte Paul und stand still.

„Das weiß ich gewiß, Herr Lange. Unser Herr hat keine Kinder und wird schwerlich noch heirathen, Schloß Obla erbt in der weiblichen Linie, wenn der männliche Stamm ausstarb, das ist schon mehrere Mal geschehen, zuletzt Anno 1693, wie Er es lesen kann auf dem Stammbaum im Bildersaal, ich habe es mir ehegestern noch nachgesucht, und so kann es kommen, daß unser Kind noch einmal die Herrin wird des ganzen Besitzes und aller Güter, und das hätte ich Ihm nur vorgestern sagen sollen, ehe das Unglück geschehen war, aber, weiß Gott, aus bösem Willen habe ich den Mund nicht gehalten. Na, jetzt weiß Er es und nun stürze Er alle seine Luftschlösser wieder über den Haufen, und mache Er das Malheur ungeschehen, wie Er kann, denn ich verlasse mich ganz auf Ihn. Er ist ein ordentlicher und respektabler Mensch, und ich brauche Ihm keinen Rath zu geben,

könnte es auch nicht einmal, denn meine Weisheit ist am Ende.“ Damit fuhr sie sich noch einmal mit der Schürze über Stirn und Augen, klopfte dem jungen Mann leise auf den Arm, als wolle sie den Schmerz beschwichtigen, den sie ihm hatte machen müssen, und der sich auch deutlich malte auf seinen starren Zügen, und stürzte fort. Die Thür fiel leise in's Schloß. Paul war wieder allein. Das war nun freilich ganz anders geworden. Er sann und sann. Zuweilen richtete er sich hoch auf in seinem Mannesstolz und fühlte sich stark genug, gegen alle Scheidewände des Standes, des Reichthums und der Vorurtheile, für seine Liebe zu kämpfen. Dann wollte er Dore's Enthüllung wie eine Phantasie der Alten fortdemonstriren, aber er war zu überlegt, um nicht zu erkennen, daß sich hier eine Kluft vor ihm aufriß, an die er niemals gedacht hatte. Plötzlich faßte er einen Entschluß, zerriß den Brief, der schon gesiegelt vor ihm lag, schrieb einen andern, diesmal an seinen Herrn, in dem er kurz anzeigte, daß dringende Verhältnisse, die er nicht weiter erklären dürfe, seine Abwesenheit auf etwa eine Woche nöthig machten. daß er sich aber auf seine Leute verlassen könne, die

auch in seiner Abwesenheit das Interesse des Herrn nicht vernachlässigen würden, und daß er bäte, diesen selbstgenommenen Urlaub zu entschuldigen.

Am andern Morgen, als Dore in ihre Wirthschaft ging, wurde sie durch die Nachricht überrascht, der Herr Inspector sei schon vor Tag, mit einem kleinen Felleisen hinter sich, fortgeritten und ließe ihr sagen, vor nächster Woche dürfe sie ihn nicht zurückerwarten. Mit dem alten Meier hatte er noch genau verhandelt, auf längere Zeit seine Wirthschaftsinstructionen ertheilt und ihm auch die Schlüssel zum Kornboden anvertraut. Im Dorf verbreitete sich das Gerücht, zu des Schulmeisters höchstem Zorn, der Herr Inspector sei durchgegangen und hätte des Herrn Grafen ganze Kasse mitgenommen. Dore schalt, als ihr das zu Ohren kam, und rief Gottes höchsten Zorn auf die verfluchten Lästermäuler herab, aber Karolina lächelte unter Thränen. Sie wußte nicht, wohin er war, sie begriff es nicht, daß er ohne Abschied hatte gehen können; aber sie wußte, daß es keinen bessern Menschen gäbe auf der Welt als Paul, daß das, was er beschlossen hatte, allein das Richtige sei, und noch mehr, sie wußte es sicher, daß er ihr gehöre mit

ganzem Herzen. Woher wußte sie das, denn gesagt hatte er es ihr nicht? Vielleicht hatte sie es von ihrem eigenen Herzen erfahren.

Wir müssen jetzt unsere Freunde auf kurze Zeit verlassen und den Schauplatz unserer Erzählung auf einen andern Boden hinüberführen. Wir befinden uns in Dresden, in dem mit aller Eleganz der Zeit ausgestatteten Toilettenzimmer eines vornehmen alten Junggesellen. An den Wänden von rothem Damast hängen in barockgeschnitzten Goldrahmen eine ganze Gallerie weiblicher Portraits, meist der berühmten und berüchtigten Schönheiten des Hofes oder der Oper. Die schweren seidenen Vorhänge des großen Gardinenbettes sind geschlossen, aber der Toilettentisch am Fußende zeigt uns seine reiche, coquette Garnitur, Schalen und Flacons von Meißner Porzellan, gemalt und verziert mit erhabenen Blumenfestons, Bürsten mit Gold und Perlmutter ausgelegt, das Pudermesser aus Schildpatt, die Schminkbüchschen, Puderschachteln und tausend kleine Nichtigkeiten, zierlich, reich, zum Schmuck, zur Spielerei mehr als zum Nutzen. Ein weicher Teppich durch das ganze Zimmer, Kohlen im Kamin, und durch die geschlossene Luft

ein Hauch von Moschusparfüm. Der Besitzer dieser Räume, ein Mann in den Fünfzigern, war eben aus der Hand des Friseurs hervorgegangen und lag in einem bequemen Lehnstuhl, in gewähltestem Anzug, aber noch im Schlafrock von blaßgrünem, bunt geblümten chinesischen Stoff. Neben ihm, auf einem Tischchen, stand die Chocolade in vergoldeter Meißener Tasse. Er fühlte sich sichtlich behaglich und ließ die Blicke über die Bilder an den Wänden gleiten, die manche freundliche Erinnerung wach rufen mochten, aber der Blick war müde, und der alte Herr gähnte, obgleich er erst vor kaum einer Stunde das Bett verlassen hatte. Lebhafte Stimmen im Vorzimmer erregten seine Aufmerksamkeit. Es war sein Kammerdiener, der augenscheinlich Jemand abzuweisen schien und es für nöthig fand, das immer lauter und eindringlicher zu thun, aber wie es schien, vergebens. Der alte Herr richtete sich auf, um die Stimme des aufdringlichen Besuchers zu erkennen, und griff dann nach der Klingel an seiner Seite, mit der er mehrere Male heftig schellen mußte, ehe der Kammerdiener eintrat.

„Jean, wer ist draußen?“ fragte der Herr nicht ohne Spannung.

„Der Herr Graf haben befohlen, keinen Besuch einzulassen," antwortete Jean, „aber der aufdringliche Mensch —"

„Wer ist es?" fragte der Herr noch einmal entschieden.

„Er nennt sich Demidi," war die Antwort, „und behauptet, zu jeder Zeit und ohne Anmeldung Zutritt zum Herrn Grafen zu haben."

„Lasse Er ihn eintreten," sagte Graf Ohla, denn wir haben den Besitzer des wohlbekannten Schlosses vor uns. „Nun aber bin ich, en vérité, für Niemand zu sprechen. Er selbst kann in sein Zimmer gehen und das Vorzimmer schließen. Ueber die müden Züge war ein Ausdruck verstimmter Spannung gezogen, der aber schnell zurückgedrängt wurde, als der Kammerdiener die Thür geöffnet, Demidi eingelassen und sich selbst entfernt hatte. Der Graf wartete erst, bis er gehört hatte, daß Jean auch die Thür des Vorzimmers in's Schloß fallen ließ, ehe er Demidi anredete, der sich bereits einen Stuhl an den Kamin gezogen hatte und ihm die Hand reichte.

„Ach, mon cher George," sagte er, „Du bist wieder in Dresden?"

„Seit gestern Abend, und daß mein erster Ausgang zu Dir ist, mag Dir beweisen, daß ich Etwas mit Dir zu besprechen habe, denn Deine Kasse steht mir nur zu Gebote, wenn ich Dich möglichst wenig persönlich incommodire. Ich mache meine Besuche also nicht aus Eigennutz, denn Geld ist es dießmal auch nicht, was ich von Dir verlange.“

„Hast Du Deine Bande noch auf Schloß Ohla?“ fragte der Graf, „oder hat Dir der verwünschte Krieg schon wieder Raum genug gelassen Deine Kunstreisen anzutreten? Ich muß gestehen, daß ich meine Erlaubniß nur in der Bestürzung über die präcipitirte Abreise nach Polen gab und inzwischen oft bereut habe. Deine Leute mögen sich sauber betragen haben, und ich mag mich jetzt gar nicht auf dem Schlosse sehen lassen.“

„Dazu hast Du selten genug Lust gezeigt, Vincenz,“ sagte Demidi ganz gleichgültig. „Uebrigens sei außer Sorge, der Aufenthalt hat kurze Zeit gedauert, denn Dank den Bemühungen eines albernen Tugendnarren, Deines dortigen Verwalters, ist die ganze Bande in alle vier Winde gesprengt, was mir im Augenblick ganz gelegen ist.“

„Mir auch!“ warf der Graf ein.

„Aber,“ fuhr Demidi fort, „das gehört nicht hieher. Mon cher frère wird natürlich finden, daß ich einmal eine Angelegenheit zur Sprache bringe, die mich ſehr nahe und Dich eigentlich ebenſo angeht.“

„Ei, da wäre ich begierig. Bis dahin haſt Du unſere Intereſſen immer ſehr ſcharf zu ſcheiden verſtanden, und nicht zu Deinem Vortheil, muß ich geſtehen.“

„Laſſen wir die Vergangenheit und denken wir einmal an die Zukunft.“

„Ah, je n'y suis plus du tout. Du denkſt an die Zukunft? An die irdiſche oder an die himmliſche, wenn ich fragen darf?“

„An Beide, wenn Du willſt. Um kurz in die Sache einzutreten, denn Du ſcheinſt ungeduldig und läſſeſt Deine Chocolade kalt werden. Du haſt keine Erben —“

„Ah, ich bin auch noch nicht todt. Laß uns nicht früher um dieſen Artikel ſorgen, als es nöthig iſt. Daß Du ausdrücklich, ſchriftlich auf alle Familienrechte, auf Namen und Stand entſagt haſt, das wirſt

Du nicht vergessen haben. Sprechen wir nicht mehr davon."

Demidi lachte auf. „Mon cher frère wird nicht annehmen, daß ich, dem man wenigstens nicht vorwerfen kann, daß er die Welt nicht kennte, mich zurückziehen würde in eine Stellung, die mir die ganze Last überwundener und abgewälzter Thorheiten wieder aufhängen würde. Nein, carissimo, von mir ist nicht die Rede. Ich bin und bleibe der Verschollene, der Abenteurer, der hier oder da unter irgend einem Namen auftaucht, der, Dank Deiner brüderlichen Großmuth, noch niemals Noth gelitten hat, bis er endlich nicht wieder auftaucht. Hast Du einmal sechs Monat lang keine Anweisung auf Deinen Banquier gezahlt, so kannst Du annehmen, daß ich nicht mehr unter den Lebenden wandle, kannst mich betrauern, wenn es Dir Freude macht, denn auf einen Platz in Deinem Erbbegräbniß mache ich so wenig Anspruch als auf Deinen Namen und Besitz. Aber ich habe eine Tochter —"

„Bah," sagte Graf Ohla mit langem, gedehntem Ton und griff nach seiner Chocolade. „Die Legitimität dieser Tochter — Du sagtest doch, eine

Tochter — wird den Lehnsvettern keine Sorge machen.“

Demidi wurde ernſt. „Vincenz“, ſagte er, „einen Punkt giebt es in meinem Leben, das ich übrigens Deiner brüderlichen Kritik immer ohne Rückhalt Preis gegeben habe, über den ich keinen Scherz, kein Lächeln dulden werde, das iſt mein einziges, kurzes Glück, ein Glück, das Du nicht zu würdigen verſtehſt, weil Du es nie beſaßeſt — meine Ehe. Durch dies Jahr meiner Ehe iſt mein armes, verſchollenes, entehrtes Leben unendlich reicher als Dein opulentes, geſchmücktes und geehrtes Daſein. Hier liegen die Papiere vor Dir, die mein Kind betreffen. Es braucht ſich ſeiner ſchönen, edlen, reinen Mutter nicht zu ſchämen und darf den Namen tragen, dem, für ſich, der Vater entſagte.

Graf Ohla ſtand auf. Der Ton des Bruders hatte ihn aus der Faſſung gebracht. Die glatte, ſpöttelnde, vornehm überhebende Manier, mit der er ihn ſich ſonſt abwehrte, wollte ihm nicht mehr paſſen. „Mon cher“, ſagte er, „das ſind sentiments, ſentimentale Thorheiten, die Dich am wenigſten kleiden. Die Dame bleibt immer die Tochter des Glücksritters,

des Spielers, des Marionettenführers und könnte nur unsern Namen ridicule machen, sich selbst aber nicht heben in die cercles der guten Gesellschaft."

Demidi sah vor sich hin. „Ninina ist ein Kind, nicht so sehr den Jahren nach, als in ihrer ganzen verspäteten Entwickelung. Noch wäre es Zeit. Du hast Niemand auf der Welt, der Dir nahe steht. Laß Deinen Bruder todt sein, wie er schon vergessen ist. Adoptire dafür sein Kind, die einzige Enkelin unserer Eltern, thue es um dieser willen, und vielleicht wird Dir in Deinem Alter noch ein Glück, dem ich entsagen würde, zum Frommen meines Kindes."

Der Graf schritt schweigend durch das Zimmer. Die Erinnerung an seine Eltern hatte ihn ergriffen, die Oede seines Alters trat ihm entgegen. Demidi betrachtete ihn mit schlauem, lauerndem Blick. „Verpfuschtes Leben," sagte er vor sich hin. „Meines war noch besser als das seinige, es war bunter, bewegter und hielt mich frischer. Das meinige war ein Rausch, das seinige Nichts als ein Galladiner, das Langeweile zurückläßt. Ich möchte nicht tauschen." Der Graf warf sich wieder in seinen Fauteuil. „Wo

haſt Du das Mädchen, Georg?“ fragte er in möglichſt gleichgültigem Tone.

„Auf Deinem Schloß, unter Obhut der alten Dore, der Kammerjungfer unſerer ſeligen Frau Tante. Eine redliche Seele, aber beſchränkt.“

„Wie,“ fuhr der Graf auf, „und Dore, Deine Tochter wiſſen um das Geheimniß, ſind in Obla? Damit iſt Alles unmöglich.“

Demidi lachte hell auf: „Carissimo fratello, Du haſt mich immer mit einiger Geringſchätzung behandelt, die ich mir gefallen ließ, weil ſie mir gleichgültig war, obzwar Du ſehr wohl weißt, daß, wenn auch das Schuldgefängniß mir oft genug im Leben drohte, ich keinen Verdacht meiner Ehrenhaftigkeit zu dulden brauche, noch dulden werde. Eben wollteſt Du mich der Dummheit beſchuldigen. Du trauſt mir nicht die bêtise zu —“

„Deſto beſſer,“ fiel der Graf ein. „Uebrigens kommt es auf Eins heraus, denn auf Schloß Obla werde ich ſicher nicht die Bekanntſchaft meiner soi-disant nièce —“

„Der Enkelin unſerer Eltern,“ unterbrach ihn Demidi.

„Du bestehst auf dieser Bezeichnung. Nun also, dieser Enkelin, machen. Ich liebe den Ort nicht. Man lebt schlecht auf dem Lande und langweilt sich à mourir. Außerdem sind die Erinnerungen nicht angenehm —"

„Aber die Revenuen!" warf Demidi ein.

„Sehr spärlich, mon ami, kann ich Dich versichern, namentlich jetzt. Wenn das Korn in die Fourage-Magazine bald meines allergnädigsten Herrn, der Majestät von Polen, bald des Preußen-Königs geliefert wird, was soll mir bleiben? Dazu betrügen die Verwalter, wenn ich auch über den jetzigen, den mir, ich weiß nicht mehr wer, jedenfalls ein Cavalier, mit großem empressement recommandirte, nicht klagen kann. Nun, Du warst ja da, hast ihn gesehen, hast Menschenkenntniß, wie ist der Mensch?"

Demidi zuckte die Achsel und nahm ein Lächeln an, als wisse er viel und wolle wenig sagen. „Halte Dich an den Cavalier, der ihn recommandirte, der muß ihn ja kennen. Mir wäre der Mensch für seine Stellung zu sehr gebildet, zu sehr mit den Prätensionen des vornehmen Mannes. Uebrigens ein genre, das ich gar nicht liebe. Wenn die jungen

Leute nicht jung sind — haben sie kein gutes Gewissen."

„Du willst mir ausweichen, also Nichts mehr davon," sagte der Graf und stellte sich vor den Spiegel. „Uebrigens mußt Du mich entschuldigen, ich habe mich zum déjeûner beim französischen Gesandten versagt und muß meine Toilette beenden. „Ah, mon cher, in jedem Jahrzehnt braucht man eine Stunde länger. Aber à propos — was denkst Du jetzt zu beginnen, und wohin soll Dir mein Banquier —?"

„Ich bin noch nicht decidirt," fiel Demidi ein. „Gieb meinetwegen Deine brüderliche Sorge zur Ruhe. Die Welt ist weit und ich fordere vom Leben, was es mir gewähren kann. Ich nütze die Stunde aus, die da ist, und sorge nicht um die kommende. Etwas bietet jeder Tag, aber man muß es ergreifen und sich genügen lassen — einen halben Rausch, eine halbe Liebe, eine halbe Emotion bei Karten oder Würfel. Aber Du mußt Toilette machen — das ist auch eine halbe Täuschung. Die eine Hälfte hast Du, die andere Deine große Welt. Man überklebt und übertüncht die Jahre nicht, am wenigsten die, die Nichts sind als 365 Diners. Ich sehe, daß ich Dich lang-

weile. Ich sage nicht à revoir, denn das wäre ein Gedanke auf die Zukunft, und den lasse ich nicht aufkommen.

Der Graf gähnte wiederholt und merklich; Demidi griff noch einmal in die goldene Tabatiere, die auf dem Toilettentisch stand und verließ das Zimmer.

„Wunderbar," sagte er vor sich hin, „wie ein Fehler allen guten Eigenschaften eines Menschen die Wage halten kann. Vincenz ist träge, und das war er immer. Das hat ihn vor mancher Thorheit im Leben geschützt. Aus Trägheit hat er es zu Nichts gebracht, sich nicht verheirathet, nur die Hälfte gehabt von seinem Besitz, er wird einmal sterben, weil er zu träge ist, die Mixtur zu nehmen, die ihm sein Arzt in der Krisis verschreiben wird, und er langweilt sich sein ganzes Leben, weil er zu träge ist, sich zu amüsiren. Trägheit ist seine Tugend und sein Laster. Hätte er nicht die Mühe gescheut, wäre er der vortrefflichste Sohn, Bruder, Freund gewesen. Ich glaube, er könnte Nimina adoptiren, wenn er nicht zu faul wäre, nach Schloß Obla zu gehen. Aber dießmal soll er wider seinen Willen auf die Reise."

Er trat aus dem Hotel, und an der Straßenecke erwarteten ihn alte Bekannte — der Schulze und zwei Bauern aus Obla. Es bedurfte nur einer kurzen Instruction, dann wanderten sie bedächtig, alle drei Schritt stillstehend und wieder deliberirend, der Wohnung ihres Gutsherrn zu.

An dem Abend dieses Tages ließ der Graf Postpferde vor seine große Reisecarosse bestellen. Ein Courier mußte vorausreiten. Die Diener, die über den so plötzlichen Entschluß höchlich erstaunt waren, erzählten sich, der Verwalter im Schloß Obla sei mit der ganzen Kasse und Summen, die er im Namen des Herrn aufgenommen hätte, durchgegangen; die Bauern beanspruchten Entschädigung für Contributionen, die sie allein und für den Herrn geleistet hätten. Das hatten sie dem Schulzen abgefragt, der mehrere Stunden Audienz beim Grafen gehabt hatte. Dieser war sehr verstimmt, und als er sich gähnend in der großen Caroſſe streckte, die mit aller nur erdenklichen Bequemlichkeit ausgerüstet war, empfahl er Eile, damit die Reisequal möglichst schnell überstanden würde. Als der Wagen an einem Gasthause dritten Ranges vorbeirollte, öffnete sich ein Fenster, und ein

wohlbekannter Kopf sah dem Reisenden schadenfroh lächelnd nach: „Parden, mein verehrter Herr Philosoph Paul Lange, die Lection für ihren Fürwitz. Nur so konnte ich den carissimo fratello auf die Beine bringen, und vielleicht adoptirt er jetzt Ninina. In dem Fall wäre es dann übrigens auch um so besser, wenn wir den schmucken Herrn Inspector, der wohl einem jungen Mädchen ohne Erfahrung und ohne weitere Bekanntschaft gefährlich sein könnte, auf gute Manier in die Luft sprengten, was sein prahlerisches Selbstbewußtsein reichlich verdient."

Auf Schloß Ohla entstand keine geringe Bestürzung, als der Courier, und wenige Stunden später, es war gegen Nachmittag, der Graf selbst ankam. Seine Zimmer waren zwar unberührt seit Jahren und immer in Ordnung gehalten, aber Dore war doch außer sich vor Aufregung, um so mehr, als der Herr Inspector immer noch nicht zurück war, und sie so die einzige Stütze, den einzigen Rath, verloren hatte. Und die Geheimnisse, die ihr mit Centnerlast auf dem Herzen lagen. Der Graf war sehr ermüdet angekommen, hatte zwar das gesammte Gesinde, das ihn, auf Dore's Anordnung im Sonntagsstaat an

der Zugbrücke erwartete, freundlich gegrüßt, war aber sofort auf sein Zimmer gegangen, um auszuruhen. Es währte mehrere Stunden bis sein Kammerdiener, erst den alten Meier, dann einzelne andere Leute, den Förster und einen nach dem anderen von den Knechten in das Herrenzimmer bestellte. Dore stand auf dem Corridor, und jeder der den Herrn verließ, mußte ihr rapportiren. Sie wußten nicht viel zu sagen. Seine Gnaden hatten so im Allgemeinen über den Herrn Lange und sein Thun und Schaffen Erkundigungen eingezogen. Nun liebte ihn zwar keiner, hatte ihn auch nicht besonders gelobt dem Herrn gegenüber, der ja augenscheinlich gegen den Inspector eingenommen war und mehr wissen müßte, als sie; sonst wäre er nicht direkt deßhalb aus Dresden gekommen, aber den Gerüchten, die sich, immer wachsend im Dorfe verbreiteten, schenkte doch keiner der Dienstleute Glauben. Indessen, was sollten sie sich die Finger verbrennen, am klügsten war es, sie stellten sich, als wüßten sie nichts Gutes und nichts Böses, da wären sie in jedem Falle sicher. Dore war in höchster Entrüstung. „Habt Ihr denn das nicht gesagt, und das? Ihr kennt doch den Mann nun bald achtzehn Monat, und

er hat noch Keinen im Stich gelassen, der es nicht reichlich verdiente, und Unrecht hat er nicht gelitten noch gethan." „Ja, Jungfer," war die Antwort, was geht es uns an. Es steckt kein Mensch in dem anderen, und fort ist er doch bei Nacht und Nebel." Dore war außer sich vor Zorn, schalt und donnerte, und wartete sehnlichst auf den Moment, wo sie ihrerseits zum Spruch kommen würde. Aber der Moment kam nicht, wenigstens nicht mehr an dem Abend. „Der Herr Graf wäre ganz erschöpft von den Verhören," sagte Jean, „wolle nun Niemand mehr sehen und sich früh zur Ruhe legen." Klarer in der Sache war er jedenfalls nicht geworden. Dore schlief nicht diese Nacht. Die Aufregung des Tages und der Aerger des Abends waren zu groß gewesen. Um Karolina hatte sie sich kaum kümmern können, die aber theilte Nichts von der allgemeinen Erregung. Heiter, zuversichtlich hing sie ihren Gedanken nach, und was um sie her vorging, berührte sie nicht.

Am anderen Vormittag ließ der Graf Dore zu sich bescheiden. Das hatte sie lange erwartet und stand parat in ihrem besten Anzug. Alles, was sie zu Gunsten ihres Freundes vorbringen wollte, hatte

ſie ſich die ganze Nacht in Gedanken zuſammengeſtellt. Aber nun fuhr ihr doch die Aufforderung wie ein Donnerſchlag durch die Glieder, und als ſie in das Zimmer trat, wußte ſie wirklich kein Wort von ihrer ſchönen Vertheidigungsrede, von deren Eindruck ſie ſoviel erwartet hatte. Sie brauchte ſie aber auch gar nicht, denn auf den Herrn Lange kam durchaus nicht die Rede. – Der Graf lag auf dem Sopha, faſt in dem Anzug, den wir ſchon kennen, reichte Dore freundlich die Hand, ihre Fingerſpitzen berührten ſich, denn vor dem Handkuß zog er die ſchmale, weiße Rechte, über die feine Spitzenmanſchetten fielen, zurück. Dann war er mit Allem ſehr zufrieden, dankte für ihre längſt bewährten, treuen Dienſte, freute ſich ihres unveränderten, guten Ausſehens; Dore erröthete beſcheidentlich, knixte immer tiefer, wies mit einzelnen, verlegenen Worten das unverdiente große Lob zurück, knixte wieder, wurde entlaſſen und war ſchon an der Thür, als ſie noch einmal zurückgehalten wurde, obgleich ſie die Thürklinke in der Hand behielt.

„Noch eins," ſagte der Graf. „Wir haben Ihr viel Unruhe gemacht mit den Gäſten, die wir Ihr dieſen Herbſt in's Schloß ſchickten. Mon Dieu, in

Kriegszeiten läßt man Fünf grade sein, der Demidi hat gewichtige Fürsprache, man muß manchmal auf Menschen égards nehmen. Die Bande ist aber, höre ich, längst wieder fort. Ja, solche Leute können nicht still sitzen auf einem Fleck, und darauf hatte ich auch gleich gerechnet."

Dore kam ganz aus der Fassung. Sollte der Herr Graf den Bruder nicht kennen: Sie stotterte verlegen einige Worte, als Graf Ohla fortfuhr: „Ist nicht noch ein Frauenzimmer von der Gesellschaft hier hängen geblieben? Der Demidi sagte mir so etwas von seiner Tochter, die Sie unter Ihren besonderen Schutz genommen hätte." Dore wollte reden. „Nun, nun, fuhr er fort, „ich habe Nichts dagegen, im Gegentheil, das macht Ihr Ehre. Wie läßt sich denn das Kind an, oder ist es schon erwachsen?"

Arme Dore! Hätte sie Alles so sagen können, wie es ihr um's Herz war, aber die Frage kam ihr so von der verkehrten Seite, hätte solche Berichtigung erfordert, machte sie so confus, ob der Herr wisse, in welchem Verhältniß Karolina zu ihm stünde, ob sie ihm das sagen dürfe, daß sie Nichts zum Vorschein brachte als: „Das liebe, junge Mamsellchen!" Ja

wenn sie das Geheimniß nicht gewußt hätte, sie hätte ganz anders reden wollen.

Der Graf enthob sie weiterer Bemühungen und warf hin, er würde ja selbst urtheilen, sie möchte ihm nur die Mademoiselle gleich jetzt auf das Zimmer invitiren. Dore ging, sehr schlecht mit sich zufrieden und in neuer Bestürzung.

Graf Ohla stand auf, als Dore das Zimmer verlassen hatte. Die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der er die Begegnung mit dem Kinde seines Bruders eingeleitet hatte, verschwand. Eine sichtliche Aufregung trat an die Stelle. Es kam ihm zwar nicht in den Sinn, auf Demidi's Plan einzugehen und das Mädchen durch Adoption in den Stand zu erheben, zu dem es seine Geburt berechtigt hätte; denn der Bruder war doch einmal definitiv aus der Familie ausgeschieden, für sich und seine Descendenz, aber er hatte Niemand, der ihm verwandtschaftlich nahe stand, auf der Welt, und der Plan, für das arme Geschöpf und seine Zukunft Sorge zu tragen, beschäftigte ihn. Darin hatte ihn Demidi richtig berechnet, denn trotz der scheinbar gleichgültigen Kälte, die die Brüder trennte, war doch Etwas von der Erinnerung der

gemeinsamen Kindheit in ihrem Herzen geblieben. Aber er schämte sich des Bruders, und die Tochter desselben sollte ihm gewiß ganz fern bleiben. Darum hatte er auch immer abgelehnt sie kennen zu lernen, kaum an die Gültigkeit der Ehe des Bruders geglaubt, nur sich ein Bild von dem Mädchen zusammengestellt aus Demidi's hingeworfenen Andeutungen und der Vorstellung, daß es zwischen der vagabundirenden, verkommenen Gesellschaft des Marionettenspielers aufgewachsen sei, das ihm das unangenehmste Vorurtheil einflößte. Ein halb verwahrlostes, albern aufgeputztes und affectirtes Kind erwartete er. Er wollte ja versuchen, es soviel als möglich zu retten, aber er hoffte selbst sehr wenig von diesem Versuch. Schließlich würde es auf ein Paar Geschenke, ein kleines, jährliches Einkommen, zu dem sich ein Vorwand finden würde, und auf ein mehr oder minder großes Legat hinauslaufen. Zu allem dem war er entschlossen, nur sollte ihm das Mädchen in gebührender Entfernung bleiben. Er schritt im Zimmer auf und ab und stand gerade vor den Portraits seiner Eltern, die aus reichen Goldrahmen freundlich von der Wand auf ihn hernieder schauten, als die Thür sich leise öffnete und

Karolina eintrat. Sie trug ein einfach weißes Kleid, ein Brusttuch mit sauber gefalteter Rüsche eingefaßt, und mit den Zipfeln auf dem Rücken zusammengenommen, die dunklen Locken, die bis zur Schulter hinabhingen, nur mit einem blauen Bande aus der Stirn gebunden. Die jugendlich schlanke Gestalt verbeugte sich, ohne Verlegenheit, anmuthig und leicht, das dunkle Auge sah den Fremden, ohne Verwunderung fragend an. Das war eine so vollkommen andere Erscheinung, als der Graf erwartet hatte, daß er seine ganze Sicherheit verlor und deutlich fühlte, mit dem Empfang, auf den er vorbereitet war, könne er die Bekanntschaft nicht einleiten.

„Sie ist die Tochter des Monsieur Demidi?“ fing er an. „Treten Sie näher, liebes Kind!“ aber Karolina richtete ihre schönen, schwarzen Augen so unbefangen auf ihn, stand so sicher da, daß er schnell hinzufügte: „Ich bin der Freund Ihres Vaters, noch mehr, ich habe Ihre Großeltern schon gekannt und bringe Ihnen eine alte Freundschaft entgegen. Außerdem sind Sie mein Gast seit mehreren Monaten, setzen Sie sich zu mir, lassen Sie uns plaudern und Freunde werden.“

Er schob ihr einen Stuhl hin, und sie setzte sich an seine Seite. Als Freund des Vaters hatte er sich zwar nicht weiter empfohlen, denn Demidi selbst hatte ihr oft gesagt, wenn sie fragte, wie er den Tag zugebracht hätte: „Unter meinen Freunden, aber die passen nicht für Dich.“ Von ihren Großeltern hatte sie niemals gehört, und doch lag in der ganzen Art des alten freundlichen Herrn Etwas, dem sich schnell ihr Herz öffnete. „Er ist sehr vornehm und sehr stolz,“ hatte Dore ihr gesagt, ehe sie eintrat, „sei nur recht unterthänig und sprich nur, was er Dich fragt.“ Aber das war ja ganz anders. Der Herr war fast verlegen und gar nicht stolz, denn die Absicht, freundlich zu sein, trat noch entschiedener hervor, als die Freundlichkeit selbst. So fielen mit dem ersten Blick die Vorurtheile, mit denen sie gegenseitig sich entgegen gekommen waren, sie hatten die Empfindung, als hätten sie gegeneinander Etwas gut zu machen, und damit war schnell ein herzlicher Verkehr eröffnet. Auf die Frage, wie es ihr auf Schloß Ohla gefiele, hatte Karolina erst von Dore erzählt, dann von der Pracht des Frühlings, und Alles war so einfach, so rein, so voll Gemüth und Poesie in dem un-

befangenen Plaudern, und die Empfindung malte sich so anmuthig in den lieblichen Zügen, daß es dem alten Herrn wie Jugendgenuß und Frühlingshauch an's Herz ging. Er nannte sie „Du", strich ihr die Locken aus der Stirn, liebkoste sie, und auch sie vergaß es, daß sie ihn zum ersten Mal sah. Es ist das beneidenswerthe Glück der Jugend, daß sie nur weniger Augenblicke bedarf, um sich mit ganzem Herzen einer neuen Freundschaft hinzugeben. Karolina hatte sich schnell angeschlossen, und Graf Ohla sah in ihr seine nächste, seine einzige Verwandte, fast seine Tochter. Es hätte wenig gefehlt, daß er gleich in der ersten Stunde ihr Alles gesagt und sie an's Herz geschlossen hätte, um sie nie wieder von sich zu lassen.

Dore trippelte ängstlich vor der Thür auf und ab. Die Unterredung dauerte gar zu lange. Endlich faßte sie sich ein Herz, klopfte leise an und rief ihren Schützling zum Mittageſſen, denn die Suppe war längst kalt geworden. Der Graf küßte Karolina auf die Stirn und überließ sie der Alten, nachdem das Mädchen heiter und unbefangen hatte versprechen müſſen, gleich nach dem Eſſen wiederzukommen

und Seine Gnaden zu einem Spaziergang abzuholen.

„Was hat er Dir gesagt?“ fragte Dore. „Du hättest ihm die Hand küssen müssen und rückwärts zur Thür gehen und einen tiefen Knix machen an der Schwelle. Ach, Du bist noch gar zu unerfahren, und so egal mit Hoch und Gering. Vor Gott sind wir zwar Alle gleich, aber unter Menschen, das geht nicht, und der Herr Graf haben es Dir gewiß ungnädig aufgenommen.“

„Da sei außer Sorge,“ lachte Karolina; „mir ist es, als ob ich ihn seit Jahren schon kennte, und schon lange so lieb hätte, als jetzt. Wir sind recht, recht gute Freunde zusammen.“

Der Graf hatte den eigentlichen Zweck seiner Reise, die Untersuchung gegen den durchgegangenen Inspector so gut als ganz vergessen. Paul's Brief, den er noch im Augenblick der Abreise in Dresden erhalten hatte, machte übrigens die Abwesenheit auch ganz unverfänglich, die Aussage der Leute hatte nichts irgend Gravirendes, und die eigentliche Untersuchung mußte ohnehin aufgeschoben bleiben, bis die Ankläger, der Schulze und der Vorstand der Gemeinde, zurück

wären. Die aber machten langsame Märsche. Sie hätten, meinten sie, das Ihrige gethan, hätten die Untersuchung in Gang gebracht, es lag ihnen gar Nichts daran, zu Beweisen aufgefordert zu werden. Es möge herauskommen, was wolle, meinte der Schulze, mit dem Abgange des Inspectors würde es doch wohl ausgehen, und das sei für sie die Hauptsache. Einen guten Vorsprung müßten sie dem gnädigen Herrn Grafen lassen und sich dann erst erkundigen, wie Alles stünde, um danach ihre Rede einzurichten.

Der Graf schritt in seinem Zimmer auf und ab und war nicht wiederzuerkennen. Die Begegnung mit Karolina hatte ihn so mächtig ergriffen, wie er das selbst nicht für möglich gehalten hätte. Mit Thränen in den Augen, blickte er zu den Bildern seiner Eltern empor, und im Herzen war er vollkommen mit sich einig. Ein Jahr noch wollte er das Mädchen einer vornehmen Erziehungs-Anstalt übergeben und dann, als die Waise seines Bruders, als seine Adoptivtochter in der großen Welt einführen. Demidi müßte vorher allen seinen Ansprüchen entsagen. Daß es der schönen, reichen Erbin nicht an

Bewunderern und Freiern fehlen könnte, verstand sich von selbst. Er dachte schon an einzelne Partien, die ihm annehmbar erschienen, vor allen Dingen aber, und das dürfen wir nicht verschweigen, dachte er an Karolina selbst, und des Glückes, sie sein zu nennen. Das Herz war ihm wunderbar schnell aufgegangen. Das schläft erst, das läßt seinen leisen Schlag wohl durch allerlei andere Dinge übertönen und vergessen, aber es stirbt nicht ab, so lange wir selbst dem Leben gehören, und Gott hat seine eigenen Wege, es zur rechten Zeit zu wecken. Der alte Herr hatte wirklich selbst nicht mehr gewußt, daß er ein Herz hatte, und nun mußte er es so unvermuthet erfahren. Das Resultat seiner väterlichen Neigung wurde zwar nach seiner Weise zugeschnitten, aber sie selbst war so rein und uneigennützig als nur irgend eine. Karolina kam ihm in den nächsten Tagen nicht mehr von der Seite. Entweder saß sie plaudernd auf seinem Zimmer, oder sie holte ihn ab zu einem Spaziergang, oder fuhr an seiner Seite durch Wald und Feld. Nur bei den Mahlzeiten ließ sie ihn allein und lehnte jede Einladung dazu entschieden ab. Die Zeit gehöre ihrer alten Dore, und von der könne sie Nichts

abgeben. Vergebens proteſtirte Dore, die jeden Augenblick eine Erklärung des Geheimniſſes erwartete und ſchon ihren Liebling als Nichte ihres Herrn anerkannt ſah, zur höchſten Ueberraſchung aller Leute. Aber die Erklärung kam nicht, eben ſo wenig als der Herr Inſpector, der nun doch ſchon in die zweite Woche fort war. Karolina erzählte ihrem neuen Freunde von ihrem Leben, was ſie wußte, und das war ſo wenig; von ihren Empfindungen, ſo viel ſie in Worte zu faſſen vermochte; nur ihr heiligſtes, tiefſtes Geheimniß erwähnte ſie nie. Seit ſie der alten Dore in der erſten Aufregung davon geſprochen hatte, war es nicht wieder auf ihre Lippen getreten, ja nicht einmal Paul's Namen hatte ſie genannt, nicht zu ihr, nicht zu einem Andern. Sie wartete auf ſeine Rückkehr, aber geduldig und ohne den Hauch eines Zweifels. Sie dachte an Nichts, als daß ſein Herz ihr gehöre. Das Weitere vertraute ſie ihm. Und dieſe Empfindung machte ſie ſo heiter, und das Herz in ſeinem Glücke ſchloß ſich ſo leicht auf, daß ſie alle Welt hätte in Liebe umfaſſen können. Vor wenigen Wochen noch hätte der Oheim ein eingeſchüchtertes Kind gefunden, das ihm niemals näher getreten wäre. Auch

die Neigung zu ihm entstand in dem Segen und Zauber, den die Liebe um sie breitete, wie die Anmuth, die ihm schnell das Herz abgewann.

Es war am vierten Tage seiner Anwesenheit auf dem Schlosse, als der Graf Karolina auf sein Zimmer einladen ließ. Das junge Mädchen folgte der Aufforderung so unbefangen wie immer, fühlte aber gleich beim Eintreten, daß der Empfang des alten Herrn besonders feierlich war. Er war in vollständiger Toilette, einen Ordensstern auf der Brust, etwas Ernstes, Wichtiges in den Zügen. „Setze Dich, Karolina," sagte er, „und höre mir aufmerksam zu. Ich habe Dir Mittheilungen zu machen, die Dich überraschen werden, die Du vielleicht nicht ganz verstehen wirst, die aber Deiner ganzen Lebensstellung eine neue Wendung geben müssen. Hörst Du mich auch, mein liebes Kind?"

Karolina nickte mit dem Kopfe, aber der Ausdruck ihrer Züge verrieth eben so wenig Spannung, als Ueberraschung und Neugierde.

Der Graf fuhr fort: „Alles, was ich Dir sage, geschieht im Auftrage und mit Zustimmung Deines Papa. Du weißt noch nicht, und das muß ich Dir

zuerſt mittheilen, daß er aus einer angeſehenen, adligen Familie ſtammt und freiwillig ſeinen vornehmen Namen gegen einen beſcheideneren vertauſchte, aus Gründen, die Nichts zur Sache thun. Meine liebe Karolina iſt vollkommen berechtigt, eine vornehme und reiche Dame zu ſein, und ſoll das auch bald werden.“ Er hielt ein, um den Eindruck ſeiner erſten Eröffnung zu beobachten, aber er mußte in der That annehmen, ſie hätte ihn gar nicht gehört, ſo unverändert und gleichgültig blieben ihre Züge. Haſt Du mich verſtanden, Karolina?“ fragte er.

„Ich denke, ja!“ erwiderte ſie. „Das iſt komiſch. Mein Papa heißt alſo nicht Demidi? Er hat ſich auch ſonſt wohl ſchon anders genannt, und dieſen Namen habe ich eigentlich nie recht gemocht. Am Ende iſt es aber ganz gleichgültig, wenigſtens für mich. Ich nenne ihn ja Papa; und für Fremde, iſt da nicht ein Name wie der andere?“

„Iſt es Dir denn gleichgültig, daß Du eine vornehme, reiche Dame werden ſollſt?“

„Ja, das verſtehe ich nicht recht. Wie kann ich denn anders werden, als ich bin? Für Papa bleibe ich ſein Kind; für die, die mich lieb haben, Karolina,

und wenn Dore auch sagt, man müsse vor den Vornehmen einen tieferen Knix machen, als vor den Geringen, die mich lieb haben, und die ich wieder lieb habe, sollen mir die Hand reichen, und die Anderen können thun, was sie wollen. Und reich soll ich werden? Ja, was soll ich damit anfangen? Ich brauche ja Nichts. Euer Gnaden sehen mich so verwunderlich und kopfschüttelnd an. Ja, da kann ich nicht helfen, das ist Alles, was ich davon verstehe."

Der Graf wußte wirklich nicht, wie er auf dies Verstehen seine Erörterungen weiter bauen sollte. „Karolina," fing er an, „Dein Papa ist mein naher, ja mein nächster Verwandter. Ich habe ein Recht auf Deine Zuneigung."

„Ach," rief das Mädchen, und ein freudiger Schein leuchtete über sein Gesicht, „das freut mich. Ach, wie mich das glücklich macht! Aber," setzte sie lächelnd hinzu, „das ändert wieder Nichts, denn dann kann ich es ja gestehen, daß ich Sie gleich von Anfang an so lieb hatte, so lieb, fast so lieb, als meine alte Dore, und daß es mich betrübte, wenn ich dachte, Sie würden wieder fortreisen, und ich Sie am Ende nie wiedersehen; denn Dore sagt, Sie kämen so selten

hierher. Aber lieber kann ich Sie doch nicht haben, nur daß ich Sie jetzt doch oft wiedersehe, daß Sie Ihre kleine Karolina nicht aus den Augen und aus dem Herzen verlieren. Und das freut mich, aber, wie gesagt, lieb hatte ich Sie schon vorher," dann auf einmal einhaltend, fügte sie fragend hinzu: „Vorgestern haben Sie mir gesagt, Sie hätten meine Großeltern gekannt, von denen mir niemals Jemand gesprochen hatte. Sind Sie vielleicht mein Großpapa?"

Der Graf streckte sich und warf einen Blick in den Spiegel. „Nein, mein Kind," sagte er etwas gedehnt, „da sieh' auf jene beiden Portraits an der Wand, das sind Deine Großeltern."

Karolina sprang auf und richtete den dunkeln Blick auf die steifen, ceremoniösen Bilder. Sie wollte ihnen einen warmen Herzschlag entgegentragen, aber die sahen so fremd, so affectirt auf sie nieder. Sie lachte. „Und wie also soll ich Sie nennen?" „Nenne mich mon cher oncle. Und wenn Du willst, und wenn sich Alles so fügt, wie ich wünsche, sollst Du mich mon cher papa nennen und mein liebes, liebes Kind sein, und bei mir bleiben, und mir ein Glück bringen, das ich noch niemals kannte im Leben." Es

lag ſo viel Liebe, ſo viel Wehmuth in ſeinem Tone, die ganze vorher überlegte Feierlichkeit ſeines Weſens war ſo ganz verſchwunden, daß Karolina auf ihn zueilte, ſich zu ſeinen Füßen niederwarf, ihn ſchmeichelnd umfaßte und, während ihr die Thränen aus den großen Augen niederfielen, mit dem lieblichſten Lächeln immer wieder flüſterte: „Mon cher papa!“

Der alte Herr vergaß alle ſeine beabſichtigten Auseinanderſetzungen, alle ſeine Pläne für die Zukunft, er küßte das holde Geſchöpf auf die Stirn: „Mein Kind, mein liebes Kind!“ ſagte er, und während er ihr vor einer halben Stunde Rang und Reichthum ſchenken wollte, ſie überraſchen und beglücken durch ſein Geſchenk, war er jetzt der Ueberraſchte, der Beſchenkte, und ſo glücklich, wie vielleicht nie vorher in ſeinem Leben. „Nein, nein, ich laſſe Dich nicht wieder von mir!“ wiederholte er immer wieder, und die Thränen rannen aus ſeinen Wimpern. Wie lange war es her, daß er keine Thräne mehr geweint hatte, und eine Thräne der Freude, der beglückendſten Wehmuth noch niemals in ſeinem Leben. Karolina weinte mit und wußte doch eigentlich nicht, was ſo rührend an der ganzen Sache war. Sie

hatte ihn ja gleich lieb gehabt. Das Mädchen hing an dem Arm des alten Herrn, und so schritten sie auf und ab in dem großen, hohen Zimmer. „Alles, was ich besitze, soll Dein werden, dies Schloß, meine Güter“ — sagte er. „Auch der Wald?“ fragte sie, „in dem es so prächtig Frühling wird, und der Stein mit dem Moos, und drüber die düstere Eiche und das Tannenbäumchen zu seinen Füßen?“

Er lächelte, aber über ihre Züge zog plötzlich ein tiefes Erröthen und ein Ernst, so feierlich wie im Gebet. Jetzt konnte er sie nicht verstehen.

„Du wirst jetzt eine vornehme Gräfin, denn meinen Namen sollst Du tragen; in die große Welt, bei Hofe werde ich Dich einführen, und man wird Dich mir nicht lange lassen. Die Freier werden sich um Dich drängen, und das Leben, was Du bisher führtest, mußt Du vergessen.“

Karolina ließ seinen Arm los. Aufrecht stand sie da, in ihrem feierlichen Blick leuchtete auf einmal ein Verständniß. Sie legte die Hand an die Stirn, dann rief sie aus: „Nein, nein, das ist nicht möglich!“

„Dich blendet die ungekannte Aussicht, Du wirst Dich zurecht finden, Karolina!“

Sie schüttelte feierlich den Kopf. „Wenn Du mon cher papa bist, und ich Dein liebes Kind sein soll, darf ich ja auch kein Geheimniß vor Dir haben, und das will ich auch nicht, aber weiß ich nicht, wie ich es in Worte fassen soll, was ich nicht einmal in Gedanken ordnen und benennen konnte. Es ist genau, als wenn Dir der Wald sagen wollte, wie es in ihm Frühling wird und wozu es Frühling wird. Ja, das knospet, blühet, glänzt und klingt, aber das „Wie“ und „Wozu“, das ist das geheimnißvolle Wunder, das kein Wort auszusprechen vermag. Es muß eben eine neue Welt werden. Versteht mich mon cher papa?“

Er verstand sie gar nicht, noch weniger, als sie ihn verstanden hatte. „Karolina,“ sagte er, sie mit ängstlichem Blick ansehend, „sprich deutlicher, sprich weiter, ich werde versuchen —“

„Siehst Du,“ sagte sie, „so wie der Wald war im Winter, kalt, stumm, schlafend, so war mein Leben. Und da kam der Frühling in mein Herz, und es wurde eine neue Welt, und diese Welt kann ich mit keiner andern vertauschen, wie der Wald keine Stadt wird und das Laubdach kein schimmernder Saal.“

„Kind, das bleibt Dir Alles, Alles, aber anders wird es.“

Sie ſchüttelte die Locken um das ſchöne Haupt: „Nein, nein, Du verſtehſt mich nicht, das kann nicht anders werden. Du bieteſt mir auch ein neues Leben, aber ich gehöre mir nicht mehr, und in Dein Leben kann ich nicht mehr hinein. Der Frühling hat mir meine Welt gezeigt, und die gehört mir, und ich gehöre ihr. Wenn er hier wäre, er würde es Dir ſagen können, ich kann es nur empfinden.“

„Er? von wem ſprichſt Du?“ rief der Graf, und endlich dämmerte es ihm auf.

„Ach, das habe ich Dir nicht geſagt? Und das hätte ich Dir gleich zuerſt ſagen ſollen. Paul! Kennſt Du ihn nicht? Paul! Und wenn ich vom Frühling ſprach —“

„Wer iſt Paul?“ unterbrach ſie der Graf in höchſter Beſtürzung.

„Paul Lange!“ antwortete ſie ganz ruhig, als gäbe der Name ihr neue Zuverſicht, und ihr Empfinden ſtütze ſich auf ihn. „Dore nennt ihn den Herrn Inſpector.“

„Mon Dieu!“ rief der Graf, „unglückliches Kind, und den liebſt Du?“

„Lieben?“ sagte sie unbefangen, „lieben, wie ich Dich liebe und meinen andern Papa und Dore? Nein! Ach quäle mich nicht, ich sehe ja doch, daß ich es nicht klar machen kann. Ich weiß es auch nicht, ob ich Paul liebe. Ob der Wald wohl den Frühling liebt? Aber das weiß ich, daß er meine Welt ist, mein neues Leben, und deßhalb mußt Du doch verstehen, daß ich eine andere Welt, ein anderes Leben nicht mehr gebrauchen kann.“

Der alte Herr warf sich verzweifelnd und rathlos in einen Fauteuil, „das sind Thorheiten, des bêtises, sage ich Dir, Du bist un enfant und weißt nicht, was Du sprichst. Der Musjö Lange, dieser durchgegangene Inspector, soll sich in Acht nehmen. Es war hohe Zeit, daß ich dazu hierher kam. Das sind Grillen, und die Freuden der großen Welt werden Dich schon auf andere Gedanken bringen.“

Karolina lächelte. Sie trat zu ihm heran und legte leise die Hand auf seine Schulter. „Nun darf ich wohl nicht mehr ‚mon cher papa‘ sagen? Im Herzen werde ich es immer noch thun. Ich kenne Deine große Welt nicht, und Du kennst ihn nicht, aber Jeder muß behalten, was Gott ihm anwies, und

das Herz findet wohl einen Weg von Deiner Welt in die meinige hinüber.“

„Der Musjö Lange iſt fort und wird gar nicht wieder kommen!“ rief er. „Was ſollen wir darüber ſtreiten?“ Auf Karolina's Zügen malte ſich auch kein Zeichen von Beſorgniß. In dieſem Augenblick trat der Kammerdiener ein und meldete den Herrn Inſpector Lange. Der Graf fuhr auf, und Karolina griff nach einer Stuhllehne, um ſich zu ſtützen. Ein leiſes Zittern flog durch ihre ganze Geſtalt, und der Ausdruck unausſprechlichen Glückes war über ihre Züge ausgegoſſen. Es lag eine ſolche Gewalt in dieſem Ausdruck, daß der Graf den geringſchätzenden Befehl, mit dem er den jungen Mann hereinrufen wollte, zurückhielt. „Laß es gut ſein, mon enfant,“ ſagte er, „und verlaſſe Dich auf mich. Ich werde das Alles in Ordnung bringen, ich bin und bleibe Dein cher papa. Geh' jetzt — da hinaus, und ſage der alten Dore Nichts von dem, was ich Dir eröffnet habe.“

„Ja, was haſt Du mir denn eröffnet, und was ſoll ich ihr nicht ſagen?“

„Nun über meine Verwandtſchaft mit Deinem

Papa, und daß ich Dich adoptiren will, und daß Du jetzt eine vornehme Dame bist."

„Ach, ganz recht, das sagtest Du. An Alles das dachte ich nicht mehr."

Der alte Herr schüttelte den Kopf und drängte sie zur Thür. Sie ging. „Mon cher frère," sagte er, als er allein war, „ist und bleibt ein leichtsinniger Knabe. Ich werde Mühe genug haben, das Alles wieder in Ordnung zu bringen. Nun, mit dem Inspector will ich schon fertig werden. Wenn man ihm verspricht, Alles zu pardonniren, meinethalben noch Reisegeld dazu legt. Und sie ist ein Kind." Er zog die Klingel. „Der Inspector soll eintreten!" rief er dem Kammerdiener entgegen und nahm mit ernster Miene Platz auf dem Sopha.

Paul kam. Der Graf sah ihm mit einer gewissen neugierigen Spannung entgegen. Er konnte sich kaum mehr seiner entsinnen. Der angenehme, zuversichtliche Eindruck, den ihm der junge Mann gemacht hatte, als er ihn in Dresden vor einem und einem halben Jahre für seine Stellung annahm, war längst vergessen. Die Insinuation der Bauern hatten ihm große Vorurtheile eingeflößt. Er erwartete eine hoch-

müthige, überhebende Manier, die mancherlei Verschuldung verdecken sollte, und hatte sich mit der ganzen Ueberlegenheit des vornehmen Mannes dem Untergebenen gegenüber ausgerüstet. Mehr als das noch, er wollte ihm gleich so sehr das Untergeordnete seiner Stellung und seines Standes fühlen lassen, daß ihm alle Gedanken an Karolina vergehen sollten, denn er hielt das ganze Verhältniß für eine oberflächliche Liebelei, die die Einsamkeit und Langeweile des Aufenthalts hervorgerufen hätte. Er glaubte dem jungen Mann gegenüber so viele Vortheile der Stellung, der Weltbildung und Vornehmheit in der Hand zu haben, abgesehen von dem schlechten Gewissen, das er nun einmal bei ihm voraussetzte, daß er seiner Sache ganz sicher war. Der sollte ihm gewiß nicht den Lieblingswunsch seines Herzens, die Adoption Karolina's, kreuzen. Aber wie ganz anders, als er es erwartet hatte, stand Paul vor ihm. Sicher aber bescheiden trat er ein, mit der unbefangenen Manier, die ihm der seit seiner Kindheit zur Gewohnheit gewordene Verkehr mit Leuten höheren Standes gegeben hatte. Er sprach sein Bedauern aus, daß der seltene und längst gewünschte Besuch

des Herrn mit seiner ersten und nur durch dringende Verhältnisse gebotenen Abwesenheit von seinem Posten zusammengefallen wäre; entschuldigte die plötzliche Art, wie er diesen Urlaub erbeten hätte, und versicherte, daß er sich gleich in der ersten Stunde seiner Rückkehr überzeugt hätte, daß Nichts versäumt und Alles in derselben Ordnung wäre, wie bei seiner Abreise; fragte nach Befehlen des Herrn und erbat sich eine Stunde, um seine Bücher und Rechnungen vorzulegen, und Bericht zu erstatten über die wirthschaftlichen Verhältnisse. Das Alles war so klar, so schlicht, so sicher, daß der Graf sofort einsah, daß der Vortheil, den er aus dem schlechten Gewissen des jungen Mannes hatte ziehen wollen, verloren sei! Mit den anderen Vortheilen stand es nicht viel besser. Paul hatte mit so vortrefflichen Formen seine Stellung bewahrt, daß sein Herr es aufgab, ihm zu imponiren, und seinerseits in Verlegenheit kam, ob überhaupt, oder wie er Karolina's Erwähnung thun solle. Er sah den jungen Mann prü[illegible]n, erwiderte nur in kurzen Worten und ging mit sta[illegible] Rathe, als Paul fortfuhr: „Darf ich mir nun in einer persönlichen, nur mein Interesse betreffenden Sache Euer Gnaden Gehör erbitten?“

Der Graf gab mit einer Handbewegung seine Zustimmung und hoffte schon, Paul würde nun selbst auf die Angelegenheit kommen, die er nicht einzuleiten wußte, als dieser fortfuhr: „Euer Gnaden wollte ich um die Entbindung von meiner hiesigen Stellung höflichst ersucht haben, wobei ich den Zeitpunkt meines Abganges, den ich freilich nicht zu weit hinausgeschoben wünschte, Euer Gnaden Ermessen und dem Eintritt eines Nachfolgers anheim geben muß.

„Er will seine Stellung aufgeben?“ fragte der Graf.

„Sobald als möglich!“ war die Antwort. „Mein junger Freund, der die Güte hatte, mich Euer Gnaden zu empfehlen, wünscht mich selbst in seiner Nähe zu haben, und da der jüngere der Brüder in die preußische Armee eingetreten ist, soll ich dessen Güter in Franken in Pacht nehmen. Ich komme direkt von dort, und mein Eintreffen wird sehnlichst erwartet.“

Der Graf verabschiedete Paul mit dem kurz hingeworfenen Bescheid, er würde später das noch mit ihm besprechen. Als er allein war, war er wenig zufrieden mit dem Ausgang dieser Audienz. Er hatte Menschenkenntniß genug, um sofort einzusehen, daß von allen

Beschuldigungen der Bauern, die übrigens die Rückkehr des Inspectors schon widerlegte, so gut wie keine gegründet sei, und wenn ihm das auch in seinem eigenen Interesse gelegen sein mußte, so ließ es ihm doch die Beziehung des jungen Mannes zu Karolina viel schwieriger erscheinen als vorher. Er konnte sich nicht läugnen, daß nach dem ganzen Eindruck, den er selbst empfangen hatte, Paul wohl ein Mann war, der die Neigung eines Mädchens dauernd fesseln könnte, und von einer geckenhaften Liebelei konnte nach seinem ernsten, gehaltenen Wesen nicht die Rede sein. Den Entschluß, seine Stellung aufzugeben, gerade in diesem Augenblick, konnte er nicht verstehen. Vor allen Dingen aber verdroß es den Grafen, daß es noch nicht einmal zum Konflikt mit Paul gekommen war, während er überzeugt war, daß es gleich mit einem leichten Sieg für ihn ausgehen würde. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, ziemlich rathlos und gescheitert in Allem, nur nicht in seiner Neigung zu Karolina, die schon anfing über Alles andere hinauszuwachsen. Dore, die ihre eigene Unruhe schon auf jedes Wort, jede Miene ihres Lieblings aufmerksam machte, hätte weniger Liebe für diese

haben müssen, wenn ihr nicht gleich Karolina's erhobene Stimmung hätte auffallen sollen, mit der sie aus dem Zimmer des Grafen dießmal zurückkehrte. Aber sie fragte nicht, und Karolina rief nur, als sie bei der Freundin eintrat: „Er ist wieder da, er ist drüben bei cher papa, — bei Seiner Gnaden, dem Herrn Grafen, wollte ich sagen.“ — „Wer ist da Kind?“ fragte die Alte. „Paul!“ antwortete das junge Mädchen, öffnete das Fenster und sah träumend zum blauen Frühlingshimmel empor, von dem der Sonnenschein auf die ziehenden, weißen Wolken seinen Glanz herniedersandte. Die letzte Stunde hatte sie gezwungen auszusprechen, was bis dahin nur unklar und unbedacht als geheimnißvollstes Empfinden in ihrem Herzen gelegen hatte. Fest und bestimmt hatte sie sich für Paul erklärt, völlig klar war es ihr geworden, daß mit und für ihn ihr Leben weiter gehen müsse; die Empfindung, einmal ausgesprochen, war zum bewußten Entschluß geworden. Ihr Auge konnte durch den Thorweg zum Schloßwall hinübersehen. Da standen die Kirschbäume, die gestern nur noch grün schimmerten, im vollen Weiß der erschlossenen Blüthen. Sie wartete auf Paul mit klopfendem

Herzen. Die Thür des Grafen ging auf, das war sein Schritt auf dem Corridor, jetzt mußte er kommen — er kam nicht. Sie beugte sich aus dem Fenster. Auch das Fenster seines Zimmers wurde aufgestoßen, es war seine Hand. Vielleicht sah auch er jetzt zum Frühlingshimmel empor, aber er kam noch immer nicht. Kein Zweifel kam in ihre Seele, aber Angst, Ungeduld, Sehnsucht kämpften in ihrer jungen Brust. Sie preßte die Lippen zusammen, und Thränen füllten ihre Augen. Da trat Dore wieder ein, die indessen, auch in Angst und Unruhe, versucht hatte in ihrer Wirthschaft zu schaffen.

„Dore", rief Karolina ihr entgegen, „ich muß ihn sprechen, geh' zu ihm, bitte ihn, hierher zu kommen, ich ertrage es nicht länger, ihn hier zu wissen und ihn nicht zu sehen."

Die Alte wurde leichenblaß. „Keinen Schritt thue ich zu ihm, kein Wort richte ich an ihn, er macht mir Sorgen genug ohnehin. Was hat er zurückzukommen und mir nicht einmal einen guten Tag zu bieten? Habe ich das um ihn verdient? Invitiren soll ich ihn noch? Nein, so Etwas verlange nicht von mir, er kann seinen Weg allein finden, und wenn er

fortbleiben will, mag er laufen. Uebrigens, was geht er Dich an, Kind, was haſt Du an ihm zu ſehen, und noch mehr, was haſt Du ihm zu ſagen?“

„Dore“, ſagte Karolina, „Du weißt Alles, wenn ich Dir auch nur einmal davon zu ſprechen verſuchte und es nicht zu Stande brachte, und ſeitdem nicht wieder die Rede zwiſchen uns davon war. Ich habe es wohl gemerkt, wie ganz anders Du mich ſeitdem betrachteſt und ſitzen läſſeſt, ſtundenlang, ohne Arbeit, in Träumen. Das hätteſt Du ſonſt nicht gelitten, und Du haſt auch nie mehr ſeitdem gelacht, wenn ich fröhlich war. Frage alſo nicht, weßhalb ich ihn ſehen und ſprechen will. Es muß ſein, und Du kannſt dabei bleiben, denn Du haſt uns Beide lieb, und vor Dir haben wir kein Geheimniß.“

„Kind, ich kann nicht!“ jammerte die Alte und rang die Hände.

„So muß ich allein zu ihm gehen!“ ſagte Karolina und trat vom Fenſter.

Die Alte ſprang auf und fiel ihr in den Arm.

„Um Gottes willen, das wäre mir noch ſchöner. So lange Du unter meinem Schutze ſtehſt, und ich

habe das vor Gott und den Menschen zu verantworten, leide ich solches Unding nicht." Dann vor sich hinflüsternd, sagte sie: „Er ist ja ein ordentlicher Mensch, hat immer gewußt, was er zu thun hatte, und ich habe ihm Alles gesagt." Und weiter zu Karolina: „Kind, meinetwegen, ich will ihn rufen, Gott mag mir's vergeben und Alles zum Besten lenken, ich weiß nicht mehr, was ich thun soll noch lassen. Ich bin zu unerfahren in so Etwas, aber ich bleibe hier, nicht aus Neugierde, weiß Gott, aber ich muß wissen, was ich einmal vertreten soll." Damit, zögernd, immer wieder die Hände ringend, und mehr überwunden durch Karolina's ganzes Wesen, das Etwas so Bestimmtes, Ueberlegenes angenommen hatte, als durch ihre Worte, ging sie zu Paul hinunter. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie den sauern Gang zurückgelegt hatte, und wieder eine lange Zeit, ehe sie zurückkehrte. „Da ist er!" rief sie und ließ die Thür gleich auf, denn hinter ihr kam Paul den Corridor entlang und trat in das Zimmer. Karolina stand da in dem offenen Fenster, das Haar flatterte im Frühlingswinde um ihre Stirn, sie hielt den Athem an, und das Herz pochte ihr in hörbaren Schlägen.

Auf Paul's Stirn lag ein ernſter, ſchmerzlicher Zug, ſonſt war er ſicher wie immer. Sie traten ſich nicht entgegen, ſie reichten ſich nicht die Hand. Karolina blieb ſtehen am Fenſter, er an der Thür, aber der vollſte Ausdruck der vertrauenden Liebe malte ſich in ihrem Blick, während er bleich, mit zuſammengepreßten Lippen, vergebens verſuchte, ein Wort zu reden. Dore blickte ſchweigend, in ängſtlicher Spannung, von einem zum andern, und als ſie immer ſchwiegen, als Karolina erſchreckt über den ſtummen Schmerz, der auf den Zügen des Freundes lag, ſich krampfhaft an das Fenſterkreuz klammerte, fing ſie an: „Nun, Kinder, es muß ja doch ſein. Karolina, ich habe Alles mit ihm beſprochen. Reicht Euch noch einmal die Hände und dann ſcheidet für immer. Ihr ſeid jung, Ihr werdet es ertragen.“ Thränen unterbrachen ſie, ſie konnte nicht weiter reden.

„Paul!“ rief Karolina in unausſprechlicher Angſt, „Was ſoll das bedeuten? Scheiden, ſagt ſie, wir ſollen ſcheiden für immer?“

„Karolina,“ erwiderte er und trat einen Schritt näher. „Dore hat Recht. Ich hatte es Dir anders und nicht jetzt ſagen wollen, aber was thut es, wie

Du es erfährst, die Sache ist nicht zu ändern, und so reiche mir die Hand —"

„Nein," rief sie und zog die Hand zurück, „nicht so. Was habt Ihr. Ich will es wissen." Paul sah Dore fragend an. Sie hatte ihm das Wort abgenommen, Niemand, selbst nicht Karolina, von dem Geheimniß zu sagen, das sie ihm entdeckt hatte. Die arme Alte heftete ihren Blick rathlos auf ihn, dann sagte sie, wie vor sich hin: „Erfahren muß sie es doch einmal, und ich kann ihr in dieser Stunde Nichts verschweigen. Karolina, Dir ist eine andere Zukunft beschieden, Dein Vater ist vornehmer Geburt, es kann kommen, daß dieses Schloß sogar —"

„Dore," unterbrach sie Karolina, „fängst auch Du davon an? Das ist ja Alles fertig und abgemacht. Den ganzen Morgen hat mir mein neuer, mein zweiter cher papa, der Graf, von der Geschichte erzählt, daß ich vornehm werden soll und reiche und viele Freier haben würde und was weiß ich Alles, und was geht es mich an. Davon will ich Nichts, Nichts, Nichts mehr hören. Paul, sage Du es mir, weßhalb wir scheiden sollen, es ist ja nicht möglich."

„Karolina," sagte er, „wenn Dir wirklich ein

glänzendes Loos beſchieden iſt, wie ſollte ich, der ich mein Leben geben würde, um Dir ein Glück zu verſchaffen, dazwiſchen treten, ich ein armer, dienender Mann, und es Dir zerſtören. Nein, ich will ganz wahr, ganz aufrichtig ſein. Deine Verwandten werden mir nie Deine Hand gewähren. Dem armen, heimathloſen Kinde, der Waiſe faſt, hätte ich muthig und mit Selbſtvertrauen ein Haus gegründet — vor der reichen Erbin trete ich zurück, und ſollte ich nie im Leben glücklich werden. Nenne es Stolz, nenne es Hochmuth von mir, es kann, es darf nicht ſein."

„Paul, Dore!" ſagte das junge Mädchen, „ich verſtehe das Alles nicht, helft mir, erklärt mir. Was haben wir zu thun mit dem, was der Graf erzählte?"

„Und Seine Gnaden haben es Dir doch ſelbſt geſagt, Kind. Dann iſt es ja ſchon weiter, als ich dachte," rief Dore.

„Ja," ſagte Karolina, „er hat mir das Alles geſagt, und ſo feierlich, als wenn das Gott weiß was wäre, und ich ſollte von jetzt an ſein Kind werden, und ſo gut war er dabei, die Thränen ſtanden ihm in den Augen, und er wollte mich einführen in ſeine

große Welt, ich aber habe ihm erwidert, das könne nicht sein, ich hätte schon meine Welt, die wäre Paul, die Welt hätte mir Gott gezeigt und in's Herz gelegt, und von der könne ich nicht lassen."

„Herr Gott, das hast Du Dich unterstanden," rief Dore ganz entsetzt.

„War das denn anders möglich? So ist es ja, und weßhalb sollte ich nicht sagen, was wahr ist, wie der Frühling, und klar wie das Licht der Sonne?" sagte Karolina, und ihr Auge leuchtete.

„Karolina," sagte Paul, „Du hattest mir Nichts versprochen —"

„Ich Dir Nichts versprochen?" fiel sie ein. „Vielleicht nicht mit Worten, denn ich glaube, ich habe kein Wort zu Dir gesagt seit jener Stunde, als Du mich fragtest, ob ich die Heimath gefunden hätte, aber Du wußtest es doch, auch ohne Worte. Paul, ich frage Dich vor Gott, hast Du nicht gewußt, daß ich mich Dir zu eigen gegeben habe mit ganzem Herzen, fester, als wenn ich tausend Schwüre hinzugefügt hätte? Antworte mir, Paul."

Er senkte den Blick und sagte Nichts, aber der Ausdruck höchsten Glücks lag auf seinen Zügen.

„Antworte mir Nichts!“ rief ſie. „Siehſt Du, jetzt verſtehe ich Dich auch ohne Worte, und mit meinem cher papa bin ich ſchon fertig und habe ihm geſagt, Du würdeſt ihm Alles erklären. Das ſollſt Du auch, und das gleich jetzt. So, jetzt reiche mir Deine Hand und nicht zum Scheiden; denn der Frühling, den Gott werden ließ in unſeren Herzen, iſt Sein Frühling, und wir ſollen ihn heilig halten und nicht vernichten, denn er kommt von Ihm. Und Dich, Paul, hat mir Gott geſchickt in meiner Verlaſſenheit, daß Du mir eine Stütze werden ſollteſt in meiner Schwachheit, vor mir aufklären, was ich nicht verſtehe, für mich reden, wenn ich das rechte Wort nicht finden kann, und Du wollteſt mich verlaſſen und verwirrſt mir, was ſo klar in meinem Herzen ſtand, und ich mußte ſelbſt für mich reden —“

„Vergieb mir!“ rief Paul und ſchloß ſie an ſein Herz.

„Es war vielleicht gut ſo,“ ſagte ſie, „wenn ich auch die Stunde der Verwirrung heute Morgen, den Augenblick der Angſt jetzt nie vergeſſen werde. Damit hat ſich Alles erſt geklärt und hat Geſtalt gewonnen und iſt an's Licht getreten. Ich muß mich immer

mit dem Wald im Frühling vergleichen, weil es mit dem Frühling auch zu mir kam. Es war trübe und kalt gestern. Das waren die Stunden des Verwirrens, das arme Laub wußte nicht, ob es dem Frühling entgegenflattern, oder sich vor dem Winter zurückziehen sollte. Und heute brach die Sonne durch, und nun stehen die Kirschbäume, die gestern noch sich in kümmerlichem Grün an den Schloßwall lehnten, in voller, weißer Blüthe."

Dore hatte sich schon lange leise auf einen Stuhl niedergelassen, sie hatte, wie zum Gebet, die Hände gefaltet und sah Karoline unverwandt an. Woher nahm das Kind das Alles, diese Empfindungen, diese Worte und diese Willenskraft, die unbeirrt ihren Weg einschlug, von dem Alles es abzulenken versuchte? Arme Dore, woher sie das nahm, das kannst du nicht verstehen; das Glück, in dem diese Kraft aufgeht, ist deinem Leben fremd geblieben, aber jetzt ahnet es dein liebevolles Herz, und wenn deine Thränen rinnen in Freude und Wehmuth, so war es halb um das Glück deines Lieblings, halb um dein eigenes vereinsamtes Leben und seine getäuschten Hoffnungen.

Paul hatte Karolina lange an sein Herz geschlossen,

hatte ihr tief in die dunklen Augen geſehen, dann ſprach er: „Du willſt es, Karolina, und ſollſt mich eben ſo muthig finden, als Du ſelbſt biſt. Von jetzt iſt Dein Geſchick das meine, und ich werde es durchkämpfen, woher auch die Stürme kommen mögen, die ihm drohen.“ Er riß ſich los, reichte Dore die Hand und ging.

Eine Stunde ſpäter finden wir ihn im Zimmer des Grafen wieder. Er hat den Schulzen und die Dorfvorſteher heraufberufen laſſen auf's Schloß, denn ſchnell hatte er aus den Mittheilungen ſeiner Leute errathen, was ſie nach Dresden geführt hatte, woher ſie erſt am Abend vorher zurückgekommen waren. Wir wollen nicht verſchweigen, daß unſer Freund, der Schullehrer, ihm ſchon früher Mittheilung gemacht hatte über die Gerüchte, die ſeine plötzliche Abreiſe hervorriefen. Wie wußte der ihn mit ſeinen Nachrichten zu finden? Als Paul damals fortritt, ſtand Herr Balburius ſchon am frühen Morgen wieder in ſeinem Gärtchen. Er hatte am Tage vorher Paul mit Karolina über's Feld kommen ſehen, und ſo viel vom Dichter war ihm doch gegeben, trotz ſeiner ſchlechten Gedichte, daß er mit der Divinationsgabe

des poetischen Gemüthes verstand, was in ihnen vorging. Er hätte um Alles in der Welt keine Silbe darüber über die Lippen gebracht, aber ein Gedicht hatte er gemacht über Nacht. Es war schlecht, es war schwülstig, es stand viel drin von Amors Pfeilen und des Lenzes Brausen; die meisten Menschen hätten darüber gelacht, aber es zog doch der Ton der ewigen Wahrheit durch das pathetische Gepraſſel dieſer Verse. Und als Balduinus an jenem Morgen Paul sah, ging er neben dem Pferde her bis über die kleine Anhöhe und sagte ihm sein Gedicht vor. Da zog sich vor Paul's Augen der Fußsteg hin, auf dem er gestern Abend so selig hingeschritten war, die holprigen Verse verklangen mit dem Hufschlag des Pferdes, der sie begleitete, aber die ewige Wahrheit der Liebe, die aus ihnen herausklang, fand ein Echo in Paul's Herzen. Die Thränen traten ihm in die Augen und er sagte: „Geben Sie mir das Gedicht, Herr Balduinus!“ „Ich habe es noch nicht zu Papier gebracht, aber ich schicke es Ihnen noch heute. Wohin darf ich es Ihnen wohl nachsenden?“ Paul bezeichnete seinen Aufenthalt für die nächsten Tage, ohne zu bedenken, daß ihn Niemand wissen solle, und wie er-

schreckt über seine eigene Indiscretion, gab er dem Pferde die Sporen und sprengte davon. Daher wußte Baldurius, wohin er sein Gedicht und seine Nachrichten zu senden hatte. Der Graf saß in seinem Zimmer am Schreibtisch. Vor ihm waren Paul's Wirthschaftsbücher ausgebreitet und, wohlgeordnet, in einem Actenstück die Papiere, in denen die Verhältnisse der Bauern, ihre Pflichten und Rechte der Gutsherrschaft gegenüber, festgestellt waren. Auf der einen Seite stand der Schulze mit den Bauern, auf der andern Paul. Der ganze gewaltige Schneemann der Beschuldigungen, den jene gegen diesen in Dresden aufgebaut und mit Lächeln, Achselzucken und hingeworfenen, verdächtigenden Gemeinsprüchen so prächtig aufgeputzt hatten, schmolz kläglich zusammen in der Gegenwart des Beschuldigten. Schließlich wollten sie dies und das ganz anders gemeint, jenes gar nicht gesagt haben, das Meiste hatten andere Leute ihnen zugeflüstert, und in einer halben Stunde blieb Nichts übrig, als einige Ungehörigkeiten der Bauern selbst, die sie zwar nicht eingestanden, aber auch nicht leugnen konnten. Sie flüsterten mit einander, tauschten Blicke, stellten sich selbst Fragen, als: „Ja Nachbar,

habt Ihr das nicht auch damals gehört?“ oder: „Nun, Nachbar, habe ich das nicht gleich gesagt?“ So verkroch sich immer Einer hinter den Andern, während Paul keine Miene verzog, weder des Zorns noch der Befriedigung und, ohne den Schein einer Vertheidigung, nur klar und bestimmt Factum und Beweis den schillernden Vermuthungen entgegenstellte. Als die Bauern den Boden unter ihren Füßen immer kleiner und kleiner werden und endlich ganz verschwinden sahen, wollte der Schulze sich den Rückzug damit decken, daß er die ganze Schuld auf andere Schultern wälzte. „Ja, Euer Gnaden, Herr Graf,“ fing er an, „das Ganze kommt davon: hier auf dem Schlosse hielt sich einige Zeit ein verlaufener Kerl von Puppenspieler auf und stänkerte auch fleißig umher im Dorf. Selbiger hat uns auch in Dresden —“

Ueber Paul's Gesicht flog eine dunkle Röthe, und der Graf sprang auf: „Kein Wort weiter,“ rief er und wies nach der Thür. „Man wird ihm gehörig auf die Finger sehen, und was man von seiner Glaubwürdigkeit zu halten hat, ist mir jetzt klar geworden.“

Die Bauern beeilten sich zu gehen und sich einer für sie so peinlichen Lage zu entziehen. Ob sie nicht auf dem Heimweg deliberirten, es wäre wohl das Beste, dem Herrn Inspector, den der Teufel nicht aus eigenem Vergnügen holen wolle, nächtlicher Weile die Knochen im Leibe zu zerschlagen, lassen wir dahin gestellt sein. Jedenfalls prahlten sie mit der Kühnheit ihrer Rede, als sie unter die andern Bauern traten, die neugierig auf den Ausgang des so kühn unternommenen Feldzuges, sich im Dorfe wartend zusammengerottet hatten. Hätten sie nur noch ein Paar Indicien gehabt, und der verfluchte Kerl von Inspector sich nicht mit den unverschämtesten Lügen wie ein Aal herausgewunden, sie hätten ihn schon fassen wollen. Zehnmal hätten sie ihn gehabt, und er wäre so klein geworden, aber immer wäre er ihnen wieder entwischt. Es sei ja aber noch nicht aller Tage Abend.

Paul stand nun allein vor seinem Herrn. Die ganze Haltung des jungen Mannes mußte Vertrauen erwecken und Achtung erzwingen. Und doch (wer konnte es dem alten Herrn verdenken, der eigentlich nur noch an Karolina dachte und an alle die schönen

Luftschlösser, die er aufbaute, wenn er das liebe, schöne Mädchen als seine Tochter einführen würde in die Kreise, in denen er lebte?) er hätte in diesem Augenblick, selbst bei empfindlichen Verlusten, lieber einen nachlässigen Betrüger vor sich gesehen, den er hätte ohne Weiteres, mit vollem Rechte, entfernen können. Diese bescheidene Sicherheit der Form, diese Bildung, endlich die glänzende Genugthuung, die eben seinem Charakter geworden war, schien ihm in diesem Augenblick recht unbequem. Die verlegene, mißachtende Erwähnung des Bruders von Seiten des Schulzen, hatte die Situation noch peinlicher gemacht.

Endlich fing er an, um doch eine Einleitung zu machen, die vielleicht auf das Thema führen würde, das er zu Ende bringen mußte, wobei er auf Paul's Resignation hoffte, da er ihn als ‚einen sehr verständigen Menschen' kennen gelernt hatte. „Sie wollen unwiderruflich Ihre hiesige Stellung aufgeben?"

„Unwiderruflich, Euer Gnaden!" erwiderte Paul, „und wenn es mir erlaubt ist, werde ich meine Gründe dazu offen und einfach darlegen. Daß mich

die ziemlich schwierigen, verantwortlichen Verhältnisse der Stellung nicht schrecken, brauche ich nicht zu versichern, eben so wenig die Arbeit selbst; denn ich bin ohne alles Vermögen und werde immerhin meine Existenz auf Arbeit in der Abhängigkeit bauen müssen. Daß die Widersetzlichkeit und die Verleumdungen der Bauern keinen Theil an meinem Entschluß haben, dürfen Euer Gnaden mir gleichfalls glauben."

„Nun, und was ist es denn?" fragte der Graf mit einiger Spannung.

Paul hielt einen Augenblick ein und fuhr dann in bewegterem Tone fort: „Da muß ich freilich etwas weit ausholen und von Dingen reden, die meine Stellung als Euer Gnaden Diener in keiner Weise berühren, und doch muß ich gerade die klar zu machen versuchen."

„Setzen Sie sich, Herr Lange!" sagte Graf Ohla, indem er sich selbst in die Sophaecke fallen ließ.

Paul nahm einen Stuhl. „Im vergangenen Winter sandten uns Euer Gnaden Gäste in's Schloß. Unter ihnen, oder vielmehr an der Spitze derselben, stand der Mann, der sich Demidi nannte. Er hatte

seine Tochter mitgebracht, ein Kind mit unverantwortlich vernachlässigter Erziehung, der der Vater selbst weder Fähigkeiten noch Empfindungen zusprach. Die alte Haushälterin hatte sich des Kindes von Anfang an, in herzlichstem Mitleid und mütterlichster Zärtlichkeit, angenommen. Bald verschwand Einer nach dem Andern von der Gesellschaft, auch der Vater reiste ab, und nur die Tochter blieb hier. In der liebevollen Obhut der schlichten Freundin entwickelte sich Karolina's Gemüth, ihre Fähigkeiten, ja die Schönheit ihrer Erscheinung in überraschender Weise. Das Alles mußte so lange, sorglos oder absichtlich, zurückgehalten sein, um so schnell, so plötzlich sich entfalten zu können. Es war unmöglich, dieser Entwickelung, diesem Aufblühen nicht die herzlichste Theilnahme zu schenken, wenn nicht schon die verlassene Lage des jungen Mädchens, von der es selbst noch kein Bewußtsein hatte, das tiefste Mitleid wachgerufen hätte. Ich darf versichern, daß ich nur aus der Ferne beobachtete, und mit mehr Selbstverleugnung, als ich mir selbst zugetraut hatte, mich zurückzog. Welche Kämpfe mich das kostete, gehört nicht hierher. Da änderte ein zufälliges Begegnen, wenn man Gottes Fügung, die

mir nie ſo deutlich entgegentrat als in dieſem Fall, Zufall nennen darf, plötzlich Alles. Wir ſprachen es kaum aus, aber wir wußten, daß unſere Herzen ſich gehörten. Mir war Karolina das heimaths- und elternloſe Kind, denn dem Vater war ſie augenſcheinlich unbequem und in ſeiner Geſellſchaft durfte ſie nicht bleiben. Ich traute mir zu, ihr eine Heimath zu ſchaffen, ihr in meiner Liebe erſetzen zu können, was das Schickſal ihr verſagt hatte, und ich faßte meine Entſchlüſſe dahin. Da, in die beglückendſte Stunde meines Lebens, fiel eine Entdeckung, die Alles zu vernichten drohte. Ich erfuhr, daß Karolina einem andern Stande angehörte, als ich, daß ihr vielleicht eine Zukunft bevorſtände, die ich nicht mit ihr theilen konnte, die ich ihr nicht zerſtören durfte."

„Sie erfuhren das?" fiel der Graf ein. „Wie konnten Sie das erfahren?"

„Durch die alte Dore, die in einem Medaillon das Portrait des Herrn Demidi erkannt, das Geheimniß lange in ſich verſchloſſen hatte und erſt in der Beſtürzung, als ſie ſah, wie es mit Karolina und mir ſtand, es mir eröffnete. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, ich mußte fort von hier, mich trennen

von Karolina, die kein Versprechen, kaum ein Wort mir gegenüber verpflichtete. Und so reiste ich ab ohne Abschied."

„Vortrefflicher junger Freund!" rief der Graf und reichte ihm die Hand.

„Was die neue Heimath für Karolina hatte werden sollen, eröffnete sich nun als Zufluchtsort für mich. Mein Jugendfreund, der junge Herr, mit dem ich erzogen wurde, bot mir eine Pachtung an. Ich wollte sie sofort antreten, wollte Euer Gnaden in Dresden aufsuchen, meine Rechnungen dort verlegen und nur auf wenig Stunden, wenn Karolina nicht mehr hier wäre, nach Obla zurückkehren."

„Das war der beste Rath, der vortrefflichste Ausweg!" rief der Graf. „Dabei wollen wir bleiben. Ich verlasse mich ganz auf Sie."

„Herr Graf!" sagte Paul, „das sollte Alles anders werden. Die Anschuldigungen der Bauern, Euer Gnaden Ankunft auf dem Schlosse riefen mich sofort, und früher als ich wollte, hierher zurück."

„Und das Alles hat mein unglücklicher — hat Karolina's Vater angestiftet," jammerte der alte Herr.

„Mehr noch," fuhr Paul fort, Karolina hat

inzwiſchen erfahren, aber weder durch Dore noch von mir, das iſt ſicher, wer ihr Vater iſt, welche Ausſichten ſich für ihre Zukunft eröffnen.“

„Das habe ich ihr geſagt, ich ſelbſt!“ rief der Graf ganz rathlos.

„Die ganze Energie ihrer Liebe iſt erwacht. Sie verlangte mich zu ſprechen, ich ging, um zu ſcheiden, aber wie früher Empfinden und Denken plötzlich bei ihr aufblühte, iſt jetzt Wille und Charakter auf einmal gereift, ſie hat jeden Gedanken an eine Trennung zurückgewieſen, und wenn ſie mich früher nur die erſte aufkeimende Neigung ihres Herzens errathen ließ, jetzt gehören wir uns für das Leben, und keine Macht der Welt kann unſere Herzen mehr ſcheiden.“ Er war aufgeſtanden und hatte die letzten Worte mit der ganzen Ruhe und Macht der Ueberzeugung geſprochen.

Der Graf ſprang auf. „Der Vater wird niemals dulden, niemals einſtimmen,“ rief er.

„Welche Rechte hätte ein Vater,“ fiel Paul ein, „der ſein Kind ſo wenig kannte, ſo wenig für dasſelbe that, ja ſo wenig für daſſelbe thun kann? Denn an ſeine Exiſtenz wird er es nicht feſſeln. Welche Rechte

hätte er, denen verglichen, die ein Mann hat, der dieſes Kind retten will aus der halben Schmach ihrer Stellung und mit ſtarken Armen tragen durch das Leben?"

„Karolina iſt jetzt mein," ſagte der Graf, „mein Kind, denn ich adoptire die Tochter meines Bruders. Mir werden Sie das Recht nicht abſprechen wollen, für ihre Zukunft zu ſorgen und über dieſelbe zu beſtimmen."

„Herr Graf," erwiderte Paul, „Sie boten ihr alle glänzenden und lockenden Vorzüge des Lebens, ich das beſcheidenſte Loos mit meiner Liebe, und Karolina hat ſich frei, unbeeinflußt, ohne Zaudern für mich entſchieden."

„Karolina iſt ein Kind, ſie weiß nicht, was ſie thut."

„Herr Graf, Karolina iſt kein Kind mehr, und ſie weiß klar, was ſie will und was ſie beſchließt, das habe ich heute erfahren."

„Wir müſſen Zeit gewinnen; ſie muß erſt kennen lernen, was ſie aufgäbe."

„Es iſt vergebens, Euer Gnaden."

„Nun, ſo will ich ſie ſelbſt noch einmal ſprechen.

„Ich will, ich kann es nicht aufgeben," rief der Graf. „Ich bedaure Sie, junger Freund; Sie haben ſich betragen wie ein Ehrenmann, meine vollſte Achtung haben Sie errungen — aber Karolina werde ich Ihnen niemals geben."

Er ſchritt aus der Thür, um Karolina aufzuſuchen und fand ſie in Dore's kleinem Zimmer, aber nicht allein. Sein Bruder Georg, Karolina's Vater, ſaß auf dem Armſtuhl der Alten, das Geſicht in die Hände gebeugt, und die Tochter ſtand vor ihm.

„Georg, Du hier?" fragte der Graf. „Karolina, wann iſt er gekommen?"

Es dauerte lange, ehe er eine Antwort erhielt. Endlich richtete ſich Demidi auf. Faſt hätte man glauben ſollen, Thränen hätten ſeine Augen gefüllt, aber er wandte den Kopf ſo, daß der Schatten ſein Geſicht verdeckte und ſprach mit erzwungener Ruhe: „Mußte ich mich doch überzeugen, wie Deine Arrangements hier gingen, Bruder, und ich bildete mir ein, es wäre gut, wenn Du mich zur Hand hätteſt. Halb hatte ich Recht, halb nicht. Es bleibt Alles halb in der Welt."

„Papa," ſagte Karolina ohne Vorwurf, aber

entſchieden, „ſprechen Sie nicht ſo zu meinem lieben Oheim, zu meinem andern cher papa. Er weiß Alles, und vor ihm brauchen wir kein Geheimniß zu haben.“

„Das Kind hat Recht,“ ſagte der Vater, und ſtand auf. „Hier habe ich beiſammen, was mir auf der Welt noch geblieben iſt, und wir ſind allein. Da meine Tochter, da mein Bruder und für mich noch Jemand, deſſen Gegenwart ich fühle, und deſſen Bild mich aus den Zügen meines Kindes anſieht. Hier kann ich die leidige Maske abwerfen, die ich ſeit Jahren annahm, und die mir ſchon zur grinſenden Gewohnheit wurde.“ Er athmete tief auf, dann fuhr er fort, indem er dem Grafen die Hand reichte: „Vincenz, ich habe Dein Herz richtig gekannt, aber ich habe falſch darauf ſpeculirt. Man ſoll nicht auf Herzen ſpeculiren. Du biſt mir immer ein guter Bruder geweſen, haſt mir ſeit Jahren Opfer gebracht, zu denen Du nicht verpflichtet wareſt, aber Du gabſt verkehrt, und ich nahm noch verkehrter an. Du haſt mir einen guten Theil Deiner Revenüen hingeſchoben, mit umgewandter Hand, mit halber Verachtung. Du thateſt, als ſchämeſt Du Dich des verſchollenen Bruders,

und innen hat Dir oft das Herz geblutet. Ich war zu stolz zum Danken und nahm, als verachte ich die Gabe, die mich doch mehr als einmal vor dem Schuldthurm oder vor dem Hunger rettete. Ich habe mir oft selbst weiß gemacht, daß ich das Ding hier in der Brust fortgelächelt, fortgespottet, fortgejubelt hätte, aber ehe man sich's versieht, ist es wieder da. Es hilft einmal Nichts. Erkennen wir sein Recht an in dieser Stunde, wo wir allein sind, wo uns Niemand hört, wir brauchen es ja der Welt da draußen nicht zu gestehen."

Der Graf sah ihn verwundert an, aber Karolina fiel ihm in die Rede. „Papa, das war es nicht, was Sie dem andern eher papa sagen wollten."

Georg lachte laut auf. „Wir Menschen sind Alle Gliederpuppen, und haben wir nur den Faden gezeigt, mit dem wir regiert werden, gleich ist auch Jemand da, der uns daran tanzen läßt. Die Kleine zieht an der Leine, ich muß wohl meine Pantomime machen, wie sie es verlangt. Muth also: Nanina hat mir Alles erzählt."

„Sie hat Dir gesagt, welche Aussichten ich ihr

eröffnete, daß ſie mein Kind ſein ſoll, meine Erbin?"

„Ungefähr das ſagte ſie, aber ich wußte es ſchon. Deine Reiſe hierher war halb mein Werk, verzeih' mir. Daß Du aber ſo beſchließen würdeſt, wußte ich ſicher. Du wäreſt nicht hergereiſt, um ſo zu handeln, aber da ich Dich hier hatte, wußte ich, wohin Dein Herz Dich führen würde."

„Ich habe Ihnen noch mehr geſagt, Papa," fiel Karolina wieder ein.

„Sie zieht ſchon wieder an dem Faden. Gut, ſie hat mir noch Etwas geſagt, was Du nicht verſtehen kannſt, Bruder, was ich aber verſtehe. Ich habe ſchon einmal über Züge, ganz wie dieſe, das Glück der Liebe aufleuchten ſehen, und damals war ich es, der dies Glück theilte. Mein Kind ſteht am Scheidewege. Dahin führt die Straße zu Glanz und Bevorzugung des Lebens, dahin zu dem allerbeſcheidenſten Looſe, Mühe und Arbeit, aber die Liebe ſtrahlt darüber. Die Ziele dieſer Wege, wer kann ſie kennen? Und da wir ſie nicht kennen, wer darf ſich vermeſſen und ſagen: dorthin mußt Du gehen, der Weg iſt der richtige. Ach hier ſind es nur zwei Straßen, die ſich

ſcheiden und die geebnet vor uns liegen. Wie oft iſt es pfadloſe Irre, und wir müſſen doch vorwärts ohne Weg und Richtung!“

„Bruder,“ rief der Graf, „Du könnteſt im Zweifel ſein, wollteſt nicht mit aller Deiner väterlichen Autorität decidiren, daß Dein Kind ſein Glück nicht von ſich ſtoßen darf?“

„Was iſt Glück, Bruder? Laſſen wir das Kind entſcheiden, es hat klareren Blick als wir, und kein Vorurtheil, keine eitle Lockung, keine Bitterkeit der Lebenserfahrung wird ihr ihn trüben.“

„Sie wiſſen Beide, daß ich entſchieden habe!“ ſagte Karolina. „Wiſſen es wofür.“

„Bruder!“ rief der Graf faſt zornig. „Du haſt leichtſinnig Dein eignes Lebensglück verſcherzt. Du willſt wieder —?“

Der Bruder ergriff ſeine Hand und flüſterte ihm zu, indem er den Arm um ſeinen Nacken ſchlug. „Es iſt vielleicht ſo beſſer. Ich kenne die Welt. Jetzt bin ich vergeſſen. Führe Karolina hinaus im Glanz des Namens, des Reichthums, der Schönheit, und die Erinnerung an mich wacht wieder auf mit Neid, mit Nachrede, die, ein widerwärtiger Schatten, Eurem

Glanze folgt. Ich möchte nicht, daß mein Bruder, mein Kind gezwungen würden, im Zorn über Andere, oder in Verlegenheit über mich, zu erröthen. Uebrigens spreche ich ohne Egoismus. Ob im Glanz des Hofes, ob in der schlichten Häuslichkeit bürgerlicher Stellung, mir bleibt das Kind gleich verloren."

„Aber mir," rief der Graf, „soll ich sie denn auch verlieren?"

„Fasse Deine Entschlüsse. Wenn man eine Freude nicht ganz haben kann, muß man sich mit der Hälfte begnügen."

Der Graf ging halb im Zorn, halb verstimmt, ohne ein Wort der Erwiderung. War ihm doch Alles anders ausgeschlagen, als er in edelster Absicht gehofft, gerechnet hatte. Auf seinem Zimmer blieb er lange allein. Er wußte nicht, wie er dem Bruder, Karolina und Paul entgegentreten sollte; er, der sich eingebildet hatte, daß Alle von ihm abhängig wären, mußte sich gestehen, daß jeder Einzelne über ihn einen Sieg davon getragen hatte. Er wäre am liebsten abgereist, ohne Einem wieder zu begegnen. Da klopfte es leise an seiner Thür. Dore trat ein. Verstimmt, wie er war, rief er ihr entgegen. „Ach

Jungfer Dore, hat Sie auch noch Etwas auf dem Herzen?"

„Ja, Euer Gnaden!"

„Sie will auch wohl fort, mitziehen mit den jungen Leuten, die Sie so hübsch zusammengebracht hat?"

„Nein! Wenn Euer Gnaden mich nicht fortschicken, bleibe ich hier, bis sie mich hinaustragen in mein letztes Bett. Der Herr Lange hat wohl so Etwas fallen lassen, daß er mich mitnehmen wolle, aber die alten Bäume lassen sich nicht mehr verpflanzen. Das ist es nicht, und von mir habe ich überhaupt nicht zu reden. Ich habe mich niemals in die Geheimnisse der Herrschaft gemischt, aber hier liegt ja Alles zu Tage. Es ist zwar gekommen, ganz anders, als man wollte, und doch, wenn ich jetzt sehe, wie es ist, muß ich sagen, es konnte nicht anders werden. Das wollte ich Euer Gnaden nur sagen, denn es drückte mir das Herz ab, daß Euer Gnaden für all' das Gutmeinen noch Kränkung im Herzen davon tragen sollten. Glauben Euer Gnaden mir alten, dummen Person, es ist so gut, die Karolina wäre nie eine vornehme Dame geworden, ja, wer weiß, was überhaupt aus ihr geworden wäre, hätte

ihr nicht der liebe Gott mit dieſer Liebe das Herz ſo wunderbar aufgeſchloſſen und umgewendet. Bei dem Vater, ach das haben wir ja geſehen, was der aus ihr gemacht hatte. Und bei dem Herrn Lange iſt ſie in guten Händen, das können Euer Gnaden mir glauben, ich kenne ihn ja zu Marien ſchon zwei Jahre."

„Und nun, da ſie mir Alle zuwider ſind, verlangt Sie wohl noch gar, daß ich die junge Wirthſchaft ausſtatte und ſie warm hinſetze an die Stelle, die ſie, mir zum Poſſen, ſich ausſuchen?"

„Nein, Euer Gnaden, die kommen ſchon durch, dafür iſt der Herr Lange, und es iſt auch gut, wenn ſie durch die Schule gehen."

„Nun, und was will Sie denn?"

„Ach, an dem Vater, Gott verzeihe mir die Sünde, wenn ich zu hart von ihm denke, werden ſie nie eine Stütze haben, und er ſagt es auch ſelbſt, er ginge in die weite Welt, und ſie ſollten nie von ihm hören. Aber es thut mir weh, daß unſere Karolina ſo hingehen ſoll, als ein Findling, der Nichts hat auf der Welt hinter ſich. Es iſt immer gut, und Keiner kann es entbehren, wenn man weiß, da iſt noch ein Auge,

das auf uns ſieht, und ein Herz, das für uns ſchlägt. Wenn man alt wird, wie ich, werden es ja doch nur Augen da oben im Himmel. Behalten Euer Gnaden das Auge und das Herz für das Kind, und wenn ſie ſich ſchicken, zu Eurer Gnaden Wohlgefallen, kann ja ein Schriftchen niedergelegt werden, daß ſie die Liebe noch empfinden, wenn das väterliche Auge auch nur von oben hernieder ſehen kann. Aber das verſtehen Euer Gnaden ja beſſer als ich.“

Der Graf ging einmal im Zimmer auf und ab, dann ſtand er ſtill und reichte Dore die Hand. „Mit der Schrift ſoll es ungefähr ſo gemacht werden, wie Sie meint, mein Wort darauf, aber das Ihre dagegen, daß Niemand Etwas davon erfährt, als wir Beide.“

„Ich weiß Manches aus der Familie, was mit mir zu Grabe geht,“ ſagte Dore, legte die Hand auf's Herz und ging leiſe, wie ſie gekommen war.

Dem Grafen war der Groll und die Verſtimmung aus dem Herzen verſchwunden. Heiter und wohlwollend ſuchte er die Andern auf. Der Vater hatte beſtimmt, Karolina ſollte bei Dore bleiben, bis Paul ſie in die neue Heimath abholen könne. Die Beiden ſtanden ſo ernſt und glückſelig neben einander.

„Herr Lange,“ sagte Demidi, als der Graf zu ihnen eintrat, „ich nehme keinen Abschied, aber es kann kommen, daß ich fort bin, ehe Ihr es Euch versieht, dabei bleibe ich aber doch, mit Allen den Andern ist es Euch nur halb geglückt, obgleich der Major ein ordentlicher Sergeant geworden ist, der Schulmeister wider Erwarten einschlägt, und die Gräfin bei ihrer Geschicklichkeit nicht verhungert. Wenn ich die Werbetrommel schlagen wollte, wer weiß, ob ich sie nicht doch wieder hätte, sonst aber gewiß eine große Gesellschaft, aus der ich immer noch Etwas machen würde, Ihr schwerlich nach Eurer Art viel zurecht bekämet, daß aber Eine von Allen die Halbheit völlig überwand, das ist nicht Euer Verdienst, das that die Liebe, und die habe ich gleich damals ausgenommen. Die schafft ganze Menschen und ganzes Glück, wenn sie nämlich die richtige ist.

„Ich denke,“ sagte der Graf, der unbemerkt dazwischen trat, „hier haben wir die richtige Liebe.“

Vergißmeinnicht.

An einer frischen Wiesenquelle, auf dem weichen Polster, den die moosige Decke eines Steines ausbreitete, saßen zwei ganz kleine Geister zusammen und schauten in das Wogen, Plätschern und Schimmern des Wassers zu ihren Füßen. Der eine war ein possierliches Männchen, etwas breitschultrig, mit kurzem Halse und einer gedrungenen Gestalt, die der böse Wille hätte bucklicht schelten können. Die dünnen Beinchen, die er ängstlich an sich gezogen hatte, denn er fürchtete sich vor der Berührung des Wassers, das muthwillig zu ihm aufhüpfte, gaben ihm gar erst ein wunderliches Ansehn. Sein Anzug war braun und wenig zierlich. Auch auf dem Kopfe trug er ein braunledernes Käppchen oder Hütchen, das ganz eigen über das unschöne, bleiche, aber überaus gutmüthige und wohlwollende Gesicht hing. Der andere Geist war eine zierliche, schlanke Frauengestalt. Ihr blondes

Haar floß in Locken über die Schultern und Arme; das liebliche, aber schelmische Gesicht spiegelte sich in dem schimmernden Wasser, in dem die nackten Füßchen plätscherten und dem Nachbar, wenn er es eben nicht sah, Tröpfchen in's Gesicht spritzten. Sie trug ein Gewand aus Blumenblättern gefügt und hatte eine Aurikelblüthe als Hut auf die Locken gedrückt.

„Ei, Heinzelmann," sagte die muthwillige Schöne, „fürchtest Du Dich noch immer vor dem Wasser?"

„Ich habe Schuhe an!" erwiderte der Angeredete. Das war nicht gelogen, wenn es auch eigentlich nicht der Grund seiner Wasserscheu war. „Aber," fuhr er fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „nenne mich nicht Heinzelmann. Mein großer, weitumfassender Familienname klingt so fremd. Nenne mich lieber Käppchen oder Hütchen, wie die Menschen zu mir sagen, wenn sie mich lieb haben."

„Schön," sagte die Elfe, denn eine solche war die Nachbarin, „und Du nennst mich Lilli, wir sind ja Freunde."

Das waren sie auch, so verschieden sie aussahen, vielleicht gerade deshalb. Erst eine Badebekanntschaft, aus der eine Badefreundschaft geworden war, und aus

dieſer zuletzt eine Freundſchaft, die über das Bad fortging, obgleich ſie ſich nur während der Badeſaiſon ſahen, ſich niemals ſchrieben, aber vielleicht eben deßhalb um ſo mehr an einander dachten.

An dieſem Abend hatten ſie ſich wieder ein Rendezvous gegeben, wie ſchon ſeit einigen Jahren an derſelben Quelle. Käppchen, um ſtreng und pedantiſch ſeine Badekur zu beginnen, die ihn erfriſchen mußte nach der Arbeit und dem Staube, in dem er das ganze Jahr zubrachte, — Lilli zum Vergnügen; der Geſellſchaft wegen, die ſich an der Quelle zuſammenfand; um die Blumen zu begrüßen, die ſie hier gerade ſo ſchön fand, obgleich Käppchen ihr bewies, daß ſie dieſelben Species und Genera an tauſend andern Orten auch träfe. Käppchen war mühſam zu Fuß hergewandert, Lilli hatte ihr Viergeſpann von Schmetterlingen, Libellen oder Heuſchrecken (ich weiß nicht, was nun gerade für dieſe Saiſon als das Eleganteſte angeſehen wurde) anſpannen laſſen, und war durch die Luft hergeflogen. Sie waren faſt zur ſelben Stunde angekommen. Hütchen badete nun und trank alle Morgen ſeine vorſchriftsmäßigen Thautropfen, die er von einer beſondern, heilkräftigen Blume ſtreifte,

Lilli machte Besuche, plauderte, klatschte und studirte, ob nicht irgend ein anderes Elfchen eine neue phantastische Art erfunden hätte, die Blumenblätter zu Gewändern zu fügen. Abends aber kamen die Freunde zusammen und erzählten sich die kleinen Begebenheiten des Tages, ihre Erlebnisse des Jahres, die Träume für die Zukunft. Wir wollen sie einmal belauschen.

„Du siehst blaß aus, Hütchen," sagte die Elfe nach einer Pause, und das schelmische Gesichtchen nahm für den Augenblick einen theilnehmenden Zug an. „Hast Dich gewiß wieder recht abgearbeitet in Deiner dicken, staubigen Stubenluft?"

„Es gab freylich viel zu thun" — sprach der Kleine. „Es regt sich wieder unter den Büchern und Druckbogen, und zwischen den fatalen politischen Broschüren, die uns zu überschwemmen drohten, tauchen doch hier und da wieder frische, poetische Gebilde, oder stattlich dicke, wissenschaftliche Folianten auf. Ich bin nun das Heinzelmännchen der Buchdrucker und da hatte ich dieses Jahr viel Arbeit. Es kamen Lettern und Schriftzeichen zum Vorschein, die lange in ihrem Kasten unbenutzt gelegen hatten. Da kehrt sich denn

viel Staub gar, der fällt auf die Bruſt, und ſo war mir diesmal die Badereiſe ſehr nothwendig.“

Lilli lachte laut auf. „Soll ich Dich wohl gar noch bedauern? Was gehen Dich die Bücher, die Broſchüren, die Lettern, ja die Menſchen ſelbſt an?“

„Das verſtehſt Du nicht, meine ſchöne Freundin. Jeder muß arbeiten an dem Platze, der ihm von der Beſtimmung angewieſen iſt. Die Weſpe muß ihre Zelle bauen, die Ameiſe ihren Berg zuſammenſchleppen, und zerſtörſt Du es ihnen, ſie fangen von vorn wieder an. Ich muß helfen und arbeiten wie ſie, und das iſt mein Glück. Arbeiteſt Du nicht auch?“

„Nein! Ich tanze im Mondenſchein, ich plaudere mit den Blumen, ich belauſche den Glühwurm — ich lebe und genieße.“

„Du biſt wie ein Schmetterling, das iſt Deine Natur und doch iſt dies Genießen Deine Arbeit. Siehſt Du, unter den Menſchen, mit denen ich ſo vielfach zuſammenkomme, giebt es auch verſchiedene Naturen; die einen ſind fleißig, wie ich, und mühen ſich, die andern genießen wie Du, leben in der Natur, lernen und horchen in ihr — das ſind die poetiſchen Gemüther — ihre Arbeit iſt Müßiggang, und der

Müßiggang ist ihre Arbeit. Man schilt sie Träumer und lacht sie aus, weil sie in einer Welt leben, die sie sich selbst aufbauten, und die Niemand kennt. Gelingt es ihnen aber, sei es durch Worte, durch Töne oder Farbe, oder sonst wie, den andern Menschen den Blick in diese Welt zu öffnen, dann nennt man sie Dichter oder Künstler, und doch werden sie dadurch nicht mehr, und ihre Arbeit nicht werthvoller. Deine Bestimmung ist nun einmal ganz in der Poesie der Natur zu weben, das holde Gedicht der Schöpfung in Deinem Herzen und Wesen nachzudichten. Sei zufrieden mit Deinem Loose, aber schätze auch das meine nicht gering."

Ob das Elfchen ihn verstand? Gleichviel, es fühlte sich geschmeichelt.

„Mag sein," sagte es, „Du mußt arbeiten, ich will es glauben, aber, Du armer Schelm, das ist wohl mitunter recht hart — recht langweilig?"

„Nicht im Geringsten," rief Käyrchen und richtete sich stolzer auf. „Du glaubst nicht, was das befriedigend ist. Da liegen die schwarzen Lettern, jede nach ihrer Art geordnet, in den kleinen Wohnungen beisammen. Es ist mein Geschäft sie zu überwachen,

daß sie nicht unter einander springen. Nachts, wenn ich an den Kästchen sitze, höre ich wohl hier und da ein Summen. Dann ist wo Unordnung, oder ein armer Buchstabe klagt leise, daß er in fremde Gesellschaft gerathen. Bald wird das arme kleine „a“ unter allen den großen „A's“ verlacht und verspottet, bald ist ein Vokal den Neckereien der Consonanten ausgesetzt, unter die er gerieth, bald umgekehrt, denn jeder bildet sich ein, etwas Apartes zu sein, und sind viele ihres Gleichen beisammen, so haben sie Beistand. Das bringe ich denn Alles in Ordnung, und wenn Morgens der Setzer kommt, ahnet er gar nicht, was ich Nachts für Noth hatte. Der Setzer greift nun hier und da in die Kästchen und schiebt die Lettern zusammen, und wer es ansieht, sollte denken, das gäbe die grausamste Unordnung. Aber er thut Alles nach dem Gedanken, den ihm andere Menschen verschrieben, und wenn die Lettern gedruckt auf dem Papier stehen, sprechen sie oft so viel Schönes und Kluges aus, daß man seine Freude daran hat. Ich lese alle die Druckbogen, das ist meine Erholung.“

„Allerliebste Erholung!“ spottete Lilli.

Heinzelmann wurde noch ernster, räusperte sich,

als wenn er einen großen Entschluß gefaßt hätte, und sagte: „Wir sind Freunde, Lilli, das giebt mir das Recht aufrichtig zu sein. Du bist klug und hast Mutterwitz —"

„Das will ich meinen!"

„Unterbrich mich nicht. Aber Dir fehlt es an Bildung, und Du verachtest Literatur und Wissenschaft, weil Du sie nicht kennst. Das ist nicht recht."

„Heinzelmann!" rief Lilli und wandte sich schmollend ab, „Du wirst ungalant."

„Laß gut sein," sagte der Kleine und rieb sich verlegen die Hände, „Du weißt schon, daß es nicht böse gemeint ist. Du bist so geistreich; was könnte aus Dir werden, wenn Du lesen wolltest. Und Du hättest im Winter so schöne Muße dazu."

„Im Winter?" sprach die Elfe, noch immer Etwas gereizt, „im Winter habe ich gerade am Wenigsten Zeit. Dann besuche ich meine lieben Blumen im Schooße der Erde, wo sie schlafen in ihren kleinen, harten, braunen Samenbetten. Ich setze mich zu ihnen und erzähle ihnen Etwas vor, wie Frühlingsluft und Sommerglück, damit sie zu ihrer Zeit gern aufwachen und hervortreiben zu neuem Duft- und

Farbenleben. Dabei horche ich auf die Seelen der gewelkten Blüthen, die um sie herumschweben und sie lehren, wie sie knospen müssen, und blühen und schimmern."

„Die Blumenseelen?" fragte ungläubig das Käppchen.

„Weißt Du von denen nicht? O über den Stubengelehrten!" rief Lilli. „Wie sollten ohne sie die Blumen wissen, was sie zu thun haben, wenn sie so zum ersten Male in die Welt treten?"

„Nein, das mußt Du mir erzählen," sprach Käppchen, der Vertrauen faßte. „Früher las man wohl auch Etwas von den Seelen der Verstorbenen in den Büchern, aber das hat in letzter Zeit aufgehört. Erzähle!"

„Wenn die Blumen welken," — hub Lilli an — „steigen die Seelen in dem Gewande des letzten Duftes (denn der Duft ist eigentlich die Seele der Blume, wie der Gedanke die Seele des Menschen) aus den matten Kelchen. Lange umschweben sie noch die gestorbenen Körper, dann ziehen sie weiter. Man merkt sie wohl, wenn man darauf achtet, denn es wehen oft Blumendüfte durch die Luft, von Blüthen,

die fern erwachsen, von Kräutern, die wir nicht kennen. Die todte Blume fällt ab, der Same wächst, bis auch er sich senkt und niederfällt in die Erde. Darauf achten die Blumenseelen und reihen sich, getreue Wärterinnen, um diese Wiegen ihrer zukünftigen Geschwister. Und was sie erfuhren in dem oft flüchtigen Laufe ihres Lebens, was sie lernten im Umgange mit der Natur, mit den Menschen, singen sie in lieblichen Wiegenliedern und legen es ein in das Herz des schlummernden Keimes. So wächst, so strebt das zukünftige Leben im Schooße der stummen Erde, so ahnet die Blüthe von dem Menschen, ob er sie lieben oder geringachten, ob er eine Deutung legen wird in ihre Farbe und Gestalt, und sie sprießt hinein in diese Deutung."

„Du dichtest," sagte Käppchen.

„Willst Du Beweise?" fragte Lilli, bog sich zurück und brach von der Blumenwand, die ihren Sitz behütete und beschattete, ein Vergißmeinnicht. „Sieh diese Blume. Du weißt, welchen Sinn ihr die Menschen geben, es ist das Vergißmeinnicht —"

„Myosotis pratensis oder Mäuseehr," berichtigte Käppchen —

„Was geben mich Deine gelehrten Namen an?“ fuhr Lilli auf. — „Wir und das Herz des Menschen geben ihm den Namen „Vergißmeinnicht“; denn es ist die Blume der Freundschaft und der Treue. Das weiß sie wohl, wenn sie auf ihrem grünen Stiele erwächst, aber sie ist noch unkundig und verwechselt die Gefühle. Die Knospe will sich anfänglich roth, in die Farbe der Liebe kleiden, und legt ihren Schein danach an. Da besinnt sie sich aber zu rechter Zeit auf das, was ihr die Blumenseelen verlangen, und färbt sich blau um den tiefen, gelben Kelch, um den sich die Blätterchen reihen wie eine Bitte um Treue, um einen Gruß in der Scheidestunde. Wie könnte sie das, wenn sie ihren Namen nicht kennte?“

Käppchen, der die ganze botanische Literatur der Welt durchstudirt hatte, wußte, trotz aller Gelehrsamkeit, Nichts zu erwidern.

„Und daß ich nicht lese, wirfst Du mir vor?“ fuhr Lilli fort. „Denkst Du vielleicht, es gäbe gar keine andern Bücher, als die aus Deinen schwarzen Lettern zusammengedruckt werden? Armes Käppchen, dem seine dumpfe Druckerstube größer vorkommt als die ganze andere Welt. Die Schöpfung hat tausend

und wieder tausend Schriftarten — Ihr könnt sie nur nicht lesen. Ich aber verstehe Manches. Sieh dieses Vergißmeinnichtblättchen. Sieh den blauen, weichen Sammet, und nun, wenn ich es gegen die Sonne halte, die zarten Aederchen, wie sie sich kreuzen, wie sie sich trennen und wieder verschlingen! Glaubst Du, daß sie sinn- und planlos wachsen, da die Blume doch so sinnig aufspricht? Glaubst Du, daß die Natur in ihrer Schrift geistloser verfährt als die Hand Deines Setzers, der in die Letternkästen greift, die Du in Ordnung hältst? Jeder Zug ist Sinn, jede Faser Plan, jeder Hauch Gedanke. Auf jedem Blättchen steht Etwas geschrieben in deutlicher Schrift. Ich kann es lesen, und wenn Du ein Dichter wärest, anstatt ein Drucker, könntest Du es auch."

Heinzelmann schwankte zwischen der Neugierde und der Ueberzeugung, daß die Elfe ihm Etwas verlöge. Er wollte nicht um die Lektüre bitten, weil er damit zugegeben hätte, daß er ihr Glauben schenke, und doch hätte er gar zu gerne gewußt, was in den Blättern stünde. Er vermuthete eine Art Klassification der Blumen, einen Katalog, den jede mit sich trüge. Er blinzelte schlau mit den Augen, als wenn er die

Antwort ſchon kenne, und warf mehr hin als er fragte: „Aber auf allen Blättern ſteht daſſelbe!“

„Mit nichten,“ ſagte Lilli, „die reiche Kraft der Schöpfung wiederholt ſich niemals, und weil Du Verſtand haſt und Bildungstrieb,“ fügte ſie nicht ohne Ironie hinzu, „will ich Dir auch den Grund ſagen. Wie die Blumenſeelen dem Keime ihre Geſchichte erzählen, habe ich Dir ſchon berichtet, und wenn die Blumen nun wachſen, ſo ſchreibt ſich auf einem jeden Blättchen eine Geſchichte, und für den, der es zu leſen verſteht, iſt das Blümchen ein Buch mit vielen Blättern. Da leſe ich denn in meinen Mußeſtunden, und Du wirfſt mir vor, daß ich mich nicht durch Lektüre zu bilden ſuche! Woher wüßte ich denn von den Menſchen, mit denen ich niemals verkehre, wenn mir die Blumen nicht davon erzählten?“

„Ach, lies mir vor, was auf dem Vergißmeinnicht ſteht!“ — rief Hütchen.

„Sehr einfache Sachen; was kann einem Vergißmeinnicht begegnen?“ ſprach Lilli.

„O, nur was auf den fünf Blättern ſteht, die Du in der Hand hältſt! Bitte, bitte, meine ſchöne, geiſtreiche Freundin.“

Lilli blickte lange stumm auf die Blättchen, und Käppchen hoffte schon, sie würde Nichts entziffern.

„Das ist nicht wie in Deinen Büchern, wo man eben anfängt," sagte Lilli, „hier muß man erst den Faden suchen, und dann fügt sich das Uebrige."

„Etwa wie die Wahrsager aus den Linien der Menschen ihr Schicksal lesen?" fragte Käppchen.

„Beinahe," erwiderte sie, „nur ist meine Kunst sicherer. Höre denn! Auf diesem ersten Blättchen steht die Geschichte einer Vergißmeinnichtblüthen-Seele. Sie erzählt:

Auf der Wiese, auf der ich erblühte, hüpften und spielten zwei liebliche Kinder. Ein Mädchen in blonden, flatternden Locken, und ein Knabe, wenig Jahre älter, in braunem Haar. Sie jagten Schmetterlingen nach, das Mädchen wenigstens. Der Knabe sah mehr auf sie, als auf die bunten Falter. Es waren Nachbarskinder. „O weh," rief das Mädchen, „hier wird's feucht, und hier ein breiter Graben. Da fliegt es hin, das schönste Pfauenauge, und ich kann nicht hinüber." Sie stand trauernd am Graben, als wenn ihr ein großes Glück entschwunden wäre, und

ſie hatte es doch noch nicht gehabt. Wer weiß, ob ſie es jemals erlangen würde. „Nichts weiter,“ ſagte der Knabe, „ich trage Dich durch den Graben!“ — „Nein, nein! Du läßt mich fallen,“ rief ſie, aber da flatterte das Pfauenauge dicht an dem Rande des Grabens und ſie hätte es faſt erreichen können mit ihrem Netze. Der Knabe wollte ſich beleidigt abwenden, aber das blonde Kind, immer nach dem Schmetterlinge ſchauend, winkte ihm zurück. „Geſchwind,“ rief ſie, „da iſt er wieder!“ Und der Knabe nahm ſie auf die Arme und ſchritt in den Graben. Da ſtand er, mit der lieben, lieblichen Laſt. „Was giebſt Du mir,“ fragte er, „für dieſen Dienſt?“ — Nichts! Aber eile, ich bin Dir zu ſchwer!“ — „Nichts? So bleibe ich ſtehen.“ — „Ungezogener! Du ſinkſt immer tiefer! Was willſt Du haben?“ — „Einen Kuß!“ — „Narr,“ ſagte ſie und ſah nieder, indem ſie das Köpfchen abwandte. „Ach, die ſchönen Vergißmeinnicht!“ rief ſie, ihre Gefahr und ihres Trägers Forderungen vergeſſend. „Die mußt Du mir pflücken.“ Und ſchnell ſchwang ſie ſich von ſeinem Arm auf das andere Ufer. Der Knabe ſtand noch immer im Graben. „Die Vergißmeinnicht?“ fragte er. — „Ach ja, die

Vergißmeinnicht." Er bückte sich, sie zu pflücken, und sie klatschte jubelnd in die Hände. — „Was willst Du mit den Blumen?" — „Ich ordne sie in eine Schaale mit Wasser, lege einen Stein auf die Stiele und stelle sie meiner Mutter in's Zimmer. Dann wachsen sie Alle empor und blühen auf." — Kurze Zeit darauf saßen sie Beide am Ufer zusammen. Das Mädchen las die Blumen auf, die er gepflückt hatte, und sammelte ein geordnetes Bündelchen in ihre Schürze. Der Knabe sah ganz glücklich zu und hatte schon vergessen, daß sie ihm den Kuß versagt hatte. „Gieb mir eine Blume zum Andenken," bat er. — „Nein! Warum wolltest Du mir vorhin den Kuß abzwingen?" Sie nahm die Ecken ihrer Schürze zusammen und hüpfte nach Haus. Der Knabe zog die Stirn kraus, ballte die Faust und drohte ihr nach. Dann ging auch er seines Weges, als wäre ihm Nichts daran gelegen. — Uns Vergißmeinnicht erging es, wie sie gesagt hatte. Wenige Tage darauf hatte der kleine Leichtsinn den Schmetterling, den abgeschlagenen Kuß und das verweigerte Vergißmeinnicht schon vergessen, wir aber waren hoch aufgewachsen, hatten die Knospen aufgeschlossen und bogen unsere

Köpfe über den Stein zusammen, der uns trennte, um zu plaudern und nach dem Knaben zu fragen, den wir so lange nicht gesehen hatten. Da trat er herein. Er hatte eine Bestellung von seiner Mutter an die Mutter seiner Gespielin, und als er sie ausgerichtet hatte, fielen seine Augen auf die Vergißmeinnichtschaale. Das Blut stieg ihm in die Wangen, und als die Mutter sich wandte, trat er heran, pflückte den Stiel, an dem ich blühte, und steckte ihn in das Knopfloch seiner Weste. „Was machst Du?“ fragte die Mutter. — „Nichts!“ sagte er, aber er wurde noch röther und hielt die Mütze vor das Vergißmeinnicht. Bald darauf verwelkte ich zwischen den Blättern seiner lateinischen Grammatik. Da blieb ich lange, bis es Winter war und Schnee lag. Einst schneeballten sich die Knaben auf dem Schulhofe, die Bücher wurden auf einen Holzhaufen eiligst abgelegt, und dabei fiel ich heraus, wurde später mit dem Holz fortgetragen und verbrannte gerade in dem Ofen der Klasse, als der Knabe einen Verweis bekam, weil er während der Stunde in seiner Grammatik blätterte und nicht gestehen wollte, was er da suche. Ich habe es auch nie erfahren, eben so wenig,

warum er erröthete, als er mich aus der Schaale pflückte.“ —

„Das ist die Geschichte des ersten Blättchens,“ sagte Lilli, indem sie es abpflückte und in die Quelle fallen ließ, die es fortführte. Vier Blätter standen noch um den Kelch.

Der Heinzelmann wußte nicht recht, was er zu der Geschichte sagen sollte, und hatte während der ganzen Zeit in etwas peinlicher Ungeduld dagesessen. Halb wartete er auf die Pointe, halb sann er auf eine Kritik, die die Freundin so wenig als möglich beleidigen würde.

„Recht hübsch,“ sagte er, „aber Du müßtest doch auch einmal meine Bücher lesen. Da ereignet sich doch mehr, da hätte man erfahren, was später daraus entstanden wäre, welche wunderbaren Verhältnisse dazwischen treten mußten, bis die Kinder ein Paar wurden; denn darauf habe ich immer gewartet, dies zu erfahren.“

„Das weiß ich so wenig als mein Vergißmeinnicht!“ sagte die Elfe. „Es ist eben kein Buch, es ist nur ein Blatt, und meine arme Vergißmeinnicht-Seele hat ihm nicht mehr erzählt, als ihr gerade das

Schickſal geſtattete zu beobachten. Soll ich weiter leſen?“

„Es wird am Ende wieder daſſelbe ſein,“ ſprach Käppchen, „denn das begegnet allen Vergißmeinnicht, und eben auch nicht viel mehr.“

„Laß uns ſehen!“

Sie hielt das zweite Blättchen gegen das Licht, ſtudirte eine Weile, dann las ſie fließend und ununterbrochen, was die andere Seele erzählt hatte:

An dem Ufer eines freundlichen Fluſſes bin ich aufgeſproſſen. Nicht unmittelbar in die Wellen konnte ich ſehen, ein kleiner Wieſengrund, feucht gehalten von den Waſſertropfen, die die heiter rollenden Wogen an dem Ufer zurückließen, und die ſich dann durchſtahlen durch Sand und Steinchen bis zur Wieſe, war der Boden, der mich, mit vielen Geſchwiſtern, erzeugte. Wenn ich auf der einen Seite den Fluß nur rauſchen hörte, nicht mit den Blicken erreichte, vielleicht weil ich noch wenig aufgeſchoſſen war und erſt ſeit einem Tage meine Blüthen entfaltet hatte, ſo ſah ich auf der andern Seite die hohe Bergwand des Thales, auf deren Abhängen drei zerfallene Burgen

thronten, um die das einzige Abendroth, das ich erblickt hatte, einen gar wunderbaren Schein gebreitet hatte. Schon senkte sich die Sonne, und wieder wartete ich auf die stille Pracht dieses Abends, da hörte ich ein verworrenes Geräusch vieler menschlichen Stimmen, das Stampfen von Pferdehufen, und dazwischen Ruderplätschern im Flusse. Ich wandte mich mit ganzer Kraft von den Burgen, auf die ich schon sehnsüchtig harrend mein Blüthenauge gerichtet hatte, ich fühlte es, wie ich wuchs in der Neugierde; ich drängte das Haupt zwischen den Geschwistern durch; es wurde frei vor meinen Blicken und ich konnte sehen, was sich am Ufer zutrug. Ein langer Zug jugendlicher Gestalten, zu Pferde und zu Wagen, sprengte daher. Voran drei Reiter in Kanonenstiefeln, der knappen, anschließenden Pikesche, den Schläger an der Seite. Ueber der Brust flatterte im muntern Ritte die bunte Schärpe, auf dem Kopfe die kleine Farbenmütze. Dann eine Anzahl sechsspänniger Wagen, wieder mit Reitern am Schlage. Eine Reihe Vierspänner folgte; zweispännige Kutschen beschlossen den Zug. Am Ufer wurde Halt geboten. Je zwei Jünglinge, alle mit den kleinen Studentenmützen auf dem wallenden Haar,

ſtiegen aus dem Wagen. Wagen und Pferde in ungeordnetem Gedränge wandten um und fuhren den Weg zurück. Ein Kahn, am Maſte eine Wimpel mit den Farben der Schärpen und Mützen, geſchmückt mit Kränzen, Guirlanden und Eichenzweigen, lag am Ufer. Muſik begrüßte die Angekommenen. Die Meiſten beſtiegen den Kahn, Einige wanderten mit leichten Schritten am Ufer entlang. Das Fahrzeug ſtieß ab, die Muſik ſtimmte die Melodie eines Studentenliedes an, die jugendlichen Stimmen fielen ein:

„An des Neckars kühlem Strande
„Stehen Burgen hoch und kühn,“

ſchallte es durch die Luft, die Ruder ſchlugen taktmäßig in die Wellen, und ich wandte wieder unwillkürlich meinen Blick auf die Burgen, die in dem Glanz der Sonne und in der Glorie, die das Lied über ſie warf, trotz ihrer finſtern Geſteine, feierlich niederblickten auf die feſtliche Schaar. Plötzlich wurde ich aus meinen ſtaunenden Betrachtungen geriſſen. Die Studenten, die an dem Ufer berniedergingen, hatten jeder auf dem Wege einen Strauß Blumen oder grüner Zweige gepflückt und auf die Mützen geſteckt. Einer Mütze fehlte noch der Schmuck, gerade

als deren Eigenthümer an mir vorüberschritt; er bückte sich, mit einem Griff war ich und viele Andere gepflückt, ein dicker Vergißmeinnichtstrauß zierte die Mütze, und ich jubelte hoch auf, denn nun sollte ich das Fest mitmachen, sollte den Commers der Studenten schmücken helfen. Alles hatte den Kahn verlassen und zerstreute sich in kleinere und größere Gesellschaften über Berg und Thal, oder am Ufer entlang, wohin Lust, Laune und Zufall sie führt. Ich schwankte an der Stirn meines Trägers hinauf zu den Burgen, die ich aus der Ferne so sehnsüchtig angeschaut hatte. Durch Epheu und Brombeergestrüpp trug man mich bald auf die höchste Zinne des alten, zerfallenen Gemäuers. Ich sah die weite, weite Welt vor mir und blickte (zu meiner Beschämung muß ich es gestehen) fast mit Verachtung auf das kleine Plätzchen nieder, dem ich entpressen war. Die Studenten, die uns gefolgt waren, zogen weiter. Mein Freund klemm an dem morschen Thurm empor. Mir schwindelte. Eine gelbe Mauerpfefferblüthe, die ich im Heraufklimmen streifte, flüsterte mir zu: „Was willst Du hier oben, Thalblume?“

Ich sah sie mit stolzem Lächeln an, aber ehe ich

antworten konnte, waren wir eben. Mein Freund ritt auf der Mauer, ſchlang den einen Arm um einen Baumſtamm, der ſich mit feſten Wurzeln eingewachſen hatte in die feuchten Steine, und ſchaute, wie ich, nieder auf die weite Erde, die ſich vor unſern Blicken ausbreitete. Ihm war warm geworden im Klimmen, er nahm die Mütze ab, auf der ich ſchwankte, und legte ſie auf einen großen Stein zu ſeiner Seite. Das erſte Staunen war vorüber, und nun ſchaukelte ich mich in unbeſtimmten, melancholiſchen Gedanken und war in ſo lyriſcher Stimmung, daß ich mich verſucht fühlte, ein Gedicht zu machen, das den düſtern Ton meiner Ruinenumgebung abgeſpiegelt hätte. Meinem Studenten mußte daſſelbe Gelüſt kommen, er zog ſeine Brieftaſche heraus, legte ſie auf den Stein, indem er die Mütze etwas bei Seite ſchob, und ſchrieb mit Bleiſtift einige Verſe. Ich hätte ſie ſo gern geleſen, denn ich war überzeugt, daß er mir mein Gedicht wegnahm, das noch nicht angefangen war, und auf das ich mich doch ſchon ſtolz fühlte. Aber die Mütze, und ich mit ihr, war zur Seite geſchoben. Da ſchien die Sonne blendend auf das Papier, der Student wollte ſich wenden, aber der

Raum war zu beschränkt; er besann sich ein Weilchen, dann legte er die Mütze so neben die Brieftasche, daß der Strauß Schatten warf auf das Papier, und ich konnte Alles lesen. Er hatte geschrieben:

Ich schaue von dem altersgrauen
Bemoosten Thurme sinnend hin
Auf Berg und Thal, fern in die Auen,
Wo Alles frühlingsfrisch und grün.

Und so von Trümmern rings umgeben,
Die einst die Vorzeit stolz erbaut,
Hab' ich das üppig volle Leben
Der reichen Gegenwart erschaut.

Gelehnt auf alter Herrlichkeiten
Zerfallnen Rest, auf morsch Gestein,
Muß ich hier nicht vergangnen Zeiten
Still eine Wehmuthszähre weih'n?

Doch liegt vor meinen Augen offen
Die Flur, in Ueppigkeit gewiegt.
Und sollte der nicht freudig hoffen,
Vor dem die Welt so selig liegt?

Die Gegenwart in heiterm Prangen,
Sie läßt dem Herzen keinen Raum,
Um zu betrauern, was vergangen,
Ja selber für die Hoffnung kaum.

Das war nicht das Gedicht, was ich gedichtet hätte. Keine Thräne für die Vergangenheit, keine Hoffnungen

für die Zukunft, ganz ausgefüllt, ganz befriedigt von dem Glücke der Gegenwart? Freilich der, der das dichtete, war Student — Student! da liegt die Antwort.

„Was machst Du da oben?“ rief es herauf. „Nichts!“ antwortete mein Student, schlug erröthend seine Brieftasche zu, drückte die Mütze auf die Stirn und schwang sich bebende an dem Thurme herab, von dessen Rand ihm morsches Geröll folgte. Dann ging's mit flüchtigen Schritten den Berg hinunter in das Gasthaus am Flusse, wo sich in einem großen Saale die ganze jubelnde Gesellschaft versammelt hatte. Eine lange Tafel war gedeckt, Flaschen standen auf derselben, an beiden Enden lagen zwei blanke Schläger über Kreuz. Die Musikanten hatten sich auf dem Orchester geordnet, ihnen gegenüber brannte in buntem Transparent das Wappen der Verbindung, die diese Schaar von Studenten vereinigte. Blumengewinde schmückten Saal und Tafel. Die Röcke waren abgelegt, leicht zog sich von der Schulter herab das dreifarbige Corpsband um die Brust. Nun wurde mit den Schlägern das Zeichen gegeben; Jeder nahm seinen Platz ein, und das Mahl begann. Alles Heiter-

keit, überſprudelnder Frohſinn, Jugendmuth, Jugendluſt, Jugendglück! Die Gläſer wurden gefüllt und geleert, herüber und hinüber trank man ſich zu. Da ſtimmte die Muſik wieder die Melodie eines Liedes an; die Schläger rauſchten nieder auf den Tiſch; Silentium! tönte es von dem Munde des Präſidenten; das Geſpräch hörte auf, und Alle ſtimmten ein in die feierlich heitere Weiſe des Liedes. Der Freundſchaft galt das erſte Lied, und ich, die Blume der Freundſchaft, wiegte mich auf den Wogen der Melodie, und als es hieß:

Füllt nicht Freude hier die Becher,
Ueberſtrömt das Herz nicht Luſt?
Schwellt nicht jedem wackern Zecher
Freundſchaft hier die volle Bruſt?

blinzte ich den andern Blumen auf den Mützen, der Tafel, den Wänden ſtolzer zu, wie wenn ſie mir gälte dieſe Huldigung. Und als das Lied geſchloſſen war und Alles aufſtand, die Gläſer aneinander klirrten, die Hände ſich drückten und die Augen ſich fanden, da war es mir wohl, als ob eine Thräne der freudigen Wehmuth aus meinem tiefen Kelche emporquell. Ich bin nun einmal ein ſentimentales Blümchen. So dauerte es hinein bis tief in die Nacht, immer lauter wurde es,

immer jubelnder, aber auch manch' offenes, trauliches Wort wurde geflüstert. Mein Student trat zuweilen, den Arm um den Nacken eines Freundes geschlungen, auf den Balkon hinaus, der an den Saal stieß. Ueber uns der Sternenhimmel in seinem ewigen Schweigen, zu unseren Füßen der rauschende Neckar, hinter dem sich dunkel in der dunkeln Nacht der Bergsaum abgrenzte, neben uns der Klang der Gläser, das erhitzte Durcheinander der Stimmen. Mein Student drückte dem Freunde die Hand. Ich wußte, was das bedeutete, denn ich hatte sein Gedicht gelesen. Noch einmal rauschten die Schläger hernieder und das Silentium! tönte gebieterischer durch den Saal; die Stimmen schwiegen, die Röcke wurden wieder genommen, Jeder ordnete sich an seinem Platz. Auf das eben noch so bunte Jubelgewirr folgte feierlich ernste Stille. Der Landesvater! hieß es. Und nun begann die wundervolle Melodie. Die ersten Verse wurden gesungen wie die früheren Lieder, nur getragener. Dann stiegen die Präsides, je zwei an den Enden der Tafel, auf ihre Stühle und schlugen nach dem Tacte der Melodie mit den Schlägern zusammen:

Seht ihn blinken, in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht! —
Ich durchbohr' den Hut und schwöre:

Und wie zum Schwur legten sie die Finger auf die gekreuzten Schläger, die sie durch die Mützen gebohrt hatten, und sangen weiter:

Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein.

Dann reichten sie die Schläger den Nachbarn; der Vers wiederholte sich; eine Mütze über der andern steckte auf der Klinge, bis alle Häupter entblößt waren und die Schläger der beiden Enden sich in der Mitte begegneten. Uns armen Blumen ging es schlecht dabei, und als die Mütze des Nachbars sich auf die Kappe drückte, die mich trug, fühlte ich, wie die Stiele knickten und sich lösten. Nun änderte sich die Melodie. Ich hatte mich vorgedrängt zwischen den Rändern der Mützen und konnte sehen, wie die Schläger über die Tafel gewechselt wurden, und nun sangen die Präsides:

So nimm ihn hin, Dein Haupt will ich bedecken
Und drauf den Schläger strecken:
Es leb auch dieser Bruder hoch!

Dabei reichten sie nach der Reihe die Mützen herüber

und legten die blanke Klinge auf das Haupt, wie segnend, bis Alle wieder mit bedeckten Häuptern daſtanden, die Präſides ſelbſt ſich gegenſeitig die Mützen aufſetzten, die Schläger niederrauſchten: Exest commercium, initium fidelitatis! ſchallte es, und der durch das feierliche Lied lang verhaltene Jubel brach lärmend und rauſchend hervor. Wie ſtand es mit uns? Als die Mütze, die über dem Strauß, dem ich angehörte, gedrückt war, abgeſtreift wurde, fielen wir armen Vergißmeinnicht alle auseinander über die Tafel zerſtreut, und der, der mich gepflückt hatte, merkte es nicht. Meine Nachbarin fiel ſo, daß ſie auf dem Rande ſeines Glaſes hängen blieb, und als er es zum Munde führte, küßte ſie ihn auf die Lippen und fiel dann ſterbend unter den Tiſch zu ſeinen Füßen nieder. Ich beneidete ſie. Aber ſo zerknickt, ſo zerſtreut wir da lagen, wir blieben doch nicht unbemerkt. Der Nachbar meines Freundes ſah auf mich nieder, und als wenn eine plötzliche Erinnerung ihn ergriffe, nahm er mich auf. „Ein Vergißmeinnicht," flüſterte er — „Ein Vergißmeinnicht, gerade wie das, was ſie mir verſagte. Jetzt iſt ſie groß, ſchön. Ob ſie mir's wieder verſagen würde? — Als

wenn sie mir's gegeben hätte!" sagte er dann und legte mich zwischen die Blätter seines Commersbuches, gerade auf die Seite, wo die Worte standen:

Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur Hand,
Sie macht ihm zur Heimath das fernste Land.

Da hauchte ich meine Seele aus. Wenn der Student nach Jahren einmal wieder das Buch aufschlägt, wovon wird ihm das arme, getrocknete Vergißmeinnicht erzählen, von dem Mädchen in der Heimath, oder von dem heitern Commers in Neckarsteinach?

Der Heinzelmann hatte ganz still zugehört, ob aus Interesse, Resignation oder Galanterie ist nicht bekannt geworden.

„Ja, die Menschen machen sich wunderbare Feste," sagte er, — „besonders wenn sie Studenten sind."

„Unsere Vergißmeinnichtseele scheint ganz davon eingenommen," erwiderte Lilli. „Das Fest hatte sie zu Thränen gerührt." —

„Ja, worüber weint nicht ein Vergißmeinnicht!" fiel er ein.

„Und feierlich ist ihm das Alles erschienen!"

„Armes Vergißmeinnicht!" fuhr Käppchen fort, „und es ist doch wohl purer Unsinn, die vielen

Wagen, das Trinken und gar das Durchbehren der Mützen."

„Mag sein, ich habe meine Geschichten nicht zu vertreten," sagte Lilli und ließ das zweite Blättchen in den Bach fallen.

Vielleicht um wieder einzulenken, bückte sich Käppchen danach, als wollte er es aufhalten. Die Quelle hatte es schon weiter gerollt.

„Schade," sagte er, „das Gedicht des Studenten wollte ich mir abschreiben."

„Wozu?" fragte die Elfe. „Es stehen Gedichte auf tausend Blättern und schöner als dies."

„Ich hätte es vielleicht anwenden können, wenn mir einmal eine Seite auf einem Druckbogen leer geblieben wäre," sagte Käppchen. „Dazu war es gut genug, denn auf den Werth kommt es eben nicht gerade an. Wir lassen die Gedichte hübsch und zierlich binden und sie mit Goldschnitt und goldener Vignette zieren. Die Bücherchen verdrängen jetzt auf den Tischen der Menschen all' die anderen Spielereien, mit denen sie sie früher aufputzten. Man freut sich an dem Aeußern, man blättert auch wohl darin, aber viel fragt man dem Inhalte nicht nach."

„Komische Wesen, die Menschen!“ spottete Lilli. — „Und das nennst Du Sinn für Lektüre!“

Die Sonne war indessen untergegangen. Dämmerung legte sich über die Flur. Nebel stiegen aus dem feuchten Grunde, der sich um das Plätzchen ausdehnte, auf dem unser Pärchen saß. Die breiten, feuchten Schleier streckten sich und wallten leise in dem Hauche des Abends. Hütchen schlug die Ränder seiner Kappe nieder, die Elfe brach einige von den weißen Flockenblumen, die auf der Wiese schwankten, und breitete sie unter die Sitze. Dann schickte sie sich an, das dritte Blatt ihres Blümchens vorzulesen.

„Du wirst Dir die Augen verderben!“ sagte Käppchen und wollte ihr die Blume aus der Hand nehmen.

Lilli lachte. Sie richtete sich empor auf ihrem Sitze und rief mit heller Stimme über die Wiese: „Ihr Glühwürmer, wacht auf, steckt die Lichter an und leuchtet!“

Und über die ganze Wiese hin fing es an zu glänzen im thauigen Grase. Hier und da ein Fünkchen, das heller wurde und heller. Und dann hoben sich die Lichterchen in dem grauen Nebel erst leise, dann

immer lebhafter, bis sie hin und wieder wiegten und durcheinander flimmerten und schwirrten.

„Zu mir her!“ befahl die Elfe weiter — „und wer recht still hält und recht schön leuchtet, darf mit zuhören, was ich vorlese.“

Da ließen sich die Lichter nieder auf das Moos, das den Stein überzog, oder hingen sich an die Blumen, die ihn beschatteten, daß die Freunde im hellen Scheine saßen. Und im Wasser glänzte es wieder, wie die Blumen schwankten oder die Wellen wogten.

Käppchen jubelte auf. „Wie das glänzt! Wie in einem Ballsaal!“

„Und in einen Ballsaal werde ich Dich führen,“ sagte Lilli, die den Faden der Geschichte auf dem dritten Blatte gefunden hatte. Sie las:

Nicht im Hauche der freien Natur bin ich geboren. Eine große, weite Halle mit Glaswänden sah mich ersprießen. Es war wohl hübsch da, aber das frische Weben der Luft habe ich immer schwer vermißt. Wir waren eine große Gesellschaft von Blumen, aus allen Himmelsgegenden stammend. Da schwankte die stolze

Palme, die wunderbaren Schmetterlingsblüthen der Orchideen schwebten, rankten und dufteten von der Decke hernieder, die coquetten Camellien ließen ihre Blüthen aufprangen an den glänzenden Blätterwänden, die Granate entflammte ihre stumme Gluth. Wer nennt sie Alle, und wer mag sie wiedererzählen die Heimwehklagen der Pflanzen und Blumen? Mich freilich hatten sie der Heimath nicht entrückt, aber sie hatten mir die Jahreszeit vertauscht, der ich angehörte, sie hatten mich um den Lenz und den Sommer betrogen. Das erzählten mir die Sonnenstrahlen, die uns besuchten, wenn man die Matten von den Fenstern zog, und wir hinaussehen konnten in die Welt voll Eis und flimmernden Schnee. „Warum uns auch?“ klagte ich oft zu einer Veilchengesellschaft, die neben mir aufwuchs. „Warum uns, die man doch so wenig achtet, neben allen den hohen, fremden, glänzenden Gewächsen?“ Es blieb uns nicht lange Zeit über die Antwort nachzudenken, denn der Gärtner, unser Pfleger und Tränker, erschien eines Tages, schnitt von allen seinen Blumen und Zweigen und trug uns gemeinsam fort. Zierliche Hände banden uns in kleine Sträußchen, ordneten uns in eine Krystallschaale, und

so trug man uns, gefesselt und zusammengerichtet, wohlverdeckt gegen den Winter, weit fort. Halb fröstelte mich in dem eisigen Hauche, der durch die schützende Decke drang, halb sehnte ich mich nach dem freien Wehen der reinen Luft, und so achtete ich, mit mir selbst beschäftigt, kaum auf die kalte Resignation, mit der neben mir eine dunkle Camellie der Winterluft trotzte, kaum auf das leise Wimmern der Orangenblüthen, die sich schmerzlich zusammenzogen und unter den Blättern bargen, und die eine härter gewöhnte Erica vergebens zu trösten versuchte. Da plötzlich strömte uns eine wärmere, duftige Luft entgegen. Ein glänzender Lichtstrahl drang durch die Krystallschaale, in die wir gelegt waren, die Decke wurde abgenommen, und staunend blickte ich in das nie gesehene Wunder eines Ballsaales. Licht strömte nieder von den glänzenden Kronleuchtern der Decke, Lichter glänzten an den Wänden. Eine geputzte, heitere Menge war versammelt, das Orchester rauschte seine Melodien nieder in den Saal, und die Paare brausten dahin, getroffen von dem elektrischen Schlage des Klanges. Wir mußten gekommen sein, als schon das Fest sich zu Ende neigte, und ein Myrthenzweig,

der aus dem Strauße einer Schönen gefallen, achtlos in unſere Schaale geworfen und in meine Nähe gerathen war, erzählte und erklärte mir alle die Wunder, die ſich mir auf einmal zeigten und meinen Sinn verwirrten. Uns Blumen war ein beſcheidenes Plätzchen angewieſen, und man ſchien nicht eben auf uns zu achten. In eine Fenſterniſche, hinter eine aufflatternde Gardine waren wir geſtellt, doch aber ſo, daß ich Alles überſehen konnte. Zuerſt berauſchte mich die Pracht der Lichter, deren Schein mit den Tönen der Tanzweiſen durch den Saal wogte, der Glanz des Schmuckes, die Schönheit der Geſtalten. Dann aber gewann ich Ruhe zur Beobachtung, und mein freundlicher Myrthenzweig war immer bereit, auf meine Fragen Auskunft zu ertheilen. Welch' wunderbares Treiben! Wie ruhig ſchritten die Tänzer auf die Schönen zu, wie ernſt verbeugten ſie ſich, und wie förmlich wurde die dargebotene Hand angenommen! Und wenig Sekunden ſpäter rauſchte das Paar an uns vorüber, die Augen leuchteten, der Buſen wogte, und die ſchlanke Geſtalt der Tänzerin zitterte in dem Arme, der ſie umfangen hatte. Aber wenn ſie den Platz erreichten, dieſelbe ruhige Verbeugung, derſelbe

förmliche Gruß. Ein ewiges Aufflackern und Verlöschen. Eine längere Pause war eingetreten. Oben wurden die Instrumente neu gestimmt, im Saal ging man auf und ab, Stühle wurden zusammengestellt. Da begann das Orchester, die Tänzer führten die Damen auf ihre Plätze, die Stühle wurden eingenommen. Nun eröffnete das erste Paar den Tanz. Die Tänzerin war die glänzendste Erscheinung, die Königin des Festes. Eine hohe, schlanke Gestalt. Blonde Locken wallten auf die Schultern hernieder, den stolz getragenen Kopf umflatterten die Purpurglocken einer Fuchsia. Die Augen leuchteten siegesgewiß und siegesbewußt durch den Saal, strahlender als die Brillanten, die an der Brust glänzten. Der schöne Arm mit den schweren Armbändern lehnte leicht auf dem des Tänzers. — Der Myrthenzweig bemerkte schnell den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. „Das ist die Tochter des Hauses, deren Verlobung man feiert;“ sagte er. Der Tänzer ist der Bräutigam. Ich weiß das, denn aus dem Strauße, den sie hält, bin ich gefallen, und Strauß und Schmuck überreichte der Bräutigam vor dem Feste.“ „Wie glücklich sie sein müssen!“ seufzte ich. Neben

der Fensternische saß eine ältere Dame mit ihrer Tochter, die wahrscheinlich keinen Tänzer gefunden hatte. Sie flüsterte einem Herrn zu, der neben ihrem Stuhl stand: „Die Mama hat ihn richtig gefangen, das war nicht schwer, denn er ist kein großes Licht.“ „Und die Braut, die meine intimste Pensionsfreundin ist,“ fügte die Tochter hinzu, „hat mir noch vor acht Tagen im Vertrauen gestanden, daß sie ihn höchst langweilig findet. Sie ist eben zu coquett, und —“ „Es ist eine brillante Partie!“ sagte der Herr. — Zwei junge Officiere wurden von dem Tanze in meine Nähe geführt. „Schön ist sie,“ sagte der Eine. „Aber sie hat kein Herz,“ erwiderte der Andere. — Mir gegenüber an dem Pfeiler einer Thür stand ein junger Mann in schwarzem Anzuge. Er tanzte nicht, sprach wenig, aber sein dunkles Auge hing unverwandt an der glänzenden Erscheinung, die das Gespräch des Abends, das Ziel aller Aufmerksamkeit war. Ich hatte Theilnahme für ihn und wußte nicht weshalb. Schon glaubte ich uns arme Blumen vergessen, als man die Schaale, in der wir ruhten, auf ein kleines Tischchen in der Mitte des Saales stellte. Ein Tänzer trat nach dem Andern heran,

wählte einen Strauß, überreichte ihn einer Dame, und ein Tanz, ein Blick war der Dank für die Gabe. Die Schaale war faſt leer, der letzte Tänzer trat heran, der Strauß, in den man mich gebunden hatte, lag immer noch ungewählt da. Ich ſah den jungen Mann, der noch unverwandt die ſchöne Braut mit den Blicken verfolgte, ſich zum erſten Male von ſeinem Platze bewegen. Er ging mit feſten Schritten auf die Schaale zu. „Ein Vergißmeinnicht!“ flüſterte er, ergriff den Strauß, dem ich angehörte, und brachte ihn der Tochter des Hauſes. Als er ſich vor ihr verbeugte, haftete das dunkle Auge fragend auf ihren Zügen. Sie konnte dem Blicke nicht begegnen, ſie ſchlug die Augen nieder, ſah auf den Strauß herab, den ſie empfangen hatte, und faſt, als wollte ſie ihre Bewegung verbergen, ſagte ſie: „Ein Vergißmeinnicht? Erinnern Sie ſich noch der Zeit, wo wir Kinder waren und Vergißmeinnicht pflückten auf der Wieſe? — „Und ſpäter,“ — ſagte er. „Aber heute keine Erinnerungen!“ — Er bot ihr den Arm, und ſie tanzten durch den Saal. — Einige Minuten darauf ſah ich mich um, er hatte ſeinen Platz nicht wieder eingenommen und war verſchwunden. — Der Tanz

ging zu Ende, die Gesellschaft zerstreute sich, der Saal wurde leer. Die schöne Braut hatte alle Sträuße bei Seite gelegt, meinen Strauß allein preßte sie in den Händen. Sie verließ den Saal, schritt durch die erleuchteten Zimmer, gleichgültig vorüber an all' dem Glanz, sorglos über die geknickten Blumen, die am Boden lagen. Ihr Gang war sicher, ihr Auge klar, ihr Kopf erhoben wie vorher. Sie ergriff einen silbernen Armleuchter, trat in ihr Schlafzimmer, wo ihr Mädchen sie erwartete. Der Kranz wurde aus dem Haar genommen, die Brillanten abgesteckt, die Armbänder vom Arm gestreift. Sie warf sie auf den Tisch, ohne sie weiter zu beachten. Als sie entkleidet war, als das Mädchen sie verlassen hatte, stand sie sinnend in der Mitte des Zimmers. Sie wandte sich nicht zum Lager, sie kehrte zurück zu dem Tisch, auf dem das Geschmeide lag. Wollte sie noch einmal den Blick erfreuen an dem Schmuck, in dem sie geglänzt hatte? Sie griff nach dem Strauße. Ihre Finger zitterten, sie suchte zwischen den Blumen und Blättern, ich ahnte es, sie suchte mich. Dann zog sie das Schubfach ihrer Toilette auf. Eine kostbare Brosche, die davor lag, rollte dabei vom Tisch

auf den Boden, sie achtete es nicht, nahm eine Scheere aus der Toilette, zerschnitt das Band, das den Strauß zusammenhielt, schob die übrigen Blumen bei Seite und wählte mich heraus. Sie beugte sich zu mir nieder. Ich hatte schon welkend das Haupt sinken lassen, da fühlte ich einen heißen Tropfen in meinen Kelch fallen, und als ich noch einmal empor sah — welche Veränderung auf den eben noch so stolzen, kalten Zügen! Das Haupt war gebeugt, Thränen rollten aus den schönen Augen über die Wangen herab, die ganze Gestalt bebte. „Wäre sie nicht glücklich?“ fragte ich mich. „Hätte sie doch ein Herz?“ — Sie war in den Stuhl gesunken und stützte den Kopf in die Hand. — Wie lange sie so dasaß, weiß ich nicht. Die Lichter waren herabgebrannt, der Tag drang durch die Gardinen. Mir war es, als sähe ich einen dunkeln Schatten am Fenster vorüberstreichen — sie schreckte auf, nahm aus der Toilette eine einfache Kapsel und drückte an der Feder. Eine Locke fiel heraus. Sie drückte mich, das sie immer in der Hand gehalten hatte, in die Kapsel, ich fühlte es, wie sie die an die Lippen führte, und starb in diesem Kusse.“

Lilli ſchwieg.

„Fertig?“ ſagte Käppchen. „Deine Geſchichten ſchließen immer, wenn man glauben ſollte, ſie fingen erſt an.“

Statt aller Antwort ließ die Elfe das dritte Blatt in den Bach fallen. Zum Glück waren die Sterne aufgegangen, ſonſt hätte ſie nicht weiter leſen können, denn die Glühwürmchen waren Alle eingeſchlafen.

„Das iſt träges Volk,“ ſagte Lilli und ſchüttelte die Gräſer, daß die Würmchen zuſammenſchraken, und die Fünkchen nach allen Seiten hin auseinander ſchwirrten.

„Es lohnt der Mühe, Euch Etwas vorzuleſen!“ ſagte die Elfe. „Macht, daß Ihr fortkommt!“ und ſie ſcheuchte ſie weiter. Was hatten auch die fliegenden Sternchen der Wieſe mit der Ballgeſchichte zu ſchaffen? Käppchen ſelbſt wußte nicht recht, was er damit anfangen ſollte.

„Weißt Du,“ fragte er, „weshalb die Glühwürmer leuchten?“

„Damit wir Elfen ſehen können, wenn Nachts der Mond nicht ſcheint, und die Sterne ſich hinter den Wolken verbergen,“ war die Antwort.

Käppchen lächelte ſchlau. Ihm ſchwebte etwas von Elfenegoismus auf der Zunge, der die eigene Annehmlichkeit als Zweck der Schöpfung anſähe. Er verſchluckte die Bemerkung und zog vor, eine naturhiſtoriſche Auseinanderſetzung einzuleiten.

„Ich fragte nicht nach dem Zweck, ich fragte nach dem Grunde.“

„Den weiß ich,“ ſagte Lilli.

Käppchen ſtaunte und war eigentlich verdrießlich, daß er ſeine weit auszubolende Abhandlung über das Phosphoresciren und die Reibungselectricität nicht anbringen konnte, denn Lilli plauderte ohne ſich unterbrechen zu laſſen:

„Marienwürmchen hatte Hochzeit, und alle Käfer waren eingeladen. Viele hatten eine weite Reiſe und machten ſich gemeinſam auf den Weg. Es war Nacht, denn das iſt die Reiſezeit der Käfer, wie die Schmetterlinge nur beim Sonnenſchein ihre Ausflüge machen. Die Reiſenden waren ſehr nahe am Ziele, das ſie mit dem erſten Morgenſtrahl erreicht haben mußten, da legte ſich ein breiter Sumpf ihnen in den Weg, und auf dem tanzten und brannten Irrlichter

hin und her. Die Käfer stutzten, hemmten ihren Flug und hielten Rath, wie weiter zu kommen. „Wir können nicht hinüber," sagte der kluge Maikäfer, „die hüpfenden Flammen würden uns die Flügel verbrennen." „So fliegen wir um den Sumpf herum," sagte der Hirschkäfer. Das wollten die kleineren Käfer nicht zugeben, denn sie waren schon müde und scheuten den Umweg. „Hirschkäfer hat gut reden mit seinen großen Flügeln," sagte Einer von ihnen. „Auch werden wir uns verirren, wenn wir vom geraden Wege abweichen." „So laßt uns eine Libelle, die auf dem Sumpfe Bescheid weiß, als Wegweiserin nehmen," schlug der Riesenkäfer vor. Aber die Kleinen wollten nun einmal Nichts von einem Umwege wissen. Nach langer Debatte trennte man sich, die größeren Käfer versuchten den Sumpf zu umfliegen, und die kleineren blieben trostlos zurück und fürchteten schon, das schöne Hochzeitsfest zu versäumen. Die Zeit verstrich, ein Irrlicht tanzte höhnend vor ihnen herum, und die arme Schaar wollte verzweifeln. Da sagten die Glühwürmer, die damals noch ganz unscheinbare graue Käferchen waren: „Wir haben Muth, wir wollen heranfliegen und versuchen, ob die Flammen uns

vernichten. Bleibt am Rande des Sumpfes und wartet den Ausgang unserer Unternehmung ab.“ — So geschah es. Die grauen Käferchen umschwirrten erst leise und vorsichtig den tollen, feurigen Gesellen. Das erste Mal, als er ihnen entgegenhüpfte, schreckten sie zwar zurück, und die Zuschauer am Ufer wollten schon triumphiren über die Niederlage. Aber das spornte sie gerade zu neuem Wagnisse. Sie hatten schon das Irrlicht von allen Seiten umringt, und als das, um sie zu schrecken, zwischen den größten Haufen hindurch fuhr, jubelten sie laut auf, denn sie hatten zwar geblendet die Augen zudrücken müssen, aber keinen von ihnen hatte die Flamme verletzt. Nun verfolgten sie hartnäckig den Feind, der bald so umringt, umschlossen und festgehalten war, daß er sich gefangen geben mußte und von den Siegern im Triumph an's Ufer geschleppt wurde. Die andern Käfer wollten nun auch Theil nehmen an dem Siege und den armen Gefangenen als ihre Beute betrachten, aber die kleinen Sieger wußten ihr Recht zu behaupten, wie sie es erkämpft hatten. Das Irrlicht wurde auf einen alten Baumstamm gelegt und mit einem langen Grashalme, der scharfe Zähnchen am Rande hatte,

wie mit einer Säge zerschnitten und zertheilt, daß Jeder der kleinen Helden seinen Siegesantheil erhielt und das flimmernde Irrlichtstückchen unter den Flügeln verbarg. Nun ging die Reise weiter über den Sumpf, unbeirrt um die Irrlichter, die, geschreckt durch das Schicksal ihres Bruders, scheu vor ihnen Platz machten. Und was war es erst für eine Freude, als die kleinen Käfer bei der Braut ankamen und schon lange ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, als erst die großen Käfer, müde und erschöpft vom weiten Fluge, anlangten und auf die Libelle schalten, die sie tückisch in die Irre geführt und dann höhnisch verlassen hatte. Als die großen Käfer fragten, wie die kleinen über den brennenden Sumpf gekommen wären, summten und brummten die nur unverständliche Worte in den Bart und nickten schlau mit den Fühlfäden, denn die Glühwürmer hatten sie gebeten noch Nichts von ihrem Siege zu erzählen, was sie um so treuer thaten, als auch die Käfer lieber den Ruhm als die Schande Anderer verschweigen, und sie mit dem Muthe Jener zugleich die eigene Unentschlossenheit hätten eingestehen müssen. Der Tag verging, und der Hochzeitsabend, die höchste Feier begann. Die großen Käfer hatten

sich ausgeruht und waren schon wieder übermüthig geworden. Alle putzten sich, nur die Glühwürmchen saßen bescheiden in ihren grauen Kleidchen im Grase. Ein Goldkäfer, der etwas lange bei seiner Toilette zugebracht hatte, strich, eitel auf sein goldgrünes Gewand, an ihnen vorüber und sagte höhnend: „Euch Armen freilich hilft kein Putzen, Ihr werdet in Euren Staubmäntelchen niemals eine glänzende Figur spielen, sonst wollte ich Euch von der Goldschminke anbieten, die ich übrig ließ, und die Ihr auf jenem Grashalme neben dem Thautropfen finden werdet, der mir zum Spiegel diente." „Wir danken Dir," fuhr ein vorlautes Glühwürmchen heraus, „denn wenn wir auch keine Goldkleider haben, so tragen wir doch einen Brillantschmuck, der Dir fehlt." Bei diesen Worten hoben sie Alle die Flügel, das glänzende Flämmchen strahlte auf, und als sie in die Hochzeitsgesellschaft schwirrten, war des Staunens und Wunderns kein Ende. Die Glühwürmchen blieben die Helden des Festes, und als es vorüber war, ließ sich Marienwürmchen, die erröthende Braut, von ihnen vorleuchten. — Das ist nun lange her, aber die Glühwürmer haben ihre Flämmchen behalten, und wenn

sie ihnen einmal ausgeben wollen, ziehen sie aus, suchen ein Irrlicht und theilen es wie damals."

„Thorheiten," rief Heinzelmann, dem die Geduld ausging. „Das sind Alles Thorheiten."

„Nein," sprach die Elfe ganz ernsthaft, „das ist wahr und wahrhaftig, wie ich es Dir erzählt habe, und wenn Du Nachts durch den Wald gehst, kannst Du Dich davon überzeugen. Da stehen alte Baumstämme im feuchten Grase, die wunderbar durch das Dunkel schimmern und leuchten. Mancher meint, es läge da ein Schatz begraben, aber der wird sich täuschen, der ihn zu heben kommt. Auf solchen Stämmen theilten sich die Glühwürmer ein Irrlicht, und dann glänzt der Stamm noch lange fort, und Regen und Thau löschen das Licht nicht aus, weil es aus dem feuchten Grunde stammt und das Wasser nicht scheut. Da liegt ein Splitter von solchem Stamm, und ich will ihn gleich an unsere Seite legen, damit er mir leuchtet, um Dir das vierte Blättchen des Vergißmeinnichts vorzulesen. Das Sternenlicht kommt mir zu Hilfe, und so denke ich soll es schon gehen."

Ehe Käppchen Etwas dagegen sagen oder thun

konnte, war Lilli schon in vollster Lektüre. So lautete die Geschichte der Blumenseele, die auf dem vierten Blättchen stand:

Ich bin ein Spätling, der nachgeborne Sprößling einer großen Familie. Viele meiner Geschwister, die dasselbe Jahr mit mir erblühen machte, hatten schon ihr Ziel erreicht, die meisten entfalteten die letzten Blüthen der Spitze, und die kahlen, grünen Stiele, die ihre blauen Kronen verloren hatten, sproßten schmucklos in die Höhe. Die Geschwister erzählten von Lenz und Sommer, ich erlebte nur einen kühlen, nebligen Herbsttag, und verschleiert nur sah ich, und nicht erwärmend, die Sonne durch die Erlen und Weiden schimmern; die den Grabenrand umzogen, auf dem ich erisproß. So weit ich blicken konnte, auf feuchtem, sumpfigem Grunde, verblühte Blumen, die der Wind sausend zum Meere herniederbeugte. Was noch Farben und Duft hatte von allen den Frühlings- oder Sommerkindern, war müde und matt und sehnte sich nach Ruhe. Mein Blüthenauge weinte, als ich es aufschlug, denn ich empfand meine Einsamkeit, wenn gleich ich sie nicht verstand. Die Sonne

war untergegangen. Blutroth, unbestimmt und formlos hatte der leuchtende Ball hinter den Nebeln Abschied genommen, die feucht, gezogen und schwebend über der Wiese hingen und sich durch die Bäume schlangen, die verdrießlich die Wipfel schüttelten, als wollten sie sie abstreifen. Ich erwartete eine öde, einsame Nacht, da vernahm ich von fern her den dröhnenden Aufschlag gleichmäßig auftretender Schritte, und das schwere Rauschen des Metalls, unterbrochen von kurzen Commandeworten. Näher und näher kam es heran, dumpf tönend auf dem moorigen Grunde, und schon sah ich blitzende Waffen durch die Dämmerung schimmern. In geschlossenen, geordneten Reihen, wie eine feste Mauer, rückte eine Abtheilung Soldaten heran, immer näher der Stelle, wo ich erwuchs, und ich drückte mich hinter einen Stein, an dessen Seite ich nun neugierig hervorblickte, um nicht von den schweren Tritten erdrückt zu werden. Aber Halt! tönte die Stimme des Führers, und es stand die Schaar wie angewurzelt an dem Boden. Wenige Worte nur erklangen die Reihen entlang, deren Laut der Windhauch mir entführte, eine kleine Abtheilung trat ab, machte Kehrt, schwenkte dann zur Seite und

verſchwand ſchnell meinen Blicken. Auch den Klang der Schritte konnte mein Ohr nicht lange verfolgen, denn in den Reihen der Zurückgebliebenen war es lebendig geworden, ein Theil rückte weiter, daß ich nur mühſam die Conturen der Geſtalten gegen den grauen Hintergrund abgezeichnet ſehen konnte, und die Uebrigbleibenden ſetzten die Gewehre zuſammen und legten Gepäck und Waffen ab. Der geordneten Stille, die nur einzelne Commandeworte unterbrachen, folgte ein freies, heiteres Durcheinander der Stimmen, eine regelloſe Geſchäftigkeit. Während einzelne dicht neben mir einen Platz ebneten und mit zuſammengetragenen Steinen umgrenzten, zerſtreuten ſich andere im Erlendickicht, wieder andere rollten die Mäntel auseinander oder kramten in den Torniſtern. Die Officiere hatten weiterhin einen kleinen Kreis gebildet, und ich konnte nicht unterſcheiden, ob Befehle ausgetheilt wurden, oder ob eine gemeinſame Beſprechung ſie vereinigte. Noch weiter ab, notirten die Feldwebel die geflüſterten Worte der Adjutanten in ihre Schreibtafeln. Es war wieder eine Stille eingetreten, die aber nicht lange währte. Hufſchläge ertönten von fern, Säbel raſſelten, und in geſtrecktem Trabe ſprengte eine Schwadron

Husaren daher. Sie hielten, sie saßen ab, Pfähle wurden eingeschlagen, um die Pferde zu befestigen, eine Geschäftigkeit begann für Mann und Roß. Ich konnte nicht Alles verfolgen, denn schon war es dunkler geworden, und mehr in meiner Nähe zogen noch andere Dinge meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Soldaten, die sich durch das Holz zerstreut hatten, kamen mit Reisigbündeln, die sie auf dem Platze zusammentrugen, den die Andern mit Steinen umgrenzt hatten. Hier, geschützt von einer Seite durch den Grabenrand, wurde ein Feuer angezündet, das erst in dicken Rauchwolken durch die feuchten Reiser aufwirbelte, dann zur Flamme aufschlug und die knisternden Funken hoch durch das nun völlig eingebrochene Dunkel sprühte. Es war eine feuchte, kalte Nacht, Regen tröpfelte nieder, und der Wind pfiff rauh und trieb den Rauch des Bivouacfeuers scharf nach einer Seite. Da hatte sich Alles gelagert. Ein lautes, heiteres Gespräch wurde geführt, ein derber Scherz dazwischen, den der große Chor der Lacher mit lautem Jubel belohnte, die Feldflasche kreiste, hier und da wurde die Weise eines Soldatenliedes angestimmt, die dann unvollendet in einem

neuen Ausbruch des Beifalls unterging, der Trompeter ſtand ſeitab und pfiff ein Liedchen, die Officiere ſaßen am Feuer und lachten und ſcherzten mit, oder hatten ſich weiter ab zu einem kleineren Kreiſe verſammelt, wo die Tambours ihnen die Trommeln als Sitze hingeſchoben hatten. Es war ein buntes, bewegtes Bild: die Gruppe der Lagernden, bald grell erleuchtet vom aufflackernden Feuer, bald verhüllt durch Rauch und Dunkel; die Mannigfaltigkeit der Uniformen, die ſich durcheinander gemiſcht hatten; als Hinterwand die blitzenden Gewehre gegeneinander geſtellt, und die Pferde, mit den Köpfen vom Feuer abgerichtet, die ruhig, bedächtig die Futterbeutel leerten. Nach und nach wurde es ſtiller am Feuer. Einer nach dem Andern hatte ſich ein Lager geſucht, und, gehüllt in den Mantel, im Schutze eines Baumſtammes, oder gelehnt an den höhern Rand des Grabens ſich dem Schlafe überlaſſen. Das Feuer war niedergebrannt, und ein kleiner Kreis nur unterhielt es. Der Regen hatte nachgelaſſen. Man konnte die Schritte der Poſten vernehmen, und fern durch die Nacht das Abrufen der Patrouillen. Ganz in meiner Nähe ſaßen ein Lieutenant von der Infanterie und ein Arzt

von den Husaren im traulichen Gespräche zusammen. Sie hatten sich vorher beim Feuer gefunden und als alte Freunde nach langer Trennung begrüßt. Ich hatte es von fern beobachtet, jetzt waren sie mir näher gekommen. Der Lieutenant saß auf dem Steine, hinter dem ich mich versteckt hielt, der Arzt lag auf einer wollenen Decke zu seinen Füßen. Ich konnte sie deutlich beobachten. Der Arzt blickte frisch und zufrieden in die Welt, das Gesicht des Officiers, das sich zwar in der Freude des Wiedersehens und in den frohen Gesprächen aufheiterte, trug die Spuren tiefen Grams. Alte Erinnerungen hatten sie heraufgerufen, aus der Zeit, wo sie vor einigen Jahren in Heidelberg zusammen studirten. Heiterer Stunden war gedacht worden, der Commerse, die sie feierten, und nach manchem Namen hatten sie gefragt, nach allen den Genossen ihres glücklichen Kreises, die das Schicksal nun alle auseinander gestreut hatte; wie sie hier sich zufällig fänden, wenige Stunden vielleicht vor einer Schlacht, beide in Verhältnissen, an die sie früher nicht gedacht hätten. Der ernste Dienst der Waffen rief ihnen die Waffenübungen der Studentenjahre in das Gedächtniß zurück, und lächelnd gedachten sie jener

Siege und Niederlagen. Der Arzt fragte den Lieutenant, wie bei ihm der Entschluß gereift sei, sich dem Militärdienste zu widmen. Da trat der Zug des Grames deutlicher auf dem Gesichte hervor, die Antwort wich aus, und beide sahen stumm vor sich nieder. Ein Geräusch, ein Gewirr von Stimmen durch einander schreckte sie aus diesem Schweigen. Weiter ab waren Gewehre umgefallen, das Geräusch derselben, das Aufleuchten im Wiederschein des Feuers hatte ein Pferd scheu gemacht. Es hatte sich losgerissen und dabei den Husaren, der es halten wollte, schwer verletzt. Man rief nach dem Arzte und schnell war dieser von der Seite des Freundes, der einsam zurückblieb. Noch lange blickte er stumm vor sich nieder. Ich glaubte ihn zu verstehen. Die heiteren Erinnerungen der glücklichsten Jugendjahre, die er gewaltsam heraufbeschworen hatte, spannen sich fort zu den späteren, die er im Herzen bewahrte. Endlich schreckte er auf aus seinen Träumereien. Er schüttelte die braunen Locken aus der Stirn, als könnte er so die Sorgen verscheuchen, die ihn bedrückten, riß den Rock auf und zog die Uhr heraus, um sie aufzuziehen. Es klirrte etwas Glänzendes nieder auf den Stein,

auf dem er saß, und rollte dann in das Gras. Die Kette der Uhr war gerissen. Er beugte sich nieder, leuchtete mit der glimmenden Cigarre am Boden, und die Finger suchten durch Gras und Blumen. Da hing das Ringchen an einem Blatte meines Stieles, und so fest, daß er es nicht herausziehen konnte, ohne den Stiel zu brechen. Er nahm mich empor. „Ein Vergißmeinnicht," sagte er, „das der Zufall so in meine Hände spielt. Wunderbar! Wieder ein Vergißmeinnicht! Ich werde es als Omen nehmen für die Schlacht, die mir bevorsteht." Er steckte mich in das Knopfloch hüllte sich in seinen Mantel und legte sich zum Schlafen an den Boden. — Da lag ich auf dem klopfenden Herzen eines Menschen. Wie das wogt und bebt, was das Alles verschließt! Ich horchte an der stummen Kammer und folgte jedem Herzschlage, den der Traum höher oder stiller, lauter oder ruhiger in der Brust klopfen ließ. — Der Morgen dämmerte heran, die Nebelstreifen lichteten sich, ein kalter Wind trieb sie auseinander. Da stand die Sonne schon, die Sonne eines verhängnißvollen Tages. Die Trommel weckte die Schläfer, weiterhin rief die Trompete die Husaren an die Pferde. Schnell

ſtand Alles gerüſtet und gewaffnet, geordnet und aufgeſtellt wie am vorigen Abend, als ſie anrückten. Marſch! tönte das Commando des Führers, vorwärts ſchritten die Soldaten über die Wieſe, und ich mit ihnen, denn ich hatte mich angelegt an die Bruſt meines Trägers. Bald war ein feſter Weg erreicht, und nun ging es mit ſchnellem, aber ſicher gemeſſenem Tritt weiter, bis wir über eine Anhöhe kamen, wo wieder Halt geboten wurde. Ich konnte eine weite Ebene überblicken. Durch einen buſchigen Grund von uns getrennt, zog ſich ein hoher Wall hin, an den ſich ein Dorf anlehnte, und der weiterhin von einer waldigen Höhe verdeckt wurde. Wall und Dorf waren von den feindlichen Truppen beſetzt. Vor dem Grunde, der uns von Jenen trennte, wurde eine weite Schlachtlinie aufgeſtellt. Die Truppen, mit denen ich gekommen war, nahmen den rechten Flügel ein. „Züge aus dem dritten Gliede formirt!“ hieß das Commandowort; die Tirailleure ſtellten ſich hinter der Schlachtlinie auf, und der Officier, deſſen Knopfloch ich zierte, übernahm die Führung derſelben. Lange ſtanden wir ſo in ſtummer Erwartung. Auf dem linken Flügel hatte ſchon das Treffen begonnen. Von der Höhe

donnerten die feindlichen Batterien hernieder, und ein Angriff der Unsrigen auf dieselben war schon zweimal abgeschlagen worden. Da tönte auch für uns das Signal. Die Tirailleure marschirten vorwärts, und ich voran an der Brust ihres Führers. Den Grund durchschritten wir, und stellten dann den Feind von dem Wallrande vertreiben. Fest und bestimmt überfah mein Officier seine Mannschaft, deutlich erschallte sein Commando, klar war der Blick, sicher der Schritt — Nichts verrieth eine Bewegung seines Innern. Ich allein konnte sie errathen, ich allein, dem das Pochen erzählte, was im Innern verging. War's die Aufregung der Schlacht, war's ein Vorgefühl des Todes, war es ein Abschluß mit dem Leben, was hier die Brust bewegte? — Ich wußte es nicht. Kaum war der Grund überschritten, als ein feindliches Feuer uns empfing. Hier und da fiel Einer aus unseren Reihen, aber weiter trieb das Wort, das Beispiel des Führers. Gegen den Wallrand begann der Angriff. Er war erstiegen, aber lichter waren die Reihen geworden. Der Officier sammelte die Seinen und weiter führte er sie zum Angriff. Jetzt hörte ich es deutlich an dem Schlage seines Herzens, es bebte

nicht, weil er den Tod fürchtete, sondern weil er ihn suchte. Der Angriff war zurückgeschlagen, aber wieder wurde er gewagt, der Tod winkte aus unzähligen Schlünden. Ich zitterte — für mich und für ihn. Da drang eine Kugel tief in das Herz meines muthigen Trägers und bohrte mich ein in die blutige Wunde. Er fiel, noch einmal zuckte das zerrissene Herz, noch ein Seufzer aus der blutenden Brust, und still ward es und schlug nie wieder in Schmerz oder Freude. Ich starb in dem Blute seines Herzens." —

Das vierte Blättchen folgte den Andern nach. Es hing noch fest an dem Steine, ehe es in die Quelle fiel, ein Thautropfen rollte aus dem Moose und wusch es herunter.

Lilli hatte Etwas mit der Hand an den Augen zu thun, und als Heinzelmann gutmüthig theilnehmend fragen wollte, was ihr wäre, schalt sie auf die Sterne, die gar zu trübe glänzten, und meinte, es sei doch sehr unvernünftig, so in der Finsterniß zu lesen. Das war es ja, was Hütchen behauptet hatte, aber als er sie daran erinnerte, daß er nun doch Recht hätte, wollte sie zwar die Sterne nicht loben, aber sie blieb dabei, daß ihr gerade das Lesen gar Nichts schaden

könnte, und zum Beweis machte sie sich gleich bereit, das fünfte Blättchen des Vergißmeinnichts, das sie in der Hand hielt, vorzutragen.

Hütchen sah ein, daß mit Vernunftgründen Nichts auszurichten sei, und ergab sich in die Launen der Freundin und in die Lektüre.

Aber Lilli sah diesmal mit verlegenem Gesicht auf ihr Blättchen, und der Zug der Schadenfreude, der so selten über Käpychens Gesicht zog, wollte schon sein Recht behaupten, als sie anfing:

„Mir muß doch Etwas in's Auge gekommen sein, denn ich habe mit dem vierten Blatte den gelben Kelch abgerissen und weit hinein in die zarten Fasern des letzten. Die halbe Geschichte ist fort."

„So laß es mit der Lektüre gut sein," sagte Hütchen und wollte von seinem Platze aufstehen.

„Mit nichten," sprach Lilli und hielt ihn fest. „Ich pflege meine Bücher zu Ende zu lesen, und Du, der Du klug bist, so vieles gelesen hast, und die Menschen aus dem Umgange kennst, wirst ergänzen und errathen können. Wir sind diesmal gleich mitten darin. Von hier an fehlt Nichts, höre zu:

„Das Mädchen ſtand am Fenſter und hielt mich in der Hand. Sie fuhr mit den Fingern über die Stirn, über die Augen, und ſchaute dann weit hinaus. Ich folgte ihren Blicken; den Thalweg entlang ſprengte ein Reiter, er war es —“

„Lilli,“ rief Hütchen ungeduldig, — „was ſoll uns die Geſchichte helfen, wer iſt das Mädchen, wie kommt das Vergißmeinnicht in ſeine Hand, wer iſt er? das Alles wiſſen wir nicht.“ —

Lilli hatte ſich einmal darauf capricionirt, ihr Blümchen vollſtändig zu entziffern.

„Lieber,“ ſagte ſie, „unterbrich mich nicht. Was ſoll es denn ſein? Ein Mädchen, dem ein junger Mann, ſo denke ich, ein Vergißmeinnicht geſchenkt hat. Er reitet fort, und ſie ſieht ihm nach — das iſt doch wohl verſtändlich? Die Fortſetzung wird zeigen, ob ich Recht hatte, höre weiter:

Als er in der Ferne entſchwunden war, trat ſie vom Fenſter zurück. Es war, als hätte ſie ihre Thränen zurückgehalten, den Blick nicht zu trüben, der ihm ſo weit als möglich folgte. Jetzt ſtand ſie im Zimmer, und ein Strom von Thränen überfluthete ihre Wangen. Dann lächelte ſie wieder mitten unter

dem Weinen, drückte mich, das sie noch immer in den Händen hielt, an die Lippen und flüsterte: „Ist es möglich, ist es denn wirklich wahr — er liebt mich?“ Dann schritt sie durch das Zimmer, der Gang war leicht erhoben, ein wunderbares Glück trug und umflutbete sie. Sie stand vor dem Spiegel. Sie sah ihre eigenen Züge so seelenvoll prüfend an, als wären sie ihr theuer geworden, seit er sie liebte. Da sah sie erschreckt die Spuren der Thränen in den Augen.“ „Thränen,“ sagte sie, „und ich war niemals so glücklich, als in diesem Augenblick, in meinem ganzen, ganzen Leben?“ Und sie lächelte sich an und wischte mit dem Tuche über die Augen, aber zwischen dem Trocknen und Lächeln quoll es immer wieder und wieder wie glänzende Demanten über die Wangen. Sie schritt im Zimmer auf und nieder. Sie war ruhiger geworden, und es war, als kehrten ihre Gedanken, die eben noch von einem einzigen Gefühl überwältigend umwogt waren, jetzt zurück, zum Nächsten um sie herum. Sie stand plötzlich still. „Die Großmutter,“ sagte sie, „die Großmutter wird es nie zugeben, und ich könnte es ihr niemals gestehen.“ Es war, als wenn das Blut zurückträte, so bleich stand

ſie da, als wenn auch die Thränen verſiegt wären, ſo ſtarr blickte das Auge; die Lippe zuckte, und das Herz bebte hörbar. Da horchte ſie auf, Tritte wurden vernehmbar, ſie ſchrak zuſammen, flüchtete an den Arbeitstiſch,. ergriff die erſte beſte Arbeit und ſah nieder. Ich war ihr aus der Hand gefallen und lag vor ihr auf dem Tiſche.

Die Thür öffnete ſich, und herein trat mit feſtem Gange die erhabene Geſtalt einer Matrone. Die hohe Haltung trotz der Jahre, die ſtechenden Augen, von dem grauen Haar beſchattet, der Zug der gewölbten Lippen, Alles deutete auf Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit. Das Geſicht war ein Buch, auf das das Leben ernſte Züge eingeſchrieben hatte. Ich ſah ſcheu zu dem Blick empor, mit dem ſie ſtumm die Enkelin grüßte, die leiſe bebend das Haupt ſenkte. Das Auge hatte längſt verlernt zu weinen. Die Großmutter ſah lange die Enkelin an, die den Blick fühlte und den Kopf nicht zu erheben wagte. Die Züge der Matrone veränderten ſich nicht, aber der forſchende Blick las auf dem ſtumm gebeugten Geſicht des lieblichen Mädchens wie in einem aufgeſchlagenen Buche.

„Du haſt geweint," ſagte ſie, „er iſt fort, Du liebſt ihn!" Das arme Kind hätte niemals gewagt, ihr ſüßes Geheimniß zu geſtehen, aber wie hätte ſie es verläugnen können, das heiligſte, eben erſt gewonnene Eigenthum ihres Herzens? Sie ſchwieg, und neue Thränen antworteten mit beredter Sprache. Die Großmutter fuhr fort und bemühte ſich, einen milderen Ton anzuſchlagen: „Das iſt vielleicht der erſte Kampf Deines Lebens, aber wer leben will, muß kämpfen lernen mit der Welt, mit ſeinem Herzen. Du mußt ihn vergeſſen!" Das Herz des Mädchens rang gewaltſam. „Vergeſſen?" liſpelte ſie, „vergeſſen — nein, niemals, niemals." „Kind," ſagte die Großmutter, „was überwindet nicht Alles das Leben, was muß man nicht Alles vergeſſen?" Die Enkelin ſchüttelte leiſe den Kopf, das Gefühl, das ſo jung erſt klar hervorgebrochen war, trotzte der greiſen Erfahrung eines langen Lebens. „Hat er Dir Etwas geſagt? Was ſprach er beim Abſchied?" — fragte die Greiſin.

„Nichts," antwortete die Enkelin. „Nichts! Aber ich las Alles in ſeinem Blick, aus ſeinem Händedruck beim Scheiden, und dem bebenden Abſchiedsgruße, mit dem er mir dieſe Blume reichte." Sie hatte

die Arbeit aus der Hand ſinken laſſen und mich wieder vom Tiſch genommen. Sie hielt mich empor, ſo ſtolz und ſo demüthig beglückt zugleich, als wäre ich das verkörperte Geſtändniß ſeiner Liebe.

„Ein Vergißmeinnicht?“ ſagte die Matrone. „Ein Vergißmeinnicht?“ Sie ſchritt auf einen Lehnſtuhl zu und ſank in denſelben nieder. Lange blickte ſie ſtumm vor ſich hin, aber die Züge belebten ſich, es wogte Etwas auf in dieſer Bruſt, die Gedanken durchflogen den todten Raum einer langen, langen Vergangenheit. Die Enkelin war aufgeſtanden und betrachtete halb ſtaunend, halb bebend die Großmutter. So hatte ſie ſie nie geſehen, und wie einen Richterſpruch erwartete ſie, daß dieſe Lippen ſich wieder öffnen ſollten. „Geh' an den Schrank,“ ſagte die Greiſin, und das Mädchen gehorchte ſtumm und zitternd. „Zieh das unterſte Fach auf — da nicht — links. Unter den Briefen! Siehſt Du eine kleine, goldne Kapſel? Die iſt's! Bringe ſie her, Kind!“ Das Mädchen gehorchte. Die Großmutter hielt die Kapſel in den bleichen, magern Händen. Sie drückte an der Kapſel, ſie ſprang auf, ein vertrocknetes, vergelbtes Vergißmeinnicht lag darin. „Du liebſt,“ ſagte ſie, „o, Du biſt

glücklich.“ Und Thränen rollten nieder auf die arme Vergißmeinnichtleiche in ihren Händen. Die Enkelin hatte die Großmutter noch niemals weinen sehen; es war, als wenn eine Scheidewand bräche, wie die Rinde schmolz von dem gealterten Herzen. Sie sank nieder zu den Füßen der Alten Staunend vor dem nie geahneten, beseligenden Geheimniß, rief sie aus: „Du hast geliebt, Großmutter, Du hast geliebt?“ Die Großmutter zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. „Du sollst ihm gehören,“ sagte sie, „Du sollst glücklich werden.“ Das Mädchen schlang den Arm fester und fester um den Nacken der Matrone, und in der Umarmung fiel ich aus ihren Händen. So saßen sie lange stumm. Da stand die Großmutter auf, schloß die Kapsel, die sie noch immer hielt, verwahrte ihr vertrocknetes Vergißmeinnicht sorgsam an derselben Stelle, wo die Enkelin es gefunden hatte. Ich war vergessen und welkte am Boden. — Die Liebe in ihrem Glücke braucht keine Erinnerung!“

Das letzte Blatt sank in den Bach, und Lilli stand auf. Der hervordämmernde Tag säumte schon den Horizont mit seinem erröthenden Schein, die Gräser und Blüthen erhoben sich, und die Thautropfen rollten nieder.

„Du mußt Deinen Brunnen trinken!“ ſagte die Elfe, „und ich, die ich die ganze Nacht mit Dir verplaudert habe, muß wiſſen was die andern Elfen trieben. Laß uns gehen!“

Käppchen war auch aufgeſtanden und reichte der Freundin die Hand, um von dem Steine auf die Wieſe zu treten.

„Nimm Dich in Acht!“ ſagte er, „und zerknicke nicht die Vergißmeinnicht zu Deinen Füßen.“

Lilli lächelte und war ohne Abſchied entſchwebt.

Er ſchritt langſam weiter und bog behutſam die Stiele der blauen Blüthen auseinander, um keine zu beſchädigen.

Wenn die Binde fällt.

In der offenen Vorhalle einer kleinen Villa am Genferſee ſaßen im Frühling des Jahres 1849 zwei Damen. Beide waren jung, beide von angenehmſtem Aeußern, und doch waren ſie ſo verſchieden in Haltung und Ausdruck, daß man auf den erſten Blick ſah, daß nicht gemeinſame Verhältniſſe, nicht Verwandtſchaft ſie zuſammen geführt hatte. Die ältere von beiden, eine hübſche, blühende Frau von etwa dreißig Jahren, das Bild der Geſundheit, in einem ſehr ſauberen Anzug, dem man die Luſt an Schleifen und Aufputz anſah, ſaß am Rande des Balcons und war damit beſchäftigt, einen zierlichen Frühlingshut mit Blumen und Bändern zu garniren. Dabei beobachtete ihr heiteres Auge alle Vorübergehenden, und bald grüßend, bald ihrer Geſellſchafterin eine ſpöttiſche Bemerkung zuflüſternd, entging auch Nichts ihrem Blick, was Zufall oder Abſicht an ihrer Villa vorbeiführte. Der Ausdruck ihrer Züge war durch-

aus heiter, das Auge hell und klar, jede Bewegung ſicher und ſchnell. Sie war eine von den befriedigten Naturen, die, ohne mehr als oberflächliche Anſprüche an das Leben und ihre Umgebungen zu machen, bei aller Genügſamkeit doch immer das Leichterfüllbare begehrte, die ohne Gemüthstiefe von freundlichem allgemeinem Wohlwollen erfüllt war, die ohne großen Verſtand und Menſchenkenntniß, ohne weitgehende Lebenserfahrung, doch das Nächſtliegende mit klarem Blick erfaßte und mit praktiſchem Sinn durchführte. Wenn ihr dabei auch in etwas die Anmuth, dieſe Poeſie der weiblichen Erſcheinung, die uns anzieht, fehlte, ſo erſetzte ſie das doch ſchnell durch eine Zutrauen erweckende Offenheit, durch eine gutmüthige Derbheit, in der ſie ſelbſt nicht ihre eigenen kleinen Eitelkeiten zu verbergen ſuchte. So mußte ſie beruhigend und befriedigend auf ihre Umgebungen wirken, in deren Verhältniſſe ſie ſah, wie in einen klaren Spiegel, und ſie liebte es in den Spiegel zu ſehen, beſonders in den ihres Toilettenzimmers.

Wenn dieſe Frau hübſch war, müßte man ihre Gefährtin unbedingt als ſchön bezeichnen. Ohne Beſchäftigung, lag ſie hingegoſſen in einem bequemen

Fauteuil in der Tiefe der Halle und ſtarrte hinaus in die reine, ſonnige Frühlingsluft, über den blauen Spiegel des Sees, auf die Ufer, die im erſten Grün erglänzten, auf die Alpen, deren Schneegipfel ein leichter Duft umflorte. Das feine Oval des blaſſen Geſichtes war von vollem dunklem Haar beſchattet, das ſchwarze Auge blickte aus ſeinen langen Wimpern wie ein verſchleiertes Geheimniß. Die hohe, ſchlanke Geſtalt, trotz der nachläſſig matten Haltung, mit der ſie im Fauteuil lehnte, hatte etwas entſchieden Vornehmes. Um die Lippen ſpielte ein Lächeln, aber ein Lächeln, das man nur gewinnt, wenn man gelernt hat zu weinen, das mehr rührt, als erfreut. Die feinen, bleichen Hände ruhten auf den Falten des weichen, weiten Morgenkleides, das keine Schleife, kein Schmuck verzierte.

Der Contraſt zwiſchen den beiden Frauen war deutlich in die Augen fallend. Dort Geſundheit, hier die Spuren kaum überwundener Krankheit; dort zufriedene Heiterkeit, hier die Ruhe der Reſignation; da die Tüchtigkeit der Proſa, hier die Anmuth der Poeſie.

Die Damen ſaßen faſt ſchweigend nebeneinander.

Die Eine war mit ihrer Arbeit beſchäftigt, die ſie wohlgefällig von Zeit zu Zeit in die Höhe hob und von allen Seiten betrachtete. Außerdem zogen die Vorübergehenden ſie ab. Die Andere war in Gedanken verſunken, und ſelbſt die reizende Natur, die ſich vor ihren Blicken ausbreitete, ſtreifte ihr träumeriſches Auge, ohne irgendwo zu haften. Dann aber, wie aufgeweckt aus ihrem Sinnen, ließ ſie den Blick mit wohlgefälligem Lächeln auf ihrer Gefährtin ruhen.

„Wie geſchickt Sie ſind, Aline,“ ſagte ſie, „und wie ſchnell Ihnen das Alles von der Hand geht.“

„Ja, wenn ich nicht ſchnell wäre, wenn ich nicht meinen kleinen Bedarf an Putz ſelbſt zuſammenſtellen könnte, Clemence,“ erwiderte die Blondine, „dann freilich würde es ſchlimm ausſehen. Brüder ſind nun einmal ungalant, und die Ehemänner, wenn ſie erſt zehn Jahre verheirathet ſind, der meinige wenigſtens, halten Nichts auf der Welt für gleichgültiger, als die Toilette ihrer Frau. Der Bruder ſchenkt mir wohl gewiſſenhaft zum Weihnachten und zum Geburtstag ein neues Kleid, aber immer nur dunkle Stoffe, die ich nicht ausſtehen kann, und daß man auch Blumen, Band, Spitzen, Perlen gebrauchen kann, ja, daß ſie

nothwendig ſind, davon haben die Männer nun einmal Alle zuſammen keinen Begriff.“

Clemence lächelte. Ein Blick auf die Toilette ihrer Freundin, die aufgeſtanden war, um ihr mit Genugthuung ihre fertige Arbeit zu zeigen, ließ es allerdings unglaublich erſcheinen, wie man ſo Etwas überſehen konnte.

„Schon fertig, Aline,“ ſagte ſie. „Ein ganzer Hut fertig! Und ich habe heute noch keine Nadel, noch kein Buch zur Hand genommen. Neben Ihrem Fleiß, Ihrer Geſchäftigkeit muß ich Ihnen recht träge vorkommen.“

„Sie ſollen ja Nichts thun!“ war die Antwort, „der Bruder hat es auf's Strengſte verboten. Nicht arbeiten, nicht leſen, nicht einmal denken, ſoweit ſich das verbieten läßt, das iſt Ihre Cur, und ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie dieſer hochweiſen ärztlichen Anordnung auf's Gewiſſenhafteſte nachkommen.“

„Halten Sie dieſelbe für zu ſtreng, Aline?“

„O, ich bin kein Arzt,“ fiel die junge Frau ein, „am wenigſten ein berühmter, wie mein Herr Bruder, doch kann ich bei aller Liebe für ihn noch

immer nicht begreifen, wie er eigentlich zu dieſer Berühmtheit gelangt iſt. Ich ſollte das vielleicht am wenigſten ausſprechen, und ich ſage es auch nur, weil ich gewiß weiß, daß Sie, Clemence, mir nicht glauben werden, aber je mehr ich von ſeinen Patienten kennen lerne, je länger ich ſeine geprieſenen Curen beobachte, deſto entſchiedener drängt ſich mir die Anſicht auf, daß es auf der Welt nichts Unnützeres giebt, als einen Arzt, es müßte denn ein Botaniker ſein, denn das müſſen Sie mir doch eingeſtehen, Gleichgültigeres kann es Nichts geben, als die Frage, ob eine Blume, die hoch oben auf den Alpen wächſt, wo ſie kein vernünftiges Menſchenkind zu ſehen bekommt, fünf oder zehn, oder zwanzig Staubfäden hat. Es iſt wirklich," fuhr ſie mit komiſchem Pathos fort, „eine eigenthümliche Laune des Schickſals, daß gerade ich, mit dieſer meiner Ueberzeugung, einen berühmten Arzt zum Bruder und einen gelehrten Botaniker zum Manne bekommen habe."

„Ueber die Botanik will ich nicht ſtreiten," ſagte Clemence, „aber daß Sie mir gerade die Kunſt Ihres Bruders als eine unnütze hinſtellen, mir, der ſie das Leben rettete, kann ich mir nicht gefallen laſſen."

„Meinethalben," erwiderte Aline. „ich gebe Ihnen die Aerzte zu, sie mögen uns sogar zuweilen nöthig sein. Aber weshalb? Weil wir armen Menschen nun einmal nicht vernünftig und sorgsam genug sind, uns vor einer Krankheit zu schützen, wie wir unsere Blumen vor dem Vertrocknen oder dem Erfrieren bewahren. Sehen Sie mich an. Ich bin niemals krank gewesen und würde es mir auch nicht rathen, denn mein Bruder würde sich mit mir nicht eher abgeben, als bis es zu spät wäre, und ich ihn nicht eher um Rath fragen, als bis ich mir selbst keinen mehr wüßte. Wenn ich bei alledem doch so gütig bin, Ihnen die Aerzte zuzugeben, so kann ich das nur unter einer Voraussetzung, nämlich, daß sie kurzen Prozeß mit der Krankheit machen. Wenn wir das Fieber haben, sollen sie uns Chinarinde geben, wenn uns der Schlag rührt, uns zur Ader lassen, kurz, sie sollen das Uebel bekämpfen wie einen Feind, dem man fest in's Auge sieht und den Dolch schnell und bis auf den Grund in's Herz stößt. Was thun aber unsere modernen Aerzte, mein Bruder nicht ausgenommen? Sie thun schön mit der Krankheit, sie treiben sie mit Complimenten aus, und so höflich

langsam, damit sie es ja nicht übel nimmt, und hat sie uns wirklich glücklich den Rücken gekehrt, so behandeln sie sie noch wie einen Gast, dessen Zimmer man bereit hält, auch wenn er uns lange verlassen hat, und dem man sein Couvert an unsern Tisch legt, wenn er sich schon wer weiß wo niederließ."

„Das heißt also?" fragte Clemence.

„Daß Sie gesund sind, liebste, beste Freundin," rief Aline und schloß sie in ihre Arme, „ganz gesund, und daß es eine Thorheit ist, wie sie eben nur ein Arzt ersinnen kann, Sie noch immer wie eine Kranke zu behandeln. Wenn Sie sich bei mir in die Cur geben wollten, Clemence, ich würde mit Ihnen lesen, würde sie mit Arbeiten überschütten, die Sie alle zerstreuen sollten, würde Ihnen Gesellschaft zuführen, mit Ihnen auf Bälle gehen, kurz, ich würde Sie amüsiren, und wenn mein Bruder Sie wirklich dem Leben erhielt, würde ich Sie dem Leben, der Welt zurückgeben."

Clemence hatte sie lächelnd, aber mit halber Zerstreutheit angehört. Ihr Auge war auf einen kleinen Fußweg gerichtet, der von Lausanne, am Ufer des See's, gerade auf die Villa zuführte. Mit gesenktem

Haupte ſchritt auf dieſem Wege ein Mann von etwa vierzig Jahren, von ſchöner, kräftiger Geſtalt und ernſtem Weſen einher, der, als Aline ihre Rede beendet hatte, gerade vor dem Hauſe ſtand und zum erſten Mal den Blick zu dem Balcon erhob, auf dem ſich die beiden Damen befanden. Clemence erröthete und erwiderte den ernſten Gruß in ſichtlicher Erregung.

„Da iſt Ihr Bruder, Aline,“ ſagte ſie, „und Sie können ihm Ihre Theorie, die freilich ſeinen Anordnungen durchaus entgegenläuft, noch einmal auseinander ſetzen.“

„Und ich werde ſie ihm gewiß nicht vorenthalten,“ rief lächelnd die heitere Frau, „denn ich habe einmal die Gewohnheit, ihm zu ſeinem großen Unbehagen Alles gerade heraus zu ſagen und oft mit einem Worte den Nagel auf den Kopf zu treffen, während er im glücklichſten Falle, immer erſt nach tauſend Grübeleien an's Ziel gelangt. Ich bitte Sie, Beſte, wie ſollte ich ſonſt wohl durchkommen? Mein Mann iſt ſo in ſeine Wiſſenſchaft vertieft, daß er gar Nichts merkt, und mein Bruder merkt in Allem tauſend Dinge, die gar nicht exiſtiren. Muß ich da nicht für Beide die Augen aufhalten?“

Ehe wir den jungen Arzt selbst einführen, müssen wir jetzt in kurzen Worten die Verhältnisse unserer beiden Freundinnen zu einander erläutern. Armand, der junge Arzt und Aline sind die Kinder eines bekannten Gelehrten an der Baseler Universität. Die Eltern haben sie früh verloren, als Armand eben seine Studien vollendet hatte, Aline, die um zehn Jahre jünger ist, kaum erwachsen war. Ein ausreichendes mütterliches Vermögen machte sie unabhängig, und gab Armand die Mittel, auf Reisen seine Wissenschaft auszubilden und Erfahrungen zu sammeln. Bei seiner Rückkehr nahm er die Schwester aus der Erziehungsanstalt, der er sie übergeben hatte, und die Geschwister, die sich zuerst in Lausanne etablirt hatten, wo Armand's Ruf als Arzt sich schnell verbreitete und ihm eine ansehnliche Einnahme eintrug, bauten sich gemeinsam die Villa, in der wir sie kennen lernen. Der Bruder, ernst, wie das die frühe Selbständigkeit bedingte, unablässig seinem Beruf lebend, dem er alle Kräfte widmete, übertrug alle Sorgen und Anordnungen des Hauses der heitern, lebensfrohen Schwester. So ungleich sich Beider Charaktere ausgebildet hatten, so wenig man das bei

ſeiner in ſich verſchloſſenen Weiſe, bei ihrer oberflächlichen, neckiſchen Manier, auch dem Bruder gegenüber, erwarten konnte, ſo vortrefflich und treu geſchwiſterlich war das Verhältniß, das Beide verband. Der Bruder war ihr bei alledem das Ideal eines Mannes, ja der ganzen Menſchheit, die Schweſter ſeine einzige Freundſchaft, wenn ſie ſich auch freilich in ſein Vertrauen mehr eindrängte, als er ihr freiwillig entgegentrug. Sie waren ſich einander durchaus unentbehrlich geworden, und das war auch der Grund, daß Aline mehrere, zum Theil glänzende Partien ausſchlug, die ſie von dem Bruder getrennt haben würden, und kaum zwanzig Jahre alt, einem viel älteren mittelloſen Gelehrten die Hand reichte, der mit in die Villa zog und das Verhältniß der Geſchwiſter in keiner Weiſe ſtörte. Die Ehe war eine durchaus zufriedene. Der Profeſſor brachte den größten Theil ſeiner Zeit auf botaniſchen Excurſionen zu und lebte im Hauſe zwiſchen ſeinen Herbarien und Büchern. Er liebte ſeine Frau, und ſie war ihm herzlich zugethan, was nicht hinderte, daß ſie ihn beſtändig zum Stichblatt ihrer unſchuldigen Laune, ſelbſt vor Andern, machte und ſeine wiſſenſchaftlichen

Bestrebungen sogar sehr geringschätzend behandelte. Die Schwäger gingen neben einander her, ohne sich im Geringsten zu stören, mit vollkommener Achtung. Zwischen den drei Menschen war eine Disharmonie unmöglich, schon weil Jeder seinen eigenen Weg ging, und weil Aline's klares, aufrichtiges Wesen, mit der sie immer rückhaltslos ihre Meinung sagte, niemals aber, selbst wo sie sich verletzt glaubte, über das ausgesprochene Wort hinaus eine Verstimmung bewahrte, eine Uneinigkeit hätte aufkommen lassen. Der Professor freute sich dabei der behaglichen, mehr als wohlhabenden, äußeren Lage, die er bis dahin nicht gekannt hatte, und Armand war zufrieden, daß Aline ihn aller pecuniären und wirthschaftlichen Mühen überhob. Bei dem bedeutenden Zusammenfluß von Fremden, die die Schönheit der Gegend zu längerem Aufenthalt lockte, hatte sich Armand's ärztlicher Ruf bald über die Grenzen seiner Heimath hinaus ausgebreitet. Namentlich die Krankheiten des Nervensystems, die Uebel, die physische und psychische Leiden erzeugten, waren es, denen er seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, und wie man ihn in solchen Fällen weithin zu Consultationen einlud, oder

sein schriftliches Gutachten einforderte, so wurde seine bewährte Heilmethode auch der Grund, daß viele seiner Patienten sich in seiner Nähe ansiedelten, um unter seinen Augen ihre Cur zu vollenden. So hatte es sich ereignet, daß vor mehreren Monaten eine schwerkranke Dame in Lausanne angekommen war, bei der sich bald ein gefährliches Nervenfieber herausstellte, und da Armand sie in dem Zustande weder in dem belebten Gasthause lassen, noch eine passende Privatwohnung gleich finden konnte, er sie außerdem beständig unter Augen behalten wollte, machte er Aline den Vorschlag, der Kranken einige Zimmer in dem eigenen Hause einzuräumen. Ihre nicht ganz ungegründeten Bedenken schwanden schnell vor dem festen Willen des Bruders und der eigenen, für die anziehende Kranke erwachenden Theilnahme; so war Clemence in dem Hause der Geschwister eingeführt, und wir finden sie genesen nach langdauerndem Leiden. Eine Deutsche von Geburt, hatte sie sich sehr jung mit einem vornehmen Italiener verheirathet, war seit mehreren Jahren Wittwe und hatte in tiefster Zurückgezogenheit auf der kleinen Besitzung am Comersee, die ihr von ihrem Gatten

zugefallen war, gelebt. Sie hatte keine Verwandte mehr in Deutschland, und als im Jahre 1848 die unglücklichen Zwistigkeiten ausbrachen, die Oberitalien in blutige Kämpfe verwickelten, hatte sie ruhig ausgeharrt. Mit dem Herzen ganz theilnehmend an den Siegen der österreichischen Armee, unter der sie viele Freunde zählte, die ihre Landsleute waren, hielt sie sich als Frau doch für sicher, schon weil sie in keiner Weise gezwungen war, irgend eine Partei zu ergreifen. Als es aber bekannt wurde, daß ein verwundeter österreichischer Officier bei ihr Aufnahme und Pflege gefunden hätte, wurde ihre Lage mißlicher, und gewarnt von einigen Freunden, die sie sofort schnell, ehe sie selbst Zeit hatte einen Entschluß zu fassen, von dem Schlößchen fortführten und sie heimlich über die Grenze geleiteten, war sie nach der Schweiz gegangen, um dort das Ende der Unruhen zu erwarten. Kaum angekommen in Lausanne, erlag ihre zarte Natur den mannigfachen Gemüthsbewegungen der letzten Monate, und dieser Unfall führte sie in das Haus der Geschwister, wie wir gesehen haben. Aline, so verschieden die Frauen auch eigentlich waren, wurde ihr schnell eine Freundin, an die

ſie die Dankbarkeit und die vortrefflichen Eigenſchaften, die ſie täglich mehr würdigen lernte, feſſelten. Alinen wieder bot die jetzt nicht mehr anſtrengende Pflege der liebenswürdigen Frau eine erwünſchte Abwechslung ihrer ziemlich einförmigen Häuslichkeit, und das Schickſal der jungen Wittwe zog ſie mehr und mehr an, nicht zu gedenken der anderen Pläne, von denen wir ſehr bald zu reden haben werden.

Nach dieſem kurzen Rückblick in die Vergangenheit, laſſen wir nunmehr den jungen Arzt bei den Damen eintreten. Freundlich, aber ernſt und mit ſehr gemeſſener Zurückhaltung, grüßte er Clemence, mit der kurzen Frage nach den in ſeiner Abweſenheit eingegangenen Beſtellungen, die Schweſter. Aline händigte ihm einige angekommene Briefe ein und beobachtete ihn mit ſchelmiſchem Lächeln, als er mehr mit der Theilnahme eines Freundes, als mit der Sorgfalt eines Arztes ſich nach Clemence's Befinden erkundigte, als er dann aber mit einer ernſten und förmlichen Verbeugung wieder Abſchied nehmen wollte, ſchüttelte ſie unwillig den Kopf und hielt ihn am Arm feſt.

„Ei, wir ſind noch nicht fertig, geſtrenger Herr,“ ſagte ſie, „und wenn Du auch für die Schweſter nie

einen Augenblick übrig hast, so haben wir doch den Arzt noch ein Weilchen in Anspruch zu nehmen.“ Sie nöthigte ihn, auf einem Fauteuil Platz zu nehmen, Clemence's ganzes Aussehen noch einmal zu beobachten, und mit einer Weitläufigkeit, die ihr sonst gar nicht eigen war, fing sie an ihre Ansicht zu entwickeln, daß es endlich einmal Zeit sei, Clemence für vollkommen genesen zu erklären und daran zu denken, sie nach der langen Enthaltsamkeit und Zurückgezogenheit zu zerstreuen und aufzuheitern. Sie machte dazu gleich ihre Vorschläge, denen Clemence lächelnd mit einem Blick auf Armand zuhörte, der stumm und in sichtlich ernster Ueberlegung ihr gegenüber saß. Als er dann einen langen, beobachtenden Blick auf sie heftete, schlug sie verwirrt die Augen nieder. Aline beobachtete die Beiden, der Scherz, den sie eben auf den Lippen hatte, verstummte, und nicht wenig war sie erstaunt, als der Bruder, nicht ohne einen schmerzlichen Zug, der sein Gesicht streifte, die Erklärung abgab, die Patientin bedürfe seiner durchaus nicht mehr, und er erlaube ihr ganz nach Gefallen, von den vielen Vorschlägen der Schwester den zu befolgen, der ihr am meisten Freude verspräche.

Clemence vernahm den Ausspruch ohne Genugthuung, stumm und nachdenkend, ohne ein Wort darauf zu erwidern; aber Aline, schon um einer Scene ein Ende zu machen, die anfing peinlich zu werden, jubelte laut auf und erklärte, die Gelegenheit, ihren eben fertig gewordenen Hut sogleich zu produciren, sei viel zu lockend, um nicht der Freundin eine Spazierfahrt vorzuschlagen. Clemence, mehr aus Gefälligkeit als aus eigener Neigung, willigte ein und zog sich zurück, um ihre Toilette für die Fahrt in Ordnung zu bringen.

Die Geschwister blieben allein. Armand war verstimmt und Aline etwas kleinlaut geworden. „Brauchtest Du gleich zu erklären," sagte sie, „daß Clemence Deiner gar nicht mehr bedürfe? Aber so seid Ihr. Immer zu viel oder zu wenig. Wenn von dem Arzte nicht soviel Freund übrig bleibt, daß wir Euch ganz entbehren können, wenn wir nicht mehr krank sind, so ist Eure vielgepriesene Kunst Nichts weiter als ein elendes Handwerk, und Ihr selbst nichts Besseres, als eine ausgebrauchte Arzneiflasche. Die ganze Redensart war aber, abgesehen, daß sie Clemence mit Recht verletzen mußte, nicht

einmal wahr, denn das wird mir Niemand ausreden, daß Du nur deshalb so lange gezaudert hast, sie für hergestellt zu erklären und die langweilige Nachkur aufzuheben, weil Du fürchtetest, Deine Kranke könnte von Dir Abschied nehmen, im Augenblick, in dem Du sie von ihrer Krankheit freisprechen und ihrer Cur entlassen würdest. Zuerst also konntest Du kein Ende finden mit Deinen Quacksalbereien, und heute thust Du, als könntest Du die Zeit nicht erwarten, bis ihr Reisewagen vor der Thür steht. Ist mein Haus ein Hospital, und hast Du vielleicht einen neuen Patienten, für den wir das Zimmer leer machen müssen? Ich habe die liebenswürdige Frau nie anders als meinen Gast betrachtet, und für den muß ich Dich bitten, noch Etwas von Deiner Fürsorge und Höflichkeit, an die ich für mich wenig Ansprüche mache, übrig zu haben."

Sie hatte sich in den Eifer hineingesprochen, aber schnell versöhnt, schlug sie dem schweigenden, nachdenkenden Bruder, der Nichts weniger als erzürnt schien über ihr Schelten, lächelnd auf die Schulter und rief: „Bist Du nicht ein rechter Thor, Armand, der sich selbstquälerisch um alles Lebensglück grübelt,

denn ich will es jetzt mit einem Worte aussprechen, was ich längst gemerkt habe — Du liebst Clemence!"

„Aline, ich muß Dich ersuchen" — rief der Bruder und sprang unwillig auf.

„Werde nur böse, Armand," unterbrach sie ihn, „ich weiß doch, was ich weiß, und auf die Gefahr hin, Dich noch böser zu machen, muß ich Dich bitten, mich einmal ausreden zu lassen. Du liebst Clemence. Sie ist liebenswürdig, jung, schön, unabhängig. Nun, so biete ihr Deine Hand an, sie wird Dich nicht zurückweisen, Dich, dem ihr Leben ja eigentlich schon gehört, da Du sie demselben zurückschenktest. Ihr werdet Beide glücklich werden. Die Sache ist so einfach, daß in der That ein grübelnder Grillenfänger wie Du und eine Träumerin wie Clemence dazu gehören, um die Entscheidung nicht längst getroffen zu haben."

Armand wurde fast feierlich. „Aline," sagte er, „da Du in Deiner überstürzten, rücksichtslosen Weise eine Sache mit der Vernunft behandelst, die nur vom Herzen erörtert werden sollte, da Du den Schleier nun einmal auch hiervon gerissen hast, so will ich Dir mit brüderlicher Aufrichtigkeit antworten.

Wir dürfen Clemence nicht länger hier zurückhalten, und je eher sie unser Haus verläßt, desto besser für uns Alle, wenigstens für mich."

„Willst Du mir das erklären, Bruder," sagte die junge Frau mit einem ungläubigen Achselzucken.

„Gesetzt auch," fuhr der Bruder ganz ruhig fort, „ich liebte Clemence, ihr Besitz würde mein Glück machen; gesetzt auch, Du hättest Recht, daß sie meine Hand nicht zurückweisen würde, weil sie meiner Wissenschaft und Sorge das Leben verdankt, so werde ich, das beachte wohl, doch niemals aus Dankbarkeit annehmen, was nur die Liebe geben sollte."

„Was sind das nun wieder für Skrupel," rief Aline, „warum soll Dir Clemence nicht dankbar sein und Dich zugleich auch lieben? Jedenfalls bist Du ein ganz apartes Exemplar von Mann, daß Du den Gedanken aufkommen läßt, eine Frau, die Du mit Deiner Wahl begnadigst, könne Dir ihr Herz versagen. In der Regel ist diese Bescheidenheit bei den Männern nicht anzutreffen. Uebrigens bin ich jetzt ganz ruhig, da ich sehe, daß Deine gewaltigen Stoßseufzer mit dieser Schrulle ausgehen, und wenn Du es vielleicht auch nur gesagt hast, um Schmeicheleien

zu ernten, so will ich Dir auch darin zu Willen sein."

Sie nahm, um ganz gleichgültig zu scheinen und um die Bedenken des Bruders vollkommen wie Kleinigkeiten zu behandeln, den neuen Hut und probirte ihn vor dem Spiegel auf, während sie fortfuhr:

„Du hast einen geachteten, fast berühmten Namen, mehr als ausreichendes Auskommen und bist, selbst für die Augen Deiner Schwester, ein schöner Mann. Solche Partie schlägt keine Frau aus, deren Köpfchen nur irgend einen Funken Vernunft beherbergt. Das kannst Du mir glauben, mir, die ich sogar Deinen Schwager nicht verschmäht habe, den kein Mensch mit Dir vergleichen wird. Am Ende, ich habe ihn genommen, und wenn mir auch Manches zu wünschen übrig bleibt, so bin ich doch ganz zufrieden, daß ich es that." — Die Schleife war fertig, aber an der Garnitur war noch hier und da zurecht zu zupfen.

„Ich gebe Dir zu," sagte Armand lächelnd, fast in der Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „daß wir Männer in diesem Punkte sehr arrogant sind. Mit zwanzig Jahren zweifelt Keiner, daß er geliebt wird, mit dreißig Jahren ist Jeder

überzeugt, daß es ihm, wenn er will, gelingen muß, jedes weibliche Herz zu gewinnen, aber mit vierzig Jahren ist das ganz anders. Aber abgesehen davon will ich unser Gespräch mit einem Worte abbrechen, will Dir sagen, daß Clemence mir vielleicht ihre Hand nicht versagen würde, vielleicht sage ich. Ihr Herz kann ich niemals besitzen — weil sie einen Andern liebt."

Aline stand starr, als wären die Hände an der Schleife des Hutbandes, die sie eben wieder aufknüpfte, festgewachsen. „Wo kommt nur die Thorheit auf einmal wieder her;" rief sie, sah den Bruder kopfschüttelnd an und wandte sich dann unwillig zum Spiegel, um ihre Schleife zu vollenden.

Ueber Armand's Gesicht flog ein schmerzvoller Zug. „Wenn Du endlich fertig bist mit Deinem Hut und aufgelegt zu einem ernsten Bekenntniß, will ich die Pflicht des Arztes vergessen und Dir das Geheimniß eines Krankenzimmers entdecken. Clemence kam aus Italien hierher. Die Schrecken eines Krieges, die sie von ihrem Besitz vertrieben hatten, die Aufregungen der Reise, ein Schmerz, den sie immer noch nicht überwinden konnte, ein Gedanke, der sie unablässig

ängſtigte, warfen ſie auf das Krankenlager. Ich ſaß an ihrem Bett und verfolgte die Fieberphantaſien, die ihren Geiſt von einem Schreckensbilde zum andern trieben, dann aber auf einer friedlichen Scene ausruhen ließen. Es war immer wieder derſelbe Weg, den unzählige Mal ihre Gedanken einſchlugen, es war unzweifelhaft ein eben Erlebtes, das den Geiſt, das Gemüth ſo unabläſſig beſchäftigte, daß es immer wieder durchempfunden werden mußte. Sie lag nicht mehr, ſelbſt eine Kranke, auf dem Lager, ſie ſaß, eine Pflegerin, an dem Krankenbett eines Andern, eines jungen Officiers, dem eine Kugel das Licht beider Augen geraubt hatte. Die Lippen wiederholten die Geſpräche, die ſie mit dem Pflegling führte; hingehauchte, halb unbeſtimmte Ausdrücke der Liebe lispelten ſie, bald die Worte des Jünglings, feurig, dankerfüllt, bald die eigene ſchüchterne Antwort. Den Schwur der Treue, den ſie im dunklen Krankenzimmer ihres düſteren Schloſſes in Italien getauſcht hatte, wiederholte ſie wieder und wieder in dem eigenen ſonnigen Gemach am Genferſee. Der Name Vincenz traf mein Ohr, und der Ausdruck, mit dem ſie ihn ſprach, tönt noch immer in meiner Seele nach."

„Bruder," rief Aline unwillig, „ſollen denn die Phantaſien eines erhitzten Gehirns, die Trugbilder eines Nervenfiebers, zwiſchen Dein Glück treten? Du, ein Arzt, ſollteſt am wenigſten an die Wahrheit dieſer krankhaft erzeugten Bilder glauben."

„Eben, weil ich Arzt bin, glaube ich daran!" ſagte Armand mit beſtimmteſtem Tone. „Die Phantaſien des Fieberkranken, die Erregungen des Wahnſinnigen, ja, die Träume des Geſunden, ſo wunderbar, ſo gehaltlos und unwahr, ſo willkürlich und trügeriſch ſie auch erſcheinen mögen, ſind kein Zufall, ſind ein Glied aus der Kette unſerer Gedankenwelt, das wir nur nicht ſofort verſtehen, weil die Mittelglieder uns fehlen. Die Aufgabe des Arztes aber iſt es, den Faden zu ſuchen, von einem Gliede zum andern, denn wie kann man die Leiden des Körpers heilen, wenn man den Geiſt nicht verſteht, von dem er abhängig iſt, und was hilft es, daß der Körper geſundet, wenn es nicht gelingt, den Geiſt in die gewohnten Bahnen zurückzuführen?"

„Du lockſt mich auf das Gebiet Deiner Wiſſenſchaft," ſagte Aline, „auf das ich Dir natürlich nicht folgen kann, und wo Du Recht zu behalten glaubſt,

weil ich Dir die Gegengründe schuldig bleibe. Nichts deste weniger will ich Dir nicht vorenthalten, was ich davon denke. Wenn man Dir zuhört, sollte man meinen, unser Verstand sei albern, weil wir oft so alberne Träume haben, und der Wahnsinnige wäre vernünftiger als wir, weil wir ihm nicht zu folgen vermögen in die Irrgänge seiner Gedanken, von denen kein Mensch streiten wird, daß sie widersinnig und krank sind."

„Dir mögen sie so erscheinen," sagte der Arzt, „und doch sind diese Gedankenäußerungen oft nur gleich einer Melodie auf einem verstimmten Instrument. Was der Künstler, so nenne ich den Geist, denkt und spielt, ist richtig, aber die Krankheit hat die Saiten verwirrt, den Resonanzboden der Empfindung zertrümmert und so die Brücke zum Wort, zum Ausdruck der Gedanken abgebrochen. Ist es dann die Schuld des Künstlers und des Geistes, wenn die, die ihn vernehmen, ohne sein tiefstes Wesen zu begreifen, nur Dissonanz und Verwirrung zu hören glauben?"

„Wo sind wir da nun wieder angekommen!" jammerte Aline. „Nicht die einfachste Sache kann man mit Dir durchsprechen, Bruder."

„Das giebt mir die Wahrheit meiner Theorie selbst in die Hand!“ erwiderte er. „Wer uns jetzt reden hörte, würde niemals glauben, daß unser ganzes Gespräch Nichts weiter war, als ein sehr vernünftiger Heirathsvorschlag, der aller Welt einleuchten müßte. Wenn Du das willst, Schwester, können wir also auf diesen Ausgangspunkt zurückkehren. Ich sage Dir also mit einem Worte: Clemence's Fieberphantasien, die ich Deiner freundlichen Discretion enthüllte, machten nur die Vergangenheit zur Gegenwart und versetzten den Raum, aber sie erfanden Nichts, sondern sprachen nur die Wahrheit aus. Clemence liebt und hat ihr Wort gegeben. Weil ich daran aber nicht im geringsten zweifle, werde ich ihr niemals von meinen Empfindungen sprechen, noch weniger um ihre Hand bitten, weil —“

„Nun weil?“ sagte Aline ungeduldig, als er inne hielt.

„Weil sie sie mir vielleicht nicht versagen würde.“

Aline's Ueberzeugung fing an schwankend zu werden. Die Sicherheit, mit der der Bruder, den sie doch eigentlich in allen Dingen für ihr Orakel ansah, seine Meinung aussprach, imponirte ihr; sie

fühlte, daß ihr die Waffen, mit denen ſie ihre Anſicht vertheidigen könnte, aus den Händen genommen waren, und doch wollte ſie einen Wunſch nicht aufgeben, der ſie ſeit Wochen lebhaft beſchäftigte, und deſſen Erreichung ihr ſo leicht und ſo unzweifelhaft erſchienen war. Sie wollte das Zimmer verlaſſen, in der Thür wandte ſie ſich aber noch einmal unmuthig um: „Du biſt ein Thor und immer wieder ein Thor," rief ſie, „der niemals glücklich werden wird, weil er das Glück, das ſich ihm bietet, ſo lange bezweifelt und begrübelt, bis es wirklich verſchwunden iſt. Meinetwegen, laß Clemence abreiſen, da ſie nun einmal geneſen iſt, trenne Dich von der Frau, die Du liebſt, ſie von den Freunden, die ſie gewonnen, und deren ſie in ihrer Verlaſſenheit doppelt bedarf, mache Euch Beide unglücklich, weil ſie in ihrem Nervenfieber von einem blinden Officier phantaſirte, den ſie vielleicht niemals kannte, der wahrſcheinlich gar nicht einmal exiſtirt. Mein Profeſſor braucht wenigſtens nicht eiferſüchtig zu werden, wenn ich heute Nacht von dem ſchönen Blinden träume und ſeinen Namen im Traume rufe, indem mir oft ſchon irgend ein dummer Roman, den ich den Tag

über durchblätterte, wieder einfiel. Dir aber ist nicht zu helfen."

„Auch wollte ich Dich bitten, das nicht zu versuchen," rief der Arzt aus, „und Dir das Versprechen abnehmen, mit keiner Andeutung gegen Clemence das zu erwähnen, was ich Dir so eben vertraute."

„Als ob ich mich in Deine Angelegenheiten mischte!" zürnte Aline. „Am wenigsten aber in eine solche, bei der ich, mit meiner gesunden Vernunft und meinem klaren Blick, Gefahr laufen muß, in die Irrwege Deiner Phantastereien zu gerathen und blamirt da zu stehen, wenn ich doch nur an Dein Glück denke, denn daß ich meinetwegen nicht wünschen kann, Dich verheirathet zu sehen" —

Ein eintretender Diener unterbrach sie. Er meldete einen jungen Mann, der so eben angekommen und von seinem Bedienten bis in den Vorsaal geführt sei. Er wünsche des Herrn Doctors ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen und sende seine Karte. Armand nahm dieselbe wie etwas Gewöhnliches, und Aline wollte, wie sie pflegte, wenn Patienten sich bei dem Bruder melden ließen, das Zimmer verlassen, als der Arzt nach einem flüchtigen Blick auf die Karte mit

halb erſchrecktem Tone ausrief: „Vincenz von S. — Vincenz!“ wiederholte er mit einem Ausdruck, der ſelbſt Aline außer Faſſung brachte. Auf eine haſtige, zuſtimmende Bewegung des Doctors öffnete der Diener die Thür, und ein junger Mann wurde hereingeführt, um deſſen Augen eine Binde lag. Er ließ ſich auf das Fauteuil vor dem Arzt nieder, und Aline, in höchſter Neugier, trat herzu, um ihm behülflich zu ſein. Sie ſtellte ſich als die Schweſter Armands vor, und ehe dieſer noch Etwas dawider ſagen konnte, fragte ſie, ob ſie ſtöre und den Kranken mit ſeinem Arzte allein laſſen müſſe. Der junge Mann lächelte, und indem er mit einem galanten Händedruck für alle ihre Bemühungen dankte, bat er die Dame, an ſeiner Seite Platz zu nehmen, wenn die Erzählung eines Halberblindeten ſie nicht langweilen würde, eine Erzählung, die übrigens durchaus nicht ſo traurig wäre, als man das nach dem erſten Schein vermuthen möchte.

„Wenn Sie die Güte haben wollen,“ ſagte der junge Mann mit dem heiterſten Tone der Welt, „die Thür des Balcons, die ich geöffnet vermuthe, da der Luftzug mich trifft, zu ſchließen; die Jalouſie herunter zu laſſen; wenn Sie mir helfen wollen, mein Fauteuil

gegen das Licht zu wenden, werde ich die Binde abnehmen, und Sie werden sehen, daß ich nicht ganz so gebrechlich bin, als ich scheine, denn ich werde die Züge meiner liebenswürdigen Helferin erkennen können."

Aline war schnell mit ihren Anordnungen fertig und beugte sich über die Lehne des Fauteuils, während Armand dem Patienten gegenüber Platz genommen hatte. Die Diener verließen das Zimmer. Leise schob der Fremde die Binde zurück, Armand blickte lange prüfend in die schönen, scheinbar ganz gesunden Augen, indem er den Puls des Patienten hielt. Er überlegte, forschte wieder, es war eine tiefe Stille zwischen den Dreien, in der man das leise Ticken der Sekundenuhr deutlich vernehmen konnte, die Armand in der Linken hielt. Aline hatte inzwischen alle Zeit, den Gegenstand ihrer Theilnahme und Neugierde genau zu beobachten. Der junge Mann, den Schnitt des Bartes und Haares, ja seine ganze Haltung, sogleich als Officier kennzeichnete, konnte die erste Hälfte der zwanziger Jahre kaum überschritten haben. Gestalt und Züge, obgleich die Spuren einer längeren Krankheit sich namentlich in der Blässe der Farbe zeigten, strotzten von Kraft und

Jugendfriſche, und jugendliche Heiterkeit und Zuverſicht lag ſelbſt in dieſem Augenblick der Spannung auf den ärztlichen Ausſpruch, der vielleicht die ganze Exiſtenz entſchied, über den angenehmen Zügen.

Armand beugte ſich zurück auf ſeinen Stuhl, legte die Hand über die Augen und ſchien nachzuſinnen. „Sprechen Sie rückhaltslos und ſparen Sie mir ſelbſt das Schlimmſte nicht," begann der junge Mann, „hat mich doch der Ruf, daß Sie wie kein Anderer die Krankheiten des Nervenſyſtems zu erkennen vermögen, zu Ihnen geführt. Und ſo wünſche ich mit einem Worte mein Schickſal entſchieden zu ſehen."

„Noch kann ich kein Urtheil fällen, ja nicht einmal mir eine eigene Meinung bilden," ſagte der Arzt. „Wollen Sie mir die Urſache der Schwäche erklären, die nur eine gewaltſame äußere Einwirkung in dieſen übrigens ganz geſunden Augen hervorgerufen haben kann, und deren Grund, wie Ihr fieberfreier Puls, Ihr klares Wort und die Sicherheit Ihrer Bewegungen beweiſen, unzweifelhaft nicht im Gehirn zu ſuchen iſt. Ich brauche ein Stück Ihrer Vergangenheit zu meiner Diagnoſe."

„Ich bin Officier der kaiſerlichen Armee," er-

widerte der junge Oesterreicher, „und damit haben Sie meine ganze Geschichte. Diese Armee ist meine Heimath, denn ich bin als Ausländer in dieselbe getreten und habe meine eigentliche Heimath aufgegeben; sie vertritt mir die Stelle der Eltern, die ich früh verloren habe, der Verwandten, die ich nicht kenne, denn sie sorgt für mich und hat mir einen großen Kreis von Brüdern in meinen Cameraden geschenkt, die ich alle brüderlich liebe, schon weil sie wie ich Kinder dieser Armee sind."

„Aber die Augen?" fragte Armand.

„Muß ich Ihnen das noch erzählen, da ich Ihnen sagte, daß ich Officier, österreichischer Officier bin?" fuhr der junge Mann fort. „Sie werden die Berichte über unsere Campagne gelesen haben. Die Ruhmesfahne unseres greisen Radetzky flattert so hell, daß man ihr Leuchten auch jenseits der Alpen bemerkt haben wird. Ich habe die Ehre gehabt unter seinen Augen zu kämpfen. Fast unter seinen Augen war es auch, daß, als ich eben mit einigen meiner Jäger eine feindliche Tranchée überstiegen hatte, eine Kanonenkugel dicht an mir vorbeibrauste. Ich brach besinnungslos zusammen, und ein treuer Jäger trug

mich wie einen Todten aus dem Kampf. Aber ich war nicht todt, nicht einmal verwundet, und nur der Luftzug des vorüberfliegenden Eisens hatte mein Gehirn erschüttert, hatte mich niedergeworfen und der Besinnung beraubt, aber er hatte auch meine Augen so nahe gestreift, daß, als mein Geist wieder klar wurde, meine Sehkraft geschwunden blieb."

„Und wohin hatte man Sie nach dem wunderbaren Unfall geführt?" fragte der Arzt mit einer Spannung, die sich nicht verkennen ließ.

„Müssen Sie das auch wissen?" sagte lächelnd der junge Officier. „Man hat mich Monate lang wie einen Blinden behandelt und wie einen Schwerverwundeten an das Lager gefesselt. Da trat allmählich wieder ein Schimmer von Sehkraft ein, meine Augen wurden kräftiger und kräftiger, wenn sie auch noch jeder blendende Schein, jede grelle Farbe mit Thränen füllt, und jede Anstrengung sie auf's Neue umflort. Aber ich weiß doch, daß ich nicht mehr blind bin, und von Ihrem Ausspruche, Ihrer Kunst wird es abhängen, ob ich der Hoffnung auf jede Lebensbeschäftigung entsagen muß, oder ob ich mich wieder in die Reihen meiner Armee stellen kann."

„Aber wo fanden Sie Pflege, und eine ſo ſorgſame, wie Sie allein das überraſchende Reſultat Ihrer Wiedergeneſung hervorbringen konnte?“ fragte der Arzt weiter. „Sicherlich nicht in den überfüllten Kriegslazarethen, in denen es ſchon an Raum für eine ſolche Pflege gebrechen müßte.“

Aline verſtand den Bruder und horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Der Gefragte lächelte wieder, aber mit einem Lächeln, das wehmüthige Erinnerungen zu ſtreifen ſchien, und ſchwieg eine Weile, als müſſe er einen beſonderen Entſchluß faſſen zur Beantwortung dieſer Frage, als könne er die Wendung nicht ſogleich finden, in der er ſie geben ſolle. Er war aufgeſtanden in der Aufregung der Kampferinnerungen, und, mit der Hand über die Augen, hatte er dageſtanden in der ganzen Kraft ſeiner jugendlich ſchönen, ſchlanken Geſtalt. Jetzt ließ er ſich leiſe zurückſinken in ſeinen Stuhl und ſah erſt Aline, dann den Arzt mit forſchendem Blick an. Dann, als hätte er Vertrauen gewonnen durch die theilnehmend geſpannten Geſichter, die auf ihn gerichtet waren, legte er beide Hände in die des Arztes und begann:

„Man hatte mich in ein Schloß, unweit des Comerſee's gebracht, deſſen Bewohner nicht entflohen waren, trotz der Nähe des Kampfes, trotz der Beläſtigungen der hin- und herziehenden Kriegszüge. Da lag ich in einem großen Gardinenbett, deſſen Damaſtvorhänge ich rauſchen hörte, gepflegt von ſorglichen Frauenhänden. Die Gebieterin des Schloſſes hatte ſich ſelbſt meiner Pflege unterzogen, die ſie mit einem alten Diener theilte. Sie war jung, das hörte ich an dem Klange ihrer Stimme, an der Elaſticität ihres Trittes, mit dem ſie leiſe an mein Lager trat. Aber wozu ſoll ich Ihnen das Alles wiederholen, wozu Erinnerungen zurückrufen, die beſeligend und ſchmerzlich zugleich, mit meiner Krankheit wenigſtens Nichts zu thun haben? Damals war ich ein Blinder ohne die Hoffnung, jemals wieder meine Fahne flattern zu ſehen, ohne Ausſicht, mich meinen Brüdern anreihen zu können, um ihre Gefahren, ihren Ruhm zu theilen. Jetzt, ein Geneſender, ſchließt ſich mir das Leben wieder auf, und doch trugen jene Tage ein Glück in ſich, an das ich nur mit Wehmuth zurückdenke, mit einer Wehmuth, die ſich für einen Officier nicht ziemt, dem Gott die beglückende Aus-

ſicht wiederſchenkte, für ſeinen Stand nicht verloren zu ſein."

Aline lehnte, mit ängſtlicher Spannung das Auge auf den Bruder geheftet, an der Lehne des Stuhls. Alle ihre Hoffnungen waren ſo plötzlich zertrümmert, kein Zweifel konnte ihr bleiben, daß das, was ihr noch vor einer Stunde nur wie eine thörichte Phantaſie ihres Bruders erſchien, die volle Wirklichkeit war; kaum hielt ſie ſich zurück das ganze Geheimniß ſofort zu löſen, und der Groll gegen den unſchuldigen Vincenz kämpfte mit ihrer wohlwollenden Theilnahme. Ein faſt befehlender Blick des Bruders ließ das Wort auf ihren Lippen erſterben und ihren Blick zu Boden ſenken. Vincenz kämpfte ſichtlich mit der Aufregung, die ſeine Erinnerungen hervorgerufen hatten; und nur Armand ſtand da, ſo Herr ſeiner Bewegung, ſo ſehr in dieſem Augenblick nur theilnehmender Arzt, daß auch kein Zug ſeines bleichen, ernſten Geſichtes eine Spur von dem verrieth, was in ſeinem Innern vorging. Beruhigend legte er beide Arme um den jungen Mann und hielt ihn auf dem Seſſel zurück, von dem er ſich erheben wollte.

„Sie haben ſich mir anvertraut," ſagte er, „und

als Arzt muß ich fordern, daß Sie Aufregungen verbannen, die Ihnen gefährlich werden können. Nicht aus müßiger Neugier drang ich in Ihr Vertrauen, denn der Arzt muß darnach forschen, was seinen Patienten, der Sie von dieser Stunde an sind, bewegt und erschüttert. Sie sehen, daß ich Ihr Arzt nicht sein kann, ohne zugleich Ihr Freund zu werden, Ihr Freund, dem Sie rückhaltloses Vertrauen entgegentragen müssen. Noch haben Sie die Wahl, aber ich wiederhole es Ihnen, Sie werden den Arzt nur gewinnen, wenn Sie den Freund nicht zurückweisen. Entscheiden Sie selbst."

Statt aller Antwort warf sich Vincenz in seine Arme, und Aline brach in Thränen aus, die diesmal ganz der hochherzigen Weise des Bruders und der Sympathie für den schönen, hülflosen Jüngling flossen. Wäre in dieser Nacht der Name „Vincenz" im Traum von ihren Lippen geflüstert worden, hätte doch vielleicht der gute Professor Ursache zur Eifersucht haben können.

Armand legte dem so schnell gewonnenen Freunde die Binde leise wieder um die Augen, führte ihn, der sich vertrauensvoll an ihn lehnte, die Treppe

hinunter an den Wagen und setzte sich zu ihm. Aline sah ihnen nach, bis der Wagen hinter den Bäumen verschwunden war, trocknete gewaltsam ihre Thränen und schritt dann der eintretenden Clemence entgegen, die ganz erstaunt war, die Freundin noch nicht bereit zu finden zur Spazierfahrt.

Armand war indessen mit dem jungen Freunde zu einer kleinen Wohnung in der Nähe gefahren, von der er wußte, daß sie seit einigen Tagen leer stand, und die ihm geeignet erschien für seine Cur, die er sich auf dem kurzen Wege bereits vollkommen klar gemacht hatte. Vor dieser ärztlichen Sorge waren wirklich alle anderen Ueberlegungen und Empfindungen durchaus in den Hintergrund getreten. Vincenz war schnell etablirt. Bett, Sessell und chaise longue wurden so gerückt, daß das Licht, das schon durch grüne Jalousien und schnell aufgesteckte, dichte Vorhänge gemildert war, dem Kranken niemals in die Augen fallen konnte, und nun wurde die strengste Ruhe und Vermeidung aller Aufregungen anempfohlen. Vincenz fügte sich Allem mit dem heitersten Vertrauen.

„Ich bin überzeugt, Doctor," sagte er, „daß

Sie mich vollkommen wieder ſehend machen, wenn ich Ihnen nicht vorher an Langeweile ſterbe."

„Auch dagegen," erwiderte Armand, „werde ich Rath ſchaffen, ſo viel nämlich nöthig iſt, um nicht gerade das Leben aufzugeben, wenn Sie ſich an meiner Geſellſchaft genügen laſſen wollen, und an der meines Schwagers, der durchaus nicht aufregend iſt, und den ich Ihnen in den nächſten Tagen vorzuſtellen denke. Aber für jetzt die Binde nicht von den Augen! Kein Buch, keinen Brief darf ich geſtatten. Die ankommenden werde ich Ihnen ſelbſt vorleſen und, wenn es nöthig iſt, beantworten. Vergeſſen Sie nicht, daß ich die Hoffnung auf Ihre Geneſung an die ſtrengſte Befolgung meiner Anordnungen knüpfe."

Er inſtruirte den Diener und die ſehr zuverläſſige, ihm bekannte Wirthin des Hauſes, legte den Freund ſelbſt zurecht auf der chaise longue und ging. Auf dem einſamen Rückwege erſt machte er ſich die ganze eigenthümliche Situation klar, in der er ſo wunderbar zum Vertrauten gemacht war, und die ſeine eigenen Empfindungen und Hoffnungen, ja ſein ganzes Lebensglück ſo ſchmerzlich kreuzte.

Lange schon war er sich seiner Liebe zu Clemence bewußt gewesen, aber die Ueberzeugung, daß sie über ihr Herz nicht mehr zu verfügen habe, hatte keinen selbstsüchtigen Wunsch aufkommen lassen. Die Schwester, die auf einmal rückhaltslos aussprach, was er sich selbst nicht einzugestehen gewagt hatte, worin er ihr aber auch nicht zu widersprechen vermochte, hatte plötzlich die furchtsam zurückgedrängte Ahnung zur festen Ueberzeugung gewandelt. Das Wort war gesprochen, und er konnte sich nicht mehr über sich selbst täuschen. Die Empfindung, sein Geheimniß nicht mehr allein zu besitzen, es mit Aline zu theilen, Vincenzs Eintreffen, das alle Befürchtungen zur Gewißheit machte, stellten ihm die Aufgabe, eine Empfindung bekämpfen zu müssen, während er bis dahin sie nur nicht einzugestehen hatte. Er fühlte für den Augenblick noch nicht die Kraft, diesen Kampf siegreich zu bestehen, und es war ihm fast lieb, daß neben den mannigfachen Ansprüchen an seine Zeit und Geisteskräfte, die seine ausgebreitete Praxis ihm auferlegte, die neue Sorge um Vincenz ihn beschäftigte und abzog. Der junge, liebenswürdige Mann hatte vom ersten Augenblick

sein Herz angezogen, und er gab sich der Freundschaft schneller und rückhaltsloser hin, als er das in seinem Alter und bei der ernsten Verschlossenheit seines Wesens zu thun gewohnt war, vielleicht um mit der wachsenden Freundschaft jeden Keim des Neides um ein Glück, das ihm nun einmal verloren war, zu ersticken. In diesen Betrachtungen unterbrach ihn das Heranrollen des Wagens, in dem Clemence mit der Freundin saß, und es war ebenso unüberlegt als tactlos von der Schwester, daß sie den Kutscher halten ließ und ihn heranwinkte. Er verabschiedete sich auch schnell, nach einem förmlichen und zurückhaltenden Gruß, aber er hatte es doch bemerkt, daß Clemence tief erröthete, als sie ihn anredete. Hatte Aline eine neue Indiscretion begangen? Dießmal that er ihr Unrecht mit dem Verdacht.

Wochen vergingen. Vincenz hatte sich einer sehr strengen Cur unterwerfen müssen. Sein vorsichtiger Arzt unterstützte die gesunde Natur des Patienten, die allmählich die geschwundene Sehkraft stärkte, aber er hielt es für nöthig, ihr wohlthätiges Walten leise und vorsichtig fortschreiten zu lassen, durch kein Ueberstürzen zu stören, durch keinen Zwischenfall zu hemmen.

Der Kranke ſchritt zwar ſchon ohne Binde auf und ab im Zimmer, deſſen Fenſter, freilich noch immer dicht verhangen, nur ein wohlthätiges Halbdunkel einließen, aber er durfte nicht leſen, und namentlich wußte Armand alle Nachrichten, auch die politiſchen, fern zu halten, weil er fürchtete, daß jede Aufregung der Nerven, jede Gemüthsbewegung ſtörend auf die Geneſung einwirken müſſe. Dem Kranken wurde die Zeit zwar entſetzlich lang, er verlor die Geduld täglich zwanzigmal, aber Armands überzeugende Weiſe, ſeine freundſchaftliche Theilnahme beruhigte ihn immer wieder, und wenn der Arzt kam, war auch die Langeweile vergeſſen, die der gute Profeſſor, Aline's Mann, nicht immer zu verſcheuchen wußte. Der wohlwollende Gelehrte, wenn er ja einmal von ſeinen botaniſchen Excurſionen heimkehrte, beſuchte gewiſſenhaft, zur feſtgeſetzten Stunde den Lieblingspatienten ſeines Schwagers und harrte, auf die Minute, ſeine Stunde aus. Vincenz war genügſam und hatte ſich auch bereits, nicht ohne Theilnahme, die ganze Flora der Alpenwelt explicieren laſſen, aber er kam ſich doch vor wie ein Schüler, deſſen Lehrſtunden ausfielen, und der ſich dadurch doppelt heiter fühlt, wenn er

auch nicht weiß, was er mit ſeinem Reichthum an Zeit beginnen ſoll, wenn der Profeſſor wieder zu ſeinen Excurſionen ausrückte, wobei er nicht verfehlte, ſich ſehr zu entſchuldigen, und genau den Tag ſeiner Rückkehr und die Stunde ſeines nächſten Beſuches anzugeben; und darauf konnte man dann rechnen wie auf den Schlag der Uhr. Der gute Mann merkte Nichts von dem, was um ihn vorging, es entging ihm ebenſowohl Alinen's zerſtörte Heiterkeit und Armand's ernſtes, in ſich gekehrtes Weſen, als Clemence's ſichtliche Unruhe, und daß Vincenz zu alledem in irgend einer Beziehung ſtünde, davon hatte er ſo wenig Ahnung, daß es ihm nicht einmal auffiel, daß er dieſen, auf Armand's ausdrücklichen Wunſch, niemals vor Clemence nennen durfte. Was nicht zu ſeiner Alpenflora gehörte, das ging ihn eigentlich Nichts an.

Armand widmete alle Mußeſtunden, die ſein ausgebreiteter Beruf ihm ließ, dem jungen Freunde. Er erſchien zu Haus nur bei den Mahlzeiten, war freundlich, aber überaus zurückhaltend gegen Clemence, vermied eine Erörterung mit der Schweſter, die ihre Unzufriedenheit über ſein flüchtiges Verweilen im

häuslichen Kreise nicht zurückhielt; oft sogar aß er bei Vincenz und war tagelang für die Damen nicht sichtbar. Clemence, deren Gesundheit man vollkommen hergestellt nennen konnte, verrieth Nichts deste weniger eine innere Unruhe, und mehreremal schon hatte sie Aline ihren Entschluß mitgetheilt, die so großmüthig angebotene Gastfreundschaft nicht länger zu mißbrauchen und an ihre Abreise zu denken, wobei sie jedoch Plane machte, nach einer Reise zu ihren Verwandten zu dem liebgewordenen Ort zurückzukehren und sich dauernd an demselben zu etabliren, wozu ihre, wie Aline jetzt erfuhr, sehr gut geordneten Vermögensverhältnisse ihr vollständige Wahl ließen. Diese Entdeckung, die sie übrigens dem Bruder aufs Sorgfältigste verhehlte, war für Aline ein neuer Schlag. Sie hatte sich schon ausgedacht, daß Clemence, deren Vermögen sie für verloren hielt, und Vincenz, der kein Geheimniß daraus gemacht hatte, daß er nicht viel mehr besäße als seinen Degen, schon durch die Verhältnisse gezwungen, niemals an eine Vereinigung würden denken können. Nun war Clemence reich, und wenn Vincenz hülflos blieb, kannte sie das Frauenherz zu gut, um nicht zu wissen, daß das für

Clemence nur ein Grund mehr ſein würde, ihm ihre Hand zu reichen und ſeine Exiſtenz vor Sorgen zu ſichern. Aber vielleicht würde Vincenz hergeſtellt werden und Clemence liebte ihn nicht? Arme Aline, auch dieſe Hoffnung ſtand auf ſehr unſicheren Füßen. Armand, den ſie einmal nach dem intereſſanten Patienten fragte, ſtellte die vollſtändige Herſtellung immer noch als ſehr zweifelhaft hin, ſprach aber mit ſo begeiſterter Freundſchaft von dem jungen Manne, den er geradezu unwiderſtehlich liebenswürdig nannte, daß über Clemence's Neigung kein Zweifel bleiben konnte, denn wenn ſie auch mit allem ſchweſterlichen Vorurtheil Armand mit Vincenz vergleichen wollte, wenn ſie auch alle Vorzüge des Charakters, ja der äußeren Erſcheinung, des berühmten Namens bei ihrem Bruder in Anſchlag brachte, ſo war ſie doch Frau genug zu verſtehen, daß der lebensfriſche, ſchöne junge Mann, im vollen Glanze jugendlicher Männlichkeit, mit der ganzen Zuverſicht ſeiner Stellung, das Herz einer Frau im Sturm erobern müſſe, während die ſchüchterne zurückhaltende Verſchloſſenheit des Bruders höchſtens Achtung und Vertrauen erwerben konnte. Aline war nahe daran alle ihre Hoffnungen

aufzugeben, und doch wußte sie der Freundin ihre Reisepläne immer so dringend auszureden, daß diese nachgab, und das um so williger, als es mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte. Dadurch aber fühlte sie sich auch verpflichtet, Alinen's Neigung zu Gesellschaft und Zerstreuungen nachzugeben. Diese umgab sie mit einem großen geselligen Kreis von Bekannten, von Freunden aller Nationen, wie der Ort sie versammelte; sie veranstaltete Ausfahrten, sorgte für Clemence's Toilette, die ihr niemals elegant genug sein konnte, führte sie in Concerte, und Clemence ließ sich das Alles gefallen, weil sie sah, daß es der Freundin Vergnügen machte.

Armand hatte in seiner Freundschaftsbegeisterung für Vincenz nicht übertrieben und in Wahrheit nur seinen Empfindungen Ausdruck gegeben. So sehr Neigungen, Beruf, Alter und Lebensstellungen die Beiden auch trennten, so fest war doch das Band gegenseitiger Sympathie, das sie verband. Die Sorge des Arztes, die erste hochherzige Regung, in der er sich den Mann zum Freunde machen wollte, den er geliebt glaubte von ihr, der sein ganzes Herz gehörte, war schnell gegen die Berechtigung der Liebenswürdigkeit

in den Hintergrund getreten, mit der Vincenz alle Welt gewinnen mußte. Armand war eigentlich niemals jung gewesen, und auf einmal entrollte sich in Vincenz rückhaltslosem Plaudern das ganze Bild einer frischen, muthigen Jugend vor seinen Blicken und übte ihren unwiderstehlichen Zauber. Es war, als wenn Armand in den Erzählungen des Freundes Alles das erlebte, was er selbst in seiner unabläßigen Hingabe an die Studien, in der Trauer über den frühen Verlust des elterlichen Hauses, an seinem eigenen Leben verloren hatte, und oft wenn er hingerissen horchte auf Vincenz's Erzählung seiner Freundschaften, seiner kleinen Gefahren, ja seiner ausgelassenen Streiche, seiner Neigungen und unschuldigen Liebesintriguen, auf die ganze Schilderung einer glücklichen, von Frohsinn und Zuversicht umrauschten Jugend, sagte er unwillkürlich vor sich hin: „Ja, wenn ich noch einmal zwanzig Jahr alt sein könnte.“ Dagegen beugte sich Vincenz mit unbegrenzter Bewunderung vor dem älteren Freunde. „Ich habe Nichts gethan,“ sagte er, „als mein Leben genießen; Sie haben Ihre Kraft der leidenden Menschheit geweiht und an das Heil, das Glück Tausender gedacht, wäh-

rend ich nur allein glücklich sein wollte. Welch' ein Segen folgt Ihren ruhigen, sicheren Schritten durch das Leben. Wie befriedigt müssen Sie sich fühlen, wie frei von aller Leidenschaft." Er ahnte Nichts davon, wie wenig der Freund in diesem Augenblick von der Ruhe des Gemüthes besaß, die er ihm unzweifelhaft zutraute.

Einmal saß der Arzt Vincenz gegenüber und sah ihm lange in die kranken Augen. „Sie haben die schönsten dunkelblauen Augen," sagte er, „die ich jemals gesehen habe. Wissen Sie, daß diese Augen unwiderstehlich sein müssen, wenn sie mit der wunderbaren Mischung von Klarheit und verschleiertem Glanz, von Muth und Gemüth, von Entschlossenheit und Milde fest in ein anderes Auge blicken? Sie Bevorzugter! Mit einem Blick aus diesen Augen haben Sie meine Freundschaft gewonnen, und wenn sie einmal Liebe erflehend und Liebe verrathend auf ein Weib gerichtet sind, haben Sie gesiegt, schon ehe Ihre Lippen sich öffneten."

Vincenz lachte laut auf. „Halten Sie ein," rief er, „Sie könnten mich überreden, einen Talisman zu besitzen, um Herzen zu gewinnen. Ich könnte

diese Gewalt mißbrauchen, von der ich bis dahin wenigstens keine Ahnung gehabt habe."

„Wirklich nicht?" fragte Armand zweifelnd.

„Gewiß nicht!" erwiderte Vincenz, „und so schmeichelhaft Ihr Ausspruch auch klingt, so wenig ist er es doch am Ende. Wenn ich alle meine Eroberungen nur meinen Augen zu danken gehabt hätte, lieber Gott, was wäre aus mir geworden, wenn jene unglückliche Kanonenkugel sie um ein Haar breit näher gestreift und mich um alle meine Liebenswürdigkeit auf einmal gebracht hätte?"

„Das habe ich nicht gesagt!" warf der Freund ein.

„Und ich könnte Ihnen auch das Gegentheil beweisen," fuhr Vincenz fort. „Grade als die Binde diese Augen deckte, habe ich das größte, das edelste Herz, vielleicht die einzig wahre Neigung gewonnen und empfunden, die mein Leben geschmückt hat."

Armand war bleich geworden. „Erzählen Sie mir das, Vincenz!" rief er mit einer dem Freunde bis dahin ungekannten Erregung, „erzählen Sie mir die Geschichte dieser Neigung, wenn Sie meine Freundschaft dieses Bekenntnisses nicht für unwerth halten."

„Was hätte ich Ihnen zu verschweigen?" sagte

Vincenz. „Schon lange drängt es mich, Ihnen davon zu sprechen, und nur die Scheu, Sie zu ermüden, die Besorgniß, meine wunderlichen Empfindungen nicht klar machen zu können, hielt mich zurück. Ich habe Ihnen erzählt von den ersten Tagen meiner Krankheit, die ich in einem Schlosse am Comersee unter der Pflege der Besitzerin dieses Schlosses zubrachte. Clemence, so hieß sie —"

Armand erbebte, als er den Namen zum ersten Mal von Vincenz aussprechen hörte.

„Clemence saß stundenlang an meinem Lager, sie bewachte meinen Schlummer und suchte, wenn ich erwacht war, meine Leiden durch freundlichen Zuspruch vergessen zu machen und zu mildern. Dann erzählte sie mir von ihrem Leben, das eine einsame Kindheit gehabt hatte, wie das meinige. Erst war es nur der Reiz, den die edle Weiblichkeit immer auf uns ausüben wird, der mich fesselte. Ich fühlte es, hier war eine durch Lebenserfahrungen und Schicksale geläuterte Natur zu mir herangetreten, und ich beugte mich vor ihr mit einer Verehrung und Unterordnung, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Und dazu die eigenthümliche Abgeschlossenheit von jedem

andern Eindruck, die Ruhe der Einsamkeit. Mein Auge war geschlossen, ich sah nur mit der Aufregung meiner Phantasie, ich hörte Nichts als ihre halbgeflüsterten Worte, die sich durch meinen wachen Traum rankten. Ich war der ganzen Welt entrückt, wenigstens war meine ganze Welt concentrirt in dem Laut dieser einen Stimme. In ihren Erzählungen schloß sich, ohne daß sie es wollte, der ganze Reichthum ihres Gemüthes, die Gereiftheit ihres Charakters vor mir auf und hielt mich so in seinem Bann, daß ich ihr bald, ehe ich es selbst wußte, mein ganzes Herz geöffnet und entgegengetragen hatte. Ich hörte Clemence's Herz schlagen, wenn sie mir lauschte, und wenn sie dann beruhigend ihre Hand auf die meinige legte, wenn sie sich [illegible] zürnend abwandte, wenn ihr Schweigen mir gestattete ihr von meiner Liebe, von der Aussicht zu sprechen, ihr einst ganz gehören zu dürfen, durchbebte mich ein Jubel des Glückes, den ich niemals gekannt hatte, und doch lag ich, fast ohne Hoffnung jemals zu genesen, des Augenlichtes beraubt, auf dem Krankenlager. Dann aber, meist wenn sie fern war, faßte mich auch zuweilen ein tiefes Weh, und ich machte mir die bitter-

sten Vorwürfe, daß ich die reiche Seele, diese Frau, der das Geschick noch ein glänzendes Glück schuldete und verhieß, an meine Gebrechlichkeit fesseln wollte. Ich gab ihr leidenschaftlich mein Wort zurück, ich beschwor sie, mich zu verlassen, mich zu vergessen, und da erst, mit dem ganzen Schatz der Selbstverläugnung, der Aufopferungsbedürftigkeit, dessen nur ein weibliches Herz fähig ist, sagte sie mir, daß unsere Geschicke unzertrennbar zusammengehörten, und daß der Gedanke, mir nothwendig zu sein, sie allein über das Unglück trösten könne, das mich betroffen hätte. Lassen Sie mich schweigen von der Abschiedsstunde, als man mich fortführte. Auch sie hat ihr Schloß dann schnell verlassen, und da ich meine Nachforschungen nur durch die dritte Hand anstellen lassen konnte, habe ich ihre Spur verloren. Fühlen Sie nun, Armand, daß nicht mein Lebensglück allein von Ihrer Kunst abhängt? denn ich muß sie finden, will das Wort lösen, das ich gab in den heiligsten Stunden meines Lebens."

„So lieben Sie Clemence?" rief Armand mit bebender Stimme.

Vincenz nahm die Hand von den Augen und

richtete ſich auf. „Lieben? Ja, ſehen Sie, Freund, das habe ich mir niemals vollkommen klar machen können. Meine Empfindung für dieſe Frau iſt ſo wunderbar, daß ich oft meine ſie zu profaniren, wollte ich ſie mit dem banalen Begriff des Liebens bezeichnen, und wieder will ſie mir zuweilen nicht an das reichen, was ich bis dahin als Liebe kannte. Das klingt wie ein Widerſpruch, und doch iſt es ganz wahr. Ich weiß, daß ich dieſer Frau mit ganzer Seele gehöre, daß ſie mich, meine Gedanken und Empfindungen erfüllt, daß ich die Welt, das Leben nicht denken kann ohne ſie, aber die Liebe will eine Geſtalt, ein feſtes Bild, und das habe ich mir niemals von Clemence zu bilden vermocht. Wenn Sie von einer Perſon reden hören, oft reden hören, machen Sie ſich ein Bild von ihr, das gewöhnlich ganz anders iſt, als die Perſon ſelbſt, wenn ſie Ihnen dann einmal entgegentritt, aber das Bild war da und war ein feſtes. Ich möchte wetten, daß Sie in dieſem Augenblick ſogar Clemence vor Augen haben, vielleicht nicht meine Clemence, aber Sie ſehen ſie. Ich habe das niemals gekonnt, ich habe für den Klang dieſer Stimme, für die Anmuth dieſer Be-

wegung, die meine Ohr auffaßte, in meiner Phantasie keinen Körper zu finden vermocht, ja eine eigenthümliche Scheu hielt mich zurück, mir ein solches Bild zu schaffen. Wollte sie mir schön erscheinen, so fühlte ich, daß es den Reiz der Schönheit nicht bedürfe, dieses Wesen zu tragen, und oft machte es mir eine eigenthümliche Freude, sie mir unschön zu denken, weil ich nur an die Seele dachte, die keines äußeren Schmuckes bedarf, aber der Ton ihrer Stimme, der mir unaufhörlich durch die Gedanken klingt, zertrümmerte dieses Bild, wie jenes. Können Sie das nun Liebe nennen, Armand? Braucht nicht die Liebe die Sympathie, die die äußere Erscheinung auf unsere Sinne ausübt? Und doch ist diese Unnahbarkeit, die nur das Heiligste einflößt, nicht mehr als Liebe? Ich zittere vor dem Augenblick, in dem das Geschick mich Clemence gegenüberstellen wird, ebenso sehr als ich mich nach ihm sehne. Würde ich sie nicht vielleicht weniger lieben, wenn ich sie unschön fände, und wenn sie schön ist, wird nicht die edle, reine Empfindung, die ich für sie hege, einer Leidenschaft Platz machen, die zurücksteigt zu dem Gewöhnlichen? Sie sehen es, der Moment, in dem

die Binde von meinen Augen und der Schleier von ihrer Geſtalt ſinkt, muß entſcheiden und mit einem einzigen Blitzſtrahl Licht werfen in das Dunkel meiner Empfindungen."

Er war aufgeſprungen in höchſter Aufregung. Der junge Arzt legte beide Hände auf ſeine Schultern und zwang ihn zurückzuſinken in ſeinen Seſſel.

„Um Himmels willen," rief er, „nicht dieſe Aufregungen, die die ganze Hoffnung, die ich auf Ihre Geneſung ſetzte, über den Haufen werfen könnten. Verſprechen Sie mir, Vincenz, Clemence, auch wenn der Zufall Ihnen ihre Spur zeigen ſollte, nicht eher zu ſehen, als bis ich, Ihr Arzt, Ihr Freund, es Ihnen geſtatte."

Vincenz lächelte. „Ich bin in Ihren Händen," ſagte er, „und Clemence iſt fern."

Leiſe und von Beiden unbemerkt, hatte der kleine Profeſſor, Armand's Schwager, die Thür geöffnet und ſtand in dem Zimmer. Es war pünktlich ſeine gewohnte Stunde, die die Beiden, in der Aufregung ihres Geſpräches, nur vergeſſen hatten. Er hatte den Stock, mit der ſtählernen Hacke als Griff und dem kleinen Spaten als Spitze, in die Ecke geſetzt

und den schwarzen Hut mit breiter Krempe vorsichtig auf einen Tisch gestellt. Vincenz kehrte ihm den Rücken, aber höchlichst erstaunt war er, von Armand Clemence's Namen aussprechen zu hören, von Armand, der ihm doch selbst streng verboten hatte, die liebenswürdige Hausgenossin vor dem Kranken zu erwähnen. Er richtete einen forschenden, fragenden Blick auf den Schwager, als ihm dieser aber nicht antwortete, ja nicht einmal ihn zu beachten schien, als Vincenz selbst Clemence nannte, glaubte er aushelfen zu müssen: „Clemence," sagte er und zog die Handschuh aus, „ist nicht fern, die drohenden Wolken über den Gletschern haben sie bewogen, die mit Aline projectirte Ausfahrt aufzugeben. Frauen verstehen sich einmal nicht auf das Wetter, denn wenn der Wind anhaltend aus Süd-Ost kommt, und die Wolken im Süden hängen, ist es ja rein unmöglich —"

„Clemence!" rief Vincenz. „Clemence hier? Hier in meiner Nähe. Und das sagten Sie mir nicht, das konnten Sie mir verschweigen?"

Armand war in dem Augenblick ganz Arzt und nur Arzt. Er dachte an Nichts, als an das Heil

ſeines Patienten, an das Gelingen ſeiner Cur. Mit faſt gebieteriſchem Druck der Hand hielt er den jungen Mann in ſeinem Seſſel zurück. „Vincenz,“ ſagte er, „wollen Sie Alles verderben? Vertrauen Sie mir noch wenige Tage, und ich hoffe Sie dem erſehnten und gefährlichen Augenblick entgegenführen zu können, der über Ihr Geſchick entſcheidet. Ein unglückſeliger Zufall hat Sie plötzlich einer Entſcheidung nahe gerückt, auf die Sie allmählich vorzubereiten mein wohlüberlegter Plan war. Laſſen Sie uns den Fehler des Zufalls minder verderblich machen, das fordere ich von Ihrer Selbſtbeherrſchung, Ihrer Kraft —“

„Aber ſagen Sie mir wenigſtens,“ fiel Vincenz ein, „wie Clemence meine Spur fand.“

„Nichts!“ rief der Arzt. „Nichts werde ich Ihnen ſagen, als daß Clemence in Ihrer Nähe iſt, und daß Sie ſie in wenigen Tagen ſehen ſollen. Laſſen Sie ſich das genügen.“

„Sie kennen ſie alſo,“ ſagte der junge Officier in höchſter Spannung. „O, ſprechen Sie mir von ihr, beſchreiben Sie ſie mir, bereiten Sie mich vor auf den Anblick!“

„Vincenz,“ fiel der Arzt ein, „denken Sie des Versprechens, das Sie mir gaben.“

„Sie haben Recht!“ sagte der junge Mann und legte beide Hände an die Stirn, „es ist besser, daß ich Nichts weiß, daß keine fremde Schilderung meine Vorstellung verwirrt, denn was thuts, ob sie schön oder nicht schön, ob sie blond oder braun, ob sie schlank oder klein ist, es ist doch meine Clemence, und der Augenblick des Sehens kann nur entscheiden, wie ich sie liebe, daß ich sie liebe, daran kann ich in diesem Augenblick nicht zweifeln.“

Armand empfahl noch einmal auf das Dringendste Ruhe und Fassung, und der kleine Professor stand schüchtern zur Seite und konnte nicht begreifen, welchen Sturm er mit seiner beruhigenden Wetterprophezeihung hatte herauf beschwören können.

Vincenz reichte dem Arzte die Hand, und als hätte ein fester Entschluß ihm alle seine Ruhe wiedergegeben, sagte er: „das versprechen Sie mir, Armand, daß Sie mir beistehen wollen in den Zweifeln des Herzens, wie Sie mir beistanden in der Unsicherheit meiner physischen Leiden, und daß Sie mich nicht verlassen.“

Armand drückte ihm die dargereichte Hand, der kleine Professor aber stammelte ganz verlegen, daß er ihn allerdings verlassen müsse, denn nicht allein, daß er von einem Freunde zu einer mehrtägigen Excursion aufgefordert wäre, auch Aline hätte ihn dazu gedrängt, da sie zu einem Feste, das sie zu geben gedächte, sogar seines Studirzimmers bedürfe, und er unter diesen Umständen gekommen, einen Abschied zu nehmen. Er hatte kaum aussprechen können, als ihn schon sein Schwager unter den Arm nahm und mit ihm das Krankenzimmer verließ. Stumm gingen sie neben einander her, ihrem Hause zu. Mehreremal wollte der Professor seinen Schwager anreden und ihn um eine Erklärung bitten, aber der tiefe Ernst, der schmerzvolle Ausdruck auf den Zügen des Arztes verschloß ihm die Lippen. Er schloß daraus auf eine traurige Wendung in der Krankheit des jungen Officiers und theilte das sofort Aline mit, als er im Hause angelangt war. Die kleine Frau kam durch diese Nachricht in eine dem Gatten unerklärliche Aufregung, ließ sich die ganze Scene, deren Zeuge er gewesen war, auf's Genaueste erzählen und schloß mit der Erklärung, daß der ganzen Verwirrung ein

für allemal, und so bald als möglich, ein Ende gemacht werden müsse, der Zustand, die Spannung wäre unerträglich. Der Professor bat um eine Erläuterung, aber Aline betheuerte, er würde doch Nichts von dem Allen verstehen, weil eben kein Mensch wisse was er wolle, aber sie werde Licht schaffen, um jeden Preis. Damit verließ sie das Zimmer und begab sich mit festem Schritte die Treppe hinauf in das Studirzimmer ihres Bruders, den sie nicht wieder hatte ausgehen hören, und den sie auch richtig vertieft in seine Correspondenzen vorfand. Es war ihr sonst nicht erlaubt, ihn bei seinen Studien und Arbeiten zu stören, und sie hielt sich gewissenhaft an das Verbot, heute aber trat sie unbekümmert um seinen mißbilligenden Blick fest vor ihn hin und sagte: „Laß einmal Deine Schreiberei, Armand, und höre mich an, denn ich habe mit Dir, den ich seit mehreren Tagen kaum gesehen habe, zu sprechen."

„Sollte Clemence?" — rief der Bruder.

„Ja, Clemence," fiel sie ein, „aber nicht um ihre Gesundheit handelts sich's, denn die ist, Dank sei es meiner Ärzte, durchaus befriedigend, aber um ihre Zukunft, um ihr Glück, um Dein Glück und um

unſerer Aller Ruhe. Laß uns die Dinge, wie ſie nun einmal ſtehen, einfach feſtſtellen und vernünftig in's Auge faſſen."

„Aline," ſagte der Bruder im mildeſten Tone, um ſeine Verſtimmung über die unerwartete Störung zu verbergen, „verzeih mir, wenn ich Dich daran erinnere, daß wir über die Dinge, die Du vorzugsweiſe „vernünftig" nennſt, meiſt verſchiedener Anſicht zu ſein pflegen."

„Gleichviel," erwiderte die Schweſter, „ich will nur, daß Du mich anhörſt, um dann zu denken und zu thun, was Dir beliebt. Das aber glaube mir, daß kein Menſch auf der Welt, Du ſelbſt nicht, ſo auf Dein Wohl bedacht iſt, als ich!"

Dagegen hatte der Bruder allerdings Nichts einzuwenden, und als Aline zum Zeichen, daß ſie es auf eine längere Unterredung abgeſehen hätte, einen Fauteuil hervorrollte und ſich Armand gegenüber niederließ, ſchob er gefaßt ſeine Briefe bei Seite, reichte ihr die Hand und ſagte mit dem Tone halber Reſignation: „Sprich, Aline!"

Lieber wäre es ihr geweſen, er hätte ihr nicht mit dieſer Erlaubniß den breiten Pfad der Rede ge-

öffnet, sondern sie durch irgend ein Widerstreben zur Defensive gereizt, und sie war doch im ersten Moment in einiger Verlegenheit, wie sie die Besprechung angreifen solle. Es fehlte ihr eben auch hierin, wie in den meisten Dingen, Geschick und Anmuth. Endlich, nach einer peinlichen Pause, entschloß sie sich gleich mitten in die Sache einzulenken. Sie hob mit schnellem Entschluß den Kopf, sah den Bruder scharf an und sagte: „Du liebst Clemence, das steht fest, und da sind wir auf unzweifelhaft klarem Boden. Das Glück Deines Lebens hängt von ihrem Besitz ab, und Du hast ganz recht, denn so verschieden wir beiden Frauen auch sind, so hat mir doch monatelanger Verkehr bewiesen, daß es keine passendere Frau für Dich giebt, als sie. Sie hat Charakter und Gemüth; trotz einer gewissen Verschlossenheit ist sie ganz wahr, und wenn auch ernst und mit sichtlicher Neigung zur Schwermuth, doch ohne Launen —"

„Wirst Du mir nicht auch noch auseinandersetzen, daß sie vier Sprachen spricht, daß ihr kein Zahn fehlt, und daß sie so und so viel Tausend Franken Revenuen hat?" fiel ungeduldig der Bruder ein.

„Nein!" sagte sie ganz gelassen. „Denn auf

Alles das kommt es durchaus nicht an. Nichts ſteht Deinem, ich kann ſagen Eurem, Glück entgegen, als eine frühere Bekanntſchaft, die allerdings einem kleinen Roman ſehr ähnlich ſieht, die aber vielleicht nur dadurch ein Hinderniß iſt, weil Du ſie in Deinem eigenſinnigen Schweigen und Deiner verkehrten Zurückhaltung mit Gewalt dazu machſt."

„Clemence und Vincenz haben ſich gegenſeitig ihr Wort gegeben," fiel der Bruder ein. „Damit dächte ich, wäre Alles fertig."

„Möglich," ſagte Aline und ließ ſich nicht irre machen, „daß ſie in der eigenthümlichen Situation, die ſie zuſammenführte, in der Einſamkeit der Abgeſchloſſenheit, in Momenten, in denen das Herz überſtrömt, mit halben Worten dergleichen Verſprechungen machten, aber die Verhältniſſe haben ſich ſeitdem weſentlich geändert, und es käme darauf an zu wiſſen, ob Vincenz Clemence, ob ſie ihn wirklich liebt."

„Und daran zweifelſt Du?" rief Armand. „Sollte Dir Clemence irgend Etwas vertraut haben?"

„Nicht ein Wort!" war die Antwort. „Auch habe ich mich wohl gehütet zu fragen. Man muß es vermeiden, Gefühlen Ausdruck geben zu laſſen

und so das Schwankende festzustellen und das Unbestimmte zu fixiren. Eine Frau wird sich schwer zu dem Ausspruche entschließen, daß sie liebe, aber, einmal ausgesprochen, wird sie dies Geständniß noch schwerer zurücknehmen. Meine Beobachtungen und Vermuthungen werde ich Dir später mittheilen; aber verber sprich mir von Vincenz, denn aus den unklaren Mittheilungen meines Mannes darf ich annehmen, daß Du die Thorheit begangen hast, die Geschichte mit dem jungen Mann zu besprechen und ihm sogar Clemence's Anwesenheit zu verrathen."

„Letzteres geschah durch die Unvorsichtigkeit Deines guten Mannes, aber glaube mir, daß wenn ich Clemence's Hiersein verschwieg, das nur aus ärztlicher Rücksicht geschah!"

„Nun also, mit kurzen Worten!" rief Aline, ungeduldig die Achseln zuckend. „Denkt Vincenz noch an Clemence, liebt er sie?"

„Das ist eine eigenthümliche Frage," erwiderte ganz ruhig der Bruder, „und ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich Vincenz's Empfindungen, wie er sie mir mit aller freundschaftlichen Offenheit und Unbefangenheit schilderte, Liebe nennen soll. Für den

Augenblick ist es eine traumartige Sympathie, unbegrenzte Verehrung, wie man sie zu den Heiligen hat, aber nicht Liebe. Vergiß nicht, daß er sie niemals sah, und daß man nicht ein Bild der Phantasie, sondern nur das sinnlich Wahrnehmbare liebt. Aber das ist gleichviel. Der erste Blick wird, muß seine Empfindungen in Liebe wandeln, und also ist es für uns dasselbe."

„Nicht so ganz," erwiderte Aline, „denn es käme nur darauf an, zu verhindern, daß er sie jemals sieht."

„Aline!" rief Armand mit einem Ton der Entrüstung, der die Schwester im ersten Augenblick verstummen machte. Schnell aber faßte sie sich, und mit einem Eifer, als wolle sie ihre eigenen Skrupel übertönen, fuhr sie fort: „Wozu Etwas hervorrufen, was noch nicht ist, was Alles verwirrt und sicher nicht zum allgemeinen Heil führt? denn darin gebe ich Dir Recht, Clemence ist zu schön, zu anziehend, um nicht mit dem ersten Blick ein jugendliches Herz zu entflammen, das ihr schon durch eine wunderbare Verkettung von Ereignissen halb gehört."

„Du hast mir von Clemence sprechen wollen," lenkte der Bruder ab.

„Nun," sagte sie, „da stehts etwa ebenso, als bei Vincenz, oder Alles müßte mich täuschen. Wäre es wirklich Liebe, ein festes, unlösbares Band, das sie an Vincenz knüpft, wer sollte sie abhalten es auszusprechen, mir, der sie mit aller Offenheit ihre ganzen Verhältnisse dargelegt hat, davon zu erzählen? Daß sie schweigt, beweist mir, daß sie sich selbst nicht klar ist, daß aber Etwas vorgeht in ihrem Herzen, ist mir, die ich sie seit Wochen beobachte, unzweifelhaft. Darauf deutet die plötzliche Röthe, die auch bei den unbefangensten Gesprächen über ihre Züge fliegt, ihre Zerstreutheit, ein feuchtes Auge, wenn sie sich unbemerkt glaubt, die Wahl ihrer Lektüre, der Musikstücke, die sie vorzugsweise liebt. Es ist Etwas dabei, was sie sich selbst nicht eingestehen will, das lasse ich mir nicht ausreden. Wenn Du aber in Deiner thörichten Selbstaufopferung sie mit Vincenz zusammenführst, so ist Alles vorüber. Abgesehen davon, daß der schöne junge Mann, an und für sich, anziehend genug ist, ein weibliches Herz zu gewinnen, da kannst Du meinem Urtheil glauben, wird er grade für Charaktere, wie Clemence einer ist, unwiderstehlich, wenn sie seine Hülflosigkeit sieht, wenn sie sich klar macht,

daß sie ihm eine Nothwendigkeit ist, und in ihrer Aufopferungssucht, die sie ganz mit Dir gemein hat, würde sie vielleicht eine andere Neigung opfern und ihm ihr ganzes Leben widmen."

„Nun also," sagte Armand, „so kommt es nur darauf an, daß sie sich sehen, um alle Zweifel zu lösen."

„Nein," fuhr Aline auf, „es kommt vielmehr darauf an, daß sie sich nicht sehen, um nicht einen Conflict hervorzurufen, den ich fürchte; und ist ein Sehen nicht zu vermeiden, wie ich nach Eurer Unvorsichtigkeit gegen Vincenz fürchten muß, so komme wenigstens der Gefahr zuvor, tritt offen vor Clemence, sage ihr, daß Du sie liebst, und biete ihr Deine Hand an, denn trotz alledem glaube ich, daß sie sie nicht ausschlägt."

„Aline," sagte der Bruder, „muß ich Dich daran erinnern, daß es für einen Mann unehrenwerth ist, sich um ein Herz zu bewerben, das einen Andern liebt?"

„Sprich mir doch nicht von der Liebe, wie ein junges Mädchen von sechszehn Jahren," rief sie unwillig. „Clemence achtet Dich, wie alle Welt; Du bist ihr angenehm, Dein ganzes Wesen ist ihr sym-

pathisch, davon habe ich Beweise; sie dankt Dir das Leben; wenn Du ein klein wenig galant sein willst und nicht dem Beispiel Deines Herrn Schwagers nachahmst, wirst Du ein äußerst liebenswürdiger Ehemann werden; Du bist ein schöner Mann —"

„Trotz meiner vierzig Jahre?" fiel Armand ein.

„Sage nur," rief die Schwester, „nicht trotz deren, sondern eben deßhalb. Als junger, schlank aufgeschossener Mann von zwanzig Jahren, mit Deinem Stubenheckergesicht, warst Du nichts weniger als hübsch. Mit dreißig Jahren bekamst Du Figur und wurdest erträglich. Du fingst an Dich zu embelliren, und jetzt —"

Armand stand auf. „Es ist mir lieb," fiel er ein, „daß Du wieder scherzest, das ist mir viel angenehmer und steht Dir auch weit besser, als Deine sogenannten vernünftigen Vorstellungen."

„Ich scherze gar nicht!" rief Aline und sprang in Heftigkeit auf. „Die Sache ist mir vielmehr so ernst, als sie mir klar ist. Wenn Du Dich Clemence gegenüber offen und unumwunden aussprechen willst, so habe ich alle Hoffnung, den Knoten zu lösen. Sie wird an Deiner Seite glücklich werden, Du wirst es

auch, und Vincenz gewinnt Freunde, die ihm sein lichtloses Leben verschönen werden. Führt Ihr aber, vor einer Entscheidung, die Beiden zusammen, so wird Vincenz's anbetende Verehrung zur leidenschaftlichen Liebe, Clemence opfert sich ihm, schmiedet ihr Leben an einen gebrechlichen Mann, und Ihr Alle werdet unglücklich. Das ist unzweifelhaft, davor wollte ich Dich warnen, das habe ich gethan, und nun habe ich Dir Nichts mehr zu sagen!"

Sie verließ mit festen Schritten, tief innerlich gekränkt, daß die Menschen, die sie am meisten liebte auf der Welt, sich nicht nach ihrer Façon von ihr glücklich machen lassen wollten, das Zimmer. Armand, so widerstrebend ihm ihre ganze Auffassung war, konnte ihr eigentlich nicht Unrecht geben, nur daß er für sich die Resignation auf das Glück des Lebens unzweifelhaft annahm und die Aussicht, die ihm die Schwester auf eine günstigere Lösung zeigte, wie eine Unmöglichkeit von der Hand wies.

So vergingen mehrere Tage. Der Professor hatte seine botanische Excursion angetreten, Aline war verstimmt, und Clemence zog sich mehr und mehr auf ihr Zimmer zurück. Armand stürzte sich mit

doppeltem Eifer in seine Studien, als wolle er Empfindungen und Ueberlegungen übertäuben. Vincenz allein war wieder ruhig und, wie sonst, heiter geworden, und bei ihm fand der Arzt seine ganze Unbefangenheit wieder. So rückte ein Tag heran, den Aline schon längst ausgesehen hatte, und zu dem sie mancherlei Vorkehrungen traf — Clemence's Geburtstag. Zuerst wollte ihre Verstimmung auch hier eingreifen, aber die Freude an ihren kleinen Vorbereitungen verscheuchte auch die Laune, und mit voller Geschäftigkeit bereitete sie das Fest, das schon von der ersten Morgenstunde beginnen sollte. Sie hatte der Freundin eine Fülle von Blumen in das Zimmer stellen lassen und wollte sie durch eine Morgenmusik wecken. Dazu hatte sie seit längerer Zeit auf alle die Melodien geachtet, die Clemence entweder selbst auf dem Flügel spielte, oder die ihr, wenn sie sie zufällig hörte, einen besonderen Eindruck gemacht hatten. Die hatte sie bestellt, ihr Orchester unter dem Balcon versteckt und stand schon seit dem frühen Morgen bereit, das Signal zu geben. Alle diese Vorbereitungen hatte sie geschickt durch die Vorkehrungen zu einem andern kleinen Feste zu verbergen gewußt, für

das ſie die Freundin in's Geheimniß zog, denn Clemence ſelbſt würde kaum an die Bedeutung des Tages gedacht haben, den ſie in den letzten Jahren, ſeit dem Tode ihres Gatten, in der Einſamkeit und ohne irgend ein Zeichen der Feier begangen hatte, wenn nicht Aline ſie aufgefordert hätte, das Feſt ihrer Geburt und Wiedergeburt, wie ſie die Geneſung nannte, durch einen kleinen Ball zu begehen, zu dem ſie ihre neugewonnenen Freunde und Bekannte einladen könne, um ſo für die mannigfachen Beweiſe der Theilnahme zu danken. Clemence hatte auch diesmal den Wünſchen der Freundin nachgegeben, wenn auch widerſtrebend, und hätte nicht eine gewiſſe Erkaltung, die ſie in der letzten Zeit in ihrem Verhältniß zu Aline wahrnahm und ſich nicht zu erklären vermochte, ſie bewogen, ſie würde vielleicht nicht eingewilligt haben, ſo wenig erſchien ihr ein derartiges Feſt, das ſie zum Mittelpunkt machte, für ihre Stimmung und eigenthümliche Lage angemeſſen. Sie hätte gern Armand zu Rathe gezogen, ſeine Vermittelung bei der Schweſter in Anſpruch genommen, aber der entzog ſich ihr in letzter Zeit mehr als je. So willigte ſie ein, und Aline war überglücklich. Ein Ball in ihrem Hauſe,

in ihren Zimmern, deſſen ganze Anordnung in ihrer Hand lag, war ein Vergnügen, das ſie ſich ſeit Jahren wünſchte, und das ſie weder bei ihrem Mann noch bei dem Bruder hatte durchſetzen können. Seit mehreren Tagen hatte ſie geräumt und arrangirt, hatte Thüren ausgehoben, die Treppe mit Verhängen und Blumen drapirt und zu einem Orcheſter umgewandelt. In dem Studirzimmer des Profeſſors, der auf die erſten Vorbereitungszeichen entflohen war, ſollten die Büffets aufgeſchlagen werden; ihr eigenes Schlafzimmer räumte ſie aus, und über Alles das hatte ſie wirklich ihren Aerger über den Bruder ganz und gar und die Pläne ihrer ſchweſterlichen Sorge faſt ganz vergeſſen. Armand ließ alle die Unruhe im Hauſe geſchehen, die ihn vor der Wiederaufnahme des peinlichen Geſpräches mit der Schweſter ſicher ſtellte, denn Aline ging ihm aus dem Wege, um nicht ihren gewaltſamen Anordnungen Einhalt gethan zu ſehen, die Treppauf Treppab ſeit Tagen durch das ganze Haus polterten. Und es war eine Eigenthümlichkeit des Bruders, im Hauſe tiefſte Stille, die ſogar ein lautes oder ſcheltendes Wort an die Dienſtboten ausſchloß, zu verlangen, und das Rücken

eines Schrankes, Hämmern oder Umziehen konnte ihn für Tage ungeduldig machen. Diesmal schien er Nichts zu bemerken, und Aline, die ihm oft gesagt hatte: „ja, wenn Du nur verheirathet wärest, würdest Du Dich schon gewöhnen müssen," hielt diese Resignation für eine vortreffliche Vorbereitung für die Ehe, zu der sie noch immer für den geliebten Bruder die Hoffnung nicht aufgab. Es ist eine Eigenthümlichkeit, daß die meisten Menschen einen Hang haben, Ehen zu schließen, selbst wenn sie in der eigenen nicht das Glück fanden, das sie erwarteten. Es ist das der Reiz an dem Neuen, an dem wunderbaren Zusammenrücken bis dahin getrennter Verhältnisse, denn wollte Jeder seine Erfahrungen in den Rath hineinwerfen, wollte man diesen Erfahrungen Gewicht geben, würden wenig Ehen zu Stande kommen.

Endlich also war der von Aline ersehnte, von Clemence gefürchtete Tag angebrochen. Armand wollte eben sein Studirzimmer, das in der zweiten Etage der Villa gelegen war, verlassen, als ihn die ersten Töne der Morgenmusik überraschten, und vielleicht nicht weniger als die, für welche sie bestimmt waren. Es war ein Potpourri verschiedener Melodien, von

Aline eben so geschickt als sinnreich, wenn auch vielleicht weniger taktvoll, angeordnet. Deutsche Volkslieder machten den Eingang, italienische Weisen folgten, diese wurden plötzlich durch kriegerische Märsche unterbrochen, die sich dann in heitere schweizerische Klänge lösten. Den Schluß sollte eine Jubelhymne machen, die Musikstücke sollten gewissermaßen das ganze Leben der Freundin darstellen, und in musikalischen Glückwunsch und Wiedergenesungsgruß ausgehen. Armand verstand die Anspielung sofort, und da er sich nach dieser lauten Mahnung an Clemence's Geburtstag dem Glückwunsch nicht wohl entziehen konnte, ging er hinunter und ließ sich, in der Ueberzeugung, die Schwester bereits bei der Freundin zu finden, durch das Kammermädchen melden. Diese, um nicht in dem Anhören der Musik gestört zu werden, öffnete einfach die Thür zum Zimmer ihrer Gebieterin und ließ den Arzt ungemeldet eintreten. Clemence war allein. Sie stand in der Fensternische und wandte der Thür den Rücken zu, so daß sie den Arzt nicht eintreten hörte. Die Musik fiel eben mit den vollen Accorden des Radetzkymarsches ein. Clemence bebte zusammen, dann laut schluchzend, das Gesicht in beide

Hände verbergend, wandte ſie ſich um, ließ ſich in einen Fauteuil fallen, und erſt nach einer ganzen Zeit bemerkte ſie Armand, der noch immer regungslos an der Thür ſtand und weder gewagt hatte ſie zu ſtören, noch das Zimmer zu verlaſſen. Das Geſicht noch ganz überſtrömt von Thränen, auf den Lippen das anmuthigſte Lächeln der Begrüßung, winkte ſie den Arzt heran und reichte ihm die Hand.

„Verzeihung,“ ſagte ſie, „daß ich mich Ihnen in einer Bewegung zeige, die die Ueberraſchung der Muſik in der Stille der Morgenſtunde, die Erinnerungen, die bei dieſen Melodien auftauchen, und eine Reizbarkeit, die mir vielleicht die kaum überſtandene Krankheit zurückließ, wider Willen hervorriefen. Und dann glaubte ich mich allein.“

Armand entſchuldigte ſein unvorbereitetes Eintreten durch ſeinen Glückwunſch, dem er jedoch in ſo ſichtlicher Verlegenheit Worte gab, daß ein freundlicher Händedruck der Freundin ihm zu Hülfe kommen und ſeine unzuſammenhängende Rede ſchließen mußte.

Der Arzt wollte aufſtehen, um ſich zu empfehlen, Clemence aber legte leiſe die Hand auf ſeinen Arm und hielt ihn zurück. „Ueberlaſſen Sie mich nicht

wieder," sagte sie, „einer Stimmung, der ich, wenn ich allein bin, nicht widerstehen könnte, und die Sie schon als Arzt die Pflicht hätten, nicht aufkommen zu lassen. Ich bin sonst nicht gewohnt, mich jedem Eindrucke hinzugeben, und weiß nicht, wie mich heute eine unklare Wehmuth so sehr aus der Fassung bringen konnte; aber mich, die Heimathlose, überfiel plötzlich ein solches Heimweh nach dem Lande meiner Kindheit, nach dem Ort, der mir dann eine zweite Heimath wurde, und den ich auch verlor —"

„Und doch," fiel Armand ein, indem er sie bedeutungsvoll und forschend ansah, „schien der kriegerische Ton, der eine glänzende Waffenthat der österreichischen Armee bezeichnet, Sie ganz besonders zu erschüttern, gnädige Frau."

Clemence hob mit schneller Bewegung den Kopf und sah ihm mit dem dunkeln Auge fest in's Gesicht.

„Auch die Töne," sagte sie, „wecken eine Mischung von Sehnsucht und Wehmuth in meinem Herzen, eine Empfindung, über die ich längst den Wunsch hatte mich gegen Sie, gerade gegen Sie auszusprechen. Aber Ihre vielfachen Beschäftigungen haben mir keinen Augenblick des Alleinseins mit

Ihnen gegönnt, seit Sie aufhörten, mich als Ihre Patientin zu betrachten, und vielleicht ist es mir jetzt eben so nothwendig, den Freund zu consultiren, als früher den Arzt.“

Sie hatte ganz ruhig gesprochen, während eine dunkle Röthe Armand's Züge überflog. Sein Arm bebte unter ihrer Hand, und ein Gedanke, der plötzlich in ihr aufschlug, schien auch sie auf einmal aus der Fassung zu bringen. Sie hatte unbefangen und aufrichtig ihr Begegnen mit Vincenz erzählen wollen, um Armand's Rath zu fordern, wie sie über den unglücklichen jungen Mann Nachrichten einziehen könnte. Der Arzt war ihr, wenn auch theilnehmend, doch immer so zurückhaltend erschienen, war ihr in der letzten Zeit so fern geblieben, daß sie ihn, den sie ganz erfüllt hielt von der allgemeinen menschheitsbeglückenden Aufgabe seines Berufes, ganz hingenommen von seiner Wissenschaft, und dem sie schon geneigt war jede tiefere, wenigstens jede speciellere Empfindung abzusprechen, höchstens einer Freundschaft für fähig glaubte. In diesem Augenblick saß der sonst unerschütterliche Mann in sichtbarer Verwirrung und Bewegung vor ihr, seine Frage, die an den Radetzky-

marsch anknüpfte, schien auf das Geheimniß bereits hinzudeuten, das sie ihm eröffnen wollte. Woher konnte er das errathen, was, wie sie meinte, niemals über ihre Lippen gekommen war, und, wenn er es errieth, woher diese Erregung? Armand stand vor einem Bekenntniß, das er eben so sehr ersehnte, als er es fürchtete, und als er die Freundin plötzlich innehalten sah, als er ihr Staunen bemerkte, faßte er sich und sagte:

„Sie geben mir Gelegenheit, gnädige Frau, Ihnen zu erzählen, was ich nur in der Scheu, Sie aufzuregen und dadurch Ihre Reconvalescenz aufzuhalten, bis dahin verschwieg. Ich kenne Ihr Geheimniß, das ihre Fieberphantasien mir verriethen, ich weiß von Vincenz, und wenn er es ist, nach dem Sie fragen, von dem Sie reden wollten, so kam ich Ihrer Frage zuvor."

Clemence war aufgesprungen. Was sie so lange im Herzen verbarg, was sie zurückgedrängt hatte in ihren Gedanken, was sie als ihr tief eigenstes Geheimniß betrachtete, das war gekannt von ihrer Umgebung, wahrscheinlich besprochen, vielleicht mißgedeutet. Mancherlei Andeutungen und verlegenes

Ausweichen von Aline, das ſie nicht verſtanden hatte, fiel ihr ein und wurde ihr plötzlich erklärt; Armand aber erſchien ihr faſt unheimlich in ſeiner Verſchloſſenheit und ſeine jetzige Bewegung ſo überraſchend, daß ſie ſich auf einmal Zweifeln, Verwirrungen, widerſtreitenden Empfindungen hingegeben ſah, deren ſie vergebens Herrin zu werden verſuchte.

Armand war gleichfalls aufgeſtanden. „Vincenz“ — fing er an.

„Ein anderes Mal,“ unterbrach ihn Clemence, „bald, vielleicht ſchon morgen, ſollen Sie mir von ihm reden, aber nicht jetzt, nicht in dieſer Stimmung, nicht zwiſchen den Vorbereitungen eines Feſtes, das mir die Dankbarkeit gegen Ihre Schweſter gebietet nicht zu ſtören. Wenn mich ſchon die einfachen Töne der Muſik ſo außer Faſſung bringen konnten, wie würde ich Erinnerungen widerſtehen können, die mir ſo tief in's Herz greifen. Nein, es iſt ſo beſſer, liebſter Freund, auf morgen.“

Armand wollte Einwendungen erheben, wollte ihr begreiflich machen, daß die einmal begonnenen Eröffnungen ſie nur noch mehr aufregen würden, als völliges Ausſprechen, ſie ſtand ſtill, überlegte und

war nahe daran, seinen Vorstellungen nachzugeben, als die Musik vor dem Balkon mit den Klängen des Kuhreigens einfiel, die Thür sich öffnete, und Aline in allerliebster Morgentoilette hereineilte, die Freundin mit den wortreichsten Glückwünschen und Liebkosungen überschüttend. Als nun Clemence Geschenke und Blumen bewundern mußte und von der glückseligen Aline durch alle Zimmer geführt wurde, um die Vorbereitungen zum Ball in Augenschein zu nehmen, empfahl sich Armand den Damen, heute mehr als je davon überzeugt, daß Clemence's Erinnerung an Vincenz nicht, wie seine Schwester behauptete, eine Spielerei des Herzens und der müßigen Gedanken sei, einer Spielerei, deren er Clemence's charaktervolle, sinnige Natur überhaupt nicht für fähig hielt, sondern eine tiefe, aufrichtige Neigung. Er ging an dem Hause vorbei, das Vincenz bewohnte, und so fern ihm auch eine kleinliche Eifersucht war, so war es ihm doch heute, gerade in dieser Stimmung, unmöglich, zu dem jungen Freunde hinaufzugehen.

Vincenz hatte indessen auf den Freund heute sehnlicher gewartet als je. Ein Brief von einem seiner Kameraden war eingetroffen, und da ihm für jetzt

der Arzt noch auf's Strengſte unterſagt hatte, zu leſen, namentlich Briefe, die durch eine unerwartete aufregende Nachricht die Früchte der Gemüthsruhe vieler Wochen zerſtören könnten, hatte er mit Ungeduld auf Armand gewartet, um ſich von ihm den Brief vorleſen zu laſſen. Aber die Stunde, zu der ſonſt Armand, der ſelten oder niemals verfehlte, ihm wenigſtens einen guten Morgen zu wünſchen, wenn er vorbei ging, bei ihm vorzuſprechen pflegte, war längſt verſtrichen. Noch mehr: der Diener kam und meldete, daß er den Arzt ſchon hätte vorbei gehen ſehen, und nun konnte ſich Vincenz ausrechnen, daß, ſelbſt ohne unerwarteten Aufenthalt, die weitläufige Praxis nicht in wenigen Stunden zu abſolviren ſei, und daß er ſonach den Freund nicht vor dem Nachmittag erwarten dürfe. Und vor ihm lag der ungeöffnete Brief — ein ſtummes Geheimniß. Wer kennt nicht den Reiz eines Briefes, die Spannung, in die ſelbſt der vorausſichtlich gleichgültige uns verſetzt, wenn wir wiſſen, daß er da iſt, und ein Zufall uns ihn vorenthält? Vollends nun wenn, wie hier, in die Einförmigkeit des Krankenzimmers, in das ereignißleere Leben von Monaten, der Ungeduld der

Jugend ein solches Geheimniß vorgeworfen wird und es Nichts weiter bedarf, als den Riegel, den das Petschaft aufprägte, aufzuschieben und in dies Geheimniß einzutreten, das doch ihr eigenstes und unbestreitbares Eigenthum ist, und Alles das wegen einer wahrscheinlich allzu vorsichtigen Grille eines Arztes. Nichts deste weniger hielt Vincenz sich zurück; er prüfte seine Geduld und, wie er meinte, auch seine Freundschaft und sein Vertrauen zu Armand, indem er an dem Brief vorbei auf und ab ging, ihn wohl zwanzigmal in die Hand nahm und immer wieder hinlegte. Er wollte sich loben lassen von dem Freunde, und doch fing er an in seiner Ungeduld recht böse auf ihn zu werden. In Gedanken verfolgte er ihn auf allen seinen Gängen und rechnete die Stunde aus, in der er gewiß kommen müsse. Aber der Zeiger schlich auf der Uhr, und Armand kam immer noch nicht. „Wenn er nicht kommt, ehe es Nacht wird, kann ich ihn heute nicht erwarten. — Die Ungeduld nach dem Inhalt des Briefes regt mich mehr auf, als wahrscheinlich der Inhalt selbst. — Das ist nun die Freundschaft dieses Mannes, der mich vergißt, sobald ich seiner nicht mehr stündlich bedarf, und der schwerer

Kranke drängt den genesenden sofort aus seinem Herzen!“ Das waren Vincenz's Ueberlegungen, und in einem Moment des Unmuthes gegen den Freund, der Ungeduld und des Zornes über seinen eigenen Zustand, riß er den Brief auf, durchflog ihn und empfing so zwei Nachrichten, die ihn beide gleich sehr, wenn auch in ganz verschiedener Richtung, in Aufregung brachten. Zuerst meldete der Freund die Rüstungen der österreichischen Armee, die Wiederaufnahme der Campagne, die in den nächsten Monaten bevorstünde, sprach über die Stellung des sardinischen Heeres und schilderte mit lebhaften Farben die Stimmung, die das Lager des greisen Radetzky beseelte. Vincenz ging mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab. Der Brief hatte ihn wieder mitten in den Zauber seiner glücklichen Vergangenheit, in den Rausch der Gefahren, in das frische Lagerleben zurückgerufen, und die Fessel, die seine Krankheit ihm auferlegte, war ihm niemals so drückend, so unerträglich erschienen, als in diesem Augenblick. Er wollte, er mußte gesund sein, er durfte nicht fehlen in dem Kreise seiner Kameraden, die neuen Gefahren, neuen Siegen entgegen gingen. Mit Recht hatte er gegen

Armand, als er ihm von der österreichischen Armee sprach, diese seine Heimath genannt, denn es ergriff ihn nach ihr ein Heimweh, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Es war dies Heimweh nicht das wehmüthige Gefühl, das sich in Thränen kund giebt, nein, der thatkräftige, unwiderstehliche Drang, in die Heimath zurückzukehren, mit ihr zu streben und Gefahren zu trotzen, und gälte es auch Gut und Leben. Vincenz konnte nicht begreifen, daß er lebte, sich gesund fühlte und doch dies Glück missen sollte. War er denn wirklich noch krank, noch gebrechlich? Er riß den Schirm, der sie gegen das Licht schützen sollte, von den Augen; er zog die Gardinen von den Fenstern zurück; er wollte sehen, ob sein lange geschontes Auge denn wirklich den Schein des Tages nicht ertragen würde, ob es noch zu schwach sei, dem Feinde in's Gesicht zu sehen. Er starrte festen Blicks in die ungewohnte Helle, er erkannte deutlich alle Details der Landschaft, die vor ihm lag, er jubelte auf im Besitz der wiedergewonnenen Sehkraft, als allmählich Alles vor ihm zu verschwimmen schien, Farben und Conteuren sich mischten, ein dunkler Schatten sich über das Licht warf, und er dann, von

einem ſtechenden Schmerz ergriffen, beide Hände vor die Augen drückte und in einen Seſſel zurücktaumelte. Eine vollkommene Verzweiflung ergriff ihn, er drückte, zornig über ſeine eigene Gebrechlichkeit, die Zähne zuſammen, gab ſich völlig, und dießmal durch eigene Schuld und Unvorſichtigkeit, verloren und war jetzt wirklich nahe daran in Thränen auszubrechen. Als er ſich allmählich wieder gefaßt hatte, ſchellte er dem Diener, der ganz erſtaunt die geöffneten Gardinen wieder zuzog, griff nach dem Briefe und befahl den Schluß deſſelben vorzuleſen.

Der Correſpondent hatte ſich bemüht, Erkundigungen über Clemence einzuziehen. Man wußte nur, daß ſie geflohen ſei, daß ihr Schloß geplündert und zerſtört, ihr Garten, ihre Aecker vernichtet wären. Das Alles, weil die Italiener, die ihr als Deutſchen ſchon längſt mißtrauten, in Erfahrung gebracht hätten, daß ſie einem öſterreichiſchen Officier Schutz und Pflege hätte angedeihen laſſen. Eine alte Dienerin, die im benachbarten Dorfe bei Verwandten Zuflucht gefunden hatte, hätte lange nicht mit der Sprache heraus gewollt, als man ſie befragte, endlich aber doch ſo weit ihre Meinung verrathen, daß die gnä-

dige Frau, so viel sie wisse, außer dieser Besitzung kein Vermögen besäße, und obgleich eine Deutsche, doch niemals von Angehörigen in Deutschland gesprochen hätte. Die einzige Nachricht über Clemence's Verbleiben, die man jedoch auch nur gerüchtweise erfahren, sei die, daß sie auf der Reise schwer erkrankt sei. So hätte in einem Briefe des Kammermädchens an die Dienerin gestanden, den diese jedoch nicht hätte zeigen wollen und vielleicht wirklich, wie sie angab, aus Furcht vor Verdächtigungen sofort nach Empfang verbrannt hätte, ohne sich den unbekannten Ort, von wo er geschrieben, weiter zu merken. Vincenz vergaß über diesem zweiten Theil des Briefes fast die Aufregung, in die ihn der Anfang desselben versetzt hatte. Er stellte sich Clemence, die sich in seiner Hülflosigkeit seiner so treu angenommen, krank, mittellos, ohne Stütze in der Welt vor. Er zürnte seinem Geschick doppelt, weil er es als Schuld an ihrem Unglück ansehen mußte, er machte sich Vorwürfe, daß er einen Augenblick vergessen hätte, daß ihr sein Leben, seine Dankbarkeit gehöre, und machte sich sogar seine eben noch so glühende Sehnsucht, in das bewegte Treiben seiner letzten schönen Jahre zurückzukehren, zum Ver-

brechen. Alle die Stunden traten wieder vor ſeine Seele, in denen Clemence, an ſeinem Bette ſitzend, ihn pflegte, und eine Sehnſucht nach jenen ſtillen Tagen, dem Laut ihrer Stimme, dem leiſen Rauſchen ihres Ganges, dem liebevollen Druck ihrer Hand, kämpfte mit dem immer wieder aufbrauſenden Drang, zum Heere zurückzukehren. Bald meinte er, daß hierhin ſeine Pflicht, dorthin ſein Herz ihn zöge, und doch konnte er ſich nicht klar machen, auf welcher Seite ſein Pflichtgefühl oder ſeine Neigung am mächtigſten kämpften. Aber Clemence brauchte ihn ja dringend, kein Tag, keine Stunde war zu verlieren, und Armand, das hatte er ihm verrathen, wußte von Clemence. Er mußte ihn ſprechen, mußte ihn gleich ſprechen, und der Freund kam immer noch nicht. Jetzt war auch ſchon der Nachmittag verſtrichen, der Arzt konnte ſchon wieder in ſeiner Wohnung ſein und für heute vielleicht gar nicht mehr kommen. Er wollte den Diener nach ihm ſchicken, aber Alles das dauerte zu lange; an ſeinen eigenen Zuſtand dachte er gar nicht mehr, und ſo, plötzlich entſchloſſen, keinen Augenblick zu verlieren, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ſchob er den leichten Florſchirm wieder über die Augen, warf einen

Mantel um, befahl dem Diener, ihn an das Haus des Arztes zu geleiten, und machte sich sofort zu Fuß auf den Weg.

In der Villa des Arztes fand Vincenz Alles in höchster Aufregung. Er brauchte die Glocke nicht zu ziehen, denn die Thüren des sonst so gewissenhaft verschlossenen Hauses standen weit auf, die Treppe war mit Blumen decorirt und die Thüren zu den Wohnzimmern ausgehoben. Der Diener, den der junge Officier nach seinem Herrn fragte, antwortete zerstreut und eilte, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, mit dem Plateau voll Gläsern, den er auf dem Arm trug, weiter. Vincenz, der den eigenen Diener vor der Villa fortgeschickt hatte, um ohne Zeugen bei Armand einzutreten, stand lange rathlos da, noch immer hoffend, es solle Jemand kommen und ihm Rede stehen. Er konnte sich alle die Verkehrungen nicht erklären, glaubte schon in ein fremdes Haus getreten zu sein, da ihm aber der Gedanke kam, das Alles könne mit dem Ausbleiben des Freundes in Zusammenhang stehen, folgte er dem Diener durch die halbdunkeln Zimmer in der Hoffnung, Armand selbst zu treffen. In einem Saal, festlich geschmückt,

aber noch nicht erleuchtet, blieb er ſtehen, und als er auch hier Niemand fand, wollte er wieder umkehren, als ihn eine Stimme im Nebenzimmer, bei der ſein Athem plötzlich ſtill ſtand, an ſeinem Platze bannte.

„Aline!“ rief die Stimme, „wo ſind Sie? Kommen Sie ſchnell, meinen Anzug zu betrachten, und ſagen Sie mir, ob Sie zufrieden ſind!“

Es war ihre Stimme, Clemence's Stimme, ſein Ohr kannte zu genau den Klang. Und doch hielt er es im erſten Augenblick für eine Täuſchung ſeiner Sinne, für ein Spiel ſeiner Gedanken, die ganz von ihr erfüllt waren, und die Worte paßten ja ſo wenig zu dem Bilde, das er ſich gerade heute von der geliebten Frau gemacht hatte. Aber „hier bin ich, Clemence!“ rief die bekannte Stimme der kleinen, heiteren Profeſſorin zurück, und ſie nannte ihren Namen, und Clemence antwortete: „Ich bin dieſes Putzes ſo ungewohnt, zu dem nur Ihre Bitten, Ihre Freundlichkeit, der Wunſch Ihnen, der ich niemals genug danken kann, in Allem nachzugeben, mich bewegen konnte, daß ich Ihres Rathes zu jeder Bandſchleife, jeder Nadel bedarf.“ Ja, das war ihre Stimme, er konnte nicht mehr zweifeln.

Da hörte er Schritte nahen, und kaum wissend weßhalb, schlüpfte er hinter eine Gardine und drückte sich in athemloser Spannung in die Ecke der Fensternische. Der Diener trat ein mit Licht, und hinter ihm zwei Damen in elegantester Balltoilette. Vincenz hielt die Hand an die Stirn, um das Auge vor dem Glanz der Lichter zu wahren, der immer stärker wurde, denn der Diener zündete die Kron- und Wandleuchter an, während die Damen vor den Spiegel traten. Aline schlug jubelnd die Hände zusammen und zupfte dann hier und da an den Falten des reichen Stoffes, der ihre Freundin umfloß. „Sie sind bildschön, Clemence," sagte sie, „selbst der noch etwas matte Glanz des Auges, der bleiche Hauch über die edlen Züge steht Ihnen vortrefflich. Und wie prächtig sich die Granaten in Ihrem dunklen Haar ausnehmen! Sie werden heute Eroberungen machen, denn Sie sind in der That unwiderstehlich."

Clemence erröthete, und in diesem Augenblick war sie wirklich schön, schön wie die Alpenfirnen, die das Abendglühen anhaucht.

„Aber weßhalb haben Sie nicht Brillanten angethan?" fuhr Aline fort. „Wenn man reich ist, wie

Sie, wenn man ſo ſchöne Steine hat, muß man ſie auch tragen. Und es iſt ja heute ein doppeltes Geburtsfeſt. Keine Widerrede, die iſt gegen das Abkommen. Ich hole Ihnen den Schmuck.“ Sie eilte fort, und Clemence blieb allein. Sie warf noch einen Blick in den Spiegel, und als müſſe ſie ſich beſinnen, wie ſie zu dem ungewohnten, ihrer tiefſten Empfindung widerſtrebenden Anzug käme, als ſchrecke ſie zurück vor einem fremden Geſicht, legte ſie die Hand auf die Stirn und ſank dann in ein Sopha. Da, den ſchönen Kopf geneigt auf die weiße Hand, mit dem Arm, der glänzend abſtach von dem dunklen Stoff der Polſter, auf die Lehne geſtützt, die zarte, edle Geſtalt gehoben von den weichen Falten des Kleides, ſtarrte ſie ſinnend vor ſich hin. Die Erinnerung an Vincenz war ihr heute lebendiger als je. Sie hatte an dieſem Morgen die Nachrichten über ihn zurückgewieſen, die ſie vor wenigen Wochen mit Sehnſucht erwartet hätte. Sie wollte ſich erſt klar werden über Empfindungen, deren Unſicherheit ſie peinigte, und dieſe Klarheit wollte ſie gewinnen in der ruhigen Beſprechung mit dem beſonnenen Freunde. Aber es iſt leichter, eine Beſprechung auf-

zuſchieben, als Gedanken los zu werden, die ſich oft wunderbar in den Contraſt der Umgebungen zu drängen pflegen. So ging es ihr heute. Die Empfindungen, über die ſie in der Sammlung der Einſamkeit leicht fortgeglitten war, drängten ſich in den Vorbereitungen und Aufregungen des Feſtes, deſſen Mittelpunkt ſie ſein ſollte, grell hervor. Sie mußte unaufhaltſam an Vincenz denken, und ſie fühlte, daß ihr Leben ihm gehörte, und um ſo mehr, als er ihrer bedurfte. Dabei war ſie ſeit heute Morgen an Armand durchaus irre geworden. Hätte ſie ahnen können, daß Vincenz, deſſen Bild ihr, halb erſehnt, halb beängſtigend, vor der Seele ſtand, ihr ſo nahe war und zum erſtenmal, geblendet von dem Reiz ihrer Erſcheinung, das Bild, das ſeine Phantaſie ſo oft hervorgerufen hatte, mit der Wirklichkeit zu vereinigen ſuchte! Sie war es doch, die Clemence, die er liebte, ſchöner, viel ſchöner als er geglaubt hatte, anziehend, blendend, und doch war keine Spur an ihr von der Clemence ſeiner Gedankenwelt. Aber es lag der Zug einer tiefen Sorge um ihre Stirn, und ſchon wollte er hervorſtürzen und ſich ihr zu Füßen werfen, als Aline mit einem ganzen Haufen von Schmuckétuis in den

Saal rauschte. Clemence stand auf und ging ihr entgegen. Sie suchte schnell den ernsten Ausdruck, der eben noch über ihren Zügen lag, zu verwischen, eine heitere Freundlichkeit trat an seine Stelle, und als die Freundin sie vor den Spiegel zog und ihr Collier, Broche und Armbänder anlegte, mußte sie wirklich über die komische Geschäftigkeit ebensowohl, als über das geputzte Bild der eigenen Gestalt lachen. Diese Veränderung rückte dem armen Vincenz das Bild seiner Clemence noch ferner. Sie, die er sich vor einer Stunde noch leidend, hülflos, dürftig gedacht hatte, die er fern glaubte, stand auf einmal blühend, strahlend von Brillanten und heiter lachend vor ihm. Und das sollte seine Clemence sein, deren ernste Freundlichkeit, deren frommer, der Weltlust abgewandter Sinn seine einsamen, hülflosen Stunden verschönt, seine verzagende Stimmung aufgerichtet hatte, — diese glänzende Dame im kostbaren, eleganten Ballanzuge? Er schloß die Augen, um im Klange der Stimme sein altes Bild wieder zu finden, und doch öffnete er sie wieder, ganz verloren in dem Anschauen dieser schönen, anmuthigen Frau. Er fühlte, es war ein Verrath an seiner Clemence, daß die Erscheinung

dieser Frau sein Herz höher schlagen ließ, und alles Blut durch seine Adern jagte; er wußte, daß das neue Bild ihm die heiligsten Empfindungen des Herzens zu rauben drohte, aber es war zu schön, alle seine Sinne waren gefesselt, keinen Blick konnte er abwenden, und er vergaß seine kranken Augen, achtete es nicht, daß die Strahlen der Lichter blendend ihm entgegenströmten; die Hand war gesunken, und die ganze Seele hing an jeder Bewegung dieser glänzend anmuthigen Frau.

Die Damen verließen den Saal. Aline hatte noch allerlei Anordnungen zu treffen, und die Freundin wollte ihr behülflich sein; Vincenz trat hinter der Gardine hervor. In dem Augenblick war es nur Glück, was durch alle seine Empfindungen auflohderte; er vergaß, was er verloren, was ihm fremd geworden war, und nur der Jubel, diese Frau sein nennen zu dürfen, erfüllte sein Herz. Er wollte gleichfalls den Saal verlassen, als Armand ihm durch die Thür entgegentrat. Spät hatte er bei dem jungen Freunde versprechen, den Abend bei ihm zubringen wollen, da er nicht gesonnen war, an dem Feste in seinem Hause Theil zu nehmen, hatte ihn zu seiner größten Ueber-

raschung nicht gefunden und traf nur den Diener, der vor der Villa auf und ab ging und ihm erzählte, sein Herr sei oben, um ihn zu erwarten.

„Vincenz!“ rief der Arzt, „was machen Sie hier? In dieser Helle mit unbedeckten Augen? Wollen Sie die Frucht wochenlanger Vorsicht und Sorge in einem Augenblick, und vielleicht für immer, verlieren?“

Er zog ihn in ein unerleuchtetes Nebenzimmer, ließ ihn niedersitzen und faltete ein Tuch zur Binde, die er ihm über die Augen legte.

Vincenz ließ Alles ruhig geschehen. „Armand,“ sagte er, „ich habe sie gesehen, sie, Clemence; o sie ist schön, schön wie ein Engel.“

„Sie haben sie gesehen?“ rief Armand entsetzt, dann aber, sich fassend, fügte er hinzu: „Unglücklicher, und warum das ohne meine Erlaubniß? Wissen Sie, daß diese Aufregung Ihrer geschwächten Sehnerven, diese Lichter, die Abendluft, der Sie sich aussetzten, Sie auf einmal zurückstürzen können in die Blindheit, aus der Ihre kräftige Natur Sie allmählich losrang, und daß Sie dann unrettbar sind?“

„Das halten Sie für möglich?“ rief bebend der junge Mann. „Aber nein, nein, das wäre zu grau-

kam. Einen Augenblick sie geseben haben, um ihren Anblick für's Leben zu verlieren. Sie sagen ‚möglich,' Armand, aber wenn es nicht wäre, wenn Ihre Kunst mich so weit gekräftigt hätte —"

„Die nächste Stunde entscheidet über Ihr Schicksal!" — unterbrach ihn der Arzt. — „Wenn Ihr Auge dem Allem widerstand, glücklich widerstand, sind Sie geheilt und bedürfen meiner Hülfe nicht mehr."

Vincenz legte die Hand auf die Stirn und lehnte zurück auf seinen Stuhl.

„Sie ist schön, Armand," sagte er, „schöner als ich je ein Weib sah."

„Jetzt um Alles in der Welt keine Aufregung," rief Armand. „Ich bole Ihnen einen beruhigenden Trank, bleiben Sie in Ihrem Sessel, bewegen Sie sich nicht, kein Wort, keine neue Unvorsichtigkeit. Denken Sie, daß Alles verloren ist, wenn es zu früh war."

Er ging, um die Schwester zu rufen, die ihm behülflich sein sollte, das Medicament für den Freund zu bereiten. Aline stand am Buffet, und als sie den Bruder in der Hast, mit allen Zeichen der Bestürzung eintreten sah, rief sie ihm entgegen: „Mein Gott, Armand, was ist geschehen? Wie siehst Du aus?"

„Vincenz ist hier," sagte er, „er hat Clemence gesehen, zum erstenmal gesehen —"

„Wie," rief Aline, „jetzt in diesem Augenblick? Aber Armand, wie konntest Du ihn jetzt gerade hierher führen, gerade heute, und weßhalb, wenn's doch sein mußte, nicht später? Weißt Du denn, Armand, daß Clemence niemals so reizend war als heute, und wenn sein Herz noch zweifelte, wenn er sie heute sah, bedurfte es nur eines Blickes, um sich sterblich und unwiederbringlich zu verlieben. Du thust's erpreß, Bruder, ich ziehe meine Hand zurück. Sieh Alles auf, werde unglücklich, Dir geschieht ganz recht. Und ich sehe es jetzt, Malice, Malice gegen mich ist dabei im Spiele. Du wolltest mir die Freude dieses Festes nicht ungetrübt gönnen."

Sie brach in Thränen aus, und Armand, so sehr ihre Argumentation ihn traf, mußte wiederholt betheuern, keinen Theil an diesem Begegnen zu haben, das ihn mehr bestürzt mache als sie, um sie so weit zu beruhigen, daß sie ihm Alles reichte, dessen er zu seinem Tranke bedurfte.

Clemence war inzwischen eingetreten, hörte den Namen „Vincenz," stutzte, von einer plötzlichen Ahnung

ergriffen, und als Armand der Schwester, während sie den Trank mischte, erzählte, Vincenz sei dort in dem Nebenzimmer, als er ihr gutes Herz schnell wieder mit der Betheuerung gewann, er halte den jungen Mann in Gefahr, unrettbar zu erblinden, eilte Clemence in größter Bestürzung in das Zimmer, das der Arzt bezeichnet hatte. Als die Geschwister mit dem fertigen Trank in das Zimmer traten, lag Clemence auf den Knieen vor Vincenz. Die Blumen ihres Kleides waren zerknittert, und die schweren Armbänder, die sie hemmten, lagen abgestreift auf dem Boden.

„Vincenz," rief sie, „Du hier? Du kannst mich nicht sehen, Du Armer — aber Du hörst meine Stimme; ich bin's, Deine Clemence, die vor Dir kniet."

„Ja, Du bist's," sagte Vincenz, „das ist wieder meine Clemence. Sage mir," — fügte er halb leise hinzu, — „wer war die schöne, strahlende Frau mit Blumen und Brillanten, die Deine Stimme geborgt hatte, ja die man mit Deinem Namen rief? — denn das war meine Clemence nicht."

„Vergieb mir, Vincenz!" rief sie und streichelte schmeichelnd seine Hände. „Es liegt eine lange Zeit

dazwiſchen, ſeit man Dich von mir und aus meiner Pflege fortführte. Halb geſtorben, wachte ich auf zu einem neuen Leben, und Alles was dahinter lag, jenſeits des brauſenden, dunklen Stroms, der über mein Bewußtſein dahingerauſcht war, erſchien meiner Empfindung fern, fern und unerreichbar. Seit ich Dich wiederſehe, iſt die ganze Vergangenheit wieder aufgeblüht in meinem Herzen, aber ich muß Dir Alles erzählen, gleich in der erſten Stunde unſeres Wiederſehens. Daß ich athme, daß ich bin, ja dies Leben, das von nun an Dir gehört, verdanke ich einem Freunde, den Du kennſt, den Du ſchätzen und lieben mußt, weil Du ihn kennſt. Mit dem erſten Blick in das neue Leben ſah ich in die Tiefen ſeines edlen Herzens. Ich glaubte eine Neigung für mich zu entdecken, obgleich niemals ein Wort, das ſie verrathen hätte, über ſeine Lippen kam. Ich hatte mich getäuſcht und vergaß, daß dieſes große Herz nicht einem Einzelnen ſchlagen darf, daß es der ganzen Menſchheit gehört. Wenn er mich geliebt hätte, Vincenz, wie ich wähnte — ich hätte Dich vergeſſen können —"

„Clemence!" rief Vincenz mit ſchmerzlichem Ton.

„Er liebt mich nicht," fuhr ſie fort. — „wie

auch gerade heute wieder Zweifel in mir wach wurden, er kann mich nicht lieben, er ist nur mein Freund, wie er der Freund ist der ganzen leidenden Menschheit. Das ist sein großer, edler, kalter Beruf. Und nun habe ich Dich wieder, und Dir gehört mein Herz, um Dich zu trösten, mein Arm, um Dich zu stützen, mein Auge, um für Dich zu sehen, denn die Binde deckt noch immer Deine lieben Augen."

Armand, seiner Bewegung nicht mehr mächtig, trat herzu. — Aline blieb in der Thür stehen.

„Armand, mein Arzt, mein Freund!" rief Vincenz, der den Schritt erkannte.

Clemence wendete sich um, ohne sich vom Boden zu erheben. „O, Sie böser Freund," rief sie, „wie konnten Sie, dem meine geschwätzigen Fieberphantasieen Alles verrathen hatten, mir verschweigen, daß Vincenz hier, daß er in Ihrer Obhut sei, daß er meiner Pflege bedurfte. Und mir gaben Sie das Leben zurück, warum konnten Sie ihm nicht helfen?"

Sie stand auf, und Armand reichte Vincenz den Trank, den dieser willenlos leerte. Dann bat er Clemence, die auf Aline zugegangen war und auf ihrem Arm lehnte, ruhig zu sein, ergriff den Puls des jun-

gen Officiers und beobachtete mit sichtlicher Spannung seine Schläge. In dem Zimmer, das das einfallende Licht aus dem Ballsaal matt erleuchtete, herrschte lautlose Stille, kein Athemzug war zu vernehmen.

„Ihr Puls geht ruhig!“ sagte Armand nach einer langen Pause. „Nehmen Sie die Binde ab, dieser Augenblick ist entscheidend.“

Die Binde fiel.

Vincenz schlug die Augen auf. „Armand,“ sagte er, „ich sehe Sie!“ und dann sich aufrichtend, den Blick lange zweifelnd, fragend auf Clemence gerichtet, rief er: „Clemence, Du bist's, aber bist Du denn wirklich Clemence?“

„Er sieht!“ rief sie, wollte auf ihn zueilen, aber schüchtern stehen bleibend, faltete sie nur die Hände und flüsterte noch einmal, mit einem dankenden Blick zum Himmel: „Er sieht!“

„Er ist gerettet!“ fügte Armand hinzu in höchster Freude, die ihn Alles vergessen ließ über das Schicksal des Freundes. „Er ist gerettet! Die Sehkraft, die alle diese gewaltsamen Proben bestand, ist nicht mehr in Gefahr. Danken Sie Gott, Vincenz, Sie sind dem Leben, dem Glück wiedergegeben.“

Aline schluchzte laut, dann plötzlich bemerkend, daß der Saal anfing sich mit Gästen zu füllen, ging sie auf den Bruder zu und drückte ihm die Hand. „Du hattest Recht!“ sagte sie, „sie lieben sich — Du wirst unbeglückt durch's Leben gehen, aber das ist Dein Werk, und das Bewußtsein muß Dich trösten!“ Sie fing noch einmal an laut zu schluchzen, umarmte dann Clemence, die ihre Worte in neue Bestürzung versetzt hatten, wischte gewaltsam und mit geschäftiger Heftigkeit die Thränen von den Wangen, trat mit fröhlichem Gruß gegen die Gäste in den Tanzsaal und schloß die Thüre hinter sich. Die Drei blieben allein in dem finsteren Gemach.

Keines wagte ein Wort zu reden und die Empfindungen zu unterbrechen, die die letzte Stunde gewaltsam in ihnen Allen klar gemacht hatte, und vor denen sie doch wie vor einem unlösbaren Räthsel standen. Armand faßte sich zuerst, er schellte nach Licht, der Diener brachte es, und im Nebensaal ertönte eine heitere Tanzweise. Der Contrast schlichtet oft leichter das Verworrene, als die sanfte Hand, die entwirrend in die Fäden eingreifen will. Das laute Leben einer fremden Welt nebenan, die Mele-

dieen, die so durchaus nicht zur Stimmung unserer drei Freunde paßten, mahnten dringend, ein Schweigen zu brechen, aus dessen Zauberbann jeder zu schüchtern war herauszutreten. Clemence, als der Diener das Licht brachte, hatte suchend ihr Auge aufgeschlagen, nicht zu Vincenz, der an des Arztes Arm hing, sondern zu Armand. Der Ausdruck tiefen Schmerzes lag auf seinen Zügen, und erschreckt rief Clemence plötzlich aus: „Was ist Ihnen, theuerster Freund?“

Armand wollte lächeln, machte sich leise aus dem Arme des Freundes los, führte ihn Clemence entgegen und wollte das Zimmer verlassen.

„Armand!“ rief Vincenz, „verlassen Sie uns nicht in dieser Stunde!“

Der Arzt wandte sich um, und jetzt erst entdeckte der junge Officier die Veränderung, die auf den Zügen des Freundes vorgegangen war. Er sah erst ihn, dann Clemence fragend an, dann ihrer Worte, ihrer Geständnisse gedenkend, ging er auf den Arzt zu, ergriff seinen Arm und rief: „Armand, antworten Sie mir bei dem Ernst dieser bedeutungsvollen Stunde, lieben Sie Clemence?“

„Grauſamer!“ erwiderte Armand nach einigem Zögern. „Wollen Sie noch etwas Anderes wiſſen, als daß Sie glücklich ſind?“

„Armand! ich frage Sie vor Gott!“ rief Vincenz.

Clemence, leichenblaß, geſtützt auf die Lehne eines Stuhls, heftete die Blicke auf die beiden Freunde.

Armand trat einen Schritt näher. „Clemence!“ rief er, dann ſich beſinnend fügte er faſt tonlos hinzu: „Seid glücklich und mir laßt das Bewußtſein, Euer Glück mitgeſchaffen zu haben.“

„Er liebt ſie,“ ſagte Vincenz mit ſchmerzlichem Tone, dann aber auf Clemence zuſchreitend, fügte er hinzu: „Und Du, Clemence?“

Sie ſtand bebend, mit niedergeſchlagenen Augen, keines Wortes mächtig, da.

Vincenz, als hätte plötzlich ein ungeahntes Glück ihn getroffen, jubelte auf. „Aber ſeht Ihr denn nicht, wie Alles ſich fügt?“ ſagte er mit triumphirendem Ton. „Das iſt meine Clemence nicht, die iſt viel ſchöner, viel ſtrahlender als die Geliebte meines Herzens, dieſe Clemence kenne ich erſt ſeit einer Stunde. Clemence, ich brauche Deinen Arm, Dein Auge nicht mehr, um mich zu ſtützen, um für mich zu ſehen;

Stütze und Auge hat seine Freundschaft mir geschenkt, danke Du ihm das mit Deinem Herzen, denn Du liebst ihn."

„Vincenz!" rief Armand, „Du weißt nicht, was Du thust."

„Ich bin doch genesen," fuhr dieser fort, „wirklich und ganz genesen? Ich kann doch zurückkehren zu meinen Kameraden, die mich erwarten, zu meiner Armee, die mich ruft?"

Clemence stand noch immer schweigend da. Sie hob den Blick und sah erst forschend in das schöne, in jugendlicher Aufregung erglühende Gesicht des jungen Freundes, der in der edlen Aufwallung seines Herzens, in dem frischen Jugendmuth des wiedergewonnenen Lebens, wirklich bezaubernd war. Dann heftete sie das dunkle Auge auf die bleichen, in schmerzvoller Spannung zuckenden Züge des Arztes, der gesenkten Hauptes dastand. Hätte sie nur das Auge gefragt, so mußte es sich für Vincenz's schöne, liebenswürdige Erscheinung erklären, aber sie fragte das Herz, und das wunderliche Herz, oft so zagend, so schwankend, und dann wieder so muthig entschieden, hatte anders beschlossen. „Armand!" rief sie, „es muß

Wahrheit zwischen uns sein, Armand, ich liebe Sie!“ Jubelnd drückte Vincenz den Freund, der keines Wortes mächtig war, an sein Herz; nebenan rauschte ein neuer Tanz auf, und Clemence lehnte stumm weinend an Armands Schulter.

Da öffnete sich die Thür, und Aline trat herein. Staunend blickte sie auf die Gruppe, sah fragend ihren Bruder an, den sie kaum mehr hier erwartet hatte, und dann rief sie mit komischer Verzweiflung: „Aber, um des Himmels Willen, was treibt Ihr denn hier? Da sitze ich, habe die ganze Gesellschaft allein auf dem Halse und weiß nicht mehr, wie ich mich wegen Eurer Abwesenheit herausreden soll.“

„Still,“ sagte Vincenz und trat ihr entgegen. „Stören Sie mir die Beiden nicht, dann will ich Ihnen zum Lohn auch Alles erzählen. Nur so viel: Ich gehe in den nächsten Tagen zu meinem Regiment zurück, und dann sollen Sie von meinen Heldenthaten hören.“

Aline wollte ihren Augen nicht trauen, dann umarmte sie stürmisch den Bruder und die Freundin, aber plötzlich rief sie aus: „Und mein Ball? Clemence, um Alles in der Welt, zeigen Sie sich nun

eine Viertelstunde der Gesellschaft, die darauf brennt, Ihnen, dem Geburtstagskinde, der Königin des Festes, ihre Glückwünsche zu bringen. Ich bin ja Zeit meines Lebens blamirt, wenn Sie mich so in der Verlegenheit lassen."

Clemence zauderte, aber Aline ordnete ihr schnell Blumen und Schleifen, strich das Haar glatt und zupfte das Kleid zurecht. „Lassen Sie die Männer," sagte sie, „die unausstehlichen Männer, die niemals wissen, was sie wollen. Die mögen sich nun Alles auseinander philosophiren und seciren und diagnosiren, und wenn sie's ausfindig gemacht haben, können sie wiederkommen und uns sagen, was wir schon lange wissen. Da fehlte mein Alter noch, der nie Etwas begreift, was in der Welt vorgeht, dann wäre das Kleeblatt vollständig. Nun an mir hat's nicht gefehlt, daß das schon lange zu Stande wäre, aber, lieber Gott, jedes Glück will nun einmal sein Bischen Qual haben."

Sie zog die widerstrebende Clemence, die doch wider Willen lächeln mußte, mit sich fort; Armand ließ nach einem Wagen schicken und brachte den jungen Freund in seine Wohnung zurück.

Eine Stunde später hatte die Gesellschaft sich entfernt, die Lichter im Ballsaal waren erloschen, aber Armand war noch nicht zurückgekehrt. In ihrem Zimmer saß Clemence vor der Toilette im Fauteuil, hinter ihr stand Aline und löste die Blumen aus den dunklen Flechten. Clemence ließ die Hände im Schooß ruhen, und der tiefe, seelenvolle Blick ihres Auges starrte sinnend nieder.

„Clemence," unterbrach endlich Aline das Schweigen, „sage mir, wie ist das Alles gekommen?"

„Weiß ich es selbst?" erwiderte die Freundin. „Es giebt Augenblicke im Leben, Aline, in denen sich unsere Geschicke entscheiden, die Dunkel unserer Empfindungen sich lichten, in denen wir deutlich, aber willenlos eine höhere Macht fühlen, die in unser Herz greift und die Entschlüsse lenkt. Das habe ich heute Abend einsehen gelernt. Vincenz's unerwartetes Wiedersehen, das Gefühl seiner Hülflosigkeit, der Zweifel an Deines Bruders Neigung, der mich ja seit längerer Zeit so sichtlich vermied, das Alles lag wie ein dunkles Chaos vor meiner Seele, da fuhr es wie ein Blitz durch, und plötzlich war Alles hell.

„Und liebtest Du denn Vincenz nicht?" fragte

Aline, indem sie die langen schwarzen Flechten auflöste.

„Damals,“ sagte Clemence, „als ich in der Einsamkeit meines Schlosses an seinem Lager saß, als ich diese thatkräftige jugendliche Natur gelähmt sah, als sich dies Herz so offen vor mir aufschloß und ich fühlte, meine Liebe könnte ihm ersetzen, was das Geschick ihm geraubt hatte, damals liebte ich ihn. Damals habe ich Gott so inbrünstig gedankt, daß mein Leben, das so nutzlos verstrich, einen neuen Werth bekäme dadurch, daß es ein anderes schmücken könnte. Du weißt, Aline, was dazwischen liegt. Es war, als wenn in meinen Fieberphantasieen alle Erinnerungen der Vergangenheit verwischt, alle Empfindungen aus früheren Tagen ausgelöscht wären. Als ich ein neues Leben, ein neues Empfinden begann, trat die edle Gestalt Deines Bruders an mein Herz, und doch kämpfte ich gegen diesen Eindruck, denn ich wußte, mein Leben gehörte Vincenz, wenn er dessen bedurfte. Und als ich ihn nun heute wiederfand, mit der Binde über den Augen, gebeugt in seinen Sessel, hülflos wie damals, war mein Herz schnell entschieden, ich gehörte ihm wieder mit meinem ganzen Leben. Als

er ſich aber aufrichtete in der ganzen Kraft der Jugend, als die Binde fiel und er mich anſah ſo fremd, ſo fragend, als Dein Bruder ihn für geheilt erklärte und ich in Armand's Blicken, ſeiner ſchmerzvoll durchzuckten Geſtalt, den ganzen Kampf der Neigung aufleuchten ſah, die er mir ſo lange verbarg —"

„Still," ſagte Aline, „die Hausthüre ging auf, ich höre Tritte auf der Treppe, er kommt!" Sie ſammelte ſchnell das aufgelöste Haar der Freundin in ein Häubchen und eilte an die Thür. Aber halb erſchreckt, halb erſtaunt fuhr ſie fort: „Er geht vorüber, er iſt ſchon an ſeinem Zimmer, er kommt auch heute nicht, Dir ‚gute Nacht' zu wünſchen, und er mußte doch ſehen, daß noch Licht war in Deinem Zimmer, denn ich hatte abſichtlich die Gardinen aufgelaſſen. O, ich werde ihn rufen, man muß ihm gleich in der erſten Stunde ſeine Pflichten klar machen, das giebt ja ſonſt einen noch langweiligeren Ehemann, als mein Profeſſor iſt."

Sie hatte ſchon die Hand auf der Thürklinke, aber Clemence rief ſie zurück.

„Laß ihn," ſagte Clemence, „er hat Recht. Er kommt von Vincenz und war lange bei ihm. Er

will mir heute nicht erzählen, was der ihm vertraute, und ich habe es doch schon errathen."

„Nun?" sagte Aline mit einer fast ängstlichen Spannung.

„Vincenz — liebt mich nicht!" war die Antwort. „Ich stand anders vor seiner Phantasie, als er mich fand. Krank, hülflos, unschön — und so hatte er mich geliebt —"

„Nun," rief Aline lachend, „auf dieses Phantasiebild brauchst Du nicht eifersüchtig zu sein und kannst Gott danken, daß Du ihm nicht gleichst. Du liebst ihn nicht mehr, weil er nicht blind, er Dich nicht mehr, weil Du schön, gesund und reich bist. — O, Ihr seid wunderliche Menschen, aber, um Alles in der Welt, sage mir doch dann auch noch, warum liebst Du meinen Bruder, der auch weder blind, noch häßlich, noch krank, noch arm, aber übrigens auch nicht eben sehr liebenswürdig ist?"

„Still," rief Clemence, „das bleibt mein Geheimniß."

Wir wollen unsere Freunde nur noch einmal, und zwar in dem kleinen Balconzimmer begrüßen, in dem wir sie kennen lernten. Vor der Thür der Villa hält eine Reisekalesche, der Kutscher klatscht zuweilen ungeduldig mit der Peitsche, und der Diener macht sich immer wieder an den längst aufgepackten Koffern Etwas zu schaffen, sieht ungeduldig nach der Thür, die sich noch immer nicht öffnet, dann auf seine Uhr, und schüttelt den Kopf.

Oben im Zimmer herrscht die peinliche Stimmung, die einem Abschiede voranzugehen pflegt, und das Gespräch stockt. In solchen Stunden, in denen das Herz so vorzugsweise warm erregt ist, erscheinen alle Worte kalt, man möchte die wenigen Augenblicke noch besonders inhaltschwer machen, und doch fühlt man, daß man schon halb geschieden ist, obgleich der letzte Gruß noch nicht gesprochen wurde. Armand lehnt stumm an dem Balcon, auf dem der kleine Professor sitzt, verlegen eine Blume auseinander zupft und von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam macht, daß der Wagen fertig sei und der Kutscher so komisch mit der Peitsche knalle. Die Damen sind noch am Frühstückstisch, an dem Aline Teller und Tassen ordnet und

wieder und wieder zusammenschiebt. Vincenz, im Reiseanzuge, schreitet im Zimmer auf und ab und erzählt mit Begeisterung die Nachrichten, die seine Cameraden ihm aus dem österreichischen Lager mittheilten. Man sieht ihm die Ungeduld, die freudige Erregung an, die ihn erfüllt, weil er nun in wenig Tagen sich ihnen anschließen kann. Und doch wagt er nicht das Wort des Abschiedes auszusprechen, dessen Stunde längst geschlagen hat. Clemence allein zeigt keine Spur von Befangenheit. Sie blickt mit schwesterlichem Wohlgefallen auf den in seiner Begeisterung so anziehenden jungen Mann, sie hält ihre Thränen nicht zurück, die der Wehmuth des Abschiedes gelten, und wirft dann zwischen den Thränen einen seelenvollen Blick auf Armand.

„Wenn Sie etwas Absonderliches von einer Blume auf Ihren Streifzügen finden sollten, Herr Oberlieutenant," sagte der Professor, „schlagen Sie sie in ein altes Briefcouvert, stecken Sie sie ein und schicken sie einmal gelegentlich."

„Du bist nicht gescheidt," rief Aline, „der denkt jetzt an keine andern Pflanzen mehr, als an den Lorbeer."

„Dann wird er auch die ganze Alpenflora vergessen," sagte kläglich der Professor, „die ich ihm so mühsam eingeprägt habe."

„Ich werde Nichts vergessen von aller Liebe und Freundschaft, die mir hier wurde," rief Vincenz. „Glaubt mir, meine Freunde, ich gehe ein Anderer, als ich kam. Was ich allzu früh verlor, eigentlich niemals besaß, ein Heimathshaus, das habe ich hier gewonnen, und wenn ich einst, vielleicht erst nach Jahren, zurückkehre —"

Die Frauen trockneten ihre Thränen, und der kleine Professor, gewiß in der besten Absicht, der Rührung durch die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen entgegenzutreten, unterbrach ihn:

„Nach Jahren?" sagte er, „kommen Sie denn nicht zur Hochzeit meines Schwagers? Ich denke —"

Eine ungeduldige Bewegung von Aline gebot ihm Schweigen, Vincenz zuckte zusammen. Ein trüber Schatten zog über sein Gesicht, dann faßte er sich schnell und trat zu Clemence.

„Lebe wohl, Clemence!" rief er. „Gott segne Euch so reich, wie Ihr es um mich verdient, Alle, Alle verdient habt." Er sah sie noch einmal ganz

klar und freundlich an und drückte die Hand, die sie ihm mit Thränen in den Augen reichte, an die Lippen. Dann fiel er Aline um den Hals, die er zärtlich umarmte, drückte dem Professor, der herzugetrippelt kam, die Hand, schlug ungestüm den Arm um Armand's Nacken und schritt mit ihm aus der Thür.

Die Damen traten auf den Balcon. Es mußte ein langer Abschied sein, denn es dauerte eine ganze Weile, ehe die Freunde aus der Thüre traten. Vincenz sprang schnell in den Wagen, grüßte noch einmal herauf, dann beugte er sich zu Armand nieder und flüsterte: „Du bist ein glücklicher Mensch, Armand!“

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte fort und war schnell den Augen entschwunden.

„Woran mag er jetzt denken?“ sagte Aline nach einer Pause.

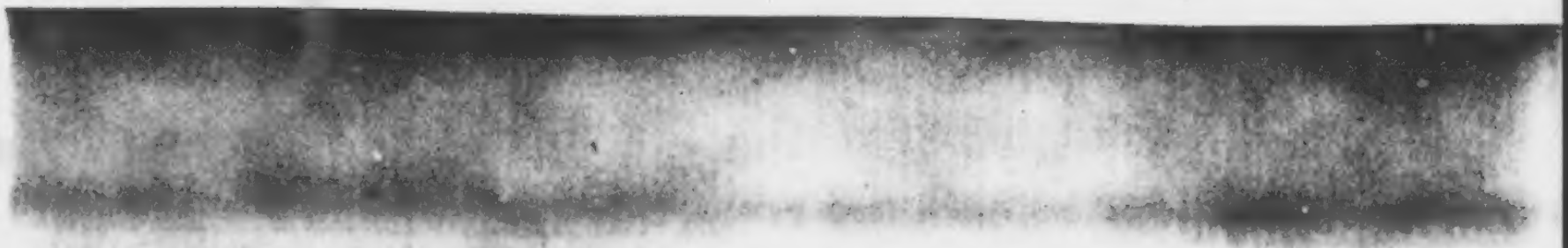
„Er träumt von den Lorbeeren, die er sich erringen wird, um dann ruhmgekrönt zu uns zurückzukehren!“ erwiderte Clemence.

„Gewiß!“ sagte Armand, der in's Zimmer trat. „Ist er doch erst fünfundzwanzig Jahre alt.“

„Und was würde er mit vierzig Jahren thun?“ fragte scherzend Aline.

„An die Schlacht denken, in der er fallen wollte,“ erwiderte Armand.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.



Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin.

Die braune Erica.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

Im Pfarrdorf.

Erzählung

von

Wilhelm Jensen.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

Lübecker Novellen.

Von

Wilhelm Jensen.

Min.-Format, cart. 22½ Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 27 Sgr.

Magister Timotheus.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Min.-Format, cart. 15 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 27 Sgr.

Novellen

von

Wilhelm Jensen.

Min.-Format, geh. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 2 Thlr.

Westwardhome.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Min.-Format, cart. 22½ Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 27 Sgr.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin.

Hinzelmeier.

Eine nachdenkliche Geschichte

von

Theodor Storm.

Zweite Auflage.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

Immensee.

Von

Theodor Storm.

Fünfzehnte Auflage.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

Im Sonnenschein.

Drei Sommergeschichten

von

Theodor Storm.

Fünfte Auflage.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

In St. Jürgen.

Von

Theodor Storm.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.

Sommergeschichten und Lieder

von

Theodor Storm.

8., elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Sgr.

Von Jenseit des Meeres.

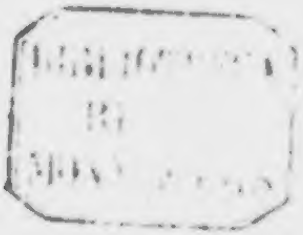
Novelle

von

Theodor Storm.

Zweite Auflage.

Miniatur-Format, elegant gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr.



Putlitz, Ausgewählte Werke.

Dritter Band.

Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

Inhaltsverzeichniß

zum dritten Bande.

	Seite
Das Teſtament des großen Kurfürſten. Schauſpiel in 5 Aufzügen	1
Don Juan d'Auſtria. Trauerſpiel in 5 Aufzügen	127
Waldemar. Schauſpiel in 5 Aufzügen	261
Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauſpiel in 5 Aufzügen	383

Das

Teſtament des großen Kurfürſten.

Schauſpiel in 5 Aufzügen.

Perſonen.

Friedrich III., Kurfürſt von Brandenburg.
Sophie Charlotte von Hannover, ſeine Gemahlin.
Dorothea von Holſtein, Witwe Kurfürſt Friedrich Wilhelms, ſeine Stiefmutter.

Markgraf **Philipp Wilhelm**, 20 Jahre.
Markgraf **Albrecht Friedrich**, 16 Jahre.
Markgraf **Carl Philipp**, 15 Jahre.
Markgraf **Chriſtian Ludwig**, 11 Jahre.
} Ihre Söhne, Friedrichs Stiefbrüder.

Louiſe Charlotte Prinzeſſin **Radziwill**, Witwe des Markgrafen Ludwig.
Pfalzgraf **Carl Philipp** von Neuburg.
Freiherr **von Derfflinger**, General-Feldmarſchall
von Dankelmann, Erzieher des Kurfürſten, Mitglied des Staatsrathe.
Graf **Dohna**, Kammerherr der Kurfürſtin Charlotte.
von Cramm, Hofmarſchall der Kurfürſtin Dorothea.
Fräulein **von Groſchewska**, Hofdame der Markgräfin Ludwig.
Jakob Friedeborn, Privatſekretair der Kurfürſtin Dorothea.
Graf **Sternberg**, öſterreichiſcher Geſandter.
Marquis de Gravelle, franzöſiſcher Geſandter.
Bielinsky, Stareſt, polniſcher Botſchafter.
Eine Kammerfrau der Kurfürſtin Dorothea.
Offiziere, Hofdamen, Cavaliere, Pagen, Diener.

Ort der Handlung: **Berlin.** Zeit: **1688.**

Erſter Aufzug.

(Zimmer im Schloſſe zu Berlin. Die Mittelthüre führt auf einen Corridor, auf dem man, wenn die Thüren geöffnet ſind, die Wachen auf- und abſchreiten ſieht. Rechts eine Thür, die zu den Zimmern der Kurfürſtin Dorothea führt, links eine Thür zu den Gemächern der Kurfürſtin Sophie Charlotte.)

Erſte Scene.

Graf **Sternberg**, der öſterreichiſche Geſandte, durch die Mitte, Hofmarſchall **von Gramm** von rechts.

Gramm.

Bedauern muß ich, Graf, daß Ihr vergebens
Euch herbemüht. Kurfürſtin Dorothea
Hält ſich in ihrem Kabinet verſchloſſen
Und will heut Niemand ſehen. Ihre Damen,
Hat ſie entfernt, ſelbſt ihrer Kammerfrau
Verboten, einzutreten.

Graf Sternberg.

Sagtet Ihr,
Daß einen Auftrag ich von Wichtigkeit,
Und mehr für ſie noch als für uns, vom Kaiſer? —

Gramm.

Sie ließ, wie ich berichtet, mich nicht vor
Und ſchickt mir durch die Frauen den Befehl,
Der Kurfürſtin, die nur ihr aufzuwarten
Von Lützenburg herüberkam, zu melden:
Sie ſei nicht wohl und werde Niemand ſeh'n.
Im Uebrigen entließ ſie mich des Dienſtes
Heut für den ganzen Tag.

Graf Sternberg.

Sehr unerwünſcht;
Ich möchte nicht noch einmal Euch bemüh'n —

Gramm.

Verlorne Mühe wär' es auch. Ihr kennt
Die Fürſtin nicht. Was einmal ſie geſagt —
Sei's auch das Kleinſte — niemals ändert ſie's;
Sie duldet keinen Einwand, keine Frage,
Mit Worten kargend, wie Ihr ſtets ſie ſaht,
Kurz und beſtimmt, befehlend, nie berathend,
Ward ſie es doppelt ſeit des Gatten Tode.

Graf Sternberg.

Iſt ſie in ihre Trauer ſo verſunken?

Gramm.

Wir hatten ſonſt ſie lächeln nie geſeh'n,
Auch ihre Trauer hat ſie nie gezeigt,
Und Keiner lebt, der Euch berichten könnte,
Ob ihrem Aug' die Thräne minder fremd,
Als Lächeln ihren Lippen. Abgeſchloſſen
Und einſam hat in Potsdam ſie gelebt,
Kaum ihre Kinder ließ ſie vor ſich kommen,
Und hier nur bei der prächt'gen Leichenfeier
Des Gatten, weil ſie anders es nicht konnte,

Hat ſie dem Aug' des Hofes ſich gezeigt.
Seit ein'gen Tagen nun entzieht ſie ſich
Den Nächſten ſelbſt — durchwacht die ganzen Nächte,
Auf Augenblicke kaum und unentkleidet
Das Lager ſuchend. Stumm, mit großen Schritten
Durchmißt ſie das Gemach, ſucht in Papieren
Und Pergamenten —

Graf Sternberg.

Und kein Wort entfiel ihr,
Was ſchließen läßt, worauf ſie ſinnt?

Cramm.

Mit Niemand
Geht ſie zu Rath. In ihrer Weiſe ſtill
Und ſtumm erwägend, tritt ſie plötzlich dann
Mit kurzem Worte ſcharf und klar hervor!

Graf Sternberg.

Nur Eins erklärt dies ſeltſame Gebahren!
Der Geiſt der Zwietracht geht durch dieſes Haus;
Man weiß, daß Kurprinz Friedrich und die zweite
Gemahlin ſeines Vaters — Dorothea —
Sich nie geneigt geweſen, daß vielmehr
Des großen Fürſten Anſeh'n nur mit Mühe
Des Zwiſtes offnen Ausbruch niederhielt.

Cramm.

Vergebe Gott es Denen, die ſeit Jahren
Durch Lug und Trug, Angeberei, Verleumdung
Des Brandes Weiterglimmen ſtill genährt.

Graf Sternberg (lauernd).

Und jetzt, was meint Ihr, da der Kurfürſt todt,
Jetzt wird es bald wohl lichte Flammen geben —

Man will von einem Teſtamente wiſſen
Des ſeel'gen Herrn? — Ihr hörtet nicht davon?

Gramm.

Laßt darauf mich die Antwort ſchuldig bleiben.
Noch mehr verzeiht, daß ich Euch laſſen muß,
Mich meines Auftrags zu entledigen
Bei Ihrer Durchlaucht.

Graf Sternberg.

Wenn die Fürſtin ſichtbar,
Wollt gütigſt Ihr davon mir Nachricht geben?

Gramm.

Verlaßt Euch d'rauf, Herr Graf, das ſoll geſchehn.
(Ab nach links.)

Graf Sternberg (allein).

Er ſchwieg, als ich des Teſtaments erwähnte,
Von Wien auch bleibt man über dieſen Punkt
Die Inſtruction mir ſchuldig — deſto beſſer!
So nutz' ich dieſes Schreckbild, wie mir's paßt,
Auf eigene Gefahr, Carl Philipps Werbung
An's Ziel zu führen, ſchnell. — Doch ſtill! Wer kommt?

Zweite Scene.

Graf Sternberg. Louiſe, durch die Mitte ſchnell eintretend und ſich ängſtlich umſehend, gleich nach ihr Fräulein **von Groſchewska,** ihre Geſellſchafterin.

Louiſe.

Er folgt uns nicht mehr, ſagt Ihr! Seid Ihr deſſen
Gewiß?

Groſchewska.

Beruhigt Euch, durchlauchte Frau!
Der Sekretair der Fürſtin Mutter trat,

Mit einer Botſchaft wie es ſchien, ſo eben
Markgrafen Philipp in den Weg und hielt
Ihn wider Willen feſt.

Louiſe.

Gott ſei gedankt!
Die Damen melden, daß die Kurfürſtin
Nach Lützenburg zurückgekehrt. —

Groſchewska.

Auf der Stelle;
Die Wagen ſtehen unten ſchon bereit.

Louiſe.

Ich muß ſie ſprechen, hier erwart' ich ſie.

(Hofdame ab.)

Graf Sternberg.

Welch güt'ger Zufall fügt's, durchlauchte Frau,
Das ich Euch hier begegne, unbemerkt
Mich meines Auftrags zu entledigen.

Louiſe.

Graf Sternberg, redet offen, ohne Rückhalt,
Denn nicht der Heimlichkeit bedarf es jetzt
Noch zwiſchen uns. Ihr ſeht mich auf dem Wege
Zu meiner Schwägerin Sophie Charlotte,
Ihr zu entdecken, daß mein Herz gewählt,
Und daß mein Wort gegeben.

Graf Sternberg.

Gnäd'ge Frau,
Wollt Alles Ihr verderben?

Louiſe.

Die Geſandten
Von Frankreich und von Polen geh'n mich an,
Mich Jakob Sobieski zu verloben,

Dem Sohn des Polenkönigs. Markgraf Philipp
Verfolgt mich ungestüm mit Liebesschwüren —
Kaum jetzt entrann ich ihm. Noch Andre reden
Von andern Freiern, die mein Erbe lockt.
Zweideut'ge Worte soll ich ihnen sagen,
Die nichts versprechen zwar, doch nichts verweigern.
Mir ist der Trug verhaßt, verhaßt die Lüge,
Und tief beschämt mich dies unwürd'ge Spiel.
Ich trag's nicht länger. Vor den Männern will ich,
Wie Ihr's verlangtet, schweigen. An das Herz
Sophie Charlottens will ich jetzt mich werfen —
O sie ist gut und freundlich, ihrem Schutz
Vertrau' ich mein Geheimniß, meine Liebe.

Graf Sternberg.

Und ihr vor Allen dürft Ihr nichts verrathen,
Wie könnte sie dem Gatten das verschweigen?
Der Kurfürst aber, unentschlossen, schwach,
Muß, eh' er Zeit zum Ueberlegen fand,
Im Sturme rasch für uns gewonnen werden.
Ich denk's zu thun, noch eh' der Pfalzgraf hier.

Louise.

Noch eh' er hier? — so kommt er?

Graf Sternberg.

Auf dem Wege
Vermuth' ich ihn zur Stunde nach Berlin.

Louise.

Und das verschweigt Ihr mir? Vergeb' Euch Gott,
Daß Ihr mein Glück so lang mir vorenthalten.
Er kommt! Als ich zum ersten Mal ihn sah,
Da waren trübe Tage, denn er kam
Zur Condolenz nach Friedrich Wilhelm's Tode.

Vom Kaiſer, ſeinem Schwager hergeſchickt.
Mir ſchien das Herz in Kummer ganz begraben;
Als er erſchien, ſo männlich ſchön und ſicher,
Da blüht es auf zu einem neuen Glück.

Graf Sternberg.

Der Kaiſer billigt Eure Wahl.

Louiſe.

Gleichviel!
Heut wählt mein Herz, und meine Wahl entſcheidet. —
Zum zweiten Mal nicht folg' ich fremdem Willen,
Der einſt, ein Kind, mich einem Kind vermählt.
Mein Vormund Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſtarb,
Hier hab' ich eine Heimath nie gewonnen,
Ein Ort der Trauer wurde mir dies Schloß;
Da, aus den trüben Nebeln taucht das Bild
Des theuren Mannes, eine neue Heimath,
Ein ungekanntes Glück verheißend, auf,
Und zögern ſollt' ich, fragen? fremdem Rathe
Vertrauen, der mich ſtets getäuſcht, wo deutlich
Das Herz den Pfad zu meinem Glück mir zeigt?
Ich bin entſchloſſen. Stolz auf meine Wahl,
Will ich ſie hinter Lügen nicht verbergen!
Verfügen darf ich über meine Hand,
Ich hab's gethan und will es nicht verſchweigen.

Graf Sternberg.

Der Kurfürſt ſcheut Verwickelung und Händel.

Louiſe.

Was kümmert Rückſicht mich der Politik?

Graf Sternberg.

Warum herbeizieh'n, was Euch ſchaden kann?
Nur gegen ihn beſchwör' ich Euch zu ſchweigen.

So ist der Auftrag meines Herrn und Kaisers,
Die Bitte auch Carl Philipp's.

Louise.

Seine Bitte?

Graf Sternberg.

Er thut durch mich sie kund. Auf Dorotheen,
Läßt er Euch sagen, dürft Ihr fest vertrauen.
Verschwiegen ist sie — wollt Ihr Euch entdecken,
Sie wird mit ihrem Rath Euch unterstützen,
Ihr Vortheil heißt sie mit dem Kaiser geh'n!

Louise.

Von Dorotheen sprecht Ihr? — nein, unmöglich.
Das Weib, mit Basiliskenblick — von ihr,
Zu deutlich fühl' ich's, kann kein Segen kommen,
Nur Unheil sprießt, wohin ihr Athem reicht.
Und ihr sollt' ich vertrau'n? Wenn ich begegne
Dem dunklen Blicke, schüttelt Fieber mich,
Mein Herzschlag stockt —

Graf Sternberg.

Gewiß — Ihr übertreibt.
Zwar ist sie streng und ernst, doch zuverlässig,
Bestimmt und klar.

Louise.

Unheimlich ist mir ganz,
Seit sie zurück aus Potsdam, dieses Schloß. —
Es schreckt mich jeder Laut, der Schritte Schall,
Der in der Dämm'rung durch die Gänge dröhnt,
Ein fallend' Blatt, der Flamme Knistern — nur
Weil unter einem Dach mit ihr ich wohne.

Graf Sternberg.

Hätt' ich Euch doch so schreckhaft nicht gedacht.

Louiſe.

Ihr Fenſter kann ich ſeh'n aus meinem Zimmer;
Die Lampe flammt die ganze lange Nacht,
Ein dunkler Schatten wandelt auf und ab
Und zeichnet ſchwarz ſich gegen die Gardinen.
Da braut ſie gift'ge Tränke, wie man ſagt,
Und ſchmiedet ihre finſteren Entſchlüſſe.

Graf Sternberg.

Nicht dem Geſchwätz der Menge dürft Ihr glauben.

Louiſe.

Starb Alles doch, was ihr im Wege ſtand;
Erſt Kurprinz Carl Emil, der Prächtige,
Für den noch jetzt das Heer bewundernd ſchwärmt;
Dann ſtarb mein eigner Gatte, Markgraf Ludwig,
All' ſeine Kinder ſah der Kurprinz ſterben,
Auch ſeine erſte Gattin ruht im Grabe.

Graf Sternberg.

Wie ſchweren Vorwurf werft Ihr auf ihr Haupt?

Louiſe.

Fragt doch den Hof, ja fragt das ganze Land!
Sah't Ihr die Kette nicht an ihrem Nacken,
An der ein Fläſchchen hängt in geld'ner Kapſel?
Sie legt es niemals ab, darin verſchließt ſie
Die grünen Tropfen, die ſie Carl Emil
Zur Stärkung reichte in dem letzten Trank;
Betäubend iſt ihr Duft und ſinnverwirrend.

Graf Sternberg.

Und ſolch' ein Fläſchchen trägt ſie?

Louiſe.

Für den Gatten,
Behauptet ſie, wenn er erſchöpft ſich fühlte.

Nicht minder auch zur eig'nen Stärkung, trüge
Sie's stets bei sich, damit es gleich zur Hand,
Und wohl, wohl war's zur Hand, wo sie es brauchte.
Nein, eh' ich ihr vertraue, laßt begraben
Mich mein Geheimniß tief im Grund des Herzens.

Graf Sternberg.

Nur ihrem Rath sollt' Ihr Euch nicht entzieh'n,
Nicht sie verletzen, Euren Absichen bergen;
Der Fäden viele hält sie in der Hand,
Noch weiß man nicht, welch' Netz sie daraus webt,
Doch Eurer Sache, glaubt mir, ist sie günstig,
Sie braucht den Kaiser —

Louise.

Soll ich Eurer Staatskunst
Zum Spielball dienen? Nimmermehr! Ihr seht —
Ich strebe nicht nach Glanz und Herrschermacht;
Ich wäge nicht den Vortheil meiner Wahl,
Ich will dem Herzen folgen, und so werd' ich
Frei, offen, ohne Lüge noch Verstellung —

Page

(öffnet die Thür links und meldet).

Die Fürstin Durchlaucht tritt den Rückweg an,
So eben bricht man auf in den Gemächern.

Louise.

Kommt sie allein?

Page.

Staatsrath von Dankelmann
Und ihre Damen nur sind im Gefolge.

Louise (zu Sternberg).

O, warum habt Ihr mich zurückgehalten?
Jetzt ist's zu spät —

Graf Sternberg.

Nur einen Tag noch Schweigen,
Der Pfalzgraf bittet —

Louiſe.

Nun wohlan, es ſei;
Ein Tag iſt kurz, wenn Liebe ihn verträumt.
In meine Zimmer will ich mich verſchließen,
Bis der Geliebte kommt, um offen, frei
Vor aller Welt die Seine mich zu nennen.
Doch kommt er, haltet mir ihn nicht zurück
Mit Eurer Politik! Laßt ihn der Liebe,
Und ſagt Ihr ihm, daß ich nach ſeinem Wunſch
Gethan, ſo ſagt nur auch, wie ſchwer mir's wurde!

(Ab durch die Mitte, Graf Sternberg folgt und geht nach der andern Seite ab).

Dritte Scene.

Von links Kurfürſtin **Sophie Charlotte**, ihre Damen. Herr von **Dankelmann, Pagen** (die Thür öffnend).

Sophie Charlotte.

Die Fürſtin Mutter läßt ſich mir verweigern,
Ich kehre gleich zurück nach Lützenburg.

(Zu den Pagen).

Die Wagen an das große Schloßportal!

(Pagen ab.)

Und recht verſtimmt tret' ich den Rückweg an,
Gekränkt faſt möcht' ich ſagen und betrübt.

Dankelmann.

Wer läſe das auf dieſer heitern Stirn?

Sophie Charlotte.

Und ſoll denn immer dieſes arme Antlitz,
Das ſchnell die Jahre um den Reiz betrügen,
Ein Spiegel werden unſrer ew'gen Seele?
Hätt' Alles ich gezeigt, was mich bedrückt,
Ich hätte wohl zu lächeln längſt verlernt!
Feſthalten gilt's die freundliche Gewohnheit,
Daß ſie nicht fehlt einſt, wenn ſie wieder paßt.
Auch ſeh' ich ernſte Mienen jetzt genug!
Um meinen Gatten lagert trübe Stimmung,
Ihr ſelbſt, ſein Freund, und meiner darf ich hoffen,
Schaut finſter drein, und weil Ihr nicht beſorgt
Euch zeigen wollt, ſo zeigt Ihr Euch zerſtreut.

Dankelmann.

Was ſoll ich's nicht geſteh'n, durchlauchte Frau,
Ich blicke trüb' in eine trübe Zeit.
An unſern Grenzen lauert Neid und Feindſchaft;
Glaubt Ihr in Polen hätte man die Schlacht
Von Warſchau, die Tractate von Oliva
Und Wehlau ſchon vergeſſen? Schweden heilt
Die Wunden, die das märk'ſche Schwert geſchlagen,
Um ſie zu rächen mehr, als zu geſunden.
Auch iſt auf unſ're Freunde nicht zu zählen!
Um Englands Krone wirbt Oranien,
Und Hülfe braucht er, ſtatt ſie zu gewähren;
Der Türke lagert feindlich an den Grenzen
Von Oeſterreich, und wenn nun übermüthig
Und ländergierig, wie er iſt, der Franzmann
In Deutſchlands Marken greift, kann Brandenburg
Vereinzelt ſie bewahren und beſchützen?

Sophie Charlotte.

Ihr zeigt Gefahren uns an allen Orten;
Wohl uns, daß Friedrich Wilhelm uns gelebt,
Daß Brandenburg allein auch ſtark und mächtig!

Dankelmann.

Wohl that er viel — doch Manches blieb zurück;
Vollenden gilt es, wo er nur begonnen.
Doch ließe ſich's vollenden, nagte nicht
Von innen her ein Wurm am Mark des Staates
Und drohte ſein Entfalten zu vernichten.

Sophie Charlotte.

Ich weiß, nicht Alles iſt hier, wie es ſollte,
Die Eintracht fehlt. — Zwar ſucht' ich mir die Herzen
Der Brüder zu gewinnen, doch die Mutter
Grollt meinem Gatten und verhehlt es nicht.
Erwogen hat der Kurfürſt, wie er ihr
Ein würdig Witthum ſchaffe, ihr genehm
Und angemeſſen ihm und ihrer Stellung.
Den Brüdern auch, die ſeinem Herzen werth,
Hat er ein fürſtlich Eigenthum beſtimmt
Und einen reichen Hofhalt ausgeſetzt.
Nun ging ich meinen Herrn und Gatten an,
Wenn Alles feſtgeſtellt, mich zu betrau'n,
Mit ſeines Vaters Witwe zu verhandeln.

Dankelmann.

Glaubt Ihr, ſie hätte das nicht längſt bedacht,
Nicht vorgeſorgt für ſich und ihre Kinder
Bei ihres Gatten Lebzeit? O, ich fürchte,
Zu ſehr nur **that** ſie das für's Wohl des Landes
Und für **das Anſeh'n** unſres gnäd'gen Herrn.

Sophie Charlotte.

Sie hat geſpart wie eine gute Hausfrau —

Dankelmann.

O, nicht um Geld allein war's ihr zu thun,
Sie wollte Land und Herrſchaft für die Kinder.

Sophie Charlotte.

Wie kann ſie das, ſo lang' mein Gatte lebt?

Dankelmann.

Ein Teſtament, ich weiß es, iſt errichtet
Von dem hochſel'gen Herrn auf ihren Wunſch —

Sophie Charlotte.

Ein Teſtament, und was enthielte das?

Dankelmann.

Nicht weiß ich, wo es iſt, noch wie es lautet,
Ob er's zurücknahm, ob ſie's noch bewahrt;
Doch wenn's beſteht noch, ſo beſteht's zu unſerm
Und zu des Landes Unheil —

Sophie Charlotte.

Gott ſei Dank,
Ihr ſprecht von ob und wenn, von Möglichkeiten,
Ihr glaubt nur, Ihr vermuthet —

Dankelmann.

Gnäd'ge Frau —

Sophie Charlotte.

Nun ja, erſt ſtellt Ihr uns ein Schreckbild hin,
So rieſengroß, als ob es ſchon zermalmend
Auf's Haupt uns Blitze niederſchleuderte;
Ich frag' erſchreckt, was iſt's — Ihr wißt es nicht,
Und ſomit iſt's ein Bild der Phantaſie,
Das ich nicht fürchte, weil ich nicht d'ran glaube.
Und weil jetzt Dorothea in ihre Trauer

Versunken und erschöpft auf ihrem Zimmer
Sich einschließt, muß sie gleich auf Pläne brüten,
Die uns vernichten. Ihr seid ungerecht!
Bedenkt doch: wir verleren viel — sie Alles.

Vierte Scene.

Sophie Charlotte. Dankelmann. Derfflinger
(Uniform, Rohrstock mit goldenem Knopf).

Derfflinger.

Das ist 'ne schöne Wirthschaft hier bei Hofe!
Kommt man doch wie in ein verwünschtes Schloß,
Und wenn man ja 'mal wagt zu inspiciren,
Ist nichts in seinem Schick.

Sophie Charlotte.

Ei, Derfflinger,
Was setzt Euch so in Zorn?

Derfflinger.

Durchlauchte Frau,
Mit Permission, ich sah Euch nicht, somit
Mein Compliment verweg, im Uebrigen —

Sophie Charlotte.

Macht Eurem Zorne Luft, grad' weil ich hier bin.

Derfflinger.

Und das, weiß Gott, passirt uns leidlich selten,
Auch scheint es, daß Ihr heute nur gekommen,
Um Euch ganz schleunig wieder aufzumachen.
Die Gäule blieben lieber gleich vor'm Wagen
Und wurden ungeduldig, meine Wache,
Statt, wie es Pflicht, auf ihren Weg zu sehen,

Gafft die Courbetten der durchlauchten Roſſe
Neugierig an, der Pöbel rennt zuſammen,
Und Alles, ſcheint's, hat hier Maulaffen feil!
Wie ging es ſonſt ſo ruhig her — der Dienſt
Geregelt, ſchnurgerecht, ganz militäriſch,
Und jetzt, daß Gott im Himmel ſich erbarme!
Weiß Keiner mehr, wer Koch noch Kellner iſt.
Das macht, die Herrſchaft bleibt in Lützenburg,
Und hier iſt gleichſam Alles ohne Haupt.

Dankelmann.

Ihr habt ja doch die Fürſtin Witwe hier.

Derfflinger.

Ja, die fängt Grillen, zeigt ſich keiner Seele,
Die war doch ſonſt an ihrem Platz. Zuweilen
Selbſt etwas mehr, als grade nöthig war.
Die jungen Herrn —

Sophie Charlotte.

Der Jugend muß man nachſieh'n —

Derfflinger.

Nur nicht im Dienſt, verzeiht mir, das verſteh' ich,
Da heißt's ſich umthun; doch das junge Volk,
Statt mit den Regimentern ſich zu tummeln,
Läuft Markgraf Philipp, ein verliebter Schäfer,
Jedwedem Reifrock nach. Markgräfin Ludwig
Trägt unter'm Witwenſter ſich mit Projecten,
Ihn nur ſo bald als möglich los zu werden;
Da laufen die Geſandten ſich von Polen,
Von Dänmark und von Frankreich, ja von Oeſtreich
Die Hacken ab nach dieſer fetten Erbſchaft,
Und unſer Schloß iſt wie ein Taubenhaus.
Der Markgraf Albrecht —

Sophie Charlotte.

Den laßt ungeſcholten,
Ich nahm ihn unter meine Protection.

Derfflinger.

Nun dafür will er auch den Kutſcher ſpielen
Bei Euer Durchlaucht — aus Galanterie.
Iſt das ein Platz für ſolchen jungen Herrn,
Der Kutſcherbock? — Ich holt' ihn ſchön herunter.

Dankelmann.

Ein ſtrenges Regiment führt der Feldmarſchall.

Derfflinger.

Ei, Herr von Dankelmann, der neue Staatsrath,
Ich mach' mein Compliment: 'ne ſchöne Sache,
Im Rath zu ſitzen, welchen Niemand hört.
Nun rathet nur, die ratio ultima
Bleibt doch das Schwert.

Dankelmann.

Und doch kann's Dinge geben,
Die Euer Schwert, wie König Alexander
Den gord'ſchen Knoten, nicht durchhauen kann.

Derfflinger.

Ei, mit Verlaub, was wär' das für ein Ding?

Sophie Charlotte.

Ein Ding, mit dem mich eben Dankelmann
Erſchreckt, das Teſtament des ſel'gen Herrn.

Derfflinger.

Das Teſtament? So glaubt Ihr an den Spuk?

Dankelmann.

Und Ihr?

Derfflinger.

Ich sag', wo ist's? — wer hat's gesehn?
Ich kenne meinen sel'gen Herren besser.
Solch' Ding, das Land und Fürsten Unheil bringt,
Das gab er nicht, und rühmt sich Dorothea,
Daß sie es hat, so wartet, bis sie's zeigt.

Dankelmann.

Nun ja, nur fürcht' ich sehr, daß sie's besitzt.

Sophie Charlotte.

Der Eine schreckt, der Andre schilt mich aus.
Nicht zu genügen scheint es Euch, Ihr Herrn,
Daß ich den Zweck verfehlt, um den ich kam,
Ihr gebt mir neue Sorgen heim zu tragen.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Markgraf Albrecht.

Albrecht.

Wie, Euer Liebden kam von Lützenburg,
Und nicht ein Wort erfuhr ich? Ach, Ihr lächelt,
Und ich bin böse, recht im Ernste böse;
Das war nicht recht von meiner schönen Schwester.

Sophie Charlotte.

Nun schilt Der auch!

Derfflinger.

Hübsch grade, junger Herr!
Wie, steht man so vor der durchlauchten Fürstin?

Sophie Charlotte.

Ich lad' Euch ein, Ihr Herrn, nach Lützenburg,
Wollt Ihr mir folgen? —

Dankelmann.

Ihr verzeiht mir, Durchlaucht,
Zum Staatsrath ruft die Pflicht.

Sophie Charlotte.

Ihr seid entschuldigt.
Kommt denn, Ihr alter und Ihr junger Schelter!
Doch will ich unterwegs Euch erst versöhnen,
Daß Ihr mir da ein fröhlich Antlitz zeigt;
Denn wißt, ich brauche Sonnenschein, um Wolken
Von einem theuren Antlitz zu verscheuchen.

Albrecht (verlegen).

Nach Lützenburg — jetzt gleich —

Sophie Charlotte.

Ich nehm' Euch mit.

Albrecht.

Ich wollt' — wie gern, allein es ist nicht thunlich.

Sophie Charlotte.

Vom Dienst entbinden wird Euch der Feldmarschall.

Derfflinger.

Wenn Ihr befehlt.

Sophie Charlotte.

Was hält Euch sonst zurück?

Albrecht.

Verzeiht — nur heute bitt' ich zu vergeben!

Sophie Charlotte.

Habt Ihr so Wichtiges, ich wär' begierig?

Albrecht.

Die Mutter hat befohlen — heute früh
Mit Bruder Philipp —

Dankelmann (halblaut).

So? mit Markgraf Philipp —

Derfflinger.

Sie nimmt die jungen Herrn 'mal in's Gebet,
Nun das thut noth.

Albrecht.

In wichtiger Berathung
Für unsere Zukunft, sagte Friedebern,
Will die Frau Mutter sich mit uns besprechen.

Dankelmann (zu Sophie Charlotte).

Sagt selbst nun, träumte ich, durchlauchte Frau?

Derfflinger.

Ah, alle Wetter, ei — für Dere Zukunft?
Wenn die Frau Mutter die heut' fertig bringt,
So muß sie gut mit unserm Herrgott stehen.

Sophie Charlotte.

Wär's also doch vielleicht das Testament?

Derfflinger.

Weiß Gott, durchlauchte Frau, fast sieht's so aus,
Das wär' denn eine prächtige Bescheerung.

Sophie Charlotte.

Feldmarschall, Euern Arm! (zu Albrecht). Ein ander Mal
Sobald Ihr könnt — für heute Lebewohl!

Albrecht (für sich).

Sie sieht so ernst mich und mit Mißtrau'n an,
Und ich, ich häng' an ihr mit ganzem Herzen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Zimmer der Kurfürstin Dorothea. Dunkle, getäfelte Wände. Schwere Mittelthür [Flügelthüren], links eine kleine Seitenthür, rechts vorn ein breites Fenster. Thür und Fenster mit schweren Vorhängen geschlossen. Beim Aufgehen des Vorhangs ist die Bühne halbdunkel.

Erste Scene.

Kammerfrau. Dorothea.

Kammerfrau

(durch den Hintergrund eintretend).

Sie schläft noch immer — (an der Thür links horchend)
nein, sie schläft noch nicht,
Ich höre ihren Schritt im Kabinet;
Die zweite Nacht schon meidet sie das Lager,
Verschließt ihr Zimmer vor dem Licht des Tages,
Und Niemand ließ sie vor. Dem Friedeborn
Bis in die Nacht dictirt sie gestern Abend;
Heut' mit dem Früh'sten hat sie ihn bestellt.
Schlaftrunken harrt er draußen — Still, sie kommt!

Dorothea

(eine Lampe in der Hand, aus der Thür links).

Die Nacht verstrich, wie hoch ist's an der Zeit?

Kammerfrau.

Glock Zehn, Ew. Durchlaucht, eben schlug's vom Dom!

Dorothea.

Zurück die Laden, die Gardinen auf!

(Für sich.)

Ich schuf zur Nacht den Tag, betrog die Nacht
Um ihren schuld'gen Schlaf. — Jetzt will ich Tag!
Nacht braucht die Ueberlegung — Handeln Licht.

Sie löscht die Lampe, die sie auf den Tisch stellte. Die Kammerfrau hat die Laden geöffnet, die Gardinen aufgezogen. Es ist hell.)

Den Friedeborn!

Kammerfrau.

Er harrt schon der Befehle! (Ab.)

Zweite Scene.

Dorothea. Friedeborn.

Dorothea.

Hat Er die Schrift, wie ich befahl, verfaßt?

Friedeborn.

Sie wird canzlirt, und gleich leg' ich sie vor.

Dorothea.

Wie? Noch nicht fertig? Wenig Worte, sag' ich,
Bestimmt und kurz. — Die Prinzen, Markgraf Philipp
Und Markgraf Albrecht hat Er avertirt?

Friedeborn.

Sie werden kommen zur befohl'nen Stunde.

Dorothea.

Zu den Gesandten ging Er selbst von Polen
Und Frankreich —?

Friedeborn.

Ew. Durchlaucht zu Befehl.
Sie kommen! (Im Abgehen zögernd.)

Dorothea.

Gut! Iſt noch etwas zu melden?

Friedeborn.

Will Ew. Durchlaucht in ſo ernſter Sache
Ein Wort geſtatten einem treuen Diener?

Dorothea.

Nun? — aber kurz!

Friedeborn.

Gäb's nicht 'nen Weg der Güte?
Der Kurfürſt hat die Macht —

Dorothea.

Und wir das Recht.

Friedeborn (zögernd).

Uns fehlen Freunde, mein' ich, hier im Lande —

Dorothea.

Noch mehr, ich bin gehaßt — ſo will Er ſagen.
Ei nun, ich hab' auf Freundſchaft nie vertraut;
Verächtlich lernte ich die Menſchen kennen,
Ein Jeder denkt an ſich, die Macht hat Schmeichler,
Die Furcht macht Anhang, Vortheil ſchafft uns Beiſtand.
Darauf vertraut' ich.

Friedeborn.

Werden fremde Mächte
Die Hand uns bieten?

Dorothea.

Ja, wenn's ihnen nützt.
Was Er mich lehren kann, das wußt' ich längſt.

Drum mag Er ſchweigen hier, doch auch wo anders.
Im Uebrigen entlaſſ' ich Ihn in Gnaden!

(Friedeborn ab.)

Diener (kommt meldend).

Marquis Gravelle und der Staroſt Bielinsky.

Dorothea.

Ich laſſe ſie erſuchen einzutreten.

Dritte Scene.

Dorothea. Gravelle. Bielinsky.

Dorothea.

Seid mir gegrüßt, Ihr Herrn!

Gravelle.

Ew. Durchlaucht hat
Nach uns geſchickt.

Bielinsky.

Worin kann ich Euch dienen?

Dorothea.

Wozu des Umſchweifs? Laßt uns offen reden
Und kurz, die Stunde drängt. Habt nach Verſailles
Und Warſchau Ihr berichtet, wie ich bat? —

Gravelle.

Ew. Durchlaucht zu Befehl —

Bielinsky.

So that auch ich.

Dorothea.

Und welche Antwort geben mir die Höfe?

Gravelle.

Mein Herr und König hält ſich nicht verpflichtet,
In Streitigkeiten —

Dorothea.

Hält ſich nicht verpflichtet?
Ei, Herr Marquis, ich bitte, keine Ausflucht.
Ja oder nein? So frag' ich Euch noch einmal,
Wie denkt das Kabinet ſich zu verhalten,
Falls meiner Kinder Erbtheil, das begründet
Auf ihres Vaters Teſtament, wie möglich,
Beſtritten würde von dem Bruder? Sprecht,
Wird man das Recht, wie man verhieß, beſchützen? —
Ein einfach Wort, Marquis, ja oder nein.

Gravelle.

Sehr dringend ſeid Ihr —

Dorothea.

Nein, ich bin gedrängt.
Klar muß ich wiſſen, wem ich darf vertrau'n.
Sagt's grad' heraus —

Gravelle.

Ich darf es nicht verhehlen,
Mein Herr und König fühlt ſich ſchwer verletzt.
Die er verbannt aus ſeinem Reiche, werden
In Brandenburg willfährig aufgenommen;
Den Anſpruch des Oraniers auf den Thron
Von England ſchützt man hier, trotz Frankreichs Einſpruch.
Auf einen Vorſchlag, kürzlich vorgelegt,
Giebt Kurfürſt Friedrich unbeſtimmte Antwort.

Dorothea.

Welch' einen Vorſchlag?

Bielinsky.

Der auch Polen angeht.
Um Markgraf Ludwig's Witwe wirbt der Hof
Von Warſchau für den Prinzen Sobiesky —

Gravelle.

Die reichen Ländereien, die ihr in Polen
Der Friedensschluß von Wehlau sicherstellt,
Vereint mit dem Besitz der Sobiesky
Erhielten Polens Krone diesem Stamm,
Trotz aller Wahlkabalen, die das Reich
Bei jeder Thronerledigung neu erregen!

Dorothea.

Ich hörte von der Werbung — nun —

Bielinsky.

Der Kurfürst,
Die Wünsche Polens und das Fürwort Frankreichs
Mißachtend, weicht dem Antrag aus —

Dorothea.

Es werben
Noch andre Freier.

Bielinsky.

Um so schlimmer nur!
Markgräfin Ludwig will sich nicht entscheiden.
Der Kurfürst zaudert —

Dorothea.

Weicht nicht ab, Ihr Herrn,
Bleibt bei der Sache jetzt —

Bielinsky.

Das sind wir, Durchlaucht,
Denn diese Antwort schickt der Hof von Polen:
Könnt die Verlobung Ihr zum Abschluß bringen,
So sichert Polen Schutz und Beistand Euch
Und Eurem Anspruch —

Gravelle.

Frankreich auch verspricht
Um diesen Preis Euch seine Hülfe!

Dorothea.

Ei,
Ihr fordert Dienst um Dienst? Habt Ihr bedacht,
Mein Sohn auch, Markgraf Philipp, ist ein Freier!
Soll ich des eig'nen Kindes Neigung opfern —?

Gravelle.

Ein schweres Opfer, doch bedenkt auch.

Dorothea.

Nein!
Lang' mich bedenken, war nie meine Sache,
Der feste Wille zeugt die rasche That.
Setzt eine Acte auf, wie Ihr sie wünscht,
Versuchen will ich, ob es mir gelingt,
Die Unterschrift zu schaffen. Dienst um Dienst!

Bielinsky.

Die Acte ist bereit —

Dorothea.

Nun, desto besser!

(Sie nimmt die Acte, die ihr Bielinsky reicht.)

Ganz prächtig nenn' ich das verklausulirt:
„Mit allem Hab' und Gut, zum Pfand des Wort's"
Wenn sie das unterschreibt, so seid Ihr sicher.

Gravelle.

Ihr hört, was Frankreich um den Preis verheißt —

Dorothea.

Wir sind im Klaren jetzt, wie ich es wünschte.

Auf Wiedersehen! Gönnt mir Muße nun,
Mein Werk, und wie ich's fördre, zu bedenken.
(Sie verabschiedet sie. Die Gesandten ab.)

Dorothea (allein).

Ist's nicht vermessen, was ich unternahm?
Ei nun, sie ist des Witwenschleiers müde;
Die Jugend drängt zu einer neuen Eh',
Die Krone lockt, das Alles wohl bedacht,
Will ich's versuchen, und es wird gelingen.
(Sie schellt, ein Diener kommt).
Markgräfin Ludwig lasse ich ersuchen,
Auf einen Augenblick hier vorzusprechen.
Ich hätte Wichtiges mit ihr zu reden,
Und wenn die Prinzen kommen, meldet mir's.
(Ab nach links).

Vierte Scene.

Dorothea. Markgraf Philipp und **Markgraf Albrecht** (durch die Mitte. Der Diener begrüßt sie beim Eingang und folgt dann Dorothea, um sie zu melden).

Philipp.

Marquis Gravelle und der Starost Bielinsky,
Von unsrer Mutter kamen sie. Erräthst Du,
In welcher Absicht sie uns fordern ließ?

Albrecht.

Nicht ahn' ich's, doch das bitt' ich Dich, mein Bruder,
Wenn irgend sie dem Bruder Friedrich grollt,
Der, glaub' mir, uns von Herzen zugethan,
Steh' Du mir bei, sie freundlich umzustimmen.

Philipp.

Laß hören erſt, was ſie uns will — ſie kommt!

Dorothea.

Seid mir willkommen, meine Söhne.
In ernſter Sprache ſprech' ich heut' zu Euch!
Beſtattet iſt der Vater. Seine Witwe,
Die Waiſen, Ihr, wie die Unmündigen,
Seid ohne Schutz und müſſet ſelbſt Euch rathen,
Laſſ't uns zuſammenſteh'n. Reicht mir die Hände.

Philipp.

Was fordert Ew. Liebden?

Dorothea.

Viel, mein Sohn.
Von Dir Beſonnenheit, die die Erregung
Der Jugend zügelt, Feſtigkeit von Dir,
Die Deinen Jahren vorgreift; denn es gilt
Ein großes Werk, das feſten Willen fordert
Und kühnen Muth und Reife der Erfahrung.

Albrecht.

Ein ſchwer Geſchick traf Ew. Liebden. Tief
Ergriff der Tod des Vaters Euer Herz.

Dorothea.

Ich habe mehr als den Verluſt ertragen,
Und ob ich gleich zu klagen nicht gewohnt,
So drängt das Herz mich doch in dieſer Stunde,
Wie viel ich litt, und welchen Troſt ich fand,
Wofür allein ich lebte, Euch zu ſagen! —
Als Euer großer Vater um mich warb,
Da war ich Witwe, völlig abgeſchloſſen

Mit allen Lebensfreuden hatt' ich schon.
Da trang der Menschenschimmer seines Ruhms
In meines Lebens Dunkel! Die Gemahlin
Des Helden stellt' ich werden, die Gefahren,
Die ihn verklarten, theilen. Stolz, Bewunderung
Ergänzten schnell, was mir an Neigung fehlte,
Und freud'gen Muthes ward ich seine Gattin.
Er ehrte mich, ich theilte seinen Ruhm,
Doch keinen Theil empfing ich seines Herzens.
Das Maaß der Liebe hatte sie erschöpft,
Die erste Frau, Louise von Oranien.
Ich ging an seiner Seite, liebelos,
Ein leer Gespenst, trat ihr Bild mir stets
Bei jedem Schritt entgegen. In die Herzen
Der Unterthanen hatte ihre Milde
Sich eingeschmeichelt, scheu schritt ich einher.
Die Anmut der Gabrielle hat' ich nie gekannt,
Und scheu nur wich man mir entgegen.
Nicht weiter! Vielen Haß hab' ich ertragen,
Ein Leben schwer verkümmert und gehäuft,
Und nur ein Trost ist meinem Herz geblieben,
Und nur nach einem Ziele strebt' ich hin,
Nicht seitwärts schaute und durch nichts belirrt,
Von Keinem unterstützt und unberathen,
Weil Furcht und Mißtrau'n Jeden scheu hielt.
Ihr war' der eine Trost, der mir geblieben,
Das eine Ziel war meiner Kinder Glück.

Philipp.

Und theilte nicht der Vater Deine Sorge
Für unsre Wohlfahrt, unsre Zukunft auch?

Dorothea.

Er that es, ja, doch wie Ihr wißt, ihm blieb
Ein ält'rer Sohn, aus seiner ersten Ehe,
Und Erbe d'rum des Kurhuts und der Mark:
An Körper schwächlich, schwächer noch an Geist;
Abwandte sich von ihm des Vaters Herz.
Wie sollt' es nicht? So gleich Ihr selbst dem Vater,
So ganz unähnlich war ihm jener Sohn,
Und in die Zukunft blickt' er kummervoll.
Doch endlich, heißbedrängt von meinen Bitten,
Auf Eure Kraft vertrauend und erwägend
In hoher Weisheit, daß auf Friedrichs Schultern
Zu schwer die Wucht der ganzen Herrschaft läge,
Verfügte er in einem letzten Willen:
Was er erworben nach dem Friedensschluß
Von Osnabrück und Münster, was Vertrag
Und Waffenruhm ihm brachte, fall' an Euch
Zu gleichen Theilen sammt den Hoheitsrechten,
Daß Ihr als freie Fürsten Eurem Bruder
Zur Seite ständet.

Philipp.

Ist es wahr, ist's möglich?
Auch uns ein Fürstenthum und Land und Leute!
O was verdank' ich Eurer Mutterliebe!
Da dieses mein ist, darf noch eine Hoffnung
Daran geknüpft an's Licht hervor sich wagen.

Dorothea.

Voreil'ger Knabe — schweig, Du hast's noch nicht,
Erst laß nur dieses eine Ziel erringen.

Philipp.

Wer könnte uns in unserm Erbtheil kränken?

Dorothea.

Du fragst? Berufen sind zur Huldigung
Die Stände. Was der Vater Euch vermacht,
Der Bruder nimmt es in Besitz.

Albrecht.

Unmöglich!
Von unserm Rechte sicher weiß er nichts,
Denn wenn er's kennte, würd' er's nicht verletzen.

Dorothea.

Bevor er sich vermehrt noch, ist's an uns
Kühn zu vertreten unser gutes Recht;
Denn Unrecht dulden ziemt dem Mann nicht mehr,
Als Unrecht thun.

Philipp.

Wo ist das Testament?

Dorothea.

Versiegelt ward's dem Kaiser übergeben,
Ich selber hab' die Abschrift mir bewahrt.
Hört denn, was ich beschloß, und dann gehorcht.
Ein Schreiben ließ ich für den Staatsrath fassen,
Das Euer Recht verlangt. Der Kaiser sendet
Das Testament, so ließ er mir vermelden.
Die Krone Frankreich, hoff' ich, wie auch Polen
Dem Anspruch günstig heute noch zu stimmen;
Ihr könnt auf Eure Regimenter bau'n,
Des Vaters Abbild lieht das märk'sche Heer
In Euch und Euren Brüdern. Dies bedenkend

Bringt kühn entſchloſſen Euren Antrag vor
Was komme, haltet feſt an Eurem Recht,
Verſprechen nicht, der That nur ſchenkt Vertrauen.
Glaubt nicht im Glück, das Ziel ſei ſchon erreicht,
Doch nie im Unglück wähnt es unerreichbar!
Da kommt die Schrift.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Friedeborn (mit einer Schrift).

Dorothea.

Nun bringt Er, Friedeborn,
Mein Memorandum endlich für den Staatsrath?
Leſ' Er die Schrift!

Friedeborn

Von Anfang, Ew. Durchlaucht?

Dorothea.

Des Teſtamentes Inhalt kennen wir,
Den überſchlag' Er.
(In die Schrift blickend und eine Stelle bezeichnend.)
Hier beginn' Er! hier!

Friedeborn (lieſt).

„Geſtützt auf den Willen meines Gatten,
„Des in dem Herrn höchſtſelig heimgegang'nen
„Kurfürſten Friedrich Wilhelm" — folgt der Titul —
„Stell' ich den Räthen dieſes Landes vor" —

Dorothea.

Was? Stell' ich vor? Nein, klage ich dem Staatsrath.

Friedeborn.

„Bei Kurfürst Friedrich dringend zu vertreten
„Und zu verwenden sich bei seiner Gnade,
„Bei seiner Einsicht und Gerechtigkeit“ —

Philipp.

Was, Gnade?

Albrecht.

Laßt, die Wendung scheint mir gut.

Dorothea.

Nein, sie ist schlecht! Wir fordern keine Gnade —
(zerreißt die Schrift, die N. Friedeborn aus der Hand nahm).
Verfaß' Er's, hört Er, wie ich's angeordnet.
Beim Staatsrath klage ich, der Kurfürst wolle
Mit unserm Erbgut sich bereichern, sich
Mit Würden schmücken, die ihm nicht geziemen;
Er wolle seine Fürstenmacht mißbrauchen,
Um, schmälernd der unmünd'gen Brüder Erbe,
Verbrieftes, fremdes Recht an sich zu reißen!
Was wir verlangen, sagt das Testament.
Nicht mehr, doch auch, bei Gott, kein Haarbreit minder,
So setz' Er's auf. Wir klagen, hört Er wohl,
Und fordern keine Gnade, sondern Recht.
Jetzt fort an's Werk! (Friedeborn ab).

Dorothea.

Nun hört. (Zu Albrecht). Dein Regiment
Garnisonirt in Spandow. Gieb die Ordre,
Daß es sofort hier einrückt in Berlin.

Albrecht.

Wie, ohne meines Herrn und Bruders Auftrag?
Das ist Empörung, das ist Felonie —

Dorothea.

Nur Namen sind das, und die schrecken Dich,
Wenn Du Dein Recht verfolgst? Weichherz'ger Knabe,
Sei Du das Werkzeug, doch den Rath laß mir.
Gehorche! Ich befehl' es!

Albrecht

(nach einem Kampf, auf einen strengen Blick der Mutter).

Ich gehorche.

(Er geht ab.)

Dorothea.

Du, Philipp, hältst Dein Regiment bereit,
Wenn's nöthig wäre, ob es gleich nicht glaublich,
Das Schloß zu unser'm Schutze zu besetzen.
Du lebst, so sagt man, mit den Offizieren,
Und bei den Musquetairen zählst Du Freunde.
Kannst Du auf ihre Stimmung Dich verlassen?

Philipp.

Sie sind mir, denk' ich, alle zugethan,
Und hier und da schon hört' ich Worte äußern:
„Der Kurfürst hält's nicht mit dem Militair,
„Die Dunkelmänner herrschen, die Perrücken;
„Wär't Ihr ein Fürst, und könnten Euch wir dienen!"

Dorothea.

Gut, doch vertraue nicht zu sehr auf Worte,
Vom Wein erzeugt, im Uebermuth der Jugend.
Mißmuthig ist zur Friedenszeit das Heer
Und ist mit einem Marschbefehl gewonnen.

Philipp.

Wenn sie erfahren, daß mein Recht gefährdet,
Daß ich, wie er, ein Fürst mit Land und Leuten,

Sind alle Refugié's in meinem Solde;
Darauf kann die Frau Mutter sich verlassen.
Nicht haltet mich zurück. Ich sehe plötzlich,
Was meiner Jugend Träume mir verwirklicht,
Mein Fürstenrecht, und wenn die ganze Welt
Mir's auch verweigerte, ich will's erkämpfen;
Doch glaubt mir, nicht der Herrschaft Glanz allein,
Wie sehr er mich auch reizt, erfüllt mein Herz
Mit Jubel, reich'res Glück noch soll er mir
Erringen. Soll ich es Euch nennen —

Dorothea.

Halt!
Kein Wort mehr. Wer nach zweien Kränzen greift,
Verliert sie beide. Richt' auf einen nur
Jetzt unverrückt das Auge. Geh an's Werk. (Ab.)

Philipp (allein).

Sie will nicht hören. Warum will sie nicht?
Wär' etwa meinen Wünschen sie entgegen?
(Louise tritt ein, ohne Philipp zu bemerken, und kommt mit unsicherem Schritt und gesenktem Haupte bis in den Vordergrund, während Philipp, sie bemerkend, etwas zurücktritt.)

Sechste Scene.

Philipp. Louise.

Louise (ohne ihn zu sehen).

Sie läßt mich rufen, sprechen will sie mich,
Mir starrt das Herz im Busen. Grauen weckt
Mir dieses Weibes Nähe! Doch er will's,
Er bittet, und so muß ich wohl!

Philipp (vertretend).
Louise!

Louise (für sich).
Weh' mir —

Philipp.
Ein guter Engel führt Euch mir
Entgegen. Laßt des Zufalls Gunst mich nützen.
Seit Wochen schon verbergt Ihr Euch vor mir
Und flieht vor meiner Nähe. — Heute, hier
Entflieht Ihr nicht, und jetzt müßt Ihr mich hören!

Louise.
Ich war — ich bin —. Ich suchte die Frau Mutter —

Philipp.
Ich weiß es wohl, mich habt Ihr nicht gesucht.

Louise.
Und wißt Ihr das, was wollt Ihr noch von mir?

Philipp.
Frau Schwester, hört mich an. Ihr weis't mich ab,
Weil Euer Sinn auf Macht und Glanz gestellt.
So wißt, nicht machtlos bin ich, wie Ihr glaubt,
Noch ohne Land, wie Euch bedünkt. In Kurzem
Zu Deutschlands Fürsten, hoff' ich, zählt man mich.

Louise (mit Ironie).
Wie soll ich, Ew. Liebden, das verstehn?
Beliebt's ein Reich Euch in dem Mond zu gründen,
Und bietet Ihr mir seine Krone an?
O geht, Ihr seid ein Kind, ich lieb' Euch nicht,
Doch bin ich schwesterlich Euch zugethan.
Genügen laßt's.

Philipp.

Des Vaters Teſtament
Läßt Land und Hoheit mir.

Louiſe.

Was ſagt Ihr da?

Philipp.

Nicht Bruder Friedrich iſt allein ſein Erbe,
Ein Theil von ſeinem Land, von ſeiner Hoheit,
Fällt mir auch zu und meinen jüngern Brüdern!
Ich bin ein Fürſt wie er.

Louiſe.

Wie, hör' ich recht?
Ein Fetzen von des Bruders Rock geriſſen,
Ein Land getrennt von Eures Vaters Reich,
Das alſo wäre Eure Herrlichkeit?
Und das erfreut Euch? Das kann Euch erfreuen?
Daß Feinde Brandenburgs dergleichen wünſchen,
Begreif' ich. Hegt ein Landeskind den Wunſch,
Nenn' ich's Verbrechen; doch bei Euch, dem Sohne
Des großen Friedrich Wilhelm, nenn' ich's Schande.
Geſteht es nur, das habt Ihr nicht bedacht.
Wenn Ihr's bedachtet, könntet Ihr's nicht wollen.
Und ſagt' ich erſt, ich könnte Euch nicht lieben,
Wenn das Ihr wolltet, müßt' ich Euch verachten.

Philipp.

Verachten mich, der ich den Werth des Lebens
An Eure Liebe knüpfe?

Louiſe.

Sagt' ich das?

Nur wenn

Philipp.

Nicht weiter, ich verſteh' Euch wohl.
Wißt, meiner Kindheit Glück hat es vergiftet,
Daß mir kein Thron beſchieden. Meiner Jugend
Beglückter Traum war Land und Reich und Hoheit.
Den Vetter von Oranien pries ich glücklich,
Daß er um eine Krone kämpfen darf; —
Heut lag Erfüllung vor mir dieſer Wünſche,
Da zeigt Ihr mir Verachtung. Zeigt mir Liebe,
Und all' die Wünſche bring' ich ihr zum Opfer,
Und alle meine Träume werf' ich hin.

Louiſe.

Laßt ab von mir, ich will nicht weiter hören;
Ein Schreckniß fürchtet' ich und fand ein' zweites.
Laßt ab, hinweg!

Philipp.

Nur einen Strahl von Hoffnung!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Fraulein von Groſchewska.

Groſchewska (durch die Mitte).

Durchlaucht, verzeiht, ich bring' Euch eine Botſchaft.
(Sie ſieht Philipp und ſtutzt).

Philipp (vor ſich).

Verwünſcht!

Louiſe (auf Groſchewska eilend).

Bleib', ich beſchwör' Dich, bleib' bei mir!
(Sie faßt ihre Hand.)
Was führt Dich her? (Zu Philipp).
Ew. Liebden wird verzeih'n.

Groſchewska (ſich ſcheu umſehend, halb leiſe).
Erwünſchte Botſchaft bring' ich Ew. Durchlaucht:
Der Pfalzgraf kam aus Wien —

Louiſe.
Wie, ſprichſt Du wahr —
Er kam, Du ſahſt ihn —?

Groſchewska.
Harrt Er doch ſchon Eurer
In Euren Zimmern.

Louiſe.
Er harrt, o laß uns eilen —

Groſchewska.
Sahst Ihr die Fürſtin Mutter ſchon?

Louiſe.
(Gleichviel;
O er iſt da, ich denke nichts als Ihn! (will fort.)

Groſchewska (hält ſie zurück).
Beſinnt Euch, laßt Euch doch, durchlauchte Frau,
Die nächſten Stunden wenden Euer Schickſal.
Der Pfalzgraf bittet, Dorotheen zu ſchonen,
Ihr zu vertrauen, ihren Rath zu hören.

Louiſe.
Was kann ich hören jetzt als ihn! (will fort.)

Philipp (ungeduldig hervortretend, ſie zurückhaltend).
Traun Schweſter,
Ein Wort noch!

Louiſe (ihn verächtlich zurück).
Bleib bei mir!

Philipp.

Ihr müßt mich hören!

Dorothea (auftretend, in der Thüre stehen bleibend).

Wie, Philipp, Ihr noch hier?

Philipp (für sich).

Ha, meine Mutter! (Zu Louise).

Tief drang mir Euer Wort in's Herz, Louise,
Und Friedrich Wilhelm's Sohn erringt vielleicht:
Mit Eurer Achtung bald sich Eure Liebe. (Schnell ab.)

Achte Scene.

Dorothea. Louise. Fräulein von Groschewska.

Dorothea (für sich).

Sie scheint bewegt, und seine Wange glühte,
Von Liebe sprach er ihr, der tolle Knabe!

Louise (für sich).

Nur Schrecken war sein Ungestüm, doch Grauen
Ist ihre Kälte!

Dorothea (zu Groschewska).

Geht! Laßt uns allein!

(Louise schreckt zusammen und will Groschewska zurückhalten.)

Groschewska (halb leise).

Durchlauchte Frau, bedenket seine Mahnung,
Vertraut ihr, hört, was sie Euch rathen wird. (Ab.)

Dorothea.

Willkommen, Töchterchen! Wie lang' ist's her,
Daß ich mich Eures Anblicks nicht erfreute

Seit jener Schreckensstunde, die den Gatten
Mir raubte, Euch den Vater! Damals legte
Er Eure Hand in meine, wißt Ihr's noch?
Laßt diesen Kuß auf Eure schöne Stirn
Euch sagen, daß ich jener Stunde denke.

(Louise schaudert zurück. Dorothea sieht es und blickt sie forschend an.)

Louise.

Was ruht so forschend Euer Blick auf mir?

Dorothea.

Ich dachte nach, wie dieser schönen Stirn
So prächtig eine Krone stehen würde. (Vor sich.)
Ihr Auge glänzt!

Louise (vor sich).

O wär' ich fort von hier! (Laut.)
Ew. Liebden hat nach mir geschickt.

Dorothea.

Gewiß.
Ich wollte, falls Ihr mir Vertrauen schenkt,
Mit Euch beraten. — Doch was ist Euch, Kind?
Ihr bebt und zittert! (Vor sich.) Hat auch ihr Verleumdung
Verruchter Lüge Gift in's Ohr geträufelt?
Ich wollte mütterlich ihr näher treten,
Ich kann's nicht mehr.

Louise (vor sich).

Wie düster flammt ihr Blick!
(Zurückweichend.) Was war's, Ew. Liebden, was Ihr
sagen wolltet?

Dorothea (nach einer Pauſe, ſich bezwingend).
Ihr ſehnt Euch, mein' ich, fort aus dieſem Schloß.
Liegt hoffnungsreich das Leben doch vor Euch,
Und lange Trauer ziemt nicht Euren Jahren,
Noch Eurer Stirn der Witwenflor —

Louiſe (ſchüchtern näher).
Ihr wißt —

Dorothea (lachend).
Wie ſollt ich nicht? — So iſt der Lauf der Welt,
Euch kann dabei zum Vorwurf nichts gereichen!

Louiſe (näher tretend).
Wenn Ihr's denn wißt, ſo leiht mir Euren Rath.
Mich quält's, von Freiern mich bedrängt zu ſeh'n,
Kaum weiß ich mehr, was all' den Werbern ſagen.

Dorothea.
Iſt's ſo, mein Kind, ſo gilt's mit kluger Wahl
Der Noth ein Ende machen, und das eben,
Das war's, was ich mit Euch berathen wollte.

Louiſe.
Der Kurfürſt, mein durchlauchter Herr und Bruder —

Dorothea.
Schweigt gegen ihn! Er kann Euch wenig nützen,
Selbſt wenn er wollte. Muß er doch vermeiden,
Was Feinde ſchafft, und wenn er Den begünſtigt,
Wird's alle Andern ihm zu Gegnern machen.
Zuletzt giebt er Euch Dem, den er am meiſten
Zu fürchten Urſach' hat.

Louiſe.

Bin ich nicht frei
Und Herrin meiner Wahl?

Dorothea.

Was nennt Ihr frei?
Und ſeid Ihr freier heut als damals, da
Man Euch als Kind vermählte?

Louiſe.

Wehe mir!

Dorothea.

Ich will Euch ſchützen! Flieht in meine Arme! —
Wie, Ihr erbleicht? — Kann Euch ein Wort ſo ſehr
Erſchrecken? Doch ich ſehe, Kind, Euch iſt
Nicht wohl! Ihr zittert — ſetzt Euch, meine Tochter.

Louiſe.

Fürwahr, faſt glaub' ich —

Dorothea.

Laßt, das geht vorüber!
Nehmt dieſes Fläſchchen, athmet ſeinen Duft,
Und wenn das nicht genügt —

Louiſe (entſetzt aufſpringend, für ſich).

Die grünen Tropfen —
Entſetzlich! Will die Falſche mir an's Leben —?
(Sich faſſend).
Ich dank' Euch — ſchon erhol' ich mich! — Ihr ſpracht
Vorhin — Ihr wolltet einen Rath mir geben —

Dorothea.

Was ich Euch rathen will, ſteht hier geſchrieben.
Nehmt dieſe Schrift und leſ't ſie prüfend durch,
Und wenn Ihr Euren Vortheil recht erwägt,
Wählt hier, ſo wählt Ihr recht!

Louiſe.

Erwägen, prüfen — (für ſich).
Vor Angſt vergeh' ich. Der Geliebte harrt,
Und auf die Folter ſpannt mich hier die Furcht.
(im Begriff ſich zu entfernen).
Mein Kopf! — Ich kann nicht mehr! — Vergönnt mir denn —

Dorothea.

Gut, nehmt die Schrift auf Euer Zimmer mit,
Und heute Nacht, ganz heimlich kommt Ihr her —

Louiſe.

Wie, heute Nacht?

Dorothea.

Wenn Eure Wahl entſchieden —

Louiſe.

Das iſt ſie ſchon —

Dorothea.

— ſo zeichnet Ihr die Schrift,
Und ſelbſt der Kurfürſt kann Euch nicht mehr zwingen.

Louiſe.

Nun denn, warum nicht gleich? So iſt's geſchehn!
(Vortretend mit der Schrift, für ſich).
Er will es ja, daß ihrem Rath ich folge,
Und ich muß fort —

Dorothea.

Ihr seid zerstreut! Erst wollt
Ihr fort, dann bleibt Ihr wieder! — Statt zu lesen,
Zerknittert Ihr die Schrift —

Louise

Wozu erst lesen?
Ihr rathet — ich gehorche. (Zur sich). Fort nur, fort!
(Laut). Ich unterschreibe gleich —

Dorothea.

Ihr wolltet jetzt —

Louise.

Eu'r Wille ist der meine

Dorothea

Lest die Schrift —

Louise.

Und wär' ich weiter, wenn ich sie gelesen,
Was weiß ich viel von Schriften —

Dorothea.

Welche Hast,
Mein Töchterchen, das Witthum los zu werden!
Nun, Ihr seid jung, das Herz hat seine Rechte.

Louise.

(am Tisch, die Feder in der Hand).
Wo hab' ich, sprecht, den Namen hinzusetzen?

Dorothea.

Ihr wollt im Ernst?

Louise.

Ihr hört es, ich muß fort.

Dorothea.

Nun hier, und Gott verleih' Euch ſeinen Segen.

Louiſe (unterſchreibt, ohne zu leſen).

Hier ſteht der Name. Wenn nun Ew. Liebden
Nichts Weiteres begehren —

Dorothea.

Nein, mein Kind!
Zieht Euch zurück. Ich ſehe, Ihr ſeid leidend.

Louiſe (für ſich).

Gott ſei gedankt, der Sorge bin ich ledig,
In ſeine Arme jetzt! (Sie verbeugt ſich.)

Dorothea (führt ſie zur Thür).

Gehabt Euch wohl! (Louiſe ab.)

Dorothea (allein).

Welch' unbedachtes, überſtürzt Gebahren!
Nicht aus Vertrau'n und nicht mit Ueberlegung
Führt ſie ſo leicht mich zum erwünſchten Ziel!
So ſchenkt ein Zufall, was uns ſchwer bedünkte,
Und eb'ne Pfade hemmt ein Hinderniß!
Nun, mir gilt's gleich!

(Sie ſchellt, ein Diener kommt.)

Schnell zum Staroſt Bielinsky,
Ich laſſ' erſuchen ihn, ſobald als thunlich
Hierher zu kommen. Rufet Friedeborn.

Diener.

Er harrt, um einzutreten, des Befehls.

Dorothea.

Laſſ' Er ihn ein. (Diener öffnet die Thür, Friedeborn tritt ein.)
Nun, bringt Er uns die Schrift?

Neunte Scene.

Dorothea. Friedeborn. Später **Philipp** und **Albrecht.**

Dorothea

(nachdem ſie einen Blick in die Schrift that.)

So iſt es recht! Die Prinzen nicht zurück?

Friedeborn.

Da eben kommen ſie, durchlauchte Frau.

(Albrecht und Philipp treten ein.)

Dorothea.

Die Schrift iſt fertig, jetzt den Namen drunter.

Albrecht

In Eure Arme, Mutter, nehmt mich auf,
Die Ordre gab ich an mein Regiment.
Das Schwerſte that ich, weil Ihr es befahlt,
Und jede andre Neigung meines Herzens,
Ich tauche ſie in meiner Mutter Liebe.
Befehlt, und ich gehorche.

Dorothea.

Unterſchreib'!

(Albrecht unterſchreibt.)

Dorothea (zu Philipp).

Dann Du! — Du zögerſt?

Philipp.

(Eine Frage noch,
Eh' dieſem Blatt ich füge meinen Namen.
Geblendet ſtand ich erſt, als Euer Wort
Fürſtliche Macht und Hoheit uns verheißen;

Seitdem hab' ich's mit mir noch überlegt,
Und eine Frage müßt Ihr mir geſtatten.
Zerreißen wir nicht unſres Vaters Reich
Mit unſerm Anſpruch? Was iſt Brandenburg,
Wenn wir zerſplittert ſeine Länder? Sprecht!
Denn widerlegt Ihr mir den Zweifel nicht,
So darf ich nicht und werd' nicht unterſchreiben!

Dorothea.

Biſt Du von Sinnen? Gilt Dir Deine Weisheit
Von zwanzig Jahren mehr als meine Einſicht,
Als Deines Vaters wohlerwog'ner Wille?
Und wagſt Du an Bedenken uns zu mahnen,
Die längſt für immer wir bei Seite legten?
Wo wir entſchieden, ziemt Dir nur Gehorſam.

Philipp.

Ich will mir's einen Tag noch überlegen.

Dorothea.

So fahr' Du hin! So wenig Deiner Hülfe,
Als Deines Rath's bedarf ich! Ich allein
Begann das Werk und will's allein vollenden!

Friedeborn (leiſe).

Die Schrift iſt werthlos, wenn ſein Name fehlt.

Dorothea.

Wie, ſoll das Ringen meines ganzen Lebens
An einer Knabenlaune ſcheitern? Thor!
Wenn Du der Muttertreue nicht vertrauſt,
Worauf denn bau'ſt Du, ſprich, in dieſer Welt
Voll Falſchheit, Eigennutz, Verrath und Tücke?
Wer raunte Dir ſo feigen Rath in's Ohr?

War ſie es? — Ja, ſie war's! Nun denn, ſo wiſſe,
Du biſt beſtraft im Augenblick, da Du
Geſündigt —

Philipp.

Wie? Was meint Ihr?

Dorothea.

Schweig'! Hier trennt
Sich unſer Weg. Der meine führt zur Größe —
Erkenne Du zu ſpät, um was Du warbſt,
Und was Du aufgabſt. —
Ha, Staroſt Bielinsky!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Graf Bielinsky.

Dorothea (giebt ihm die Schrift).
Hier, leſ't!

Bielinsky.

Sie unterſchrieb? Trau' ich den Augen?

Dorothea.

Berichtet es an Euren Hof nach Warſchau,
Auch hier verkündet's. Mit Jakob Sobiesky
Hat ſich Louiſe Radziwill verlobt,
Des Markgraf Ludwig Witwe.

Philipp (in heftiger Bewegung).
Ha, was hör' ich?

Dorothea.

Ihr ſeht, ich hielt mein Wort! — Löſ't nun das Eure!

Philipp.

Gebt mir das Blatt, jetzt will ich unterſchreiben.
(Er geht ſchnell an den Tiſch und unterſchreibt.)

Wirlinsky.

Auf Polens Beiſtand rechnet, gnäd'ge Frau!

Dorothea.

Er unterſchreibt. Wohlan denn, Polens Beiſtand
Und Frankreichs Unterſtützung ſind mir ſicher.
Der Kaiſer ſchickt noch heut das Teſtament,
Das Heer iſt uns geneigt, der Kurfürſt ſchwach,
Klar wie das Sonnenlicht iſt unſer Anſpruch,
Nun ſcheu' ich keinen Feind mehr! Auf zum Kampfe!
(Sie nimmt die Schrift, die ſie ſchnell unterſchreibt und dann dem Friedeborn reicht.)
Das trägt Er auf der Stelle in den Staatsrath!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Lützenburg. Zimmer mit Aussicht auf den Garten. Der Hintergrund Glasthüren, die in's Freie führen. Rechts und links Seitenthüren. Im Vordergrund Tische und Fauteuils. Auf dem Tische links Bücher, Baupläne und Karten durcheinander.)

Erste Scene.

Kurfürstin **Sophie Charlotte**, gefolgt von **Hofdamen**, tritt durch die Mitte ein. Graf **Dohna**.

Sophie Charlotte
(der die Damen Mantel und Handschuhe abnehmen).

Habt Dank für Eure Müh', jetzt ruht Euch aus.
Ich ließ Euch schon am frühen Morgen wecken,
Und meine gute Pölnitz schläft so gern.
Laß' gut sein, Kind. Der Traum ist halbes Leben,
Vielleicht der beste Theil! (Damen ab.)
Grüß' Gott, Graf Dohna!
Nun, gingen Briefe ein? — Von meiner Mutter?

Dohna.

Die Pläne ſchickt Le Nôtre aus Paris
Zum neuen Park.

Sophie Charlotte.

Ei zeigt, laßt uns betrachten.
(Geht an den Tiſch.)

Dohna.

Den Riß des Schloſſes hat der Baurath Schlüter
In's Reine jetzt gezeichnet.

Sophie Charlotte.

Ecjander
Von Göthe ſoll mit uns ihn überlegen.
Wie geht's des Fürſten Durchlaucht?

Dohna.

Gnäd'ge Frau,
Der Ceremonienmeiſter, Herr von Beſſer,
Hat heute Vortrag, um den neuen Anzug
Der Pagen, Hofbedienten zu berathen.

Sophie Charlotte (ſchnell).

Feldmarſchall Derfflinger braucht Ihr nicht zu melden,
Der mit mir kam und noch im Park verweilt. (Für ſich).
Er ſoll ihn nicht bei der Berathung treffen! (laut).
Des Herren Durchlaucht meldet meine Rückkehr,
Und wenn bei Muße, bät' ich — dieſe Pläne
Von Schloß und Garten mit mir zu beſprechen.
Doch Ihr verſteht, vom Derfflinger ſagt Ihr nichts.
(Graf Dohna ab.)

Sophie Charlotte.

Was ihn zerſtreuen ſoll von ſeinen Sorgen,
Darf nicht, als wär's ſein Lebenszweck, erſcheinen!

Zweite Scene.

Sophie Charlotte. Friedrich.

Friedrich.

Ew. Liebden ſchon zurück? Nun, die Frau Mutter —

Sophie Charlotte.

Ich ſprach ſie nicht, doch darf Euch das nicht kümmern;
Gewann ich nichts, geb' ich doch nichts verloren,
Und beſſ're Stunde bringt uns beſſ'res Glück.
Will Ew. Liebden nicht die Pläne einſeh'n?
Ich wandle in Gedanken ſchon im Park
Und ſchmücke mir des Schloſſes Räume aus;
Wenn's ſo erſt ſtünde! Kaum die Zeit erwarten
Kann ich zum Bau'n, zum Pflanzen, zum Verzieren.

Friedrich.

Hier bau'n wir auf, und And'res ſtürzt zuſammen.

Sophie Charlotte.

Was meint Ew. Liebden?

Friedrich.

Einen beſſern Bau,
Den in Gedanken ich einſtmal erſonnen,
Das war ein ſtolzes Haus. Des Vaters Lorbern
Die ſtarken Pfeiler, Kriegstrophä'n die Mauern,
Kunſt und Gewerbfleiß wölbte kühn das Dach,
Und eine Königskrone ſchloß die Zinne;
Ich war ein Knabe, als ich das erſann.

Sophie Charlotte.

Und jetzt ein Mann, mit Gott ſollt Ihr's vollenden.

Friedrich.

Wer denkt an's Bau'n, wenn rings der Boden ſchwankt?

Sophie Charlotte.

Der feſte Pfeiler wurzelt in dem Grunde.

Friedrich.

Des Meiſters Hand hat uns der Tod gelähmt
Und zagend ſteht, den Gott nach ihm geſetzt.
Sophie, ich bin kein Meiſter.

Sophie Charlotte.

Faſſet Muth,
An Eures Vaters Beiſpiel ſtärket Euch.

Friedrich.

Nein, meines Vaters Größe drückt mich nieder.
Wer bin ich gegen ihn? Ich weiß, es wird
Um ihn mich ſtrenger die Geſchichte richten.
Was ich erreiche, heißt die reife Frucht
Von ſeiner Saat. Mich trifft, was ich verliere.

Sophie Charlotte.

Ein großes Erbtheil hat er Euch gelaſſen.

Friedrich.

An Ruhm — den nahm er mit in ſeine Gruft;
An Neid — der heftet ſich an meine Ferſe;
An Feindſchaft rings — ſie fällt auf meinen Scheitel —
Den Schatten ließ er mir von ſeinem Licht.

Sophie Charlotte.

Das Anſeh'n auch des Brandenburger Schwertes
Ließ er zurück, das Feindſchaft niederhält.

Friedrich.

Das Schwert iſt Eiſen — Heldengeiſt ſein Funke,
Der Blitz bringt Schrecken, nicht der kalte Stahl;
Mich hat Natur zum Helden nicht beſtimmt.

Sophie Charlotte.

Vor Eurer Gattin treu verſchwieg'nem Herzen
Sprecht Eure Sorgen aus und Euren Kleinmuth;
Vor And'ren hebt das Haupt. — Seht unſ'ren Gaſt,
Der aus Berlin mir folgt - den Derfflinger,
Hab' ich vergeſſen doch ihn Euch zu melden.
(Zu Derfflinger, der eintritt).
Hier tretet ein!

Friedrich.

Feldmarſchall, ſeid gegrüßt!

Dritte Scene.

Derfflinger. Die Vorigen.

Derfflinger.

Durchlauchter Herr, grüß' Gott. Mit Permiſſion,
Ich promenirt' da in dem Ding von Garten.
Das pflanzt, das redet aus. Potz Sapperment!
Und über'nander liegt's wie Kraut und Rüben.
Was ſoll das geben?

Sophie Charlotte (zeigt den Plan).

Nun — hier dieſen Park.

Derfflinger.

Die Confuſion — hier dieſe prächt'ge Zeichnung?
Durchlauchte Frau, ich mach' mein Compliment,

Wenn Ihr's zu Stande bringt. — Nun meinethalben;
Wenn es ein Schlachtplan wär', verſtünd' ich's beſſer.
Doch bläſt einmal ein ſcharfer Wind, gleichviel
Von Norden, Weſten oder Oſt, in's Land,
Dann laſſen wir die Kriegstrompete ſchmettern,
Und all' das Burſchenvolk, das heute pflanzt,
Läßt Euch den Spaten liegen, läuft davon.
Der ſitzt auf's Pferd, der rennt dem Kalbfell nach,
Und Ihr, mit Kraut und Rüben bleibt Ihr ſitzen.

Sophie Charlotte.

So pflanz' ich ſelbſt mit meinen Damen weiter.

Derfflinger.

Das laſſ' ich gelten. Wär' es erſt ſo weit,
Daß Schwerter blitzten, die Fanfare riefe!
Was meint mein Herr und Kurfürſt?

Friedrich.

Alter Degen,
Ich mein', es iſt 'ne Zeit für Brandenburg,
Die zu dem Schwerte ruft, nicht zu dem Spaten,
Doch fehlt die Hand, die dieſes Schwert ergreift.
Wir ſind verwaiſt.

Derfflinger.

Nicht doch, mein Herr und Fürſt,
So denk' ich nicht. Der Vater ging zur Ruh',
Der freilich unſer aller Meiſter war,
Von dem wir lernten — nun, er *that* genug,
Jetzt kommt die Jugend an das Regiment,
Zu zeigen, was von uns ſie profitirte.

Friedrich.

Was immer von dem Vater Ihr gelernt,
Zu mir, dies Zutrau'n, war nicht mit dabei.

Derfflinger.

Was winkt Ihr, gnäd'ge Frau? — Nun grad' heraus:
Wir complettirten gegen Ew. Durchlaucht;
Die Gnäd'ge hat heraus mich invitirt,
Um Euch den Text zu lesen —

Friedrich.

Wie?

Sophie Charlotte.

Nun, Alter,
Ihr seid ein Diplomat, daß Gott erbarme.

Derfflinger.

Da Ihr das einmal wißt, weblan, zur Sache,
Und vorweg Permission, werd' ich zu dreist.
Man sagt, Ihr spinnt Euch ein in trübe Grillen
Und klagt Euch selber an in Kleinmuth, Herr!
Mit schuldigem Respect, geziemt sich das,
Den Kopf zu hängen, einem Hohenzoller,
Dem Sohn von solchem Vater, den der Herr Gott
Zu Häupten solches Landes hat gesetzt?
Wenn rings die Feinde dräu'n, nun desto besser!
Zu dreschen giebt's dann für den märk'schen Flegel.
Der Franzmann wird uns gar zu übermüthig,
Der Schwede wetzt die Waffen. Laßt sie kommen!
Wir hauen, Schwerenoth, sie in die Pfanne!
Allarm geblasen, Durchlaucht, keck auf's Pferd,

Ein Stoßgebet zum höchſten Herrn der Schaaren,
Kurz, aber dringend, ſo that der Herr Vater,
Und drauf und dran!

Friedrich.

Ich bin der Vater nicht.

Derfflinger.

Denkt Ihr, der hatte Alles gleich beim Schopfe?
Du lieber Gott, ich weiß es noch wie heut':
Am Rheinſtrom ſtanden wir, als man uns meldet,
Wie hier der Schwede in den Marken hauſet.
Da hättet Ihr den Vater ſehen ſollen!
Wer nicht im Dienſt war, ging ihm aus dem Wege,
In ſolcher Rage war der Herr. „Wie ſoll
Ich helfen", ſagt er, „ohne Heer, von Ferne,
Und ohne Geld, o meine armen Marken!"
Da ſagt' ich: „Herr, laßt uns die Schweden jagen!"
Und er fuhr auf: „Will er mich hänſeln noch?
Es geht nicht!" — „Nun probirt's!" — „Ich ſag', es geht nicht!"
Er ſah das ganze Brandenburg zerfallen
Und ſchalt ſich kraftlos, einen ſchlechten Fürſten,
Den Fluch des Landes — ach was weiß ich Alles —
Und poltert mit ſich ſelber ſo herum.
Zuletzt da wagt er's, und es iſt gegangen.

Friedrich.

Wenn er gezweifelt, nun, was ſoll denn ich?

Derfflinger.

Ei zweifeln, meinethalb, doch dann Euch faſſen.
Ich ſeh' wohl, was Euch fehlt — Euch fehlt die Noth.

Wer wollen muß — der kann. — Wollt Ihr denn warten,
Bis Euch das Messer an der Kehle steckt?
Denkt Eures Stamm's, und wohin Gott Euch setzte,
Ist das wohl Hohenzollernart? Zum Henker
Und Teufel, mit Permiß, man soll nicht fluchen,
Doch werd' ich roth bis in die Stirn hinein,
Daß meinen Herrn so schwach ich vor mir sehe.
Ja, so wird's nichts, ich sag's Euch grad' heraus.
Mit Eurem Regiment. Nun seht nur zürnend,
Das steht Euch besser, als die trübe Miene.
Sagt: „Schwerenoth, ich will ihn Lügen strafen",
Und straft mich Lügen. Habe ich gefehlt
In schuld'ger Achtung, nun so straft mich selbst,
Denn hab' ich erst in Harnisch Euch gebracht
Aus dieser trägen Schlaffheit, die Euch drückt,
So will ich Euer Zürnen gern ertragen
Und denken, seinem Vater dient' ich so,
Daß er mich lehnte, ihm, daß er mich strafte —
Mir einerlei, that ich nur meine Pflicht.

Friedrich

Ich dank' Euch für das off'ne Freundeswort.

(Er legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Derfflinger.

Da haben wir's, er ist nicht zu erzürnen;
Der Vater hätt' mir längst das Maul verboten.

Sophie Charlotte (im Hintergrunde).

Was bringt uns Dankelmann? Er kommt so eilig
Und scheint bestürzt?

Derfflinger.

Der Rabe fehlt uns noch! (für ſich.
Der hat an ihm was Sauberes erzogen.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Dankelmann.

Dankelmann.

Ich komme aus dem Staatsrath, Ew. Durchlaucht.

Derfflinger.

So, aus dem Staatsrath? Nun, mit deſſen Rath
Wär' eben nie beſonders Staat zu machen!
Was haben denn die Herren ausgeheckt?

Dankelmann.

Graf Dönhof hub die Sitzung eben auf —

Derfflinger.

Da that er Recht!

Dankelmann.

— als uns ein Schreiben zukam,
Gezeichnet von des Markgraf Philipp Durchlaucht,
Von Markgraf Albrecht und der Durchlaucht Mutter
Im Namen ihrer noch unmünd'gen Söhne —

Friedrich.

Und dieſe Schrift?

Dankelmann.

Verklagt Euch bei dem Staatsrath,
Daß Ihr verletzt das Erbtheil Eurer Brüder,
Und fußend auf des Vaters Teſtament
Verlangen ſie ihr wohlverbrieftes Recht!

Sophie Charlotte.

So iſt es wahr, es giebt ein Teſtament?

Dankelmann.

Dem Staatsrath legte ſie's in Abſchrift vor,
Graf Dönhof bringt's, der auf dem Fuß mir folgt.

Friedrich.

Und was beſagt's?

Dankelmann.

An Markgraf Philipp fallen
Die Länder Minden und Camin, an Albrecht
Der Rheinſtein, Magdeburg und Halberſtadt;
Ein Theil von Preußen geht an Markgraf Wilhelm,
Und Pommern wird an Chriſtian eingeräumt.

Friedrich.

Beim ew'gen Gott und Herrn — und was bleibt mir?

Dankelmann.

Der Kurhut und die Mark.

Sophie Charlotte.

Die Mark?

Derfflinger.

Der Kurhut?

Friedrich.

Und Brandenburg zerfällt. Das Werk des Vaters
Wird Staub, zerriſſen ſeines Sieges Kranz,
Zerſtreut ſein Heer, der Schrecken ſeiner Feinde,
Sein Brandenburg zerfällt.

Derfflinger.

Das wär' der Teufel,
Was fällt den Herrchen ein und der Frau Mutter?

Friedrich.

Und dieſes Teſtament, ſie bracht's zur Stelle?

Dankelmann.

In Abſchrift, wie geſagt. Das Or'ginal
Bewahrt der Kaiſer.

Derfflinger.

Wie, die Abſchrift nur?
Hat ſie das Teſtament nicht, gilt es nichts.
Weiſt ſie zurück, ſo wie es ſich geziemt.

Dankelmann.

So war die Meinung in dem Staatsrath auch.

Derfflinger.

Erſchlichen iſt die Schrift, durch böſe Ränke,
Des Vaters trübe Stimmungen benutzend
Und Euren Zwieſpalt —

Friedrich.

Der unſelige Zwieſpalt!

Derfflinger.

— hat ſie's erlangt.

Friedrich.

Auf ihrer Seite ſteht
Des Vaters letzter Wille, und auf meiner
Nur der Beweis, wie klein er mich geſchätzt.

Derfflinger.

Was wollt Ihr Euch unzeit'ge Sorge machen!
Sie hat das Teſtament nicht — damit gut.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Graf Dohna.

Dohna.

Graf Sternberg, der Gesandte Oestreichs, kommt
Und bittet Ew. Durchlaucht um Audienz.

Friedrich.

Was bringt er uns?

Dohna.

Sein Auftrag scheint mir dringend.

Friedrich.

Wohl, führt ihn ein, wir wollen ihn empfangen.
(Dohna ab.)

Friedrich.

Bleibt nur, Ihr Herrn. Ew. Liebden wird entschuld'gen,
Wenn wir in Eurer Gegenwart ihn hören.
(Graf Sternberg tritt ein.)
Seid uns willkommen! Nun, was bringt Ihr, Graf?

Sechste Scene.

Die Vorigen. Graf Sternberg.

Sternberg.

Mein Herr und Kaiser bietet Ew. Durchlaucht
Durch seinen Schwager Pfalzgraf Carl von Neuburg,
Der eben heut' von Wien hier einpassirt,
Gruß und Versich'rung seiner Huld und Freundschaft.

Friedrich.

Ich danke Seiner Majestät. Der Pfalzgraf
Sei uns willkommen. Sprecht, was führt ihn her?

Sternberg.

Was ſeines Herzens lang' geheimer Wunſch!
Zu werben kommt er um des Markgraf Ludwig
Durchlauchte Witwe. Und er ſelbſt ſowohl
Als auch mein Herr und Kaiſer bitten Durchlaucht,
Geneigt Gehör zu ſchenken ſeiner Werbung.

Friedrich.

Nicht ziemend ſcheint die Zeit für dieſe Werbung;
Ein Jahr kaum iſt es, daß mein Bruder ſtarb,
Und neue Trauer ward dem Hof und Lande
Durch meines Vaters Tod. — Verſchiebt den Antrag
Auf beſſ're Zeit.

Sternberg.

Wir ſind gedrängt, Ew. Durchlaucht;
Der Pfalzgraf iſt der einz'ge Freier nicht,
Mit Ungeſtüm bewirbt ſich Prinz Sobiesky,
Und Graf Bielinsky ſpricht ſeit heute Morgen
Von einem Eh'verſprechen —

Friedrich.

Das ihm wer?
Ich hoffe doch nicht ich gegeben?

Sternberg.

Und
Das Durchlaucht auch nicht protegiren wird?

Friedrich.

Ich protegire Niemand. Meine Schweſter
Iſt frei in ihrer Wahl.

Sternberg.

Das heißt, Ew. Durchlaucht,
Daß Ihr des Pfalzgrafs Bitte nicht gewährt? —

Friedrich.

Daß ich ſie weig're, hab' ich nicht geſagt.

Sternberg.

Noch eines Umſtands darf ich nicht vergeſſen,
Der in's Gewicht vielleicht hier fallen könnte;
Der Kaiſer hielt das Teſtament in Händen
Von Kurfürſt Friedrich Wilhelm —

Friedrich.

Hat er's nicht mehr?

Sternberg.

Der Pfalzgraf hat's aus ſeiner Hand empfangen
Und bringt es mit aus Wien.

Sophie Charlotte.

Das Teſtament!

Sternberg.

Und Vollmacht wurde ihm, es auszuhänd'gen —

Friedrich.

An uns?

Sternberg.

Nicht weiß ich, ob an Ew. Durchlaucht,
Ob an die Fürſtin Mutter?

Derfflinger.

Ei, das wäre!

Sternberg.

Denn Niemand, denk ich, protegirt der Kaiſer
Und wird es juſt wie Ew. Durchlaucht halten.

Derfflinger.

Das klingt ja faſt wie Drohung.

Sternberg.

Excellenz,
Nur wie ein Vorſchlag.

Derfflinger (für ſich).

Dem ein Nachſchlag ziemte.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Graf Dohna.

Dohna.

Rittmeiſter Goltz vom Regiment Dragoner
Bringt eine Meldung eben aus Berlin,
Die ich, ſo wunderbar ſie immer klingt,
Ew. Durchlaucht doch nicht vorenthalten darf.

Friedrich.

Die uns betrifft?

Derfflinger.

Schießt ab mit dem Kappert!

Dohna.

Die Offiziere der Grands Mousquetaires
Sind in Bewegung ſchon ſeit heute Morgen,
Jetzt zieh'n in Maſſen ſie hinauf auf's Schloß.

Derfflinger.

Wo iſt Eu'r Bruder, der ſie commandirt?

Dohna.

In Preußen juſt auf Urlaub, Excellenz!
Verworr'ne Reden nur vernahm der Goltz,
Die nicht die Abſicht dieſes Schritt's erklärten.
Er giebt ihm keine Deutung —

Derfflinger.

Was wird's ſein?
Lohnt das, den Herren zu incommodiren?

Dohna.

Die Regimenter auch des Markgraf Philipp
Und Barfuß ſah man unter Waffen treten,
Und wie es heißt, beſetzen ſie das Schloß.

Derfflinger.

Das iſt nicht möglich! Gab des Fürſten Durchlaucht
Befehl zu dieſem Schritt?

Friedrich.

Den gab ich nicht!

Derfflinger.

Wie, ohne Ordre? Bomben und Granaten!
Was ſoll das ſein? Geſtatten mir Ew. Durchlaucht,
Daß bei dem Golz ich ſelbſt mich informire.
„Das ſcheint" — „das heißt" — „man ſagt" — zum Donnerwetter!
So was berichtet man erſt, wenn man's weiß.
Da muß ich aber gleich doch drunter fahren,
Erlaubt, Ew. Durchlaucht —

Friedrich.

Ruhig, alter Degen!
Laßt einen Augenblick mir Zeit, Ihr Herr'n,
Zum Ueberlegen —

(Dankelmann und Sternberg ziehen ſich zurück.)

Derfflinger.

Wie? Der überlegt?
(Zu Sophie Charlotte).
Nun geb' ich's ſelber auf, durchlauchte Frau,
Wenn das ihn nicht in Harniſch bringen kann,

Iſt's aus mit Brandenburg. Im Uebrigen
Verlaßt Euch auf den Derfflinger. — Der Lärm
Iſt nicht die Galle werth, in die's uns bringt.
Noch lebt die märk'ſche Subordination. (Ab.)

Sophie Charlotte.

Folgt ihm, Graf Dohna. Hört den Goltz noch einmal
Und bringt mir Nachricht dort in meine Zimmer.
(Graf Dohna durch die Mitte, Sophie Charlotte nach links ab.)

Achte Scene.

Friedrich

(allein, im Vordergrund in einen Stuhl geſunken).

So iſt's gekommen, was ich längſt gefürchtet!
Der unglückſel'ge Zwieſpalt mit dem Vater
Trägt eine böſe Saat, die böſe Frucht.
Zerriſſen ſind die Bande meines Hauſes,
Erſchüttert alle Pfeiler meines Staats.
Das Heer in Aufſtand, und die eig'nen Brüder
In Feindſchaft aufgetreten gegen mich.
Der ſtill gehegte Haß der Mutter ſchlägt
Zur Flamme wild empor, und zündend fährt,
Dem Blitzſtrahl gleich, des Vaters letzter Wille
In's ſtolze Bauwerk ſeines eig'nen Strebens!
Es ſtürzt, zertrümmernd meine eitlen Pläne.
Es war ein Brandenburg, der Schreck der Feinde,
Des Glaubens Hort. — Ein königliches Reich! —
Es war! Ein kurzer Glanz, und es verliſcht. —
(Sich erhebend und vortretend).
Du, Herr der Welt, der die Geſchicke lenkt,
Deß Aug' die Zukunft ſieht, wie das Vergang'ne,

Sophie Charlotte (kommt).

Vergebt, mein Herr und Kurfürst. Wie, Ihr wollt
Doch selbst nicht fort?

Friedrich.

Seht, Dohna, nach dem Pferde!
(Dohna ab.)

Sophie Charlotte.

Die Nachricht aus Berlin wird uns bestätigt.
In Waffen sind die Regimenter. Derfflinger
Ritt fort auf diese Meldung.

Friedrich (zieht die Handschuhe an).

Um so mehr
Ist dort mein Platz.

Sophie Charlotte.

Unglaublich scheint es fast,
Doch auch des Markgraf Albrecht Regiment
Brach auf von Spandow, wie man eben meldet,
Und rückte nach Berlin.

Friedrich (etwas heftig).

Sind Alle toll?

Sophie Charlotte.

Nur eine Stunde harrt, mein Herr und Kurfürst,
Bis die Gemüther Derfflinger beruhigt.
Ihr stürzt Euch in den Aufruhr —

Friedrich.

Ew. Liebden,
Die märk'schen Garden fürcht' ein Anderer
Als Friedrich Wilhelms Sohn, der sie geschaffen.
(Dohna kommt zurück, mit ihm einige andre Cavaliere.)

Sophie Charlotte.

Wer von den Herrn begleitet Seine Durchlaucht?

Friedrich.

Ei, Niemand. Bleibt! Ich will's, daß Keiner folge!

Dankelmann.

O haltet ihn zurück, durchlauchte Frau —

Sophie Charlotte (hängt ſich an Friedrich).

Seht meine Angſt! Um meine Thränen, bleibt!

Friedrich (zu Sophie Charlotte).

Ihr, hofft' ich, ſolltet beſſer mich verſteh'n.

(Macht ſich los und geht ab.)

Sophie Charlotte (für ſich, halb freudig).

Er geht und hört mich nicht —

Sternberg.

Wie, gnäd'ge Frau?

Sein fürſtlich Anſeh'n ſo auf's Spiel zu ſetzen?

Er iſt verloren —

Sophie Charlotte.

Nein, er iſt gewonnen,

Sich ſelbſt gewonnen, und ſo ſchütz' ihn Gott!

(Sie ſinkt erſchöpft in einen Seſſel, während Sternberg abgeht und der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Zimmer der Kurfürstin wie im zweiten Act.)

Erste Scene.

Dorothea. Darauf **Philipp.**

(Dorothea sitzt und schreibt.)

Philipp (stürzt herein).

Ew. Liebden!

Dorothea.

Nun, was giebt's?

Philipp (in Bestürzung).

Hört mich, Frau Mutter!

Dorothea.

Was stürmst Du so herein? Du weißt, ich kann
Den Ungestüm nicht leiden. Hier tritt her
Und rede ruhig — jetzt sei Dir's gestattet.
Du warst, wie ich befahl, bei den Gesandten
Von Frankreich und von Polen?

Philipp.

Ew. Liebden,
Als ich auf's Schloß zurückkam, fand im Hofe,
Im Corridor, in Eurer Antichambre
Ich Offiziere aller Regimenter —

Dorothea.

Als Du zurückkamſt — doch bei den Geſandten?

Philipp.

Man wich mir aus, verworr'ne Reden hört' ich —

Dorothea.

Bei den Geſandten?

Philipp.

Von den Offizieren.

Dorothea.

Wer fragt danach? Was die Geſandten ſagten,
Das will ich wiſſen. Rede!

Philipp.

Ew. Liebden,
Von Wichtigkeit —

Dorothea (auffahrend).

Was ſagten die Geſandten?

Philipp.

Sie ſetzten ihre Noten auf, Beſchwerden,
Nachdrücklich, ſcharf in ihrer Höfe Auftrag,
Und denken heut noch, ſpäteſtens doch morgen
Sie einzureichen —

Dorothea.

Gut — was fordert Polen?

Philipp.

Das Lehn von Preußen, kündigt die Verträge
Von Wehlau —

Dorothea.

Recht! Und Frankreich?

Philipp.

Führt Beſchwerde
Betreff's der Refugié's, die man empfangen,
Und droht —

Dorothea.

Ganz gut!

Philipp.

— mit Waffen Rechenſchaft
Zu fordern, auch hinſichtlich Schwedens Anſpruch
Auf Pommern —

Dorothea.

Gut!

Philipp.

— doch Alles, falls der Kurfürſt
Das Teſtament des Vaters nicht vollſtreckt.
In dieſem Fall —

Dorothea.

Geh' jetzt zu Carl von Neuburg!
Graf Sternberg ließ mir ſeine Ankunft melden,
Er bringt das Teſtament und hat Befehl
Vom Kaiſer, es in unſ're Hand zu legen.
Auch er wird fordern, Du bewilligſt Alles.
Hab' ich das Teſtament, ſo ſind wir ſicher.
Geh'!

Philipp.

Will mir die Frau Mutter nicht geſtatten
Ein Wort noch?

Dorothea.

Geh', wir haben nicht zu zaudern.

Philipp.

Die Offiziere ließen Worte fallen —

Dorothea.

Wer hört auf Worte!

Philipp.

Die bedenklich ſchienen —

Dorothea.

Du ſtehſt mir — hoff' ich — für Dein Regiment.
Im Uebrigen, das Teſtament zur Stelle,
Und Alles beugt ſich vor des Vaters Willen.
Jetzt geh', doch beſſer durch mein Kabinet,
Die kleine Treppe führt Dich auf die Stechbahn,
Und zum Geſandten haſt Du nur zwei Schritte.

Philipp.

Den Schleichweg, Ew. Liebden?

Dorothea.

Ich befehl' es,
Hier, nimm den Schlüſſel.

Philipp.

Iſt denn unſ're Sache
Nicht off'nes Recht?

Dorothea.

Wenn wir das Teſtament
In Händen haben, zeig's der ganzen Welt,
Bis da — gehorche!

Philipp.

Wohl! Mit ſchwerem Herzen.
(Ab nach links.)

Dorothea.

Er ſoll das Murren mir nicht zweimal hören,
Das taugt noch nicht für ſolch' ein junges Ohr.

Zweite Scene.

Dorothea. Friedeborn.

Friedeborn
(durch die Mitte, verstört mit zerzausten Kleidern hereinstürzend).
Durchlauchte Frau!

Dorothea.
Was giebt's? Ließ ich Ihn rufen?

Friedeborn
Von Offizieren wimmelt's rings im Schlosse.
Ich schlich mich leise durch den Gang, zu horchen,
Weil Ew. Durchlaucht Namen ich vernehmen,
Begleitet von —

Dorothea.
Nun, red' Er —

Friedeborn.
Mit Verlaub,
Von bösen Worten —

Dorothea.
Er, das ist nichts Neues!

Friedeborn.
Conspirationen mit dem Ausland —

Dorothea.
Weiter!

Friedeborn.
Von Felonie —

Dorothea.
Was hat Er mich zu stören
Mit dem Geklatsch?

Friedeborn.

Vergang'ne Todesfälle
Erwähnt man wieder.

Dorothea.

Laßt die Todten ruh'n!

Friedeborn.

Da sah man mich, man packte mich beim Wams,
Und Einer rief — „das ist ihr saub'rer Schreiber" —
In meine Taschen greift man —

Dorothea.

Die doch leer?

Friedeborn.

Concepte fand man —

Dorothea.

Unvorsicht'ger Narr! (Für sich).
Wie, wär' auch er bestochen, war es Absicht,
Daß er sich treffen ließ mit den Papieren?

Friedeborn.

Man drohte aus dem Fenster mich zu stürzen,
Doch da versammelt man sich um die Schriften.
Und „Hört" rief Einer, Andre drängten nach —
Und „Lauter" hieß es. So riß ich mich los
Und schlüpfte her, dem Tode kaum entronnen.

Dorothea.

Was hatte Er zu horchen? — Da hinein,
Bis ich Ihn brauche. Künftig hüt' Er sich! (Friedeborn ab.)
Einstweilen gilt es, seiner mich versichern,
Und wenn er mich verkaufte, gnad' ihm Gott!

Dritte Scene.

Dorothea. Derfflinger (durch die Mitte).

Indem Derfflinger eintritt, sieht man den Vorsaal mit Gruppen von Offizieren gefüllt und vernimmt verworrene Stimmen durcheinander.

Derfflinger.

Ihr Herren, daß mir Keiner, bitt' ich, folge!
(Die Thüren schließen sich.)
Ei, Durchlaucht — das sind saubere Geschichten,
Die Regimenter alle unter Waffen
Und ohne Ordre — Wart', Euch hol' der Henker! —
Das Schloß besetzt! — Die Fuchtel soll Euch lehren —
Die Offiziers wie herrenlose Rotten
Verlesen Scripta — Brauchen die zu lesen?
Ich will ein saub'res ABC Euch lehren!

Dorothea.

Feldmarschall, ei, hatt' ich doch überhört,
Daß Ihr gemeldet.

Derfflinger.

Kam ich ungemeldet,
So kam ich, wie der Vorfall, der mich rief!
Wir haben manchmal, gnäd'ge Frau, vor Zeiten
Im Lager, denk' ich sans façons verkehrt.
Damals, gesteh' ich, hat mich's oft gewurmt,
„Was," dacht' ich, „suchen Weiber unterm Zelte?"
Doch heut' —

Dorothea.

Vergeßt nicht, daß wir nicht im Lager.

Derfflinger.

Doch auch im Frieden nicht, d'rum, gnäd'ge Frau,
Erlaubt wie damals mir, ganz sans façons —

Dorothea.

Ihr mahntet mich an eine gute Zeit,
Und der gedenkend will ich gern Euch hören.

Derfflinger.

Ihr pocht auf Eures Gatten Teſtament.

Dorothea.

Das iſt mein Recht.

Derfflinger.

Ihr fordert für die Söhne
Den größten Theil des Landes.

Dorothea.

Wenn nicht ich,
Wer ſchützt die Rechte der Unmündigen?
Das iſt der Mutter Pflicht.

Derfflinger.

Ihr reizt die Kinder
In Feindſchaft gegen ihren Bruder auf.

Dorothea.

Nur wenn der Bruder ihre Rechte kränkt.

Derfflinger.

Er iſt ihr Herr und Fürſt —

Dorothea.

Das iſt er nicht!
Ihm gleichberechtigt machte ſie der Vater.

Derfflinger.

Die fremden Mächte ruft Ihr gegen uns,
Ich weiß, Ihr conſpirirt mit den Geſandten —

Dorothea.

Der Schwache wirbt um Beiſtand bei dem Starken —

Derfflinger.

Und Aufruhr wecket Ihr im Heer —

Dorothea.

Man liebt
Die Söhne Friedrich Wilhelms, die ihm gleichen.

Derfflinger.

Habt Ihr das Teſtament?

Dorothea.

Der Kaiſer hat's,
Wie es mein Herr und Kurfürſt ausgefertigt
Zu meinem und der Kinder Schutz.

Derfflinger.

Und Ihr
Capricionirt Euch auf das Stück Papier
Und überlegtet nicht, um was ſich's handelt?

Dorothea.

Des Gatten Weisheit ziemt mir nicht zu prüfen.

Derfflinger.

Sein Werk nicht, Eures iſt's, da ſteckt der Haken.
Erſchlichen habt Ihr's von des Herren Güte
Für Euch und Eure Kinder. Ihr benutztet
Den Zwieſpalt, der vom ält'ſten Sohn ihn trennte,
Und wer den Zwieſpalt weckte, wißt Ihr wohl.

Dorothea.

Auf dieſen Vorwurf hab' ich keine Antwort.

Derfflinger.

Denn Friedrich liebt Ihr nicht —

Dorothea.

Das geb' ich zu —

Derfflinger.

So handelt Ihr aus Groll und Haß —

Dorothea.

Mit nichten.
Ich haſſe Niemand. Gleich unwürdig ſind
Die Menſchen all' des Haſſes, wie der Liebe.
Blind rennt ein Jeder auf ſein eig'nes Ziel;
Der Starke ſucht die Macht — es ſucht der Schwache,
Was ſeiner Eitelkeit und Laune fröhnt.
Wer fragt, ob er des Nächſten Herz zertritt,
Wenn's eig'nen Vortheil gilt? Und weshalb ihn
Des Haſſes würd'gen mehr als alle Andern?
Weil er der Erſtgebor'ne? Meine Kinder
Sind gleichen Stamm's wie er, ſind Fürſtenſöhne,
Sein Recht iſt älter nicht, als das der Brüder,
Und mehr nicht ford're ich als dieſes Recht,
Ganz, nicht ein Haarbreit mehr noch weniger.

Derfflinger.

Und dieſem Recht fällt Brandenburg als Opfer.

Dorothea.

Was gab mir dieſes Land? Seit ich's betreten,
Als eine Fremde hat es mich empfangen,
Verachtung fand ich, Haß und böſen Leumund.
Das Bitterſte, es ward mir nicht erſpart.
Manch' ungerechter Fluch fiel auf mein Haupt.
Das Land, bei Gott, hat's nicht um mich verdient,
Daß ich ihm opf're meiner Kinder Recht.

Derfflinger.

So faſſ' ich Euch von einer andern Seite.
Was gegen Friedrich Ihr mißachtend thut,

Was Ihr um Brandenburg nicht unterlaßt —
Um Eures Gatten Ruhm, den Ihr getheilt,
Und Dem, weiß Gott, ein treues Weib Ihr war't,
Geht in Euch!

Dorothea.

Seinen Willen nur vollzieh' ich.

Derfflinger.

Ei, denkt Ihr denn, daß darum er gelebt,
Sein Blut verſpritzt und ſeines Landes Blut,
Und eingeſetzt den Wohlſtand ſeiner Marken,
Um ſeiner Söhne Jedem ein Stück Landes
Behaglich zuzuſchneiden, ohne Macht
Und ohne Anſeh'n? — Nein, Ihr kränkt den Gatten
Und werft ſein Lebenswerk in Schutt und Trümmer,
Denkt ſo gering, engherzig Ihr von ihm.
Er war ein großer Fürſt — Ihr macht ihn klein —
Habt Ihr auch das bedacht?

Dorothea.

Hätt' ich's bedacht,
Was würd' es frommen? Ohnehin verloren
Iſt Brandenburg, iſt meines Gatten Werk,
Und leuchtend nur lebt ſein Gedächtniß fort.

Derfflinger.

Was ſagt Ihr da — Ihr meint — ?

Dorothea.

Ihr kennt den Sohn,
Der dieſem Vater folgte. Eh' in Trümmer
Das Land zerfällt in ſeiner ſchwachen Hand,
Rett' ich den Kindern ihr gerechtes Theil.

In's Grab ſank Brandenburg mit Friedrich Wilhelm —
Bin ich's, die es zertrümm're — ſagt es ſelbſt.

Derfflinger.

Brecht nicht den Stab. Noch iſt der Kurfürſt jung
Und ungewohnt der Macht —

Dorothea.

Noch jünger war
Der Vater, als er in das Kriegsrad griff,
Das dreißig Jahr das deutſche Land zermalmte,
Und was thut Friedrich?

Derfflinger.

Nun, er ehrt den Vater —

Dorothea.

Mit eitlem Prunke hat er ihn beſtattet,
Doch Helden ehren, heißt ihr Werk vollenden.

Derfflinger.

Noch that er nichts, was irgend Tadel träfe.

Dorothea.

Nur weil er überhaupt noch nichts gethan,
Und eben, daß er nichts thut, iſt zu tadeln.
Der Pole trotzt; er ruft zur Huldigung,
Er läßt die Kleider ſchneidern zu der Feier.
Der Franzmann greift mit räuberiſcher Hand
In's Herz von Deutſchland. Zieht er an den Rhein?
Er baut ein Luſtſchloß prächtig an der Spree.
Der Schwede rüſtet ſich und ſchleift die Waffen —
Er ſchafft betreſſte Röcke für die Pagen —

Derfflinger.

Und wenn's ſo wäre — Ei, und Tod und Teufel!
S iſt leider wenig anders, als Ihr ſagt,

Hofft darum nicht am Ziele ſchon zu ſein.
Nein, ſag' ich Euch. Der Fürſt iſt's nicht allein,
Das ganze Land, das Heer, der märk'ſche Adel,
Der Euch entgegentritt —

Dorothea.

Es wird ſich zeigen,
Für weſſen Recht die Stimmen ſich erheben.
Den ſtarken Fürſten will das Heer —

Derfflinger.

Beim Teufel!
Gehorchen will's dem angeſtammten Herrn.
Das wär' ein faul'res Heer, das fragt und krittelt,
Ob dies und das beim Herren ihm genehm.
Weil es ſein Herr und Fürſt, gehorcht es ihm
Und folgt, wohin ſie wehen, ſeinen Fahnen.
Und nicht der Adel, nicht das Heer allein,
(während außer der Bühne das Gebrauſe verworr'ner Stimmen hörbar wird und wachſend ſich ſteigert)
Die Staaten' all', die Friedrich Wilhelms Hand
Zu Deutſchland's Hort, zum Schutz des freien Glaubens
Zuſammen band zu einem mächt'gen Reich,
Des ganzen Volkes allgemeine Meinung
Verlanget laut ein unzerſplittertes,
Ein einig Band, und einen einz'gen Herrn,
Des Stammes Haupt und Führer! Merkt darauf,
Verſchließt ihr nicht das Ohr, hört meine Warnung,
Sie tritt Euch nah' genug heran. Hört nur:
Da draußen tobt's, wie aufgeregte Wellen,
Und immer lauter ſchwillt die Fluth heran!
Man nennt Euch die Verderberin des Landes,

Man ſchilt, man droht, und nicht für Euer Haupt
Und Leben ſteh' ich, bricht durch jene Pforten
Der Schwall herein —

Dorothea.

Reißt ſie nur auf die Thüre
Und laßt das Schlimmſte ſich an mir vollbringen,
Was liegt an mir, iſt nur mein Werk vollbracht!
Für meine Kinder trug ich jahrelang
Ein Leben voll von Kränkung und Verläumdung —
Wer ſo für ſeine Kinder leben konnte,
Den ſchreckt es nicht, will's Gott, für ſie zu ſterben.
Sie will ich heben, mag ich untergehen.
Die Thüren auf, hier ſteht ein wehrlos Weib
Und beut dem Tode Trotz für ihre Kinder.

Vierte Scene.

Die Thüren werden mit Gewalt aufgeriſſen. **Offiziere verſchiedener Regimenter, Cavaliere, Damen, Pagen** drängen herein. **Dorothea** ſteht unbeweglich. Ihre Damen ſtellen ſich mit ſichtlichen Zeichen des Schreckens hinter ſie.

Offiziere.

Wir fordern Rechenſchaft!

Andere.

Für dieſe Schriften,
Die Polens Hülfe ſuchen —

Andere.

Frankreichs Beiſtand —

Andere.

Mit falſcher Ordre rief man zu den Waffen
Die Regimenter.

Verſchiedene Stimmen.

Rechenſchaft!

(Dorothea ſteht unbeweglich).

Derfflinger.

Gebt Antwort,
Bei meinem Eid', dann ſchütz' ich Euch vor Unbill!

(Dorothea ſteht unbeweglich).

(Louiſe, gefolgt von ihren Damen, tritt ſchnell durch die Mitte ein. Alles macht Platz, ſie ſchreitet bis in den Vordergrund.)

Louiſe.

Sie fordern Rechenſchaft und ich nicht minder;
Sie ſind gereizt — zumeiſt bin ich gekränkt,
Getäuſcht, verrathen, unerhört betrogen.

Dorothea.

Was meint Ew. Liebden?

Louiſe (halblaut mit immer mehr hervorbrechendem Zorn).

Gebt die Schrift zurück,
Die Ihr, durch welche Künſte weiß ich nicht,
Die Sinne täuſchend und den Geiſt verwirrend
Mir abgerungen hier in Seelenangſt.

Dorothea.

Welch' eine Schrift?

Louiſe.

Die mich verkauft an Polen
Mit Hab und Gut und Blut, mit Leib und Seele.
Starost Bielinsky bringt mir ſeinen Glückwunſch,
Ich weiſ' ihn ab, er zeigt die Akte vor
Mit meiner Unterſchrift. Ich bin verrathen,
Betrogen ſchändlich, und durch Euch betrogen.

Dorothea.

Ihr ſeid von Sinnen!

Louiſe.

Nein, ich war von Sinnen,
Als ich Euch traute, als mit ſchlauen Worten
Vom Wunſch des Herzens Ihr mich abgelenkt
Und mich umſtrickt mit Euren Zauberkünſten.
Schafft mir die Schrift zurück, und macht mich frei.

Dorothea.

Ihr thöricht Kind, Euch ſelbſt klagt an, nicht mich,
Was laſ't Ihr nicht, bevor Ihr unterſchriebt?

Louiſe.

Ich ſchrieb von Eurem dunklen Blick gefeſſelt
Im Bann des Schreckens, den um Euch Ihr breitet,
Und eingeſchüchtert, nicht der Sinne mächtig.
Was weiß ich, welche Künſte Ihr gebraucht,
Bis ich die Schrift gezeichnet, die mir fremd.

Dorothea.

Macht zum Geſpött' Euch nicht mit ſolchen Worten,
Und deckt nicht eig'ne willenloſe Schwäche
Mit Ammenmärchen zu von fremder Schuld.

Louiſe.

Wollt Ihr's denn wiſſen, nun ſo will ich's künden,
Was mir den Geiſt verwirrt, jetzt weiß ich's wohl.
Ein Fläſchchen löſtet Ihr von Eurem Halſe,
Den Duft der grünen Tropfen ſollt' ich athmen,
Und da vergaß ich mich in Todesangſt.

Dorothea.

Was ſoll das heißen?

Louise.

Soll ich's Euch erklären?
Blickt rings im Kreis umher. Der Felonie
Klagt man Euch an, die Feinde rief't Ihr auf
Zu Eurem Schutze gegen Brandenburg,
Das Heer zum Aufstand wolltet Ihr verleiten,
Und all' dies rief man laut Euch in's Gesicht!
Doch seit ich jene grünen Tropfen nannte,
Ruht jeder Blick mit Grauen und Entsetzen
Auf jener Kapsel dort an Eurer Brust.
Stumm sind die Lippen, doch verklagt dies Schweigen
Euch härter, als der laute Vorwurf that.
Was jene Kapsel birgt, das weiß man wohl;
Was Jeder weiß, das brauch' ich nicht zu künden,
Und schweigen darf ich, wo die Grüfte reden.

(Man hört in der Ferne Trommeln rühren.)

Dorothea.

Nein, das ist unerhört —

Stimmen von Außen.

Macht Platz — macht Platz,
Der Kurfürst kommt!

Offiziere (auseinander weichend).

Der Kurfürst!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Friedrich (schnell eintretend; Alles macht Platz).

Friedrich.

Nun, was giebt's?
Was geht hier vor?

Dorothea.

Durchlauchter Herr und Sohn,
Man drängt ſich mit Gewalt in meine Zimmer
Mit böſem Wort und Drohung. Jene da
Ruft auf die Gräber gegen mich als Zeugen,
Mit off'nen Worten faſt des Mord's mich zeihend.

Friedrich.

Frau Schweſter, wie?

Dorothea.

Ihr wißt, wir ſind im Streit
Um Eurer Brüder Erbtheil. Wohlgeſinnt
Wart Ihr mir nie, — doch, denk' ich, wollt Ihr nicht,
Daß man beſchimpft die Wittib Eures Vaters.

Friedrich.

Bei Gott, das will ich nicht, noch werd' ich's dulden!
Zurück! Doch Keiner weich' mir aus dem Zimmer.
(Alle ziehen ſich zurück. Im Vordergrund bleiben nur Dorothea, Derfflinger, Friedrich, Louiſe.)

Friedrich

(nach einer Pauſe, in der er auf- und abgeht, vor Dorotheen ſtehen bleibend).

Vergebt, der ſchnelle Ritt hat mich erſchöpft.
Die Haſt, die Treppen nahmen mir den Athem,
Frau Mutter, Ihr erlaubt, daß ich mich ſetze.
(Er ſetzt ſich erſchöpft in den Seſſel.)

Louiſe.

Hört mich, durchlauchter Herr!

Friedrich.

'Nen Augenblick
Bitt' ich um Ruhe. Habt Ihr nichts zur Hand?
Nicht einen kühlen Trank?

Dorothea (einem Pagen winkend, der herantritt).
Wein!

Friedrich.
Laßt, Frau Mutter!
Da steht ein Becher Wassers, der genügt;
Zwei Tropfen Stärkendes träuft mir hinein,
Ihr habt ja dessen —

Dorothea (betroffen).
Ich —

Friedrich.
Wie, habt Ihr nicht?
In jener Kapsel, mein' ich, an der Kette
Die Tropfen, die Ihr Carl Emil gereicht
Und meinen Kindern —

Dorothea (zweifelnd).
Wie, aus diesem Fläschchen,
Die grünen —

Friedrich.
Ja, ganz recht, die grünen Tropfen!
Von diesen gebt mir, bitt' ich Euch, Frau Mutter.

Dorothea (ihn prüfend und zweifelnd ansehend).
Und die begehrt Ihr?

Friedrich.
Kräftigend, so hört' ich,
Und kühlend sind sie, dess' bedarf ich jetzt.
Drum gebt!

Dorothea.
So wollt Ihr wirklich? Nun, wohlan.
(Sie macht das Fläschchen aus der Kapsel los).
Hier sind sie, wenn Ihr wollt —

Friedrich.

Ja, ja, ſie ſind's!
Das Fläſchchen kenn' ich wohl —
(Das Fläſchchen zurückreichend).
Frau Mutter, miſcht
Mir, bitt' ich, ſelbſt den Trank nach Eurer Einſicht.

Dorothea (erſt zögernd, dann feſt entſchloſſen).

Ihr wollt's, und wohl bekomm' es.
(Sie träufelt einige Tropfen in den Becher.)

Derfflinger.

Gnäd'ger Herr!

Louiſe.

Was wollt Ihr thun? Um Gottes Willen, Bruder!
(Offiziere ſind unterdeſſen allmälig näher gekommen.)

Einzelne Stimmen.

Trinkt nicht!
Durchlauchter Herr!
Gift! Seht Euch vor!

Friedrich (aufſpringend, gebieteriſch kräftig).

Still, ſag' ich, ſtill! und merkt, was ich Euch künde.
Wer meines Vaters Wittib, meine Mutter,
Mit Worten, Blicken, oder ſonſt beleidigt,
Den achte ich, als ob er's uns gethan,
Und werd' ihn ſtrafen, daß er deß gedenke!
Dann weiß ich, daß ein böſ' Gerücht, erdacht
Von Argliſt, blind von Unverſtand geglaubt,
Im Stillen ſchleichend, ſchwerer Schuld ſie zeiht!

Dorothea.

Wollt Ihr geſtatten, daß ich mich entferne?

Friedrich.

Ich bitt' Euch, bleibt — — der Schuld, als hätte ſie,
Was Gott verhängt, verbrecheriſch vollbracht.
Die Brüder ſah ich ſterben und die Kinder,
Auch meine erſte Gattin ruht im Grabe.
Und hier, hier ſteh' ich, dem kein Stammeserbe
Bis jetzt erblühte, und nach deſſen Tode
An Markgraf Philipp, unſern theuren Bruder
Und ihren Sohn, des Landes Herrſchaft fällt —
Hier ſteh' ich, ſag ich — und merkt Alle auf,
Und halte dieſen Trank, den ſie mir miſchte
Aus jenem Fläſchchen, das der Leumund nennt.
Und daß Ihr einſeht, was ich ſelber halte
Von dem Gerüchte, hebe ich den Becher
Und leere ihn auf meiner Mutter Wohl,
Auf Brandenburgs Gedeihen, und darauf,
Daß Keiner mehr in dieſen meinen Marken
An Ammenmärchen aberwitzig glaube. (Er trinkt.)

(Bewegung unter den Offizieren. Louiſe wirft ſich in die Arme ihrer Damen.)

Derfflinger (zu Dorothea hinübertretend, halblaut).

Nun, gnäd'ge Frau, was ſagt Ihr zu dem Herrn?

Dorothea (thut einen Schritt zum Kurfürſten und will reden; die Stimme verſagt ihr, ſie hält ſich an einen Seſſel. Für ſich).

Kein Drohen ſchreckte mich, verleumdet hob
Ich ſtolz das Haupt — davor brech' ich zuſammen.

(Sinkt in den Seſſel.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Markgraf Philipp.

Philipp.

Was geht hier vor? — Der Bruder! — (Zu Dorothea).
Ew. Liebden
Wir haben nichts zu fürchten mehr! Der Pfalzgraf —

Dorothea.

Still, nichts davon in dieſer Stunde, ſtill!

Friedrich (zu Louiſe).

Ihr habt, Frau Schweſter, ſchwer Euch hier vergangen,
In Heftigkeit vergeſſen, was die Sitte,
Was eig'ne Würde heiſcht. Auf Eure Zimmer
Zieht Euch zurück, den Fehl zu überlegen.

Louiſe

(will reden und tritt auf ihn zu, er weiſt ſie ab mit einer Bewegung der Hand. Louiſe geht ab, gefolgt von ihren Damen).

Friedrich.

Ihr kommt, Ihr Herrn, zufällig ganz gelegen,
Des Markgraf Albrecht's Regiment, das eben
Aus Spandow eingerückt, — auf meine Ordre —

Philipp.

Auf Eure Ordre? —

Friedrich.

Ei, weß ſonſt, Herr Bruder? —
Mit uns, wie's Brauch und Sitte, zu empfangen.
Ich will ſogleich die Truppen inſpiciren.

(Die Offiziere verlieren ſich bis zum Schluß der Scene durch die Mitte.)

Friedrich (zu Dorothea).

Erſchöpft ſcheint die Frau Mutter. Von Geſchäften
Ein ander Mal. (Zu Derfflinger).
Ei, Derfflinger, wie ſtumm?
Ihr ſeht, der Lärm war nicht der Rede werth.

Derfflinger.

Stumm macht das Glück mich, daß ich das erlebt;
Ich werde, hoff' ich, wohl der Erſte droben
Dem ſel'gen Herrn darüber rapportiren!

Friedrich (im Abgehen).

Und was denn werdet Ihr ihm rapportiren?

Derfflinger.

Daß er den Kurhut ließ auf würd'ger Stirn,
Die ihn zu ſeinem Ruhme tragen würde,
Wenn's allenfalls auch eine Krone wäre.

Friedrich.

Wie, eine Krone? — Ihr wollt hoch hinaus! —
Nun, wenn es Gott gefällt, wird ſie ſich finden.

(Ab. Ihm folgt Derfflinger und Philipp, der verwundert auf ſeine Mutter ſieht, die ihm eine Bewegung der Hand macht, worauf er abgeht.)

Dorothea.

In Einem hab' ich Unrecht ihm gethan,
Eins hat er dennoch, eins — er hat ein Herz!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(Decoration des vierten Actes.)

Erſte Scene.

Dorothea ſitzt im Vordergrund links im Lehnſtuhl, in Gedanken verſunken. **Sophie Charlotte** tritt mit Markgraf **Albrecht** leiſe durch die Mitte ein. Sie ſehen Dorothea ſchweigend an, kurze Pauſe.

Sophie Charlotte.

Da ſitzt die Mutter! Tretet ſtill herzu
Und ſprecht ſie an.

Albrecht.

Sie blickt ſo ſtarr und düſter.

Sophie Charlotte.

Muth, Ew. Liebden! Iſt's doch Eure Mutter,
Ich bitt' Euch d'rum —

Albrecht.

Wohlan, wenn Ihr mich bittet — (tritt heran).
Ew. Liebden! — Will Ew. Liebden mir geſtatten
Nur wenig Worte? — Ach, ſie hört mich nicht!

Sophie Charlotte (tritt näher).

Ganz nah' heran!

Albrecht (beugt sich über Dorothea).

Ich bitte die Frau Mutter —

Dorothea (aufschreckend).

Wer ist's? — Du, Albrecht? — Ah, auch Ew. Liebden?

Sophie Charlotte (leise zu Albrecht).

Zu ihren Füßen —

Albrecht (kniet nieder).

Eine Bitte hätt' ich,
Und hoffe die Frau Mutter wird gewähren.

Dorothea.

Macht kurz! — (Zu Sophie Charlotte). Vergebt!

Sophie Charlotte.

Ich bitt' Euch, erst den Sohn,
Dann hab' auch ich ein Wort zu Eurem Herzen.

Albrecht (zu Sophie Charlotte).

Wie faß' ich's nur, was ich ihr sagen wollte?

Sophie Charlotte.

Ihr seid ein Kind. Wohlan denn, gleich zur Sache!
(Sie hebt Albrecht auf und tritt zwischen ihn und Dorothea.)
Wir kommen von Geschäften nicht zu reden,
Von Rechten, welche streitig. Laßt die Männer
Das Alles prüfen, schlichten, wie sie können;
Allein das Haus, das bleibt der Frauen Reich.
Ich hab' Euch nie gekränkt, so viel ich weiß,
Und wenn ich's jemals unbewußt gethan,
Vergebt es mir und hört mich gütig an.
Reißt nicht die Brüder von des Bruders Herzen
Und laßt sie nicht im Zorne von ihm fordern,
Was ihrer Liebe sicher er gewährt,
Wenn's Recht und Fug. Bei Gott, sein Herz ist edel!

Dorothea.

Ich hab's empfunden und vergeff' es nicht.

Sophie Charlotte.

Ich will Euch nicht an Eure Jahre mahnen,
Gott ſchenk' Euch langes Leben! Doch wenn's ihm
Gefällt Euch heim zu rufen, blickt umher,
Wer bleibt den Kindern Vater? Eine Schweſter,
Ja eine Mutter will ich ihnen ſein,
Doch Manneskraft bedarf's zu ihrem Schutz,
Drum bitte ich, wie eine Tochter bittet.
Trennt nicht die Brüder in unſel'gem Zwiſt;
Streut nicht der Zwietracht Saat in junge Herzen,
Daß ihnen nicht und Euch, dem Land und Allen
Verderben furchtbar rächend draus erwachſe.

Dorothea (aufſtehend).

Frau Tochter —

Sophie Charlotte.

Hört mich an und laßt mein Wort,
Der Liebe Wort, in Eure Seele dringen;
Laßt Brüder bleiben, die geboren ſind
Als Brüder, laßt ſie nicht zu Fremden, nicht
Zu Feinden werden.

(Albrecht einen Wink gebend, der die Thür öffnet und die jungen Markgrafen Carl und Chriſtian einläßt, die zögernd an der Thüre ſtehen bleiben.)

Wenn Ihr's mir verſagt,
Gewährt es dieſen. — Seht die holden Knaben,
Die flehend ſcheu zu Euch herüber blicken!
Was ſteht Ihr ſo von fern? — Kommt näher, Kinder,
Und ſtreckt die Arme nach der Mutter aus
Und ſagt ihr flehend: „Unſer Vater ſtarb,

Erhalt' uns Waisen denn das Vaterhaus,
Des Bruders Schutz und unsrer Schwester Liebe."
Kommt, sag' ich.

Carl (scheu mit dem Bruder zurückweichend und sich an Sophie Charlotte anklammernd).
Nein! sie zürnt.

Sophie Charlotte.
Sie zürnt nicht. Kommt!
O schreckt sie nicht mit Euren strengen Blicken,
Ihr seht —

Dorothea (mild und ruhig).
Ich seh' sie sind Euch zugethan
Und fürchten mich. Wie sollten sie auch nicht?
Ihr lächelt, Ihr seid freundlich. Euren Hof
Schmückt Kurzweil, die die Jugend reizt und lockt.
Nur stumme Strenge finden sie bei mir
Und starrer Pflichterfüllung trüben Ernst!
Ihr gebt, was sie erfreut — ich, was sie brauchen.
Sie lieben Euch, und gestern noch vielleicht
Hätt' grollend Euch mein Argwohn angeklagt,
Daß Ihr dem Mutterherzen sie entfremdet.

Sophie Charlotte.
Ew. Liebden! ew'ger Gott —

Dorothea.
Heut weiß ich's besser!
Die Gattin Friedrichs ist nicht meine Feindin,
Und bin ich einst nicht mehr, und schmäht die Welt
Mir in den Sarg nach, daß ich geizig war
Und finster streng und tückisch ränkevoll
Und Schlimm'res noch, wie leider ich erfahren,

So wird doch dieſen (auf die Kinder deutend) Euer Mund
verkünden,
Daß ich geſpart für ſie — zu ihrem Vortheil
Das Teſtament dem Vater abgerungen,
Für ſie Verläumdung, Haß und Fluch ertragen.
Von Euch jetzt weiß ich es, Frau Tochter, Ihr,
Ihr werdet mir gerecht ſein —

Sophie Charlotte.

Und weshalb
Nur als Vermächtniß laßt Ihr Eure Liebe,
Die lebend Euch der Kinder Herz gewönne?

Dorothea.

Weil Furcht die Welt regiert. Weil Strenge heilſam,
Weil rechte Zucht die rechte Liebe iſt!
Gott weiß, wie ich ſie liebe! Mögen ſie's
Nach meinem Tod' erſt wiſſen.

Sophie Charlotte.

Wollt Ihr ſelbſt
Um alles Glück des Lebens Euch betrügen?
(mit den Kindern niederknieend).
Seht, mit den Kinden knie' ich Euch zu Füßen
Und fleh' zu Euch, ſeid mir, ſeid ihnen Mutter,
Zeigt uns das Herz, das Liebe ſo verſchließt,
Und weckt nicht Streit und Haß im Haus des Friedens.

Dorothea.

Steht auf, ich kann's nicht dulden! Nein, ſteht auf,
Ich bitt' Euch. — Wollt Ihr's denn, ich, Eure Mutter,
Befehl es —

Sophie Charlotte (aufſtehend).
Mutter!

Dorothea (zu Albrecht).

Führt die Brüder fort,
Geht, geht! Ich zürn' Euch nicht. An Zucht gewöhnt Euch,
Geherdt, um zu befehlen einst, und folgt,
Um einst zu führen. Geht! (Albrecht mit den Kindern ab.)
Und nun, Frau Tochter,
Vernehmt! Nicht Eurer Bitten erst bedurft' es
Und nicht der vaterlosen Waisen Anblick,
Jetzt noch, wie's Eure fromme Absicht war,
Mein grollend Herz der Liebe zuzuwenden;
Das war gethan! Das that schon Euer Gatte.

Sophie Charlotte.

Ist's wahr? Ist's wirklich?

Dorothea.

Ja, Frau Tochter, ja!
Er glaubte mir, der alle Welt mißtraute,
Und durch die That bewies er sein Vertrauen;
Bewies es mir zu einer Zeit, da ich
Zum Kampf gerüstet ihm entgegentrat!
Da schmolz die Eisesrinde meines Herzens,
Und wie ein grüner Frühlingskeim erwachte
In meiner öden winterkalten Brust
Der todtengleich entschlaf'ne Glaube wieder,
Der Glaube an die edle Menschlichkeit!
Da fühlt ich wieder, daß nicht Andre nur,
Daß ich auch fehlen, ich auch irren könne,
Und viel bereute ich in wenig Stunden
Und werd's bereuen meine Lebenszeit!

Sophie Charlotte.

O, welche Wonne träuft Ihr mir in's Herz!
Wenn Ihr nicht mehr der Liebe Euch verschließt,

Dann iſt ja Alles gut, dann iſt ja Frieden,
Die Zukunft hell und keine Sorge mehr.

Dorothea.

Nicht ſo, Ew. Liebden! Wenn auch Groll und Kränkung
Es mir erleichtert, jenen Weg zu wandeln,
Auf dem bis heute ich durch's Leben ging,
Sie waren's nicht, die mich ihn wählen ließen,
Die Sorge war's für meiner Kinder Wohl,
Pflicht war's und Liebe, heil'ge Mutterpflicht.
Und ſchwanden ſie auch, jene finſteren
Gefährten meines Pfades, jetzt dahin,
Noch bin ich Mutter, noch beſteht die Pflicht
Und mahnt mich laut, für meiner Kinder Recht
Zu kämpfen bis an's Ende, und ſo lang'
Sie mahnt, ſo lang', Frau Tochter, werd' ich kämpfen,
Mit andern Waffen zwar und andern Sinn's,
Gerade, offen, ohne Hinterhalt,
Doch kämpfen werd' ich, kämpfen bis an's Ende

Sophie Charlotte.

Und werdet Ihr es können? Werdet Ihr,
Da Friedrich's edle Seele Ihr erkannt,
Mit Vorbedacht ihn kränken? Zwiſt und Streit
Ihm ſelbſt, dem Reich heraufbeſchwören können?

Dorothea.

Das iſt der Zwieſpalt, der mein Herz zerreißt;
Von Feindſchaft ſah ich mich und Haß umgeben,
Da ich der Freundſchaft Rath bedurft! Ich finde
Im Augenblick des Kampfes — Edelſinn,
Wohlwollen und Vertrau'n mir gegenüber
Und muß nun ſtreiten gegen Huld und Güte,
Ein Herz verletzen, das ſich menſchlich zeigte,

Den Schein des Undanks geben für Vertrau'n:
Das iſt es, was zum erſten Mal ſeit Jahren
Das ſtarre Aug' mit Thränen wieder füllt,
Doch meine Pflicht erfüll' ich! — Helf' mir Gott!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Markgraf Philipp. Markgraf Albrecht.

Dorothea.

Wer kommt da? Albrecht, Philipp — ſo in Haſt?
Was führt Euch her?

Sophie Charlotte.

Was iſt's — Ihr ſeid bewegt,
Kein Unfall, hoff' ich.

Philipp bittert.

Nein, nur eine Nachricht,
Doch unerhört, unglaublich möcht' ich ſagen,
Die eben man dem Bruder Friedrich brachte,
Als vom Paradeplatz hierher wir kamen!

Dorothea.

Der Kurfürſt kommt?

Philipp

Er folgt mir auf dem Fuß.

Sophie Charlotte.

Und Eure Nachricht?

Dorothea.

Kommt zur Sache! Schnell.

Philipp.

Markgräfin Ludwig, unſres Bruders Witwe,
Erregt vom Vorfall, den Ihr kennt, Frau Mutter,

Begiebt ſich ſtracks von hier in ihre Zimmer,
Der Pfalzgraf Carl, der dort ſchon ihrer wartet,
Führt ſie in das Hotel des Grafen Sternberg,
Ein Prieſter iſt bereit — man ſchließt die Pforten,
Und dieſer Prieſter —

Sophie Charlotte.

Nun?

Philipp.

Giebt ſie zuſammen
Und ſpricht der Kirche Segen über ſie.
Sie ſind vermählt —

Sophie Charlotte.

Ihr ſcherzt! Sie ſind vermählt
In ſolcher Haſt, ſo ohne Förmlichkeit?

Dorothea.

Und wenn es wäre — überſtürzt und heftig,
Bedachtlos immer war ihr Thun. Was lohnt's
Um dieſe Nachricht ſo hereinzuſtürmen?
Was kümmert's uns?

Philipp.

Sie iſt vermählt — vermählt!

Dorothea.

Was geht's Dich an?

Philipp.

Ihr wißt es wohl, Frau Mutter,
Ihr habt es längſt geſeh'n. Ich liebte ſie,
Des Lebens höchſter Wunſch war ihr Beſitz.

Dorothea.

Mit zwanzig Jahren weiß man ſich zu tröſten.

Philipp.

Denkt Ihr, ich würde, ein verliebter Schäfer,
In Thränen jetzt zerfließend um sie trauern?
Der Zorn macht mich zum Mann. Ein and'res Ziel
Hat Eure Mutterliebe mir gezeigt,
Ihm weih' ich mich nun ganz. Bereit, mein Recht
Mir zu erkämpfen, mahn' ich Euch, Frau Mutter,
Erfüllt was Ihr verheißen. Schafft mir nun,
Was mir des Vaters letzter Wille ließ —
Ein Land und eine Krone —

Dorothea.

Eitler Knabe,
Du brauchst mich nicht an meine Pflicht zu mahnen,
Selbst wenn Du's würd'ger thätest. Nicht zum Spiel,
Um Deinem ungestümen Trotz zu schmeicheln,
Ließ Dir der Vater einen Fürstenhut,
Doch weil er Dir ihn ließ, sollst Du ihn haben.

Page (kommt meldend).

Ew. Durchlaucht — unser gnäd'ger Herr und Kurfürst.

Dorothea (zu Sophie Charlotte).

Er kommt! Die Stunde schlägt! — Fleht denn, Frau Tochter,
Fleht Gottes Segen Beiden uns herab,
Daß er den Gatten, daß er mich erleuchte,
Was Recht auf rechtem Wege zu erlangen,
Daß er den Worten nimmt, was kränken kann,
Und stärkt, was zu des Herzens Tiefen dringt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Friedrich und Derfflinger.

Friedrich (kalt, ruhig).

Ihr habt, Frau Mutter, hoff' ich, Euch erholt.
Es war ein Vorfall, glaubt's, den ich bedaure,
Und reich an ſolchen leider war der Tag.

Sophie Charlotte.

Beſtätigt ſich's, was Bruder Philipp meldet?
Markgräfin Ludwig?

Friedrich.

Nennt ſie ſo nicht mehr,
Sie iſt die Gattin Pfalzgraf Carls von Neuburg.
Die kurzen Wege liebt ſie, wie es ſcheint.

Sophie Charlotte.

Sie that nicht recht. Doch folgte ſie dem Herzen,
Und liebte ſie, ſo darf man ihr vergeben.

Friedrich.

Ihr freilich, — Ihr taugt nicht zu ihrem Richter,
Nur an Euch ſelber, weiß ich, übt Ihr Strenge,
Und mild verzeiht Ihr ſchnell der Andern Fehl.

Sophie Charlotte.

Verzeihen heißt nicht billigen.

Derfflinger.

Petz Tauſend!
Das wird jetzt luſtig werden in Berlin,
Man freit und braucht nicht Hochzeit auszurichten;
Man läßt marſchiren, aber man vergißt
Quartier zu machen für die Regimenter —

Friedrich.

Dafür, Feldmarschall, habe ich gesorgt,
Für den Herrn Bruder gab ich den Befehl.

Albrecht.

Mein Herr und Kurfürst —

Friedrich.

Das ist abgethan.

Dorothea.

Darf um Gehör ich Ew. Liebden bitten?

Friedrich (zu Sophie Charlotte).

Vergebt —

Dorothea.

Laßt, bitt' ich, die Frau Tochter bleiben;
Kein Mißverständniß ist mehr zwischen uns,
Und Segen bringt die Gegenwart der Milde —

Friedrich.

Zur Sache denn. Ihr klagtet gegen uns
Bei unserm Staatsrath in der Brüder Namen,
Riefst fremder Mächte Beistand, sagt man, auf,
Den Anspruch gegen uns zu unterstützen.
Ihr werbt in unserm eig'nen Heer um Anhang —

Dorothea.

So that ich, ja!

Philipp.

Für ihrer Kinder Recht
Hat sie's gethan, und hier bin ich, ihr Sohn,
Und steh' Euch Rede.

Dorothea.

Nein, Du schweigst! Mich hat
Zum Vormund Euch gesetzt des Vaters Wille,
Mein ist das Wort, und ich allein will's führen.

Ich that, wie Ihr gesagt; allein, bei Gott,
Wär' diesen Tag nur älter ich geworden,
Eh' ich's gethan —

Friedrich.

Ich bitt' Euch, kommt zur Sache!

Dorothea.

— ich hätt' es nicht gethan, nicht so gethan!
Ich hätte nicht beim Staatsrath Euch verklagt,
Nicht fremder Mächte Beistand aufgerufen.
Wie jetzt ich thu', in meiner Kinder Kreis
Wär' ich vor Euch getreten, frei und offen,
(sie tritt mit den Söhnen vor).
Und hätte so gesprochen —

Derfflinger (für sich).

Nun wird's kommen!

Dorothea.

Hier sind die Brüder, Eures Vaters Söhne,
Und dies verfügt für sie sein letzter Wille,
Erfüllt ihn, weil's des Vaters Wille ist.
Vertretet Vaterstelle an den Waisen,
Drum schützt ihr Recht, selbst wo's das Eure kränkt,
Und fordert sie der Kinder Erbe, zürnt
Der Mutter nicht! — So hätte ich gesprochen.

Friedrich.

Und jetzt?

Dorothea.

Könnt jenen Mißgriff Ihr vergeben,
Und, was jetzt abgethan ist zwischen uns,
Wie ich vergessen, nun so sprech' ich noch!
Durch Ränke nicht und nicht durch fremde Hülfe,

Von Eurer Einsicht, Eurer Huld allein
Will meiner Kinder Erbe ich empfangen,
Ihr sollt ihr Anwalt, sollt ihr Richter sein.

Derfflinger (für sich).
Nun ist's an ihm, kurzweg ein End' zu machen.

Friedrich.
Wo ist das Testament?

Derfflinger (für sich).
Und braucht es dessen
Er will doch auf das Ding nicht reflectiren?

Dorothea.
Dem Kaiser ward es anvertraut.

Friedrich
Dem Kaiser?

Dorothea.
Geruhet denn, für Eure Brüder jetzt
Aus seinen Händen es zurück zu fordern.

Derfflinger (bei Seite).
Nicht übel ausgedacht. Er soll ihr's schaffen!

Friedrich (zu Dorothea).
Mit Euch zu rechten war ich vorbereitet,
Auf das Vertrauen war ich nicht gefaßt.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Dankelmann.

Dankelmann.
Der Pfalzgraf Carl von Neuburg, Durchlaucht, bittet
Um Audienz.

Friedrich.

Wir haben weder Zeit,
Noch ſind wir jetzt geſtimmt, ihn anzuhören,
Der Brauch und Sitte hier ſo ſchwer verletzt;
Das ſagt ihm, Dankelmann! Ihn jetzt empfangen,
Das hieße billigen, was er gethan;
Und ich gedenk' vielmehr Beſchwerde
Zu führen bei des Kaiſers Majeſtät!

Dankelmann.

Er kommt in eig'ner Sache nicht allein,
Im Auftrag auch des Kaiſers, ſeines Herrn,
Und bringt —

Friedrich.

Was bringt er?

Derfflinger (für ſich).

Ei, ich will nicht hoffen — (laut.)
Nachrichten, mein' ich, ſind's vom Türkenkriege,
Aus Ungarn —

Dankelmann.

Nichts vom Türkenkrieg noch Ungarn,
Er bringt uns —

Friedrich.

Nun!

Dankelmann.

Er bringt das Teſtament.

Derfflinger.

Das iſt's! Potz Sapperment, das kann man brauchen.
(Eifrig zu Dankelmann.)
Ihr hört, der Herr will ihn jetzt nicht empfangen.
Was ſteht Ihr noch?

Friedrich.

Er bringt das Teſtament.

Derfflinger (immer dringender zu Dankelmann).
Nun ja! So geht und ſagt, er mög's behalten.

Friedrich.
Das Teſtament? Wohl, ſo erwart' ich ihn.

Derfflinger.
Nichts weiter fehlte uns in dieſer Stunde,
Zum Henker das unſelige Papier!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Pfalzgraf Carl von Neuburg (durch **Dankelmann** eingeführt.)

Pfalzgraf.
Ihr zürnt, durchlauchter Herr, wie ich vernommen;
Doch wenn ich auch die Formen dreiſt verletzt,
Der Sache nach in gutem Recht mich fühlend,
Getroſt vor Euer Durchlaucht tret' ich hin,
Mit gutem Wort die kecke That zu ſühnen.

Friedrich.
Ich kann ſo wenig billigen, was geſchehn,
Als ich es ändern kann. Prinzeß Louiſe
Iſt Gaſt an dieſem Hof von dieſer Stunde,
Doch meine Schweſter nenn' ich ſie nicht mehr.

Pfalzgraf.
Erklären will ich, nicht vertheidigen,
Was ſie zu ſolchem ſchnellen Schritt bewogen.
Längſt hatte Herz und Wort ſie mir gegeben,
Und jetzt bedrängt von jenem Eh'verſprechen,
In Mißverſtändniß und in Haſt gezeichnet,
Geängſtigt vom Geheimniß, eingeſchüchtert
Durch Euer Zürnen, ohne Rath und Beiſtand,
Sah' ſie allein in ihrer Liebe Rettung.

In meine Arme hat sie sich gestürzt
Und fordert Schutz. — Die Gattin kann ich schützen,
Mit Eins vernichten die unsel'ge Schrift;
Und so geschah's, schnell, ohne Ueberlegen
Ward sie vor Gott mein angetrautes Weib.
Rasch war der Schritt, doch kein Gesetz kennt Noth,
Und da er nun gethan, darf Nachsicht wohl,
Wenn nicht der Fürst vom Fürsten, doch der Freund
Vom Freunde hoffen, und ich komm' als Freund,
Und dessen zum Beweise lief're ich hier
Im Namen kaiserlicher Majestät
Des Kurfürst Friedrich Wilhelms Testament
In seines Sohnes, Kurfürst Friedrich's, Hände,
Daß er nach seiner Einsicht danach schalte!

Friedrich.

In uns're Hände? — Hier steht uns're Mutter,
Ihr Recht besagt die Schrift, wie sie vermeint.
In ihre Hand —

Pfalzgraf.

Verzeiht, durchlauchter Herr,
Mein Herr und Kaiser hat mir's so befohlen.
(Er reicht ihm die Schrift.)

Dorothea (für sich).

Das also war der Schutz, den ich erwartet,
Mein Recht in seine Hand.

Derfflinger (sich vergnügt die Hände reibend, für sich).

Nun ist es gut.
So hat mit Eins der ganze Spuk ein Ende.
Ein Riß hindurch, und aller Streit ist aus!

Pfalzgraf (zu Dorothea).

Durchlauchte Frau —

Dorothea.

Gleichviel ob mir, ob ihm,
Wir sind jetzt einig.

Derfflinger.

Er weißt nicht! Ich glaube
Er will's weitläuftig erst noch durchstudiren.

Friedrich (hat das Testament genommen, ist damit in den Vordergrund getreten und hat es entfaltet).

Das ist des Vaters Unterschrift und Siegel,
Wie greifen diese Züge mir in's Herz.
Er theilt sein Reich — Er schreibt's mit eig'ner Hand,
Er, der die Größe Brandenburg's geschaffen,
Zerbricht sie hier mit einem Federzug. —
Und weshalb sollt' er nicht? — Es ist sein Werk,
Er schuf es und zerstört's — zerstört's vielleicht,
Weil er zu schwer die Last für meine Schulter,
Zu weich mein Herz für ihre Sorgen hielt!
„Wer's nicht erwerben kann — wie soll der's wahren?"
Spricht, dünkt mich, sein verklärter Geist zu mir.
Kannst Du's erwerben, was bedarf's des Erbes?
Und kannst Du's nicht, was frommt Dir sein Besitz?
Das ist es, ja, das ist des Räthsels Lösung,
Und wie ein Stachel dringt sie mir in's Leben!
(Zu Dorothea).
Frau Mutter, Euch gehört das Testament,
Euch und den Brüdern, und hier nehmt es hin.

Derfflinger (zu Sophie Charlotte).

Er wird doch nicht des Teufels sein, der Herr,
Er wär's im Stand.

Sophie Charlotte.

Laßt seinen Weg ihn nehmen,
Schon einmal fand er besser ihn, als wir!

Dorothea (noch zögernd).

Ihr las't den Inhalt?

Friedrich.

Tief im Grund des Herzens
Steht er mit eh'rnen Lettern eingeprägt.

Dorothea.

Wie nehm' ich dieses Wort! Von Frieden spricht's
Und freundlicher Verheißung, will mich dünken?
Und doch versteh' ich nicht, wie Ihr es meint.

Friedrich.

Wie ich es meine? Steht's nicht deutlich hier?
Hier ist zu meinen nicht, nur zu gehorchen!

Dankelmann.

Beruft den Staatsrath, eh' Ihr Euch entschließt.

Friedrich.

Des großen Vaters Wille ist mir heilig,
Und keinen Rath bedarf's ihn zu erfüllen.

Sophie Charlotte.

Was hör' ich?

Philipp.

Er erkennt den Willen an,
So sind wir eingesetzt in unsre Rechte.

Albrecht.

Hört Ihr es denn? — O dankt ihm doch, Frau Mutter.

Dorothea.

Er könnte, wollte? — Nein, ich fass' es nicht — (für sich).
So leicht aufgeben seines Vaters Erbe!

Denkt so ein Fürst, so Friedrich Wilhelms Sohn?
Mich freuen sollt' ich, und vor Unmuth schwillt,
Vor Zorn und Scham, statt seiner, mir die Seele.

Derfflinger.

Nun ist's vorbei! Nun, Brandenburg, gut' Nacht!

Pfalzgraf (zu Friedrich, der indeß gedankenvoll auf- und abgegangen).

Erlaubt ein Wort, wie ich die Sache sehe,
War dies des Kaisers Meinung eben nicht;
D'rum bitt' ich, eh' Ihr Euch entscheidet, hört
Des Kaisers Rath —

Friedrich.

Des Vaters Willen hör' ich
Und mein Gewissen! Was bedarf's noch mehr?

Page (kommt meldend).

Marquis Gravelle und der Starost Bielinsky.

Derfflinger (für sich).

Die fehlten noch.

Sophie Charlotte.

Ihr werdet sie nicht jetzt
Empfangen wollen! Laßt sie später, laßt
Sie morgen rufen —

Friedrich.

Daß sie heute kommen,
Verkündet, was sie bringen, und, bei Gott!
Sie kommen mir erwünscht, die Herren Gesandten
Von Frankreich und von Polen. Laßt sie vor.

Dorothea.

Sie kommen ihm erwünscht? Was soll das sagen?

(Page öffnet die Thür).

Friedrich.

Seid mir gegrüßt, Ihr Herren!

(Die Geſandten treten ein.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Marquis Gravelle. Staroſt Bielinsky.

Bielinsky.

Durchlauchter Herr!
Ein unerhört Ereigniß! (Er ſieht den Pfalzgrafen und ſtutzt.)

Friedrich.

Das wir kennen.
Ihr haltet inne. Laßt uns weiter hören.

Bielinsky.

Vermählt, ſo ſagt man, iſt Markgräfin Ludwig
Und brach dadurch ein feierlich Verlöbniß,
Verbrieft und unterſchrieben, mit dem Prinzen
Jakob Sobiesky, meines Herren Erben.
Für dieſen Wortbruch fordr' ich Rechenſchaft.

Gravelle.

Nicht minder ich im Namen meines Königs.

Friedrich.

Von wem, doch nicht etwa von uns, Ihr Herren?
Die Acte war mir fremd, von der Ihr ſprecht.

Gravelle.

Wir fordern Löſung des verbrieften Wort's
Von Ew. Durchlaucht.

Bielinsky.

Wenn man die Tractate
Am Hofe von Berlin ſo wenig ehrt,

So fühlt ſich Polen auch an die Verträge
Von Wehlau nicht gebunden mehr und wird
Der Fürſtin Güter, die in Polen liegen,
Einziehen, als der Krone heimgefallen.

Friedrich

Ei, was Ihr ſagt —

Gravelle.

Mein Herr und König tritt
Der Anſicht Polens bei und dringt zugleich,
Ew. Durchlaucht, auf die längſt geforderte
Auslieferung der Refugiés, die hier
Aufnahme finden um des Glaubens Willen,
Und droht im Weig'rungsfall, ſie zu erzwingen.

Friedrich.

So, darauf dringt der König?

Derfflinger (nicht mehr ſeiner mächtig, halb leiſe).

Und er hört das
So lächelnd an und wechſelt nicht die Farbe.

Bielinsky.

Zudem beliebt mein Hof ſich höchſt entſchieden
Für Aufrechthaltung eines anderen
Höchſt wicht'gen Documentes zu erklären.

Gravelle.

Deſſelben wohl, an das auch mein Gebieter,
Durchlauchter Herr, mich Euch erinnern heißt,
Und das er allen Ernſtes ohne Aufſchub
Und bis auf's Wort vollzogen wiſſen will
An des höchſtſel'gen Vaters Teſtament.

Friedrich.

Der Mahnung braucht's nicht mehr! — Ich werd's vollſtrecken.

Bielinsky.

Vollſtrecken?

Gravelle.

Wie, Ihr wollt —?

Friedrich.

Ich will's vollſtrecken.
Nicht dies geſchrieb'ne nur, das Land und Leute
An meine Brüder mich vertheilen heißt,
Das größ're, ungeſchrieb'ne auch, das deutlich
Des Vaters leuchtend Beiſpiel mir dictirt.
Und das, Ihr Herrn, verordnet mir: Zum Erſten,
Auch nicht ein Jota vom Tractat zu Wehlau
Abdringen mir zu laſſen, dann zum Zweiten,
Nicht aufzuopfern drohender Verfolgung,
Wer Zuflucht nahm in dieſen meinen Marken
Um ſeines Glaubens Willen, und zum Dritten,
Als frei ſelbſtſtänd'ger Fürſt des deutſchen Reiches
Mich zu gehaben und auswärt'ger Mächte
Unziemlich Drohen zu verachten! — Das
Verordnet jenes Teſtament, und das
Vollſtreck' ich allen Ernſtes, ohne Aufſchub
Und bis auf's Haar, — das meldet Euern Höfen.

Sophie Charlotte.

Mein Herr und Gatte —

Derfflinger.

Märkiſch weht's mich an,
Das war, bei Gott, ein Hohenzollern-Wort!

Dorothea (für ſich).

Der Geiſt des Vaters liegt auf dieſer Stunde.

Friedrich (zu den Geſandten).

Habt Ihr noch Weiteres, Ihr Herrn, zu ſagen?

Gravelle.

Nur Eins, durchlauchter Herr! Gedenkt der Pfalz!

Bielinsky (boshaft).

Und auch noch dies vielleicht: wenn Ihr des Vaters
Geschrieb'nes Testament vollzieht, und also
Der Kurhut und die Mark Euch nur verbleiben,
Womit, durchlauchter Herr, gedenkt Ihr wohl
Das and're ungeschrieb'ne zu vollstrecken?

Friedrich.

Womit, Ihr Herrn? — Mit diesem meinen Schwert
Und meines Vaters sieggewohntem Heer,
Mit seinem Beispiel und mit Gottes Hülfe,
Mit festem Willen und mit frischer That.
Was auch des Vaters Testament mir nimmt,
Sein Leben hat den Weg mir vorgezeichnet,
Der Brandenburg zu Macht und Größe führt,
Und den werd' ich verfolgen, ob allein,
Verlassen erst, ich werde Helfer finden!
Ich werd', ein deutscher Fürst, nie Deutschland's Ehre
Preisgeben fremdem Uebermuth, nie dulden,
Daß Gräuel, wie die Pfälzer, sich erneuern;
Ich werde jenem Testament zum Trotz
Des Vaters Werk vollenden — oder sterben!
Das will, das werd' ich! — Richtet Euch danach.

Pfalzgraf.

Dem Kaiser bring' ich dieses Euer Wort;
Noch hält in Ungarn ihn der Türken Schwert,
Und Deutschland's Noth erfüllte ihn mit Sorge.
Der Sorge Nacht verscheuchte Euer Wort
Und steigt für Deutschland auf wie Morgensonne,

In der ich glänzen seh' die Banner Oest'reichs
Und Brandenburgs.

Friedrich.

Vereint zu Deutschlands Schutz;
Der Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert;
Und keinen Feind hat Deutschland dann zu fürchten.

Philipp

(schon lange mit sich kämpfend, endlich vortretend).

Bei Gott, stellt mich im Kampf an Eure Seite!
Hier huldg' ich Euch als erster Unterthan
Im ungetheilten Reiche meines Vaters,
Das sei mein Erbe.

Albrecht.

Fort das Testament.
Ja, fort! Ich hab' es längst gefühlt, ich bin
Ein Brandenburgisch Kind und will kein Erbtheil,
Das meines Vaterlandes Größe schmälert
Und meines Bruders Macht zersplittert.

Dorothea.

Halt!

(Nach einer Pause vortretend).

Ich liebe meine Kinder, wie Ihr sagt,
Durchlauchter Herr, und lebte nur für sie
Und ihre Wohlfahrt, seit ich sie geboren.
Und weil's so ist, und weil ich fürchtete,
Es werd' dereinst in seines Erben Hand,
In Eurer Hand — jetzt darf ich's offen sagen —
Des Vaters Schöpfung, Brandenburg, zerfallen
Und stürzend meine Kinder mit verderben,
Darum bestürmt' ich meines Gatten Herz:
Er möchte, ihr Geschick von Eurem sondernd,

An ſie vertheilen, was ſein Schwert erwarb.
So that ich, ja! Und darum hinterließ
Der große Kurfürſt dieſen letzten Willen.
Nicht Groll und Haß, kein tückiſches Gelüſt,
Das Land, das mich verkannte, zu verderben,
Mich trieb zu ſolchem Schritt, ich kann's beſchwören,
Nur bange Sorge für der Kinder Wohl.
Mir ſchien es Pflicht, ich glaubte mich im Recht,
Und glaubt' es heut noch, ja in dieſer Stunde!
Ich glaub' es jetzt nicht mehr! Nicht weil Ihr heut
Vertheidigend an meine Seite tratet,
Nicht weil, nach langen Jahren der Verblendung,
Erſt heut' ich redlich Euer Herz erkannt.
Ich glaub' es jetzt nicht mehr, weil, tief beſchämt
In dieſer Stunde prüfender Entſcheidung,
Dem edlen Menſchen, den mein Herz verehrte,
Sich auch mein Geiſt als großen Fürſten beugt.
Ich glaub's nicht mehr, weil furchtlos kühner Muth,
Weil männlicher Entſchluß und Selbſtvertrauen
Des großen Vaters würdig Euch beleben.
Ich glaub's nicht mehr, weil laut mein Herz mir ſagt:
In Eurer ſtarken Hand iſt Brandenburg,
Bin ich, ſind meine Kinder treu berathen
Und wohlgeborgen jetzt und immerdar.
Mit meinem Glauben aber ſtirbt mein Recht!
Nie, weiß ich, hätt' mein Gatte, ſah er Euch
Nur einmal ſo, wie ich in dieſer Stunde,
Nie hätt' er dieſes Teſtament geſchrieben!
Und alſo ſchrieb er's nicht! — Hier liegt's zerriſſen!

Friedrich.

Frau Mutter!

Sophie Charlotte.

Großes Herz!

Derfflinger.

Das iſt ein Tag,
Da ſprießt, wie grünes Laub in Frühlingsſonne,
Rings Heil und Segen auf für Brandenburg.

Dorothea.

Und nun nicht Feindin mehr. Nicht mehr die Witwe
Des Vaters nur, als Eure wahre Mutter
Nehmt mich und dieſe Eure Brüder hier
In Eurem Schutz, in Eurer Liebe auf.
Denn mütterlich ſchlägt Euch mein Herz entgegen
Und ſehnt ſich, ſeines Irrthums ſchwere Schuld
Durch Liebe Euch verſöhnend abzutragen.

Friedrich (empfängt Dorothea in ſeinen Armen).

So fühl' ich denn, o längſt vergeſſ'nes Glück,
Ein Mutterherz an meinem Busen ſchlagen!
(Zu Sophie Charlotte).
Tritt nicht zurück, Du theilteſt meine Sorgen.
Mein Glück iſt Deines!
(Sophie Charlotte ſtürzt an ſeine Bruſt).
Meine Hand, Ihr Brüder,
Ich nehm' Euch nichts von Eurer Mutter Liebe,
Und Vaterſorge füg' ich nur hinzu.
(Zu den Geſandten).
Ihr Herren aber meldet Euren Höfen,
Was Ihr hier ſah't! Sagt Ihnen, Brandenburg
Sei einig, ſtark und mächtig. Vorwärts, treu
Und muthig ſei ſein Wahlſpruch, wie er's war,
Und wird es bleiben jetzt und immerdar!

(Der Vorhang fällt.)

Don Juan d'Auſtria.

Trauerſpiel in 5 Aufzügen.

Perſonen.

Don Juan d'Auſtria, Statthalter der Niederlande.
Alexander Farneſe, Prinz von Parma, ſein Vetter.
Don Lope de Figueroa, im Gefolge Don Juans.
Don Sancho Davila, Vertrauter König Philipps II.
Diana, ſeine Tochter.
Ottavio Gonzago, Staatsminiſter und Secretair Don Juans.
Don Pedro Escovedo (17 Jahr alt).
Don Luis de Quirada, Staatsminiſter unter Carl V., Don Juans Erzieher.
Pennoni, Leibarzt des Prinzen von Parma.
Anna, verwittwete Gräfin Bouges.
Robert von Melun, Burggraf von Gent, ihr Bruder.
Georges von Melun, ſein Vetter.
Graf **Philipp von Lalaing.**
Anton von Gognies, Feldmarſchall der niederländiſchen Truppen.
Ayhove, Haupt der Volkspartei in Gent.
Anſelm, Haushofmeiſter der Gräfin Bouges.
Van der Brock, Agent Wilhelms von Oranien.
Diener der Gräfin Bouges.
Ein Offizier.
Spaniſche und niederländiſche Offiziere, niederländiſche Soldaten.

Ort der Handlung: In den vier erſten Acten **Schloß Bouges;** im fünften Act **Namur.**

Zeit: Der erſte und zweite October 1578.

Erſter Akt.

(Zimmer im Schloſſe Beuges, im Geſchmack des 16. Jahrhunderts. Im Hintergrunde rechts Eingangsthür. Links in der erſten Couliſſe ein lebensgroßes Bild im Hermelin (Carl V.) Rechts verlängert ſich das Zimmer in eine Galerie, die durch Säuleneingang angedeutet iſt. Links ein breites Fenſter mit ſchweren Vorhängen.)

Erſte Scene.

Anſelm. Van der Brock. Später **Diener.**

(Man hört die Mittelthür aufſchließen, dann ſich öffnen. Anſelm führt Van der Brock vorſichtig herein.)

Anſelm (mit einem Armleuchter, den er niederſetzt).
Hier tretet ein, Mynher! hier ſind wir ſicher.

Brock.
Die Briefe gabt Ihr in die Hand der Gräfin?

Anſelm.
Sie lieſt ſie jetzt, und gleich wird ſie Euch ſprechen.
Ihr kommt vom Prinzen von Oranien
Aus Seeland her? Beſchwerlich war die Reiſe?

Brock.

Die Straßen kenn' ich, jeden Weg und Steg;
Als Reißkamm zog ich ehedem durch das Land
Bis weit in's Reich —

Anſelm.

Jetzt ruht jedwed' Geſchäft!

Brock.

Drum weiht' ich mich dem Dienſt des Vaterlandes,
Ging zu Oranien.

Anſelm.

Der wackre Herr,
Der ſchützt uns noch —

Brock.

O dächten Alle ſo!
Ich hörte andre Meinung auf der Reiſe.
Hier weiß ich, was man von uns hält. Die Gräfin
Beſchickt mit Rath und That die gute Sache,
Und oft, Ihr wißt's ſchon, kehrt' ich bei Euch ein.

Anſelm.

Doch ſprecht, Mynher, wie ſteht's in den Provinzen?

Brock.

Gäb' Gott, ich könnt' Euch Beſſeres berichten;
'S iſt elend aller Orten. Nieder liegt
Der Handel, das Gewerk, brach ruht der Acker;
Zum Krieg trat Bürgerzwiſt, zum Hunger Peſt.
Jedwede Stadt denkt nur des eig'nen Vortheils.

Anſelm.

Der Adel hält zuſammen.

Brock.

Ja, es tagten
Die Herren jüngſt zu Gent —

Anſelm.

Dann geht es los;
Das bringt uns immer Krieg —

Brock.

In Waffen ſtehen
Die Bürger auf, des Adels Herrſchaft fürchtend;
Schon ſetzt es blut'ge Köpfe —

Anſelm.

Und der Spanier
Schwingt ſeine Geißel tückiſch über Alle.

Brock.

Zu ſeinem Lehnsherrn hält der Landmann hier,
Dort ſucht er mit dem letzten Reſt von Armuth
Der Städte Schutz. Wer nichts mehr zu verlieren,
Wird Söldling, wirbt ſich an, bald bei dem Heer
Der Staaten, bald beim Spanier; läßt die Fahne,
Wie er ihr zulief. Auf den Straßen wimmelt's
Von Kriegsvolk aller Zeichen, das ſich plündernd
Den Sold erpreßt durch Raub —

Anſelm.

O welche Zeiten!

Brock.

Die Zeit iſt aus den Fugen. In der Herberg'
Scheut man den Gaſt und hält verſteckt den Wein;
Denn jetzo pflegt der Gaſt ſich ſelbſt zu zapfen,
Und wer die Zeche zahlt, das iſt der Wirth.
Das Heiligſte wird nicht geſchont. Zu Miecheln
Hat man den Dom geſtürmt, das Cruzifix
Geriſſen vom Altar, das Heil'genbild
Zum Mord gemißbraucht und den greiſen Prieſter,
Der es beſchützen wollt', damit erſchlagen.

Anſelm.

Das ſtraft der Himmel —

Brock.

Lieber Herr, ſie thun's
In Gottes Namen; gegen den Papiſten
Der Calviniſt, und rühmt ſich ſeines Frevels.
Im Norden hält Oranien noch die Zucht;
Je mehr nach Süden, deſto ſchlimmer fand ich's.
Ihr müßt's ja kennen.

Anſelm.

Dieſes Schloß verſchonte
Bisher der Lärm des Kriegs. Der Gräfin Namen,
Als Schützerin der Armen rings verehrt,
Hält das Geſindel fern —

Brock.

Allein die Span'ſchen?

Anſelm.

Umgingen uns. Man ſagt, aus alten Zeiten
Verpflichtet wär' der Hof den Grafen Bouges,
Und drum erging Befehl wohl, uns zu ſchonen.
Erſt heut ſagt man uns Einquartierung an.
Mit ſtattlichem Gefolg' kommt Don Juan,
Der Prinz von Parma auch mit ſeinem Stabe;
Deshalb geöffnet ſeht Ihr dieſe Zimmer,
Die längſt kein Fuß betrat. Seit 20 Jahren
Schloß ich zum erſten Mal die Säle auf.
Unheimlich in den Angeln knarrt' die Thür,
Im Zugwind ſchwellen rauſchend die Gardinen,
Und von den Wänden fiel manch' alter Schmuck,
Die Ahnenbilder ſah'n mich ſchaurig an —

Brock.

Weß ſind die Bilder?

Anſelm.

Dies iſt der Kaiſer Carl,
Vom Meiſter Titian conterfeit. Da hängen
In langen Reih'n die Grafen Bouges, und dort
Die Aerſchott, Naſſau, die Melun und Brie,
Dem Haus verſchwägert ſeit Jahrhunderten.
Geſchloſſen ſind die Reih'n — der Stamm erloſch.

Diener (kommt).

Die Spanier reiten in den Hof.

Anſelm.

Der Prinz?

Diener.

Zwei Reiter nur und eine Dame.

Anſelm.

Iſt
Der Flügel nicht beſchickt?

Diener.

Man iſt dabei.

Anſelm.

Nun tummelt Euch! Indeſſen mögen ſie
In dieſe Zimmer treten. (Diener ab.) Ihr, Mynher,
Nehmt dieſen Schlüſſel. In der Galerie
Die kleine Treppe führet Euch zu der Gräfin;
Niemand begegnet Euch auf dieſem Gange,
Seit Jahren iſt die Treppe unbenutzt.
Links, Herr! Macht ſchnell, ich höre kommen. —

Brock.

Gut,
Ihr harrt auf mich?

Anſelm.

Ich folg' Euch zu der Gräfin.

(Van der Vreck ab).

Zweite Scene.

Diener (öffnet die Thür. Es treten ein) **Don Sancho Davila,** (an ſeinem Arm) **Diana** (im Reitcanzug). **Don Lope de Figueroa.**

Davila.

Sind das die Zimmer, die uns angewieſen?

Anſelm.

Einſtweilen tretet ein, bis die Gemächer
Für Euch bereitet ſind dort im andern Flügel.

Davila.

Der Gräfin meldet mich und meine Tochter.

(Anſelm ab, nachdem er die Fenſtergardine geſchloſſen.)

(Zu Figueroa). Und hier, befiehlt der Prinz, ihn zu erwarten,
Zwei Meilen von Namur? Weshalb nicht dort?
Der König ſchickt mich. Angeſichts der Truppen,
Vor allem Volk, nicht heimlich möcht' ich ihm
Im Namen Spaniens meinen Glückwunſch bringen
Zum Sieg von Gembleurs. Kaum ein Jahr verging,
Daß man vom niederländ'ſchen Boden ruhmlos
Entfernt die ſpan'ſchen Truppen. Zeit kaum blieb mir,
Die Schlüſſel von Antwerpen auszuliefern,
Das ich gehalten, beſſern Dankes werth.
Die eig'ne Tochter ſelbſt ließ ich im Kloſter
In Gent — ſo eilig räumten wir dies Land.

Heut will man gar ganz heimlich mich empfangen,
Als trüg' man Scheu, ein ſpaniſches Geſicht,
Den treuen Diener Seiner Majeſtät,
Zu zeigen nur —

Figueroa.

Wägt Euer Wort, Senner!
Auch wir ſind Spanier, treu dem Könige,
Der Tag von Gembloux, dächt' ich, könnt's beweiſen.

Davila.

So hofft Don Philipp —

Figueroa.

Seid erſucht, Senner,
Was unſer König hofft, nicht zu bezweifeln.
Auch kommt Ihr, denk' ich, nicht mit leeren Händen.
Erſchöpft ſind unſ're Kaſſen, unſ're Truppen
Auf Sold vertröſtet ſchon ſeit vielen Wochen.

Davila.

Ihr cantonnirt in blühenden Provinzen,
Reich ſind die Städte —

Figueroa.

Nein, ſie waren reich,
Bis Ihr, das Mark ausſaugend, ſie erſchöpft.
Wir ſind geſandt, ſo lautet der Befehl,
Um die Provinzen zu beruhigen,
Sie zu verheeren nicht —

Davila.

Und weit vom Ziele
Scheint Ihr zu ſein. In Kraft blieb der Vertrag
Von Gent, der die Provinzen eint, die Städte
Verbündet mit dem Adel, ſelbſt den Zwieſpalt
Des Glaubens aufhebt, gegen Spaniens Herrſchaft.

Figueroa.

Der Kampf liegt offen schon seit zwanzig Jahren.
Vereint der Herrschaft Spaniens ist die Krone
Der Niederlande, doch es pocht das Land
Auf Eigenherrschaft, auf die alten Rechte —

Davila.

Das ist's, man lehnt sich auf. Rebellen sind sie.
Und sie zu beugen, schickt man Don Juan.
Was that er?

Figueroa.

Nun, bei Gembloux siegt' er eben,
Vernichtet ist das Heer der Niederländer.

Davila.

Im Süden, ja; im Norden wächst an Macht
Oranien. Der vielgepriesne Sieg
Ist nur ein Schritt, und Euer Weg ist lang.

Figueroa.

Wie dem auch sei, ein Schritt ist doch gethan:
Was nicht Margaretens doppelzüngige Klugheit,
Nicht Alba's blut'ge Strenge, nicht Requesens
Haltlosigkeit erreicht, noch Eure Kriegskunst
Mit einer Hand voll Söldlingen erreichte,
Das Don Juan. Er that den ersten Schritt.
Daß Ihr das anerkennt, werd' ich ihm melden.
Gleich ist er hier; indeß gehabt Euch wohl.

(Ab.)

Dritte Scene.

Don Sancho Davila. Diana.

Davila.

Empfängt man ſo den Boten ſeines Königs?
Ich find' es ſchlimmer hier, als ich gefürchtet.
Frech zeigt der Niederländer ſeine Meinung,
Und kaum die Furcht noch bindet ihn an Spanien.
Du biſt ein guter Wächter, König Philipp,
Es borgt das Mißtrau'n Dir die Argusaugen,
Und nimmer ſchläft die Sorg' an Deinem Lager.
Gerecht war Deine Furcht —

Diana.

Was kann er fürchten?
Steht Don Juan nicht an des Bruders Statt?
Der jugendliche Held, deß tapfrer Arm
Die Heiden erſt von ſpan'ſcher Erde jagte?
Granada war die Wiege ſeiner Ehre;
Es fiel Guejar, Gallera's Mauern ſanken,
Und in die Breſche ſtürmte Don Juan,
Des Kreuzes Banner auf die Trümmer pflanzend.
Das Meer kennt ſeinen Ruf, das weite Meer,
Von Genua bis Tunis. Bei Lepanto
Stieg zu den Sternen ſeines Namens Ruhm.

Davila.

Du ſprichſt es aus; ſein Ruhm iſt's, den wir fürchten.
Hier kämpft er nicht —

Diana.

Er zählt genug der Siege,
Den Frieden jetzt erringt er für den Bruder,
Wenn er der Niederländer Herz gewinnt.

Davila.

Du zeigst mir die Gefahr.

Diana.

Nennst Du Gefahr,
Wenn die Provinzen einen Spanier lieben?

Davila.

Er ist nicht Spanier, er ist Niederländer.

Diana.

Den Philipp's Bruder und nicht Spaniens Sohn?

Davila.

Hier stand die Wiege Kaiser Carl's; er nannte
Die Niederlande seines Herzens Heimath:
Noch andre Bande knüpfen Don Juan
An dieses Land. (Geheimnißvoll). Nicht jene Bürgers-
tochter
Aus Regensburg, Barbara Blomberg nicht,
Wie alle Welt vermeint, war seine Mutter;
Die ihn gebar, war flandrischen Geschlechts.
Der König selbst hat mir's vertraut.

Diana.

So lebt
Die Mutter hier?

Davila.

Ein tief Geheimniß hält
Dem König, wie dem Prinzen ihren Namen
Noch heut verborgen.

Diana.

Und was fürchtet Ihr?

Davila.

Den still geheimnißvollen Zug zur Heimath,
Die Pläne eines allzu kühnen Herzens.

Diana.

Ihr ſolltet auf dies edle Herz vertrau'n.

Davila.

Vielleicht iſt Don Juan nicht treu — Vielleicht?
Ehrgeizig iſt ſein Herz, und Escovedo
Ließ Worte fallen, die den König ſchreckten.

Diana.

O blick' ihm in das Aug', und Du biſt ſicher.
Ich ſah ihn bei den Feſten zu Namur,
Die er der Kön'gin von Navarra gab;
Die Baſe Tournon rief mich hin aus Gent —

Davila.

Du ſah'ſt ihn? Sprich!

Diana.

Ich ſtand in dem Gefolge
Der Königin. Er ſah mich forſchend an.
„Seid Ihr Franzöſin, Fräulein? Geht mir doch
„Der ganze Himmel Andaluſiens auf
„In Eurem Blick.“ — Ich ſenkte ſcheu die Wimper,
Die Baſe Tournon faßte ſich und ſagte:
„Wie ſich der Prinz verſteht auf ſchöne Augen!
„Ja, ſie iſt Spanierin.“ — Zürnt Ihr, mein Vater?

Davila.

Nein, plaud're fort, was ſprach er?

Diana.

Weiß ich's noch?
Manch' Wort, gefällig wie die Frühlingsblüthe,
Leicht wie der Schmetterling, der ſie umflattert,
Und flüchtig, wie der Wind, in dem ſie zittert
Ein holdes Nichts, und doch vertrau' ich ihm.

Davila (für ſich).

Zeigt unverhofft der Zufall mir den Schlüſſel
Zu ſeinem Herzen? (Laut). Was ich Dir vertraute,
Sei treu bewahrt bei Deines Vaters Ehre!

Vierte Scene.

Anſelm (durch die Mitte). **Die Vorigen.**

Anſelm.

Die Zimmer ſind bereit.

Davila.

Habt Ihr der Herrin
Des Schloſſes uns gemeldet?

Anſelm.

Ja, Senner.

Davila.

Die Gräfin wird uns ſehen?

Anſelm.

Nein, Senner. (Will gehen.)

Davila.

So kurz? Ei, das iſt niederländ'ſcher Gruß.
Wir hatten Zeit, daran uns zu gewöhnen;
Doch rühmt man uns die Bouges als gute Spanier,
Dem König treu —

Anſelm.

Dem König! Ja, Senner.

Davila.

Zu Zeiten Kaiſer Carls —

Anſelm.

Wo ſind die Zeiten?
Seitdem kam König Philipp, dann Marg'rethe
Von Parma, dann der Herzog Alba — dann — —

Davila.

Dann kamen wir.

Anſelm.

Und ging't. Des Königs Bruder
Blieb hier, Don Juan.

Davila.

Er, Eures Abgotts Sohn,
Das Ebenbild des Vaters, daran ſeht Ihr
Die Gnade Eures Königs!

Anſelm.

Herr, wir ſehen
Das Regiment, allein die Gnade nicht.

Davila.

Ei! ſpricht man ſo in Bouges?

Anſelm.

So, denk' ich, ſprechen
Vom Dollart bis zur Maas, vom Meer zum Rheinſtrom
Sie alle, die ſich Niederländer nennen.
Der Diener zeigt die Zimmer Euch, Senner. (Ab.)

Davila.

Hörſt Du das freche Wort der Niederländer?

Diana

Ich habe lang' gelebt in den Provinzen,
Und oftmals trat mir ihre Noth an's Herz.
Jetzt bin ich ruhig. Kämpft ein Held wie er
Für Spaniens Ehre, wer verletzte ſie?

Und ſchlägt ein Herz wie ſein's für dieſe Länder,
Wer dürfte ſie beklagen? Wenn die Welt
Dem Helden huldigt, ehrt ſie nur die Kraft;
Vereint mit Milde, macht ſie ihn zum Gott,
Und Alles liegt anbetend ihm zu Füßen.
(Ab mit Davila.)

Fünfte Scene.

(Von rechts) **Anſelm. Van der Brock.** Später **Anna.**

Anſelm.

Noch heute wollt Ihr fort?

Brock.

Ich darf nicht weilen,
Oranien harrt auf Antwort. Lebt denn wohl!
(Anſelm hilft ihm Mantel und Taſche um, die Van der Brock über den Arm hatte.)

Anſelm.

Ihr ſprach't die Gräfin?

Brock.

Iſt das eine Frau!
So klar, ſo muthig, und das Herz ſo glühend
Für's Vaterland. — Sie ſtützt die gute Sache,
Und ſchön und fürſtlich tritt ſie Euch entgegen.

Anſelm.

Mit achtzehn Jahren war ſie Wittib ſchon,
Man nannte ſie die ſchönſte Frau in Flandern;
Wenn ſie erſchien am Hof der Königin
Von Ungarn, war's, als ging die Sonne auf,
Und Alles huldigt' ihr.

Brock.

War's frommer Drang
Des Herzens nur, daß ſie der Welt entſagte?

Anſelm.

Es ſcheint ein ſchwer Geſchick auf ihr zu laſten.
Denn plötzlich, aus des Hofes Glanz und Schimmer, —
Ein Jahr war's, daß ich in ihr Haus gekommen —
In dieſes Schloſſes Stille flüchtet ſie,
Entzieht ſich hier der Welt, flieht jeden Umgang,
Verläßt kaum ihr Gemach, und Jahre ſind's,
Daß dieſe Räume nicht ihr Fuß betreten!
Und heute erſt —

(Anna iſt von rechts, geſenkten Hauptes, eingetreten.)

Anſelm.

Still, da kommt ſie! Fort, hinweg!

(Van der Brock ab.)

Ihr hier, Frau Gräfin? Hier?

Anna.

Es mußte ſein.
Die Spanier ſind im Schloß. In meinen Zimmern
Sind wir nicht ſicher. Hier iſt's abgelegen,
Hierher führſt Du den Bruder und die Freunde;
Und trage Sorge, daß uns Niemand ſtört.

(Anſelm ab.)

Sechste Scene.

Anna (allein).

Ich täuſchte mich, als ich mich ruhig glaubte.
Der erſte Schritt in jene Galerie
Läßt alle Schmerzen längſt vergang'ner Jahre,
Geſpenſtern gleich, vor meiner Seele ſteh'n.

Wie festlich schmückten oft sich diese Säle,
Und wie belebte freudig sie der Scherz!
Wie flüsterte beglückte Liebe hier!
Und die Gestalten, die hier wandelten,
Den Philipp, jugendlich, doch ernst und finster;
Dann trotzig, keck Savoyens muntrer Prinz,
Und männlich, kühn Graf Egmont! — Weh! rings quellen
Blutströme auf und tilgen mein Gedächtniß!
Ich wende mich entsetzt, und sieh', der Spiegel
Zeigt höhnend mir in gramgefurchten Zügen,
Was blieb von meiner Schönheit. Alles schwand.
Ein Schatten wandl' ich lebend unter Schatten.
Zur Ruhe, Herz, die Stunde fordert's.
(Sie hebt das Haupt und sieht das Bild Kaiser Carls V.)
Ha!
Das ist sein Bild! Ja, Du bist Kaiser Carl!
Dir blick' ich dreist in's Auge. In das Auge,
Das mir das Herz mit stolzem Hoffen schwellte
Und es zerbrach in kaiserlichem Hohn.
Ja, schau' ich diese kühnen Herrscherzüge,
Die Stirn, in der das Schicksal lag der Welt,
Ja, dann versteh' ich, wie Du mich gewonnen,
Mit Deiner Hoheit blendend mich berückt;
Doch Eins versteh' ich nicht, werd's nie versteh'n:
Wie Du mein Kind, mein Kind mir rauben konntest! —
Du warst vielleicht im Recht, mich zu verlassen;
Doch mir zu nehmen, was mein eigen war,
Den Knaben, den in Schmerzen ich geboren,
Um ihn in fremder Erde zu begraben,
Das war Gewaltthat, Willkür und nicht Recht!

Und das vertritt vor Gott! Mag Stolz mein Herz
Verblendet, Eitelkeit verstrickt es haben,
Warm schlug's und mild in meiner jungen Bruft;
Du haft's in Groll getaucht, mit Schmerz vergiftet,
Du wandelteft zum Haß den Quell der Liebe.
So trag' ihn nun — Du und Dein ganz' Geschlecht!

Siebente Scene.

Anna. Robert von Melun. Später **Anſelm.**

Melun.

Hier find' ich Dich! Doch wie? Was ſtarrſt Du, Schweſter,
Zornglühend, finſter auf das todte Bild?
Faß' Dich! Laß, was geweſen!

Anna.

Das Vergang'ne
Iſt Wurzel deß', was iſt; und was er ſä'te,
Der große Sämann hier, das ſprießt nun auf.

Melun.

Frommt Dir's, die alten Wunden aufzureißen?

Anna.

Sie bluten ewig. Prächtig lag die Welt
Und hoffnungsreich vor mir. Da trat ſein Bild
Mir in den Weg. Geblendet war mein Auge,
Vertrauend warf ich mich an's Kaiſerherz —
Und ward betrogen. — Das ertrug ich, denn
Mich ſtärkte noch ein letztes, reiches Glück:
Mir lächelte mein Kind! Und Herrſcherſtolz
Und Diadem vergaß ich und vergab

Dem Kaiſer. — Doch, als blühend nun mein Knabe
Zum erſtenmal mich ſtammelnd „Mutter!“ nannte,
Da mahnte mich der Name meiner Pflicht.
Ich dachte nicht an mich. Mit Bitten erſt,
Dann dringend, ſtürmend, ford'r' ich für mein Kind
Die Rechte, die dem Kaiſerſohn gebühren.
Man hört mich nicht, ich drohe —

Melun.

Hätteſt Du
Auf meinen Rath gehört!

Anna.

Da wirft mich Schmerz
Und Zorn auf's Krankenlager. Tage hält
Und Wochen lang Betäubung mich gefeſſelt.
Als ich erwachte, war mein Kind geraubt,
Quirada hatt' es auf Befehl des Kaiſers
Nach Spanien hinweggeführt. Ich ford're
Es ungeſtüm zurück, und man verweigert's.
Ich drohe, ſelbſt nach Spanien zu kommen,
Dem Zorn des Kaiſers und dem Hohn der Welt
Zum Trotz, mein Kind zurück mir zu erkämpfen!
Und ſie verkünden mir, todt ſei es, todt.

Melun.

Das kam gelegen, zu gelegen faſt,
Um dran zu glauben.

Anna.

Glaubt' ich's denn? Verwarf
Ich nicht als Lüge den Bericht? — Umſonſt!
Sie gaben mir Beweiſe, drangen mir
Den Glauben auf! Todt iſt mein Knabe, todt. —

Allein was klag' ich? Was ſie mir gethan,
Sie thaten's zehnfach meinem Vaterlande;
Sie mordeten ihm ſeine beſten Söhne,
Verriethen ſeine Treue und zertraten
Ein blühend Leben.

Melun.

Schweſter, faſſe Dich!

Anna.

Ich leb' nur noch, mein Vaterland zu rächen
An Spaniens verhaßtem Herrſcherſtamm,
Und leben will ich, bis ich's frei geſeh'n
Von ſpan'ſcher Willkür.

Melun.

Laß nicht weiter, Anna,
Nicht über's Maaß hinaus den Haß uns treiben.
Ich komm' von Don Juan —

Anna.

Dem Baſtard Carl's,
Den ihm die Regensburgerin gebar?

Melun.

Dem Helden von Lepanto.

Anna.

Ihn erhob
Zu Glanz und Ruhm der Vater, und mein Sohn,
Gleich ihm berechtigt, mußt' verborgen ſterben.

Melun.

Er iſt geneigt zur Milde —

Anna.

Sie iſt Trug!
Seid auf der Hut! Geſprengt iſt bei Gembloux
Das Heer der Staaten, Gognies iſt gefangen,

Er bietet Unterhandlung, das beweiſt,
Daß er die Schwäche nur benutzen will;
Deshalb berief ich Dich und unſre Freunde.
Wer folgt Dir?

Melun.

Vetter Georges.

Anna.

Soll auch ihn
Ich heute wiederſeh'n? Mir geht's durch's Herz.
Er liebte mich, ich brach ſein Lebensglück;
Auch das um Kaiſer Carl. Nicht einen Tropfen
Des bittern Kelches ſpart mir dieſer Tag —

Melun.

Kommt Graf Lalaing?

Anna.

Er kommt. Auf meine Bitten
Erſchien Ryhove aus Gent.

Melun.

Das Haupt der Bürger?
Der Feind des Adels? Was ſoll der im Rath?

Anna.

Er haßt die Spanier — und nur Einigkeit
Schafft Macht —

Anſelm (tritt ein).

Die Herren ſind herein und folgen
Mir auf den Fuß.

(Ab.)

Anna.

Wie? Jetzt? Ich kann, ich will
Sie jetzt nicht ſeh'n! Empfange Du ſie, Bruder.

Ich ſende Euch Ryhove und folge ſelbſt,
Wenn Ruh' und Faſſung wieder ich gewonnen.
(Zu dem Bilde gewendet).
Bald ſchlägt der Rache Stunde, Kaiſer Carl!
Der Kampf beginnt, und eher ruht er nicht,
Bis weggetilgt vom niederländ'ſchen Boden
Die letzte Spur der Herrſchaft Deines Stammes,
Der Fluch mir ward und meiner Heimath Fluch!
Laß nun die Deinen ernten, was ſie ſä'ten!
Das Maß iſt voll und die Vergeltung nah!
(Ab nach rechts.)

Melun (allein).
Sie lodert auf im Haß wie in der Liebe!
Die Zeit geht machtlos hin an ihrem Herzen.

Achte Scene.

Melun. (Darauf) **Lalaing.** (Ihm folgt) **Georges.**

Lalaing.
Melun, befreit uns von dem tollen Schwätzer!
Sagt's endlich ernſt, was bietet Don Juan?

Georges (kommt).
Uns bot er Wein und ein vortrefflich Mahl,
Und das war unverfälſcht, mir könnt Ihr's glauben,
Im Uebrigen — da waren's leere Worte.

Melun.
Er iſt geneigt zu der Verſtändigung,
Ja, beizutreten dem Tractat von Gent,
Und fordert nur —

Georges.

Gebt Acht, jetzt kommt die Falle —

Melun.

Daß wir die Waffen niederlegen —

Lalaing.

Wie?

Die Waffen niederlegen? Nimmermehr!
Das heißt auf Treu und Glauben uns ergeben.
Was sind wir, wenn wir unser Heer entlassen?

Georges.

Sein Wein war ächt, ich sag's — sein Wort war falsch —
Was wird aus uns, wenn wir dem Krieg entsagen?
Mein letztes Gut verspielt' ich auf dem Feste,
Das Kaiser Carl der Base Anna gab.
Der Krieg ernährt mich noch, doch, macht Ihr Frieden,
Ich bin der Einz'ge nicht, sollt Ihr's erleben,
Was übrig ist vom niederländ'schen Adel.

Lalaing.

Die schale Neige eines edlen Weins.
Melun! Der Spanier Joch ist unerträglich,
Das Land erseufzt in jahrelangem Zwist.
Jetzt heißt's: mit letzter Kraft das Joch zerbrechen,
Wo nicht — uns fügen —

Melun.

Ueberstürzt es nicht!

Lalaing.

Das sagt Ihr, wenn man zwanzig Jahr geduldet?

Neunte Scene.

Vorige. Ryhove (von rechts).

Melun.

Ryhove!

Ryhove.

Man ſagt, hier ſollt' ich Freunde finden;
Ich ſeh' erſtaunt die edele Verſammlung.
Burggraf von Gent und Graf Lalaing, was ſoll
Der Bürger bei dem Adel?

Melun.

Wär's nicht Zeit,
Den alten Zwieſpalt hinter uns zu werfen?

Georges.

Zu all' dem andern Plunder, der verbraucht?
Werft's hinter Euch, Ihr Herrn, und ſchließet Frieden!
He! Wein zum Friedenstrunk!

Melun.

Still, Vetter, ſtill!
Geſchlagen iſt das Heer der Niederländer —

Ryhove.

Noch faſſ' ich's nicht, wie konnte das geſchehn?
Die Führer klag' ich an.
(Zu Lalaing).
Wo war't Ihr, Graf,
Bei Gembloux?

Georges.

Gut, jetzt geht der Frieden an.

Lalaing.

Wer wagt es, mich zur Rechenschaft zu ziehen?

Ryhove.

Das Vaterland.

Melun.

Statt seiner geb' ich Antwort:
In Gent die Freunde mußt' er schützen.

Lalaing.

Ja,
Wo Ihr den Pöbel aufgereizt.

Ryhove.

Herr Graf,
Das that nicht ich, das that des Adels Hochmuth.

Lalaing.

Nach diesem Worte wären wir am Ende.

Ryhove.

Ich hab' mich nicht gedrängt in Euren Kreis,
Und leichter wird das Scheiden, als das Kommen.

Lalaing.

Ich werfe mit dem letzten Rest des Heeres
Mich zu Oranien —

Georges.

Glück auf die Reise!
Der ist am Sold so karg, als karg an Worten.
Verhungern? ei, das können wir auch hier!

Melun.

Dann ist der Feind im ganzen Süden Herr,
Brabant gebt Ihr ihm Preis, das Hennegau —
Kaum hält sich Brügge, Mastricht schwankt —

Ryhove.

Wir ſind
Vernichtet, ſagt es grad' heraus! Doch — lieber
Zu Grunde geh'n wir, eh' wir uns der Herrſchaft
Des Adels unterwerfen —

Lalaing.

So lebt wohl!

Zehnte Scene.

Anna. Vorige.

Anna.

Halt, ſag' ich, halt! Lalaing, wo wollt Ihr hin?
Ryhove, iſt das die Ruh', die Ihr verſprochen?

Georges.

Sie iſt's! ich ſeh' ſie wieder!

Anna.

Vetter Georges,
Reicht mir die Hand! Heut' gilt's, die alte Schuld
Vergeſſen —

Georges.

Anna! —

Anna.

Alle ſeid gemahnt!

Melun.

Es iſt umſonſt, nie führſt Du ſie zuſammen.

Anna.

So fahr' denn hin, Du armes Vaterland!
Erlieg' in Schmach, verkomm' in Sklavenketten,
Die nicht die Macht der Spanier Dir geſchmiedet,
Zu die bethört Dich eig'ne Selbſtſucht ſchlägt.

Unſel'ges Land, umſonſt durchſticht der Landmann
Sein meerumbrauſtes Bollwerk, Deich und Damm,
Und giebt der wilden Fluth die Fluren preis,
Die müh'voll ihr die Väter abgerungen.
Umſonſt, ſein friedliches Gewerb' verlaſſend,
Zur Partiſane greift der Bürgersmann
Und hält gerüſtet auf den Wällen Wacht.
Umſonſt baut ſeine Macht der Adel auf
Und wirft entſchloſſen ſich dem Feind entgegen.
Umſonſt! Umſonſt! Vereinigt könnte ſie
Nicht Spanien, nicht eine Welt bezwingen.
Sie kämpfen einzeln, ſinken einzeln hin,
Und fühlen heut noch in der letzten Stunde
Der höchſten Noth nicht, wo die Rettung liegt!

Lalaing.

Oranien wird uns helfen —

Georges.

Blickt nach Frankreich!
Ich ſag's, da iſt's noch luſtig. In dem Lager
Des Herzogs Anjou fließt der Wein, es rollt
Der Würfel, und der Schönheit wird gehuldigt;
Doch beim Oranier iſt ein triſtes Leben.

Lalaing.

Verſprach nicht auch das deutſche Reich uns Hülfe?

Ryhove.

Nicht Hülfe braucht's. Uns hilft die eig'ne Kraft.

Melun.

Hört Don Juan! Er ließ uns her entbieten.

Anna.

Vielfaltig fliegt die Meinung hin und her,

Doch Jeder denkt an ſich und ſeine Wünſche.
Wird niemals Frieden zwiſchen Euch? Ryhove,
Seid Ihr nur Bürger, nicht auch Niederländer?
Lalaing, iſt Euer Adel älter, als
Das meerumſchlungne Land, das Euch geboren?
Kann Bitte nicht, noch Noth, kann Nichts auf Erden
Zur Eintracht Euch vermögen, nun ſo laßt
Ein ſtärk'res Band, als Neigung ſchmiedet, als
Vertrauen webt, die Herzen Euch umſchlingen,
Und könnt Ihr nicht durch Liebe einig ſein,
Seid eins aus Haß! — O könnt' ich einen Funken
Der wilden Gluth nur, die mein Herz entflammt,
In Eure Seele werfen! —

Melun.
Ruhig, Schweſter!

Anna.
Zum Eifer, nicht zur Ruhe mahnt die Noth.
Folgt nicht dem Ruf Don Juans! Hört meine Warnung!
Vertraut ihm nicht! Wie er beſchworene
Verträge brach, ſo brecht mit ihm. Proteſt
Setzt gegen ſeine Herrſchaft auf. Erklärt
Den Schwur gelöſt, der Spanien Euch verpflichtet!
Wagt endlich frei zu ſein!

Melun.
Biſt Du von Sinnen?
Philipp iſt unſer König!

Ryhove.
Keines Königs
Bedarf dies Land. Ich ſtimm' für den Proteſt.

Anna (zu Lalaing).

Und Ihr? — O ſtimmt ihm bei! Was zaudert Ihr?
Was überlegt Ihr noch? Nennt einen Wortbruch,
Nennt eine Tücke, die Euch nicht geſchah,
Erfindet Gräuel, die Ihr nicht erduldet;
Ihr ſucht vergebens. Egmont's blut'ger Schatten
Steigt warnend Euch empor und mahnt zur That.
An Mecheln denkt, an Naarden, Harlems Fall,
Und an Antwerpens Schmach. — Nun, ſeid Ihr Männer,
So waſcht in Blut der Schande Brandmal ab.
Das Thier der Wüſte kämpft um ſeine Heimath,
Was ward aus Eurer? Blühende Provinzen,
Reich im Gewerbfleiß, in dem Schmuck der Kunſt,
Im Ueberfluß beneidet von den Nachbarn, —
Und jetzt, zerſchmettert von dem ſpan'ſchen Zepter,
Ein ödes Land, gelockert Zucht und Sitte.
Der Hunger kauert auf dem Schutt der Städte,
Blut färbt den Acker, ſtatt der Ernte Gold.
Und Ihr, Ihr duldet, was Ihr rächen ſolltet?
Vor Euch liegt das zertret'ne Vaterland
Und fleht um Hülfe. — Hört denn ſeinen Ruf!
Ermannt Euch, Freunde! Nur dies eine Mal
Seid — nein! nicht einig, denn Ihr haßt Euch ja —
Der Weg nicht, nur das Ziel — nicht, was Ihr wollt,
Nur was Ihr nicht wollt, ſei Euch heut gemeinſam.
Nur Eins verſprecht mir — off'nen Bruch mit Spanien!
Kein Kompromiß mit Don Juan!

Georges.

Ihr wißt,
Wohin Ihr führt, da folg' ich! Krieg denn, Krieg
Mit Spanien, off'nen Krieg!

Anna.

Und Ihr, Lalaing,
Ihr zaudert? Was beſinnt Ihr Euch? Entſcheidet!
(Trompeten in der Ferne.)
Hört Ihr den kriegeriſchen Klang? — er drängt
Euch zum Entſchluß: ſchon naht Don Juan dem Schloß,
Er rief Euch her, der Worte tück'ſche Macht
An Euch zu üben. — Wollt Ihr unterhandeln?
Entſcheidet, ſprecht!

Lalaing.

Ich bin der Meinung längſt,
Nur off'ner Krieg mit Spanien bringt uns Heil.

Ryhove.

Das war ein Wort, ſo nehmt denn mein's dafür,
Die Städte ſtehen auf, ſobald Ihr's fordert.

Anna.

Reicht mir die Hände! Dieſe Stunde ſtreut
Das Saatkorn aus des allgemeinen Haſſes.
So ſprieß es auf, mit Gott, zu unſerm Heil!
(Trompeten näher.)
Er droht umſonſt, bleibt Ihr bei Eurem Wort!

Melun.

So wollt Ihr ihn nicht hören?

Anna.

Hier blickt her,
Seht Euren Feind!
(Sie reißt die Gardinen auf, rother Fackelſchein beleuchtet das Zimmer.)
Der Schein der Fackel leuchtet
Dem Baſtard Kaiſer Carls, dem Bruder Philipps,
Zum Hof herein — Uns aber iſt's die Fackel

Des offnen Kampfes gegen Spanien,
Der Freiheit Frühroth für die Niederlande.
Löst Euer Wort!

Lalaing.

Kein Kompromiß mit Spanien!

Ryhove.

Und Kampf mit Don Juan, nicht Unterhandlung!

Georges.

Nun bricht es los, jetzt wird mir wieder wohl.

Anna.

Du kommst, Don Juan! kommst und bist verloren.
Den Norden reißt Oranien von Dir los;
Daß Dir der Süden abfällt, dafür bürgt
Mir Euer Wort! — Und so stürzt Spaniens Herrschaft
Dahin auf ewig. — Heil den Niederlanden!

Alle.

Heil den Niederlanden!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Zimmer im Schlosse Bouges. Zwei Mittelthüren. Rechts und links eine Seitenthür.)

Der Prinz von Parma (tritt durch die Mitte ein, begleitet von **italienischen Offizieren,** die an der Thür stehen bleiben).

Parma.

Habt Dank, Ihr Herrn. Ihr folgt mir nach Namur;
Für jetzt bedarf ich Eurer Dienste nicht.

(Die Offiziere verbeugen sich und gehen durch die Mitte ab. Parma kommt in den Vordergrund und legt Hut und Handschuhe ab. Gonzago tritt von links ein.)

Gonzago.

Grüß' Gott zu Bouges, mein Prinz!

Parma.

Gonzago, sprecht!
Was macht mein edler Vetter, Don Juan?

Gonzago.

Prinz, Schwermuth drückt ihn.

Parma.

Solchen Helden Schwermuth,
Der kühn die Höh', auf die Geburt ihn stellte,
Mit Glanz des eig'nen Ruhmes hat umstrahlt.

Gonzago.

Uniel'ger Auftrag, der hierher ihn führte!
Zur Schonung mahnt man in Madrid, man zürnt,
Daß er nicht kämpft — und läßt uns ohne Geld.

Parma.

Ist Escovedo nicht zurück?
(Wirft sich rechts in einen Sessel.)

Gonzago.

Ihr wißt,
Des Prinzen Herz hängt ganz an diesem Freunde.

Parma.

Weshalb schickt er ihn fort?

Gonzago.

Die Noth war dringend.
Die Instruction blieb aus. Es kamen uns
Nur halbe Worte, und wir brauchten Geld;
Doch seit er fort, denkt nichts der Prinz als ihn,
Schreibt nichts mehr nach Madrid, als „Escovedo!"
„Schickt Escovedo, Geld und Escovedo!"

Parma.

Und er bleibt aus.

Gonzago.

Statt dessen kommt Davila.

Parma.

Der? Das zeigt Mißtrauen. Als man meiner Mutter
Den Herzog Alba sandte, ging sie heim.
Und wie empfing er ihn?

Gonzago.

Erst kurz und förmlich,
Abweisend —

Parma.

Gut!

Gonzago.

Auch war beſchloſſen ſchon,
Ihn nach Madrid ſofort zurück zu ſenden
Mit wicht'gen Briefen —

Parma.

Ei, vortrefflich!

Gonzago.

Leider
Iſt eine ſchöne Tochter im Gefolge
Don Sancho's, die der Prinz vor wenig Wochen
Geſehen in Namur — und Sancho bleibt.

Parma (aufſpringend).

Wer ſoll da nicht verzweifeln! Wär' mein Herz
Nicht Liebe und Bewund'rung ganz für ihn,
Ich könnt' ihm zürnen — doch da iſt er ſelbſt.

(Gonzago ab.)

Zweite Scene.

Don Juan. Parma.

Don Juan.

Willkommen, Vetter, herzlich ſei gegrüßt!

Parma.

Heil Dir, mein Oheim! ſeit dem Tag von Gembloux
Sah ich Dich nicht. Das war ein harter Strauß,
Ein neuer Lorbeer —

Don Juan.

Den ich Dir verdanke,
Dein war der Sieg —

Parma.

Ich lernt' an Deinem Beiſpiel,
Unüberwindlicher; Dich könnt' ich neiden!
So jung an Jahren und ſo alt an Ruhm,
So reich an Ehre —

Don Juan.

Und ſo arm an Glück.

Parma.

Du, dem kein Kranz vom Schickſal ward verſagt?
Dem jeder Feind erliegt? dem alle Herzen
Entgegenſchlagen?

Don Juan.

Eines nenn' ich Dir,
Das ſelbſt des Bettlers arme Kindheit ſchmückt,
Und das ich niemals kannte — Elternliebe.
Mir ſelber ein Geheimniß, wuchs ich auf
Zu Villa Garcia in Quirada's Schutz.
Doch heimathlich ſchien nie mir Spaniens Sonne,
Und ein verpflanztes Reiz ſtets fühlt' ich mich.
Zum Dienſt der Kirche ward' ich erſt erzogen,
Doch früh entſchied mich Neigung für die Waffen,
Die heil'gen Bücher warf ich wild bei Seite
Und tummelte die Roſſe, ſchwang das Schweit;
Doch ſelbſt, als ſich des Lebens Räthſel löſte,
Als mich der Bruder rief an ſeine Seite,
Im Glanz des Hofes, in dem Rauſch des Kampfes,
Stets blieb des Herzens Sehnſucht ungeſtillt,
Und immer lag's wie Heimweh auf der Seele.
Was ich erſann, die Leere auszufüllen,
Es war vergebens — Du verſtehſt mich nicht,

Denn Du bist glücklich. Deines jungen Ruhms
Freut sich der Vater, Deinem Lobe schlägt
Ein Mutterherz entgegen, eine Krone
Erwartet Dich — und Du hast eine Heimath.

Parma.

Und weißt Du, was das Schicksal Dir bestimmt?

Don Juan.

Ein Grab im Escorial bei meinem Vater,
Wenn ja mein Bruder gnädig mir das gönnt.

Parma.

Ohm, Du bist bitter.

Don Juan.

Meines Lebens Ruhm
Sah er mit Mißgunst stets. Er rief aus Tunis,
Das mir die Krone bot, mich schnell zurück.
Die Siege wollt' er, die ich ihm errang,
Doch nicht der Krone Schmuck für meinen Scheitel.

Parma.

Dich ehrt jetzt auf's Neue sein Vertrau'n.

Don Juan.

Ruhmlose Sendung, eines Alba Fehler
Zu bessern. 'S ist kein königlicher Auftrag,
Der Strenge Werkzeug sein —

Parma.

Gleichviel, die Kränze
Die Du Dir selbst errangst, kann nichts Dir rauben.

Don Juan.

Sie welkten schnell, nichts ist vom Ruhm geblieben
Als ein verlor'nes Leben.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Figueroa.

Figueroa.

Prinz! Don Sancho

Harrt auf Audienz!

Don Juan.

Wohlan, so laß ihn ein.

Vierte Scene.

Don Juan. Don Sancho Davila. Diana. Parma. Figueroa.

Don Juan.

Don Sancho seid gegrüßt.

Parma (leise).

Schick' ihn zurück.

Don Juan (für sich).

Diana senkt den Blick. Ihr hold' Erröthen,
Ihr Schweigen spricht beredt zu meinem Herzen.

Davila.

Ich harre des Befehls.

Don Juan.

Es war die Absicht,
Mit Briefen nach Madrid Euch zu entsenden,
Doch da mein Bruder wünscht, daß Ihr verweilt —

Davila.

So lautete der Auftrag meines Königs.

Don Juan.

So leg' ich denn Namur in Eure Hand.
Noch heute übergeb' ich die Beſatzung —
Ich bleib' — einſtweilen hier.

Davila.

Mein Prinz, vergebt,
Ein Auftrag, ehrenvoll gewiß und wichtig —
(Für ſich). Entfernen will er mich! Was iſt ſein Plan?

Parma (ſpöttiſch).

Euch aber ſcheint er unerwünſcht —

Davila.

Mein Prinz!
Der Tochter dacht' ich! Ungern nur umgäb' ich
Mit einer Feſtung wüſten Lärm mein Kind.

Don Juan.

Ei, laß ſie hier in Bouges —

Davila.

Man kennt die Herrin
Des Schloſſes als ergeben unſerm Hofe,
Quirada ſtand ihr nah, die Königin
Von Ungarn war ihr hold. In ihre Obhut
Beruhigt kann ich meine Tochter geben;
Geſtattet, daß wir ſie darum erſuchen,
Dann ſteh' ich Euch zu Dienſten, edler Prinz.
Kemm, meine Tochter

Don Juan.

Laßt uns die Sennora,
So ſelten ſtreift der Anmuth Strahl den Kreis,
Der ſich geweiht dem rauhen Dienſt des Krieges —
O, ſagt ihm, daß Ihr bleiben wollt, Diana,
Und gönnt mir dieſe Stunde —

Davila.

Weht! Sie bleibe!

(Für sich).

Mich hält er fern, doch zeigt er ihr sein Herz,
Nur um so sich'rer werd' ich ihn durchschau'n.

(Ab.)

(Parma zieht sich mit Aguerea in den Hintergrund zurück.)

Fünfte Scene.

Don Juan. Diana.

Diana.

Und was befiehlt mein Prinz?

Don Juan.

So karg an Worten?
Geſprächig, mein' ich, war't Ihr zu Namur?
Habt Ihr vergeſſen jene holde Stunde!
O nein, Ihr habt mich freudig heut begrüßt,
Ihr liebt mich noch —

Diana.

Mein Prinz — o haltet ein —

Don Juan.

Was that ich denn, das Euch so schüchtern macht?
Was fürchtet Ihr?

Diana.

Mein eig'nes Wort, Sennor.

Don Juan.

So seht mich an.

Diana.

Ich fürchte meinen Blick.

Denn Blick und Wort ſind Wächter meines Herzens
Und könnten leicht mir zu Verräthern werden.

Don Juan.

Laß Blick und Wort verkünden, daß Du liebſt;
Ich bin ſo krank nach Liebe —

Diana.

Edler Prinz,
Wie könnte eines Kindes thöricht' Plaudern
Von Eurer Heldenſtirne Wolken ſcheuchen?
Wärt Ihr ſo reich am Schatten, ich am Licht?
O nein, dann wär't Ihr ja nicht Don Juan,
Deſſ' Ruhmes Glanz durch alle Länder ſtrahlt,
Deſſ' Namens Klang mir tief das Herz bewegte,
Eh' ich Euch ſah —

Don Juan.

Und ſeit Du mich nun kennſt?

Diana.

Stieg jenes Bild im goldgewirkten Harniſch
Voll Glaubenskraft, voll Muth und Jugendſchönheit,
Die Gottheit meiner ſtillen Mädchenträume,
Auf Seraphsſchwingen nieder zu der Erde.

Don Juan.

Und welcher Schlag des Herzens grüßte mich?

Diana.

Denkt an die Nächte unſ'res Vaterlandes,
Die lieblichen, verhüllt vom Dämmerlicht,
Gedenkt des Zaubers von Granada's Nächten,
Wo Duft und Klang ſich küſſen wie im Traum,
Den Blick verſchleiernd und den Geiſt berauſchend;
So holdes Räthſel damals war't Ihr mir;
Doch wie man grüßt den goldgebornen Tag,

Der Ahnung macht zur Wahrheit und die Quelle
Des Duftes zeigt in Strauch und Blütenglanz,
So seh' ich jetzt Euch leuchtend vor mir steh'n:
Der Traum ward Leben —

Don Juan.

Sprich es aus, Diana!
Den Deine holde Phantasie geschmückt
Mit Glanz, der fern hält — jetzt ist er Dir nah;
Und wenn er flehend steht vor Deiner Schönheit
Und schüchtern fragt: Hat denn Dein pochend Herz
Für ihn Bewund'rung nur, die kalt entfremdet,
Und nicht auch Liebe?

Diana.

Euer großes Herz
Füllt Ruhm und Glanz und Drang nach neuen Siegen.
Was könnte meine arme Liebe, Prinz,
Euch sein und gelten?

Don Juan.

Allen Ruhm der Welt
Geb' ich für Deine Liebe —

Diana.

Still, mein Prinz,
Daß nicht mein thöricht Herz Euch Glauben schenkt,
Es ist unmöglich —

Don Juan.

Ruhm ist flücht'ger Rausch,
Und Ehrgeiz unersättlich wie das Meer,
Das alle Quellen trinkt der weiten Erde.
Die Liebe nur wird reicher, wenn sie schenkt,
Ein Born, der unerschöpflich überfließt,
Wie die Natur, die stets sich neu gebiert.

Daß Du nicht weißt, wie viel Du liebend giebst,
Das macht so reich die Gabe —

Diana.

Theurer Prinz,
Ich hör' Euch zu und kann Euch nicht versteh'n;
Wie Zauberlieder klingen Eure Worte,
In Schlummer wiegen sie Besonnenheit
Und holde Scheu. Gefährliche Gedanken
Dafür in's Herz zu legen, süßen Schmerz
Und stolze Demuth, thränenfeuchten Jubel

Don Juan.

Du liebst! Diana! — Laß mein Herz, mein Leben
Mich Dir zu Füßen legen. Sei mein Weib
Und theile, was das Schicksal mir beschieden,
Gefährlich ist die Gabe, die ich bringe,
Doch Liebe trägt und theilt Gefahr und Schmerz,
Wie Glück und Glanz. Wenn Du mich liebst, Diana,
So rede, laß mein klangberauschtes Ohr
Des Glückes heiß ersehntes Wort vernehmen.

Diana.

Dein war mein armes Herz, eh' Du's geahnt,
Nimm's hin, zerbrich's, erheb' es zu den Sternen,
Nichts ist's mein eigen mehr

Don Juan.

Wie strahlt das Leben
So sonnig jetzt. — Ein Herz ja nenn' ich mein,
Dem ich vertrauen kann, und Deine Liebe
Giebt meinen kühnen, glühenden Gedanken
Die Heimath, die Erquickung heut und Ruhe.
(Don Sancho tritt von rechts ein, Parma kommt herzu,
Figueroa ab.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Don Sancho. Davila. (Darauf) **Figueroa.** (Endlich) **Gonzago.**

Davila.

Die Gräfin, huldvoll mich empfangend, Prinz,
Sagt meiner Tochter Schutz und Obhut zu.
(Zu Diana).
Ich führe Dich zu ihr
(Zu Don Juan).
Und bin bereit,
Euch zu gehorchen!

Don Juan.

Ei, das hat nicht Eile,
Wir reiten erst heut Abend nach Namur.

Figueroa (kommt).

Verzeiht, mein Prinz, man bringt Gefangene ein.

Don Juan.

Gefangene? Bringt jetzt in dieser Stunde
Mir meinen Todfeind, und ich schenk' ihm Gnade.

Figueroa.

Doch sei's der Führer, hört' ich, der Rebellen!

Gonzago (kommt).

Anton von Gognies, Prinz, fleht um die Gnade,
Euer Angesicht zu sehen, die Hand zu küssen,
Die ihn besiegt —

Davila.

Das dürft Ihr nicht gewähren.

Don Juan.

Sagt, focht er nicht an meines Vaters Seite?

Gonzago.

Bei Mühlberg ward er Angeſichts des Kaiſers
Verwundet — bei Pavia focht er dann
Und zog vor Tunis mit des Kaiſers Herr.

Don Juan.

Mein Vater ehrte ihn —

Davila.

Um ſo viel ſchlimmer,
Daß er vergaß, was ſeine Pflicht —

Don Juan.

Mir ziemt's,
Den Feind zu achten, den mein Vater ehrte,
Und darum ſoll er nicht vergebens ſteh'n —
Bringt ihn herein! —

Davila.

In Feſſeln, Prinz, bewacht
Von Reiſigen, ſo ziemt's für den Gefangenen.

Don Juan.

Wer vor mein Antlitz kommt, der iſt begnadigt —
Der Henker ſieht Gefeſſelte, nicht ich.
Bringt ihn herein — und mit Verlaub, Ihr Herrn,
Laßt uns allein!

(Gonzago und Figueroa ab.)

Davila.

Nicht ſuchen wir, mein Prinz,
Unwürd'gen Anblick — Folge mir, Diana.

(Ab mit Diana.)

Don Juan.

O, wogend Herz, ſo überreich an Liebe,
Was könnteſt Du der Bitte heut verſagen.

Siebente Scene.

Don Juan. Anton von Gognies.

Gognies.

Die Knie' beug' ich Dir, Sohn meines Kaisers,
Reich mir die Hand — daß ich die Lippen drücke
Auf diese Heldenhand, die mich besiegt.

Don Juan.

Steht auf, Feldmarschall!

Gognies.

Ja, das ist sein Auge,
So fiel sein Haar um die gewölbte Stirn.
Der kaiserliche Blick und die Gestalt,
Du bist sein Sohn und Erbe seiner Schönheit.
Noch einmal heute sah ich Kaiser Karl;
Hab' Dank für diese Gnade und leb' wohl.

(Wendet sich.)

Don Juan.

Gognies, Ihr geht und bittet weiter nichts?

Gognies.

Was sollt' ich noch, mein Prinz? Was könnt' ich bitten?

Don Juan.

Muß ich Dir's sagen, Alter? Ei, Du meinst,
Das müßte wohl von selber sich verstehn.

Gognies.

Was meint Ihr, Herr?

Don Juan.

Gefangen steht Ihr hier.

Gognies.

Beschämt nicht dieses greise Haupt —

Don Juan.

Du bist
Der Führer der Rebellen, und Dein Urtheil
Ist schon gesprochen, und es lautet: Tod.

Gognies.

So weiß ich, Herr, nun weiter —

Don Juan.

Und Du stehst
Vor mir, deß Macht das Urtheil brechen kann,
Und denkst, weil Du mein Angesicht gesehn
Seist Du begnadigt —

Gognies.

Nein, so denk' ich nicht —
Als ich, vergessen von den Meinen, stand
Zu Gembloux, ein Gefang'ner, auf dem Schlachtfeld,
Da sprengtest Du vorbei, und wie ein Blitz
Durch trüb' Gewölk, erschien Dein leuchtend Bild.
„Da," dacht' ich, „das ist Kaiser Carl," und ließ
Dich bitten, mir Dein Antlitz noch zu zeigen
Und zu gestatten, Dir die Hand zu küssen.
Du hast's gewährt — Gott lohn' es —

Don Juan.

Nun und jetzt?

Gognies.

Jetzt laß zurück mich in den Kerker führen,
Und da mein Spruch gefällt, laß ihn vollstrecken,
Ich bin bereit zum Tode —

Don Juan.

War das Alles?
Und hängt Dein Herz so treu an Kaiser Carl?

Egmonts.

Ich ging mit ihm auf manchen Kriegszug, Prinz;
Zu den Tuncien über's Meer, nach Welschland;
Ich kämpft' in Mühlberg's Schlacht an seiner Seite,
Sah ihn in Glanz hier in den Niederlanden;
Von ferne stand ich, als die Sonne sank
Zu Brüssel, als gebeugt an König Philipp
Er Macht und Herrschaft übergab. Seitdem
Hat nie dies Land die Sonne mehr gesch'n.
Er steht in meinem Herzen. Wenn die Kugel
Die Brust durchbohrt, so trifft sie auch sein Bild.

Don Juan.

So treu dem Vater und dem Sohn Rebell?

Egmonts.

Herr, Du vergißt, ich bin ein Niederländer.
Du nanntest mich Rebell, das Wort ist falsch,
Ich dacht' dem König nicht sein Recht zu nehmen,
Ich wollt' nur meines Landes Recht bewahren!
Wo bleiben unsre Privilegien?
Uns, die sich selbst regieren, schickte man
Die Spanier in's Land mit blut'ger Willkür.
Das Recht des Königs ist's, daß die Provinzen
Treu an ihm halten, nach der alten Satzung.
So kämpft' ich denn für dieses Recht des Königs.

Don Juan.

Wenn Du für ihn gekämpft, was that denn ich,
Der gegen Dich in jener Schlacht gestanden?
Das laß mich hören, wunderlicher Alter!

Egmonts.

Du thatest nicht, was Kaiser Karl gewollt,

Was er dem Sohn befahl am Tag zu Brüſſel,
Als lebend er zur Gruft hinabgeſtiegen.

Don Juan.

Was war das, ſprich es aus?

Gognies.

Du weißt es nicht?
Er wollte glücklich ſeh'n dies Land. Es war
Ja ſeine Heimath. Herr, ein weites Reich,
Wie nie die Welt noch ſah, war ihm beſchieden.
Sein Stolz war Spanien, Deutſchland ſeine Sorge,
Welſchland ſein Ehrgeiz, und die neue Welt
War ſeine Hoffnung — doch die Niederlande,
Das Land des Herzens, ſie hat er geliebt.
Ich hab' mir oft geträumt, er ſei nicht todt,
Einſt ſprängen auf die Thüren von Sanct Juſt,
Und in dem alten Glanz trät' er hervor!
Ja, er iſt todt. Die Noth der Niederlande,
Sie hätte längſt des Kloſters Thor geſprengt,
Wenn er noch lebte. Er iſt todt, und wir
Verbluten —

Don Juan (träumend).

Seine Heimath war dies Land!

Gognies.

Und iſt des Vaters Heimath nicht die Deine,
Sohn Kaiſer Carl's? O wäreſt Du ſein Erbe?
Von jener halben Welt, die ihm gehörte,
Weshalb nicht dieſe Länder wurden Dir?
Du brächteſt ſeine Zeiten uns zurück.

Don Juan.

Nicht ich, mein Bruder erbte ſeine Kronen.

Gognies.

Das Erbtheil Liebe hat er nicht gewonnen,
Das liegt noch frei —

Don Juan.

Kein Wort bei meinem Zorn,
Nicht rüttelt an den Pfeilern meiner Pflicht —

Gognies.

So laß das Urtheil denn an mir vollziehen.
Zwar lieber wär' ich in der Schlacht gefallen,
Gott wollt' es anders.

Don Juan.

Nein, Ihr sollt nicht sterben.

Gognies.

Ich hab' dem Tode oft in's Aug' geseh'n.

Don Juan.

Ihr seid begnadigt, frei —

Gognies.

Herr, Ihr vergeßt,
An Königs Philipps Stelle steht Ihr hier.

Don Juan.

Die Gnade gebe ich Dir, Sohn des Kaisers —

Gognies.

Ein arm Geschenk, der Heimath Schmach zu seh'n.

Don Juan.

Den reichsten Schatz des Herzens — meine Freundschaft
Füg' ich hinzu — nimm denn das Leben an,
Den Freund mir zu erhalten.

Gognies.

Euer Freund?

Don Juan.

An dieſe Bruſt, Du liebteſt meinen Vater —

Gognies.

Da nehmt mich hin.

(Stürzt an ſeine Bruſt.)

Bei Gott, ich kann nicht anders.
Ich halte Deinen Sohn in den Armen,
Mein kaiſerlicher Freund, ſchau Du herab,
Die Niederlande ſchütze Gott und ſeg'ne
Den Kaiſerſohn.

Don Juan.

Bei Gott, mir iſt's, als läg' ich
Zum erſten Mal an eines Vaters Herzen,
Und mich umweht's wie heimathliche Luft.

(Gognies tritt zurück.)

Ja, wäre dieſes Land mein Vatererbe,
Der Liebe reiches Erbtheil trät ich an,
Es ſollt' ein königliches Reich erſteh'n,
Und ein beglücktes. Weithin durch die Meere
Entſendet' ich die ſtolzen Gallionen,
Daß ſie die Ufer aller Zonen grüßten.
Die Nachbarn, neidiſch auf des Landes Wohlſtand,
Hielt ich zurück mit kriegeriſcher Hand;
Erblühen wieder ſollten die Provinzen,
Die Straßen, wo ich zöge, voll ſich drängen,
Und Jubel tönen, wo der Fürſt erſchiene!

Gognies.

Welch' Bild, mein Prinz, entrollſt Du meinen Blicken!

Don Juan.

Es war ein Traum, und muß vorüber ſein.

Achte Scene.

Vorige. Figueroa Gonzago. Davila. Parma.

Gonzago.

Verzeiht, mein Prinz, doch dringend iſt die Meldung.

Don Juan.

So ſprich!

Gonzago.

Unſel'ge Kunde bringt ein Reiter
Aus Amſterdam. Die Stadt, die treu geblieben
Der Herrſchaft Spanien's, trat zu der Partei
Der Staaten über, und Oranien's Schaaren
Beſetzten ſie —

Gognies (für ſich).

Heil tapferer Oranien.

Parma.

Die italien'ſchen Truppen brechen auf
Im Eilmarſch, gegen Norden ſich zu wenden,
Um dort am Rhein die Zufuhr abzuſchneiden,
Der Reſt rückt vor auf Amſterdam —

Davila.

Mein Prinz,
Jetzt gieb ein Beiſpiel, mach' der Erde gleich
Die übermüth'ge Stadt, durchſtich die Dämme,
Gieb, was des Meeres iſt, dem Meer zurück.

Parma

Gieb ſchnell die Ordre, Amſterdam muß fallen.

Don Juan.

Der Niederlande Stern? Genug der Trümmer!

Die Königin des Meeres ſoll beſteh'n.
Was wäre Holland ohne ſie?

Davila (für ſich).

So weit
Iſt es gekommen.

Don Juan.

Eh' ich ſelber dort,
Kein Streich auf Amſterdam! So iſt mein Wille.
Feldmarſchall Gognies iſt der Haft entlaſſen,
Gebt ihm ſein Schwert zurück, denn er iſt frei.

Davila (für ſich).

Auch das?

Gognies.

Mein Prinz, ich bleib' in Deiner Schuld;
Du haſt ein Leben einſt von mir zu fordern.
(Don Juan entläßt ihn durch eine Handbewegung. Gognies ſchreitet durch die Andern, die zurückweichen, hindurch, durch die Mitte ab.)

Parma (halbleiſe mit einem Seitenblick auf Davila).
Mein Ohm, bedenkt —

Don Juan (ohne darauf zu achten).

Ihr Herren ſeid entlaſſen!
Noch eins: Nicht ungefordert brauch' ich Rath,
Und keinen Richter giebt's für meine Gnade!
(Alle außer Don Juan ab.)

Neunte Scene.

Don Juan. Später **Gonzago**

Zurück, Gedanken, die mir jener Mann
Aufloderm ließ ſo lockend in der Seele.

Ich hab' kein Theil am Erbe meines Vaters,
Und gern entſagt' ich ihm, wär' mir gelöſt
Das Räthſel meines Seins. Ein tief Geheimniß
Verhüllt wie ſchwere Schuld des Lebens Eingang,
Und wie das Recht auf meines Vaters Reich,
Nahm das Geſchick mir meiner Mutter Liebe.
Das war die Sehnſucht meiner Kinderjahre,
Das Heimweh meiner Jugend, daß ich nie
Mich flüchten konnte an ein Mutterherz
Und ſtets ein Fremdling einſam ſtand auf Erden.

Gonzago (kommt).

Die Gräfin Benzes erbittet ſich die Gnade,
Den hohen Gaſt zu grüßen.

Don Juan.

Gräfin Benzes?
So laßt ſie ein. (Gonzago ab.) Sie kommt, die Freundin Spaniens,
Wie ſie Don Sancho nennt. — Wenn ſie mich mahnte
An meinen Vater, wenn ſie die Gedanken
Erriethe, die mich jetzt erſchütterten? — Nein,
Im Ernſte harter Pflicht, ſtarr ganz mein Weſen
Und nur den Diener Spaniens darf ſie finden.

Zehnte Scene.

Anna. Don Juan.

Anna.

Mein Prinz!

(Sie ſieht ihn an und ſteckt.)

Don Juan.

Ihr habt mich gaſtlich aufgenommen,

Nehmt meinen Dank! — Doch wie? Ihr ſteht betroffen,
Ihr ſtarrt mich an, erbleicht — Was iſt Euch, Gräfin?

Anna (hält ſich an einem Stuhl).

Vergebt — Erſchüttert hat mich Euer Anblick.
Wüßt' ich es nicht, Ihr wäret Don Juan,
Ich hielt' Euch für den Schatten Kaiſer Carl's,
So gleicht Ihr ihm —

Don Juan.

Ihr ſagt's — ich bin ein Schatten.

Anna (wendet ſich, für ſich).

Weh' mir, ſo ſtünde jetzt mein Sohn vor mir!
Nicht kann ich von dem Bild mein Auge wenden,
Das mir ein Spiegel deß, den ich verloren,
Und nicht von meinem Kinde die Gedanken.

Don Juan.

Was iſt Euch, Gräfin? —

Anna.

Prinz, es iſt vorüber.
Eu'r Anblick rief vergang'ne Zeiten wach,
Die ſonnigen, da dieſes Land noch Glück
Und Glanz umſtrahlt', da Feſt auf Feſt ſich drängte,
Und Kaiſer Carl rings Freud' und Segen ſchuf.
Ihr ſeid ſein Sohn. Was bringt Ihr uns, mein Prinz,
Von jenen Zeiten wieder? —

Don Juan.

Und was brachte
Man mir entgegen hier von all' der Liebe,
Die meinen großen Vater ſonſt empfing?

Anna.

Den Reſt des Bechers, deſſen edlen Trank
Man roh verſchüttet.

Don Juan.

Ihr seid Spaniens Freundin.

Anna.

Am Hof zu Brüssel lebt' ich lang' und sah
Das künstliche Gewebe kluger Staatskunst,
Das Eures Stammes königliche Töchter
Als Netz verstrickend um die Staaten schlangen.
Es schien ein Schmuck und leicht wie Sommerfäden,
Und doch unlösbar schürzten sich die Knoten.
Die holde Kunst scheint Ihr seitdem verlernt,
Ihr schmiedet Eisennetz in Gluth der Strenge,
Und grollend trägt man Fesseln statt des Schmucks!

Don Juan.

So lehrt mich denn die alten Künste, laßt
Mich Euern Schüler sein. Wie führ' ich, sprecht,
Die wild im Aufruhr gährenden Provinzen
Zum alten Glück zurück, zum alten Frieden?
Mein Herzblut setz' ich dran, zeigt mir den Weg!
Sagt, wie erweck ich Liebe und Vertrau'n?

Anna (ihn lange forschend anblickend).

Das wünschtet Ihr? Ihr, Philipps Bruder, strebtet
Nach Liebe dieses Lands?

Don Juan (für sich).

Verrieth ich mich?
Wie tückisch lauernd ruht ihr Aug' auf mir!

Anna (für sich).

Er senkt verwirrt den Blick! O, er ist falsch!
(Laut). Soll ich den Weg Euch zeigen, Prinz, so laßt
Mich wissen erst, welch' Ziel habt Ihr im Auge?

Don Juan.

Welch' Ziel? Ihr fragt mich, einen Spanier?
Und könnt Ihr zweifeln? Spaniens Größe heißt es.
Soll dieser Riesenbau besteh'n, so gilt's
Den Stein, der sich gelockert, neu zu fügen.
Erfahrung zeigt, Blut sei ein schlechter Mörtel,
Lehrt andern denn, aus milderm Stoff, mich mischen.
Doch binden muß er —

Anna.

Wenn der Stein auch bräche?

Don Juan

Vielleicht, daß Milde wirkt und Ueberredung,
Ja, Bitte, wenn Ihr wollt, statt des Befehls.
Bei Gott, ich will nicht blut'ge Wunden schlagen,
Und segnen, Gräfin, wollt' ich diese Stunde,
Die ohne Zwang beruhigt dieses Land
Dem König, seinem Herren, wieder gäbe.
Doch fügen muß sich's, unbedingt sich fügen!
Das ist mein Ziel, und das lehrt mich erreichen!

Anna.

Ihr spottet meiner. Seit Geschlechtern erbt
Die Kunst des Herrschens fort in Eurem Stamme,
Und Ihr seid Meister! Uebt denn Eure Künste,
Die Häupter der Provinzen sind versammelt.
Versucht denn Milde, Ueberredung, Bitte!
Sagt ihnen: „Alles für die Niederlande!"
Und denkt: „Für Spanien Alles!" — Ja, vielleicht
Bethört sie Euer Kunststück!

Don Juan (für sich).

Welch' ein Weib!
Halb stößt's mich ab, halb zieht's mich mächtig an.

(Laut). Geschäfte rufen mich. Das Wort zum Abschied:
Dies Land, nicht zeih' es blinder Willkür mich,
Noch meinen Bruder. Fest steht unser Ziel;
Inmitten der Geschicke dieser Erde
Hat Gott die Weltmacht Spaniens hingestellt,
Als Pfeiler, der das Recht, den Glauben trägt.
Mein Bruder hält das Banner dieser Macht,
Ich kämpf' für sie! Wir fordern Recht und üben
Die schwere Pflicht; wir thun's als Diener Gottes.
(Ab.)

Elfte Scene.

Anna (allein).

Ich weiß genug! Er ist ein Spanier
Und nennt sich Gottes Werkzeug und des Königs!
Er kommt, uns zu berücken, zu verderben! —
Es war ein Augenblick, als ich verblendet
Zum Himmel flehte — „wäre der mein Sohn!"
Nun, da ich ihn durchschaut, nun dank' ich Dir,
Allmächt'ger, daß er nicht mein Kind. Noch mehr,
Ich dank' Dir freudig, daß mein Sohn gestorben,
Und nicht, erzogen in der span'schen Luft,
Zum Feind der eig'nen Heimath aufgewachsen.
Denn lebt' er noch, und wär' er diesem gleich,
Ich, seine Mutter, flehte: „Nimm ihn hin!"
Dank Dir, Allmächt'ger, daß Du mir's erspart!
Fluch wär' sein Leben, und sein Tod ist Gnade!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Empfangezimmer in den Gemächern Don Juan's. Mittelthür. Seitenthür.)

Erste Scene.

Melun. Lalaing. Georges (treten ein, darauf) **Ryhove.**

Melun.

Vor sich bescheiden läßt uns Don Juan.
Die Stunde naht. Ihn hören müssen wir.

Lalaing.

Ich sag' ihm meine Meinung in's Gesicht,
Kein Kompromiß —

Georges.

So recht! Kein Kompromiß!
Wir haben schon genug papierne Bürgschaft;
Aus Lumpen wird Papier, so hört' ich sagen.

Ryhove (kommt).

Don Juan berief uns, und Ihr wollt ihn seh'n?
Weshalb, da Ihr nicht unterhandeln wollt?
Die beste Antwort ist, wir seh'n ihn nicht. —

Melun.

Das heißt den Krieg erklären —

Ayhove.

Bleibt ein Zweifel?
Wir wollen Frieden nicht — wohlan denn Krieg!
Was soll das Zaudern?

Melun.

Und wozu die Hast?
Die Truppen sind zersprengt. Oranien's Heer
Noch fern; zum offnen Krieg fehlt uns der Führer,
Ein Haupt, das die Parteien eint —

Ayhove.

Und sprecht,
Wozu ein Haupt?

Lalaing.

Ich will nicht unterhandeln
Mit Don Juan, darauf gab' ich mein Wort.
Doch ihm genüberstehn im offnen Kampf,
Ihm, dem erprobten Feldherrn — ohne Heer
Und ohne Führer, heißt in Knabenlaune
Das Land verderben —

Melun.

Eh' von König Philipp
Ihr los Euch sagt — wählt einen andern König —

Ayhove.

Das heißt ein Unheil mit dem andern tauschen.
Lernt Ihr denn nichts, und bleibt's des Adels Weise,
An Vorurtheilen zäh' sich fest zu klammern,
Nichts zu gewinnen lieber, — als entschlossen,
Was längst nicht sein mehr, — endlich aufzugeben?

Zweite Scene.

Gognies. Die Vorigen.

Lalaing.

Gognies! Ihr hier und frei?

Gognies.

Nicht fragt mich, wie?
Im Traume wandl' ich, ſelbſt mich nicht begreifend;
Das Jetzt verwechſelnd mit vergang'nen Zeiten;
Was ich bekämpfte — liebend; frei — und doch
Gefangen mehr als je —

Lalaing.

Was iſt geſcheh'n?

Gognies.

Ihr fragt, Lalaing? Wenn ich Euch fragen wollte,
Wie jüngſt bei Gembloux das geſchehen konnte?

Melun.

Laßt, was vergangen iſt — denkt dieſer Stunde!
Don Juan berief uns, um zu unterhandeln;
Steht Ihr, Gognies, mit Eurem Rath uns bei!

Gognies.

Laßt mich aus Eurem Rath, denn ich bin todt. —

(Will gehen).

Ryhove.

Feldmarſchall Gognies! Ihr habt viel erfahren
Und ſpan'ſche Treu' erprobt. — Sagt ihnen denn,
Was hofft Ihr von Don Juan?

Gognies.

Von Don Juan?

Der Niederländer Glück und neuen Glanz
Und einen andern Kaiser Karl —

Melun.

Was sagt Ihr?

Egmont.

Wenn er, das Ebenbild des Kaisers, er
Auf's Haupt die Krone setzte von Burgund,
Wenn dieser Held an unsre Spitze träte,
Das wäre Freiheit, und des Glückes Sonne
Stieg' neu herauf dann über dieses Land.

Melun.

Was sagt Ihr? Don Juan? —

Lalaing.

Das wär' ein Haupt,
Das wäre Rettung. Ja! Er unser König,
Das span'sche Joch gebrochen. —

Georges.

Und ein Fest,
Ein Krönungsfest voll Pomp. — Ich bin dabei,
Macht ihn zum König — —

Ryhove.

Wie? Seid Ihr von Sinnen?
Ist das das Wort, das Ihr der Gräfin gabt?

Lalaing.

Ich gab mein Wort, mit Don Juan zu brechen,
So lang' er Spaniens Führer. — Wenn er unser,
Was bindet mich?

Ryhove.

Gewinnen wollt Ihr ihn?
Ihn, Philipp's Bruder?

Gognies.

Ihn, Karl's würd'gen Sohn!

Melun.

Hochſtrebend iſt ſein Geiſt, die Krone lockt.
Es wär' zu wagen —

Ayhove.

Und Oranien?
Nie ſtimmt er bei der Wahl, und dulden werden
Nicht Frankreich das, noch Deutſchland. — Nicht nur Spanien,
Die ganze Welt ſteht wider uns in Waffen.

Gognies.

Wenn er uns führt, Trotz bieten wir der Welt.

Ayhove.

Und wenn wir ſiegen, — iſt's für ſeinen Ruhm!
Sein ſind wir, wie wir Spanien's geweſen,
Und nur in eig'ner Herrſchaft ruht das Heil.

Page (öffnet die Thür links).

Der Prinz von Villa Garcia, Don Juan!

Melun.

Die Stunde naht. Es drängt die Noth. Ich ſtimme
Dem Plane bei. Tragt ihm die Krone an!

Lalaing.

So ſtimm' auch ich.

Georges.

Auch ich.

Gognies.

Du Herr im Himmel,
Die Stunde ſeg'ne für die Niederlande,
Den Weg zu ſeinem Herzen zeig' uns an!

Ayhove.

Bedenkt!

Melun.

Er kommt. Nichts iſt mehr zu bedenken.

Ayhove.

Nun denn, wie's Gott gefällt! — Er ſchickt den Ausgang.

Dritte Scene.

Don Juan. Vorige.

Don Juan.

Seid mir gegrüßt zu Bouges, Ihr edlen Herrn!
Daß Ihr gekommen, iſt mir gute Bürgſchaft;
Und ſo vergeſſen will ich, was geſcheh'n,
Daß Ihr in Aufruhr gegen mich geſtanden.
Ein offnes Herz heut' trag ich Euch entgegen,
Thut Ihr daſſelbe —

Melun.

Herr, Ihr ſollt es finden.
Allein, wir kamen nicht zu unterhandeln
Mit König Philipp's Stellvertreter.

Don Juan.

Wie?
Was dann führt Euch zu mir? —

Melun.

Mein Prinz, die Noth
Des Landes —

Don Juan.

Nun, die ſchafftet Ihr — nicht ich.
Was rieft Ihr die Provinzen zu den Waffen?

Melun.

Es war nicht Uebermuth, noch frevler Starrſinn.
Gewaltthat drückt' uns und Gewiſſenszwang,
Der Bruch verbriefter Rechte.

Lalaing.

Spanien
Zwingt nie zum Frieden uns noch zum Vertrag.
Unheilbar iſt der Bruch.

Don Juan.

Was muß ich hören?

Lalaing.

Wir wälzen ab das Joch, das unerträglich —
Wir ſagen uns von Spaniens Herrſchaft los —
Erledigt iſt der Thron der Niederlande —

Don Juan.

Das wagt Ihr mir in's Angeſicht zu ſagen?
Nun wohl — auf Wiederſehen in der Schlacht!
(Wendet ſich zum Gehen.)

Gognies.

(tritt ihm in den Weg).
Hör' uns, mein Prinz —

Lalaing.

Wir haſſen Spanien,
Doch lieben wir den Stamm, dem Du entſproſſen.
Die Krone nehmen wir von Philipp's Haupt
Und bieten Dir, dem Erben Kaiſer Carl's,
Die Krone von Burgund, als unſerm König!

Don Juan (kommt zurück).
Mir, ſagt Ihr? Mir die Krone dieſes Landes?

Melun.

Erwägt, was wir Euch bringen.

Gognies.

Sohn des Kaisers,
Sei unser König!
(Ihm zu Füßen).
Sieh mich flehend hier.
Gedenke Deines Vaters, und wie warm
Sein Herz für diese Länder schlug, und wie
In höchster Noth sie hülflos vor Dir liegen.
O nimm sie rettend auf in Deiner Hand!

Don Juan.

Gognies, steht auf! Nicht an den Vater mahnt mich!
Ryhove, sprecht Ihr; denn diesem zu erwidern,
Wie er's verdient, verbeut sein greises Haupt.

Ryhove.

Ihr wißt, was wir Euch bieten, Don Juan,
Kein überredend Wort füg' ich hinzu.
Ihr Antrag ist's, nicht meiner. Widerstrebend
Fügt' ich mich ihm. Sagt „Ja" denn oder „Nein"!

Don Juan.

Wahnsinn'ge, wißt Ihr, was Ihr von mir fordert?
Verrath an meinem Vaterland und Treubruch
An meinem König. — Hört's, ich sage „Nein"!
Wollt Ihr nicht Frieden, rüstet Euch zum Kampfe —

Gognies.

Hört mich, mein Prinz. Ihr nennt's Verrath und Treubruch.
Fürwahr, der Preis ist hoch; doch er verheißt
Dem Lande Frieden, Wohlstand und Gedeih'n.
Die Krone setzt er Euch auf's Haupt, erwirbt
Den Segen Euch aus Millionen Herzen!
Der Preis ist eines Opfers werth, und fordern
Darf ich's von Euch, dem Sohne Kaiser Carl's.

Don Juan.

Ihr zählt das auf, wie eine leichte Münze,
Und langt das gold'ne Spielwerk aus dem Schooß
Der Zukunft, die nur Gott erforscht, nicht wir.
Allein, ein ewiges Gesetz ist Treue,
Und wo sie bricht, da stürzt der Staaten Pfeiler,
Der Glaube wankt, Recht sinkt und Sitte hin,
Und wüst in Trümmer brechen Welt und Leben.

Lalaing

Zum höchsten Ziel führt nicht gebahnter Pfad,
Und großer Sinn schafft selbst sich sein Gesetz.

Don Juan.

Der große Sinn ist groß in Kraft und Tugend.
Doch Ihr bedachtet nicht, was Ihr mir bietet,
Noch wer ich bin. Gebt Antwort, wie ich frage:
Von wem ward mir dies Schwert? — Von König Philipp.
Wer stellte mich hierher? — Mein Herr und Bruder.
Wem schwur ich Treue? — Ihm! — Anton von Gognies,
Ihr seid mein Freund. Euch ruf' ich auf als Richter:
Darf ich das Schwert, das ich mit Ruhm geführt,
Mit Schmach beflecken? Sprecht!

Gognies.

Was fragt Ihr, Prinz!

Don Juan.

Gebt Antwort, steht mir Rede!

Melun

(halblaut zu Gognies).

Dürft Ihr Euch
Bedenken, Gognies?

Lalaing (ebenso).

Denkt der Niederlande!

Don Juan.

Halt ein! Ich frage nicht den Niederländer,
Ich frage Dich, den Freund!

Gognies
(in heftiger Bewegung).

Den Freund! nun denn,
Beim ew'gen Gott, ich kann nicht anders!

Melun.

Wie,
Ihr wollt doch nicht —?

Gognies.

Vergieb, bedrängtes Land!
Du fragst den Freund, so sag' ich — Du hast Recht,
Halt rein das Schwert, das Dir Dein König gab;
Die Ehre stirbt, wenn sie von Treue scheidet. (Ab.)

Don Juan.

Da habt Ihr meine Antwort denn, Ihr Herrn!

Georges (für sich).

Als wär' die Krone eine hohle Nuß,
Und jeden Tag fänd' man sie auf der Straße.

Don Juan.

Gelöscht sei diese Stund' aus dem Gedächtniß!
Ich werd' Euch mahnen nicht an Euer Wort;
Mein letztes ist: die Waffen leget nieder!
Bedenkt's mit Euch — dann sagt, was Ihr beschlossen.
Für jetzt seid Ihr entlassen!

Melun.

Edler Prinz!

Don Juan.

Bis hierher war ich Don Juan. Jetzt bin ich

Statthalter König Philipp's — Eures Herrn.
Und fürder nicht ein Wort will ich vernehmen.

Lalaing.

O Tag des Unheils!

Melun.

Alles iſt verloren!

(Alle ab außer Don Juan.)

Vierte Scene.

Don Juan (allein).

Was war das? War's ein Traum, der meines Herzens
Geheimſtem Wunſch Geſtalt verlieh? Man bot
Mir eine Krone, bot mir eine Heimath.
Ich brauchte nur die Hände auszuſtrecken,
Ein Wort genügte, und es war geſchehn.
Da trat die Treu' als Wächter mir an's Herz,
Und Schemen gleich verſanken Thron und Purpur.
Was ſind die Lorbeer'n von Granada? Was
Die Siegstrophä'n von Tunis und der Ruhm,
Im Rauſch des Kampfs gewonnen bei Lepante,
Dem Sieg verglichen dieſer letzten Stunde?
Die ganze Macht des Moslems iſt kein Feind
Gefährlich, wie des eig'nen Herzens Wünſche
Und kühnes Streben — ſie hab' ich beſiegt,
Was keinem Feind gelang — mich ſelbſt bezwungen.
Du biſt ein großer Menſchenkenner, Philipp,
Und wußteſt wohl, warum in meine Hand
Du Deine Macht gelegt. — Du zähltеſt mehr
Auf meine Treue, als auf meinen Ehrgeiz.
Du ſpielteſt kühnes Spiel — es ſtand der Würfel. —
Ein Augenblick entſchied, — und Du gewannſt.

Fünfte Scene.

Don Juan. Parma.

Parma.

Verzeih', mein Ohm. Ich komme ungemeldet,
Doch ängstigt ein Gerücht mich —

Don Juan.

Rede, Vetter!

Parma.

Quirada, sagt man, kommt. Was führt aus Spanien
Den Greis hierher? —

Don Juan.

Was weiß ich? Müß'ge Sorgen,
Die Sehnsucht nach dem Zögling, denn er liebt mich.
Er kam zur See, — sein Bote ging voraus,
So denk' ich zu Namur ihn heut zu treffen.

Parma (zögernd).

Hast Du von Escovedo keine Kunde?

Don Juan.

Er ist bei meinem Bruder in Madrid.
Antonio Perez wirbt um sein Vertrau'n,
Die Fürstin Eboli um seine Gunst —

Parma.

Und Du erbarrst vergebens seine Rückkehr?

Don Juan.

Er wirkt indeß für mich — Dir kann ich's sagen.
Er schmiedet Pläne, wo ich müßig träumte.
Ich seh' ihm lächelnd zu —

Parma.

Der Wahnbethörte,
Verderben wird er ſich und Dich —

Don Juan.

Die Krone
Von Tunis hat er jüngſt mir zugedacht,
Jetzt ſtrebt ſein Sinn noch höher — Schottland's Krone
Soll ich erwerben, und er denkt den Zorn,
Den Philipp gegen England hegt, zu nützen —

Parma.

So kennt der König all' die kühnen Pläne,
Die Escovedo fördert? — Weh' ihm dann!
Er kehrt nicht wieder — das Gerücht ſpricht wahr,
Das ihn verloren nennt.

Don Juan.

Wie — er verloren?
Wer wagt die Hand an meinen Freund zu legen?
Mein Bruder kennt mich beſſer, glaube mir —

Parma.

Das nur verſprich, Don Sancho fortzuſenden,
Gefährlich iſt Dir ſeine Näh' —

Don Juan.

Du träumſt.

Parma.

Und weshalb hältſt Du ihn?
(Diana erſcheint in der Thür und bleibt ſchüchtern ſtehen.)

Don Juan.

Sieh' da die Antwort.
Laß die Gerüchte ruh'n, vergifte mir
Die Stunde nicht —

Parma.

Nun, Dir iſt nicht zu rathen!
Wohlan, ſo harr' ich Deiner in Namur.
Leb' wohl, mein Oheim!

Don Juan.

Vetter, lebe wohl!

(Parma ab.)

Sechſte Scene.

Don Juan. Diana.

Diana.

Mein Prinz!

Don Juan.

Dank Dir, Diana, daß Du kommſt,
Laß tief mich blicken in Dein holdes Auge
Und ſchmeichle von der Stirne mir die Falten.
Sag' mir, daß Du mich liebſt —

Diana.

Nicht ſo, mein Prinz.

Don Juan.

Du ſtehſt von fern, die Wimper ſcheu geſenkt,
Es weiſt die Hand den Gruß zurück. Diana,
Liebſt Du mich nicht mehr?

Diana.

Sprich von Liebe nicht.
Wie könnt' ich jetzt, zugleich vom Glück berauſcht,
Von Angſt verwirrt, weshalb ich kam Dir künden.
Hör' mich von fern, als wär' ich nicht Diana,
Und nimm mein Wort wie weſenloſen Schall
Des Echo's, das vom harten Felſen tönt;

Denn hart iſt das Geſchick, das mir die Lippen
Entſiegelt —

Don Juan.

Sprich!

Diana.

Wie künd' ich, was ich weiß?
Und wie verberg' ich meines Wiſſens Quell? —
(Näher tretend, raſch entſchloſſen).
Du biſt verrathen, biſt umringt von Spähern,
Vertraue Niemand, — ſelbſt der Liebe nicht.

Don Juan.

Gleichviel, — mein Thun liegt jedem Richter offen!

Diana.

Auch der verborg'ne Wunſch des Herzens?

Don Juan.

Wie?
Wer ſieht in's Herz, als Gott?

Diana.

Verräther werden
Die unbedachten Worte, wird die Röthe,
Die Zorn und Stolz auf Deine Stirne treibt.
Ein kühner Strahl des Auges —

Don Juan.

Sprich, Diana,
Wer hat Dich dieſe Wiſſenſchaft gelehrt?

Diana.

O, frag' mich nicht —

Don Juan.

Wer lauſcht auf ſolche Zeichen?

Diana.

Fern iſt Madrid, doch Philipps Macht reicht weit.

Don Juan.

Mein Bruder? Nein! Ich kann's nicht glauben, Mädchen.
Mir ſagt mein Herz, daß er auf mich vertraut.

Diana.

Zwingſt Du mir grauſam das Geheimniß ab?
Bewacht iſt all' Dein Thun, auf allen Schritten
Folgt Dir Verdacht und Mißtraun und Verrath.
— Mein Vater — Weh' mir —

Don Juan (faßt ihren Arm)

Hat Farneſe Recht?
Nein, ſprich's nicht aus! — Und das in dieſer Stunde,
Die mich ſo treu geſeh'n! So lohnt er Treue!
Klar wird mir plötzlich Alles. (Escovedo
Kehrt nicht zurück —

Diana.

Der kehrt Dir nimmer wieder;
Ich hab's errathen aus des Vaters Worten,
Denn er iſt todt —

Don Juan.

Was ſagſt Du?

Diana.

Er iſt todt.

Don Juan.

Nein, nimm das Wort zurück! Ich will's vergeben,
Daß Du den Bruder ſchmäh'ſt — laß mir den Freund.
Er iſt ein Theil von meinem Herzen, iſt
Ein Stück von meinem Leben. (Escovedo!

Sag', Mädchen, daß Du, ſelbſt getäuſcht, mich täuſchteſt.
Es wär' unmöglich. — Mir vertraut mein Bruder,
Und Escovedo lebt!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Gonzago.

Gonzago.

Don Pedro Escovedo.

Don Juan.

Wie, Don Pedro?
Der Sohn des Freundes? Laß ihn ein.

Achte Scene.

Pedro. Die Vorigen.

(Die Flügelthüren öffnen ſich; der junge Escovedo in Trauerkleidern ſchreitet herein.)

Don Juan.

Ha, Pedro!
Tritt näher, Knabe, Zweig des theuren Stammes.
Was bringſt Du mir im Kleid der Nacht, den Gruß
Erſtickt in Thränen? — Sprich die Kunde aus,
Die ſcheu unheimlich Dir voran geflogen
Schon auf dem düſtern Fittich des Gerüchts:
Dein Vater ſtarb?

Pedro.

Nein, Herr, er ward ermordet.
Bei dieſem Wort verſiegt der Quell der Thränen,
Der Durſt nach Rache löſcht die Trauer aus.

Don Juan.

Zerreiße denn das Siegel Deiner Botschaft
Und sprich, wer hat den Streich geführt? —

Pedro.

Ein Mörder,
Und ein gedung'ner.

Don Juan.

Halt. Du stürm'scher Knabe,
Verschütte nicht auf einmal das Gefäß,
Das solche Kunde trägt, gieb's tropfenweis
Bis auf den bittern Grund.

Pedro.

Mein Vater kam
Mit Deiner Sendung nach Madrid. Der König
Empfangt ihn gnädig, billigt Deine Pläne,
Ist ganz Bewunderung für Dich und Liebe —

Don Juan.

Da hört Ihr's selbst.

Pedro.

Antonio Perez drängt
Sich an den Vater, huldvoll lächelt ihm
Die Fürstin Eboli, — und schon am Ziel
Wähnt er sich, als sich Alles plötzlich ändert.
Man weicht ihm aus, der König weist ihn ab.
Er forscht, da zeigt ein Zufall ihm die Pläne,
Die Haß und Mißtrau'n gegen Dich gesponnen.

Don Juan.

Gerüchte, die des Hofes Muße zeugt,
Verbreitet, nährt — die, kaum geboren, sterben.

Pedro.

Ein Schreiber, der Antonio Perez dient,
Dem Vater dankverpflichtet, theilt ihm heimlich
Ein Schreiben mit, vom König selbst gezeichnet.
Er sieht entsetzt das Unheil, das Dir droht.
Da war kein Augenblick mehr zu verlieren;
Wir brachen auf zur Stunde von Madrid.
Kaum dämmerte die zweite Nacht heran,
Wir ritten durch die Felsschlucht des Gebirges,
In der die Quelle des Henares rauscht,
Links ab von Siguenza auf dem Heerweg,
Ich war den steilen Pfad vorangesprengt,
Als mich ein Hülfruf schreckt. Ich wend' mein Roß,
Da fliegt des Vaters Renner reiterlos
An mir vorbei! — Ich drück' die Sporen ein!
Zu spät! Zu spät! Schon war's geschehen —

Don Juan (nach einer Pause).

Weiter!

Pedro.

Von Mörderhand durchbohrt, da lag er — sterbend.
Das edle Blut, das Abendroth des Lebens,
Färbt rings den Boden. Mich sucht starr das Auge,
Dich suchten treu zum Tode die Gedanken.
„Das that Antonio Perez," rief er matt,
„Das war des Königs Zorn, der mich getroffen."
Mit einer Hand die off'ne Wunde schließend,
Reißt mit der andern er die Schrift hervor,
Die er mir reicht. „Mein Pedro, dies Papier
Bring' Don Juan — und meinen letzten Gruß,
Er soll des Vaters Heimath nicht verlassen
Und soll mich rächen, denn ich sterb' für ihn!

Don Juan.

Wer ſolche Freundſchaft ſein genannt auf Erden,
Der trägt der Menſchheit eine ew'ge Schuld.
Er ſtarb —

Pedro.

Mit Deinem Namen auf den Lippen,
Der Nachtwind rauſcht' ihm leiſ' den Todesſegen
Durch Pinienwipfel. Brauſend fiel der Waldſtrom,
Die Rieſenthräne des Gebirgs, hernieder,
Und Einſamkeit gab ſtumm das Grabgeleite.

Don Juan.

Und meinen Bruder nannt' er?

Diana.

Meine Ahnung!

Don Juan.

Unmöglich iſt's. Er weiß, daß ich ihn liebte —

Pedro.

Noch einmal ſag' ich's, deshalb mußt' er ſterben.

Gonzago.

Unſel'ger, wäg' Dein Wort!

Don Juan.

Beweiſe brauch' ich,
Eh' ich des Mords ihn zeihe. Braucht den Dolch
Des Mörders, wer der halben Welt befiehlt?

Pedro.

Beweiſe? Nimm denn dies Papier, getränkt
Im Blut des Vaters.

Don Juan (das Blatt entfaltend).

Ha, des Bruders Siegel!

Da ſteht's: Befehl, gefangen mich zu nehmen —
Mich vor Gericht zu zieh'n — des Hochverrathes
Verdächtig — Hier das unterſchrieb'ne Urtheil,
Der Tod von Henkershand.

Diana (ſtürzt an ſeine Bruſt).
Mein Held, mein Gatte!
Heil, treuer Freund, der dieſen Streich gewendet.

Don Juan
(verſtört vor ſich hinſtarrend, das Papier entſinkt ſeinen Händen).
Dort! Seht Ihr dort die blutigen Geſtalten?
Ich kenn' Euch wohl! Du biſt Don Carl, ſein Sohn,
Genoſſe meiner Jugend — Du Graf Egmont,
Der Held von St. Quintin. Wollt Ihr mich warnen,
Mir zeigen, wie der König Philipp zürnt?
Nicht mehr! — Hinweg! — Mir ſchaudert!

Gonzago.
Faßt Euch, Prinz!

Don Juan.
Es iſt vorbei. Ich hab' mich wieder! Philipp,
Fortan ſind wir getrennt auf immerdar.
Gelöſt ſind alle Bande der Natur,
Gelöſt mein Schwur — ich diene keinem Mörder!
Und rächen will ich Dich, ich ſchwör' Dir's, Freund,
Bei Deines Sohnes Haupt. — Jetzt auf nach Frankreich,
Man wirbt um meine Dienſte dort —

Pedro.
Nicht wende
Von dieſem Land' Dich, Deines Vaters Heimath.
Du gehſt, und einen Alba ſchickt man wieder,
Die Blutgerüſte ſteigen aus dem Boden,

Die Städte fallen — Herr, muß ich Dich mahnen,
An meines Vater letzten Rath und Bitte?

Don Juan.

Was weck'st Du mir Gedanken in der Seele,
Die meine Treue kaum in Schlaf gewiegt?
Die Rache für den Freund kann Segen werden
Für dieses Land. — Gott selbst giebt mir das Zeichen:
Ich bin entschlossen! — Ruft die Genien her!

Gonzago.

Bedenkt, mein Prinz!

Don Juan.

Nicht wirf mir in den Weg
Bedenken, Zweifel! — Haß und Durst nach Rache,
Gleich zügellosen Rossen, stürmen vorwärts,
Und über ihnen schwingt mein Zorn die Geißel.
Nichts hemmt mich mehr. Gehorche! Ruf' die Genien!

(Gonzago ab.)

Und jetzt, daß der Entschluß sich klärt, zur Ruh',
Empörte Wallung dieser Brust! — Diana!
Mein Sohn! Zu mir! — Ein Platz in diesem Herzen
Ward leer! — Laßt Freundschaft ihn und Liebe theilen!

Diana.

Mein Prinz, ich fühl' die Schauer dieser Stunde.

Pedro.

Im Schooße trägt sie dieses Landes Rettung
Und bricht, Don Philipp, Deines Reiches Pfeiler!

Neunte Scene.

Vorige. Gognies. Lalaing. Melun. Ryhove.

Lalaing.

Wir kommen ſtaunend, Prinz! Was iſt Dein Wille?
Was hätten wir, was Du uns noch zu ſagen?

Don Juan.

Tritt in die Mitte, Knabe, in den Kreis
Von Männern, und empfang' in dieſer Stunde
Dein Vatererbe. — Sieh', mein Schwert zerbrech ich;
Und wie Don Philipp mir die Treue brach,
So ſei ſie ihm gebrochen. Nimm den Stumpf
Als Zeuge hin, daß ich den Vater räche!

(Giebt Pedro den Schwertgriff.)

Wie dieſen Ring, das Siegel König Philipps,
Ich von mir ſtreife, leg' ich ab die Würden,
Die ich von ihm empfing. —

(Wirft den Ring zu Boden.)

Jetzt bin ich frei! Wollt Ihr mich, Niederländer?
Nun, ſo gehör' ich Euch!

Gognies.

Mein edler Prinz!
Ich faſſ' Dich nicht, doch Wahrheit ſtammt Dein Blick!
Wenn Du Dich giebſt, giebſt Du Dich ganz! Sei unſer!
Ich grüß' Dich als der Niederlande Retter!

Ryhove.

Schwör' Treue uns, und Du biſt unſer König.

Lalaing.

Wir ſchwören Dir —

Don Juan.

Halt! Knabe, zieh' Dein Schwert!

Knie nieder! Und empfangt nun meinen Schwur.
Die Linke leg' ich auf das junge Haupt.
Die Rechte an den unentweihten Stahl.
Sein Vater starb für mich. Aus seinem Tode
Erblüh' den Niederlanden neues Leben!
Ich bring' Euch meinen Muth, mein Herz, mich selbst,
Und schwör' Euch Treue!

Gognies.

Heil Dir, Don Juan!

(Alle knien nieder, die Schwerter entblößend und vor Don Juan senkend.)

Alle.

Heil Dir, dem König, Heil der Niederlande!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Saal im Schloſſe Beuges. Mittelthür, Seitenthüren.)

Erſte Scene.

Anna. Georges.

(Anna ſitzt; Georges, über die Lehne eines Stuhles gebeugt, auf der andern Seite der Bühne.)

Anna.

Die Krone boten ſie ihm an, dem Spanier?
Die Krone dieſes Landes?

Georges.

Ja, ſo war's!

Anna.

So löſten ſie das Wort, das ſie mir gaben!
Ich faſſ' es nicht. Und er — er wies Euch ab?

Georges.

Wie Buben in der Schule, die ihr Penſum
Vergeſſen, ſtanden wir vor ihm! Er ſprach
Von Treue gegen Spanien und von Ehre.
Das Ende iſt, er will die Krone nicht,
Als wär's ein Tannenzapfen, den wir boten.

Anna.

Der Himmel war den Niederlanden gnädig.

Georges.

Wir zogen ab. Kaum eine Stunde später
Ließ Don Juan noch einmal uns bescheiden.
Ich ging nicht hin. Was schert mich Wortgefecht?
Mir eins, was kommt. — So lang' der Wein noch fließt —

Anna.

Es thut mir weh, Euch so zu hören, Vetter!

Georges.

Euch thut es weh?

Anna.

Ihr war't des Kindes Freund,
Ihr standet einst noch näher meinem Herzen.

Georges.

O, nichts von alten Zeiten! Laßt das ruh'n.
Sonst müßt' ich die Geschichte Euch erzählen,
Wie Georges Melun ein Trinker wurde —

Anna.

Vetter!

Georges.

Wie er verwürfelte der Väter Gut,
Der tolle Junker! — Warum liebt' er auch?
Es war Vermessenheit. — Sie, eine Sonne,
Stolz leuchtend über unsrer armen Erde,
Und er, ein tölpelhaftes Menschenkind;
Und doch hatt' er ihr Wort. Den Glücklichsten
Der Menschen glaubt er sich —

Anna.

Ich bitt' Euch, Georges.

Georges.

Ihr kennt den Rest! — Ich war ein Thor und weinte.

Denkt: Georges in Thränen um verlor'nes Glück,
Die Steine hätt's zum Lachen bringen können.
Jetzt lach' ich ſelbſt. Ich betete ſie an,
Erhaben wie die Heil'gen war ſie mir.
Ich Narr. Sie war ein Weib, wie and're auch,
In Eitelkeit verſtrickt, und keine Heil'ge.

Anna.

Was ſoll das, Vetter?

Georges.

Als ich das erkannt,
Da war's vorbei; die Thräne war getrocknet —
Ich trank ein Pereat den Spaniern
Und ſpülte Groll und Kummer mit hinunter.
Und ſeit dem Tage, ſeht, nennt man mich luſtig,
Und ſeit dem Tag', da vor Verzweiflung mich
Der Wein bewahrt, bin ich ein Trinker worden.
Iſt's nicht zum Lachen, Baſe? — Vergebt, ich bin
Ein luſt'ger Burſch' — kein melancholiſcher Narr!

Anna.

Geht, Vetter, geht!

Georges.

Kein Narr wie Don Juan,
Der Kronen ausſchlägt, barhaupt durch die Welt
Zu laufen — doch da kommt Euer Bruder —

Anna.

Robert!
Was bringſt Du, ſprich!

Zweite Scene.

Vorige. Melun (von links).

Melun.

Der Niederlande Rettung!

Georges.

Die trägt so leicht er in den leeren Händen.

Melun.

Aus seinen Trümmern steigt das Reich Burgund,
Und Don Juan trägt seine Königskrone.
Balaing ist fort und sammelt uns're Truppen,
Ryhove durcheilt die Städte rings. Ein Aufruf
An die Provinzen wird verfaßt —

Anna.

Ich höre
Dich staunend an. Entsetzen faßt mein Herz;
So weit geht die Verblendung? —

Georges.

Lacht doch, Base,
Wie ich! — Ein Fastnachtspiel ist Welt und Leben!

Anna.

Und glaubt Ihr denn, je würd' Oranien weichen
Dem Abenteu'rer, den des Glückes Wege
Emporträgt jetzt, um in der nächsten Stunde
Ihn zu verschlingen, und Euch alle mit?
Und könnt Ihr nicht begreifen, was Euch droht?
In neuem Bürgerkrieg zerreißt dies Land,
Der Norden läßt vom Süden. Keinen König
Will die Partei der Städte; keinen Spanier
Der starre Geuse, und nie beugt dem Zögling
Lojola's huld'gend sich der Calvinist.

Melun.

Er iſt des Kaiſers Sohn, trägt ſeine Züge,
Und wie dem Vater, hängt das Volk ihm an!

Anna.

Des Kaiſers Sohn, und daran mahnſt Du mich?
Des Mannes Sohn, der, wie die Sonne blendend,
Mich lenkte von dem ſichern Pfad des Glücks,
Der mich vernichtet —

Georges.

Ha! Jetzt tagt's vor mir!

Anna.

Der Kron' und Scepter mir zu Füßen legte,
Mich zu betrügen —

Melun (halblaut, auf Georges zeigend).

Was enthüllſt Du — Anna?

Anna.

Noch mehr: der auch mein letztes Glück mir raubte,
Mein holdes Kind!

Georges.

Dein Kind? — O, tolle Welt!

Anna.

Ja, wißt's nun, Georges! Und mögt Ihr mich drum haſſen;
Ich hab's um Euch verdient. Du aber, Bruder,
Der Du es kennſt, mein rachedürſtend Herz,
Wie konnteſt Du, vergeſſend meine Schmach,
Die Hände bieten, daß der Baſtard Carl's,
Der Bruder Philipp's, der dies Land zertrat,
Die Krone von Burgund auf's Haupt ſich drückte?
Wer ſoll mich rächen, kannſt Du mich verlaſſen;
Wenn Du mich aufgiebſt, wer beſchützt mich noch?

Georges.

O hätt' ich's eh'r gewußt! Jetzt ruht der Kaiſer
Im Grab. Der Tod entzog ihn unſ'rer Rache!
Gleichwohl, was noch geſcheh'n kann, zählt auf mich!
Uns bleibt der Sohn! Ich räch' Euch — Georges Melun.
(Ab.)

Anna.

Da geht er hin, auch ein verlor'nes Leben,
Und auch, wie mein's, des großen Kaiſers Werk.

Melun.

Wie konnteſt Du zornglühend Deinen Ruf
Preisgeben? Frommt's, dem Kaiſer jetzt zu zürnen,
Wenn Heil dem Vaterlande bringt ſein Sohn?

Anna.

Nicht Heil, Verderben bringt er! Könnt' er Freiheit
Dem Land und Frieden ſchaffen, meinen Haß,
Ja ſelbſt mein Leben brächt' ich gern zum Opfer!
Allein ich weiß, ſein Herz iſt falſch, nur feſter
In Spanien's Zwingjoch denkt er Euch zu ſchmieden,
Und ſehend blind dem Abgrund ſtürzt Ihr zu!
Ich warnte Euch! Umſonſt! Mein Wort verhallt,
Ohnmächtig ſteh' ich zwiſchen Euch, doch rein
An dieſer That, erheb' ich meine Hände.
All' das Verderben, das ſie bringen muß,
Den Kampf, das Blut, das Elend, den Verrath
Werf' ich auf Euch. Ihr müßt's vor Gott vertreten.

Dritte Scene.

Vorige. Don Juan

Don Juan.

Hier find' ich Euch, Burggraf von Gent —
(Zu Anna).
Vergebt —
Wenn ich den Bruder Euch entziehe, Gräfin.

Melun.

Ich folg' Euch, Herr!

Don Juan

(ihn bei Seite ziehend, während Anna mit ſtummer Begrüßung abgewendet ſtehen bleibt).

Nicht ſo! wir ſprechen hier.
Hier ſind wir unbelauſcht! In meinen Zimmern
Vernähme leicht ein ſpaniſch Ohr, was heute
Für unſern Anſchlag noch verderblich wäre.
Wo lagern, Graf, die niederländ'ſchen Truppen?

Melun.

Zerſprengt in kleine Haufen, kaum zwei Meilen
Im Umkreis.

Don Juan.

Gut! Ich gehe nach Namur,
Don Sancho gleich die Stadt zu übergeben.
Entfernen muß ich ihn und die Beſatzung
Unſchädlich machen. Dann erſt ſind wir ſicher.
Ergeben ſind mir die geworb'nen Truppen,
Die nordwärts lagern bei Genappes. Mein Vetter
Muß ſeine Truppen, kommt's zum off'nen Bruch,
Nach Welſchland heimwärts führen, und das Feld
Iſt unſer! —

Melun.

Geht nicht nach Namur! Don Sanche,
Dem alten Führer, sind die span'schen Truppen
Blindlings ergeben. Würden uns're Plane
Verrathen, seinem Haß entgingt Ihr nicht.
Und lebend nicht entkämt Ihr ihren Händen!
Erhört die Bitte. Geht nicht hin!

Don Juan.

Wär's Feigheit nicht, die Bitte zu gewähren?

Melun.

Herr, Vorsicht ist's. Erkennt nur die Gefahr.

Don Juan.

Gefahr? Das ist die Luft, in der ich athme.
Den freien Blick zum höchsten Preis erheben
Und jubelnd ihn im Todeskampf erringen,
Das macht das Leben erst des Lebens werth!
Wenn dieses Land mir eine Krone bietet,
So laßt sie in Gefahren mich verdienen,
Abringen sie dem Schicksal, — einer Welt
Trotz bietend, ihren Reif ums Haupt mir schlingen;
Damit, so stolz wie ich auf diese Krone,
Mein Volk auch stolz auf seinen König sei!

Anna.

Halt fest, mein Herz, daß seines Wortes Zauber,
Der Heldenblick des Aug's Dich nicht verblende.

Melun.

Noch einmal, Prinz, bedenkt —

Don Juan.

Genug, Melun!
Kein Wort mehr — und vollzieht, was ich befohlen!
Laßt mein Gefolge sich zum Aufbruch rüsten.

Melun.

Ihr wollt es; nun, so sei's!

(Ab.)

Don Juan.

Lebt wohl denn, Gräfin!

Vierte Scene.

Anna. Don Juan.

Anna

(sich rasch umwendend, nach einer Pause).

Kehr' um, Don Juan, noch ist's Zeit für Dich!
Das Ziel, das jene thöricht Dir gezeigt,
Ein Trugbild ist's — der Weg, den Du beschreitest,
Führt uns zum Heile nicht, Dich zum Verderben.
Noch einmal denn, kehr' um!

Don Juan.

Was sagt Ihr, Gräfin?

Anna.

Sie machen Dich zum König dieses Landes,
Zum Niederländer nie — Du bleibst ein Fremder;
Und nie dem Spanier mehr gehorcht dies Land.

Don Juan.

Ich war ein Spanier und bin's nicht mehr!

Anna.

Weh' dem, der treulos von der Heimath läßt!

Don Juan.

Die Heimath meines Vaters ist die meine.
Mir sagt's das Herz.

Anna.

Gefällig ist die Sprache
Des Herzens; was wir wünschen, räth sie gern.
Laß nicht den Glanz der Krone Dich verblenden.

Don Juan.

Ich will sie tragen, nicht als eitlen Schmuck,
Zum Heil des Landes.

Anna.

Greif' mit frecher Hand
Nicht in die Satzung Gottes, die uralte!
Nur die ererbte Krone ist gesegnet,
Die nicht, die Willkür auf das Haupt sich reißt;
Und wenn sie Schuld erkauft, trägt sie den Fluch,
Und strahlt sie noch so leuchtend Dir vom Haupt,
Nie wird ein glühend Zeichen sie verdecken:
Das Brandmal des Verraths an Deinem Herrn!

Don Juan.

Verrieth ich ihn? — Philipp hat mich verrathen!
Das Cainszeichen flammt auf seiner Stirn.

Anna.

Was er verbrach, kann's Deine Schwüre lösen?
Höre mein warnend Wort! Geh' in Dich, Don Juan!

Don Juan.

So spricht die Tochter Flandern's? Reißt dies Land
Nicht auch sich los vom angestammten König?

Anna.

Wir schützen unser Recht. Uns zwingt die Noth,
Der Todesschrei aus Millionen Herzen;
Dich zwingt nur eitler Ehrgeiz. — Dem Entschlusse,
Der, schwer gereift, die Niederlande eint,

Stell' nicht vermeſſen Deine That zur Seite
Und heft' an die Geſchicke dieſes Landes
Den Fluch nicht Deiner Schuld. Ich fleh' Dich an,
Im Namen meiner Heimath, tritt zurück!
Und willſt Du Segen bringen dieſen Staaten,
So kehr' nach Spanien heim und rath' zu Milde;
Beſänftige des Bruders wilden Zorn —

Don Juan.

Eh' zwing' ich ſeine Heere, als ſein Herz.

Anna.

Bewegt Dich nicht das Schickſal dieſes Landes,
Erhör' mich für Dich ſelbſt. Der Lorbeer ſchmückt
Dein junges Haupt. Bewundert ſteht Dein Name
Im Buche der Geſchichte. Froh begeiſtert
Jauchzt heute noch die Welt Dir zu! Laß Dir's
Genügen und befleck' es nicht mit Schuld.
Glaub' nicht dem erſten Jubel; Aufruhr wird
Das neue Joch bald wie das alte brechen.
Geſchändet dann ſind Deiner Siege Kränze,
Und zwiefach heimathlos zieh'ſt Du von hier.

Don Juan.

Ich hör' Euch ſtaunend. Sprecht, was bin ich Euch,
Daß Ihr Euch ſorgt um mich?

Anna.

Du warſt und bleibſt
Der Sproſſe eines tief verhaßten Stammes,
Und Haß, nicht Liebe warnt Dich. Dein Geſchick,
Was kümmert's mich? Fahr' hin in Dein Verderben!
Doch weil es gilt die Wohlfahrt dieſes Landes,
Drum warn' ich Dich, als wäreſt Du mein Sohn.
Du reißt es in den Abgrund! Kehre um!

Don Juan.

Dein Wort tönt Haß — doch rührt's mich wie die Liebe.
Vergebens zürnt Dein Blick, er geht in's Herz
Und bannt mein Aug' an Deiner Lippen Regung.
Mir ist's, als rauſche nie gekanntes Glück
In leiſem Flügelſchlag durch dieſe Stunde,
Und wie die Erde ſtill im Donnerwort,
Dem zürnenden, des Himmels Segen fühlt
Und tief aufathmet in dem Gruß des Sturmes,
So ſchlägt Dir ahnungsvoll mein Herz entgegen;
Doch nicht verſteh' ich es, was mich bewegt.

Anna (für ſich).

Nun ſteigt herauf mir, meine Rachegeiſter!
Du Bild des todten Kindes, ſchütze Du
Vor dieſem hier mein Herz!
(Nach einer Pauſe laut).
Rührt Dich mein Wort,
So folge ſeiner Warnung — und kehr' um!

Don Juan.

Nein, Gräfin, nein. Mein Herz habt Ihr bewegt,
Doch nicht Entſchluß und Willen mir erſchüttert!
Mit mir brach Philipp. Ich nicht brach mit ihm,
Und alle Schuld wälz' ich auf ihn zurück.
Vor mir liegt hülfeflehend dieſes Land,
Und ſeine Krone trägt es mir entgegen. —
Als Erbtheil meines Vaters nehm' ich ſie
In Gottes Namen, und in wenig Tagen
Sieht mich das Reich als König — oder todt,
Im Purpur von Burgund — wo nicht, im Purpur
Des eig'nen Herzens — aber königlich,
Wie es dem Sohn des großen Kaiſers ziemt! (Ab.)

Fünfte Scene.

Anna (allein).

Hört' mich, Don Juan! — Wie, bin ich denn von Sinnen?
Den Feind bewundernd, ruf' ich ihn zurück?
Was faßt mich an? Ich kenn' mich ſelbſt nicht mehr!
Reißt mich der allgemeine Wahnſinn fort?
Verloren hab' ich meinen Haß, verloren,
Was ſonſt mein Herz geſtählt. — Ich bin ein Weib
Und tauge nicht zum kühnen Werk der Männer!

Sechste Scene.

Anna. Quixada (Greis, gebeugt auf einen Stab. Dunkle geiſtliche Tracht).

Quixada.

Ich frag' umſonſt! Wo find' ich Don Juan?

Anna.

Wer ruft mich?

Quixada.

Eine längſt verhallte Stimme.
Schon glaubt' ich ſie verſtummt für dieſe Welt.

Anna.

Don Luis de Quixada!

Quixada.

Ja, ſo hieß ich!
So ſtand mein Name neben Kaiſer Carl's,
So rief mich huldigend die halbe Welt;
Doch alle ird'ſche Größe bricht zuſammen.
Ich bin vergeſſen!

Anna.

Ich vergaß Dich nicht!
In jedem Schmerz ſtand'ſt Du vor meiner Seele,
Und unter Thränen ſtets ſah' ich Dein Bild!

Quixada.

Du ſprichſt es aus! Die Dankbarkeit verſiegt,
Die Liebe ſtirbt, die Furcht zerſtiebt und ſchwindet,
Der Schmerz allein bleibt ewig wie der Tod.

Anna.

Was trittſt Du wieder über dieſe Schwelle?
Du nahmſt mein Kind — Was kannſt Du heut noch rauben?

Quixada.

Zu einem Andern kam ich, nicht zu Dir!

Anna.

Wie, ſuchſt Du etwa in den Niederlanden
Die Zeit, die war? — Die gold'nen Tage Carl's?
Wohlan, ſo wandle hin durch Blut und Trümmer,
Durch wüſte Fluren, ausgeſterb'ne Städte,
Und ſieh' entſetzt, was blieb von ſeinem Reich!

Quixada.

Das muß ſo ſein. So will es die Natur!
Nacht folgt auf Tag! Was groß iſt, muß zerfallen,
Nichts lebt, als um zu ſterben, und nichts grünt,
Als um zu welken einſt! So auch ſein Reich!

Anna.

Dein Wort weht kalt, wie Grabeshauch mich an,
Und Schauder faßt mich —

Quixada.

Halte mich nicht länger,
Anna von Bouges. Ich brauch' dies Fünkchen Leben
Noch eine Stunde.

Anna.

Geh', ich halt' Dich nicht.
Ja, lebte noch mein Kind, wärst Du dann auch
Ein Bote aus dem Grab, Dein Hauch der Tod,
Ich träte doch Dir in den Weg, mein Kind,
Mein Kind zu fordern, das Du mir geraubt!

Quixada.

Wohl zwanzig Jahre sind seitdem verstrichen,
Und Du hast nichts gelernt, Anna von Bouges.
Noch immer ungestüm dem nächsten Ziele,
Von Leidenschaft geblendet, jagst Du nach!
Das war Dein Fluch im Leben. Erst die Liebe
Zu Kaiser Carl —

Anna.

Nicht daran mahne mich!

Quixada.

Dein Ehrgeiz dann, der Traum von einer Krone!

Anna.

Furchtbarer! Kannst Du die Gedanken lesen?

Quixada.

Nach Allem greifend und so nichts erreichend,
Im Uebermaß das Mögliche zerstörend,
Trug Dir das Leben keine Frucht als Schmerz!
Dein Herz schlägt noch nicht kälter! Was ist jetzt
Das Ziel, auf das Du stürmst?

Anna.

Ich nenn' es Dir,
Des Vaterlandes Heil!

Quixada.

Du thörichte Weib,
Kannst Du den Kaiser aus dem Grabe rufen?

Anna

Freiheit von Spanien's Macht —

Quirada.

Gott wird's entscheiden;
Die Weltmacht Spanien's oder ihr Verfall.
So lang' die Macht besteht, bleibt ihr dies Land;
Und sie muß bleiben!

Anna.

Nein, sie muß zerfallen.
Genug der müß'gen, thatenlosen Worte!
Ja, lebte noch mein Kind!

Quirada.

Dein Ungestüm
War es allein, durch den Du es verloren!

Anna.

Nicht ich allein verlor's. Denn lebt' er noch,
So wäre dieser Sohn des Kaisers Karl,
Aus flandrischem Geschlechte, hier geboren,
So wär' mein Sohn heut seiner Heimath Retter!

Quirada (für sich).

Noch ist es Zeit! Noch unterlag er nicht,
Noch kann ich der Versuchung ihn entreißen.
(Laut).
Ich muß zu Don Juan! Zeig' mir den Weg!

Anna.

Dort ging er hin!

Quirada.

Du zürnest mir, hassest mich?
Zürn' Dir und hasse Dich, die selbst den Segen
In Fluch sich sinnlos wandelt! Lebe wohl! (Ab.)

Siebente Scene.

Anna (allein).

Er geht. Vernichten ſollte mich ſein Wort.
Er irrt! — Es giebt zurück, was ich verloren!
Ich hab' Dich wieder, alten Schmerz der Seele,
Und Muth zum Kampf gießt Haß in meine Adern!
Das Bild Don Juan's verſinkt. Des Sohnes denk' ich;
Ihm böten heut' die Krone die Provinzen,
Und ich, geboren hätt' ich den Befreier!
Und Dich an ſeiner Stelle ſollt' ich ſeh'n,
Der ihn betrogen um des Vaters Liebe?
Dir ſollt' ich huldigen, der neue Schmach,
Der Untergang dem Vaterland bereitet?
Vergebens warnt' ich, und ich rang vergebens
Im Kampfe mit dem allgemeinen Wahn.
Herr! ſende Du denn Deine Blitze nieder,
Vernicht' ihn, um die Tauſende zu retten!
Zerſchmettr' ihn, Herr! und fiele auch der Strahl,
Den mein Gebet entfeſſelt, auf *mein* Haupt;
Mich mit zerſchmetternd, lichtet er die Wolken,
So frag' ich nach der Spanne Leben nicht!

Achte Scene.

Don Sancho Davila. Anna.

Davila.

Der Prinz ſprengt auf dem Weg' ſchon nach Namur,
Ich folg' ihm nach. Doch erſt vergönnt mir, Gräfin,
Euch Dank zu ſagen mit dem Lebewohl!

Anna.

Mir Dank? Wofür, Senner?

Davila.

Euch dankt der Vater,
Daß gastlich schützend Ihr sein Kind empfangen.
(Näher tretend).
Euch dankt der Spanier in Spanien's Namen.

Anna (bitter).

Und was denn hätte Spanien mir zu danken?

Davila.

Für Zweifel die Gewißheit! Kurz, die Nachricht,
Daß Don Juan meineidig ward, daß man
Der Niederlande Thron ihm angeboten,
Daß er ihn annahm —

Anna.

Wie? Ihr wißt — Senner?

Davila.

War's nicht in Eurem Auftrag, daß mir dies
Eu'r Vetter Georges vertraut? —

Anna.

In meinem Auftrag?

Davila.

Denn Ihr haßt Don Juan, wie er mir sagte.

Anna.

Ich hasse wohl, doch ich verrathe nicht!

Davila.

Wenn Ihr die Freundin Spanien's seid, gebt Wahrheit!

Anna.

Die Freundin Spanien's? Ha, seid Ihr von Sinnen?
Nur weil er Spanier, haß' ich Don Juan.

In meinen Adern rollet flandriſch Blut,
So warm, ſo glühend und ſo grollerfüllt,
Und jeder Pulsſchlag ruft mir: „Haß an Spanien!“
Der Niederlande Wohlfahrt und Gedeih'n
Und ihre Freiheit iſt mein Lebensziel!
Stürzt Don Juan, ich werd' Euch nicht d'ran hindern;
Doch nie zum Bündniß reich' ich Euch die Hand.
Ihr wolltet Wahrheit, nun, da habt Ihr Wahrheit!

Davila.

Mit Staunen hör' ich Euch! Mag's denn genügen!
Ich weiß genug und folge Don Juan.
In wenig Stunden ſind wir in Namur,
Und wenn das Thor ſich hinter ihm geſchloſſen,
So iſt ſein Loos geworfen — er iſt mein. (Ab.)

Anna (allein).

Iſt's wahr? Iſt's möglich? Don Juan verrathen!
Und Georges Melun vermaß ſich ſolcher That;
Um mich, ſich ſelbſt am Kaiſer Carl zu rächen,
Verrieth er ſeinen Sohn! Für unſ're Schuld
Läßt er ihn ſchuldlos büßen — Schuldlos? Nein!
Verrathen, büßt er eigenen Verrath.

Neunte Scene.

Anna. Diana.

Diana.

Ich flieh' zu Euch in meiner höchſten Angſt.
Was ging hier vor? Mein Vater ſprengte fort
Und ließ mir den Befehl, ihm gleich zu folgen
Mit einem treuen Diener. Dieſes Schreiben,
Das mir die Thore öffnet von Namur,
Ließ er zurück. — Er kam von Euch, im Zorn —

Anna.

Sennora, faßt Euch! Euch nicht gilt sein Zürnen.
Was habt Ihr mit der Männer Thun zu schaffen?

Diana.

Kennt er den Plan Don Juans? Erbarmen! Sprecht —
Erfuhr mein Vater, was man hier beschlossen?
Und weiß er —

Anna.

Alles weiß er!

Diana.

Fluch den Lippen,
Die hier Verrath geübt. Verloren ist
Der Prinz; denn unerbittlich, wie der Zorn
Des Königs, ist mein Vater —

Anna.

Gebt Euch drein!
Mit ehrnen Schritten wandelt das Geschick,
Und keine Thräne hemmt's in seinem Gange.
Was ist Euch Don Juan?

Diana.

Was ist das Licht
Der Sonne dieser Erde? Don Juan,
Wie rett' ich Dich?

Anna.

Ihr liebt ihn? Armes Kind,
Das Herz, das Einen liebt aus diesem Stamme,
Verblutet dran! Glaubt's mir. Ich hab's erfahren.

Diana.

Ihr? Ein Gedanke fliegt mir durch die Seele
Und ruft des Vaters Wort mir in's Gedächtniß.
Ihr seid aus flandrischem Geschlecht?

Anna.

Wozu

Die Frage?

Zehnte Scene.

Melun. Diana. Anna.

Diana.

Ha— Ihr ſeid ſein Freund.

Melun.

Was habt Ihr, ſprecht!

Diana.

Der Prinz iſt nach Namur,
Mein Vater weiß, was hier beſchloſſen ward.

Melun.

O, meine Ahnung!

Diana.

Hülfe, Rettung, Graf!
Ich ſah' die Vollmacht in der Hand des Vaters,
Die ihm der König gab. Todt oder lebend,
So lautet der Befehl!

Melun.

Er iſt verloren!
Die ſpan'ſchen Regimenter zu Namur,
Zurückgeſetzt ſich wähnend, grollen längſt
Dem Prinzen, ſind ergeben Eurem Vater.
Wenn Don Juan in ihren Händen, iſt er
Unnahbar unſ'rer Hülfe und dem Tode
Geweiht.

Anna.

Ihr ſeht's, da habt Ihr Euren Retter!
Das Trugbild, das mit Purpur ihr bekleidet,

Das Ihr zum Götzen machtet Eurer Freiheit,
Ein einzig Wort wirft höhnend es in Trümmer!
Der Himmel will es! Das iſt Gottes Hand!
(Quixada erſcheint in der Thür.)
Geſpottet habt Ihr thöricht meiner Warnung,
Jetzt ruf' ich's jubelnd: ſeinen ſchlimmſten Feind
Hat dieſes Land in Don Juan verloren,
Und freudig grüß' ich ſeinen Untergang!

Djana.

Halt ein! Weißt Du, wen Du verloren nennſt?
Aus flandriſchem Geſchlecht iſt er entſproſſen,
Die ihn gebar, iſt dieſes Landes Kind.

Anna.

Wie? Wär' es möglich? Nein es iſt nicht! — Nein!
Die Todten ſteh'n nicht wieder auf. Ich weiß.
Mein Kind iſt todt, und Don Juan fahr' hin! —

Elfte Scene.

Vorige. Quixada. Darauf **Georges** und **Gognies.**

Quixada.

Wo iſt er, ſprich — wo find' ich Don Ju[illegible]?

Anna.

Er iſt verloren!

Quixada.

Weib, was ſprichſt Du da?

Melun.

Laßt uns ihn retten!

Anna.

Nein! Ihr ſollt nicht. Halt!
Ich duld' es nicht. Es iſt des Himmels Rathſchluß,
Er muß verderben!

(Georges und Gognies kommen.)

Quixada.

Unglückſelige!
Weh', wenn Du wüßteſt. —

Anna.

Und was ſoll ich wiſſen?
Was bohrt Dein Blick ſich eiskalt in mein Herz?
Du Stimme aus den Gräbern, Dich beſchwör' ich,
Welch' heilig Zeichen oder Spruch der Hölle
Entſiegelt Deinen Mund? Todt iſt der Kaiſer,
Tod löſt die Eide! — Rede, lebt mein Sohn?

Diana.

Mir ahnt Entſetzliches!

Anna.

Soll Wahnſinn mich
Vernichten? Rede!

Melun.

Lebt er? Sprecht!

Quixada.

Er lebt!
Mit Ungeſtüm verlangte ſie ihr Kind,
Sie drohte —

Anna.

Wehe mir.

Quixada.

Da hieß der Kaiſer,
Ihr ſeinen Tod verkünden. Im Verborg'nen
Erzog ich ihn.

Diana.

Iſt Don Juan ihr Sohn?

Quixada.

Du ſprichſt es aus! — Ihr Sohn iſt Don Juan!

Anna.

Mein Sohn! Mein Sohn! Er, Don Juan, mein Sohn!
Das iſt der Blitz, den ich herab beſchworen,
Das iſt der Fluch, den ich ihm niederflehte.
Verderben über ihn und mich —

(Sie wankt und bricht zuſammen.)

Diana (auf ſie zueilend).

Herbei,
Sie ſinkt, ſie ſtirbt!

Quixada.

Ich kam zu ſpät! Zu ſpät!

Georges (lacht wild auf).

Sie wollt' ich rächen und verrieth ihr Kind.
Dreht wirbelnd, wie im Rauſche, ſich die Welt?

Gognies.

Was wollen wir verzweifeln? Faſſet Muth!
Vor Nacht noch können wir Namur erreichen.

Georges.

Es gilt ſein Leben. Ich ſtürm' Euch voran,
Ich hab' ein Herz, ich will Dir's zeigen, Anna,
Und Herzblut für Dein Kind!

Gognies.

Die Truppen lagern
Ganz nahebei. Auf denn! Verſammelt ſie!
Zu Roß, zu Roß! Ihm nach, noch iſt es Zeit,
Und noch iſt Rettung möglich!

Anna.

(die ſich wieder aufgerichtet hatte).

Rettung? — Ja.
Sie muß gelingen, Gott kann das nicht wollen!
Ihr Freunde, ſteht mir bei, es gilt mein Kind!
Robert, es fließt Dein Blut in ſeinen Adern,
Gognies, er gab Euch frei! Du liebſt ihn, Mädchen!
Und Du, der ihn verrieth, gieb mir den Sohn,
Den Sohn mir wieder! Auf, ruft in den Kampf,
Wer Hände hat, die Jungfrau'n, Greiſe, Kinder,
Der Stein ſei Waffe, jedes Eiſen — Schwert,
Stoßt in die Hörner — laßt die Glocken ſtürmen!
An alle Pforten pocht! — Schreit aus den Gräbern
Die Todten auf! — Ein Ruf nach Hülfe rolle
Durch Stadt und Feld, vom Rhein bis an die Schelde,
Bis an der Nordſee dunkle Fluth hinaus!
Den Retter gilt's, der Freiheit uns verheißt!
Den Sohn des großen Kaiſers! — Niederländer!
Auf nach Namur und rettet Euren König!

(Sie ſtürzt ab. Diana folgt. Alle ſtürmen nach.)

Alle.

Auf, Niederländer, rettet Euren König!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Namur. Büffetsaal im Schloß. Im Hintergrund ein breites Büffet mit Speisen, Weinkannen und Pokalen. Rechts der Haupteingang. Links, durch Vorhänge geschlossen, ein breiter Eingang zum Speisesaal.)

Erste Scene.

Pedro (von links). **Figueroa** (von rechts). **Diener** am Büffet.

Pedro.

Bringt Cyperwein! der Prinz von Parma dürstet
Nach Traubensaft, der wie der Süden glüht.
Der niederländ'sche Nebel engt die Brust.

(Diener ab.)

Figueroa (kommt).

Mein junger Freund!

Pedro.

Don Lope, seid gegrüßt!
Wo bleibt der Prinz?

Figueroa.

Ich kam mit ihm aus Bouges.
Er stellt Don Sancho die Besatzung vor
Und giebt die Festung ganz in seine Hände;
Gleich ist er hier.

Pedro.

Wie geht es Don Juan?

Figueroa.

Stumm träumend ritt er hin an unſrer Seite;
Bald flog ein ſtolzes Lächeln um die Lippen,
Das Haupt warf er empor, drückt ein den Sporn
Und ſprengt voraus; dann wieder hielt er ſinnend
Das Roß mit kräft'gem Druck, verſank in Schwermuth.
Don Sancho wandte keinen Blick von ihm.
Wir zogen ſchweigend ein — —

Pedro.

Kommt zu der Tafel.
Auf Don Juan ſchon harrt der Prinz von Parma,
Ich kam mit ihm. Das Mahl iſt längſt beſchickt,
Ein Abſchiedsfeſt in dieſem alten Schloß,
Der Prinz von Parma giebt es ſeinem Ohm.
Ich meld' Eu'r Kommen. (Ab.)

Figueroa.

Hier harr' ich des Prinzen.

Zweite Scene.

Figueroa. Don Sancho Davila. Offiziere

Figueroa.

Ihr kommt allein? Wo bleibt der Prinz?

Davila.

(Er legt
Die Waffen ab, und gleich wird er uns folgen.
(Figueroa will gehen.)
Don Lope, bleibt! Ich hab' ein Wort zu Euch.
Leſ't dies Papier. (Er reicht Figueroa ein Schreiben.)
(Zu den Offizieren). Iſt die Beſatzung ſicher?

Offizier.

Es iſt der letzte Reſt der ſpan'ſchen Truppen;
Sie haſſen dieſes Land —

Figueroa (nachdem er geleſen).

Die Unterſchrift
Des Königs, die Euch Vollmacht giebt, den Prinzen
Der Aemter zu entkleiden, ihn gefangen
Nach Spanien zu führen? Und Ihr wollt,
Ihr könnt das unternehmen, unſern Führer,
Den wir vergöttern —

Davila.

Und der Euch verkauft
An die Rebellen, der an ſeinem König
Verräther wurde —

Figueroa (zieht ſein Schwert).

Hütet Euch, Senner!
Nicht ungeſtraft bleibt ſolch ein Wort!

Davila.

Den Lope,
Ihr ſeid gefangen. In des Königs Namen,
Laut meiner Vollmacht fordr' ich Euer Schwert.
Führt ihn hinaus.

Figueroa (giebt ſein Schwert).

Im Namen meines Königs —
Verläumder nenn' ich Euch! Hört mich, Ihr Herrn,
Glaubt nicht dem Wort des Feindes, ſeht den Prinzen,
Fragt ihn, eh' Ihr Euch fügt —

Offizier.

Es iſt der Wille
Des Königs —

Figueroa.

Alles, glaubt mir, iſt ein Trug,
Und leuchtend durch die Dunkel der Verläumdung
Wird ſiegend, rein der Heldenjüngling ſchreiten.
Auf, Freunde, ſteht zu mir — (Offiziere treten zurück.)

Davila.

Genug, Don Lope!
Kein Wort geſtatt' ich weiter. Führt ihn fort!
(Die Offiziere umringen Figueroa.)

Figueroa.

Ich beuge mich dem Namen meines Königs,
Doch blut'ge Rechenſchaft einſt werd' ich fordern.
(Er wird hinausgeführt.)

Dritte Scene.

Davila. Offiziere.

Davila.

Er iſt der Einz'ge nicht, und jede Stunde
Vermehrt nur die Gefahr. Noch heute Nacht
Bemächt'gen müſſen wir uns Don Juan's.
Ihr wähltet die Bedeckung?

Dritter Offizier

Ja, gediente,
Im Kampf ergraute Burſche wählten wir
Aus Lerma's Regiment, auf deren Treue
Ihr bauen dürft.

Davila.

Sobald die Schaar gerüſtet,
Bringt mir die Meldung! — Still, da kommt der Prinz!

Vierte Scene.

Don Juan. Die Vorigen.

Don Juan.

Wo iſt mein Vetter? Kommt zum Mahl, Don Sancho!

Davila.

Geſtattet einen Gang noch durch die Wachen,
Und gleich bin ich zurück.

Don Juan.

Auf Wiederſeh'n!

(Davila und Offiziere ab.)

Er geht, und Argwohn ſpricht aus ſeinen Blicken.
Hier ſteh' ich noch auf ſchwankem Beet. Die Fluth
Umtoſt verderblich meinen Fuß — ein Schritt,
Und ſicher iſt der Grund, den ich betrete!
Ich kann nicht mehr zurück!

(Liedertlang nebenan).

Dort jubeln ſie,
Und in der Bruſt toſt's, wie im Schooß der Erde
Der Donner des Vulkans! — Fürwahr, mir iſt,
Als wären Jahre dieſe letzten Stunden!
Ein kurzer Abſchnitt, doch voll kühner Träume;
In ihrem Flügelſchlag erbebt die Bruſt,
Und ſinnend blick' ich in der Zukunft Räthſel.

(Er ſteht in Gedanken.)

Fünfte Scene.

Don Juan. Parma. Pedro (von links).

Parma.

Nun, kamſt Du endlich? Und jetzt kämmſt Du hier?

So nah' uns, und doch fern, denn ganz entrückt
Hat Dich Dein Sinnen aus dem Kreis der Freunde.

Pedro.

Sprecht ihn noch einmal an.

Parma.

Mein edler Ohm,
Ein Räthsel bist Du immer mir gewesen,
Seit wir erwuchsen an Don Philipps Hof,
Der Waffen Kunst mit Vetter Carlos übend.
Heut' kann ich ganz und gar Dich nicht verstehn —
Sonst warst Du, wie Aprillenwetter, wechselnd;
Heut' wogst Du auf und ab, wie Meereswellen
Im Sturm. Zugleich tief düster, wie die Nacht,
Aufschäumend dann, entzückt zum Himmel stürmend, —
Was ist Dir, edler Ohm?

Pedro.

Nicht fragt', mein Prinz!
Er träumt. — Um seine kaiserliche Stirn
Zieht tief gedankenschwer ein ernst Geschick.

Parma.

Ich weck' ihn dennoch —

Pedro.

Wollt Ihr Wein, mein Prinz?

Don Juan

(aus tiefen Gedanken erwachend).

Ihr seid's! Mein Sohn und Du, mein Freund und Bruder.
Farneſe, denk', Du hättest einen Freund,
Dem Herzen nöthig, wie das Licht der Blume,
Und man ermordete den Freund —

Pedro.

Mein Prinz,
Nicht weiter —

Don Juan.

Und Du kennteſt ſeinen Mörder
Und hätt'ſt dem Mörder Treue einſt geſchworen,
Wär'ſt Du gelöſt vom Schwur?

Parma.

Mein edler Ohm,
Sag' mir: „Dort ſteht der Feind, und dieſe Macht
Iſt Dein!" und frag' mich: „Willſt Du ſchlagen, Vetter?"
Ich geb' Dir Antwort. — Das iſt mir zu dunkel.

Don Juan.

Und weiter ſprich, was nennſt Du eine Krone?

Parma.

Komm, Oheim, komm zur Tafel, laß Muſik
Verſcheuchen Deinen Trübſinn! —

Don Juan.

Eine Krone!
Iſt ſie ein Goldreif nur, ein Schmuck der Stirn?
Iſt ſie ein heilig' Gott geweihtes Zeichen,
Ein Machtſymbol, das nur Geburt verleiht?
Wie, oder darf der Wunſch auch von Millionen,
Der Wille eines Volks damit uns ſchmücken?
Ich find's nicht aus —

Parma.

Laß das und komm zur Tafel!

Don Juan.

Nicht ſpielen darf der Menſch mit einer Krone,
Nicht ſie herabzieh'n mit verweg'ner Hand,
Sie ſchmettert ihn zu Boden —

Pedro.

Kommt, mein Prinz!

Don Juan.

Nur, wenn er ihre Wucht erträgt, nur wenn
Sie ungebeugt ſein Haupt empfängt, dann gab
Sie Gott — der Augenblick muß göttlich ſein. —

(Pauſe; — wie aus dem Traum aufſchreckend).

Ei, Parma, lach' mich aus! Ich bin ein Schwärmer!
Muſik! Wir wollen jubeln bei der Tafel,
Ich folg' Euch gleich —

Pedro (zu Parma).

Kommt, Prinz!

Parma.

Mein edler Vetter,
Zum Träumer wird man auf germaniſchem Boden!
Heda, ſchafft Wein, gereift in Welſchlands Sonne!

(Ab.)

Pedro

(indem er mit Don Juan dem Prinzen folgt, halblaut).

Zeigt nicht die Seele offen, edler Prinz,
Heut' kann es noch Verderben ſein —

Don Juan.

Nein, Knabe,
Wenn Gottes Rath die Krone mir beſtimmt,
Wird ſie mir werden trotz der Menſchen Weisheit,
Und ſtünd' die Welt in Waffen gegen mich.

(Mit Pedro ab.)

Sechste Scene.

Davila (durch die Mitte allein).

Drin jubeln sie, beim Abschiedsfeste schwelgend,
Das seinem Ohm der Prinz von Parma giebt,
Und ahnen nicht, wie schnell das Fest am Ende!
Bereit ist Alles! — Nacht nur muß es werden!
Ich hasse Don Juan! er hat von hier
Mich fortgedrängt; doch nicht gemeine Mißgunst,
Pflicht treibt mich gegen Spanien, und nicht weiter
Auch einen Schritt nur geh' ich, als die Noth
Erheischt und meines Herrn und Königs Wille!
Noch kann ich ihn zurück nach Spanien führen,
Noch brauch' ich nicht zum Aeußersten zu greifen!

(Er zieht ein Fläschchen aus dem Gürtel.)

Mein Plan war wohlberechnet; unbemerkt
Umspann ich ihn mit meiner Fäden Netz,
Und nur den Knoten hab' ich noch zu schürzen!
Du stürmtest durch des Ruhmes weite Bahnen
In ungehemmtem Flug, und eine Welt
Schien Dir zu eng' für Deinen Heldenschritt!
Ich hemm' den Weg! Die Laufbahn ist geschlossen.
Daß Spanien's Sonne leuchte — sink' Dein Stern!

Siebente Scene.

Don Sancho Davila. Offizier.

Davila.

Was bringt Ihr?

Offizier.

Eine Meldung: Reiter sprengen
Die Straße her —

Davila

Das ist Diana —

Offizier.

Weiter
Verschwimmend in der Dämm'rung scheint's, als nahten
Sich Truppen rings der Stadt. Vielleicht ist's Täuschung,
Schon bricht die Nacht herein und hemmt den Blick.

Davila.

Verdoppelt schnell die Wachen, sperrt das Thor!
Kann man die Festung halten?

Offizier.

Nein, Senner!
Die Bürger sind uns feind, und jede Schwäche
Der Wälle kennen sie. —

Davila.

So eilt und bringt
Hierher mir Kunde, wenn Ihr Sich'res wißt.

(Offizier ab.)

Was ist das? Wär' so weit der Plan gereift —
Und sollte doch? — Dann weh' Dir, Don Juan!
Nicht lebend finden Dich die Niederländer.

Achte Scene.

Pedro. Davila. Später **Offizier.**

Pedro

(einen Pokal in der Hand).

He, frischen Wein! Das Glas Don Juan's ist leer.

Wo ſind die Diener? Kommt herein, Senner,
Es fragt der Prinz nach Euch.

Davila.

Weiſſ' iſt der Becher,
Den Ihr in Händen tragt?

Pedro.

Dem Kaiſer Carl
Ward er verehrt zu Brüſſel. Seht das Bildwerk,
Den Doppeladler mit der Kaiſerkrone,
Und auf der Bruſt die Wappen von Caſtilien,
Sicilien, Oeſtreich und Aragonien,
Anjou, Brabant, hier Flandern und Tyrol.
Der König Philipp ſchenkt' ihn einſt bei Tafel
Dem Prinzen, als er heimkam aus Granada
Vom erſten Heldenzug —

Davila (mit dem Becher).

Und hier der Wahlſpruch:
„Plus ultra"! War die halbe Welt zu klein
Für Kaiſer Carl?

Pedro.

Das Wappen blieb dem König;
Den Wahlſpruch erbte Don Juan. Sein Ruhm
Iſt unbegrenzt wie ſeines Vaters Reich
Und reicht Plus ultra über Zeit und Leben.

Davila (für ſich).

Weg mit dem Wahlſpruch, ſonſt zerbricht das Wappen!

Pedro.

Den Becher füll' ich ſchäumend bis zum Rand
Und bring' ihn Don Juan.

(Er geht an das Büffet.)

Offizier (tritt ein, leiſe zu Davila).
Senner, es ſind
Die Niederländer, die ſich nah'n; ein Späher
Bringt ſich're Kunde.

Davila.
Wie, die Niederländer?

Offizier.
In einer Stunde ſind ſie vor Namur.

Davila.
Geht! Widerſtand bis auf den letzten Mann!
Ich folge gleich —
(Offizier ab. — Vortretend).
Dann bleibt mir keine Wahl!
(Er gießt ein Fläſchchen, das er aus dem Gürtel zieht, in den Pokal. Pedro hat eine Weinkanne, die er vom Büffet nahm, mit verſchiedenen Weinen gemiſcht.)

Pedro.
Die Gluth des Cyprers eint' ich mit dem Blut
Der Traube von Burgund!
(Er gießt den Becher, den Davila hält, voll.)

Don Juan (von links).
He, Pedro! Wein!

Pedro.
Gebt ſchnell, Senner! Ich komme, gnäd'ger Herr!
(Eilt ab mit dem Pokal.)

Davila (allein).
Daß Spanien Heil er bringe! Dieſen Becher,
Antonio Perez, miſchteſt Du, nicht ich,
Und König Philipp mag's vor Gott vertreten!
(Nach links ſchreitend).
Nahm er den Becher?

(Zurückschaudernd).

Nein; ich will's nicht seh'n!
Gestählt im Kampf, bebt doch mein Herz zurück
Vor solcher That. Sei's, Spanien, Dir zum Heil!

Neunte Scene.

Don Sancho Davila. Diana.

Diana.

Mein Vater!

Davila.

Komm an meine Brust, Diana,
Du bist ein Theil von mir, und frei von Schuld
Schlägt Dir das Herz — Gott segne Dich, mein Kind.
Wir gehen heim. O küßte Spanien's Erde
Mit heimathlicher Gluth schon uns're Scheitel!

Diana.

Mein Vater, volle Wahrheit heischt die Stunde.
Ich folg' Dir nicht! Dies Land ist meine Heimath,
Und uns're Wege trennen sich —

Davila.

Mein Kind,
Versteh' ich Dich?

Diana.

Ich liebe Don Juan —
Und damit liegt mein ganzes Herz Dir offen!

Davila.

Weh' Dir! —

Diana.

Du haſſeſt ihn, in Deine Hand
Gab König Philipp ſein Geſchick; doch Gott
Hat ihn beſchützt vor Eurer Macht; denn wiſſe:
Schon naht das Heer der Staaten, um den König
Im Jubel, im Triumph von hier zu führen.
Dies Land iſt frei, er fliegt durch die Provinzen.
Vertrauen bahnt den Weg und folgt dem Schritt,
Wie Lenz den Winter bricht, bricht er die Ketten,
Die Spanien eiſig um dies Land gelegt,
Und weckt ein friſches Leben rings —

Davila.

Halt' ein!

Diana.

Und mein iſt dieſer Held! An ſeiner Seite,
Umſtrahlt von ſeinem Glanze werd' ich ſteh'n
Und theilen die Gefahr, die ihn umtoſt,
Bis ſie beſiegt vor ſeinem Geiſt erlegen.

Davila.

Hör' ich mein Kind?

Diana.

Du hörſt Dein Kind nicht mehr,
Du hörſt die Gattin Don Juan's, Du hörſt
Die Niederländerin, ſtolz auf die Heimath,
Weil Don Juan ſie ihren König nennt.
Tritt nicht dem Helden in den Weg! Kehr' heim
Nach Spanien! —

Davila.

König Philipp, wehe Dir!
Du wähltеſt ſchlecht. Du brauchſt ein ehern Herz,
Und einen Vater durfteſt Du nicht ſenden!

Diana.

Nicht Philipp's denke mehr! Mit mir vereint
Kam Gräfin Bouges! Ich eilt ihr nur zuvor!
Sie muß den Prinzen ſprechen. Ruf' ihn her!
Schon ſtehen ſeine Freunde vor Namur
Und pochen an das Thor!

Davila.

Das ſprach ſein Urtheil!
Unglückliche, Ihr ſelbſt habt ihn vernichtet!
Noch gab es Rettung von des Königs Gnade —
Jetzt iſt's zu ſpät.

Diana.

Zu ſpät? Fern iſt Madrid.
Eh' Eure Botſchaft flog zum Escorial,
Iſt frei dies Land! Zu ſpät?
(Plötzlich zuſammenſchreckend).
Wo iſt der Prinz?
Auch Mörder braucht Don Philipp! Ew'ger Gott,
Es wär' entſetzlich!
(In höchſter Angſt).
Wo iſt Don Juan?

Davila

Beim Mahl!
(Tuſch links. Davila ſchreckt zuſammen.)

Diana.

Er leert den Becher. Hörſt Du
Das Grüßen der Muſik? Gott ſei geprieſen,
Er lebt! Vergieb, mein Vater!

Davila.

Komm, Diana!

Diana.

Nein, erſt Verzeihung braucht Dein armes Kind.
(Sinkt ihm zu Füßen.)
Er lebt! Er lebt! Mein Vater iſt kein Mörder!
Und den Verdacht, den meine Angſt gebar,
Ein Leben reicht nicht hin, ihn abzubitten.

Davila.

Steh' auf! Und komm, komm fort von hier, Diana!

Offizier (ſtürzt herein).

Am Fort beginnt der Kampf. Die Bürger retten
Sich auf dem Platz zuſammen —

Diana.

Niederländer,
Auf! auf! Ihr ſtreitet um das höchſte Gut!
Sein Leben — Eure Freiheit! Eure Rettung!
Ein kurzes Ringen, und der Sieg iſt Euer!

Davila.

Fort in den Kampf, und fänd' ich dort den Tod!
Don Philipp, Deiner Reiche Macht wälzt nicht
Der letzten Stunde Qual von meiner Seele.
(Ab mit dem Offizier.)

Zehnte Scene.

Anna (hereinſtürzend). **Diana.**

Anna.

Die Bürger rief ich auf, ſie ſind gewaffnet,
Und Hülfe ſtrömt herbei von allen Seiten!
Doch er? Wo find' ich ihn? Wo iſt er? Rede!

Diana.

Er lebt, er iſt gerettet, iſt Euch nah

Anna

(mit ſchwankenden Schritten vorkommend).

Wo iſt er? Wo?

Diana

(den Vorhang links aufſchlagend).

Dort ſteht er, ſtolz und männlich,
Mit kühnem Blick, und das iſt Euer Sohn.

Anna (will hineinſtürzen).

Mein Sohn, mein Sohn!

Diana.

Ihr ſeht nicht, Gräfin, bleibt!
Wollt Ihr ihn grüßen mitten in dem Kreiſe
Der kalten Männer und im Lärm des Mahls?

Anna.

Er ſieht uns, kommt hierher — Diana, geh' —
Der Mutter nur gehört die nächſte Stunde,
Und keinen Zeugen duldet ſie als Gott.

Diana.

Wie freudig gönnt mein Herz Dir ihre Wonne!
Vom Söller blick' ich nieder in den Kampf
Und kehr' Euch bald mit Siegeskunde wieder! (Ab.)

Anna.

Er kommt! Mein Sohn! Mit Kummer nur vertraut,
Wie wirſt Du, Herz, ſo reiches Glück ertragen!

Elfte Scene.

Anna. Don Juan (von links)

Don Juan.

Ihr kamt aus Bouges? Weshalb? Und warum ſtarren
Mich ſo durchdringend Eure Blicke an?
Was wollt Ihr mir?

Anna.

Erſt, bitt' ich, ſchließ' die Thüren!

Don Juan.

Wie Schauer faßt's mich an bei Eurem Worte,
Mild klingt's und tritt mir wie Befehl an's Herz!
(Schließt die Vorhänge.)

Anna.

Sohn Kaiſer Carl's!

Don Juan.

Ich hör' Euch!

Anna.

(Gieb mir Antwort!
Kennſt Du das Weib, das Dich gebar?

Don Juan.

(Es deckt
Geheimniß ihren Namen — doch ſie lebt,
So viel verrieth Quixada —

Anna (kaum ſich haltend).

Seine Lippen
Sind jetzt entſiegelt. Carlos nenn' ich Dich,
Nicht Don Juan, — und hier — ſieh' Deine Mutter!

Don Juan.

Ihr, meine Mutter?

Anna.

Zweifle nicht, mein Sohn!
O ſelig Wort! Quixada hat's geſchworen,
Du biſt mein Kind, der Sproſſe Kaiſer Carl's,
Den man mir raubte, den man todt genannt,
Du lebſt! Mein Auge ſieht Dich —

Don Juan (aufſchreiend).

Meine Mutter!

Anna.

Mein Sohn! Ich halt' ihn, ſchließ' ihn an die Bruſt!
Den Schmerz ertrugſt Du, brich nicht in der Freude,
Mein ſtolzes Herz, und faſſe all' Dein Glück!
(Zurücktretend).
Das iſt mein Sohn!

Don Juan.

Ja, Du biſt meine Mutter!
Ich weiß es, ob ich gleich es nicht begreife;
Kein Zeugniß brauch' ich, als mein ſtürmend Herz!
Wie Schleier fällt es ab von meiner Seele.
Die Sehnſucht ſchweigt, die Liebe bricht hervor.
Du biſt's, die ich erſehnt — mir ſagt's die Liebe.
O meine Mutter! (Sinkt zu ihren Füßen.)

Anna.

Ja, das iſt ſein Auge!
Die Locken, die des Kindes Stirn umflattert,
Die Lippen, die das ſüße Wort, das nie
Mein Ohr vernahm, zu ſtammeln erſt verſucht.
O ſprich's noch einmal —

Don Juan.

Meine Mutter!

Anna.

Carl! (Sie hebt ihn auf.)
Elf Monde zähltest Du, als ſie uns trennten;
Seitdem hab' ich mein Kind beweint. Du lebſt!
In meinen Armen halt' ich Dich. Es wiegt
Der ganze Schmerz des hingeweinten Lebens
Die Seligkeit nicht dieſer Stunde auf.

Don Juan.

O leg' mir Deine Mutterhand auf's Haupt;

Die Schmerzen, heile ſie, der heißen Stirn!
Und ſeg'ne mich — .

Anna.

Mein Sohn, Du biſt geſegnet!

Don Juan.

Geſunden werd' ich jetzt! Dein Blick, Dein Wort
Und Deine Liebe löſt den Kampf des Herzens!

Anna.

Weh', biſt Du krank, mein Kind?

Don Juan.

Ja, ich war krank —
Nach einem Mutterherzen, einer Heimath.
Jetzt bin ich ganz ja dieſes Landes Sohn,
Der Heimath meines Vaters, meiner Mutter,
Wo ich das Licht der Welt erblickt, wo mir
Die Wiege ſchwankte —

Anna.

Wo mit tauſend Schmerzen
Die Mutter hütete Dein erſtes Stammeln. —

Don Juan.

Und dieſes Land, es bringt mir ſeine Krone!
Das iſt das Zeichen, Gott, auf das ich harrte!
Seit auf der Stirn die Hand der Mutter lag,
Iſt ſie geſalbt, die Krone zu empfangen.
Und durch die Reihe königlicher Häupter,
Die jetzt die Erde kennt als ihre Herrn,
Blick' ich mit Stolz, — wer kann ſich mir vergleichen?
Wem beut die Heimath Ehren, ſo wie mir?
Wer kann der Rettung Morgenroth ihr bringen
Nach tiefer Nacht? Mein kaiſerlicher Vater,

Nicht neid' ich Dich um Deine halbe Welt.
Der Reif, der meine Stirne zieren soll,
Glänzt leuchtender als alle Deine Kronen!

Anna.

Und über ihn vergißt er seine Mutter!

Don Juan.

Du ruhst an meiner Brust.

Anna.

Nein, fahre fort!
Sei mir nicht zärtlicher, um weniger
Mir königlich zu scheinen. Allen Stolz
Des Lebens kost' ich durch in dieser Stunde.
Der Held, den alle Zungen laut gepriesen,
Er ist mein Sohn. Wie hast Du in Gefahren
Dich kühn gestürzt, die königlichen Glieder
Dem Feinde Preis gegeben — Schwert und Kugeln
Bedrohten diese Brust — noch jetzt erbebt
Mein Herz vor Sorge! Doch Du lebst, Du siegtest,
Gott schütze Dich! — Mein Stolz — mein Held —
mein Sohn!

(In der Ferne Schüsse.)

Don Juan.

Horch, welch' Geräusch? Ist das nicht Waffenlärm?

Anna.

Die Niederländer sind's, die ihren König
Erkämpfen aus der Hand der Spanier,
Die Freunde, die Dich suchen —

Don Juan.

Weh', was soll das?
Muß Blut bezeichnen meinen ersten Schritt?
Soll Kampf mich aus dem Arm der Mutter reißen?
He Waffen, bringt mein Schwert —

Anna.

Du warst verrathen;
So galt es, Deinen Feinden Dich entreißen!

Pedro (stürzt herein).

Ein Ueberfall! Schon ist das Fort genommen,
Die Mauer sinkt, und durch die Breiche drängt
Der Feind herein!

(Kampfgetümmel von Außen.)

Zwölfte Scene.

(Die Vorhänge links werden gewaltsam aufgerissen.) **Parma** und **italienische Offiziere** dringen ein. **Vorige.**

Parma.

Der Kampf tobt durch die Straßen!
Auf Eure Posten!

(Offiziere ab.)

Don Juan.

Pedro! Schnell mein Schwert!

(Indem Pedro ihm das Schwert umgürtet.)

Weh', welch' ein Schmerz!

Anna.

Wie, Du entfärbst Dich, taumelst?

Don Juan.

Wie glühend Feuer rollt's durch meine Adern,
Der Blick umflort sich — Mutter, halte mich!

Anna.

Was starrt Dein Aug' so furchtbar vor sich hin?
Was greifst Du in die Luft! Er sinkt — mein Sohn!

(Don Juan gleitet an ihr nieder.)

Zu Hülfe! Rettet!

Don Juan (matt).
Bleibe bei mir, Mutter!

Parma.
Mein Ohm, was iſt das?

Anna.
Hülfe!

Parma.
Einen Arzt!
Ruft mir Pennoni! (Pedro ab.)

Anna.
War's das Uebermaß
Der Freude? Nein, die Freude tödtet nicht;
Wie lebt' ich ſonſt? Seht, dieſer iſt mein Sohn!
(Kniet nieder.)
Mein Carlos, weckt Dich nicht der Ruf der Mutter?
Weh', ſeine Stirn iſt kalt!
(Pennoni und Pedro kommen.)

Pedro.
Mein Herr und Freund!

Pennoni
(kniet bei Don Juan nieder).
Reißt auf das Wamms.

Parma.
All' Eure Kraft, Pennoni,
Setzt an dieſes Leben! Meines Vaters Erbe
Biet' ich für dieſes Einz'gen Athem, Blick
Wort, Herzſchlag, — kurz, was feſſelt an die Erde —

Pennoni.
Des Menſchen Kunſt greift nicht in Gottes Rath.

Dreizehnte Scene.

Diana. Vorige.

Diana (hereinſtürzend).
Iſt's wahr? Ein Schreckensruf durchſchrillt das Schloß!
Er ſtirbt — Don Juan?

Pennoni.
Gift, glaub' ich. Keine Rettung!

Pedro.
Gift? Ja, das iſt's — und ich bracht' ihm den Becher!
Jetzt wird mir's klar!
(Ab nach links.)

Anna.
O hör' mich!

Don Juan.
Meine Mutter,
Des Todes Fittich rauſcht um meine Stirne,
Auf kurze Friſt nur ruft mich Deine Liebe
Zurück in's Leben! Parma, edler Vetter,
Dir leg' ich in die Hand die Niederlande!
Sei milde, ſei gerecht — Diana, komm —
Es war ein kurzer Traum nur, unſ're Liebe,
Schön, königlich und eines Lebens werth!
Ich hab' gelebt — o Mutter — meine Mutter!
(Sinkt zurück.)

Anna.
Er ſtirbt, er ſtirbt!

Diana.
Erbarmungsloſer Himmel!

Anna.

Ich rief den Fluch hernieder auf sein Haupt,
Auf ihn, den Sohn, und ich, ich bin gerichtet!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Gognies. (Niederländische Offiziere und Soldaten füllen den Hintergrund, mit gezogenen Schwertern schnell eindringend.)

Gognies.

Sieg, Sieg! Wo ist der König Don Juan?

Parma.

Die Schwerter senkt! Verüber ist der Kampf!
Er stirbt, um den Ihr kämpftet, und der Tod
Raubt tückisch Euch den Preis, um den Ihr rangt!

Gognies.

Er stirbt? Weh' uns! Der Sohn des Kaisers starb!
Es fiel Georges Melan, und als er sank,
Da lacht' er auf und rief mir jubelnd zu:
„Das ist mein Herzblut, ich verspritz' es, Anna,
Für Deinen Sohn!"

Anna.

Er schlägt die Augen auf!

Don Juan

(richtet sich auf und steht aufgerichtet frei).

Es tagt! — Die Felsen röthen sich. Auf Deck!
Der Nebel sinkt — dort glänzen lichte Segel.
Das ist des Moslem Banner! Auf zum Kampf!
Ihr steht gerüstet, harrend Eures Führers,
Die Schwerter sind entblößt! — Da bin ich, Freunde! —

Parma.

Es kämpft ſein Geiſt noch einmal bei Lepanto
Um längſt verdienten Lorbeer —

Don Juan.

Doria!
Der Feind! Zum Kampf! Hei da, den erſten Gruß
Schickt donnernd Genua in die Gallionen
Des Halbmonds. Rings erbebt das Meer! — Neapel,
Halt' Du die Flanke links! Ich ſteh' im Kern.
Real, mein Roß aus Holz, Du meergeſchultes,
Dich treib' ich in die Schlacht! Trag' im Triumph
Durch's Mittelmeer den Führer, oder werde
Der Rieſenſarg für meinen jungen Ruhm!
Dort brauſt der Kampf! Weit über'm Meeresſpiegel
Wallt Dampf der Feuerſchlünde. Splitter decken
Die Wogen rings! — Was ſäumſt Du, Ali Paſcha?
Hier ſteh' ich, Don Juan! Er entert! Vorwärts!
In todesmuthiger Umarmung ſchmiegt
Euch an einander, Schiffe! — Kreuzesbanner,
Jetzt gilt's! Ihr wankt? Seht, Spanier, ich ſtürze
Mich mitten in den Feind! Folgt mir — noch einmal —
Und wär's der Tod! — des Moslem's Flagge ſinkt!
Ich halte ſie! Hoch fliegt das Kreuz' Sieg! Sieg!
(Er ſinkt zuſammen und ſtirbt.)

Parma.

So ſtirbt ein Held!

Pedro (von links).

Hier, hier iſt der Pokal!
Er leert' ihn halb und ſtieß ihn ſchaudernd fort!

Diana (greift nach dem Becher).

Mein Vater miſchte ihn! —

Anna (entreißt Pedro den Becher).
Mein ist er, mein!
Mir trank er zu den Tod!

Alle.
Halt' ein! weh' Dir!

Anna
(hat den Becher geleert und läßt ihn fallen).
Mit seinem Tode reißt das letzte Band,
Das dieses Land an Spanien gefesselt.
Er starb, weil er ihm Freiheit bringen wollte.
So habt und haltet sie. Mein Beispiel warn' Euch,
Daß nie dies Land von Rachedurst verblendet,
Selbstmörderisch verderbend seine Söhne,
Sich selbst vernichte! Mög' es nie verwaist,
Durch seine Schuld, den eig'nen Wahn verfluchend,
Zu spät bereuend, lebensmüd' wie ich
Hinsinken an der Leiche seines Glücks! —
(Sie stürzt über die Leiche hin.)

(Der Vorhang fällt.)

Waldemar.

Schauspiel in 5 Aufzügen.

Perſonen.

Agnes von Brandenburg, Wittwe des Markgrafen Waldemar.
Herzog **Albrecht II.** von Mecklenburg.
Ingeborg, ſeine Tochter.
Ludwig der Römer, Herzog von Baiern.
Erzbiſchof Otto von Magdeburg.
Herzog **Rudolf** von Wittenberg.
Albrecht, } Fürſten von Anhalt.
Waldemar, }
Graf **Ulrich II.** von Lindow und Ruppin.
Pförtner des Erzbiſchof Otto.
Pater **Euſebius**, Geheimſchreiber des Erzbiſchofs.
Lieſch, Obermagd der Markgräfin Agnes.
Eine andere Magd.
Peter Buchow aus Rathenow, } Bürger.
Jörg Selbitz aus Berlin,
Hans Specht aus Cölln an der Spree,
Nickel Bärmann aus Brandenburg,
Ein **Pilger**.

Märkiſche Edelleute, Bürger, Gewaffnete, Mägde, Volk, Bettler.

Der erſte Akt ſpielt unweit Arneburg.
Der zweite und dritte zu Magdeburg.
Der vierte zu Brandenburg.
Der fünfte bei Rathenow.

Zeit: Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Erſter Akt.

(Burg in der **Altmark**, unweit Arneburg. Offene Halle. Im Hintergrunde ein breiter Bogen, der in's Freie führt, dahinter in der ganzen Breite der Treppenabſatz mit ſteinerner Bruſtwehr. Man muß annehmen, daß die Auftretenden von beiden Seiten die Treppe heraufſteigen und aus der Tiefe kommen. Ueber der Bruſtwehr Landſchafts-Hintergrund. Links erſt ein breiter ſchwerer Kamin, in dem Feuer brennt, dahinter Thür. Rechts in der Wand auf Mannshöhe offene Bogen, die auf eine praktikable Gallerie führen. In der erſten Couliſſe Eingang, in dem die Treppe niederführt. In der Ecke rechts nach dem Hintergrund der große Heerd, auf dem gleichfalls Feuer brennt, darum niedrige Schemel. Abenddämmerung ganz matt auf der Landſchaft. Es wird ſchnell Nacht. Sturm und Regen außen. Die Bühne iſt allein durch die beiden Feuer erleuchtet.)

Erſte Scene.

Im Vordergrunde links **Agnes**, am Kamin mit der Spindel, dahinter auf der anderen Seite des Kamins **Albrecht von Mecklenburg**. (Um den Heerd rechts ſitzen drei bis vier **Mägde**, mit weiblicher Arbeit für die Küche oder mit der Spindel.) Später **Lieſch**.

Mecklenburg.

Ja, böſe ſteht es jetzo in der Mark!

Agnes.

Deſſ' hat ſie ſelber Schuld!

Mecklenburg.

Ihr ſeid zu hart;
Das Land iſt heimgeſucht von jeder Plage.
Als Euer Gatte, Markgraf Waldemar,
In ſeiner Kraft und Jugendblüthe ſtarb,
Jetzt ſind's bald dreißig Jahr — begann das Elend.

Agnes.

Wem ſagt Ihr das?

Mecklenburg.

Als der askan'ſche Stamm
Nach ihm erloſch, ſetzt ſeinen eig'nen Sohn
Der Kaiſer Ludwig in's ayerte Lehn.
So ward des Baiern denn die Mark. Ein Kind
War Ludwig, und dem Lande blieb er fern;
Da hub ſie an die herrenloſe Zeit.
Die Willkür herrſchte, Raub ward zur Gewohnheit,
Der Adel brach den Frieden mit den Städten;
Unſicher ward die Straße, und der Handel
Lag nieder. Kämpfend um ſein Hab' und Gut,
Läßt ſein Gewerb' der Bürger. Mangel kam,
D'rauf bitt're Noth, dazu das Grau'n der Peſt,
Die Stadt und Land verödet. Blut und Hader,
Doch keinen Frieden wieder ſah das Land.

Agnes

Wo iſt denn annoch Frieden in der Welt?
Blickt auf das Reich; Die Fürſten ſind im Streit,
Der Böhme freilich trägt die Kaiſerkrone,
Doch die ihn kürten, wenden ſich ihm ab.
Zum Gegenkaiſer haben ſie gewählt

Günther von Schwarzburg, einen wackern Mann.
Der Baier ſteht zu ihm —

Mecklenburg.

Drum traf der Bann
Das ganze Haus des Baiern, und der Zwiſt
Des Reichs fällt doppelt wieder auf die Mark.
Den Bann, das Elend theilt ſie mit dem Herrn,
Doch nie zum Segen ward ihr ſeine Nähe,
Denn ferne hält ihn jetzt ſein eig'ner Kampf.
Vergebens ſchickt er ſeinen Bruder her,
Ludwig den Römer, jetzo Euren Gaſt.
Die Mark will nichts von ſeiner Herrſchaft wiſſen,
Die immerdar das eig'ne Elend mehrt —

Agnes.

So wird ſie elend denn zu Grunde gehen.

Mecklenburg.

Wo bleibt der Baier? Heut' nicht ſah ich ihn —

Agnes.

Er ritt gen Stendal. Werner Schulenburg,
Der Hauptmann in der Altmark, hat den Adel,
Der zu dem Baiern hält, dort einberufen.
Claus Bismark, Joſt vom Kneſebeck, Kurt Rohſtedt,
Die Königsmarcke und die Bartensleben,
Die Brüder Dewitz, Engelke und Hans,
Auch Albrecht Alvensleben kam aus Calbe.
Stürmiſch nun wird es hergeh'n. Ueber Nacht
Erſt kehrt er heim.

Mecklenburg.

Um deſto beſſer, Baſe,
Denn morgen mit dem Früh'ſten zieh' ich fort.

Agnes.

Und Ingeborg, Eur' Töchterchen, zieht mit?

Mecklenburg.

Sie iſt mein einzig Kind, iſt meine Zukunft,
Ich laſſe ungern ſie von meiner Seite.

Agnes.

Wahrt Euren Schatz, Herr Vetter, will ich rathen,
Der Baier ſah ihr tiefer in die Augen,
Als Euch und mir —

Mecklenburg.

Drum iſt es Zeit zum Scheiden.

Agnes.

Erſt Feu'r und Flamme, wie die raſche Jugend
Mit zweiundzwanzig Jahren, ward er ſtill,
Zerſtreut und ſtumm, ſeit Ihr zur Burg gekommen;
Und wie wir klug auch unſ're Reden tauſchen,
Er hört uns nicht, gedenkt nicht mehr der Mark
Und nicht des Reiches Zwiſt. Hätt' nicht der Hauptmann
Durch Gunzel Felefanz ihn holen laſſen,
Er hätt' den Tag verſäumt und ſäße hier,
Auf einen Blick von Ingeborg zu harren —

Mecklenburg

(iſt aufgeſprungen und geht unruhig auf und ab).

Ich hab's gefürchtet. Morgen brech' ich auf.

Agnes.

Barſch iſt das Wetter, grundlos ſind die Straßen.

Mecklenburg.

Am zweiten Tag ſind wir zu Magdeburg
Und halten Raſt —

Lieſch

(erſcheint im Hintergrunde. Derbe Magd, zwiſchen vierzig und fünfzig. Grob gekleidet. Stiefel, darüber ein hoch geſchürzter Rock von grobem Stoff, über den Kopf, um die Geſtalt eine wollene Decke. Stab in der Hand).

Agnes.

Ei, Lieschen, kommſt Du endlich?

Lieſch.

Wie, endlich?

Agnes.

Juſt acht Tage biſt Du fort.

Lieſch.

Und patſchte durch den Koth bis an die Knie
Von Dorf zu Dorf und trieb die Bede ein.
Für Holende iſt Keiner gleich zu Haus;
Da muß man drei Mal klopfen, doch ſie kennen
Die alte Lieſch, die macht kein Federleſen.
(Sie ſchnallt eine Geldtaſche vom Gürtel und wirft ſie vor Agnes auf den Tiſch).
Da iſt die Bede, Frau! Kein Groſchen fehlt,
Doch hielt es hart, der Stecken kann's erzählen.
(Stemmt die Arme in die Seite).
Nun, bin ich noch die alte, ſäum'ge Lieſch?
Altmärk'ſche Bauern, iſt das zähes Volk!
Die fluchen mir den höll'ſchen Teufel nach —
Die wünſchen mir auf's Haupt ein Donnerwetter;
Und als der letzte Groſchen war erpreßt,
Macht' ich mich auf, ſo ſchnell die Beine trugen.

Agnes.

Sie ſcheinen frommer mir, als ich gedacht,
Denn mit dem Wetter kam's, wie ſie gebeten.

Liesch.

Da habt Ihr Recht. Ein Hundewetter. Brrr,
Bald Sonnenschein, bald peitscht der kalte Regen
Vom Himmel nieder, als wollt' Alles bersten.

Agnes.

Aprillenstürme —

Liesch.

Und vergang'ne Woche
So schwülig, daß die Knospe platzt am Baum.
Das Alles geht zu Grund'. — Heut' Nacht giebt's Frost.
Es soll nicht Frühling werden in der Welt,
Der Herrgott ist daheim nicht, wie ich meine.

Agnes.

Schwatz' nicht so lästerlich. Es kommt der Lenz!
Nur in der Menschenbrust kehrt er nicht wieder.

Liesch

(schiebt die Mägde zusammen).

Platz da! ich bin durchnäßt bis auf die Haut.

Agnes.

Nun, kramst Du gleich die Neuigkeiten aus,
Die Du begierig eingesammelt?

Liesch

Ei,
Die trug ich leichter, als den schweren Sack.
Der Schäfer Mathis kam aus Tangermünde,
Bei Sandau ist die Elbe ausgetreten,
Der Fährmann ging zu Grund' mit Weib und Kind;
Die Häusler retteten das nackte Leben,
Doch all' ihr Vieh ersoff.

Agnes.

Gott ſchickt ein Zeichen.
Verderben folget, wo die Schranke bricht,
Die das Geſetz gezogen der Natur —

Lieſch.

Und wunderliche Kunde bracht' der Mathis,
Die ihm ein Roßkamm aus der Mark erzählt,
Der über kam, g'rad eh' das Eis gebrochen —

Agnes
(auffahrend).

Schweig' uns mit dem Geklätſch.

Lieſch.

Heut' iſt ſie unwirſch.

Magd.

Erzählt es uns.

Lieſch.

Doch leiſ', daß ſie's nicht hört.
(Die Mägde drängen ſich um Lieſch, die ihnen leiſe erzählt.)

Mecklenburg.

Geht Euch zu Herzen nicht die Noth der Mark?

Agnes.

Wem thät ſie's nicht? Und mir? Wie könnt Ihr fragen?
Hab' ich nicht ihre gute Zeit geſeh'n?
War ſie nicht meine Heimath? Nicht mein Land?
Mir blutet's Herz, wenn ich den Jammer höre,
Und drum hieß ich ſie ſchweigen —

Mecklenburg.

Baſe Agnes,
Erzählt mir von der guten alten Zeit.

Agnes.

Im Glück gedenkt man gern verwund'ner Noth,
Wer setzt in böse Stund' Erinnerung
Gebroch'nen Glücks? Laßt das Vergang'ne ruh'n.

Mecklenburg.

Von Eurem Gatten sprecht!

Agnes.

Das war ein Mann,
Wie keinen bessern jemals ich gesehn.
Das allgemeine Wohl trug er im Herzen,
Stark wie ein Held, unbeugsam wie das Recht,
Mild im Verzeih'n, doch eisern im Gericht.
Ich war ein Kind fast, als er um mich warb;
Verzogen war ich an Herrn Hermann's Hof,
Mein Wille galt. Ich hatte keine Brüder
Und theilte meines Vaters männlich' Thun,
Zu Roß, bei der Gefahr der Jagd, im Kriege.
Nie fremdem Wunsche hätt' ich mich gefügt,
Und trotzig, eigenwillig wuchs ich auf.
Er kam. Vor seiner Kühnheit, seiner Kraft,
Dem Heldenwesen, das ihn ganz umfloß,
Zum ersten Male beugte ich den Nacken.
Glücklich das Weib, das zu dem Gatten aufsieht
Und auf Bewunderung die Liebe baut,
Mit Stolz sie nährt und sie in Demuth pflegt.
Das Glück war mein, ich theilt's mit seinem Lande,
Das blühend wuchs in seiner starken Hand.
In fernsten Zeiten wird man noch erzählen
In Lied und Wort vom gold'nen Glück der Mark,
Vom Waldemar und seiner Tage Ruhm.

Daß ſolche Kraft zum Staube mußte ſinken,
Und Krankheit brechen ſolchen Heldengeiſt.
(Sie läßt die Spindel ſinken und fällt in Sinnen.)

Magd.
Unglaublich klingt's. Mir ſchaudert.

Andrt.
Rede weiter.

Agnes
(ſchrickt auf).
Was giebt es da?

Lieſch.
Ihr wollt es ja nicht hören,
Doch geht's von Mund zu Mund —

Agnes
Was iſt es? Rede!

Lieſch.
Nicht mehr geheuer iſt es in der Mark.

Agnes.
Das iſt was Neues —

Lieſch.
Es geht um bei Nacht.

Agnes.
Sinnlos Geſchwätz —

Lieſch.
Die Todten kehren wieder.

Agnes.
Iſt nicht genug ſchon Schrecken in der Welt
Mit Fleiſch und Bein? Was ruft Ihr frevelwort
Die Todten auf aus ihrem ſtillen Reich?

Liesch.

Der Markgraf Waldemar stieg aus der Gruft
Und irrt durch's Land —

Agnes

(auffahrend).

Was wagst Du auszusprechen?

Liesch.

Des Volkes Jammer klopfte an die Gruft.

Agnes.

Wenn Jammer Grüfte bräche, hätt' ihn längst
Mein Schmerz zurückgerufen an das Licht.

Liesch.

Und Viele sagen, daß sie ihn gesehn
Bleich, hohlen Blicks, mit tief gefurchten Zügen;
Im Sturm der Nacht vernimmt man seine Stimme,
Und nennt man nächt'ger Weile seinen Namen,
Gleich pocht's an's Thor. So grauslich klingt das Ding,
Daß ich gelaufen bin, trotz Sturm und Regen,
Nur um vor Nacht die Burg noch zu erreichen.

Agnes

(springt auf).

Schweig', aberwitz'ge Dirne. Keiner kehrt
Aus seiner Gruft zurück. Bei meinem Zorn,
Laßt solches Wort nicht wieder mich vernehmen.

Liesch

(zu den Mägden).

Heut' Nacht, wenn sie zur Ruh', hol' ich den Mathis,
Der soll's erzählen!

Agnes.

Aus einander, sag' ich!

Liesch! schäm' Dich; solch' Geschwätz — fort, an die Arbeit.

Magd.

Heut' ist sie schlimm!

Liesch.

Ei nun, so ist sie immer,
Wenn sie gedenkt an ihren sel'gen Herrn! —

(Die Mägde haben ihre Arbeit fortgestellt und gehen im Hintergrunde mit Liesch nach verschiedenen Seiten ab.)

Zweite Scene.

Agnes. Mecklenburg.

Agnes.

Nach Spremberg also zieht Ihr zu dem Kaiser?

Mecklenburg.

Dorthin berufen sind die Nachbarfürsten
Der Mark, um ihre Zukunft zu berathen,
Denn etwas muß geschehen. Unerträglich
Wird's auch für uns. Gefährlich ist der Nachbar,
Der ränkevoll, ehrsüchtig sinnt auf Krieg
Und ländergierig nicht die Grenzen achtet;
Doch ist gefährlicher die Nachbarschaft
Gelöster Sitt' und Zucht, gebroch'nen Rechts.
Nicht Muth noch Vorsicht hemmet da das Unheil,
Das, weiter wuchernd, jede Ordnung stört,
Denn Zügelloses schmeichelt rohem Sinn.
Die Willkür hält für Freiheit stets die Menge,
Und ewig hassen wird sie das Gesetz.

Agnes.

Und wie ist Euer Rath?

Mecklenburg.

Das Land zerfiel.
So ziehe jeder Nachbar ſich die Grenze,
So weit er mag; Nothwehr gebietet's ihm.

Agnes.

Ihr wollt das Land vernichten, nicht ihm helfen,
Ein guter Arzt reicht Arzenei, nicht Gift.

Mecklenburg.

Wir theilen nur, was längſt in ſich zerriſſen.

Agnes.

Das ward aus Deinem Reiche, Waldemar,
In Trümmer bricht es über Deiner Gruft,
Ein rieſig' Grabmal Deiner Heldengröße!

Dritte Scene.

Agnes. Mecklenburg. Ludwig der Römer (aus dem Hintergrunde).

Ludwig.

Grüß' Gott! Da bin ich unter Dach und Fach!
(Er wirft Mantel, Hut und Reitgerte fort und ſtellt ſich an den Kamin.)

Agnes.

Wie kam't Ihr heim?

Ludwig.

Faſt nimmer, Baſe Agnes,
Und wenn die Welt ihr Inn'res kehrt nach oben,
Brächt' ſie mit Sumpf und Moor mich an den Tag.

Agnes.

Was ſtieß Euch zu?

Ludwig.

Die Nacht kam unverſeh'n,
Geheuer nicht ſind Eu're märk'ſchen Nächte,
Die dunklen Wolken hingen über'm Mond,
Und ich verfehlt' den Pfad. Weich ward der Boden,
Und mühſam trieb der Sporn das müde Roß.
Da plötzlich ſteht's, als ob's der Grund verſchlänge,
Bis über'n Hals verſinkt es, und mich ſelbſt
Am Bügel zieht's herab bis an den Gürtel.
Gebrochen war des Eiſes dünne Rinde;
Halb durchgehauter Schnee und Torf und Moor
Saugt immer tiefer nieder Mann und Roß.
Ich ſprach für mich ein letztes „Pater noster"
Und dachte aller Lieben nah und fern —
Auch Eurer und wen ſonſt Eu'r Dach beſchirmt.
Da reißt der Sturm die Wolken auseinander,
Und wie zum Hohn glänzt hell das Mondlicht auf;
Feucht ſchimmerte das weite Moor entgegen,
Ich ſah die Fenſter leuchten Eurer Burg,
Und laut ſchickt' ich den Hülferuf zum Himmel.
Fernhin im Wind verklang es auf der Haide!
Da hinter einer Weide morſchem Stamm
Hebt plötzlich ſich, wie wachſend aus dem Grunde,
Geſpenſtiſch faſt ein Mann. Er hebt ſich hoch,
Er reckte Stab und Arm; da wirft der Mond
Den Schatten rieſengroß hin über's Eis;
Er winkt mir, ſchreitet näher, kommt heran.
Ich ſchlug ein Kreuz, doch wer ſo tief geſunken,
Dem ſcheint ein Retter auch der Spuk der Hölle,
Und dies Mal war's ein frommer Pilgersmann,
Der zieht mein Schwert, haut ab der Bügel Rieme,

Und gegenſtemmend ſeine ganze Macht,
Ringt er mich los vom Roß auf feſten Grund.
Dann wuchten wir mit den vereinten Kräften
Das Thier aus ſeinem Grab; der Pilzersmann
Nimmt's, wie ein kund'ger Reiter, an dem Zügel
Und führt es ſicher wieder auf den Weg,
Der hundert Schritt davon im Moor verlief.
Da, eh' ich meinen Dank ihm ſtammeln konnte,
Kaum ſeine Züge ſah im Licht des Monds,
Taucht er verſchwindend hinter das Geſtrüpp.
Ich aber ſchwing' mich auf. Es fliegt mein Roß,
Als wenn mit Geiſterarm der Sturm es peitſche,
Grad' auf die Burg, die fernher uns erglänzt,
Und an dem Thor, ermattet, bricht's zuſammen.

Agnes.

Gott ſchütz' Euch ſo in jeglicher Gefahr!

Ludwig.

Heut fühl' ich's, noch fell ich nicht untergeh'n.
Ein trock'nes Wams, gleich bin ich wieder hier.
Mir ſchlägt das Herz ſo fröhlich in der Bruſt,
So ſicher —

(Will gehen.)

Mecklenburg.

Nehmt denn gleich mein Lebewohl,
Denn morgen mit dem Frühſten brech' ich auf. —

Ludwig

(kommt zurück).

Ihr geht? Schon morgen? Nein, das iſt unmöglich!

Mecklenburg.

Nach Syremberg ruft der Kaiſer.

Ludwig.

Und Ihr wollt
Euch dort verbünden gegen unser Recht.
Herzog von Mecklenburg, ich ehr' Euch hoch,
Mir geht's durch's Herz, auch Euch als Feind zu seh'n —

Mecklenburg.

Schließt Frieden mit dem Reich, so sind wir Freunde.

Ludwig.

Nicht eh', als unser Recht uns ist geschehen.
Theilung der Mark, das ist es, was Ihr sinnt.
Nicht meine Heimath ist sie, doch mein Land,
Denn mit den Brüdern wurde ich belehnt.
Doch sollt' ich sie vom Kaiser und vom Reich,
Von ihren Nachbarn einzeln mir erobern,
Nicht duld' ich es, daß dieses Land zerfällt,
Zu Macht und Wohlstand wieder will ich's heben.

Agnes.

Du bist kein Waldemar —

Ludwig.

Gesegnet sei
Sein Angedenken, und sein Ruhm gepriesen,
Er pflanzte eisern das Gesetz in's Land
Und hielt des Rechtes Wage mit dem Schwert.
Unnahbar baute er die Grenzen auf
Und schuf die Mark, ein hochgeehrtes Reich.
Die Zeit ist hin, er hielt, dem Winter gleich,
Das Land in starrer Fessel, daß sein Schoos
Der Zukunft Keime kräftig könnt' entwirken.
Ich will es mir erringen, wie der Lenz;
Erblühen soll es, wie noch nie zuvor.

Wohlstand, Gewerb' und Handel will ich wecken,
Die Kräfte einen zum gemeinen Wohl,
Daß mehr sie zeugen, als des Tages Nothdurft,
Den holden Schmuck der Künste füg' ich zu,
Das heitre Spiel der Töne und des Worts,
Das lieblich um des Lebens Ernst sich schlingt.
Beneidet sei mein Land, doch auch gefürchtet,
Zu Deutschlands Schutz sei es der Schreck der Feinde;
Weit glänzend in das Wirrsal dieser Zeit,
Ertöne hoch der Name Brandenburg,
So weit die Ostsee ihre Wogen rollt,
Bis wo das Nordlicht glüht auf ew'gem Schnee,
Daß nie die Schaar der Nordlands Söhne mehr
Mit räuberischer Hand die Grenzen breche.
Ein Bollwerk gegen Osten soll es sein,
Der Polen Herrschsucht eine Schranke setzend,
Und also ragend gegen Nord und Ost,
Aus kargem Boden eine edle Blüthe,
Zur Warthe Deutschlands baue sich die Mark.

Mecklenburg.

Was unerreichbar, lockt den kühnen Geist
Der Jugend, in die Sterne will sie greifen;
Der weise Mann erstrebt, was möglich ist.

Ludwig.

Nichts ist unmöglich für den muth'gen Geist,
Der seinem Recht vertraut und seiner Kraft.

Mecklenburg.

Und worauf baut Ihr Eure Zuversicht?
Die Mark fiel von Euch ab, der Bannfluch traf
Den Bruder, Eures Hauses Haupt; das Reich

Iſt wider Euch, Dän'mark hält zu dem Kaiſer.
Eur' Recht ſteht in der Luft. Nicht nenn' ich's Muth,
Nein, Uebermuth und frevelndes Beginnen,
Prahlend das Schwert zu ſchwingen in den Wind,
An unverwundbar hartem Fels es brechen,
Vergeudend nutzlos Gott geſchenkte Kraft.

Ludwig.

Doch Feigheit iſt's, zu weichen der Gewalt,
Und beſſer, Alles in dem off'nen Kampf
Muthig verlieren, als im feigen Rath
Ruhmlos gewinnen —

Agnes.

Ludwig, wägt Euer Wort.

Ludwig.

Ich hab's geſagt, nicht nehm' ich es zurück;
Ich will mein Recht vertheid'gen oder ſterben.
Ich will's zu eines edlen Landes Heil,
Das Ihr verderben wollt, aus ſeinem Sturz
In eit'lem Eigennutz Euch zu bereichern.

Mecklenburg

(greift zum Schwert).

Das iſt zu viel, die Keckheit fordert Blut.

Ludwig.

Mein Leben ſetz' ich ein für meine Meinung.

Agnes.

Halt! Ehrt den Frieden dieſer Burg, zurück!
Die Schwerter in die Scheiden. Können zwei
Sich nicht vertragen von den deutſchen Fürſten,
Nicht friedlich wohnen unter einem Dach,
Weh dann der Heimath, die ſie ſchützen ſollen —

Ludwig.

Den Jahren trag' ich Rechnung, nicht dem Wort.

(Steckt das Schwert ein.)

Mecklenburg.

Das Gastrecht ehr' ich, das uns Beide schützt.
So stürze denn Dich sinnlos in's Verderben,
Fahr' wohl, im Kampfe finden wir uns wieder.

(Ab nach links.)

Agnes.

Wohin riß Euch der Zorn? Seid Ihr so reich
An Freundschaft? Lüstet's Euch nach neuen Feinden?
Ihr wollt ein Land regieren, und Ihr könnt
Die Zunge nicht, die Gluth des Zornes zügeln.
Tollkühner Knabe, überflügeln wollt Ihr
Den Ruhm, die Weisheit eines Waldemar.
Erkennen und bezwingen lernt Euch selbst,
Um taumelnd gegen sein erhab'nes Bild,
Nicht in dem Staube schmählich zu zerschellen.

(Folgt Mecklenburg.)

Vierte Scene.

Ingeborg (die während der vorigen Scene rechts sichtbar geworden). **Ludwig.**

Ingeborg.

Weh' Euch, was thatet Ihr! Er ging im Zorn.

Ludwig.

O Sonnenschein nach Stürmen — Ingeborg.

Ingeborg

(kommt die Treppe rechts herunter).

Geht, geht, Ihr liebt mich nicht. Wie hättet Ihr
Unbänd'gen Sinn's den Vater sonst gekränkt,

Der mir das Heiligſte auf dieſer Welt.
O, nun iſt Alles hin.

Ludwig.

Mein holdes Lieb,
Verzage nicht, es kommt ein beſſ'rer Tag.

Ingeborg.

Ein beſſ'rer, goldener, als geſtern war?
Da Du, vielkühner Mann, ſo ſchüchtern ſtand'ſt
Und mir zuerſt vertraut, daß Du mich liebſt;
Sieh', eine Welt ging auf vor meiner Seele,
Und ſchöner'n Tag bringt nie das Leben mehr.
Noch geſtern hoffte thöricht ich auf heut,
Ich träumte kindiſch: „Eh' wir weiter zieh'n,
Tritt er zum Vater, legt ihm Alles dar,
Der ſteht erſtaunt und ſieht mich fragend an,
Und ich, von Glück und Wehmuth ganz verwirrt,
Ich ſinke weinend an des Vaters Bruſt,
Und Alles weiß er —"

Ludwig.

Holdes, liebes Kind!

Ingeborg.

Drum harrt' ich freudig, ob Du gleich uns fern.
Ich meinte, Jeder läſ' auf meiner Stirn
Mein heimlich Glück, ſo blieb ich im Gemach.
Der Vater und die Baſe merkten's kaum,
So ganz verſunken ſind ſie im Geſpräch.
Da hört' ich Deine Stimme: „Er iſt da!"
Ich kam herab und hielt den Athem an
Du ſprach'ſt ſo kühn, ſtolz pocht's in meiner Bruſt,
Da floß im Zorne über Deine Seele,
Und all' mein Glück zerſtob —

Ludwig.

O Ingeborg,
Wie zürn' ich meinem Zorn, da er Dich kränkt.

Ingeborg.

O schmähe nicht, was mich so stolz gemacht,
Du böser, lieber, thöricht kluger Mann.
Wie war Dein Leben heut' schon in Gefahr,
Wie stürmst Du fort in neuen Kampf und Drangsal,
Und jubelnd stehst Du da in all' der Noth,
Wo nimmst Du der die kühne Zuversicht?

Ludwig.

Die Lerche frage, wenn sie schmetternd steigt.
Kahl ist die Flur, es starrt in Eis ihr Nest,
Das Raubthier droht, rings Noth, Gefahr und Mangel.
Sie jubelt doch hoch in die Frühlingsluft,
Und Muth und Wonne tönt aus ihrem Schlag.
Fragst Du weshalb? Der Lenz ist da! — Sie liebt.

Ingeborg.

Sie liebt, das ist's, jetzt hab' ich es verstanden.
Ich hört' ein Märchen einst, wie sich's die Dirnen
Zu Nacht erzählen, spinnend um den Heerd,
Indeß der Kienspahn seine Lichter sprüht.

Ludwig.

Wie kommt Dir das?

Ingeborg.

Hör' nur: Die Königstochter
Lag tief im Schlummer, viele hundert Jahr',
Und Zauberschlaf deckt Alles um sie her.
Das Schloß zerfiel. Da lagen rings die Diener
In Schutt und Staub, und kahler Dorn, auf dem
Die Vögel stumm und traumend hingen, zog

Sich um den Ort. Nichts lebte, nur die Spinne
Wob Netz auf Netz um den gefeiten Raum.
Da kam des Wegs ein Jüngling singend her,
Im Wiederhall des Lieds erklang der Stein
Der stummen Burg. Die Dornen theilt sein Schwert,
Und Rosen quellen vor aus jeder Wunde,
Aus ihrem Duft weht neuer Lebenshauch,
Die Vögel rütteln sich, noch halb im Traum,
Und stimmen an ihr uralt Liebeslied.
Da rührt des Jünglings Hand die Königstochter,
Und sie erwacht, mit ihr die Diener all',
Und Alles lebt, klingt, blühet in der Runde.

Ludwig.

Wie tritt Dir's jetzt zu Sinn?

Ingeborg.

Schilt mich nicht, Lieber!
Als ich hier her ritt an des Vaters Seite,
Da hatte rings der Frühling sich geregt,
Der Schleedorn stand im weißen Blüthenschnee,
Veilchen und Priemel wuchsen auf am Pfad,
Die Lerche stieg, der Fink hub an sein Lied,
Die Fichte schüttelt' Winterthau vom Haupt
Und knarrt' und bog sich. An den Eichen quoll
Das braune Laub, und munter ließ die Birke
Die zarten Fähnlein flattern in dem Wind.
Da sann ich mir das Märlein nach und sprach:
„Der Alles weckt, die Rose an dem Dorn,
Der Vögel Lied, der Zaub'rer — ist der Lenz."

Ludwig.

Du sinnig' Herz, dem selbst des Märchens Trug
Zur Wahrheit wird —

Ingeborg.

Nein! — Beſſer weiß ich's jetzt.
Das thut der Lenz nicht, nein, das thut die Liebe.

Ludwig.

Du holdes Märchen ſelbſt! Ich denk' es anders:
Du Ingeborg, Du biſt das Königskind,
Der Jüngling ich, der Mißgunſt Spinnennetz
Trennt mich von Dir und dornverwachſ'ner Pfad.
Von meinem Schlachtruf klingt der ſtumme Stein,
Mein blitzend Schwert flammt in den Dornenhag,
Und ſo zu Glück und Glanz werd' ich Dich wecken.

Ingeborg.

Und immer Kampf!

(Sie ſinkt an ſeine Bruſt.)

Ludwig.

Die Liebe iſt ihr Preis!

Fünfte Scene.

(In dem Bogen des Hintergrundes kniet ſchon lange unbemerkt ein Pilger.) **Ludwig. Ingeborg. Pilger.**

Pilger.

Aus Kampf und Liebe baut ſich auf die Welt!

Ingeborg

(ſchreckt auf und eilt auf die andere Seite).

Wer rief hier?

Ludwig.

Ha, mein Retter! Wack'rer Mann,
Holſt Du den Dank?

Pilger.

Dich hab' ich nicht geſucht,
Und nicht den Dank verlang' ich, nur ein Obdach
Vor Sturm und Regen, wie jed' gaſtlich Dach
Dem Wanderer verheißt —

Ingeborg

(tritt ſchüchtern näher).

Setz' Dich zum Heerd;
Ich miſch' Dir Meth mit kräftigem Gewürz,
Nicht darfſt Du meinen Labetrunk verſchmäh'n.

(Sie tritt rechts an den Schenktiſch.)

Ludwig.

Weißt Du, wem Du das Leben haſt gerettet,
Und kennſt Du mich?

Pilger.

Ich kenn' Dich, Kaiſerſohn.
In Petri heil'ger Stadt ſtand Dir die Wiege,
Den Römer heißt man Dich —

(Setzt ſich an den Heerd.)

Ludwig.

Du haſt den Namen
Geleſen aus den Zügen. Sieh' in's Herz
Und lies, was es erfüllt.

Pilger.

Ein muth'ger Sinn,
Ein edles Streben und um ſtolzen Preis.

Ingeborg.

Wenn Dir verborg'ne Kunde offenbar,
Sieh' auch auf mich und gieb mir gute Mär.

Pilger.

Dir blüht die beſte Mär in Deinem Herzen.

Ludwig.

Die Zukunft rolle auf vor unſerm Blick.

Pilger.

Den Tag, der kommt, erforſcht kein Menſchengeiſt,
Doch in der Saat verborgen keimt die Erndte.
Herzog von Baiern, kannſt Du Weizen mäh'n,
Wo Diſteln ſäete Deines Bruders Hand?
Iſt Euer Stamm geſegnet in der Mark?
Liebt Euch Eu'r Volk? Du weckſt nicht Todte auf;
Das Elend, das geſchehn, iſt nicht zu heilen;
Nie mehr erblühen kann gewürgte Treu,
Und mit dem Schwert erkämpfſt Du nicht die Liebe.
Die Mark iſt hin, und Euer Werk iſt aus.

Ludwig.

Du haſt das Leben heute mir gerettet,
Dein Wort nimmt, was Du gabſt, und wir ſind quitt.

Pilger.

Dich warnen wollt' ich. Richten darf ich nicht.
Weſſ' Hand iſt rein, die Wage zu ergreifen,
Weſſ' Lippe ſo geſühnet im Gebet
Zum höchſten Spruch? — Uns Alle richtet Gott.
Bei uns die Schuld, in ſeiner Hand die Gnade.

Ludwig.

Wer biſt Du, Mann?

Pilger.

Ein wurzelloſer Baum,
Ein Runenſtein auf längſt geſchloſſ'ner Gruft,
Ein namenloſer Nachhall ferner Tage.
Ich habe keinen Theil an dieſer Zeit.

Ludwig.

Wer lebt, deſſ' iſt das Heute!

Pilger.

Was iſt Leben?
Der Boden für des Todes dunklen Keim,
Das „Heut" entrollt Dir, eh' Du es gekannt,
Und zeugt der Zukunft unerforſchte Stunde.

Ludwig
(für ſich).

Wie Windhauch über Gräber klingt ſein Wort
Und weht mich eiſig an.

Ingeborg
(tritt mit einem Krug herzu).

Nimm dieſen Trank!

Pilger.

Weſſ' iſt der Heerd, der gaſtlich mich empfängt?

Ingeborg.

Du biſt hier unter keinem ſchlechten Dach,
Wenngleich die Trauer wohnt in dieſen Hallen.
Der Wittib Markgraf Waldemar's gehört
Die Burg —

Pilger
(ſetzt den Krug ab, den er zum Munde führte).

Was ſagſt Du, Jungfrau?

Ingeborg.

Kann ein Name,
Ein vielgeehrter, alſo Dich erſchrecken?
Agnes von Brandenburg!

Pilger
(läßt den Krug fallen und greift nach dem Stabe).
Fort in die Nacht!
Nicht dieſe Schwelle durfte ich betreten.
(Er geht ſchnell ab.)

Ingeborg.
Was war das? All' Ihr Heil'gen ſteht uns bei!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Kreuzgang an der erzbischöflichen Burg zu Magdeburg. Hintergrund Pfeiler und Bogen, zwischen denen man in den Garten sieht. Zwischen den Bogen bis zu ihrer Lichtung Stufen zum Sitzen. Rechts im Hintergrunde niedrige Thür zur Halle des Pförtners, dort ein Heiligenbild mit kleiner brennender Lampe. In der Seitencouliſſe großes Thor mit Schiebfenſter, das in's Freie führt, daneben eine Glocke, deren Strang nach außen geht. Links breite Freitreppe mit Abſatz zur Wohnung des Erzbiſchofs, davor Thür zur Küche. Steinbänke rechts.)

Erſte Scene.

Ingeborg (ſitzt mit der Spindel links auf der Treppe). **Erzbiſchof** (und) **Mecklenburg** (kommen die Stufen vom Garten hernieder).

Mecklenburg.

So iſt's Euer letztes Wort? Ihr folgt mir nicht
Nach Spremberg, wie der Kaiſer uns berufen?

Erzbiſchof.

Ich bleibe fern dem Streit.

Mecklenburg.

Nicht zu dem Baiern,
Nicht zu dem Kaiſer offen wollt Ihr ſteh'n;

Wer in dem ſcharfen Kampfe der Partei'n
Zu Keinem hält, ſchürt nur die Zwietracht an,
Des Kampfes Ungunſt theilt er, nicht den Preis,
Wer keines Freund, der gilt als Feind bei Allen.

Erzbiſchof.

Eh' er entſcheidet, wägt der weiſe Mann.

Mecklenburg.

Den rechten Augenblick verpaßt das Zaudern,
Ihr habet Gaſtrecht freundlich uns gewährt;
Doch hieltet Ihr zurück mit Rath und Meinung —

Erzbiſchof.

Folgt mir in mein Gemach. Den Streit des Reichs,
Die Noth der Mark wird nicht ein Fürſtentag
Und nicht des Kaiſers ſchlaue Weisheit ſchlichten.
Kampf ſieh' ich weit hinaus im deutſchen Reich,
Zwietracht und Neid zerreißen ſeine Fürſten.
Wir werden nicht des Streites Ausgang ſchau'n,
Der durch Jahrhunderte noch weiter grollt.

Mecklenburg.

Nun um ſo mehr laßt die zuſammenſteh'n,
Die's redlich meinen, ſonder Eigennutz
Und ſonder Mißtrau'n —

Erzbiſchof.

Sprecht Ihr von der Welt?
Könnt Ihr den Erbfeind bannen alles Heil's,
Der wuchernd aufſchießt auch der beſten Abſicht?
Beneidet ward das Große allezeit,
Geſchmäht das Edle, Feindſchaft folgt dem Glück.

Mißtrau'n der Macht — darauf ſetzt Eure Rechnung,
Wollt die Geſchicke Ihr der Erde lenken.

(Sie ſind über die Treppe abgegangen.)

Zweite Scene.

Ingeborg. (Darauf) **Pförtner, Bettler** (und) **Pilger.**

Ingeborg
(ſingt).

Was brauſt durch die Flur und was ſtürmt durch den Hain?
Was grollen die Waſſer im Grunde?
Was fliegt durch die Wolken mit goldigem Schein?
Was rauſcht aus dem Wind uns für Kunde?
Laß weben durch Wald und durch Wogen,
Auf Fittich des Sturmes, da kam's über Nacht,
Die Erde, die todte, iſt wieder erwacht,
Und der Lenz, ja der Lenz kommt gezogen.

(Die Glocke wird ſcharf gezogen.)

Pförtner
(kommt aus der Klauſe).

Was für ein Lärm? Der Glocke reißt der Strang,
Mir die Geduld; was giebt's am frühen Morgen?

(Er geht an das Schiebfenſter, das er öffnet, und ſieht hinaus.)

Ingeborg
(ſingt).

Es glänzt um die Schläfe ihm ſonniges Licht,
Und er kämpfet mit mächtigem Ringen;
Die Blüthe erhebt ſich, die Knospe ſie bricht,
Und die Lüfte, die Lüfte erklingen.
Was willſt Du, mein Herz, noch verzagen?

Es kam ja der Frühling, der liebliche Held;
Es hat ja sein Arm in die blühende Welt
Uns die Liebe, die Liebe getragen.

(Pförtner hat das Thor geöffnet. Bettler, Weiber und Kinder, unter ihnen ein Pilger, drängen hinein.)

Pförtner.

Gesindel, ei, was ist das für Spektakel?
(Die Letzten zurückdrängend).
Jetzt ist's genug, das wird mir bald zu arg.
(Zu Ingeborg).
Seit in der Mark die Noth wächst in den Himmel,
Spukeßt Bettelvolk auch hier wie Disteln auf.
(Schließt das Thor.)
Was kommt Ihr schon? Noch ist's nicht Frühstückszeit.

Bettler.

So laßt uns warten.

Pfortner.

Meinethalb! Das hat
Nichts zu versäumen. Strolche, Galgenvögel,
Ihr Hungerleider sammt der Brut, nehmt Platz!
(Die Bettler gruppiren sich auf Bänken und Stufen rechts.)

Ingeborg.

Was scheltet Ihr die Armuth?

Pfortner.

Edles Fräulein,
Hier gehen Hoch und Niedrig ein und aus,
Und Jedem giebt der Pförtner seinen Titul.
Wollt' ich begrüßen die mit Reverenz,
Versalzt' ich ihnen ihre Bettelkost,

Doch bin ich grob, erſpart's den Dank, und ſchmeckt
Nur deſto beſſer. (Zu den Bettlern). Nicht?
(Zu Ingeborg).
Ich kenne das,
Schleppt' ſelber lang' genug den Bettelſack,
Bis ich hier dieſen Poſten mir erbettelt.
Und hat man ſich des Bettelns denn zu ſchämen?
Sind Bettler doch das ganze Menſchenvolk.
Ihr ſchaut den groben Kittel lächelnd an
Und denkt an die, die ſtolz in Seide prangen,
In Sammet und Gold. Ja, wartet's ab, was wird
Aus all' dem Plunder endlich? — Auch nur Lumpen.
Denn betteln, glaubt mir, thut die ganze Welt;
Der Bauer bei dem Adel, der bei'm Fürſten,
Die bei dem Kaiſer und dem Reich, und ſchließlich
Bei unſer'm Herrgott betteln all' zuſammen.
Wie der um Ruhm und Macht, und der um Gold,
So um der Stunde Speis und Trank die Kleinen,
Und Alle ſteigen doch nur nackt in's Grab.
(Diener kommt von rechts mit einer großen Schüſſel.)
Da kommt das Morgenbrod, ein ſchöner Brei.
(Er nimmt die Schüſſel und Brote und vertheilt an die Armen, die Näpfe entgegenſtrecken.)
So Du! — Jetzt Ihr! — Nicht unverſchämt, ſonſt
ſchlag' ich
Mit der verkehrten Kell' ihm über's Maul.
Sie wollen All' etwas!

Weib.
Für meine Kinder!

Pförtner.
Die kleine Brut frißt ärger, als die Alten.

Was ſteht denn Ihr von ferne, Pilgersmann?
Wollt Ihr denn nichts?

Pilger.

Was übrig bleibt.

Pförtner.

Dann wartet
Bis übermorgen, und Ihr ſeid verhungert.
Hier bleibt nichts übrig. Um die kahlen Knochen,
Da balgen ſich die Hündlein, und die Krumen
Pickt noch der Vogel auf — Gott mag es wiſſen,
Wie's kommt, daß hier die Maden nicht verhungern.
Wo kommt Ihr her?

Pilger.

Vom heil'gen Land!

Pförtner.

Ei ſeht,
Da bringt Ihr wohl ein ſchön Reliquienſtück,
Ein Späbnlein von des Heilands Kreuz, ein Fläſchchen
Mit Jordanwaſſer, wie's dem Kranken frommt?
Hab' einen Bruder, der ſeit Monden ſiecht.
Setzt Euch bei Seit', wenn die hinausgeworfen,
Find' ich ein Schüſſelchen wohl noch für Euch.

Pilger.

Nichts bracht' ich heim von dort, als meine Armuth.

Pförtner

(zu Ingeberg).

Solch' dummes Volk, wozu zieht das hinaus.
Da iſt jedweder Stein ein koſtbar Stück,
Zum wunderthät'gen lügt man's auf der Reiſe.

(Die Klocke wird gezogen.)

Schon wieder Zuſpruch? Hier iſt voll die Tafel,

Sie mögen zieh'n vor eine and're Thür —
(Hat das Fenſter geöffnet.)
Beritt'ne Leute!
(Zu den Bettlern).
Platz! Schiebt Euch zuſammen!
(Er öffnet die Pforte.)

Dritte Scene.

Ingeborg. Pförtner. Pilger. Die Bettler. Hans Specht (aus Rathenow). **Peter Buchow** (aus Cölln an der Spree). **Jörg Selbitz** (aus Berlin). **Nickel Bärmann** (aus Brandenburg).

Pförtner.
Woher des Wegs, und was iſt Euer Begehr?

Selbitz
(Mann gegen fünfzig, gewählt gekleidet mit affectirter vornehmer Manier).
Die Bürgerſchaft von Cölln an der Spree,
Von Rathenow, Berlin und Brandenburg
Entſendet uns, um dem hochwürd'gen Herrn
Erzbiſchof Otto ein Geſuch zu künden.

Pförtner.
Schon gut, hat jetzo fürſtlichen Beſuch,
Ich meld' Euch. (Zu Ingeborg). Sagt' ich's nicht?
Schon wieder Bettler.
Den erſten ſtopfte man das Maul mit Brei,
Für die bereit ſind höchſtens hohle Worte,
Das klingt gar ſchön, doch wie der Wind zerſtiebt's,
Da wäre mir am End' der Brei noch lieber.
(Ab nach links.)

Ingeborg.

Seid aus der Mark? Wie ſteht's bei Euch zu Land?

Buchow

(älterer Mann, ſchlicht).

Wenn's beſſer ſtünde, wären wir nicht hier,
Es iſt die Mark ein herrenloſes Land —

Ingeborg.

Iſt nicht der Baier Euer Herr und Markgraf?

Buchow.

Seit Jahren haben wir ihn nicht geſeh'n
Und können ſeiner Herrſchaft uns nicht rühmen.
Ihn traf des Reiches Bann, was kümmert's uns?
Hat er's gehindert, als in's Land uns fiel
Das Heidenvolk aus Polen und Maſovien?
Da ward geſengt, geplündert. Was der Mord
Verſchonte, trieben ſie gefangen fort,
Wie Heerden Viehs mit Geißelhieben. Rings
Brandſtätten blieben, wo einſt Dörfer blühten,
Obdach für Raubgeſindel. Was der Pole
Noch übrig ließ, das holte dann der Pommer,
Der zinſte Stadt und Land. Der Hunger zeugte
Die Peſt. Der Mangel trieb zu Raub und Mord.
Kurz, was des Menſchen Zunge Elend nennt,
Deſſ' Stätte war die Mark ſeit vielen Jahren.

Bärmann.

Wo blieb der Baier denn in unſrer Noth?
Iſt unſer Herr, wer uns nicht ſchützen kann?

Buchow.

Wir haben eh'dem beſſ're Zeit geſeh'n,
Noch kenn' ich ſie, die Tage Waldemar's,

Das war ein Herr, da blühte unſer Land,
Sein Schwert hielt eiſern Ordnung, Sitt' und Zucht,
In Schreck den Nachbarn und im Zaum das Land.
Zwiefach geſegnet ſei ſein Angedenken;
Als er verſchied, da waren wir verloren.

Bärmann

(Mann von dreißig Jahren).

Er iſt nicht todt, ich hab's Euch ſchon geſagt.

Selbitz.

Kommt Ihr uns wieder mit dem Weiberſchnack?
Hat man ihn eingeſargt nicht zu Chorin?

Bärmann.

Was weiß ich, wen ſie brachten in die Gruft.

Buchow.

Wahr iſt's, ſeit einem Jahr ſchon heißt's im Lande,
Der Markgraf ginge um —

Specht

(magerer Fünfziger).

Hu, ein Geſpenſt,
Ein Spuk am Kreuzweg, Nachts reckt er die Arme
Laut jammernd über ſein verheertes Land.
Ich weiß zu mehreren, die ihn geſeh'n
Und floh'n, als ſie ſein heulend Weh vernahmen.

Bärmann

Nein, kein Geſpenſt. Er iſt's mit Fleiſch und Bein.

Pförtner

(der die Treppe herabkam).

Erzählt uns das, gleich läßt der Herr Euch rufen.

Bärmann.

In Plaue hat man ihn geſeh'n, da ſteht
Ein ärmlich Häuslein, abſeit von der Straße.

Drin wohnt ein Mann, der eh'dem ihm gedient
Als Troßknecht. Jetzt zieht er im Land umher,
Bespricht das kranke Vieh, braut Salb' und Tränklein;
Ein vielerfahr'ner und wahrhaft'ger Mann.
Zu dem kam jüngst, jetzt sind's vielleicht drei Monde,
Durch Schnee und Sturm, gefroren und durchnäßt,
Ein Pilgersmann und bittet um ein Obdach.
Das Weib rückt ihm den Schemel an den Heerd
Und langt ein Krüglein nieder vom Gesims.
Der Mann hebt an von böser Zeit zu reden,
Wie's anders zu den Tagen Waldemar's,
Den er, wie er sich rühmt, gar wohl gekannt.
Zusammenschreckt der Pilgrim auf dem Schemel,
Die Frau springt zu, fragt ängstlich, was ihn anficht,
Und lüftet ihm den Hut. Grad' schürt der Mann,
Heißt Nickel Steß, das Feuer auf dem Heerd,
Und wie die Flamme aufschlägt, fällt der Schein
Dem Pilgrim in's Gesicht da schreit der Steß
Laut auf und ruft: — „Ihr Heil'gen, steht uns bei,
Der Markgraf Waldemar, so wahr ich lebe!"
Und sinkt in's Knie und küßt ihm Kleid und Hand,
Indeß das Weib in Unmacht fällt vor Schreck.
Der Pilgrim aber richtet hoch sich auf,
Greift Hut und Stab, und eh' sie sich's versieh'n,
Ist in die Nacht er ohne Spur verschwunden.

Specht.

Ein Spuk, ich sag's. Ward ihm zu kalt am Kreuzweg.

Buchow.

Im Havelland hat man ihn auch geseh'n
Am lichten Tag —

Selbitz.

Und wer hat ihn erkannt?

Bärmann.

'S iſt noch nicht dreißig Jahr', daß er verſchwand,
Und mancher lebt, der ſeiner ſich erinnert.

Buchow.

Und ſtünd' das einzig da in der Hiſtorie?
Von Mecklenburg Heinrich der Pilger war
Faſt auch ſo lang entfernt und kam zurück
Und herrſchte wieder zu des Landes Segen. —

Selbitz.

Ich glaub' nicht dran, die Noth ſinnt Vieles aus,
Je toller 's klingt, je lieber glaubt's der Pöbel;
Verſtänd'ge Leute hoffen nicht auf Wunder.

Buchow

(zum Pförtner).

Weil er ein gülden Kettlein trägt am Hals,
Dünkt er ſich klüger, als die andern Alle.

Specht.

Warum nicht könnt' es ſein? Schon eher, ſagt man,
Stand wieder auf, den man für todt gehalten.

Selbitz.

Am zweiten Tag, doch nicht nach dreißig Jahren.

Specht.

Vielleicht hat man ihn wohl einbalſamirt,
Und das erhält die Leiche wie am Leben.

Pförtner.

Den laßt Eur' Sach' nur führen vor dem Herrn,
Die Dummheit wird am Schwerſten abgewieſen!

Buchow.

Ich glaube dem Gerücht!

Bärmann.

Gewiß! Er lebt.

Selbitz.

Ihr seid nicht klug —

Specht.

Mir grauselt! Hört, Gevatter,
Ich schlaf' allein heut Nacht nicht in der Herberg'.

Ingeborg.

Wollt Ihr auf Wunder hoffen, lieben Leute?

Buchow.

Ja, da ein Wunder nun uns retten kann.

Pilgrim

(der in heftiger Bewegung zuhörte, von Allen unbeachtet, richtet sich unter den Bettlern hoch auf).

Ich sag's Euch: Markgraf Waldemar ist todt,
Und seine Zeiten kehren niemals wieder.

Buchow.

Wer ist der Mann?

Pförtner.

Sperrst auch den Schnabel auf,
Du blöder Vogel? Laßt ihn, er ist toll.
Wer hungert und nicht zulangt, ist von Sinnen.

Diener

(auf der Treppe).

Ihr Bürger aus der Mark.

Selbitz.

Kommt, kommt, man ruft uns.

Bärmann.

Laßt mich den Mann erſt fragen.

Selbitz.

Narretei,
Ihr habt den Kopf ſchon übervoll von Schnurren.

Specht.

Mir fuhr's durch alle Glieder, als er losbrach.
Jetzt iſt er ſtill.

Bärmann

(zum Pilger tretend).

Ein Wort! — Er hört mich nicht.

Selbitz

(auf der Treppe)

Schnell, laßt nicht warten den hochwürd'gen Herrn!

Bärmann

(folgt langſam den Andern).

Mir ging der Stimme Klang durch Mark und Bein.

(Die vier Bürger gehen auf der Treppe links ab.)

Ingeborg

(iſt bei den Worten des Pilgers aufmerkſam geworden und die Treppe herunter gekommen, für ſich).

Es iſt der Pilgrim, der Ludwig gerettet,
Der auf der Burg ſo plötzlich uns entſchwand,
Mir grauſt vor ihm, und dennoch zieht's mich hin.

Pförtner

(zu den Bettlern).

Nun ſeid Ihr ſatt vom Brei und Spukgeſchichten.
Da, Büblein, leck' die Schüſſel rein.
Jetzt packt Euch.
Das Brod nehmt mit und ſchlagt Euch draußen drum.

(Die Bettler ſtehen auf. Pförtner öffnet das Thor.)

Nun, Pilgersmann, verging Dir Seh'n und Hören?
Das Thor sperrt auch für Dich den Rachen auf!

(Bettler ab.)

Ingeborg

Er ist sein Retter! So red' ich ihn an,
Laß, Bruder Pförtner, weilen diesen Greis.

(Pförtner schließt das Thor.)

Pförtner.

'S ist wunderliches Wesen in dem Mann,
Bleibt meinethalb, was geht's mich an am Ende.

(Ab die Treppe hinauf.)

Ingeborg.

Kennst Du mich noch?

Pilger.

Wohl, Jungfrau, kenn' ich Dich.

Ingeborg.

Schon einmal hast die Labe Du verschmäht,
Die ich Dir bot —

Pilger.

Schweig' mir von jener Nacht.

Ingeborg.

Nimm heut den Becher Weins, daß er Dich stärkt.

Pilger.

Was stärken kann, kommt nur allein von Gott.

Ingeborg.

Und ist der Wein nicht eine Gottesgabe?
Ich bring' Dir einen Becher, harre mein.

(Ab nach links.)

Pilger
(allein).

(Ein Schrei der Noth tönt durch die weite Mark.
Weshalb hast Du, o Gott, die ganze Fülle

Des Elends auf die Heimath ausgeſtreut?
Um weſſen Schuld? Ich kann's, ich kann's nicht faſſen,
Denn unerforſchlich iſt Dein ew'ger Rath;
Doch dieſer Hülferuf aus tiefſter Noth
Gellt mir erſchütternd durch die müde Seele,
Und dieſes ſelbe Land, es war erblüht
In Deinem Gnadenblick — und das, das weiß ich:
Ob auch nur Diſteln heute trägt das Feld;
Unfruchtbar Moor ſich ſtreckt durch dürre Haide;
Ob's auch nicht Schätze birgt in ſeinem Schooß,
Und üppig nicht der Sonne Gluth es küßt;
Ob Schmach es drückt — es iſt ein gutes Land;
Und wenn Dein Segen ruht auf ſeinem Fleiß,
Entſprießen reiche Kräfte ſeinem Grund,
Und die jetzt öde liegen, menſchenleer,
Volkreich erbauen Dörfer ſich und Städte.
In Hader liegt das Volk. Es zieht der Raub,
Des Mangels heillos Kind, auf allen Straßen,
Die zu des Wandrers Sicherheit gebahnt.
Der Mord erſchien an friedgeweihtem Ort,
Gelockert iſt die Sitte und das Recht,
Und doch, ich weiß, es iſt ein gutes Volk,
Treu, ſchlicht, im Unglück ſtark und unverzagt,
Gewillt, im Schweiß des Angeſichts zu ackern,
Genügſam ſich der Erndte zu erfreu'n;
Und wenn von ihm Du wendeſt Deinen Zorn,
So wird es ſtark vor Deinen Völkern allen.
Und dieſes Land willſt Du in Deinem Rath
Zerreißen und zertreten dieſes Volk?
Ich glaub' es nicht, und hoffend blick' ich auf,
Sein Retter kommt, und Du, Du wirſt ihn ſenden.

Was zuckt mir plötzlich durch den wirren Sinn?
Nein, nein, das ist unmöglich, nein, ich weiß.
Ich bin ein Staub, ein wesenloser Hauch,
Ein Schatten nur aus längst verrauschter Zeit,
Nicht hab' ich Theil am heutigen Geschlecht.
Und doch, zu klein ist nichts in Deiner Hand.
Du hast der schwachen Taube einst das Reis
Des Friedens anvertraut für Deine Welt,
Den dürren Stamm kannst wecken Du zum Leben
Und grünen lassen zu der Gnade Werk.
Weh' mir, wie stürz' ich plötzlich in die Wogen
Der Zweifel wieder. Wirbelnd reißt's mich fort.
Hab' ich nicht recht verstanden Dein Gebot,
Und führte in die Irre mich mein Pfad?
Ist das das Ende meiner Pilgerreise?
Ich ringe wund die Hände im Gebet,
Gieb mir ein Licht in dieser Zweifel-Nacht.
Du siehst mein Herz, vor Dir liegt's offen da,
Ich hab' es rein gebadet in der Buße.
Du weißt, mich lockt nicht Eitelkeit der Welt.
Nicht Glanz und Herrschsucht sind es, die mich blenden.
Mich schreckt nicht Armuth, die ich langst ertrug,
Und bettelnd wollt' ich zieh'n bis an das Grab.
Doch rufst Du mich zu meiner Heimath Heil,
Hast Du zu Deinem Werkzeug mich ersehn,
Herr Gott, hier lieg' ich Deines Ruf's gewärtig!

(Die Bürger kommen die Treppe herunter, Pförtner folgt.)

Buchow.

Jetzt ist's vorbei, und Alles ist verloren.

Pförtner.

Ich hab's gedacht. Erzählt, wie ging es aus?

Bärmann.

Der Erzbiſchof zwar hört' uns ruhig an —

Selbitz.

Ein fürnehm Weſen —

Bärmann.

Sagt nicht ja, nicht nein,
Allein der Mecklenburger ſprach es aus.

Buchow.

Das iſt ein offner und aufricht'ger Herr.

Specht.

Ich hab's nicht wohl verſtanden, was er meint,
Erklärt's, Gevatter.

Buchow.

Alſo iſt's beſchloſſen,
Und alſo iſt der Kaiſer auch gewillt.
Sie theilen unſer Land. Die Mark iſt hin.
Jetzt iſt's vorbei, wir haben keine Heimath.

Pilger

(richtet ſich hoch auf).

Das ſoll nicht ſein, denn das kann Gott nicht wollen.

Ingeborg

(erſcheint links mit einem Becher).

Bärmann.

Jetzt ſchick' Dein Wunder, Himmel. Jetzt iſt's Zeit,
Jetzt Waldemar, jetzt Retter, wenn Du lebſt,
So tritt hervor, Dein Vaterland zu retten.

Ingeborg

(tritt zum Pilger).

Wie flammt ſein Blick! Wie aufrecht ſteht er da!
Hier, frommer Greis, hier trinke!

Pilger.

Wein? Seit Jahren
Hat Waſſer nur die Lippen mir genetzt,
Den Becher leer' ich auf das Wohl der Mark,
Daß ſich der Himmel ihrer Noth erbarme. (Er trinkt.)

Bärmann.

Gott ſegne Euch den Trank und uns den Wunſch.

Pilger

(zu Ingeborg, der er den Becher zurückreicht, in den er etwas Schweres fallen ließ).

Zum Erzbiſchof den Becher! Schaue nicht
Auf ſeinen Grund. Als Boten ſchickt Dich Gott.
In reine Hände legt er ſein Geheimniß.
(Er ſinkt zum Gebet zuſammen.)

Ingeborg

(nahm den Becher und trat zurück).

Es ſchauert mich, als rauſche ein Geſchick,
Die Erde wandelnd, über unſerm Haupt,
Und willenlos gehorchen muß ich ihm.
(Ab auf der Treppe.)

Buchow.

Laßt uns nicht raſten hier, ſchnürt Eure Bündel,
Geſenkten Hauptes zieh'n wir wieder heim.

Specht.

Mir grauſt, kommt fort.

Bärmann.

Die letzte Hoffnung brach.

Selbitz.

Hofft doch auf Euren todten Waldemar.

Bärmann.

Nicht treibe Spott mit eines Volkes Hoffnung,

Das, wenn es keinen Weg zur Rettung sieht,
Sich hängt an eines Wunders Glorienschein.

Buchow.

Kommt, Freunde, hier auf dieser Schwelle winkt
Kein Trost für uns. (Sie gehen nach rechts.)

Pförtner
(öffnet das Thor).

Nun denn, Glück auf die Reise.

Pilger
(richtet sich auf).

Halt, ruf' ich Euch, Ihr Bürger aus der Mark!
Auf Wunder hofft Ihr, harrt denn auf das Zeichen,
Und nicht kleingläubig wendet Euren Schritt,
Denn Gott hat Euren Hülferuf vernommen.

Buchow.

Wo giebt's noch Wunder?

Barmann.

Rede, wenn Du kannst,
Doch täusche nicht, die schon so tief gekränkt.

Pilger.

Glaubt mir, ein Andrer wird jetzt zu Euch sprechen.

Vierte Scene.

Vorige. Der Erzbischof. Mecklenburg. Ingeborg (und Gefolge auf der Treppe).

Erzbischof.

Verweilt, Ihr Boten aus der Mark!

Buchow.

Wozu?

Habt Ihr, hochwürd'ger Herr, noch Rath für uns,
Für uns, die eben Ihr zurückgewiesen?

Erzbischof.

Wer leerte diesen Becher?

Pförtner

(auf den Pilger zeigend).

Jener Mann!

Erzbischof.

Pilgrim, warfst Du den Ring in diesen Becher?

Pilger.

Ich that's!

Erzbischof.

Er zeigt den Namen und das Wappen
Markgrafen Waldemar's von Brandenburg!
(Große Bewegung unter den Bürgern.) (Zu den Bürgern).
Kennt Ihr den Ring?

Buchow

(ist die Stufen hinaufgestiegen).

Bei Gott, ich kenne ihn.
So steht sein Abdruck unter unsrer Urkund',
Die Anno 17 er der Stadt verlieh'n,
Verschwunden war der Ring, so hört' ich sagen,
Und Niemand fand ihn, als der Herr verschied.

Erzbischof.

Woher ward Dir das Kleinod? Hast Du Kunde
Von Waldemar?

Pilger.

So hab' ich.

Erzbischof.

Willst Du reden?

Und ſchließt ein Eid nicht Deine Lippen zu,
So ſprich!

Pilger.

Ich will's.

Erzbiſchof.

Ruht tot er in der Gruft?
Lebt er, wie das Gerücht von ihm erzählt?
Das künde uns vor Gott und dieſen Zeugen.

Pilger.

Er lebt und kommt, ſein Vaterland zu retten!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Halle in der Erzbischöflichen Burg zu Magdeburg. Im Hintergrunde offener, gewölbter Bogen, der auf eine Gallerie führt, durch Vorhänge zu schließen. Die Gallerie ist um einige Stufen erhöht. Rechts eine Seitenthür in der letzten Coulisse. Links im Vordergrund ein Schenktisch mit Weinkannen und Bechern, darum Sessel.)

(Am Schenktisch) **Rudolf von Wittenberg,** (ein kräftiger Mann von 50 Jahren). **Albrecht von Anhalt,** (30er, dick, phlegmatisch). **Waldemar von Anhalt,** (jung, schlank, steht hinter seinem Stuhl, auf die Lehne gebeugt, zwischen ihnen). (Im Hintergrunde) **der Pförtner.**

Pförtner
(hinausrufend).

He! Frischen Wein!

Rudolf.

So recht! Von dem Tokaier!
(Zu den Fürsten).
Der ist hier klar, sonst nichts.

Waldemar v. Anhalt.

Unglaublich klingt's.
Verschwunden und begraben dreißig Jahr
Und kommt zurück.

Albrecht
(trinkt).
Es iſt ein eigner Fall.

Rudolf.
Glaubt Ihr denn, Vettern, an das Ammenmärchen?

Albrecht.
Ich will mir nicht den Kopf damit zerbrechen,
Glaubt Ihr's, ſo glaub' ich's auch.
(Diener kommen, ſchenken ein während des Folgenden und geben ab.)

Waldemar v. A.
He! Bruder Pförtner!

Pförtner
(kommt).
Erlauchter Herr?

Waldemar v. A.
Du biſt ein Pfiffikus,
Was hältſt Du von dem Ding?

Pförtner.
Was, Ihr verlangt?

Waldemar v. A.
Nun, Deine offn'e Meinung. Iſt der Mann
Der echte Waldemar? Du zauderſt?

Pförtner.
Echt?
Was iſt denn echt in dieſer Menſchenwelt?
Ich pochte bettelnd wohl an manches Thor,
Sah in manch' Haus! — Da ſchwindet aller Schein.
Denn vor dem Bettler putzt ſich Keiner auf,
Nackt zeigt ſich ihm die Wahrheit. — Nichts iſt echt.
Nicht Tugend, Menſchenliebe, Demuth, Glück,

Nicht Frieden an dem Heerd und in der Eh',
Nicht Gottesfurcht, und wie Ihr's prahlend nennt,
Denn nichts hält Stich, kommt's richtige Geschick.
Der Teufel Selbstsucht fährt in all' das Gleißen,
Und krach, in Scherben bricht der ganze Kram.

Waldemar v. A.

Du weichst uns aus.

Pförtner.

Steh' ich Euch denn nicht Rede?

Waldemar v. A.

Meint Du, es sei der wahre Fürst der Mark?

Pförtner.

Nehmt ihn dafür, so ist er's. Nützt Euch Gold,
Verscharrt im Boden, mehr als Heckerling?
Doch zahlt für Kupfer man Euch Goldes Werth,
Ist's Euch nicht Gold? Man ist, für was man gilt.
Als er an unsrer Schwelle bettelnd lag,
Hätt' ihn ein Fürst gezeugt, war er ein Bettler.
Umkleidet ihn mit Fürstenglanz und Macht,
So ist er Fürst! — Da habt Ihr meine Meinung.
(Geht wieder zum Hintergrunde.)

Albrecht.

Jetzt wißt Ihr's ganz genau!

Rudolf.

Schlau ist's ersonnen.
Verlehnt vom Reiche war einmal der Baier,
Und nicht bestreiten kann man ihm sein Recht.
Da läßt man nun die Todten wieder kommen,
Der Baier ist gezwellt

Waldemar v. A.

Habt Ihr nicht, Vetter,
Markgrafen Waldemar gekannt?

Rudolf.

Gewiß!
Ich war zu Roſtock mit auf dem Turnei,
Mit welchem er ſein Hochzeitsfeſt beging.
Mir wuchs der erſte Flaumen um das Kinn;
Dort ſah ich ihn —

Albrecht.

Nun, das iſt lange her;
Da ſollt Ihr jetzt noch ſchwören, ob's derſelbe.

Rudolf.

Laßt mich nur machen, ich bring's Euch an's Licht.

Waldemar v. A.

Der Erzbiſchof.

Zweite Scene.

Vorige. Erzbiſchof (kommt mit) **Pater Euſebius**, (ſeinem Geheimſchreiber, die Gallerie herunter).

Erzbiſchof.

Die Märker müſſen warten,
Bis daß die Fürſten hier ihr Wort geſprochen.

Euſebius.

Der Zuzug mehrt ſich ſtündlich.

Erzbiſchof.

Deſto beſſer.

Pförtner
(tritt heran).

Zum Ueberlaufen voll iſt ſchon die Herberg'
Am alten Markt, jetzt unter freiem Himmel
Sind ſie gelagert. Kommt zu Markt der Bauer,
So nehmen ſie ihm ab Gemüſ' und Vieh
Und zahlen baar — mit flachen Klingenhieben.
Der Bürger legt ſich drein. Am breiten Weg,
Ich ſelber ſah es, ſind ſie an einander.
Da geht's nicht ſauber her, hochwürd'ger Herr;
Wen's trifft, der hat den Schlag. — Ich ging bei Seite.

Euſebius.

Zeigt er ſich nicht, ſo ſtürmt man noch die Burg.

Erzbiſchof.

Die Ungeduld muß ihren Glauben reizen,
Wo Viel' zuſammenſteh'n, laßt unſ're Leute
Dazwiſchentreten und erzählen —

Pförtner.

Was?

Erzbiſchof.

Was ihnen einfällt. Nur recht wunderſam
Und abentheuerlich, das reizt die Menge.

Pförtner.

Gebt Acht! Am Ende glauben ſie uns gar nichts mehr.

Waldemar v. A.
(zu den Fürſten).

Was hat er mit den Beiden nur zu flüſtern?

Erzbiſchof.

Geht!

(Euſebius und Pförtner ab.)

(Zu den Fürsten).

Seid gegrüßt! Ich hoff', es fehlt an nichts.
He! Frischen Wein!

Rudolf.

Nichts fehlt hier, als der Markgraf.
Rückt endlich vor mit Eurem Kleidersteck,
Seit Wochen habt Ihr dran herumgeputzt;
Ist Euer Staatsmatz noch nicht abgerichtet?

Erzbischof.

Herzog von Wittenberg, Eu'r Wort ist thöricht.
Wollt Ihr entscheiden schon, eh' Ihr geprüft?
Mit wundersamen Zeichen ausgestattet,
Mit Wissenschaft und mit glaubwürd'ger Rede
Stellt sich ein Mann und nennt sich Waldemar.
Hab' ich entschieden selber, ob er's sei?
Euch rief ich her, und Ihr sollt jetzt entscheiden.

Rudolf.

So zeigt ihn uns!

Erzbischof.

Albrecht von Mecklenburg
Muß stündlich wiederkehren von dem Kaiser;
Wie der gesonnen ist in dieser Sache,
Laßt uns erst hören, eh' wir selber sprechen.

Waldemar v. A.

Doch Eure Meinung legt uns dar.

Erzbischof.

Was thut mir's,
Ob's Waldemar, ob nicht? Ich blieb dem Streit
Des Reiches fern und will es fürder bleiben.
Doch den Askaniern blüht ein neues Recht,

Wenn jener Mann der echte Waldemar,
Und unvermuthet wie vom Himmel fällt,
Was längst verloren, glänzend auf den Stamm.
Auf's Neu belehnt dann seid Ihr mit der Mark.

Albrecht.

Da hat er Recht —

Waldemar v. A.

Wär' er der Waldemar,
Würd' ich der nächste sein zur Succession.
Erkennt der Kaiser ihn, mir ist es recht,
Thu' ich desgleichen auch.

Rudolf

(beide zum Erzbischof).

Wollt Ihr vermitteln,
Daß er die Lausitz mir verleiht, an die
Ich lang' ein Recht will ich ihn auch erkennen.

Erzbischof.

Feilscht mit ihm selbst, wenn er dazu gewillt.

Rudolf.

Schon um des Baiern wegen möcht' ich's thun.

(Albrecht von Mecklenburg tritt auf in der Galerie.)

Erzbischof.

Ha! endlich!

Dritte Scene.

Vorige. Herzog von Mecklenburg.

Mecklenburg.

Seid gegrüßt, hochwürd'ger Herr,
Vettern von Anhalt und von Wittenberg.

Rudolf.

Ihr kommt vom Kaiſer, ſprecht!

Mecklenburg.

Ich legt ihm dar,
Was das Gerücht von Waldemar erzählt,
Wie hier ein Mann ſich ſtellte, welcher fürgiebt,
Er ſei's, er ſelbſt, der todte Waldemar,
Wie manche Zeichen träfen. —

Waldemar v. A.

Und der Kaiſer?

Mecklenburg.

Hört ſchweigend zu, kein Zug in ſeinem Antlitz
Verrieth die Meinung —

Rudolf.

Ihm wär's ſchon gelegen,
Er haßt den Baiern, deſſen Recht er bricht.

Mecklenburg.

Die anderen Fürſten riefen dies und das,
Doch keiner mochte trauen dem Gerücht,
Bis ſo der Kaiſer ſich vernehmen ließ:
„Unglaublich klingt's, doch ſcheint's unmöglich nicht,
„Und meines Ausſchlags werd' ich mich enthalten.
„Verſammelt ſind die anhaltin'ſchen Fürſten;
„So zieht denn hin, Euch geb' ich meine Vollmacht,
„Prüft und entſcheidet. Sagt Ihr: „Er iſt echt!"
„Setz' ich ihn wieder ein in ſeine Lande,
„Wo nicht, den Strang.

Rudolf.

Das ſieht dem Böhmen gleich.
Auf unſ're Schultern wälzt er die Entſcheidung
Und die Verantwortung —

Waldemar v. A.

Ei, deſto beſſer,
Wir haben's in der Hand. Denkt Ihr, wie ich,
Entſcheiden wir, der Mann iſt Waldemar —

Rudolf.

Laßt mir die Lauſitz, und ich thu' desgleichen.

Albrecht.

Ich thu', wie Ihr, nur nicht ein lang' Beſinnen.

Waldemar v. A.

So laßt ihn kommen, einig wären wir.

Mecklenburg.

Halt! Nicht ſo ſchnell, Gewißheit muß ich haben,
Iſt er der Waldemar, ſteh' ich zu ihm
Mit Leib und Seele für ſein heilig Recht,
Doch dem Betruge nie leih' ich die Hand.
Das iſt mein letztes Wort!

Erzbiſchof.

Bedenkt es, Herzog.
So leicht nicht ſcheidet ſich das „Ja" und „Nein",
Und was ihm folgt, das muß man auch erwägen.

Mecklenburg.

Gebt mir Gewißheit, und ich bin gewonnen.

Erzbiſchof.

Auf unſern Ausſpruch harrt das märk'ſche Volk
Als ſeine letzte Hoffnung in der Noth.
Das Reich ſieht jetzt auf uns. Krieg oder Frieden
Folgt unſerm Wort. Unlösbar ſchien das Wirrſal,
Da ſchickt der Himmel leuchtend einen Blitz,

Und daß er zünde, liegt in unirer Hand.
Die Stund' iſt da. Wer kommt?

Mecklenburg.

Markgräfin Agnes.

Vierte Scene.

Vorige. Agnes von Brandenburg. Ulrich von Lindow.

Erzbiſchof
(für ſich).

Die fehlte uns. Was führt das Weib hierher?
(Laut).
Was ſteht, erlauchte Frau, zu Eurem Dienſt?

Agnes.

Euch überraſcht mein Kommen? Nun, ich meine,
An Unverhofftes wär't Ihr jetzt gewöhnt,
Und wenn die Todten herbergt Eure Burg,
Steht wohl dem Leben auch der Zutritt offen.

Erzbiſchof.

Wollt Ihr uns darthun, was Euch hergeführt?

Agnes.

Ich ſeh' mich ſtaunend um in Eurem Kreis,
Da iſt der Vetter Albrecht, Herzog Rudolf,
Albrecht und Waldemar von Anhalt. Ei,
Fürſtliche Herren und ehrenwerthe Männer.
Doch mein' ich Alle die ſind noch am Leben,
Und Keiner iſt hier, der im Grabe lag.
Wo habt Ihr ihn? — Nicht ſprech' ich aus den Namen,
Um nicht ſein Angedenken zu entweih'n —
Wo habt Ihr ihn, den Ihr in's Leben rieft,
Nachdem faſt dreißig Jahr die Gruft ihn barg.
Ward Euch die Macht, die Todten zu erwecken,

Greift Ihr vermeſſen in das Wunderreich
Und ſpielt mit Gottes ewigem Geſetz?
Ich ſag' es Euch, ſein Zorn wird Euch zerſchmettern.

Erzbiſchof.

Ihr wollt mich treffen, und in blinder Wut
Greift Ihr zu früh in Eures Grelles Köcher.
Wo iſt hier Waldemar? Verſammelt ſind
Die Fürſten in dem Auftrag Kaiſer Carl's,
In prüfen ernſt und auf ihr fürſtlich Wort
Den Anſpruch, der, ſo wunderbar er klingt,
In zu ehrwürd'gem Namen war erhoben,
Im Namen Eures Gatten Waldemar's
(Agnes zuckt zuſammen.)
Von Brandenburg, — um ungeprüft zu richten.
Ihr ſchmäht nicht mich, Ihr ſchmäht die Fürſten all',
Schmäht ihr Gericht, noch eh' ihr Spruch gefallen,
Sinnlos und thöricht nenn' ich ſolches Thun.

Mecklenburg.

Harrt erſt des Ausgangs, Baſe.

Ulrich.

Hohe Frau,
Ich warnt' Euch vor der Reiſe, folgt mir jetzt,
Hier iſt nicht Euer Platz.

Agnes.

Ulrich von Lindow,
Mein Platz iſt überall, wo's gilt zu hindern,
Daß Schmach gewälzt wird auf des Gatten Namen.
Ihr war't ſein Freund, der meine ſeid Ihr noch,
Ihr wißt's, an Sorgen reich war meine Ehe,
So kurze Friſt der Himmel ihr verlieh.
Der erſten Jahre gold'nen Seligkeit

Folgt' kalter Zwieſpalt, den ich nie verſtand,
Und tauchte mir in Groll das wunde Herz.
Er ſtarb. Der Trennung Weh lernt' ich ertragen,
Der Zwieſpalt brennt mir ewig auf der Seele;
Doch wär' ich werth den Namen noch zu tragen
Des Helden, in dem Wittwenſter zu geh'n,
Der ewig trauert um des Edlen Tod,
Wollt' [illegible] dulden, daß man ihm im Grab'
Den Namen ſtiehlt, den Ruhm, den Fürſtenmantel
Von der geweih'ten Schulter niederreißt?

Waldemar v. A.

Und wenn nun wahr, was das Gerücht erzählt,
Wenn er noch lebt? — —

Agnes.

Erlauchte Herren und Fürſten,
Ich ſah ihn liegen todt auf ſeiner Bahre;
Ich hab' die Lippen, die jetzt zu Euch ſprechen,
Auf ſeine kalte Heldenhand gedrückt;
Ich ſah den Sarg, der ſeine Hülle barg,
Verſenken zu den Ahnen in Cherin.
Unmöglich iſt's, daß man mich täuſchen kann,
Fragt dieſen Mann, ob ich ein wahrhaft Weib,
Seht Jenen, (auf den Erzbiſchof deutend)
lächelnd mit verwirrtem Antlitz,
Und dann entſcheidet, wo die Lüge iſt;
Denn Einer von uns Beiden nur iſt wahr.

Mecklenburg.

Faßt Euch!

Agnes.

Nein, Alles muß jetzt von der Seele,
Schmach Euch, Ihr Fürſten, daß man nur gewagt

Euch zuzumuthen dieſes falſche Spiel.
Ihr ſeid gekürt, die fürſtliche Gewalt,
Ihr Anſeh'n und ihr heilig Recht zu ſchützen,
Und wollt es dulden, daß zum Spott der Menge
Als Mummenſchanz man in den Staub ſie reißt.
Das dürft Ihr nicht. Betrügen will man Euch,
Ich aber, warnend tret' ich vor Euch hin.
Wenn fürſtlich Blut durch Eure Adern rollt,
So kehrt dem Gaukelſpiele ſtolz den Rücken.

Waldemar v. A.

Zu prüfen erſt heißt uns der eigne Vortheil.

Agnes.

So zwingt Ihr mich, das Letzte auszuſprechen.
Euch treibt der Eigennutz, der Haß, die Mißgunſt,
Ihr wollt getäuſcht ſein, um dann ſelbſt zu täuſchen.
Betrogen nannt' ich Euch, ich ſeh' es wohl,
Das ſeid Ihr nicht — Ihr ſelbſt ſeid die Betrüger.

Waldemar v. A.

Das iſt zu viel.

Rudolf.

Nicht länger darf man's dulden.

(Sie drängen auf Agnes ein.)

Ulrich.

Wer rühret ſie an?

(Zieht das Schwert.)

Hier ſteh' ich, ſie zu ſchützen.

Mecklenburg

Die Schwerter fort. Bedenkt, ſie iſt ein Weib,
Ein ſchmerzbelad'nes, und der Schmerz iſt heilig.

Agnes.

Denkt Ihr, ich fürchte Eures Schwertes Blitz?
Stoßt zu, mein Blut wird zeugen wider Euch,
Und rufen wird man's durch das ganze Land:
Sie mordeten, die ihren Trutz gehindert.
Sprecht Euer Wort, und wie's auch fallen mag,
Ob auch die Mark ihm zujauchzt, ob der Kaiser
Sein Siegel prägt auf die verruchte Lüge,
Ich ruf' es doch, trotz Kaiser, Fürsten, Volk:
Der Markgraf Waldemar ist todt, ist todt,
Und Euch zum Spott und Schande wird Eu'r Wort,
Und mir, ich weiß es, mir, mir wird man glauben.
(Sie geht ab.)

Erzbischof.

Graf Ulrich von Ruppin, wie konntet Ihr
Die Rasende in unsre Mitte führen?

Ulrich.

Nicht war's mein Wille, doch ihr Wort vertret' ich,
Und ich auch niemals dulde den Betrug.
(Folgt Agnes.)

Fünfte Scene.

Erzbischof. Mecklenburg. Rudolf. Waldemar v. Anhalt. Albrecht. (Darauf) **Pförtner** (und) **Eusebius.**

Rudolf.

Denkt Ihr, wie ich, so ziehen still wir heim,
Eh' zum Gespött der Menge wir uns machen.

Albrecht.

Mir war's schon lange leid —

Waldemar v. A.

Gefährlich war
Und schlau der Plan, doch jetzt ist er unmöglich.
(Eusebius und Pfortner kommen.)

Pfortner

(leise zum Erzbischof).

Die Märker brechen auf. Die Klügern murren,
Daß man sie hin hält hier mit Märchenkram.

Erzbischof.

Hat Alles sich denn wider uns verschworen?

Eusebius.

Hochwürd'ger Herr, Ihr habt zu lang' gezaudert.
(Die Fürsten, außer Mecklenburg, nehmen Hut und Handschuhe.)

Rudolf.

Die Rotte heimlich schickt zur Zukenburg;
Wir geh'n zu Fuß, das Aufsehn zu vermeiden.

Erzbischof.

So brecht Ihr auf?

Albrecht.

Was sollen wir noch hier?

Mecklenburg.

Halt, Vettern, halt! So ist nicht meine Meinung.
Des Kaisers Auftrag ziemt uns zu vollzieh'n!
Er harrt auf unsern Spruch —

Erzbischof.

Es harrt das Volk.

Rudolf.

Macht's ab für Euch, hab' nichts damit zu schaffen.
(Zusammen.)

Waldemar v. A.

Wir wissen jetzt, was wir davon zu halten.

Mecklenburg.

Sprecht Euren Spruch, doch hört erst —

Rudolf.

Meinetwegen,
Mir sei's 'ne Kurzweil. Bringt den Mann zur Stelle.

Erzbischof

(zu Eusebius).

Ihr setzt das Actum auf, wie sich's gebührt,
Daß unterschrieben wird und untersiegelt,
Was hier verhandelt ward.

(Zum Pförtner).

Ruft jetzt den Mann,
Der Waldemar von Brandenburg sich nennt.

(Pförtner rechts ab.)

(Zu den Dienern).

Den Schenktisch fort, die Thüren schließt, dahin
Dem Sekretario einen Tisch. — Ihr Herren,
Nehmt Platz!

Albrecht.

Macht's nur nicht lang', hochwürd'ger Herr.

Rudolf.

Wozu so feierlich die Narretei?

Mecklenburg.

Wir stehen hier im Namen unsres Kaisers.

(Die Fürsten setzen sich links im Halbkreis, der vorderste Stuhl bleibt leer für den Erzbischof. Dann kommt Rudolf von Wittenberg, dann Mecklenburg, dann Albrecht von Anhalt. Waldemar von Anhalt läßt seinen Stuhl leer und stellt sich hinter Rudolf's Stuhl. Weiter ab haben die Diener einen Tisch mit Schreibmaterial für Eusebius gestellt.)

Waldemar v. A.

Gebt Acht, ein Poſſenreißer. Auf der Meſſe
In Leipzig jüngſt ſah ich ſolch' einen Wicht.

(Euſebius ſetzt ſich an ſeinen Tiſch, rollt das Pergament auf und ſchickt ſich an zu ſchreiben).

Erzbiſchof.

Gebt ſender Vorurtheil denn an das Werk!

Sechſte Scene.

Vorige. Waldemar (von rechts, ſehr ſchlicht, aber würdig gekleidet).

Waldemar

(tritt ein und ſieht ſich ruhig um).

Erlauchte Herren und Vettern!

Waldemar v. A.

Das iſt kühn!

Waldemar.

Ich ſehe ſtaunend alſo Euch vor mir.
Empfängt man ſo den Fürſten und den Sippen?
Bedeckten Haupts, und läßt ihn ſteh'n? Ihr wißt's,
Des Reiches Schlüſſel führet Brandenburg,
Sein Fürſt hat über Euch den Platz

Rudolf.

Das iſt
Zu viel der Keckheit —

Waldemar

(zu Euſebius).

Mönchlein, ſtehe auf!

Ein Höh'rer führt das Actum dieſer Stunde,
Und richten über ſie allein wird Gott.
(Euſebius ſteht auf und tritt auf einen Wink des Erzbiſchofs zurück.)

Rudolf.

Nicht allzu kühn; bedenkt es, unſer Wort
Giebt Euch den Fürſtenmantel, oder giebt
Euch Preis der Strafe, dem Geſpött der Menge.

Waldemar.

Herzog von Wittenberg, das ſtreit' ich Euch,
Nicht Euer Wort, nein, Gott macht mich zum Fürſten,
Und er allein auch kann mich nur verwerfen.

Mecklenburg.

Erſchienen ſind wir nicht, um Euch zu richten,
Wir ſind beſtellt, zu prüfen Euer Recht.
Und wenn wir's echt befinden, wie ich hoffe,
So iſt der Platz Euch unter uns bereit.

Waldemar.

Ihr lieben Herren, mir iſt's nicht um den Platz;
Seit manchem Jahr bin ich nicht Waldemar.
Ich that den Glanz des Lebens von mir ab,
Lag bettelnd oftmals an der Armuth Schwelle,
Nicht kümmern mich die Ehren dieſer Welt.

Waldemar v. A.

Was treibt Euch heut denn?

Waldemar.

Waldemar von Anhalt,
Zum Ritter ſchlug ich eh'dem Deinen Vater,
Als wir mitſammen zogen gegen Dän'mark,
Da beugte er ſein Knie vor mir — er ward

Gesegneter als ich — ihm blüht ein Sohn.
Bleib' würdig dessen, der vor mir gekniet.
(Waldemar von Anhalt nimmt den Hut ab.

Erzbischof.

Zur Sache jetzt, Ihr nennt Euch Waldemar
Von Brandenburg —

Waldemar.

Ich bin's!

Erzbischof.

Dess' gebt uns Zeugniß.

Waldemar.

Und wie braucht der noch Zeugniß, daß er ist,
Der vor Euch steht?

Mecklenburg.

So gebt uns sich're Zeichen,
Ein Mahl an Eurem Leibe, eine Wunde —

Waldemar.

Erlauchter Herr, ich trag' kein sichtbar Mahl,
Mir aufgeprägt zur Stunde der Geburt,
Und Wunden klafften viel zu meiner Zeit
Im Polenkrieg und von der Dänen Schwert,
Den Fürsten, wie den Troßknecht trafen sie.
Wär' das ein Zeichen, wenn ich Narben trüge?

Mecklenburg.

So stellt uns Zeugen, die Euch sonst gekannt,
Glaubwürd'ge Männer —

Waldemar.

Zwei nur könnt' ich stellen,
Die Alles wissen, einen treuen Diener

Und Buſſo Buch, den Prior von Lehnin,
Doch Beide ruh'n im Grab —

Rudolf.

Das iſt ſehr übel,
Wenn's nicht am Ende gar Euch günſtig iſt.
Sinnt denn auf Andre —

Waldemar.

Dreißig Jahr' vergingen,
Wer kennt den Greis, den er als Jüngling ſah? —
Gefurcht iſt meine Stirn, gebleicht das Haar,
Die Sonne Aſien's bräunte meine Züge,
Und meinen Nacken beugte Sorg' und Heimweh.
Wenn nicht das Herz mich kennt, das Gott erſchließt,
Das Auge wird mich nimmermehr erkennen.

Rudolf.

Und woran ſoll'n wir wiſſen, daß Ihr's ſeid?

Waldemar.

Wenn Gott zu ſeinem Werkzeug mich erſeh'n,
Zum Retter eines ſchwer bedrängten Volks,
Wird er erleuchten Seele Euch und Blick,
Und keiner Zeichen weiter wird's bedürfen.

Waldemar v. A.

So ſpricht kein Mann, der täuſchen will — bei Gott,
Ich glaub' an ihn —

Mecklenburg.

Doch ſtarb nicht Waldemar?
Denn todt im Sarge hat man ihn geſeh'n,
Deß ward uns Zeugniß noch in dieſer Stunde.
So logen alſo, die uns das geſagt?

Waldemar.

Sie ſprachen wahr, im Sarg lag Waldemar.

Mecklenburg.

Und kann man tot zugleich und lebend ſein?
Erklärt uns das, wenn wir Euch glauben ſollen.

Waldemar

(verwirrt).

Das ſoll ich künden hier, vor allen Zeugen?
Erlaßt mir's, liebe Herrn —

Rudolf.

Wie, er erbleicht,
Es ſtockt ſein Wort, die Antwort bleibt er ſchuldig?
Schon fing' ich an, für möglich es zu halten.

Waldemar v. A.

Es iſt, verlaßt Euch drauf —

Erzbiſchof.

Mein würd'ger Herr,
Die Stunde fordert's, brecht der Lippen Siegel,
Wenn, wie Ihr ſagt, Ihr höh'rer Sendung folgt,
Was ſchreckt es Euch, das Irdiſche zu künden?

Waldemar.

Ich ſetzte oftmals für mein gutes Volk
Das Leben ein; hab' oft mein Blut verſpritzt,
Des Krieges Noth und Mangel gern ertragen.
Das Schwerſte fordert Ihr; die tiefſte Falte
Des Herzens aufzuſchlagen; was ich nur
Mir ſelbſt vertraute, heimlich im Gebet,
Das ſoll ich künden. — Nun, auch das. Es ſei —
Ich greife weit zurück in ferne Zeiten.
Von meiner Herrſchaft, die mein Volk beglückt,
Von manchem Kriegszug, der mir Ruhm erwarb,
Von den geprieſ'nen Zeiten meiner Mark,

Da laßt mich ſchweigen. Ungern rühmt ſich ſelbſt
Der rechte Mann und wird ſein eigner Leumund.

Mecklenburg.

Der Name Waldemar ſteht leuchtend da,
Wir alle wiſſen es, was er geweſen.

Waldemar.

Ihr kennt den Ruhm, Ihr kennt das Glück der Schlacht,
Der Herrſchaft Glanz; die ſtill geheimen Sorgen
Einſamer Stunden kenn' nur ich allein.
Ein Ehebündniß nach des Herzens Wunſch
Hatt' ich geſchloſſen. (Zu Rudolf).
War't Ihr nicht zu Roſtock
Auf dem Turnier bei meiner Hochzeitsfeier?
Ein ſchlanker Jüngling, kaum emporgeſchoſſen —

Rudolf.

Ich war's, das wißt Ihr?

Waldemar.

Als ich ſtieg vom Roß,
Nach einem Gang, in dem ich Dän'mark warf,
Sprangt ihr herzu, mein Bügel war geſprengt;
Ihr nahmt die Zügel, hubt das Eiſen auf,
Und ich, die Locken ſtreichelnd, ſagte Euch:
„Den Bügel hält der Knecht, es iſt des Ritters
„Hinein zu ſchwingen." „Lernt' ich's doch von Euch,"
War Eure Antwort —

Rudolf.

Ja, bei Gott, ſo war's.
(Steht auf.)

Waldemar.

Vergebt, der Hochzeit dacht' ich, und mein Geiſt
Hat ſich in alter Zeiten Glück verirrt.

Hochherzig war mein Weib, treu liebt' ich sie,
Doch nicht gesegnet wurde unser Bund.
Sann ich dem nach und meines Landes Wohl,
Wenn ohne Erben ich zu Grabe ginge,
Da trat mich oft die tiefe Schwermuth an,
Mit dunklen Schwingen schlagend die Gedanken;
So, bald versunken in das stille Leid,
Bald brausend auf in unbegrenzter Gluth,
In schwerer Krankheit siechte hin mein Geist.
Wohl sah's mein Weib, doch bannen konnt' sie's nicht
Und härmte sich in ihrer Jugend Blüthe.
Da ließ ich einen treuen Mann entbieten,
Busso von Buch, den Prior von Lehnin,
Geheimen Wissens kundig, viel erfahren,
Was unsrer Seele frommt und unsrem Leib.
Dem legt' ich Alles dar, und also sprach er:
„Du hast gefreit, um Deines Weibes Erbe
„Der Macht des eignen Landes zuzufügen,
„Bedenkend nicht, daß sie von Deinem Blut,
„Daß Eure Ahnen eng verschwistert waren.
„Der Himmel segnet nimmer solchen Bund,
„Der frevelnd gegen sein Gesetz geschlossen.
„Drum sühne Deine Schuld, zum heil'gen Land
„Zieh' büßend hin und leb' Dich im Gebet."
Da fuhr ich auf im Zorn und stieß ihn fort.
Von jener Stunde war mein Glück zerstört.
Wollt' ich, wie sonst, mein Weib in Lieb' umfangen,
Trat mir sein Wort wie ein Gespenst entgegen
Und mahnte drohend mich an meine Schuld;
Sie sah's, und Groll erfüllte bald ihr Herz;
Die Diener flohen scheu vor meinem Blick.

Mein Volk, das eh'dem jubelnd mich begrüßte,
Wich furchtſam aus, wenn ich entgegentrat.

Mecklenburg.

Ich hab' davon gehört in meiner Jugend,
Als von der Krankheit unheilvollen Zeichen,
Die plötzlich Waldemar dahin gerafft.

Waldemar.

So währt es Monde lang. Auf einer Reiſe
Packt mich ein Fieber, wirft mich auf das Lager;
Der treue Diener ſendet nach Lehnin,
Und Buſſo kommt, der ſchwer gekränkte Mann.
Er kam zu ſpät, ſtill ſtand des Herzens Schlag,
Und bleiern goß der Tod ſich durch die Glieder.

Mecklenburg.

War's zu Bärwalde nicht, ſo hört' ich ſagen,
Auf einem Zug gen Pommern? —

Waldemar.

Wie Ihr ſagt.
Sie zimmerten den Sarg, man legt mich ein
Und zündet rings die Trauerkerzen an.
In Eile flog die Kunde durch das Land,
Und Viele kamen ihren Herrn zu ſeh'n,
Der Adel und die Bürger und der Bauer,
Und huben Klage an, an meiner Bahre;
Ich aber lag und hörte jedes Wort.
Da traten zu die Erſten meines Landes
Und prieſen mich, ſo wie ich eh'dem war,
Und prieſen's auch, daß Gott mich hingenommen
Aus ſchwerer Krankheit, die des Landes Fluch.

Waldemar v. A.

Das hörtet Ihr?

Waldemar.

Noch mehr, es kam mein Weib,
Sie sandte Alle fort und warf sich weinend
Auf meine Hand und küßt' den kalten Mund.
Und also sprach sie klagend im Gebet:
„Der Tod versöhnt. Ich werf' Dir in den Sarg
„Die Kränkung und den Groll — sie sei begraben,
„Doch nicht zum Leben möchte ich Dich rufen
„Und dank' Dir Gott, daß Du den Bund gelöst,
„Der ihm zum Fluch, mir nicht zum Heile ward."
Und kniete lang und weinend, eh' sie ging.
Da, in der dritten Nacht — am andren Morgen
Wollt' man die Leiche führen nach Oberin —
Kniet nur der fromme Busso noch am Sarg,
Und Melchior, mein Diener, stand zur Seite.
Da plötzlich fühlt' ich, wie das Herz sich regte,
Warm quell's durch meine Adern, leise hob
Die Wimper sich, der Schein der Kerzen fiel
Mir in das Aug' — ich richtete mich auf,
Der Diener schrie entsetzt: „Herr Gott, was ist das?"
Und staunend blickte Busso Buch mich an,
Ich aber winkte sie zu mir herbei,
Die Lippe löste sich, das Wort erklang:
„Du hast's gesagt, der Himmel hat gerichtet,
„Und seinen Weg hat er mir jetzt gezeigt.
„Todt bin ich für die Welt — es ist geschieden,
„Und pilgern will ich in das heil'ge Land,
„Wie Du's verlangt." — Ich stieg aus meinem Sarg,
Und über eines andren Mannes Leiche,

Die Melchior in aller Stille ſchafft,
Legt Buſſo Buch das fürſtliche Gewand,
Der Deckel fällt, und ſo war ich begraben.

Mecklenburg.

Ihr ſeid erſchöpft. Setzt Euch, nehmt dieſen Seſſel.

Waldemar

(macht eine abwehrende Bewegung)

Ich pilgerte hinaus in's heil'ge Land.
Manch' langes Jahr dort büßt' ich reuevoll,
Und von der Seele löſte ſich der Schmerz,
Die Eitelkeit der Welt, der Herrſchaft Glück,
Des Ruhmes Lockung wälzt ſich von der Bruſt —
Das Heimweh blieb. Ob Palmen um mich rauſchten,
Ob toſend um mich ſchwoll das ew'ge Meer,
Zum Vaterlande zog mich's immerdar,
Und wie ich kämpfte, länger trug ich's nicht.
Ich ſuchte lang im Hafen, bis ein Schiffer
Aus Malta ſich erbarmte meines Weh's,
Er nahm mich auf, und heimwärts ging die Fahrt.
Nicht gnädig war dem Fahrzeug das Geſchick;
Aus Sturmesnoth kaum waren wir gerettet,
Als uns die Hand der Sarazenen ſchlug —
Soll ich der Knechtſchaft Mühſal Euch berichten,
Die Jahre ſchwerer Prüfung? Wie ich endlich
Entkommen durch ein günſtiges Geſchick;
Und wie ich meine Marken wieder fand?
Erbarm' ſich Gott! Ihr Alle kennt ihr Elend.

Waldemar v. A.

Und ſo wuchs der Entſchluß in Eurer Bruſt?

Waldemar.

Lang' zaudert' ich, und prüft mich im Gebet,

Doch klang es mir ein Mahnruf durch die Seele:
„Es hat Dich Gott geschickt, Dein Land zu retten"

Waldemar v. A.

So wird's geschehn, und schon begann Dein Werk;
Die zweifelnd und mit Mißtraun Dich empfingen,
Sieh' sie besiegt, beschämt jetzt vor Dir stehn.
Ich aber, wie mein Vater einst gethan,
Der Erste beuge ich mein Knie vor Dir.

Mecklenburg

(tritt dazwischen und reißt Waldemar von Anhalt auf).

Steht auf jetzt, Fürst von Anhalt! Die Erregung
Der ersten Stunde darf uns nicht bestimmen.
Bei Gott, ich fühle warm wie Ihr, doch eh'
Mein Wort entscheidet, brauche ich Beweise,
Und nicht genügt mir meines Herzens Zug.

Waldemar.

Du sprichst ein würdig' Wort, Dir pflicht' ich bei.

Erzbischof.

Nicht so! Entscheiden jetzt muß diese Stunde,
Nicht länger harrt des Volkes Ungeduld.
Gebt Eure Stimmen —

Mecklenburg.

Das verweig're ich —

Rudolf.

Ja, er hat Recht, auf später die Entscheidung —

Waldemar v. A. (Rasch zusammen.)

Ich bin entschieden, und ich hab's gesagt.

Albrecht.

Macht's, wie Ihr wollt — ich stimme mit der Mehrheit.

Waldemar.

Erlaubt mir, werthe Herren, mich zu entfernen.

(Er tritt zurück. Die Fürsten, die alle aufgestanden waren und in die Mitte kamen, treten links um Mecklenburg zusammen, nur Waldemar von Anhalt bleibt auf der Seite Waldemar's. Die Vorhänge geben auf, Ulrich von Lindow tritt ein.)

Siebente Scene.

Vorige. Ulrich von Lindow, (gefolgt vom) **Pförtner.**

Ulrich.

Wie, währt noch immer Euer Mummenschanz?
Die Märker lagern grollend vor der Thür,
Entscheidung wollen sie. Werft Eure Puppe
Der aufgeregten Menge vor und macht
Ein Ende —

Erzbischof.

Ulrich von Ruppin, was drängt
Ihr unberufen Euch in die Berathung?

Ulrich.

Ist das der Mann? Hat Gott Dein Haar gebleicht
Und Dir des Alters Würde aufgeprägt,
Um solchem Spiele frevelnd Dich zu leih'n?
Bei Gott, Du gleichst dem Waldemar, Dein Auge
Sprüht wie das seine einst, um Deine Lippen
Zuckt's wie um seinen Mund! — Mich täuscht es nicht,
Je mehr du ähnlich ihm, je mehr der Schmach.
Ich nenn' Dich Afterbild, Gespenst und Schein —

Waldemar v. A.

Das duldest Du?

Waldemar.

Aus seinem Zürnen tönt
Der traute Klang zu mir der alten Liebe.

Ulrich

Nicht dulden werd' ich's, daß man ungesühnt
Beraubt den Helden, der mir Freund gewesen.
Und wirft man Dir den Purpurmantel um,
Begrüßend Dich mit seines Namens Ruhm;
Ich von der Schulter reiß' ihn zürnend Dir,
Denn nicht entweihen laß ich seinen Namen.

Waldemar

(tritt einen Schritt vor).

Ulrich!

Ulrich.

Was war das? Nicht die Züge nur,
Den Blick, die Haltung hast Du ihm gestohlen,
Auch diesen Ton aus seinem tiefsten Herzen.
O heil'ges Angedenken meines Freundes,
Tritt Du zu mir — schütz' mich vor diesem Mann!

Waldemar.

An alte Zeiten mahnen könnt' ich Dich,
Heraufbeschwören mancher Stunde Glück,
Geheimes künden, was nur Dir vertraut;
Ich will es nicht — sieh' mir in's Auge, Ulrich
Fest, offen, und dann sage — ob ich's bin.

Ulrich.

Ist das ein Traum? Thun sich die Gräber auf?
In Deinem Auge les' ich alte Zeit,
Verrauschte Tage blüh'n im Klang des Wort's;
Rufst Du sie nicht zurück, so thu' ich's selbst.
Sag' mir — nicht weil ich zweifle — nur zum Zeichen,

Ob nicht ein Traum die Sinne mir umfängt.
Was hab' ich Dir vertraut in jener Nacht,
Vor Deiner Hochzeit, das nur Gott gehört,
Und das ich keinem Menſchen ſonſt gekündet?

Waldemar.

Das fragſt Du hier, vor allen dieſen Zeugen?

Ulrich.

Ich ſeh' nur Dich und denk' nur Dich allein,
Nicht Raum für And'res hat jetzt meine Seele.
Sprich!

Waldemar.

Du verlangſt es. Wohl! Du warſt entbrannt
Für Agnes, meine Braut, in heißer Liebe,
Der Freundſchaft brachteſt Du Dein Herz zum Opfer
Und ſchwurſt mir in die Hand, daß ſonder Neid
Du ſchauen wollteſt Deines Freundes Glück
Und niemals ihrer fürder mehr begehren.

Ulrich

(halb für ſich).

Das hat nur er allein gewußt nächſt Gott!

Waldemar.

Und ferner ſprachſt Du —

Ulrich.

Nein, es iſt genug.
Ich hab' Dich ſchon zu lang' entbehrt. Wär's auch
Ein Traum, ich drück' Dich wieder an die Bruſt
Und halte Dich mit meines Herzens Kraft.
Du biſt, biſt Waldemar — ich hab' Dich wieder.

(Er ſtürzt in Waldemar's Arme.)

Waldemar.

Ulrich, ich ſeh's, den Tod beſiegt die Liebe.

Mecklenburg.

Der Zweifel ſchweigt, und laut begrüß' ich Dich,
Markgraf von Brandenburg und Herr der Mark.
Dein harrt Dein Land, ergreif' der Herrſchaft Zügel
Und führe es zurück zu Glück und Ruhm.

Rudolf.

Heil, edler Vetter!

Waldemar v. A.

Edler Dulder, Heil!
Du haſt geſiegt.

Erzbiſchof.

Reißt jetzt die Thüren auf.

Waldemar.

Weckt Ihr mich aus dem wonnevollen Traum?
Reißt mich nicht aus des Freundes Arm.

Waldemar v. A.

Du zagſt?

Mecklenburg.

Die Heimath ruft, und Du nur kannſt ſie retten.

Achte Scene.

(Die Thüren und Vorhänge ſind aufgeriſſen. Die Bürger der Mark füllen die höhere Gallerie, während die Fürſten ſich um die Freunde drängen, die ſich ſtumm in den Armen liegen.

Die Bürger.

Hoch, Markgraf Waldemar!
Heil! Heil der Mark! (Durcheinander.)
Hoch, der Erretter, Markgraf Waldemar!
(Knieen nieder.)

Waldemar
(breitet die Arme aus).
Mein Volk! mein Volk!
Mein gutes, treues Volk!
(Er ſinkt, mit den ausgebreiteten Armen nach dem Hintergrunde gewendet, überwältigt in Ulrich's Arme zuſammen.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Burg in Brandenburg. Düstere gothische Halle. Im Hintergrunde breites Fenster mit trüben, zum Theil gebrochenen Scheiben und herunterhängenden Vorhängen. Rechts in der Ecke breite Eingangsthür. Rechts Fenster, dann, in der ersten Coulisse, kleinere Thür, zu der einige Stufen führen. Links, erste Coulisse, auf mehreren Stufen Thronsessel, ohne Baldachin, dahinter Thür. Auf den Tischen keine Teppiche. Alles muß den Eindruck des lange Unbewohnten machen. Trübe herbstliche Beleuchtung.)

Erste Scene.

Diener (ordnen das Zimmer. Darauf) **Barmann.**

Erster Diener.

Reißt auf die Fenster, schürt das Feuer an;
Dumpf ist es hier, und feucht rinnt's von den Wänden.
Der Markgraf kommt, zum ersten Mal begrüßt er
Die Burg, wo er die Kindheit hat verlebt.
Habt Ihr des Baiern Wappen von dem Thor
Gerissen?

Andere Diener.

Nein!

Erſter Diener.

Herr Gott! Woran auch denkt Ihr?
Jetzt iſt's zu ſpät! — Sieh' da, Gevatter Bärmann.
Ihr war't zu Magdeburg, ſeid mit dem Herrn
Gezogen durch das Land. Kommt Ihr jetzt heim?

Bärmann.

Seit geſtern Abend.

Erſter Diener.

Und der Markgraf naht?

Bärmann.

Ich zog mit ihm von Magdeburg, wo er
Zuerſt den Seinen wieder ſich gezeigt;
Wir waren wenig Reiſige. Kein Heer,
Kein fürſtliches Geleit war uns zur Seite,
Doch wie ein Wunder bahnte ſich der Pfad.
Die Städte alle öffneten die Thore
Bei Glockenklang; mit heil'ger Kerzen Schein,
Mit Fahn' und Kränzen holt' ihn ein der Bürger;
Der Adel ſtieg von ſeinen Burgen nieder,
Auf's Neu' das Lehn zu muthen vor dem Herrn.
Er hielt Gericht, ſtellt' alte Satzung her,
Landfrieden ward beſchworen aller Orten,
Die Zwiſt war aus! Die Mark erathmet tief,
Wie aufgeweckt aus einem ſchweren Traum.

Erſter Diener.

Wir werden heut' ihn ſeh'n. Sprecht uns von ihm.

Bärmann.

Zur Seite blieb ich ihm ſeit Monden. Stumm,
Unnahbar iſt er. Auf den Zügen malt
Nicht Freude ſich, noch Sorge. Eiſern, ſcharf

Hält er Gericht. Der Jubel bahnt den Pfad,
Aufjauchzet Alles nach der Zeit der Noth,
Dann folgt die Scheu unheimlich seinen Schritten,
Doch Segen bringt er rings, wo er erscheint,
Und Gottgesendet müssen wir ihn nennen.

Erster Diener.

Und ist's der Waldemar, der eh'dem herrschte?

Barmann.

Der Kaiser rief den Fürstentag zusammen;
Bei Heinersdorf schlug man das Lager auf,
Dort ward er anerkannt von allen Fürsten,
Vom Reich bestätigt als der Herr der Mark.

Erster Diener.

Und sprecht, was that der Baier?

Bärmann.

In die Altmark
Warf er sich mit dem Reste seiner Schaar.
Er lacht zum Spruch des Reichs, Betrüger nennt er
Den weisen Mann und schickt den Fehdebrief
In die abtrünn'gen Marken —

Erster Diener.

Gott verhüte
Den Bürgerkrieg und schütze Waldemar!
Horch! Schallen nicht die Glocken von dem Dom?
Die Frauenkirch' auf dem Harlunger Berg,
Die Pfarrkirch' stimmen ein in das Geläut.
Jetzt zieht er ein —

Andrer Diener

(kommt rechts die Treppe herunter).

Ich lugte von dem Thurm:
Er rückt heran mit stattlichem Gefolg,

Voraus ein Fähnlein über'n Havelſtrom;
Der Bürger holt ihn ein; es zog der Adel
Vom Oderbruch und aus dem Havelland
Entgegen, ihn zu grüßen, doch der Nebel,
Den wild der Herbſtſturm peitſcht, verhüllt den Blick,
Sonſt hätt' ich jeden Einzelnen erkannt.

Erſter Diener.

Jetzt ſind ſie vor der Burg, hört Ihr die Stimmen?
„Hoch Markgraf Waldemar" heißt jetzt der Ruf;
Werft Euch in's Knie und laut begrüßt den Herrn.

(Alle drängen durch die Thür im Hintergrunde, die aufbleibt. Erſt fern, dann immer näher der Ruf: „Hoch Markgraf Waldemar!" Die Diener werfen ſich an der Thür in's Knie. Bärmann ab. Ritter voran, darauf Waldemar im fürſtlichen Schmuck. Lauter Ruf verhallend.)

Zweite Scene.

Vorige. Waldemar. Ritter. Gefolge.

Habt Dank! Habt Dank, Ihr Lieben und Getreuen.
(Er geht die Reihe herab und reicht ihnen die Hand. Für ſich).
Vergebens ſenke ich in ihre Züge
Den Blick, zu ſuchen gute alte Zeit,
Sie reichen nicht zurück in meine Tage.
(Aufblickend).
Es trägt Dein Schild das Rad im rothen Feld,
Du biſt ein Lichtenhagen. — Irr' ich nicht.
So ſchauſt Du, wie ein Marwitz. —

Ritter.

Heinrich Marwitz.

Waldemar.

Dein Vater lebt nicht mehr, sonst wär' er hier,
Nenn' mir die Andren.

Ritter.

Hasso Falkenburg,
Dort Ludwig Wedel, Otto Brederlow,
Hier Werner Anverdt, Heinrich Sydow jener.

Waldemar.

Wie Heimathsgruß erklingen mir die Namen,
Doch aus den Zügen spricht ein neu' Geschlecht.
Ruht von dem Ritt, beim Mahl seh'n wir uns wieder.

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Waldemar (allein).

Das also ist der Gruß der Heimath? Fremd
Und kalt tritt mir ein neu' Geschlecht entgegen,
Und kein lebend'ger Gruß klingt mir an's Herz.

(Sieht sich um.)

Wo bin ich? Ist das nicht der Väter Halle?
Das sind die Räume, die als Kind ich sah.
Hier glühte um mich Jugendlust, hier schlug
Das Herz in Sehnsucht. Ja, der kalte Stein
Erzählt, wovon die Menschenlippe stumm,
Von alter Liebe und von altem Glück,
Und ihn lebendig grüßet meine Seele.

(Er tritt ans Fenster.)

Hier ist's, wie sonst. Zu meinen Füßen liegt
Heinrich des Vogler's alt' ehrwürd'ge Stadt.
Da zieht der Havelstrom, da glänzt der See

Und breitet weit sich durch das flache Land.
Die Eichen strecken ihre Riesenarme
Dräuend empor, wie eh'dem, als der Knabe
Von Kampf noch träumte. Ich erkenn' sie wieder,
Und aus den Zweigen rauscht mir Heimathsgruß.
Und Du, des Kindes greise Wärterin,
Ehrwürd'ge Halle, wo ich spielend saß,
Du nimmst mich wieder in den treuen Arm
Und flüsterst mir in's Ohr von alter Zeit.
An dieser Kante einst stieß ich mich blutig,
Und Frau Constantia hub mich jammernd auf;
Mein Vater Kunrad aber strich die Locken
Mir aus der Stirn und sprach: „Mit Gottes Hülfe
Sollst Du noch andre Wunden tragen, Sohn!"
Hier zog ich ein, berauscht vom jungen Ruhm
Des ersten Kampfes nach dem Dänenzug.
Hier sprach ich Recht und ließ Landfrieden schwören
Vor Burghart Gans zu Putlitz, als der Adel
Der Priegnitz mit den Städten lag im Streit.
Hier ruht' ich mit den Rüden am Kamin,
Die müden Glieder streckend nach der Lust
Der Jagd, und starrte in das Spiel der Funken.
Die grauen Wände lächelten dem Glück
Des Jünglings in der Liebe Frühlingszeit.
Weh' mir, sie schau'n gespenstisch auf mich nieder.
(Er verhüllt das Gesicht mit den Händen.)
Was ist Erinnerung? Verklingend Echo,
Schall ohne Wesen, Ruf vom kalten Stein,
Das Abendglühen des gesunk'nen Tags.
Die Stunden, die verrauschten, sind verloren,
Und neues Leben, neue Sorg' und Glück

Rollt unaufhaltsam drüber hin die Woge,
Denn nur der Lebende allein hat Recht.
Mir ward zum Grabmal eine neue Zeit,
Und todt, ein Schemen, trat ich in das Leben.
(Sinkt in einen Sessel.)

Vierte Scene.

Waldemar. Ulrich.

Ulrich.

Grüß' Gott, mein Waldemar!

Waldemar.

Ulrich, Du bist's?
Von Baiern kommst Du, fügt er sich dem Spruch
Des Reiches? Sprich!

Ulrich.

Greif' zu den Waffen, Markgraf.
Ludwig der Römer, der des Bannes quitt,
Schloß Frieden mit dem Reich, und Kaiser Carl
Rief ein Gericht nach Nürenberg zusammen.
Du bist geladen, um auf's Neu zu prüfen,
Ob Du der echte Waldemar. — Du schweigst?
Hast Du verstanden?

Waldemar.

Wohl versteh' ich Dich.

Ulrich.

Und nicht im Zorne brausend flammst Du auf?
Verworfen wird man Dich. Ermann' Dich, Markgraf!

Waldemar.

Der Menschen Sünde kann die Lüge zeugen,

Vielſpaltig, wie die Flamme, zuckt ſie auf;
Was ſie ergreift, zerſtört ſie, doch ſie ſtirbt
In Rauch und Aſche. Ewig iſt die Wahrheit,
Und wahr nur eins.

Ulrich.

So ſammle Deine Schaar!
Ludwig der Römer rückt in's Feld! Die Altmark
Hat ſich für ihn erklärt. Es wächſt ſein Heer.
Laß Deinen Schlachtruf ſchallen, Waldemar!
Es gilt Dein Land, Dein Recht und Deine Sendung.

Waldemar.

Frieden iſt meine Sendung.

Ulrich.

Nun, ſo zwingſt
Du widerſtrebend mich zum ſtrengen Wort.
Spricht ſo ein Held? Sei wieder Waldemar.
Dein Schlachtruf — Sturm, der grollt, Dein Schwert — ein Blitz;
Sei, was Du warſt, dann erſt biſt Du der echte.

Waldemar.

O wecke nicht den Waldemar, der ſtarb
In ſeiner Sünden Laſt. — Ein Andrer kam ich.
Ich bin ein Werkzeug nur in Gottes Hand.
Ich bin ein Halm, er iſt die Kraft, ich bin
Der irre Schein, er iſt der ſtarke Blitz,
Und ſonder Wahl muß wandeln ich den Pfad,
Den er mir zeigt, und mein Gebot iſt Frieden.

Ulrich.

Hörſt Du ſo deutlich das Gebot von Gott?
Und doch ſchon einmal irrteſt Du. Auch damals

Haſt Du geglaubt, auf rechtem Pfad zu geh'n,
Und ſtürzteſt in die Lüge Dich und Sünde.

Waldemar.

Wie ſoll ich Dich verſteh'n?

Ulrich.

Du haſt den Tod
Geworfen zwiſchen Dir und uns; gegriffen
In's ewige Geſetz von Gott, der nur
Allein das Leben wäget und den Tod.
Kann Segen ſprießen aus der Lüge Saat?
Der Heimath nehmen ſollte ſie den Fluch,
Und ſtürzte ſie in Elend und Verderben.
Die Zeit, die kam mit Unrecht und Verrath,
Mit Rechtbruch, Raub, mit Mord und Blut und Noth,
Haſt Du herauf beſchworen, und Du mußt
Sie einſt vertreten vor dem ew'gen Richter.

Waldemar

(auffahrend).

Kehrſt Du zu Sünde um das Werk der Buße?

Ulrich.

Und Agnes, Dein Gemahl? Du kennſt ihr Herz,
Und unverſöhnt biſt Du von ihr geſchieden.

Waldemar.

Der Tod verſöhnt. Sie ſelber ſprach es aus.
Ihr Herz war todt für mich.

Ulrich.

Das war es nicht.
Jung, kaum erblüht, ſo haſt Du ſie geſtoßen
In Schmerz und Reue, in die Noth des Lebens.
Was Jahre häuften in der wunden Bruſt

An Gram und Herbheit, Bitterkeit und Groll,
Was alle Freude knickte ihres Lebens,
Das iſt Dein Werk.

Waldemar.

Ulrich, halt' ein — erbarm' Dich!

Ulrich.

Dich ſchickte Gott zurück, die Schuld zu ſühnen.
Flamm' auf, ein Held. Errette Dir Dein Land;
Wirb um die Liebe —

Waldemar.

Weh', jetzt wird mir's klar,
Und es verrinnt, wie Nebel vor dem Blick,
Dem Tode weih't kein Menſch ſich ungeſtraft,
Kalt bohrt er ſich in's Herz; der dunkle Fittich
Umrauſchte meine Schläfen immerdar;
Was ich ergriff, verdorrte; der Gedanke
Durchflatterte die Welt im irren Flug;
Das Herz erbebte nicht in Sorg' und Liebe.
Drum will kein Leben blüh'n aus meiner Hand,
Und zeugend nichts ſchafft die erſtarrte Seele;
Das iſt der Sünde Fluch, den wahnbethört
Ich eingewiegt durch jahrelange Buße.
Du weckſt ihn auf mit einem einz'gen Wort.
Ich lebe, fühle wieder, doch mit mir
Steht auch die mitbegrab'ne auf — die Schuld.
Gieb mir den Tod zurück, ich will nicht leben.
Zurück, Ihr blut'gen Schatten meines Volks,
Zurück, Du Weib im ſchwarzen Trauerflor.
Was netzt Ihr mir mit Thränenſtrom den Fuß?
Was reckt zu mir Ihr drohend Eure Hand?

Was bohrt auf mich Ihr Euren blut'gen Blick?
Von mir, was wollt Ihr? — Ich, ich kenn' Euch nicht.
Ich sag' es Euch, ich bin nicht Waldemar,
Der echte starb, ein falscher kehrte wieder.
(Er bricht zusammen, Ulrich nimmt ihn in seinen Armen auf.)

Ulrich.

Der Heimath denke, die Du retten sollst.

Waldemar.

O hätt' ich nimmer wieder sie gesehn.
Wär' ich gefallen von der Heiden Hand,
Hätt' brausend mich das wilde Meer verschlungen,
Und wär' ich aus des Todes dunklem Boot
Nie mehr gelandet an den Strand des Lebens.
(Er richtet sich auf.)
Siehst Du die Thränen in dem heißen Aug'?
Hörst Du das Herz, das pocht in meiner Brust
In Liebessehnsucht, einer andern Zeit?
Die alten Tage stehen vor mir auf;
Ich bin's, ich lebe, fühle! Fort, zurück —
Und folg' mir nicht, laß mich allein mit Gott!
Du hast den todten Waldemar gesehn.
(Er ist abwehrend rückwärts geschritten und geht nach links ab.)

Fünfte Scene.

Ulrich. (Darauf) **Bärmann** (und) **Bürger.** (Darauf) **Die Ritter. Die Diener** (füllen den Hintergrund).

Ulrich
(allein).

Was war das? Waldemar! — Weh' ihm und uns!
Ist das der Mann, der kalt, wie ein Verhängniß,

Ein Grenzſtein aufſtand einer böſen Zeit;
In ſeine Fugen renkt gebroch'nes Recht;
Der gottgeſandte Retter ſeiner Heimath?
Iſt das der Held, den ich geliebt?
(Die Thüren des Hintergrundes werden gewaltſam aufgeriſſen.)
Was giebt's?
(Bärmann und Bürger dringen bewaffnet herein.)

Bärmann.

Wo iſt der Markgraf? Hülfe und Gericht!
Den Rittern friedlich öffnen wir das Thor,
Und ſchon beginnt Gewalt. Aus unſern Ställen
Jagt man das Vieh, droht uns mit Brand und Mord —

Erſter Ritter.

Ihr feigen Krämerſeelen, feilſcht Ihr ſchon
Um Euer Recht? Armſel'ge Zunftgenoſſen,
Jetzt iſt's vorbei. Heraus das Land und Acker
Von Havel bis zum Queiz, die Mark zu Bryſitz.
Euch liſtig angemaßt in ſchwerer Zeit.
Wir jagen Euch zurück in Eure Thore
Zum Webſtuhl, an den Schneidertiſch —

Bärmann.

Was ſind
Denn unſre Acta, unſre Pergamente?

Ritter.

Vergilbt Papier und Eſelshaut, nichts weiter!

Bärmann.

Was, iſt das Recht?

Ritter.

Der Feigheit morſches Schild!

Bürger
(durcheinander).
Nieder mit ihm, er läſtert unſre Satzung.

Ritter
(durcheinander).
Haut ſie zu Boden.

Bürger
(durcheinander).
Zieht die Glocken! Sturm!

Die Diener
(zum Hintergrunde flüchtend).
Flieht, flieht, ſie kommen aneinander!

Ulrich
(zwiſchen die Andrängenden tretend).
Halt!
Wälzt Ihr den Zwiſt bis in des Fürſten Burg?
Begrüßt Ihr ſo den neugewonn'nen Frieden?

Ritter.
Der Kampf zeugt Frieden, nicht ein todtes Wort,
Gekritzelt auf ein morſches Pergament.
Zum Himmel wächſt der Bürger Uebermuth;
Das Schwert muß ihn zerbrechen —

Bürger
(durcheinander).
Weh', Gewalt!
Raub und Verheerung! Markgraf Waldemar,
Du Gottgeſandter, rette uns!

Ritter
(durcheinander).
Zu Boden
Die Schreier! Nieder mit den Krämern.
(Dringen auf ſie ein.)

Bürger.

Weh!
Wir ſind verloren! Rett' uns, Waldemar!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Waldemar.

Waldemar.

Wer rief hier Waldemar? Entblößte Schwerter?
Weh' dem, der Frieden bricht.

(Alle treten ſcheu auseinander.)

Recht, nicht Gewalt
Soll herrſchen zwiſchen Euch! Die Schwerter fort,
Wer iſt hier Kläger?

Bürger.

Wir!

Ritter.

Erlauchter Herr!
Hör' uns zuerſt —

Bürger.

Wir ſind's, die man beſchädigt.

Waldemar

(iſt auf die Stufen des Throns geſtiegen).

Zuvörderſt ſchwört den Frieden! Vor das Antlitz
Des Herrſchers demuthsvoll ſtellt ſich die Klage;
Geprüft, geſondert wird das ſtreit'ge Recht;
Der Kampf des Eiſens und des Worts verſtummt
In ſeiner Nähe —

Agnes

(von außen).

Gebt mir Raum! Ich will's!

Waldemar.

Ha, welche Stimme!

(Die Diener weichen auseinander, die Bürger ſtellen ſich rechts, die Ritter links zur Linken des Thrones und gegen den Hintergrund, vorn rechts Ulrich, Waldemar vor dem Thronſeſſel. Agnes tritt ein.)

Agnes! Großer Gott!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Agnes.

Agnes.

Treibt man ſo weit das Gaukelſpiel? Entblödet
Sich nicht der Adel, Städte nicht und Land,
Fürſten und Reich, ihm frevelnd beizuſtimmen?
Wohlan, ſo will ich ſeh'n, ob es auch mir
Nicht widerſteht! —

Ulrich

Erlauchte Frau, bedenkt,
Der alte Groll ſei todt in Eurem Herzen,
Die alte Liebe blühe wieder auf.

Agnes.

Bei Gott, ſie thut's, und darum ſteh' ich hier. —
Meinſt Du, ich hätte dreißig Jahr gebraucht,
Den armen Groll zu tilgen in dem Herzen?
Nein, doppelt heute fühl' ich meine Liebe.
Du treuer Held, Du ungebeugter Mann,
Du Einziger, der ganz mein Herz erfüllte,
Ich ſteh' an Deiner Statt. Das giebt mir Muth.
Wer war mein Hort, als Du zu Grabe gingſt?
Wer ſtand zu mir in Trübſal und in Noth? —

Dein Angedenken über's Grab hinaus
Hat mich geschützt. Wohlan, so will auch ich
Dich schützen in der Gruft, und deshalb kam ich.

Waldemar
(für sich).
Ihr treues Liebeswort beugt mich zum Staub.

Agnes.
Ist das der Mann? Mich schaudert, ihn zu seh'n,
Und Zorn und Scham erglüh'n auf meiner Stirne.
Er rühmt sich höhnend, daß ihn Gott gesandt:
Kommt der von Gott, der sein Gebot nicht ehrt?
Es heißt: „Du sollst nicht stehlen", und er stiehlt
Dem Todten in dem Grabe Nam' und Ruhm.
Es heißt: „Du sollst nicht falsches Zeugniß reden"
Und falsches Zeugniß ist all' Wort und Thun.
Nicht duldet das, Ihr Söhne dieser Mark,
Im Angedenken eines großen Fürsten.

Ulrich.
Thut auf das Herz und hebet Euren Blick;
Da steht Eu'r Gatte —

Agnes.
Nein, das lügt Ihr, Graf!
Umfließt mich nicht der schwarze Wittwenflor?
Mein Gatte steht vor Gott und ist begraben,
Doch heben will ich meinen Blick, die Scham
Bezwingen, ich allein, ein schwaches Weib,
Was, feige, all' die Männer nicht gewagt.
Seht Ihr, ich blick' ihn an! — Der schwache Greis,
Krampfhaft sich haltend an dem Fürstenstuhl,
Den Blick gesenkt! — Und das wär' Waldemar?
Ha, ha, ha, ha! Und das habt Ihr geglaubt?

Sagt, welch' ein Zauber lag auf Eurem Blick,
Und welch' ein Höllentrug hat Euch verblendet?

Waldemar
(für sich).
Ich kann ihr vor den Zeugen nicht erwidern.
(Laut).
Agnes von Brandenburg!

Agnes.
Schließ' Deine Lippen
Und räume jenen Platz, der Dir nicht ziemt,
Versinke, falsches Scheinbild, in den Staub.
(Waldemar kommt die Stufen herab).

Agnes.
Ich fasse sonder Furcht Dich in das Auge,
Und wie in einer Chronik dunklen Schrift,
So blätt're ich in den gefurchten Zügen.
Du gleichst ihm, ja, hätt' Gott ihn uns erhalten,
Dir nicht unähnlich stünde er vor uns.
Du gleichst ihm, wie der Rabe gleicht dem Aar,
Wie Kerzenschimmer gleicht dem Sonnenlicht;
Wie rohes Kupfer gleicht dem echten Gold,
Ein gleißend Scheinen, dem das Wesen fehlt.
Statt Muth liegt Scheu auf Deiner Stirn, statt Hoheit
Niedriger Sinn, ein Knecht bist Du, kein Fürst;
Ich ruf' Dir's in's Gesicht. Könnt' ich noch zweifeln,
Wärst Du der Waldemar, wie Du Dich nennst,
Mit einem Worte hätt'st Du mich zerschmettert.

Waldemar
(für sich).
Ihr gegenüber schließt die Schuld die Lippen.

Ulrich.

O ſprich ein Wort!

Agnes.

Wohlan, ich will Dich fragen:
Biſt Du der Waldemar, der um mich warb
An Herrmann, meines Vaters, Hof? Haſt Du
Mir Liebe einſt geſchworen, Treu gelobt
Bis an das Grab, im Kloſter zu Maldvin,
Wo Gottes Segen wurde unſrem Bund? —
Biſt Du der Waldemar, ſo heb' das Auge.

Bürger.

Herr, ſprich ein Wort.

Agnes.

Ich ſag's, Du biſt es nicht;
Biſt nichts als aufgeputzter Lug und Trug,
Und Euch, Euch nenne ſchmählich ich betrogen.

Bürger.

Kommt, Freunde, kommt!

Ulrich.

Halt, Bürger, ruf' ich Euch,
Soll Euch des tollen Weibes Wort bethören?

Agnes.

Ich bin nicht toll, Graf von Ruppin, Ihr ſeid's,
Daß Ihr Euch hängt an dieſes Jammerbild,
Daß eines Weibes Muth Euch muß beſchämen.

(Die Bürger brechen auf und wollen gehen.)

Ulrich.

So iſt's vorbei. Wohin reißt Euch der Zorn?
Eu'r grollend Herz, der ſinnbethörte Wahn?
Ihr wollt nicht ſeh'n, was klar wie Sonnenlicht,
Ich ſag' es Euch, er iſt's —

Agnes.

Und wenn er's wäre —
Nur doppelt haßt' ich ihn, wenn er noch lebte
Und hätte dreißig Jahre mich verlassen,
Mich, die ihm anhing, treu mit ganzer Seele,
Einsam geschleudert in die Noth des Lebens,
Betrogen um das Glück, mein Herz vergiftet
Mit Schmerz und Groll. Wo nähm' ich Haß genug
Für diesen kurzen Rest des Lebens her,
Ihm zu vergelten jahrelange Qual?
Meineidig wär' er, denn er schwur mir Treue,
Und feig und ehr'los, daß er nicht ertrug,
Was Gott ihm schickte, nein, er ist dahin —
Ihr schmäht ihn, wenn Ihr sagt, daß er noch lebt,
Ich ehr' ihn, wenn ich sage, daß er todt,
Und mehr nicht bleibt im Leben mir zu thun,
Als trauern um den todten Waldemar
Und Waldemar, den großen, laut zu preisen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Buchow.

Buchow.

Markgraf, brich auf, der Däne fiel in's Land,
Die Boten strömten her von allen Seiten,
Den Himmel röthet schon der Feuerschein
Zerstörter Dörfer. Längs des Elbstroms kam er.
Ruf' Deine Mannen alle — rett' Dein Land!

Waldemar

(richtet sich plötzlich auf).

Mein Land! Es ruft! Es ruft mich in die Schlacht?

Herr Gott, Dein Ruf ertönt in dieſe Stunde.
Auf! Meine Waffen! — Einmal ſende noch
Mir Kraft in's Herz und Feuer in den Arm;
Einmal noch laß mich ſein wie ſonſt, ein Held;
Einmal noch Waldemar, der Feinde Schreck,
Der Heimath Hort. — Mein Schwert! — Legt an die Waffen!

(Er richtet ſich hoch auf und ſetzt einen Fuß auf die Stufen des Throns, die Diener eilen fort und bringen Waffen.)

Agnes
(für ſich)
Was iſt das! Bin ich mächtig meiner Sinne?

Waldemar.
Auf denn, getreuer Adel meiner Mark,
Wer folgt mir in die Schlacht? Die Heimath rettet!
Greift zu den Waffen!

(Der Adel hat ſich im Hintergrunde aufgeſtellt und ſich murrend berathen. Bei Waldemars Worten wendet er ſich ab.)

Waldemar.
Wie? Ihr wendet Euch
Und hört ihn nicht, den Hülferuf der Mark?
Verlaſſen wollt Ihr ſie und folgt mir nicht?

Ritter.
Wir folgen nur dem angeſtammten Herrn.

Ulrich.
Ruft er Euch nicht und ruft Euch nicht das Land?
O glaubt ihr nicht, aus ihr ſpricht Groll und Kränkung.

Waldemar.
Ihr geht. Wohl denn, ſo ſtürme ich allein,
Das Werkzeug Gottes, in der Feinde Schaar,

Ein Wetterstrahl, ein Blitz, für meine Mark,
Allein zu siegen und allein zu sterben.
(Er will fort.)

Ulrich
(tritt ihm in den Weg).
Zurück, ich laß Dich nicht!

Agnes.
Allmächt'ger Gott!
Der Schleier reißt in Deiner starken Hand,
Die Gräber thun sich auf. Tod wird zum Leben.
(Die Ritter wollen aufbrechen.)
(Sie tritt vor.)
Ihr Herren halt, und hört mich. Ludwig Wedel,
Werner von Anverdt, Thile Brederlow,
Schaart Euch um Euren angestammten Herrn,
So wahr Gott lebt, da steht der Waldemar,
Er kehrte aus der Gruft. Ihn sandte Gott,
Um das verlorne Vaterland zu retten.
(Sie sinkt zusammen.)

Der Adel.
Wir folgen Dir! Hoch Markgraf Waldemar!

Bürger
Hoch Waldemar! Der Retter, unser Herr!

Waldemar.
Auf, auf, für meine Mark! Mit uns ist Gott!
(Er stürmt ab. Alle folgen mit lautem Rufe.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Burg unweit Lenzen. Burghof. Im Hintergrunde die Mauer mit dem breiten Burgthore. Dahinter die niedergelassene Zugbrücke, die über den Burggraben führt. Jenseits Schilf und baumbewachsenes Ufer. Rechts die Burg. Eine Treppe mit Balkon führt hinauf [dritte Coulisse]).

Erste Scene.

Mecklenburg. Ingeborg. Agnes.

Ingeborg
(schmiegt sich an den Vater).
Mein Vater, Preis und Dank, ich hab' Dich wieder!

Agnes.
Erzählt uns, Vetter Albrecht, von dem Sieg.

Mecklenburg.
Ihr wißt's: Just kam ich heim vom Fürstentag,
Wo Waldemar vom Reich ward anerkannt,
Und kaum der Ruhe hatt' ich mich erfreut,
Als uns die Kunde kam: Es sei der Däne
In's Land gefallen. Bauend auf den Zwiespalt
Im Reich, auf Bürgerkrieg der Marken, kam er,
Das Land zu zwingen unter seine Herrschaft.
Ich rüstete die Schaar, rief die Vasallen

Und sandte Boten an den Markgraf aus,
Da kam't Ihr selbst —

Agnes.

Nichts mehr von jenem Tag!

Mecklenburg.

In Eurem Schutze ließ ich Ingeborg
Und stieß zu Waldemar. Klein war die Schaar,
Die zu ihm stand, und stumm ritt sie daher.
Voran der Greis. Licht flatterten die Locken
Um's unbewehrte Haupt. Begeistert schaute
Das Aug' zum Himmel. Ulrich von Ruppin
Warb rings und spornt' den Muth. Sein Mund war stumm,
Und Keiner wagt' es, fragend ihm zu nah'n.
Drei Tage also waren wir gezogen,
Rast gönnend kaum dem müden Roß. Es kam
Die Kunde uns entgegen von dem Gräu'l
Des Dänenzugs. Zu Nacht glüht Flammenschein
Am Horizont. Verheerte Dörfer strecken
Rauchsäulen, flehend wie erhob'ne Arme,
Zum Himmel auf — da trafen wir den Feind.
Ein Höhenzug stieg mählig an dem Ufer
Des Elbstroms an, von Fichten dicht umkränzt;
Ein Dorf, verheert, noch rauchend, lag zur Seite,
Da lehnte die Umschanzung an. Der Strom
Deckte nach links den Dänen. Vor uns streckt
Moorig ein Grund sich. Zaudernd standen wir,
Doch kaum hatt' uns der Feind erblickt' und kaum
Die kleine Schaar, die mit uns war, geschätzt,
Als er, noch andern Zuzug fürchtend, brausend
Aufbricht aus der Verwallung, um das Moorfeld

In weitem Bogen zieht und auf uns ſtürmt.
Groß war die Uebermacht, kein Hinterhalt
Für uns zu ſchau'n. Wir riethen ab vom Kampf.
Ruppin beſchwor den Freund. Ich ſelber that's.
Doch Waldemar, als hallt' das warnend' Wort
Wie Wind am tauben Ohr des todten Steins,
Stößt ſeinem Roß die Sporen in die Seite,
Und ſchwingend hoch ſein Schwert um's freie Haupt,
Stürmt er voran. Kaum folgte ihm die Schaar.
Es ſtutzt der Feind. Als hätte ein Geſpenſt
Sich ihm gezeigt, weicht Alles auseinander.
Wohin das Roß er wendet, Flucht, Verwirrung.
Dann aber ſchnell ſich ſammelnd, ſtürmt der Däne
In unſre Reih'n. Erbittert tobt der Kampf;
Der Markgraf wendet jäh ſein Roß; es ſtürzt;
Er rafft ſich auf! — Zu ſpät, ſchon drängte uns
Die Uebermacht des Feindes an den Strom,
Und keine Rettung ſah ich für uns Alle.

Ingeborg.

Herr Gott! Mir bebt das Herz.

Mecklenburg.

Da plötzlich tönt
Ein Schlachtruf fern. Es bricht der Strahl der Sonne
Durch's Herbſtgewölk, und ſchimmernd zeigt ihr Schein,
Goldig beglänzt, uns eine Reiterſchaar,
Die aus dem Föhrenwald herniederſtürmt.
Es ſteht der Kampf! Die Baiernfahne flattert
Im Hauch des Winds. Ludwig der Baier war's.
„Für wen wirft er ſich in den Kampf?“ So fragt
Der Däne und wir ſelbſt. Er aber brauſt,
Ein Frühlingsſturm, hernieder auf den Feind,

Da zuckt ein frischer Muth durch unsre Reih'n.
Der Kampf entbrennt, und eh' der Tag sich senkt,
Zerstreut, geschlagen, ganz und gar vernichtet
Liegt Dän'mark da. — Gerettet sind die Marken.

Ingeborg
(für sich).
Und ihn sollt' ich nicht lieben, diesen Helden,
Mich scheu'n, es auszusprechen, was das Herz
Erfüllt, seit ich zum ersten Mal ihn sah.
(Laut).
Vergieb, mein Vater. Von der Lippe strömt
Das süße Glück und achtet kein Geheimniß.
Ob grausam auch das Schicksal uns getrennt,
Sein Heil war mein Gebet, sein Ruhm mein Stolz;
Bei seinem Namen höher schlug mein Herz.
Und immer stand sein Bild vor meiner Seele.
Heut' aber, da er Dir zum Heile ward,
Der Kranz des Ruhms sich schlingt um seine Stirn,
Da laut als Retter ihn begrüßt die Mark,
Bei seinem Namen alle Herzen schlagen,
Trägt nicht die Brust verschwiegen mehr ihr Glück.
In Thränen jubelnd, sink' ich Dir an's Herz,
Und nicht verhehl' ich Dir's, daß ich ihn liebe.

Mecklenburg.
Mein Kind, mein holdes Kind!

Agnes.
O süßer Wahn,
O Frühlingstraum der jungfräulichen Brust,
Wie weckst Du altes Glück und altes Weh
In meiner Seele. — Weh' mir. Grollend wende

Ich meinen Blick! — Auch ich hab' einſt geliebt,
Bewundernd aufgeblickt zu einem Helden,
Den ſtolzen Sinn gebeugt vor ſeinem Glanz.
Was war das Ende? Haß und Groll und Kränkung.
(Zu Mecklenburg).
Und da der Feind geſchlagen, wen begrüßt
Die Mark als Retter? Welchem jauchzt man zu,
Ludwig dem Römer oder — jenem Mann?

Mecklenburg.

Der Feind lag nieder, und gemeinſam ſtieg
Des Sieges Jubelruf zum Abendhimmel.
Da reißt der Baier ſeinem Bannerträger
Das Fähnlein aus der Hand und ſprengt davon.
Ihm folgen ſeine Freunde, und ſo ſchnell
Wir uns geeint, gemeinſam zu dem Kampf,
So ſchnell ſind wir geſondert und geſchieden.
Wir aber zogen längs des Elbſtroms her;
Der Markgraf träumend, mit geſenktem Haupt,
Dann ſtumm, im Sinnen, ſtarrend in die Luft.
Ein Krieg iſt aus. Ein andrer lodert auf.
Die Marken trennen ſich. Für Baiern die,
Und die für Waldemar. So ſteh'n die Schaaren
Kampfglühend hier ſich jetzo gegenüber.
Ich ſehe blut'ge Tage vor uns liegen.
Was wollt Ihr Frauen in dem Träu'n des Kriegs?
Geht nach Schwerin, in meine feſte Burg —

Agnes.

Wohin es ſei, wo ich ihm nicht begegne.

Mecklenburg.

Kämpft immer noch der Groll in Eurer Bruſt?

Agnes.

Was fragt Ihr mich? Ihr wißt, wie ich gekränkt. —
(Trompeten außen.)
Pocht ſchon der kriegeriſche Klang an's Thor?
Beſtellt uns das Geleit. Komm, Ingeberg.
(Ab mit Ingeberg.)

Mecklenburg
(allein).

Das iſt des Baiern Ruf!
(Die Thore ſpringen auf. Ludwig der Römer, in voller Rüſtung, tritt ein.)

Zweite Scene.

Mecklenburg. Ludwig.

Mecklenburg.

Herzog von Baiern,
Reicht mir die Hand. Wir ſchieden einſt im Zorn —
Jetzt trieft ein junger Sieg um Eure Locken —

Ludwig.

War das ein luſtig Jagen, Herzog Albrecht,
Mit einem Schlag von ihrem Feind befreit
Die gute Mark!

Mecklenburg.

Und jetzt, Herzog von Baiern,
Zum Erſten fügt das Höh're: Jetzt beſiegt
Euch ſelbſt, der Mark zum Heil!

Ludwig.

Was wollt Ihr ſagen?

Mecklenburg.

Entſagt dem Recht, das nicht mehr Euch gehört;
Räumt dieſes Land, das nicht mehr Euer Lehn;

Laßt es, das Ihr gerettet, nicht im Weh
Des Bürgerkriegs verbluten —

Ludwig.

Herzog Albrecht,
Sprecht Ihr zum Herrn der Mark? Es ſchloß mein Haus
Den Frieden mit dem Reich. Mir übertrug
Der Bruder ſeine Rechte an die Mark,
Und ich allein bin Markgraf dieſes Landes.

Mecklenburg.

Und Waldemar?

Ludwig.

O laßt das Märlein ruh'n.

Mecklenburg.

Nicht frevelnd ſpottet deß, den Gott geſandt.

Ludwig.

Ihr rühmt ihn? Wohl. Der Noth ſetzt er ein Ziel,
Und was ihn auch geführt auf dieſen Platz,
Der ihm nicht ziemt — er bracht' auf's Neu' das Recht,
Und Zwiſt und Willkür ſtreng hielt er im Zaum;
Das iſt nicht Alles, was den Marken Noth.
Eiſern gefurcht hat er den rauhen Boden,
Ein andrer Sämann muß den Samen ſtreu'n,
Und andre Zeiten ſehen ihn erſprießen.

Mecklenburg.

Den Frieden brachte er; Du bringſt den Krieg.

Ludwig.

Er brachte Frieden nicht. Er hemmt den Zwiſt
Durch Furcht und Strenge. Ich will ihn verſöhnen

Und sprießen lassen aus der holden Eintracht.
Gesondert wohnt und feindlich hier der Adel
Und dort der Städter, und der Landmann birgt
Scheu seines Fleißes Frucht vor der Gewalt.
Gewinn scheint Jedem das, was der verliert,
Und Keiner denkt des allgemeinen Wohls.
Ich will zum Bande eines starken Volks,
Zu einer Heimath glücklichem Gedeihen
Vereinen, was sich feindlich hat getrennt.
O gold'ne Zeit, die klar vor meiner Seele
Verheißungsreich im Hoffnungsschimmer liegt.
Wenn alle Söhne dieser guten Mark
In Eintracht steh'n um eines Panners Glanz,
Einander Schutz und Trutz! Gemeinsam schaffen,
Wohin auch Gott jedweden hat gestellt,
Im Waffenschmuck, beim friedlichen Gewerk,
An eines großen Vaterlandes Ruhm.
Heil dann den Fürsten dieser Mark. Die Liebe
Des ganzen Volkes rankt um ihren Stamm,
Und segnend, schützend breitet er den Schatten
Weit über dieses Landes Grenze aus.
Ich weiß, ich werde nicht die Tage seh'n,
Doch fleh' ich, Gott, daß Du mir Kraft verleihst,
Die Bahn zu brechen dieser neuen Zeit,
Entzücken Aug's den ersten Morgenstrahl
Zu schauen, der den lichten Tag verkündet.
Er furcht den Grund! — Laß mich der Sämann sein,
Und wenn die Schnitter schreiten in das Feld,
Dann gieße auf die Ernte Deinen Segen.

Mecklenburg.

Wohin trägt Dich der Geist? — Gedenk' an's Heute!

Ludwig.

Wende den Bürgerkrieg, gieb uns den Frieden,
Er iſt der erſte Stein zu meinem Bau
Und liegt in Deiner Hand.

Mecklenburg.

Was willſt Du ſagen?

Ludwig.

Gieb auf die Freundſchaft mit dem todten Mann,
Verworfen ſchon hat ihn des Reiches Spruch.
Reich mir die Hand zum Bündniß. So wie Du,
Thut auch die Priegnitz, die zaudernd ſteht,
Ihr folgt das Land, dann ſteht er einſam da,
Und ohne Schwertſtreich mein iſt dieſes Land.
Vertrauend zeig' ich Dir mein ganzes Herz,
Ich werbe um Dein Kind, reich' mir die Hand
Und bau' das Heil der Mark — des Kindes Glück —
Des eig'nen Hauſes Glanz — mit einem Wort.

Mecklenburg

(aufbrauſend).

Bin ich ein Rohr im Wind? Ich ſchwur ihm Treu',
Und nimmer noch hab' ich mein Wort gebrochen.

(Ingeborg iſt auf der Treppe erſchienen.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Ingeborg.

Ludwig.

Ha, Ingeborg! Ich grüß' Dich, Stern des Lebens!
Wie? Trüben Aug's und mit gebleichter Wange?
O ſchlage auf den Blick, das Glück iſt da!
Entfeſſ'le es mit einer holden Bitte —

Ingeborg.

Ludwig, halt' ein!

Mecklenburg.

Ingeborg, tritt näher,
Du sollst entscheiden! —

Ludwig.

Gieb Dein bittend Wort,
Und selig schließ' ich Dich in meine Arme.

Ingeborg.

Was meint mein Vater?

Mecklenburg

(erregt).

Weißt Du, was er fordert?
Die Treue schwur ich Markgraf Waldemar,
Jetzt soll ich ihn verrathen — weiter nichts.
Soll ich den Mann Dir geben, den Du liebst?
Dich schmücken stolz mit einem Fürstenmantel?
Und Glück und Glanz Dir häufen auf die Stirn?
Und dafür diesen Wortbruch nur — den ersten;
Sprich, soll man sagen: „Ingeborg ist glücklich,
Albrecht von Mecklenburg brach drum die Treu'"?
Entscheide, Kind!

Ingeborg.

Was fragst Du mich, mein Vater;
Hab' ich darum mit einem Wort gebeten?
Und wenn ich's that, nur mit 'nem feuchten Blick,
Nur mit dem allerheimlichsten Gedanken,
Vergieb —

Mecklenburg

(öffnet die Arme).

Du bist mein Kind!

Ingeborg
(an ſeiner Bruſt).

Hier laß mich ruh'n,
Kein Herz ſchlägt edler in der Bruſt als Dein's.

Mecklenburg.

Das iſt die Antwort, Herzog, Eurer Werbung.

Ludwig
(aufbrauſend).

So tritt der Schemen allwärts mir entgegen
Und ſtellt ſich höhnend zwiſchen unſer Glück.
Wohlan, Ihr wollt's, ſo muß ich blutig ringen.
Feſt ſteht mein Ziel, nicht weich' ich aus der Bahn,
Und ſiegen werd' ich, meines Landes Heil,
Der Liebe Glück erkämpfen — oder fallen.

(Er will abgehen, über die Brücke ſtürmen Bärmann und verſchiedene Landleute.)

Vierte Scene.

Vorige. Bärmann. Landvolk. (Darauf) **Agnes.**

Bärmann.

Erlauchter Herr, erbarmt Euch unſrer Noth,
Es regt ſich in den Lagern. Dort der Baier,
Hier Markgraf Waldemar. — Die Schlacht iſt nah.
Wie ſie auch falle, wehe unſrer Heimath,
Wem ſoll'n wir Sieg erfleh'n, wohin uns halten?
Der Kaiſer ſchickt uns Briefe, die beſagen,
Der Mann ſei nicht der echte Waldemar.
Der Pflichten gegen Baiern ſind wir quitt,
Seit Markgraf Ludwig traf des Reiches Bann.
Tritt Du dazwiſchen, wende ab die Schlacht,

Denn all' das Blut, das fließt, iſt märkiſch Blut,
Wer fällt, iſt unſres Landes Kind. Die Mark,
Aufathmend kaum nach jahrelanger Noth,
Soll ſie auf's Neu im Bürgerkrieg verbluten?

(Agnes erſcheint auf der Treppe.)

Ludwig.

Sie ſoll es nicht. Ich mach' dem Krieg ein Ende.
Nehmt meinen Handſchuh, werft ihn hin dem Mann
Und bringt die Botſchaft: In den Zweikampf fordre
Ludwig der Römer ihn, der Herr der Mark,
Daß Gottes Urthel zwiſchen uns entſcheide,
Und andres Blut nicht fließe in dem Streit.
Vertraut er ſeinem Recht, er iſt der Echte,
Wird er ſich nicht entzieh'n dem Gottesſpruch.
Geht denn! Hier harr' ich ſein!

Bärmann.

Das ſchickt uns Gott
Und wendet von uns ab die Noth der Schlacht!

(Er eilt mit dem Landvolk über die Brücke ab.)

Ludwig.

Herzog von Mecklenburg, Ihr habt's gehört,
Burgfrieden haltet Ihr und Richteramt.
Hier ſei der Kampfplatz — öffnet denn die Schranken.

Mecklenburg.

Halt, Herzog Ludwig, frevelnd rufſt Du auf
Gottes Gericht! Nicht daran hab' ich Theil.
Wird Dir zum Ruhm der Kampf mit einem Greis?

Ludwig.

Bindet die rechte Hand mir auf den Rücken,
Und mit der linken werfen werd' ich ihn.

Agnes.

Er kommt nicht. Nein, er darf ſich Dir nicht ſtellen.

Ludwig.

Wenn er's nicht wagt, hat er ſich ſelbſt gerichtet.

Ingeborg.

Vergieb, mein Vater. In der Angſt der Stunde
Schweigt jede andre Stimme in der Bruſt.
Du weißt es ja, daß ſein mein ganzes Herz,
Und alſo ſprechen laß mich jetzt zu ihm.
Ludwig, der Liebe Mahnung wirſt Du hören!
Leg' ab die Waffen, tritt zurück vom Kampf,
Ich ſag' Dir's, ungerecht iſt Deine Sache,
Und frevelnd rufſt Du Gott zum Zeugen auf.
Er iſt der wahre Waldemar!

Ludwig.

Halt ein!
Erſchütt're nicht den Muth mir in der Bruſt;
Er iſt es nicht, er wird ſich mir nicht ſtellen.

(Laute Stimmen jenſeits des Burggrabens; Bürger, Weiber und Kinder drängen auf die Brücke.)

Mecklenburg.

Schon drängt das Volk zurück!

Ludwig.

Er wird nicht kommen.

(Das Volk auf der Brücke weicht auseinander und bildet eine Gaſſe.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Waldemar (kommt langſam ohne Waffen und fürſtlichen Mantel am Stabe über die Brücke). **Ulrich** (gewaffnet, folgt. Auf der Brücke das Volk).

Agnes
(auf dem Balkon).

Er kommt, Herr Gott, entfliehen möcht' ich ihm,
Doch bannt ſein Antlitz mich an dieſer Stelle.

Mecklenburg.

Er iſt's.

Ingeborg.

Ich wußt' es wohl!

Reiſiger
(auf der Brücke, hält die Hellebarde vor).

Zurück! Zurück!

Waldemar
(iſt eingetreten).

Herzog von Baiern, Du haſt mich gerufen
Zum Kampf, da bin ich, und ich ſteh' bereit.

Mecklenburg.

Graf von Ruppin, wir können das nicht dulden,
Denn einen Frevel nenn' ich ſolch' Gericht.

Ulrich.

Vertraut auf ſeine Weisheit und erwartet,
Was dieſe Stunde trägt in ihrem Schoos.

(Alle treten zur Seite, links Ulrich, rechts Mecklenburg und Ingeborg, Agnes auf der Treppe.)

Ludwig.

Du kommſt zum Kampf? Und wo ſind Deine Waffen?

Waldemar.

Mein Stahlgewand, das iſt ein gut Gewiſſen,
Mein Schwert, das Recht, mein Schild iſt Gottes Rath!

Ludwig.

So kämpf' ich nicht mit Dir. Leg' an die Rüſtung!

Waldemar.

Und meinſt Du, Jüngling, ich ſei nicht gewaffnet?
Glaubſt Du, nichts Schärf'res gäb' es, als das Schwert?
Nichts Stärkeres, als Deines Armes Kraft?
Und nur im Kampfe läge die Entſcheidung?
Ich ſag's, das Wort trifft ſchärfer, als das Schwert.
Die Kraft des Armes beuget der Gedanke,
Und über Alles ſiegend flammt die Wahrheit.

Ludwig.

Ha! dieſe Stimme hab' ich ſchon gehört,
Schon einmal drang mir dieſer Blick in's Herz!
Er iſt's!

Waldemar.

Verzagſt Du ſchon und wendeſt ſcheu
Den Blick zu Boden?

Ludwig

(wirft Schwert und Schild fort).

Da liegt Schwert und Schild.
Du haſt's geſagt, denn jetzt erkenn' ich Dich,
Du haſt das Leben einſtmals mir gerettet
Bei Arneburg, als mich der Grund verſchlang.

Waldemar.

Du haſt mir geſtern Deine Schuld gezahlt,
Dein war der Sieg, die Rettung Dein.

Ludwig.

Gleichviel,
Mit Dir kann ich nicht kämpfen.

Waldemar.

Ringt Dir ſchon
Ein höh'rer Wille aus der Hand das Schwert?
Und ihm vertrauteſt Du und Deiner Kraft;
Hier ſteht ein Greis, und gleich ſind unſre Waffen.
Und was erkämpfen wollteſt Du?

Ludwig.

Mein Recht.

Waldemar.

Dein Recht, wo iſt's? Und ſtünd' ich ſelbſt nicht hier,
So nennt' ich es gebrochen und verſcherzt.
Als Deinem Bruder ward dies Land gegeben,
Hat er's geliebt? Geſchützt? Ward er ſein Fürſt?
Nicht ſag' ich Dir, wie ich es einſt verließ,
Nicht ſchaudernd zeig' ich, wie ich's wiederfand,
Das ſteht mit blut'gen Lettern eingeſchrieben
Im Buch der Zeiten; aber das, das ſag' ich:
Hätt' er ein Recht gehabt, er hat's verwirkt,
Und ewig ward es ſo für Euch verloren.

Ludwig.

Wenn das Geſchick ihn fern hielt ſeiner Pflicht,
Ich leugn' es nicht, ſein Recht blieb ihm bewahrt,
Und übertragen iſt es auf mein Haupt.
Suchſt Du die Liebe, nun, ſie füllt mein Herz,
Suchſt Du den Schutz, er flammt in meinem Muth,
Willſt Du den Fürſten — ſieh', er ſteht vor Dir.
Ich ſchwör' es hier, mein Herzblut für mein Land.
Sein Glück mein Lebensziel, und ſchenkt mir Gott

Kraft und Gedeih'n, ſo werd' ich es erringen
Und zeigen einſt im ewigen Gericht
Für jede Thräne, die vordem gefloſſen,
Ein Dankgebet; für jeden Tropfen Blut's
Ein blühend Dorf; für jeden Ruf der Angſt,
Im Wohlſtand eine feſt bewehrte Stadt,
Und dann mein Recht ſoll Niemand mir beſtreiten.

Waldemar
(für ſich).
Ich leſ' entzückt in dieſer jungen Seele
Die geld'ne Zukunft meiner guten Mark.

Ludwig.
Du ſchweigſt? Und was denn ſagſt Du für Dein Recht?

Waldemar.
Haſt Du noch nie vom Waldemar gehört,
Der vor Euch war, und der jetzt wiederkam?

Ludwig.
Und biſt Du wirklich jener Waldemar?
Es leuchtet fürſtlich Weſen Dir um's Haupt;
Nicht glauben möcht' ich, daß Du eine Lüge.

Waldemar.
Du wirfſt Dein Wollen freudig in die Schale.
Als mir, wie Dir jetzt Jugendkraft die Seele,
Durchglühte, that ich, was Du jetzt erſtrebſt,
Und meine Zeiten können von mir zeugen.
Dein Herzblut bieteſt Du und Deine Liebe,
Ich hab's gegeben. Rollt noch einmal mir
Zurück, Ihr Schleier der Vergangenheit.
Du willſt, dem Land zum Heile, ſein ein Fürſt;
Ich, als ich ſah', daß nicht mehr Segen war

Bei meiner Herrschaft — ließ den Fürstenglanz,
Begrub mich selbst und pilgerte hinaus,
Arm, ohne Namen, einsam in die Welt
Mit eig'nem Finger löscht' ich aus die Lettern,
Die meinen Namen glänzend zeichneten
Auf meiner Zeiten riesig Pergament,
Und einsam für mein Herz macht' ich die Erde.
Das that ich für mein Land. Wäg' jetzt die Schalen.
Du senkst den Blick? — Noch mehr! — Dir winkt die Liebe;
Sie auch, sammt Ruhm und Macht, willst Du erringen.
Auch ich hab' einst geliebt. Vor Deinem Blick
Reiß' ich die tiefsten Wunden auf der Brust,
Ich hab' geliebt, wie nur ein junges Herz,
Und sonnte mich im Glücke meiner Eh',
Da hieß es: „Gott nicht segnet Deinen Bund,
Und Deine Schuld wird Deines Volks Verderben."
Und ich, ich opferte des Herzens Glück,
Ich tauschte Groll für Neigung, Haß für Liebe.
Wo ist der Fürst, der mehr that für sein Land?
Und war's ein Wahn, irrt doch der Menschengeist.
Gott aber, weiß ich, wird die Herzen richten.

Ludwig.

Ich seh' Dein Auge leuchten wie die Wahrheit.
Markgraf, Du bist's, hier beuge ich das Knie.
Mein Recht ist hin, und Herr bist Du der Mark.

(Kniet nieder.)

Volk.

Hoch, Markgraf Waldemar, der Streit ist aus.

Waldemar.

Ich dank' Dir, Gott, für dieser Stunde Gunst!

Ruppin, Dein Schwert! — Ludwig, Herzog von Baiern,
Die Schultern rühr' ich Dir mit dieſem Stahl,
Du knieteſt nieder ſonder Land und Lehn,
Erheben ſollſt Du Dich, Markgraf der Mark,
Dir übertrag' ich alle meine Rechte.

Ludwig
(ſteht auf).

Verſteh' ich Dich?

Waldemar.

Du ſtrahlſt wie junger Tag,
Und ich ſteh' vor Dir wie die alte Zeit,
Was Gott verheißt, das hält Er. Retten ſollt' ich
Die Heimath und errettete den Retter.
Mein Werk iſt aus! — Beginn' denn Deine Sendung.
(Zu Ingeborg).
Jungfrau, die holde Blüthe Deines Glücks
Zertrat ich einſt. Heut bring' ich Dir die Frucht,
Ein gutes Land durch eines Helden Hand.

Ingeborg.

Ludwig!

Ludwig.

Iſt unerſchöpflich denn die Stunde
An Glück und Segen! Ingeborg!

Ingeborg.

Mein Vater?

Mecklenburg.

Ein Höh'rer ſprach den Segen über Euch.
(Er führt Ingeborg zu Ludwig, der ſie in den Armen empfängt.)

Waldemar
(für ſich).

Halb wälzte ich die Schuld von meiner Seele,

An meinem Volke hab' ich ſie geſühnt.
Doch eine ſchlepp' ich bis an's Grab — mein Weib.
(Er tritt vor.)
Da liegt mein Stab! Macht frei den Weg! ich walle
Jetzt einſam zu der Gruft. Mein Werk iſt aus,
Und deß ſei Gott die Ehre —
(Wendet ſich und geht.)

Agnes.

Waldemar!

Waldemar.

Wer ruft mich noch?

Agnes.

Dein Weib! Dein treues Weib!
Durch allen Groll, durch allen Schmerz der Trennung
Flammt leuchtend auf die alte, ew'ge Liebe.

Waldemar.

Agnes!

Agnes.

Da liegt der Stab, der Deinen Schritt
Zum Grabe leiten ſollte. Dieſer Arm
Sei jetzt Dein Stab, dies Herz ſei Deine Heimath.

Waldemar.

Nimmt Gott die letzte Schuld von meiner Seele?
Agnes!
(Er ſchwankt ihr entgegen und ſinkt an ihr nieder.)

Agnes

(empfängt ihn in ihren Armen).
Du biſt's, und ich, ich hab' Dich wieder!

(Der Vorhang fällt.)

Wilhelm von Oranien

in

Whitehall.

Schauſpiel in 5 Aufzügen.

Perſonen.

Carl II., König von England.
Marie von York, ſeine Nichte.
Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande.
Lord Danby, Lord Schatzmeiſter.
Lady Dorothea Temple.
Diana, ihre Tochter, Hofdame der Prinzeſſin von York.
Bentinck, Freund Wilhelm's von Oranien.
Herzog von Monmouth, natürlicher Sohn Carl's II.
Coventry, Privatſekretair des Königs.
Der Lord Major von London.
Marquis von Barillon, franzöſiſcher Geſandter.
Erſter Lord.
Zweiter Lord.
Dritter Lord.
Haushofmeiſter in Whitehall.
Diener des Königs.
Diener der Prinzeſſin.

Lords, Damen, Geſandte, Miniſter, Kammerherren, Pagen, Diener.

Der erſte Akt ſpielt vor dem Jagdſchloſſe in Newmarket, der zweite im Palaſt des Herzogs von York, die drei letzten in Whitehall. Zeit: 1677.

Erſter Akt.

Newmarket.

Terraſſe vor dem Jagdſchloſſe, nach dem Hintergrund durch ine Bruſtwehr geſchloſſen, dahinter Waldhintergrund. Links ine Freitreppe, die in das Jagdſchloß führt. In der erſten Couliſſe ein Thor, das in den Schloßhof führt. Rechts eiſernes Gitter mit Thor, das auf die Landſtraße und in's Freie führt. Rechts im Vordergrund eine Steinbank. Rechts und links immer vom Zuſchauer.)

Erſte Scene.

Diana Temple (eilt aus dem Schloſſe in Jagdkoſtüm. Ihr folgt) **Lord Danby.**

Danby.

örst mich, Diana!

Diana.

Eins bitt' ich mir aus:
ein Wort von Politik. Ihr wißt es, Vetter,
ie iſt verpönt am Hofe von Whitehall.

Danby.

pricht ſo die Tochter William Temple's?

Diana.

Hier
Bin ich die Freundin der Prinzeß von York,
Der übermüth'ge Liebling König Carl's,
Der Puck der Sommernacht am Hof Alt-Englands;
Bereit, im Augenblick der Jagd zu folgen.
Nicht hab' ich Luft, noch Muße, Euch zu hören!

(Will gehen.)

Danby (tritt ihr in den Weg).

Ihr müßt es!

Diana.

Wie? Ich müßte? Ei, Mylord,
Ich muß nur, was ich will.

Danby (sich scheu umsehend).

Leſ't dieſen Brief
Im Namen Eures Vaters.

Diana.

Böſer Vetter,
Beſchwört ihr mir mit ſo gewicht'ger Formel
Das Herz, das ſtets ſich nach dem Vater ſehnt,
So geb' ich gleich mich machtlos Euch gefangen.
Sprecht denn. Ich höre — aber, bitt' ich, ſchnell.

(Sie ſetzt ſich.)

Danby.

Die ränkevolle Politik von Frankreich —

(Diana macht eine unwillige Bewegung.)

Hat, wie Ihr wißt, mit den vereinten Staaten
Der Niederlande uns in Krieg verſtrickt.
Das Volk iſt abhold dieſem Kampf. Es liegt
Der Handel nieder, denn die Schifffahrt ſteckt;
Das Elend mehrt ſich; Trauer deckt das Land,

Das ſeine Söhne unnütz ſieht geopfert.

(Jagdfanfaren von außen.)

Der Hof nur jubelt in gewohnter Weiſe
Dort wächſt der Jammer, hier verdrängt ein Feſt
Das andre —

Diana.

Still! Wollt Ihr die Luſt mir rauben
An jeder Freude?

Danby.

Wilhelm von Oranien,
Der tapfre Neffe König Carl's —

Diana.

Mylord,
Den nennt man nicht bei Hof', und ich beſchwör' Euch —

Danby.

Steht an der Spitze der vereinten Staaten,
Trotz bietend Frankreichs übermüth'gem Heer,
Trotz bietend Englands Macht. — Er ganz allein,
Er die Bewunderung der Welt. Es rollt
Der Stuart Blut in ſeinen Adern. Halb
Iſt er der Sohn Alt-Englands, und man zwingt
Zum Kampf mit ihm die Sproſſen ſeines Stammes —

Diana.

Seid Ihr zu Ende?

(Sie ſteht auf.)

Danby.

„Friede" iſt die Loſung.
Wir müſſen Frieden mit den Niederlanden
Trotz Frankreichs Ränken —

Diana.

Was ſoll mir das, Vetter?

Ihr tragt die Siegel dieses Reichs. Ihr webt
Die Fäden, die der Staatskunst Knoten schürzen —

Danby.

Ohnmächtig sind wir, König Carl verschließt
Das Ohr den Freunden Englands. Euer Vater,
Den er nach Holland sandte, (Diana seufzt.) schreibt vergebens
Um Frieden dringend, und vergebens kam
Auch Eure edle Mutter, die dem König
In's Antlitz dreist, was Noth ist, sagt. — So ganz
Umstrickt ihn Frankreichs Einfluß —

Diana.

Haltet ein,
Ich will nichts weiter hören. —

Danby.

Ueberraschen
Muß ich den König. Wilhelm von Oranien
Ist heimlich auf dem Weg' hierher —

Diana.

Um Gott!
Und wer ersann den Plan?

Danby.

Lord William Temple!
Eu'r Vater und sein Freund. Gelandet ist
Der Prinz zu Harwich, und die nächste Stunde
Läßt ihn den König hier begrüßen — hier,
Wo unsre Widersacher fern —

Diana.

Mylord,
Was soll mir das gefährliche Geheimniß?

Danby.

Habt Ihr das Ohr nicht der Prinzeß von York,
Des Lieblings ihres königlichen Oheims?
O, sucht sie unserm Plane zu gewinnen;
Sprecht ihr begeistert von des Prinzen Kühnheit,
Zeigt lockend ihr die Segnungen des Friedens.
(Jagdfanfaren.)
Die Jagd bricht auf, ich halt' Euch länger nicht;
Benutzt die nächste Stund' an ihrer Seite.
Mylady Temple kommt hierher aus London,
Den Prinzen zu begrüßen! — Gebt ihr Nachricht,
Wie Ihr die Zeit genützt —

Diana.

Bin ich denn ganz
In Eurer Hand!

Danby.

Wahrt das Geheimniß, dient
Dem Plan, so viel Ihr könnt — so will's Euer Vater.
(Will gehen.)

Diana.

Hört mich, Mylord, ich will nicht Eu'r Geheimniß,
Wie ein Verbrechen liegt's auf mir —

Danby.

Man kommt,
Denkt Eures Vaters und gehabt Euch wohl.
(Ab nach rechts.)

Diana.

Er geht und läßt mich hier in meiner Angst!

Zweite Scene.

Diana. Monmouth (der von links eintrat und die letzten Reden hörte).

Monmouth.

Was ängstigt Euch?

Diana.

Ah! — Habt Ihr mich erschreckt!
Was wollt Ihr, Prinz?

Monmouth (lachend).

Ihr? Ihr habt ein Geheimniß?

Diana.

Weshalb nicht, Prinz? Ein neues Band, noch mehr,
Ein Maskenkleid zum Fest von übermorgen.

Monmouth.

Seht mir in's Aug', Diana!

Diana.

Ei wozu?
Das Aug', das aller Welt von Liebe spricht,
So klar und doch so treulos, so verwegen
Und doch so schmeichelnd — ist mir zu gefährlich.

Monmouth.

Ihr habt's doch sonst gewagt — dort ging Lord Danby —

Diana.

Mein Vetter —

Monmouth.

Der Intriguen spinnt, ich weiß es,
Verhaßt ist unsre Freundschaft ihm mit Frankreich.
Umsonst, das glaubt mir, denn mit Leib und Seele
Sind alle wir französisch hier am Hofe.

Er flüſterte mit Euch, ich ſah es wohl.
Und ſo klag' ich Euch an des Hochverraths —
Ihr komplettirt —

Diana.

Um Gott, mein Prinz, wer ſcherzt
Mit ſolchen Worten? Wer vertraute mir
Ein ſchwer Geheimniß an?

Monmouth.

Ich that's, Diana,
Ich ſprach von meiner Liebe Euch —

Diana (lächelnd).

Mein Prinz,
Das nennt Ihr ein Geheimniß? Aller Welt
Vertraut Ihr's an, dem flatternden Gedicht,
Dem Blick des Hofes. Tragt Ihr offen nicht
Die Farben der Prinzeſſin?

Monmouth.

Und Maria?
Ein Wort erzählt mir nur — verſteht ſie mich?
Spricht ſie von mir?

Diana.

Mein Prinz, ich weiß zu ſchweigen.
(Jagdhörner außen.)
Da ruft die Jagd! Zu Pferd!

Monmouth.

O, Ihr ſeid boshaft.
Doch jetzt ſeid Ihr in meiner Hand. Ich warne
Den König, warne die Prinzeß vor Euch.
Ich nenn' Euch ſtaatsgefährlich —

Diana.

Gott sei Dank,
Daß Euren Worten längst man nicht mehr glaubt.
(Für sich.)
Da geht die Noth schon an mit dem Geheimniß.

Monmouth.

Nicht aus den Augen laß ich Euch

Diana.

Nun wohl,
So streng' ich aus, Ihr sprächt auch mir von Liebe.
Das glaubt mir alle Welt. Zurück, mein Prinz!
Dies tête à tête stürzt Euch bei meiner Herrin,
List gegen List. — Laßt denn den Kampf beginnen.
(Schnell ab.)

Monmouth.

Wart', kleine Schlange. Wär' sie nicht so lieblich,
Ich nähme ihren Fehde-Handschuh auf!
(Folgt eilend Diana nach links.)

Dritte Scene.

Lord Danby (führt) **Bentinck** (vorsichtig von rechts herein).

Danby.

Die Jagd brach auf. Wir sind allein. Noch einmal:
Seid mir willkommen auf Alt-Englands Boden!
Wo säumt der Prinz?

Bentinck.

Laßt ihn, Mylord

Danby.

Er hemmte
Sein Roß dort an dem Gitter. Brausend flog

Die Jagd an uns vorüber, und ſein Blick
Folgt träumend ihr. Denkt er der Kinderjahre,
In denen mit der Königlichen Mutter
Er hier beglückte Tage lebte?

Bentinck.

Laßt ihn,
Mich drängt zuvor ein Wort mit Euch allein.

Danby.

Sprecht mir vom Prinzen. Kam er hoffnungsvoll?
Vertraut er der gerechten Sache? Ja,
Sie muß gelingen.

Bentinck.

Das ſollt Ihr uns ſagen.

Danby.

In dieſer Stunde muß er uns erringen,
Was wir in Jahren nicht erreicht — den Frieden.
Gewiß, ich baue auf des Königs Herz.
Er liebte ſeine Schweſter. Ihrem Sohn
Wird er ſich nicht verſagen. Laßt ihn warm
Und dringend an das Herz des Oheims geh'n,
Mit Macht der Ueberzeugung ihn gewinnen.
Noch mehr, es muß der jugendliche Held,
Im Schmuck des Sieges, jedes Herz bezaubern,
Die Widerſacher ſelbſt und ſie vor Allen,
Marie von York, die Erbin dieſes Thron's,
Der keine Bitte König Carl verſagt.

Bentinck.

Vergebt, mir ſcheint, Ihr kennt den Prinzen nicht;
Er iſt vom Stamme der Oranier,
Der Schweiger iſt ſein Ahn. In harter Schule

Des Lebens wuchs er auf. — Die glatte Kunst
Der Rede ist ihm fremd. Verschlossen, schweigend
Und ernst ist seine Art. Nur wenn der Zorn,
Begeisterung für seines Landes Sache
Das Blut empört, das Herz erglühend schwellt,
Löst brausend sich das Wort von seiner Lippe,
Doch nie durch Ueberredung wird er siegen.
Grad', kurz und herb, so werdet Ihr ihn finden.
Verhaßt war ihm die Heimlichkeit der Reise,
Nur Euren Bitten und Lord Temple's Rath
Fügt' er sich widerstrebend

Danby.

Ich beschwör' Euch;
Ihr seid sein Freund. Laßt uns die Stunde nützen.
Hier findet er den König nicht, hier findet
Er nur den Oheim, der die Mutter liebte.
Fern ist Mylord von York, ist Arlington,
Die Frankreichs Planen dienen. Laßt ihn hier
Von Aug' zu Auge und von Herz zu Herzen
In Sturm den König zum Entschlusse drängen,
Den stets der Augenblick ihm nur gebiert.
Ist er in London, von dem Rath der Feinde
Bedrängt, im Zaudern scheitert dann der Plan,
Nur diese Stunde trägt im Schooß den Frieden.

Bentinck.

Braucht unsre Sache denn der Ueberredung?
Ist sie nicht klar?

Danby.

Sie braucht des warmen Wortes.
Und das nicht hätte Wilhelm von Oranien,

Der Blut und Leben ſetzt an ſeine Sache?
Zeigt ihm den Preis: Den Segen ſeiner Heimath,
Den Ruf des Jubels durch zwei weite Reiche.
Was ſag' ich? Durch die Welt. Hin durch die Meere
Entfaltet frei der Handel ſeine Flaggen,
Auf's Neu' erblüht der Wohlſtand, und der Sohn,
Der jetzt ſein Blut verſpritzt auf fremder Erde,
Kehrt freudig heim zu ſeiner Eltern Heerd.
Iſt das nicht mehr als Lorbeer aller Schlachten?
Und alles das ſoll uns der Prinz erringen:
Er kann's mit einer warm empfund'nen Rede.

Bentinck.

Mylord, laßt uns zurückgeh'n nach dem Haag.
Im Kriegsrath iſt der Platz, der uns gebührt,
Nicht auf dem glatten Boden dieſes Hofes.
Glaubt's mir, Mylord — doch ſtill, da kommt der Prinz.

Danby (für ſich).

Verdammt das kalte Blut der Niederländer

Vierte Scene.

Wilhelm (von rechts). **Danby. Bentinck.**

Wilhelm.

Mylord Schatzmeiſter, habt Ihr meine Ankunft
Gemeldet Seiner Majeſtät? —

Danby.

Mein Prinz,
Ich meld' Euch, wenn die Jagd vorbei.

Wilhelm.

Ich ſah
Den König, Bentinck, meinen edlen Ohm,

Ganz so, wie er aus meiner Kindheit Tagen
Mir im Gedächtniß steht. Er führt sein Roß
So jugendlich, er blickt so lächelnd heiter,
Er ward nicht älter, scheints. (Halb für sich.) Ich faß' es nicht,
Wie man die Krone trägt von Engeland
So leichten Haupts und scherzt, wenn auf die Brust
Uns das Geschick gelegt von Millionen,
Und wie die Lippe, die mit einem Hauch
Krieg bringt und Frieden, also lächeln kann.
(Zu Danby.)
Wer war das üpp'ge Weib an seiner Seite?

Danby.

Das war die Herzogin von Portsmouth, Prinz.

Wilhelm.

Das Danaer-Geschenk der schlauen Tante
Von Orleans. Die listige Französin,
An deren Lächeln hängt des Königs Herz
Und Englands Schicksal —

Danby.

Prinz, bedenkt, wir sind
Am Hofe König Carl's.

Wilhelm.

Doch drum, Mylord,
Ich noch kein Höfling nicht. Wer war der Jüngling?
Die dunklen Locken flatterten im Winde;
Mit schlaffen Zügeln, leicht stand er im Bügel,
Der Spern nur lenkt das Roß. So flog er hin,
Den König selbst mit flücht'gem Lächeln grüßend.

Danby.

Der Herzog Monmouth, Eures Oheims Sohn,
Der Liebling seines Herzens —

Wilhelm.

Und die Dame
Im dunklen Kleid, den Falken auf der Fauſt,
Schlank, jugendlich, und doch ſo ſtolzen Hauptes,
Im Auge Lächeln, Spott auf ihren Lippen,
Ein königliches Weib —

Danby.

Mein Prinz, das war
Marie von York, die Erbin dieſes Thrones.

Wilhelm.

Sie war's? ich dacht' es wohl. Baſe Maria —
Genug, Mylord. Geht, meldet mich dem König.

Danby.

Ich bin zu Euren Dienſten, edler Prinz!

(Ab nach links.)

Fünfte Scene.

Bentinck. Wilhelm.

Bentinck.

Ihr ſteht in Träumen —

Wilhelm.

Knabenträume, Bentinck.
Der Tage dacht' ich, Kind noch war Maria,
Als ich zum letzten Mal ſie ſah. Sie legte
Den blonden Lockenkopf an meine Schulter
Und weinte, als ich Abſchied nahm. — Das Kind
Wollt' niemals mir aus dem Gedächtniß kommen.
Was iſt aus meinem holden Kind geworden? —
Was eben wird aus allen Knabenträumen —
Genug —

Bentinck.

Ihr scheint bewegt —

Wilhelm.

Ich bin es, Bentinck;
Und nur vor Dir, Du weißt es, kann ich's zeigen.
Erzähl' von Deinem Weib, den lieben Kindern;
Was sagt mein kleiner Wilm, als Du geschieden?
Der herz'ge Bursch, sprich, schwingt er noch den Degen,
Den ich ihm schenkte —

Bentinck.

Laßt das jetzt, mein Prinz.

Wilhelm

Nein, Wilhelm, nein. Du weißt, Dein Haus ist meins.
Ich wiege Deine Kinder auf den Knieen,
Um zu vergessen, daß ein gleiches Glück
Mir nie beschieden — Widersprich nicht, Bentinck.
Das Weib, das mich beglücken könnte, müßte
Mir ganz gehören, mit dem vollen Herzen,
Mit keinem Stolz als den, mein Weib zu sein;
Vor einem Weibe nie könnt ich mich beugen,
Und trüg' sie Kronen auch — genug davon —
So laß mir denn den Platz an Deinem Heerde,
Wie ich den Platz Dir gab an meinem Herzen —

Bentinck.

Mein Wilhelm!

Wilhelm (wieder ganz kalt).

Still, man kommt. Mylady Temple.

Sechste Scene.

Lady Temple (von links). **Bentinck. Wilhelm.**
(Zwei Diener folgen.)

Lady Temple (hinausrufend).
Das ſag' ich Euch, Ihr ſorgt mir für mein Pferd!
Führt's ſauber auf dem Hof. (Ei ruhig, ruhig,
(verkommend)
Ich hab' das eine nur, und bin nicht Willens,
Mit einem Ritte es zu Tod zu jagen
Und auf dem Stecken dann nach Haus zu traben.
Das ließe luſtig zu des Hof's Ergötzen —
Ich ſag's Euch, Marſch! (Klatſcht mit der Peitſche.) Jetzt
laßt mich ungeſchoren.
(Diener ab.)
Sieh' da, mein Prinz.

Wilhelm.
Grüß' Gott, Mylady.

Lady Temple.
Prinz,
Ich ſagte gern willkommen in Alt-England.
Allein, wo iſt das alte England hin?
Ich bring' den Willkomms-Gruß nicht über's Herz.
Es wär' 'ne Redensart, 'ne halbe Lüge,
Und Lug giebt's hier genug, den kann ich ſparen,
Und drum, hier nicht willkommen heiß' ich Euch.

Wilhelm.
Zürnt mir die Freundin?

Lady Temple.
Euch? Warum nicht gar?
Ich brauche meinen Zorn für andre Dinge.

Glaubt mir, hier herrscht jetzt 'ne spitzbüb'sche Wirthschaft,
Leichtfert'ger Kram, gewissenloses Heucheln,
Ein wahr's Wort ist eine rare Münze. —

Bentinck.

Die Ihr verschwenderisch zu zahlen pflegt. —

Lady Temple.

Ich bin im Uebrigen 'ne gute Wirthin.
Acht Tage sind's, daß ich zurück aus Holland.
Das war 'ne schöne Fahrt, ich werd' d'ran denken,
Sie hätten mich um's Haar in Grund geschossen,
Da läg' ich zwischen Wallfisch denn und Häring
Stumm unter Stummen, lustige Gesellschaft.

Wilhelm.

Um Gott, wie konnte das geschehn?

Lady Temple.

Ja seht,
Wir stachen flott in See in Amsterdam.
Die weiße Flagge des Parlamentairs
Mit sammt der Flagge Englands weht vom Mast,
Man ästimirt uns, und so ging es vorwärts.
Da, kaum zwölf Meilen erst von Seelands Küste,
Kommt uns in Sicht ein niederländ'scher Schoner,
Ein Schoner ja, allein uns schont er nicht,
Grad' auf uns los, sieht nur die rothe Flagge,
Und kann ein ächter Ochs die Farb' nicht leiden,
Legt breit und schießt bei Gott uns durch die Segel.
Hui, wie das pfeift, und wirr wie Kraut und Rüben
Fällt prasselnd auf das Deck die Takellage.
Mein Capitän macht ein verblüfft Gesicht
Und sagt: „Zu Eurer Sicherheit, Mylady,

Nehm' ich den Kampf nicht auf und geh' in See."
Die Mannſchaft aber, wie 'ne Meute knurrend,
Die wild am Stricke ſich der Jäger bäumt,
Steht kampfesmuthig da und glotzt mich an;
Mir ſelbſt ſtieg in's Geſicht mein engliſch Blut.
„Ei," ruf' ich, „kehrt Euch nicht an mich. Auf, Jungen,
Gebt Feuer; geht's zum Teufel, geh' ich mit."
Und Piff! und Paff! wir geben's redlich wieder.
Fragt nach, wenn Ihr zu Haus, da zog Euer Schoner,
Lahm wie ein angeſchoſſ'nes Huhn, von dannen,
Wir aber kamen mit dem Schreck davon.

Wilhelm.

Ihr ſeid ein braves Weib.

Lady Temple.

Ja, fragt nur hier,
Hier heißt man mich nur eine böſe Sieben;
Man lacht mir ſpottend nach und macht drei Kreuze,
Weil ich nicht weiß ein Blatt vor'n Mund zu nehmen.
Ich aber hab' auch nicht mein Wort geſchont;
Was ich dem ſagte, konnte jener merken,
Und bis hinauf zur Majeſtät von England.

Bentinck.

Der König iſt Euch hold aus früh'ren Zeiten,
Ihr theiltet ſeiner Kindheit Sorg' und Elend.

Lady Temple.

Nun die, weiß Gott, hat er durchaus vergeſſen.
Hui, jetzt geht's luſtig zu. Ich bin kein Feind
Von Scherz und Kurzweil — doch zu ſeiner Stunde.
Zu Grunde geht das Land — der Hof giebt Feſte,
Es heult das Volk, und wir, wir müſſen tanzen,

Wär's auch nur nach des fränkischen Ludwig's Pfeife.
Ja, ganz französisch ist man hier geworden,
Pariser Sitten und französisch Geld.
Bringt Ihr uns neue Kleiderschnitte mit?
Kennt Ihr die Sarabande tanzen? Wißt Ihr
Zum neuen Maskenfest 'ne Ueberraschung?
We nicht, was wollt Ihr hier? Kehrt heim nach Holland,
Hier richtet Ihr nichts aus, verlaßt Euch drauf,
Und darum nicht willkommen hieß ich Euch.

Bentinck.

Hört Ihr nichts von den Freunden?

Lady Temple.

Ei, die Freunde.
Was ist denn Freundschaft?

Bentinck.

Von Marie von Berk?

Lady Temple.

Gewiß, die ist ein allerliebster Trotzkopf
Und schön, nur leider eitler noch als schön;
Die habt Ihr gleich, wißt Ihr ihr nur zu schmeicheln.
Was werbt Ihr Truppen, übt sie zu dem Kampf?
Ich weiß Euch eine bessere Beschäftigung,
Lehrt Affen tanzen und den Dompfaff pfeifen,
Das unterhält die liebliche Prinzessin,
Und Ihr gewinnt sie. — Nur kein ernstes Wort
Und nichts von Krieg. Was braucht man das zu hören?

Bentinck.

Ihr seid zu hart, Mylady.

Lady Temple.

Ei, Mynheer,
Was fragt Ihr mich, wollt Ihr nicht meine Meinung?

Und wenn Ihr's beſſer wißt, wie es hier zugeht,
So ſchweig' ich gern — doch da kommt meine Tochter.
Zurück, Ihr Herrn, ſie kommt von der Prinzeſſin,
Und wie die über Ew. Hoheit denkt,
Könnt Ihr jetzt hören, doch ich ſteh' für nichts
Und geb' für Schmeicheleien keine Bürgſchaft.

Wilhelm.

Sie kommt von ihr! Komm, Bentinck.

(Zieht ſich mit Bentinck zurück.)

Siebente Scene.

Diana (von links). **Lady Temple. Bentinck. Wilhelm.**

Lady Temple.

Nun, Diana,
Tritt her, mein Kind.

Diana.

Gott grüß' Euch, meine Mutter!

Lady Temple.

Du ſprachſt den Vetter Danby, Du weißt Alles.
Thatſt Du, wie Dich der Vater hieß?

Diana.

So gut,
Als ich vermocht, denn Herzog Monmouth ging
Nicht von der Seite mir —

Lady Temple.

Ei ſeht den Schlingel!
Ich will nicht hoffen —

Diana (lachend).

Fürchtet nichts, Frau Mutter —
Ich raunte der Prinzeſſin zu —

Lady Temple.

Gut! Gut!

Diana.

Mein Vater, ſagt' ich, hätt' es mir geſchrieben.

Lady Temple.

Sie lügt wie Alle. — Nun

Diana.

Der Prinz ſei hier!

Lady Temple.

Und ſie, was ſagt ſie?

Diana.

Nichts. Sie lachte nur,
Und darauf rief ſie —

(Wilhelm und Bentinck treten näher.)

Lady Temple.

Kind, Du biſt von Athem,
Erhitzt vom Ritt, o, das verwünſchte Jagen!

Diana.

Es iſt nichts —

Lady Temple.

Eh' Du ſprichſt, da nimm mein Tuch —

Diana.

Dank, Dank!

Lady Temple.

Nun, und was rief denn die Prinzeſſin?

Diana.

Was will denn der hier? Wer hat ihn geladen?

„Kommt er von ſeinem Bettelhof im Haag,
„Sich ſatt bei uns zu eſſen? Denk' Dir, Kind,
„Der iſt ein Greis mit vierundzwanzig Jahren.
„Nun, mir iſt's recht, ſo giebt's etwas zu lachen."

Lady Temple (zu Wilhelm).
Ich hab' es Euch geſagt, da habt Ihr's nun.

Diana.
Wer ſind die Herrn?

Lady Temple.
Sprich weiter, liebes Kind.
Was wußte ſie noch mehr vom Prinzen Wilhelm?
Die Herrn ſind meine Freund' und im Geheimniß.

Diana.
Was weiß ich! Vetter Fiſchblut nennt ſie ihn,
Langweilig bis zum Sterben —

Lady Temple.
Die Prinzeſſin
Hat das geſagt, Ihr Herrn, nicht meine Tochter.
Ihr dürft ihr nicht d'rum zürnen, werther Prinz.

Diana.
Der Prinz? Er ſelbſt? O, meine böſe Mutter!
Und Alles das ſchwatzt' ich vor ihm —

Lady Temple.
So kam's
Juſt an den rechten Mann und ſparte mir
Die Müh', weitläufig weiter zu berichten.
Nun, wenn Ihr lüſtern ſeid auf den Empfang,
Bleibt, meine Herrn, wo nicht, folgt meinem Rathe
Und macht Euch heim, ſo ſchnell als irgend möglich.

Bentinck.

Noch iſt nichts aufzugeben. Auf den König
Kommt Alles an. Lord Danby ſpricht ihn jetzt,
Gleich kann er hier ſein — ſagt ein Wort, mein Prinz.

Wilhelm.

Ich wollt', ich wäre heim bei meinen Truppen.

Bentinck.

Da kommt der Lord!

Lady Temple.

Nun ſeht nur das Geſicht;
Da ſteht's geſchrieben, was er bringt. Er braucht
Den Mund nicht aufzuthun.

Achte Scene.

Danby. Die Vorigen.

Bentinck.

Sprecht, kommt der König?
Jetzt gilt's.

Wilhelm.

Er kommt?

Danby.

Prinz, Alles iſt verloren!
Der König, als ich Euch gemeldet, ließ
Sofort die Jagd in Stich, brach' auf nach London,
Er will Euch hier nicht ſeh'n.

Lady Temple.

Da haben wir's,
Er wird in großer Galla Euch empfangen.

Das iſt der Reiſe werth. Ein ſchöner Plan,
Den Ihr erſonnen hinter meinem Rücken!
(Zu Bentinck.)
Macht meinem Alten doch ein Compliment
Für dieſen Einfall, wenn Ihr heimgekehrt.

Danby.

Und alſo iſt der Auftrag meines Herrn:
„Sagt Unſerm Vetter, käm' er als der Sohn
„Der theuren Schweſter, ſei er Uns willkommen,
„Mit dem Statthalter der vereinten Staaten,
„Mit denen Wir im Krieg, wie ihm bewußt,
„Da hätten Wir durchaus nichts zu verhandeln."

Bentinck (ganz ruhig).

Wir kehren heim, mein Prinz, noch dieſe Stunde?

Danby.

So rath' ich ſelbſt, hier iſt nichts zu gewinnen.
Geſcheitert iſt der Plan, der König zürnt —
Ihr ſtürzt uns in's Verderben, wenn Ihr bleibt.

Diana.

Was ſteht Ihr ſchweigend? Sprecht ein Wort, Frau Mutter,
Beim Zorn des Königs, ſagt ihm, daß er geht.

Lady Temple.

Mir will's nicht in den Sinn!

Bentinck.

Zu Roß, zu Roß!

Wilhelm.

Halt, ſag' ich. Widerſtrebend kam ich her:
Nicht ich, nur Ihr vertrautet dieſem Plan;
Doch jetzt, da alle Ihr den Muth verloren,
Jetzt reizt er mich — und alſo bleib' ich hier.

Danby.

Ihr wolltet? Wie? Mein Prinz, Ihr zwingt mir ab
Des Königs ganzen Auftrag —

Wilhelm.

Ei, laßt hören!

Danby.

Er ſprach: „Käm't Ihr als Niederländer nicht,
„Gäbt Ihr vielmehr die Sache Hollands auf,
„Vergebung flehend, daß Ihr ihn verletzt,
„So wollte er in London Euch empfangen."

Bentinck.

Wie? Unerhört —

Danby

Und die Prinzeß von York —

Diana.

Schweigt, ſeht den Zorn erglüh'n auf ſeiner Stirn —

Danby.

Rief ſpöttiſch: „Knien muß der barſche Vetter,
„Abbitten zu des ganzen Hof's Ergötzen."

Lady Temple.

Genug, Mylord!

Danby (für ſich).

Jetzt, denk' ich, wird er geh'n.

Wilhelm.

Das war, Mylord, des Königs eig'nes Wort?

Danby.

Mit Jubel hörte es der Herzog Monmouth.

Wilhelm.

Und vor dem ganzen Hof?

Diana.

Mich überläuft's.

Wilhelm (der ſinnend daſtand).

Die Pferde, Bentinck, ſchnell!

Danby.

Nun Gott ſei Dank!
Er geht!

Lady Temple.

Ich faſſ' ihn nicht. Mein Prinz, Ihr wolltet
Zurück zum Haag?

Wilhelm.

Wer ſagt Euch das, Mylady?
Bin ich der Mann, den Hinderniſſe ſchrecken?
Den Dreh'n und Spott von ſeinem Ziele lenkt?

Lady Temple.

So recht, mein Prinz, wenn Ihr jetzt weichen wolltet,
So wär't Ihr ja nicht Wilhelm von Oranien.
Ich war nicht für den Plan. Mit glattem Wort
Durchſchmeicheln, das iſt Eure Sache nicht.
Jetzt iſt's ein Kampf, den führt Ihr ſchon zu Ende.

Danby.

Das Weib iſt toll —

Diana.

Frau Mutter, ich beſchwör' Euch —

Wilhelm.

Spott, und von ihr? ſie iſt ein eit'les Kind;
Herzlos vergaß ſie früh'rer Jahre Freundſchaft.
Mich zu verſpotten, mir in's Angeſicht,
Soll ſie nicht wagen, dafür ſteh' ich ein.

Diana.

Mir graut —

Danby.

Mein Prinz, denkt, daß der König zürnt,
Daß Er Euch weigert —

Wilhelm.

Halt, Mylord! Ich weiß,
Was mir gebührt. Ein Volk steht hinter mir.
Statthalter nenn' ich mich der Niederlande,
Den weist man nicht mit dreh'ndem Wort zurück.
Und sie, trotz jenes Kindes Spott und Lächeln,
Trotz eines Königs Zorn, der mich nicht schreckt,
Trotz der Intriguen eines ganzen Hofs
Und einer Welt von Feindschaft, die mir droht,
Schaff' ich mir doch Gehör, verlaßt Euch drauf,
Und kühn die ganze Wucht der Wahrheit werf' ich
In das Gewebe, das die Lüge spann,
Zerreißen soll's — und ade, auf nach Londen!

Lady Temple

(zu Diana und Danby, die ihm in den Weg treten wollen).
Ei, laßt ihn doch! — Der wird es Euch schon zeigen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Palais des Herzogs von York. Zimmer der Prinzessin Marie. Mittelthür. Links Seitenthür. Reich möblirt. Verhänge über den Thüren.)

Erste Scene.

Marie (sitzt links). **Diana** (mit einer weiblichen Arbeit weiter zurück). (Später) **Diener.**

Marie.

Hört man denn heut' von Dir kein Wort, Diana?
Was ist Dir, Kind?

Diana.

Ich trau' mich nicht zu reden,
Zu lächeln kaum. Hab' ich nicht Ew. Hoheit
Mein ganz' Geheimniß, meine Angst und Noth
Getreulich vorgeplaudert und geklagt?

Marie.

Nun denn, erzähl's noch einmal —

Diana.

Ihr seid grausam!

(Steht auf.)

Steh' ich nicht schon hier zum Gott Erbarmen?
Bleich, ein leibhaftig' Staatsgeheimniß, zitternd;
Ein Espenlaub im Sturm der Politik.

Vernehmt die Beichte denn zum zweiten Mal:
Es kam der Prinz — ganz wider meinen Willen.
Ich wußte, daß er käm', 'ne Stunde just,
Eh' es bekannt geworden — aller Welt,
Weil man mir's sagte, wie ich mich auch sträubte!
Ich sah ihn — weil er dastand — und ich hörte
Ihn reden, weil ich doch einmal nicht taub.
Das Uebrige geht mich durchaus nichts an.
Nehmt das Bekenntniß meiner großen Schuld
(Fällt ihr zu Füßen.)
Und sprecht mich endlich frei! —

Marie (streichelt sie).

Du bist ein Schelm!
Erzähl' von ihm.

(Diana macht eine bittende Bewegung.)

Zur Strafe, ich befehl' es.

Diana.

Nun, die Verantwortung auf Ew. Hoheit.
Darf man denn von ihm reden?

Marie.

Wenn ich's ford're.
Wie sieht er aus?

Diana.

Er ist Eu'r Blutsverwandter,
Allein, bei Gott, ich find', er ist nicht schön.
Straft mich, wenn's Hochverrath. Blaß sind die Züge,
Die Stirne düster, anmuthslos die Haltung.
Ich würd' ihn fürchten —

Marie.

Ei, Du bist ein Kind.
Ich glaub', ich lach' ihn aus, wenn ich ihn sehe —

Diana.

Um Gott, Prinzeſſin, nur das Eine nicht;
Spott reizt ihn gleich zum Zorn. Er hat geſchworen,
Er ſteh' dafür, daß man ihn nicht verlacht.

Marie.

Ei, hat er das geſagt?

Diana.

Und mit 'nem Ausdruck!
Mir ſtarrt das Blut zu Eis, wenn ich dran denke.

Marie.

Neugierig wär' ich doch auf dieſen Bären.

Diana (für ſich).

Mein beſtes Kleid zum Pfand, — ſie wird ihn ſehen.

Marie.

Was ſagſt Du?

Diana.

Nichts! Eins wüßt' ich gar zu gern:
Wie lang' iſt's her, daß Ihr den Prinzen ſah't?

Marie.

Weshalb?

Diana.

Ei nun —

Marie.

Was denkſt Du bei der Frage?

Diana.

Was ich Euch ganz gewißlich nicht verrathe.

Marie.

Ich bitte Dich, Diana!

Diana.

Nimmermehr.

Marie.

Ei, ſo befehl' ich's —

Diana.

Nun, da haben wir's.
Ihr habt mein Leben, meines Tages Dienſte,
Den Schlag des Herzens und wollt unerſättlich
Auch die Gedanken noch des kleinen Hirns.
Was bleibt mir denn für mich?

Marie.

Komm', ſei kein Kind
Und laß mich wiſſen, was Du denkſt.

Diana.

Je nun,
Als ich Euch nannte, färbte ſich die Wange,
Das Auge blitzte auf bei Eurem Namen.

Marie.

Des Prinzen Auge?

Diana.

Nun weiß' Andren ſonſt?
Daß ihn der König abwies, ließ ihn kalt
Wie Marmor, Euer Spott bracht' ihn zum Zorn.
Und deßhalb wüßt' ich gern —

Marie.

Du willſt mich necken —

Diana.

Nein, nein, bei Gott, ich traue meinen Augen.

Marie.

Wann war's, daß ich zum letzten Mal ihn ſah?
Mir dämmert auch ſein Bild in dem Gedächtniß
Wie eine Mähr', die mir als Kind erzählt.

Zehn Jahre ſind's — er war ein Jüngling kaum,
Ich noch ein Kind —

Diana.

Nun, hab' ich's doch gedacht —
Ihr könntet nimmer wieder ihn erkennen,
Und ſo iſt's gut, daß Ihr ihn garnicht ſeht —

Marie (auffahrend)

Er würde doch zu mir nicht kommen wollen?
Ich wies ihn ab —

Diana.

Das wollte ich Euch rathen.
Am End' noch ſagt er Dinge, die fatal,
Und grade weil ich glaub', daß er drauf brennt,
Euch zu begrüßen — ließ ich ihn nicht vor.

Marie.

Mein Vetter freilich iſt er —

Diana.

Ei, was thut's!
Muß man ſich denn um jeden Vetter kümmern?

Marie.

Man preiſt als Helden ihn —

Diana.

Das iſt er ſicher.
An Muth ein Jüngling, Mann an Ueberlegung.
Bewundern muß man ihn, doch nur von fern.

Marie (auf- und abgehend).

Ich weiß nicht, was mich reizt? Iſt's die Erinn'rung
Der Kindertage? nein! Er wagt zu droh'n,
Daß er nicht meinen Spott ertragen will;
Ich möchte meine Laun' an ihm verſuchen.

Diana.

Um Alles in der Welt.

Marie.

Was wär's auch mehr?
Er iſt mein Vetter — ein berühmter Held.
Ich hätte Luſt.

Diana.

Doch nicht ihn gar zu ſeh'n?
Bedenkt!

Marie.

Er wird ſich garnicht melden laſſen.
Er denkt nur Eins — an ſeine Politik —

Diana (für ſich).

Jetzt wird es Zeit bald ſein für meine Meldung.

Diener (kommt).

Empfangen Ew. Hoheit?

Marie (ſchnell).

Ei gewiß!
Diana, ſollt' er's wagen, doch zu kommen?
Mir bebt das Herz, ſo würde ich ihn ſeh'n.

Diener.

Der Herzog Monmouth bittet um die Gnade.

Diana (für ſich).

Der? O verwünſcht, ſie war ſo gut im Gange.
Nun iſt's vorbei —

Marie.

Der Herzog Monmouth? Wie,
Zu dieſer Stunde? Sagt, er müßt' es wiſſen,
Daß heute kein Empfang bei mir.

Diener.

Ew. Hoheit!
Er kommt im Auftrag ſeiner Majeſtät.

Diana (für ſich).

Auch das noch —

Marie.

Geht! Nein, bleibt! Hilf doch, Diana.
Ein Auftrag Seiner Majeſtät? Und doch —
Ich bin nicht wohl.

Diener.

Da iſt der Herzog ſelbſt!

(Monmouth tritt ein. Diener ab).

Zweite Scene.

Monmouth. Marie. Diana. Später **Diener.**

Monmouth.

Wie geht's Ew. Hoheit nach dem Schreck von geſtern,
Der unſ'rer Jagd ein plötzlich Ende machte
Und uns ſo ſchnell zurückgeführt nach London?

Marie (hat ſich geſetzt).

Erträglich!

Monmouth.

Wie Ihr ſchön war't auf der Jagd,
Umſtrahlt von der Erregung dieſer Luft,
Die Locken flatternd in des Herbſtes Hauch,
Das Aug' dem Falken gleich die Luft durchblitzend.

Marie.

Iſt das der Auftrag Seiner Majeſtät?

Monmouth.

Vergebt — ich ſah Euch und vergaß des Auftrags.

Marie.

Den ich begierig wäre zu vernehmen.

Monmouth.

Ich komm' ſo eben vom Lever. Der König
War — Euch verrath' ich's — nicht in beſter Laune.
Verſammelt waren die Großwürdenträger,
Die Staatsminiſter; Seine Majeſtät
Begrüßte Alle, nur Lord Danby nicht.
(Zu Diana).
Es thut mir leid, daß ich's Euch ſagen muß,
Euch, der Vertrauten dieſes edlen Lord
Und ſeiner niederländiſchen Intriguen.

Diana.

Wie gut Ihr ſeid, Mylord!

Monmouth.

Mit dem Geſandten
Von Frankreich ſprach der König lang und dringend;
Er hätte von des Prinzen von Oranien
Abſicht, hierher zu kommen, nichts gewußt
Und wäre überraſcht — noch mehr, unwillig.
Privataudienz würd' er ihm nicht ertheilen,
Und könnt' er's nicht umgeh'n ihn zu empfangen,
So ſicher nur im Beiſein der Geſandten
Und der Miniſter bei der großen Cour.
Mir ſchien's, Lord Danby biß ſich auf die Lippen,
Daß ihm der ſchöne Streich ſo ſchlecht gelang.

Marie.

Ich wüßte nicht, was mich das Alles angeht?

Monmouth.

Euch ſchickt der König ſeinen gnäd'gen Gruß;
Nicht als Verwandten wollte er den Prinzen
An dieſem Hof betrachtet ſeh'n und wünſchte,
Daß Ew. Hoheit ihn auch nicht empfängt.

Marie (ſteht auf).
Iſt das ein Rath nur, oder ein Befehl?

Monmouth.
Nehmt's, wie Ihr wollt.

Marie.
Ich bin kein Kind, Mylord,
Ich bin geboren für den Thron von England,
Dem Gott noch lange fern mich halten möge,
Und weiß mir ſelbſt zu rathen — doch Befehle
Empfang' ich nur aus meines Königs Munde.

Monmouth.
Ich ſeh', Ihr habt nicht Eure Zeit verloren,
Mylady Temple —

Diana.
In dem gleichen Falle
Seid Ihr nicht, Prinz — ſo ſehr ich es bedaure.

Diener
(tritt ein, einen Brief auf einem ſilbernen Teller).
Ein Brief vom Prinzen von Oranien.

Marie.
An Uns?

Monmouth.
Ihr dürft ihn nicht eröffnen, Hoheit,
Beim Zorn des Königs.

Marie.
Iſt der Brief an Uns?

Dien.
An Miß Diana Temple.

Diana.
Großer Gott!

Ich rühre ihn nicht an. Schützt mich, Ew. Hoheit,
Vor der Correſpondenz —

Monmouth.

Ihr ſeht es denn,
Ob Euch die Dame dient, ob andren Plänen —

Marie.

Erbrich den Brief.

Diana.

Ihr habt's befohlen, Hoheit.
(Erbricht den Brief.)

Monmouth.

Ihr wünſcht nicht, daß ich Seiner Majeſtät
Ein Wort von dem verſchweige, was ich ſehe.

Diana (zitternd).

Er bittet mich um eine Unterredung.

Marie.

Du wirſt ihn hier empfangen! (Zum Diener). Bring' die
Antwort. (Diener ab.)

Monmouth.

In Eurem Zimmer?

Marie.

Meine Damen ſteh'n
In meinem Schutz und ſehen nicht Beſuche,
Als hier bei mir. — Ihr ſeid entlaſſen, Herzog.
(Ab nach links.)

Dritte Scene.

Diana. Monmouth.

Monmouth.

Ihr werdet heut' alſo den Prinzen ſeh'n?

Diana.

Wie Ihr vernahmt, ſo ward es mir befohlen.

Monmouth.

Und ob Ihr mir nicht gefährlich ſcheint,
Im Conſpiriren blieb' ich doch zur Stelle,
Denn keinen Feind muß man zu klein erachten.

Diana.

Das wagt Ihr gegen der Prinzeſſin Wunſch,
Die Euch entließ —

Monmouth (wirft ſich in einen Seſſel).

Ich wag' es, wie Ihr ſeht.

Diana.

So werde ich den Prinzen nicht empfangen.

Monmouth.

Ei, deſto beſſer — gegen den Befehl,
Und nur die Abſicht melde ich dem König.

Diana.

So iſt denn Alles wider mich verſchworen.
Der drängt mir ein Geheimniß auf, der läßt
Sich bei mir melden, man verdächtigt mich;
Eh' ich's verſehe, bin ich ſtaatsgefährlich.

Monmouth.

Ihr ſeid's! denn wißt Ihr, welchem Plan Ihr dient?
Um Frankreichs mächt'ge Bund'sgenoſſenſchaft,
Die weiſe Staatskunſt, alten Zwiſt vergeſſend,
Mühſam erwarb, betrügt Ihr dieſes Land;
Die thöricht blinde Sympathie des Volkes
Schür't Ihr zum Aufruhr.

Diana.

Prinz, Ihr macht mich lachen.
Ich thu' das Alles? —

Monmouth.

Und d'rum bleib' ich hier —

Diana.

Um Gott!

Monmouth.

O, nicht aus Neugier — um dem König
Getreulich jedes Wort hier zu berichten. —

Diana (händeringend, für ſich).

Ich bin im Garn, es ſchlägt das Netz zuſammen.
Die arme Lerche, die ſo harmlos ſang,
Kommt um den Hals! — Weh' mir, da kommt der Prinz!

Vierte Scene.

Wilhelm. Diana. Monmouth. (Darauf) **Marie.**

Wilhelm.

Ich find' Euch nicht allein, Mylady Temple?
Noch mehr, nicht find' ich die Prinzeſſin hier,
Wie Ihr durch Eure Mutter mir verheißen —

Diana (für ſich).

Das ſpricht er aus — jetzt bin ich nicht zu retten.
(Laut).
Der Herzog Monmouth, der uns die Befehle
Des Königs brachte.

(Stumme Verbeugung.)

Wilhelm.

Bin ich, hier am Hofe,
Der ehedem mir zweite Heimath war,
So ſehr verachtet oder ſo gefürchtet,
Daß meine Baſe ſelbſt, Marie von York,

Den einz'gen Vetter und den Freund der Kindheit
Nicht wagte, ohne Zeugen zu empfangen?
Und wagte als ich fern war, mein zu ſpotten?
Man nannte ſie mir eitel und ergeben
Dem Tant der Weltluſt, aber ich vertraute
Noch immer auf ihr königliches Herz,
Das höher ſchlüge als für höf'ſche Rückſicht.
Ich irre mich in ihr — und ſo lebt wohl.

(Ab.)

Diana.

Nun, Gott ſei Dank, er geht!

Monmouth.

Prinz von Oranien!
Ihr achtet mich zu klein für einen Gruß.
Ich bin ſo klein nicht an dem Hof von England,
Und was ich gelt' als Feind, ſollt Ihr erfahren.

Marie (ſehr erregt eintretend).

Ruf' ihn zurück, Diana — auf der Stelle! —

Monmouth.

Ihr wolltet? —

Marie.

Ihr noch hier, Mylord?

Monmouth.

Bedenkt
Das Wort des Königs —

Marie.

Spart den Rath, Mylord,
Mißachtend ging er fort, ich muß ihm zeigen,
Daß wir ihn hier nicht fürchten, daß ich's wage
Trotz des Befehls und trotz der Politik,
Ihn doch zu ſeh'n. Die Erbin dieſes Throns,

Die kein Geſetz erkennt, als ihren Willen,
Iſt ihrer Ehre ſchuldig, das zu zeigen —

Monmouth (zu Diana).

Kein Wort entging ihr — nie wird ſie's vergeben.
Ruft ihn in Gottes Namen.

Diana (für ſich).

Nein, ſie darf
Ihn nicht ſo ſeh'n —

Marie.

Geh', ich befehl' es Dir,
Und führe ihn zurück, um jeden Preis —

Monmouth.

Eilt doch, Mylady, löſt das Wort, daß Ihr
Durch Eure Mutter gabt —

Diana.

Jetzt iſt's vorbei,
Und Alles iſt verloren.

(Händeringend ab.)

Marie.

Herzog, bleibt!
Ihr habt Euch eingedrängt — jetzt um ſo beſſer.
Erzählen ſollt Ihr Seiner Majeſtät,
Wie dieſen ſtolzen Vetter ich empfangen,
Der ſich vermißt, nicht meinen Spott zu dulden.
Ich trau' mir zu, den Bären noch zu zähmen,
Zu zeigen ihm, dem groben Niederländer,
Die anmuthsvolle Sitte unſres Hofes.

Monmouth.

In dieſer Laune hat es nicht Gefahr.

Fünfte Scene.

Wilhelm. Diana. Monmouth. Marie.

Marie.

Da iſt er ſelbſt — (Sie faßt ſich). Seid mir willkommen,
Vetter!

Wilhelm (für ſich).

Wie iſt ſie ſchön!

Diana (leiſe zu Wilhelm).

Nur nicht den Krieg erwähnt.
Ein freundlich Wort, mein Prinz, ich bitt' Euch d'rum.

Wilhelm (für ſich).

Sie iſt's. Des Kindes Züge find' ich wieder,
Und doch verloren iſt mir jenes Kind.
(Laut).
Ihr habt mich rufen laſſen, was befehlt Ihr?

Diana (zu Marie).

Sprecht von der Kindheit.

Marie.

Still! Verzeiht mir, Vetter.
Neugierig war ich Euch zu ſeh'n. Man ſpricht
Von Euren Heldenthaten, Eurem Ruhm —
Das reizt uns Frau'n —

Wilhelm.

Neugier? Nichts mehr? —
Lebt wohl!
(Will gehen.)

Diana (tritt ihm in den Weg).

Prinz, ich beſchwör' Euch —

Marie.

Iſt das Euer Gruß?
Ein Abſchied, eh' Ihr noch Willkommen ſagtet!
Nun freilich, was kann ich dem Helden bieten,
Der Lorbeer träumt, deſſ' Wort ein Blitz des Schwerts,
Und der, wie man mir ſagt, nicht Scherz verträgt —
Ich eine kleine eitele Prinzeſſin!
War's nicht ſo, Vetter? (Zur ſich). Wie, er ſenkt den Blick?
Iſt das der übermüthige Oranier?
Jetzt gilt es, die Verwegenheit zu ſtrafen.

Wilhelm.

Habt Ihr kein and'res Wort für den Genoſſen
Der Kindheit?

Marie.

Kinder, denk' ich, ſind wir nicht mehr.
(Mit Ironie).
Habt Nachſicht denn, mit meinem Plaudern, Prinz,
Hab' ich doch nichts gelernt, als fröhlich ſein,
Und nichts erlebt, als Feſte, Jagd und Tanz;
Weiß, wie ein Mädchen, nur von Putz zu reden,
Von buntem Schmuck —

Wilhelm.

So ſpricht man nur von Luſt,
Von Schmuck und Feſten an dem Hof von England?
Nicht von der Noth des Landes, von dem Elend
Des Kriegs, des Hungers, von des Volkes Wünſchen?
Glaub' ich's, daß meine königliche Baſe,
Die einſt die Krone tragen wird, nichts weiß
Von alledem? —

Marie (für ſich).

Er bringt mich aus der Faſſung.

Wär' Herzog Monmouth fern. Er darf nicht sagen,
Daß ich vor ihm beschämt den Blick gesenkt.
(Laut).
Nehmt Platz!
(Sie setzt sich.)
Erzählt' mir, bitt' ich, von dem Haag.
(Wilhelm setzt sich.)
Man hört vom Glanze Eures Hof's so wenig,
Trägt man sich spanisch noch?

Diana (für sich).
Weh' uns, schon schwillt
Die Zornader auf des Prinzen Stirn.

Wilhelm.
Man trägt sich kriegerisch im Schmuck des Eisens —

Marie.
Und damit tanzt man? Ei, das möcht' ich seh'n,
Denn Feste giebt es doch im Haag?

Wilhelm.
Schenkt Gott
Uns Siege, fehlt uns sicher nicht das Fest.

Diana (für sich).
Ich steh' auf Kohlen.

Monmouth
(der indessen in der Fensterbrüstung rechts dastand).
Ei, mein edler Prinz,
Ihr sprecht von Siegen? Hört' ich sagen doch,
Ihr käm't, um hier den Frieden zu erfleh'n —

Wilhelm.
Ich kam, um ihn zu bringen, und ich bot
Mehr, als ich forderte —

Marie.

Mein edler Vetter!
Wir müssen Euch am End' noch dankbar sein,
Daß Ihr Euch gnädig müht um Englands Wohl.
Ei, sorgt für Eure Niederlande auch —

Wilhelm (springt auf).

Mit jeglichem Gedanken thu' ich das.
Dies Volk, das Handel lernte und Gewerbe,
Zwingt Noth zum Kriege, und dies kleine Land,
Bedrängt und überflutet von den Herren,
Den siegsgewohnten, zweier großen Reiche,
Steht auf für seine Ehre, seine Freiheit;
Ein Kampf, so ungleich, wie der Strom den Tropfen,
Die uns der Regen sendet auf die Erde.
Und dieses Volkes Haupt bin ich geboren,
Und dieses Land hofft jetzt auf mich allein,
Und diese Tropfen sammle ich zur Fluth
Und will den Kampf mit Gott zu Ende führen

Diana (halbleise zu Marie).

Wenn Seine Majestät erführe —

Monmouth.

Er allein
Die Hoffnung eines ganzen Volks!

Marie (immer verlegener).

Nicht weiter,
Ich darf davon nichts hören; sagt mir lieber,
Wie kürzt Ihr, wenn die Waffen ruh'n, den Winter?

Wilhelm.

Den Winter? Nun, Euch bringt er Zeit auf Zeit,
Doch mir, mir wird er Bund'sgenoß und Freund.

Den Feind in ſeine Feſten zwingt er ein;
Mir ſchlägt er eiſ'ge Brücken über'n Strom,
Füllt mit des Schnees Wucht die Schluchten aus
Und ſtarrt zum Pfade der Kanäle Becken
So eil' ich durch mein Land von Ort zu Ort,
Bald mit dem Schlittſchuh über Ströme gleitend,
Bald von der Flocken Wirbeltanz umhüllt,
Im Schlitten fliegend über Schlucht und Höh'n;
Es kracht das Eis, das Roß verſinkt, es kommt
Die Nacht, eh' ich ein ſchirmend Ziel erreicht.
Auf weichem Schnee bereitet iſt das Lager.
O, dieſe Tage mit dem trüben Schein,
O, dieſe Nächte mit den klaren Sternen,
O, dieſe Ruhe rings in der Natur,
Die Muth und Kraft im Herzen neu entflammt;
Allüberall wirbt ſie ein neues Heer
Rings in dem Schooße mir des eig'nen Land's.
Dem Winter dank' ich das, den Ihr durchſchwärmt;
Wenn er dahin — fragt, wie ich ihn benützt —

Diana.

Um Alles in der Welt, nicht weiter —

Monmouth.

Prinz,
Und wenn der Winter ſchied?

Wilhelm.

Wenn Frühling kam
Und neues Leben ausbricht aller Orten,
Im Feindeslager ſich's erwachend regt,
Dann, wie von neuem Lenzes-Zauberſchlag,
Steht rings mein Volk auf's Neu' in Waffen da.
Kampf überall, Gefahr an allen Enden,

Und überall gerüstet meine Schaar.
Doch harren ihres Führers soll sie nicht,
Denn ich bin da, und stärken wird mich Gott!

Marie.

Was könnt Ihr gegen Frankreichs ganzes Heer
Und gegen Englands Macht? —

Wilhelm.

Vielleicht nicht siegen,
Doch kämpfen Schritt für Schritt, um jeden Fußbreit —

Marie.

Und endlich doch den Fall der Heimath seh'n.

Wilhelm.

Nie! — Eh' auf letzter Scholle werd' ich fallen
Und untergehen in dem letzten Kampf.

Monmouth.

Und daran Euer Heldenleben jetzt Ihr?
Holland zu retten, hofft Ihr selber nicht.

Wilhelm.

Was nennt Ihr Holland? — Ist's der Streifen Erde,
Den sich ein Volk vom Meere hat erkämpft?
Den es erwerben mit dem Fleiß der Hand?
Sind es die Städte, die auf schwache Pfähle
Die Kraft des Volkes mächtig gründete?
Ist es ihr Schmuck, den heim'sche Kunst erzeugt?
Ihr Reichthum, den aus aller Länder Schätzen
Auf leichtem Kiel der Muth zusammentrug?
Nein, das ist Holland nicht! — Des Volkes Geist,
Dem Fleiß und Kraft und Kunst und Muth entsprang,
Das ist das Holland, dem ich mich geweiht,
Das ist die Heimath nur, für die ich lebe.

Mögt Ihr erobern Städte auch und Land.
Frei, ungebrochen bleibt der Geiſt des Volks,
Und was er einmal zeugte — eine Heimath,
Das wird er gründen auch zum zweiten Mal.

Monmouth.

So kühne Pläne ſinnt Ihr?

Wilhelm.

Ja, Ihr könnt
Verdrängen uns von dieſer armen Schelle,
Doch frommt's Euch nicht — das Meer nimmt ſie zurück.
Zerſtören können wir, was wir gebaut;
Es bricht der Damm, und brauſend rollt' die Fluth
Sich über Eures blut'gen Sieges Preis,
Uns aber trägt die Flotte über's Meer;
Frei zieht der Geiſt der Heimath uns voran.
Und an der Küſte einer andern Welt
Steigt kühn ein neues Holland aus dem Boden;
Ein neues Land erobert unſer Fleiß;
Die üpp'gen Fluren furcht zur Saat der Pflug;
Der Hochwald lichtet ſich im Blitz der Axt;
Zu Dorf und Städten reihen ſich die Hütten,
Bis prächtig dann ein neues Amſterdam
Dem Schwane gleich, der in die Wellen tauchte,
Sich glänzender erhebt aus Meeres-Schooß.
In ſeinem Hafen ſinkt des Kaufherrn Anker,
Die ſtolzen Schiffe drängen ſich zum Port,
Denn unſer bleibt, wie ehedem, das Meer.
Der Wüſte gelber Sand, die blaue Fluth,
Nicht neid'ſche Nachbarn grenzen dieſes Land,
Das üppiger die Tropenſonne küßt,
Und über das ein Palmenſegen rauſcht.

Und das iſt Holland wieder, unſ're Heimath;
Die Heimath des Gedankens und der Kraft,
Die uns der Geiſt des Volkes neu geboren.
So frag' ich denn, kann Holland untergeh'n?
So wenig, als an roher Schwertesſpitze
Der Muth verblutet, der durch Welten fliegt,
So wenig der Geſchoſſe träges Blei
Dem Fluge folgt der ſchaffenden Gedanken,
So wenig Feſſeln trägt der freie Geiſt,
Und alſo ewig nenn' ich dieſe Heimath.

Marie (für ſich).
Wie wag' ich, die Blicke noch zu heben?
Ich ſteh' beſchämt.

Monmouth.
Zum erſten Male blicke
Ich ſchwindelnd in die Seele eines Helden.

Wilhelm.
Ihr ſeht, ich bin ſo tief noch nicht gebeugt,
Daß ich um Frieden betteln muß. Das aber,
Das ſeh' ich ein, hier kann ich nichts gewinnen.

Monmouth
(nicht mehr ſeiner Bewegung bewußt).
Eins habt Ihr ſchon gewonnen — einen Freund!

Wilhelm.
Herzog von Monmouth, wie verſteh' ich das?

Monmouth.
Ich ſteh' beſchämt, ein Knabe, vor Euch da,
Doch fiel Eu'r Wort, ein Funke, in mein Herz;
Begeiſternd ſchlägt dem Helden es entgegen,
Und wie es reift und glüht in dieſer Stunde,

Wird einst es, denk' ich, Eurer würdig schlagen.
Zählt jetzt auf mich.

Diana.

O, traut ihm nicht, mein Prinz!

Monmouth.

Seht mir in's Auge fest und unverwandt;
Wenn je der Blick der Spiegel war der Seele,
Müßt Ihr hier Wahrheit lesen, wagt's mit mir!

Wilhelm.

Ihr bietet Freundschaft — nun, ich nehm' sie an.
(Reicht ihm die Hand.)

Monmouth.

Nicht meines Vaters reichste Gnade hat
Mich je so stolz gemacht, wie dieser Handschlag.
(Er schlingt den Arm um Wilhelm, der sich zum Gehen wendet.)

Wilhelm.

Auf Wiederseh'n, wenn mir's vergönnt, Marie!
(Ab mit Monmouth.)

Marie.

Er geht? Sahst Du den kalten Blick, Diana?
Und ich, beschämt nur konnt' ich vor ihm steh'n.
(Sie sinkt in Diana's Arme.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Großer Audienzsaal in Whitehall. Im Hintergrund eine offene Gallerie mit Säulen. Links der Eingang zu den Zimmern des Königs. Links im Hintergrund Armsessel.)

Erste Scene.

Haushofmeister und **Diener** (die die Meubles stellen).

Thürsteher.

Haushofmeister.

Punkt Eins erscheint der König. Jetzt ist's halb.
In einer Stunde ist die Cour vorbei.

Diener.

Empfangen wird nun also doch der Prinz?

Haushofmeister.

Nun, wie man's nimmt. Empfang und Abschied reichen
Sich hier die Hand.

Diener.

Und nichts wird aus dem Frieden?

Haushofmeister.

Was geht's Dich an?

Diener.

Hab' auch 'nen Sohn dabei.

Haushofmeister.

Still! Die Minister in der Gallerie!

Die Lords verſammeln ſich im rothen Zimmer,
Die Envoyés im blauen Sternenſaal;
Den Vortritt hat Marquis von Barillon.

Diener.

Der hämiſche Franzoſ.

Haushofmeiſter.

Ei, halt' Dein Maul.
Dich kümmern nur die Seſſel bei der Cour,
Und für das Andre laß die Andren ſorgen.

Diener.

Die Seſſel? Ja, Pariſer Gobelins,
Die ſchickt der König Ludwig, und dafür
Schickt man die Landeskinder in den Krieg,
Wie's Frankreich will. In Wuth nur klopf' ich aus
Die Gobelins, als wären es Franzoſen.

Thürſteher

(in der Gallerie mit dem Stabe aufſtoßend).

Ihre Hoheit, die Prinzeß von York!

Haushofmeiſter.

Macht fort!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Marie. Diana.

(Marie tritt ein in großer Toilette, gefolgt von ihren Damen und Diana. In der Gallerie macht ſie den Damen eine Bewegung, worauf dieſe in der Gallerie zurückbleiben. Diana folgt der Prinzeſſin.)

Marie.

Die Stunde kommt! Mir bebt das Herz, Diana.

Krieg oder Frieden trägt ſie in dem Schooß,
Und dies Begegnen wird entſcheidend ſein.
Wie geht es meinem gnäd'gen Herrn und König?
Lord Danby kam von ihm; Du ſprachſt ihn, ſah' ich —
Was ſagt, was hofft er?

Diana.

Wenig, Ew. Hoheit;
Der König zürnt. Er ſpeiſt heut Nacht allein,
Verſtimmt und heftig ſchien er meinem Vetter.
Ihr ſeid zerſtreut, Ihr hört mich nicht!

Marie

(die indeſſen, ohne auf Diana zu hören, auf- und abging).

Vergieb.
Ihn ſoll ich wiederſeh'n. Es tritt das Blut
Mir in die Wangen, denk' ich der Begegnung.
Ich wollte ſtolz und ſpottend ihn empfangen,
Ihn ſtrafen für ſein übermüth'ges Wort,
Doch dann der Kindheit holder Luſt gedenken
Und ſchwelgen in Erinn'rung alter Zeit —
Und nun —

Diana.

Ei, dazu findet ſich noch Rath;
Laßt erſt die Cour vorbei ſein.

Marie.

Nimmermehr.
Die alte Freundſchaft, glaube mir, iſt todt;
Nie über meine Lippen brächt' ich jetzt
Ein freundlich Wort. — Stand ich nicht da vor ihm
Beſchämt, verwirrt und keiner Sylbe mächtig?
Und ſiegesſtolz und eiſig ging er fort.

Und Monmouth war dabei. — Dem ganzen Hof,
Der ganzen Stadt jetzt dien' ich zum Gespött —

Diana.

Um diesen kleinen Herzog? Ei, Ew. Hoheit,
Der erst gewaltig prahlt mit seinem Haß
Und endlich bettelt um 'nen Druck der Hand;
Der sollt' mir wahrlich keine Sorge machen.

Marie.

Ich mußt' mich anders fassen, glaube mir;
Da ich's einmal gesagt, mit Spott ihn strafen
Und trotzen seinem Zorn. — Nicht doch, Diana!
Wie konnt' ich das? Er stand, ein kühner Held,
Gewaltig, wie noch Niemand ich gesehn,
Von des Gedankens Flügelschlag umrauscht,
Ein Mann, im Ernst des Lebens, vor mir da,
Und meine Thränen hielt ich kaum zurück.
Wo nähm' ich, bebend in der tiefsten Brust,
Den Spott noch her, mit dem ich treffen wollte?

Diana.

Nun, desto besser, Euer Vetter ist's,
Ein Bruder fast, und Eurer Kindheit Freund.
Seid stolz auf ihn, Ihr habt dazu das Recht.
Ich hätte ihm mein ganzes Herz gezeigt,
Die alte Liebe —

Marie.

Still, Diana, still!
Mißachtend ging er fort — mir bricht's das Herz.
(Sie bricht in Thränen aus.)

Diana.

Faßt Euch — mißachten Euch? Warum nicht gar?

Marie.

Ich hab's verdient, ich fühl's, ich hab's verdient.
Er nahm mich nur, wie ich mich ihm gezeigt,
Ein eitles Kind, das mit den Flittern spielt
Und seines Lebens Ernst noch nicht begreift.
Er riß den bunten Verhang meiner Welt
Mit strenger Hand mir plötzlich auseinander.
Ich sah den Ernst des Lebens, sah die Pflichten,
Die mit dem Glanz mir Gott in's Herz gelegt.

Diana.

Um Gott, was sollt' denn Ew. Hoheit thun?

Marie.

Er wagt sein Herzblut muthig für sein Volk,
Er opfert willig jede Lebenslust,
Der Heimath Noth erfüllt sein großes Herz.
Was that denn ich? Was hat denn mich erfüllt?
Zeigt nicht auch mir die Zukunft eine Krone,
Ein weites Reich, das ich beglücken soll?
Alt-Englands Schicksal legt mir Gott an's Herz,
Bestimmt mich für den Thron, auf dem die Ahnen
In Sorg' und Kampf die Wucht des Scepters trugen.
Um dieses Thrones Stufen rieselt Blut;
Ich sah es nicht und spielte. — Dieses Land
Erseufzt in Krieg — ich schmücke mich zum Fest.
Ist er im Rechte nicht, mich klein zu achten,
Da ich mich klein gezeigt?

Diana.

Beruhigt Euch.

Marie.

O lege, Gott, mir denn des Herrschers Pflicht,

Den Ernſt des Lebens und der Heimath Wohl
Von dieſer Stunde glühend in die Seele
Und gieb, daß einſt mein Volk mich ſegnen kann,
Und gieb, daß er mich dann nicht mehr verachtet.

Diana.

Faßt Euch, man kommt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Lord Danby. Lords. (Später) **Lady Temple** (mit den Damen).

(Die Miniſter, unter ihnen Lord Danby, ſind in die Gallerie getreten.)

Marie.

Ich will des Landes Wohl
Jetzt mit empfinden, mit dem vollen Herzen,
Will ſeine Sorgen theilen. — Mylord Danby!

Diana.

Die Politik ſteckt an, daß Gott erbarm'.
Jetzt iſt es aus mit Heiterkeit und Luſt.

Danby (iſt näher getreten).

Was hat Ew. Hoheit zu befehlen?

Marie (hat ſich geſetzt).

Sprecht
Ganz offen, ich befehl's, Mylord. Ihr hofft
Auf Frieden noch?

Danby.

Wir brauchen Frieden, Hoheit.

Marie.

Ihr ſeid der Freund des Prinzen von Oranien,
Parteiiſch macht Euch das für ſeinen Wunſch.

Danby.

Ich bin nur meines Vaterlandes Freund,
Und nur um Englands Heil bin ich beſorgt.
Der Krieg verzehrt den Wohlſtand dieſes Reichs.
In Städten, die im Handel einſt erblühet,
Klopft Hunger mit dem bleichen Finger an,
Zur Fahne ruft man, die den Acker bau'n,
Und brach liegt Feld und Flur. O, blickt nach Greenwich.
Die Lazarethe überfüllt der Krieg,
Der Jammer tritt an's Herz, der dort ſich zeigt —

Marie.

Das ſagt Ihr mir zuerſt in dieſer Stunde?
Das war nicht wohl gethan. (Sie ſteht auf.) Genug Mylord.
(Danby tritt zurück.)
Diana, meine Perlen und Juwelen,
Zu Geld mach' Alles, ſchaff' mir Geld und gleich!

Diana.

Ihr wollt doch nicht das koſtbare Geſchmeid'?
Des Königs Gaben — das bedenkt, Prinzeſſin.

Marie.

Nimm dieſen Schlüſſel, die Schatulle öffne
Und raff' zuſammen, was Du willſt und kannſt.
Dann fahr' zum Meiſter Sampſon in die City
Und ſchaffe Geld —

Diana (zur ſich).

Sie kommt mir noch von Sinnen,
Und Alles das, ſeit ſie den Prinzen ſah.
Könnt' Einer doch, der ſich darauf verſteht,
Mir ſagen, ob das Liebe iſt, ob Haß?

Marie.

Schnell, ich erwarte hier Dich nach der Cour.

Diana.

Ihr habt's befohlen. — Um die Cour nun komm' ich —
Und geht's so fort, zuletzt noch um den Hals.
Wenn ich nur wüßt' — die Mutter werd' ich fragen.
(Will auf Lady Temple zugehen, die im Hintergrunde mit den Damen sichtbar geworden ist.)

Marie.

Mylady, tretet näher!

Diana.

Auch noch das!
Sie ruft sie ab, just als ich fragen wollt'.
Nun, das ist sicher, heute glückt mir nichts.
(Ab durch die Mitte.)

(Die Lords sind durch die Mitte eingetreten, verbeugen sich vor Marie und stellen sich dann rechts auf, wo sie durch die ganze Scene stehen bleiben, doch so, daß der Vordergrund frei bleibt. Die Damen treten herein, unter ihnen Lady Temple, und stellen sich links hinter Marie.)

Marie.

Seid mir gegrüßt, Mylords. Zu ernster Stunde
Sind wir vereint. Wie sie sich auch entscheide,
Zum Heile Englands, hoff' ich, wird es sein.
(Sie wendet sich zu den Damen und geht die Reihe, mit jeder einige Worte redend, hinauf während der nächsten Reden.)

Erster Lord.

In ernster Stunde, sagte die Prinzessin?

Zweiter Lord.

Heut' zeigt sich, ob der König ist geneigt
Dem Prinzen von Oranien, der Allianz
Mit Holland —

Erster Lord.

Und dem Frieden.

Dritter Lord.

Ja, Mylords,
In dieſer Stunde muß es ſich entſcheiden.
(Reden unter einander weiter.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Marquis von Barillon (mit den Geſandten).

(Die Geſandten ſind eingetreten und ſtellen ſich, nachdem ſie ſich vor Marie verbeugt haben, links im Hintergrunde auf.)

Marquis von Barillon
(halbleiſe zu einem Nachbarn).

Vernichtet heute wird mit einem Schlag
Die Hoffnung auf den Frieden. Ausgeſtrichen
Nenn' ich die Niederlande — eine Macht,
Die war — ein Stern, der fiel —

Zweiter Geſandter.

Seid Ihr ſo ſicher?

Barillon.

Ich war es immer. Seit wir zur Audienz
Befohlen, denk' ich, giebt es keinen Zweifel.

Marie (vortretend).

Ich kann nicht mehr. Mir ſchwinden alle Sinne,
Gleichgültig plaudern bei des Herzens Aufruhr!
Mylady Temple!

Lady Temple.

Was befiehlt Ew. Hoheit?

Marie.

Ihr wißt, Diana hat es Euch erzählt,
Wie mir der Prinz begegnet?

Lady Temple.

Ja, Ew. Hoheit,
Auch wie Ihr ihn empfangen, hörte ich.

Marie.

Was sollt' ich thun?

Lady Temple.

Da Ihr mich fragt, wohlan:
Von dem, was Ihr gethan, das Gegentheil.
Das Herz ihm zeigen, nicht den kalten Spott;
Er war schon aus der Kindheit Euer Freund,
Und Freundschaft, glaubt mir, ist ein selt'nes Gut,
Am seltensten an eines Thrones Stufen.
Man soll sie nicht verscherzen ohne Grund;
Aus jedem Brunnen ist sie nicht zu schöpfen,
Und Eitelkeit und Witz und Tändelei
Und all' das dumme Zeug, was weiß ich mehr,
Um das Ihr sie verspielt, taugt ganz und gar nicht
Und paßt nicht für die Erbin eines Throns.
Ihr habt's befohlen, das ist meine Meinung.

Marie (lächelnd).

Wenn sie so wahr als offen —

Lady Temple.

Nun, ich dächte!

(Will gehen.)

Marie.

Ein Wort, Mylady, noch!

Lady Temple.

Nicht eine Silbe.
Ich war schon derb genug. Dringt Ihr noch weiter
Kommt allerlei zu Tag, was dann mich reut,

Und was am Ende wider den Respect.
Ich habe ohnehin für Vetter Danby
Ein dringend Wort — und so vergebt mir, Hoheit.
(Sie geht nach dem Hintergrund zu den Ministern, die in der Gallerie stehen.)

Marie (für sich).

Ihr Wort klingt wie ein Scherz, doch trifft es schwer,
Denn sie hat Recht! Braucht' ich ihn nicht zu seh'n.
(Sie setzt sich und versinkt in Gedanken.)

Dritter Lord (zum zweiten).

Mit Lady Temple lang' sprach die Prinzessin,
So neigt sie zu den Whigs.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Herzog von Monmouth.

(Der Herzog von Monmouth ist durch die Mitte eingetreten und hat rechts und links leicht und cordial gegrüßt und die Hände gereicht; er verbeugt sich vor Marie, die es nicht bemerkt und den Gruß nicht erwidert.)

Zweiter Lord.

Der Herzog Monmouth;
Der König sprach mit ihm bei dem Lever.
Wie der den Prinzen grüßt, grüß' ich ihn auch,
Denn der zeigt ganz die Meinung uns des Königs.

Dritter Lord (zu Monmouth).

Was hofft Ihr, Herzog, von der Unterredung?

Monmouth.

Seht nur den Prinzen, und Ihr könnt nicht zweifeln.
Lieb' Ueberzeugung je sich edle Form,

Die kaum des Worts zur Ueberredung braucht,
So ſteht ſie da wie Wilhelm von Oranien.

Erſter Lord.

Jetzt iſt es klar! Der Niederländer ſiegt,
Und man wagt nichts, wenn man ihn froh begrüßt.

Lady Temple (tritt mit Danby vor).

Jetzt gilt's entſchieden ſein. Werbt bei den Lords,
Beſtimmt die Schwankenden, beſtärkt die Freunde.
Die Bill muß fallen —

Danby.

Ich? In meiner Stellung?

Lady Temple.

Die Meinung, nicht die Stellung dürft Ihr fragen.
Ob Ihr die Siegel führt, ob auch ein Andrer,
Das — nehmt's nicht ungut mir — iſt einerlei.
Beim ewigen Laviren wird man keck,
Und wenn die Sache nicht des Friedens ſiegt,
Und Frankreich triumphirt, ſo hilft's Euch nichts.
Ihr ſeid geſtürzt — dazu gingt Ihr zu weit —
Zu klug wird dumm — das wollt' ich Euch nur ſagen.
(Sie läßt ihn ſtehen und tritt vor.)
Herzog von Monmouth, auf ein Wort!

Monmouth.

Mylady!

Lady Temple.

Wahrt Eure Zunge, Herzog, wollt' ich bitten;
Man ſagt, Ihr lief't von einem Club zum andern
Und prahlt mit Eurer Freundſchaft für den Prinzen,
Das nützt zu nichts — Aufmerkſam macht's die Feinde
Und reizt des Königs Widerſpruch und Zorn;

Daß Ihr den Prinzen liebt, (ſchlägt ihm auf die Schulter) nun, das iſt brav.
Im Uebrigen verhaltet Euch in Ruh'
Und laßt das Handeln überlegten Leuten.
Ihr lacht mich aus? Das hat man noch davon,
Vernunft zu pred'gen der leichtfert'gen Jugend.

Thürſteher
(in der Gallerie, mit dem Stabe aufſtoßend).
Der Prinz Statthalter von Oranien!
(Alles wird ſtill. Marie ſchreckt auf und erhebt ſich.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Wilhelm von Oranien.

(Wilhelm tritt durch die Gallerie ein und ſchreitet ſehr ernſt, leicht grüßend, bis in den Vordergrund rechts. Er verbeugt ſich vor Marie, die verwirrt mit geſenktem Blick den Gruß erwidert.)

Wilhelm (für ſich).
Sie hier! Es geht ihr Anblick mir durch's Herz
Und ſieht mich an wie ein verlor'nes Glück.
Muth! Andres gilt es jetzt in dieſer Stunde
Als eignes Lebensglück! — Das iſt vorbei!

Erſter Lord.
Er ſcheint ſo ernſt, ſie grüßt mit keinem Wort.
Wir warten es noch ab, eh' wir ihm nah'n.

Monmouth (tritt lebhaft zu Wilhelm).
Willkommen, edler Prinz, hier in Whitehall.
Gott ſegne Euer Wort und Euer Werk!

Wilhelm.
Mein junger Freund, ich dank' Euch für den Wunſch.

Zweiter Lord (zu den Andern).
Wenn er das wagt, ſo iſt's des Königs Meinung —
(Laut). Willkommen, edler Prinz, auf Englands Boden!

Die Lords (drängen ſich grüßend um Wilhelm.)

Alle (durcheinander).
Willkommen!
Euer Hierſein iſt ein Pfand
Beglückter Zukunft —
Die wir Alle hoffen —

Wilhelm.
Ich danke Euch, Mylords! — Ein gutes Zeichen
In dieſer Stunde iſt mir Euer Gruß.

Barillon (für ſich).
Verwünſcht, es drängt ſich Alles zu ihm hin.
Wo bleibt der König?

Lady Temple (iſt zu Marie getreten).
Jetzt wär's Zeit, Ew. Hoheit.
Vor Allen hier ein freundlich Wort.

Marie (faßt ſich).
Es ſei.
(Sie tritt einen Schritt vor.)
Erkennt Ihr Whitehall noch, mein edler Vetter?
Die Räume haben prächtig ſich geſchmückt!
Seit jener Zeit, als wir in dieſen Sälen
Als Kinder ſpielten —

Wilhelm (kurz und ernſt).
Alles iſt verändert,
Und nichts gemahnt mich mehr an jene Zeit.

Marie (zu Lady Temple).
Hört Ihr's, Mylady?

Lady Temple.

Freilich! (für ſich.) Er iſt toll,
Und jetzt wird's Zeit, auch ihm den Text zu leſen.
(Die Thüren links geben auf. Pagen treten vor und bleiben an der Thür, Spalier bildend, ſtehen; dann Kammerherren, die verſchreiten.)

Alle (durcheinander).

Der König! (Tiefe Stille.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. König Carl.

(Carl tritt mit einer leichten chevaleresken Haltung ein. Lächeln auf den Zügen.)

Dritter Lord.

Heiter blickt er und erfreut;
Wir thaten nicht zu viel mit unſrem Gruß.
Ich athme auf.

Carl (leicht).

Marquis von Barillen,
Wie geht es unſrem königlichen Bruder,
Der Majeſtät von Frankreich?

(Barillen tritt heran, leiſe antwortend.)

Lady Temple.

Nun, wenn das
Der Anfang iſt, ſo hab' ich ſchon genug.

Erſter Lord.

Was ſoll das heißen? Seinen erſten Gruß
Für Frankreich! —

Carl (vorkommend).

Seid willkommen, meine Lords.

(zu Monmouth).

Du haſt des Auftrags Dich erinnert, James,
Den ich für die Prinzeß von York Dir gab?

Monmouth (verwirrt).

Mein Herr und König!

Carl.

Gut, er war nicht wichtig.

(Carl ſteht in der Mitte der Bühne, hebt den Blick auf Wilhelm, der ihn ſcharf anſieht. Ein Zug des Unmuths zieht über ſeine Züge, dann faßt er ſich ſchnell und tritt, wieder lächelnd, einen Schritt näher.)

Sieh' da, mein edler Vetter von Oranien!
Ihr überraſcht Uns!

(Wilhelm tritt heran, will ſich auf des Königs Hand beugen, der ihn in den Armen aufnimmt und auf die Stirn küßt).

Nein, in meine Arme.
Sei mir gegrüßt, Sohn meiner theuren Schweſter,
Du biſt ein ſeltner Gaſt an unſrem Hof;
Willkommen denn!

Wilhelm (ernſt zurücktretend).

Nicht kam ich, edler Ohm,
Um Gaſtrecht Eure Majeſtät zu bitten:
Ich kam im Namen der vereinten Staaten —

Carl

(ſchnell einfallend, mit einem bedeutenden Blick auf Barillon).
Und nur den Neffen grüß' ich, merkt das, Prinz.

Wilhelm.

Dazu, vergebt mir, Euer Majeſtät,

Hätt's der Verſammlung, mein' ich, nicht bedurft
Und all' der Zeugen nicht bei der Umarmung.

Lady Temple (für ſich).

Nun, das fängt heiter an.

Danby (für ſich).

Jetzt iſt's vorbei!

Carl

(hat ſich gewendet, heiter, als hätte er nichts gehört, zu Marie).

Ei, grüß Dich Gott, mein holdes Kind. Wir hatten
Vom Bruder York aus Schottland heute Briefe;
Er küßt ſein Töchterchen. Bald kehrt er heim,
Und dringend jetzt bedarf ich ſeines Rath's.

Wilhelm (ſcharf, aber ruhig).

So will mich Eure Majeſtät nicht hören?
Nicht meine Botſchaft, meinen Antrag nicht?
Nicht wundern kann mich das in dieſem Kreiſe,
(mit Hinweis auf Barillen.)
Denn wenn den Wünſchen Eures Volkes ſelbſt
Das Ohr verſchloſſen Eurer Majeſtät,
Wie konnt' ich hoffen, daß man mich, den Fremden,
Den Niederländer hört' an dieſem Hof!
(Große Bewegung unter den Lords; Alles weicht zurück. Monmouth und Danby ſuchen den Prinzen zum Schweigen zu ermahnen.)
Empfängt man mich als den Geſandten Hollands,
So darf ich fordern, daß man mich auch hört,
Was auch mein Antrag ſei und Eure Antwort.
Bin ich Euch Neffe nur, der Schweſter Sohn,
Und bat ich Euch um ein vertraut' Gehör,
So glaubt' ich anders würd' Euer Herz entſcheiden,
Und nicht erwarten konnt' ich den Empfang.

Ich ſeh' es wohl, daß hier mein Platz nicht iſt,
Und ſo erſuch' ich Eure Majeſtät,
Mich zu entlaſſen —

(Pauſe. Allgemeine Aufregung.)

Carl

(leicht, ohne ſichtbare Gereiztheit, faſt, als hätte er die Rede überhört).

Vetter von Oranien,
Vergebt, wann geht Ihr wieder heim zum Haag?
Mir ſcheint's, daß dort man Eurer ſehr bedarf,
Und dringender als hier —

Wilhelm.

Der Mahnung, Oheim,
Hätt's nicht bedurft. Ich ſteh' an meinem Platz.
Und nicht zum Frommen Englands, nicht zur Luſt
Des großen Bundsgenoſſen an der Seine,
Hoff' ich es bald Euch blutig zu beweiſen.

(Pauſe.)

Carl

(iſt aufgefahren, dann ſich gewaltſam faſſend).

Ihr habt vergeſſen, Prinz, vor wem Ihr ſteht,
Und wo Ihr ſeid. Nun wohl, wir thun's Euch nach
Und wollen dieſer Stund' nicht mehr gedenken.
Mylords und Gentlemen, Ihr ſeid entlaſſen!

(Er geht ab. Wilhelm ſieht ihm ſcharf nach. Die Geſandten brechen auf. Barillon macht Wilhelm eine höhniſche Verbeugung.)

Lords (durcheinander).

Im Angeſicht des Hofes!

Unerhört!

Wer hätte das gedacht?

Wilhelm

(nachdem die Thüren sich hinter Carl geschlossen).

Hört mich, Mylords!

Ihr habt in Whitehall freundlich mich begrüßt.

Nicht meine Absicht war's, noch meine Schuld —

(Alle haben ihm den Rücken gekehrt und sind aufgebrochen, es bleiben nur Danby und Monmouth.)

Wilhelm (hält ein).

Da seht Ihr's, was ich hoffen kann von England!

(Marie macht eine entlassende Bewegung mit der Hand.)

(Damen ab.)

Achte Scene.

Marie. Lady Temple. Danby. Monmouth. Wilhelm. (Später) **Diana.**

Danby.

Jetzt ist's vorbei, und Alles ist verloren!

Monmouth.

So hett'ges Wort, im Angesicht des Hof's,

Vergiebt der König nie.

Lady Temple.

Verzeiht mir, Prinz,

Seid Ihr expreß aus Holland hergekommen,

Um alle Welt zu kränken hier bei Hof?

(Mit einem Blick auf Marie, die abgewandt dasteht.)

Denn wunderliche Reden führt Ihr hier,

Die Fäden liefen schon nicht allzu grade.

Patsch schlagt Ihr drein, und Alles ist verwirrt.

Jetzt giebt's nur einen Weg — des Königs Herz,

Mit Gottes Hülfe hoff' ich den zu finden.

Danby.

Noch ſetz' ich Hoffnung auf das Parlament,
Und meinen ganzen Einfluß leg' ich ein,
Jetzt ohne Rückhalt.

Lady Temple.

Endlich faßt er Muth!

Monmouth.

Ich eile zu den Lords, mich hört die Jugend
Von London — und es hängt das Volk an mir.
Begeiſtern will ich's.

Wilhelm.

Halt, mein junger Freund,
Den feſten Zügel ruh'ger Ueberlegung
Legt an der ſtürmenden Begeiſterung.
Denkt nicht an Euren Freund, denkt nur an England,
An Euren König denkt — ich mahn Euch d'ran, —
Nicht zwingen dürft Ihr ihn — nein überzeugen;
Und wenn, ſo wahr das meine Meinung iſt,
Die Sache, die wir führen, die gerechte
Bleibt unbeirrt, dann wird es Euch gelingen,
Denn muth'ge Ueberzeugung ſegnet Gott.

Marie (für ſich).

Bei Niederlagen welch' Vertrau'n, bei Kränkung
Welch' edler Sinn. Bewundern muß ich ihn.

Monmouth.

Ich fühl' von Eurem Geiſt in meiner Seele.
(zu Danby).
An's Werk, Mylord!

Danby.

Baut ganz auf mich, mein Prinz!
(Ab mit Monmouth.)

Wilhelm.

Aus Niederlagen ſprießt die neue Hoffnung.
Jetzt weht's mich an wie friſcher Lenzesgruß,
Und um mich wächſt es. Danby zwingt die Noth
Zur höchſten Kraft. Hier Eu'r bewährter Rath;
Dort Herzog Monmouth's jugendliche Freundſchaft;
Die Ueberzeugung meiner eignen Bruſt —
Was brauch' ich mehr?

Marie (ſchüchtern herantretend).

Und habt Ihr mich vergeſſen?
Habt Ihr für mich kein Wort, nicht eine Bitte?
Was kann auch ich in Eurer Sache thun?

Wilhelm.

Ihr? Ei, ich wüßte nicht. Hätt' ich ein Feſt,
Ein glänzendes zu rüſten, eine Kurzweil,
Verlaßt Euch d'rauf, ich bät' um Euren Rath;
Doch tanzt man dieſen Winter nicht in Holland.
Wenn Frieden wird, ſchick' ich Euch aus dem Haag
Die neuſten Muſter der Brabanter Spitzen,
Und das iſt meine Bitte, nehmt ſie an.

Marie.

Ihr gebt mir hart ein arglos Wort zurück.

Lady Temple (leiſe zu Wilhelm).

Ihr ſeid von Sinnen, Prinz, was ficht Euch an?

Marie.

Ihr brecht damit ein glänzend Bild zuſammen,
Das mit Bewund'rung mir die Seele füllte.
Das nenn' ich klein — die Größe unſrer Helden
Iſt Eitelkeit, und nicht das Heil der Welt,
Nein, nur der eig'ne Ruhm, das iſt ihr Ziel.

Wenn ſo ein harmlos Wort Euch kränken konnte,
Daß Ihr nicht fühltet, wie Ihr mich beſiegt,
Seid Ihr, wie alle Andern —

Wilhelm.

Wie, Marie?

Marie.

Ihr wollt den Frieden, ſagt Ihr? Nein, Ihr wollt
Nur Macht und Ruhm und Pracht, den er verleiht,
Und müßtet Ihr's um Ströme Bluts erkaufen;
Ihr prahlt, wenn Holland nicht zu retten ſei,
Der See das Land zu geben und Euch kühn
Ein neues Reich zu gründen, über'm Meer.
Der Nachwelt denkt Ihr, ſtolzer Volksbeglücker,
Und nicht der Herzen, die Ihr brechen müßt,
Die an der Scholle hängen; denn es liebt,
Ob noch ſo arm der Gottheit Hand ihn zierte,
Der Menſch den Boden, welcher ihn gebar,
Die Hütte, die der Väter Fleiß gebaut,
Der Mutter Sorg' geſchmückt, den Hauch der Luft,
Der ſeit der Kindheit ſeine Locken ſtreifte.
Doch das verſteht Ihr nicht, denkt nur an Euch,
An Euren Ruhm und Eures Namens Klang.
Drum nenn' ich eitel Euer ganzes Werk,
Denn ob Euch Muth beſeelt und kühner Geiſt
Und Willenskraft bei kluger Ueberlegung;
Euch fehlt, was einzig nur beglückt, ein Herz,
Und nur im Herzſchlag rauſchet Gottes Segen.

(Sie ſinkt überwältigt in Lady Temple's Arme.)

Wilhelm (für ſich).

Kenn' ich ſie wieder? Gott, ich danke Dir,

Du haſt das Kind, das meine Seele liebte,
Entfaltet herrlicher, als ich gehofft.

(Diana erſcheint im Hintergrunde.)

Marie.

Diana, kommſt Du endlich — folge mir!

(Sie wendet ſich.)

Wilhelm.

Hör' mich, Marie!

Lady Temple.

Prinzeſſin, was beginnt Ihr?

Diana (klüglich).

Nach Greenwich will ſie in die Lazarethe.

Marie.

Die Thränen will ich trocknen, die ihm fließen,
Und will die Wunden heilen, die er ſchlug;
Glaubt mir, noch Höh'res giebt's, als blut'gen Lorbeer,
Als lauten Ruhm, der durch die Nachwelt tönt —
Das iſt der fromme Segen eines Volks,
Und daß ich den erringe — helfe Gott!

(Ab mit Lady Temple und Diana.)

Wilhelm.

Marie!

Marie (wendet ſich in der Gallerie).

Lebt wohl! Ich folge meiner Pflicht!

(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Zimmer des Königs in Whitehall. Mittelthür. Linke Seitenthür.)

Erste Scene.

Lord Danby (das Portefeuille unter dem Arm).
Coventry (Privatsekretair des Königs).

Coventry.

Der König ist in allerbester Laune.
Auf morgen ist die große Jagd bestellt
Bei Hamptoncourt. Er schreibt zwei Worte noch
Der Herzogin von Portsmouth —

Danby.

Gestern Morgen
Schien Seine Majestät verstimmt —

Coventry.

Ihn kränkte
Die Heftigkeit des Prinzen von Oranien.
Als er zurückkam von der Audienz,
Warf zürnend Hut und Handschuh er zu Boden
Und blieb allein. Zur Nacht war kleiner Cercle:
Erst stockte das Gespräch. Die Herzogin
Bracht' es mit einem Witzwort in's Geleise.

Der König lachte, Alles war gewonnen;
Und nun ging's Schlag auf Schlag. Der arme Prinz!
Man spielt' ihm übel mit —

Danby.

Da kommt der König!

(Die Thüren links werden aufgerissen, der König tritt ein. Coventry ab durch die Mitte.)

Zweite Scene.

Carl. Lord Danby.

Carl.

Ihr geht in's Parlament, Mylord Schatzmeister!
Verhandelt heute, mein' ich, wird die Bill,
Die Steuern fordert für den Krieg mit Holland.
Was meine Meinung, wissen meine Lords,
Denn deutlich hab's ich's gestern kund gethan:
Ich will den Krieg und ford're die Subsidien.

Danby.

Ew. Majestät! Ist mir ein Wort vergönnt?

Carl.

Mein Ministerium, weiß ich, ist in Zwiespalt,
Ihr wollt den Frieden —

(Danby will reden.)

Eure Gründe kenn' ich,
Nichts mehr davon! Die Ankunft unsres Vetters
Macht jede Unterhandlung jetzt unmöglich.
Glaubt Ihr, aus blinder Laune führt' ich Krieg?
An Frankreich fesselt Wort mich und Vertrag
Und meines Landes Vortheil. — Zwischen Frankreichs
Und Hollands Freundschaft blieb mir nur die Wahl.

Nehmt Ihr auf Euer Haupt die Folgen, wenn
Ich breche mit dem mächt'gen Bundsgenoſſen
Für Hollands Wohl, das doch verloren iſt?

(Heftiger.)

Und jetzt — was denkt mein Vetter von Oranien?
Will er der Welt das ſchöne Schauſpiel geben,
Daß ſich Carl Stuart jedem Einfluß beugt?
Zeigt' ich mich heut' den Staaten günſtiger,
Ihm ſchrieb' man's zu. Ihr wußtet um ſein Kommen,

(aufbrauſend.)

Und überraſchen ſollte mich der Plan.
Ihr kennt mich ſchlecht, Mylord! —

Danby.

Mein Herr und König!
Wenn ich gefehlt —

Carl (ganz beſänftigt, liebenswürdig).

Ich weiß es, Mylord Danby,
Ihr ſeid ein treuer Diener Eures Königs,
Ein warmer Freund Alt-Englands —

Danby.

Majeſtät!

Carl.

Doch folgt Ihr Sympathien, ſeid Enthuſiaſt,
Und ſeid's noch mehr in Worten, als im Herzen.
Ihr hört Euch gern und ſprecht Euch warm. Das iſt
Gefährlich für den Staatsmann. Zu viel Wärme
Trübt für's Zukünft'ge leicht den Blick und zeugt
Die hohle Politik des Augenblicks. —
Genug davon! — Mylord, Ihr ſeid entlaſſen.

(Danby verbeugt ſich, ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Carl. (Später) **Diener.**

Sie Alle ſind begeiſtert für Oranien,
Und ſeinen Abgott ſieht in ihm das Volk.
O, dieſe launenhafte Gunſt der Menge,
Die man vergebens zu verachten ſtrebt,
Ihm fällt ſie in den Schooß. — Was liebt man denn?
Muth? Was iſt Muth? Die Scheu, ſich ſchwach zu zeigen,
Das Kind des Augenblickes und der Noth;
Feigheit muß man verachten, aber lieben
Den Mann, nur weil er muthig — das iſt's nicht.
Ihm fehlt die Freundlichkeit des Herzens, fehlt
Der Zauber der Erſcheinung und der Rede.
Man liebt ihn doch! — Und mich? — Die Schmeichelei
Des Hofes ſucht vergebens mich zu täuſchen;
Ich fühl' es wohl, daß mich mein Volk nicht liebt
Nun denn, gleichviel, nie werd' ich mich d'rum beugen,
Ich trotze dieſer Ungunſt, ſchlürfe lachend
Den heiter'n Becher königlicher Macht,
Den mir das Glück, das launenhafte Weib,
Kredenzt nach trüben Tagen bitt'rer Noth.
Das Heut umlächelt ſonnig meinen Pfad,
Und d'rum, ob auch der Staub zu Füßen knirſcht,
Ob Neid und Mißgunſt an dem Wege ſteh'n,
Ich ſchüttle alle Sorge mir vom Haupt —
Und Augenblick, — das leichtbeſchwingte Roß,
Trägt heitern Flugs mich durch's bewegte Leben.

Diener (kommt meldend).

Mylady Temple!

Carl.

Wohl, ſie iſt willkommen!

(Diener ab.)

Vierte Scene.

Carl. Lady Temple. (Später) **Coventry.**

Ei, kommt denn meine luſt'ge Dorothy
Auch einmal, ihren alten Freund zu ſeh'n?

Lady Temple.

Nun endlich iſt mir das vergönnt. Schon geſtern
War ich an Eurer Thür, man wies mich ab,
Rund ab —

Carl.

Warum nicht gar?

Lady Temple.

Ei, ſtellt Euch doch,
Ihr wißt es ganz genau —

Carl.

Nun denn, willkommen,
Sei heut' willkommen. Setz' Dich, laß uns plaudern.
(Wirft ſich in einen Seſſel.)
Carl Stuart mit der kleinen Dora Osborn,
Wie in den gold'nen Tagen unſerer Kindheit;
Heut' möcht' ich gerne lachen wie vordem,
D'rum kommt die heit're Freundin mir gelegen.

Lady Temple.

Dann habt Ihr's grad' verfehlt, denn heute kommt
Nicht Dorothy und auch nicht zu Carl Stuart,
Noch wen'ger bin zum Lachen ich erſchienen.
Zu ihrem König heut' kommt Lady Temple.

Carl.

So feierlich? Vergieb, das macht mich lachen.

Lady Temple.

Seid Ihr in ſolcher Laune, geh' ich wieder.

Carl.

Nein, bleib' und ſei nicht bös, ich hab' Dich lieb.

Lady Temple.

So ſtellt die Kinderneckerei'n bei Seite,
'S iſt endlich Zeit für uns, die zu vergeſſen,
Und leiht zu ernſtem Wort mir ernſt das Ohr.

Carl.

Wenn ich's vermag. (Lady Temple wendet ſich unwillig.)
Nun gut, wenn ich's vermag.

Lady Temple.

Noch einmal, bitt' ich, ſchickt Carl Stuart fort
Und laßt den König kommen —

Carl (ſteht auf).

Nun, da iſt er!

Lady Temple (verbeugt ſich).

Ew. Majeſtät, in Unterthänigkeit —

Carl.

O, nicht den Ton, ich bitt' Dich, Dorothy,
Sei ganz die Alte, ſonſt ertrag' ich's nicht —

Lady Temple.

Nun, wollt durchaus der Kindheit Ihr gedenken,
Mir iſt es recht und paßt mir eben auch.
An böſe Tage mahn' ich Euch in Wight,
An Tage der Verbannung und der Sorge —

Carl.

Die Du durch Treu' und Laune mir verſchönt —

Lady Temple.

Ich mahn' Euch an den Abſchied von der Schweſter.
Nach Holland ging Prinzeß Marie, die Hand
Dem tapferen Oranien zu reichen.

Bei Gott, das ſind jetzt faſt ſchon dreißig Jahr;
Was Wunder denn, wenn Ihr den Tag vergeſſen.

Carl (ernſt).

Wer ſagt Dir, daß ich's that?

Lady Temple.

Ich ſeh' Euch noch!
Ihr weintet bei dem Abſchied von der Schweſter
Und ſchwur't, ihr Schutz zu ſein in jeder Noth,
Ihr, ihrem ganzen Stamm, ſo wahr Ihr hofftet,
Die Krone Englands Euch aufs Haupt zu ſetzen.
Die Krone habt Ihr — haltet Euer Wort.

Carl.

Hab' ich's gebrochen?

Lady Temple.

Sagt mir denn, Carl Stuart,
Geht ächte Treu' nicht über's Grab hinaus?
Die Schweſter ſtarb, es lebt ihr Sohn. Wie habt Ihr
Den Sohn empfangen?

Carl (aufbrauſend).

Wie es ihm gebührte.
Wie trat er mir entgegen?

Lady Temple.

Wie ein Mann.
Von den polit'ſchen Plänen ſprech' ich nicht,
Die ihn hierher geführt — die kennt Ihr ſelbſt,
Von Eurem Neffen reden will ich heut',
Der Euch bei Gott doch keine Schande macht.
Ihr hättet an das Herz ihn drücken müſſen,
Euch freu'n, daß er ein Held. Mit ihm allein
Der Schweſter denken, welche ihn gebar.
Ihr faht ihn in dem Firlefanz von Cour —

Carl.

Wenn Ich das that, geschah's aus guten Gründen.

Lady Temple.

Aus Gründen? Ja — aus guten? nun, wer weiß!
Und nennen will ich sie Euch grad' heraus,
Wenn Ihr's verlangt —

Carl.

Da wär' ich doch begierig.

Lady Temple.

Ihr trautet Euch nicht, ihm in's Aug' zu seh'n,
Aus Scheu vor Frankreichs schleichenden Spionen,
Weil er im Recht und Eure Sache schwach —

Carl (aufstehend).

Ihr geht zu weit, bei Gott, Mylady Temple,
Und Ihr vergeßt, vor wem Ihr steht.

Lady Temple.

Nun endlich
Seh' ich den König. — Ew. Majestät,
Fort ist Carl Stuart, der uns immer störte,
Fort, ich versprech's, die kühne Dorothy,
Wollt Lady Temple Ihr ein Wort gestatten,
Ein einziges noch — in Unterthänigkeit —

Carl (wieder besänftigt).

Das fragt Ihr noch? Kann ich es Euch denn weigern?
Schick' ich Mylady fort, kommt Dorothy
Mit leiser Zunge augenblicklich wieder.
Ich werd' Euch doch nicht los, d'rum grad' heraus.

Lady Temple.

Um Frieden, Majestät, seufzt Euer Land,
Des Volkes Stimme spricht es offen aus.

Carl.

Des Volkes Stimme? Ei was, ſpricht die nicht
Heut ſo, und anders morgen. Was iſt Volk?
Als meines Vaters heilige Perſon
Das Blutgerüſt beſtieg, hat es gejubelt,
Dem frechen Uſurpator dann gehuldigt,
Gekniect in puritan'ſcher Heuchelei
Und mich, den König, jubelnd dann empfangen.
Nein, die Aprillenlaune dieſer Gunſt,
Die wechſelnd meine Jahre hat umweht,
Wird nie mich locken und noch wen'ger ſchrecken.
Da ſuch' Dir and're Gründe, Dorothy.

Lady Temple.

Und welchen Ruhm denn bringt Euch dieſer Krieg?

Carl.

Ich kenne Holland. Längſt wär' es gezwungt,
Stünd' nicht Oranien königlichen Sinns
An ſeiner Spitze. Wüßt' ich einen Weg,
Ihn abzulenken von der Sache Hollands,
Könnt' ich den Staaten nehmen dieſes Haupt,
So bräche ſchwach ihr Widerſtand in Trümmer.

Lady Temple.

Wohl habt Ihr Recht. Nie würd'ger ſtand ein Fürſt
An eines Landes Haupt. Ei, König Carl,
Ihr ſuchtet für die Erbin Eures Throns
Den würd'gen Gatten. Wäre ich, wie Ihr,
Nicht ſucht' ich mehr — ich hätte ihn gefunden.

Carl (plötzlich von dem Gedanken ergriffen).

Er, Wilhelm von Oranien, er vermählt
Der Erbin dieſes Throns! Bei Gott, Mylady,

Ihr ſeid des Namens Temple werth. Wer gab
Euch den Gedanken ein?

Lady Temple.

Liegt der ſo fern?
Krönt er nicht alle Wünſche, jede Hoffnung?
Geſichert iſt die Zukunft dieſes Reichs,
Das Volk von England grüßt ihn jubelnd laut,
Geſchloſſen iſt der Frieden, und Eu'r Wort,
Das Ihr der Schweſter gabt im Schmerz des Abſchieds,
An ihrem Sohne königlich gelöſt.

Carl (immer erregter).
Iſt das ſein eigener Plan?

Lady Temple.

Ich weiß es nicht.
Wer löſt das Räthſel dieſes ſtummen Herzens?

Carl
Nie wird mein Bruder will'gen —

Lady Temple.

So befiehlt
Der König, und er beugt ſich Deinem Wort.
Bei Gott, ich ſollt' nicht König ſein von England,
Ich wollt es ihnen zeigen.

Carl.

Und Marie?

Lady Temple.
Sie willigt, oder Alles müßt' mich täuſchen.

Carl
(plötzlich ſtillſtehend und aufjubelnd).
Ich hab's gefunden.

Lady Temple.

Was ſagt mein König?

Carl.

Laß mich, Dorothy.

(Für ſich).

Um dieſen Preis ring' ich ihn ab von Holland!
Und iſt er unſer, beugt ſich's, wie ich will.
Nach meinen Wünſchen nütz' ich ihren Plan.

(Er ſchellt. Diener kommt.)

Ruft Coventry!

(Diener ab.)

Temple.

Was ſinnt Ihr, Majeſtät?

Carl.

Laß Dich umarmen, meine goldene Dora.
Du haſt, und war es auch nur wider Willen,
Von allen Sorgen plötzlich mich gelöſt,
Und jubelnd ſchließ' ich Dich in meine Arme.

Lady Temple.

Halt ein, Carl Stuart, nicht ſo ſchnell, erſt ſprich,
Weshalb Du jubelſt — ſo trau' ich Dir nicht;
Denn aus den Augen ſchaut Dir jetzt der Schelm,
Und dieſe Zärtlichkeit kann ich nicht brauchen.

Carl.

Nun, wie Du willſt. Ei, Coventry, tritt näher!

(Coventry tritt vor.)

Setz' mir in Eile eine Acte auf,
Die, vorbehaltlich näherer Beſtimmung,
Die Erbin unſ'res Thron's, Marie von York,
Dem Prinzen von Oranien, unſrem Vetter,
In aller Form verlobt.

Coventry.

Wie, Majeſtät?

Lady Temple.

Hör' ich denn recht?

Carl.

Bei Deinem Eid und Leben —
Verſchwiegenheit. Sobald die Schrift verfaßt,
Legſt Du ſie vor.

Coventry.

Euer Majeſtät befiehlt,
Und zu gehorchen hab' ich.

(Ab.)

Lady Temple.

Jetzt, Carl Stuart,
Jetzt glaub' ich Dir und reich' Dir meine Hand.
Jetzt ſchilt mich, lach' mich aus, wie ehedem;
In dieſer Stund' haſt Du etwas zu gut.

Carl.

Seid nicht zu früh gerührt, Mylady Temple,
Vielleicht iſt Eure Rechnung falſch — Ihr habt
Carl Stuart abgewieſen — jetzt ſteht wieder
Der König vor Euch —

Lady Temple.

Deſto beſſer nur,
Denn der wird ſeinen Spott nicht mit mir treiben:
Das traut ich eher ſchon Carl Stuart zu,
Aus alter übermüthiger Gewohnheit.

Carl.

Mit Dir iſt abſolut nichts anzufangen,
Als Dich von ganzem Herzen lieb zu haben.

Lady Temple.

Nun meinethalb, bei uns iſt's nicht gefährlich!

(Sie eilt auf ihn zu und küßt ihm die Hand.)

Diener (kommt meldend).

Die Hoheit der Prinzeß von York!

Carl.

Willkommen!

Fünfte Scene.

Carl. Marie. Lady Temple.

Carl.

Mein Töchterchen!

Marie.

Mein theu'rer Ohm und König!

(Sie will ihm die Hand küſſen, er empfängt ſie in den Armen und küßt ſie auf die Stirn.)

Carl

(zu Lady Temple, die ſich verbeugt).

Mylady, bleibt, Ihr ſeid noch nicht entlaſſen,
Und Ihr vergeßt, daß Ihr beim König ſeid.

Lady Temple.

Vergebt, mein Herz blieb jünger, als mein Kopf.

Carl.

Was bringt mein Töchterchen?

Marie.

Wie kleid' ich's ein?
Ich bin noch ungewohnt, in ernſten Dingen
Das Wort zu führen —

Carl.

Grad' heraus, Marie,

Nimm Dir ein Beiſpiel an Mylady Temple,
Die ſchenkt mir nichts —

Lady Temple.

Gehört nicht meinem König
Mein Herz und jeglicher Gedanke? Nun,
Muß ich ihm geben nicht, was ihm gehört —

Marie.

Ich komm' aus Greenwich, aus den Lazarethen —

Carl.

Was ſucht mein heit'res Kind ſo trüben Anblick?

Marie.

Weh', welche Wunden hat der Krieg geſchlagen!
Um meinen Wagen drängte ſich das Volk,
Die Mütter und die Weiber und die Kinder,
Es lag ihr Theuerſtes dort auf dem Siechbett.
O, welch' ein Grau'n iſt Krieg, welch' Segen Frieden!
Und ſo beſchloß ich, dieſes Wort zu wagen.
Ein Hauch von Deinen Lippen giebt den Segen
Und ſetzt dem Weh' ein Ende. — Sprich das Wort,
Mein edler Ohm, Du menſchlichſter der Menſchen,
Du wirſt nicht zürnen —

Carl.

Kind, es ehrt Dein Herz,
Und wie ein Friedensengel ſtehſt Du da,
Doch kennſt Du nicht des Herrſchers ſchwere Pflicht.
Will ich denn Krieg?

Marie.

Ich frage nicht die Staatskunſt,
Ich ſeh' die Wunden nur und ſeh' die Thränen.
Drum, auf meinen Knieen, bitt' ich Dich,

Das „Wie" wird Deine Weisheit ſchon ermeſſen —
Schenk' uns den Frieden zu des Landes Heil.

Carl.

Steh' auf!

Lady Temple.

Nein, bleibt — ich knie mit Euch nieder,
Und eh' er nicht gewährt —

Carl.

Böſe Weiber,
Steht auf, ſonſt nicht ein Wort mehr. Jedem Andern
Hätt' ich es längſt verboten, doch Ihr wißt es,
Euch muß ich hören, und darauf nun pocht Ihr,
Und Gründe ſind bei Euch durchaus verloren.
Nun denn, ſteht auf, das „Wie" iſt meine Sache.
Wollt Ihr nur Frieden? Wohl, den ſchenk' ich Euch!

Lady Temple.

Iſt's wahr?

Marie.

Iſt's möglich? Vetter von Oranien,
Was Du mit ſtolzem Trotze nicht erreicht,
Den Segen zweier Völker, hat die Bitte
Der kleinen eit'len Baſe ſchnell gewonnen,
Und nicht erröthend ſteht ſie mehr vor Dir.

Lady Temple.

Das iſt der Ausgang ihrer Politik,
Nun, mir gilt's gleich — (zu Carl, halbleiſe.) Wird Eure Majeſtät
Noch zweifeln, ob ſie willigt?

Carl.

Ei, ich ſeh' es,

Ihr Alle ſtecket unter einer Decke,
Ich ſtraf' Euch doch noch für das Complettiren.

Lady Temple.

Dazu ſcheint Ihr mir heute nicht in Laune,
Und thut Ihr's, auf mein Wort, ich will nicht murren,
Hab' ich Eu'r Königswort doch für den Frieden.

Sechste Scene.

Der Lord Mayor von London. Carl. Lady Temple. Marie.

Lord Mayor.

Vergebt mir, Majeſtät, daß ungemeldet,
Beſtürzt, in Eile, ich vor Euch erſcheine.
Die Stadt iſt aufgeregt — der junge Adel
Hat in den Caffeehäuſern ſich verſammelt,
Die Bürger in der City ſteh'n zuſammen.
Die Friedenshoffnung, die man an die Ankunft
Des Prinzen von Oranien geknüpft,
Hat die Gemüther heftig aufgeregt:
Man will ihn ſeh'n, laut ruft man ſeinen Namen,
„Hoch Wilhelm von Oranien" iſt die Loſung,
Bis nach Whiteball wälzt wachſend das Gedräng' —
Und „Frieden" rufen ſie —

Carl (aufbrauſend).

Da iſt Eu'r Echo!
Wohl einſtudirt. Kann denn mein gutes Londen
Im Herbſte ſchon die Faſtnacht nicht erwarten?
Beluſtigen will man ſich, ei nun, bei Gott,
Ich bin dabei —

Marie.

Mein theurer Ohm und König,
Ein Wort, Ihr sprecht's schon aus, und Jubel wird,
Was jetzt in Sorge murrt, fast klingt wie Drohn.
Tretet hinaus und zeigt Euch Eurem Volk
Und gebt, was diese Stunde uns geschenkt,
Das eine Wort tauscht's ein um Jubelruf —

Carl.

Mich lockt er nicht, der Jubelruf des Volks,
Und jetzt will ich das Wort noch überlegen.
Lord Mayor, die Sprecher bringt Ihr mir zur Stelle,
Ich will sie hören — (Lord Danby tritt ein.)

Lord Mayor.

Ihr befahlt's, mein König! (Ab.)

Siebente Scene.

Carl. Marie. Lady Temple. Lord Danby.

Carl.

Nun, kommt Ihr aus dem Parlament, Mylord,
Wie steht es um die Bill?

Danby.

Sie ist gefallen:
Dreihundert Stimmen gegen sechsundvierzig.
Man weigert die Subsidien für den Krieg.
Ich sehe keinen Ausweg als den Frieden.

Lady Temple.

Wohl denn, den haben wir —

Carl.

Meint Ihr? Mir scheint,

Ihr ſeid, Mylord, ſehr ſchnell mit Euren Schlüſſen.
Weil's meinen Lords gefällt, bleibt mir kein Ausweg?
Wer hat den Ausſchlag über Krieg und Frieden?
Die Krone, denk' ich, nicht das Parlament!

Lady Temple.

Was fragt Ihr noch, da Ihr entſchloſſen ſeid?

Carl.

Und meinen Ausweg werd' ich ſelber finden —

Achte Scene.

Vorige. Der Lord Mayor. Monmouth. (Darauf) **Coventry.**

Lord Mayor.

Wie Eure Majeſtät befahl, berief ich
Die Sprecher aus den Clubs —

Carl.

Führt ſie herein!

(Die Thüren werden geöffnet, eine Anzahl junger Edelleute, unter ihnen Monmouth, treten herein.)

Carl.

Mylords und Gentlemen, ſeid mir gegrüßt.
Ich hör', Ihr machtet eifrig Politik.
Die Bürger in der City thaten's nach,
Ganz London ſcheint ein großes Parlament —
Mich aber, glaub' ich, habt Ihr ganz vergeſſen.
Drum lud ich Euch hierher, Euch zu erinnern,
Daß Euer Herr und König hier noch lebt —
Wer iſt Euer Sprecher?

(Die Edelleute treten auseinander, Monmouth ſteht in der Mitte.)

Monmouth (vortretend).

Ich bin's, Majeſtät!
Die Stimmung Eures Volkes ſprech' ich aus,
Die Wünſche Eures Adels. Drückend fühlt
Den Einfluß Frankreichs Euer Land. Man will
Mit Holland Frieden — nehmt's in einem Wort!

Carl (ſehr heftig).

James! Du? Auch Du — nein, Dich will ich nicht hören,
Euch Allen ſei verzieh'n. Das Recht der Jugend
Iſt, ſchnell erglüh'n und unbedachtſam handeln,
Ich lieb' zu ſehr der Jugend 'gold'nes Glück,
Um Euch zu zürnen — Dir vergeb' ich nicht.
Dir ward ein frei'rer Weg zu meinem Herzen,
Du brauchteſt ſolche Pfade nicht zu geh'n.
Verbannt biſt Du aus meinem Reich —

Monmouth.

Mein König!

Carl.

So ſehr ich Dich geliebt, ſo ſchwer die Strafe,
Ich hab' kein Wort für Dich und keine Gnade,
Und weil Ihr mich zum Frieden zwingen wollt —

Marie.

Halt' ein, mein Ohm, hab' ich nicht Euer Wort?

Carl.

Dir will ich's halten. Coventry, tritt näher.
Bringſt Du die Schrift?

Coventry.

Wie Ihr befahlt, mein König.

Carl.

Dir ſoll der Wunſch des Herzens ſich erfüllen,
Und Frieden, hoff' ich, folgt, den ich verhieß.

Marie.

Wie ſoll ich das verſteh'n?

Carl.

Lies dieſe Schrift.

Lady Temple.

So recht. Mein König will ſie überraſchen,
Sie werden daſteh'n off'nen Munds und ſehen,
Wie Deine Weisheit über aller Hoffnung
Weit hinaus — des Landes Heil bedacht —

Marie (lieſt).

Was ſeh' ich? Wie?

Carl.

Zürnt mir mein holdes Kind?

Marie.

Warb denn um mich mein Vetter von Oranien?

Lady Temple.

Den Frieden habt Ihr in der Hand. Das Glück
Von England weit hinaus, ein Federſtrich —

Marie.

Ich denk', er hat um mich noch nicht geworben
Und wird es niemals, denn ſein Herz iſt kalt.
Ich meine doch, die Erbin dieſes Throns,
Die eine Krone heut mit ihrer Hand,
Verſchenkt ſich nicht, eh' Liebe um ſie warb.
Befiehl — in Allem werd' ich Dir gehorchen,
Du biſt mein König — eins nehm' ich mir aus
Mein Herz — der Liebe nur wird es ſich beugen.
Was fürcht' ich auch, ſeh' ich in's Auge Dir,
Mein König denkt zu groß von ſeiner Nichte,
Mit ihrer Hand den Frieden zu erkaufen.
Ihr ſcherztet —

Carl.

Wie, Du weigerst?

Marie.

Niemals füg' ich
Den Namen dieser Schrift —

Carl.

Hört Ihr's, Mylady?

Lady Temple.

Gleichviel, den Frieden erst — dann das Verlöbniß —

Carl.

Meint Ihr? Wir könnten andern Sinnes sein.
Mylord Schatzmeister, Lords und Gentlemen,
Tretet herzu und hört mich — Frieden wollt' ich;
Ich wollte mehr. Ich wollte Englands Glück,
Verbürgt hinaus weit über meine Tage,
Beschlossen war es so in freier Wahl.

Marie.

Mein Ohm und König!

Carl.

Fürchte nichts, mein Kind,
Dich schütze ich. Frei wählen soll Dein Herz.

Lady Temple.

Hört mich —

Carl.

Hier steht's geschrieben, was ich wollte,
Und dem Entschluß fehlt nur ein Federzug.
Doch zwingen will man mich — zum Frieden zwingen.
Durch Ueberredung erst, durch holde Bitte,
Durch lautes Murren, durch das Droh'n der Menge —
Das Parlament verweigert mir die Steuern.

Nun wohl, Ihr zwingt mich, wie Ihr es gewollt:
Gezwungen — nehm' ich Frankreichs Hülfe an —

Danby.

Wie, Majestät!

Lady Temple.

Nein, nein, das ist unmöglich!

Carl.

Frei ist mein Wille. — Wie dies Blatt, zerreiß' ich
Jedwede Unterhandlung mit Oranien,
Krieg mit den übermüth'gen Niederländern!
Hört's, das ist meine Antwort, und noch bin ich
König in England! —

(Er geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Saal in Whitehall. Im Hintergrunde eine Thür, die auf den Balkon führt, durch Vorhänge geschlossen. Rechts und links Seitenthüren. Auf den Tischen brennen Armleuchter.)

Erste Scene.

Wilhelm, (darauf) **Danby**, (endlich) **Bentinck**.

Wilhelm (allein).

Ich bin am Ende hier! Ich seh' es klar.
Die Hoffnung, die die Segel mir geschwellt,
Hat trügerisch den Rücken mir gekehrt,
Und nie erreich' ich hier des Friedens Port.
Gleichviel, so sei es denn ein neuer Kampf! —
(Pause.)
Doch war das Alles, was ich hier ersehnt?
Hat eine Hoffnung holder nicht als Frieden
Geheimnißvoll gebebt durch meine Seele,
Als ich der Mutter Heimathland betrat?
Was täusch' ich mich? Was will ich mir's verschweigen?
Marie, Dein Bild beseelte meinen Traum,
Und Deinem Blicke schlug mein Herz entgegen.
Dein Gruß war kalt! — Und doch — Du bist nicht herzlos,

Denn als Du gestern zürnend vor mir standst,
Da fielen ab die Flitter Deines Seins,
Die trügerisch Dich selbst vor mir verbargen,
Erglühen sah ich Dich für Menschenwohl,
Und groß und herrlich hab' ich Dich erkannt;
Mir aber wandtest zürnend Du den Rücken,
Zerrissen war der Kindheit Freundschaftsband,
Und meiner Zukunft holdes Hoffen brach.
Und doch, nach jenem herzlos kalten Gruß,
Dank' ich Dir, Gott, für jener Stunde Schmerz.
Was gilt mein Glück? Wie oft hab' ich gefleht:
„Gieb ihr, die Du mit allem Reiz geschmückt,
„Der Du der Krone heil'gen Reif bestimmt,
„Ein Herz voll Liebe für des Volkes Wohl,
„Gieß königlichen Sinn ihr in die Seele!"
Du weißt es, Gott, der die Gedanken liest,
Ich habe betend nicht an mich gedacht,
Und nicht um eig'nes Glück hab' ich gefleht.
Du hast erhört mich, reicher, als ich hoffte,
Du schuf'st sie menschlich mild, bei hohem Sinn,
Und jetzt, jetzt weiß ich es — es blüht in ihr
Die Zukunft Englands prächtig wieder auf;
Ob dann mein Glück zerstiebt — das werf' ich hin,
Denn eine Welt dafür wird sie beglücken! —

(Pause.)

Was bebst Du, Herz? — Wie? — Scheidet sich's so schwer
Vom Traum des Lebens? Jetzt zur Ruh' — Man kommt.

Danby

(tritt von links auf).

Vom König komm' ich. Alles wird noch gut.
Die Stimmung, scheint mir, hat sich schon gewendet,

Mit Euch beſchäftigt waren die Gedanken;
Nützt dieſe Stimmung, geht zu ihm, mein Prinz.

Wilhelm.

Ich thu's, um ihm mein Lebewohl zu bringen.

Danby.

O, bleibt noch wen'ge Tage —

Wilhelm.

Wohl, es ſei.
Ich geh' zum König —

Danby.

Dann ſind wir gerettet!
Ihr findet dort auch die Prinzeß von York.

Wilhelm.

Marie? (Er kehrt um.) Nein, ihr, ihr will ich nicht begegnen.
Zu and'rer Stunde bitt' ich um Gehör.

Danby.

Denkt an den Frieden, Prinz!

Wilhelm.

Ich hab's geſagt.
Nicht jetzt —

Danby.

Und jetzt nur iſt die Stunde günſtig.

(Bentinck kommt.)

Wilhelm.

Ei, Bentinck, ſprich! Du ſuchſt mich?

Bentinck.

Ein Courier
Aus Portsmouth bringt uns Briefe aus dem Haag.
Entſetzt iſt Charlesroi, und unſre Truppen
Gezwungen, die Belag'rung aufzugeben! —

Wilhelm.

Zu Pferd, die Reiſe rüſte auf der Stelle!

(Bentinck ab.)

Danby.

So gebt Ihr Alles auf?

Wilhelm

(heftig auf- und abgehend).

Dort iſt mein Platz,
Nicht hier in London! — Und was nennt Ihr Alles?
Den Frieden? Um den werb' ich mit dem Schwert,
Denn jetzt ſchreckt mich nicht Tod noch Untergang. —

Zweite Scene.

Monmouth (von rechts). **Wilhelm. Danby.**

Monmouth.

Hier find' ich Euch?

Wilhelm.

Seid, junger Freund, gegrüßt.

Monmouth.

Ich bin verbannt aus meines Vaters Reich!

Wilhelm (reicht ihm die Hand).

Ihr ſeid's um mich!

Monmouth.

Nicht deshalb bitt' ich Euch,
Ein Wort für mich zu reden bei dem König.
Verſprecht mir —

Danby.

Habt Ihr nicht des Königs Herz?
Ein reu'voll Wort entſchuldigt, was gefehlt.

Monmouth.

Entſchuld'gen, wie? Und Reu'? Weshalb, Mylord?
Das ganze Volk von England denkt, wie ich,
Und ich bin ſtolz, daß ich ihm Wort verlieh'n,
Stolz, nicht voll Reu', und will mich nicht entſchuld'gen.

Danby.

Um Gott, was führt Euch dann noch vor den König?
Soll keckes Wort auf's Neu' den Zorn entflammen?
Um England, um des Friedens willen, Prinz,
Den jetzt vielleicht noch ruh'ge Stimmung ſchenkt,
Darf ich's nicht dulden, folgt mir —

Monmouth.

Nein, ich bleibe.
Verdient vielleicht hab' ich des Königs Zorn,
Und tragen ohne Murren will ich ihn;
Doch würdig tragen, wie's die Ehre fordert,
Und dazu einer Bitte noch bedarf's

Danby (zu Wilhelm).

O, ſchickt ihn fort, all' unſ're Hoffnung bricht er!
O, ich beſchwör' Euch, Euch wird er gehorchen —

Wilhelm.

Der Mann braucht keinen Rath, gilt's ſeine Ehre;
Wenn er ihn brauchte, wäre er kein Mann.

(Pagen öffnen die Thüren.)

Der König!

Danby.

Nun, ſo gebe ich verloren
Das Heil, das ich von dieſer Stunde hoffte,
Und Euer Starrſinn hat es zu vertreten.

(Ab nach rechts.)

Dritte Scene.

Carl. Wilhelm. Monmouth.

Carl.

Wir grüßen unſern Vetter von Oranien!

(Er ſieht Monmouth.)

James! Du? Du wagſt es? Biſt Du nicht verbannt
Vor unſerm Angeſicht?

Monmouth (fällt ihm zu Füßen).

Mein Herr und König!
Vergieb mir um vergang'ner Tage Gunſt,
Daß ich noch einmal vor Dein Aug' mich wage,
Nicht Gnade flehend, aber Dank erfüllt
Das Knie vor meinem Könige zu beugen.

Carl.

Herzog von Monmouth, ich hab' Euch geliebt,
Und mehr als Dank konnt' ich für Liebe fordern.
Steht auf —

Monmouth.

Wenn Ihr mir lieber'n Namen weigert,
Den einſt in Gnadenfülle Ihr gewährt,
Der Unterthan ſteht flehend vor dem König,
Und wär' ich auch der letzte Eures Volks,
Und hätt' ich Euch in's tiefſte Herz gekränkt;
Ich weiß es doch, mein König wird mich hören!

Carl.

Ich hab' der Bitte nie das Ohr verſchloſſen.

Monmouth.

Aus meines Königs Reich bin ich verbannt,
Nicht will zurück ich lenken dieſen Spruch.

Gewährt mir eins: Nach Holland laßt mich geh'n
Und an der Seite dieſes Helden kämpfen,
An ſeinem Beiſpiel wachſen, um mein Leben,
Das Euch gehört, wenn Gott mir gnädig iſt,
Für Euch im Kampf einſt würdig einzuſetzen.

Carl.

Ich ſeh', Ihr werbt in meinem Lande, Vetter.

Wilhelm.

Mein junger Freund, ich ehre Euren Muth
Und ſchätze das Vertrau'n, das Ihr mir ſchenkt.
Euch lockt der Kampf, es reizt Euch die Gefahr,
Und ſchelten will ich nicht die kühne Wallung;
Doch iſt's kein Spiel, das Leben einzuſetzen.
Wer's eitel wagt im Uebermuth der Jugend,
Den mahn' ich d'ran: Man kämpft nur, weil man muß,
Nur für ſein Vaterland, für ſeinen König,
Denn ihnen, nicht uns ſelbſt, gehört das Leben.
Ein Söldling iſt, wer fremder Sache dient,
Doch wenn zum Schutz und zu dem Wohl der Heimath
Der König ruft, die Fahnen ſich entfalten,
Dann iſt's ein Glück, das Leben einzuſetzen.
Der Kampf iſt Ruhm, und Ehre wird der Tod.

Monmouth.

Ihr weiſt mich ab, mein König weigert mir
Die letzte Bitte —

Carl.

Vetter von Oranien,
Nehmt dieſen jungen, unbedachten Thoren
In Eure Schule —

(Wilhelm macht eine abwehrende Bewegung.)

Thut's für Euren Ohm;
Ihr werdet nicht die erſte Bitte weigern.

Monmouth.

Mein König bittet, und für mich —

Wilhelm.

Es ſei.
Ihn hüten werd' ich, wie den Stern des Auges.

Carl.

Wohl, Herzog Monmouth, geht!
(Monmouth tritt einen Schritt näher.)
Doch ohne Abſchied.

Monmouth.

Gönnt mir noch einmal dieſe Hand zu küſſen,
Die theure Hand. —

Carl.

Ich ſagt' es, ohne Abſchied.

Monmouth (für ſich).

Mein Vater! Gottes Segen auf ſein Haupt!
(Er geht ab.)

Carl

(ſieht ihm ſchmerzlich nach; als er an der Thür iſt, faſt unwillkürlich).

James!

(Monmouth wendet ſich.)

Nein, ich hab's geſagt, es iſt geſchieden!
Und ohne Druck der Hand. Gott ſei Dein Schutz!
(Monmouth ab. Carl ſieht ihm nach und ſinkt dann ſchmerzlich bewegt in einen Seſſel. Pauſe.)

Vierte Scene.

Carl. Wilhelm.

Wilhelm.

Abſchied zu nehmen, kam ich, edler Ohm,
Von beſſern Tagen hoffe ich die Gunſt
Des Wiederſeh'ns.

Carl.

Du gehſt zu neuen Kämpfen,
Dir folgt mein Sohn, den ich geliebt. Leb' wohl!
Von jetzt an Deiner Seite kämpft mein Herz!

Wilhelm.

Ich weiß das Pfand, das Du mir giebſt, zu ſchätzen
Und nehm' es an als Abſchiedsgruß — Leb' wohl!

Carl (ſteht auf).

Hör' mich! Ein Wort noch, Vetter von Oranien,
Wir ſind nicht fertig —

Wilhelm (zurückkommend).

Was befiehlt mein Oheim?

Carl.

Du nimmſt mir Alles — meines Volkes Liebe,
Das Herz des Sohnes, meiner Tage Freude,
Die Ruhe meiner Seele nimmſt Du mit,
Und für das Alles keinen Druck der Hand?
Da ſteht der einz'ge Sohn der theuren Schweſter,
Den ich geliebt, ſeitdem er athmet, lebt —

Wilhelm.

Mein theurer Ohm!

Carl.

Und kommt nicht an dies Herz,
Das tief betrübt ſein Liebſtes ihm gegeben.

Wilhelm.

Vor keinem Menſchen beugt' ich je das Knie,
Vor keinem Mißgeſchick das Haupt — Mein Oheim,
Du haſt an meine Mutter mich gemahnt,
Sieh' mich zu Deinen Füßen —

Carl (empfängt ihn in den Armen).

An dieſem Herzen iſt Dein Platz. Sieh', Wilhelm,
Ich ſag's Dir's leis, daß Niemand uns belauſcht,
Ich liebe Dich, bin ſtolz auf Deinen Ruhm,
Und ich, Carl Stuart, König von Alt-England,
Beneiden könnt' ich Dich —

Wilhelm.

Das ſagt Ihr mir
In dieſer Scheideſtunde — Ihr ſeid grauſam.

Carl.

Und weshalb ſcheiden? Bleibe bei uns, Wilhelm.
Das iſt es ja, was ich Dir ſagen wollte,
Du ſollſt der Erſte ſein an meinem Thron,
Ein weites Feld eröffn' ich Deinem Streben,
Im Rath des Friedens, in der That des Krieg's,
Englands Geſchicke leg' ich Dir an's Herz,
Mit meiner off'nen ſchrankenloſen Freundſchaft.
Du Einz'ger, dem ich trau' von allen Menſchen,
Und ford're nur von Dir das eine Glück,
Das ich noch nie gekannt — ſei mir ein Freund,
Von dem mich keine Schranke trennt. Bleib', Wilhelm!

Wilhelm.

Vergiß es nicht, daß mich die Heimath ruft.

Carl.

Und womit hat dies Holland es verdient,

Daß Du großherzig opferſt Blut und Leben?
Mit Neid und Mißgunſt ſah es Dich erwachſen,
Das Recht, das Dir gebührt, kargt es Dir ab,
Als Du ein hülflos Kind, Verrath umgab Dich,
Und in der Noth erſt hat es Dich gerufen —

Wilhelm.

Das zeigt Dir, daß es meiner jetzt bedarf,
Meinſt Du, um Lohn und Dank nur dient' ich ihm?
Um zu vergelten, was es mir gegeben?
Ich bin kein Söldling — weil's die Heimath iſt,
Weil ich, ihr erſter Sohn, ſie retten muß,
Nenn' ich's nicht Pflicht, nein, Recht iſt's, ihr zu dienen,
Und dieſes Recht ward mir von Gott gegeben,
Und bis zum letzten Hauche halt' ich's feſt.

Carl.

Soll ich den Dank, der Deiner harrt, Dir zeigen?
Denk' an de Witte's blut'ges Haupt, ihn ſchlug
Das Volk, für das er lebte.

Wilhelm.

Ruf nicht als blut'ge Zeugen, König Carl, auf die Todten!
Sonſt frag' ich Dich, fiel Deines Vaters Haupt,
Das Königliche Haupt des erſten Carl,
Gleich dem der Mutter unſres Stamm's, der ſchönen,
Unſeligen Marie, nicht unter'm Beil,
Das England ſchärfte? — Hat nicht dieſes Volk,
Zertretend ſeines Herrn und Königs Fahnen,
An des Verräthers Verſe ſich gehängt?
Und Du biſt König doch von England
Und ſetzteſt ſeine Krone Dir auf's Haupt?

Carl.

Das war mein heil'ges Recht, ich nahm's zurück.

Wilhelm.

Du thateſt's nicht, um eitel Dich zu ſchmücken,
Zu ſchwelgen ſelbſt im goldnen Glanz des Thron's,
Nicht dafür hätteſt Du das Blut vergoſſen,
Du that'ſt es für Dein arm' verirrtes Volk,
Trotz des Verraths und des vergoſſenen Blut's,
Du bliebſt ihm treu, ob's Dir die Treue brach,
Denn das allein iſt königlicher Sinn.
Du thateſt es, weil Gott Dich eingeſetzt,
Dich eingeſetzt, nicht einen zu beglücken,
Nein, Dein geſammtes Volk und Vaterland.
Wenn Du von Deiner Heimath nicht gelaſſen,
Wie forderſt Du's von mir?

Carl.

Hör' noch ein Wort,
Und eine Pflicht dann wird es Dir, zu bleiben.

Wilhelm.

Nur eine kenn' ich, für mein Land zu leben
Und, wenn es Gott verhängt, dafür zu ſterben.

Carl.

Ich biete Dir die Hand Marie von York's.
Sie iſt die Erbin dieſes Throns, Du wirſt
Die Krone einſtmals ſetzen auf Dein Haupt,
Und iſt das Land, deſſ' Krone Dir beſchieden,
Das Deine nicht?

Wilhelm.

O, halte ein — um Gott!
Du bieteſt mir Marien's Hand?

Carl.

Ich biete
Mit ihr die Zukunft Dir von Engeland.

Wilhelm.

Marien's Hand?

Carl.

Den Liebling meines Herzens,
Auch ihn geb' ich Dir hin, Dir glänzt das Leben,
Und ganz für Dich entblättert ſich mein Herbſt.

Wilhelm (für ſich, heftig erregt).

Die Zukunft Englands, und durch ihre Hand?
Halt feſt, mein Herz, daß nicht Dein glühend Schlagen
Verblendend mich verlockt vom Pfad der Pflicht.

Carl.

Du zauderſt, Wilhelm?

Wilhelm.

Nein, mein edler Ohm.
Ich ſchaute träumend an Dein lockend Bild
Und warf den Schleier d'rauf mit feſter Hand;
Du bieteſt, was das Reinſte iſt der Erde.
Ich ſchlag es aus! Von meiner Heimath tönt
Der Ruf aus tiefſter Noth — ich muß ihm folgen.

Carl.

Der Liebe Glück, der Krone Pracht verwirfſt Du?

Wilhelm.

Wenn ich dafür mein Holland opfern ſoll.

Carl.

O Eitelkeit, o Stolz der ſtarren Tugend,
Erhaben dünkt Dich's menſchlich nicht zu fühlen,
Kalt abzuweiſen das, was Alle lockt.

Wilhelm.

Kannſt Du, mein Ohm, ſo wenig mich verſteh'n?

Carl.

Wohl hat ſie Recht, Dir ſchlägt kein Herz im Buſen.

Wilhelm.

Sie hat's geſagt? Marie hat das geſagt?
So zwingſt Du grauſam mich, Dir zu entſchleiern,
Was ich verſchloß im tiefſten Herzensgrund:
Was Du genannt mit Deinem kargen Wort,
Mit einem Hauch der Lippe ausgeſprochen,
War meines Lebens einz'ger Hoffnungstraum.

Carl.

Von einer Krone, Wilhelm, träumteſt Du?

Wilhelm.

Nicht von der Krone, — nein, von ihrer Liebe,
Und daß Du ſiehſt, was meine Pflicht mich koſtet,
Erzähl' ich Dir, was nie ein Ohr vernahm,
Was nie vom Herzen auf die Lippe trat,
Was eines trüben Lebens hold Geheimniß.
Ein Kind, verließ ich ſie vor vielen Jahren,
Doch blühte ſie in meiner Seele auf
Und ſchmückte ſich mit jungfräulichem Reiz;
Auf ihrem Bilde ruhten die Gedanken,
Sie war der trüben Tage Sonnentraum,
Der kühle Schatten nach der Gluth des Lebens,
Und in der freudeloſen Zeit der Noth
Mein einzig Glück —

Carl (aufjubelnd).

Wie, Wilhelm, hör' ich recht?
So liebſt Du ſie?

Wilhelm.

Mit jedem Schlag des Herzens.

Carl
(öffnet den Vorhang der Thür links).
Dann biſt Du uns gewonnen! Komm', mein Kind.
(Marie tritt ein.)

Fünfte Scene.

Vorige. Marie.

Wilhelm.
Marie, ſie ſelbſt —

Carl.
Jetzt iſt's an Dir, Marie,
Ich übergebe Dir in dieſer Stunde
Das Heil von England und Dein eignes Glück.
Haſt Du's gehört? Er liebt Dich!

Marie (ſinkt in Carl's Arme).
O, mein König —

Carl.
Mit holder Rede führ' ihn uns zurück.
Er liebt Dich, Dir nicht wird er widerſteh'n.

Wilhelm.
Mein Ohm, halt ein —

Carl.
Beredt iſt Deine Lippe,
Und heut liegt Deine Seele in dem Wort.

Marie.
Mein Vetter!
(Sie hat einen Schritt zu Wilhelm gethan und ſteht ſtill.)
Scheiden willſt Du?
(Sie hält ein, von Thränen unterbrochen.)
O, vergieb —

Carl.

Sie weint! Kannſt Du ſie weinen ſeh'n?

Wilhelm.

Marie!

Marie.

Wo nähm' ich her ein Wort in dieſer Stunde,
Die mir des Lebens höchſtes Glück vertraut.
In Thränen zittert jeder Laut, es bebt
Das Herz in Jubel — Er, er liebt mich. Wilhelm,
Du haſt's geſagt —

Wilhelm.

Der Lippe Siegel brach.
Marie, mein Herz liegt offen vor Dir da.
Bin ich noch, der ich war? Die Rinde ſchmolz,
Und lichter Frühling ſtrahlt um meine Seele,
Iſt denn die Welt auf einmal mir gewandelt?
Nicht ſie, ich ſelbſt in meiner tiefſten Bruſt.
Von den verſchloſſ'nen Lippen ſtrömt das Wort,
Das Wort der Liebe —

Marie.

Wilhelm!

Wilhelm.

Liebſt Du mich?

Marie.

Sieh' meine Thränen, und Du kannſt noch fragen
(Sie ſtürzt an ſeine Bruſt.)

Wilhelm.

So warf das Schickſal in mein karges Sein
Mir zu noch dieſen Augenblick des Glücks,
Um reich, ein ganzes Leben d'rum zu zahlen.

Carl.

Jetzt iſt er unſer!

(Von außen Ruf.)

Hoch Wilhelm von Oranien!

Wilhelm.

Horch, wer ruft mich da
Und weckt mich aus dem wonnevollen Traum?

Sechſte Scene.

Vorige. Lady Temple.

Lady Temple (kommt).

Das Volk von England will den Helden ſeh'n,
Der ihm ein Fremdling und doch ſeines Stammes.
Ich kam hierher durch die bewegte Menge,
War das ein Toben — Zeigt Euch. Sprecht ein Wort,
Daß man ſie los wird vor Whitehall. Mein Gott,
Was fangen wir mit der Geſellſchaft an?
Hört Ihr, wie man Euch ruft?
(Sie tritt an den Balkon und zieht die Vorhänge auf, lauterer Ruf.)
Wilhelm von Oranien!

Carl.

Zum erſtenmal
Verſteh' ich heute meines Volkes Stimme,
Und mir gehören ſoll ſein Jubelruf.
Man will Dich ſeh'n. Ich ſelbſt führ' Dich hinaus.
So komm'! Auch Du, Marie —

Wilhelm.

An ihrer Seite?
Verſteh' ich Dich?

Carl.

Gehorcht mir. Wie, Du zauderſt?

Marie.

Folg' uns. Du ſtolzer Mann, gehorch' der Liebe,
Sie wird von Dir Unwürd'ges nicht verlangen.

Wilhelm.

Marie, Du willſt es. Wohl, Dir folge ich.
(Er tritt mit Marie auf den Balkon.)

Carl

(nachdem ſie an ihm vorbeigeſchritten).

Die Thüren auf! Jetzt, denk' ich, iſt er unſer.
(Er folgt auf den Balkon, die Vorhänge fallen zu. Lauter Ruf.)
Hoch König Carl!

Hoch Wilhelm von Oranien!

Siebente Scene.

Carl. Wilhelm. Marie. Lady Temple. Lords.

(Die Thüren werden geöffnet, Herren und Damen des Hofes, unter ihnen Diana, treten von verſchiedenen Seiten ein und füllen die beiden Seiten der Bühne.)

Lady Temple.

Ei, ſteht es ſo? Die Schrift, die er zerriſſen,
Hat ihrer Herzen Stimme neu geſchrieben,
Und eines Volkes Jubel ſetzt das Punktum.

Wilhelm

(ſehr bewegt, tritt herein und eilt in den Vordergrund).

Ich trag's nicht mehr! Berauſchend durch die Nacht,
Im Rufe eines Volks erklingt mein Name,
Vermählt dem ihren. Schreib' mit ehrnen Zügen

Du, harte Pflicht, in's Herz mir Dein Geſetz,
Daß ich beſteh! —

Carl (tritt heraus).

Mylords, Uns hat's gefallen,
Der Erbin unſres Throns, Marie von York,
Hier unſern Vetter Wilhelm von Oranien,
Bisher Statthalter in den Niederlanden,
Heut zu verloben —

(Bewegung unter den Lords.)

Wilhelm.

Halt' ein, mein Ohm!

Carl.

Der Jubelruf, der ihre Namen miſchte,
War Segen eines Volks auf ihren Bund,
Und auf den Dank von England darf ich hoffen.

(Marie tritt hervor.)

Die Lords

(während ſich die Frauen um Marie drängen, die ſich an Diana's Bruſt warf, und ihr Hand und Kleid küſſen).

Hoch König Carl! Hoch, hoch Marie von York!
Hoch Wilhelm und Marie!

Wilhelm.

Mylords, ich danke Euch für Euren Zuruf.
In meine Scheideſtunde fällt Eu'r Gruß!

Carl.

Treibt's Euch noch fort? Und meint Ihr, daß ich's dulde?
Befehlen jetzo werd' ich, daß Ihr bleibt.
Von dieſer Stunde bin ich Euer König.

Wilhelm.

Wollt Ihr mit meinem Herzblut grauſam ſpielen?
Ich kenne meine Pflicht.

Carl (zu den Lords).

Jetzt iſt's an Euch.
Dort ſteht, die einſt die Krone trägt von England,
Ihr Gatte will zurück in Feindesland,
Zum Kampfe gegen unſer tapf'res Heer.
Und Euch, Euch frag' ich, dürfen wir's geſtatten —
Wo nicht, Mylords, ſo haltet ihn zurück.

Die Lords

(drängen ſich um Wilhelm).

Mein Prinz, Ihr dürft nicht fort, Ihr ſeid der Unſre.

Wilhelm.

Gebt Raum, Mylords, dem freien Niederländer!
Wollt Ihr mir einſt vertrau'n, wenn ich die Heimath
Verlaſſen könnte jetzt in ihrer Noth?
Ich brachte Frieden, man hat ihn verweigert.
Wohlan denn, Krieg, ich ſteh' bei meiner Fahne!

Carl (heftig auffahrend).

So iſt das Wort gelöſt, das ich gegeben —

Marie (tritt vor).

Halt' ein, doch nicht das meine, Herr und König!
Da ſteht der Gatte, dem Du mich verlobt,
Und ewig iſt das Wort, das ich ihm gab!
Er geht: Ihn ruft die Pflicht. — Nicht halt' ich ihn —
Doch dem Gemahle folgen muß das Weib.
Ich folge ihm —

Wilhelm.

Marie! Hör' ich recht?

Marie.

Das iſt das ewige Geſetz vor Gott!
Nur ſo verſtanden hab' ich ſeinen Segen.
Und weil ich mich aus vollem Herzen gab,

Gab ich mich ganz. Jedweden Wunsch und Willen
Ihm unterthan. Mein Stolz ist jetzt sein Ruhm,
Sein Glück mein Lebensziel. — Befiehl, mein Herr,
Wohin Du gehst, da folg' ich — sei es auch
In Kampf und in Gefahren —

Carl.

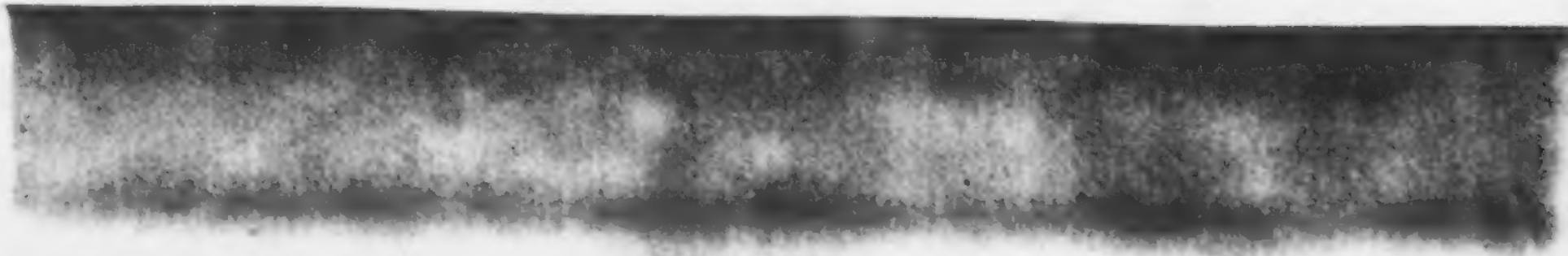
Steht es so?
(Auffahrend).
So zieh' mit ihm.
(Marie macht eine flehende Bewegung. Carl sieht sie an, wie aufjubelnd in plötzlichem Entschluß).
Doch erst vernehmt mich Alle.
(zu Marie).
Meinst Du, nur Du, Du fändest Deinen Weg,
Dir vorgezeichnet von des Herzens Schlag?
(zu Wilhelm).
Du nur allein, Du liebtest Deine Heimath?
Dir nur verständlich sei des Volkes Stimme?
Ich fühle warm wie Ihr. Mich zwingen wollt' man,
Jetzt ist mir's klar; jetzt ging das Herz mir auf,
Und von den Blicken rollte sich der Schleier.
Ich seh's, was mir geziemt und England frommt.
Ich seh's, und also folg' ihm Töchterchen;
Doch nicht in Feindesland laß' ich Dich zieh'n,
England hat Frieden mit den Niederlanden
Das sagt der König!
(Wilhelm und Marie stürzen ihm zu Füßen.)

Alle.

Hoch, hoch König Carl!

(Der Vorhang fällt.)

Druck: Thunder & Thunder, in Berlin.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Soeben erschienen:

Wohin?!

Roman

von

Karl Heigel.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Neue Novellen

von

Marie Giese.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Aus dem Süden.

Novellen

von

Günther von Freiberg.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Vor Kurzem erschienen:

Prismen.

Novellen

von

Ida von Düringsfeld.

2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die Dame ohne Herz.

Roman

von

Karl Heigel.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Manon.

Novelle

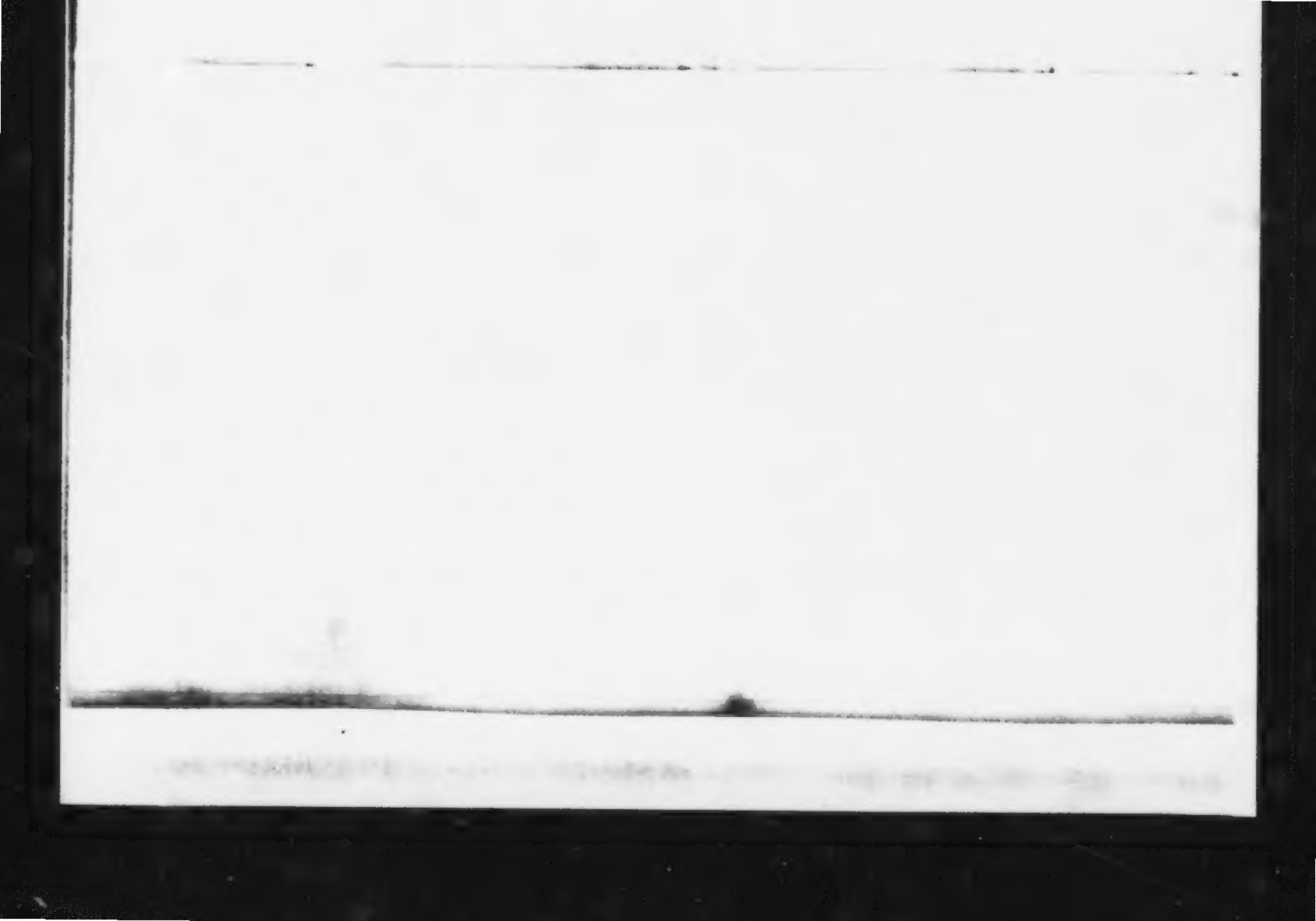
von

Villamaria.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Putlitz, Ausgewählte Werke.

Vierter Band.



Ausgewählte Werke

von

Guſtav zu Putlitz.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

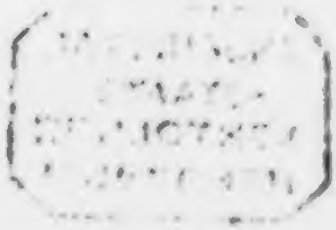
BIBLIOTECA
DI STATO
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß

zum vierten Bande.

	Seite
Funken unter der Asche. Novelle	1
Was sich der Wald erzählt. Märchenkranz	277
Die Bernauer Bierflasche. Historische Skizze	357
Der Stellvertreter. Novelle	383
Aus dem Schwarzen und in das Schwarze. Erzählung.	429

Funken unter der Asche.



STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Es war Frühling, und die Anlagen, die sich wie ein üppiger Kranz um den besuchten Badeort ziehen, prangten im überschwenglichen Blüthenschmuck des Flieders und Goldregens. Der Schneeball trug noch, wenn auch schon auseinanderflatternd, seine weißen Kugeln, und der Jasmin fing bereits an seine duftigen Knospen zu erschließen. Aus dieser Ueberfülle von Farben und Duft schimmerten die weißen Mauern der Landhäuser hervor, die, anmuthig zerstreut, von den Anlagen umschlossen wurden, während die Gitter, welche die kleinen zugehörigen Gärten absonderten, ganz überwuchert von frischem Grün und blüthenschweren Zweigen, dem Auge verschwanden. In der offenen Halle des Erdgeschosses einer dieser Villen, der kleinsten vielleicht, ruhte ein junges Mädchen nachlässig hingestreckt auf der Chaise longue, im eleganten, aber bequemen Morgenanzug, die zarte Gestalt

halb verdeckt von einer leichten, aber kostbaren Decke. Auf dem Tischchen neben ihr lag ein umgeschlagenes Buch, eine Tapisseriearbeit, die aus der Hand geglitten zu sein schien, am Boden. Die durchsichtigen feinen Züge ließen auf eine längere Krankheit schließen, aber der heiter träumende Ausdruck des Gesichts, das Auge, das froh in die volle Pracht des Frühlings hinausblickte, zeigte, daß sie überwunden war. Das junge Mädchen athmete Luft, Duft und Sonnenschein mit vollen Zügen, und mit einer Heiterkeit, der man es ansah, daß Sorgen sie noch nicht gestört hatten, gab sie sich dem süßen Nichtsthun hin, das so beglückend ist, wenn nur freundliche Bilder der Einbildungskraft es erfüllen. Sie mochte schon lange so, lächelnd wie ein Kind, hingeträumt haben, als leise die Glasthür hinter ihr sich öffnete und eine Frauengestalt in derselben erschien, die die Ruhende eine Weile sorgsam betrachtete. Sie trug ein ganz schlichtes, schwarz wollenes Kleid, darüber ein weißes, leinenes Tuch, über der Brust gekreuzt, und ein glattes, weißes Häubchen, dessen sauber gebrannter Strich, fest anschließend, das Gesicht einrahmte und das zurückgestrichene Haar verdeckte. Man hätte nicht sagen

können, ob die Frau alt oder jung sei, ob das Gesicht, dessen einziger Ausdruck gleichmäßige Milde war, anmuthig oder unschön zu nennen wäre, aber die ganze Erscheinung machte den Eindruck leiser Ruhe. Wenn man das junge Mädchen mit einem erwachenden Frühlingstage vergleichen konnte, so war diese Frau wie ein stiller Sonntagnachmittag, der die Andacht des Morgens ausklingen läßt in dem Schweigen der verstummten Arbeit.

Das junge Mädchen wandte den Kopf, nickte freundlich der Andern zu und rief lächelnd: „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich schon hereinholen, Schwester Clara? Es ist so schön hier, und ich fühle mich so wohl."

Schwester Clara trat einen Schritt näher. „Wird es nicht zu viel, Fräulein?" sagte sie, „der Doctor hat nur eine Stunde erlaubt, und ich glaube, wir sind schon ungehorsam gewesen."

„Was weiß denn der Doctor?" erwiderte lachend das junge Mädchen; „ich fühle ja selbst am besten, was mir gut thut, und Ihr sollt mich nun endlich nicht mehr wie eine Kranke behandeln." Dabei schob sie die Decke bei Seite und versuchte es, mit einer

schnellen Bewegung von der Chaise longue aufzuspringen, aber die Haltung schwankte, und das Mädchen griff nach dem Tischchen, um sich zu stützen. Unbemerkt, ohne plötzliche Bewegung, war indessen Schwester Clara schon an ihrer Seite und hielt sie im Arm.

„Sie brauchen mich doch noch," sagte sie, „und ich meinte schon, meine Hülfe sei überflüssig, Fräulein Lucie. Kommen Sie in's Zimmer, es ist genug für heute."

Lucie ließ sich führen, wie ein Kind, aber sie lehnte noch einmal über das Geländer, als müsse sie noch einen tiefen Zug thun aus dem berauschenden Becher der Frühlingspracht. „Ich bin matt," sagte sie, „aber es ist ein wunderbares Behagen in dieser Empfindung. Die Kräfte sprießen mir wie die jungen Blätter am Strauch, die so zart sind, daß der wärmere Sonnenschein sie schlaff zusammensinken läßt, aber sie welken nicht; im frischen Nachthauch stehen sie kräftiger wieder auf, sie müssen sich nur daran gewöhnen, zu leben."

Schwester Clara erwiderte nichts. Mit keinem Wort, keiner Bewegung wiederholte sie die Aufforderung, in's Haus zu treten, aber Lucie folgte ihr wie

einer zwingenden Gewalt. Sie ſtützte und trug die Geneſende nicht, ſie unterſtützte nur, leitete und ergänzte die Kräfte, wo ſie nicht ausreichten. Lucie lag wieder auf ihrem Ruhebett, hatte den beruhigenden Trank genommen, den Schweſter Clara ihr miſchte; kein Glas klang dabei gegen das andere, kein Löffel klapperte, die Dinge gingen wie von ſelbſt unter den leiſen Händen und ſtellten ſich regelrecht wieder an ihren Platz.

Der Arzt kam. Er war ein noch junger Mann, zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt, gut ausſehend, aber etwas brüsque in ſeiner Manier. Es war noch ein Theil vom Studenten an ihm hängen geblieben, aber vom liebenswürdigen Studenten. Im Grunde eine ſentimentale Natur, fürchtete er dieſe Empfindſamkeit, deren er ſich bewußt war, nahm eine ſchroffe, ſarkaſtiſche äußere Form an und ſpottete über Freundſchaft und Empfindungen, nicht ſo ſehr, um Andere zu täuſchen, als um gegen ſich ſelbſt zu kämpfen. Er ließ ſich wenig mit Lucie ein und ſchnitt ihr alle Wünſche, Dies oder Jenes ſchon zu unternehmen, kurz ab. „Thorheiten,“ ſagte er, „Unvernunft! Zerbrechen Sie ſich doch nicht den Kopf über Dinge, die

meine Sache ſind. Ich werde Ihnen das Alles verordnen, zur richtigen Zeit, wie ich früher Ihnen die Arzneien zur Stunde verſchrieb. Alles, was ich nicht erlaube, bleibt verboten."

„Wenn Sie mir Ausfahren, Concert, Geſellſchaften wie eine Arznei verſchreiben wollen, Doctor, ſo will ich ſie gar nicht, ſchon weil Sie dieſelben in eine ſo fatale Kategorie bringen," lachte Lucie. „Bald werde ich Ihnen gar nichts mehr ſagen, denn was ich auch vorbringe, — und am Ende habe ich doch über mich ſelbſt auch mitzureden, — das nennen Sie dumm." —

„Das Wort habe ich nicht ausgeſprochen," erwiderte ganz ernſt der Doctor. „Ein alter Student bringt das nicht über ſeine Lippen. Grob muß ich ſchon mitunter ſein, um Zeit zu erſparen, beleidigend nicht, und Ihr Ausdruck gilt unter den Studenten als Beleidigung."

„Sie ſind aber kein Student mehr," ſpottete Lucie.

„Leider Gottes, nein!" erwiderte der Doctor. „Das liegt längſt abgethan hinter mir, aber es glimmen immer noch ein paar Funken unter der Aſche."

Dann wandte er ſich zu Schweſter Clara und beſprach in ganz geſchäftlichem Ton ſeine Verordnungen. Lucie wollte mit hineinreden, aber ihre Bemerkungen wurden vollkommen überhört. Als der Doctor aufſtand, winkte er Clara mit dem Auge. Ohne ein Zeichen, daß ſie ihn verſtanden hätte, rückte ſie Luciens Kiſſen zurecht, ging lautlos ordnend durch's Zimmer, und als der Doctor im Vorzimmer ſtand, war ſie, wie zufällig und ganz natürlich, an ſeiner Seite.

„Schweſter Clara," ſagte der Doctor, „Ihr Pflegling iſt als geneſen zu betrachten. Ich wollte das vor ihr ſelbſt nicht ausſprechen, das verbietet die allgemeine Unvernunft der Menſchen, namentlich der Geneſenden. Nicht, weil ich mich nicht freute, dieſe Patientin aus den Händen zu laſſen, ſondern weil ich fürchte, ſie könnte mir wieder hineinfallen. Ich brauche Ihnen keine Inſtructionen zu geben, Sie wiſſen beſſer als ich, was nützt oder ſchadet, und eigentlich müßte ich mich ſchämen, denn daß wir ſo weit ſind, iſt Ihr Verdienſt, nicht das meinige. Ich bin auch jetzt ganz unnütz, und Sie ſind es noch lange nicht."

„Das thut mir leid," ſagte Clara, „ich hatte gehofft bald abreiſen zu können."

„Was ruft Sie fort?“ fragte der Doctor.

„Nichts,“ antwortete sie ruhig, „so lange meine Aufgabe hier nicht erfüllt ist. Dann aber kehre ich in mein Diaconissenhaus zurück, und es findet sich gleich wieder eine Stelle, wo ich nützlicher bin als hier.“

„Haben Sie sich dazu verpflichtet?“

„Nein!“ war die Antwort, „ich bin vollkommen frei; und von einem Zwang ist so wenig die Rede, daß ich ausscheiden könnte, wann ich wollte. Aber ich habe mir diese Lebensaufgabe gewählt und zum einzigen Zweck meines Lebens gemacht.“

„Und ich habe gesehen, wie Sie dieselbe erfüllen,“ sagte der Doctor. „Wissen Sie, daß mir das vom ärztlichen Standpunkt völlig unbegreiflich ist, vom psychologischen gar nicht zu reden. Ich habe mir immer eingebildet, jeder Mensch müßte Schlaf haben, schon weil mir der meinige so oft gestört wird, müßte ruhen und in einem gewissen Schwanken der Stimmung sein Gleichgewicht finden. Von allem Dem ist bei Ihnen nicht die Rede. Sie sind immer wach, immer da, und wie ich an Ihrem Brusttuch nie einen Fleck, an Ihrem Häubchen nie etwas Zerdrücktes ge-

funden habe, so ist auch Ihre Stimmung immer dieselbe, in den Stunden der größten Gefahr wie in denen der Hoffnung."

„Wer für sich selbst nichts mehr wünscht, nichts mehr hofft, vor nichts mehr zittert, der wird auch ruhig Anderen gegenüber. Sie, der Arzt, müssen das ja verstehen. Wer so manchem Todeskampf zusah, so viele gebrochene Augen zudrückte, wie ich, dem ist der Tod nicht mehr so erschreckend, das Leben nicht mehr so lieblich, und Schlaf und Wachen, der kleine Tod und das kleine Leben, unterscheiden sich nicht mehr. Man gewöhnt sich, die einzelnen Menschen nur danach zu betrachten, wie sie unserer Hülfe bedürfen. Der Kränkste steht mir am nächsten, der Genesene darf für mich nicht mehr existiren."

„Danach gilt Ihnen der Gestorbene und der dem Leben Zurückgegebene gleich," warf der Doctor ein; „Sie haben es nur mit dem Kranken zu thun. Ist das nun die höchste Selbstsucht oder die höchste Selbstverleugnung? Sie glauben mir eine Erklärung Ihres Wesens zu geben, und werfen statt dessen neue Räthsel auf. Was Sie thun, und wie Sie es thun, kann nur aus dem Quell uneigennützigster Menschenliebe

entspringen, und daß diese dem Einzelnen gegenüber nicht an Kraft gewänne, ist unmöglich. Seit Monaten widmen Sie alle Ihre Gedanken, alle Ihre physischen Kräfte, sich ganz und gar dem eigensinnigen Kinde, das wir eben verließen, und das Herz sollte da nicht mit Theil haben? Sie sprechen davon, das anmuthige Geschöpf zu verlassen, als wäre es Ihnen lieb, eine Sorge loszuwerden, nur um sie mit einer neuen zu vertauschen."

„Ich darf mein Herz nicht an den Einzelnen hängen," sagte Clara, und ihre sonst gleichmäßige Redeweise bekam zum ersten Mal einen etwas stärkeren Accent. „Was ich dem Einen gäbe, müßte ich dem Andern entziehen, und meine Lebensaufgabe würde unmöglich, wollte ich hier oder da wieder Wurzel schlagen mit dem Herzen und über das Krankenzimmer hinaus Theil nehmen an den Geschicken des Einzelnen in der Welt. Zuerst habe ich mich zwingen müssen, kalt zu werden, jetzt bin ich es geworden und muß es bleiben. Sie sprachen vorhin, halb im Scherz, von Funken unter der Asche. Das Bild paßt auf mich, aber jetzt sind die Funken erstickt, und die Asche ist kalt geworden."

„Sind Sie deſſen ſo gewiß?“ rief der Arzt.

„Ich denke, ja!“ erwiderte ſie nun wieder ganz ruhig.

„Wo aber Aſche iſt, muß Rauch und Flamme geweſen ſein,“ fuhr er fort und ſah ſie durchdringend an.

Das Mädchen ertrug den Blick ganz ruhig und mit unveränderten Zügen. „Die Zeit der Flamme iſt erloſchen,“ ſagte ſie, „mit der habe ich längſt abgethan. Ja, ſie iſt namenlos geworden, und keine Brücke trägt zu ihr zurück. Ich heiße jetzt ‚Schweſter Clara‘, und dieſer Name braucht keine Vergangenheit.“

Sie grüßte den Arzt mit leiſer Kopfbewegung und ſchritt in das Krankenzimmer zurück. Er nahm Hut und Ueberzieher. „Aſche,“ murmelte er vor ſich hin; „ja, wir ſollen zur Aſche werden, ſagt die Schrift, aber nicht, ſo lange der Puls ſchlägt und das Blut durch die Adern rollt. Ich weiß nicht, ob ich dies Weſen bewundern ſoll oder verabſcheuen, bemitleiden oder glücklich preiſen. Es würde Einen gar nicht beſchäftigen, wäre es wirklich nichts als ein unbeſchriebenes Blatt, aber es iſt ein Pergament, von dem man die Schrift fortradirte, und dann zerbricht man

sich immer noch den Kopf, um zu entziffern, was da stand. Schließlich ist meist die Lösung, wenn man sie wirklich empfängt, nicht einmal des Entzifferns werth gewesen." Er ging; aber halb verdrießlich, halb zerstreut, mußte er sich zu seinen weiteren Pflichten zwingen. Als Schwester Clara zurückgekehrt war zu ihrem Pflegling, fand sie diesen in größter Aufregung, fast im Fieber auf den Doctor.

„Das ist ein ganz unausstehlicher Mensch!" rief Lucie, „so grob, so gleichgiltig, so mißachtend. Daß wir gerade dem in die Hände fallen mußten. Ich ärgere mich schon, wenn er kommt, und seine Arznei muß sehr gut sein, um den Schaden, den seine Anwesenheit hervorbringt, wieder gut zu machen. Was er nur wieder mit Ihnen zu complottiren hatte?"

Schwester Clara hatte sich ruhig an's Fenster gesetzt und griff nach ihrer Arbeit. „Bis hierher haben sich die Anordnungen des Doctors noch immer als richtig bewährt, folgen wir ihnen und kümmern wir uns nicht um seine Person," sagte sie.

„Das habe ich mir oft vorgenommen," schmollte Lucie weiter; „aber mit wem sollen sich die Gedanken beschäftigen, wenn nicht mit dem einzigen Menschen,

den man seit Monaten zu Gesicht bekommt? Und er wird immer unerträglicher. Ich bin überzeugt, wenn er auch meine Gesundheit herstellt, meinen Character verdirbt er, und das gründlich. Ich habe sonst nie einem Menschen etwas Böses gewünscht, aber diesem Doctor gönnte ich alle Schmerzen und Qualen. Wenn er so mit wahrem Behagen von den Leiden Anderer spricht und dabei mit dem ganzen Uebermuth der eigenen Gesundheit sein spöttisches Gesicht macht, könnte ich ihn mit zerbrochenen Armen und Beinen, ohne nur einen Schimmer von Mitgefühl, vor mir liegen sehen. An dem Menschen ist Alles beleidigend, selbst seine kräftige Gestalt und seine schön geschnittenen Züge. Wenn er lacht und seine prächtigen Zähne zeigt, kann ich so ärgerlich werden, daß mich nur die Furcht zurückhält, ihm etwas Boshaftes zu sagen."

„Furcht? vor was?" fragte Clara.

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Lucie, „vielleicht davor, daß er mich noch mehr tyrannisirt, mir aus Malice noch fatalere Mixturen verschreibt. Aber ich weiß recht wohl, was ich an ihm hasse; das Norddeutsche, das Preußische in seinem ganzen Wesen. Das bleibt für uns Süddeutsche nun einmal unüber-

windlich. Immer wollen sie uns sentimental rühren und gleich mit der Arroganz, daß sie sich von der eigenen Empfindsamkeit nicht beugen lassen. Sie prahlen damit, das überwunden zu haben, worauf sie sich Etwas zu gut thun — ihr Gemüth: Anmaßung auf beiden Seiten. Liebhaben will man sie nicht, auslachen kann man sie nicht, weil sie Einem mit Selbstverspottung immer zuvorkommen, also muß man sie hassen, und ich hasse diesen Doctor gründlich, schon weil er ein Preuße ist, und von der rechten Sorte."

„Ach, Sie sind ein Kind!" sagte Clara, „und im Grunde sind sie ihm auch dankbar, wie er das verdient."

„Sie nehmen ihn in Schutz, Schwester Clara, das habe ich längst bemerkt," rief Lucie, „und so müssen Sie es sich schon gefallen lassen, daß ich meinen Zorn, den ich vor ihm nicht kund geben kann, gegen Sie auslasse. Aber bitte, was können Sie zu seinen Gunsten vorbringen?"

Clara sah nicht auf von ihrer Arbeit.

„Nichts," sagte sie, „so wenig ich auch an ihm zu tadeln wüßte. Ich befolge seine Anordnungen,

weil das meine Pflicht iſt, und weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ſie richtig ſind. Als Arzt iſt er gewiſſenhaft, das hat er uns bewieſen. Ueber die Krankenſtube hinaus denke ich weder an ihn, noch an etwas Anderes.“

„Clara!“ rief Lucie, „Sie ſind mir ein Räthſel. Iſt es denn möglich, ſo mit dem Leben, mit den Empfindungen abzuſchließen? Ich kenne wenig von der Welt, von ihren Freuden und Vergnügungen, von ihren Lockungen und Gefahren, und doch glaube ich nicht, daß ich das Alles aufgeben könnte, ſo kalt, ſo ruhig.“

„Das ſollen Sie auch nicht, Lucie,“ ſagte Schweſter Clara; „Ihnen gehört die Welt, und das Leben ſoll für Sie erſt anfangen. Glauben Sie nicht, daß ich den Beruf, den ich mir wählte, für den einzig richtigen halte im Allgemeinen; aber er war der einzig richtige für mich. Mich befriedigt er, mich füllt er aus, ja, ich freue mich an ihm, wenn ich ſehe, wie in dieſem Augenblick, daß er helfen konnte, der Welt ein Leben wiederzugeben, der Welt, die für mich nicht mehr da iſt.“

Lucie richtete ſich auf. So hatte die faſt ſtumme

Pflegerin niemals zu ihr gesprochen, und zum ersten Mal kam dem jungen Mädchen der Gedanke, daß die bleiche Frauengestalt neben ihr, der sie nur behagliche und gehorsame Handleistungen und Krankendienste zugetraut, die sie wie einen Dienstboten betrachtet hatte, höher stünde an Bildung und Erfahrung. Die Krankheit hatte sie stumpf gemacht, hatte ihre Gedanken umschleiert, sonst würde sie das längst bemerkt haben, trotz des Schweigens der Genossin, deren Unnahbarkeit ihr überdies die Lippen geschlossen hatte. „Clara," rief sie, „erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Ihren Geschicken."

Schwester Clara schreckte zusammen bei der unerwarteten Frage und schwieg. „Woher," fragte sie sich, „auf einmal diese Theilnahme?" Sie bedachte nicht, daß das Gespräch mit dem Doctor ihr einen tiefern Eindruck gemacht hatte, als sie selbst sich gestand, und wie sie auch den ruhigen Ausdruck ihrer Haltung bewahrte, zitterte doch die Erinnerung an die Empfindungen, die sie meinte überwunden zu haben, durch ihr ganzes Wesen. „Lassen Sie das, Fräulein Lucie," sagte sie nach einer Weile in möglichst kaltem Ton, „es sind zwar keine Geheimnisse,

die ich verbergen muß, aber es ſind auch keine Erzählungen, die in ein Krankenzimmer paſſen. Um Ihretwillen fragen Sie mich nicht, und um meinetwillen laſſen Sie mich ſchweigen. Und wenn Sie Theilnahme für mich haben, begnügen Sie ſich mit der Verſicherung, daß ich nie in meinem Leben mich befriedigter fühlte, als in dieſem Augenblick."

Lucie ſtand leiſe auf, ſchlich auf den Zehen zur Pflegerin hin und ſchlang beide Arme um ihren Nacken. „Theilnahme?" flüſterte ſie, „Theilnahme? Welch kaltes Wort. Ich habe Dich lieb, Clara, ich habe es längſt gefühlt, aber ich weiß es erſt in dieſem Augenblick. Ich habe Dich von ganzem Herzen lieb."

Clara löſte leiſe die Arme, die ſie umſchloſſen, und ſagte: „Sie regen ſich auf, Lucie, und das darf ich nicht leiden."

Lucie ließ ſich nicht abweiſen. „Ich habe Dich nicht lieb, Clara," ſagte ſie, „weil ich Dir dankbar bin, weil Du das kleine, vielleicht verlöſchende Flämmchen meines Lebens pflegteſt, anfachteſt, friſch wieder aufflackern ließeſt, — ich habe Dich lieb, ich weiß nicht weshalb, und die Empfindung rührt mich und treibt mir die Thränen in die Augen, und ich

weiß doch auch wieder nicht warum? Ich habe Dich immer ‚Schwester Clara' genannt und dachte mir nichts dabei. Jetzt aber weiß ich, daß Du mir eine ‚Schwester' sein sollst, wie ich nie eine hatte und wie sie mir immer fehlte. Und so lehne ich mich an Dich und lasse mich nicht zurückweisen." Sie sank neben Clara nieder und verbarg ihr thränenüberströmtes Gesicht in ihren Schoos.

Eine leise Röthe zog über die bleichen Züge der Diaconissin. Sie fühlte es warm aufwallen in ihrem Herzen, und sie wußte es, daß damit wieder Etwas in ihr Leben trat, wovor sie sich fürchtete. Die langentwohnte Empfindung, daß ein Wesen sie liebe auf der Welt, hatte auch ihr einen Ton angeschlagen, der nachklang in ihrem Herzen, und der ihre ganze Lebensaufgabe zu erschüttern drohte.

„Sind doch noch Funken unter der Asche?" flüsterte sie vor sich hin. Es durfte nicht sein. Sie wollte einen Kampf nicht wieder antreten, der überwunden sein mußte. Fest und kalt führte sie das liebliche Kind, dem sie seit Monaten alle ihre Kräfte gewidmet hatte, auf das Lager zurück und gebot Ruhe. Aber sie behandelte sie, ohne es zu wissen, doch nicht

mehr, wie eine Dienende das thut, ſie ſtrich ihr leiſe mit der Hand über das lockige Haar und die zart gerötheten Wangen. Es war etwas halb Mütterliches in ihre Art und Weiſe getreten. Lucie bemerkte das und lächelte unter Thränen. Sie ergriff die Hand der Pflegerin und hielt ſie feſt. Die ſchmale Hand war rauh und aufgeſprungen in der Arbeit, und doch ſah man es ihr an, ſie mußte einſt ſchön geweſen ſein, und nicht beſtimmt zu grobem Dienſt. Clara zog die Hand mit leiſer Gewalt fort, rückte Kiſſen und Decke in Ordnung und verließ das Zimmer. Sie trat in den Garten und ſchritt den kleinen Pfad zwiſchen dem blühenden Strauchwerk hin, die milde Frühlingsſonne glänzte auf ſie nieder, und Alles war Erwachen, Fülle, Glanz und Farbe um ſie; ſie ſelbſt bleich, dunkel, abgeſtorben. Sie rang, ihre Ruhe wieder zu gewinnen, und ſie glaubte, es ſei ihr gelungen, als ſie zurücktrat in's Zimmer. Eine eben erblühte Roſe, die erſte des Jahres, hatte ſie faſt gedankenlos abgebrochen und legte ſie ihrem Pflegling auf die Bruſt. Lucie war eingeſchlafen. Clara ſah ſie lange ſchweigend an, beobachtete zufrieden die geſunden, kräftigen Athemzüge, dann drückte ſie mit

der äußersten Spitze der Lippen einen Kuß auf die heitere Stirn der Schläferin und lächelte. Sie meinte, sie hätte ihr ihre Liebe zurückgegeben, sei wieder frei und sicher, und die Funken wieder erloschen unter der Asche. —

II.

Der junge Arzt hatte seine Krankenbesuche beendigt, war wie gewöhnlich sehr spät zur table d'hôte des elegantesten Hotels gekommen und ging nach hastig eingenommenem Diner, wie er pflegte, in den Cursaal, wo er sicher war, seine Bekannten zu treffen. Wir brauchen keine Beschreibung dieser mit raffinirtester Eleganz ausgestatteten Locale zu geben, in denen sich Spieler und Zuschauer um den grünen Tisch der Roulette drängen, wo durch die athemlose Stille der Aufregung die monotone Stimme der Croupiers, das Rollen der Kugel und das Klingen der Geldstücke in immer gleicher Wiederkehr und Pause sich hörbar macht. Der junge Arzt drängte sich nicht an den Tisch hinan, er umschritt ihn in weitem Bogen, musterte die Spieler und wechselte hier und da einen Gruß, der ihm bald verlegen, bald unbefangen, meist

zerſtreut und haſtig erwidert wurde. Die Beobachtung der Phyſiognomien intereſſirte unſern Freund, dem Spiele ſelbſt ſchenkte er keine Aufmerkſamkeit. Es war ihm augenſcheinlich um die Wirkung, nicht um die Urſache zu thun. Nach einer Weile ſchien er ſeine Beobachtungen vollendet zu haben und ſich anzuſchicken, den Saal zu verlaſſen, als er plötzlich wieder näher trat und einen Herrn in's Auge faßte, der ihm gegenüber unmittelbar am grünen Tiſch ſtand, deſſen Geſicht ihm bekannt ſchien und freundliche Erinnerungen weckte. Bald zweifelte er nicht mehr; er erkannte einen Studiengenoſſen aus Heidelberg, den er dort ſehr lieb gehabt, ſeitdem aber nicht wiedergeſehen, und deſſen Schickſal er ſeit etwa fünfzehn Jahren vollkommen aus dem Auge verloren hatte. Es war nicht zu verwundern, daß er ihn nicht auf den erſten Blick erkannt hatte, denn der Freund war überraſchend verändert. Anſtatt des friſchen, blühenden Geſichts, das dichte blonde Locken umflatterten, ſtark markirte, gereifte Züge und ſpärliches Haar um die hohe, ſchön gewölbte Stirn. Die Geſtalt war am wenigſten verändert. Immer noch ſchlank und vornehm, war ſie nur männlicher geworden. Der junge Arzt brauchte

lange Zeit, um sich aus dieser Erscheinung den Jugendfreund zurück zu construiren und war nicht gleich über die Identität im Klaren. So beobachtete er eine ganze Weile und sah, daß der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit dem Spiele mit einer fast gleichgiltigen Ruhe zusah. Vor ihm waren einige Haufen Gold- und Silberstücke aufgestapelt, aber er berührte sie nicht, und in der ganzen Zeit, in der das Auge des Doctors auf ihm ruhte, setzte er nicht ein einziges Mal. Endlich schlug auch der Fremde das Auge auf, er bemerkte es, wie Jemand gegenüber ihn scharf fixirte, nahm sein Glas, warf einen Blick hinüber, und schneller erkennend als der Freund, nickte er einen erfreuten Gruß hinüber, strich ruhig sein Geld ein und drängte sich durch die Menge. Er kam dem Doctor gleich mit ausgestreckter Hand entgegen. „Du hier, Meinard?“ rief er. „Wie man sich wiederfindet!“

„Ich war lange im Zweifel, ob Du es wirklich seiest, Constantin!“ sagte der Doctor.

„O, habe ich mich so verändert? Dich habe ich auf den ersten Blick erkannt,“ war die Erwiderung.

Sie verließen den Saal und gingen Arm in Arm

durch den Park. Der Doctor war ganz frisch in den alten, gemeinsamen Erinnerungen, von denen sich der Gefährte ruhig, kühl, fast gleichgiltig erzählen ließ. Endlich erkältete diese zurückhaltende Art, die er in der ersten Freude des Wiedersehens kaum bemerkt hatte, doch auch den Arzt, und er sagte, zum Cursaal zurücklenkend: „Verzeih, Constantin, Du warst beim Spiel, und ich habe Dich gestört. Da Du, wie Du sagst, einige Wochen hier bleibst zur Cur und ich wahrscheinlich zeitlebens hier bleiben werde zum Curiren, sehen wir uns wieder."

Der Freund hielt ihn zurück: „Du hast mich durchaus nicht gestört," sagte er, „ich spielte nicht und spiele niemals."

„Freilich sahst Du gleichgiltig auf die rollende Kugel, und ich habe nicht bemerkt, daß Du Dein Glück versuchtest, aber Dein Platz, die Geldhaufen vor Dir" — sagte der Doctor.

„Ah, Du hast mich beobachtet?" fiel Constantin ein, „und da Du das thatest, will ich Dir meine Schwäche eingestehen. Ich war früher passionirter Spieler, nicht aus Gewinnsucht, denn ich besaß mehr, als ich brauchte, aber aus Leidenschaft. Wie ein

Fieber ergriff es mich, wenn in Bekanntenkreisen die Karten zur Hand genommen wurden, und die öffentlichen Banken übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Tagelang kam ich nicht von dem grünen Tisch fort und habe viel verloren, ohne mich von meiner Leidenschaft heilen zu können, wenngleich ich mich ihrer schämte. Jetzt bin ich nicht mehr reich, habe gerade nur, was ich brauche, und zwar bei großer Einschränkung, und sicher nicht genug, um Etwas verlieren zu können. Ich mußte meine Leidenschaft überwinden. Das ist nicht so leicht, als es scheint. Blase in die halbverlöschende Flamme und sie schlägt immer hoch auf. Ich schäme mich fast, es einzuräumen, daß es mich furchtbare Kämpfe gekostet hat, wenn sich eine Aufforderung zum Spiel bot, dieser zu widerstehen. Selbst wenn ich mir einbildete, kalt zu sein, zuckte doch die alte Gluth wieder auf. Unter meinen Bekannten half ich mir durch das laute Bekenntniß meines durch die Nothwendigkeit gebotenen Entschlusses. Das war eigentlich die Feigheit des passionirten Wilddiebes, der ohne Gewehr dem Wilde nachpurt und sich dann damit brüstet, daß er nicht geschossen hat. Das wurde mir klar, wenn ich an eine öffent-

liche Bank trat und der Sicherheit halber meine Börse zu Haus gelaſſen hatte. Aber ich wollte mich von meiner Leidenſchaft heilen, wirklich und gründlich, auch ohne den Zwang der Unmöglichkeit, ihr zu folgen, den ich mir ſelbſttäuſchend auflegte. Ich glaube, es iſt mir gelungen, und heute machte ich wieder eine Probe. Ich trat an das Roulette, legte meine ganze Baarſchaft vor mich, folgte dem Spiel, beobachtete meine Bewegungen. Zuerſt war es mir wohl, als wolle der alte Reiz wieder ſein Recht geltend machen, aber er lockte immer weniger, und wenn Du mich nur während der letzten Viertelſtunde beobachtet haſt, ſo wirſt Du mir bezeugen müſſen, daß ich ganz gleichgiltig war, und ich verſichere Dich, auch nicht ein Gulden meiner Baarſchaft iſt von der Stelle gerückt worden."

„Du warſt alſo Dein Selbſtarzt, während ich meinen Krankenbeſuch an dem Spieltiſch machte," ſagte Dr. Meinard.

„Deinen Krankenbeſuch? Wie verſtehſt Du das?" fragte der Freund.

„Ich beobachte täglich," war die Antwort, „welche meiner Patienten und Patientinnen ſich an der Bank einſtellen, und ſuche das möglichſt unbemerkt zu thun.

Wie jeder sich zeigt in der Leidenschaft des Spiels, im Gewinn oder Verlust, das giebt mir Aufschlüsse über Charakteranlagen, über den Grad der Erregbarkeit und unterstützt nicht allein meine Krankheitsdiagnose, sondern giebt mir auch Winke für den Plan meiner Behandlung."

„Ach, Du bist nicht allein Arzt, sondern auch Psychologe!" warf Constantin ein.

„Läßt sich das trennen?" erwiderte Meinard.

„So führst Du Deine Kranken erst an die Bank, ehe Du Deine Cur anfängst?" fragte Constantin.

„Wie solche Arzneien, die meist Gifte sind, betrachte ich das Spiel, und mitunter bringt das Gift auch sogar Heilung. Ganz aufgeriebene Nerven gebrauchen ein Reizmittel, und ein solches sind mir die sechsunddreißig Nummern schon mehr als einmal gewesen. Die entnervte Kraft ist keine geheilte Leidenschaft, und wo der Puls aus Schwäche langsamer geht, als das Fieber bedingte, ist dies nicht gehoben."

„Ich hoffe nicht, lieber Junge, daß Du mich unter diese Kategorie bringen willst," sagte ganz ruhig Constantin, „wenn mich das Leben, in das ich hineinstürmte mit vollen, von kräftiger Jugendlichkeit ge-

ſchwellten Segeln, auch nach vielen Richtungen hin verbrauchte. Meine Illuſionen ſind vor der Zeit vernichtet, und tauſend Dinge, die meine Altersgenoſſen noch in Bewegung ſetzen und feſſeln, ſind für mich werthlos geworden. Ich bin kalt geworden, vielleicht vor der Zeit, aber meine Kraft iſt nicht alt, und meine Nerven befinden ſich, Gott ſei Dank, vortrefflich."

„Das brauchteſt Du mir nicht mehr zu ſagen," rief der Doctor, „nachdem Du mir meine an Dir gemachte Diagnoſe am Spieltiſch durch Deine Erklärung ſo vortrefflich ergänzt hatteſt."

Die Freunde waren wieder vor dem Curhauſe angekommen, wo die Muſik ſpielte und die Geſellſchaft ſich verſammelte. Sie ſetzten ſich an ein leeres Tiſchchen und zündeten die Cigarren an, aber ſie ſprachen nicht. Der Doctor wußte nicht recht, trotz der Freundſchaftserinnerung, die ihm wieder im Herzen wach geworden war, wie er dem Genoſſen früherer, glücklicher Tage beikommen ſollte. Die gemeinſamen Erinnerungen ſchienen ihm werthlos geworden zu ſein, und die zurückhaltende, wenn auch freundliche Weiſe ließ ihn die Frage nach den Lebensereigniſſen, die zwiſchen Studentenabſchied und Wiederſehen lagen,

wie eine Indiscretion vermeiden. Es war ihm wehmüthig, daß das aus der früheren Freundschaft geworden war. Der Andere schien das nicht zu bemerken und mochte selbst wohl weder Freude noch Mißbehagen über das Wiedersehen empfinden. Er sah theilnahmlos in die Menge, nachlässig in seinen Stuhl gelehnt. Wenn er ganz allein gewesen wäre, er hätte nicht anders aussehen können. Der Doctor wurde viel begrüßt, angeredet und ging dann wohl von einem Tisch zum andern zu kurzem Gespräch, immer aber wieder zurückkommend, weil ihn doch der Jugendfreund anzog, so zurückhaltend er auch erschien. So hatten sie lange gesessen ohne anderes Gespräch, als kurz hingeworfene, gleichgiltige Worte, als eine etwas übertrieben elegante Dame, am Arme eines älteren Herrn, den man trotz seiner Civilkleidung sofort als einen früheren Militair erkannte, an dem Tische der Freunde vorbeikam. Sie stand still, musterte die Gesellschaft, rief ziemlich laut ihre Begrüßung nach allen Seiten hinüber, und trat dann mit einem freudigen Aufschrei auf Constantin zu.

„Vetter Constantin!“ rief sie, „Du hier? Welche Ueberraschung! Und seit wann, wenn ich bitten darf?“

Conſtantin ſtand ganz ruhig, grüßte mehr förmlich als vertraulich und erwiderte: „Seit geſtern, ſchöne Couſine.“

„Nun ſo vergebe ich Dir zur Hälfte, daß Du mich noch nicht aufgeſucht haſt, die andere Hälfte mußt Du durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen ſuchen,“ rief die heitere Dame. „Ach, und da finde ich Dich in der Geſellſchaft eines andern Miſſethäters, der auch meinen Zorn verdient. Wir leben noch, Doctor, obwohl Sie zwar lange nichts davon bemerkt haben, wenn Sie auch täglich viermal an unſerer Thür vorbeifahren. Er hat nämlich eine geheimnißvolle Patientin in unſerer Nachbarvilla, Conſtantin, die er hütet wie ein Dornröschen, und über die er alle ſeine Freunde vernachläſſigt. Wenn er Dein Arzt iſt, thuſt Du mir leid.“

„Meinard iſt nicht mein Arzt, ſondern mein Freund,“ ſagte dieſer.

„Das ſchließt ſich zwar nicht aus,“ rief die Couſine, mehr zum Doctor gewandt, als zu Conſtantin, „aber es bedingt ſich auch nicht, wenigſtens nicht bei dieſem Dulcamara. Unſer Arzt iſt er zwar, aber Gott ſei Dank, wir ſind nicht krank. Von Freund-

schaft habe ich indessen noch nichts wahrgenommen bei ihm, sondern nur von malitiöser Nachrede und unhöflichster Rücksichtslosigkeit, denn er schlägt alle Einladungen aus, kommt niemals ungebeten, und ich werde auch dem Diener anempfehlen, ihn abzuweisen, wenn er sich einmal aus Versehen zu uns verirren sollte. Vielleicht kommt er dann aus Opposition wieder."

„Die gnädige Frau sind zu gütig," sagte Meinard mit sarkastischem Lächeln. Der alte Ehemann reichte steif freundlich dem Doctor die Hand, als wären Höflichkeiten gewechselt. Er hatte nichts begriffen von dem Gespräch. „Ich wußte nicht, Angelika, daß Du hier warst," sagte Constantin, „und Du selbst versicherst, daß Ihr nicht krank seid —"

„So bekümmert er sich um seine nächsten Verwandten!" rief Angelika. „Es ist empörend. Seit fast drei Jahren, bald nachdem mein Mann den Dienst quittirt, wohnen wir hier, und seit drei Jahren hast Du also Niemanden nach uns gefragt? So erfahre es denn, wir haben uns hier etablirt, und ich finde den Entschluß, der übrigens mehr von mir ausging, als von meinem Mann, dem Alles ganz gleichgiltig

iſt, durchaus glücklich.“ Sie hatte ihren Mann und den Doctor zurückgelaſſen und war mit Conſtantin einen kleinen Seitenweg hinaufgegangen. „Im Winter bleibt uns Geſelligkeit genug, einen ſehr hübſchen Salon zu haben, in dem ſich alle Welt verſammelt. Man muß nicht allzu ſcrupulös ſein und nicht alle Viſitenkarten mit der Lupe betrachten, aber darin iſt mein Mann auch ſehr bequem. Er iſt gegen Jedermann höflich und weiß niemals, mit wem er es zu thun hat. Im Sommer fehlt es uns nie an Bekannten aus allen Richtungen der Windroſe, und daß ich auch Dich einmal wieder in die Finger bekomme, iſt der beſte und glücklichſte Beweis. Uebrigens wird es Dir bei uns gefallen. Ich wenigſtens habe mich nie in meinem Leben ſo gut amüſirt als jetzt. Mein Mann war nie amüſant, wenigſtens nicht mit fünfzig Jahren, als er mich heirathete, und die tête-à-tête mit ihm in der kleinen Garniſon waren nicht kurzweilig. Später wurde es etwas beſſer, aber ich fühlte mich immer genirt von den Rückſichten ſeiner Stellung, namentlich während die fatale Politik uns nur auf ſogenannte Gutgeſinnte beſchränkte. Das war zuweilen zum Umkommen vor Langerweile. Hier haben wir ein immer

neues, immer wechſelndes Bild der Geſellſchaft, und darin bin ich noch wie mit achtzehn Jahren, das amüſirt mich. Ueberhaupt, lieber Conſtantin, die wahre Lebensregel iſt doch, friſch zu bleiben für alle Dinge, ſich für Alles zu intereſſiren und das Leben zu genießen, ſo gut man kann, verſteht ſich mit gutem Gewiſſen. Ich mache mich nicht jünger, als ich bin, und Dir gegenüber wäre das erſt recht eine Thorheit, Conſtantin. Du weißt ganz genau, daß ich vier Jahr älter bin als Du, und wenn Du Dein eigenes Alter nicht vergeſſen haſt, ſo kannſt Du Dir das meinige leicht nachrechnen. Aber nach den Jahren richtet ſich das Alter auch nicht, und ich bin gerade zufrieden mit meiner Zahl. Sie giebt mir alle Rechte und legt mir keine Verpflichtungen des Alters auf. Ich tanze zum Beiſpiel noch, und mit dem Vergnügen eines ſechzehnjährigen Mädchens. Aber ich rede auch Kunſt und Literatur, zuweilen ſogar Politik, protegire, helfe, ſchaffe mir Verbindungen, und da ich mein gutes Herz von früher behalten habe, wendet man ſich an mich mit den fabelhafteſten Dingen. Wenn Du nun fragſt, wie wir das Alles gut machen, ſo will ich Dir auch darauf antworten. Mein Mann

hat ſeine hübſche Penſion, und da wir kinderlos ſind, haben wir ſein mäßiges Capital auf Leibrente. Eine kleine Erbſchaft, die ich ſelbſt vor zehn Jahren machte, dazu gerechnet, haben wir vollauf, was wir brauchen, noch dazu, da wir nicht mehr reiſen. Für meinen Mann wäre das eine Thorheit, denn ich verſichere Dich, Kunſt und Naturſchönheit ſind ihm ganz gleichgiltig, und wozu brauche ich zu andern Menſchen zu reiſen, wenn die andern Menſchen zu mir gereiſt kommen? Da haſt Du nun in Kurzem das Bild meines Lebens, und ich mache gegen Niemanden ein Geheimniß daraus. Zwanzig Mal lieber ſoll man mir vorwerfen, daß ich zu offenherzig bin, als daß man mich reſervirt ſchilt. Glaube mir, dabei kommt nichts heraus, denn ſchließlich erfahren die Menſchen doch Alles."

Sie hatte nicht die Abſicht gehabt, Conſtantin, der ſtumm neben ihr herging, einen Vorwurf zu machen, denn es wäre ihr nicht einmal lieb geweſen, hätte er ihren Redeſtrom unterbrochen, um von ſich ſelbſt zu berichten, ja, ſie verlangte nicht einmal danach, von ihm zu hören. Die äußeren Umriſſe ſeines Lebens hatte ſie verfolgt und ſich ein oberflächliches Reſumé

davon gemacht, und da waren keine Räthsel, deren Lösung sie noch zu finden hatte.

Constantin knüpfte ein gleichgiltiges Gespräch an und lenkte nach dem Curhause zurück. Angelika hielt ihn noch einmal fest. „Vetter," sagte sie, „der Doctor Meinard ist also Dein Freund?"

„Wir studirten in Heidelberg, waren dort in derselben Verbindung und hielten viel von einander. Damals war er ein wenig überschwänglich empfindsam, immer gerührt, wenn er etwas zu viel getrunken hatte, aber der beste Kamerad von der Welt. Seitdem sah ich ihn nicht und fand ihn heute unerwartet wieder."

„Er ist der gesuchteste Arzt des Ortes," sagte Angelika, „deshalb haben wir ihn auch, wenn wir ihn auch niemals gebrauchen. Ich mag ihn gern, wenngleich er zuweilen unbeschreiblich Unmanierliches hat und alle Rücksicht, wie absichtlich, aus den Augen zu setzen im Stande ist, dabei ist er von einer unausstehlichen Discretion über die Verhältnisse seiner Patienten. Mir ist es aber lieb, daß Du mit ihm liirt bist, das wird ihn öfter zu uns führen, und ich gebe es noch nicht auf, sein Vertrauen zu gewinnen.

Du glaubst nicht, wie es den Verkehr erleichtert, wenn man über die Verhältnisse der Menschen, mit denen man verkehrt, Bescheid weiß. Es ist so peinlich, über eine Menge Dinge nicht reden zu dürfen, nur weil man nicht weiß, ob sie Einem oder dem Andern in der Gesellschaft nicht verletzend oder tactlos erscheinen könnten."

Sie fanden Angelika's Gemahl in höflichem Gespräch mit einer großen Gesellschaft, welche die Frau sofort mit aller Vertraulichkeit begrüßte. Constantin empfahl sich kurz und suchte Meinard wieder auf, der auf ihn zu harren schien.

„Bist Du endlich losgekommen?" rief ihm der Freund entgegen. „Das ist nicht leicht, wenn man der Frau Generalin einmal in die Finger gefallen ist."

Constantin lächelte leicht: „Meine gute Cousine scheint hier wirklich in ihr zusagendes Element gekommen zu sein, wenigstens meint sie das selbst. Als armes Fräulein aus einem vornehmen Hause hatte sie keine glückliche Jugend und doch einen unverwüstlich heitern Sinn. Ich habe sie oft deshalb bewundert, wenn sie von einem grämlichen Verwandten zum andern ging, nicht immer zart behandelt, und doch

niemals dadurch verbittert wurde. Es ist glücklich für die Menschen, nicht allzuverletzlich zu sein."

„Du meinst, die ein dickes Fell haben?" warf Meinard ein. „Aber ich will mich zarter ausdrücken, da wir von einer Dame reden. Zwischen der Mimose, die zusammenknickt, und der Distel, die sich wehrt bei der Berührung, liegt noch eine ganze Flora und die beliebtesten Species. Zu welcher Species der Rosen Deine Frau Cousine aber zu zählen ist, will ich nicht aussprechen."

„Ich errathe es," fuhr Constantin fort, „aber ich muß sie doch in Schutz nehmen. Ich habe niemals ein gutmüthigeres und aufopferungsfähigeres Gemüth gekannt, und lieb hatte man sie überall, wo sie erschien. Daß der langweilige General ihr seine Hand bot, war gewiß der klügste Streich seines Lebens, der aber auch wohl nicht aus seinem eigenen Kopf entsprang."

„Wahrscheinlich machte man ihm weiß, es sei das eine nothwendige Höflichkeit," sagte der Arzt, „denn höflich ist er zum Verzweifeln. So robust er noch ist, meint man doch, er lebe nur noch aus Höflichkeit, um nicht durch seinen Tod diese oder jene kleine

gesellschaftliche Verabredung zu stören, oder eine Visite zu versäumen, die er zu erwidern hat. Aber, Spaß bei Seite, er ist ein braver Mann, und sie ist eine vortreffliche Frau, der liebenswürdige Mittelpunkt der hiesigen Gesellschaft."

III.

Doctor Meinard hob bald die strengen Verordnungen auf, die Lucie an ihr Zimmer und zum größten Theil an das Ruhebett fesselten. Sie durfte Ausfahrten machen und hätte Besuche empfangen können, wenn sie überhaupt Bekannte am Orte gehabt hätte. Selbst einen Spaziergang zum Curhause, den Besuch eines Concerts oder des Theaters würde er erlaubt haben, hätte es dem jungen Mädchen nicht an Begleitung gefehlt. Schwester Clara entschloß sich ungern zu einer Spazierfahrt; jedes andere Hinaustreten unter Menschen wies sie aber so entschieden zurück und mit so unwiderleglichen Gründen, daß davon kaum mehr die Rede war. Mehrmals hatte sie sogar den Wunsch wiederholt, man möchte sie ihrer Pflicht entlassen und einen andern Schutz für ihren Pflegling zu finden suchen, was ja nicht schwer sein könnte.

Dies aber wies Lucie mit Bitten, ja, mit Thränen jedesmal so bestimmt von der Hand und wurde darin so kräftig von Meinard unterstützt, der immer wieder versicherte, er könne die Pflege nicht missen, die der Genesenden fast noch nothwendiger wäre, als der Kranken, daß Schwester Clara widerstehend nachgab, sich sogar verpflichtete, erst mit Lucie den Ort zu verlassen, und den Zeitpunkt hatte der Arzt als einen noch lange nicht zu erwartenden bezeichnet.

Das Verhältniß zwischen den beiden Frauen war ein ganz anderes geworden seit dem Tage, an welchem wir sie kennen lernten. Hatte Lucie bis dahin die wenig mittheilsame Krankenwärterin, die sich jeder, auch der bärtesten Arbeit und Dienstleistung unterzog, wie eine Untergebene, fast wie eine dienende, ja, wie eine bezahlte Pflegerin betrachtet, so fing sie auf einmal an, sich ihr mit einer kindlichen Hingabe unterzuordnen, und das um so mehr, als Clara's einfache Weise auch durch nichts dazu aufforderte. Sie erschien ihr wie ein höheres, jeder Verehrung würdiges Wesen, und sie bildete sich die Ansicht mit der jungen Mädchen eigenen Exaltation fast zum Cultus aus. Meinard, in seiner Weise, stand kaum nach. Er

wurde in Clara's Gegenwart ein ganz Anderer, seine burschikosen Manieren verschwanden, seine Sentimentalität kam zum Vorschein, er wurde gesprächig und dehnte seine Besuche mehr und mehr aus. Schwester Clara verhielt sich dabei ganz natürlich. Sie sprach zwar wenig, aber sie vermied auch kein Gespräch und zeigte Bildung, Geist und Weltkenntniß. Alle Ostentation war ihrem Wesen so fremd, daß sie diese auch nicht durch Verleugnen ihrer Bildung annehmen wollte; aber sie erklärte immer wieder, daß sie mit allen weltlichen Dingen abgeschlossen hätte, daß sich das mit dem selbstgewählten Beruf nicht vertrüge, und daß sie von diesem, der ihr von Gott vorgezeichnet schiene, nicht weichen würde, so lange ihre Kräfte dazu reichten. Jede Frage über ihre Vergangenheit wußte sie leise abzulenken. Daß sie Lucie wirklich noch eine Nothwendigkeit war, konnte sie sich selbst nicht verhehlen. Eine Reizbarkeit des ohnehin, wie es schien, verzogenen jungen Mädchens hatte die lange und schmerzhafte Krankheit zurückgelassen, und in der Gewohnheit, sich nichts zu versagen, brauste diese nach allen Richtungen hin auf. Da genügte dann ein Blick der Schwester Clara, die erregten Wogen zu besänftigen und sie in

die Ruhe zurückzulenken, die der Arzt immer wieder als durchaus nothwendig bezeichnete. Clara konnte sich über diese Gewalt, die sie ausübte, nicht täuschen, hatte sie dieselbe doch bei verschiedenen Kranken beobachtet, denen schon ihre Gegenwart das Fieber milderte, die ein Blick, eine Berührung zum Gehorsam zwang. Daß sie hier aber aus ganz anderen Gründen entsprang, das wußte sie nicht, oder wollte sie sich doch nicht klar machen. Lucie war kaum mehr eine Kranke zu nennen, und daß sie sich ihr mit dem ganzen Herzen unterordnete, war nur möglich, weil Clara selbst mit unbewußter Neigung sich ihr zuwandte.

Lucie fing allmälig an sich Lectüre zu suchen, ihre Zeichnungen vorzunehmen, und der Arzt erlaubte das, freilich unter der Bedingung, daß es Clara überwachen und Einhalt gebieten sollte, sobald es anfinge aufzuregen oder die Kräfte über das Maß in Anspruch zu nehmen. Da mußte denn Schwester Clara oft ihre grobe Handarbeit, Gegenstände für die Krankenzimmer ihrer Diaconissenanstalt, bei Seite schieben und mit einem Pinselstrich oder einer kräftigen Bleistiftlinie die Arbeit des Pfleglings in Schick bringen, wenn dieser beim Mißlingen ungeduldig wurde, oder das

Buch aus der Hand nehmen und die letzten Seiten eines Capitels vorlesen, wenn ihr eine krankhafte Hast bei der Lectüre auffiel. Seit Jahren hatte sie Pinsel oder Bleistift nicht zur Hand genommen, noch ein Unterhaltungsbuch aufgeschlagen, aber die alte Geschicklichkeit war noch nicht verloren, und oft, wenn sie das empfand, schrak sie unwillkürlich zusammen, als hätte ihr eine längst vergangene Zeit einen Moment zurückgerufen, der nicht mehr in ihre Gegenwart passe. Meinard machte sie einmal darauf aufmerksam, als sie eine mißlungene Blume in Lucie's Album corrigirte, auch nicht gleich damit zu Stande kommen konnte, und als es endlich gelang, unwillkürlich mit Wohlgefallen ihr Werk betrachtete.

„Wie hübsch Sie das machen, Schwester Clara," sagte er, „und wie Sie selbst daran Freude haben!"

„Freude?" sagte sie und schrak zusammen. „Ist es Ihnen nie begegnet, daß Ihnen ein Spiel wieder in die Hand fiel, das Sie in Ihrer Kindheit belustigte, daß Sie es mit der alten Geschicklichkeit versuchten, daß Sie mehr erstaunten als sich freuten, sie noch zu haben, und daß Sie es doch fortwarfen, weil Sie eben kein Kind mehr sind? So geht es mir

auch mit diesen Dingen. Wenn Sie heute versuchen wollten, den Kreisel zu drehen, oder den Ball zu werfen, es würde Ihnen vielleicht gelingen wie ehemals, aber Sie würden damit doch nicht wieder zum spielenden Knaben. Was wir wirklich in uns begraben haben, bleibt todt."

Lucie und der Doctor stellten sich mehr und mehr auf Kriegsfuß. So weit es seine ärztlichen Anordnungen betraf, wußte er sich freilich seine Autorität zu wahren, in anderen Dingen aber hatte er viel zu leiden. Lucie hielt sich schadlos für den Zwang, den sie nun einmal leiden mußte, durch kleine Neckereien über die Ungeschicktheit seiner Manieren, über die kleinen Lächerlichkeiten seiner Toilette. Den Doctor verdroß das, und er erwiderte nicht selten derb und gereizt. Oft behandelte er das junge, neunzehnjährige Mädchen wie ein Kind, dessen Unarten man dadurch straft, daß man sie nicht zu bemerken scheint. Er richtete das Wort dann gar nicht mehr an Lucie und wandte sich ganz zu Schwester Clara, die ihm mehr und mehr ein anziehendes Räthsel wurde. Diese schien das Verhältniß der Beiden gar nicht zu bemerken und trat nie aus ihrer gleichmäßigen, milden Weise heraus.

Lange aber ſollte Lucie doch nicht in ihrer Abgeſchloſſenheit bleiben. Angelika, oder, wie wir ſie bei ihrem vollen Namen nennen wollen, die Generalin Darnheim, war zu neugierig auf die geheimnißvolle Patientin des Doctor Meinard geworden, die in der Villa, hart an der ihrigen wohnte. Die Gärten der Villa waren nur durch ein Gitter von Eiſendraht getrennt, das freilich, von Epheu und Strauchwerk dicht überwachſen, eine ſcheinbar undurchdringliche Mauer bildete; aber was ſind Mauern gegen die Erfindungsgabe weiblicher Neugier? Angelika kannte die Stellen des Gitters ganz genau, an denen die Epheuranken am wenigſten üppig waren und ſich mit einem Druck des Fingers auseinanderbiegen ließen. Sie hatte die junge Patientin mehr als einmal in der offenen Halle, in der auch wir ihr zum erſten Male begegneten, ruhen ſehen, hatte ſie beobachtet, als ſie mit noch unſicherem Fuß durch die kleinen Gartenwege ſchritt, und ſie dann heiter von Blume zu Blume eilen ſehen, die ſie ſich als Vorbilder für ihre Malereien zuſammenſuchte. Der Name des anmuthigen jungen Mädchens war ja kein Geheimniß: Fräulein Lucie d'Orlines ſtand ſeit Monaten in der Curliſte,

und daß Angelika die studirte, brauchen wir nicht zu versichern. Weiter freilich wußte die Nachbarin nichts, denn Doctor Meinard blieb jede Antwort schuldig, mehr aus Malice als aus Discretion. Aber war das denn nicht auch genug für den Augenblick und ganz ausreichend zum Weiterforschen? Das that denn auch Angelika und hatte bei ihren vielseitigen Verbindungen bald herausgebracht, was sie zu wissen wünschte. Lucie war die einzige Tochter eines als Kunstkenner vielgenannten Professors aus einer früher emigrirten französischen Familie. Bei seinem längern Aufenthalte in Rom hatte er als liebenswürdiger Cicerone durch die Galerien eine reiche deutsche Erbin kennen gelernt, und da Schönheit und Bildung ihn auszeichneten, hatte die Dame ihn allen anderen Bewerbern vorgezogen.

Das glückliche Paar etablirte sich in einer größern süddeutschen Residenz, und sein Haus war lange Zeit der gesuchteste Versammlungsort von Geist, Bildung, Kunstsinn und künstlerischer Berühmtheit. In dieser Atmosphäre, von Kindheit an zur Gesellschaft zugezogen und von dieser verhätschelt, wuchs das einzige Töchterchen auf. Die Mutter war vielleicht zu sehr

Schöngeiſt, aber dieſe Uebertreibung entſprang zuerſt einem ganz natürlichen Grunde. Ihre Verwandten hatten die Verheirathung des reichen und viel umworbenen Mädchens mit einem armen Gelehrten nicht billigen wollen, und ſo bemühte ſie ſich immer wieder zu zeigen, daß er mit Geiſt und Kenntniſſen ihr mehr zubrachte, als ſie mit Reichthum ihm zu geben vermöchte. Lucie wußte viel eher, daß ihre Eltern die geiſtreichſten Leute der Welt wären, als daß ſie die wohlhabendſten der Stadt genannt werden könnten. Die Mutter trieb eben Oſtentation mit Geiſt und nahm den Wohlſtand wie ſelbſtverſtändlich mit in den Kauf. Der Vater kannte den Werth des Geldes nicht und bemerkte kaum die Behaglichkeit des Wohlſtandes, die ihn umgab. Lucie hatte nie daran gedacht, daß ſie ein reiches Mädchen ſei, und als ſie es erfuhr, leider durch den Tod ihrer Eltern, die ſich ſchnell folgten, dachte ſie nicht, daß das etwas Beſonderes wäre. Sie war kaum erwachſen, als dies Schickſal ſie traf, und lebte ſeitdem, aber faſt ſelbſtändig, in dem Hauſe des Vormundes, eines entfernten mütterlichen Verwandten. Hier war es, wo der Keim eines ſchweren rheumatiſchen Leidens, dem die Mutter unter-

legen war, sich bei ihr zeigte und ihren Aufenthalt im Badeorte nothwendig machte. Der Vormund, ein vielbeschäftigter Beamter, konnte sie nicht begleiten, die Frau hielt die eigene Familie zurück, und so nahm man eine sehr empfohlene Diaconissin an, in deren Begleitung Lucie schwer krank an ihrem jetzigen Aufenthaltsorte ankam. Alles das hatte die gute Generalin erfragt, brieflich und mündlich, erspäht, combinirt, und es machte sie nur noch begieriger nach der persönlichen Bekanntschaft, mit der sie ihren Salon zu schmücken beabsichtigte. „Nichts hat uns so lange gefehlt, und nichts ist besser für einen Salon, als eine Erbin," sagte sie zu ihrem Manne; „die guten Partieen ziehen die jungen Herren in die Gesellschaft und sind heut zu Tage das einzige Mittel, ihrer habhaft zu werden."

Wir wollen aber zur Ehre ihres guten Herzens hinzufügen, daß die Theilnahme für das anmuthige, elternlose Mädchen, dessen Leben mit Mühe der schmerzvollen Krankheit abgerungen war, und die Isolirtheit, in der diese sich befand, den Hauptantheil an dem Wunsch hatte, ihr näher zu treten und sich ihrer anzunehmen.

An den kleinen Präliminarien der Bekanntſchaft hatte es ſchon längſt nicht gefehlt. Zuerſt Erkundigungen nach dem Befinden, dann eine ſelbſt bereitete, erfriſchende und ſtärkende Speiſe, illuſtrirte Werke, oder eine ſeltene Blume waren hinüber gewandert, und der Dank war zurückgekommen, erſt mündlich, dann ſchriftlich in zierlichen Billets. Meinard hatte dieſe einmal überraſcht — und verboten. „Zu Correſpondenzen ſei man noch nicht erholt genug," hatte er decretirt. Das reizte nun auch Lucie zu dem Wunſch, die Nachbarin kennen zu lernen, und als einmal wieder eine freundliche Sendung kam, ließ ſie den Diener, der ſie brachte, hereinkommen und ſagte ihm wörtlich: „Der unerträglichſte der Aerzte verbietet mir zu ſchreiben, unterſagt mir auszugehen, aber einen Riegel vor meine Thür und ein Eiſengitter vor meine Fenſter hat er aus Verſehen noch nicht gelegt. Sagen Sie das Ihrer gnädigen Frau, der ich für mein Leben gern für ſo edle Güte und Freundlichkeit danken möchte."

Eine Viertelſtunde ſpäter war Angelika da. Schweſter Clara zog ſich ganz beſcheiden in die Fenſterniſche zurück und ſah nicht auf von ihrer Arbeit. Die elegante Welt-

dame bemerkte sie gar nicht, oder hielt sie doch nicht der Beachtung werth. Dafür stürmte sie mit liebenswürdigster Herzlichkeit auf Lucie ein, die, erst etwas verlegen, sich doch auch schnell von der Gutmüthigkeit und der heitern Gesprächigkeit der noch immer hübschen Frau angezogen fühlte. Nach einer halben Stunde stand Schwester Clara auf und zeigte auf die Uhr. Die Zeit zum Baden rücke heran und müsse in äußerster Ruhe erwartet werden.

„Das ist eine fatale Person," dachte Angelika, die eben im schönsten Redestrom war, stand aber doch auf, imponirt von Clara's ruhiger Unbeweglichkeit.

Lucie nahm herzlichen Abschied. Seitdem kam Angelika täglich, ja, mehreremal am Tage. Sie war entzückt von der neuen Bekanntschaft und sprach das Entzücken der ganzen Badegesellschaft aus, die sie nur noch von der reizenden Erbin unterhielt, und das um so lieber, als sie die Einzige war, die sich dieser Bekanntschaft rühmen konnte. Lucie gewann die heitere Nachbarin lieb, deren unverhehltes Wohlwollen ihr schmeichelte, und deren Besuche die Einförmigkeit ihrer Existenz angenehm unterbrachen. Meinard war nicht ganz zufrieden mit diesen Besuchen, aber was wollte

er dagegen thun? Er hatte es oft genug erfahren müſſen, daß ein entſchiedenes Verbot das verzogene, verwöhnte Mädchen nur zur Oppoſition und zum Eigenſinn reizte, und in dieſem Fall ließ auch Schweſter Clara ihn im Stich. Sie fände eine Aufheiterung bei der faſt vollendeten Reconvalescenz angemeſſen, und wenn die Frau Generalin Lucie für die Vergnügungen unter ihren Schutz nehmen wollte, bei denen ihre Begleitung nicht ſchicklich wäre, ſo könnte das nur erwünſcht ſein. Dagegen durfte der Arzt nichts einwenden, um ſo weniger, als er darauf die Hoffnung baute, Lucie und Clara noch lange am Orte zu feſſeln.

So ſtanden die Dinge etwa acht Tage, nachdem wir in den Kreis unſerer Freunde eintraten. Conſtantin hatte es nicht vermeiden können, das Haus ſeiner Verwandten, und zwar öfter, als er wünſchte, zu beſuchen. Er zog ſich gern von der Geſelligkeit zurück und hatte an Meinard den zuſagendſten Umgang gefunden, wenn dieſer auch durch ſeinen Beruf ſo in Anſpruch genommen war, daß ſich die Freunde nur Nachmittags trafen, dann aber meiſt einige Stunden mit einander zubrachten. Meinard hatte bald geſehen, daß der Freund ungern von ſeiner eigenen Perſon

sprach und alle Erinnerungen über sein Leben vermied, ja, Constantin sprach das sogar unumwunden aus.

„Jeder Mann von Charakter," sagte er einmal, „muß viel über sich selbst denken, aber wenig über sich reden, und sich dadurch von Denen unterscheiden, die nur an sich denken und fortwährend von sich sprechen. Wer die eigene Person, ihr Handeln, ihre Motive beständig im Munde führt und das gar prahlend oder lobend, beweist, daß er der fremden Anerkennung unter die Arme greifen muß, oder daß er der Selbstvertheidigung bedarf."

„Alles das zugegeben," erwiderte Meinard, „möchte ich doch, auch in dieser Beziehung, vor der Uebertreibung warnen. Es ist sicher nicht gut, wenn wir aus uns selbst ein Räthsel machen, das dann Jeder in seiner Weise und somit die meisten Menschen falsch lösen."

„Was nennst Du ein Räthsel aus sich machen?" fragte Constantin. „Du hast dieses Wort schon so oft gegen mich ausgesprochen, daß ich fast annehmen muß, daß Du mich damit treffen willst."

„Ich will nicht leugnen," erwiderte der Freund, „daß es in mancher Beziehung auf Dich paßt; aber ich kann Dich versichern, daß ich Dich nicht mit dem-

ſelben meinte. Seit einiger Zeit beſchäftigt mich ein Frauencharakter, der ſeine Empfindungen und Schickſale ſo verſchleiert, daß, wie Achtung gebietend ihr Thun iſt, ich doch nicht ſagen kann, ob es aus Selbſtbewußtſein, oder höchſter Herzensreinheit entſpringt."

„Ach!" lachte Conſtantin, „das iſt Coquetterie wie jede andere, und wäreſt Du nicht immer noch der ſentimentale Student, wie ehedem, Du würdeſt Dich gar nicht dadurch täuſchen laſſen. Es iſt unglaublich, was die Weiber Alles zu Waffen ihrer Coquetterie zu machen verſtehen, oft ſelbſt die Häßlichkeit ihres Geſichtes und ihrer Empfindungen."

„Nein," ſagte Meinard ganz ernſt, „in dieſem Falle paßt Deine gewöhnliche Erfahrung gar nicht, und ich ſehe nur wieder, wie ſchnell unſer Vorurtheil uns zu falſchem Spruch führen kann. Das Mädchen, von dem ich rede, iſt frei von aller Coquetterie und eins der wunderbarſten Weſen, die mir je vorgekommen ſind."

„Ach!" rief Conſtantin, „Du biſt wieder einmal verliebt. Ich kenne das von früher."

Meinard wurde ganz ernſt. „Von einer Empfindung, die man auch nur im allerоberflächlichſten

Sinne so nennen könnte, ist durchaus hier keine Rede," sagte er. „Wäre das der Fall, würde ich zu jedem Andern eher davon reden können, als zu Dir, der Du behauptest, mit jeder Empfindung des Herzens abgeschlossen zu haben. Gerade deshalb möchte ich Dich fragen, ob Du es für möglich hältst, den Interessen der Welt, der Bildung zu entsagen, abzuschließen mit dem Leben und das Herz zu ertödten bis auf die allgemeine, der ganzen Menschheit gewidmete Aufopferungsfähigkeit? Antworte mir, Constantin, hältst Du das für möglich?"

Constantin schwieg lange, ehe er antwortete. Dann sagte er: „Ich bin überzeugt, daß in vielen Fällen solchen Entschlusses eine Selbsttäuschung vorliegen kann; unmöglich ist es nicht, und ich befinde mich ungefähr in derselben Lage."

Meinard wollte erwidern, aber die Erklärung des Freundes trug so sehr den Stempel des eigen Empfundenen, daß er nicht wagte seine allgemeinen Ansichten gegen das persönlich Erlebte zu stellen.

Die Freunde hatten das Gespräch auf einem Spaziergange geführt und wollten eben aus der Fahrstraße in die Parkpromenaden einbiegen, als ein Wagen heran-

rollte, dem Platz zu machen, sie stehen bleiben mußten. Aber zugleich ertönte Angelika's Stimme, ließ den Wagen halten und rief:

„Vetter Constantin und der Doctor auf einsamem Spaziergang! Ihr kommt mir gelegen. Morgen Abend haben mir viele meiner Freunde zugesagt. Ich wüßte nicht, was ich Euch anthäte, wenn Ihr fehlen wolltet."

Constantin sah zerstreut auf den Wagen. Neben Angelika, matt hingestreckt in die Polster, mit dem zarten, durchsichtigen Roth der Genesung auf den Wangen, lehnte Lucie. Die liebliche Erscheinung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er überhörte die Anrede der Cousine und überließ es dem Freunde, sie zu beantworten.

Meinard hatte eine halbe Zusage gestammelt, kehrte aber sogleich den Arzt hervor und sagte: „Die Abendluft wird kühl, darf ich die gnädige Frau im Namen meiner Patientin zur Heimfahrt mahnen?"

Lucie richtete sich etwas auf. „Dachte ich es doch," rief sie halb verletzt, halb lächelnd, „als ich den Doctor nur sah, daß er uns unsre Fahrt verkümmern würde. Er thut nie etwas Anderes."

Angelika lachte auf. „Jetzt sind Sie unter meinem

Schutz, liebes Kind," sagte sie, „und ich werde Sie vor seiner Tyrannei, vor den Uebergriffen seiner hochweisen Autorität zu schützen wissen. Sie finden Lucie morgen Abend in meinem Salon, Doctor, aber da lassen Sie Ihre ärztlichen Verordnungen zu Haus."

Meinard wollte einreden, aber Angelica hieß den Kutscher weiterfahren, und als der Wagen fortrollte, bog sie sich lachend zurück, den Sonnenschirm wie im Triumph schwingend.

„Wer ist das junge Mädchen?" fragte Constantin.

Meinard war verstimmt. „Ein verzogenes Kind," sagte er, „eben aus schwerer Krankheit genesen, das Deiner unternehmenden, vergnügungssüchtigen Frau Cousine viel zu früh in die Hände fiel. Lucie ist ein Kind trotz ihrer neunzehn Jahre."

„Eine Anomalie also," sagte Constantin, „nach Deiner Theorie. Um Die flattern noch alle Illusionen des Lebens. Der Gedanke, die Spazierfahrt könnte ihr um eine Viertelstunde gekürzt werden, regte sie auf. Sie kann zürnen, also kann sie noch empfinden. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber um die halb erschlossenen Blüthen, über deren Farbenschmelz und Duft noch kein vernichtender Windhauch

gezogen iſt, den kein verſengender Sonnenſtrahl berührte.“

„Ach!“ rief Meinard, „wie Du das nachempfindeſt! Iſt Nachempfinden nicht die höchſte Kraft der Empfindung?“

„Nein,“ erwiderte Conſtantin. „Es iſt die Erinnerung, die in den Spiegel der Vergangenheit blickt und ſich der Fähigkeit an Anderen freut, die man ſelbſt verloren hat. Nachempfindung bedingt Objectivität, und Objectivität iſt kalt gewordene Gluth. Mitempfinden iſt ganz anders.“

„Laß uns nicht um Worte ſtreiten,“ rief Meinard, „die uns nicht weiter bringen.“

„Du als Arzt,“ ſagte Conſtantin ganz gelaſſen, „mußt das ja wiſſen, daß überreizte Kräfte ſich verbrauchen und abſterben. Wenn das Auge die Sehkraft verlieren kann, ohne Rettung, weshalb nicht das Herz die Fähigkeit zu lieben, und zwar ſo weit, daß es nicht einmal das Leben liebt mit allen ſeinen verlockenden Reizen? Es kommt nur auf die Erfahrungen an.“

„Und ich behaupte,“ erwiderte Meinard, „daß nichts mehr uns täuſcht, als die ſogenannten Erfah-

rungen. Schlüsse ziehen aus Erfahrungen heißt die Regel bilden aus den Ausnahmen. Nimm einmal das junge Mädchen, das eben bei uns vorbeifuhr. Es hat das Schwerste erfahren, was es in seinen Jahren erfahren konnte — es hat seine Eltern, mit ihnen Stütze und Halt und die reinste Quelle der Liebe verloren. Und doch liegt das ganze Leben mit Glück und Freuden noch vor ihm, ja, das höchste Glück — einen Andern beglücken zu können. Wem sich so ein reines Herz erschlösse, würde er nicht mit aufblühen können in mehr als kalter Nachempfindung?"

Constantin erröthete. Luciens Erscheinung hatte wirklich seine Gedanken beschäftigt. „Es wäre sündlich," sagte er, „das verdorrte Laub gegen eine duftende Blüthe zu setzen, Nichts gegen so Vieles. Laß uns davon abbrechen. Vielleicht beurtheilst Du mich anders, wenn Du mich besser verstehst. Komm, ich will Dir mein Leben erzählen, aber nicht im dumpfen Zimmer. Wo können wir ungestört sein?"

Sie standen gerade vor Angelika's Villa. Der Wagen hielt noch vor der Thür. Meinard fragte den Kutscher, ob die Herrschaften ihn noch gebrauchen würden? „Sogleich," war die Antwort, „die Frau

Generalin fahren mit dem Herrn in's Concert." Meinard wandte ſich zu dem Freund. „Am ungeſtörteſten ſind wir im Garten Deiner Frau Couſine. Laß mich noch einige kleine Beſuche machen, in einer Viertelſtunde iſt Frau Angelika fort, hole Dir indeſſen Deinen Mantel und ſei im Voraus bedankt für Dein Vertrauen."

Mit freundſchaftlichem Händedruck trennten ſich die Freunde.

IV.

Als der junge Arzt in den Garten trat, fand er den Freund ſchon harrend. Conſtantin ging unruhig auf und ab. Der Mantel, den der faſt ſchwüle Frühlingsabend unnöthig machte, hing über ſeinem Arm. Faſt hatte er es bereut, ſich dem Freunde gegenüber zu einer Eröffnung verpflichtet zu haben; aber ein gegebenes Verſprechen zurückzunehmen, war ſeinem Charakter ſo unmöglich, daß er nur darüber nachdachte, in welchen Grenzen er die Erfüllung halten könne. Denn es fiel ihm auf einmal ſchwer auf die Seele, daß er Geheimniſſe Anderer, die faſt wie Anklagen gegen dieſe erſcheinen müßten, zu be-

rühren hätte, so weit sie in seine eigenen Schicksale eingriffen.

Der Wagen der Generalin war längst fortgerollt. Tiefe Stille lag um den kleinen Garten, in dem nur die Bienen durch den duftenden Jasmin summten und die eben erschlossenen Obstbaumblüthen umschwärmten. Die Gesträuche warfen ihren langen Schatten über die sauberen Kieswege, und schon legte sich leise Dämmerung um Blatt und Blüthen. Es war eine geheimnißvolle Stimmung in der Natur und Ruhe für leises Wort und lang zurückgehaltene Gedanken.

Als Meinard auf den Freund zuschritt und mit heiterem Gruß sein längeres Ausbleiben entschuldigen wollte, winkte ihm dieser schon von Weitem und legte den Finger auf die Lippen. Dann schob er den Arm in den des Freundes und zog diesen weiter in den Garten, in den tiefsten Schatten, fort aus der Nähe des Hauses, von dem man sie hätte sehen und belauschen können. Ein Bänkchen stand in der Nische der Mauer, die den Garten vom Nachbargarten trennte, daneben einige Stühle. Ueppiger Epheu umwucherte den Platz. Da ließ sich Constantin nieder, winkte

dem Arzt, Platz zu nehmen, und indem er mit leiser Beugung des Kopfes das Geſicht ganz im Schatten verbarg, fing er an:

„Du verlangſt eine Erklärung meiner Lebensauffaſſung, meines Charakters, meiner Stellung zu Geſellſchaft und Welt?“

„Habe ich das verlangt?“ ſagte Meinard.

„Nicht entſchieden, nicht mit Worten, aber es giebt dringenderes Verlangen als ſolches. Die trotz allem Nichtverſtehen vertrauende Freundſchaft gewinnt ein Recht, daß wir uns ihr erklären; ja, Du magſt nicht Unrecht haben mit der Behauptung, daß ſelbſt die Welt mit ihrer öffentlichen Meinung in gewiſſer Beziehung berechtigt iſt, zu fordern, daß wir einen Theil unſeres Selbſträthſels ihr gegenüber löſen. Aber das bedarf keines Geſtändniſſes. Die öffentliche Meinung weiß immer mehr von uns, als wir glauben. Das bei Seite. Ihr Urtheil iſt immer falſch, weil ſie daſſelbe nach der allgemeinen Regel fällt und jeder Menſch, mehr oder weniger, eine Ausnahme iſt. Deshalb verlange ich nicht einmal von Deiner Freundſchaft, daß Du recht heißen ſollſt, was ich denke, empfinde, wie ich den Staat und das Leben außer

mir ansehe, aber Du sollst anerkennen, daß das arme Individuum, das dem Freund sein „Ich“ nennt, nicht anders werden konnte, als es ist. Der Botaniker mischt fremdartige Stoffe zum Boden, in den er seine Blumen pflanzt, und siehe da, die Blüthe färbt sich anders als gewöhnlich, bildet ihre Blätterform in veränderter Stellung. Sprich mir das Recht zu, das man jener Blume einräumt, das Recht der Absonderlichkeit.“

„Das ist das schwerste Zugeständniß der öffentlichen Meinung!“ rief der Arzt.

„Deshalb,“ fuhr Constantin fort, „stelle ich es auch nur an den Freund. Aber zur Sache. Erwarte nicht große und überraschende Lebensereignisse. Ich bin, mit Falstaff zu reden, wenn auch nicht jüngerer Sohn eines jüngeren Bruders, doch einziger Sohn eines jüngeren Vetters, das heißt eines mittellosen Sprossen einer alten, reichbegüterten Adelsfamilie. Es versteht sich danach von selbst, daß mein Vater Officier war. Daß er in der kleinen Garnison seines Regimentes ein armes Mädchen aus Liebe heirathete, ist fast ebenso selbstverständlich. Das waren die Consequenzen, an denen der Adel in Deutschland materiell

zu Grunde ging. In der Einschränkung, in der aufgeputzten Entbehrung meines elterlichen Hauses verstrich meine übrigens glückliche Kindheit. Eine Empfindung aber prägte sich mir ein: ich war viel vornehmer, aber auch viel ärmer, als die meisten meiner Spielkameraden. Der Hochmuth wuchs in der Scham, und der Glanz, der ab und zu von den reichen Verwandten auf uns fiel, machte das nur noch schroffer. Mein Vater war einer der Wenigen, die in der unglücklichen schleswig-holsteinischen Campagne von 1848 blieben; aber die tödtliche Kugel ließ ihm noch Zeit, einen entfernten Vetter, einen unverheiratheten Majoratsbesitzer, zu meinem Vormund zu ernennen, vielleicht in der Hoffnung, dadurch am besten für meine Zukunft zu sorgen. Meine Mutter überlebte den Vater nicht lange, und so war ich denn wirklich von meinem dreizehnten Jahre an dem Onkel-Vormund überlassen. Er war sehr reich, klug und in gewisser Beziehung gebildet, aber oberflächlich. Sein Schloß war ein Raritätencabinet, ohne Wahl noch Sachkenntniß zusammengespeichert. Reisen war seine Leidenschaft. Mit allen Höfen hatte er Verbindung, seine liebenswürdigen Formen, sein

Reichthum, seine Sonderlingslaunen machten ihn überall zum gern gesehenen Gast. Er hatte seine Güter in Mitteldeutschland, also hasste er Preußen, und so war es seine erste vormundschaftliche Sorge, mich der steifen preußischen Armee, der ich sonst unrettbar verfallen gewesen wäre, zu entringen. Desbalb nahm er mich zu sich, hielt mir Lehrer und behandelte mich wie ein Stück seiner Raritätensammlung; denn ich war ein hübscher, aufgeweckter Junge, und da der Oheim mit Vorliebe Alles sammelte, was zur Geschichte seiner Familie gehörte, so passte ich gerade so gut in seine Sammlung, als ein altes Ahnenbild, oder ein mittelalterliches Stammbuchblatt, oder Rüstzeug und Geräth mit Wappen und Inschrift. Ich wurde gezeigt wie alle die schönen Dinge, mit denen das Schloß vollgepfropft war, und wenn mir das hinterher auch erst klar wurde, eine Ahnung davon hatte ich doch schon damals. So wuchs ich denn auf als lebendige Rarität, als kostbares Familienstück, und gewöhnte mich nach Kräften dieser Stellung zu genügen. Ich spielte als Kind den Erwachsenen, haschte nach Effect durch Paradoren und suchte durch ungewöhnliches, oft für mein Alter unpassendes Thun und Reden aufzufallen. Ich

war ein Spielzeug und war mir deſſen bewußt. Nach und nach aber wurde ich dem Oheim mehr als das, er gewann mich wirklich lieb, auf ſeine Art freilich, die ſich bald in überſchwänglicher Zärtlichkeit und Nachſicht, bald in vollſtändigem Beiſeiteſetzen offenbarte. Die ganze Verwöhnung des Reichthums lernte ich aber kennen und gewöhnte mich ſchnell an dieſelbe. Das waren nun ſchroffe Contraſte, in denen ſich mein Charakter entwickeln mußte. Die dürftige Einſchränkung des Elternhauſes und der verſchwenderiſche Luxus im Schloſſe des Oheims, die Zärtlichkeit der Eltern, von ſoldatiſcher Strenge des Vaters geregelt, und das launenhafte Verziehen des Vormundes, der preußiſche Militärſtolz, der mir in der Kindheit eingeprägt wurde, und der höfiſche Preußenhaß, der dem Knabenjahr eingeimpft werden ſollte. Wunderbarer Weiſe heben ſich die Contraſte nicht auf, ſondern ließen jeder ſeine Spur in der Entwickelung meines Charakters, und das gleich ſehr zum Vortheil als zum Nachtheil. An meine ſo früh verlorenen Eltern dachte ich mit ideaiſirender Liebe zurück; welche Empfindungen ich aber für den Oheim hatte, läßt ſich ſchwer ſchildern. Halb war es dankbare Hingabe, halb ein faſt bitterer Groll,

den ich zu verbergen suchte. Alles, was ich von ihm empfing, drückte mich wie ein Almosen, gegen das sich der Hochmuth sträubte, und das ich doch verlernt hatte zu entbehren. Die Zärtlichkeit des alten Renés erfreute mich nicht, und die Vernachlässigung that mir weh, ich wußte aber, daß ich mir das nicht merken lassen durfte, und lernte so, früh meine Empfindungen zurückzuhalten. Das ist eine gefährliche Errungenschaft. In dem Maße, als man die Fähigkeit gewinnt, seine Gedanken nicht auszusprechen, seine Empfindungen nicht zu verrathen, verliert man die, Wort und Ausdruck dafür zu finden. Mir ist es so ergangen, und was Du vielleicht Verschlossenheit genannt hast, was mir schon in den Jünglingsjahren meine Altersgenossen als Geheimnißkrämerei verwarfen, war nichts als Unfähigkeit, der starr gewordenen äußern Form Durchsichtigkeit zu geben.

Mein Vormund schickte mich auf die Universität, wo wir uns kennen lernten. Ich war in den meisten Beziehungen reifer, fertiger als Ihr Alle, und wieder mehr, als ich mir dies merken ließ. Zuweilen bin ich warm geworden in der frischen Gluth des Studentenlebens, aber ich drängte auch diese Empfindung

zurück, oft gewaltsam. Ich war reich damals, denn der Oheim sparte nichts an dem schönen Familienstück, das ich für ihn war, und ich verschwendete, denn ich wollte ihn diese Liebhaberei, die mich verletzte, theuer bezahlen lassen. Zwischendurch habe ich zuweilen dem ganzen jugendlichen Uebermuth die Zügel schießen lassen, um zu erproben, wie weit ich die Gewalt hätte, mich selbst wieder in Schranken zu halten, und so war ich in den tollsten Stunden oft kühl und berechnend."

Meinard lächelte. „Das habe ich wohl damals bemerkt, wenn ich auch nicht ganz den Schlüssel dazu hatte," sagte er. „Ja, es erhöhte meine Theilnahme für Dich. Aehnliche Stimmung, ähnliche erzwungene Gefühlskälte hatte ich an mehreren meiner Freunde kennen gelernt, denen das Schicksal früh das Elternhaus geraubt hatte. Nur in dem Hauch der unverdienten und doch so unversiegbaren Elternliebe erwärmt sich das Gemüth und bildet sich natürlich aus. Aber es schläft nur ohne diesen belebenden Hauch und wird einst erwachen an dem Feuer des eigenen Heerdes."

Constantin lachte laut auf. „Immer noch der

alte Romantiker von damals," sagte er. „Wer spricht jetzt noch von Haus und Heerd? Jetzt heißt's Salon und Comfort der Kaminecke. Die patriarchalische Familie existirt nicht mehr, und die deutsche Ehe ist in allen ihren alten Traditionen verwandelt."

„Laß uns darüber nicht streiten!" unterbrach ihn Meinard, „und bleib bei Deiner Mittheilung, Lieber. Gerade, weil ich Dir in vielen Fällen Recht geben müßte, würde ich im allgemeinen Deine Ansicht um so eifriger bekämpfen. Ich glaube an das Haus, den Ausgangspunkt unseres deutschen Wesens."

„Deutsch! Deutschland!" rief Constantin aus mit schmerzlichem Spott.

Meinard legte ihm die Hand auf den Arm, um ihn zu unterbrechen.

Constantin hielt ein. „Darauf komme ich ohnehin noch," sagte er, „das gehört mit in meine Geschichte, die ich kurz zu Ende bringen will. Erst noch ein Geständniß über meine Studentenjahre. Es ist mir nicht immer gelungen, den Reiz der Jugendluft, den Zug der schnell auflodernden Freundschaft, die Freude an der Kneipe, die Erregung bei den Paukereien kalt zu beherrschen, ich habe Stunden gehabt,

in denen das Herz durchging, und in denen ich Student mit Leib und Seele war.“

„Das brauchteſt Du mir nicht zu geſtehen, mir am wenigſten, und in dieſem Augenblick,“ rief Meinard mit bewegter Stimme. „Unſere Freundſchaft beweiſt das und Dein Vertrauen.“ Er reichte dem Freunde die Hand hinüber, dieſer aber hatte die ſeinige über Stirn und Augen gelegt und fuhr nach kurzer Pauſe in ſcheinbar ganz kaltem und ruhigem Tone fort: „Ich verließ die Univerſität. Gelernt hatte ich wenig, aber ich hatte doch die glücklichſte Zeit meines Lebens genoſſen. Mit meiner wiſſenſchaftlichen Bildung war es überhaupt ſchwach beſtellt. Eine Geläufigkeit in den neuern Sprachen hatten mir aber die vielfachen Reiſen mit dem Vormund ſchon als Knaben gegeben. Seinen vielverbreiteten Verbindungen wurde es leicht, mich einer Geſandtſchaft attachiren zu laſſen, und da ſeine Freigebigkeit mir ein überreiches, faſt unbegrenztes Jahrgehalt gewährte, konnte es nicht fehlen, daß ich, jung, ſicher mit vornehmem Namen, immer gefüllter Börſe und reichen Empfehlungen ſchnell eine bevorzugte Stellung in der ſogenannten großen Welt gewann. Ich war recht eitel damals, recht frivol, recht

übermüthig. Damit ist die ganze Hohlheit jener Zeit ausgesprochen. Und doch sollte sie den Wendepunkt meines ganzen Lebens bringen. Ich nenne Dir nicht Ort, noch Namen, darauf kommt es nicht an, und es würde mich in der Erklärung dieser Lebenskatastrophe hindern. Also! Zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Gesellschaft gehörte die Tochter eines deutschen Gesandten, der durch immer offenes Haus sich fast zum Mittelpunkt aller Kreise gemacht hatte. Die Liebenswürdigkeit der Tochter trug dazu nicht wenig bei. Sie war eine von jenen vornehmen Naturen, bei denen nichts absichtlich erscheint, Alles wie selbstverständlich sich zeigt. Sie war so unbestreitbar anziehend, daß, glaube ich, Niemand sich die Frage aufgeworfen hat, ob sie schön sei oder nicht. Wort und Ausdruck trafen so natürlich immer das Richtige, daß es unmöglich gewesen wäre zu forschen, ob ihre Unterhaltung geistreich sei oder gewöhnlich. Ihr Anzug, immer geschmackvoll, immer elegant, schien so unberechnet, daß man meinen mußte, sie hätte nie darüber nachgedacht, jedenfalls nie nach fremdem Muster gewählt und geordnet. Die Sicherheit der Form ging so weit, daß ich nie eine falsche Bewegung, nie einen

unnützen Schritt, nie anmuthsloſe Haſt oder ungeſchicktes Zögern an dem jungen Mädchen bemerkt habe. Dabei lag eine friſche Heiterkeit, Freude und Verſtändniß an Allem über dem ganzen Weſen. Die Erſcheinung mußte Einen verſöhnen mit der Leere der großen Welt. Man konnte im Zweifel ſein, ob ſie Gemüth hätte, aber man kam nicht auf mit dem Zweifel. Wer ſo ſicher das Wort des Ernſtes und des Scherzes fand, weſſen Geſicht ſo harmoniſch für jede Wendung des Geſpräches den wohlthuenden Ausdruck gewann, dem mußte dieſe Fähigkeit auf dem beweglichen Boden der Empfindung wurzeln. Ich kann nicht leugnen, daß mich das Mädchen gleich bei der erſten Bekanntſchaft mächtig anzog, aber ich hielt dieſe Empfindung mit Gewalt zurück. Ich war zu ſehr zum Abſonderlichen und Paradoxen erzogen, als daß ich mich nicht ſcheuen mußte, nur ein Klang in der allgemeinen Anerkennung zu werden, nur zu bewerken, was Keinem verborgen bleiben konnte. Ja, ich ging ſo weit, mich auffallend zurückzuhalten und meine Aufmerkſamkeit mehr unter alle anderen Damen zu zerſplittern, als wie alle Anderen ihr zu huldigen. Cornelia allein ſchien dies gar nicht zu bemerken und

war gegen mich weder mehr noch weniger freundlich, als gegen alle Welt. Daß sie viel umworben war, versteht sich von selbst, um so mehr, als man den Vater nach seiner maßlosen Verschwendung für sehr reich halten mußte und sie sein einziges Kind war. Das Mädchen wußte aber alle Anträge so vorbeugend abzuweisen, daß sie sich, ohne Verstimmung oder verlegene Befangenheit hervorzurufen, jeder Werbung entzog. Ihr Platz an der Spitze des väterlichen Hauses war gefunden, sie verlangte keinen anderen, und ihm war sie unentbehrlich.

„Mein erzwungenes Widerstreben gegen die Anerkennung aller dieser Vorzüge sollte aber bald gebrochen werden. Mein Oheim kam zum Besuch. Er war seit Jahren mit Cornelia's Vater in Beziehung, und wohnte im Hôtel des Gesandten. Das machte auch mich zum täglichen Gast des Hauses. Die Eitelkeit des Oheims war befriedigt durch die Stellung, die sich sein kostbares Familienstück in der Gesellschaft errungen hatte. Ich hatte ihn kaum je vorher so zärtlich, so verschwenderisch mir gegenüber gesehen. Aller Welt erzählte er, daß ich sein Zögling sei, daß er mich als seinen Sohn liebe, daß ich jetzt sein

Vermögen theilen, ſpäter ſein Erbe werden ſolle. Zwiſchen Cornelia und mir hatte ſich ein ſcheinbar vollkommen unbefangenes Verhältniß gebildet, was aber nicht hinderte, daß man aus der Freundſchaft der beiden alten Herren, aus meinem häufigeren Verkehren im Hauſe Schlüſſe zog, die unſer faſt gleichgiltiges Verhalten gegen einander auch nicht widerlegte. Eine Heirath aus Neigung erwartet man nicht in der großen Welt, Cornelia's Vater ſelbſt ſcheint Anfangs gegen den Oheim Andeutungen gemacht zu haben, und mir wurde das von allen Seiten mitgetheilt. Mein ganzer Stolz, mein Selbſtgefühl ſträubte ſich gegen dies ‚Verfügen', und faſt eben ſo ſehr in Cornelia's Seele, als in der meinigen. Der Onkel wollte ein Pendant zum Familienſtück, dachte ich mir, und freilich ein glänzenderes hatte er nicht finden können. Eines Morgens zu ungewöhnlicher Stunde wollte ich den Oheim aufſuchen. Er hatte ſich mit Cornelia's Vater in deſſen Cabinet eingeſchloſſen, und zufällig begegnete ich ihr im Vorzimmer. Sie war ſichtlich bewegt, als ſie mich ſah, in ungewöhnlicher Aufregung mit verweinten Augen. In haſtigen Worten fragte ich ſie nach der Urſache,

Sie sah mich lange verwundert an. Der Ton der Theilnahme, den sie nie vorher von mir vernommen hatte, überraschte sie, öffnete aber auch ihr die Lippen. Es giebt Stunden im Leben, und auch die jetzige muß ich dazu zählen, die so unser gewohntes Wesen wandeln, daß sich Zurückgekämpftes, oft nicht zum Selbstbewußtsein Gekommenes, plötzlich erschließt, als wenn der Schleier des Gemüthes fiele. Solche selige oder unselige Stunde war jene. Von Cornelia erfuhr ich, daß die Verhältnisse ganz anders ständen, als ich vermuthet hatte. Mein Oheim hatte Anfangs vielleicht daran gedacht, mich mit der Tochter seines Freundes zu verheirathen, jetzt aber warb er selbst um ihre Hand, und der Vater forderte mit Härte und ohne Widerrede zu gestatten, daß sie diese Werbung annähme. Mein ganzer Groll, fast könnte man sagen, Verachtung gegen den Oheim machte sich Luft, und so wurde es uns klar, was wir lange uns selbst nicht eingestanden hatten, was wir für einander empfanden. Das waren die wunderbarsten Tage meines Lebens. Alle meine guten und schlimmen Eigenschaften gingen auf in der ernsten, herrlichen, männlichen Liebe zu Cornelien, die mir als das Ideal aller Frauen, der

Mittelpunkt der Schöpfung erschien. Ich träumte damals auch vom deutschen Hause, vom trauten Heerd; alles Eitle, Frivole, Unwahre fiel wie Schlacke von mir ab. Ich sah Cornelien wohl erschrocken vor der Gluth einer Leidenschaft, die sie so wenig erwartet hatte, aber das schien mir mädchenhafte Scheu. Wir schwuren uns, trotz aller Hindernisse, einander nur uns selbst treu zu bleiben. Laß mich darüber schweigen und auch über alle die Erfahrungen, die folgten. Corneliens Vater wies mich kalt und kurz ab. Der Oheim war gewandter. Er schien sogar gerührt von dem Geständniß meiner Liebe, ich sei aber noch jung und müsse mir erst eine Carrière machen. Die Diplomatie eines Mittelstaates böte mir dazu keine Chancen. Ich hätte überhaupt mehr Anlage, mehr Aussicht für den Militairstand. Eine Officierstelle im österreichischen Dienst stehe ihm zur Verfügung. Als Officier könne ich auch heirathen, als Diplomat nicht, dazu reichten die Vermögensverhältnisse nicht aus. Cornelia warnte mich Anfangs vor der scheinbaren Freundlichkeit des Oheims, dann auf einmal drang sie in mich, seinen Rath anzunehmen, dem er freilich dadurch Nachdruck zu geben suchte, daß er durchblicken

ließ, er könne seine Hand ganz von mir zurückziehen. Ich glaubte ihr, reiste ab, sicher in meinem Vertrauen, und trat ein in ein Regiment, das in Ungarn garnisonirte. Corneliens Briefe wurden immer unsicherer, unverständlicher und blieben endlich ganz aus. Der Oheim begnügte sich, mir durch dritte Hand meine mäßige Zulage zahlen zu lassen, die ich mit der vernichtendsten Empfindung von Scham annahm. Laß mich kurz sein: ich war betrogen. Erst wollte ich es nicht glauben, forderte Urlaub, um mich persönlich zu überzeugen, um mir aus Corneliens eigenem Munde die Erklärung zu fordern. Man verweigerte mir den Urlaub, und ich konnte darin nicht den Einfluß des Oheims verkennen.

„Meinen Zorn, meine Verzweiflung, meine Stimmungen kann ich Dir nicht schildern. Aber ich war jung. Um mich zu betäuben, stürzte ich mich in alle Ausschweifungen, die meine Jahre entschuldigten. Ich galt für den Tollsten der Tollen unter meinen Kameraden. Ich wollte vergessen, und zuweilen ist es mir gelungen. Mein neuer Stand wurde mir lieb, ja, ich wurde Soldat mit Leib und Seele, und die immerhin noch aufrecht erhaltene Kameradschaftlichkeit der

österreichiſchen Armee ließ es mich vergeſſen, daß ich nicht der Heimath meines Vaters diente, ſo war ich ihr entfremdet worden. Inzwiſchen hatte ich meine Mündigkeit erreicht. Mein unbedeutendes elterliches Vermögen, das ſich aufgeſpart faſt verdoppelt hatte, denn der Vormund hatte ja alle Koſten meiner Erziehung übernommen, wurde mir ausgezahlt. Ich wußte nicht einmal, daß ich Das beſaß. Es iſt ſehr beſcheiden, aber es reicht aus. Ich dankte dem Vormund für die Geſchenke, mit denen er mich überhäuft hätte, und theilte ihm mit, daß ich keine Zulage von ſeiner Mildthätigkeit mehr annehmen würde, da ich ſie nicht brauche. Damit war mir eine neue Beſchämung erſpart, ein Stein vom Herzen gewälzt. Die Zeit, die nun folgte, hätte ich eine faſt gute nennen können. Wie Euch damals auf der Univerſität, erſchien ich auch meinen Kameraden ſchroff, zurückhaltend; aber ſie hatten Achtung vor meiner Pflichttreue im Dienſt, vor meiner Zuverläſſigkeit. Dazu war ich ein guter Kamerad. Das Schickſal hatte mich mit rauher Hand erzogen, aber erzogen hatte es mich, und ich habe an mir weiter gearbeitet ohne Schonung. Mit Gewalt ſtreifte ich die Ver-

wöhnungen der üppigen Jahre ab, bei offenem Zeigen meiner beschränkten Mittel hielt ich Haus mit dem, was ich hatte. alles Eitle, alles Unwahre bekämpfte ich an mir; hart und klar wie Stahl wollte ich sein. Ich wurde auch so kühl, so empfindungslos. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte meiner Entwickelung, der Irrwege, die mich dahin führten, was ich bin.

„Nun kam das Unglücksjahr 1866, Unglücksjahr nämlich für die neue Heimath, die ich gewonnen hatte, und an der ich hing mit allem Pflichtgefühl. Verstehe mich recht, ich meine damit nicht Oesterreich, ich meine die österreichische Armee. Sie mußte in Schmach büßen, was nicht Mangel an Muth verschuldet hatte, sondern der innere Zwiespalt des Landes, die lange Verblendung und Ueberhebung, die Fehler ihrer Verwaltung. Viele von uns, und ich der Erste, gingen mit offenen Augen in dies Verderben, ich noch dazu mit der schmerzlichen Empfindung, ohne Aussicht auf ehrenvollen Erfolg, gegen eine Armee zu kämpfen, in der mein Vater gedient hatte, für die er gestorben war. Das waren harte, bittere Prüfungen, denen für mich eine schwere Verwundung ein Ende machte. Der Tod wäre vielleicht glücklicher gewesen!

Nach dem Frieden nahm ich meinen Abschied, den schon mein körperlicher Zustand bedingte. Ich hätte aber ohnehin einem Lande nicht weiter dienen können, zu dem ich gar keine innere Verbindung mehr hatte. Ich wäre ein Söldling gewesen, und das wollte ich nicht sein. Damit war mir das Letzte genommen, woran mein Herz noch hing — der Soldatenstand. Das war ein neuer Kampf, aber ich habe ihn ausgerungen. Ich habe kein Pferd bestiegen seitdem, habe meine Uniform, meine Waffen verschenkt.

„In der ersten Zeit machte es mir Fieber, wenn ich Truppen exerciren sah, militairische Signale hörte, oder Officiere in fröhlichem Beisammensein traf. Eine Empfindung, halb Groll, halb Sehnsucht, ergriff mich. Das ist nun auch überwunden, auch ausgebrannt, auch kalte Asche geworden."

„Und war das nöthig?" rief Meinard. „Warum soll der kühne, der geschickte Schiffer, dem ohne seine Schuld das Fahrzeug an den Klippen zerschellte, den Fuß nicht wieder setzen auf ein neues Schiff? Deutschland ist ein anderes geworden seit jenem Kriege, Preußen mit erstarkter Macht, unser gemeinsames Vaterland, steht an der Spitze der deutschen Entwicke-

lung, das preußische Heer ist das erste der Welt. Du würdest einen Platz finden in demselben und leicht mit Deinem Namen, Deinen Kenntnissen."

Constantin stand plötzlich auf, ergriff den Freund unter dem Arm und ging mit heftigen Schritten den schon im Dunklen liegenden Garten hinab. „Ich bin Süddeutscher geworden mit allen Gewohnheiten und Sympathien und passe nicht mehr in die verknöcherte Sentimentalität des Nordens. Das ganze preußische Wesen ist mir unüberwindlich, und ich habe weder die Fähigkeit, noch den Wunsch, diese Abneigung zu verbergen. Ich bin Deutsch, nicht Preußisch, mit ganzer Seele."

„Sind denn das schroffe Gegensätze?" sagte Meinard lächelnd. „Immer wieder höre ich das, und immer weniger kann ich es verstehen. Gerade durch Preußens Macht und Tüchtigkeit hat seit 1866 Deutschland wieder den ersten Schritt zum Ansehen, zur Einigung gemacht."

„Laß uns nicht politisiren, Lieber," rief Constantin, „ich hasse das. Wir würden doch nicht zusammenkommen, da wir von ganz widerstrebenden Anfängen auszugehen scheinen. Die geistreichsten Conjecturen

und ſpitzfindigſten Auslegungen können die Dinge nicht anders machen, als ſie ſind. Ich habe auch einmal, aber nur kurze Zeit, als ich im Jahre 1866 mit meiner Wunde auf dem Krankenlager lag, auf ein einiges, ſtarkes Deutſchland gehofft, feſt vertraut auf Preußens Miſſion. Es hat mit eigennütziger Hand nach einem Theil von Deutſchland gegriffen, nichts Feſtes, Zuſammenhaltendes gewonnen und den Bruch nur noch ſchroffer gemacht. Sich ſelbſt wird es vergrößern, aber nie Deutſchland einen. Auch dieſe meine Hoffnung für die Zukunft, aufgeflammt unter Schmerzen und Kummer, iſt zu Aſche gebrannt und todt. Laß uns nicht in Wunden wühlen."

Der junge Arzt ſchüttelte den Kopf. „Das Naturgemäße, Geſunde, der Gedanke, dem der edelſte Herzſchlag der Nation gehört, muß kommen, zur Wahrheit werden. Aufhalten kann man es, nicht hindern. Und wenn nun Die, von Denen Du meinſt, daß ſie es zu hindern ſtreben, es nur reif werden laſſen wollen?"

„Alter Schwärmer, glücklicher Optimiſt!" rief Conſtantin. „Warte denn, wie ſchon Generationen vor uns warteten. Hoffe, wie ſchon unſere Väter hofften. Ich habe das verlernt, dazu ſind mir zu

viel Lebenshoffnungen gescheitert, und ich habe die Geduld verloren, dies bequemste Kind der Hoffnung, diese Erbtugend der Deutschen. Es ist spät geworden, laß uns heimgehen. Sei ein guter Arzt und halte mich nicht auf. Mich fängt an zu frieren, bis an's Herz hinan." Er warf den Mantel um und hüllte sich fest ein.

„Noch zwei Worte, bitte, lieber Freund," sagte Meinard. „Was ist aus Cornelia geworden?"

Constantin stand still. „Höre ich doch den Namen seit Jahren zum ersten Male wieder von fremden Lippen aussprechen," flüsterte er vor sich hin. „Ich erschrak fast, als hätte man einen Todten erweckt . . . Laß es gut sein, sie ist todt für mich. Ich weiß nichts von ihr, als daß sie den Oheim nicht heirathete. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie es gethan hätte. Das Rohr, auf dem unsichern Boden der wortbrüchigen Unzuverlässigkeit, dem vergifteten Wehen der Welteitelkeit preisgegeben, muß schwanken nach allen Seiten, und es ist Zufall, nach welcher Richtung es zusammenknickt. Sie wäre jetzt Wittwe, denn mein Oheim starb vor einigen Jahren, hochgepriesen in einem langen Nachruf der Landeszeitung.

Ich war ſelbſt bei dem Leichenbegängniß, ein lebendiges Zeugniß ſeiner Vortrefflichkeit, die er mir aber, ſo wenig als etwas Anderes, vererbte. Bei ſeinen Anlagen, wenn das Schickſal ihn anders erzogen, hätte er ein tüchtiger Menſch werden können. Die Zeitung hätte ihn vielleicht weniger geprieſen, aber er wäre deſſen mehr werth geweſen. Auf dem Leichenbegängniß, das eine Menge von Bekannten und keinen wirklichen Freund vereinigt hatte, auf dem mehr Champagner als Thränen floſſen, hörte ich auch zufällig von Corneliens Vater ſprechen. Er hatte längſt ſeine Geſandtenſtelle aufgegeben, war in die Schweiz gezogen und dort geſtorben. Man wußte nichts weiter von ihm, oder wollte doch nichts wiſſen, und es war Mancher da, der ſich früher um ſeine Gaſtfreundſchaft gedrängt hatte. Nun aber laß uns gehen."

Die Freunde verließen den Garten. Meinard brachte Conſtantin bis an ſeine Wohnung, aber ſie ſprachen kein Wort mehr und ſchieden mit ſtummem Händedruck.

Nebenan im Gärtchen, das nur ein epheuumwuchertes Drahtgeflecht von dem der Generalin ſchied, ſchlüpfte ein leichter Schritt über den Kiesweg. Kaum hörbar

rauſchte ein Seidenkleid über die Steinchen. Bald darauf rollte der Wagen der Generalin die Straße herauf. Angelika ſtieg aus und ſchritt die Treppe hinauf, heiter plaudernd mit dem ſtummen Gemahl, der ihr den Arm reichte. Als ſie bald darauf beim Auskleiden aus ihrem Schlafzimmerfenſter einen Blick nach dem Nachbargarten warf, erloſch gerade der Lichtſchein, der aus Luciens Fenſter auf die blüthenſchweren Zweige des Geſträuches fiel.

V.

Doctor Meinard fand ſeine junge Patientin am andern Morgen in eigenthümlicher Aufregung, die Schweſter Clara zugab, aber nicht als krankhaft bezeichnen wollte, ſondern vielmehr als Beweis vorgeſchrittener Geneſung anſah. Lucie hätte, von ihrer Spazierfahrt mit der Generalin zurückgekehrt, noch den Abend im Freien zugebracht und ſei kräftiger als je. Clara bat dringend, ihre Aufgabe für beſchloſſen zu erklären und ſie aus der Verpflichtung gegen das junge Mädchen zu entlaſſen. Bei dieſer Ausſicht brach Lucie in Thränen aus und ſchlang beide Arme um die Freundin, als müſſe ſie dieſelbe mit Gewalt

zurückhalten. In dieſer einzigen Beziehung war ſie mit ihrem Arzt einerlei Meinung, in allen übrigen waren die kleinen Neckereien zum offenen Krieg geworden. Heute erklärte Lucie, einnehmen wolle ſie treulich Alles, was der Doctor nöthig fände, ſelbſt gegen ihre Ueberzeugung; in allem Uebrigen erkläre ſie ſich für emancipirt und würde nun ihre Lebensweiſe nach ihrer eigenen Einſicht einrichten. Der Erziehung ſei ſie entwachſen, einen Vormund hätte ſie ſchon und einen Gefängnißwärter könne ſie nicht gebrauchen. Meinard erwiderte, in Bezug auf die Erziehung ſei er nicht ihrer Meinung, über den Vormund hätte er kein Urtheil, was aber den Gefängnißwärter beträfe, ſo müſſe er die Ehre dieſes Poſtens zurückweiſen. Clara, die ſonſt keinen Antheil an dieſen kleinen Neckereien zu nehmen pflegte, warf diesmal doch dazwiſchen, daß neben Allem ein theilnehmender Freund ihrer Patientin nicht unnöthig ſcheine. Meinard ſah darin einen leiſen Vorwurf und ſagte: „Bis zu einem gewiſſen Grade iſt jeder Arzt der Freund ſeiner Patientin, über dieſe Grenze hinaus pflege ich aber meine Freundſchaft nicht aufzudrängen.“

„Das ist wieder einmal recht preußisch!“ rief Lucie. „Freundschaft bis zu einer gewissen Grenze, Empfindung nach der Elle. Bitte, Doctor, sagen Sie mir, wie viel Gran Freundschaft haben Sie für mich?“

„Nach dieser Gewichtsbezeichnung,“ erwiderte Meinard, „scheinen Sie meine Freundschaft unter die Kategorie der Arzeneien zu stellen, und da diese ihre Ingredienzien zusammenzusetzen pflegen, will ich den Vergleich acceptiren. Meine Freundschaft für Sie, Fräulein Lucie, ist allerdings nicht unvermischt. Fordern Sie aber nicht, daß ich die Zusammensetzung verrathe. Es sind scharfe und bittere Substanzen darunter, und das Recept bleibt mein ärztliches Geheimniß.“

„Muß ich's einnehmen?“ rief Lucie.

„Ich warne Sie davor, es zu verlangen!“ war Meinard's Antwort.

„Gut,“ fuhr Lucie fort, „so verlange ich, in Folge Ihrer Warnung, für heute überhaupt keine ärztliche Anordnung oder Einrede mehr, weder jetzt, noch heute Abend, wo wir uns auf Angelika's Soirée treffen werden.“

„Ah, Sie gehen auf die Soirée, Fräulein Lucie?“ ſagte Meinard mit ſo ſpöttiſchem Ton, daß man nicht unterſchied, ob er nur Zweifel, vielleicht Drohung mit einem Verbot, oder ſonſt noch eine Schadenfreude verriethe. Lucie war auch ſofort Feuer und Flamme.

„Was wollen Sie mit dem Ton ſagen, und mit dem Geſicht dazu?“ rief ſie. „Ja, ich werde auf die Soirée gehen und endlich einmal meinen Willen durchſetzen, umſomehr, als ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Sie mir Dinge nicht verbieten, weil ſie mir ſchädlich ſein könnten, ſondern lediglich, um mich zu ärgern. Das paſſive Aergern und Reizen iſt nun einmal die Virtuoſität Ihrer Nation. Ich gehe heute zu Angelika, ſelbſt auf die Gefahr, Ihnen dort zu begegnen, was mir die halbe Freude des Abends verderben würde.“

„Sie finden mich ſicher!“ ſagte Meinard ganz ruhig. „Ich werde früh kommen und als Letzter fortgehen.“

„Da haben wir es!“ brauſte Lucie auf, „nur, um mir die Freude zu verderben, denn ſonſt geht er nie in Geſellſchaft, am wenigſten zur Generalin, die bitter über ihn klagt.“

„Und ich werde Sie keinen Augenblick aus den Augen lassen, Fräulein Lucie," fuhr Meinard ganz ruhig fort. „Das ist meine Pflicht — als Arzt."

„So bleibe ich zu Hause!" rief Lucie, dann aber sich besinnend, setzte sie hinzu: „Nein, ich gehe; sonst hätte er mich wieder gezwungen, und ich lasse mich nicht mehr tyrannisiren."

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und als schäme sie sich derselben, oder wolle doch dem Arzt nicht die Genugthuung gönnen, diese zu bemerken, eilte sie aus dem Zimmer.

Meinard lachte laut, vielleicht sollte Lucie es hören, aber sein Lachen klang nicht heiter. Schwester Clara hatte ruhig im Fenster gesessen, als bemerke sie den Streit nicht, der sie nichts anginge. Jetzt stand sie auf, leise, ruhig, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herr Doctor," sagte sie, „ist es zweckmäßig, das junge Mädchen zu reizen, dessen Nerven immer noch der Schonung bedürfen, wenn übrigens die Pflege auch unnöthig geworden ist?"

Meinard brach plötzlich sein Lachen ab und wurde ganz ernst.

Schwester Clara's Weise und Wort hatte etwas

gebieterisch Beruhigendes. Sank doch das Fieber ihrer Pfleglinge, wenn sie nur an das Krankenbett trat.

„Sie haben Recht, Schwester Clara," sagte der Arzt, „so weit Ihre Worte mich betreffen. Ich darf mich nicht durch das verzogene Dämchen zur Empfindlichkeit hinreißen lassen, so schwer das zuweilen ist. Ich verspreche Ihnen, mich zusammen zu nehmen, und danke Ihnen, daß Sie mich an meine Pflicht mahnten. Aber ich fordere nun auch von Ihnen, eine Pflicht zu bedenken, der Sie sich entziehen wollen."

Clara sah ihn mit großen Augen fragend an.

Meinard fuhr aber mit einem etwas unsichern Tone fort: „Sie haben Recht, der körperlichen Pflege bedarf das junge Mädchen nicht mehr. Aber es bedarf einer andern, wichtigern Pflege, die wieder nur Sie ihr geben können — der Erziehung. Ausgestattet mit Schönheit, Reichthum, Verstand und Bildung, vielleicht auch mit Gemüth, fehlt doch die Anmuth innerlich und äußerlich, die alle diese Vorzüge harmonisch verbindet. Ungezügelter Wille, fast möchte ich sagen anerzogener Eigenwille, vernichten die guten Eigenschaften und machen das sonst vielleicht anziehende Wesen unerträglich. Hier haben wir eine psychologische

Krankheit, die Ihre Pflege überwinden kann, Sie treten nicht heraus aus Ihrer selbstgewählten humanistischen Aufgabe, wenn Sie die Cur dieser Krankheit übernehmen, denn nur Sie vermögen das.“

Clara antwortete ohne Besinnen: „Was Sie fordern, habe ich reiflich bedacht, und das macht mir die Antwort leicht. Sie überschätzen das Uebel und die Mittel der Erziehung. Lucie zeigt sich Ihnen anders, als sie ist, und ich will nicht untersuchen, wie weit Sie selbst die Schuld daran haben. Erziehen kann sie aber nur der Mann, und ich kann hinzufügen, der beneidenswerthe Mann, dem sie sich einst in Liebe anschließt. Mag Gott sie vor Täuschung bewahren! Meine Aufgabe ist hier aber erfüllt, und die, welche Sie mir geben wollen, kann, darf ich nicht übernehmen. Sie wissen, welche Lebensaufgabe ich mir stellte. Ich that es nicht für eine Zeit, sondern so lange mir Gott Leben und Kraft dazu läßt. Das ist das Wesen dieser übernommenen Pflicht. Man kann und darf aus ihr nicht wieder zurück in die Welt, in ihr Treiben, in ihre Interessen. Damit würde man sie zum Theil entheiligen. Schon jetzt streift mich viel zu sehr die Welt, das Treiben

der Lebenden und Gesunden, ja unser jetziges Gespräch greift über die Pflicht meiner Aufgabe fort. Glauben Sie nicht, daß ich diese Berührung fürchte für mich, aber sie ist ein Unrecht an meinem Beruf. Ich bleibe noch, in etwas bedarf Lucie meiner noch, aber wenn ich gehe, ohne Abschied vielleicht, halten Sie mich nicht auf, forschen Sie mir nicht nach. Versprechen Sie mir das!" Sie reichte dem jungen Mann die Hand, ruhig und kalt. Er ergriff sie hastig und warm, aber sie entzog sich seinem Druck, und leise schritt Schwester Clara aus dem Zimmer.

Meinard stürmte noch einige Male mit schnellen Schritten durch das Zimmer, ehe er den Hut ergriff, um zu gehen. „Welche Contraste!" sagte er vor sich hin. „Völliger Mangel dort, und hier Uebermaß an Herrschaft über sich selbst. Was soll man mehr tadeln, mehr anerkennen? Was kümmert's mich am Ende. Ja, wenn man sein menschliches Herz aus dem Spiel lassen könnte. Clara hat Recht, der Arzt muß das eben so gut, als der Pfleger, oder sie hat Unrecht für Beide. Ohne Herz sein ist Unnatur, und alle Unnatur ist falsch." Er ging, aber verstimmt. Sein Raisonnement hatte ihn nicht über seine Zweifel beruhigt.

Auch Lucie war den Tag über still und in sich gekehrt gegen ihre Gewohnheit, und nicht einmal ein kurzer Besuch Angelika's, die nur zur Nachbarin hinüberschlüpfte, um sich zu vergewissern, daß diese ihrem Salon am Abend gewiß nicht fehlen würde, konnte sie zerstreuen. Sie fragte zwar die Freundin um Rath wegen ihrer Toilette, aber auch mit weniger Freude daran, als Tags zuvor, und als Angelika, die nichts von der Zerstreutheit bemerkte und der Luciens Schweigsamkeit nicht auffiel, weil sie selbst ununterbrochen sprach, halb als Scherz hinwarf: „Hat Ihnen denn Ihr gestrenger Arzt und Tyrann auch erlaubt, zu kommen?“ fuhr Lucie auf.

„Ach, reden Sie mir nicht von dem unausstehlichsten aller Menschen, der mir fast schon die Freude an der Soirée verdorben hätte. Wenn ich nicht käme, wäre es nur, um ihm nicht zu begegnen.“

„So werde ich ihn noch einmal dringend einladen lassen, dann bleibt er sicher fort,“ rief Angelika. „Ich bin überzeugt, daß er Ihnen den Abend verleiden wollte, nur aus Malice gegen mich. Aber thun Sie ihm nur nicht den Gefallen, Herzchen. Ihre Toilette ist allerliebst, und ich ziehe mich ganz

einfach an, nur damit Sie deſto reizender hervortreten, denn ich laſſe Sie nicht von meinem Arm. Der Doctor ſei aber meine Sorge, wenn er wirklich kommen ſollte. Ich werde ſo liebenswürdig gegen ihn ſein, daß er gleich wieder geht. Wenn er nicht zanken kann, ſo langweilt er ſich. Es giebt ſolche Männer, und wenn man ſie erſt kennt, regiert man ſie wie alle Anderen, nur mit aparten Mitteln. Au fond iſt Meinard eine gute Seele, ein ungeſchliffener Edelſtein, aber mit Abſicht ungeſchliffen. Er fürchtet ſich vor ſeiner eigenen Gutmüthigkeit, und deshalb wickelt er ſie dreifach in Malice, aber das zu ſtarre Packpapier bricht, und der weiche Inhalt ſchaut überall durch. Er hat Ihnen vielleicht doch das Leben gerettet, jedenfalls die Geſundheit wiedergegeben. Erkennen wir ihm das an, und laſſen Sie uns lachen über ſeine Ungezogenheiten.“

„Alſo ſoll ich dem unausſtehlichen Menſchen noch dankbar ſein?“ rief Lucie und wollte zürnen, mußte aber doch ſelbſt lachen.

Angelika hatte in ihrer Gutmüthigkeit wirklich Luciens Unwillen beſänftigt.

Als Lucie nun mit Hülfe ihres Mädchens daran

ging, ſich zu putzen, wollte es ihr in keiner Weiſe gelingen. Sie hatte ſich von anderer Kleidung, als das Krankenzimmer bedingte, entwöhnt und ſah wohl, daß Dies oder Jenes nicht recht war, probirte auf verſchiedene Manier, kam aber nicht zu Stande. Sie wurde ungeduldig, ſchalt das Mädchen, riß ſich die Blumen wieder aus dem Haar, ſteckte an der Garnitur des Kleides, aber es wurde immer verkehrter. Schweſter Clara ſaß ruhig bei ihrer Arbeit und ſchien die ganze Scene nicht zu bemerken; als aber Lucie am Ende ihrer Ungeduld, in Thränen ausbrach, bald gar nicht mehr auf die Soirée gehen wollte, bald dieſen Entſchluß wieder aufgab, trat Schweſter Clara leiſe heran. „Setzen Sie ſich, liebes Kind," ſagte ſie, „ich werde Ihnen das in Ordnung bringen."

„Sie, Clara?" rief Lucie und ſah ſie verwundert an, „was wiſſen denn Sie von Toilette?"

Sie ſetzte ſich aber doch ganz geduldig, ganz ruhig nieder und ließ Clara gewähren, ohne ein Wort einzureden. Dieſe, ohne zu probiren, ohne eine Bewegung zu viel oder zu wenig, ordnete das Haar und die Blumen, ſteckte die Schleifen des Kleides, wählte den Schmuck und ſchob Unpaſſendes zurück. Dann

ſagte ſie: „Jetzt ſind Sie fertig, liebes Kind,“ und ſetzte ſich wieder, als hätte nichts ſie unterbrochen, an ihre Arbeit.

Lucie warf nun einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Sie hätte doch nicht gewagt, gegen Clara's Anordnung Etwas einzuwenden; aber ſie ſah auch mit dem einen Blick, daß Alles gut war. Sie wollte danken, aber eine leiſe Handbewegung von Clara hielt ſie davon zurück, und ſo nahm ſie nur mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit Abſchied und ging. Der General, den Angelika hinübergeſchickt hatte, erwartete ſie ſchon vor der Thür, um ſie zu ſeiner Frau zu führen.

Als Schweſter Clara allein war, ließ ſie die Arbeit ſinken. Es flog wie ein Lichtſchein der Erinnerung an verſchwundene Tage durch ihre Seele. Sie hatte nicht bedacht, was ſie that, als ſie Lucie bei dem weltlichen Putze behülflich war, ſie wollte nur eine unruhige Aufregung beruhigen.

Nun war ihr, als hätte ſie in ihr eigenes Leben zurückgegriffen, indem ſie die Gewohnheit früherer Tage übte. Sie erſchrak, daß ihre von der Arbeit rauh gewordenen Hände noch nicht verlernt hätten,

was in die Aufgabe ihrer Gegenwart nicht mehr paßte. Aber es war nicht die Geschicklichkeit der Hand, es war der Gedanke, der sie schreckte, der Empfindungen weckte, die sie längst abgethan glaubte, sie erschrak vor dem Funken unter der Asche. Aber schnell hatte sie sich gefaßt und ihre Ruhe wiedergewonnen, nur überlegte sie ihre Abreise. Diese brauchte keine Vorbereitungen. In wenigen Minuten konnte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammenlegen, ein schneller Entschluß war genügend. Aber sie fürchtete für Lucie die Aufregung des Abschieds und sah ein, daß sie dieselbe noch nicht allein lassen könne. Aber war denn nicht Angelika da? Clara sträubte sich vor dem Gedanken, ihr das junge Mädchen zu überlassen, und so setzte sie sich hin und schrieb an Luciens Vormund mit kurzen Worten, ihre Aufgabe sei erfüllt, andere Pflichten warteten auf sie, Luciens Cur sei beendet, und sie ersuche ihn, seine Mündel nun wieder unter seine Obhut zu nehmen. Als der Brief geschlossen und abgeschickt war, war sie ganz beruhigt. Die nächsten Tage mußten einen Abschluß bringen.

Indessen hatte Angelika, viel früher als nöthig,

ihre Toilette beendet, war mit ſchnellem, prüfendem Blick durch ihre Salons geſchritten, hatte ungewöhnlich wenig anders geordnet und dem Diener kurze Befehle gegeben. Etwas Anderes mußte ſie beſchäftigen, denn ſie ſah immer mit Ungeduld nach der Uhr. Sie hatte Conſtantin gebeten, eine Stunde eher, als ſie ihre Gäſte erwarten konnte, zu ihr zu kommen, hatte, nicht ohne Mühe, das Verſprechen von ihm erlangt, zur gewünſchten Stunde ſich einzuſtellen, aber da er es einmal verſprochen hatte, wußte ſie, daß er es halten würde. Und ſie hatte ſich nicht getäuſcht. Er kam, etwas wider Willen zwar, aber pünktlich. Die erleuchteten Räume, durch die er geführt wurde, verſtimmten ihn, er wäre am liebſten umgekehrt. Aber Angelika eilte ihm mit großer Herzlichkeit entgegen, ſtreckte beide Hände aus, nahm ihn unter den Arm und zog ihn in ihr kleines Boudoir. Man konnte ihr nicht böſe ſein, und Conſtantin mußte unwillkürlich lächeln.

„Was haſt Du mit mir vor, Angelika,“ ſagte er, „ſprich es aus ohne Umſchweife.“

„Ach Gott, das iſt leicht geſagt,“ erwiderte ſie, „und ich weiß es ganz genau, aber ich fürchte mich

STAATS-
BIBLIOTHEK

vor Deinen Schrullen. Ich weiß nicht recht, wie ich Dir beikommen soll. Wir haben aber, Du und ich, keine anderen Verwandten auf der Welt als uns Beide. Ich hätte noch meinen Mann, aber der zählt nicht viel mit. Also haben wir Rechte an einander, und wenn nichts weiter, so hast Du die Verpflichtung, mich wenigstens ruhig anzuhören."

„Die will ich mich bemühen zu erfüllen," sagte Constantin, „aber bitte, komme zur Sache."

„Nun, so laß uns mit Vernunft reden!" fing sie an. „Unsere beiden Mütter, obgleich sie verschiedene Schwestern waren in tausend Dingen, waren doch darin gleich, daß sie, nach der Ansicht der Welt, recht schlechte Partien machten."

„Ach, davon willst Du reden?" fiel Constantin ein. „Ja, daran ist nichts mehr zu ändern."

„Du willst Scherz machen," fuhr Angelika fort, „und ich habe mich wahrscheinlich falsch ausgedrückt. Also ganz einfach. Mir konnten meine guten Eltern kein Vermögen hinterlassen und Dir sehr wenig. Ich, ein Mädchen, war schlimmer daran als Du und mußte mich viel in der Welt hin- und herstoßen lassen. Das Schicksal eines armen adeligen Fräuleins

ist nicht beneidenswerth. Aber ich klagte nicht, mein Humor verließ mich nicht, und das machte mich Anderen und, was schwerer war, Andere mir erträglich. Schließlich hatte ich noch das Glück, mich zu verheirathen. Vielen mochte wohl das als ein Glück nicht erscheinen, die meinen Mann kannten, denn er ist, unter uns gesagt, etwas langweilig; aber ich weiß am besten, daß es ein Glück war, und daß ich alle Ursache habe, dankbar dafür zu sein. Mein Mann ist vortrefflich, meine Lage sorgenfrei, fast mehr als das, und ich bin ganz zufrieden. Das ist sehr viel und mehr werth, als eine Ehe, die mit schwärmerischer Liebe anfängt, mit Illusionen, die sich nicht erfüllen und dann Bitterkeit und Verstimmung zurücklassen."

Sie hielt ein und erwartete von dem Vetter ein zustimmendes oder selbst einwendendes Wort, von dem sie dann auf den eigentlichen Zweck ihrer Rede hätte überlenken können, aber Constantin hatte nicht die Absicht, ihr entgegenzukommen. Er sah zu Boden und spielte mit seinem Hut. Angelika rückte näher zu ihm mit ihrem Stuhl, legte die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Du bist nicht mehr in erster Jugend, Constan-

tin, aber immer noch ein ſtattlicher Mann, trägſt einen alten, vornehmen Namen und kannſt Dich dreiſt um jedes Mädchen bewerben."

„Meinſt Du, Angelika?" ſagte er nicht ohne ſpöttiſchen Ausdruck.

„Ja, ſpotte nur!" rief ſie, „ich weiß, was ich ſage, und habe darüber ein Urtheil, obgleich ich ſo gut wie Deine Schweſter bin. Du haſt mich aber niemals ſo verwöhnt, daß ich Dich liebenswürdiger finden müßte, als jede Andere. Gerade heraus, es thäte Noth, daß Du Dich verheiratheteſt, daß Du eine gute Partie machteſt, und das wäre das Vernünftigſte, was Du thun könnteſt."

„Das Vernünftigſte? Da magſt Du nicht Unrecht haben, Angelika!" ſagte Conſtantin. „Aber die Menſchen thun ſo ſelten das Vernünftigſte . . ."

„Daß es nicht ſchaden kann, wenn einmal Einer eine Ausnahme macht," fuhr die eifrige Dame auf. „Nimm es mir nicht übel, Vetter, Du ſelbſt haſt Dich damit nicht übernommen bis jetzt. Wäreſt Du ein wenig fügſamer geweſen gegen Deinen alten, reichen Onkel, ſo hätte er Dich zu ſeinem Erben gemacht, und ich brauchte mir nicht jetzt den Kopf über Deine Zukunft zu zerbrechen."

„Laß Das, Angelika!“ sagte Constantin und wollte aufstehen.

„Nein!“ rief sie, „so kommst Du noch nicht davon. Ich müßte nur noch einmal anfangen, und meine ganze heutige Mühe wäre vergebens gewesen.“ Dabei zog sie ihn wieder auf den Stuhl nieder und fuhr immer eifriger fort: „Wärest Du zwanzig Jahre jünger, würde ich kein Wort verlieren und mich auf den Zufall verlassen, daß Du Dich einmal verliebtest. Jetzt steht das nicht mehr zu erwarten. Da Du also nicht mehr Deinem Herzen folgen kannst, so folge dafür meinem Rath und Deiner eigenen Einsicht.“

„Wenn ich nur endlich erführe, wo Du eigentlich hinaus willst,“ rief Constantin.

Diesmal stand Angelika auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. „Wenn ich nur wüßte,“ sagte sie lachend, „weshalb ich mich so um Dich quäle, da Du es mir so muthwillig schwer machst. Du mußt längst wissen, was ich meine, und man muß so etwas eigentlich mehr errathen lassen, als aussprechen. Den Gefallen, mich zu errathen, thust Du mir aber nicht, das sehe ich nun wohl ein, also muß ich schon deutlicher werden. Ich habe eine Partie

für Dich, eine reizende Partie, und will sie arrangiren, ohne daß Du viel Mühe davon haben sollst."

„Ach!" rief Constantin und stand auch auf.

Angelika stellte sich ihm entgegen und legte beide Hände auf seine Schultern. „Lieber Vetter," sagte sie, „ich bin Dir niemals mit meiner Cousinenzärtlichkeit lästig gewesen, aber wenn Du mich diesmal ruhig anhören wolltest, weiter verlange ich ja nichts, könnte ich Dir um den Hals fallen. Du weißt es längst, daß ich an meine kleine Freundin Lucie denke, der ich Dich gestern auf der Spazierfahrt vorstellte. Sie ist das reizendste Kind von der Welt und sehr reich. Welch' glückliches Leben würde Dir werden mit ihr, wie glücklich würdest Du sie auch machen können. Du bist nun einmal von dem Holz, aus dem man vornehme und reiche Männer schneidet, und sie steht Dir gar nicht, die jetzige Seite Deiner Verhältnisse. Du hast dafür zu lange bessere genossen. Mit Lucie würdest Du noch einmal reich und wieder jung werden. Sage nicht gleich ‚Ja', das verlange ich nicht, aber sage auch nicht vorschnell ‚Nein'. Lerne das Mädchen kennen; sie kommt heute Abend, aber sei dabei etwas liebenswürdig. Ueberlege es Dir in

aller Ruhe, aber nicht zu lange, denn Lucie kann bei allen ihren Vorzügen nicht lange unbemerkt bleiben, und der erste Bewerber ist immer im Vortheil. Entschließest Du Dich, wie ich hoffe, wie es große Thorheit wäre, nicht zu thun, so überlaß mir alles Weitere. Lucie liebt mich, und ich habe den Weg zu ihrem Vertrauen.“

Angelika hatte Thränen in den Augen, sie meinte es wirklich gut, und dann rührte sie auch die Ueberzeugung, nicht ohne Mühe ein gutes Werk gethan zu haben. Da hörte sie Gäste im Nebenzimmer eintreten, strich schnell noch mit der Hand über Constantin's Stirn, warf ihm im Forteilen eine Kußhand zu und ließ ihn allein.

Constantin wollte erst lächeln über den Eifer der kleinen Frau, denn soweit hatte ihre Herzlichkeit seine Verstimmung entwaffnet, daß er dem etwas aufdringlichen Beglückungsbestreben nicht zürnen konnte; aber er wurde unwillkürlich ernst. Luciens Erscheinung hatte ihm gestern doch einen Eindruck gemacht, und er dachte, freilich wie an eine Unmöglichkeit, dem Project nach, das Angelika so plötzlich entworfen hatte. „Wenn ich nicht ‚Ich‘ wäre,“ sagte er vor sich hin,

„der ausgebrannte Krater, so wäre Angelika's Plan keine so arge Thorheit. Aber man schreibt nichts mehr auf ein Blatt, von dem man eine ganz andere Schrift fortradirte. Es ist leer, aber nicht mehr empfänglich für neue Schrift."

Er hätte sich am liebsten fortgeschlichen, unbemerkt, ohne zur Gesellschaft zu gehen, aber das Zimmer hatte nur einen Ausgang, und der führte in den Salon. Da kam auch schon Angelika, die ihn hereinrief. So blieb keine Wahl. Der Kreis, den er vorfand, war nicht groß, wenigstens vertheilte er sich ungezwungen in dem geschmackvoll arrangirten Raum. Der General verließ kaum seinen Posten an der Thür und sorgte mit Höflichkeit dafür, daß hier oder da ein Stuhl herangeschoben, dort eine Tasse abgenommen oder ein Glas gefüllt wurde. Angelika war in fast zu auffallender Beweglichkeit überall, und heute besonders, denn sie bemühte sich immer wieder, Lucie bekannt zu machen, auf sie hinzuweisen, sie in ein Gespräch zu verwickeln; dabei suchte sie durch Preisen ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Geistes, ihrer Talente, durch kleine Bemerkungen über ihr Leben, ihre lange Krankheit das Interesse im Voraus zu wecken. Das

arme Kind hätte ſich beſſer befunden ohne dieſe etwas gewaltſamen Bemühungen, die ſie auf einmal zum Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung machten. Lucie, von Kindheit auf an Geſellſchaft gewöhnt, empfand zum erſten Mal im Leben ein Gefühl von Befangenheit, das ihr bis dahin fremd geweſen war. Daran war freilich Angelika nicht allein ſchuld. So völlig gekräftigt ſich Lucie im eignen ruhigen Zimmer fühlte, ſo angegriffen erſchien ſie ſich im entwohnten Gewirr vieler Stimmen, und dann machte ſie Conſtantin's Eintreten eigenthümlich verlegen. Nach dem flüchtigen Begegnen am vergangenen Nachmittag hatte ſie dann in ihrem Gärtchen ſeine ganze Eröffnung an Meinard belauſcht. Sie ſchämte ſich dieſer Indiscretion, und doch vom erſten Wort hatten ſie dieſe Mittheilungen ſo gefeſſelt, daß ſie athemlos gebannt war auf dem epheuumrankten Bänkchen, auf dem ſie durch das Geſpräch der Männer überraſcht wurde. Dieſe Lebensſchilderung kam ihr den ganzen Tag nicht aus den Gedanken. Sie ſuchte ſich das flüchtige Bild Conſtantin's in's Gedächtniß zurückzurufen, glaubte es gefunden zu haben, und nun, als Conſtantin vor ihr ſtand, ſah ſie, daß es ein ganz Anderer war, und

wußte doch nicht, welchem sie den Vorzug geben sollte. Sie wäre sicher nicht Angelika's Einladung gefolgt, und mehrmals den Tag über hatte sie den Entschluß gefaßt, fortzubleiben, aber der Wunsch, Constantin wiederzusehen, warf alle Entschlüsse um. Nun stand sie ihm gegenüber und hätte gewünscht, meilenweit fort zu sein, so verlegen, so beklommen fühlte sie sich. Sie wußte nicht, wie reizend sie war mit dem Erröthen auf den zarten Zügen, wie rührend im leisen Erzittern ihrer Haltung, wie anziehend durch das unsicher gehauchte Wort ihres Gesprächs. Selbst Meinard war dadurch betroffen, und das neckende Wort, mit dem er sie hatte begrüßen wollen, erstarb auf seinen Lippen.

Angelika konnte zufrieden sein mit dem Eindruck, den ihr Schützling machte, aber mit Constantin war sie es gar nicht. So viel sie ihn in das Gespräch zu ziehen suchte, so wenig brachte sie aus seiner Wortkargheit heraus. So schroff, so sich selbst in falsches Licht stellend hatte sie ihn niemals gesehen. Und doch war Alles, was er sagte, klug, charaktervoll, aber streng und bitter. „So, wie er sich heute zeigt, muß er jedem jungen Mädchen gründlich mißfallen," dachte

ſie. Bei allen Anderen wäre es ihr gleichgiltig geweſen, bei Lucie kreuzte es ihre ſo ſchön ausgeſonnenen Pläne. Es war ihr faſt lieb, als Meinard ihr zuraunte, er hielte es für ſeine junge Patientin rathſam, den erſten Verſuch, zur Geſelligkeit zurückzukehren, nicht über Gebühr auszudehnen. Sie mahnte ſelbſt Lucie zum Aufbruch, und der General war gleich da, ſie in ihre Wohnung zurückzuführen.

Alle Welt war von dem jungen Mädchen eingenommen und dankte Angelika für die Bekanntſchaft. Angelika wollte eben ein überſchwängliches Lob anheben, als ihr Blick auf das ſpöttiſch lächelnde Geſicht Meinard's fiel und den Strom ihrer Rede hemmte. Sie fühlte, ſie durfte ihn nicht zum Widerſpruch herausfordern, zu dem er ſchon in Anſchlag lag. Der Doctor hielt übrigens, was er ſchon vorhergeſagt hatte: er blieb bis zum Letzten und nahm der liebenswürdigen Wirthin auch noch das Vergnügen, worauf ſie den ganzen Abend brannte, ihrem Vetter Conſtantin eine tüchtige Strafpredigt zu halten. Flüchtig nur beim Abſchiedsgruß flüſterte ſie ihm zu: „Nun, das kann ich Dich verſichern, Conſtantin, ſo unausſtehlich als heute Abend habe ich Dich noch niemals

gesehen. Du machtest ja meinen Salon zum Bärenzwinger."

Die Freunde gingen zusammen fort. „Weißt Du," sagte der junge Arzt, „daß es einmal wieder gewitterschwer am politischen Horizont aufsteigt? Frankreich macht eine drohende Physiognomie —"

„Wie schon so oft," unterbrach ihn Constantin. „Die Machthaber in Berlin verstehen sich aber vortrefflich mit dem Machthaber an der Seine. Nachgerade schreckt uns dies Klirren der Waffen nicht mehr, das einen diplomatischen Puff maskiren soll, der schließlich wohl gar auf Deutschland gemünzt ist. Lassen wir das."

Sie gingen noch eine Weile schweigend, dann sagte Constantin wie aus einem Gedanken heraus, der ihn eben beschäftigt hatte: „Sie ist wie ein Frühlingsgedicht, wie das Aufathmen eines Lerchengesanges, angehaucht wie eine Knospe im Entfalten."

„Von wem sprichst Du?" rief lachend Meinard.

„Von dem Schützling meiner kleinen Cousine!" erwiderte Constantin, aber so unbefangen, so ruhig, als sprächen sie noch von den Kriegsdrohungen. „Armes Kind, alle Enttäuschungen des Lebens liegen

noch vor ihr! Deshalb ſind uns die Frühlingsblüthen ſo anziehend, weil wir wiſſen, daß ein Herbſt kommt, der ſie entblättert.“

„Nein, nicht deshalb,“ ſagte Meinard, „ſondern weil ſie dem kahlen Winter folgen. Man lernt genießen erſt im Entbehren. Aber Du haſt Recht, das Kind war heute Abend allerliebſt. Wäre ich nicht ſeit fünf Monaten ihr Arzt, hätte ich mich ſchwerlich dem Eindruck entzogen. Du aber warſt, Gott ſei Dank, nicht ihr Arzt.“

„Aber mein eigener,“ rief Conſtantin. „Ich bin gründlich geheilt von allen Gefahren des Herzens. Um ſo gefahrloſer kann ich beobachten. Gute Nacht!“

VI.

Lucie war in großer Aufregung aus der Soirée der Generalin heimgekommen, und Schweſter Clara hatte es ſchon bereut, dieſen erſten Schritt, der die Geneſung bezeichnete, eigentlich im eigenen Intereſſe beſchleunigt zu haben. Aber Lucie war auch, gegen ihre Gewohnheit, unmittheilſam. Clara fragte nicht, obgleich es ihr nicht entging, daß das junge Mädchen wenig ſchlief und mit halb verweinten Augen auf-

ſtand, und ſie ſich deshalb ſorgſamer um daſſelbe bemühte, als ſie in letzter Zeit gethan hatte. Lucie merkte es wohl, daß ſie auf einmal wieder als Kranke behandelt würde, und nun bat ſie flehentlich, um Alles in der Welt nur dem Doctor nichts zu verrathen, gegen den ihre Antipathie am vergangenen Abend nur noch gewachſen ſei, und den ſie den fatalſten Reſt ihrer Krankheit nannte. Schweſter Clara lächelte und wollte ihn in Schutz nehmen, aber ſie merkte ſchnell, daß das ihren Pflegling nur noch mehr reizte, und gab die Vertheidigung auf. Es war ihr lieb, daß Angelika ſchon früh herüber kam, und der Beſuch war ihr zum erſtenmal gelegen. Die Generalin hatte Schweſter Clara bis dahin gar keiner Beachtung gewürdigt; ſo wenig, daß ſie vor ihr ſprach und that, als ſei überhaupt keine dritte Perſon im Zimmer. Lucie war das oft peinlich geweſen, und ſie hätte die Freundin ſo gern mit in die Unterhaltung gezogen; aber eine leiſe ablehnende Bewegung von Clara hatte ſie immer verhindert. Angelika kam, wie geſagt, ungewöhnlich früh, im Morgenkleide, und erkundigte ſich herzlich nach dem Befinden der Freundin. Sie wäre gar nicht zufrieden mit ihrer Soirée, ſagte ſie, viel-

leicht weil sie sich so sehr im Voraus darauf gefreut hätte. Es sei steif, langweilig gewesen, und Lucie, die durch die bewegten und geistig belebteren Kreise der großen Stadt verwöhnt sei, müsse einen traurigen Begriff von ihrer Geselligkeit erhalten haben. Sie wisse aber sehr wohl, wem sie die Schuld beizumessen hätte und würde ihre Strafpredigt schon an den rechten Mann bringen.

Lucie hörte der ganzen Auseinandersetzung mit sichtlicher Zerstreutheit zu. Sie lag halb müde auf der Chaise longue und spielte mit den Quasten der Fenstervorhänge an ihrer Seite, während Angelika auf ein niedriges Stühlchen niedergekauert war und Schwester Clara, die unhörbar ruhig weiter arbeitete, den Rücken zukehrte.

Angelika schalt immer weiter auf ihren Abend, vielleicht so heftig, um Lucie widersprechen zu machen, aber Lucie hörte zu wie im Traum und sagte kein Wort. Endlich rief Angelika: „Sie sollen doch noch einen andren Begriff bekommen von meinem Salon, liebes Kind, und das in den nächsten Tagen. Ich setze Alles in Bewegung, Musik, Vorlesen, pikante Ausländer, und müßte ich sie zusammen telegraphiren;

Sie reisen mir sonst eines guten Tages ab und denken nur mit Gähnen an mein Haus. Ach, Kind, Sie werden nicht nöthig haben, wie ich, einen langweiligen Mann zu nehmen."

„Ich werde mich gar nicht verheirathen!" erwiderte Lucie, „das habe ich eben noch, und nach reiflicher Ueberlegung, fest und unwiderruflich beschlossen."

„Närrchen!" rief Angelika plötzlich ganz heiter. „Sie sind entschlossen, gar nicht zu heirathen? Wann ist denn die Hochzeit?"

Lucie wurde unwillig: „Wollen Sie auch anfangen, mich wie ein unverständiges, willenloses Kind zu behandeln?" sagte sie schmollend. „Ich spreche einen wohlüberlegten Lebensentschluß aus, und Sie antworten mir, als würde ich das Gegentheil von dem thun, was ich beschlossen habe. Das ist abscheulich, Angelika, und das hätte der Doctor nicht schlimmer sagen können."

Sie wandte sich verstimmt ab, aber Angelika rückte ihren Stuhl näher, küßte das zürnende Mädchen und sagte heiter und schmeichelnd: „Nicht böse sein, Herzchen, es war ja nicht bös gemeint, und ich will mich

rechtfertigen. Sehen Sie mich nur wieder freundlich an. So, nun iſt es gut. Sehen Sie, ein junges, ſchönes, viel umworbenes Mädchen, das ſich entſchließt nicht zu heirathen, muß das Heirathen, die Ehe überlegt haben. Man denkt aber an die Dinge nicht, ohne einen Beſtimmten im Auge zu haben, und wenn ein Mädchen mit Ihren Vorzügen an einen Beſtimmten denkt, ſo wird dieſer Glückliche kein Thor ſein und Verlobung und Hochzeit hinausſchieben. War alſo meine Frage auf Ihre Rede nicht ganz logiſch und gerechtfertigt?"

Lucie wurde dunkelroth, und auch Clara hatte, freilich unbemerkt von den Anderen, ihre Arbeit ſinken laſſen. Es war ſtill geworden im Zimmerchen, endlich mußte Lucie aber doch lächeln und ſagte: „Sie ſind gefährlicher, als ich dachte, Angelika, und ich ſehe, daß man ſich vor Ihnen hüten muß."

„Oder mir ganz Vertrauen ſchenken!" rief dieſe, „was meine Freundſchaft wohl verdient hätte."

„Auf dieſe Logik war ich nicht gefaßt," ſagte das junge Mädchen, „und gegen ſo entſchiedene Schlüſſe bin ich nicht bewaffnet. Wenn ich nun wirklich — an einen Beſtimmten —"

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Angelika schloß sie aber schon stürmisch in die Arme. „Erzählen Sie, Herzchen!“ rief sie, „sagen Sie mir Alles. Weiß Gott, es kann Keiner herzlichern Antheil an Ihrem Geschick nehmen als ich.“ Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bitte!“ sagte Lucie, „fragen Sie mich nicht. Ich brächte es nicht über die Lippen.“

„So lassen Sie mich errathen,“ fuhr Angelika fort. „Kenne ich den Mann?“

Lucie nickte nach einigem Zaudern leise mit dem Kopf.

„Recht so!“ rief die dringende Freundin, „nur Nicken mit dem Köpfchen oder Schütteln, weiter verlange ich nichts . . .“

„Sie quälen mich, Angelika!“ warf Lucie ein, aber jene ließ sich nicht abweisen.

„Ist er jung? — schön? — liebenswürdig? — reich? —“

Lucie schüttelte bei jeder Frage den Kopf, aber ganz ernsthaft und entschieden.

„Dann ist er alt, häßlich, unausstehlich und arm?“ rief Angelika. „Das ist ja ein Ungeheuer. Auf Niemanden aus meiner Bekanntschaft paßt das Sig-

nalement, nicht einmal auf meinen Mann, der ihm noch am nächsten kommt. Da ich Ihnen den aber nicht überlassen kann und auch wirklich nicht überlassen will . . .“

„Ich nahm Ihre Fragen ganz ernsthaft!“ unterbrach sie Lucie.

„Nur in dem Falle,“ sagte Angelika, „rede ich Ihnen selbst ab. Aber lassen Sie uns die Gegenprobe machen. Ist er wirklich alt, häßlich, unausstehlich?“

Lucie schüttelte wieder und diesmal entschiedener den Kopf.

„Nun, dann weiß ich in der That nicht, was er sein könnte!“ rief Angelika lachend.

„Ich will es Ihnen sagen,“ sprach Lucie, fortgerissen von einem Eifer wider Willen. „Er ist männlich, klug und edel.“

„Ach, Gott sei Dank!“ fuhr Angelika auf. „So ist er doch Etwas, woran mein Scharfsinn anknüpfen kann. Lassen Sie mich überlegen.“ Sie war aufgesprungen und schritt im Zimmer auf und ab. „Ich habe ihn!“ sagte sie plötzlich und heftete einen forschenden Blick auf das junge Mädchen, das

zuſammenſchrak und eben eine Bitte ſtammeln wollte, keinen Namen zu nennen, als Angelika ausrief: „Der kann kein Anderer ſein, als mein Vetter: Graf Conſtantin Herſtaetten.“

Lucie bedeckte das Geſicht mit beiden kleinen, bleichen Händen. Im andern Fenſter war Clara zuſammengefahren bei dem Namen, ein Zittern ging durch ihre ganze Geſtalt. Sie wollte aufſtehen, ſich entfernen, aber ſie vermochte es nicht. Niemand bemerkte es.

Angelika brach zuerſt das Schweigen. „Er iſt zwar mein Vetter,“ ſagte ſie, „mein leiblicher Vetter, aber unbegreiflich iſt es mir doch, Herzchen, wie Ihre Gedanken an Den gerathen ſind, beſonders, da Sie ihn nur von geſtern Abend kennen, wo er ſo unliebenswürdig war, als je. O, er war früher ſo charmant, aber das Schickſal hat ihm arg mitgeſpielt, und jetzt iſt er ein lebensmüder, menſchenfeindlicher Sonderling. Aber er wird anders werden, denn für dieſe Schrullen iſt er noch nicht alt genug.“

Lucie war auch aufgeſtanden. „Wenn Sie mich wirklich lieb haben, Angelika, und ich zweifle nicht daran,“ ſagte ſie, „meſſen Sie den müßigen Ge-

danken meiner Krankenhaft keine Bedeutung bei. Nehmen Sie nicht ernſthaft, was faſt ein Scherz war, den Sie ſelbſt hervorriefen. Seien Sie nicht ſo grauſam, es für mehr anzuſehen. Ich bin ſo müde und fühle mich wirklich angegriffen. Ich hätte noch nicht wieder in Geſellſchaft gehen müſſen."

Angelika nahm ihren Burnus um. Sie war klug genug, um zu wiſſen, daß ſie eigentlich zu weit gegangen war; aber alle ihre Pläne, die ſie am vergangenen Abend faſt aufgegeben hatte, arbeiteten wieder in voller Lebensfähigkeit in ihr. Es war ihr ſelbſt genehm, das Geſpräch abzubrechen, aber ſie umarmte doch die junge Freundin ſtürmiſcher als je beim Abſchied. Als ſie fort war, ging Lucie noch einmal ſehr erregt im Zimmer auf und ab. Sie war verſtimmt über Angelika, unzufrieden mit ſich ſelbſt, beſchämt, und jetzt erſt fiel ihr Blick auf Clara, und dunkle Röthe überzog ihre Stirn, als ihr klar wurde, daß auch dieſe Zeugin ihres halben Herzensgeſtändniſſes geweſen ſei. Sie eilte in's Nebenzimmer und winkte Clara, ihr nicht zu folgen. Sie wolle verſuchen, ſagte ſie, den verſäumten Schlaf der Nacht nachzuholen, und wolle auch den Doctor nicht ſehen,

der jeden Augenblick kommen könne. Clara solle ihm nur sagen, daß es ihr vortrefflich ginge, und ihn ja nicht aufhalten.

Als Clara sich allein sah, ließ sie das Gesicht in beide Hände sinken. „Er ist also noch immer unwiderstehlich," flüsterte sie vor sich hin. Lange saß sie so, die Arme gestützt auf das Tischchen, auf dem ihre Arbeit lag. Als sie sich wieder aufrichtete, waren ihre Züge ganz ruhig, ihre Bewegungen sicher, wie immer. „Er ist hier!" sagte sie leise, aber ihre Stimme bebte nicht, „ihm will ich nicht begegnen!"

Sie legte ihre Arbeit sorgsam zusammen und packte sie in eine kleine, schlichte Handreisetasche von grauer Leinwand, die sie aus dem Fach eines Schrankes nahm, überlegte kurz, ob noch Etwas vergessen sei. Nein! Da hing der schwarze Schnurenhut, der schmucklose Tuchmantel, weiter besaß sie ja nichts. Ihre Reisevorbereitungen waren fertig. Nur weniger Minuten hatte sie bedurft, den Entschluß zu fassen; nun, da er feststand, war sie wieder ganz ruhig. Ihr Gemüth war wie die klare Wasserfläche, über die ein leichter Windhauch geht, sie kräuselt, erzittern macht, und die sich dann wieder spiegelglatt breitet,

ohne eine Spur der Bewegung zurückzulaſſen. Nur Eins beſchäftigte ſie noch — der Abſchied von Lucie. Leiſe öffnete ſie die Thür des Nebenzimmers. Da lag das junge Mädchen in ſanftem, ruhigem Schlaf. Ein glücklicher Ausdruck lag auf ihren Zügen. Schweſter Clara ſah ſie lange an mit untergeſchlagenen Armen, bewegungslos. Ihr war, als läge ein Stück ihres eigenen Lebens, die ſonnigſten Stunden ihrer Vergangenheit vor ihr. Aber das Auge wurde ihr nicht feucht, das Herz ſchlug ihr nicht höher. Sie beugte ſich nieder zur Schläferin und berührte leiſe die blaſſe Stirn mit den Lippen. Zum erſten Mal. Bis dahin hatte ſie niemals Luciens oft ſtürmiſche Liebkoſungen erwidert. Sie erſchrak ſelbſt, daß ſie ſich ſoweit hatte hinreißen laſſen, und freute ſich, daß die Schläferin nicht erwacht ſei. Lautlos ſchritt ſie zurück und zog die Thür hinter ſich zu. Ein Blick auf die Uhr ſagte ihr, daß ſie keine Zeit zu verlieren hatte, wollte ſie den nächſten Eiſenbahnzug noch benutzen, und ſo ſetzte ſie den Hut auf, nahm den Mantel und ging eben an den Schreibtiſch, um ein Abſchiedswort für Lucie zu ſchreiben, als Meinard eintrat. Er ſtand verwundert ſtill in der Thür, denn der erſte Blick

auf Schwester Clara's Anzug zeigte ihm die lange gefürchtete Absicht, abzureisen. Sie schritt ihm ruhig, mit der Reisetasche in der Hand, entgegen. „Seien Sie leise, Doctor," sagte sie, „Lucie schläft im Nebenzimmer, und es liegt mir daran, sie nicht zu wecken. Gut aber, daß Sie kommen, Sie ersparen mir einen Brief an Lucie und werden ihr besser mündlich sagen können, was sie aus meinen knappen Zeilen kaum verstanden hätte."

„Ist's denn wahr, Schwester Clara?" rief Meinard mit dem Ton aufrichtigster Betrübniß. „Sie wollten uns wirklich verlassen?"

„Wollen Sie recht freundlich sein, so begleiten Sie mich zum Bahnhof, lieber Herr Doctor!" erwiderte Clara. „Ich habe Ihnen noch ein paar Bitten vorzutragen und erwarte die Gewährung von Ihrer Theilnahme. Wir haben aber keine Zeit zu verlieren."

Sie warf noch einen flüchtigen Blick in den kleinen Garten und schritt zur Thür hinaus. Meinard's Wagen wartete vor der Thür. Der junge Arzt fühlte so sehr, daß er es hier mit einem unumstößlichen Entschluß zu thun hätte, daß es vergebens sein würde, ihn erschüttern zu wollen, und Clara's ganzes Wesen trug so den Aus-

druck der Selbſtſtändigkeit, daß er ihrer Bitte gehorchte, wie einem Befehl, den man ohne Einrede hinzunehmen pflegt. Er half ihr in den Wagen, ſetzte ſich zu ihr und befahl dem Kutſcher, nach dem Bahnhof zu lenken.

Schweſter Clara dankte ihm mit einem Händedruck. Meinard fragte nun endlich: „Aber woher auf einmal dieſer Entſchluß?“

„Das dürften Sie mich am wenigſten fragen!“ erwiderte Clara, „Sie, den ich längſt darauf vorbereitete, der meine Gründe kennt. Darüber kein Wort mehr! Glauben Sie mir, daß ich nur meine Pflicht erfülle, indem ich ſo handle. Eins werden Sie vielleicht nicht verſtehen, daß ich nämlich von Lucie ohne Abſchied ſcheide und mein Lebewohl für ſie in Ihre Hand lege. Laſſen Sie auch dafür eine Bitte eintreten anſtatt einer Erklärung. Ich glaube, dem jungen Mädchen, das mit Herzlichkeit an mir hängt, eine unnütze Aufregung, die ſie noch nicht vertragen kann, und uns Beiden eine peinliche Stunde zu erſparen. Sagen Sie ihr, daß mich plötzlich die Pflicht abgerufen hätte. Das iſt die Wahrheit, das können Sie mir glauben. Geſtern ſchon habe ich

ihrem Vormunde geschrieben, daß er sie abholen möchte. Er kann in wenig Tagen hier sein, und wenn ich seine Ankunft nicht abwarte, so zwingt mich dazu eine Rücksicht, die gebietend ist. Ich sehe kein Bedenken, für die kurze Zeit Lucie mit ihrem zuverlässigen Mädchen allein zu lassen, überdies unter der Obhut der freundlichen Wirthin des Hauses. Sprechen Sie auch mit dieser deshalb!"

Meinard sah betrübt vor sich hin. „Es klingt Alles so wohl überlegt, so klar, was Sie sagen," erwiderte er, „ich wage so wenig nach Erklärungen zu fragen, die Ihr Geheimniß sind, daß ich mich füge und thun werde, was Sie von mir wünschen. Aber ersparen Sie es mir, Ihr Fortgehen zu billigen. Man erkennt so schwer für recht, was einem Kummer macht, und ich sehe Sie mit Kummer scheiden, nicht allein für Fräulein Lucie, die Ihrer noch immer bedurft hätte, sondern auch für mich selbst."

Schwester Clara sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „Es sind nur wenig Worte gewesen, die wir über das gemeinsame Interesse an unserer Kranken gewechselt haben, und doch kann ich behaupten, daß Sie einen Einfluß auf mich ausübten, der mir zur

freundlichen Gewohnheit geworden war, den ich ſchwer vermiſſen werde. Sie ſind mir ein Räthſel geblieben, aber ein Räthſel, das meine Gedanken vielfach und freundlich beſchäftigte, und ſo wenig es mir gelang, die Löſung zu finden, ſo läuternd und beruhigend war mir das Suchen danach."

„Ich will für Niemand ein Räthſel ſein!" ſagte Clara ſchnell. „Mein Leben zerfällt in zwei Abſchnitte. Den erſten habe ich für mich abgethan, wie man die Pforte eines Hauſes ſchließt, in dem man lebte und aus dem man nichts mit herausnimmt. Dort habe ich Namen und Vergangenheit zurückgelaſſen. Was ich jetzt bin und will, iſt ſo klar, ſo einfach, daß es keiner Erklärung bedarf, ſo offen, daß es ſchon mein Kleid ausſpricht. Auf den erſten Blick erkennt man meinen Beruf. Wenn er ein wohlthätiger iſt, wenn meine Kräfte ausreichen, ihn zu erfüllen, was ich glaube, ſo iſt jeder Zweifel an mir und über mich gelöſt. Eine Bitte aber habe ich noch an Sie. Schon geſtern ſprach ich ſie aus und wiederhole ſie nur. Forſchen Sie mir nicht nach. Wer weiß, ob wir uns nicht wieder begegnen, und ich würde mich darüber freuen. Ihr Beruf und der

meinige haben ja den gleichen Zweck und gehen zusammen. Lassen Sie mich dann wieder Schwester Clara sein und nichts weiter. Aber nun genug! wir sind am Ziel, und ich fühle, daß ich schon weiter ging, als ich sollte. Lassen Sie uns nicht Abschied nehmen unter den fremden Menschen. Ich finde meinen Weg allein."

Sie hielten am Bahnhofe. Clara ging aus dem Wagen, reichte Meinard die Hand und schritt, ohne sich noch einmal umzusehen, die Stufen hinauf. Der Arzt hieß seinen Kutscher umwenden und fuhr fort. Er lehnte zurück in die Kissen, und es war ihm, als sei ihm das Auge feucht. Er war nicht zufrieden mit sich. Ganz anders hätte er zu dem Mädchen reden müssen, meinte er, und doch — es war etwas Gebietendes in ihrem ganzen Wesen, dem er sich gebeugt hatte, und dem er sich immer wieder beugen würde. Er fuhr zurück zu Lucie. Sie schlief noch, und er setzte sich in's Zimmer, um sie zu erwarten. Keine Spur mehr war im Zimmer zu finden von Clara's Walten. Der Platz, an dem sie zu sitzen pflegte, war leer; das war Alles. Meinard war betrübter, als er sich selbst gestand, denn er wollte sich

einreden, daß er eigentlich dem Mädchen zürne, das so unberathen und doch so sicher ihren Weg ging, an dem jedes Zeichen der Theilnahme, jedes herzliche Nähertreten abglitt, und doch erstarb jeder Versuch zu zürnen in der schmerzlichen Empfindung, daß ihm dies eigenthümliche Wesen entschwunden war. Er fragte sich vergebens, welche Empfindung ihn für Clara erfülle. Freundschaft wies sie zurück, Mitleid konnte man nicht haben, war doch Zufriedenheit, ja, offene Heiterkeit das Gepräge ihrer ganzen Erscheinung. Wahrheit, Offenheit, freilich auf dem Boden eines fest verschlossenen Räthsels, bezeichneten ihr ganzes Thun und Wirken. Zuerst hatten ihm die Selbstbeherrschung, das Ueberwinden aller Leidenschaft, die selbstlose Aufopferungsfähigkeit imponirt, aber das war Alles so selbstverständlich erschienen, daß er sich daran gewöhnt hatte, und eine andere Empfindung, die über die bewundernde Anerkennung hinausging, war geblieben.

Lucie trat ein, verwundert, den Arzt zu finden, noch verwunderter, daß Clara, die sie mehrere Male gerufen hatte, und die sonst bei der leisesten Bewegung, wenn sie kaum ihren Namen aussprach, an

ihrer Seite war, ihr fehlte. Der Arzt hatte schonend Clara's Abreise mittheilen wollen, so hatte er es auch versprochen; als aber Lucie ihm so deutlich zeigte, daß seine Anwesenheit ihr unerwünscht sei, als sie verstimmt fragte, ob denn Schwester Clara ihm nicht mitgetheilt hätte, daß sie für heute seines Rathes nicht bedürfe, stand er gar nicht auf vom Stuhl und sagte ganztrocken: „Schwester Clara, vielleicht in der Annahme, daß, wer keinen Arzt mehr gebraucht, auch keiner Pflegerin mehr bedarf, ist abgereist und hat mich gebeten, Ihnen das, mit ihrem Lebewohl, mitzutheilen!"

Lucie stand wie versteinert. Sie hätte so gern der Nachricht keinen Glauben geschenkt, hätte sie am liebsten für die malitiöse Erfindung des Doctors gehalten; aber Clara's Platz war leer, ihre Arbeit fort. Sie stand eine Weile unbeweglich, starr, dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. Nun wollte Meinard sie doch beruhigen, er stand auf und setzte, so gut er konnte, auseinander, daß Clara, auf welche neue Pflichten harrten, ihr den Abschied hätte ersparen wollen, und daß sie ohnehin sich hätten trennen müssen, da Clara so oft ausgesprochen habe, daß sie nach vollendeter Aufgabe nicht bleiben dürfe.

Lucie hörte gar nicht auf ſeine Worte und warf ſich, laut ſchluchzend, in einen Stuhl. Die Verſtimmung des ganzen Morgens, die Beſchämung über ihr unüberlegtes Geſtändniß an Angelika, der Schmerz über Clara's unerwartete, abſchiedsloſe Abreiſe, Alles ſtürmte gewaltſam auf ſie ein. Sie fühlte ſich gekränkt, beſchämt, und plötzlich machte ſie all' dieſen Stimmungen in einem Zornausbruch gegen den Doctor Luft. Er ſei an Allem Schuld, rief ſie. Er hätte ihr verbieten müſſen, auf die unglückliche Soirée zu gehen, eine Aufregung, der ihre Kräfte noch nicht gewachſen wären! Er hätte Clara zurückhalten müſſen, anſtatt ihr zur Reiſe behülflich zu ſein, und hätte ihr klar machen können, wie unentbehrlich ſie noch ſei. Nun würde der Vormund kommen, um ſie abzuholen, und ſie wolle noch nicht fort. Sie brauche Luft, Garten, Land, und die kahlen Häuſer, das Geräuſch der großen Stadt würden ſie wieder krank machen, das hätte er wiſſen müſſen als Arzt. Er hätte ſich rückſichtslos, gewiſſenlos und boshaft bewieſen, und ſie würde ihn am liebſten gar nicht wieder ſehen.

Meinard verſuchte vergebens ihren Zorn zu beſänftigen, ſich zu rechtfertigen; das machte das junge

Mädchen nur noch heftiger und weckte ihre Thränen immer auf's Neue. Endlich gab es der Arzt auf, die Zürnende zu beschwichtigen; er zuckte, selbst gereizt, nur noch, halb verächtlich über die Unvernunft, die sich gegen ihn ausließ, die Achsel und schloß damit, daß er es für's Beste hielte, seine Cur auch als vollendet anzusehen und Lucie zu bitten, falls sie irgend noch eines ärztlichen Rathes bedürfen sollte, sich an einen seiner Collegen zu wenden. Lucie erwiderte nur, er möge thun, was ihm gut dünke, sie ihrerseits hätte nichts einzuwenden. Er nahm den Hut und ging, kehrte aber in der Thür noch einmal um und wollte dem jungen Mädchen die Hand reichen zum Abschied.

„Trotz alledem," sagte er, „müssen wir so nicht scheiden!"

Lucie, wie ein ungezogenes Kind, war noch nicht Herrin ihrer Laune und wandte sich ab, ohne die Hand zu ergreifen. Meinard verließ das Zimmer, dessen Thür er ziemlich unsanft in's Schloß fallen ließ. Als er fort war, that Lucien ihre Heftigkeit doch leid, sie hätte ihn gern zurückgerufen, vielleicht um Verzeihung gebeten, aber als sie kaum dazu entschlossen war, rollte

auch ſein Wagen ſchon fort. Das arme Kind war ganz rathlos und fühlte ſich ſo verlaſſen, als ſei ſie grauſam ausgeſetzt auf einer einſamen umſtürmten Inſel. Clara war fort, den Freund hatte ſie ſelbſt fortgeſchickt, der Vormund war noch nicht da. Wieder brachen heftige Thränen aus, dann fiel ihr Angelika ein, ſie mußte doch einen Berather haben, und ſchnell ſchellte ſie nach ihrem Mädchen und ſchickte ſie fort zur Generalin mit der Bitte, ſo bald als möglich herüber zu kommen. Das Mädchen hatte den lauten Zornausbruch gegen Meinard, ſeine ſcharfe Gegenrede im Nebenzimmer gehört, wenn auch nicht verſtanden, ſie ſah die Herrin in Thränen und brachte ihre Botſchaft vor mit dem Bemerken, es müſſe ein großes Unglück geſchehen ſein. Angelika nahm ſich nicht die Zeit, den Hut aufzuſetzen; ſie ſtürzte, wie ſie war, etwas aus Neugierde, entſchieden aber mehr aus Theilnahme hinüber.

„Herzchen, was iſt denn paſſirt?“ rief ſie ſchon in der Thür.

Lucie hatte ſich wieder inſoweit beruhigt, daß ſie die Freundin bat, Platz zu nehmen, und ihr nun mit getrockneten Thränen erzählte, Schweſter Clara ſei

fort, und mit Doctor Meinard sei es zum offenen Bruch gekommen.

„Mein Gott, weiter ist es nichts!“ rief Angelika, halb enttäuscht, halb beruhigt, „das ist ja nicht der Rede werth. Seien wir froh, daß Sie keines Arztes und keiner Pflegerin mehr bedürfen. Es war doch die Person, die immer da im Fenster saß, nichts that und mich lange genirte, bis ich einsah, sie höre und sehe nichts und sei nicht mehr als eine stumme Pflegemaschine. Ich kann diese scheinheiligen Amphibien nicht leiden, und wir wollen froh sein, daß sie fort ist.“

Lucie wollte die Freundin in Schutz nehmen, aber Angelika ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Sie hatte schon ihren Plan gemacht und setzte ihn, in ihrer schnellen Weise, sofort in's Werk. „Hier allein können Sie nicht bleiben, Herzchen!“ sagte sie, „es schickt sich nicht, und Sie würden mir auch melancholisch. Mein Mann giebt Ihnen mit Freuden sein Zimmer und zieht in's Gartenstübchen, das wir nur im Winter nicht gebrauchen können, weil es unheizbar ist. Wir schicken den Vormund, wenn er ja kommen sollte, wieder fort, und Sie bleiben bei uns.“

Sie schien wirklich glückselig über die Aussicht,

umarmte Lucie wieder und wieder und hörte auf keine Einwendung. Gleich wollte sie Alles in Gang setzen, und in einer halben Stunde würde sie ihren lieben Gast abholen. Sie rief das Mädchen und gab ihr Befehle, Alles zusammenzupacken, wenigstens was dem Fräulein im ersten Augenblick nothwendig sei, setzte zerstreut Luciens Hut auf, der über der Stuhllehne hing, und eilte fort. Lucie war kaum zur Besinnung gekommen; es war einmal wieder über sie verfügt worden, ohne ihren eigenen Willen nur anzuhören. Aber sie konnte kaum auch Etwas einwenden, wenngleich sie nicht in der Stimmung war, freudig auf die Veränderung einzugehen. Sie ließ Alles geduldig geschehen, sah dem Einpacken zu, ohne ein Wort einzureden, und als Angelika, diesmal mit ihrem Gatten, zurückkehrte, um sie abzuholen, folgte sie still und schweigend. Angelika's Herzlichkeit hatte aber wirklich etwas Wohlthuendes und dabei das Bequeme, daß sie im Zuvielthun dem Andern nur die Pflicht des Sichgefallenlassens auflegte. So war Lucie, kaum wissend wie, die Hausgenossin, der Gast der Freundin geworden. Angelika war von halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit, und auch

ihr Verhältniß zum Gatten zeigte sich im Hause viel liebenswürdiger als in Gesellschaft. Der General war ein vortrefflicher, eigentlich gebildeter Mensch, wenn auch eine wenig ausgiebige Natur, und in letzterer Beziehung also der entschiedene Gegensatz zu seiner Frau; die etwas steifen Höflichkeitsformen hielt er auch im kleinen häuslichen Kreise fest, aber er genirte damit nur sich selbst, für die Andern waren sie bequem. Gefällig bis zur Uebertreibung, practisch und umsichtig, war er den Freunden des Hauses in tausend Beziehungen nützlich, und so kam es, daß alle Welt bei erster Bekanntschaft nur die Frau suchte und nach längerem Verkehr erstaunt war, auch den Mann zu finden. Lucie schloß sich ihm schnell an, und oft war seine schweigende, steife Manier ihr wohlthuender als die immer aufgeregte, nach tausend Dingen zugleich greifende Geschäftigkeit der Frau.

Ein Brief des Vermundes kam an Lucie. Er stellte sein Kommen für die nächste Zeit in Aussicht, schrieb aber, daß er nicht ganz über seine Zeit zu verfügen vermöge, da gerade drohende Wolken am politischen Horizont, die das Ministerium, bei dem er arbeitete, sehr in Anspruch nähmen, einen Urlaub für

die Beamten unmöglich mache. Angelika antwortete sogleich, sein Mündel wäre vortrefflich aufgehoben, und für die nächsten Wochen würde sie ihren Gast ohnehin nicht fortgelassen haben.

Lucie war ganz zufrieden damit, denn sie fühlte sich wohl bei den Freunden.

Meinard vermied es, das Haus der Generalin zu besuchen. Er war wirklich gekränkt durch Lucie. So sah sie ihn nicht wieder seit dem brüsken Abschied, den sie genommen hatten. Auch Constantin kam nicht. Hätte Angelika ihm nichts gesagt von den Plänen, die sie für ihn und Lucie eigentlich aus der Luft gegriffen hatte, so hätte er unbefangen mit dem jungen Mädchen verkehren können. Jetzt war er nicht sicher, ob die Cousine nicht gegen Lucie ebenso indiscret gewesen war, als gegen ihn, und eine flüchtige Begegnung mit den Damen auf der Promenade machte ihm das mehr als wahrscheinlich. Das junge Mädchen war sichtlich verlegen geworden, als er es begrüßte, und zu einem unbefangenen Gespräch hatte es nicht kommen wollen.

Inzwischen fuhr ein Schrecken in die ganze Gesellschaft. Die eben glänzend begonnene Saison des

vielbesuchten Weltbades hatte Gäste aller Nationen zusammengeführt, die sich harmlos der Kur und dem Vergnügen hingaben. Plötzlich ein drohender Krieg, den in diesem Augenblick wenigstens Niemand erwartete. Die Lesezimmer füllten sich, und die Vergnügungssäle wurden leer. Man belagerte die Zeitungen, die Herren debattirten eifrig, und die Damen dachten an ihre Abreise. Noch glaubte aber Niemand ernstlich an einen Krieg, dessen Vorwand einen blutigen Conflict so wenig zu bedingen schien, der kaum aufgetaucht, beseitigt war; und doch fing man schon an einzusehen, daß es wirklich nur Vorwand gewesen war, hinter dem eine ernste, lang aufgethürmte, politische Nothwendigkeit lag, die immer drohender offenbar wurde. Es war das Werk weniger Tage, das von der harmlosesten Ruhe der Gesellschaft zu der aufgeregtesten Erhitzung aller Gemüther führte. Wenige Tage weiter, und Niemand zweifelte mehr an dem Krieg.

Doctor Meinard war Feuer und Flamme, Constantin zweifelte noch immer. Die Freunde hatten sich eines Abends im Lesezimmer getroffen. Alle Zeitungen waren in fremden Händen, und so gaben sie

das Warten auf, verließen zusammen den heißen Raum und suchten das Dunkel der Alleen auf der Promenade.

„Endlich!“ rief Meinard. „Endlich der langerwartete Nationalkrieg, der den Schäden unserer vaterländischen Zustände auf einmal ein Ende machen wird.“

„Schwärmer!“ erwiderte Constantin. „Du siehst einen heilsamen Nationalkrieg, und ich könnte höchstens einen preußischen Cabinetskrieg erkennen. Im besten Fall beweist Preußen einmal wieder die treffliche Organisation seines Heeres, die Intelligenz in Waffen, und daran zweifelt Niemand. Eine Niederlage würde ganz Deutschland vernichten, ein Sieg käme nur Preußen zugut und würde den Bruch mit dem übrigen Deutschland, den nun einmal das Uebergewicht dieses Landes bedingt, noch unheilbarer machen.“

„Hast Du so alle Sympathien für das Land verloren,“ warf Meinard ein, „das doch die Heimat Deiner Eltern, Deiner Kindheit war?“

„Erinnere mich nicht daran!“ rief Constantin heftig. „Ich habe genug unter dem Zwiespalt dieser Empfindungen gelitten, da ich ihm als Feind gegenüber stehen mußte. Vielleicht glimmen noch die Funken des alten Heimwehs unter der Asche hoffnungsloser

Enttäuschung, aber wir wollen sie nicht wecken. Habe ich doch noch einen anderen Kampf mit meinen Erinnerungen zu bestehen. „Krieg!“ Du glaubst nicht, wie das Wort den alten Soldaten elektrisirt. Müßig bleiben, wenn es wieder hinausgeht in das lustige, muthige Treiben der Kameradschaft; von Kämpfen hören, die man nicht miterlebt, von Gefahren, die man nicht theilt! Man kommt sich vor wie ein Gefangener, wie ein Sieder, dem das männliche Mark verdorrte. Lieber! ich will es Dir gestehen, daß ich immer noch hoffe, der Kriegslärm wird nichts weiter als eine elende diplomatische Reclame, nur um nicht erleben zu müssen, daß ich, der ich keiner Armee mehr angehöre, zurückbleiben muß, wenn Alles hinauszieht.“

„Und wer zwingt Dich dazu?“ fiel Meinard ein. „Willst Du nicht in Preußen dienen, wofür ich übrigens auch keinen Grund sehe, so wird man Dich im bayrischen, sächsischen, württembergischen Heere, wo Du willst, mit Freuden aufnehmen. Ueberall braucht man Männer, und Du würdest gesund werden in mehr als einer Beziehung, wenn Du wieder den Boden unter den Füßen hättest, auf den Dich Geburt, Neigung und die Ver-

hältniſſe hinweiſen. Ich ſehe den deutſchen Adel, der nach vielen Richtungen ſeine Bedeutung verloren, ſeine Aufgabe verkannt und verfehlt hat, immer mit Freuden in den Reihen der Armee, deren Kern er bildet."

Conſtantin ſchwieg eine Weile. „Du hältſt mich alſo in mehr als einer Beziehung für krank?" ſagte er mit einem bittern Lächeln, faſt als wolle er ablenken.

„Ja! das läugne ich nicht, als Arzt und noch mehr als Freund!" antwortete Meinard. „Iſt krank ſein ein Vorwurf, ſo iſt er es nur für Den, der ſich einbildet, ſein Selbſtarzt ſein zu können, und inſofern mag er Dich treffen. Ich, als Arzt, muß von dem Grundſatz ausgehen, daß nichts ganz geſund iſt auf der Welt; aber jede Krankheit, körperliche, phyſiſche und ebenſo ſtaatliche, iſt Conſequenz und ſomit Nothwendigkeit. Selten wird ſie überwunden, meiſt nur zurückgedrängt, und wenn eine Heilung gelingt, ſo danken wir ſie zu neun Zehnteln der Natur, die wieder Nothwendigkeit iſt und aus denſelben Vorausſetzungen, in denen ſie ablenkte von dem Wege der Geſundheit, wieder hineindrängt in denſelben. Wie

unſere guten und ſchlechten Eigenſchaften meiſt eine Wurzel haben, die beide bedingt, ſo wächſt auch Geſundheit und Krankheit auf einem Boden. Du verzweifelſt an den Zuſtänden Deutſchlands, ich hoffe auf dieſelben, und wir gehen von einer Prämiſſe aus, haben ein Ziel im Auge. Zugegeben alſo, die Zuſtände ſind krank, ſo ſehe ich in dem gewaltſamen Mittel des Krieges die Hoffnung der Heilung, Du den Untergang."

„Du haſt nur als Preuße in Süddeutſchland, ſagen wir außerhalb Preußens, gelebt," ſagte Conſtantin, „und kennteſt nicht erkennen, wie ich, bis zu welchem Grade von ausnahmsloſem Haß ſich der Widerwille gegen dieſen Staat geſteigert hat. Du ſprichſt von einem deutſchen Nationalkrieg, ich ſehe nur eine preußiſche Rüſtung. Die nächſten Tage ſchon werden uns ein beſchämendes Zeilchen um die Theilnahme an einem Kampf zeigen, der, das meine ich ſelbſt, ganz Deutſchland und ſeine Ehre bedroht, einen Kampf gegen das große, lange unterdrückte und doch ſo reine, lebenskräftige Germanenthum."

„Du ſprichſt es aus, was Deine Befürchtung ſelbſt widerlegt, ja unmöglich macht," rief Meinard.

„Wer viel getäuscht iſt im Leben, ſieht nur voraus, was er fürchtet!“ erwiderte der Freund.

Sie waren wieder vor dem Curhauſe angekommen, wo ſich doch eine große Geſellſchaft verſammelt hatte. Angelika in größter Aufregung war der Mittelpunkt eines Damenkreiſes, dem ſie heftig geſticulirend Vortrag hielt. Kaum aber hatte ſie Conſtantin geſehen, als ſie ihre Zuhörerinnen plötzlich verließ und auf ihn zueilte.

„Gott ſei Dank!“ rief ſie ſchon von Weitem, „daß ich Dich endlich finde, Vetter! Du mußt mir helfen, meinen Mann zur Raiſon zu bringen, was ich allein nicht mehr vermag. Er hält große Stücke auf Dein Urtheil, und als Verwandter kannſt Du deutlicher reden, als jeder Andere.“

„Was hat denn der gute Vetter?“ fragte Conſtantin.

„Du wirſt es ſchon ſehen!“ rief Angelika, „er iſt ganz aus ſeiner Natur herausgetreten und ſpricht ſeit heute Morgen unaufhörlich, ſo daß ich gar nicht zu Worte gekommen bin.“

„Das wäre ich begierig zu beobachten,“ warf Meinard hin.

„Sie können wir aber gar nicht gebrauchen, Doctor," fuhr Angelika auf. „Alle Welt erzählt sich, daß Sie so politisch geworden sind, solcher Kriegsenthusiast, daß Sie alle Ihre Patienten und Ihre ganze Wissenschaft darüber vergessen. Niemand möchte sich auch nur ein Brausepulver jetzt von Ihnen verschreiben lassen."

„Weil wir anderes Pulver genug verbrauchen werden," sagte Meinard.

„Die Leute haben Recht," warf Angelika hin. „Er denkt nur noch an Krieg. Ach, lieber Gott, diese Krankheit ist jetzt epidemisch, und wenn der Arzt zuerst davon befallen ist, was sollen dann die Patienten anfangen? Aber komm, Vetter, wir haben keine Zeit zum Plaudern, und wenn ich andern Rath gewußt hätte, hätte ich Dich nicht zu Hülfe geholt."

Sie nahm Constantin unter den Arm und zog ihn mit eilenden Schritten fort. Vergebens fragte er, was es denn sei mit ihrem Manne, sie jammerte nur im Allgemeinen über die Schrecken der Zeit und erwiderte: „Du wirst es ja sehen. Er ist im Patriotismus!"

Sie führte den Vetter auch direct in ihren Salon. Da ſah es denn in der That wunderlich aus. Der General hatte Bücher, Album, Nippes, mit denen die Tiſche bedeckt zu ſein pflegten, fortgeräumt und zum Theil auf den Stühlen, zum Theil auf dem Boden, wenn auch ſauber und ordentlich, aufgeſchichtet. Dafür waren überall Karten ausgebreitet, beſteckt mit Markirnadeln und kleinen Fähnchen, ein Kriegsſchauplatz im Kleinen. Vor den Tiſchen ſaß Lucie, und der General ging, heftig Vortrag haltend, mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab. Er entwickelte nach den Combinationen aller Eventualitäten den ganzen Kriegsplan, heftig und eifrig, wenn ihn das junge Mädchen nicht ſofort verſtand, das aber mehr aus Gefälligkeit als aus Intereſſe zu folgen ſchien. Auf dem Sopha waren Uniformſtücke und Waffen durcheinander ausgebreitet, und der General machte ſich mit ihnen, aber immer weiter redend, zu ſchaffen, indem er die Brauchbarkeit eines Stückes nach dem andern unterſuchte, ſofort aber wieder fallen ließ, wenn er meinte, Lucie hätte ihn nicht verſtanden, und er müſſe ihr ſeine Meinung auf der Karte klar machen. Er war ſo im Eifer, daß er die Eintretenden gar nicht be-

merkte, oder doch nicht bemerken wollte und unbeirrt in seinen Auseinandersetzungen fortfuhr.

„Da siehst Du es!“ rief Angelika. „So tobt er nun schon den zweiten Tag.“

„Angelika,“ sagte der General, „bitte, störe uns nicht, ich habe Mühe genug, Lucie alle möglichen Rheinübergänge klar zu machen. Sie kann immer noch nicht einsehen, daß man eine Armee nicht an jedem beliebigen Uferplatz mit Kähnen übersetzen kann. Aber da ist der Vetter, auch Militair, der wird mir beistehen.“

Lucie wurde dunkelroth in der Aussicht auf diesen neuen strategischen Lehrmeister und betheuerte, sie sei vollkommen überführt und verlange keine weiteren Beweise.

„Ich habe mich bereits zum Wiedereintritt in die Armee gemeldet,“ sagte der General. „Man braucht neben den jungen Kräften die Erfahrungen erprobter Führer, und wer könnte zurückbleiben bei solchem Krieg?“

Er war dabei wieder mit seiner Uniform beschäftigt.

„Da siehst Du nun den Unfug und hörst die Thorheiten!“ rief Angelika in voller Verzweiflung.

„Er will wieder eintreten, und seine Jahre und seine Gesundheit haben es ihm schon seit sechs Jahren nothwendig gemacht, den Abschied zu nehmen. Ich hätte ihn ja nicht pensioniren lassen, hätte er auch nur dem Dienst im Frieden noch vorstehen können. Setze ihm doch das vernünftig auseinander, Constantin, auf mich hört er seit gestern nicht mehr."

Der General bewies es, daß sie recht hatte, wenigstens im letzten Punkt; denn er sprach unbeirrt weiter, ohne auf ihre Worte zu achten. Constantin war in einiger Verlegenheit, wie er dem Wunsch der Cousine nachkommen solle, ohne den alten, würdigen Mann zu kränken. Er mahnte leise an seine Jahre, aber der General rief: „Denken Sie an Radetzky, der mit vierundachtzig Jahren noch der Armee, der auch Sie angehörten, den Sieg errang. Von Blücher will ich gar nicht reden; das würde anmaßend klingen."

Constantin sagte, er hätte bereits seine Pflicht dem Staate als Soldat erfüllt, er solle jüngeren Kräften überlassen, es jetzt zu thun, solle an seine Gesundheit denken.

„Jetzt," rief der General, „denkt der Mann nur an Eins, an den Ruf des Vaterlandes, dessen Ehre

man schmäht. Die große Zeit verjüngt. Wer wollte noch die Hände in den Schooß legen?"

Constantin reichte ihm die Hand. Er hatte vergessen, in welcher Absicht Angelika ihn hergeführt hatte. Die beiden Männer trafen sich in ihren Ansichten und wurden warm in der gemeinsamen Empfindung. Sie waren ganz Soldaten.

Lucie horte begeistert den männlichen Worten zu, die die Männer tauschten, aber Angelika schlug entsetzt die Hände zusammen. „Habe ich Dich dazu hergebracht, Constantin?" rief sie, „um ihn nur noch zu bestärken in seiner Thorheit, ihn nur noch toller zu machen? Und nun sage ich Dir auch ein entschiedenes Wort, Schatz. Mache, was Du willst, ich lasse Dich nicht fort, ich, Deine Frau, habe auch mitzureden. Ja, um Gotteswillen, was sollte denn aus mir werden?"

„Du wirst Dich entscheiden müssen, Angelika," sagte der General und richtete sich noch gerader auf als sonst, „ob Du hier bleiben willst, wo Du allerdings dem präsumtiven Kriegsschauplatz sehr nahe sein würdest, oder ob Du es vorziehst, weiter ab die Ereignisse zu erwarten."

„Ja, das wollen wir überlegen!“ rief Angelika, „ich bin für weiter ab; aber komm in mein Zimmer, Schatz, das sind häusliche Besprechungen, und die müssen wir allein vornehmen.“ Sie beugte sich zu Lucie und flüsterte: „Ich muß ihn fortbringen. Constantin regt ihn nur noch mehr auf. Wenn den Männern einmal die Funken in die Pulverfässer fliegen, ist man seines Lebens nicht sicher.“

Sie führte den General fort, der aber erst einen Theil seiner Waffen zusammennahm, ehe er ging, und dieselben mitführte. Er wollte keine Zeit von seinen Kriegsvorbereitungen verlieren.

Constantin und Lucie blieben allein.

„Wie konnten Sie den armen alten Mann in seinem unüberlegten Thatendrang bestärken, Herr Graf?“ sagte Lucie. „Angelika hat Recht, vollkommen Recht, er ist keiner Kriegsstrapaze mehr gewachsen.“

„Das habe ich auch nicht behauptet,“ sagte Constantin, „seine Empfindung aber konnte ich nicht bekämpfen. Sie ist die natürliche, denn er war Soldat, der alte Geist regte sich wieder und ließ ihn sich selbst vergessen. Ich habe schließlich mehr an mich gedacht

als an ihn. Mich lockt das Soldatsein, und der Krieg hat für mich einen unwiderstehlichen Reiz."

„Und Sie kennen ihn doch mit allen seinen Schrecken!" sagte Lucie.

„Sie könnten hinzufügen, mit all seinem Unglück!" ergänzte Konstantin. „Gerade deshalb vielleicht; das blutige Würfelspiel der Schlachten ist ein Spiel mit glücklichen und verhängnißvollen Chancen, und der leidenschaftliche Spieler wird heißer im Verlust als im Gewinnen. Und was hätte ich einzusetzen, als ein Leben, das wirklich für mich keinen großen Werth hat? Keinen Abschied habe ich zu nehmen, keine Heimat zu verlassen, Niemand würde mich vermissen, wenn ich nicht heim käme."

Lucie sah ihn an. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie wollte Etwas erwidern, aber das Wort steckte ihr auf den Lippen.

„Was ist Ihnen, Fräulein Lucie?" fragte Konstantin verwundert.

Sie faßte sich und versuchte zu lächeln. „Lachen Sie mich nicht aus!" stotterte sie. „Die Aufregung dieser Tage hat etwas mächtig Ergreifendes. Vielleicht dachte ich auch an meine eigene verwaiste Stellung in der Welt."

Constantin ergriff ihre Hand. „Vor Ihnen liegt das Leben mit allen seinen Hoffnungen und, ich wünsche es von Herzen, mit all seinem Glück! Vielleicht soll Ihre Jugend eine große Zeit erleben. Ich glaube noch nicht daran, aber ich wünsche es.“

Sie entzog ihm leise ihre Hand. „Auch in Ihr Geschick wird sie eingreifen!“ flüsterte sie. — Sie hielt ein. So gern hätte sie es ausgesprochen, daß sie diesem Geschick mit der vollen Theilnahme des Herzens folgen würde; aber was sollte der fremde Mann von dem Geständniß denken? Constantin ahnte es; er fühlte die unausgesprochene Theilnahme, und sie rührte ihn tief in diesem Augenblicke.

Sein Herz war wieder warm geworden in der Erhebung der Zeit. Er ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab und fand das Wort nicht, Lucie wieder anzureden, die still in einen Stuhl gesunken war und die Hand über die Augen legte.

Da stürzte Meinard in's Zimmer. „Der Krieg ist erklärt!“ rief er. „Bayern, Württemberg, Baden, alle deutschen Stämme treten rückhaltslos zu Preußen, die Telegramme verkünden aller Orten Jubel, Begeisterung, Eintracht. Deutschland ist einig geworden über Nacht!“

Angelika und ihr Gatte waren wieder eingetreten, als sie Meinard's Stimme hörten. Eine Weile waren Alle still, tiefe Rührung ergriff die Gemüther.

„Also giebt es noch ein Deutschland!" sagte Constantin feierlich. „So wird es wieder einen Platz für mich geben!"

Lucie stand auf. Thränen überströmten ihr Gesicht, aber Thränen der freudigsten Rührung. Sie ging auf Meinard zu und reichte ihm die Hand. „Haben Sie Dank für die Nachricht!" sagte sie.

„Ah! da wäre es wohl Zeit, daß auch wir wieder Freundschaft schlössen bei der allgemeinen Verbindung?" rief Meinard und drückte herzlich die gereichte Hand.

Angelika wischte sich die Augen. „Erzählen Sie doch, Doctor," sagte sie noch halb schluchzend, „erzählen Sie Alles, was Sie gehört haben."

„Mein Gott, gnädige Frau," erwiderte Meinard, „ist denn das noch nicht genug, und was wollen Sie mehr?"

Constantin reichte Allen mit einer Herzlichkeit, als gälte es einen langen Abschied, die Hand und ging. Lucie warf sich schluchzend in Angelika's Arme. Mei-

nard wollte sich entfernen, aber der General bat ihn, zu warten, bis er Hut und Handschuhe geholt hätte, um ihn zu begleiten. Als er zur Thür hinaus war, ergriff Angelika den Arm des Arztes und sagte mit kläglicher Bitte: „Verlassen Sie uns nicht, Doctor. Reden Sie es meinem Mann aus, mit in den Krieg zu gehen."

„Der General in den Krieg? Warum nicht gar?" rief Meinard lachend.

„Sehen Sie wohl!" jubelte Angelika, „Sie sind meiner Meinung. Nun, ich baue ganz auf Sie. Im äußersten Falle verbieten Sie es als Arzt!"

Der General trat ein; die Herren gingen, Lucie war in wunderbarer Stimmung, und Angelika konnte sich nicht zurecht finden in dieser Mischung von Wehmuth und Jubel, von Thränen und freudiger Erregung.

VII.

Der Badeort war leer geworden, die Curgäste hatten sich nach allen Himmelsgegenden zerstreut, die Vergnügungssäle waren geschlossen. Das war das Werk weniger Tage gewesen. Auch Angelika's Salon war vereinsamt, der General saß schweigend vor seinen

Karten, die er aber in seinem eigenen Gartenzimmerchen ausgebreitet hatte, die Uniform und Waffen waren im Schrank untergebracht. Der alte Herr war auf sein Wiederanstellungsgesuch abschläglich beschieden worden. Das hatte ihn in den ersten Tagen sehr gekränkt, aber Meinard's vernünftigen Vorstellungen war es gelungen diese Stimmung zu überwinden, und nun schmeichelte es ihm, daß er von verschiedenen Seiten zu Rath gezogen wurde, und daß man ihn an die Spitze der Vereine zur Pflege der Verwundeten stellte. Er instruirte sich auch wirklich sehr fleißig über alle militairischen Actionen und wußte das Resultat dieser Informationen klar mit knappen Worten darzulegen.

In Angelika's Salen sah es bunt aus. Haufen alter und neuer Leinwand lagen durcheinander, mit rastloser Thätigkeit wurde Charpie gezupft, Binden gewickelt, Verbandtücher geschnitten. Lucie half unermüdlich, und Meinard wurde immer wieder dabei um sein ärztliches Gutachten gebeten. So war er dem General und Angelika unentbehrlich geworden, und auch Lucie freute sich jedesmal seines Kommens, denn immer brachte er eine ganze Menge von Neuigkeiten, die er emsig einsammelte. Seine Patienten

waren fast alle fort, und er selbst wartete nur darauf, seine ärztliche Wissenschaft zum Besten des Vaterlandes in Waffen verwerthen zu können. Inzwischen studirte er die Zeitungen aller Sprachen und Nationen, versäumte keinen durchgehenden Eisenbahnzug, der immer Bekannte brachte, machte auch Ausflüge in die nahe liegenden größeren Städte und stürmte dann oft mehrmals des Tages in frühester oder spätester Stunde in Angelika's Zimmer, um auszukramen, was er erfahren hatte. Alle begrüßten sein Kommen mit freudiger Aufregung und herzlichstem Gruß, er wurde fast Hausgenosse, und kam er einmal zufällig zur Stunde einer Mahlzeit, wurde sein Stuhl herangeschoben, als wenn er zur Familie gehörte. Die Zeit rückte alle Menschen einander näher, und die gemeinsame Begeisterung, der eine große Gedanke, in dem sich Alle fanden, ließ jede sonstige Meinungsverschiedenheit verschwinden.

Auch zwischen Lucie und Meinard war nicht mehr die Rede gewesen von dem Zerwürfniß, das sie einst trennte; alle Empfindlichkeit war verwischt, und Beide hatten die Verstimmung, mit der sie auseinander gegangen waren, vollkommen vergessen.

Constantin hatte man nicht wiedergesehen, er war abgereist, gleich am andern Tage, nachdem wir ihm in Angelika's Salon begegneten. Meinard hatte ihn auf den Bahnhof begleitet und brachte der Cousine den letzten Gruß. Jeder wußte, daß er wieder als Officier eingetreten sei, ohne daß er selbst eine Mittheilung darüber gemacht hatte. Meinard erwähnte ihn wohl zuweilen, aber Angelika brach ab, mit einem verlegenen Blick auf Lucie, und diese schien die Erwähnung zu überhören. Angelika war bald so in Anspruch genommen von Damen, Vereinen, Conferenzen, Sammlungen an Geld und Verbandstücken und Arbeiten, daß sie oft schon früh ihr Haus verließ und immer so erschöpft und ermüdet zurückkehrte, daß der gute General, so anspruchslos er für sich war, weder pünktlich, worauf er hielt, noch irgend ausreichend seine Mahlzeiten erhalten haben würde, hätte nicht Lucie den Hausstand in die Hand genommen. Das war ihr zwar eine ungewohnte Sorge, aber sie fand sich schnell hinein, und diese Thätigkeit bewies sich als ihr durchaus wohlthuend. Sie mußte sich mitunter tüchtig tummeln und selbst mit Hand anlegen, namentlich, da der zuverlässige Diener mit ein-

gezogen war beim Militair, und ſeine ganze Arbeit von den Dienſtmädchen hatte mit übernommen werden müſſen. In der Thätigkeit ſtärkten ſich ihre Kräfte, manche kleine Bequemlichkeit und Verwöhnung fiel von ſelbſt fort, und zu der Eigenwilligkeit und Reizbarkeit, mit der ſie ſich ſonſt manche Stunde verdorben hatte, fehlte ihr die Zeit. Oft traf es ſich bei Angelika's Abweſenheit, bei des Generals Vertieftſein in ſeine Kriegskarten, daß Meinard Lucie allein fand, und immerhin war er von ihrer einfachen Tüchtigkeit, von der liebenswürdigen Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung angezogen und überraſcht. Die Veränderung gegen früher war zu auffallend. Mit kindlicher Hingabe ſorgte ſie für den General, und oft holte ſie mit heiterſter Geſchäftigkeit den beiden Herren das Frühſtück oder Abendbrod zuſammen, ſchlicht, mit der Hausſchürze über dem einfachen Kleide, und ſelbſt heranſchleppend und zugreifend mit einer Unermüdlichkeit, die man dem zarten jungen Weſen nicht zugetraut hätte. Meinard fragte ſich immer wieder: „Iſt das dies ſchwache und verwöhnte Kind, das nur gelernt hatte, bedient, gepflegt zu werden, für ſich ſorgen zu laſſen? Iſt das die launiſche, egoiſtiſche Lucie?“ So

sehr er Arzt war, wußte er doch nicht, daß man den Charakter der Menschen nicht aus den Tagen der Krankheit beurtheilen soll; und wie mächtig eine Zeit wie die gegenwärtige, die reine, heilige Begeisterung, die sie durchwebte, in alle Herzen eingriff und alles Kleinliche verwischte, allen Tand der Unklarheit, der Eitelkeit überwand und ganz neue geistige und körperliche Kräfte gab, das mußte er mit vielen Anderen erst erfahren.

Eines Morgens traf er wieder einmal Lucie allein, diesmal fast mit Absicht, denn er wußte, daß Angelika nicht bei ihr war; hatte er diese doch in einem großen Damenverein verlassen, in dem sie beschäftigt war, Lazarethhemden zuzuschneiden. Er schilderte die aufgeregte Geschäftigkeit der unermüdlichen Frau mit den komischsten Farben und mußte doch gestehen, daß sie mit ihrer herzlichen Freundlichkeit ganz am Platze sei, die verschiedenen Elemente aus bis dahin oft schroff geschiedenen Kreisen vermittelnd zusammenzuhalten. Aber er ließ oft seiner Laune unerbittlich die Zügel schießen und sah überhaupt auf die Frauenthätigkeit mit einiger Geringschätzung herab.

Lucie lachte zwar von Herzen mit über diese und

jene komiſche Seite, aber ſie nahm doch die Frauen in Schutz. „Gerade in ſolchen Fällen zeigt ſich die Wirkſamkeit und Nothwendigkeit der Frauen am deutlichſten, weil ſie einmal mit ihrer Tüchtigkeit, Geſchicklichkeit und opferfreudigen Ausdauer in die Oeffentlichkeit hinaustreten aus dem verborgenen Kreiſe des Hauſes," ſagte ſie. „Wenn der Staat eine große Familie wird, die ein gemeinſamer Gedanke erfüllt und zuſammenhält, wird das Zuſammenwirken der Frauen zur ſorgenden, ſchaffenden, pflegenden Hausfrau des Staates, und Ihr Männer ſolltet dies Frauenwerk mit der Scheu und Pietät betrachten, mit der Ihr das Schaffen und Walten Eurer Mütter angeſehen habt, nicht mit dem Spott Eurer eingebildeten Ueberlegenheit. Ich meinestheils bewundere Angelika mit Allem, was ſie zu Wege bringt, und bin aufrichtig beſchämt, daß ich ſelbſt die Hände in den Schooß legen muß und nichts thun kann für die gemeinſame Sache."

„Was wollten Sie denn zum Beiſpiel thun?" fragte Meinard, nicht ohne einen ſpöttiſchen Accent des Tones.

„Ach!" rief Lucie, „ich habe ja nichts gelernt,

was man jetzt verwerthen kann. Mit Tapisseriestricken, Blumenmalen, Clavierspielen, mit Französisch-Sprechen und Englisch-Schwatzen kann man in dieser Zeit nichts helfen. Ich bin gar ungeschickt mit Nadel und Scheere, und das ist auch der Grund, weshalb ich Angelika nicht begleite in ihre Nähereien. Man würde mich dort auslachen und in ganz anderer Weise und mit vielmehr Grund, als Sie jetzt über die geschickten, fleißigen Frauen spotten. Ich will mir aber die Jahre zu Nutz machen und hoffe, es ist noch nicht zu spät zum Lernen. So denke ich denn, wenn der Krieg vorüber, an dessen Schwelle wir stehen, in dem Ernst der Zeit fähig zu werden —"

Sie hielt ein. Meinard sah sie fragend an, um den Schluß der Rede zu erwarten, als sie aber schwieg und verlegen die Augen niederschlug, ergänzte er: „fähig zu werden, eine echte, deutsche Hausfrau zu sein."

Lucie zögerte eine Weile, dann sah sie ihm unbefangen, lächelnd in's Gesicht und sagte: „Nun wohl, ich weiß nicht, weshalb ich mich scheute, es auszusprechen. Vielleicht hätte ich das Wort nicht so gut gefunden als Sie. Jedenfalls ist es das schönste

Ziel eines Mädchenlebens, eine ‚echte, deutsche Hausfrau' zu werden in der vollsten Bedeutung des Wortes."

Meinard schwieg. So liebenswürdig war ihm Lucie noch nicht erschienen, als in diesem Augenblick. Mit diesem Wunsch im Herzen, mit diesem Wort auf den Lippen, trat ihm ihre ganze Zukunft im sonnigsten Lichte vor die Seele. Und wie anmuthig war sie in dieser jungfräulichen Verlegenheit und im Muth, mit dem sie offen ihre Empfindung aussprach.

Angelika's etwas geräuschvolles Eintreten unterbrach das Gespräch. Sie warf sich erschöpft auf den Divan und schilderte in komischen Farben die Strapazen ihrer Thätigkeit in der Gluth dieser Sommertage, dabei packte sie große Bündel Leinwand aller Art, alte und neue zugeschnittene Wäsch aus und hatte damit bald alle Stühle und Tische bedeckt. Ein Dienstmann brachte von Zeit zu Zeit neuen Vorrath.

„Aber um Himmels Willen, gnädige Frau!" rief Meinard, „wie wollen Sie nur all' den Plunder bewältigen, den Sie da zusammenschleppen lassen?"

„Ich erwarte dreißig Landwehrfrauen, die ich in einer Stunde hierherbestellte. An die wird die Arbeit

vertheilt," erwiderte Angelika, indem sie die Gegenstände zu sondern versuchte, dabei aber in ihrem Eifer immer wieder durcheinander warf.

Meinard zog Einzelnes heraus und musterte es lächelnd. Angelika schlug ihm mit der Elle, die sie ergriffen hatte, scherzend auf die Hand. „Bleiben Sie mir davon, Doctor!" rief sie. „Sie verstehen das nicht, und Ihren Spott verdient es in keiner Weise. O, Sie glauben nicht, wie rührend die allgemeine Opferwilligkeit ist, selbst wo sie in ihrem Eifer oft Unbrauchbares darbietet. Da schickt eine unbemittelte Familie ihre letzten drei silbernen Löffel, ein alter Krieger von Anno 13 die Binde, die er in der Tasche hatte, als er Anno 14 in Paris einzog, und sein letztes, geflicktes Hemd. Mir sind die Thränen aus den Augen gestürzt, als ich das in der Hand hielt! Und dann die Freude der gemeinsamen Arbeit aller Stände. Kinder, es hat etwas Herzerquickendes, ich möchte immer abwechselnd jubeln und weinen, und ich gehöre doch nicht zu den empfindsamen Naturen.

Meinard wurde ernst, und Lucie stand dabei, die Hände über einander geschlagen, und nickte ihm zu.

Es trat ihr warm an's Herz, daß so wenig Worte den Spott auf seinen Lippen verstummen machten und ihre Vertheidigung der Frauenthätigkeit so schön unterstützten. Er sah wohl die Genugthuung in ihren Zügen, den halb triumphirenden Blick, aber er kam aus feuchtem Auge und freute ihn, ohne ihn zu reizen.

„Lucie!“ rief Angelika, indem sie ihr Häubchen vom Kopfe riß, „bitte, schaffe mir etwas zum Trinken und ein wenig Frühstück, ich verschmachte.“

Lucie ging. „Wenn ich Die jetzt nicht hätte,“ fuhr Angelika fort, „und mein Mann erst, um den ich mich gar nicht mehr bekümmern kann. Das Vaterland geht vor!“

„Ich kenne Lucie nicht wieder,“ sagte Meinard, „und frage mich immer auf's Neue, was mit dem Mädchen vorgegangen sein kann. Soll man die Wandlung allein der Erregung dieser großen Zeit zuschreiben?“

Angelika sah ihn von der Seite mit einem schlauen, prüfenden Blick an. „Das wissen Sie wirklich nicht, Doctor?“ sagte sie, „das merkten Sie nicht? Ich sehe wohl, daß wir Euch Männer immer noch für

zu klug halten. Wir Frauen sehen so Etwas auf den ersten Blick. Lucie liebt, vielleicht ohne es sich selbst klar zu machen. Wer wird sich auch klar über den ersten Liebestraum eines jungen Herzens, der den Gegenstand der schüchternen Gedanken so schön idealisirt?"

„Wie meinen Sie das?" sagte Meinard schnell, halb erschreckt, halb dringend. „Sie liebt? Und das sagen Sie so ernst, so überzeugt?"

„Weshalb denn nicht?" unterbrach ihn Angelica, „und aus welchem Grunde sollte ich Ihnen, dem Freunde, das verschweigen? Unbegreiflich ist es mir freilich, aber sicher ist es auch: sie liebt meinen Vetter Constantin, Ihren Freund, und, weiß Gott, er hat nichts gethan, die Neigung dieses liebenswürdigen Kindes zu verdienen. Erst zeigt er sich ihr so unausstehlich als möglich, dann behandelt er sie fast grob, beachtet sie gar nicht und dann, als eine kleine, leise Annäherung, sicher wider seinen Willen, sich gestalten will, reist er Knall und Fall ab, ohne Abschied, und läßt auch nichts wieder von sich hören. O, ich bin so böse auf ihn."

Meinard schwieg einen Augenblick. „Und Constantin?" fragte er endlich, halb vor sich hin.

„Ja, das möchte ich Sie fragen!“ rief Angelika. „Sie sind ja sein Intimus und liefen immer abseits mit ihm auf einsamen Wegen. Hat er niemals von Lucie zu Ihnen gesprochen?“

Meinard sann nach. „Ich dächte nicht. Und doch!“

„Es wäre eine so vernünftige Partie!“ fuhr Angelika fort, „und ich habe ihm das so klar, so schwesterlich auseinander gesetzt. Sagen Sie selbst, Doctor. Mein Bedenken war nur, ob Lucie darauf eingehen würde, aber seit das gehoben, vollständig gehoben ist, bin ich doppelt ärgerlich auf Constantin, daß er so verstockt sein kann, den vernünftigsten Gründen nicht Gehör zu geben.“

„Es ist freilich ein großes Verbrechen, so unvernünftig zu sein, keine Vernunftheirath zu schließen!“ rief Meinard bitter, fast heftig.

„Gott sei Dank, daß er nicht hier ist!“ sagte Angelika, „Sie wären im Stande ihn noch zu bestärken, wenn Sie es nicht schon gethan haben. In Eurem gereiften Junggesellenegensinn macht Euch nichts zorniger, als wenn einmal Einer die Fahne der Thorheit verläßt und ausnahmsweise einen gescheidten Streich macht. Mit zwanzig Jahren will

jeder Mann heirathen, mit fünfzig läßt er sich schwer abreden. Immer zu früh oder zu spät, denn die rechte Zeit findet Euch immer als Zauderer."

„Ich dachte, es käme nicht auf die Zeit an," sagte Meinard, „sondern auf die Stimme des Herzens, und die braucht keine Vernunftgründe, am wenigsten Vernunftgründe Anderer."

Angelika lachte hell auf. „Das klingt ja recht sentimental," rief sie, „für Ihre Jahre und die Erfahrungen, die Sie doch schon gemacht haben müssen! Mich wundert nur, daß Sie der Stimme des Herzens so fest vertrauen, da sie bei Ihnen doch schon ungebührlich lange geschwiegen zu haben scheint. Da ist bei Constantin fast noch mehr Raison. Er ist einmal halb und halb verlobt gewesen, hat man mir erzählt, aber die Sache ging unglücklich auseinander. Nun bildet er sich ein, er könne nicht wieder lieben, und vielleicht hat er Recht. Ich verlange ja aber auch nur, daß er sich verheirathet."

Lucie trat ein mit dem Frühstück und machte dem Gespräch ein Ende. Meinard war ernst, verstimmt, gereizt, schützte Geschäfte vor und nahm schnellen Abschied.

„Was hatte der Doctor, Angelika?“ fragte Lucie erſtaunt.

„Nichts, Kind! Was haben die Männer zuweilen?“ war die Antwort. „Der Doctor, den ich ſonſt recht gern habe, und der namentlich in letzter Zeit recht nett war, iſt einer von der empfindſamen und empfindlichen Sorte. Die ſind ſchlimm. Man ſoll ihnen immer mit Freundlichkeit und Herzlichkeit dreiviertel des Weges entgegenkommen, ſonſt bekümmern ſie ſich gar nicht um uns, und wenn wir es thun, nennen ſie uns aufdringlich und ziehen ſich deshalb zurück. Man muß ſie von Zeit zu Zeit laufen laſſen, dann kommen ſie von ſelbſt wieder. Der brauchte eine Frau, aber eine, die weiß, was ſie will, und ſich nicht in ſeine Launen kehrte. Das wäre ein Segen für ihn und für alle ſeine Patienten. Dann könnte er ſeine Verdrießlichkeiten zu Hauſe auslaſſen und trüge ſie Einem nicht in die Krankenſtuben.“

Meinard kam aber mehrere Tage nicht wieder, und wer am lauteſten ausſprach, daß ſie ihn vermiſſe, war Angelika.

Der General traf ihn im Leſezimmer, nur Lucie erwähnte ihn nicht.

Inzwischen waren die ersten Siegesnachrichten des deutschen Heeres angekommen und von Allen mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen worden. Wir brauchen die Stimmungen nicht zu schildern, die diese Nachrichten weckten. Welcher Deutsche, und wo auch diese Kunde ihm wurde, hätte nicht das Glück, die Begeisterung mit erlebt? Unsere Freunde vermißten in der Freude dieser Stunden Meinard schmerzlich, der die ersten Aufregungen so treu freundschaftlich mit ihnen getheilt hatte. Der General ging, auf Angelika's Wunsch, zu ihm, hörte aber, der junge Arzt sei in Geschäften verreist, ohne daß man in seiner Wohnung den Tag der Rückkehr angeben konnte.

So war es fast eine Ueberraschung, als der sonst so gewohnte Gast des Hauses plötzlich einmal wieder und ungemeldet in's Zimmer stürzte. Er fand Angelika allein und fragte nach kurzem Gruß hastig nach Lucie. Angelika sah ihn erstaunt an und rief die junge Freundin aus dem Nebenzimmer. Lucie erröthete leicht, als sie Meinard sah, ging ihm aber freudig entgegen und reichte ihm unbefangen die Hand, die er mit Zurückhaltung ergriff. „Denken Sie, Fräulein Lucie, wen ich eben in einem durchfahrenden

Eisenbahnzuge wiedersah? Schwester Clara, Ihre treue Pflegerin?"

„Schwester Clara?" rief Lucie. „Sie war mir so nah und fragte nicht einmal bei mir vor?"

„Ich habe nur flüchtige Worte mit ihr wechseln können!" erwiderte Meinard. „Sie geht als Pflegerin auf den Kriegsschauplatz. Das muthige Mädchen scheut nicht Schwierigkeiten noch Gefahr und nahm das so natürlich, so selbstverständlich, so ohne alle Erregung, daß mir das wunderbare Wesen wieder unglaublich imponirte."

„Wie gern hätte ich sie gesehen, gesprochen, ihr gedankt, sie bewundert wie Sie!" rief Lucie.

„Das habe ich vermuthet," sagte Meinard, „und deshalb bringe ich Ihnen gleich die Nachricht. In einer halben Stunde geht ein anderer Zug, der jenen auf einer der nächsten Stationen noch treffen wird. Wenn ich Sie begleiten darf, können wir Clara wiedersehen."

Lucie sah fragend auf Angelika, aber diese, froh, den oft vermißten Freund wieder zu haben, war schnell bereit zur Fahrt, und so saßen die Drei eine halbe Stunde später zusammen im Eisenbahncoupé. Lucie

hatte noch mit Angelika's Hülfe alles Mögliche zusammengerafft, was sie Schwester Clara auf die Reise mitgeben wollte.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, fiel Angelika zum ersten Mal das Abenteuerliche der Fahrt ein, deren Zweck sie eigentlich gar nicht verstand. „Kinder," sagte sie, „nun erzählt mir endlich einmal, wer denn diese Schwester Clara ist, die Euch Beide so in Feuer und Flamme setzt und der wir auf's Gerathewohl nachfahren, jetzt, wo man sich gar nicht auf die Eisenbahnen begeben sollte, die von Soldaten, Verwundeten und Gefangenen so überfüllt sind, daß man nicht weiß, wann, ob man überhaupt zurückkommen kann. Mein armer Mann, der im Lesezimmer zwischen seinen Zeitungen steckt, wird den Tod haben vor Verwunderung, wenn er zu Haus kommt und wir einfach verschwunden sind."

„Du hast sie ja gesehen, Angelika, oft gesehen!" sagte Lucie. „Meine Freundin, meine Pflegerin!"

„Ach, die Person im schwarzen Kleide, mit der weißen Mütze, Kragen und Schürze," fuhr Angelika fort. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß ich Der noch einmal in die weite Welt hinein nachjagen würde, so

fatal war sie mir immer, wenn sie stumm und stumpf lautlos im Fenster saß, wie ein Automat, als starrgewordenes, empfindungsloses Pflichtgefühl."

Meinard fuhr auf: „Wie ungerecht Sie sind, gnädige Frau, trotz Ihres guten Herzens. Es beweist mir nur wieder, wie das Außergewöhnliche schwer verstanden wird und immer das härteste Vorurtheil herausfordert."

Er erzählte nun warm und eifrig, wie ihn das Mädchen beschäftigt hätte, theilte die Unterredungen mit, die er mit ihr gehabt hatte, entwickelte, wie er sie in einer Beziehung bewundern müsse, und wie sie ihm doch in anderer ein Räthsel geblieben sei.

Lucie stimmte herzlich ein, obgleich ihr Clara in Meinard's Schilderung in ganz neuem Lichte erschien. Angelika warf ihre scherzhaften Zweifel dazwischen und weckte bei den anderen Beiden nur immer lautere Theilnahme und Anerkennung, und namentlich Meinard wurde so ernst, fast feierlich, daß Angelika verstummte, aus Furcht, den eben wieder gewonnenen Freund zu verletzen.

Auf der nächsten Station schon waren sie mitten im kriegerischen Treiben, und bald ging der Zug an

den breiten Festungsgraben entlang, zwischen die grünen Wälle hindurch. Da öffnete sich der Blick in die lachende Ebene, umkränzt von den grünen Weingeländen der sommerfrischen Höhen, durchschlängelt von dem echten deutschen Strom, um dessen Ufer die ehernen Würfel des blutigen Krieges hatten rollen sollen. Sonnenbeglänzt lachte er weithin, als jubele er auf, daß der Muth, die Treue der Heimath die Hand des Feindes gelähmt hatte, die sich nach ihm ausstreckte.

Der Zug hielt. — „Hier müssen wir Schwester Clara finden!“ rief Meinard, „und täusche ich mich nicht, dort steht sie, gelehnt an den Pfeiler.“

Lucie stieg schnell aus, eilte auf Schwester Clara zu und fiel der Ueberraschten um den Hals. „Ich müßte Ihnen böse sein,“ sagte sie schmeichelnd, „und ich kann es doch nicht. Wie konnten Sie mich so plötzlich, so ohne Abschied verlassen?“

Clara erwiderte die Liebkosungen des jungen Mädchens mit freundlicher Ruhe, aber ohne auf die Frage Antwort zu geben. „Wie wohl Sie aussehen, wie kräftig Sie geben, Lucie!“ sagte sie.

Angelika trat heran, hinter ihr Meinard mit den Packeten, die Lucie für Clara bereitet hatte.

„Sie haben mich verrathen,“ sagte Clara, „aber ich danke Ihnen, Doctor, das Wiedersehen so lieber Freunde macht mir doppelten Muth zu der schweren Aufgabe, die mir bevorsteht.“

Um sie herum war ein vollständiges Feldlager, und darüber glänzte der prächtigste Sommertag. Erregung, Muth, frische Heiterkeit auf allen Gesichtern. Angelika entdeckte gleich Bekannte unter den Officieren, die von allen Waffengattungen sich hier zusammengefunden hatten, und da sie fühlte, daß ihre Gegenwart nur störend für die Freunde sein konnte, trennte sie sich unbemerkt von ihnen. Die freundliche Frau hatte sich sofort vom Bahnhofsrestaurateur Kisten voll Cigarren erstanden und theilte nun mit vollen Händen unter die Soldaten aus. Für jeden fügte sie ein freundliches Wort hinzu, einen mütterlichen Rath, einen Scherz, und so bildete sie schnell den Mittelpunkt, um den sich alle drängten. Bald hatte sie ihr Geld ausgegeben und sah sich nach Lucie um, damit sie ihr mit ihrer Baarschaft aushelfe. Sie war nicht zu finden, aber der Restaurateur borgte, und so wurden auch alle Feldflaschen gefüllt und auf das Wohl der ‚hübschen Mama‘ angestoßen. Angelika lachte

und ſcherzte mit Thränen in den Augen. So wohl, ſo glücklich und doch ſo wehmüthig war ihr lange nicht um's Herz geweſen, als in dieſer Stunde.

Schweſter Clara hatte ſich mit den Freunden losgelöſt aus dem lauten Treiben. Sie waren weiter hinuntergegangen an dem prächtigen Strom und hatten einen ſtillen Platz gefunden, wo ſie Niemand ſtörte. Lucie hatte ſich mit Clara auf ein Bänkchen geſetzt, Meinard ſtand vor ihnen. Das junge Mädchen lehnte mit dem Kopf auf der Schulter der Freundin, deren Hand ſie in der ihrigen hielt. Da ſah ſie der junge Arzt wieder Beide vereinigt, die er zuſammen, aber in ganz anderen Verhältniſſen kennen gelernt hatte. Wie viel bange Stunden hatten ſie damals mit und um einander zugebracht. Damals rang Lucie mit dem jungen Leben, und die anderen Beiden theilten Sorge und Hoffnung. Jetzt ruhte ſie friſch zwiſchen ihnen. Damals das kleine, verhängte Krankenzimmer, heute unter lichtem Sonnenhimmel das ſchönſte Fleckchen deutſcher Erde, das ſo erhebende, begeiſterte Tage noch nicht geſehen hatte. Dazu die Freude des Wiederſehens und die Wehmuth des Abſchieds gemiſcht in einer Stunde. Sie waren

lange still, und der junge Mann wußte nicht, welche von den beiden Frauengestalten seinem Herzen am anziehendsten war. Vor wenig Wochen noch hätte er es gewußt, aber seitdem war ihm Lucie eine ganz andere geworden. Doch auch Clara schien ihm verändert. Sie trat frischer und freier aus sich heraus, und zum ersten Mal hörte er sie ihre eigenen Empfindungen aussprechen.

„Ich habe nicht einen Augenblick gezaudert," sagte sie, „der Aufforderung zu folgen, die mich mitten in das muthige Werk der Männer ruft. Erfülle ich doch nur den Beruf, dem ich mein Leben widmete. Aber es ist nicht mehr die stille Krankenzelle, die bis dahin der Boden meines Wirkens war, es ist das weite Schlachtfeld und die Welt; das Leben schlägt wieder an mein Ohr."

„O! wie beneide ich den Beruf," rief Lucie, „wie beglückend muß er sein in dieser Zeit, wie scheint er mir ganz der heiligste, würdigste der deutschen Frau. Laß mich mit Dir ziehen, Clara, und mit Dir, von Dir lernen Wunden heilen, Schmerzen lindern, wenn es sein muß, brechende Augen zudrücken."

Clara schüttelte leise den Kopf und streichelte die

Wange, die auf ihrer Schulter lehnte. „Nein, Lucie,“ sagte sie, „nur die Frau, die abschloß mit dem Leben, die nicht wieder zurückkehren kann noch will zu den Freuden der Welt, darf diese Aufgabe übernehmen. Glauben Sie mir das, ohne nach Gründen zu fragen. Ich schätze meinen Beruf deshalb nur um so höher. Eine priesterliche Weihe liegt über ihm, und ich danke Gott, daß er mir ihn gab und die Kraft, ihn zu erfüllen. Aber wer dem Tode so oft in's Auge sieht, dem verblaßt das Leben, und Ihnen soll es noch frisch und farbenreich erblühen. Ich bin auch jung gewesen, wie Sie, habe der Welt angehört mit reicher Freude der Gegenwart, mit allen Hoffnungen auf kommende Zeiten. Ich bin so glücklich gewesen, als ein Mensch nur sein kann, kurze Tage freilich nur, aber mit ganzer Seele. Ich glaube, ich bin jetzt glücklicher als damals, aber ich bin es ohne Wunsch.“

„Und wie haben Sie sich das Glück errungen, diese Zufriedenheit erworben?“ fragte Meinard.

„Nicht ohne Kampf,“ erwiderte sie, „und es freut mich, Ihnen das aussprechen zu können. Ich erinnere mich, daß Sie mich einmal fragten, wie ich meinen Beruf ertrüge? Ich habe Ihnen geantwortet: dadurch,

daß ich mein Herz an nichts mehr hänge, was die Welt böte, und ich bildete mir damals wirklich ein, daß ich ſtumpf geworden ſei gegen alle Empfindung. Die letzten Tage, faſt kann ich ſagen, dieſe Stunde haben es mich anders gelehrt. Mir iſt das Herz wieder aufgegangen, und ich freue mich Eurer Freundſchaft, die ich damals fürchtete und zurückdrängte, freue mich der Erde, die ſo ſchön vor mir liegt in dieſem Augenblick, der Ehre und des Ruhms meines Vaterlandes, die nie ſo hell, ſo rein leuchteten als in dieſer Zeit. Und doch habe ich nichts von meinem wunſchloſen Glück verloren, und ich möchte aufjubeln im Bewußtſein, noch empfinden zu können."

Still lauſchte Meinard. In dieſem Augenblick erſchien ihm Clara ſchön und bewundrungswürdiger als je. „Ihr Beruf iſt erſt der richtige," rief er, „wenn der warme Herzſchlag ihn begleitet."

Die Glocke der Eiſenbahn ertönte. Clara ſprang auf. Ihre Züge lächelten, als ſie dahinſchritt, ihr Gang war erhobener, der leiſe Schritt ſicher und feſt geworden. Lucie hing an ihrem Arm. Auf dem Eiſenbahnperron eilte ihnen Angelika entgegen und rief: „Gott ſei Dank, daß Du kommſt, Lucie, Du

mußt mich auslöien, ich habe furchtbare Schulden gemacht."

Lucie, so wehmüthig ihr um's Herz war, mußte doch lachen über die Freundin, die nach allen Seiten die Hand ausstreckte und mit derbem Händedruck von allen Soldaten Abschied nahm.

Der Zug, der Clara fortführen sollte, stand bereit: die Soldaten drängten sich in die Wagen, die sie schön mit grünen Zweigen, Blumen und Kränzen und manch' launiger Inschrift geschmückt hatten. Schwester Clara suchte sich ein bescheidenes Plätzchen, Jeder wich ihr ehrerbietig und schweigend aus. So hatte sie bald ihre Ecke gefunden, und lächelnd nahm sie die Packete, die Meinard und Lucie ihr hineinreichten, als Ausrüstung für die Reise.

Nun noch ein lautes Hoch der Soldaten, und der Zug setzte sich in Bewegung. Lucie und Meinard standen winkend von Weitem. Dann stimmten die Soldaten die „Wacht am Rhein" an, und das Lied aus vielen kräftigen Kehlen übertönte noch weithin das Brausen des Zuges, der hineinrollte in das weinbekränzte Thal.

VIII.

Clara's Reise war beschwerlich. Ein paar Stationen weit ging es zwar rasch genug vorwärts, dann aber hielt der Zug stundenlang; dann, nach kurzer Fahrt, wieder Aufenthalt die ganze Nacht hindurch an einem kleinen Halteplatz, fast auf freiem Felde. Aber es war eine schöne, milde Sommernacht, und noch hielt die Geduld der Soldaten Stand, noch verließ sie der Humor nicht, der auch aus diesen Hindernissen Nahrung schöpfte. Gesang, Feuer auf den Höhen des lieblichen Thals, in dem der Zug hielt, improvisirter Fackelzug zwischen den Weinbergen währten noch lange in die Nacht hinein. Jugendmuth und Soldatenluft! Es war kein Eisenbahnzug mehr, es war eine Karavane, bei der sich alle Mitreisende näher traten und bald wie alte Bekannte unterhielten. Das gemeinsame Ziel und die gleiche Erhebung hatte alle Schranken gelöst. Da waren neben den Soldaten und ihren Officieren, Genossenschaften von Künstlern, Studenten, Kaufleuten, die, mit dem rothen Kreuz am Arm, hinauszogen, auf dem Schlachtfeld und im Lazareth ihre Hülfe zu bringen; einige Berichterstatter

auswärtiger Zeitungen und Angehörige, welche die Sorge um verwundete oder vermißte Verwandte hinaustrieb. Man erzählte sich seine Hoffnungen, seine Freude auf den Kampf, seine Sorge um die Gefallenen. Frische Luft, banges Zagen, Alles mischte sich in das Glück der Brüderlichkeit, in dem die Nation sich einte.

Schwester Clara, das Bild der Geduld, saß ruhig in der Ecke ihres Coupés, das sie mit noch neun Soldaten theilte. Freundlich bei jeder Anrede, eingehend auf den Humor, helfend und Rath ertheilend, hatte sie sich schnell ihre Stellung gemacht. Die Soldaten nannten sie bald nur ‚unsere Schwester', und Jeder beeiferte sich ihr etwas zuzubringen, sei es einen Trank selbstgekochten Kaffee, sei es Obst oder Brod, das er sich in einem Häuschen an der Bahn verschafft hatte, sei es eine Blume, die er am Bergabhange pflückte. Dann bemühten sich Alle, ihr den Platz möglichst bequem zu machen; Dieser rollte seinen Mantel auf, um ihn ihr unterzubreiten, Jener schob ihr seinen Tornister unter den Fuß. Schwester Clara nahm alle die freundlichen Bemühungen heiter dankend an.

Tief in der Nacht erst wurde es still. Jeder suchte,

ſo gut er konnte, einige Stunden zu ruhen. Schweſter Clara ſchlief nicht. Alle die wechſelnden Bilder der letzten Tage zogen vor ihrer Seele vorüber. Das Begegnen mit Lucie hatte ſie beſonders bewegt. Sie hatte ihren Pflegling nicht geſehen ſeit dem Tage, an dem das unwillkürliche Geſtändniß gegen Angelika ihr klar machte, daß das junge Herz für Conſtantin, faſt ohne es zu wiſſen, eine tiefere Neigung empfand. Wie hatte ſchon die Erwähnung dieſes Namens Clara um ihre ganze Faſſung zu bringen gedroht! Und ihn liebte Lucie. Für ſich hatte ſie längſt mit der Empfindung abgethan, aber ſie dachte ſich ganz in Lucie's Lage. Deshalb hatte das Wiederſehen ſie ſo tief bewegt. Und nun in der nächtlichen Stille, in der wunderbaren Aufregung, die durch den großen Moment des Vaterlandes rauſchte, miſchte ſich, halb träumend, die Rückerinnerung eigener Gefühle mit dem Nachempfinden der Liebe jenes jungen Mädchens, das ihr dadurch mehr als ein einſt anvertrauter Pflegling, faſt ein Theil ihres Selbſt wurde. Sie glaubte nur Luciens Neigung zu verſtehen, nachzudenken, nachzufühlen, und unbemerkt war es wieder die Frühlingsſonnenzeit des eigenen Lebens, die vor ihrer Seele

vorüberzog. Sie suchte Luciens Bild und sah in den Spiegel ihres eigenen Herzens. Dann schreckte sie auf, wie aus dem Traum, und nun war es wieder Lucie, sie mußte es sein, und mit Gewalt dachte sie sich hinein in das Geschick dieses lieblichen Geschöpfes. Hatte sich Constantin ihr genähert, hatte Angelika's Vermittelung ein Band geschlossen, das so natürlich erschien? Sie wußte es nicht. Aber Lucie war anders geworden. In das ganze Wesen des Kindes war eine Veränderung getreten, die nicht der Verkehr, die Freundschaft der oberflächlichen Angelika bewirkt haben konnte, deren Grund tiefer wurzeln mußte im eigenen Herzen. Ja, Lucie liebte; und wen konnte sie lieben als Constantin?

Unter diesem Sinnen und Träumen sah Schwester Clara den Tag heraufdämmern über die Berge. Um sie her war Alles noch im tiefen Schlaf. Leise stieg sie aus dem Coupé und schritt auf und ab, um sich nach der Frische der Nacht zu erwärmen. Als ein Schläfer nach dem anderen erwachte und sie freundlich heiter begrüßte, war Alles Licht geworden in ihr und um sie, und im jungen Tage beruhigten sich die Gedanken der Nacht.

Die Reise ging weiter, viel gehemmt, und die jugendliche Ungeduld der Soldaten wurde auf harte Probe gesetzt. Unzählige Züge leicht Verwundeter kamen ihnen entgegen, und doch gaben ihr Anblick, ihre Erzählungen ein furchtbares Bild der jüngsten Schlachten. Das steigerte nur die Ungeduld der Nachfolgenden, die mächtig auf den Schauplatz des Kampfes drängten. Und je näher man ihm kam, desto langsamer wurde die Fahrt, desto unüberwindlicher die Schwierigkeiten, die sich dem Vorrücken entgegenstellten. Wieder wurde es Nacht. Diesmal hielt der Zug an einem Städtchen, das schon Zeuge gewesen war eines Kampfes, und dessen Häuser die Spuren der Kriegsverheerung trugen. Schwester Clara verließ das Coupé. Sie wollte nicht wieder eine Nacht hinträumen und hatte sich gewöhnt die Nächte zu durchwachen. Sie schritt durch die nächtlich stillen Straßen, in denen doch Alles einen ernst kriegerischen Charakter trug. Wachtfeuer leuchteten überall. Auf eine Bank vor einem der Häuser setzte sie sich nieder und wickelte sich fest in den Mantel. Der Anblick, das Gespräch mit den Verwundeten hatte sie wieder ganz auf ihren Lebensberuf hingewiesen, alle anderen Gedanken waren

zurückgetreten. Aber sie sehnte sich nach der schwereren, segensvollen Thätigkeit, die sie hinaustrieb aus dem stillen Krankenzimmer in die laute Schlacht. Die Kühle, die den herannahenden Tag verkündete, schreckte sie wieder auf, und es lockte sie, die erstarrten Glieder an dem lustigen Feuer des Bivouaks zu erwärmen. Ruhig und unbeirrt trat sie an das lodernde Feuer heran. Im Kreise umher lagen die Schläfer, weiter aber, rauchend, erzählend, kochend eine kleine Vereinigung zusammen, die das Gespräch, den Austausch der Hoffnungen des Kampfesmuthes der Ruhe vorzog. Freundlich forderte man die Schwester auf, heranzurücken, und bereitete ihr einen Platz. Ein Officier reichte ihr ein kleines, aus einer Zeitung ausgerissenes Blättchen, auf dem der jüngste, freilich blutige Sieg verkündet war. Sie las den Bericht beim flackernden Schein des Bivouakfeuers. „Sie werden zu thun bekommen, Schwester!“ sagte der Officier und fügte traurig hinzu, „und wir kommen vielleicht zu spät. Unsere Kameraden haben so wacker geschafft, daß für uns keine Arbeit mehr bleibt.“

„Wo Jeder für Alle, Alle für Eins kämpfen, darf Keiner die That des Anderen beneiden,“ erwiderte Clara.

Der Officier ſah ſie erſtaunt an. Das Wort klang ſo anders, als das ſchlichte Kleid es erwarten ließ, und nun rückte er näher und ließ das Herz überfließen. Halb flüſternd erzählte er von der Heimath, von der Gattin, den kleinen Kindern, von der Wehmuth des Abſchiedes und wie es doch der Ruf des Vaterlandes jubelnd übertönt hatte. Clara ergriff die dargereichte Hand und hörte zu mit feuchtem Auge. Sie hatte ja keine Heimath mehr und flatterte, ein losgelöſtes Blatt, hinaus in den Sturm der Zeit. Was Alles ſetzte der Soldat an ihrer Seite ein mit ſeinem Leben, und wie freudig, wie muthig überlegt that er es.

Die Beiden ſaßen da, wie alte Bekannte, alte Freunde, und ſie wußten nicht einmal ihre Namen, hatten nur in der Dämmerung und im Streiflicht des rauchumhüllten Feuers ihre Züge geſehen. Clara nahm Abſchied, als es Tag wurde, herzlich mit heißen Wünſchen. Der Officier begleitete ſie noch aus dem Kreis des Bivouaks hinaus. Ihm war, als hätte er wieder ein Stündchen am Heerde der Heimath zugebracht, und er dankte Clara dafür mit ſchlichten Worten. Sie wußte nicht, wie ſie den Dank ver-

dient hätte, aber sie nahm ihn an mit freundlichem Händedruck. Es war ihr, als schiede sie von einem Bruder. Und nun empfand sie die Einsamkeit ihres Lebens wie seit langer Zeit nicht und setzte sich still am Wege auf einen Stein und weinte bitterlich. Dann plötzlich raffte sie sich auf und schritt zum Bahnhof zurück. Der Zug wurde schon rangirt, und sie suchte die Packete, die ihr Lucie mitgegeben hatte und die schon anfingen, ihr eine Last zu werden. Auf dem Bahnhof war Alles zerstört, ungeordnet, wüst durcheinander, das Bild plötzlicher Vernichtung, noch nicht wieder geregelten Aufbaus. Endlich setzte sich der Zug aus dem Chaos in Bewegung, und nun ging es über die feindliche Grenze, die von Seiten der Soldaten mit Jubel überschritten wurde. Aber wieder und wieder Aufenthalt des immer länger werdenden Zuges, wieder eine Reihe unabsehbarer Verwundeten- und Krankenzüge. Dazu verlassene Häuser längs der ganzen Strecke. Ein Tag, eine Nacht und wieder ein Tag vergingen. Man fing bereits an, sich, abgestumpft gegen das Warten, an dies Zaudern zu gewöhnen. Da fuhr der Zug ein in das volle Treiben des Feldlagers. Der Bahnhof war halb ver-

nichtet. Geſprengte Thüren und zertrümmerte Fenſterſcheiben überall. Zwiſchen dem erhöhten Perron und dem weiter abliegenden Oertchen ein militairiſches Drängen durch einander. Hier lagen zu hohen Haufen zerbrochene Waffen, zerriſſene Montirungsſtücke über einander, dort hatten die Fleiſcher ihre Stätten eingerichtet, da wurden Pferde getummelt, Fuhrwerke aufgefahren und in Stand geſetzt, und rings im Kreiſe flammten die Feuer der Bivouaks auf. In der nächſten Nähe des Eiſenbahngebäudes zeigte ſich das trübſte Bild. Weithin, meiſt ohne ſchützendes Dach über dem Haupte lagen auf ſpärlichem Stroh die Verwundeten, und fortwährend mehrte ſich ihre Zahl. Wagen auf Wagen fuhr langſam heran, und von dem elenden Strohlager wurden die Hülfloſen herabgehoben.

Schweſter Clara, alles Andere vergeſſend, war ſofort helfend geſchäftig, und die Thätigkeit brachte ſie am Beſten über das Schmerzliche des Eindruckes fort.

Nun brach die Nacht herein, hemmte das Werk der Barmherzigkeit und dämpfte den wirren Lärm des Tages. Clara ſank erſchöpft zuſammen, gelehnt an die Wand eines umgeſtürzten Waggens, aber nur kurze Zeit der Ruhe gönnte ſie ſich. Leiſes Wimmern

tönte zu ihr herüber von den Verwundeten. Der Himmel war dicht bewölkt, leiser Regen fiel nieder. Sie raffte sich auf und schritt durch die Reihe der Hartgebetteten, die sich eingehüllt hatten, so gut es ging, in das spärliche, halb verdorbene Stroh. Der unruhige Fieberschlaf der Erschöpfung lag über den Meisten. Einige wälzten sich schmerzvoll von einer Seite zur andern und rissen in der Angst die Verbände auf, und fieberheiße Lippen wimmerten nach einem erquickenden Trank. Clara hatte nichts, sie konnte keinen Brunnen finden in der dunklen Nacht, und Niemand war da, ihr Auskunft zu geben. Da fielen ihr die schon vergessenen Packete ein, die ihr Lucie mitgegeben. Schnellen Schrittes eilte sie die Bahn hinunter, und nicht ohne Mühe fand sie, geschoben zwischen unzählige Wagen voll Proviant, voll Fourage, voll Schlachtvieh, den Zug, der sie selbst hergeführt hatte. Lange suchend fand sie auch ihren Platz, und da lagen noch die Packete. Sie riß sie heraus. Schon bezeichnete ein fahler Streif auf den fernen Höhen den kommenden Tag, schon brach die Dämmerung herein und kam ihr zur Hülfe. Da war Wein, und begieriger hätte sie ihn nicht ergriffen,

wenn sie selbst verschmachtet gewesen. Sie eilte zurück, den gefundenen Schatz im Arm. Ein verbogenes Blechgeschirr, über das ihr Fuß stolperte, nahm sie auf, säuberte es so gut wie möglich, und füllte es mit dem kräftigen Wein. Und nun ging sie durch die Reihen der Schlafenden, und wo ein Wimmern ihr Ohr traf, ein Kopf sich aufrichtete, eine matte Hand sich entgegenstreckte, reichte sie den Trank den durstigen Lippen. Da lagen Freund und Feind zusammen auf dem gemeinsamen Lager des Schmerzes unter dem freien Gotteshimmel, an dem der Tag heranzubrechen begann. Weithin im Kreise zeichneten sich hell gegen den noch düstern Grund die Feuer der Bivouaks, aber hier und da fing es an lebendig zu werden, und schon grüßten aus einzelnen Stimmen kecke Soldatenlieder den nahenden Morgen. Das war das Soldatenleben mit allen seinen Contrasten. Frisches Leben und Flügelrauschen des Todes, Jugendlust und Fieberschmerzen; aber das muthige Lied jubelte darüber auf, wie der sonnige Tag, der leuchtend emporstieg über die feuchtkalte, düstere Nacht.

Schwester Clara hatte bald ihren kleinen Weinvorrath erschöpft, denn nach und nach erwachten auch

die Schläfer. Matt schlugen sie die Augen auf, halb verwundert, halb bittend sahen sie die Helferin an, die sich mit der Erquickung zu ihnen niederbeugte: manch' dankbarer Blick lohnte ihr, um so rührender, als er oft aus schmerzverzweifelnden, fast brechenden Augen fiel.

Aber die Helferin mußte sich klar machen, daß sie das Ziel ihrer Reise noch nicht erreicht hätte, und doch wußte sie nicht, wie sie weiter kommen sollte. Nach und nach wurde es aber lebendig um sie her, die Reisegefährten der letzten Tage begrüßten sie, und von allen Seiten bot man ihr Rath und Unterstützung. Bald hatte sich ein kleiner Kreis zusammengefunden, der Clara aufforderte, mit ihm das gemeinsame Ziel aufzusuchen. Dankbar nahm sie das Anerbieten an, und eine Stunde später saß sie auf dem von den Reisegenossen mühsam und eigentlich mit Gewalt und Drohungen erlangten ärmlichen Gefährt, das in der Nacht Verwundete gebracht hatte. Langsam, zwischen unabsehbare Proviantcolonnen gedrängt, auf den ausgefahrenen Wegen ging es dahin.

Man hatte Clara den besten Platz eingeräumt, einen halb mit Stroh gefüllten Sack. Neben ihr

ſaß ein junger Amerikaner, Reporter für mehrere ſeiner heimiſchen Zeitungen. Zart von Geſtalt, bleich von Farbe, würde er einen kranken Eindruck gemacht haben, wenn nicht ſeine kräftigen Bewegungen, ſeine jugendliche Elaſticität dem widerſprochen hätten. Eine kleine Taſche, die um ſeine Schulter hing, war ſein ganzes Gepäck. Großer Ernſt in Wort und Ausdruck contraſtirte mit den faſt knabenhaften Zügen, noch mehr aber ſein ganzes Weſen mit dem der heiter ſcherzenden Reiſegefährten, die ſich vorn auf dem Wagen eingerichtet hatten. Der junge Mann ſprach fertig deutſch und ging ſchnell wieder in dieſe Sprache über, nachdem er mit Clara ein paar Worte auf engliſch gewechſelt hatte. Er hatte an der Ausſprache einiger engliſchen Worte, halb erſtaunt, geſehen, daß ſie dieſer Sprache mächtig war, und ſofort erkannt, daß er es mit einer nach jeder Richtung hin gebildeten Frau zu thun hatte. Darin zeigte ſich der eigenthümliche Zug, der ſich bei den meiſten Amerikanern findet, ſchnell ein Urtheil über Charakter und Bildung der Menſchen zu faſſen, denen ſie begegnen. Die wunderbar zuſammengewürfelte Geſellſchaft ihrer Heimath weiſt ſie darauf hin; es ſchärft die mißtrauiſche

Beobachtung den ſchnellen Blick und giebt ihrer ſcheinbaren Offenheit etwas Spähendes und Lauerndes. Bei Clara's Reiſegefährten trat aber ſofort, nachdem er Vertrauen gefaßt hatte, eine deutſche Sentimentalität hervor, und er wies es auch entſchieden zurück, daß ſie ihn einen Amerikaner nannte, und bat ſie, wenigſtens Deutſch-Amerikaner zu ſagen, da ſeine Landsleute anfingen ſtolz zu werden auf den deutſchen Namen, dem ſie angehörten, und er es ſich zur Aufgabe geſtellt hätte, dieſen Stolz zu kräftigen. Uebrigens ſei er Deutſcher vom Vater und von der Mutter, in Deutſchland geboren und wolle von dem Rechte, ſich ſo zu nennen, nichts aufgeben, am wenigſten in einer Zeit, die eine noch nie erreichte Glorie um das deutſche Vaterland lege. Er erzählte Clara von ſeinem Leben. Im Jahre 1848 hatte ſein Vater als politiſcher Flüchtling nach Amerika gehen müſſen, mit Aufgabe eines blühenden Geſchäftes; die Mutter war ihm mit dem inzwiſchen geborenen Säugling gefolgt. Jahre der Arbeit, der Entbehrung, faſt des Mangels hatten die Eltern auf dem fremden Boden zu durchleben gehabt. Das hatte den Vater bitter, hart, in ſich gekehrt gemacht, die Mutter weich, krank am Heimweh und

verſchloſſen. Mühſam errungene beſſere Verhältniſſe hatten endlich die Stimmungen ausgeglichen, wenn auch nicht verwiſcht. Lange noch war dem Vater die Zornröthe auf die Stirn getreten, wenn er von Deutſchland reden hörte, ja, er hatte ſelbſt das deutſche Wort in ſeinem Hauſe verboten. Faſt heimlich, kaum gebilligt von dem Gatten, hatte die Mutter den Knaben die Sprache der Heimath gelehrt, die ihm ſo in doppelter Beziehung Mutterſprache wurde. Wenn ſie ihm dann mit weicher, gedämpfter Stimme und oft mit feuchtem Auge die Lieder der Heimath vorſang, da lauſchte der Knabe in geheimnißvollen Stunden mit religiöſer Andacht. Er konnte nur deutſch beten bis zu dieſer Stunde, und der Klang dieſer Sprache war ihm wie Hauch der Mutterliebe, wie Wehen des göttlichen Wortes, wie einziger Ausdruck des Glaubens und der Liebe unerſchütterlich im Gemüth geblieben. Wenn er dann, ſpäter bei entwickelterem Verſtändniß, ſchüchtern fragte, weshalb der Vater niemals von dem Lande ſprechen wolle, zu dem die Mutter ſo unwiderſtehliche Sehnſucht zurückzöge, erzählte dieſe ihm, ſchweres Unrecht ſei dem Vater dort geſchehen, und ſo heiß er die Heimath geliebt, ſo ſehr er ſich für

ihr Wohl geopfert, so grausam sei er von ihr verrathen und ausgestoßen worden. Groll und Haß hätten die Liebe überwuchert. Aber die Liebe läßt sich nicht tödten im Herzen. Als im Jahre 1866 der Jüngling von der Akademie in's Elternhaus zurückkam, erregt, erhoben von den Kriegsereignissen in Deutschland, von den Hoffnungen, die sich daran knüpften, hatte der Vater ihn zum ersten Mal mit deutschem Gruß empfangen und nicht wieder englisch zu ihm gesprochen. Als nun diesmal die Kriegsnachrichten hinübertönten über den Ocean, waren die Funken der Liebe aus der Asche des Grolls und der Kränkung zu heller Flamme aufgelodert, und mit heißen Segenswünschen für Deutschland hatte er den Sohn scheiden sehen, den es nicht länger fern gehalten von der neu erwachten Heimath der Eltern. Mit welchen Gefühlen hatte er den deutschen Boden betreten! Umrauscht von dem Klange der Sprache, die er immer wie ein Heiligthum im Herzen bewahrt, ergriffen von der einmüthigen Begeisterung ringsum, begrüßt von den Liedern, die seine Mutter ihn gelehrt, hätte er am liebsten die Waffen ergriffen, um mitzukämpfen in den Reihen der deutschen Brüder.

Da ihm das nicht vergönnt, wolle er wenigſtens kämpfen mit dem Wort, und ſeine Begeiſterung hinüberfliegen laſſen über's Meer zu Deutſchlands fernen Söhnen, um ihnen die Heimath, den Stolz auf dieſelbe und die Erhebung, die ſie erfülle, warm in's Herz zu legen.

Halb flüſternd hatte der junge Mann geſprochen, verſtändlich nur für Clara, die neben ihm ſaß. Er hatte ſich ſeit ſeiner Kindheit gewöhnt, ſeiner deutſchen Empfindung kein lautes Wort, keinen entſchiedenen Ausdruck zu geben. Aber die Bewegung überwältigte ihn, und in der Scheu, ſie zu verrathen, ſchwang er ſich, plötzlich abbrechend, leicht und kräftig vom Sitz über die Leiter des Wagens hinüber und ſchritt, die Melodie eines Liedes pfeifend, neben dem Gefährt her. Clara ſaß lange in ſich gekehrt im Nachklang der Empfindung, die ihr die Erzählung geweckt hatte, dann reichte ſie dem jungen Mann vom Wagen herab die Hand mit herzlichem Druck. Sie fühlte es wohl, er wollte vor den Anderen nichts enthüllen von dem Zwieſpalt ſeines Elternhauſes, in dem ſein Herz zu ſo warmer Vaterlandsliebe gereift war. Sie wollte ihm engliſch danken für ſein Vertrauen,

aber das fremde Wort erstarb ihr auf den Lippen. Kein englischer Dank für deutschen Herzschlag.

Es war ein sonniger Tag, an dem sie dahinfuhren, ein wunderbarer Contrast der friedlichen Natur mit dem kriegerischen Treiben auf der Straße. Auf allen Höhen standen Vedetten, Geschützrains zogen an ihnen vorbei, marschirende Truppen kreuzten den Weg, und Reiter sprengten in flüchtiger Eile über die Felder, den Weg vermeidend, den die Fahrzeuge sperrten. In den überfüllten Ortschaften war das Gedränge noch fühlbarer, der Aufenthalt des unentwirrbaren Wagenknäuels noch länger. Dann, nach allerlei Fährlichkeiten, ging's wieder weiter über schnell improvisirte Brücken entlang an dem lieblichen Strom, den anmuthige, rebenumsponnene Höhen umschlossen. Die malerischen Bögen einer altrömischen Wasserleitung rahmten freundliche Durchblicke ein auf die liebliche Landschaft. Aber zwischen Fluß und Bergen waren weithin gestreckte Zeltlager gebaut, aus denen die Militärmusik lustig herüber klang. Immer wieder, immer bunter Kriegsluft und Sonnenschein, kriegerischer Klang in die Ruhe der Natur hinein. Immer näher kamen die Reisenden dem Boden, auf

dem die Schlacht ſo heiß, ſo mörderiſch gerungen hatte. Noch einen engen ſteilen Waldweg hinauf, und das Schlachtfeld lag weit mit allen ſeinen Schrecken vor ihren Blicken. Der kleine Wagen hatte die Colonne verlaſſen, die unten im Oertchen blieb, der Weg war einſamer geworden, der Tag hatte ſich geſenkt. Unten im Thale ſchimmerte die letzte Tagesgluth blutroth durch die Baumgipfel der Höhen, im Hohlweg wurde es Nacht, und oben glänzte der Mond. Weithin erleuchtete er die Schauer der weiten Hochebene. Hier und da lagen Todte auf der blutigen Erde, gefallene Pferde, zerſtreute oder wirr aufgeſchichtete Waffen. Alle wurden ſtill. Das heitere Lied war längſt verſtummt, aber auch das Wort ſteckte auf den Lippen. Es war, als kauere der Tod, ermattet von dem Werk der jüngſten Tage, ſtumm und ſchaurig auf dem Felde ſeiner Ernte. Die müden Pferde vor dem Wagen ſcheuten auf und ſchleppten ſich und das Gefährt dann mühſam weiter auf dem ausgefahrenen, zerſtampften Wege. Ein Theil der Reiſegeſellſchaft war ſchon unten im Ort geblieben, ein Arzt nur hatte Clara nicht verlaſſen wollen, ehe ihr Ziel erreicht war. Licht ſchimmerte durch die trüben Fenſter der Häuſer,

aber Niemand war mehr auf der Straße zu sehen. Eine flatternde weiße Fahne mit rothem Kreuz, die sich unheimlich gespenstig gegen den Nachthimmel erhob, zeigte ihnen den Weg. Schwester Clara stieg ab, reichte dem letzten Gefährten die Hand und trat in das Haus. „Gott segne Ihr Werk!“ flüsterte ihr der junge Freund nach und ging dann auch seines Wegs.

Eine Weile stand Clara still, erschöpft, überwältigt von den Eindrücken der letzten Stunden. „Werde ich die Kraft haben?“ fragte sie sich, aber schnell entschlossen schritt sie weiter und öffnete leise die nächste Thür. Der Schein eines ärmlichen Lichtes erhellte dürftig einen größern, kahlen Raum. Es schien das Schulzimmer zu sein. Eine Reihe von Lagern war hergerichtet, theils auf dem Boden, theils auf eilig beschafften Bettstellen. Ein Arzt und zwei Gehülfen waren mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt. Clara war so leise hinzugetreten, daß sie ihr Kommen gar nicht bemerkt hatten. Erst als sie zugriff und gleich das Richtige reichte, sahen sie auf. Der Arzt grüßte nicht erst, sondern nahm die Hülfe schweigend an. So ging's von Lager zu Lager, und auch die

Verwundeten blickten theilnahmlos auf die neue Erſcheinung. Der Arzt ſah ſchnell, daß es bei Clara keiner Unterweiſung bedürfe, und bald, erſchöpft, wie er war, ließ er ſie allein gewähren. Es war wunderbar, mit wie kaum merklicher Anordnung, mit unfühlbarem Zuſammenrücken oder Unterſchieben ſie Jedem die Lage bequemer, ordentlicher, angenehmer bereitet hatte. Die Hand der Frau war ſofort ſichtbar.

Der Arzt hatte nur kurze Zeit, gelehnt in's Fenſter, ſein Werk gehemmt, um die eigenen erſchöpften Kräfte wieder zu ſammeln, da raffte er ſich auf, nahm das einzige Licht, ließ dem Gehülfen die Laterne, indem er ihn bedeutete, bei den Verwundeten zu bleiben, winkte Clara und ſchritt mit ihr über den Flur des Hauſes in ein kleines Zimmer, in dem kaum für das eine dort aufgeſchlagene Bett Raum war. „Leiſe," ſagte er in der Thür, „ich hoffe, er ſchläft." Dann ſich beſinnend, fügte er hinzu: „Aber das brauchte ich Ihnen nicht zu empfehlen. Eine ſchwere Wunde durch die Bruſt, noch weiß ich nicht, ob edle Theile verletzt ſind. Sie müſſen von Zeit zu Zeit das Blut aus dem Munde entfernen." Er hob vorſichtig das Licht, um zu ſehen, ob der Verwundete ſchliefe. Clara

stand am Fußende des Lagers. Ein matter, schnell zurückgezogener Schein nur fiel auf die bleichen Züge, die blutgerötheten Lippen. Es war Constantin.

Clara drohte zusammenzusinken, aber es war nur ein Augenblick. Der Arzt wollte ihr Anweisung geben, aber leise flüsterte sie: „Ich weiß Alles. Verlassen Sie sich auf mich!“

Der Arzt nickte mit dem Kopf und verließ das Zimmer. Ohne sich zu regen von dem Fleck, an dem sie stand, faltete sie krampfhaft die Hände. Ein Gebet, unausgesprochen, zuckte durch ihre Seele, ein Gebet um Kraft. Dann öffnete sie geräuschlos das Fenster und ließ den frischen Nachthauch einströmen, und nun saß sie wieder an dem Lager, unbeweglich, keinen Blick von dem Kranken wendend. Kein Athemzug entging ihrem Ohr. Von Zeit zu Zeit löste sie das Blut aus den Lippen, dann saß sie wieder regungslos. Als die Morgenluft feucht und frisch hereindrang, schloß sie das Fenster. Das Licht hatte sie längst gelöscht. Und so wurde es Dämmerung und Tag. Ihr Gebet war erhört, sie hatte ihre ganze Kraft wieder. Sie sah die bleichen, einst so theuren Züge jetzt mit dem flüchtigen Roth des Fiebers über-

haucht, ſo ruhig, ſo unerſchüttert in ſich. Sie betete nicht mehr für ſich, nicht für Conſtantin, ſie betete nur für das Menſchenleben vor ihr, nach dem der Tod die Hand ausſtreckte.

IX.

Die Rückfahrt unſerer Freunde an dem Tage, an welchem ſie Clara aufgeſucht hatten, war ſtill geweſen. Die Abſpannung nach außergewöhnlicher Aufregung machte ſich geltend. Angelika erzählte freilich in heiterſter Weiſe von ihrem Verkehr mit den Soldaten, der ſie das Wirthſchaftsgeld eines Monats gekoſtet hätte, aber es zeigte ſich dabei nur wieder, daß ihre ganze Natur nicht den Ernſt der Sache, nur die luſtige äußere Seite, die Emotion nach Neuigkeiten in vollem Maße aufzufaſſen vermochte. Lucie war in ſich gekehrt. Sie beneidete Clara um ihren Beruf, und Meinard hatte ſich in ſeine Wagenecke zurückgelehnt, ohne ein Wort zu ſprechen. Das Wiederſehen des eigenthümlichen Weſens, das ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte, das ein anderer Eindruck dann zurückgedrängt, hatte die erſte Empfindung wieder in ihr volles Recht eingeſetzt. Dazu kam, daß er durch Angelika's Mit-

theilung annehmen mußte, Luciens Herz sei nicht mehr frei, und wenn es auch seiner edlen Natur durchaus unmöglich gewesen wäre, dem Freunde in seinem Glück im Wege zu stehen, so kostete es ihm doch einen Kampf, vor der Anziehungskraft, die Lucie übte, vor dem Reiz einer herzlichen Annäherung zurückzutreten. Lucie war also für ihn nicht mehr frei, Clara unnahbar. Das beschäftigte seine Gedanken und Empfindungen so sehr, daß er Angelika's oberflächlichem Geplauder kaum ein flüchtiges Ohr lieh.

Der General empfing die Reisenden mit einer neuen Siegesdepesche in der Hand. Sie verkündete den ersten blutigen Tag vor Metz. Ein großer Kreis von Bekannten drängte sich herzu, lebhaft discutirend. Aber es war nicht mehr der Jubel, der die ersten Siegesberichte begrüßte; schon zog der düstere Trauerflor sich leise über den hellen Glanz der Siegesfreude, und Schmerz und Wehmuth mischten sich in Stolz und Glück. Der liebenswürdigste Zug deutschen Wesens zeigte sich in dieser Stimmung, Freude ohne Prahlen, Trauer ohne Verzweiflung, und bei Jenen, die mit eingegriffen in die Geschicke der Schlachten, Todesfreiheit ohne Zagen, Heldenmuth, der offenen Auges

der Gefahr gegenübertrat. Hier, wie oft, im eigenen Todeskampf ein Aufjubeln über den Sieg des Vaterlandes; dort wie viel Mutterherzen, die brechen wollten im Schmerz, das Liebste verloren zu haben, und die sich kühn aufrichteten an dem Trost, daß es hergegeben sei für die heiligste Pflicht, zur Ehre der Heimath! Deutschland ist ebenso bewunderungswürdig in der Art, wie es seine Siegesnachrichten empfing, als in der, wie es seine Siege errang.

Meinard trennte sich mit kurzem Gruß von den Damen. Seine ernste, schweigsame Stimmung mußte auffallen, und Lucie sprach ihr Befremden darüber beim Heimgehen gegen Angelika aus. Diese lachte auf: „Hast Du denn den Grund nicht gemerkt, Lucie?“ sagte sie. „Du hättest es längst wissen müssen, und mir fiel es heute wie Schuppen von den Augen. Er ist bis über die Ohren verliebt in diese Schwester Clara, und während mir früher der Gedanke absurd vorgekommen wäre, halte ich ihn heute für möglich, wenn auch immer noch für toll genug. Das Mädchen, als es in der Fensternische Deines Krankenzimmers saß, erschien mir so unschön, so automatenhaft, daß ich erstaunt war, wie es Dir freundschaftliche

Empfindungen abgewinnen konnte. Daß ein Mann es lieben könne, hätte ich für absolut unmöglich gehalten; aber welche Thorheit giebt es, die man den Männern nicht zutrauen könnte? Diese Unnahbarkeit war eine Coquetterie, wie jede andere."

Lucie fuhr auf. „Du kennst Clara nicht, Du hast ein Vorurtheil."

„Still, Herzchen," unterbrach sie Angelika, „ich weiß, daß man einem Gesicht, das nicht schön genug ist, um Aufmerksamkeit zu erregen, nachläuft, wenn man ihm fast verschleiert begegnet. Neugierig ist Jeder auf seine Weise. Der langweiligste Mensch, wenn er sich hinter Geheimnißschleier vermummt, wird eine Weile interessant. Das war nun absichtlich oder unabsichtlich, das lasse ich dahingestellt sein, der Reiz Deiner Schwester Clara. Heute habe ich aber noch eine andere Ansicht von ihr gewonnen. Sie schritt einher wie eine Fürstin, trotz ihres nonnenhaften Gestüms. Die ist auf dem Parquet gewandelt, das kannst Du mir glauben und sahst ja, wie ihre Vornehmheit allen meinen lustigen Soldatensöhnen imponirte. Sie war fast eine Schönheit, wenn auch in zweiter Blüthe. Vom Doctor habe

ich nur einen Blick erhaſcht, aber der ſagte mir genug. Glaube mir, der iſt verliebt, und deshalb war er auch ſo ſtill unterwegs und ſo zerſtreut und kurz angebunden beim Abſchied.“

Lucie wurde dunkelroth, ſie wußte nicht weshalb. Als ſich die Freundinnen getrennt hatten, ſtand ſie noch lange am Fenſter ihres Schlafzimmers und ſah über die leis wogenden Wipfel der Bäume zum Sternhimmel hinauf. Unten ſchimmerten noch Lichter in allen Häuſern, und eine aufgeregte Menge zog ſingend durch die Straßen. Muthige, friſche Kriegslieder einer vergangenen, ähnlichen Zeit waren es, wie Grüße gefallener Helden in die Siege der letzten Tage hinein. Lucie hörte ihnen unter ſtrömenden Thränen zu. Conſtantin kam ihr in den Sinn, und ſie ſah ihn in Gedanken umdrängt von den Gefahren der Schlacht. Wie prächtig erſchien ihr ſein Bild im vollen Glanze muthiger Männlichkeit. Dann verweilten ihre Gedanken bei Clara, die gerade jetzt ſo einſam hinauszog in die Nacht, und dann wurde ihr wunderbar um's Herz, wenn ihr Meinard vor die Seele trat. Ja, Angelika mußte Recht haben, und nun wurde ihr Manches klar, was ihr in der Erſchöpfung des

Krankenzimmers kaum aufgefallen war. Er liebte Clara. Lucie wurde sich selbst nicht bewußt, welche Empfindungen ihr diese Ueberzeugung weckte, halb freudige Theilnahme, halb schmerzliche Kränkung. Das hätte er ihr sagen müssen, meinte sie. In dem Falle hätte er ihre Freundschaft mißbraucht, indem er sie heute zum Vorwand nahm, Clara wiederzusehen. Alle ihre gereizten Empfindungen gegen den Arzt traten wieder scharf hervor, nachdem sie dieselben ganz überwunden und vergessen hatte. Jedenfalls erschien ihr sein Betragen unaufrichtig und unfreundschaftlich, und sie nahm sich vor, ihn das empfinden zu lassen. Das arme Kind schlief wenig, als es sich endlich zur Ruhe gelegt, erwachte verstimmt und wortkarg, und als Angelika nach der Ursache fragte, erhielt sie zur Antwort:

„Ich habe Kopfweh und fühle mich überhaupt angegriffen und matt.“ Angelika ging leicht darüber hin, sie hatte ja keine Zeit, sich mit der jungen Freundin lange zu beschäftigen, denn zu ihrer frühern Thätigkeit war nun neue gekommen. Lazarethe mußten eingerichtet werden, und Angelika war natürlich an der Spitze der leitenden Damen. Sie fuhr den ganzen

Tag umher, und nachdem sie freilich ihre eigene Wohnung, Speisekammer, Weinkeller halb ausgeräumt hatte, bettelte sie und plünderte bei allen Freunden, ja, schließlich bei ganz fremden Menschen. Man schalt wohl auf sie, aber man gab ihr doch, was man konnte, und so schleppte sie, mit manchem Unnützen, eine Masse zusammen, die dem Zweck zugute kam. Komisch genug sah sie aus in ihrem offenen Wagen, umpackt mit allerlei Gegenständen, von denen sonst viele den Augen der Oeffentlichkeit nicht gezeigt wurden. Sie lachte selbst am meisten und rief jeden Vorübergehenden zu Hülfe, wenn ihr, was alle Augenblicke geschah, das ganze Chaos durcheinander polterte und sie völlig zu verschütten drohte; aber sie hatte doch aufrichtige Freude an ihrem Erfolg.

Lucie war allein, denn auch den General hatte sie fortgeschickt, der versuchen wollte, ihr die letzten Schlachten, über die nur spärliche Telegramme vorlagen, nach seinen Annahmen zu erklären. Da er eine ganze Reihe von Combinationen entworfen hatte, mußte diese Auseinandersetzung den vollen Vormittag hinnehmen; denn der General war gründlich und weitläufig. Lucie kannte dies und bat ihn um Gottes

Willen, erst damit vorzurücken, wenn er Bestimmteres erfahren, ihr Kopf wäre überdies nicht in der Verfassung, seinem Vortrag zu folgen. Der General ging ganz erstaunt. So abweisend war sie noch nie gewesen.

Eben hatte sie sich auf der Chaise longue etablirt, froh, allein zu sein und ihrer Stimmung oder vielmehr Mißstimmung freien Lauf zu lassen, als Dr. Meinard sich melden ließ. „Sagen Sie dem Doctor," rief Lucie dem Mädchen entgegen, „ich sei nicht wohl und könne ihn nicht annehmen."

Das war nun nicht gerade das Motiv, mit dem man den Arzt abzuweisen pflegt, und Meinard, in ganz unbefangener Theilnahme, ließ es auch nicht gelten. Er trat ohne Weiteres ein. Lucie richtete sich übellaunig auf, und ehe er einen Gruß, eine Frage nach dem Befinden hervorbringen konnte, sagte sie schon: „Hat man Ihnen nicht gesagt, Herr Doctor, daß ich keine Besuche annehme? Angelika ist fort und der General in seinem Zimmer. Da können Sie ganz genau ein Dutzend Schlachtpläne erfahren, von denen möglicherweise einer der richtige ist."

Sie wollte aufstehen und in's Nebenzimmer gehen.

Meinard ſah ſie befremdet an. So förmlich, ſo bitter war ſie ſeit langer Zeit nicht geweſen, und er ſuchte vergebens nach einem Grund zu dieſer Veränderung, oder vielmehr zu dieſer Umkehr, die ihn lebhaft an das Krankenzimmer erinnerte.

„Sie fühlen ſich nicht wohl, Lucie," ſagte er und trat ihr in den Weg.

„Um Gottes Willen!" rief das junge Mädchen. „Sie wollen mir Etwas verſchreiben, ich ſehe es Ihnen an. Ich bin aber wirklich nicht wohl genug, Ihre Mixturen vertragen zu können."

Meinard mußte unwillkürlich lachen, aber das reizte Lucie noch mehr. „Wenn Sie herkommen, mich zu verſpotten," rief ſie, „ſo haben Sie den ſchlechten Moment gewählt. Ich bin weder zum Scherzen aufgelegt, noch überhaupt in der Stimmung, mich länger zum Gegenſtand Ihrer Heiterkeit herzugeben. In ſoweit iſt mir Ihr Kommen lieb, da es mir Gelegenheit giebt, Ihnen das auszuſprechen. Das iſt aber auch ziemlich Alles, was ich Ihnen zu ſagen hätte." Sie wandte ſich ab, aber Meinard wurde ganz ernſt.

„Glauben Sie mir," ſagte er, „daß ich in keinerlei

Absicht kam, Spott zu treiben, sondern Ernstes mit Ihnen freundschaftlich zu besprechen. Wenn mir Ihre, entschuldigen Sie den Ausdruck, kindliche, wenigstens unerklärliche Gereiztheit ein Lächeln abzwang, so haben Sie sich das selbst zuzuschreiben." Er wollte gehen, kehrte aber in der Thür um.

Lucie kämpfte mit den Thränen. „Ich dächte," sagte sie bitter, „weiter hätten wir uns nichts zu sagen."

„Doch, Lucie," erwiderte Meinard, „denn was wir uns bis jetzt gesagt haben, war weder vernünftig, noch kam es aus dem Herzen. Verzeihen Sie meine Empfindlichkeit und sagen Sie mir offen, was Ihnen ist."

Lucie setzte sich wieder.

„Ich wüßte nicht, was ich hätte, aber noch weniger, was Sie zu der Vertraulichkeit berechtigt, darnach fragen," sagte sie.

Meinard schien den Sinn der Worte zu überhören und rückte sich einen Stuhl heran. „Sie haben Recht," sagte er, „ich darf das nicht verlangen und wollte auch nur von mir reden. Seit langer Zeit quält mich eine Ueberlegung. Wollte ich dem Zug meines Wunsches folgen, würde ich nicht eine

Stunde länger hier am Ort bleiben, ſondern mich dorthin begeben, wo meine ärztliche Hülfe gebraucht werden kann. Weniger zuſagend, vielleicht aber nützlicher wäre mein Hierbleiben; die Lazarethe füllen ſich, und viele meiner Collegen haben uns verlaſſen. Rathen Sie mir, Fräulein Lucie!"

„Ich?" ſagte ſie. „Ich dächte, ſeit geſtern wären Sie nicht mehr im Zweifel. Sie werden dorthin gehen, wohin das Herz Sie zieht. Clara iſt Ihnen vorangegangen. Sie werden folgen, und dazu bedarf es meines Rathes nicht mehr."

„Clara?" rief Meinard und ſprang auf. „Was hat das mit meinem Entſchluß zu thun? Sie wurde dorthin gerufen, und das wunderbare Mädchen folgte einfach ihrer Pflicht. Ich kann die meinige dort und hier erfüllen und kämpfe nur mit dem jetzt jedem Mann natürlichen Gefühl, das ihn auf die Stätte der Gefahr zieht, ſelbſt wenn er darüber Pflichten verſäumt, die gefahrloſer, aber eben ſo heilig ſind. Wie bringen Sie meine Zweifel mit Schweſter Clara's Beruf in Verbindung?"

Lucie zögerte eine Weile mit der Antwort; dann ſagte ſie, aber ohne Verſtimmung und Bitterkeit:

„Sie lieben Clara, ich verstehe das, und mir konnte das nicht entgehen."

Meinard wurde dunkelroth und stand still. „Das glauben Sie?" sagte er, „und sprechen es aus so sicher und einfach? Ich habe mir oft in früheren Tagen dieselbe Frage vorgelegt, aber ich bin mir stets die Antwort schuldig geblieben. Das Mädchen beschäftigt meine Gedanken, aber wie ein kaltes, herzloses, verschleiertes Marmorbild, und die Empfindung wurde kalt."

„Wenn Sie ihr Unrecht thäten?" rief Lucie warm und herzlich. „Ist Der empfindungslos, der seine Empfindung nicht zur Schau trägt? Sie mußte sich einsam wähnen in der Welt. Zeigen Sie ihr, daß sie es nicht ist."

Meinard schwieg lange.

„Nein, Lucie," sagte er dann, „ich kann das Mädchen bewundern, anerkennen, lieben nicht. Ich bin vollkommen klar darüber geworden. Und doch will ich es nicht leugnen, daß sie nicht ohne Einfluß war auf meine Entschlüsse, wenn auch in ganz anderer Weise, als Sie annehmen. Ich möchte ihr nicht wieder begegnen. Man wird es müde, sich

immer wieder mit der Lösung eines Räthsels zu mühen, das sich immer mehr verschließt, vielleicht, weil die Lösung überhaupt fehlt."

„Täuschen Sie sich da nicht über sich selbst und über Clara?" sagte Lucie. „Nehmen Sie sie nicht als Räthsel, sondern einfach, wie sie ist. So, wie wir sie kennen, ist sie der Liebe eines ernsten Mannes werth."

„Sprechen Sie nicht von Liebe," rief Meinard, „das hieße ein Räthsel zum andern fügen. Was ist denn Liebe?"

Lucie mußte lachen. „Ja, das weiß ich auch nicht!" sagte sie.

„Das wissen Sie nicht?" fuhr Meinard heraus.

„Ja, aber um Gotteswillen, wie sollte ich zu der Wissenschaft kommen?" sagte das junge Mädchen ganz heiter und unbefangen.

„Lucie!" rief Meinard fast feierlich, „ich habe kein Recht auf Ihr Vertrauen, wenn Sie es nicht der verdoppelten Freundschaft einräumen, die ich für Sie und für ihn habe."

Lucie wurde verlegen, aber nur für einen Augenblick. „Von wem reden Sie?" fragte sie.

Meinard wandte sich unwillig ab. „Ich will nicht ein Geständniß Ihrer Geheimnisse, um so weniger, als sie längst kein Geheimniß mehr für mich sind. Ich weiß, daß Sie Constantin lieben, und begreife Ihre Wahl."

Lucie überlegte. „Da bin ich Ihnen in der That ein Geständniß schuldig, das mir längst schwer auf dem Herzen liegt. Entsinnen Sie sich jenes Abends, als Constantin Ihnen in Angelika's Garten sein Leben erzählte? Ich war nicht gekommen, Sie zu belauschen; aber ich saß schon auf dem Bänkchen in der Epheunische, welche die Gärten trennt. Ich mußte jedes Wort hören und durfte mich nicht regen, sonst hätte ich Ihre Unterhaltung gestört. Die Erzählung fesselte meine Gedanken, regte meine Phantasie auf. Vielleicht hätte mein Herz sich hineingemischt, ohne Angelika's übereiltes Hinzutreten. Ich merkte schnell, daß sie den Plan hatte, mich mit ihrem Vetter zu verheirathen. Vielleicht hat sie ihn noch nicht aufgegeben, obgleich sie klug genug ist, ihn nicht mehr zu erwähnen. Ich denke zu gut von dem Mann, um zu glauben, daß er eine Heirath aus kalter Ueberlegung, aus Berechnung schließen würde, zu gering

von mir, als daß er mich lieben könnte. Die momentane Spielerei eines träumenden jungen Mädchens ist längst vorüber. Ich glaube, ich werde mich niemals verheirathen, aber das weiß ich, daß ich im Augenblick mehr als je außer Stande bin, Ihnen zu beantworten, was Liebe ist."

Sie hatte schlicht und aufrichtig gesprochen und mit einem Lächeln geschlossen. Meinard stand im Fenster und sah sinnend in den Garten. Das Laub fing an sich zu lichten, und er konnte das Bänkchen sehen, auf dem ihm Constantin damals seine Eröffnungen gemacht hatte. Er erwiderte nichts auf Luciens Worte, aber sie beschäftigten ihn eigenthümlich. Lucie trat heran, sie hatte seine Blicke verfolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, da war es," sagte sie. „Der Zufall jenes Abends hätte möglicherweise über mein Leben entscheiden können. Ich habe daran gedacht. Ich hätte dem Manne damals ohne Ueberlegung meine Hand gereicht. Wäre ich glücklich geworden an seiner Seite? Ich wage nicht es zu glauben, noch zu bestreiten."

„Sie wären es!" rief Meinard. „Constantin ist

ein Mann in der vollſten und edelſten Bedeutung des Wortes. Er verdient Ihre Liebe.“

„Wie oft ſoll ich Ihnen denn wiederholen, daß ich ihn nicht liebe!“ ſagte Lucie. „Wenn Ihr Männer Euch einmal etwas in den Kopf geſetzt habt, ſeid Ihr nicht abzubringen. Und ich fürchte, Sie ſind gar nicht ſelbſt auf den Gedanken gekommen, ſondern eine Indiscretion Angelika's ſteckt dahinter. Richtig, jetzt wird es mir klar, und deshalb haben Sie uns auch unnützer Weiſe eine ganze Zeit ſchmählich vernachläſſigt. Ja, aber um Alles in der Welt, mußte es Ihnen denn nicht gleichgiltig ſein, ob ich Conſtantin liebte oder nicht? Konnten Sie es denn übel nehmen, daß ich Ihnen das nicht ungefragt anvertraute, was ich mir doch ſelbſt kaum eingeſtand? Nun aber laſſen Sie nicht wieder durch Angelika's Plaudern etwas zwiſchen unſer Vertrauen kommen und vergeſſen Sie auch meine ungezogene Verſtimmung von vorhin.“

Sie reichte ihm unbefangen herzlich die Hand, aber der junge Mann zögerte, dieſelbe zu ergreifen. Erſtaunt ſah ihn Lucie an. Sie ſah es wohl, daß es nicht Unfreundlichkeit war, oder noch Verſtimmung,

ſondern daß er etwas Anderes auf dem Herzen hatte, wofür er nur den Ausdruck nicht zu finden vermochte. Sie ſann und kam zuletzt auf ganz Verkehrtes. „Lieber Freund,“ fing ſie an, „ich ſehe wohl, daß Sie eigentlich mit der Abſicht kamen, Abſchied zu nehmen. Es treibt Sie hinaus zum blutigen Ehrenfelde unſeres Heeres. Folgen Sie denn Ihrer Empfindung, ſie iſt die natürliche und edle.“

Meinard wandte ſich, als ſchrecke er auf aus tiefem Sinnen. Er ergriff haſtig den Gedanken und ſpann ihn aus zu feſtem Entſchluß. Noch an demſelben Tage wollte er fort, damit aber auch ſeine hieſige Stellung ganz aufgeben. „Ein Badearzt,“ ſagte er, „verflacht ſo leicht unter ſeinen Halbkranken und wird einſeitig, ohne die Tüchtigkeit anderer Specialiſten zu gewinnen. Wenn der Krieg vorbei, und ich ſein Ende erlebe, will ich einige Jahre reiſen zu wiſſenſchaftlichen Studien und mich dann an einer Univerſität zu habilitiren ſuchen.“

„Das wird ja ein Abſchied für's Leben!“ ſagte Lucie, aber ganz heiter. „Wer weiß, wo Sie mich dann finden, oder nicht finden. Ich will auch reiſen, ſobald wir wieder Frieden haben. Zunächſt nach

Rom, wo meine Eltern sich kennen lernten, dann in den Orient. Man sagt mir, daß ich reich bin. Nun, so will ich wenigstens den Vortheil daraus ziehen, die Welt kennen zu lernen, und mir Erinnerungen sammeln für spätere Jahre."

Meinard lachte. „Ist es nicht wunderbar," sagte er, „daß wir im Augenblick, in dem wir zum ersten Mal uns einer ‚deutschen Heimath' bewußt werden, Pläne machen, sie zu verlassen, daß man überhaupt in Tagen, wie die jetzigen, Pläne auf die Zukunft macht, während es natürlicher wäre, nur an das Nächste zu denken?"

„Sie haben Recht!" sagte Lucie, die sich wieder gesetzt hatte, „und es kommt mir auch wieder vor, als seien alle diese Pläne nur entworfen, um Worte darüber zu machen." Sie erschrak selbst, als sie das ausgesprochen hatte, aber Meinard trat heran.

„Ja, Lucie," sagte er, „lassen Sie uns an das Nächste denken und an die nächste Stunde. Was wir da eben planten, ist so gar nicht deutsch und deshalb in diesem Augenblick gewiß doppelt falsch. Sie wollen sich nicht verheirathen, wollen reisen, wollen sich also nach allen Richtungen heimathlos

machen. Fast habe ich Dasselbe ausgesprochen. Wenn aber dieser große, opferschwere Krieg glorreich für Deutschland sich mit dem Frieden krönte, wäre es dann nicht die Aufgabe, rein und fest das deutsche Haus wiederherzustellen, das der verderbliche Einfluß französischer Unsitte zu zerstören drohte? Ich habe immer die Nothwendigkeit dieses gewaltigsten Kampfes in der Völkerentwickelung auch darin erkannt, daß wir Deutschen endlich einmal frei werden sollen von Nachäffung ausländischer Aeußerlichkeit."

„Ach, Sie wollen gegen Chignon und Crinoline zu Felde ziehen!" rief Lucie.

„Nein," sagte Meinard. „Das ist das Gleichgiltige. Ich will nur die einfache, schlichte, deutsche Familie wieder in ihr Recht einsetzen, die Wurzel unseres echten, germanischen Wesens. Daran muß Jeder bauen und die Frauen zumeist. Wenn uns das Blut unserer Brüder als Siegespreis errang, daß wir wieder deutsch werden im vollsten, edelsten Sinne des Wortes, im großen Allgemeinen und im engen Heim, so ist es nicht vergebens vergossen; aber an diesem Bau müssen wir Alle redlich und mit allen Kräften mitarbeiten, und in diesem Sinne ziehe ich

aus als Mitkämpfer des großen Kampfes, der nicht allein nur Waffenkampf ist und sich nur zum Theil auf dem Felde der Schlacht vollendet. Was kann dem heimkehrenden Krieger die prunkendste Ehrenpforte sein gegen den Moment, in dem er leise die Thür seines Hauses öffnet, dessen Heiligthum er vertheidigte, und das sein Weib ihm bewahrte; das glänzendste Siegesfest gegen den Gruß, dessen Jubelruf Freudenthränen ersticken, gegen das bescheidene Mahl, bereitet an der Flamme des eigenen Herdes? Ganz Deutschland ist ein Krieger geworden, einig hinausgezogen auf Feindeserde, hat geblutet aus tausend Wunden und gesiegt in Todesdrang und Entbehrungen. Wenn er heimkehrt, soll Deutschland ihn empfangen wie der eigene Herd, schlicht, demüthig, rein und deutsch."

Lucie sah vor sich hin und scheute sich nicht der Thränen, die über ihre Wangen fielen. Meinard ergriff ihre Hand, und lange saßen sie still nebeneinander. Sie fühlten es wohl, daß ihnen das Herz aufgegangen war, und daß der gottgesegnete Hauch, der das Haus baut, leise durch diese Stunde wehte. Es war gekommen, was sie nicht suchten,

und was doch keines Wortes mehr bedurfte, um klar zu werden.

„Iſt's denn wahr, Lucie?“ flüſterte Meinard, „kann ich's denn glauben?“

Sie lehnte leiſe, wie gebeugt unter einer heiligen Macht, den Kopf an ſeine Schulter und weinte ſelig vor ſich hin.

Angelika's laute Stimme im Vorzimmer ſchreckte ſie auf. Die kleine Frau riß die Thür auf, aber dabei polterte ihr ein Chaos von Binden, Betttüchern, Kiſſen von den Armen auf den Boden. „Hier ſtecken Sie, Doctor,“ rief ſie, „und ich ſuche Sie ſeit zwei Stunden wie eine Stecknadel. Wir bekommen Verwundete, mehrere Hundert, und die verſchiedenen Lazarethe ſchlagen ſich darum. Was für Noth habe ich gehabt, meine Betten alle voll zu bekommen. Aber ich habe mich nicht abweiſen laſſen. Ich habe mir hübſche ausgeſucht und auch ſechs Turcos. Nun aber geht Ihr Geſchäft an, denn daß Sie mein Lazareth übernehmen, verſteht ſich von ſelbſt. Ich habe gleich geſagt, Sie hätten es mir ſeit Wochen verſprochen, feſt und feierlich.“

Lucie faßte ſich mit Mühe, und Meinard blieb

an ihrer Seite stehen, ohne ein Wort zu erwidern. Angelika, immer beschäftigt, die zu Boden gestürzten Packete wieder aufzusammeln, sah sie verwundert an. „Ja, was ist Euch denn?“ rief sie. „Habt Ihr Euch gezankt, Kinder, oder ist ein Unglück passirt? Sprecht um's Himmelswillen, denn wir haben keine Zeit, Heimlichkeiten zu errathen.“

Lucie eilte auf sie zu, wollte reden und konnte doch kein Wort finden. „Ach, Angelika!“ flüsterte sie und fiel der Freundin um den Hals. Angelika sah sie an, sah dann auf den Arzt, und ehe Dieser den Mund öffnen konnte, rief sie schon: „Herr Gott, Ihr habt Euch verlobt! Aber um Alles in der Welt, wie seid Ihr denn darauf gekommen?“ Ganz erschöpft von der Entdeckung, sank sie in einen Stuhl. Und nun liebkoste sie Lucie unter einem Strom von Thränen und lachte dann wieder und sagte: „Nun, Ihr Beide, wenn Ihr Euch zankt, bei mir sollt Ihr Euch nicht beklagen. Ihr habt ja schon vorher nichts Anderes gethan, und ich möchte wetten, Eure Verlobung hat auch mit einem Zank angefangen.“ Dann reichte sie wieder Weinard die Hand und wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, schalt aber dazwischen und

rief: „Ihr zerstört mir meine liebsten Pläne. Sie sollten sie gar nicht haben, Doctor. Ist das freundschaftlich, sie so dem Freunde hinter dem Rücken fortzunehmen? Aber lassen Sie's gut sein, ich gönne sie Ihnen, und Constantin ist's ganz gesund. Sie sind doch eigentlich ein guter Mensch, das habe ich im höchsten Zorn noch gesagt, aber ändern müssen Sie sich gewaltig."

Meinard wurde ganz ausgelassen und versprach Besserung in jeder Hinsicht.

„Und nun," sagte Angelika, „gleich an den Vormund geschrieben, ich lege auch meine Meinung in meinen beliebten Krähenfüßen bei. Die Hochzeit ist hier bei uns, und das sobald als möglich. Jetzt ist keine Zeit zu langem Brautstand, denn wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Wohnungen giebt's jetzt die Hülle und Fülle, und die Ausstattung haben wir in acht Tagen beisammen."

Sie entwarf sofort ihre Dispesition und entwickelte sie in einem Strom von Worten, so sehr auch Lucie versuchte, ihn zu hemmen. Meinard kam ihr zur Hülfe. „Und Ihre Turcos, gnädige Frau?" sagte er.

„Herr Gott! Sie haben Recht!“ rief Angelika. „Wenn ich nicht da bin, nehmen sie mir alle wieder fort. Kommen Sie, Doctor, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“ Dabei packte sie ihm ihre Packete auf, nahm ihn unter den Arm und stürmte mit ihm fort.

Lucie stand wie im Traume. Sie konnte es noch nicht fassen, was in der letzten Stunde über sie gekommen war, wie der Schleier sich löste von der Empfindung für den Mann, die längst geschlummert, der sie so verschiedene Deutungen gegeben hatte. Und nun hatte Angelika's etwas gewaltsame Manier Alles so prosaisch practisch mitten in das helle Tageslicht gestellt. Lucie erschien das wie eine Entweihung, und doch war ihr die Freundschaft dieser Frau gerade in diesem Augenblick so nothwendig. Die ganze Schwere der Entscheidung über ihre Zukunft, über ihr Geschick, die sie scheinbar so übereilt getroffen hatte, fiel ihr auf's Herz, und doch kam ihr kein Zweifel, nur ein Zagen ihrer eigenen Kraft gegenüber. „Werde ich ihn glücklich machen können?“ fragte sie sich immer wieder. Aber sie selbst fühlte sich auf einmal so reich, so überfließend beglückt, daß auch dieser Zweifel schwand.

Sie verſuchte es, dem Vormund zu ſchreiben, aber es wollte ihr nicht gelingen. Den erſten Brief zerriß ſie, weil er ihr zu überſchwänglich erſchien, den zweiten, weil er ihr zu kalt vorkam, alle Anläufe ungerechnet, mit denen ſie nicht über die erſte Zeile fortkam. So verging der Vormittag. Sie wartete ungeduldig auf Meinard, ſehnte ſich ſogar nach Angelika und fuhr doch zuſammen, wenn ſie einen Wagen heranrollen, oder die Thür öffnen hörte. Endlich kamen die Beiden zurück, Lucie eilte ihnen entgegen, fuhr aber zurück, als ihr Angelika mit Thränen in den Augen, Meinard ſichtlich beſtürzt entgegentraten.

„Conſtantin iſt gefallen!“ rief Angelika unter Schluchzen, „ein Verwundeter ſeines Regiments hat es uns erzählt, und Andere beſtätigen es.“

Lucie erbleichte. Meinard ſah ſie mit ſchmerzlichem, prüfendem Blick an. Es war nur ein Moment. Lucie warf ſich an ſeine Bruſt. „Trauer, ſchmerzlichſte Trauer in die Stunden des höchſten Glücks hinein!“ ſagte er.

„Laß mich mit Dir weinen um Deinen Freund!“ flüſterte Lucie.

Meinard ſchloß ſie feſt an ſein Herz. Und nun

erzählte er von ihm und konnte nicht aufhören, ihn zu preisen. Angelika schluchzte laut, aber sie warf doch dazwischen: „Ihm ist wohl, er hatte sein Leben verpfuscht und wäre nie wieder auf einen grünen Zweig gekommen."

Meinard stritt heftig dagegen. „Vor ihm lag noch ein reiches Leben," sagte er, „ob er selbst auch meinte fertig zu sein mit demselben. Schon hatte der mächtige Ruf des Vaterlandes ihn wieder zur Thatkraft geweckt, und aus der Asche der gescheiterten Jünglingshoffnungen flammte der gestählte Mannesmuth auf. Was hätte er dem Vaterlande nicht werden können!"

So liebenswerth war Meinard Lucie nie erschienen als in dieser warmen Freundschaftsbegeisterung.

X.

Constantin lag tagelang still und theilnahmlos auf seinem Lager. Das Fieber war heftig, und der Arzt hatte dem Kranken sowohl, als den Pflegern zur besondern Pflicht gemacht, kein Wort zu sprechen. Schwester Clara theilte ihre Pflege zwischen ihm und den anderen Verwundeten; aber sie wußte es so ein-

zurichten, daß Conſtantin kaum auf ſie aufmerkſam werden konnte. Sie war eigentlich nur bei ihm, wenn er ſchlief, oder im Halbdunkel, und hatte es dann übernommen, die Nacht über an ſeinem Lager zu wachen. Der Arzt hatte ihr bald überlaſſen, die Pflege nach ihrer eigenen Einſicht zu ordnen und zu üben. Kaum zehn Worte hatte ſie mit dieſem gewechſelt; es war ja eben nicht Ort noch Zeit, über Anderes zu reden, als über das Nächſte und die gemeinſame Aufgabe. Nothdürftig hatte man zuſammengebracht, was für die Leidenden das Unentbehrlichſte war. Im übrigen war der Ort tief einſam, abgeſchloſſen, wie vergeſſen von dem Leben der Welt, deſſen Sturm noch brauſte in nächſter Nähe.

Clara hatte nicht Zeit, über ſich und ihre eigenen Empfindungen nachzudenken. Das Wachen forderte alle ihre Kräfte, und wenn ſie einmal auf kurze Zeit das Auge ſchloß, legte ſich der bleierne Schlaf der Erſchöpfung ſo ſchwer über ihre Gedanken, daß kein Hinträumen ihn ſtörte. Der Arzt war zufrieden mit Conſtantin's Zuſtand, und eine Beſorgniß nach der andern ſchwand. Er brauchte auch das Schweſter Clara nicht zu ſagen, ja, ihre kurzen Mittheilungen

über den Zustand des Kranken waren es besonders, auf die er seine erst so geringe Zuversicht auf Wiedergenesung baute. Constantin fühlte selbst, wie der Schleier der Fieberphantasien, der über seinen Gedanken und Sinnen gelegen hatte, sich mehr und mehr hob, und da ihm das Wort noch immer verboten war, träumte er still vor sich hin; aber der Funke des Lebens und der Lebenshoffnung glimmte wieder auf in der Brust. Er überdachte die letzten Monate und alle ihre Erlebnisse. Wie eine Wiedergeburt erschienen sie ihm. Plötzlich wieder in den Kreis der gewohnten männlichen Thätigkeit gezogen, umweht von der Luft des Krieges, von dem Rausch der Siege, war er auf's Neue jung geworden in der lustigen Kameradschaft, aus der ihn nun so plötzlich die feindliche Kugel gerissen hatte. Aber des Sieges seiner Kameraden war er doch noch im eigenen Zusammenbrechen bewußt geworden, und er freute sich des leise wieder aufflackernden Lebens, das neuen Reiz für ihn gewonnen hatte. Er dachte an die Freunde, an Meinard, Angelika und Lucie, und hätte ihnen gern ein Zeichen des Andenkens, eine Nachricht gegeben, aber noch erlaubte ihm das sein Zustand

nicht. Er flüsterte dem Arzt diesen Wunsch zu, und dieser zeigte auf Schwester Clara, die abgewandt im Fenster stand. Der Arzt brachte Postkarte und Bleifeder, so gut er sie hatte, Clara setzte sich gegen das schon matter werdende Tageslicht, denn dunkle Regenwolken zogen über den Himmel, und der Abend brach an. Der Arzt war gegangen, nachdem er befohlen, es bei wenig Worten bewenden zu lassen. Still war es im Zimmerchen, daß man den Hauch hätte hören können, und Constantin flüsterte dictirend:

„Ich lebe. Aber mein Herzschlag war an seiner Grenze angekommen. Ich habe tagelang den Tod durchempfunden und fange jetzt an an das Leben zu denken. Dir, Angelika und Lucie, Euch Einzigen, die Ihr Theil nehmt, daß ich lebe, den ersten Morgengruß des erwachenden Daseins! Du hattest Recht: Man ist nicht todt, so lange man athmet, und innen glimmen die Funken unter der Asche!

Constantin."

Er sank erschöpft zurück und schloß die Augen. Schwester Clara's Hand hatte gebebt, als sie schrieb, aber die Züge waren fest und klar.

„Die Adresse!" flüsterte Constantin. „Ich weiß

sie!“ antwortete Clara, fügte schnell Meinard's Namen hinzu und ging leise zur Thür hinaus, die Karte abzugeben. Constantin sah ihr erstaunt nach. Sie wußte die Adresse, die er ihr nicht genannt hatte. Zum ersten Mal wurde er aufmerksam auf die Pflegerin, die er bis dahin kaum beachtet hatte. Sie kam lange nicht wieder, und als sie eintrat, war es finster geworden. „Woher wußten Sie, an wen ich meine Zeilen richten wollte?“ fragte er lauter, als er bis dahin gesprochen hatte.

„Still!“ sagte Clara. „Sie haben schon zu viel gesprochen.“ Sie setzte sich tief in das Dunkel an den gewohnten Platz, an dem sie die Nächte zuzubringen pflegte. Kein Wort wurde mehr gewechselt. Clara fühlte, daß sie alle ihre Kraft hatte zusammennehmen müssen, um die wenigen Zeilen zu schreiben. An Lucie der erste Gruß des neuen Lebens! Sie wußte es ja, sie glaubte sich dessen zu freuen, aber als sie es schreiben mußte, die Worte von seinen Lippen gesprochen, wollte es ihr das Herz brechen. „Es glimmen die Funken unter der Asche!“ So hatte er seinen Gruß geschlossen. Die Worte flogen Clara beständig durch die Gedanken.

Waren auch in ihrer Bruſt die Funken noch nicht erloſchen? Glühte noch etwas wie die alte Liebe? Tönte ein Klang der Vergangenheit hinüber in ihre jetzigen Tage? Man darf ſich nicht täuſchen. Wandeln kann die Zeit, was einmal tief Wurzel ſchlug in unſerm Herzen, Liebe in Groll, vielleicht in Haß; verwiſchen kann ſie nichts, und jene Empfindungen, in anderm Licht betrachtet und in anderer Erkenntniß, bleiben doch in gewiſſer Beziehung dieſelben. Man überwindet nie ganz. Clara lauſchte den Athemzügen des Kranken. Sie hatte ihn einſt geliebt mit der ganzen Hingebung eines jungen Herzens, ſie grollte ihm nicht, aber gleichgiltig war er ihr auch nicht geworden. Keine Hoffnung, keinen Wunſch knüpfte ſie mehr an die Empfindung, weil ſie meinte, für ſich ſelbſt nichts mehr zu hoffen, zu wünſchen; aber Das fühlte ſie, ihren letzten Blutstropfen würde ſie für ihn hingeben, ſein Leben, und wie gern, erkaufen mit dem ihrigen. Sie verſuchte es, für ihn zu beten, nicht allein daß er lebe, auch daß er glücklich würde; aber die Gedanken vermiſchten Vergangenheit und Gegenwart und ſcheuten vor dem Klarmachen der Zukunft zurück. Zum erſten Mal fühlte ſie ſich müde

werden, nicht von der körperlichen Anstrengung ihres schweren Berufs, nein, vom Denken, vom Beherrschen und Besänftigen des Empfindens. Sie lehnte das schwere Haupt gegen die Wand, der kühle Stein that ihrer heißen Stirn wohl, sie schloß die Augen und schlief ein.

Constantin schlief nicht. Die behaglichen Schauer der Genesung, das Gefühl des wiedergeschenkten Lebens brachten freundliche Bilder vor seine Seele. Er versuchte es nicht, sich ihrer zu erwehren. In eine Laufbahn war er wieder eingetreten, die ihm zusagte, in der er auf's Neue Kraft und Befähigung bethätigt hatte; Kameradschaft, fast konnte er sagen Freundschaft, hatte er von vielen Seiten gewonnen, die Wurzel einer neuen Stellung in der Gesellschaft geschlagen. Er dachte auch an Lucie, aber er mußte lächeln bei dem Gedanken. Er dachte an die Vergangenheit — und schob die Gedanken zurück.

So dämmerte der Tag heran. Licht und freundlich brach er herein nach den stürmischen Regentagen der vergangenen Woche. Leise, allmählich erhellte sich das kleine Gemach. Constantin war erstaunt, die Pflegerin nicht an seiner Seite zu sehen und

richtete ſich auf, mühſam, allein, aber die Kraft fing an ihm zurückzukehren. Als er den Kopf wandte, — ſah er die Pflegerin. Der erſte Schein des Tages fiel auf ihre Züge. Conſtantin fuhr zuſammen. War es ein Traum? Bleich, verändert zwar, aber friedlich trat ihm das Bild vergangener Tage entgegen. Er glaubte ſich zu täuſchen, es konnte ja nicht ſein. Aber je heller es wurde, je mehr das Auge ſich anſtrengte, deſto mehr ſchwanden die Zweifel — es war Cornelia. Kaum hielt er den Ausruf zurück, und ſchon hatte eine ſchnelle Bewegung ſie geweckt. Sie ſah erſchreckt, daß der Schlaf ſie übermannt hatte, daß es heller Tag war. Sie ſtand auf, und ihr Auge fiel auf den Kranken.

„Cornelia!“ rief Conſtantin, „Du hier, Du meine Pflegerin?“

Schweſter Clara hatte ſich ſchnell gefaßt, ruhig hielt ſie den Blick aus und war leiſe herangetreten. „Sprechen Sie nicht, Conſtantin,“ ſagte ſie mild, „und zerſtören Sie nicht das Werk der Geneſung durch voreilige Aufregung. Nehmen Sie es als eine freundliche Fügung des Geſchicks, daß mein Beruf gerade mich an Ihr Schmerzenslager führte. Aber

nennen Sie nicht wieder jenen Namen, der mir nicht mehr gehört. Wir wollen Vergangenes vergangen sein lassen und uns freuen des neuen Tages und des neuen Lebens.“ Ruhig schritt sie zur Thür hinaus.

Am andern Tage rief der Arzt Clara bei Seite. „Ich kann mir nicht erklären, Schwester,“ sagte er, „welch' eigenthümlicher Umschwung in dem Befinden unseres Kranken eingetreten ist, der den normalen Fortschritt der Genesung unterbricht. Fast sollte man denken, daß eine Gemüthsbewegung der Grund ist, und doch konnte in unserer Abgeschlossenheit nichts zu dem Kranken herantreten, und diese günstige Vermeidung aller Eindrücke von außen war es doch besonders, wegen der ich mich seiner Evacuirung noch immer widersetzte, da man sie immerhin schon hätte wagen können. Noch ist er aber nicht gekräftigt genug, beunruhigende Gemüthsbewegungen ertragen zu können, und jeder Rückfall in das kaum bekämpfte Fieber würde mich wieder für das Leben besorgt machen.“

Schwester Clara schwieg eine Weile, dann sagte sie ganz ruhig: „Ueberlassen Sie mir das, Herr Doctor, wie Sie mir die leibliche Pflege so rückhalt-

los anvertraut haben. Ich hoffe, mit Gottes Hülfe, auch hier den rechten Weg zu finden."

Der Arzt sah sie erstaunt an, aber er hatte nicht Zeit, über Dinge zu grübeln, die nicht unmittelbar zu seiner Aufgabe gehörten. „Ich verlasse mich auf Sie, Schwester," sagte er, „und heiße Alles gut, was Sie anordnen."

Clara überlegte. Der Grundzug ihres Wesens war so wahr, daß sie auch nicht der geringsten Entstellung fähig gewesen wäre. Wenn sie überhaupt sich entschloß, eine Erklärung über sich zu geben, konnte sie das nur in voller Offenheit thun, und sie fühlte, daß das Constantin gegenüber nothwendig war, wollte man ihn nicht peinigenden Grübeleien, aufregendem Nachsinnen überlassen. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trat in das Zimmerchen, und der erste Blick mußte sie überzeugen, daß der Arzt Recht gehabt hatte. Ueber Constantin's bleiche Wangen hatte sich Fieberröthe gezogen, das Auge glänzte unsicher, und der Athem flog.

Clara legte leise die Hand auf die heiße Stirn, beugte sich nieder und flüsterte: „Versprechen Sie mir, ruhig zu sein, Constantin. Sie haben das

Recht, ein aufklärendes Wort von mir zu verlangen, ich verspreche, es Ihnen zu geben, Ihnen, dem einzigen Menschen auf der Welt, dem ich es schulde. Aber ich fordere dagegen Ihre ganze Willenskraft, Erregungen zu bezwingen, die Ihnen trübe Erinnerungen, die ich berühren muß, vielleicht zurückrufen."

Constantin sah sie lange an, als wolle er in den veränderten Zügen das Bild wiederfinden, dem er einst sein ganzes Vertrauen geschenkt. Leise nickte er mit dem Kopfe, und ein hastiger Händedruck gab das Versprechen, das sie verlangte.

Es war ein prächtiger Spätsommertag, durch den Herbstahnung milde wehte. Schwester Clara hatte mit dem Arzt verabredet, daß man Constantin in der Mittagsstunde zum ersten Mal an die Luft bringen wolle. Sie hatte dazu selbst einen Platz ausgesucht und hergerichtet im Gärtchen hinter dem Hause. Da war freilich Alles vernachlässigt seit Wochen, zertreten, zerstampft. Die Weinranken hingen wild und ungebunden an der Mauer, das Unkraut war aufgeschossen auf den Beeten; aber als trotzten sie der Verheerung, hing hier und da eine Traube, die dem Herbst entgegenreifte, und manch' Blümchen scheu

heiter auf und behauptete ſein Recht an dem zugewieſenen Platz mit Blüthen und Farbenglanz. Clara hatte, ſo gut es ging, ein Lager hergerichtet, auf dem der Kranke, halb ſitzend, halb liegend, geſchützt vor Zugluft durch die Mauer, vor Sonnenlicht durch den Schatten eines Apfelbaumes, ruhen konnte. Man hatte ihn hinausgetragen, und ſo athmete er wieder die friſche Luft, die lange entbehrte. Sie machte ihn müde, und er ſchloß die Augen. Clara ſchlich ſich leiſe fort, und mit größter Anſtrengung brachte ſie das Krankenzimmerchen in Ordnung. Alles ging ihr leicht von der Hand, weil ſie nichts unnütz that, gleich das Richtige ergriff und keine Sache zurückthun mußte. Der Arzt trat ein, als ſie eben fertig war. Erſchöpft durch ununterbrochene Anſtrengung, ſetzte er ſich nieder und freute ſich der Ordnung, der zweckmäßigen Aufſtellung, der friſchen Luft und der Sauberkeit des eigentlich ungünſtigen Raums.

„Schweſter,“ ſagte er, „wir arbeiten nun ſeit Wochen zuſammen, und ich muß, neben der körperlichen Kraft und Ausdauer, die Sie Ihrem Werke der Barmherzigkeit widmen, ganz beſonders bewundern, mit welchem Tact Sie Alles ſo zu ordnen

wissen, wie es den Kranken gerade zuträglich ist, noch dazu hier, wo es uns meist an dem Nothwendigsten fehlt."

Clara lächelte. „Man muß sich eben nicht aufhalten mit Klagen um das, was nicht erlangt werden kann, man darf sich das nicht als unentbehrlich hinstellen, und man muß suchen, das auszunutzen, was erreichbar ist. Nun aber, Herr Doctor, beantworten Sie mir eine Frage. Sie hatten richtig geschlossen, Gemüthsbewegungen waren die Ursache des Umschwungs in der Genesung unseres Kranken, aber die Besorgniß, mit der Sie diesen Umschwung wahrnahmen, hat sich, Gott sei Dank, nicht erfüllt, vielmehr hat sich ein Fortschritt in der Genesung gezeigt, eine Kräftigung, wie wir sie kaum erhoffen konnten. Wir horchen nicht mehr ängstlich nur auf den Athem, beobachten nicht ausschließlich den Pulsschlag; auch Denken und Empfinden belebt sich wieder, und wir müssen es in den Kreis unserer Beobachtung ziehen. Halten Sie es danach für gefährlich oder möglicherweise für heilsam, den Kranken über Zweifel, die ihn im Augenblick noch beunruhigen, Zweifel, die in die Vergangenheit zurückgreifen und einst seinem Leben

eine andere, eine ſchmerzlichere Wendung gaben, Aufklärungen zu machen, die zwar Räthſel löſen, aber ohne Erregungen nicht empfangen werden können?“

Der Arzt ſah vor ſich hin. „Liebes Kind,“ ſagte er, „die Frage kann nur der Erfolg beantworten. Wenn ich Sie recht verſtehe, überlegen Sie, ob beunruhigende Zweifel nachtheiliger ſind für den Kranken, als eine ſchmerzliche Gewißheit. Um eine beſtimmte Meinung auszuſprechen, müßte ich den Charakter des Patienten genauer kennen. Das ſcheint bei Ihnen der Fall zu ſein. Entſcheiden Sie alſo ſelbſt. Ich kann Ihnen das um ſo ruhiger überlaſſen, als Sie mir mehr als einmal den Beweis gaben, daß Sie in der Behandlung der Kranken immer den richtigen Weg finden.“

Der Arzt ging. „Ich muß den Kranken evacuiren, und das ſobald als möglich,“ ſagte er vor ſich hin. „Die Pflege könnte doch auf die Länge nicht gut thun.“

Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb eine Verfügung, die an die nächſte Behörde abgeſchickt wurde.

Clara hatte keine Entſcheidung bekommen, die Verantwortung blieb ihr allein, aber ihr Entſchluß

ſtand feſt. Sie trat in den Garten und fand Conſtantin erwacht von dem leiſen Schlummer der Ermattung nach einer erſten Anſtrengung. Clara ſetzte ſich auf einen Stein zur Seite ſeines Lagers und nahm die bleiche, abgemagerte Hand zwiſchen ihre beiden. „Conſtantin," fing ſie an, „ich mahne Sie an Ihr Verſprechen. Wollen Sie mich ruhig anhören, ruhig nicht allein in der äußern Form, ſondern mit der männlichen Willenskraft, welche die Erregung bezwingt?"

Conſtantin nickte ihr freundlich zu. „Gut," ſagte das Mädchen, „hören Sie mich an, als erzählte ich von einem Dritten, einem Freunde, und das iſt auch richtig. In den Tagen, zu denen ich zurückgreife, waren wir Andere als jetzt, und ich erzähle Ihnen wirklich das Märchen vom knospenden Lenz im ſtarren Winter. Wir trennten uns damals mit allem blühenden Glück im Herzen, mit Vertrauen, mit Hoffnungen. Mir wurden ſie ſchneller, rückſichtsloſer gebrochen als Ihnen. Kaum waren Sie fort, als mein Vater mir eröffnete, daß ſein Vermögen vernichtet ſei, daß er unbefugt und unüberlegt ſogar in den Credit ſeiner Regierung gegriffen hätte, daß ihn Schande und Strafe erwarte.

Nur meine Verbindung mit Ihrem Oheim, der mit ſeinem Reichthum einträte, könne ihn retten."

Eine plötzliche Röthe flog über Conſtantin's Geſicht, er hob den Kopf, aber Schweſter Clara legte ihm leiſe die Hand auf die Stirn. „Vergeſſen Sie nicht, was Sie verſprochen," ſagte ſie, „und brechen Sie nicht den Stab über den alten, unglücklichen Mann. Wie der Gemsjäger, getrieben von der Leidenſchaft des Waidwerks, der Gefahr nicht achtet und ſein Leben tauſendmal einſetzt um nichtigen Preis, ſo ſtürmte Jener, nichts achtend, nichts ſehend, weiter, in der Sucht des äußern Glanzes, der vornehmen Repräſentation, die ſein Element, ſeine Lebensluft war, und er merkte es nicht, daß es ihn immer weiter riß an den Abgrund, von dem kein Pfad ihn zurückführte auf die geebnete Straße. Als ihm plötzlich die Augen aufgingen, ergriff ihn der Schwindel, und er dachte nur an Rettung. Es waren entſetzliche Tage, in denen mir das geheiligte Bild des Vaters verzerrt, getrübt, faſt vernichtet wurde. Wie hat die kindliche Liebe gerungen, gekämpft, um ſich ſelbſt nicht zu verlieren; aber ſie ſiegte, wenn ich auch nicht eine Secunde darüber in Zweifel war, welchen Entſchluß

ich zu fassen hätte. Das Vermögen meiner Mutter, meinen Schmuck, alle kleinen Kunstschätze, mit denen ich mich umgeben hatte, gab ich hin, und wie leicht! war das doch werthlos geworden. Wir gingen in die Schweiz. Ich versuchte mir zu verdienen, was der Tag bedurfte. Ich malte, stickte, gab Unterricht. Ach, es reichte kaum für das Nothwendigste, und mein armer Vater merkte nicht einmal, wie schwer es verdient war. Fast kindisch geworden, fragte er niemals, woher ich die Mittel nähme, seinen Tisch zu decken. Er nahm so wenig, aber er brauchte noch immer den Schein der eleganten, vornehmen Tafel, den Aufputz, den er freilich niemals berührte. Meinen entschiedenen Entschluß, meine Hand nicht zum Opfer zu bringen, ehrte er zwar und warf es mir auch niemals vor, daß ich ihm in dieser Beziehung ungehorsam war, aber er verlangte auch, daß ich wenigstens alle Verbindung mit Dir abbräche. Ich hätte das ohnehin gethan. Damals hätte ich ein Geständniß nicht machen können, das den guten Namen meines Vaters Preis gab, hätte Dein Schicksal nicht mit dem einer — entehrten Familie verknüpft. Ich schwieg, das war nicht recht. Ich hoffte, Du würdest

mich finden, mir vertrauen. Das war Thorheit. Ich habe gekränkt an der bittern Empfindung, daß auch Du Dich von uns gewandt hätteſt, wie alle Welt; ich habe Dir gezürnt, Dein Andenken aus dem Herzen zu reißen verſucht. Vergieb mir das. Mein Vater ſtarb plötzlich, ohne Krankheit, und ich habe ihn beweint, denn ich habe ihn geliebt bis an's Ende und ich danke Gott für die Gnade, daß ich das konnte. Für ihn hatte ich arbeiten können, um den Schein eines Wohlſtandes aufrecht zu erhalten, der längſt nicht mehr da war. Ich mußte abſchließen mit der Vergangenheit und auch mit der Erinnerung an Dich. Du ſiehſt, welchen Weg ich einſchlug, und es war der richtige. Jetzt iſt Frieden in meinem Herzen und Befriedigung. Glaube mir das und rühre nicht daran. Ich habe Dir wirklich die Geſchichte einer Andern erzählt, Schweſter Clara hat von jener Cornelia berichtet, die Du einſt kannteſt, vielleicht liebteſt. Beweine ſie nicht, wie ich ſie nie beweint habe. Ich bin zu Ende. Dir gehört noch das Leben, und Du wirſt noch glücklich werden, wie ich es bin auf meine Weiſe."

Sie ſchwieg. Was hätte ſie noch hinzufügen

sollen? Auch Konstantin fand kein Wort für seine Empfindung, aber sein Auge, seine ganze Seele hing an dem Mädchen, das gesenkten Blickes ruhig neben ihm saß. Die früheren, theuren Züge traten wieder hervor, als fiele ein Schleier der Erinnerung nach dem andern, als brächte jede Scheidewand, die ihn mit bitterm Groll von der einst so Geliebten geschieden hatte. Er streckte die schmale, bleiche Hand aus und flüsterte: „Ich danke Dir! Du hast mir das Zutrauen zur Menschheit wieder gegeben. Ich weiß jetzt, daß ich nicht allein athme; weiß, daß ich wieder leben kann, leben werde."

Schwester Clara stand auf. „Nichts weiter, Konstantin," sagte sie. „Ich wollte die Vergangenheit nicht aufklären, um die Gegenwart zu verlieren. Geschehenes, Gelebtes ist nicht ungeschehen zu machen, nicht zurückzuleben."

Sie ging. Ueber Konstantin's Züge zog ein Lächeln des Glückes, wie ein Sonnenblick, der rückleuchtend seine ganze Vergangenheit umglänzte. So vergaß er die Gegenwart, sein Siechthum, seine Schwäche. Mit der Gewohnheit früherer Kraft richtete er sich auf und versuchte einige Schritte zu gehen. In dem

Augenblick trat der Arzt in das Gärtchen, erstaunt sah er den Kranken, der gerade, in Ueberschätzung seiner Kraft, vorwärts zu schreiten versuchte, aber schwankend, wie im Schwindel, zusammenzubrechen drohte. Der Arzt fing ihn in seinen Armen auf. „Welche unzeitigen Kraftversuche, Graf," sagte er, „so weit sind wir noch nicht. Wo ist Schwester Clara?"

„Schwester Clara?" fragte Constantin verwundert, dann lächelte er und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ach, Sie meinen Cornelien!"

„Gleichviel, wen ich meine," sagte der Arzt. „Sie müssen solche Anstrengungen noch unterwegs lassen." Dann sich anders besinnend, fuhr er fort: „Aber immerhin sehe ich, daß Sie kräftiger sind, als ich hoffte. Die Reise kann Ihnen nicht mehr schaden, weniger als hier die Luft. Der Generalarzt hält mit seinem Wagen vor der Thür, Sie können mit ihm fort, das ist das Beste."

Ehe Constantin einen Einwand machen konnte, war er in den Wagen getragen, dem ältern, sorgsamen Arzt übergeben und fuhr unter der vorsichtigen Obhut langsam dahin. Vergebens versuchte er Ein-

spruch zu thun, Fragen an den Begleiter zu richten. Freundlich, aber ernst wurde ihm jedes Wort verboten. So, nach kaum zweistündiger Fahrt, kamen sie an die Eisenbahnstation. Constantin wurde mit aller Sorgfalt im Coupé gebettet, und fort ging es, der Heimath zu.

Clara hatte indessen die Verwundeten verbunden. Die Beschäftigung war ihr wie eine Beruhigung der eigenen Aufregung. Ihre Hand zitterte nicht, und als sie den letzten Verband angelegt hatte, war sie wieder vollkommen Herrin ihrer selbst. Ja, sie dachte jetzt erst wieder an Constantin und ging in das Gärtchen, um ihn nun in sein frisch gelüftetes Zimmer zurückzubringen. Die Stelle, auf der sie den Freund verlassen hatte, war leer. Sie eilte in das Zimmer und fand ihn auch dort nicht. Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, der Arzt trat herein und erklärte ganz geschäftlich, daß er den Patienten so wohl gefunden hätte und eine vortreffliche Gelegenheit, ihn zu evacuiren und aus der unheilvollen Luft der Schlachtfelder zu bringen, nicht hätte vorübergehen lassen wollen.

„Er ist fort?“ rief Clara heftig, fast entsetzt.

Der Arzt sah sie fragend an, aber schon war sie wieder ruhig, und ganz kalt setzte sie hinzu: „Sie hatten Recht. Er kann jetzt die Reise vertragen und wird in der Heimath schneller genesen als hier."

Sie wartete keine weitere Auseinandersetzung ab und fing sofort eine Besprechung an über die anderen Verwundeten, und so ruhig, daß der Arzt glaubte, sich getäuscht zu haben, und nicht wagte, die Frage auszusprechen, die ihm auf den Lippen schwebte, ob die Schwester den abgereisten Patienten früher gekannt hätte.

Alles ging in gewohnter Weise weiter. Nichts verrieth an Clara, wie tief sie innerlich erschüttert war. Constantin's geschah nie wieder Erwähnung. Die ganze Begegnung mit ihm erschien Clara wie ein Traum, dessen Bilder aber nachklangen in ihren einsamen Gedanken. Was sie sich ausmalte, wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit. Er mußte jetzt genesen sein, mußte Lucie aufgesucht haben, ein neues Leben beginnen. Es waren ihr das freundliche Gedanken, und sie dachte nicht an sich und wurde sich keiner eignen Empfindung bewußt. Dazu ließ ihr der mühevolle Beruf auch kaum Zeit.

So verging eine Woche nach der andern. Der Tod hielt seine Nachlese in dem Krankensaal. Clara mußte manch' brechendes Auge zudrücken, manch' junges geknicktes Leben betten lassen in fremder Erde. Wenige schickte sie hinaus in die Heimath, der Hoffnung zum Leben entgegen. Es wurde leer. Da endlich kam das lange erwartete Ereigniß: die stolze Festung, um die so viel edles Blut geflossen war, fiel. Auch in das halbvergessene Haus, in dem Clara schaffte, kam die Kunde. Die letzten Kranken führte man fort. Da brach auch ihre Kraft zusammen, die sich an der anstrengenden Arbeit, durch alle Entbehrungen ihres Berufs und der Verhältnisse aufrecht gehalten hatte.

Der Arzt begleitete seine letzten Kranken in die Heimath, und er mußte auch Clara zu ihnen zählen. Krank, fast stumpf, fragte sie nichts und ließ Alles geschehen. Aber er wußte, wohin er sie zu bringen hatte. Ein Brief von einem Freund und Collegen war ihm zugekommen und hatte ihm frühere Vermuthungen bestätigt, wenn auch nicht erklärt. So ging es in die Heimath.

XI.

An dem Ort, an dem unsere Erzählung begann, führen wir den Leser in ein anmuthiges, mit aller Behaglichkeit des Reichthums, mit allem Geschmack der Bildung eingerichtetes Haus. Dabei macht es doch den wohlthuenden Eindruck schlichter Bürgerlichkeit. Nur in einem Parterrezimmer, gleich an der Hausthür, sieht es bunt aus. Es ist das Arbeitszimmer des Hausherrn, und der erste Blick zeigt uns, daß wir bei einem Arzt sind. Auf den Schränken stehen allerlei anatomische Präparate, auf allen Tischen Instrumente, theils chirurgische, theils die dem Laien räthselhaften Glocken und Pumpen und Gummiballons mit Schläuchen. Ein buntes, scheinbar ungeordnetes Durcheinander herrscht in dem Zimmer. Doctor Meinard, denn wir brauchen es nicht auszusprechen, daß wir bei ihm sind, sitzt behaglich, im Hauskleide mit der glimmenden Cigarre im Munde, am Schreibtisch; als es leise an die Thür klopft. Er erräth, welche Hand das Zeichen giebt, lächelt — und schreibt weiter. Ein wiederholtes stärkeres, fast ungeduldiges Klopfen, das ebenso ohne Antwort bleibt. Da öffnet

ſich halb die Thür, ein freundliches Geſichtchen unter einer zierlichen Morgenhaube ſieht herein, und eine auch uns bekannte Stimme fragt: „Darf man denn eintreten?“

Meinard lachte laut: „Weshalb ſollteſt Du nicht in das Zimmer Deines Mannes kommen dürfen?“

„Weil man nie weiß, was hier Schreckliches vorgeht in Deiner Marterkammer!“ erwidert Lucie und ſteht mitten im Zimmer. „Weshalb antworteſt Du eigentlich nicht auf mein Klopfen?“

„Weil ich Deine Hand erkannte und ich es Dir abgewöhnen möchte, mein Zimmer noch immer wie ein fremdes anzuſehen. Wenn Jemand hier iſt und Du nicht eintreten dürfteſt, ſchöbe ich den Riegel vor.“

„So,“ ſagte Lucie und zog ſchmollend die Oberlippe in die Höhe, „Du willſt mir etwas abgewöhnen? Gut wenigſtens, daß Du das gerade herausſagſt. Aber eine Aufrichtigkeit iſt der andern werth. Ich werde anklopfen, ſo lange Dein Freund im Hauſe iſt, denn wenn ich Dir einmal Etwas ſagen möchte, und ihn, wie faſt immer, bei Dir finde, ſtirbt mir das Wort auf den Lippen, und ſo ziehe ich es vor, Dich herauszurufen.“

„Haſt Du mir jetzt etwas zu ſagen?“ ſagte Meinard und ſchob freundlich einen Seſſel heran.

„Ja!“ erwiderte Lucie. „Ich möchte ein ernſtes Wort mit Dir reden.“ Sie ſetzte ſich aber nicht, ſondern blieb vor dem Gatten ſtehen und ſchlug die Arme über einander.

„Wie bin ich begierig!“ ſagte Meinard lächelnd.

„Bitte, lache nicht, Lieber!“ rief Lucie. „Ich will Dir nicht verſchweigen, daß Du unerträglich biſt, das aber nebenbei. Gerade heraus, liebes Herz, ich bin krank; aber ſeit wir verheirathet ſind, habe ich gründliche Zweifel an Deiner Wiſſenſchaft bekommen, und in dieſem Falle bin ich überzeugt, daß Du mir nicht helfen kannſt. Ich gehe aber darüber zu Grunde!“ Sie hatte mit halb ſcherzhaft ſchmollendem Ton angefangen, aber gegen das Ende ihrer Worte zitterte ein ſo ernſter Klang durch ihre Stimme, daß Meinard den Scherz verſchluckte, mit dem er ihr antworten wollte, faſt erſchreckt ſeinen Seſſel näher rückte und auch wirklich Thränen in den Augen der jungen Frau ſchimmern ſah.

„Um Gottes Willen, Lucie!“ rief er, „was iſt Dir?“

Lucie lachte. „Nun so gar ernst brauchst Du es doch nicht zu nehmen," sagte sie. „Mit einem Worte — ich bin eifersüchtig — furchtbar eifersüchtig."

„Närrchen!" rief Meinard, sprang auf und drückte die kleine Frau stürmisch an seine Brust. „Du eifersüchtig? Und auf wen?"

Lucie ließ sich die Liebkosung ruhig gefallen, ohne sie aber zu erwidern. Sie kannte noch das rechte Wort der Erwiderung nicht finden, dann aber machte sie sich leise aus des Gatten Arm frei und warf sich in den Sessel.

„Das Wort war vielleicht ein falsches," sagte sie, „aber ich finde kein anderes. Ich bin eifersüchtig auf Deinen Beruf, auf Deine Wissenschaft, die Dich mir immer wieder entziehen —"

„Das Schicksal aller Doctorfrauen!" warf Meinard lachend ein.

„O," fuhr Lucie eifrig fort, „ich bin nicht so albern, daß ich Deine ganze Zeit für mich haben wollte, im Gegentheil, ich bin stolz auf Deinen Ruf, obgleich ich den Verdacht habe, daß er, wie der Ruf aller Aerzte, ein vollkommen unverdienter ist. Aber in der Zeit, in der ich Dich sehe, möchte ich Dich

haben, nämlich unzerſtreut, mit den Gedanken nicht bei irgend einem intereſſanten Fall, ſondern bei Deiner Frau. Siehſt Du, das iſt unerträglich, das halb Hinhören, wenn ich Dir etwas ſage, das Abſpringen, wenn ich erzähle, das Aufwachen aus dem Traum, wenn ich fertig bin; drei Viertel von Dem, was ich mit Dir ſpreche und beſpreche, iſt in den Wind geredet, und das ärgert mich, kränkt mich, macht mich wüthend, am meiſten, wenn ich es mir hinterher klar mache, wenn Du längſt nicht mehr da biſt."

„Ich will mich beſſern!" ſagte Meinard und rückte ſeinen Stuhl ſchmeichelnd näher.

„Sehe Einer den Fuchs!" rief Lucie, „er will ſich beſſern und weiß recht gut, daß er es nicht kann, ja, eigentlich will er es auch nicht. Zu alle dem kommt nun die Hauptſache, und das iſt es eigentlich, weshalb ich kam." Sie rückte ihren Seſſel ganz nahe heran und ſah Meinard ſcharf und feſt in's Auge. „Wer ſeiner Frau überhaupt nur eine ſo getheilte, zerſtückelte Exiſtenz zu bieten hat, müßte mehr als jeder Andere mit dem kleinen disponiblen Reſt zu Rathe gehen, denn er iſt fremdes Eigenthum. In eine Ehe, eine glückliche, richtige Ehe, mit einem

Wort, in eine deutsche Ehe gehört kein Dritter, noch eine Dritte. Das ist mir ganz klar geworden, seit ich — nun, seit ich eifersüchtig bin."

Meinard wollte lächeln, wollte in einen Scherz einlenken, aber es gelang ihm nicht, und mit niedergeschlagenem Blick sagte er: „Ach. Du willst von Constantin sprechen?"

„Ja!" sagte Lucie, „und heute einmal ganz gründlich."

Meinard legte ihr die Hand auf den Arm. „Vergiß nicht, Lucie," unterbrach er sie, „daß Constantin unser Hausgenosse wurde mit Deiner Zustimmung."

„Das will gar nichts sagen!" rief Lucie. „Wenn Ihr Männer kommt und uns um Rath fragt, so thut Ihr es nur, um unseren Entschluß zu bestechen und Euch gegen späteren Einwand zu decken. Was sollen wir armen Frauen am Ende machen, wenn Ihr, wie Du in diesem Falle, ankommt mit den Worten: Du sollst entscheiden; ich werde nichts thun, was Du nicht billigst. Kann ich den liebsten Freund, dem psychische Pflege fast nothwendiger ist als physische, dem überfüllten Lazareth anvertrauen, in dem man ihn kaum beachten würde? Dabei warst Du

ebenein ſo liebenswürdig, wie ich Dich nie geſehen habe, ſo edel, ſo liebevoll, daß mir die Thränen in die Augen traten, und damit iſt man immer verloren. Halte mir noch vor, daß ich einwilligte, Conſtantin in's Haus zu nehmen! Was ſollte ich denn machen?"

Meinard nahm ihre Hand und führte ſie an die Lippen. „Du, Lucie, konnteſt nichts Anderes thun, als Du thateſt, weil Du eben Du ſelbſt biſt, mit dem klugen Sinn und dem weichen Herzen. Du nahmſt den Freund in Dein Haus, Du ſannſt nur, wie Du ihn pflegen könnteſt, Du ſcheuteſt keine Unbequemlichkeit, um ihm zu helfen; Du brachteſt Deinen Frohſinn, ihn aufzuheitern, Deinen Geiſt, ihn zu zerſtreuen, Deine Liebenswürdigkeit, ihm den Aufenthalt behaglich zu machen —"

„Halt!" unterbrach ihn Lucie, „wenn das Alles nicht hinterliſtige Schmeichelei iſt, um mich ſtill zu machen, ſo beweiſt es mir nur, daß ich in dieſem Augenblick durchaus nicht dies liebenswürdige ‚Ich ſelbſt' bin, das Du ſo warm ſchilderſt. Jetzt verlange ich meinen Mann zurück und deshalb den Dritten aus dem Hauſe, denn ich bin eiferſüchtig auf Deine Freundſchaft, und wir ſind noch nicht lange

genug verheirathet, um immer einen Dritten neben uns zu haben, der jedes aufrichtige, intime Wort unmöglich macht."

Meinard stand auf und schritt durch das Zimmer. „Conſtantin," sagte er, „wird uns, denke ich, bald verlassen."

„Er kann das ohne Schaden," warf Lucie ein, „denn ich halte ihn für vollkommen hergestellt."

„In der Beziehung," sagte der Gatte, „muß ich mein Urtheil über das Deinige stellen. Noch ist meine Cur nicht vollendet, aber ich hoffe mit Bestimmtheit auf den Erfolg. Diesmal rede ich nicht von der physischen."

Lucie stand gleichfalls auf und hing ihren Arm in den des Gatten. „Man kann die psychische Cur verstehen, ohne gelehrter Arzt zu sein?" fragte sie, fuhr aber, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Habe ich mir ein Recht erworben, an derselben Theil zu nehmen?"

Statt aller Antwort schloß Meinard die junge Frau stürmisch in seine Arme. „Ja, Lucie!" rief er, „das sollst Du, und Du kommst meiner Bitte zuvor. Setze Dich still zu mir und höre mich an."

Und nun erinnerte er sie an die Erzählung Constantin's, die sie damals an dem friedlichen Frühlingsabend im Garten belauschte.

„Einen Augenblick, Lieber," unterbrach ihn Lucie, „da muß ich Dir ein Geständniß machen. Damals erschien mir Constantin mit seinem tragischen Geschick so anziehend, so interessant. Ich glaube, ich war nahe daran, mich in ihn zu verlieben. Nun ich Dich liebe, mit Deinem offenen, natürlichen Herzen, ist mir Constantin antipathisch geworden, und ich begreife nicht, wie ich mich auch nur einen Augenblick durch ihn habe angezogen fühlen können. Du hast mir oft gesagt, er sei Dir das Ideal eines Mannes, aber ich finde das gar nicht. Er hat sein Schicksal mehr ertragen, als daß er damit gekämpft hätte. Ist das männlich? Um dieser Cornelia willen, die vielleicht seiner Liebe nicht einmal werth war, entschloß er sich, die Menschheit zu verachten. Ist das gerecht? Liebte er sie wirklich, mußte er ihr vertrauen, trotz Allem sie wiederfinden, klar werden über sich selbst und über die Geliebte. Liebte er sie nicht, nun so war sein ganzer Lebensüberdruß unnöthig."

„Wie schnell, wie einfach man findet, was für

den Andern das Richtige wäre," rief Meinard, „und wie schwer sieht das Jeder für sich selbst. Aerzte sind doch nothwendig in der Welt, denn Niemand kann sich selbst curiren."

„Weil alle Krankheiten des Charakters chronisch sind!" lachte Lucie.

„Sieh einmal Einer meine kleine, kluge, gelehrte Frau!" rief Meinard.

„Und deshalb wird aus Deinem männlichen Constantin auch nichts weiter, als ein hochmüthiger, verstimmter, herzloser, unausstehlicher Sonderling!" warf Lucie hin.

„Keins dieser Epitheta gebe ich ganz zu," sagte der Gatte ruhig. „Noch weniger gebe ich aber Constantin auf. Wie ich bei der physischen Krankheit bis zum letzten Augenblick auf die Natur rechne, so bei den Krankheiten des Charakters auf das Schicksal. Ich weiß, wie Constantin war, und bleibe dabei, daß noch die Funken seiner alten Empfindungen unter der Asche glimmen. Wir brauchen nur den Hauch des Schicksals, der sie anfacht."

„Du stöberst schon so lange vergebens zwischen den Kohlen!" rief Lucie spöttisch.

„Und Du sollst mir helfen!“ sagte der Gatte, „denn ich fühle den Hauch des Schicksals für Constantin und sehe die Funken schon glimmen.“

Lucie richtete den Kopf auf. „Erzähle mir das!“ rief sie.

„Cornelia ist gefunden!“ sagte Meinard. „Constantin fand sie wieder, und im vollen Sinne des Wortes.“

Lucie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Lieber, dann versprich mir, die Beiden ihre Angelegenheit allein zu Ende bringen zu lassen. Schleppe mir die dann nicht auch noch in's Haus. Ich habe es Dir ja gesagt, daß ich einst nicht fern war von der Thorheit, mir ein ernstes Interesse für Constantin einzubilden. Damals haßte ich diese Cornelia, und ihr gegenüber ist mir eine fatale Empfindung geblieben. Ich sehe sie vor mir, nach Constantin's Schilderung, und mich haben diese sogenannten vornehmen Leute mit ihrer unverschämten Sicherheit und Beherrschung der Form immer geärgert und verlegen gemacht. Nenne es meinetwegen Hochmuth, ich verlange keine beschönigende Bezeichnung. Ich weiß im Voraus, daß die Dame eine verdrehte Person ist, und will kein Charakterlazareth in meinem Hause.“

Die Thür öffnete sich leise, und Constantin stand in derselben. Bleich noch, aber sonst fast unverändert war sein Aussehen. Er begrüßte Lucie mit einem Händedruck und erbat sich von Meinard die Zeitung. Lucie rückte ihm einen Sessel heran, aber er wies ihn zurück. „Nein, gnädige Frau," sagte er, „ich kam nicht, um Ihnen die wenigen behaglichen Augenblicke, die Sie mit dem Freund haben, zu kürzen. Ich gehe auf mein Zimmer zurück."

„Und wenn Sie nun Meinard allein gefunden hätten?" fragte Lucie.

Constantin erwiderte ganz ruhig: „Dann wäre ich geblieben."

„Dann wissen Sie nicht," sagte Lucie, „daß in der guten Ehe Mann und Frau so sehr Eins sind, daß es fast gleich ist, ob man das Ehepaar zusammen oder einzeln findet. Der Mann da allein darf Ihnen nicht lieber sein, als wir Beide zusammen."

Constantin, ohne darauf zu erwidern, setzte sich auf den Platz, den Lucie ihm angewiesen hatte.

„Ich habe zwar bis dahin wenig von der Ehe gewußt," sagte er, „aber ich habe in den letzten Wochen viel gelernt und in mir überdenken müssen,

da ich ſonſt nichts zu thun hatte und mein geſtrenger Arzt mir das Reden verboten hatte. Ich muß Ihnen recht langweilig, recht verſchloſſen vorgekommen ſein, gnädige Frau."

„Zuweilen wohl," lachte Lucie, „da wir einmal an der Aufrichtigkeit ſind. Aber Sie haben mit Meinard zu reden!"

Conſtantin ergriff ihre Hand und hielt ſie feſt. „Das Ehepaar zuſammen iſt mir lieber, als der Mann da allein," ſagte er.

„Conſtantin!" ſagte Meinard nicht ohne Erröthen, „wir ſprachen von Dir, als Du eintrateſt. Lucie weiß Alles."

„Natürlich!" rief Conſtantin, „das wäre eine ſchlechte Ehe, die Geheimniſſe vor ſich hätte, und der Freund, mit Allem, was ihn erklärt, durfte auch kein Geheimniß ſein; deſto beſſer alſo." Er ſtand auf und reichte Beiden die Hände. „Meine lieben einzigen Freunde, ich habe viel nachgedacht über mich ſelbſt, über unſere Zeit, über das ganze neugewonnene Vaterland in dieſen letzten Wochen. Dort, im blutigen Kampf, lernte ich erfahren, was das Vaterland iſt, hier lernte ich erkennen, was das deutſche Haus

sein muß; daß ich außerdem, lange den Tod im Auge, das Leben neu schätzen lernte, nebenbei. Der Krieg wäre zu theuer, hätte er uns nicht Wahrheit, Reinheit, deutsche Sitte wieder errungen. Was jetzt geschehen wird im Vaterlande, wie man auch versuchen mag es zu gestalten, wird sich selbst ausbilden, ausleben und werden. Eins hat Jeder in sich zu werden, und Euch brauche ich es nicht zu nennen. Ich aber erkenne jetzt, wie verkehrt ich die Welt ansah. All' die kleinen und großen Unwahrheiten der Gesellschaft, in der ich groß wurde, brechen mir zusammen. All' die Empfindlichkeiten und Selbstquälereien des Hochmuths, durch die ich die Unnatur meiner Existenz aufbaute, fallen über den Haufen. Die Erkenntniß danke ich der großen Zeit, in der wir leben. Aber wie die Welt sich nach Frieden sehnt, so sehne ich mich nach der Heimath — nach der Heimath eines eigenen Hauses, mag es noch so schlicht sein."

Lucie hatte Thränen in den Augen. „Sprechen Sie das letzte Wort aus, lieber Freund," sagte sie, „denken Sie an Cornelia?"

Constantin's bleiche Züge überzog ein flüchtiges Roth. Er schwieg lange, ehe er antwortete, dann

ſagte er klar und ſicher: „Ich kann nur an ſie denken. Was ich lange in der Bruſt todt, begraben glaubte, flammt wieder auf.“

Meinard warf einen fragenden Blick auf Lucie, die zuerſt das Auge niederſchlug, dann aber, als ſchäme ſie ſich, die beſſere Empfindung zu verläugnen, hob ſie es, und Thränen ſchimmerten in demſelben. „Wo iſt Cornelia?“ fragte ſie ſchnell.

Conſtantin wollte antworten, aber Meinard fiel ihm in's Wort. „Bis hierher,“ ſagte er, „habe ich nicht eingreifen wollen, jetzt aber zwingt mich die Pflicht als Arzt und als Freund —“

„Er hätte gern hinzugefügt: ‚als Gatte!‘“ ſchaltete Lucie ein.

„Du überhebſt mich der Mühe,“ lächelte Meinard, „jede weitere Erklärung zu verbieten. Dich, Conſtantin, darf ich noch nicht aus dem Krankenzimmer entlaſſen, aber wir ſind vollkommen klar. Gebt mir noch wenige Tage der Geduld und des Vertrauens.“

Conſtantin reichte ihm die Hand. „Nun ich ſicher weiß, was geſchehen muß, will ich ausharren, wie es der Freund verlangt.“ Er reichte auch Lucie die Hand und ging.

Die Gatten ſchwiegen lange. Endlich fing Lucie an: „Lieber, ich bin weder krank, noch weiß ich ſicher, was geſchehen muß. Ich verlange alſo, daß Du mir das Letztere ſagſt, damit ich das Meinige dazu thun kann.“

„Um Alles in der Welt,“ lachte Meinard, „Du wäreſt im Stande, mir dieſe Cornelia in's Haus zu ſchleppen, und ich will kein Charakterlazareth.“

„Ungezogener, böſer Mann!“ ſchalt Lucie, „was für ein ſchlechter Arzt Du biſt. Du giebſt noch Deine Arzenei, wenn die Krankheit längſt vorüber.“

„Gut,“ ſagte Meinard, „Du ſollſt Alles erfahren!“

„Und das auf der Stelle!“ rief Lucie, „ich vergehe vor Ungeduld.“

Meinard zögerte. „Ich könnte Deine Ungeduld ſofort befriedigen, aber ich laſſe Dir die Wahl. Jetzt volles Geſtändniß, aber dann brauche ich Deine Hülfe nicht, oder eine kurze Friſt Geduld, und Du ſollſt mit eingreifen. Wähle!“

Er ſtreckte die Hand aus. Lucie zauderte eine Weile, ehe ſie einſchlug. Dann that ſie es und rief: „Ich will Geduld haben, um mit helfen zu können!“

XII.

Meinard hatte an jenem Tage, als wir ihn zuerſt in ſeiner Ehe kennen lernten, geſchickt vermieden, mit Lucie allein zu ſein. Er hatte ſogar Angelika und ihren Gatten eingeladen, was er ſonſt nur auf Luciens beſtimmten Wunſch zu thun pflegte. Angelika hatte unermüdlich von ihrem Lazareth geſprochen, deſſen Seele ſie in der That war, wenn ſie auch mit Meinard, dem dirigirenden Arzt, in unaufhörlichem Conflicte lebte. Immer überſchritt ſie ſeine Anordnungen, und es war darüber zu den allerheftigſten Scenen gekommen, ſo daß Lucie zuweilen begütigend und verſöhnend eingreifen mußte. Daß unter dieſen Umſtänden Meinard die Generalin für den ganzen Nachmittag und Abend mit in's Haus brachte, war ſo auffallend, daß Lucie die Abſicht ſofort durchſchauen mußte und mehrere Male nahe daran war, dem Gatten ernſtlich zu ſchmollen, dann aber ſah er ſie ſo freundlich, ſo zuverſichtlich an, daß der Zorn ſofort gebrochen war. Sie wartete ſehnlichſt auf Angelika's Aufbruch, um in einem einſamen Augenblick ihrer Verſtimmung Ausdruck zu geben; aber auch dieſe

Genugthuung sollte ihr nicht werden. Noch in später Abendstunde kam die Nachricht von der Eisenbahn, daß ein Zug mit Verwundeten signalisirt sei, und das sprengte sofort den kleinen Kreis um Luciens Theetisch. Meinard hatte die für die Lazarethe des Ortes bestimmten Kranken in Empfang zu nehmen, Angelika, als Vorsteherin der Verpflegungscommission für durchfahrende Verwundete, mußte auf den Bahnhof, Constantin zog sich in sein Schlafzimmer zurück, und der General öffnete zum ersten Mal den Mund, um zu seiner Statistik der Kampfunfähigen ungefähr sechshundert Mann hinzuzurechnen. Lucie wollte nicht allein bleiben und ließ sich leicht von Angelika anwerben, ihr beim Schmieren der Butterbrode behülflich zu sein. Man mußte noch lange auf die Ankunft des Zuges warten, und selbst Angelika hatte alle Zeit, mit ihren Vorbereitungen fertig zu werden. So schritten die Drei auf dem Bahnhofsperron in der kalten Herbstnacht auf und ab. Mehrere Male versuchte Lucie dem Gatten eine Frage zuzuflüstern, aber statt aller Antwort deutete er nur auf Angelika, und die junge Frau war wirklich nahe daran, zornig zu werden, als endlich der Zug einfuhr. Angelika

war sofort in voller Thätigkeit, indeß Meinard in dem begleitenden Arzt einen Freund begrüßte, Lucie hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen. Schnell waren die Anordnungen getroffen, und nun suchte Meinard sehr hastig seine Frau. „Lucie!“ rief er ihr schon von Weitem zu, „diesmal wird auch Dir eine Sorge, die ich Dir sogar für die ersten Stunden allein überlassen muß. Schwester Clara ist mit dem Zuge gekommen, erschöpft von monatelanger Anstrengung und selbst der Pflege bedürftig!“

Lucie vergaß alles Andere. Gleich hatte sie die Freundin gefunden, es verstand sich ja von selbst, daß sie dieselbe in ihr Haus nehmen wolle, und während Meinard das Unterbringen der Verwundeten besorgte, führte sie Clara in den Wagen und fuhr mit ihr nach ihrer Wohnung. Schwester Clara ließ sich Alles fast willenlos gefallen, so erschöpft war sie. Sie nahm Luciens Liebkosungen freundlich an, kaum dankend, aber als selbstverständlich. Lucie ließ sofort ein Zimmer herrichten, brachte selbst warmen Thee, und nun hatten die Beiden die Rollen getauscht. Lucie war die Pflegende, Clara empfing die Sorge und Bedienung. Clara sah mit freundlichem Lächeln,

durch das nur zuweilen ein tiefschmerzlicher Zug zuckte, der liebevollen Geschäftigkeit zu. „Das ist Wohlthat!“ sagte sie, „ein warmes, behagliches Zimmer, ein Bett nach den bitter kalten Nächten in den Eisenbahnwagen. Aber ich brauche nichts mehr, Lucie. Ich bin nicht krank, nur der Ruhe bedürftig, müde an Körper und Geist. Schlaf wird beide wieder in die gewohnte Bahn bringen.“

Lucie brachte die Freundin in's Bett, umarmte sie schmeichelnd noch einmal und verließ das Zimmer.

Eben war auch Meinard zurückgekommen, Lucie eilte zu ihm, und ehe er noch nach Clara fragen konnte, hatte sie ihm schon Alles erzählt. „Es war die höchste Zeit, daß sie kam,“ sagte Meinard, „und hätte mein Freund sie verstanden, wie ich es thue, hätte er nicht so lange zögern dürfen, sie heimzuschicken.“

„Um Gotteswillen, Lieber!“ rief Lucie. „Hältst Du sie wirklich für krank?“

Meinard antwortete nicht auf die Frage, sondern fuhr fort: „Komm, Lucie, setze Dich zu mir und laß uns überlegen; Du hast heute unzählige Male eine Aufklärung von mir verlangen wollen, und ich bin jetzt bereit, sie Dir zu geben.“

Lucie ſprang auf und rief diesmal wirklich in aufrichtigem Zorn: „Bin ich denn ſo kindiſch, daß ich es verdiene, nur immer wie ein Spielzeug Deiner Launen behandelt zu werden? Du ſiehſt mich in Todesangſt um ein Weſen, das ich liebe wie eine Schweſter, beantworteſt mir nicht meine ſorgende Frage, lenkſt zu Anderem über, an das ich nicht mehr denke, und verſtehſt nicht, daß ich in dieſem Augenblick überhaupt für Anderes keinen Sinn habe.“

Meinard lächelte und reizte dadurch Luciens Zorn nur noch mehr. „Und ich muß Dir doch von Conſtantin, von Cornelia reden.“

„Kein Wort will ich hören!“ fiel Lucie ein. „Haben ſie ſo lange ohne einander fertig werden können, mögen ſie ſich auch noch länger gedulden. Meine Zeit, meine Gedanken, meine Sorgen gehören jetzt Clara. Ich ſehe wohl, worauf Du hinzielteſt. Ich ſollte Eure ſtolze, hochmüthige Cornelia in's Haus nehmen, und ich war in meiner Gutmüthigkeit auch ſchon nahe daran, auf den Plan einzugehen. Daraus kann jetzt nichts mehr werden. Ich habe Clara hier, die meiner Pflege noch lange bedürfen wird, und Du kannſt ſehen, wo Du mit Deiner

Cornelia bleibst, von der ich überhaupt nichts wissen will. Heute Mittag hätte ich Dir vielleicht Alles versprochen und dann auch sicher gehalten. In Deiner Weisheit schien ich Dir doch sicher, und es machte Dir Spaß, mich hinzuziehen. Jetzt ist es Dir ganz gesund, daß Du Dich verrechnet hast!"

Sie hatte die Hand auf die Thürklinke gelegt und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Meinard hatte sie ruhig ausreden lassen, aber er lächelte nicht mehr und hatte den Blick ernst gesenkt. Er fühlte es, daß doch etwas Grund da war für den Zorn der liebenswürdigen Frau, so falsch sie übrigens die Verhältnisse auffaßte. Er mußte sich gestehen, daß er wirklich mit Lucie gespielt hatte, daß ihre zürnende Ungeduld zu reizen ihm ein eigenthümliches Vergnügen bereitet hatte. Ernst hob er den Kopf und rief: „Wenn nun Cornelia schon hier wäre!"

„Hier?" fragte Lucie und kehrte zurück.

„Hier im Hause, unter Deiner Obhut, im vollen Besitz Deiner Liebe!" antwortete Meinard.

Lucie stand wie versteinert. Sie konnte es noch nicht fassen, und doch combinirte sie sich schnell den Zusammenhang. „Ist es wahr?" rief sie. „Clara

— Cornelia?“ Sie ſank Meinard gegenüber in einen Seſſel, und die Thränen der Erregung, der Theilnahme rollten über ihre Wangen. Mit wenig Worten hatte ihr Meinard Alles erklärt, hatte ihr erzählt, wie Conſtantin und Cornelia ſich wiederfanden, wie ihre Vergangenheit, die Motive ihrer Trennung klar gelegt wurden, und wie es nur eines Wortes noch bedürfe, um, was Conſtantin ſehnlichſt wünſche, einen Bund zu ſchließen, den ſo wunderliche Verhältniſſe getrennt und wieder zuſammengebracht hätten. Lucie hörte ruhig, ohne zu unterbrechen, zu, dann ſprang ſie auf und ſagte: „Wunderliche Verhältniſſe nennſt Du, was ich nur für Eigenſinn, Hochmuth, Verkehrtheit anſehe. Suche nur keine Entſchuldigung in den Verhältniſſen, wo die Beiden nur Alles ſelbſt verſchuldeten. Cornelia mußte dem Geliebten gegenüber offen ſein und nicht davor zurückbeben, ihm die Schuld des Vaters zu geſtehen, Conſtantin mußte ſie ſuchen durch die ganze Welt, und es wäre ſo leicht geweſen ſie zu finden. Damals wäre es natürlich geweſen, einen Bund zu ſchließen, der gar nicht hätte getrennt werden müſſen. Jetzt iſt's Unnatur, und ich bin überzeugt, daß Clara niemals darauf eingeht.“

„Wie Cornelia zur Schweſter Clara wurde, muß Schweſter Clara wieder zur Cornelia werden, das iſt Alles!“ ſagte Meinard.

„Und Du meinſt, das ginge nur ſo?“ rief Lucie.

Meinard war aufgeſtanden und legte den Arm um den Nacken ſeiner Frau.

„Es wird geben, wenn Du uns beiſtehſt!“ ſagte er.

Am andern Morgen, zu ungewohnt früher Stunde waren die Gatten ſchon auf. Lucie hatte nicht ſchlafen können, ſo beſchäftigten ſie die Entdeckungen des vergangenen Tages. Eine Todesangſt um Clara's Geſundheit hatte alles Andere zurückgedrängt. Sie führte Meinard in Clara's Zimmer. In tiefem, ruhigem Schlummer lag ſie da, und leiſe, um ſie nicht zu wecken, traten die Gatten zurück. „Schlaf,“ ſagte Meinard, „das iſt die Arzenei der Natur und die beſte, die ihr hätte gegeben werden können.“ Er mußte fort, um die in der Nacht übereilt getroffenen Anordnungen in den Lazarethen zu prüfen. Lucie blieb allein und ſann über Clara's Geſchick. „Hat ſie ſich nicht ein Glück errungen in dem Segen ihres Berufes, und wäre es nicht ſündlich, ſie darin zu erſchüttern, wohl gar es ihr rauben zu wollen?“ Sie

konnte ſich Clara nicht vorſtellen wieder in das Treiben der Welt geſtellt, und doch, wie ſie ſann und ſann, wurde Clara ihr mehr und mehr zur Cornelia und nicht mehr die, die ſie gekannt, und der ſie mit ſolcher Ehrfurcht ihre Neigung entgegengetragen hatte. Damals war ſie ſo unnahbar geweſen, ſelbſt für die ſchüchterne Freundſchaft; jene Stunden an den Ufern des Rheins, ehe Clara auf das Schlachtfeld ging, hatten ſie ihr ſchon näher gerückt, und jetzt wurde ihre Empfindung eine ganz andere, gleichſtellende, ja faſt unterordnende. Von kindlichem Gefühl war es ein ſchweſterliches geworden, faſt das der älteren Schweſter.

Clara erwachte. Schwer wie Blei hatte der Schlaf auf ihren Sinnen gelegen und lag noch auf den Gedanken. Mühſam konnte ſie ſich klar machen, wo ſie ſei, langſam auf die Begegnung der vergangenen Nacht beſinnen. Als es ihr klar wurde, ſtand ſie ſchnell auf, aber ſie hatte ihre Kräfte noch überſchätzt. Mit Anſtrengung kam ſie mit dem einfachen Anzug zu Stande und ſchleppte ſich dann, faſt taſtend, zur Thür. Erſtaunt ſah ſich Clara um. Kunſtſchätze, das Erbtheil der Eltern, bedeckten die

Wände. Clara glaubte in einer anderen Welt zu sein und ließ sich matt auf einen Sessel am Kamin nieder, in dem behaglich wärmendes Feuer flammte. Sie fühlte sich nicht krank, Wärme und Ruhe waren ihr so wohlthuend. Der Contrast dieser Umgebung mit der der letzten Monate war so gewaltig, daß er jeden Vergleich ausschloß. Halb träumend, aber mit dem wohlthuendsten Gefühl der Behaglichkeit ließ Clara den Blick über den freundlichen Raum streifen, in dem sie sich so unerwartet fand. Wie eine Fata morgana tauchte ihre eigene versunkene Vergangenheit vor ihrer Seele wieder auf, die Zeit, in der sie in ähnlichen Räumen gelebt, sich wohl gefühlt hatte. Allmählich machte sie sich klar, daß sie bei Lucie sei. Sie hatte sich also das Haus gegründet, mußte verheirathet sein. Mit wem anders, als mit Constantin? Clara schreckte zusammen bei dem Gedanken. Würde sie es ertragen, hier zu verweilen? Sie sah der Frage muthig und sicher in's Auge und lächelte. Ja, sie würde es können; hatte sie sich doch längst entwöhnt, für sich noch einen Wunsch zu hegen. Sie fühlte, es war die letzte Prüfung; aber sie wußte es, sie würde sie bestehen.

Da öffnete sich leise die Thür und Constantin trat herein. Hätte Clara noch einen Zweifel haben können, jetzt mußte er gehoben sein. Sie zuckte zusammen, aber nur einen Augenblick, dann war sie gleich wieder gefaßt. Constantin aber starrte sie an, als traue er seinen Sinnen nicht, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er, halb erschreckt, halb erfreut: „Cornelia! Du hier, Cornelia?“ über die Lippen brachte.

Cornelia wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht und reichte ihm nur freundlich die Hand entgegen. „Ein unerwarteter Gast in Deinem Hause, Constantin,“ sagte sie, „aber, nicht wahr, kein unerwünschter?“ Sie lächelte dabei, und in diesem Augenblick hätte Niemand im Zweifel sein können, ob sie schön sei. Die ganze Verklärung unselbstsüchtiger Neigung glänzte über ihre Züge.

Constantin konnte kein Wort finden, nur Cornelia fuhr fort: „Gott sei gedankt, der mein Gebet erhörte, ich sehe Dich genesen und glücklich!“

„Glücklich?“ fragte Constantin, aber der schmerzliche Ausdruck, mit dem er die Frage aussprach, wich schnell einem freudigen, in dem die Ahnung kommenden Glückes aufleuchtete.

„Komm näher, Conſtantin,“ flüſterte Cornelia, „ſetze Dich mir gegenüber. Das Sprechen wird mir noch ſchwer, und ich habe Dir ſo viel zu ſagen, mehr noch zu fragen. Ich habe nichts gehört von der Welt ſeit Monaten, nichts gehört von Dir, und Du mußt mir Alles erzählen.“

„Ja, Cornelia!“ ſagte Conſtantin, „die Welt iſt eine andere geworden, und wir Alle ſtehen anders in derſelben. Das Vaterland, wenn auch noch ringend in dem blutigen Kampfe, iſt neu verjüngt und im Werden. Müßten wir uns nicht mit ihm verjüngen und abwerfen alle Schlacken der vergangenen Zeit?“

Cornelia ſchwieg eine Weile, dann fing ſie an: „Wieder verjüngen, wandeln und werden? Sagteſt Du nicht ſo? Meine Wandlung liegt hinter mir. Dir hat Gott den rechten Weg gezeigt. Du haſt das Haus gegründet, und es wird Dir geſegnet ſein.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Cornelia!“ ſagte Conſtantin.

„Bitte, nenne mich nicht ſo,“ flüſterte ſie. „Nenne mich Schweſter Clara, wie Lucie mich nennt und wie mir von Euch zukommt in doppelter Bedeutung.

Denn eine Schweſter will ich Euch ſein und bleiben. Hier haſt Du meine Hand darauf.“

Conſtantin wollte ſie unterbrechen, aber ſie wehrte ihm mit einer Bewegung der Hand.

„Laß mich gleich ganz aufrichtig ſein in der erſten Stunde,“ fuhr ſie fort. „Seit ich Dich wiederſah, ſeit Alles klar wurde zwiſchen uns, habe ich Augenblicke gehabt, in denen es mir ſchien, als wollten die Funken alter Neigung wieder aufglimmen unter der Aſche der Entſagung, als könnte ich es nicht ertragen, daß Du einer Andern gehören ſollteſt. Vergieb mir das, Du kannſt es, denn es iſt überwunden, und die Freundſchaft iſt geblieben. Ich danke Gott dafür, denn es war eine Zeit, in der ich das Herz für todt hielt und nicht mehr fähig des warmen Schlages für Freundſchaft. Aber laß Cornelia vergeſſen ſein und nimm Clara auf in Deiner Theilnahme, wie Du ſie ſchon in Deinem Hauſe aufnahmſt als willkommenen Gaſt.“

Die Thür hatte ſich leiſe geöffnet, Lucie ſtand in derſelben. Sie wollte ſich unbemerkt zurückziehen, aber Conſtantin war aufgeſtanden, ergriff ihre Hand und führte ſie zu Cornelia. „Lucie, erklären Sie

ihr Alles!“ rief er, „ich vermag es nicht, mir ist das Herz zu voll von Bangen und Glück!“ Er preßte Cornelia's Hand stürmisch an die Lippen und ging. Lucie wußte nicht, was sie erklären sollte, und sah fragend auf Cornelia. „Bin ich denn nicht bei Dir, Lucie?“ fragte Diese. „Ist dies denn nicht Dein Haus?“

Lucie schloß sie, statt aller Erwiderung, zärtlich in die Arme.

„Und ist er, Constantin, denn nicht Dein Gatte?“ fuhr Cornelia mit bebender Stimme fort.

Lucie lachte hell auf unter strömenden Thränen. Abgebrochen, unzusammenhängend fing sie dann an zu erzählen, immer heiterer, immer freier werdend. „Ach nein,“ schloß sie, „ich habe den besten, ungezogensten, unerträglichsten und geliebtesten Mann von der Welt bekommen. kaum weiß ich selbst, wie ich dazu kam, zu dem Unhold, und zu dem Glück, ihn mein zu nennen.“

Cornelia errötbete tief. Was hatte sie ausgesprochen, was empfand sie nicht in diesem Augenblick! Lucie fragte, erzählte, weinte und jubelte, Cornelia konnte nicht zu Wort kommen. Stumm, gesenkten Hauptes

ſaß ſie da, aber ihre Bruſt wogte, und ein Leuchten des Glückes lag auf ihren Zügen.

Meinard und Conſtantin traten herein.

„Nun?“ fragte Conſtantin Lucien mit dem Ausdruck angſtvollſter Spannung.

„Kannſt Du noch fragen?“ rief Meinard. „Siehſt Du nicht, wie es hier ſteht? Ja, es glühten noch die Funken alter Liebe unter der Aſche, und im Sturmeshauch der großen Zeit ſind ſie aufgeflammt zu jungem Glück!“

Was sich der Wald erzählt.

Das Märchen

als Prolog.

Das waren laute Tage,
Im Streite lag die Welt.
Daß es die Waffen trage,
Hat Alles sich gestellt.
Im Kampf sich zu beweisen,
Selbst nicht die Dichtkunst mied.
Das Wort ward Stahl und Eisen,
Zum Schwerte ward das Lied.

Das Märchen stand verlassen
Im Träuen um ihn her.
Ihm will der Streit nicht passen,
Ihm ziemt nicht Schild noch Speer.
Zum blut'gen Kampfesruhme
Ist seine Macht gering.
Es fliegt vom Blatt zur Blume,
Ein bunter Schmetterling.

Und aus des Streites Mitte
Da trieb's mich alsobald,
Ich floh mit scheuem Schritte
Tief in den grünen Wald.
Da, wo der Blüthen Fülle
Der Bäume Fuß umsäumt,
Hab' ich in Waldesstille
Geschlummert und geträumt.

Ich lag im duft'gen Reise
Umschattet und umrauscht,
Und hab' im Schlummer leise
Auf Waldes Wort gelauscht;
Web meine Träume luftig
Und meine Phantasien
Im Blumenlaute duftig
Und in der Blätter Grün.

Jetzt treibt's vom Blumenbette
Mich wieder waldauswärts;
Des Märchens liebste Stätte
Ist doch des Menschen Herz.
Jetzt drängt's mich, Euch zu fragen:
Ist noch im Sturm die Zeit?
Ist noch nicht ausgeschlagen
Und ausgekämpft der Streit?

Doch habt für Waldes Kunde,
Für meinen bunten Traum
In Eures Herzensgrunde
Ihr jetzt schon wieder Raum,
Dann nehmt, den ich getragen,
Den Strauß voll Waldesluft,
Und auf des Herzens Schlagen
Steckt ihn an Eure Brust.

Und wollt Ihr ihn nicht achten,
Den Märchengunst umwallt',
So laßt den Strauß verschmachten,
Viel andre trägt der Wald.
Ich aber zu den Bäumen
Will wieder dann entfliehn,
Will wieder ruhn und träumen
Im duft'gen Waldesgrün.

Die Mohnblume.

Wir sind im Irrthum, wenn wir glauben, daß die Blumen nichts können als knospen, blühen, duften und verwelken; denn diese Ansicht, so viel verbreitet sie auch sein mag, hat uns doch nur unser eigener Egoismus aufgedrungen, der uns gern weiß machen möchte, Alles in der Natur sei allein für uns da, und da wir eben nur das äußere Leben der Blumen wahrnehmen könnten, hätten sie auch gar kein inneres. Wie gesagt aber, dem ist nicht so, und wie jede Blume ihren eigenen Charakter hat, die eine bescheiden ist, die andere stolz und eitel, diese heiter und glänzend, jene düster und unscheinbar, oder wie sie sich sonst noch in Farben und Gewohnheiten äußern mögen, so hat auch jede ihr eigenes Wünschen, Streben, Jauchzen, Trauern und Lieben; alle aber haben sie einen überwiegenden Patriotismus, das heißt eine

Anhänglichkeit nicht allein an das Land, sondern sogar an die Stelle, auf der sie aufgewachsen sind, so daß sie anderswo gar nicht existiren könnten: ein Gefühl, welches man in neuer Zeit bei den Menschen oft hat vermissen wollen. Aber auch ein Organ der Mittheilung haben die Blumen, und wer nur ihre Sprache verstünde, dem könnten sie manches Gedicht, manches Märchen in's Ohr hauchen, der würde gern manche Nacht (denn das ist besonders die Zeit ihrer Mittheilungen, wie wir bald sehen werden) auf der blumigen Flur lauschen, und all' die bunten Bilderchen, die ihm vorgeführt würden, möchten ihm leicht wie ein schöner poetischer Traum erscheinen. Der Erzähler des vorliegenden Märchens lag auch einmal in einer duftigen, mondhellen Nacht auf dem blühenden Teppich des Waldes und lauschte — oder träumte, was ihm Mancher eher glauben wird, — da hörte er auf einmal tausend Stimmchen aus den Blumen aufsteigen. Wahrscheinlich hatte ein freundliches Elfchen, dem er einmal unbewußt irgend wie einen Dienst geleistet hatte, ihm sein Gehör für die Nacht geliehen. Melancholisch flüsterte das Schilfgras dem Nachbar ein langes lyrisches Gedicht in's Ohr, und der Nach-

bar hörte aufmerksam zu. Dazwischen klapperte die Klatschrose, die bei den Blumen die Chronik scandaleuse ist und die Klatschliteratur repräsentirt. Nicht weit ab kicherten rothe Moosblüthen zusammen und hatten sich gewiß eben was recht Launiges erzählt. Die Glockenblume war zwar stumm, aber sie bestätigte fortwährend die Reden der Nachbarn, indem sie rechts und links mit dem Kopfe nickte. Das war nun mit dem Zittergras ganz anders, denn das schüttelte beständig mit dem Kopfe und wollte nichts glauben von alle dem, was es um sich hörte. Mochten sie nun den Lauscher gewahrt haben und ihn, nach dem alten Sprichwort, für seine Unbescheidenheit bestrafen wollen, oder mag es überhaupt ein Lieblingsthema der Blumen sein, kurz, diesmal drehte sich ihre Unterhaltung meist um die Ungerechtigkeit und die lieblose Art, die sich die Menschen gegen sie zu Schulden kommen lassen.

„O weh," rief klagend eine Schaar von Thymianblüthen, „da hat uns wieder der plumpe Fuß eines Menschen unsere liebsten Geschwister zerknickt."

„Ja, sie achten uns gar nicht," sagte eine Pechnelke, die so gern bemerkt wäre und sich deshalb recht hoch auf ihrem schlanken Stiel emporstreckte, „wie

wir uns auch zärtlich an sie schmiegen und festhalten. Wenn sie uns noch vernichteten, weil wir ihnen schädlich sind, wie der Schierling; aber nichts ist schwerer zu tragen als ihre Mißachtung, in der sie es nicht einmal für werth halten, ihren Fuß von uns zu wenden."

„Nicht doch," flüsterte begütigend ein Vergißmeinnicht dazwischen; „sollte man doch nach Euren Reden die Menschen für gar ungerecht gegen uns halten! Und doch kann ich Eure Vorwürfe widerlegen. Sind wir ihnen nicht der liebste Schmuck bei festlichen Gelegenheiten, und wählen sie uns nicht immer als Boten für ihre heiligsten Gefühle, für die Liebe?" —

„Die Zeiten sind längst vorüber," sagte höchst verstimmt der Sauerampfer. „Halten sich die Menschen nicht in ihrem aufgeblasenen Stolze für berechtigt, selbst dem Schöpfer in's Handwerk zu pfuschen, ja, ihn zu verbessern, indem sie uns in jämmerlichen papiernen, gemalten Dingern nachahmen, ja, verschönert nachbilden wollen? Und womit schmücken sie sich denn jetzt, mit uns oder mit jenen verächtlichen Abbildern? Und zu Liebesboten nehmen sie uns auch

nur, wenn sie nichts Besseres haben; sonst ist aber diese Blumensprache längst aus der Mode gekommen, man nennt sie Sentimentalität und macht sie lächerlich."

„Ich ließe mir das Alles gefallen," nahm die Lilie das Wort: „wie können die Menschen unsere Gefühle achten, da sie sie nicht kennen? Aber sie müßten sie nicht ableugnen, wo sie ihnen augenscheinlich entgegentreten. Erinnert Euch nur. Wenn die Nacht vorüber ist und wir beim Morgenlicht um uns schauen, dann fehlt immer eine oder die andere von unseren Gespielen, die entweder schon in der Abenddämmerung ihr Haupt neigte, oder die ein wilder Nachtwind entblätterte. Dann betrauern wir sie, und Thränen hängen in unsern Augen. Die Menschen sehen das! aber ohne sich zu bemühen, es zu verstehen, läugnen sie, daß diese Tropfen ein Zeichen unseres Gefühls und unseres Schmerzes sind, und sagen, das wäre der Thau, den der Morgennebel über uns ausgeschüttet habe." —

Dieser Beweis von der Ungerechtigkeit der Menschen mußte so schlagend sein, daß für den Augenblick Keine Etwas zu erwidern oder hinzuzufügen hatte. Da bildete sich nicht weit von mir eine Gruppe

um eine glänzende, hoch aufgeschossene Mohnblume. Schon lange hatte ich bemerkt, daß ihre Umgebungen die Köpfe zusammengesteckt und an dem für mich so wenig schmeichelhaften Disput gar keinen Theil genommen hatten. Als nun diese Pause eintrat, rief die Schlüsselblume, indem sie laut ihr Glöckchen schwang: „Still, still, Ihr Schwestern, die Mohnblume will uns Etwas erzählen.“ „Die Mohnblume erzählt!“ hieß es, „still! still!“ und Alles horchte, denn auch das Schilfgras hatte eben sein langes Gedicht vollendet.

Die Mohnblume streckte sich auf ihrem schlanken Stiel, sah um sich und neigte sich dann einige Male hin und her. Ich hatte erwartet, daß sie sich erst lange bitten lassen, Heiserkeit vorschützen und mindestens viele Entschuldigungen voranschicken würde; aber das muß dermalen bei den Blumen noch nicht Sitte sein, denn die Mohnblume fing frisch weg an zu erzählen: „Ihr wollt mich anhören? Wohlan, so will ich Euch erzählen, wie nach alten grauen Sagen, die sich in meinem Geschlecht von einer Generation zur andern fortgepflanzt haben, wir Mohnblumen einem ganz eigenen Vorfalle unsere Existenz verdanken; denn

Ihr dürft ja nicht glauben, daß bei Erſchaffung der Welt wir Blumen alle auf einmal über die Erde ausgeſtreut waren. O nein, da kam eine nach der andern, und es ging damals ungefähr eben ſo her, wie es jetzt noch im Frühling hergeht."

„Wie geht es denn im Frühling her?" unterbrach ſie eilig die Klatſchroſe.

„Das kannſt Du noch vorher vom Gänſeblümchen erfahren," erwiderte die Mohnblume, „denn das iſt immer ſchon früh dabei, dann aber ſtör' mich auch in meiner Erzählung nicht wieder."

Das Gänſeblümchen, das meiſt wenig berückſichtigt wurde, ja, ſogar bei Vielen für etwas ſimpel gilt, während ſeine Couſine, das Tauſendſchönchen, weil es etwas mehr Erziehung genoſſen hat, ſchon höher angeſchrieben ſteht, war zugleich erfreut und verlegen, daß es auch einmal das Wort führen ſollte, und ein leichtes Roth zog ſich über die weißen Blätterchen, wie man das zu öfterm wohl ſchon an dieſer kleinen Blume bemerkt hat. Dann hob es das Haupt dankbar zur hohen Gönnerin empor und erzählte, ohne weiter eine Frage zu erwarten.

„Was wir dem Winter zu Leide gethan haben,

daß er uns armen Blumen gar so gram ist, das kann ich Euch nicht sagen, und darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Das nur steht fest, daß er uns nicht leiden kann und nicht eher ruht, als bis er uns Alle von der Erde vertrieben hat. Aber sein Reich dauert ja auch nicht ewig, und nach ihm kommt unser bester Freund, der Frühling. Der sieht sich nun ganz betrübt um, wenn von allen den bunten Kindern, die er beim Scheiden dem Sommer so angelegentlichst empfohlen hat, keins mehr da ist, und muß sein Haar in lange, graue Schleier hüllen, weil er noch kein Blümchen oder Blatt hat, sich einen Kranz zu flechten. Da fährt er denn mit seiner lieben, warmen Hand leise über die Erde und winkt und ruft seine Lieblinge, von denen noch keiner das Haupt herausstrecken mag, denn sie sind noch gar erschreckt, so sehr hat sie der rauhe Winter eingeschüchtert. Auch ist diese Furcht nicht unbegründet, denn man hat Beispiele, daß der Winter, wenn er schon weit fort war, umgekehrt ist und die Blumen auf den Kopf geschlagen hat. Einige Blumen zwar, die ein besonders freundliches Gemüth haben, wollen den Frühling nicht lange warten lassen und kommen eiligst

hervor. So auch das gute Veilchen. Aber wenn es um sich schaut, und die Erde noch so sehr kahl aussieht, und von all' den Schwestern erst so wenig erwacht sind, dann fürchtet es sich und steckt scheu das Köpfchen wieder unter die grünen Blätter. Die Menschen nennen das Bescheidenheit, es ist aber vielmehr Furcht; und dann erwacht in dem Veilchen die große Sehnsucht nach Gefährtinnen, die sie in ihren lieblichen Düften aushaucht! Armes Veilchen! Die Sehnsucht bleibt unbefriedigt, und wenn die andern Blumen gekommen sind, ist seine Zeit längst erfüllt. Weil es sich aber immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt, kommt es zuweilen im Herbst noch auf einige Tage hervor, und sein Sehnen ist gestillt. Das ist aber auch der Grund, warum es dann nicht mehr so lieblich duftet als bei seinem ersten Erblühen."

„Nun seht Ihr, so geht es im Frühling zu," nahm die Mohnblume ihre Erzählung wieder auf, „und ähnlich so ging es auch bei der Schöpfung. Eine Blume kam nach der andern. Zu der Zeit aber, in die meine Sagen reichen, waren schon die meisten versammelt, und es war gar schön auf der Erde, denn überall herrschte Friede und Eintracht. Thiere

und Menschen wohnten friedlich bei einander, und da war nichts als Jubel vom Morgen bis zum Abend. Ein Wesen nur, das einzige in der weiten, weiten Schöpfung, theilte nicht dies allgemeine Glück und wandelte traurig über die junge Erde: es war die Nacht. Warum sie traurig war, werdet Ihr fragen. Ja, seht, sie war einsam in der Welt, wo jedes andere Wesen einen Gefährten hatte; und giebt es ein Glück, wenn wir es nicht mittheilen können? Dazu kam noch, daß die Nacht mehr und mehr empfand, was sie sich so gern verheimlicht hätte, daß sie das einzige Wesen war, dem die andern sich nicht liebend nahen mochten. Denn wie sie auch ihre freiwilligen Lämpchen anzündete, sie mußte doch den Menschen und Thieren die Schönheiten der Erde verbergen, und das wendete alle von ihr ab. Nicht daß sie ihr in's Gesicht geklagt hätten; aber in dem Jubel, mit dem die Morgensonne begrüßt wurde, sprach es sich deutlich genug aus, wie wenig man der Nacht zugethan war. Das betrübte sie natürlich; denn sie war gut und liebevoll, und sie hüllte ihr Haupt in den dichtesten Schleier, um ihren bitteren Kummer auszuweinen. Das rührte nun uns mitleidige Blumen

gar sehr, und wie sich Alles von ihr wendete, suchten wir, wie wenig wir auch ihren Schmerz stillen konnten, ihr Freude zu machen, so viel es unsere Kräfte erlaubten. Aber wir hatten nichts zu bieten, als nur Farben und Düfte, und an den Farben hat die Nacht seit jeher keine große Freude gehabt. So sparten wir für sie unsere schönsten Düfte auf; ja, einzelne, z. B. die Nachtviole, dufteten bei Tage gar nicht, um alle ihre Wohlgerüche der Nacht darzubringen, und diese Gewohnheit hat sie denn auch, wie bekannt, seitdem bewahrt. Doch alles das konnte die Trauernde nicht trösten, und sie warf sich in ihrem Schmerz vor den Thron des Schöpfers.

„‚Allmächtiger Vater,‘ hob sie an, ‚Du siehst, wie Alles glücklich ist in Deiner Schöpfung, — ich allein ziehe freudelos, einsam und ungeliebt über die Erde und habe kein Wesen, dem ich mich in meinem Kummer anschließen kann. Der Tag flieht vor mir, wie sehnsüchtig ich ihm auch nacheile, und wie er, wenden sich alle Geschöpfe von mir ab. Darum, allmächtiger Vater, erbarme Du Dich meines Schmerzes und gieb mir einen Gefährten!‘

„Da lächelte in Mitleid der Schöpfer, erhörte das

Gebet der Nacht, schuf den Schlaf und gab ihn ihr zum Genossen. Erkennt man es nicht, daß der Schöpfer ihn lächelnd schuf, daran, daß er nur geliebt ist, nur Segen austheilt, nur Glück und Trost? Die Nacht nahm den Freund in ihre Arme, und nun ging eine ganz andere Zeit für sie an. Nicht allein, daß sie nicht mehr einsam war, sondern es wurden ihr auch die Herzen Aller zugethan, seit der Schlaf, der Liebling aller Lebenden, mit ihr kam, wenn sie den Tag von der Erde verscheuchte. Bald fanden sich noch andere freundliche Wesen in ihrem Gefolge, die Kinder der Nacht und des Schlafes, — die Träume. Die zogen mit den Eltern über die Erde und hatten bald Freundschaft mit den Menschen geschlossen, die damals auch noch in ihrem Herzen wie Kinder waren. Aber leider änderte sich das bald. Leidenschaften erwachten in den Menschen, und in ihrem Gemüthe wurde es trüber und trüber. Kinder verderben leicht in böser Gesellschaft, und so kam es denn, daß auch einzelne Träume durch den Umgang mit den Menschen leichtsinnig, trügerisch und unfreundlich wurden. Der Schlaf bemerkte diese Veränderung seiner Kinder und wollte die ungerathenen schon aus

seiner Gesellschaft ausstoßen, da baten die Geschwister für sie und sagten: ‚Laß uns die Brüder, sie sind nicht so schlimm, als sie scheinen, und wir versprechen Dir, nach Kräften wieder gut zu machen, wo sie sich in ihrem Muthwillen einmal vergehen.' Der Vater erhörte den Wunsch seiner guten Kinder, und so blieben auch die bösen Träume in seiner Gesellschaft, die aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, sich wunderbarer Weise immer am meisten zu den bösen Menschen hingezogen fühlen.

„Mit den Menschen wurde es jedoch schlimmer und schlimmer. Einst lag ein Mann in einer herrlichen Nacht auf dem duftenden Rasen, und der Schlaf und die Träume waren zu ihm getreten; aber die Sünde ließ sie nicht Macht über ihn bekommen. In seiner Seele stieg ein furchtbarer Gedanke auf, der Gedanke an Brudermord. Vergebens schüttelte der Schlaf aus seinem Zauberstab die beruhigenden Tropfen auf ihn aus, vergebens umgaukelten ihn die Träume mit ihren bunten Bildern, — immer wieder entzog er sich ihrer sanften Herrschaft. Da rief der Schlaf seine Kinder zu sich. ‚Laßt uns fliehen,' sprach er, ‚dieser Mensch ist unserer Gaben nicht werth!' Und

sie flohen. Als sie fern waren, nahm der Schlaf seinen Zauberstab, halb im Zorn, daß er ihm diesmal seine Kraft so schlecht bewährt hatte, und steckte ihn in die Erde. Oben darauf hingen die Träume spielend ihre leichten, luftigen, bunten Bilderchen, die sie dem Menschen hatten schenken wollen. Das sah die Nacht, und sie hauchte Leben in den Stab, daß er Wurzel schlüge in die Erde. Er ergrünte und barg nach wie vor in sich die Tropfen, die den Schlaf herbeirufen. Und die Gaben der Träume gestalteten sich zu zarten, bunten, flatternden Blättern. So sind wir Rebenblumen entstanden" —

Die Erzählung war beendigt, und dankend beugten sich die Blumen von allen Seiten zur Erzählerin. Da dämmerte der Morgen heran. Als es nun hell wurde, flatterten die Blätter einer Centifolie zerstreut durch den Wald und hielten still bei jeder Blume, an der sie vorbeikamen, jeder einen wehmüthigen Abschied zuflüsternd. Und Thränen hingen in allen Blumen.

Der Tannenbaum.

„Warum knarrte denn der Tannenbaum, als das Gänseblümchen erzählte, der Winter sei böse und könne die Blumen nicht leiden?“ fragte die Linde.

„Weil er sich ärgerte,“ erwiderte die Eiche; „wenn er sich ärgert, knarrt er. Hast Du das noch nicht gehört? Wenn der Wind kommt und durch den Wald brauſt, dann ruft er uns Bäumen zu: ‚Beugt Euch!‘ aber der Tannenbaum sagt: ‚Steht fest!‘ Und wenn die Bäume des Waldes dann doch Furcht haben und dem Winde ihr Compliment machen, so bleibt der Tannenbaum ganz steif stehen, dreht sich nur mißbilligend und knarrt, weil er sich ärgert.“

„Was hat das nun mit dem Winter und dem Gänseblümchen zu thun?“ sagte die Linde.

„Frag' ihn doch, frag' ihn doch!“ plapperte die Pappel, „Du wirst ja hören, was er sagt; er giebt oft spitze Antworten.“ Aber die Linde war doch neugierig. Wer kann's ihr verdenken? Wenn man Jahr aus Jahr ein auf demselben Fleck steht, läßt man sich nicht gern eine Geschichte entgehen, aus Furcht,

eine spitze Antwort zu erhalten. Wird's zu spitz, so schüttelt man sich's ab, und das können die Bäume auch. Die Linde war aber klug und besann sich auf einen passenden Anfang.

„Tannenbaum," sagte sie, „wie kommt's, daß Du immer dasselbe Kleid trägst, Winter und Sommer, in kalten, wie in warmen Tagen?"

„Weil ich nicht eitel bin und immer etwas Neues haben muß, wie Ihr," antwortete der Tannenbaum.

„Da hast Du's, steck's ein," sagte die Pappel.

Unrecht hatte der Tannenbaum aber doch; das war nicht der Grund, denn am Ende konnte er nichts gegen seine Natur. Doch die Menschen machen's auch nicht besser, und rechnen sich's immer als besondere Tugend an, was in ihrer Natur liegt. Wer keinen Sinn für Putz hat, schmäht auf die Eiteln; ja, es giebt Leute, die auf die Poesie schelten, weil sie keine Empfänglichkeit dafür besitzen, und die haben noch mehr Unrecht als der Tannenbaum. Die Linde hätte die Antwort auch beinahe übel genommen und sich mit dem Tannenbaum nicht wieder abgegeben, aber dazu war sie zu neugierig, und das war gut; denn einerseits hilft das Maulen nichts, andererseits

hätte sie dann nicht die Geschichte vom Winter erfahren, und wir auch nicht. Die Linde murmelte also Etwas in sich hinein, dann wandte sie sich aber wieder zum unfreundlichen Nachbar und sagte:

„Du könntest uns doch wohl Etwas von dem Winter erzählen; Du kennst ihn ja, und wie es heißt, hast Du ihn lieb. Wir Andern, wir wissen nichts von ihm; denn wir schlafen, wenn er kommt, Du aber wachst und erzählst Dir die lange, lange Zeit Etwas mit ihm."

Der Tannenbaum schwieg eine Weile, und alle Bäume lauschten begierig, was wohl daraus würde; nur die Weide sagte:

„Linde, Du hast Courage, giebst Dich mit Dem ab!"

Endlich erwiderte der Tannenbaum:

„Laßt mich zufrieden, und wenn Du von dem Winter Etwas wissen willst, so bleib' wachen. Wer Etwas wissen will, darf nicht die Zeit verschlafen."

Jetzt wäre die Unterhaltung aus gewesen, wenn nicht die Eiche sich in's Mittel geschlagen hätte. Die stand nun sehr in Ansehen unter den Bäumen des Waldes, weil sie die älteste und die stärkste war. Wer weiß, ob ihr Ersteres Respect gegeben hätte,

wenn nicht Letzteres dazu gekommen wäre! „Tannenbaum," sagte sie, „Du scheinst ein unfreundlicher Gesell, aber Du bist nicht so böse und kehrst nur immer Deine rauhe Seite nach außen. Ich kenne Dich besser; denn ich sah Dich schon, als Du kaum ein Jahr zähltest und erst einen grünen Sproß gethan hattest. Aber warum bist Du barsch gegen Deine Gefährten? Hat uns nicht ein Boden erzeugt? Umarmen sich nicht unsere Wurzeln in der Tiefe wie unsere Zweige in der Höhe? Trotzen wir nicht gemeinsam Gefahren, denen wir einzeln nicht widerstehen könnten? Es ist nicht gut, sich abzusondern, noch dazu um so nichtige Dinge. Weil jene sich mit Blättern schmücken und Du mit Nadeln, weil Deine Rinde vielleicht rauher ist, als die der Buche, darum willst Du Dich abschließen, unfreundlich scheinen, was Du nicht bist? Nicht doch, erzähle Deinen Gefährten; sei jetzt am guten Tage mit ihnen froh, da Du doch in schwerer Zeit mit ihnen zusammenhalten mußt."

Das waren ernste Worte; die Tanne nahm sie sich zu Herzen, mancher Andere könnte es auch noch! Tannenbaum besann sich, dann erzählte er:

‚Ihr wollt von dem Winter hören? Nun, wohlan! Legt Euer Vorurtheil ab gegen ihn; denn ich weiß, Ihr mögt ihn nicht leiden. Glaubt nicht, daß ich parteiisch bin, weil er mein Freund ist; ich bin nur wahr, weil ich ihn kenne. Aber zur Sache! Als Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, als die Blumen prangten auf dem Felde und die Bäume im Walde, rief er die Jahreszeiten und sprach: ‚Seht meine Welt, wie schön sie ist; Euch übergebe ich sie; theilt Euch in Blumen und Bäume, aber liebt und pflegt sie auch.‘ Da waren die Jahreszeiten sehr glücklich und schwelgten mit den Kindern der Natur. Das ging eine kurze Weile, aber da fing hier und da eine Uneinigkeit an sich zwischen ihnen zu bilden. Der kecke, unstäte Frühling konnte sich mit dem langsam bedächtigen Winter nicht vertragen; der glühende Sommer fand den Herbst phlegmatisch; der Herbst schalt den Frühling, daß er die Blumen verzöge; — kurz, der Streit wurde immer heftiger, und Blumen und Bäume standen sich am schlechtesten dabei. Da sagte der Herbst: ‚Das geht nicht länger, — gemeinsam können wir uns nicht vertragen, kommt her und laßt uns theilen. Und so geschah es. Die Jahres-

zeiten theilten die Erde. An den beiden Polen baute sich der Winter sein Haus; mitten um die Erde schlang sich der Sommer, und Frühling und Herbst schufen sich dazwischen ihr Reich. Daß es nicht ganz bei dieser Theilung blieb, werdet Ihr später erfahren; aber fast ist es noch so, und der Winter wohnt noch in seinem alten Hause."

„Woher weißt Du denn das?" fragte die Linde.

„Mein Vetter hat mir's erzählt, der ihn einmal dort besuchte."

„Gebt Acht, der lügt uns was vor," flüsterte die Pappel dem Nachbar zu.

„Wie konnte Dein Vetter ihn besuchen?" fragte die Linde, „muß er nicht so fest stehen wie wir?"

„Das ging so zu," erwiderte der Tannenbaum. „Es kamen einmal kühne, unternehmende Männer und suchten Holz aus, um ein Schiff zu bauen. Mein Vetter, ein schlanker, hoher Tannenbaum, stand recht stolz unter den übrigen Bäumen des Waldes. Kaum hatten sie ihn erspäht, so wurde er gefällt, und sie machten ihn zum Mastbaum. Nun ging's in die See. Meinem Vetter gaben die Seeleute ein großes Tuch um und sagten: ‚Halt's fest!' Auf seine

Spitze aber pflanzten sie ein buntes, weit schimmerndes Wimpel. Der Vetter war ganz lustig auf der Reise und versah seine Pflicht wohl, und wenn der Wind kam und ihm das Tuch wegnehmen wollte, hielt er es fest und beugte sich nicht; darum ehrten ihn auch die Schiffsleute vor allen Hölzern des Schiffs. Die Fahrt ging immer nach Norden, und siehe da, auf einmal kamen sie an das Haus des Winters. Das Haus sah zwar einfach, aber mächtig aus, und als das Schiff anklopfte, trat der Winter heraus, ganz verwundert über den seltenen Besuch. Doch aber fiel ihm ein, daß, wenn er kommt, er oft sehr wenig freundlich aufgenommen wird; er fühlte sich also auch nicht zur Gastfreundschaft angeregt und schüttelte sein Haupt, daß die weißen Flocken nur so herumstoben. Da gewahrte er meinen Vetter, und da er uns Tannenbäumen ganz besonders gewogen ist, wurde er gleich freundlich, und nun ging's an's Plaudern. Da wollte er wissen, wie's jedem einzelnen von seinen Brüdern erginge, und als der Mastbaum Alles berichtet hatte, fing auch er an zu erzählen, lauter wunderbare Geschichten, und was Ihr jetzt von mir hört, ist eine davon.

„Die Geschichten nahmen gar kein Ende, und der alte Herr war so glücklich in seinen Erinnerungen, die er nun alle auskramte, daß er das Schiff nicht wieder fortlassen wollte und sich mit festen Armen um dasselbe legte. Mein Vetter kann gar nicht genug sagen, wie schön das war; aber je besser er sich befand, desto schlechter ging es der Schiffsmannschaft. Eines Morgens hörte er, daß sie unter einander beriethen. ‚Unser Holz ist verbrannt, unsere Speisevorräthe gehen zu Ende,‘ sagte der Steuermann, ‚und wenn das Eis nicht bald aufgeht, so müssen wir jämmerlich umkommen; laßt uns den Mastbaum zerhauen und verbrennen, das wird uns wenigstens eine Zeitlang hinhalten.‘

„Als mein Vetter das hörte, lag er dem Winter mit Bitten an, das Schiff frei zu lassen, und der Winter erhörte ihn, um seinen Liebling zu retten, was er den Menschen zu Gefallen nicht gethan hätte. Er ließ das Eis aufgehen, und das Schiff mit seiner Mannschaft kam glücklich wieder in seine Heimath zurück.“ —

„Das war gut!“ riefen die Bäume einstimmig. — „Aber nun laßt mich wieder auf meine Geschichte

zurückkommen,“ nahm der Tannenbaum das Wort. „Die Erde war also eingetheilt, und die Jahreszeiten hatten jede ihr eigenes Reich. So wäre es nun auch wohl geblieben, wenn nicht der Frühling in seiner unbeständigen Art wieder eine Aenderung hervorgerufen hätte. Dem gefiel es nicht, immer an derselben Stelle zu bleiben; er rief die Jahreszeiten zusammen und machte ihnen folgenden Vorschlag. ‚Laßt uns anders theilen,‘ sagte er, ‚und, da uns ja die Erde gemeinsam gehört, nicht auf einen Raum angewiesen bleiben. Jeder von uns soll eine bestimmte Zeit haben, wo er die ganze Erde besitzt, wo er allein zu herrschen hat.‘ ‚Ich bin's zufrieden,‘ sagte der Sommer, ‚wenn ich nur den Gürtel der Erde für mich behalte.‘ — ‚Und ich meine Pole,‘ sprach der Winter. — Der leichtsinnige Frühling willigte in Alles, wenn er nur seinen Zweck erreichte, und der Herbst hoffte darauf, sich auf andere Weise zu entschädigen. So war der Vertrag geschlossen, und der Frühling wollte schon sein Reich antreten, da sprach der bedächtige Winter: ‚Aber damit nicht Einer alles Schöne der Erde für sich nimmt, laßt uns auch das theilen.‘

„Gut,“ sagte der Frühling, „ich nehme die Knospen!“

„Mir gehören die Blüthen!“ sprach der Sommer.

„Die Früchte sind mein!“ rief der habsüchtige Herbst, — „und die Blätter der Bäume soll der Winter behalten.“

„Der Winter hatte nichts dagegen; der Vertrag war geschlossen, und der Frühling begann sein Reich. An Baum und Blumen küßte er die Knospen hervor, und Alles lächelte ihn an. Als nun die Knospen brachen, als tausend Farben an Blatt und Blumen hervorglänzten, nahm der Sommer den Thron der Erde ein. Aber da fing gleich die Ordnung an zu wanken; denn der Herbst, der immer auf seinen Vortheil bedacht war, schloß einen besondern Vertrag mit dem Sommer. Der Sommer mußte ihm Blumen lassen, er gab ihm Früchte dafür; doch, wie man sagt, soll er nicht zu kurz gekommen sein und das Beste für sich behalten haben. Nun bekam er allein die Herrschaft und sammelte mit geschäftigen Händen die Früchte ein; denn dazu hatte er ein Recht. Aber es hatte sich noch etwas Anderes begeben, wodurch der arme Winter sehr betrogen wurde. Ihr erinnert Euch, daß nach der Theilung die Blätter der Bäume

dem Winter zugefallen waren. In der glühenden Liebeszeit aber, als da eben Blatt an Blatt hing, und unten im Grase die Blumen glänzten und coquett ihre tausend Farben entfalteten, hatte ein Liebeln angefangen zwischen Blättern und Blumen. Wie so oft, begann diese Liebe mit allerlei Neckereien. Wenn die Sonne warm und glänzend auf die Blumen scheinen wollte, stellten sich die Blätter der Bäume dazwischen; aber ehe die Blumen sich's versahen, beugten sie sich ab, daß der Sonnenglanz plötzlich herniederfiel und die Kleinen da unten blendete. Die Blumen drückten die Augen zu, und die Blätter lichterten oben in den Zweigen. Oder wenn ein erquickender Regen kam, hoben die Blätter Tröpfchen auf, und wenn die Blumen dachten, Alles sei vorüber, ließen sie sie herniederfallen, daß die Blumen erschraken und mit dem Kopfe schüttelten. Was zuerst nur Neckerei war, wurde bald Liebesdienst; denn die Sonne wurde heißer und heißer, und die armen zarten Blumen wären alle verdorrt, wenn die Blätter nicht wie ein Schild die feurigen Pfeile der Strahlen aufgefangen hätten. Nach diesem tieferen Ernst der Neigung waren ihnen auch die Neckereien nicht mehr

genug, und sie suchten nach einem Mittel der Verbindung. Doch da oben hingen die Blätter, und die Blumen glänzten im Grase. Die Liebe weiß immer Wege zu finden. Es hatten auch Blätter und Blumen bald einen Boten gewählt, der ihnen die Seufzer und Schwüre herauf und hernieder trüge, — den Epheu. Unten bei den Blumen war er entsprossen und schlang sich, ein grüner Kranz, zu den Blättern der Bäume empor, Blatt an Blatt gedrängt, die Leiter süßer Schwüre, eine verschwiegene Liebeskette. Wer erkennte nicht diesen holden Beruf auf den ersten Blick, — wen wehete es nicht aus den ewig grünen Ranken an wie verschwiegene Seufzer der schwärmenden jungen Liebe! Und die Blumen und Blätter begnügten sich mit dieser Botschaft. Da ging des Herbstes Reich zu Ende, und die letzten Blumen wollte er pflücken auf der Flur. Die Blätter blichen hin vor Sehnsucht und lagen dem Herbst an mit inständigen Bitten, nur ein einziges Mal sie hernieder zu lassen zu den sterbenden Geliebten. Und der Herbst erhörte sie, obgleich er nicht das Recht dazu hatte und dem Winter vorgriff, dem allein die Herrschaft zustand über die Blätter. Der Herbst

schüttelte die Bäume, und hernieder flatterten die freien Blätter zur Erde. Nun ging erst recht ein tolles Liebesleben an. Der Herbst, der seine Freude daran hatte, spielte eine wilde Weise auf; es flogen die Blätter im wirbelnden Tanze um die Blumen herum, bis diese matt und müde ihr Haupt senkten, und die Blätter bei dem letzten Liede, das der Herbst brausen ließ, sich niederlegten zum ewigen Schlummer. Da kam der Winter gezogen. Kahl und öde empfing ihn Flur und Wald. Nichts grünte ihm entgegen, als wir armen Tannenbäume; denn mit unseren Nadeln hatte kein Blümchen ein Liebesgetändel anfangen wollen, und der Epheu schlang sich noch von Baum zu Baum, als wollte er dem Winter eine Ehrenpforte schmücken, und von Ast zu Ast, als wollte er die Treulosigkeit der Blätter verbergen und den Bäumen einen Schmuck leihen für das verlorene, verwehte Laub. Der Winter sah es bewegt, und während er zürnend die letzten Blätter, die wider Willen verlassen und einsam hier und da an den Zweigen hingen, hernieder peitschte und umjagte über Eis und Schnee, sprach er feierlich zu den Blättern des Epheus: ‚Euch will ich schützen, Euch will ich bewahren zu dem freund-

lichen Geschäft, das Ihr Euch wähltet; seid und bleibt Liebesboten, tragt verschwiegene Grüße herüber von Blume zu Blatt, vom Herbst zum Lenze; schlagt eine ewige Brücke von Jahreszeit zu Jahreszeit! Euer Beruf ist: umschlingen und vereinen; Ihr, die immer grüne Erinnerung der Fluren und Wälder, Ihr sollt selbst die Strenge des Winters brechen.'

„So sprach der Winter zum Epheu; aber uns Tannenbäumen schenkte er seine vollste Neigung und bereitete uns Ehren, deren Ihr anderen Bäume nicht theilhaftig werdet."

„Und das wäre?" fragten verletzt die übrigen Bäume.

„Der Winter ist die Jahreszeit des Gemüthes," fuhr der Tannenbaum fort, „darum hatte er das auch beim Epheu gleich erkannt und geehrt. Die Menschen wissen das; denn zu keiner Zeit schließen sie sich enger an einander an, als gerade im Winter. So bringt er auch mit sich das gemüthsreiche, heilige, geheimnißvolle Weihnachtsfest; so lebt Ihr auch in seiner Begleitung den freundlichen Geist, den Weihnachtsmann. Die Menschen sagen: der Weihnachtsmann, das ist die Liebe der Eltern, der Freunde;

aber das ist nicht wahr. Wenn der seinen Zauber ausübt, so ist's um die Menschen geschehen. Tag und Nacht sinnt in der ersten Winterzeit die Mutter, aber nur, weil ihr der Weihnachtsmann beständig in's Ohr flüstert. Und wer um Weihnachten ausgeht, um zu kaufen, der bringt immer mehr nach Hause, als er wollte, der kürzt seinen Beutel immer mehr, als er beabsichtigte. Das sind nicht die schönen Sachen, die ihn reizen, nein, das ist der Weihnachtsmann, der überall winkt und flüstert und an dem Herzen zieht, daß die Hand sich öffnet, und immer wieder, bis er die reichste Weihnachtsfreude bereitet hat. Wir Tannenbäume, wir wissen das, denn wir stehen immer mitten dazwischen, wir sind die Weihnachtsbäume, und in den schönsten Weihnachtsjubel stellt uns der gute Weihnachtsmann in die Mitte. Wir fehlen nirgends, weder im Schloß noch in der Hütte. Mögen die Eltern noch so arm sein, ein Paar Lichtchen stecken sie doch an unsere grünen Zweige für die jauchzenden Kinder. Gold und Silber hängt an uns hernieder, schimmernde Früchte tragen wir, und die Kinder schlagen vor uns in die Hände; denn wenn alles Andere auch noch so schön ist, der

Weihnachtsbaum bleibt das Schönste, — ihn hat der Weihnachtsmann in seinen eigenthümlichsten, wunderbarsten Zauber eingehüllt. Vielleicht lieben die Kinder den Weihnachtsbaum so sehr, weil er selbst ist wie ein reiches Kindergemüth. Um die grünen Zweige der Hoffnung schlingen sich allerlei glänzende Bilder; reich und golden steht er da, geheimnißvoll und unerklärt. Aber ein glänzendes Bild nach dem andern fällt ab; das Gold war Schaum, die Hoffnungen welken, das Geheimniß löst sich; mit dem letzten Flitter, den man abnimmt, schwindet das ganze Wunder, und es ist nichts übrig, als ein welker Tannenbaum. In dem Gemüth des Kindes verweht ein goldener Traum nach dem anderen; ein Geheimniß nach dem anderen, in das es sich einhüllte, löst sich; und wie ist das Leben anders, als des Kindes Gemüth es in sich trug!"

„Wenn die Flitter alle fielen, ist Deine Herrlichkeit vorüber?" fragte die Fipe.

„Dann steckt man den Baum in den Kamin," sagte die Tanne, „und da hört er oft manch schönes Märchen, das die Menschen sich erzählen, wenn sie hineinblicken in die Gluth. Er hört gut zu; aber

wenn Etwas vorkommt, was ihm nicht gefällt, dann knackt er, daß die Funken aufſpringen und die Menſchen zuſammenfahren am Kamin. Und wenn auch die goldenen Aepfel verzehrt ſind, die Kinder blicken doch traurig aus ihrer Ecke, wenn der Weihnachtsbaum aufbrennt.

„Seht Ihr, das iſt die Geſchichte vom Winter und vom Tannenbaum. Ein andermal erzähle ich Euch ein Märchen, das ein Weihnachtsbaum im Kamine gehört hat; denn die Menſchen wiſſen auch gar ſchöne Geſchichten.“

Ja, ein andermal!

Der Waldbach.

Der Tannenbaum hatte ſeine Erzählung mit der melancholiſchen Ausſicht auf eine zweifelhafte Fortſetzung beſchloſſen; ſeine letzten Worte waren leiſe verrauſcht, und über den ganzen Wald lagerte ſich eine tiefe Ruhe. Ein Geräuſch nur tönte durch dieſe Feier, das Plätſchern des Waldbachs, der in abgebrochenen Klängen an Stein und Baumwurzel pochte, — dieſe ewige Uhr des Waldes. Und wie

er dahin murmelte, bald hell aufglitzernd im Sonnenschein, bald trüb vom Schatten der Bäume und der Wolken, die Bilder verzitterte, die sich in seiner Fläche spiegelten, gestaltete sich dieser einförmige Ton zu vernehmlichen Worten, und unaufgefordert und doch belauscht von Blumen und Bäumen, begann der Waldbach eine Erzählung.

Baum und Blume hörten aufmerksam zu. Feierliches Schweigen lag auf dem Walde, nur der Bach plätscherte weiter, der einzige Ton weit und breit. Das ist die Waldstille. Wer kennte sie nicht! Wem wäre sie nicht schon einmal entgegengetreten wie die Sonntagsfeier der Pflanzen des Waldes! Alles so still rings [illegible] feierlich. Selbst das Wild athmet leiser auf und regt sich nicht; selbst den Jäger überfällt es wie ein heiliger, lieblicher Schauer, und er vergißt seine Leidenschaft und sinkt nieder in das Gras zu der allgemeinen Ruhe des Waldes. Das ist die Zeit, wo der Bach den Bäumen und Blumen Märchen erzählt, das ist die Waldstille.

Und der Bach erzählte:

„Wißt Ihr, woher ich stamme? Kennt Ihr meine Entstehung? Vom Wiesenbach weiß man sie. Da

quillt sie deutlich hervor wie ein Brünnchen über einen Stein oder an einem Hügel, das dann größer und größer wird, daß das kurze Kleid von Gräsern ihm nicht mehr genügt, wie sehr sich auch ihm zu Liebe die Halme recken, und bis es endlich das starre feste Mieder von Schilf anlegt mit den leckeren Blüthenflittern oder mit den schwarzen Knöpfen. Vom Bergbach weiß man es auch, wo er herkommt. Auf der Höhe liegt der Schnee, die ewige Haube der Berge, die nur die Sonne färbt, wenn sie auf- und untergeht, und welche die Wolken schmücken mit wunderbaren Schleiern, wenn sie vorüber ziehen, und daneben in den Schluchten schimmert das Eis der Gletscher starr und dunkelblau in seinen Klüften. Oben sieht es unveränderlich fest aus; aber innen regt sich doch ein munteres Leben: da fließt es und quillt es, und durch die Sprünge und Klüfte hindurch spielen die Tropfen und Wasser ein ewiges Haschen und Verstecken; denn der Sonnengott küßt unabläßig die Gipfel des Berges. Diese beständige Liebe rührt und erweicht auch sein starres Eisherz, und diese Quellchen sind die Kinder dieser Küsse; die haschen und suchen, bis es ihnen zu eng wird,

und dann finden sie schon den Ausweg. Aber wenn sie an's Licht treten, staunen und stutzen sie erst über die weite Welt, die sich vor ihnen aufschließt. Andere neugierige Quellchen kommen ihnen nach, und nun wagen sie sich weiter, erst langsam zögernd, dann schnell und schneller, und dann springen sie, ein munterer Bergbach, wie die Gemse, die nicht weit von ihm geboren wurde, muthwillig von Fels zu Fels. Bald schäumt er hoch auf, wie der Schnee des Berges, bald glitzert er klar, ein ungebrochener Spiegel, wie das Eis der Gletscher, bis er niederkommt in's Thal und ruhig wird in der lieblichen Ruhe der Fluren. Aber woher stamme ich, der Waldbach? Ihr findet die Quelle nicht, die mich erzeugt, nicht Schnee noch Eis, dessen Kind ich wäre. Verfolgt meinen Lauf. Hier, denkt Ihr, entspringt er, und hascht hinter einen Stein, einen Mooshügel; aber fort ist er, und weiterhin, hinter einer knorrigen Baumwurzel, lacht er Euch aus. Bald erstrecke ich mich, ein breiter Spiegel, unter tausend Kräutern und Blüthen, bald versenke ich mich in ein Geröll von Steinen, die, eifersüchtig auf das Grün des Waldes, sich auch grüne Mooskappen auf ihre grauen

Häupter gesetzt haben; aber da fließe ich weiter, und hier tröpfle ich wieder hervor. Ihr findet die Quelle nicht, die bleibt das Räthsel des Waldes. So hört denn, wie ich entstand.

„Oben auf einer lichten Wolke, die leise über die Fluren hinwegzog, saß ein zartes Elfchen, die Lieblingsdienerin der Elfenkönigin, und ordnete das Geschmeide ihrer Herrin. Da zog sie aus einem Kästchen eine lange, lange Schnur kostbarer Perlen, ein Geschenk des Meeres. ‚Hüte sie wohl,' hatte Titania gesagt, ‚die Thränen des Meeres, sie sind mein liebster Schmuck.' Die Perlen sind auch Thränen des Meeres, die es aber nicht ausweint, die es fest verschließt in seinem Grunde, bis der Fischer mit Gefahr seines Lebens sie an's Licht zieht. Sie sind starr und fest geworden; aber sie sehen in ihrem matten Glanze noch immer aus wie verweinte Augen. Das Elfchen hatte seine Freude an den Perlen und hob die Schnur hoch empor, ob sie nicht heller schimmern möchten im Sonnenschein; aber die Perle ist nicht wie der Edelstein, der seinen Glanz borgt von außen: die Thräne des Meeres schließt in sich ihr Gemüth und glänzt von innen heraus. Hinter dem

Elfchen ſaß Puck, der Schalk, der Menſchen neckt und Elfen, und während es ſich freute an dem Schmuck, ſchnitt er unbemerkt die Schnur durch, und nieder rollten die Perlen erſt über die Wolke fort und dann herab zur Erde. Das Elfchen ſaß erſt ſtarr vor Schreck, dann aber raffte es ſich auf und flog von der Wolke hernieder den fallenden Perlen nach. Als es ſo ſchwebte in dem unendlichen Raum zwiſchen den Wolken und der Erde, ſah es, wie die hellen Kügelchen nach allen Seiten hin zerſtoben und rollten und flimmerten, und hoffnungslos wollte es ſchon zurückkehren; da erblickte es unter ſich eine grüne Flur, und in dem Graſe und an den Blumen ſchimmerten tauſendfache Perlen, die es für die verlorenen hielt. Noch trug das Elfchen den Kaſten im Arm, in welchem die Perlenſchnur verſchloſſen geweſen war, und emſiglich begann es ſie wieder einzuſammeln. Schon fing das Käſtchen an, ſich zu füllen, da gewahrte Titania's liebliche Dienerin, daß es nicht Perlen, die Thränen des Meeres waren, die ſie ſammelte, ſondern Thau, die Thränen der Blumen, und traurig zog ſie weiter, das Verlorene zu ſuchen. Siehe, da erblickte ſie in den Augen einer Mutter, die ſich

über ihr ſterbendes Kind beugte, Perlen hangen, und ſie ſammelte ſie; dort Thränen der Liebe; und als ſie weiter zog, fand ſie noch andere weinende Augen: Thränen ſo viel, daß ihr Käſtchen überfloß. Ach, wie viel Thränen werden geweint auf der Erde! denn aus den Augen der Menſchen quillt oft ein wunderbares Bächlein; aber ſeine Quelle kann ich Euch nennen, ſeine Quelle iſt das Herz, da muß der Schmerz, die Wehmuth, die Reue, mitunter auch die Freude anpochen, damit das Bächlein fließt. Und dieſes Bächlein übt einen wunderbaren Zauber aus; denn das Herz muß ſchon ſehr hart ſein, das fremde Thränen nicht mehr bewegen. Oft wollen die Menſchen es betäuben und ſagen, ich habe kein Mitleid für dieſe Thränen, ſie ſind wohl verdient. Das iſt aber ſehr falſch; denn Thränen bleiben es immer, und die kommen auch aus dem Herzen, an das vielleicht um ſo härter geklopft wurde. — Unſer Elſchen hielt nun das Alles für die verlorenen Perlen, ſchloß das Käſtchen feſt in den Arm und ſchwebte damit zur Wolke empor. Ach, und das Käſtchen wurde ihm immer ſchwerer und ſchwerer, denn Thränen wiegen nicht leicht, und als es daſſelbe öffnete, da

waren alle die vermeintlichen Perlen zerronnen. Trostlos flog es von Wolke zu Wolke, denn die hatten es alle lieb, und klagte seinen Kummer. Die Wolken aber schickten ihren Regen hernieder auf die Erde, um das Verlorene zu suchen. Das strömte und floß, und Baum und Kräuter beugten sich, und den Thau wischte es ab, aber die Perlen fand es nicht wieder. Puck, der Schalk, sah das, sah den Schmerz des armen Elfchens, den er verschuldet, und das that ihm doch leid; denn necken wollte er, aber nicht bekümmern. Nieder tauchte er in den Schooß der Erde und holte von seinen Freunden, den Kobolden und Gnomen, bunte, schimmernde Erze, glänzende Flitter, und trug sie herauf zum Elfchen. ‚Da hast Du all' den Plunder wieder, und besser und glänzender,' sagte er.

„Das Elfchen jubelte, und die Wolken hörten auf, zu regnen. Aber als es die Gabe näher betrachtete, war es eitler Tand und Schein, und zornig ergriff es die Schale, worin sie lag, und schleuderte sie weit hin, daß die schimmernden Stückchen in einem weiten Bogen über den ganzen Horizont flogen. — Das war der erste Regenbogen. Wenn seitdem die Wel-

ken wieder weinen, holt Puck auch immer wieder seine Flitter, und das Schauspiel wiederholt sich. Schön ist der Regenbogen, wir Alle freuen uns darüber, und die Menschen auch; aber trügerisch, eine Gabe der Gnomen, ein Bauwerk Puck's, des Schalks, ist er doch. Das wissen die Menschen wohl, denn wenn sie ihm nacheilen, läuft er unerreichbar vor ihnen her und auf einmal ist er verschwunden. Wo blieb er? Er fällt in den See, sagen die Kinder, und die Nixen machen sich ihre bunten Gewänder daraus. Was damals der Zufall erzeugte, baut Puck jetzt selbst auf. Mit seinen Schätzen zieht er über den Himmel, und wenn ihm dann Etwas übrig bleibt, fliegt er auch wieder zurück und baut aus den Resten einen zweiten kleineren, weniger glänzenden Bogen. Darum seht Ihr so oft doppelt am Horizont diese glänzende Erscheinung, darum immer nur, wenn die Wolken weinten aus Mitgefühl mit dem Kummer der Elfen, die Puck neckte und dann doch zu trösten sucht.

„Unser Elfchen saß noch immer traurig auf der Wolke und konnte sich nicht erfreuen an dem ersten Regenbogen, den es selbst hervorgebracht hatte. Da trat Titania zu ihm. Diesmal war die launische

Königin sehr heiter, und als ihr die Dienerin die Ursache ihres Kummers erzählt hatte, lächelte sie und vergab ihr schnell. Vielleicht konnte sie sich leichter über den Verlust hinwegsetzen, weil ihr schon ein Geist des Meeres, dessen Herz sie gewonnen, einen anderen Perlenschmuck versprochen; denn die Großen sind freigebig, selbst mit den Thränen, die ihnen anvertraut sind. Aber was sollte sie nun beginnen mit dem schweren Inhalt des Kästchens, den das Elfchen noch immer im Arme trug?

„‚Eile nieder zu der heimlichsten, traulichsten Stelle meines Waldes,‘ sagte Titania, ‚und gieße diese Tropfen aus zwischen die duftigsten Kräuter, laß diese Thränen bleiben, was sie sind; aber vereint sollen sie fließen, — eine große Thräne des Waldes.‘

„Die Dienerin gehorchte dem Befehle der Königin, und so floß der erste Waldbach dahin, so hatte auch der Wald seine Thränen. Wißt Ihr nun, woher ich entstehe? Wie von der Thräne des Menschen, ist auch meine Quelle das Herz, das verborgene Herz des Waldes. Wenn die Wehmuth, die Sehnsucht, der Schmerz an dasselbe pochen, dann fließt die Thräne.

Im Sommer, wo ſo manches Kind des Waldes geknickt und vernichtet wird, fließe ich leiſe, aber unaufhaltſam. Im Herbſt, wenn Alles ſchied, beweine ich in ſtillem Schmerz die Blüthen und Blätter, die oft der Wind in meinen Lauf ſtreut, damit der Kummer um ſie auch ihr Grab werde. In der wüſten Einſamkeit des Winters erſtarre ich, und die Thräne wird zur Perle, wie der verſchloſſene Kummer des Meeres. So hänge ich an den Wurzeln, an den Steinen, in mattem Glanze verweinter Augen. Aber im Lenze, wenn die Sehnſucht aufgeht in allen Herzen, dann fließt die Thräne des Waldes in Wehmuth und Freude, dann ſchwelle ich hoch auf und trete über die Grenzen meines Laufes, um Blumen und Gräſer zu begrüßen, ſo weit ich kann. Oft auch weckt mich das Mitgefühl; denn wenn die Wolken Regen weinen oder die Blumen Thau, dann auch ſchwillt der Waldbach. Fühlt Ihr es nicht, daß meine Quelle das Herz des Waldes iſt, an meiner ganzen Erſcheinung, an dem Hauch von Gefühl und Wehmuth, der Euch aus mir entgegen athmet? Das melancholiſche Schilf drängt ſich an mich heran. Wo ich fließe, ſprießt vor Allem das gefühlvolle Vergiß-

meinnicht, das sanft aufblickt wie treue, blaue Augen in der Abschiedsstunde. Die Thränenweide in ihrer ewigen Trauer hängt ihre Zweige hernieder bis in meine Wellen. Ueberall errege ich das Gefühl. Selbst der Stein, der an meinen Lauf stößt, der unwandelbare Stein, an dem die Zeit unbemerkt vorüberschreitet, er weint mir nach in lichten Thränen, wenn ihn meine Welle berührte, und meine Küsse sind das Einzige, dem er nicht widersteht. Darum liebe ich den Stein.

„Die Menschen wissen eine seltsam traurige Sage von einem Mann, der Alles überlebt, den der Tod ewig flieht. So gemahnt mich der Stein, — er ist der Ahasverus des Waldes, und er könnte Euch Manches erzählen, denn sein Gedächtniß ragt in längst vergangene Zeiten.

„Puck, der Schalk, ist nun neidisch auf den Waldbach, den er mit seinem Flitter ausstechen wollte, und der nun doch eine ewige Bedeutung erhielt, und oft wirft er mir neckisch eine knorrige Wurzel, einen spitzen Stein in den Lauf, daß meine Tropfen hoch aufspringend zerstäuben. Dann seht Ihr im Sonnenglanze bunte Farben, wie die des Regenbogens, mich

umſpielen. Das ſind die Flitter Puck's, die er neben meinen Glanz hängt, als wollte er ſagen: ‚Nun, ſind meine Gaben nicht doch ſchöner?' Aber ſchnell ſind ſie verronnen, und ich fließe unverändert. So drängt ſich oft das Komiſche und Schalkhafte in die Nähe des Traurigen und Wehmüthigen, als wenn ein neckiſcher Geiſt es erzeugte. Selbſt das Herz des Menſchen, wenn es brechen will im tiefſten Kummer, zuckt oft in komiſcher Regung; ſelbſt um das weinende Antlitz ſpielt oft ein Zug des Lächelns. In der tiefſten Harmonie der Natur begegnet uns oft eine barocke Verzerrung. Zwiſchen den reichen Teppichen der Raſen, der gerundeten Fülle des Laubes ſtreckt ſich eine knorrige Wurzel, ein verwelkter, trockener Aſt hervor; unter den geſunden, vollen Roſen findet ſich auf einmal eine verkümmerte, die zwiſchen den Schweſtern hervorblickt wie ein verzerrtes Geſicht. Das Alles bringt Puck zu Wege. Aber ein tiefes Gemüth weiß, wie die Natur, alle dieſe Unarten auszugleichen."

So ſchloß der Waldbach. Noch dauerte die Stille fort, und nur leiſe rauſchte und flüſterte Blatt und Blume. Da knarrte es plötzlich; krachend brach ein dürrer Aſt auf dem Wipfel einer Eiche; er ſtürzte

hernieder, daß die Blätter oben aus einander stoben und die Blüthen unten zerknickten, und fiel prasselnd in den Bach, daß die Tropfen hoch aufflogen und er sich düster aufwühlte aus der Tiefe. Eine Secunde, und Alles war wieder still. —

Auch das hatte Puck gethan, der Schalk.

Der Stein.

Lange aber blieb es nicht still, — das war nur der erste Schreck. Wie wäre das auch möglich? Wo so Viele zusammen stehen und so dicht neben einander leben, da giebt's immer Etwas zu plaudern. Aber Blumen und Bäume hatten Geschmack gefunden an dem Erzählen und hätten gern noch mehr gehört.

„Wenn der Stein wirklich Etwas zu erzählen weiß," sagte ein hoch aufgeschossener Fingerhut, „so wollen wir ihn bitten, es uns mitzutheilen; ja eigentlich ist es Pflicht, daß er auch einmal Etwas für die Unterhaltung thut, denn er drängt sich zwischen uns, stört unser Zusammensein und bleibt ewig stumm."

„Fingerhut ist wieder am neugierigsten," sagte die Erdbeerblüthe.

„Neugierig?" fragte der Fingerhut, „das muß ich mir immer vorwerfen lassen; und woher diese Beschuldigung?"

„Weil Du so neugierig bist, schießest Du so hoch auf, um recht weit sehen zu können," sagte die Erdbeerblüthe.

„Thorheit," sprach der Fingerhut, „das thue ich, um über den Stein fortzusehen."

„Ausrede," murmelte Erdbeerblüthe.

„Was thust Du denn?" fragte Fingerhut.

„Ich trage Früchte!"

„Was streitet Ihr Euch!" sagte die Buche von oben hernieder. „Ihr seid Eine so eitel und Eine so neugierig, wie die Andere, und das ist auch natürlich: was nur ein Jahr alt wird, steckt freilich immer in den Kinderschuhen."

Das unvorsichtige Wort hätte fast einen gewaltigen Krieg hervorgerufen; denn alle Blumen fanden sich gekränkt und beschlossen einstimmig, die Beleidigung nicht ungesühnt zu ertragen. Es wurde die Schwertlilie, der Commandant des stehenden Heeres,

berufen. Die leichten Truppen der Eisenhütchen rüsteten sich, und das schwere Geschütz der Stechäpfel wurde in Bewegung gesetzt. Die Parteien des Fingerhuts und der Erdbeere, die eigentlich die ganze Aufregung hervorgebracht hatten, beschlossen, sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen; Nesseln und Disteln, als Landwehr der Blumen, wurden einbeordert, und ein Aufruf an die Freiwilligen erlassen. Die Rose war am schnellsten bereit und wetzte schon ihre Dornen. Nebenbei sei es bemerkt, daß sie einen besonderen Groll auf die Bäume hatte, weil diese sie nicht als ihres Gleichen anerkennen wollten, obgleich ihr Stamm sich oft zu ganz stattlichen Bäumchen erhob. Der Streit war nun schon seit unendlichen Jahren geführt, und die Diplomatie der Blumen und Bäume hatte schon viel hin und her verhandelt, wobei besonders die Kugelakazie sich ausgezeichnet hatte, die sich der Sache der Rose, weil sie mit den hochstämmigen Rosen in genauer geselliger Beziehung steht, mit großem Eifer angenommen hatte. Leider waren die Verhandlungen, nach Art der Blumen und Bäume, alle mündlich geführt, sonst würde man einen gewaltigen Stoß Acten über diesen Streit besitzen,

die schon darum großen diplomatischen Werth hätten, weil man auf der letzten Seite gerade so weit wäre, als auf der ersten. Uebrigens waren auch die anderen Blumen, die nicht, wie die Rose, eine Privatsache zu verfechten hatten, in diesem Kampf der Ehre nicht müßig gewesen; namentlich hielt die Anemone lange Reden über die Rechte der Blumen, und das Schilfgras machte Gedichte. Die Heidelbeere füllte ihr Fäßchen und meldete sich als Marketenderin, und ein großes Corps verschiedener Blumen war schon zu einer Freischaar zusammengetreten, sprach viel, und nicht ohne Begeisterung, vom Sterben für das allgemeine Wohl und malte sich dabei im Stillen den Jubel und die Rolle, die sie, jede einzeln, bei dem großen Sieges- und Triumph-Fest spielen würden, mit den lebhaftesten Farben aus.

Die Sache war wirklich bedenklich, und wenn die Bäume sich gerade auch noch nicht rüsteten, so war doch mehreren unter ihnen der Streit aus Bequemlichkeit nicht angenehm, und namentlich der Tannenbaum war verdrießlich; denn da er eben noch von dem zärtlichen Verhältniß der Blumen und Baumblätter erzählt hatte, konnte er damit arg Lügen gestraft werden

Uebrigens ging auch bei den meisten Blumen der Kriegseifer sehr schnell vorüber. Sie hätten lieber den Stein erzählen gehört, und so war es Allen erwünscht, daß der Weißdorn und die Brombeere sich in's Mittel schlugen und über den Frieden verhandelten. Die Brombeere war besonders eifrig, da sie sich mit der Erdbeere etwas verwandt rechnete, die doch indirekt die Uneinigkeit angefangen hatte, und der Weißdorn, der zwischen Baum und Blume steht, war gewiß ein sehr guter Vermittler dieses Streites. Doch war die Ausgleichung nicht leicht; denn die Buche war durchaus nicht zu bewegen, ihre beleidigenden Worte ganz zu widerrufen. Endlich fand man den Ausweg, daß die Buche erklärte: sie könne zwar nicht zurücknehmen, daß die Bäume älter würden, als die Blumen, aber sie erkenne an, daß der Stein noch älter wäre, als die Bäume. Uebrigens könne sie versichern, daß sie ihre Aeußerung durchaus nicht gethan hätte in der Absicht, die Blumen, für die sie immer die größte Hochachtung gehabt habe, irgend zu beleidigen. Damit dachte sie nichts zu vergeben. Der Fingerhut murrte zwar, und die kluge Nelke behauptete im Stillen, dies wäre eigentlich

gar nichts gesagt; aber die Blumen gaben sich zufrieden, und gegenseitige Achtungs- und Freundschafts-Versicherungen beschlossen den Streit.

Die Rede der Buche hatte wieder auf den Stein aufmerksam gemacht, und die Lust, ihn zum Sprechen zu bringen, wurde lebendig; denn nach dem Kriegsgeschrei und der stürmischen Aufregung sehnte sich Alles nach einer phantastischen Erzählung.

Wie war aber dem stummen, wenig mittheilenden Stein beizukommen? Die Bäume wollten den Bach auffordern, den Stein zu bereden, da er sich eines besonders freundlichen Verhältnisses mit ihm gerühmt und eigentlich auf sein Wissen aufmerksam gemacht hatte. Die Blumen glaubten am besten durch das Gras zum Ziele zu kommen, das wieder mit dem Moos befreundet sei und so dem Stein seine Wünsche mittheilen könne. Der eben geschlossene Friede stand bei dieser Verschiedenheit der Ansichten wieder auf sehr schwachen Füßen, — da schlug der Bach selbst einen anderen Weg vor.

„Bittet das Farrenkraut, mit dem Stein zu unterhandeln; das ist weder Blume noch Baum, das ist der Fächer des Steins, sein geheimnißvoller Ver-

trauter, der über ihn sich schmiegt und beugt, ihn liebkoset und ihm schmeichelt: ihm wird er nichts abschlagen."

„Farrenkraut," sagten die Blumen, „willst Du den Stein überreden?" Farrenkraut nickte ernst und schweigend. Alles lauschte, der Bach murmelte, als ob auch er zuredete. Niemand hat's erfahren, ob er es that. Die Bäume schüttelten sich noch einmal, um dann recht still sein zu können, und die Blumen steckten alle ihr Köpfchen aus dem Grase empor. Unterdessen hatte das Farrenkraut dem Stein den Wunsch des Waldes zugeflüstert; und wunderbar aus den breiten Blättern hervor, rauschend durch das Moos, das ihn deckte, tönte folgende Erzählung des Steines:

„Wohl hat der Bach Recht, daß ich der Aelteste bin im ganzen Walde und von Zeiten weiß, die längst vor Eurem Gedächtniß liegen. Ueberhaupt ist in den Erzählungen, die ich von Euch gehört habe, vieles Wahre, wenn auch hier und da manche Berichtigungen nothwendig wären. Wahr ist's, wie die Mohnblume Euch erzählte, daß eine Blume nach der anderen auf der Erde erblüht, — wahr ist auch die Erzählung

des Tannenbaums, daß die Jahreszeiten ſich in die Erde theilten; aber vor dem lag eine lange, geraume Zeit, und mancher Kampf mußte gekämpft werden, ehe das Alles ſo weit kam. Als Gott der Herr die Welt geſchaffen hatte, war die Erde ein großer, gewaltiger Fels, hart und öde, doch feſt und unerſchütterlich. Wie der ſo kalt da lag, ſchickte der Herr die Elemente, um ihn zu erwärmen und zu befruchten, drei mächtige Geſchwiſter. Zuerſt kam in ſeinem Kleide von Purpur und Gold der älteſte Bruder, das Feuer. Gewaltig, unbändig ſtürmte er durch die Erde, pochte und wühlte an dem Felſen; aber der war hart und nicht leicht zu bezwingen, und wie auch das Feuer ihn anglühte, er erweichte ſich nicht unter ſeiner Gewalt. Es entſpann ſich ein wilder Kampf. Hier und da brach das Feuer wohl die Starrheit des Felſens und ſplitterte große und kleine Stücke von ihm ab, die es dann im Siegesübermuth weithin ſchleuderte. So ſind wir großen und kleinen Steine entſtanden, und wie das Feuer uns ausſtreute, ſo liegen wir noch auf der Erde ausgebreitet, ohne Plan und Ordnung, nach der Laune eines ungezügelten Elementes. Aber der Kampf ſchlug nicht immer

glücklich für das Feuer aus, und in demselben Maße, wie es sich austobte und schwächte, sammelte der Felsen Kraft und Gewandtheit, dem Gegner zu widerstehen. So kam es denn endlich, daß das Feuer unterliegen mußte; der Felsen nahm es gefangen und schloß es mit mächtigen Fesseln in seinen Kern ein. Da liegt es noch. Daß jeder Stein Feuer birgt, das wißt Ihr Alle; denn wenn sie zusammenschlagen, oder wenn der Mensch, der das Feuer liebt und es sich wieder zum Knechte gemacht hat, mit dem Stahl einen Stein streicht, springt der Funke heraus. Doch das sind Alles kleine zersplitterte Theilchen der großen Gewalt. Wie aber das Feuer im Kern der Erde noch immer arbeitet und wühlt, will ich Euch später erzählen. Als das Feuer so besiegt war, kam sein jüngster Bruder, im grünlichen Kleide mit Silber, — das Wasser. Der war schon klüger und erfahren und hatte auch leichteres Spiel; denn eines Theils konnte er die Siege des Bruders benutzen, andern Theils hatte dessen Schicksal ihn schon mit dem Gegner bekannt gemacht. Da er also sah, daß Jener im offenen Kampfe so wenig hatte ausrichten können, so legte er sich auf's Bitten und

Unterhandeln. Er ſpülte und klopfte an den Felſen; er ſchmeichelte und kämpfte, bald mit Bitten, bald mit Liſt, bald mit Gewalt.

„So nahm die Erde ſchnell ein anderes Ausſehen an; denn da das Waſſer alle Orte in Beſitz genommen hatte, die ſein Bruder erkämpfte, ſo hatte es auch gleich feſten Fuß gefaßt. In dem weiten Becken, wo jetzt das Meer iſt, breitete es ſich immer mehr aus. Gutwillig erlaubte das der Fels, aber liſtig ſtieg das Waſſer immer höher, und dann brach ſich's auch wohl mit Gewalt durch, wo jetzt Thäler ſind und das Waſſer die Flüſſe eingeniſtet hat. Wie ſich nun der Fels auch das gefallen ließ und nur die Ufer als Grenzen ſteckte, wurde das Waſſer immer ungenügſamer und trat oft weit über die Ufer fort auf den Felſen hin. Aber der war ſich auch ſeines Rechtes und ſeiner Kraft bewußt und jagte das Waſſer zurück. Das wich nun wohl; aber es hatte eine Liſt erſonnen, durch die es nicht Alles aufgab. Alle die leichten Splitter der Felſen, Alles, was es durch ſein Spülen und Schmeicheln von dem harten Gegner abgeweicht hatte, barg es auf ſeinem Grunde. Wenn es nun über die Ufer getreten war und zurückgejagt

wurde, ließ es von dieser Mischung von Wasser und Fels zurück, und der Fels litt es, weil es ja auch ein Theil von ihm war. So sonderten sich Meer, Fluß, Fels und Erde. Aber noch war und blieb Alles unfruchtbar und öde; denn was gezwungen gegeben wird, hat keinen Segen. Da sandte der Herr die holde Schwester der Elemente, im weichen blauen Gewande, — die Luft, — um Alles zu vermitteln und zu beseligen. Die fing damit an, Frieden zu schließen zwischen dem Felsen und den Elementen. Zwar wollte er das Feuer nicht wieder frei lassen; aber die Luft erhielt die Erlaubniß, den gefangenen Bruder, so oft sie wollte, besuchen zu dürfen. So oft sie das nun that, nahm sie von seiner Gluth mit und schüttete sie aus über die ganze Erde. Da begann sich's auf dem Boden zu regen. Keime knospten und schlugen Wurzel. Aber die Gluth des Feuers thut's nicht allein; mildernd und kühlend muß das Wasser den Boden tränken, wenn es grünen und gedeihen soll. Das Wasser war gern bereit, doch seine Grenzen waren ihm angewiesen; da sog die Luft die sehnsüchtigen geschwisterlichen Küsse, die Grüße des Wassers ein, trug sie hinüber über den

Boden und ſchüttete ſie aus. Und grün wurde es; Baum und Blüthe ſproßten, und Menſch und Thier konnten leben auf der Erde. So beſucht die Luft wechſelnd die Geſchwiſter, und jedes giebt ihm ein Gaſtgeſchenk mit, — jenes feurige Gluth, dieſes weiche Wolken. Das ſeht Ihr noch immer. Noch immer ſeht Ihr die Luft bald in der glühenden Farbe, die die Umarmung des Feuers ihr leiht, bald in dem trüben Gewande, welches das Waſſer im Scheiden ihr umhing. Ihr ſeht das Feuer des Abendroths, ſeht die Gluth des Morgenlichtes, ſeht die Nebel aufſteigen, wenn die Luft vom Waſſer ſich trennt, ſeht die Wolken ziehen. Aber die Wolken, die Kinder des Waſſers, fühlen ſich nicht wohl fern von der Erde. Die Luft läßt ſich forttragen von ihren Dienern, den Winden; aber die Wolken ſehen ſich ſehnend um und weinen in unbeſieglichem Heimweh, bis ſie, ganz gelöſt in Thränen, zur Erde zurückkehren. Dann wollen auch die Feuer, welche die Luft entführen ließ, nicht mehr bei ihr weilen, und wie die Wolken ſich niederſtürzen, ſo zucken auch ſie herab zur Erde, jene weich und ſehnend, dieſe wild und donnernd. So entſteht das Wunder des Gewitters. Das ergreift

alle Weſen der Erde. Die milde Sehnſucht der Wolken theilt ſich mit, wie die brauſende Gluth des Blitzes. Ein feuriger Schauer, gemiſcht mit ſehnendem Gefühl wie Heimweh, erfaßt Menſchen und Thier, Baum und Blüthe. Aber der Segen der Luft geht mit, und wenn Feuer und Waſſer zurückgekehrt ſind zur Erde, dann geht Alles auf in Stärkung und Gedeihen.

„Wie es nun weiter wurde, wie ſich die Jahreszeiten einrichteten, wie die Pflaazen entſtanden und wuchſen, das habt Ihr Alles gehört. Wir Steine ſehen das nun um uns ergrünen und blühen; wir, die wir wußten von früheren Zeiten des Kampfes und der Unordnung, wir freuen uns daran, wenn wir auch, vertrieben und überſehen, wenig geachtet auf dem Boden liegen, der früher ganz unſer Eigenthum war. So war es denn ſehr thöricht geſprochen, wenn die Fingerhutblume ſagte, wir drängten uns überall dazwiſchen; denn Ihr Anderen drängt Euch um uns herum und wollt uns nicht einmal das Stückchen Platz gönnen, auf dem wir beſcheiden, ruhig uns lagerten.“

Der Fingerhut wurde roth und blickte verlegen

mit allen ſeinen Blüthenglocken zur Erde. Die Erdbeerblüthe kicherte unter ihren drei grünen Blättern, und die Buche fing oben an zu rauſchen. Da wurde dem Bach angſt, der alte Streit möchte wieder anfangen, und er ſagte:

„Wohl ſind wir, grauer Alter des Waldes, Dir für Deine Erzählung dankbar; aber Vieles biſt Du uns noch ſchuldig.“

„Was wollt Ihr wiſſen?“ fragte der Stein.

„Was das Feuer im Kern des Felſens anfängt, und ob es ſich ſeine Gefangenſchaft zutwillig gefallen läßt.“

„Letzteres nicht ganz,“ erzählte der Stein; „denn wenn die Beſuche der Schweſter es auch zerſtreuen, wenn es auch durch ihre Vermittelung den Troſt hat, zur Befruchtung der Erde beizutragen, ſo hofft es doch im Stillen noch immer auf Befreiung, vielleicht gar auf die Herrſchaft der Erde. Das wäre aber ein großes Unglück und gewiß das Ende aller Dinge. Das wiſſen das Waſſer und die Luft auch wohl und ſorgen dafür, daß das Feuer nicht zu große Gewalt gewinnt. Wo das ſich zeigt, kommt auch die Luft herbei und küßt den geliebten Bruder, der aus dem Kuſſe heller, heiterer und kräftiger aufflammt; aber

sie wacht auch, daß die Gluth sich vertheilt und nicht zu mächtig werden darf. Kann sie's nicht allein bezwingen, dann muß das Wasser kommen, und nach einem oft rauschenden Streit wird das Feuer wieder zur Ruhe gebracht. Das sitzt dann wieder still im Felsenschoße, tief im Grunde der Erde, und da sinnt es sich allerhand Spielereien und Possen aus, mit denen es sich die Zeit vertreibt. Zuerst schmolz, braute es an dem Stein und malte dann das Gekoch mit den Farben seines Gewandes purpurn und glühend. Das war das Gold. Dann borgte es sich vom Wasser, das durch die Ritzen des Felsens zu ihm drang, die lichte Farbe und malte das Silber. Selbst dem Felsen, seinem Kerkermeister, wußte es mitunter von seinem röthlich-schwarzen Gewande Etwas abzuschmelzen und malte damit das Eisen. Bei allen diesen Dingen ist nun nicht viel Segen, wie Ihr leicht denken könnt. Gold und Silber sind trügerische Dinge, wie sehr die Menschen in ihrer Thorheit ihnen auch nachspüren, und das Eisen, das meist in der Zeit entstanden ist, wo der Felsen dem fruchtbaren Boden um sich herum nicht sehr zugethan war, läßt sich noch immer dazu gebrauchen, denselben aufzu-

wühlen und zu durchstöbern; es ist und bleibt ein mürrisches, unzufriedenes Metall, weil der Felsen ärgerlich und verdrossen die Farben dazu gegeben hat. Da aber das Feuer doch das beste Theil dazu that, so ist der Schaden, den das Eisen dem Boden zufügt, nicht so gar groß; es strömt vielmehr Befruchtendes aus ihm in die Erde. Wir Steine mögen es aber doch nicht sehen, daß der gute Boden so zerfleischt wird, und wenn das Eisen so recht im Zuge ist, springen wir vor, fangen den Stoß ab und fügen dem Eisen bedeutenden Schaden zu.

„Gold, Silber und Eisen waren fertig, da wurde das Feuer überdrüssig, immer in denselben Farben zu malen, und es trug der Luft [illegible], wenn sie wiederkäme, ihm von der Erde andere mitzubringen. Die sammelte die Gräser und Blumen und trug sie ihm herab. Freilich konnte sie nicht Viel bringen; aber das Feuer malte doch mit dem Grün des Grases, mit dem sanften Farbenschmelz, den es aus dem Strauße nahm, den ihm die Luft brachte, allerlei bunte Steinchen, die es alle mit seiner Gluth durchwebte. So sieht es im Grunde der Erde, den Ihr Euch vielleicht recht schwarz und schaurig denkt, prächtig und

schimmernd aus; denn die bunten Edelsteine flimmern an den Wänden, sie, die Blumen der Tiefe, die Augen des Felsens. In der Werkstatt des Feuers fällt aber wohl einmal ein Tröpfchen Farbe vorüber, oder das Feuer wischt seine Pinsel aus, mit denen es Geld, Silber und Edelsteine malte. Da entsteht dann das Flimmergold, die falschen Erze, die unächten Steine, die scheinen und nicht sind, die locken und täuschen, dieselben, von denen auch der Bach erzählte, daß Puck den Regenbogen daraus aufbaue."

„Haben wir doch nie gesehen, daß die Luft unsere Geschwister entführt," sagte die Tulpe und neigte ungläubig das Haupt.

„Weil Ihr nicht Acht gebt," sprach der Stein. „Beobachtet einmal das Abendroth; da malen sich die Farben in der Luft, die Ihr sonst nicht erblickt. Da ist das Kleid der Rose, das Gelb des Crocus, das Violet des Veilchens, das Grün der Gräser, hochrother Schein des Mohns dazwischen, tausend Farben, die sich in Worten nicht sagen lassen. Nicht alle Abend, aber mitunter seht Ihr dies wunderbare Gemisch, dies Sondern und Verschmelzen. — Das ist

ein Strauß von Blumen, den die Luft in der Hand hält, um ihn dem Feuer zu bringen.

„Ihr seht freilich nur den Schein der Farbe, denn es ist zu weit, die einzelnen Geschwister zu erkennen; aber wenn Ihr Euer Herz fragtet, würdet Ihr es wohl gewußt haben. Es zieht Euch mächtig hin, — Ihr Alle wendet Eure Köpfe diesem leuchtenden Strauß zu; denn die Sehnsucht der scheidenden Geschwister zieht Euch unwiderstehlich, wenn auch unbewußt, nach. Seht Ihr, mit dem Gemüth habt Ihr das lange gewußt. Aber so seid Ihr Wesen der Erde, die Menschen mit eingeschlossen, — was Ihr fühlt, das mögt Ihr nicht glauben, und das Beste, was es auf der Welt giebt, danach mögt Ihr den Verstand vergebens fragen, das sagt Euch doch nur das Herz." „Was machte aber das Feuer mit dem Strauß, wenn es ihm die Farbe aussog?" fragte das Vergißmeinnicht. „Dann bewahrt es ihn, farblos zwar, aber glänzend und unvergänglich in den Schichten der Felsen. Da sind die Blätter, die Sterne der Blumen, da wachsen die schimmernden Krystalle."

Der Erzähler schwieg; da fragte die Eiche:

„Verzeih mir, wenn das, was ich Dich jetzt fragen

will, Dich beleidigt; aber es geschieht gewiß nicht, um Dich, der so klug ist und so viel weiß, zu kränken. Sieh, ich bin nach Dir der Aelteste im Walde, ja, ich heiße nach Dir; denn meines Alters, meiner Festigkeit wegen, nach diesen beiden Tugenden, die ich mit Dir theile, nennt man mich Steineiche. So habe ich schon ein Recht auf Dein Vertrauen. Wir Anderen hier auf der Erde, wir haben einen Zweck, einen Wechsel, wir wachsen und blühen, wir tragen Früchte, je nach unserer Art. Ihr Steine aber liegt unverändert, immer dieselben, immer am selben Fleck. Ist das nicht traurig und langweilig zugleich?"

„Ihr seid wie die Menschen," sprach der Stein, halb lächelnd, halb gereizt. „Euch und Euer Thun und Treiben haltet Ihr für unbeschreiblich wichtig, für den Zweck und den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung. Ihr wachset, blüht und tragt Früchte. Was glaubt Ihr denn, was damit gewonnen ist? Ihr verwelkt und seid vergessen. Die Zeit streicht mit ihrer Hand über die Stelle, wo Ihr standet, und Eure Spur ist verwischt. Jeder Einzelne, was er auch sei, ist ein Tropfen nur in dem großen Ocean der Natur. Wer bemerkt den, als jeder selbst?

„Wer kann wiſſen, wozu er da iſt? Ich aber langweile mich nicht, wenn ich nun auch ſchon lange, lange ſo unbeweglich daliege; denn ich habe einen empfänglichen Sinn, und Alles wechſelt um mich herum. Viele tauſend Jahre rollten an mir vorüber, kein Tag glich dem anderen. — Mitunter laſſe ich mir auch aus der Ferne erzählen; denn ich liege mit dem Ohr auf der Erde, und unten durch den Felſen hindurch geht eine heimliche Sprache der Steine, die erzählen ſich von Orten der Erde, wo es gar wunderbar ſchön iſt, die wieder ein eigenes Märchen ſind in dem großen Märchen, das die Natur beſtändig mit der Erde aufführt."

„Ja," beſtätigte der Tannenbaum, „es giebt herrliche Orte auf der Erde, das hat mir mein Vetter wohl erzählt, der, wie Ihr wißt, weit herum kam, als er Maſtbaum war!"

„Ach ja!" ſagte ſpöttiſch die Eſpe, „Gegenden, wo es nichts giebt, als Schnee und Eis, wo Dein Freund, der Winter, die Erde nie losläßt!"

„Du haſt wieder nicht aufgepaßt in Deiner Flatterhaftigkeit," erwiderte ganz ruhig die Tanne. „Weißt Du nicht aus meiner Erzählung, daß es auch Gegen-

den giebt, die dem Sommer gehören, die der Winter nie berührt, wo immer Bäume grünen, immer Blumen den Teppich der Fluren sticken, wo die Wasser nie ganz starren vom Eise und der Schnee die Erde nur berührt, wie ein kühler Kuß der Wolken?"

„Ach!" riefen viele Blumen zugleich, „die Gegend möchten wir sehen!" „Ich werde es," sprach nicht ohne Stolz der Bach, und in der Wanderlust hüpfte er hoch auf und plätscherte schneller dahin. „Ich stürze mich in den Fluß, der wieder in's Meer, und so lasse ich mich tragen bis in jene Länder."

„Unterdessen will ich Euch davon erzählen," sagte der Stein, „denn von einem wunderbaren, gar lieblichen Orte der Erde habe ich gerade Kunde empfangen. In jenen Zeiten, als das Wasser Frieden schloß mit dem Felsen, wiegte es sich in einer lieblichen Bucht, und die Kronen der Felsen schauten hoch darüber hin im Kreise. Das war die Lieblingsstelle des Meeres, und es ließ die Luft kommen und eine reiche Kraft über den Saum des Ufers ausgießen. Tauche Deinen Fuß in meine Wellen, ich will ihn Dir kühlen!' sprach das Meer zum Felsen.

‚Dein Haupt will ich mit Blumen kränzen,‘ sagte die Luft, ‚und die Erde soll einen Teppich um Deine Kniee legen.‘ ‚Und wenn Du so schön bist,‘ nahm wieder das Wasser das Wort, ‚dann will ich Dir einen Spiegel vorhalten, daß Du Deine Schönheit sehen kannst, und Dein Bild soll wieder meine Wellen schmücken.‘ — Und so geschah es.

„In einem lieblichen Bogen schlang sich das Ufer um das Meer, grünend und blühend, und die Felsen sahen es lächelnd an. Da erzählte einstmals die Luft, als sie das Feuer besuchte, von diesem Lieblingsplatz des Wassers, wo es seine schönsten Stunden verträume. ‚Könnte ich das nicht auch sehen?‘ sagte das Feuer. ‚Laß mich mit dem Felsen unterhandeln,‘ erwiderte die Luft. — Der Felsen war gerade in besonders guter Laune und an dieser Bucht durch die Freundlichkeiten, die Wasser und Luft für ihn gehabt hatten, leichter zu stimmen. So kam denn bald ein Vertrag zu Stande. Der Felsen öffnete auf dem Gipfel eines Berges, dem Gefängniß des ungeduldigen Feuers, ein Fenster, und da kann es herausschauen, wann es will. Dafür aber mußte das Wasser einem Felsen erlauben, so recht aus seiner Mitte aufzutauchen und

sich umzusehen. Gerade der Bucht gegenüber, wo der Kreis des Ufers sich öffnet, um das Meer hineinzulassen, liegt dieser Fels kühl und behaglich im Meer und schaut auf der einen Seite hinein in den Golf, von dem ich Euch sprach, auf der anderen blickt er in die Unendlichkeit des Meeres. Dieser Fels nun hat mir Alles erzählt. Ihm gegenüber, am Ufer, ist das Fenster des Feuers. Bei Tage, wenn das Licht so klar auf der Erde liegt, sieht man nur den Rauch, den es wie Wolken ausbläst; aber Nachts, wenn die Erde im Dunkel liegt, dann steckt das Feuer das Flammenhaupt zum Fenster hinaus, und seine glühenden Augen blitzen in die Nacht. Es sieht gar lustig und vergnügt aus und treibt allerlei Possen. Dem Felsen, meinem Freunde, nickte es oft recht freundlich zu, und der würde wieder nicken, wenn er nicht so fest stehen müßte im Meer. Und seit das Fenster geöffnet war am Kerker des Feuers, wurde es erst recht schön an dieser Bucht. Das Feuer wollte nicht das Schöne Alles sehen, ohne selbst Etwas hinzuzufügen, und schleuderte seine Funken weit hinaus auf das Ufer. Da fielen sie auf grüne Bäume, hielten sich fest an den glänzenden Zweigen und verloschen

nicht; nein, die Funken wurden zu Früchten, roth wie sie aus dem Berge sprühten, und bargen in sich die Gluth, die sie mitbrachten. Noch jetzt, erzählt mir der Fels, wachsen die Funken auf den Bergen, feurige Orangen. Und beständig glühen diese Feuerfrüchte; denn, wie das Blatt des Baumes zu jeder Zeit in schönem, dunklem Glanze steht, so schmücken auch die Früchte Jahr aus Jahr ein die Zweige."

„Und blühen sie nicht, diese Wunderfrüchte?" fragte der Apfelbaum.

„Gewiß, ein lieblicher, hold duftender Schnee. Aber ein Zweig trägt Frucht und Blüthe, und die Süße des Blumenduftes mischt sich zum Feuer der Frucht. Eine Stelle vor allen an diesem Ufer ist am reichsten mit der Feuerfrucht geschmückt. Da treten die Felsen hart an's Meer und tragen auf dem Haupte den Schmuck des Orangenhaines, geflochten mit dem Netz der langflatternden Weinranken.

Die Flammen aus dem Berge schauen herüber und freuen sich ihrer Gabe. Das Meer rauscht wunderbare Lieder an dem Strande und säumt sein

Gewand mit weißem Schaume. Die Felsen ragen über die Gegend, und die Luft webt sich held um Alles. Der süße Duft der Orangenblüthen durchzittert sie, der Geist des Meeres steigt in ihr auf und lockt die Wesen der Erde zum Bade in die Fluthen. Allabendlich, wenn die Luft das Abendroth malt am Horizont, zieht sie dem hohen Felsen leichte, rosige Gewänder an, daß er herabschaut wie die erröthende Braut des Meeres. Allnächtlich schmückt das Feuer seinen Berg mit glänzenden Bändern, die er davon herabhängen läßt, Bänder auf goldenem Grunde gestickt mit feurigen Edelsteinen. Dann spielen die Flammen des Feuers und die Wellen des Wassers mit einander. Der rothe Schein versteckt sich in den Fluthen und blickt dann hier und da heraus, gebrochen von dem Zittern der Wogen. Das Alles sieht mein Freund, der Felsen, der selbst bekränzt ist mit Weinranken, der selbst einen Strauß von Orangen und als Feder eine schwankende Palme auf die grüne Mütze gesteckt hat, die der Rasen ihm um's Haupt web, und die zackige Aloë und stachliger Cactus ihm festnesteln auf der Stirn. Er sieht das, und da er die Geschwister: das Feuer, die Luft und

das Waſſer, lieb gewonnen, da er ihnen ſo viele Genüſſe verdankte, ſo wollte er ihnen auch eine Freude bereiten, und er baute ihnen ein trauliches Plätzchen zum geſchwiſterlichen Zuſammenſein. An dem äußerſten Rande des Felſens, faſt hart auf dem Spiegel des Meeres, öffnet ſich ein niedriges Thor. Kaum würde man es entdecken. Hinter dieſem Thore aber breitet ſich eine hohe, mächtig gewölbte, kühle Höhle. Hier finden ſich Waſſer, Luft und Feuer. Hier ſind ſie beiſammen, geſondert zwar, aber doch gemiſcht. Da iſt zwar der Spiegel des Waſſers fließend und wogend; aber das tiefe Blau der Luft, wie es ſich nur am klarſten Himmel zeigt, hat es durchdrungen, und der leuchtende Schein des Feuers flammt darunter hervor, glänzend und wunderbar. Da glänzt es zwar aus der Tiefe hervor wie ſpielende Flammen; aber auch die Gluth hat ſich in die Farben der Luft getaucht, auch dieſes Licht wogt wie die Wellen des Waſſers. Da nimmt zwar die Luft die weite Wölbung der Höhle ein; aber ſie ſchimmert wie das Waſſer, ſie umfließt die Höhle, wie die Fluthen der Tiefe, und zwiſchendurch züngeln und lecken die Flämmchen des Feuers an dem Bogen des Felſens. So

halten die Elemente ihre heimlichen Gespräche; aber mitunter erlauben sie dem Menschen, sie zu belauschen. Der baut einen Nachen, fährt ein in dies Wunder und kann schiffen auf der blauen Luft, baden in dem leuchtenden Feuer und athmen in dem wogenden Wasser. Nur wenn die Gespräche der Geschwister recht vertraut und geheimnißvoll sein sollen, dann leiden sie nicht den Lauscher, dann schließt das Meer mit einer Pforte von Wellen den Eingang, und die Luft schiebt Winde als Riegel davor. Was sich dann Wunderbares begiebt, das wissen nur die Elemente und mein Freund, der Felsen, der sie umschließt, aber der hat ihnen sein Wort gegeben, es nicht auszuplaudern, und er hält sein Versprechen."

„Das ist recht von ihm," sagte die Rose, „ich liebe ihn darum. Liebt er auch die Blumen?"

„Ein ewiger Frühling von Rosen umblüht ihn," sagte der Stein.

„Das muß schön sein!" seufzte die Centifolie.

„Und alles Das werde ich sehen!" jauchzte der Bach.

„Dann grüße von uns die Rosen auf dem Felsen!" riefen die Blumen.

„Und von uns die Orangen am Meeresstrande!“ rauschten die Bäume.

„Wie soll ich den Ort erkennen?“ fragte der Bach den Stein.

„Nach meiner Erzählung,“ war die Antwort. „Die Menschen nennen ihn den Golf von Neapel, und mein Freund, der Fels im Meere, heißt Capri in ihrer Sprache.“

„Ich werde schon finden!“ rief der Bach und plätscherte fort.

Aber der Bach hatte einen weiten Weg zu machen; lange Zeit irrte er umher in der Unermeßlichkeit des Meeres, ohne daß ihm die Wunder erschienen, von denen der Stein erzählt hatte.

Der Erzähler dieser Märchen stand gerade in Sorrent auf der Loggia einer kleinen Villa am Meeresrande, die er allein bewohnte. Die Weinranken, die sie beschatteten, waren noch dünn und ließen das volle Licht der Sonne durch; aber die Orangenblüthen dufteten, und die Früchte lächelten ihn an und blinzten ihm freundlich zu aus den dunklen Blättern hervor. Der Vesuv rauchte, und das Meer war gesprächig. Da schlug eine Welle an

den Felsen mit heimischem Klang. Sie trug die Grüße der Blumen und Bäume aus der Heimath. Der Bach hat seinen Auftrag erfüllt, — für Blumen und Bäume brachte er Grüße, — für den Erzähler nichts von seinen Lieben. —

Der Dichter.

(Als Epilog.)

So nehmt sie hin, die Träume schöner Stunden,
In denen ich vom Räthsel der Natur
Die Lösung in dem Märchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Märchen nur.
Es war kein Trug! — Fragt selbst den grünen Hain.
Was ich erzählt, in tausend Lauten spricht er's.
Ich gab's in meines Herzens Widerschein,
Und also mußt' es wohl ein Märchen sein: —
Ist doch ein Märchen selbst das Herz des Dichters —

Ein Märchen, das der Blüthen viel erschlossen,
Das seinen Lenz hat, seine Winterzeit,
Wo mancher Quell geheimnißvoll geflossen,
Dem Bach des Waldes gleich, dem Schmerz geweiht.
Da trat, so wie des Veilchens Knospe bricht,
Geweckt im Lenze von der Sehnsucht Triebe,
Ein sehnsuchtsvolles Räthsel auch ans Licht,
Empfunden tief und doch verstanden nicht:
Des Herzens Frühlingskind — die erste Liebe.

O meines Lebens goldne Märchenblüthe!
O meiner Seele holde Frühlingszeit!
Wo mir die Welt im reichsten Schmuck erglühte,
Nur *eine* trug und doch so voll, so weit;
Wo ich in Andacht stummem Wort geglaubt,
Gebebt, mein süß Geheimniß auszusprechen, —
O flüchtig Glück, wie schnell warst du geraubt!
So schnell das Veilchen beugt sein duftend Haupt,
Noch eh' die Rosen in dem Sturme brechen.

Und wieder wuchs, wie eine wunderbare,
Aus alten Zeiten überbrachte Kunde,
Der kecke Zauber der Studentenjahre
Sich fest in meines Herzens Märchengrund.
Wie war die Brust so voll von Freundschaftsdrang,
Das Herz so ungetheilt dahingegeben!
Der Wein, das Lied, der Schläger heller Klang
Und Jugendmuth und Jugendhoffnung schlang
Den duft'gen Epheukranz mir da um's Leben.

Mein Heidelberg! O epheugrüne Trümmer,
Auf deren Altan ich so selig stand!
Wie schien die Welt mir ganz im Frühlingsschimmer
So blüthenreich, wie rings das weite Land!
Der süße Rausch des Märchens ist entschwebt;
Doch deine grüne Epheuranken schlage,
Erinnerung, vom Freundschaftshauch durchbebt,
Aus meiner Brust in and're neubelebt,
Aus jener Zeit in meine spät'sten Tage.

Ein and'res Märchen bringt das Herz mir wieder.
Gleich wie der Waldbach, den die Thräne nährt,
Hat sich im immer wachen Quell der Lieder
So Lust wie Weh des Herzens ausgeleert.
Und diesen auch wie jenen seht Ihr zieh'n,
Bald still verborgen unter moos'ger Hülle,
Bald kosend mit den Blumen, die umblüh'n
Den Strand, bald flüsternd mit des Schilfes Grün,
Bald schäumend frei in übermüth'ger Fülle.

Welch süßes Glück in trübumwölkten Tagen,
Wenn so schwer, wenn so voll das Herz,
Bald in des Liedes Reimen auszuklagen,
Bald abzuschütteln in dem kecken Scherz!

O dieſes Doppellebens gold'ner Trug,
Der mich aus den verdrießlich engen Schranken
Der Wirklichkeit, in friſch erhob'nem Flug,
So oft zu andern Welten übertrug,
Weit in die Märchenreiche der Gedanken.

Und von dem Stein erzählt' ich, der am Grunde
Der Heimath liegt, ſo ſtumm und unbewegt,
Und doch im Kerne tief die holde Kunde
Von and'rer Länder fernen Wundern trägt.
So hat das Herz des Dichters an der Bruſt
Der lieben Heimath lange ſtumm gelegen;
Da fühlt es, wie ein Märchen unbewußt
Den Wandertrieb, die freie Reiſeluſt,
Das Sehnen in die Ferne laut ſich regen.

Da treibt's ihn hin, da führt es ihn in's Weite,
Den Süden grüßt des Herzens froher Schlag,
Doch ſeiner Lieben Bild bleibt ihm zur Seite,
Und in die Ferne zieht das Heimweh nach.
Halb treibt's ihn fort, halb zieht es ihn zurück;
Beglückend Zagen lockt zum Verweilen;
Zum Scheiden, ach, zu ſchön der Augenblick!
So muß des Wanderns frei bewegtes Glück
Des Dichters Herz in Luſt und Sehnſucht theilen.

Genug! — der Dichter muß die Blätter ſchließen,
Mit ihnen auch das Herz! — Der Vorhang fällt.
Des Waldes Wunder ließ er Euch umſprießen
Und ſchau'n in ſeines Buſens Märchenwelt.
Euch, die Ihr's mit dem Herzſchlag eingetauſcht,
Euch weiht er immer ſeiner Märchen Beſtes;
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauſcht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie gerauſcht,
Und was der Dichter Euch enthüllt — vergeßt es.

Die Bernauer Bierflasche.

Es mögen jetzt gut und gerne schon fast zwei Jahrhunderte verstrichen sein, als in Berlin, die Chronik erzählt nicht genau ob in der Schustergasse selber, oder im Kölnischen Wursthof, jedenfalls in Köln, ein Schuster lebte, dessen Arbeit gelobt wurde, und der dafür galt, seine Lehrjungen mit guten Lehren und dem Knieriemen so wacker zu unterweisen, daß wieder tüchtige Schuhmacher aus seinen Händen hervorgingen, deren Schuld es wahrlich nicht war, wenn ihre Kunden, was auch damals nicht ausblieb, der Schuh drückte.

Zu besagtem Schuster kam einmal ein würdiges Ehepaar aus Bernau, ehrsame Bürgersleute, mit ihrem Erstgeborenen, einem schmucken Jungen von 14 Jahren, und brachten das Kind in die Lehre. Da die Eltern die Absicht hatten, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden sollte, hatten sie lange deliberirt, wie das anzufangen, und endlich hatte eine

Base aus Berlin, die zugleich Pathe des Jungen war, den Ausschlag gegeben: derselbe müsse in der kurfürstlichen Residenzstadt in die Lehre gebracht werden; sie hatte versprochen, sich bei einem Schuster ihrer Bekanntschaft zu verwenden, und gemeint, so könne es, wenn der Knabe fleißig und gelehrig sei, wohl kommen, daß er einem kurfürstlichen Kammerdiener, vielleicht gar einem Rath oder Herrn vom Hofe selbst einmal das Maß nähme, um ein Paar Schuhe zu fertigen, wo es dann nur an ihm läge sein Glück zu machen, da er doch den Herren mit den Schuhen leicht allerlei Anderes unter den Fuß geben könne, was gewißlich zu seinem Besten ausschlagen werde. Durch dergleichen lockende Aussichten und durch die Erwähnung, daß des Feldmarschall Derfflinger Excellenz Herr Vater auch nichts weiter als ein Schneidermeister gewesen und Se. Excellenz selbst mit der Nadel angefangen habe, die um nichts besser sei, als der Schusterpfriemen, ließen sich die Eltern bewegen, ihr Kind so weit von sich zu geben, denn Bernau liegt, und nicht einmal stark gerechnet, ganze vier Meilen von Berlin.

Die Eltern hatten es unterweges an Thränen

und guten Lehren nicht fehlen lassen, und die Mutter vor Allem hatte dem Jungen, so gut sie es vor Schluchzen vermochte, gehörig eingeschärft, ja recht gesund zu bleiben, Gott vor Augen zu behalten und dem Meister in Allem und ohne Widerrede zu gehorchen. Für die Frau Meisterin hatte die gute Frau noch Allerlei in ihrem Handkorbe, was, wie sie meinte, ihrem Kinde wieder zu gut kommen sollte. Der Vater, um seiner Ehehälfte nicht allzusehr nachzustehen, die es nichtsdesteweniger in Weinen und in guten Lehren ihm sehr zuvorthat, hatte es gleichfalls an Ermahnungen nicht mangeln lassen, und so hatten sie die vier Meilen Sandweg so gut benutzt, daß der Junge mit einem Respekt vor seinem zukünftigen Meister in Berlin ankam, wie er ihn vor Seiner kurfürstlichen Gnaden selber nicht gewaltiger hätte haben können.

Der Meister empfing die guten Leute, die sich mit aller Mühe vom Georgenthor durch Nagel- und Reezengasse über den Mühlendamm bis in seine Wohnung gefragt hatten, und den Jungen, der über Alles, was er schon in der großen Stadt gesehen hatte, Augen und Mund aufsperrte, mit gehöriger

Würde. Er legte die Hand auf den Kopf des Knaben, sah ihn ernst an, bog das Haupt auf eine Seite, zog die schwarzen, buschigen Augenbrauen zusammen, die Nase weise herauf und versicherte nach einer langen, stummen Prüfung und Ueberlegung: „Wenn der Knabe aufmerksam wäre, vornehmlich wie der Pechdraht zu handhaben, sich alle seine Lehren zu Nutze mache, auch der Meisterin in der Wirthschaft und auf Gängen behülflich wäre, wenn er beim Zuschneiden gut Obacht gäbe, auch eines gottesfürchtigen Lebenswandels sich befleißige, könne er es wohl in Verlauf von etlichen sieben Jahren dahin bringen, einen Stiefel auch Schuh, sogar einen solchen, so einen stattlichen Absatz hätte, zu Stande zu bringen. Uebrigens sei das Handwerk ein schwer Ding, absonderlich jetzt, wo das Leder so lästerlich theuer und gut Rinderleder kaum gar nicht mehr zu haben, wenn gleich es an Ochsen derzeit in der Welt eben noch keinen Mangel habe.

Der Vater nickte, verwundert über solche Weisheit, beistimmend mit dem Kopfe, und die Mutter faltete andächtig die Hände, wobei ihr die hellen Thränen über die Nasenspitze herunterliefen. Der

Junge machte den Mund weit auf vor grauſamem Reſpekt.

Indeſſen trocknete die Mutter ihre Thränen und ging abſeits zur Frau Meiſterin, einer kleinen ſchmächtigen Frau mit ſcharfen Zügen und ſehr lebendigem Mienenſpiel.

„Jeſus," ſagte die Frau Meiſterin, „Ihr kommt heute ſchon, und wir haben noch vierzehn Tage auf Michaelis, wo der andere Lehrjunge Geſelle wird und in die Fremde geht. Ich weiß nicht, woran mein Alter denkt, daß er mir noch einen Freſſer mehr ſetzt an den Tiſch in dieſer theuren Zeit."

Die Mutter lächelte und meinte, daran dächten die Männer nun einmal nicht, aber ſie hätte daran gedacht, und dabei lüftete ſie den Deckel ihres Handkorbes.

Die Frau Meiſterin machte gleich freundlichere Mienen, und indem ſie Eier, Speck und Butter auspackte, ja, das letzte Kohlblatt aufhob, ob nicht noch Etwas darunter läge, verſicherte ſie, der Junge ſolle es gut haben, ſie werde ihn halten wie ihr eigenes Kind, und wenn die Frau einmal wieder Etwas an Butter, es dürfe auch eine fette Gans ſein, übrig

hätte, da draußen wüchse ihnen ja Alles nur so zu, solle sie sich keinen Zwang anthun, den Jungen werde sie unter ihren besonderen Schutz nehmen, und Schmalz könne sie auch gebrauchen, denn hier wäre Alles grausam theuer.

Man schied unter gegenseitigen Zutrauensversicherungen, und an Thränen und Ermahnungen fehlte es wieder nicht.

Die Eltern waren fort. Der Junge saß auf der Bank vor der Thür, um sich von dem langen Wege auszuruhen, und wenn er überhaupt gedacht hätte, wären seine Gedanken vielleicht in die Heimath gegangen, so aber gaffte er den großen rothen Kessel an, der drüben über der Thür eines Kupferschmiedes wankte, und nebenan das hölzerne Sechseck mit dem Tannenzweig darüber, das den Eingang zu einem Bierschank bezeichnete. Nebenbei wunderte er sich nicht wenig über den Mordspektakel, der hinter ihm im Hause vollführt wurde. Die Frau Meisterin lief Trepp auf, Trepp ab, schalt mit ihrem Mann, fluchte mit dem Gesellen, warf den Lehrjungen die Stiege hinab, daß er weit auf die Straße flog.

„Die ist wie Schmid Brand's Großmutter bei

uns in Bernau," dachte der Junge, „und wenn solche Frau Meisterin mit zum Handwerk gehört, hätte ich lieber sollen, wie der Vater erst Willens war, bei der Schreinerei verbleiben, oder möchte mein Lebtag nicht Meister werden."

Das Abendbrod schmeckte auch nicht sonderlich, trotz des Marsches. Die schöne Butter der Frau Mutter mochte wohl noch nicht an der Reihe sein. Dann gings aber früh auf's Ohr, denn am andern Morgen sollte er an's Lernen schreiten.

Der Junge, eingedenk der guten Lehren des Herrn Vaters und der Frau Mutter, war mit dem Frühesten wieder auf und hatte eine gute Stunde zu warten, bis der Meister, Gesellen und Lehrjunge sich um den Frühstückstisch versammelt hatten. Die Frau Meisterin trug einen großen Napf auf mit Mehlsuppe. Einer sah den Andern an, Keiner wagte zuerst den Löffel hinein zu stecken, und als die Bahn gebrochen war, leckte jeder seinen Löffel zweimal aus, ehe er ihn wieder in den Napf tauchte.

„Wartet Kanaillen!" keifte die Frau Meisterin, „Ihr seid noch satt von gestern Abend, Euch will ich den Brodkorb höher hängen."

Nun sollte es an die Arbeit gehen; der Junge hielt sich immer dicht hinter dem Meister, denn heute sollten ihm die ersten Geheimnisse des Handwerks enthüllt werden. Der Meister nahm ihn auch wirklich bei der Hand und führte ihn in die Werkstatt. Als er die Thür hinter sich und seine Frau aus den Augen hatte, richtete er sich gleich höher auf, nahm eine gravitätische Miene an, zog wieder die Augbrauen zusammen und die Nase in die Höhe und sagte:

„Dieses ist Leder, daraus fertiget man, doch nur wenn man es zuvor mit Fleiß erlernet hat, so Stiefel als Schuh. Das, wonach es hier riechet, ist Pech und jeglichem ordentlichen Schuster ein delikater Geruch. Dieser Riemen nennt sich der Knieriemen und dient zu zweierlei: einestheils, den Schuh festzuhalten, wenn er gefertigt wird, anderentheils, denen Lehrjungen ihre Schuldigkeit deutlicher zu machen. Und nun mein Sohn —"

Er konnte nicht ausreden. Die Frau Meisterin riß die Thüre auf und rief: „Ach, hier steckt der Schlingel? Fängst Du so an? Sind die Lehrjungen dazu, daß sie Maulaffen feil haben in der Werk-

ſtatt und Meiſter und Geſellen im Wege ſteben? Marſch in die Küche!“ Und damit faßte ſie den Jungen an den Kragen der Jacke, und mit einer Bewegung, die auf Uebung ſchließen ließ, war er, ehe er ſich deſſen verſah, mit drei Stößen aus der Werkſtatt in die Küche und ſaß, ſtatt auf dem Dreibein auf der Heerdbank, wo ihm ein großer Sack Erbſen zum Verleſen bereits parat geſtellt war. Darüber und über die Betrachtung, daß, wenn es ſo fortginge, es nicht fehlen könne, daß er binnen Kurzem ein tüchtiger Schuſter werde, verſtrich der Morgen.

Wir fürchten, wenn wir die Lehrſtunden ferner in ſo ausführlicher Weiſe fortſetzten, möchten unſere geehrten Leſer leichtlich die Geduld und die Schuhmacher ihre Kunden verlieren, da es ja dann Jedermann aus unſerer genauen Beſchreibung in dem Schuhmachergewerbe ſo weit bringen könnte, ſich ſelbſtens ſeine Stiefel und Schuhe zu fertigen, und ſo kommt es uns denn ſehr wohl zu Statten, daß es nach den Mittheilungen der Chronik mit unſerm Lehrjungen, wie wir alſobald erfahren werden, bei der erſten Lehrſtunde ſeinen Verbleib hatte.

Unsere geehrten Leserinnen werden muthmaßlich schon errathen haben, daß es an jenem Tage beim Meister Pech gequollene Erbsen zu Mittag gab, und wir wollen das auch, wenn zwar die Chronik nichts Genaueres darüber erwähnt, nicht in Abrede stellen. Der Bernauer Junge erinnerte sich der Erbsen noch sehr wohl in späteren Jahren, doch konnte er sich nicht mehr des Speckes entsinnen, den es dazu gegeben hatte, wobei es denn zweifelhaft bleibt, ob er denselben später, oder die Frau Meisterin schon damals vergessen hatte.

Auf den Nachmittag sollte der Junge nun wirklich mit dem ersten Schritt seines Handwerkes vertraut gemacht werden. Der Geselle hing ihm an einen hölzernen Haken am Thürpfosten der Werkstatt ein Schock Zwirn an, schnitt denselben auf und unterwies den Jungen, ihn nach der Reihe mit Pech zu streichen. Aber der Lehrling war nun einmal vom Schicksal nicht zum Pech erkoren, denn kaum will er an die Arbeit gehen, als die Thür sich wieder öffnet, und die Frau Meisterin hineinkeifet:

„Alter, Du bekommst Zuspruch, und die Schlingel von Gesellen haben mir das Bier, das ich mit Fleiß

bei Seite geſtellet, wahrhaftig bis auf den letzten Tropfen ausgeſoffen. Es iſt eine Sünde und eine Schande, und man kann doch die Gäſte trocknen Mundes nicht wieder abgehen laſſen.“

„Ja,“ ſagte der Meiſter, „was iſt da zu thun?“

„Was zu thun iſt?“ zankte die Frau. „Der Junge läuft, was er kann, und holt etliche Maas Bernauer Bier. Suche das Geld aus dem Kaſten, ich werde ihm indeſſen die Flaſche langen.“ Damit war ſie mit einem Satz auf die Bank geſtiegen und holte vom Sims eine kupferne Flaſche mit zinnerner Schraube, die etwa 5—6 Kannen Berliner Maas halten mochte. Der Meiſter konnte das Geld nicht gleich finden, endlich kramte er etliche Groſchen Geld zuſammen, während die Frau fortwährend mit dem Fuße ſtampfte und rief: „Wird's bald? Wird's bald?“ worauf ſie dem Jungen Geld und Flaſche in die Hand ſteckte, ihn zum Hauſe hinaus ſchob und ihn unterwies, die Flaſche mit Bernauer Bier füllen zu laſſen und flugs wieder zurückzukommen.

Der Junge, dem es nicht bewußt war, daß er das Bier hätte auf dem Berliniſchen Rathskeller holen ſollen, was die Meiſterin in der Eile zu ſagen ver-

geſſen, und der ſich wohl erinnerte, wie ſeine Eltern ihm zu mehreren Malen eingeknöpft, ja ohne Widerrede jederzeit zu thun, was ſein Meiſter ihm heißen würde, da er nur ſo ein tüchtiger Schuſter werden könne, machte ſich auch, da ihm ausdrücklich Bernauer Bier zu holen geheißen, flugs auf den Weg.

Da ſtand er nun und wußte nicht, wie er ſich durchfinden ſollte durch alle die Kreuz- und Quergaſſen. Da er aber jeden Vorübergehenden anredete und fragte, wo er auf dem nächſten Wege zu ſeiner Eltern Haus in Bernau gelange, wies man ihn ſoweit zurecht, daß er richtig über den Marienkirchhof und die Cavalierbrücke am Luſtgarten anlangte. Hier konnte er ſich nicht enthalten, ehe er weiter ſchritt, denſelben mit neugierigen und erſtaunten Augen zu betrachten. Er wandelte durch die grünen Kirſch- und Mandelhecken, die den Blumengarten umfaßten, ſtaunte die marmorne Statue des Kurfürſten an und bewunderte den liegenden koloſſalen Neptun am Springbrunnen, von dem er ſich nicht vorſtellen konnte, warum er ſo leichtfertig gekleidet gehe, was ihm auch, nachdem er die ſieben Stufen nach dem Untergarten hinabgeſtiegen war, an allen den bleiernen,

marmornen und steinernen Puppen in Erstaunen setzte, die in den bedeckten Ulmen- und Liguſtrumgängen ſtanden. Dergleichen erinnerte er ſich in Bernau niemalen geſehen zu haben, da er aber ein pflichttreuer und gehorſamer Junge war, vergaß er über dieſe Wunder ſeines Auftrages nicht und ſchritt munter mit der ſchweren Flaſche die Georgenſtraße entlang, durch das Georgenthor, und als er wieder auf der Landſtraße war, konnte er den Weg nach Bernau nicht mehr verfehlen.

Unterwegs fragten ihn die Vorübergehenden auf der Landſtraße, die ihn ſchleppen, oder wohl gar zuweilen auf einem Stein niederſitzen und ausruhen ſahen: „Junge, was machſt Du hier auf der Landſtraße mit der großen Flaſche?“ Worauf er jedesmal erwiderte: „Ich lerne Schuſter“ und darauf ſeinen Weg emſiger als zuvor fortſetzte.

Der Junge läuft zwar wacker, aber die Stunden laufen auch, und der Meiſter, der den Jungen nicht wieder zu Geſicht bekommt, hat längſt durch den andern Lehrjungen anderes Bier holen laſſen, und das ganz heimlich, daß es ſeine Frau nicht gewahr werde. Als aber der Tag zu Ende geht, geht dem

Meister die Geduld gleichfalls zu Ende, und er macht den Schluß, der Junge müsse als ein rechter Böse-wicht mit der Flasche durchgegangen sein und das Geld auch nicht zurückgelassen haben. Als nun auch die Frau Meisterin solches bemerkte, hub sie ein großes Gezeter an und klagte über ihre Flasche, die sie noch von ihrer Frau Mutter seligen als Brautschatz mit bekommen. Die Gesellen aber und der Lehrjunge bekamen heute gar nichts zur Nacht zu essen, weil deutlich bewiesen, daß das ganze Gelichter nicht den Strick werth wäre, um es daran aufzuhängen. Sie schliefen also auch nicht mit besonders freundlichen Redensarten über den Bernauer Lehrjungen ein.

Der dagegen war nicht eben lange nach Sonnenuntergang in Bernau angelangt, und die Frau Mutter, die gerade den Docht in der Lampe mit einem krummen Nagel in die Höhe zog, hätte fast den Tod vor Schreck gehabt, als sie ihn so unvermuthet eintreten sah. Der Vater aber redete ihn hart an, wo er schon wieder herkomme, und als der Junge erzählt, es sei um des Bieres wegen, das er in der kupfernen Flasche, die ihm schon leer sauer genug zu schleppen

gewesen, aus Bernau holen solle, beschwerten sich die Eltern laut und wiederholt über die Härtigkeit des Meisters, daß er um etlicher Groschen Bieres willen das arme Kind einen so weiten Weg geschickt hätte. Der Junge ließ sich weiter nicht darauf ein, aß tüchtig zur Nacht, fast als hätte er den Tag über noch nicht eben viel bekommen, und legte sich auf's Ohr. Die Eltern deliberirten lange hin und her, kamen aber doch auf den Schluß, wie sie Aussicht hätten, daß ihr Sohn ein recht guter Schuster werde, da er auf Befragen, ob er schon Etwas gelernt, geantwortet habe, er hätte das, was ihm aufgetragen, als hätte er es schon Jahre betrieben, gearbeitet, wobei er nur verschwiegen, daß es Erbsenauslesen war. Sie meinten also, der Meister müsse doch ein wackerer Lehrherr sein, daß er dem Jungen in so kurzer Zeit so viel schon beigebracht habe, und so wollten sie es weiter nicht ansehen und die kupferne Flasche mit recht gutem Bier ganz voll füllen. Am andern Morgen bei Sonnenaufgang fragte die Mutter den Jungen um Rath, was wohl mit ihren Schuhen zu machen, deren Absatz fast schief getreten, und deren Sohlen auf dem Wege nach Berlin meist durch-

gelaufen wären, worauf jener antwortete: „Nächsten Jahrmarkt ein Paar neue kaufen!“ worauf die Mutter versicherte, für die kurze Lehrzeit verstände sich der Junge schon erstaunlich auf Schuhwerk, der Rath sei das Beste, was sie kürzlich gehört, und dem Vater zuredete, doch etliche Meilen mitzugehen, daß dem armen Kinde die Last nicht gar so schwer werde.

So machten sie sich wieder auf den Weg nach Berlin. Der Junge mit dem Vater, und der Vater mit der kupfernen Bierflasche. Eine Meile vor Berlin kehrt der Vater um, und der Junge nimmt die Flasche, die er nur mühsam fortschleppt und von einer Hand in die andere wandern läßt. Er war noch nicht an dem Schlagbaum der Stadt, als ihm der andere Lehrjunge seines Meisters entgegenkommt, der etliche Paar Stiefel über Land zu tragen hatte. Als der seiner ansichtig wird, fragt er, wo er herkomme, und auf die Antwort: Er bringe das Bier, das er für den Meister aus Bernau geholt habe, hebt der andere Lehrjunge an zu lachen und sagt: „Nun, Du wirst redlich mit dem Knieriemen empfangen werden, wenn Du nach Hause kommst. Aus dem Rathhauskeller solltest Du das Bier holen, und weil Du nicht wieder

gekommen, ſteht der Meiſter in dem Gedanken, daß Du mit dem Gelde und der Flaſche auf und davon gegangen; gehe nur vollends nach Hauſe, die Meiſterin iſt arg böſe, Du wirſt es ſchon erfahren.“ Damit läuft der Junge ſeines Weges einen Fußſteig querfeldein.

Der arme Schuſterjunge ſieht nun den Fehler ein, den er begangen, und iſt voller Angſt vor der Strafe. Er ſteht eine Zeitlang und deliberirt mit lauter Zittern, was wohl das Beſte für ihn zu thun ſei, und fällt endlich auf den Schluß, weder zum Meiſter und der Meiſterin, noch zu den Eltern nach Bernau zurückzugehen; weil ihn hier nur der Knieriemen, dort nur Beſchämung über ſeine Dummheit erwartet, die ihm ſchwerer zu tragen, da die Eltern in ſo guter Meinung ſeiner Einſicht von ihm geſchieden. Die Flaſche aber ſammt dem Bier, die er nicht geſonnen mitzunehmen, vergräbt er unter dem dritten Baum vom Schlagbaum links an der Landſtraße. Dann nimmt er ſeinen Weg an Berlin vorbei und läuft bis nach der ſchleſiſchen Grenze, an ſechzehn Meilen und leicht auch darüber.

Von hier ab wird die Chronik minder ausführ-

lich über das Schicksal des Jungen, was sehr zu bedauern, da es ihm an mancherlei und memorabeln Abenteuern nicht gefehlt hat. Nur soviel ist bekannt geworden, daß der Junge, der gebettelt, weil er gut ausgesehen, von einem kaiserlichen Offizier in Dienst genommen worden. Als er mehr herangewachsen war und sich allezeit gut geführt hatte, wird er Soldat, und zwar ein kaiserlicher Reiter. Er geht mit nach Ungarn und wird Unteroffizier, hat auch das Glück, Oberoffizier, ja, endlich Rittmeister zu werden, nachdem er 16 Jahre gedient und sich in vielen Actionen gegen die Türken, wobei sein Leib mit Blessuren bedeckt worden, sehr wohl gehalten und viele und grausame Tapferkeit bewiesen.

Nachdem 18 Jahre verlaufen, setzt sich der nunmehrige Rittmeister vor, sein Vaterland zu besuchen, nimmt einen Urlaub und kommt auch richtig in Berlin an, wo er den Lustgarten noch gerade wie damals vorfindet, nur daß ihn derselbe nicht mehr ganz so sehr in Erstaunen setzt, als ehedem, als er von der Welt nichts weiter kannte, als seiner Eltern Haus und Garten und den Bernauer Kirchthurm. Er kehrt ein in einem großen und schönen Gasthause in der

Breiten Straße, und da ihm sein früherer Meister wieder einfällt, läßt er nachfragen, ob derselbe noch am Leben, worauf er den Bescheid erhält, daß derselbe zwar noch nicht verstorben, daß es aber mit dem Handwerk übel stände, er fast gar keine Gesellen mehr hätte und sich nur kümmerlich durchbringe. Der kaiserliche Rittmeister macht sich auf den Weg, findet auch richtig noch Straße und Haus und tritt ein. Mit vielen Bücklingen kommt ihm ein alter, gebeugter Mann entgegen, den er erst gar nicht für seinen früheren Meister erkennen konnte, der ehedem so steif einherging. Auch die buschigen, schwarzen Augenbrauen zog er nicht mehr zusammen, vielleicht weil selbige gar grau und dünn geworden waren. Als der vornehme Kunde eintrat, erhob sich ein kleines, krummes Mütterchen von der Ofenbank hinter'm Spinnrade, knixte sehr viel, wischte den Sessel, auf den sich der Herr Rittmeister setzen sollten, wieder und wieder mit der Schürze ab und machte tausend Excüsen, daß das Polster so eingesessen, der Ueberzug so verblichen und gar nicht passend für einen so vornehmen, weit gereisten Herrn sei. Dann kroch es zurück zum Spinnrocken. Der kaiserliche Ritt-

meiſter hieß indeſſen den Meiſter ein Paar Stiefel anmeſſen, und unter dem Geſchäft, das gar langſam von Statten ging, da der Meiſter recht ſorgſam zu Werk ſchritt, die Augen nicht mehr gar hell waren, und er auch nicht wagte, des fremden Herrn Fuß anders als mit den Fingerſpitzen anzurühren, fragte er, ob der Meiſter nicht vor Jahren, es könnten etliche achtzehn her ſein, einmal einen Lehrjungen aus Bernau gehabt hätte; denn er konnte immer noch nicht glauben, daß er ſich wirklich bei ſeinem alten Meiſter befände, ſo ſchien ihm Alles verwandelt. Der Meiſter, der gerade die Breite der Zehen maß und Angſt hatte, auch ja nicht die etwaigen Leichdörner des Kriegers unzart zu berühren, konnte ſich nicht recht mehr beſinnen, aber hinter dem Spinnrade tönte es hervor:

„Ja, Herr, ſo lange kann's hergeweſen ſein um vergangenen Herbſt, daß wir einen Lehrjungen hatten aus Bernau. Der Racker, der Dieb, der Spitzbube, wer weiß an welchem Galgen der verwittert. Hat er mir doch meine kupferne Bierkanne geſtohlen, aber ein Kreuz-Donnerwetter möge ihm in die Glieder fahren, dem Schuft, dem Lümmel —"

„Ja, sie ist's, die Meisterin!“ rief der Rittmeister, „sie ist's, an ihrem losen Maul und ihrer bösen Zunge erkenne ich sie wieder. Aber ich schenke Ihr alle Ihre Ehrentitel, denn daß Sie es nur weiß, der Schusterlehrling aus Bernau bin ich selber.“

Dem Meister fiel das Maß aus der Hand und der Meisterin die Schuppen von den Augen, aber sie stand auf und knixte und sprach: „Wie der Herr nur seinen Spaß treiben wolle mit ihnen alten Leuten, wie solches wohl nicht gut sein könne, und wie sie es nimmermehr glauben würde.“

Der Rittmeister lächelte und erbot sich Beweise zu geben. Er nahm den Meister mit und noch etliche Neugierige von den Nachbarn, die zusammengelaufen waren, als sie einen stattlichen Offizier in fremder Uniform hatten in des Meister Pechs Haus gehen sehen, und nun über die Geschichte Maul und Nase aufsperrten und versicherten, man könne einem Jungen von etlichen 14 Jahren selten oder niemalen an der Nasenspitze ansehen, was in 20 Jahren aus ihm werden könne, so Wunderbares hätte sich aber doch wohl in der ganzen Weltgeschichte noch niemals zugetragen, es müßte denn mit David sein, der aus

einem einfältigen Hirtenjungen ein großer König und sogar der Vater des weisen Salomo geworden wäre. Daß es aber ein Schusterjunge so weit bringen könnte, das hätten sie niemals gedacht, und der Meister blieb dabei, daß er einen so schönen und schmucken Herrn zwar in seiner Wenigkeit Lügen zu strafen unvermögend sei, daß er aber immer noch nicht glauben könne, seinen ehemaligen Lehrjungen vor sich zu sehen, von dem er jedoch immer sehr große Stücke gehalten hätte."

Unter den Reden kamen sie vor das Georgenthor an den Schlagbaum. Der Rittmeister zählte genau den dritten Baum vom Schlagbaum links an der Landstraße, hieß einen Spaten bringen und aufgraben, und siehe, da stand die kupferne Flasche, ganz wie er sie hingestellt, als er Berlin den Rücken gekehrt hatte. Nun konnte auch der Meister keinen Zweifel mehr hegen, und Alle gingen wieder zurück in des Meisters Haus. Der Rittmeister voraus mit der Bierflasche, die er sich nicht nehmen lassen wollte, indem er behauptete: um ein ehrlicher Mann zu sein, müsse er die Flasche, wie ihm vor 18 Jahren befohlen, mit dem Bier dem Meister in's Haus

tragen, doch hoffe er, daß derselbe ihn trotz der gar langen Versäumniß mit dem Knieriemen verschonen werde, über welche Zumuthung der Meister sich fast mit dem Gesicht bis an die Erde beugte.

Im Hause wurde nun Angesichts Aller die zinnerne Schraube an der kupfernen Flasche geöffnet. Von dem Bier hatte sich etliches verzehrt, der Rest aber war mit einer dicken Haut bewachsen. Als aber der Rittmeister das Bier kostete, hat er es so gut befunden, als nur irgend ein Bier auf der Welt, ja, er meinte, man könne Kranke damit laben und gesund machen. Darauf hat er auch den Meister und die Nachbarn der Reihe nach kosten lassen, und Alle konnten des Verwunderns und Lobens nicht genug aussprechen. Die Meisterin, die neugierig wurde und alle Zeit das Bier, vornehmlich das Bernauer sehr geliebt hatte, weil es ihr aber jetzt knapp ging, sich den Genuß nur selten gewähren konnte, kroch auch herzu und streckte die Hand aus nach dem Glase, da aber rief der Rittmeister: „Halt! Sie bekommt nichts ab für ihr loses Maul!“ worauf die Frau beschämt wieder an ihren Spinnrocken zurückgeschlichen.

Ob der Rittmeister seinen Herrn Vater und Frau Mutter zu Bernau noch wohl und am Leben angetroffen, darüber steht in der Chronik nichts weiter verzeichnet, doch wollen wir solches, anbetrachts seiner vielfachen Meriten von Herzen wünschen. Wir aber können aus der Geschichte mancherlei gute Lehren ziehen, als da sind:

„Man solle Niemand für gering ansehen, weil man nicht weiß, was aus ihm noch werden kann."

„Man solle seine böse Zunge hüten."

„Man solle neuem Gesinde Alles ganz deutlich und vernehmlich sagen, was es zu thun habe, und nicht in den Gedanken stehen, als wüßten sie es schon, oder könnten leichtlich begreifen, wie es gemeinet."

Endlich auch, daß das Sprüchwort nicht immer zutrifft:

„Schuster bleib bei deinem Leisten."

Der Stellvertreter.

Man ſollte eine Erzählung nicht mehr mit der Verſicherung anfangen, ſie ſei wahr. Dieſes Mittel, das Intereſſe des Leſers für die Geſtalten zu erhöhen, die Einfachheit der Handlung zu entſchuldigen, iſt zu ſehr verbraucht und der Leſer zu oft dadurch getäuſcht, um ihm vollen Glauben zu ſchenken. Auch werden immer die ſogenannten wahren Geſchichten in der Erzählung, welche die Facta reproducirt und welcher der Erzähler ſeine eigene pſychologiſche Auffaſſung leiht, nur halb wahr und zum Theil Eigenthum des Erzählers ſein, und die erfundenen Geſchichten ſind nur zum Theil unwahr, denn der Erfinder umkleidet ſie mit ſelbſt erlebten oder ſelbſtbeobachteten Gefühlen. So ſoll es denn auch keine captatio benevolentiae für die Einfachheit des Stoffes, keine Nachhülfe für das Intereſſe an den Perſonen ſein, die ich vorführe, nur ein einfach conſtatirtes Factum, daß die nachfolgende

Erzählung auf einem wahren Vorgange beruht, daß die Menschen, die darin auftreten, vielleicht noch leben.

Dem Pächter einer ansehnlichen Besitzung in England, einem würdigen, bejahrten Manne, stellte sich eines Tages ein junger Mann vor, der Briefe von dem Besitzer der Herrschaft, dem jungen Lo[illegible] überbrachte. Der junge Mann war mit der [illegible]doner Postkutsche bis an den Stationsort gefahren, hatte von da aus einen Boten sein geringes Reisegepäck tragen lassen und war zu Fuß herüber gekommen. Sein Auftreten war bestimmt, aber bescheiden, seine Erscheinung einnehmend. Er mochte gegen fünfundzwanzig Jahre alt sein, aber der Ernst seines ganzen Benehmens, das Ueberlegte in seinen Reden ließen ihn älter erscheinen. Master Harrison, der Pächter, erbrach die Briefe von der wohlbekannten Hand des Lords. Sie kündeten Master Richard an; der Ueberbringer sei beauftragt, die bedeutenden Besitzungen zu inspiciren, den Neubau des Schlosses zu leiten, das an eben dem Orte lag, wo Harrison wohnte, und war ihm zu diesem Behufe die weiteste Vollmacht ertheilt, alle Pachtgelder

und Gefälle im Namen des Besitzers einzuziehen. Der Lord nannte in dem Briefe Richard bald seinen Sachwalter, bald seinen Freund, und Harrison trug keinerlei Bedenken, die Vollmacht anzuerkennen, schon weil das ganze Benehmen des Ueberbringers nicht den mindesten Grund zu irgend einem Verdachte geben konnte. Uebrigens waren die Vollmachten auch bereits anerkannt von den übrigen Pächtern des Lords, bei denen Richard theils persönlich sich vorgestellt hatte, theils durch directe Briefe des Lords beglaubigt war. Richard war also der vollständige Vertreter des Lords, der Verwalter aller seiner Einkünfte, die Mittelsperson in jeder geschäftlichen Angelegenheit.

Richard ging auf das Schloß, um die Baulichkeiten zu besichtigen, und der alte Pächter begleitete ihn. Da erschien es denn in der That ganz natürlich, daß Lord E. einen Stellvertreter schickte, der das alte Gebäude einrichten sollte, ehe er es selbst bezog. Das Schloß war seit Generationen von keinem Besitzer bewohnt gewesen. Fenster und Thüren waren theils nur nothdürftig erhalten, theils ganz verfallen, die Kamine unheizbar, und bis auf einige Zimmer

im Erdgeschoß, die ein Castellan inne hatte, kaum eines bewohnbar. Richard prüfte Alles mit Sachkenntniß und schnellem Entschluß. Er wußte gleich, was zuerst angegriffen werden mußte, änderte an den Planen, die er mitgebracht hatte, bestimmte sofort die Zimmer, die der Lord selbst bewohnen würde, und war entzückt von Lage und Aussicht. Als er aber Anstalt machen wollte, für den Augenblick ein Unterkommen für sich selbst zu schaffen, war er doch in Verlegenheit, um so mehr, als es Spätherbst war und ein geheiztes Zimmer, dichte Thüren und Fenster eine Nothwendigkeit wurden. Ueberdies zeigte sich der Castellan mürrisch und verdrossen; das Essen hätte doch aus dem Gasthause im kleinen Weiler am Fuße des Schlosses geholt werden müssen, und so erschien es denn ganz natürlich, daß Harrison den jungen Mann ersuchte, vorerst sein Gast zu sein und sich in seinem Hause, wo er wenigstens nicht frieren solle, einzurichten. Das Anerbieten wurde eben so freimüthig angenommen, als es gethan war, und Richard wurde der Gast des Pächters.

Harrison war Wittwer und hatte eine einzige

Tochter, die eben erwachsen war. Miß Ellen Harrison konnte keine Schönheit genannt werden, aber sie hatte etwas überaus Anziehendes, eine heitere Unbefangenheit, dabei eine hohe, schlanke Gestalt und ein klares, kluges Auge. Sie hatte so gut als nichts von der Welt gesehen, denn der Vater selbst reiste nicht, und seine Zärtlichkeit für den Liebling erlaubte es ihm eben so wenig, sich von ihr zu trennen. Für ihre Erziehung hatte er gethan, was er konnte, d. h. er hatte sie unterrichten lassen von den Lehrern, die ihm in der Nachbarschaft am tüchtigsten schienen, und hatte dann an ihr Wissen und die Ausbildung ihrer kleinen Talente keine großen Ansprüche gemacht. Genug, Miß Ellen konnte correct lesen und schreiben, tanzte nicht viel ungeschickter als die meisten ihrer Landsmänninnen, sang ein Lied zum Clavier, stickte wenigstens zu jedem Geburtstage ihres Vaters ein Sammetkäppchen oder ein Paar Schuhe, wußte einen guten Pie zu bereiten, den ihr Vater nie schmackhafter gegessen hatte, selbst wenn er einmal verbrannt war; sie besorgte von ihrer Hauswirthschaft das, was sie nicht ihrer alten Haushälterin überließ, und befand sich ganz wohl dabei, denn sie

hatte keinen Begriff davon, daß die Bildung eines Mädchens noch weiter gehen könne.

Der Wirth, seine Tochter und der neue Gast bildeten ausschließlich die Gesellschaft des Hauses, zu der selten ein Vierter, etwa ein Geistlicher oder Pächter der Nachbarschaft kam. Anfangs hatte Richard Viel und fast den ganzen Tag über auf dem Schlosse zu thun, aber die Jahreszeit rückte vor, die Arbeiten mußten eingestellt werden, und er war mehr und mehr auf das Haus beschränkt. Da blieb er nun meist auf seinem Zimmer und suchte sich mit Fleiß und Sorgfalt in den nicht leichten Verwaltungsgeschäften der ausgebreiteten Besitzungen zu orientiren, wobei ihm Harrison, den er vielfach zu Rathe zog, sehr zu statten kam. Der alte Herr mußte eingestehen, daß Lord E. keinen gewissenhafteren Verwalter hätte finden können, und dabei verfuhr dieser nicht mit pedantischer Aengstlichkeit, sondern mit großer Freiheit und Unumschränktheit in allen seinen Anordnungen.

Der Vater war ganz eingenommen von dem jungen Manne, aber die Tochter hatte eine gewisse Scheu vor ihm. Sie kam deshalb oft mit dem Vater in Streit, der doch sonst immer ihrer Meinung war.

Vielleicht verdroß ſie das, und ſie ging weiter in ihren Worten, als in ihren Empfindungen. Miß Ellen behauptete nun einmal, der junge Mann habe bei aller Offenheit etwas Geheimnißvolles; es ſchien ihr Etwas nicht richtig in ſeinem Weſen. Sie konnte nicht leugnen, daß er ihr gegenüber große Zurückhaltung, wenn auch alle Höflichkeit, die er der Tochter ſeines gütigen Wirths ſchuldig ſei, beobachte, aber er behandle ſie wie ein Kind und ſei doch auch noch kein Greis. Vielleicht drückte es ſie unbewußt, daß ſie in ſeinem Umgange zum erſten Mal einen Mangel ihres Wiſſens und ihrer Bildung empfand. Wenn er ſie nach Büchern fragte, von denen ſie nie gehört hatte, ſuchte ſie ſich dieſelben heimlich zu verſchaffen und las oft die halben Nächte, was ihr ſonſt nie eingefallen war. Seit er einmal, als ſie ein Lied ſang, vom Kamin, an dem er ſaß, aufgeſtanden war und auf dem Clavier einen Ton angeſchlagen hatte, den ſie nicht rein getroffen, wollte ſie nie mehr in ſeiner Gegenwart ſingen, und doch übte ſie ſich jetzt, wenn er nicht da war, mit einem Eifer, als wollte ſie ihm jedes Recht zu einer Zurechtweiſung nehmen.

Eines hätte allerdings auffallen können: sein eigenthümliches Verhältniß zu Lord E. Freilich erzählte der junge Mann, daß er, der Sohn eines Landgeistlichen, als Erzieher und Begleiter eines jungen, vornehmen Schotten, mit diesem in Frankreich und Italien gereist sei, daß er auf der Reise Lord E. kennen gelernt, sich ihm als Landsmann angeschlossen habe und dann sein Freund geworden sei. Das war ganz natürlich. Lord E., früh verwaist, war in London erzogen, seine reichen Besitzungen von der Vormundschaft verwaltet worden. Die letzten Jahre der Minderjährigkeit hatte der junge Mann, nach der Sitte seiner Landsleute, auf Reisen zugebracht, aber er hatte letztere auch über seine Volljährigkeit ausgedehnt und seitdem seine Geschäfte brieflich mit den Pächtern und Verwaltern abgemacht. Seit dem Eintreffen Richard's hörte diese Correspondenz auf, Alles ging durch ihn, er war unumschränkter Herr und zeigte sich als solcher, trotz aller Bescheidenheit, in vollständigster Weise. Wenn aber Master Harrison sich gesprächweise nach der Persönlichkeit des Herrn erkundigte, den er niemals gesehen, wich Richard mit der Antwort aus:

er sei zu sehr sein Freund, um nicht parteiisch zu sein, und jede Mißbilligung würde in seinem Munde doppelt hart klingen und ihm nicht geziemen. Indessen erzählte er, er sei ernst und verschlossen für seine Jahre, woran seine Erziehung Schuld sein möge, jedenfalls aber vom ernstlichen Streben erfüllt, die Stellung, die ihm Geburt und Vermögen in der Welt angewiesen, gewissenhaft zu erfüllen. Damit stimmte nun allerdings nicht überein, daß er so lange fern blieb von seinem Vaterlande und seinen Besitzungen und letztere jetzt einem Fremden zur Verwaltung überließ.

Der Winter verstrich in dieser Einsamkeit. Richard machte mehrere Reisen nach London, um Einkäufe für die Einrichtung des Schlosses zu besorgen und Rücksprache mit den Baumeistern zu nehmen. Wenn er zurückkam, brachte er die Tage mit seinem Wirth auf der Jagd, oder auf seinem Zimmer unter Rechnungen und Büchern zu. Nur kurze Abendstunden versammelten den kleinen Kreis, und dann erzählte der junge Mann von seinen Reisen, wobei er an dem Vater einen dankbaren Zuhörer hatte, während die Tochter, über ihre Arbeit gebeugt, kein Zeichen

der Theilnahme gab. Sie wollte nun einmal das Anziehende in dem Wesen des jungen Mannes nicht anerkennen, und so verharrten die Beiden in einem höflichen, kalten Betragen gegen einander.

Der Frühling kam heran, und mit ihm wurden die Schloßarbeiten mit allem Eifer angegriffen. Die Wohnzimmer des jungen Besitzers rückten sichtlich vor, und schon dachte man daran, sie mit den aus London verschriebenen, mit aller Sorgfalt von Richard ausgesuchten Möbeln zu füllen, als ein unerwartetes Ereigniß den jungen Mann plötzlich in anderer Weise in Anspruch nahm. Der alte Harrison wurde von einem Schlagfluß getroffen; den herbeigezogenen Aerzten gelang es zwar, ihn noch einmal in's Leben zurück zu rufen, aber ein neuer Anfall nach wenig Tagen machte dem Leben schnell ein Ende. Wir wollen die Bestürzung und den Schmerz der Tochter nicht schildern, eben so wenig Richard's Sorge um den kranken Freund. Genug, der alte Herr starb in den Armen der Beiden, und da er sein Ende gleich nach dem ersten Anfall der Krankheit klar vorher gesehen hatte, empfahl er dem jungen Freunde die Fürsorge für sein Kind und das Ordnen seiner

Geſchäfte. Letzteres war freilich leicht. Es fand ſich Alles geregelt und abgeſchloſſen. Ein beſcheidenes, aber ausreichendes Vermögen ſicherte die Zukunft des Kindes, und Richard übernahm es, die Pachtung für ſeinen Pflegling neben ſeinen ſonſtigen Geſchäften ſelbſt fortzuführen.

Sein Verhältniß zu Ellen war aber jetzt ein ganz anderes geworden. Sie ſchloß ſich ihm, der aufrichtig mit ihr trauerte und jetzt ihre einzige Stütze war, vertrauensvoll an. Er, der ihr bis dahin immer kalt und zurückhaltend erſchienen war, zeigte jetzt ein warmes und aufopferndes Herz. Die ganze Freundſchaft und das Zutrauen ihres Vaters zu ihm trat ihr wieder deutlich vor die Seele, und ſie ergriff dieſe wie ein Vermächtniß des Dahingeſchiedenen. Wir wollen die einſamen Stunden übergehen, in denen die Beiden, nachdem ſie vom erſten Schreck ſich erholt hatten, überlegten, wohin Ellen nun gehen ſollte, oder wen er als ihren Schutz in das Haus nehmen könnte.

Sie wiederholte wieder und wieder, daß ſie Niemand auf der ganzen Welt beſitze und jetzt ganz allein ſtehe, und ſo konnte es nicht überraſchen, daß

der junge Mann eines Tages das hülflose Mädchen fragte, ob sie sich ihm ganz anvertrauen und ihr Leben mit dem seinigen vereinigen wolle. Ellen warf sich in seine Arme, die schwere Last schien auf einmal gelöst und die Verwaiste wieder eine Stütze gefunden zu haben.

In den Trauerkleidern, nur von den Dienern des Hauses als Zeugen begleitet, wurde Ellen mit Richard in der kleinen Pfarrkirche verbunden, und sie führte nun als Mistreß Richard das Hauswesen weiter, wie sie es bei ihrem Vater geleitet hatte. Die Verhältnisse, nicht der Zug des Herzens, hatten hier eine Verbindung geschlossen, Rathlosigkeit auf der einen, Mitleid auf der andern Seite ein Band zwischen zwei Wesen geknüpft, die eigentlich nicht für einander bestimmt schienen. Doch ging Ellen mit Vertrauen in ihre junge Ehe, und Richard, klar und besonnen, wie er in allen Dingen war, sah die Nothwendigkeit ein, die junge Frau, die nun die seinige geworden, zu sich heran zu ziehen und ihre Erziehung, die in der blinden Liebe des Vaters vernachlässigt worden war, zu ergänzen.

Inzwischen wurde am Ausbau des Schlosses rüstig

fortgearbeitet. Auffallen konnte es, daß Richard die faſt vollendeten Zimmer des Beſitzers liegen ließ und zum Ausbau einer andern Reihe von Zimmern ſchritt, die, wie er ſagte, für die Gemahlin ſeines Freundes beſtimmt ſeien. Lord E. war unvermählt, das wußte man, und jetzt erſt ließ Richard einige Worte darüber fallen, daß er gleich nach der Rückkehr vom Feſtlande eine bereits längſt projektirte Verbindung ſchließen und mit ſeiner jungen Frau im Schloſſe einziehen werde.

Der Sommer verging. Weitläuftige Geſchäfte machten Richard's Anweſenheit in London nöthig, und er nahm die junge Frau mit dorthin. Wenn er bis dahin ſeine wenigen Mußeſtunden dazu angewendet hatte, mit Ellen zu leſen, ihre Kenntniſſe und ihren Geſchmack zu erweitern, ſo überließ er dieſe Sorge jetzt den beſten Lehrern, welche die Reſidenz bot. Die junge Frau entwickelte ſich wunderbar. Sei es die Ueberzeugung, ihrem Gatten an Bildung ebenbürtig werden zu müſſen, ſei es eigener Geſchmack, der ſich beſonders im Erfaſſen alles Poetiſchen zeigte, ſie ſchritt in ſchneller Entwicklung vor und ergriff namentlich das Studium der Sprachen mit großem Eifer. Dazu

kam, daß die neue Welt, in die sie eingeführt wurde, sie lebhaft anregte; hatte sie doch früher nichts von der Welt gesehen, hatte ihr kleines Pächterhaus nie verlassen, und jetzt mit einem Mal schloß sich das Leben der Weltstadt vor ihr auf.

Das Treiben der großen Stadt hat etwas Berauschendes, namentlich für ein junges, empfängliches Gemüth. Ellen gab sich dem vollen Eindruck hin, den es auf sie machte, und ihr Gatte gewährte ihr mit überraschender Freigebigkeit alle Mittel, die Freuden der neuen Welt zu genießen. Er hatte sie in mehrere gebildete Familien der City eingeführt, einzelnen schloß sie sich näher an, und Schauspiele, Concerte, Kunstsammlungen, die sie mit ihnen besuchte, bildeten eine unaufhörliche Kette von Freuden, die sie bis dahin nicht gekannt, nicht einmal geahnt hatte.

Vielleicht ließ Richard sie das Alles um so williger genießen, weil er ihr selbst wenig oder gar keine Zeit schenken konnte. Mit ihnen zugleich war Lord E. in London angekommen, und ihm mußte der Freund seine volle Zeit widmen. Das Treiben der Aristokratie in England ist so getrennt vom geselligen Verkehr

der City, daß Ellen dem Freunde ihres Gatten niemals begegnete, ja, daß es ihr nicht einmal auffiel, daß dieser ihn ihr nicht zuführte. Daran war auch wohl das Vorurtheil Schuld, das sie gegen den Lord hegte und ihrem Gatten unverhohlen ausgesprochen hatte, und das aus einer Art von Eifersucht entsprang, mit der sie die Freundschaft erfüllte, die Richard ihm widmete, und in der er sich ihr entzog. Sie würde diese gar nicht ertragen haben, hätte sie ihren Gatten wirklich geliebt. Das machte sie sich aber nicht klar und ließ sich an den Freuden des geselligen Lebens und den öffentlichen Vergnügungen genügen, die, wie gesagt, Richard selten oder nie mit ihr theilte. Den Namen Lord E.'s aber hörte sie oft nennen, der nach seinen Reisen auf dem Festlande zum ersten Mal wieder in London auftrat, und dessen liebenswürdige Eigenthümlichkeiten selbst das Gespräch der City ausmachten.

Eines Tages kündete Richard seiner Frau an, der Freund habe London wieder verlassen, um noch ein oder mehrere Jahre auf Reisen zuzubringen, und auch sie müßten an die Abreise denken, da die wieder beginnenden Schloßbauten seine Anwesenheit

nothwendig machten. Ellen trennte sich schwer von der großen Stadt, um so schwerer, als diese jetzt beim Beginn des Frühlings erst anfangen sollte ihren Glanz und die ganze Fülle ihrer Vergnügungen zu entfalten. Mit diesem Bedauern im Herzen trat sie wieder in ihr kleines Pächterhaus ein, das ihr auf einmal eng, arm, schmucklos erschien, wie ihre ganze Lebensweise, verglichen mit der des vergangenen Winters. Selbst einem weniger scharfen und gewissenhaften Beobachter, als Richard war, hätte die Veränderung seiner Frau und dadurch seines ganzen Verhältnisses zu ihr auffallen müssen. Nicht nur in geistiger Beziehung hatte sie sich entwickelt und an Interesse gewonnen, auch äußerlich hatte sie sich verändert. Ihre hohe Gestalt war voller, ihre Bewegungen sicherer geworden. Der kindlich einfache Ausdruck ihres Gesichts war geistig belebt. Man hätte sie fast schön nennen können; wie sollte das der Gatte übersehen? Dabei entwickelte sie in ihrem Urtheil über Kunstgegenstände, über Literatur und Poesie so viel Geschmack und Verständniß, daß Richard sich eingestehen mußte, ihre Bildung fange an der seinigen ebenbürtig zu werden. Zum ersten Mal fühlte er sich

von der Frau angezogen, der er, das war er ſich klar bewußt, die Hand faſt nur aus Mitleid gereicht hatte. Er hatte dieſe Ehe geſchloſſen wie eine nothwendige Pflicht, die ihm die Verhältniſſe des Lebens auflegten; jetzt erſchien ihm die Frau auf einmal ſeiner Wahl würdig und ihr Beſitz beneidenswerth; aber wie er nun einmal nichts im Leben wie ein Glück hinnahm, ohne ſich die Pflichten klar zu machen, die es ihm auferlegte, ſo fühlte er gleich, daß Ellen jetzt Anſprüche an ihn zu machen berechtigt ſei, die früher nicht vorgelegen hatten, und ſchnell war er bereit, dieſelben zu erfüllen.

Er widmete ihr ſeine Zeit mehr als früher, er las mit ihr, freute ſich an ihren muſikaliſchen Uebungen, ja, er zog ſie zu Rath. Nicht mehr, wie ſonſt, brachte er ſeine Stunden allein auf dem Schloſſe zu, Ellen begleitete ihn. Es galt jetzt, die Zimmer der künftigen Lady einzurichten und auszuſchmücken, und das überließ er ganz Ellen's Geſchmack und Anordnung. Die Frau müſſe beſſer die Anforderungen einer Frau verſtehen als ein Mann, und das freigebige Vertrauen ſeines Freundes erlaubte ihm, keine Koſten zu ſcheuen, um herzurichten und herbeizuſchaffen,

was der Annehmlichkeit, dem Schönheitssinn, ja, selbst den verschwenderischen Launen seiner Gemahlin schmeicheln konnte.

Er hatte sich nicht getäuscht. Ellen rechtfertigte sein Vertrauen vollkommen und fand sich vortrefflich zurecht. Da wurden das Boudoir, das Toilettenzimmer, die Bibliothek, das Musikzimmer schnell bestimmt, während sie die Empfangszimmer der Anordnung des Gatten überließ. Die Arbeiter, die ihr Richard zur Verfügung stellte, hatten es nicht leicht; sie trieb mit hastiger Ungeduld, änderte, ließ abreißen und umstellen, aber sie kam ihnen auch mit dem weiblichen Naturen eigentümlichen praktischen Takt oft zu Hülfe. Sie rückte schneller vorwärts als ihr Mann, und es entwickelte sich ein Wettstreit, der den ganzen Bau unglaublich förderte.

Nun war der innere Bau fertig, und es mußte an die Ausschmückung geschritten werden. Wieder war eine Reise nach London nötig, an die Ellen mit kindischer Freude ging. Richard, der ihr nun einmal die Privatzimmer für die Lady ganz allein überlassen wollte, stellte ihr bedeutende Summen zur Verfügung, die sie unumschränkt verwenden, ja, durch

die ſie nicht einmal gebunden ſein ſollte. Für Ellen ſchien das ein Vermögen, und ſie ging erſt mit einer gewiſſen Scheu daran; aber die Luſt am Kaufen hatte dieſe ſchnell überwunden. Tapeten und Teppiche, Möbel und Stoffe waren ſchnell gefunden, und eine ganze Bibliothek von Ellen's Lieblingsſchriftſtellern wanderte in die Kiſten. Copien alter Meiſter, wie anmuthige Originalgemälde, Statuetten und Conſolen wurden mit raſtloſer Verſchwendung gekauft. Wer nennt alle die Gegenſtände, mit denen der graziöſe Luxus unſerer Zeit ſeine Zimmer füllt? Richard hieß Alles gut, ja, es ſchien, als freue ihn die Ueberſchwenglichkeit ſeiner Frau, und er ermahnte ſie immer wieder, ja nichts zu vergeſſen.

Alles war verpackt und abgeſchickt, als noch Eines übrig war, was die Gatten gemeinſam beſorgten — Kleider und Schmuck für die junge Lady. Welches Vertrauen mußte Lord E. in den Geſchmack, in die gewiſſenhafte Rechtlichkeit ſeines Freundes ſetzen, daß er ihn auch zu dieſem Zweck uneingeſchränkt in ſeine Chatulle greifen ließ! Ja, das war ein Spleen, Ellen ſprach es oft aus, aber ein Spleen, der ihr unglaubliches Vergnügen bereitete. Und wie erhöhte

ſich dieſes Vergnügen noch, als ſie erſt, unterſtützt von den geſchickten Decorateurs, die aus der Hauptſtadt herüber gekommen waren, alle die Schätze an Ort und Stelle einfügte, aufſtellte, zuſammen rückte!

Richard konnte ſich nicht ſatt ſehen an der reizenden Geſchäftigkeit ſeiner Frau, die denn auch in unglaublich kurzer Zeit die Zimmer der künftigen Lady ſo weit fertig brachte, daß dieſe nur hätte einziehen dürfen. Richards Empfangzimmer blieben weit zurück, und doch war er beſtändig auf den Beinen, da die Londoner Arbeiter nicht ſelten ſelbſt die Nacht zur Hülfe nahmen, um möglichſt ſchnell fertig zu werden, und er ihnen die Arbeit nicht allein überlaſſen wollte. Er mußte alſo auf dem Schloſſe wohnen, was ſich jetzt auch bewerkſtelligen ließ, freilich nur in den Zimmern Lord E.'s. Von Ellen wollte er ſich nicht trennen, obgleich ſie mit ihrem Werk fertig war. So zog auch die junge Frau auf's Schloß und richtete ſich, freilich mit aller Schonung ihrer ſo wohl gelungenen Schöpfung, in den Wohnzimmern der zukünftigen Herrin des Schloſſes ein.

Wer ſie da hätte ſitzen ſehen in ihrem einfachen Percalkleid, dem hätte es erſcheinen müſſen, als

gehöre sie nicht zwischen diese prachtvollen Tapeten, Broncen, Stoffe und Teppiche, und doch bewegte sie sich so heimisch in diesen Räumen, da sie diese selbst geschaffen und gefüllt hatte. Bald eilte sie in das Musikzimmer, um den Flügel zu probiren, dann, wenn ihr die Worte zu einem Liede fehlten, in die Bibliothek. Sie wußte, wo jedes Buch stand, hatte sie es doch selbst eingeordnet. Dann ruhte sie aus in den tiefen, weichen Fauteuils und blickte träumend in die Landschaft. Hatte sie doch dieser Aussicht wegen das Zimmer gewählt, das Fenster erweitern lassen, den Fauteuil so gestellt, um gerade diesen Punkt, nachläßig zurück gelehnt in die Polster, in's Auge fassen zu können. Und dann konnte sie Stunden lang vor den Bildern stehen, welche die Wände schmückten, andächtig vor der heiligen Cäcilie im Musikzimmer, dieser Raphael'schen Vergöttlichung der Musik, oder vor einer Madonna von Murillo, die uns das Heilige so nahe bringt, weil sie es uns so menschlich schön entgegenträgt; im Wohnzimmer aber ließ sie sich darauf von der glühenden Färbung der Landschaften in den Süden zaubern. Jedes Buch, jedes Bild wurde ihr lieb, jedes Plätzchen im Zimmer

wurde ihr vertraut, sie gewöhnte sich an dieses dolce far niente, und daran gewöhnt man sich so schnell.

Ihr Gatte beobachtete sie in diesem liebenswürdigen Treiben mit sichtlicher Freude, und doch zog oft ein tief ernster Schatten über die ruhigen Züge. Ellen war beglückt in diesem Augenblick, sie war es durch ihren Mann, aber sie war es durch die reizenden Spielereien, die er ihr gestattete, durch die Freuden, die ein Privilegium des Reichthums, des vornehmen Standes sind, und die sie nur borgte — durch Alles dies, wie gesagt, war sie beglückt, aber sie war es nicht durch seine Liebe. Seit wann hatte er begriffen, daß dies seiner Ehe fehlte? Seit er selbst liebte.

„Ellen," sagte er eines Tages, „unsere Aufgabe ist gelöst, das Schloß kann seine Besitzer würdig empfangen, Lord E. ist jeden Tag zu erwarten, ja, man spricht davon, daß er schon in England sei. Wir müssen wieder einziehen in unser Pächterhäuschen."

Die junge Frau erschrack, aber sie mußte sich fügen. Mit Thränen in den Augen nahm sie Abschied von all' den Gegenständen, die ihr lieb geworden

waren, die sie angefangen hatte als ihr Eigenthum zu betrachten. Sie mußte sich ja eingestehen, daß sie kein Recht daran habe, als das eine, daß es ihre Schöpfung war, und doch schied sie mit dem bittern Gefühl, daß es eine Ungerechtigkeit sei, sie von den schönen Räumen zu reißen. Und wie öde erschien ihr nun ihr Häuschen, wie fehlten ihr Musikzimmer und Bibliothek, wie unbequem, wie karg waren die Möbel, wie vermißte sie Teppiche und Vorhänge! Sie weinte bitterlich, und wenn sie sich auch ihrer Thränen schämte, konnte sie doch ihren Unmuth dem Gatten nicht ganz verbergen. Unheimlich und wie ein Vorwurf erschien es ihr, daß er den Glanz und Comfort da oben gar nicht zu vermissen schien. Er sah das Alles. Es waren recht öde Tage für sie und für ihn recht schmerzliche.

Eine Geschäftsreise rief Richard nach London. Die Einsamkeit trug nicht dazu bei, Ellen's Stimmung aufzuheitern. Sie dachte nach über sich, ihr Schicksal, ihre Ehe. Die ernste Unerschütterlichkeit des Mannes war ihr unbehaglich. Sie hielt ihn für herzlos und vergaß, daß sie selbst ihm bis dahin so wenig Herz entgegen getragen hatte. Was dankte

sie ihm nicht Alles! Eine Stütze, die er ihr wurde, als sie völlig rathlos und gebrochen war, Bildung, die er ihr eröffnet, alle Rücksichten, die ein Mann nur für seine Frau haben konnte. Nie hatte ein hartes Wort sie gekränkt, immer hatte sie nur Güte und Nachsicht gefunden, selbst gegen ihre Launen. Seine Pflichttreue, seine Aufopferung für den Freund, tausend Züge edelster Gesinnung, die ihr das Zusammenleben gezeigt hatte, forderten ihre unbedingte Verehrung. Der Mann stand fleckenlos vor ihr da, sie hätte vor ihm in's Knie sinken können, aber sie war noch nie aus innerstem Herzensbedürfniß ihm um den Hals gefallen. Eines nur fand sie, das sie ihm entschieden zum Vorwurf machen konnte, und darin sah sie auch den Grund alles dessen, was ihrem Glück entgegen stand — seine Freundschaft für Lord E. Mußte sich dieser nicht alles Andere fügen, widmete er nicht seine Zeit, seine Thätigkeit, die doch ihr gehörten, dem Freunde? Ja, trennte sie ihn, wie jetzt gerade, nicht so oft von ihr?

Zwischen all' diesen Ueberlegungen kam ein Brief des Gatten, der sie plötzlich in ungeahnte Bestürzung versetzte.

„Lord E.," ſchrieb Richard, „iſt zurückgekehrt. Er hat von mir Rechenſchaft über ſein Vermögen verlangt, das ich ſeit zwei Jahren uneingeſchränkt für ihn verwaltet. Ich bin mir keiner Veruntreuungen bewußt, aber ich bin außer Stande, Alles, was ich ausgab, genau zu belegen. Richtig iſt es, daß unſer gemeinſamer Aufenthalt in London Viel, ja mehr, als meine Mittel erlaubten, gekoſtet hat. Der Schloßbau hat die Kaſſe erſchöpft. Es fehlen Summen, die ich nicht nachzuweiſen vermag. Eine Anklage auf Betrug ſteht mir bevor und bedroht meine Ehre und meine Exiſtenz. Für Dich, meine Ellen, iſt geſorgt. Das Vermögen Deines Vaters iſt unberührt. Im Andenken an ihn läßt Dir Lord E. das Häuschen, das Du bewohnſt, und wenn Du dieſe Gnade nicht annehmen willſt, wird eine befreundete Familie hier in London Dich aufnehmen. Aber wir müſſen uns trennen. Mir geziemt es, eine Stellung zu ſuchen, mit allen Kräften, die mir zu Gebote ſtehen, die Summen zu erwerben, die man von mir fordert, und deren Erſtattung mich von der Ehrloſigkeit löſt, die jetzt auf meinem Namen ruht. Theile mir Deine Entſchlüſſe mit, Deine Briefe treffen mich in den

nächſten Tagen noch in London, in der Wohnung, die wir gemeinſam inne hatten."

Ellen las den Brief wieder und wieder, aber ſie war keinen Augenblick unſchlüſſig über das, was ſie zu thun hätte. Daß ſie die Gnade Lord E.'s annehmen könnte, daran dachte ſie gar nicht. Schnell war Alles eingepackt, und ſchon nach wenig Stunden ſaß ſie in der Poſtkutſche, die ſie nach London führte. Sie biß im Unmuth, im Gefühl einer tiefen und ungerechten Kränkung die Lippen über einander, aber ſie vergoß keine Thräne. Was in den wenigen Stunden in ihrer Seele vorging, wußte ſie ſich ſelbſt kaum zu erklären. Das ganze Verhältniß zu ihrem Gatten ließ ſie in Gedanken an ſich vorüber gehen: zuerſt die kindiſche Gereiztheit, das Sträuben gegen die Anerkennung ſeiner Vorzüge, mit dem ſie ihn als Gaſt ihres Vaters empfangen hatte; dann das Vertrauen, mit dem ſie ihm ihre Hand gereicht hatte, die Unbefangenheit, mit der ſie Alles von ihm empfing, was ſie bis dahin nicht gekannt hatte, Bildung, den Genuß der Lebensgüter, die der Reichthum gewährt. Sie war ihm dankbar und mußte ihn achten, höher als irgend einen Menſchen auf der

Welt. Damit aber waren ihre Empfindungen erschöpft. Bei seiner Unerschütterlichkeit, bei der Ruhe, mit der er das Leben an sich herantreten sah, bei der Gleichgültigkeit, mit der er selbst die Dinge betrachtete, die ihr als höchstes Lebensglück erschienen waren, Luxus und Comfort, schien es ihr, als wenn er nichts weiter bedürfe. Nun auf einmal sah sie ihn gedrückt, verkannt, dem Kampf um die Bedürfnisse des Lebens preisgegeben. Er wurde ihr ein Anderer, sie ihm eine Nothwendigkeit. Daß sie ihre ganze Existenz ihm opfern wollte, war ihr im ersten Augenblick klar, daß sie damit anfangen müsse ihm ihr Herz zu öffnen, fühlte sie, als es schon anfing für ihn zu schlagen. Diese Blüthe aufzubrechen, dazu bedurfte es nur der Erregungen dieser wenigen Stunden.

So kam sie in London an und trat bei dem Gatten ein, den sie zwischen Rechnungen und Papieren fand. Er schritt ihr mit fragendem, aber nicht überraschtem Blick entgegen, und sie fiel ihm sprachlos, aber mit einer Innigkeit um den Hals, wie noch niemals zuvor.

„Du hast meinen Brief empfangen?“ fragte er.

— „Er setzt mich in den Besitz meines väterlichen Vermögens," erwiderte sie; „nimm es hin und ordne damit Deine Rechnung. Wo Du bleibst, bleibe ich auch, wenn Du arbeitest, werde ich auch arbeiten. Du bist meine Welt, meine Heimath, bist mir Alles!"

Wir können sagen, daß in den nächsten Stunden die beiden Gatten zum ersten Mal vollständig glücklich waren. Richard nahm das Anerbieten seiner Frau, das ihm ihr ganzes Vermögen opferte, an, ohne Einwand, ohne Gegenvorstellung, ja, ohne Dank. Alles das wäre in diesem Augenblick, wo ihre ganze Liebe zu ihm auflederte, unnatürlich, ja, unmöglich gewesen. Eins blieb aber noch zu thun, und das war eine harte Aufgabe. Lord E. war vermählt, er wollte mit seiner Gemahlin sein neues Schloß beziehen; Richard, der nunmehr seine Rechnung abschließen und verlegen konnte, mußte auch das Schloß übergeben. Auch dabei wollte sich Ellen nicht von ihm trennen, es drängte sie, vollständig abzuschließen mit einer Vergangenheit, deren Freuden keinen Werth mehr für sie hatten, und der Etwas fehlte, was sie jetzt besaß und was ihr alles Andere ersetzte, die

Liebe ihres Gatten und ein Herz, das ganz für ihn aufgegangen war.

Lord E. hatte in der Bizarrerie seiner Beschlüsse sich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, unbemerkt wollte er einziehen mit seiner Gemahlin; dagegen hatte er zur Stunde seines Eintreffens die ganze Aristokratie der Nachbarschaft eingeladen, um ihr sofort seinen Besitz, seine Gemahlin, zum Theil sich selbst vorzustellen. Die Neugierde war auf's Höchste gespannt. Richard lag es ob, das Fest herzurichten, zu dem Wirth und Gäste zugleich eintreffen sollten. Haushofmeister, Köche und Dienerschaft wurden aus London mitgenommen. Es war ein mühseliger Tag, denn es blieb nur noch einer. Ellen ging dem Gatten nicht von der Seite. Sie, so hatte er es bestimmt, sollte Lady E. in ihre Zimmer einführen, die dann nur schnell die Kleider wechseln und die Gäste empfangen wollte.

Mit welchen Empfindungen betrat die junge Frau die Räume, die sie vor wenigen Wochen mit solchem Schmerz verlassen hatte! Ohne alles Verlangen sah sie jetzt die Pracht, die ihr ein so beneidenswerther Besitz erschienen war, zumeist das, was jetzt hinzu-

gekommen war, die reichen Kleider, die in der Toilette zur Wahl ausgelegt waren, den Schmuck, der ihr vom Toilettentisch entgegen glänzte. Und es waren doch alle die Stoffe, die sie selbst gewählt, die Brillanten, die sie nach ihrer Angabe hatte fassen lassen. Richard war ihr gefolgt. Er beobachtete die junge Frau mit dem zärtlichsten Blick der Liebe. Keine Spur des Verlangens malte sich auf den ruhigen, zufriedenen Zügen.

„Wie überrascht mich wieder Deine reizende Schöpfung, Ellen!“ sagte er. „Wie geschmackvoll sind die Kleider, deren Stoff Du gewählt, wie reich die Juwelen in ihrer Fassung! Glaubst Du nicht, daß Lady E. glücklich sein muß in diesen behaglich prächtigen Räumen, im Besitz dieser Schätze?“ — Ellen sah ihn mit einem klaren, seelenvollen Blick an. „Glücklich?“ erwiderte sie, „ja, wenn sie ihren Gatten liebt.“

Die Stunde, in der der Besitzer sein Schloß begrüßen sollte, rückte immer näher. Schon füllten sich die erleuchteten Räume der Empfangzimmer mit Gästen. Richard im festlichen Anzug, um den Freund zu begrüßen, traf die letzten Anordnungen

mit dem Haushofmeister und den Dienern. Dann suchte er seine Frau auf, die im Boudoir der Herrin im einfachen Hauskleide mit bebendem Herzen wartete. Sie ruhte nicht wie sonst in den weichen Fauteuils, sie stand bescheiden, etwas beklommen, mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, als der Gatte eintrat.

„Ellen," sagte er, „der Lord ist so eben eingetroffen. Er ist zufrieden mit unserer Einrichtung." — Ein bitteres Lächeln zog über die Züge der jungen Frau. „Aber seine Gemahlin," fuhr Richard fort, „hat Unpäßlichkeit zurückgehalten, und wir sehen uns auf einmal in Verlegenheit, wer als Wirthin die Gäste empfangen soll. Er hat mich beauftragt, Dir diese Bitte vorzutragen."

„Mir?" sagte Ellen befremdet. „Ich soll alle die vornehmen Gäste empfangen, und in diesem Anzuge?" — „Wähle eines von den Kleidern, die dort bereit liegen, aber schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren." — Ellen zögerte. „Wenn Du es wünschest." — Richard winkte bejahend. — „Nun wohl, auch das noch."

Wir müssen hier einen Brief einschalten, der uns im Original vorgelegen, und auf den wir zum

Theil unſere ganze Erzählung begründet haben. Es iſt ein Brief Lord E.'s an ſeinen Oheim und Vormund, den dieſer am Morgen des Tags empfing, an dem wir jetzt in unſerer Erzählung ſtehen. Er wirft zugleich ein Licht auf eine Perſönlichkeit, die wir jetzt in unſere Erzählung einführen müſſen, auf Lord E. Er ſchreibt:

„Ihnen nächſt meinem Gewiſſen bin ich Rechenſchaft ſchuldig von meinen Handlungen. Zuerſt muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, den man mir oft im Leben machte, das Bizarre, Außergewöhnliche zu lieben und darnach zu haſchen. Wenn das, was ich beſchloſſen und ausgeführt, das Einfachſte iſt, was die Geſetze der Pflicht, der Ehre, der Menſchlichkeit, die Anforderungen meines Standes vorſchreiben, ſo iſt er falſch. Wenn aber dieſes Einfachſte aus dem Gleiſe des Gewohnten ablenkt, iſt es noch immer nicht Bizarrerie.

„Ich hatte mich niemals um die Verwaltung meines Vermögens bekümmert, ſo lange es in Ihren treuen Händen lag. Später, als meine Volljährigkeit mich auf Reiſen traf, wollte ich dieſe, die zu meiner Bildung nothwendig erſchienen, nicht abbrechen —

nur weil ich reich war. Sollte ich eine Lebensfreude missen, die selbst dem Unbemittelteren zu Gebot stand? Aber es kamen mir Nachrichten zu, daß die unbeaufsichtigten Beamten einen Theil ihrer Pflichten vernachlässigten. Sollte ich das zugeben, durch eigene Sorglosigkeit die Verantwortung auf mich laden, daß sie nachlässig, dadurch vielleicht Betrüger wurden? Da sah ich, daß der Besitz Verpflichtungen auferlegt, und schickte mich an, sie zu erfüllen. Aber ich wußte nichts von Geschäften und mußte diese erst lernen, ehe ich mich an die Spitze derselben stellte. Die wenigsten meiner Beamten kannten mich. Ich kam also nach England und hätte sie beobachten können, aber die Rolle eines Spions, selbst in eigenen Angelegenheiten, schien mir eine unwürdige. Ich wählte also den Ausweg, als mein eigener Bevollmächtigter aufzutreten. So konnte ich lernen und trat doch offen den Leuten gegenüber, die, wenn sie Etwas zu verbergen hatten, es mir verbergen mußten, so gut als dem, dessen Bevollmächtigter ich schien. Sie Alle aber haben das Vertrauen gerechtfertigt, das Sie in sie setzten, als Sie ihnen meine Angelegenheiten übergaben, und sie dürfen so wenig vor mir

erröthen, als ich vor ihnen, wenn ich mich ihnen nenne. Ich habe gelernt, meinen Besitz zu verwalten; wenn Sie also dem Wege zürnen, den ich zu diesem Ziele eingeschlagen, so nehmen Sie den Erfolg als meinen Fürsprecher.

„Ein anderer Punkt wird Ihre Nachsicht mehr in Anspruch nehmen. — Ich bin verheirathet, seit fast zwei Jahren verheirathet, mit einem Mädchen unter meinem Stande. — Nehmen Sie vorweg das Geständniß, daß ich nicht aus Vorurtheil, sondern aus Ueberzeugung ein entschiedener Gegner der sogenannten Mißheiratben bin. Die Sonderung der Stände hat Englands sociale Zustände befestigt. Eine Mißheirath aus pecuniären Interessen ist verächtlich, aus momentaner Verliebtheit Schwäche. Wo starke Charaktere die Ueberzeugung gewinnen, daß das Ablenken von der gewohnten Sitte ihr Glück ist, haben sie das Recht, dieser Ueberzeugung zu folgen; aber es ist Vermessenheit, sich diese Stärke zuzutrauen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Mißheiratben eine Reihe von Mißverhältnissen mit sich führen, an denen das Glück der Ehe scheitern kann.

„Mein Fall ist ein anderer. Ein würdiger Mann, der mein Freund war und mich für seines Gleichen hielt, vertraute mir sterbend sein einziges Kind. Wie die Verhältnisse lagen, blieb mir kein anderer Weg, dieses Vermächtniß zu erfüllen, als dem Mädchen meine Hand zu reichen. Sie nahm sie an, und bis zu dieser Stunde weiß sie nicht, wer ich bin. Warum, werden Sie fragen, vertraute ich mich ihr nicht, als ich ihr die Hand reichte? Die Antwort ist einfach. Ellen liebte mich nicht. Entweder hätte sie meine Hand angenommen, weil ich reich und vornehm bin, oder sie hätte sie gerade aus diesen Gründen ausgeschlagen. Ihr Charakter hätte das letztere gewählt, und das durfte nicht sein. Ich mußte ihr die Bildung zu geben suchen, die ihrem künftigen Stande geziemte; das ist geschehen, und ebenbürtig an Bildung tritt sie in die Gesellschaft, der sie von jetzt angehört; aber sie mußte ebenbürtig werden, ehe sie Lady E. wurde.

„Für mich aber wollte ich noch mehr. Ich wollte, daß meine Frau mich auch lieben sollte, daß meine Liebe ihr mehr gälte, als der Glanz des Reichthums und des Standes, den sie durch mich empfangen würde.

Ich habe sie gewöhnt an den liebenswürdigen Luxus der vornehmen Welt, und doch weiß ich, sie liebt mich genug, um ihm meinetwegen zu entsagen, und so wird sie sich auch meinetwegen daran erfreuen, ohne sich davon blenden zu lassen. — Es war nicht eine bizarre Laune, die mich leitete, noch ein psychologisches Spiel, das ich trieb, es war ein festes, vorgesetztes Ziel, und ich habe es erreicht.

„Und nun, mein verehrter Oheim, mein theurer väterlicher Freund: lernen Sie Ihre Nichte kennen, und ich fordere mehr von Ihnen, als Ihre Verzeihung, ich fordere, daß Sie gut heißen, was ich gethan. Als Zeichen, daß Sie das thun, erwarte ich Sie auf meinem Schloß . . ."

So ungefähr der Inhalt des Briefes, der zugleich ein Räthsel löst, das der Leser längst errathen haben wird.

Richard, oder vielmehr Lord E., wie wir ihn jetzt kennen, trat in das Toilettenzimmer seiner Frau, die eben ihren Anzug vollendet hatte, unterstützt von den Kammerfrauen, die Richard für die Lady in Dienst genommen hatte. Sie stand vor dem Spiegel und ließ eben die letzte Hand anlegen. Das

Haar fiel in langen, weichen Locken nieder, das dunkle, schwere Kleid ließ ihre Gestalt höher erscheinen. Es war etwas von Stolz, nicht von Eitelkeit in ihrem Wesen, das den Gatten befremdete. Er ließ die Dienerinnen fortgehen und warf sich in einen Sessel, ganz versunken in den Anblick der schönen Frau, deren ganzes Wesen etwas Befremdendes für ihn hatte.

„Du bist schön, Ellen," sagte er, „prächtig! Hast Du Freude an dem Anzug? Ich glaube, Du hast den kostbarsten gewählt?" — Ein bitteres Lächeln zog über die Lippen der schönen Frau. Sie warf den Kopf stolz zurück. „Ja, ich will schön sein heute, reich, prächtig; ich werde auftreten mit dem ganzen Stolze, dessen mein Wesen fähig ist. Du hast es gewollt, Lieber, daß ich in geborgtem Glanze heute die Honneurs des Schlosses mache; ich will es thun, nicht als Dienerin Lord E.'s, nein, als die Gattin seines Freundes. Ich will mich nicht einem Spiel leihen, nicht dieser stolzen Aristokratie das Vergnügen bereiten, über die Pächterstochter zu lächeln, die in den Kleidern der vornehmen Frau eine ungeschickte Rolle spielt, ich will den Platz

behaupten, den man mir anweist — für einen Abend. Ich erfülle Deinen Wunsch, nicht den Lord E.'s, das vergiß nicht, aber ich thue es nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?" fragte der erstaunte Gemahl. — „Daß dies der letzte Abend ist, wo Deine Freundschaft Dich zum Diener Lord E.'s macht. Du hast gesehen, wie weit diese Freundschaft reicht. Das Mißtrauen hatte sie verdrängt. Es ist ganz Deinem Wesen angemessen, Deine Kräfte dem öffentlichen Wohl, der Menschheit, ja, sei es, einem Freunde zu opfern; aber es ist Deiner unwürdig, Diener zu sein, noch unwürdiger, Deine Frau zur Dienerin zu machen. Du weißt," fügte sie hinzu, und ihre Stimme zitterte im weichsten Accord der Liebe, „daß ich mich Deiner Einsicht, Deinem Charakter, Deiner Ueberlegenheit beuge im festen Vertrauen, wie vor Gott. Ich weiß, daß Du mich liebst, laß uns das Letzte brechen, was sich zwischen unsere Herzen drängte — diese unglückselige Freundschaft. Ich ertrage sie nicht mehr. Opfere sie der Liebe, damit diese nicht daran zu Grunde gehe."

Der Gatte war aufgestanden und drückte die

weinende Frau an ſeine Bruſt, von deren Herzen ſich plötzlich die ſchwere Laſt gelöſt hatte, die ſie ſeit langer Zeit bedrückte. — „Ich verſpreche es Dir, Ellen," ſagte er. „Mit dieſem Abend hört die Freundſchaft auf, die Dich drückt, und ich gehöre mit vollem, ungetheiltem Herzen nur Dir." — „Gut," ſagte Ellen, „alſo die letzte Prüfung! Du weißt nun, warum ich ſtolz auftreten will einem Manne gegenüber, gegen den ich die glühendſte Eiferſucht hege. Meine Liebe hat geſiegt über ſeine Freundſchaft; ich will ihn meinen Triumph empfinden laſſen, ihn, der mich bis jetzt nicht würdig hielt, mich zu bemerken, mich kennen zu lernen, die Gattin ſeines Freundes. Er ſoll heute Abend erkennen, daß ich dieſer Aufmerkſamkeit würdig geweſen wäre. Und nun laß uns gehen."

An dem Arm des Gatten ſchritt ſie durch die Gemächer über den weiten, gewölbten Vorſaal; die Diener öffneten die Flügelthüren zu den Geſellſchaftsräumen, der Glanz der Kerzen ſtrahlte ihnen entgegen, eine bunte Menge war verſammelt. Sie traten ein.

Sie hatte nicht die Abſicht, eine vornehme Frau

vorzustellen, aber wenn sie auch zum ersten Mal in diesen Kreisen auftrat, wollte sie doch zeigen, daß der Ton der gebildeten Gesellschaft, in der sie in London verkehrt hatte, ihr nicht fremd sei. So trat sie sicher ein, und weshalb sie den Kopf besonders stolz erhob, hatte sie dem Gatten so eben vertraut. Ihr Blick streifte die Gesellschaft und suchte Lord C. Keiner von den anwesenden Herren schien ihr zu der Vorstellung zu passen, die sie sich von diesem jungen Sonderling gemacht hatte.

Der Gemahl führte ihr die Herren der Gesellschaft nach der Reihe zu und wußte die kurzen Worte, die jeder an sie richtete, durch seine Vorstellung so auf den Bau, die Ausschmückung des Schlosses zu lenken, die ihr Werk seien, daß kein eigentliches Gespräch in Gang kam. Es befremdete Ellen, daß sie Mylady angeredet wurde, aber der Gatte flüsterte ihr zu: „Man hält Dich für die Gemahlin Lord C.'s, und er bittet Dich, dem nicht zu widersprechen." Ellen erröthete, aber hatte sie sich dem ersten Schritt gefügt, mußte sie sich auch die Folgen gefallen lassen.

Ueber die Schönheit der jungen Frau war nur

Eine Stimme. Die Bevorzugteren, denen eine längere Unterhaltung vergönnt war, erkannten es an, daß sie das Gespräch auf Kunst und Literatur mit Geschick zu lenken, und mit Geschmack zu unterhalten wußte. Einige Herren flüsterten sich zu: „Die Frau ist schön, aber sie ist stolz und kalt wie Eis!“ Wenn man gesagt hatte, daß man sich der Nachbarschaft freue, hatte sie nichts erwidert oder ausweichend. „Sie will die Gesellschaft nicht anziehen,“ meinte man, „sie will sie ferne halten.“

Die Flügelthüren gingen auf, und die Diener verkündeten den Herzog von B., Lord E.'s Oheim und Vormund. Alles wich zurück, als dieser mit ernster, vornehmer Haltung eintrat, und nach flüchtigem Gruß gegen die Gesellschaft auf Ellen zuschritt. Sie stand gerade in der Thür eines Seitenkabinets im Gespräch mit einigen Herren, die zur Seite traten, als der Herzog sich näherte, Ellen bei der Hand nahm und in das Kabinet führte.

„Meine schöne Nichte wird verzeihen, daß ich die erste Begrüßung ohne Zeugen wünsche.“ Er drückte, immer ihre Hand festhaltend, einen Kuß auf die Stirn der jungen Frau, die sich erröthend ver-

beugte und Worte ſuchte, hier endlich einen Trug abzuſtreifen, der anfing ſie zu beſchämen.

„Ew. Herrlichkeit ſind im Irrthum," ſtammelte ſie. — „Wo iſt mein Neffe?" unterbrach er ſie. — Ellen richtete ſich wieder ſtolz auf. — „Lord E.," erwiderte ſie, „wird noch nicht anweſend ſein, wenigſtens hat er ſich mir, die ich auf ſeinen Wunſch ſeine Gäſte empfange, noch nicht vorſtellen laſſen." — „Noch nicht?" ſagte der Herzog, und heftete einen fragenden Blick auf den Neffen, der eben hinter ihm in die Thür getreten war. „Noch nicht? Nun ſo laſſen Sie es meine erſte Sorge ſein, ihn Ihnen zuzuführen."

Er ergriff die Hand des Neffen. „Lord E.," ſagte er, „ein liebenswürdiger, unverbeſſerlicher Sonderling, der immer Recht haben will, und dem ich heute zum erſten Mal aus vollem Herzen Recht gebe."

Lord E. beugte ſich auf die Hand des Oheims, der ihn in ſeinen Armen aufnahm. — Und Ellen? Sie ſtand da, ſtarr, beſtürzt, aber mit erhobenem Haupt. Sie heftete einen tiefen, forſchenden Blick auf den Gatten, und ein ganzes Leben flog an ihrer

Seele vorbei. Bebend, erſchüttert ſtand der Gatte vor ihr, als hätte er eine Verzeihung von ihr zu empfangen. Er wollte ſich ihr nähern, aber eine Bewegung ihrer Hand wies ihn zurück, als ſei er ihr auf einmal ein Fremder geworden; dann reichte ſie ihm mit dem ſtrahlendſten Blick der Liebe die Hand und ſtürzte in die Arme des Herzogs.

Die Geſellſchaft hatte nichts von dem Auftritt bemerkt, eben ſo wenig, daß Ellen am Arm des Herzogs durch eine kleine Seitenthür das Kabinet verließ und in ihr Zimmer zurückgeführt wurde.

Wir brechen hier unſere Erzählung ab, eben weil wir keinen Roman ſchreiben wollten. Wir haben nur verſucht, die wechſelnden Seelen- und Gemüthszuſtände zu ſchildern, welche die einfache Begebenheit herbeiführten, die ihrer Zeit großes Aufſehen in England gemacht hat. Wir haben erklären wollen, nicht ſchildern, und am wenigſten erfinden. Unter geſchickteren Händen hätte der Stoff vielleicht zu einem Roman mit ſpannenden Seelenzuſtänden erwachſen können; wir haben beweiſen wollen, daß kein Roman vorliegt.

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

Im März des Jahres 172* hielt ein verschlossener Wagen vor dem Hause des Commandanten von Spandow, des alten Obristen von O. Ein Officier der Berliner Garnison stieg aus, meldete sich bei demselben und überreichte ihm eine specielle eigenhändige Ordre des Königs Friedrich Wilhelm I. Der alte Mann las sie, nicht ohne Mühe, mehreremal durch und fragte den Officier nach Diesem und Jenem, was, wie er hoffte, etwas Licht in die räthselhafte Ordre bringen sollte. Der Officier zuckte die Achsel und versicherte, selbst nichts weiter empfangen zu haben, als den Befehl, einen Gefangenen, einen jungen Mann von Stande, etwa 18 Jahre alt, der zur Zeit, unter Bewachung eines Sergeanten, unten im Wagen säße, abzuliefern. Der junge Mann selbst schiene über den Grund seiner Gefangennehmung nichts zu wissen, da er, übrigens sehr heiter und überaus gesprächig, den ganzen Weg damit

zugebracht hätte, verschiedene Muthmaßungen aufzustellen, die immer mit dem Resultat geschlossen hätten, es müsse ein Mißverständniß obwalten, das sich schnell lösen würde, und wenn er vorher eine Ehrensache, die ihm sehr am Herzen läge, hätte abmachen können, würde es ihm Spaß machen, das viel besprochene und allgemein gefürchtete Spandow einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

„Eine Ehrensache?“ sagte der alte Obrist; „da kommen wir vielleicht dem Räthsel auf die Spur. Se. Majestät haben in letzter Zeit die Gesetze gegen Duelle und Duellanten sehr verschärft, und wenn dergleichen vorliegt —“

„Uebrigens,“ unterbrach er sich selbst, „liegt es uns nicht ob, darüber zu grübeln. Lassen Sie Ihren Gefangenen heraufkommen, und ich werde den Befehlen Sr. Majestät, so viel in meinen Kräften steht, Folge zu leisten suchen.“

Wenige Augenblicke darauf führte der Officier einen jungen Mann in einfacher, aber sehr eleganter schwarzer Civilkleidung herein, empfing die Bescheinigung der Ablieferung und verließ das Zimmer.

Der alte Obrist betrachtete seinen Gefangenen

mit ſichtlichem Wohlgefallen. Das offene, heitere Weſen des jungen Mannes, die Miſchung kindlicher Naivetät und vornehmer Sicherheit zogen ihn an. Zudem erweckten die beſonderen Rückſichten, die ihm für dieſen ſeiner Aufſicht Empfohlenen vom König vorgeſchrieben waren, ſeine Neugierde und ſeine Theilnahme. Er forderte den jungen Mann auf, Platz zu nehmen, überflog noch einmal die königliche Ordre und verſicherte dann, er könne ſtolz ſein auf die Gnade ſeines Monarchen, der ſo väterliche Geſinnungen für ihn hege.

„Ich verkenne nicht die Gnade Sr. Majeſtät und weiß ſeine väterlichen Geſinnungen zu ſchätzen," ſagte lächelnd der junge Mann, „wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß ich gewünſcht hätte, dieſe Gnade hätte ſich in Anderem geäußert, als gerade darin, daß er mich nach Spandow als Staatsgefangenen ſchickt."

Der Commandant war einigermaßen außer Faſſung, was er, ohne dem Reſpekt gegen Se. Majeſtät zu nahe zu treten, dieſem Argument entgegen ſtellen ſollte, theilte aber, um ſeine Worte zu unterſtützen, dem Gefangenen mit, daß er Ordre habe, es ihm

an nichts fehlen zu lassen, jeden nur irgend mit den Gesetzen der Festung vereinbaren Wunsch zu erfüllen, ihn von der Gesellschaft der übrigen Staatsgefangenen, von denen er nur Uebles profitiren könne, fern zu halten, ihm aber, damit er sich nicht in der Solitüde schwarze Gedanken mache, nach seiner Wahl von den andern Gefangenen eine passende Gesellschaft beizugeben.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß ein allerliebstes kleines Quartier in den Casematten frei wäre, vor dessen Thür zwischen Bastion und Pallisadenwand der letzte Inhaber sich eine Art Gärtchen geschaffen, daß er das dem Gefangenen und der zu wählenden Gesellschaft einrichten lassen würde, daß er aber verzeihen möge, wenn darüber einige Tage vergingen, da das Quartier, feucht und kalt, erst durchgeheizt werden müsse, auch an Thür und Fenster allerlei Reparaturen nothwendig wären. — Bis dahin möge er es sich in seinem Hause gefallen lassen und auf Ehrenwort sein Gefangener sein.

Der junge Mann gab sein Ehrenwort und dankte in der heitersten Weise von der Welt für all das Wohlwollen.

Der alte Obriſt, der unverheirathet war, und der junge Student, das war der Gefangene, lebten ſich vortrefflich zuſammen ein, und erſterer ſchien die nothwendigen Einrichtungen im Gefängniß nicht zu übereilen, denn es waren gerade acht Tage verſtrichen, als er ſeinem bisherigen Gaſte ankündigte, es ſei Alles zu ſeinem Einzuge bereit und inzwiſchen auch ein junger, liebenswürdiger Officier, der wegen einer Ehrenſache auf mehrere Monate nach Spandow geſchickt ſei, bereits als ſein Geſellſchafter eingezogen. Der junge Student empfing dieſe Nachricht mit mehr Freude, als er in der dankbaren Geſinnung ſeinem Wirthe gegenüber zu zeigen wagte, da ihm die Tage mit dem alten Herrn doch lang geworden waren und er ſich auf die Geſellſchaft, die zu ſeinen Jahren mehr paßte, freute. Nichts deſto weniger hatte er dem Obriſten im Laufe der Tage ſeine ganzen Verhältniſſe mit der freimüthigſten Offenherzigkeit mitgetheilt, und wir wollen verſuchen, dieſelben mit kurzen Worten wieder zu geben.

Der Vater des jungen Mannes, ein franzöſiſcher Emigré, war vor einer Reihe von Jahren aus ſeinem Vaterlande nach Preußen übergeſiedelt, und da

er nicht unbeträchtliches Vermögen mitbrachte, vom König mit offenen Armen empfangen werden. Nicht lange konnte er sich der Gunst seines neuen Monarchen und des Schutzes des neugewonnenen Vaterlandes erfreuen, da ein Schlagfluß ihn in der Blüthe der Jahre plötzlich aus dem Leben abrief. Er hinterließ als Erben seines Vermögens eine Tochter von vierzehn und einen Sohn von zwölf Jahren. Der König, da bereits die Verwandten in der früheren Heimath Anstalten trafen die Kinder zurück zu rufen, nahm diese unter seinen besonderen Schutz, um das Vermögen nicht wieder aus dem Lande zu lassen. Der Sohn wurde in dem Alumnate des Klosters Bergen bei Magdeburg, wohin er bereits bei Lebzeiten des Vaters gebracht war, gelassen, mit Berücksichtigung eines besonderen Wunsches im väterlichen Testamente, daß der Knabe studiren und dann erst selbst entscheiden solle, ob er sich dem Staatsdienst als Officier, oder einer Civilcarriere widmen wolle. Der Tochter gab man die mittellose, würdige Wittwe eines höheren Officiers als Schutz und mütterliche Stütze, und ihr schloß sich das junge Mädchen mit dem ganzen Herzen an. Sie nannte sie Mutter

und war ihr in jeder Hinsicht ergeben. Sechs Jahre waren seitdem verflossen; das schöne, reiche Mädchen war von Bewerbern umschwärmt, aber sie schlug jeden Antrag auf das Bestimmteste aus. Der König, in dem Wunsch, das Vermögen seines Schützlings im Lande dauernd zu fesseln, ließ sie vielfach dringend, ja befehlend auffordern, endlich eine Wahl zu treffen, und war sehr zufrieden, als die junge Dame ihm durch ihre mütterliche Freundin mittheilen ließ, daß ihr Herz gewählt hätte, und einen jungen, unbemittelten Officier aus einer alten märkischen Familie benannte. Der König ließ sofort demselben durch den Commandeur seines Regiments ankündigen, daß er beföhle, er solle sich auf der Stelle mit dem Fräulein de la R. verloben. Die Kameraden beglückwünschten ihn zu dieser glänzenden Partie, der Officier aber, zum allgemeinen Staunen, erklärte, er kenne die Dame nicht, sein Herz sei nicht mehr frei, und auf die Gefahr, den Zorn Seiner Majestät zu erdulden, müsse er die ihm zugedachte Gnade auf das Entschiedenste zurückweisen.

Der Bruder hatte inzwischen seine Schulzeit absolvirt und reiste, ehe er die Universität Halle be-

ſuchte, nach Berlin, ſeine Schweſter zu beſuchen. Er fand dieſelbe in Thränen über die erlittene Schmach, die ſie zum Stadtgeſpräch mache. Sie verſicherte, der junge Officier hätte ſie mit Aufmerkſamkeiten beſtürmt, ſie liebe ihn, und ſeine Weigerung, ihre Hand anzunehmen, die ſie ihm gewiſſermaßen angetragen, ſei eine Beleidigung, die ſie nicht überleben werde.

Der Bruder hörte hier zum erſtenmal von dem ganzen Vorfall, als er aber die Schweſter ſo gekränkt ſah, brauſte er auf und ſchwur, die Beleidigung ſeiner Familie, zu der er keinen anderen Grund ſah, als den Stolz des märkiſchen Adels, der die Verbindung mit der Familie eines Refugiés unter ſeinem Range hielt, blutig zu rächen. Die Schweſter beſchwor ihn abzuſtehen und weigerte ſich, ihm den Namen des Officiers zu nennen. Der junge Mann ſtürmte fort mit der Verſicherung, daß er das ja leicht erfahren werde, ließ hier und da öffentlich ſeinen Unmuth und ſeine Racheentſchlüſſe laut werden, wurde aber in ſeinen Nachforſchungen gehemmt durch einen königlichen Verhaftsbefehl, der ihn ſofort nach Spandow expedirte.

Der junge Brauſekopf, den wir mit ſeinem Taufnamen Henri nennen wollen, wurde feierlich von dem Obriſten und einer Wache aus der Commandantenwohnung in die Caſematten transportirt. Der alte Freund, der bis dahin ſehr vertraulich mit ſeinem Gaſte verkehrt hatte, nahm eine ſteife und ernſte Haltung an und enthielt ſich jedes Wortes. Henri, der Alles von der heiterſten Seite auffaßte, der ſich überdies ſehr lächerlich in dem grauen Anzuge erſchien, mit dem er ſeine elegante ſchwarze Kleidung hatte vertauſchen müſſen, ſchritt, da ihm Alles wie eine Komödie vorkam, in der es ihm Spaß machte ſeine Rolle zu ſpielen, bald mit geſenktem Blick und melancholiſchem Ausdruck einher, bald redete er den alten Herrn mit einem Scherze an und verſicherte, wenn er es nicht aus Rückſicht für ihn unterließe, würde er ſchnell genug ausgebrochen und entwiſcht ſein, worauf ihm natürlich mit einem ſtummen und mißbilligenden Kopfſchütteln geantwortet wurde.

So kamen ſie in dem Gefängniß an, das aus einem kleinen Flur mit einem Zimmer an jeder Seite beſtand, wovon das eine für Henri beſtimmt,

das andere bereits durch den jungen Officier occupirt war. Vor der Thür, an dem Gefängniß entlang, war ein Raum von etwa vierzig Schritten in der Länge und fünf Schritten in der Breite, begränzt von zwei Seiten durch hohe Palliſadenwände, von einer durch die Baſtion; der Mittelſteig war mit ſpärlichem Buchsbaum eingefaßt, und das vielleicht hatte den alten Commandanten bewogen, dieſen Raum eine Art Garten zu nennen. Im Uebrigen erkannte Henri die Sorgfalt ſeines Freundes in der Anordnung des Zimmers. Er fand einen bequemen Stuhl, deſſen er ſich vorzugsweiſe gern in der Wohnung des Commandanten bedient hatte, fand Pfeifen und Tabak und ein großes Tocadillenbrett, daſſelbe, auf dem ihn der Oberſt in den acht Tagen mit den Grundregeln dieſes damals ſo beliebten Spieles vertraut gemacht hatte. Der Commandant hatte die Wache auf dem kleinen Flur gelaſſen, hatte Henri ſelbſt in das Zimmer geführt und erinnerte ihn, daß er ſich mit allen ſeinen Wünſchen an ihn wenden ſolle, daß er gern, wie ihm auch von Sr. Majeſtät befohlen, Alles, was in ſeinen Kräften ſtünde, erfüllen würde. Der junge Mann fiel ihm um den

Hals, dankte für alle Liebe und Freundlichkeit, und versicherte heiter, er solle sich um seinetwegen keine Sorge machen, er werde sich die Zeit schon vertreiben, und lange würde ja der Aufenthalt nicht dauern.

Nachdem er das kleine Zimmer, was schnell geschehen, in Augenschein genommen hatte, ging er, mit seinem Leidensgefährten Bekanntschaft zu machen. Er klopfte an, und auf ein ziemlich kurzes „Herein" trat er in ein Zimmer ganz wie das seinige, nur mit weniger Sorgfalt eingerichtet. Den Inhaber, einen jungen Officier von sehr einnehmendem Aeußeren, fand er am Tisch sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, ziemlich verstimmt. Er stand auf, ging dem Eintretenden entgegen, beantwortete die heitere und herzliche Begrüßung lau, wenn auch höflich, und schien wenig Lust zu bezeigen, sich mit dem Gefährten einzulassen. Henri ließ sich jedoch nicht abschrecken, und schon am Abend saßen beide in Henri's Zimmer, der Officier auf dem bequemen Stuhl des Obristen, der Student auf dem Fußende des Bettes. Die Pfeifen waren im Gang und das Gespräch im heitersten Zuge.

Eduard v. M., so hieß der Lieutenant, war

zwar zuſammengeſchreckt, als Henri ſich ihm nannte, hatte doch aber der heiteren Liebenswürdigkeit ſeines Gefährten nicht widerſtehen können, und nur wenn dieſer ihn nach dem Grunde ſeiner Gefangennehmung fragte, brach er ab und gab ausweichende Antworten. Henri merkte das und berührte dieſen Punkt nicht weiter.

In wenig Tagen waren die Beiden die beſten Freunde. Henri hatte alle Eulenſpiegeleien ſeiner Schulzeit erzählt, Eduard von ſeinem Leben unter den Cameraden berichten müſſen. Sie hatten keine Geheimniſſe mehr, nur über ihre Gefangennehmung ſprachen ſie niemals. Henri ſcheute ſich, die Schande und Beleidigung, die ſeine Familie, wie er meinte, erlitten, auszuſprechen, und Eduard ſchwieg nun einmal über dieſen Gegenſtand.

Einmal ließ doch der Student ein Wort fallen, daß er glaube, man hielte ihn gefangen, um ihn an einem Duell zu hindern, das für ſeine Ehre unvermeidlich geweſen wäre.

„Auf Piſtolen oder auf Klinge?“ fragte Eduard.

„Auf Piſtolen,“ erwiderte Henri, „und gewiß ich hätte meinen Gegner niedergeſchoſſen, wenn ich nicht ſelbſt auf dem Platze geblieben wäre.“

„So ſind Sie Ihres Schuſſes ſicher?“ fragte Eduard.

Henri erröthete und mußte geſtehen, daß er niemals eine Piſtole abgedrückt hätte, da es auf dem Alumnate ſtreng verboten geweſen wäre, Waffen zu führen.

Als nun Eduard erzählte, daß er für einen der beſten Piſtolenſchützen in der Armee gälte und auf 25 Schritt die einzelnen Augen in der Karte niemals fehle, konnte Henri dem Verlangen nicht widerſtehen, ſich in dieſer Kunſt von dem Freunde unterweiſen zu laſſen. Der Commandant, an den er ſich ſofort wandte, hatte zwar mancherlei Bedenken, die Piſtolen auszuhändigen, aber bei einem Beſuche, den er dem jungen Freunde abſtattete, wußte dieſer durch Schmeicheleien und Verſprechungen ſeine Bedenken ſo zu beſiegen, daß nach dem feierlich gegebenen Worte der beiden Gefangenen, jede Unvorſichtigkeit zu vermeiden, die ein Unglück herbeiführen könnte, der alte Herr der königlichen Ordre eine ſo weite Ausdehnung gab, daß am andern Morgen der Aufwärter einen Kaſten mit zwei ſchönen Piſtolen nebſt Pulver, Blei und Kugelform überbrachte.

Während Eduard nun die Kugeln goß, malte Henri eine saubere Scheibe, die er an die Pallisadenwand befestigte, und die Lehrstunden und Uebungen begannen.

Jede Kunst ist schwer, und trotz der Unterweisungen, mit denen sich Eduard alle Mühe gab, konnte Henri nicht so schnell, als er gehofft hatte, eine Geschicklichkeit und Sicherheit gewinnen, und der Freund versicherte ihm ein Mal über das andere, er könne Gott danken, daß aus seinem Duell nichts geworden; denn wenn er nur einen irgendwie geübten Gegner mit halb so viel feindlicher Gesinnung, als er selbst zu hegen scheine, gefunden hätte, so könnte es nicht fehlen, daß der Raum, den er jetzt bewohnen, und den ihm der Schreiner gefertigt haben würde, noch viel beschränkter sein müsse, als der, den ihm die Gnade Sr. Majestät angewiesen; worauf denn Henri erwiderte, daß er noch gar keine Lust verspüre, so eng gebettet zu sein, schon weil er dann die Gesellschaft entbehren müsse, die ihm diesen Ort lieb und angenehm mache.

Zwischendurch hatte aber Eduard doch trübe Stunden, in denen er in sich gekehrt und schweigend

in seinem Zimmer saß; und einmal, in einer besonders ernsten Stimmung, vertraute er dem Freunde, der ihn vergebens aufzuheitern suchte, daß er liebe, und daß der größte Kummer, den ihm seine Gefangennehmung bereite, der sei, daß er sich nicht vorher mit der Dame seines Herzens für ewig hätte binden können, da es nur des letzten Wortes bedurft hätte und er nun fürchten müsse, sie hielte sein Schweigen für ein Zurückziehen.

„Warum schrieben Sie nicht?“ fragte Henri.

Eduard zuckte die Achseln. „Ich habe gelernt den Degen zu führen, das wildeste Pferd zu reiten, ich verstehe meinen Dienst aus dem Grunde,“ sagte er, „auch hat der Hofmeister, den mein Vater mir hielt, mich im Lesen und Schreiben und in der Historia unterwiesen, das ist aber lange her, und wenig Lieben geblieben. Einen zierlichen Liebesbrief würde ich nun schon nimmermehr zu Stande bringen.“

„Ah,“ rief Henri, „den wollen wir schon fertig bekommen, dafür lassen Sie mich sorgen, und bestimmen Sie nur, ob er deutsch, französisch, lateinisch oder griechisch abgefaßt sein soll.“

Eduard meinte, deutsch thäte es schon, wenn

nur hier und da einige expressions in franzöſiſcher Sprache eingeſtreut wären, und nahm das Anerbieten an.

Henri unterwies ihn nun über Form und allgemeinen Inhalt, worauf der Freund meinte, er wolle das Ding lieber erſt in Brouillon aufſetzen und dann mit ihm beſprechen.

Henri ſteht vor der Thür der Scheibe gegenüber, ladet, zielt und ſchießt, aber mit jedem Schuß wird er ungeduldiger und haſtiger Er ſucht die Kugel vergebens im Schwarzen, oft ſogar in der Scheibe.

Eduard ſitzt im Zimmer, vor ſich einen großen Bogen Papier. Er kratzt ſich hinter's Ohr, taucht die Feder ein, aber oft iſt ſie wieder trocken, ehe er ein Wort geſchrieben hat. Er ſchreibt, kaut an der Feder, beißt auf die Nägel und ſtreicht wieder aus, was er mühſam ſchrieb.

So vergeht ein halber Morgen. Endlich mit einem Geſicht, das deutlich verräth, wie er ſelbſt wenig Zutrauen zu ſeiner Arbeit hat, in der Hand einen Bogen Papier voller Klexe, Striche, unleſerlicher Worte, tritt Eduard heraus zu dem Freunde, den er wider ſeine Gewohnheit ſehr verſtimmt findet.

„Nicht ein einzigesmal in's Schwarze getroffen, kaum einen Ring," ruft ihm Henri entgegen. „Zehnmal bin ich in Verſuchung geweſen, die verwün'chte Piſtole gegen die Baſtionwand zu ſchleudern."

Eduard verſchweigt, daß er dem Tintenfaß mehr als einmal ein gleiches Loos zugedacht hatte, und ſucht ihn zu beruhigen. „Wenn Sie ſo aufgeregt ſind," ſagt er, „wird's freilich nicht gehen, Ihre Hand zittert. Sie müſſen wenigſtens eine Stunde ausſetzen."

„Ah, bringen Sie Ihren Brief?" ruft Henri. „Laſſen Sie doch ſehen."

Er legt die Piſtole fort und nimmt dem faſt widerſtrebenden Eduard das Papier aus der Hand. Mit Mühe und nur nach vielem Fragen entziffert er einzelne Worte, dann bricht er in ein ſchallendes Gelächter aus.

Eduard, beleidigt, will ihm das Papier aus der Hand reißen, Henri hält es in die Höhe.

„Sagte ich es nicht?" ruft der junge Officier, „ich kann das einmal nicht und werde es nie lernen. Aus dem ſchwarzen Faß heraus werde ich niemals etwas Geſcheidtes an's Licht fördern."

„Warum nicht?“ erwiderte Henri, „das ist leichter als in's Schwarze, womit ich nun einmal nicht zu Stande komme.“

Nun sprechen sich die Freunde Muth ein; Henri läßt sich noch einmal die Hand führen, schießt noch einmal nach der Anleitung des Freundes und trifft, — wenn auch nicht in's Schwarze, doch nahe an die Grenze.

„Jetzt sagen Sie aber, was ist denn an meinem Briefe so verkehrt?“ fragt nach einer Weile Eduard.

Henri setzt sich auf die Bank, Eduard neben ihn, über die Schulter in's Papier sehend, berichtigend, erklärend, und nun lesen sie:

„Donnerwetter, meine Gnädigste, müssen Sie mich nicht für einen verfluchten Kerl halten, der Dero ganzen und gerechten Zorn meritiret —“

„Fängt man so einen Liebesbrief an?“ platzt Henri heraus, seiner Fassung nicht mehr mächtig. „Ueberlassen Sie mir das, ich werde das Schreiben aufsetzen.“

Nach einigen Tagen hatte Eduard mit Hülfe des Freundes ein ganz manierliches Billet, freilich, nachdem er es mehr als zehnmal wieder abgeschrieben,

zu Stande gebracht, und Henri hatte einigemal, zur höchsten Genugthuung seines Lehrers, in's Centrum getroffen.

Dann wurde noch ein Schreiben an die Mutter der jungen Dame aufgesetzt, in dem sie mit den respektvollsten Ausdrücken um ihre Protection und die Gnade gebeten wurde, einliegende Zeilen in die Hände ihrer Tochter niederzulegen, gesiegelt, adressirt, und der Aufwärter mit Bitten und der Beihülfe eines Goldstückes bewogen, den Brief an seine Adresse zu befördern.

Eduard, in der Hoffnung einer baldigen und günstigen Antwort, stand nun auch nicht länger an, dem gütigen Schreiblehrer zu erzählen, wie er auf einer kleinen Reise mit der jungen Dame und ihrer Mutter zusammengetroffen sei, wie er erst beim Abschied den Namen der Mutter erfahren hätte, als sein Herz durch die Liebenswürdigkeit der Tochter längst gefesselt gewesen. Wie er später, nicht ohne Mühe, die Wohnung der Mutter in Berlin ausgekundschaftet hätte, wie er sie aber niemals zu Haus gefunden und endlich an der Fortsetzung seiner Bewerbungen durch seine Gefangennehmung verhindert worden sei.

Einige Tage später, als Eduard noch schlief, trat der Aufwärter mit sehr geheimnißvoller Miene am frühen Morgen bei Henri ein und zog ein Billet, von Damenhand geschrieben, aus der Tasche, das unter seiner Adresse (die Freunde hatten die Antwort unter Adresse des Aufwärters erbeten), am Abend zuvor angekommen sei. Henri eilte jubelnd, das Billet hoch in die Höhe haltend, zum Freunde und weckte ihn mit dem ersehnten Schreiben. Eduard war mit einem Sprunge aus dem Bette, erbrach den Brief in größter Hast, las, was freilich weit langsamer von Statten ging, ließ aber, zum höchsten Erstaunen des Freundes, das Schreiben erbleichend niederfallen. Es enthielt die wenigen Worte von der jungen Dame, die Eduard, als er sich gefaßt hatte, mit bebender Stimme vorlas:

„Sie fügen sich einer höheren Macht, aber ich verschmähe Ihre Hand, die ich, nur aus dem freien Drange des Herzens gebeten, angenommen hätte."

Der Brief war nicht unterschrieben, und Eduard warf ihn im ersten Auflodern des Zornes in den brennenden Ofen.

An jenem Tage blieben die Piſtolen unberührt in ihrem Kaſten, und die Freunde überlegten, was zu thun. Henri rieth entſchieden, die Liebe aus dem Herzen zu reißen, der unfreundlichen Antwort Verachtung entgegen zu ſtellen; Eduard verſicherte, daß er das nicht könne, erzählte aber, daß eine andere Heirath ihm Reichthum und die Gnade des Königs, ja, ſofortige Freiheit verſpräche. Der aufopfernde Freund, ſelbſt auf die Gefahr, den Kerker des Gefährten geöffnet zu ſehen und allein zurückzubleiben, drang dazu, dieſen Entſchluß zu faſſen, und am Abend ſchieden ſie mit der Verabredung, eine Willensäußerung in dieſem Sinne zu Papier zu bringen. Der andere Morgen fand Eduard wieder ſchwankend, am Abend erklärte er, hier müſſe ein Mißverſtändniß obwalten, das er aufklären wolle, und wieder am andern Tage fand ihn Henri ſo verliebt als je und feſt entſchloſſen, noch einmal an die Geliebte zu ſchreiben. Das hatte nun allerdings ſeine Schwierigkeiten. Eduard konnte keinen Brief verfaſſen, der ihm zu Dank war, Henri entwarf ein Billet nach dem andern, aber immer war es dem Freunde nicht dringend, nicht zärtlich, nicht überzeugend genug und wurde verworfen.

Endlich erklärte Henri verstimmt, er wolle sich gar nicht mehr damit befassen, das ganze Schreiben sei eine Thorheit, und er wolle die Hand nicht im Spiele haben. Die Freunde erzürnten sich ernstlich, wurden heftig gegen einander, Henri verließ das Zimmer des Freundes im höchsten Unmuth. Keiner wollte den ersten Schritt zur Annäherung thun, und sie verlebten den ganzen Tag getrennt. Henri schoß vom Morgen bis zum Abend, und wunderbarer Weise ein Mal über das andere in's Centrum, Eduard dagegen stand nicht auf von seinem Schreibtisch.

Am Abend hatte Henri seine Pistolen verladen und konnte den Schuß nicht wieder herausbekommen. Eduard war fertig mit dem Entwurf seines Briefes bis auf einige Wendungen, die er nun einmal nicht finden, und einige Worte, deren Orthographie er sich nicht klar machen konnte.

Was half's, man mußte Frieden schließen. Die Einsamkeit ist eine vortreffliche Vermittlerin. Die beiden Freunde haben später niemals erzählt, wer das erste Wort gegeben hat, aber Eduard versprach, die Pistole in Ordnung zu bringen, wenn Henri ihm seinen Brief corrigiren wolle.

Die Bedingung wurde acceptirt, die falſche Ladung w[illegible], freilich nicht ohne Mühe, herausgezogen, und Henri probirte den erſten Schuß in Gegenwart des Freundes und ſchoß ſo gut, ſo ſicher mitten in's Schwarze, daß der Freund verſicherte, er könnte ihn jetzt nichts mehr lehren — als etwa die Piſtolen nicht zu verladen.

Nun ging's an den Brief. Henri mußte geſtehen, daß er ſo fließend, ſo beredt, in ſo guter Form abgefaßt ſei, daß er ſtolz ſein müſſe auf ſeine Lehrſtunden, und das bis auf etwas Weniges in der Orthographie nichts zu wünſchen übrig bleibe.

Diesmal ließ die Antwort lange auf ſich warten. Ein Tag verging nach dem andern, der Aufwärter kam aber immer mit leeren Taſchen. So war der Mai faſt zu Ende gegangen, und das Gras auf der Höhe der Baſtion wallte im Winde; der Buchsbaum hatte friſche Triebe gemacht; die Piſtolen ruhten im Kaſten; Henri traf ſicher die einzelnen Nagelknöpfe, mit denen er ſeine Scheiben an der Paliſſadenwand befeſtigt hatte, die Uebung hatte dadurch ihren Reiz verloren.

Eduard ſchickte dem Brief noch einige andere nach,

aber er zeigte sie dem Freunde nicht mehr, denn er scheute sich, vor ihm diese Herzensergießungen kund zu thun, nicht aus Mangel an Vertrauen, aber er wußte, daß der junge achtzehnjährige Mann diese Empfindungen nicht verstehen würde, die ihm entweiht erschienen, wenn sie vor der Geliebten schon von einem Andern gelesen würden. Auch war er seiner Sache sicher und wußte, Henri könne an den Briefen nicht eben mehr Etwas corrigiren.

Nichts desto weniger hatten sich die jungen Männer immer fester an einander angeschlossen, Henri in dem schwärmerischen Freundschaftsbedürfniß der Jugend versicherte, das Schicksal hätte ihm in Eduard gegeben, was er bis dahin sehnlichst gewünscht, schmerzlich vermißt hätte — einen Bruder. Eduard, besonnener, ruhiger, hing an dem liebenswürdigen jungen Manne mit fast väterlicher Neigung. Sie hatten die Betten in ein Zimmer gerückt, das andere mit den spärlichen Meubles für die Beschäftigungen des Tages hergerichtet, sie waren keinen Augenblick mehr getrennt, und Henri's Heiterkeit stets ungetrübt, seine Erfindung immer neuer, freilich sehr einfacher Zeitvertreibe, unerschöpflich.

Da trat eines Tages der Commandant herein, und mit dem feierlichen Geſicht, das er immer annahm, wenn er im Dienſt kam, wenn er namentlich eine Ordre ſeines Königs publicirte, kündigte er die Freiheit an — für Eduard.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wer von den beiden Freunden am meiſten durch dieſe Nachricht überraſcht war. Henri jubelte laut, und Eduard machte eine wehmüthige Miene, als ſei es ein Unglück, das man ihm verkündet. Der alte Obriſt ſah die Beiden an, und in der Beſorgniß, ſich verſprochen zu haben, wiederholte er noch einmal ausdrücklich, daß es Eduard ſei, dem er die Freiheit verkünde, während Henri leider noch ſein Gefangener bleiben müſſe. Die Freunde verſicherten, daß ſie das wohl verſtanden, und daß dieſer für jenen erfreut ſei, der um den andern traure.

Wir wollen den Abſchied nicht ſchildern, der namentlich den alten Obriſten in große Verlegenheit ſetzte, da er es durchaus für ſeine Stellung unſtatthaft fand, im Dienſt eine Thräne zu vergießen, ja eigentlich, das Taſchentuch zu ziehen, und doch nicht wohl wußte, wie er ſich ohnedem behelfen ſolle.

Dabei blitzte doch ab und zu ein schlaues Lächeln über das Gesicht des alten Soldaten, das durchblicken ließ, er wisse noch Etwas, das er nur nicht sagen dürfe, das aber auch von den beiden Genossen einsamer Tage in der Scheidestunde nicht bemerkt wurde.

Henri war nun allein. Aber wenig Stunden nach Eduard's Abgange trat der Obrist wieder zu ihm ein, diesmal nicht mit der Dienstmiene, sondern mit einem schlaulächelnden Gesicht. Er setzte sich in den Stuhl, den er aus seinem Quartier dem jungen Freunde geschickt hatte, ließ sich eine Pfeife stopfen und anzünden, versicherte, der Tabak sei doch in der Casematte etwas feucht geworden, lenkte das Gespräch auf den abgegangenen Gefährten und ließ im Wohlgefallen über Henri's Freundschaftsergüsse die Pfeife wieder ausgehen. Dann hub er an:

„Das freut mich, daß Ihr so gute Freunde geworden, und ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen endlich zu decouvriren, weshalb Se. Majestät in seiner allerhöchsten Gnade Ihnen diese Haft zuzudiktiren geruhten. Sie sind ein junger, leichtsinniger Mensch und mit dem Maule, mit Permission zu

ſagen, immer eine halbe Meile vorweg. Haben Sie da gleich aller Welt aufgebunden, Sie wollten den Officier, der dero Fräulein Schweſter Hand ausgeſchlagen, ſo ihm Se. Majeſtät allergnädigſt antragen zu laſſen die Gnade hatten, auf Leben und Tod fordern, und wußten nicht einmal den Namen des Herrn. So Etwas betreibt man hübſch in der Stille und mit der gehörigen Discretion. Da Se. Majeſtät nun dermalen kein abſonderlicher Freund von Raufereien und Duellen ſind und in ſeiner allerhöchſten Weisheit vermeinen, ſeine Officiere könnten ihre Courage und ihr Leben beſſer gebrauchen, als daß ſie ſich unter einander um jeden Quark das Lebenslicht ausblieſen, ſo ſie ſich einentheils nicht ſelbſt gegeben, anderntheils auch ihrem Vaterlande und ihrem Dienſt ſchulden, ſo haben höchſtdero Befehl dieſe kleine Lection für nothwendig erachtet. Da nun der Zufall, was vorher nicht einmal zu verhoffen, Alles zum Beſten gefüget, denn daß Sie es nur wiſſen, der Officier, den Sie damals aus dem Leben zu befördern ſo große Luſt verſpürten, iſt Ihr Freund Eduard v. M. ſelber, und Sie werden ſich überführt haben, daß Sie in Ihrem Fürwitz da an

den Rechten gekommen wären, da in der Handhabung der Waffen, namentlich der Pistolen, es ihm weit und breit Keiner gleich thut, ja, er selbst in der ganzen Armee dafür bekannt, daß als Pistolenschütze seines Gleichen nicht zu finden. Da er nunmehro Ihr Lehrer in dieser Kunst, zudem Ihr Freund, Sie selbst durch die erhaltene Lection gewitzigt und um etliche Monat älter geworden, habe ich keinen Anstand, Ihnen zu eröffnen, daß mit dem morgenden Tage Ihre Haft abgelaufen."

Damit stand der alte Mann auf und ließ den Gefangenen allein.

Es ist schwer zu schildern, welchen Eindruck diese Mittheilung auf Henri machte. Das Gefühl der Freundschaft und die Bruderpflicht, die Liebe zu Eduard und die Ehre seiner Familie kämpften in seinem Innern. Er verwünschte den unglücklichen Zufall, der ihm diesen Menschen gerade zum Freunde gegeben, und gleich darauf konnte er das Schicksal nicht genug preisen für diese Gabe. Er reimte sich zusammen, daß Eduard ihm vertraut, eine Heirath, die der König ihm befohlen, würde ihm Reichthum, Gunst und Freiheit geben, und mußte sich nun sagen

daß die Briefe, die er für Eduard an deſſen Geliebte verfaßt, das Glück ſeiner eigenen Schweſter untergraben. Er bedauerte, daß damals Eduard ihn nicht erſchoſſen hätte, was nicht hätte fehlen können, und ſchalt auf die Geſchicklichkeit, die er dem Freunde verdanke, die er nun vielleicht gegen ihn ſelbſt brauchen müßte, und die den Erfolg der Waffen mindeſtens zweifelhaft machte. Das ſtand feſt, wenn ſeine Hand dem Freunde den Tod brächte, würde er dies Schickſal nicht überleben. Er rief ſich abwechſelnd die Thränen ſeiner Schweſter und die Liebenswürdigkeit ſeines Freundes vor das Gedächtniß, durchwachte die ganze Nacht und ſah mit Schrecken den Tag anbrechen, der ihm die Freiheit, aber zugleich die Nothwendigkeit zu einem Entſchluß brachte, deſſen Hinausſchieben er gern mit einigen Monaten der Haft erkauft hätte.

Der Commandant ließ nicht lange auf ſich warten und war ſchon mit dem Frühſten in der Caſematte, dem jungen Freunde die Freiheit zu bringen. Auch hatte er bereits in ſeiner Wohnung für ein Frühſtück geſorgt und eine Reiſegelegenheit beſtellt, die für den jungen Mann bereit ſtand. Bei einer Flaſche

alten Tokayer gab er nun noch mancherlei Ermahnungen und Lebensregeln zum Besten, die Henri ziemlich verrostet vorkamen, und als dieser nach wiederholten herzlichen Danksagungen endlich in den Wagen stieg, der ihn nach Berlin fahren sollte, ließ er von der Ordonnanz den Pistolenkasten, den er dem jungen Mann in dem Gefängniß geborgt hatte, in den Wagen setzen und bat, dieselben als Andenken zu behalten.

Die Pistolen vor Augen und eine dunkle Zukunft vor sich, fuhr Henri, der den Weg zur Haft in ausgelassenster Laune gemacht hatte, denselben Weg aus der Haft nachdenklich und ernst zurück. Aber sein Entschluß stand fest. Ohne erst seine Schwester sehen zu wollen, ließ er gleich den Wagen vor Eduard's Quartier, das ihm dieser beim Abschied genau bezeichnet hatte, halten, stieg aus, nahm als einziges Gepäck den Pistolenkasten unter den Arm und klopfte an. Ein schnelles „Herein" tönte ihm entgegen. Da saß Eduard in der schönen Uniform seines Regimentes, stattlich und heiter, und eilte dem eintretenden Freunde in freudigster Ueberraschung mit offenen Armen entgegen. Wie war er aber erstaunt,

als Henri mit ernſtem Geſicht und vorgeſtreckter Hand die Umarmung zurückwies und ſagte:

„Zuerſt, Herr Lieutenant, habe ich Ihnen zu eröffnen, daß wir uns, und zwar in der nächſten Stunde, auf Leben und Tod ſchießen müſſen.“

„Was fällt Dir ein, Henri?“ fragte Eduard betroffen, aber mit lächelndem Geſicht.

„Sie haben meine Schweſter und dadurch die Ehre meiner Familie beleidigt!“ fuhr Henri fort.

„Gut,“ ſagte Eduard und zwang ſich, ſeinerſeits ernſt zu ſcheinen, „ich werde Ihnen jede Genugthuung geben, die Sie verlangen, nun aber, da das abgemacht iſt, und bis wir einander todtgeſchoſſen haben, laß uns wieder Freunde ſein, Henri.“

Henri zauderte einen Augenblick, dann im überwallenden Freundſchaftsgefühl ſetzte er ſeinen Piſtolenkaſten nieder und ſtürzte in die geöffneten Arme des Freundes.

„Zuerſt, Henri,“ ſagte Eduard, „muß ich Dir erzählen, daß Deine Herausforderung, die wir wohl bis morgen verſchieben können, mir nicht unerwartet kommt. Gleich, als Du mir in den Spandower Caſematten Deinen Namen nannteſt, errieth ich, daß

Du der Bruder der Dame seist, deren Hand mir Se. Majestät der König bestimmte, die ich ausschlug, was mir den Zorn des Königs und die Festungshaft einbrachte. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir anfangs sehr zurückhaltend entgegenkam, und erst als ich entdeckte, Du hättest keine Ahnung davon, daß ich es sei, den man zu Deinem Schwager bestimmt, gab ich dem anziehenden Eindruck nach, den Du mir gleich beim ersten Sehen machtest, den eine Aehnlichkeit noch erhöhte, von der ich Dir später sprechen werde. Ich wußte auch sehr wohl, daß der Gegner, für den ich Dich auf Pistolen einschoß, ich selbst war."

„Das wußtest Du?" rief Henri.

„Gewiß," fuhr Eduard fort, „aber Du wußtest nicht, für wen Du mir die vortrefflichen Liebesbriefe aufsetztest, die, Dank Deiner ausgezeichneten Unterweisung, so gute Dienste gethan haben, daß ich mich Dir als den glücklichsten Bräutigam vorstelle; denn bei meiner Ankunft gestern fand ich die Antwort, die alle meine sehnlichsten Wünsche erfüllt."

Henri dachte an seine Schwester, wurde ernst, rückte erst einen Schritt von dem Freunde fort, sprang dann auf und rief:

„Du wußteſt das Alles und haſt mir nichts geſagt! O, Sie haben perfide an mir gehandelt und mein Vertrauen ſchändlich gemißbraucht. — Auf morgen früh, Herr von M.“

Er war an der Thür. Eduard eilte ihm nach und ergriff ihn am Arme.

„Auf morgen gewiß, die blutigſten Feinde, aber das Heute gehört der Freundſchaft. Wenn ich ein Unrecht gegen Dich habe, nicht offen gegen Dich geweſen zu ſein, will ich heute wenigſtens mein ganzes Herz vor Dir aufſchließen. Ich habe Dir erzählt, daß ich die Dame, die ich liebe, jetzt meine Braut, auf einer Reiſe kennen lernte; ich erfuhr den Namen der Mutter, aber ich erfuhr nicht, daß nur das liebende Herz des jungen Mädchens der würdigen Matrone den Namen und die Rechte einer Mutter einräumte. Es war ihre Pflegemutter, und den eigentlichen Namen meiner Braut nannte mir erſt ihr Brief, der mir das Jawort brachte.“

„Lies,“ fuhr er fort und reichte Henri einen Brief, den er auf dem Herzen trug.

Henri faltete ihn auf.

„Die Hand — der Name meiner Schweſter!“

rief er und ſah bald in den Brief, bald auf den Freund.

„Biſt Du zufrieden mit der Genugthuung?“ ſagte Eduard, „oder beſtehſt Du noch auf morgen?“ Er legte die Hand auf den Piſtolenkaſten.

„Bruder, im vollen Sinne des Worts mein Bruder!“ rief Henri und ſtürzte in die Arme des Freundes.

STAATS-
BIBLIOTHEK

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

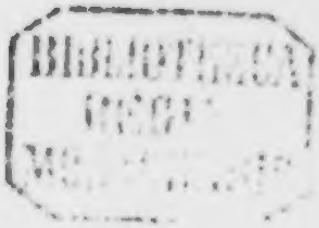
Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Fünfter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1875.



I.

Wenn das Publicum erwartungsvoll vor dem Vorhang sitzt, der über einem neuen Stück aufgehen soll, wenn der Theaterzettel dann gar einen noch ungekannten, unbewährten Autornamen trägt, ahnt es nicht, über welche Lebensfrage es zu entscheiden haben wird, welche Zweifel, Mühen, Studien und Arbeit der Stunde vorausgingen, die es jetzt ruhig erwartet. Es ist gut, daß es das nicht weiß, denn es ist schon genug, daß Einer das durchfühlt und durchlebte — der Autor. Ja, wie wurde er zum dramatischen Dichter, wie entsteht ein Stück, von dem ersten anregenden Gedanken an, bis es nun verkörpert vor das Licht der Lampen tritt?

Ich will versuchen diese Fragen zu beantworten, will von den Leiden und Freuden des Bühnenschriftstellers erzählen, namentlich von den Freuden, denn mit den Leiden soll man Andere nicht behelligen, und was ich erzähle, sind die eigenen Erfahrungen

eines Verkehrs mit der Bühne seit nunmehr einem Vierteljahrhundert. Wie ich Theaterschriftsteller wurde, weiß ich eigentlich selbst nicht, aber in die frühesten Erinnerungen meines Lebens zurückgreifend, entsinne ich mich, daß die Lust an dramatischen Spielen, an dem selbst zusammengeklebten Puppentheater durch die Kinderjahre ging, daß der Knabe nur noch von Theatervorstellungen träumte und kein Familienfest, keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, solche zu Stande zu bringen. Und doch wuchs ich auf dem Lande auf und bekam kaum eine Theatervorstellung zu sehen. Ich entsinne mich eigentlich nur noch einer Balletvorstellung in Berlin, in die ich auf einer Reise mitgenommen wurde, und die mir doch keinen großen Eindruck machte, obgleich der damals beliebte Becke, der brasilianische Affe, die Hauptrolle spielte. Ich muß wohl von Kindheit an keinen Geschmack für das Ballet gehabt haben, und habe den auch niemals bekommen. Aber zwei Vorstellungen wandernder Truppen im Nachbarstädtchen Perleberg, einmal „Preciosa" und später „Rechus Pumpernickel", machten desto gewaltigeren Eindruck, der sich niemals verwischte und damals gewiß sehr zerstreuend auf das

Studium der unbeliebten lateinischen Grammatik nachwirkten.

Als ich mit zwölf Jahren auf die Schule nach Magdeburg kam, gingen wieder alle Ersparnisse des Schülertaschengeldes in die Theaterkasse, und ich hätte sicher fleißiger gelernt, wenn nicht alle Gedanken in und außer den Lehrstunden dem Theater gehört hätten. Später, als Student, sah mich jeder Abend im Berliner Theater, das damals in höchster Blüthe stand. Neben der Meisterschaft einer Amalie Wolff stand Auguste Crelinger noch in voller Kraft, in deren Schutz sich die anmuthigen Talente ihrer Töchter Bertha und Clara Stich entwickelten. Dabei Charlotte von Hagn's geistvolle Schönheit und glanzvolle Darstellungsgabe, Seydelmann, Hendrichs in erster Jugendfülle, und der reiche Kreis von Komikern, wie ihn wohl niemals eine Bühne zu gleicher Zeit vereinigte: Gern, Wauer, Louis Schneider, Rüthling, Weiß, jeder ein Meister in seiner Richtung. Die Zeit steht noch zu Vielen im Gedächtniß, um nöthig zu haben von ihr zu erzählen, daß aber jede Vorstellung dieser Künstler das junge, für die Bühne begeisterte Gemüth mächtig ergreifen mußte, ist na-

türlich. Daneben zog mich das damals vortreffliche französische Theater in Berlin, auf dem in hoher Vollendung die anmuthig geistreichen Stücke von Scribe und seinen Zeitgenossen zur Geltung gebracht wurden, sehr an, und dem Studium dieser Stücke verdanke ich die immer mächtiger werdende Lust, selbst ein Lustspiel zu versuchen. Aber ein Charakterzug, der sich bei mir durch's Leben geltend machte, immer unüberwindlich blieb und auf jede Production ihr Recht übte bis zu dieser Stunde: ein Mißtrauen an der eigenen Productionskraft, drängte jeden Versuch zurück, oder ließ ihn unfertig, verzagt bei Seite werfen. Dies Geringachten der eigenen Production, namentlich sobald die Erregung des Schaffens vorüber ist, das Wiederaufnehmen ohne Zutrauen auf Gelingen, hat mir Manches verkümmert, was im zuversichtlichen Zugreifen sicherlich an frischer und eigenartiger Gestalt gewonnen hätte, hat mir manche Freude an dem Geschaffenen, vielleicht Gelungenen geraubt und beglückende Illusionen, die doch wieder ein Impuls zu neuem Schaffen gewesen wären, mißtrauisch zerstört. Daß damals aber keins von den halben und viertel Lustspielen, den skizzirten Tragödien

und exponirten Schauspielen fertig wurde, war sicher glücklich, besonders für den Verfasser selbst; denn die Herren Intendanten und Directeren würden sich wenig Ungelegenheit damit gemacht haben, und einem Publicum wären diese Versuche sicherlich nicht unbequem geworden. Nun kam eine mit aller Poesie des jungen Herzens ergriffene, frische Studentenzeit, die selbst die Theaterleidenschaft zurückdrängte und alle halbreif gewordenen Pläne zu eigenen schriftstellerischen Arbeiten auseinanderflattern machte. Der Zauber des Heidelberger Lebens und der Natur, auf der es sich abrellte, erfüllte mich so vollgenügend, daß alle andern Wünsche und Neigungen zurücktraten. Erst als ich wieder nach Berlin zurückkehrte, erwachte die alte Leidenschaft auf's Neue, das Theater behauptete sein Recht. Nun aber war so viel nachzuholen in den Fachwissenschaften, daß an eine Production nicht zu denken war. Dafür gehörten alle Erholungsstunden dem Studium der dramatischen Literatur, namentlich auch der französischen, und in einer Beziehung erfand ich mir doch auch eine ganz praktische Vorarbeit, die jungen dramatischen Autoren zu empfehlen wäre. Wenn ich aus dem französischen Theater

kam, reconstruirte ich mir das Scenarium der gesehenen Stücke und kam so manchem Geheimniß des Aufbaues auf die Spur, das mir später vielfach zu Statten kam.

Einige kleine Lustspielversuche in Versen waren denn doch zu Stande gekommen, hatten schüchtern den Weg auf die Bühnen gesucht, sich aber verzagt wieder in die Mappe oder den Papierkorb zurückgeflüchtet. Da an einem Abend, in dem Salon einer Freundin, dem letzten künstlerisch und literarisch belebten, der in die Berliner geistreiche Zeit der Rahel hineinreichte, plauderte man von Moritz von Sachsen, dem Sohne der schönen Aurora Königsmark, von seinen abenteuerlichen Plänen, und Varnhagen, der mit den Menschen und ihren Verhältnissen aus vergangenen Jahrhunderten Bescheid wußte wie unter seinen Zeitgenossen, erzählte, als sei das gestern geschehen, wie der galante Moritz nur durch eine Untreue die Hand der Herzogin Anna von Kurland und damit die Czarenkrone von Rußland versscherzt hätte. Alexander von Sternberg, damals noch in reichster novellistischer Productionskraft, gut bewandert in der Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts, und die

hiſtoriſche Gründlichkeit durch leicht bewegliche eigene Erfindung ergänzend, fügte Details hinzu, und ſo kam zur Sprache, daß der ganze abenteuerliche Zug nach Kurland für den verſchuldeten, von Niemand unterſtützten Moritz nur dadurch möglich geweſen ſei, daß ſeine Geliebte, die talentvolle Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, ihren Schmuck, ja ihre Meubles verkauft und verpfändet hätte, um ihm Alles das zur Verfügung zu ſtellen. Das war lange vor dem Scribe'ſchen Stück, mit dem ſpäter die Rachel den Namen der unglücklichen Adrienne berühmt machte. Damals war der Name vergeſſen, und nur die geiſtreich ſcherzende Unterhaltung jenes Abends conjecturirte, wie die Erſparniſſe einer Schauſpielerin am Théâtre français zu Paris Rußland beinahe eine neue Dynaſtie, vielleicht der Geſchichte von Europa dadurch eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Ich ſaß ſtill in meiner beſcheidenen Ecke, ſchien wahrſcheinlich kaum zuzuhören, aber es kryſtalliſirte ſich in meinen Gedanken aus den Charakteren und Situationen, die vor mir beſprochen wurden, ein ganzes Luſtſpiel. Am andern Morgen ſchleppte ich mir aus der königlichen Bibliothek die hiſtoriſchen Quellen meines Stückes

zusammen, und nun ging es unaufhaltsam, mit fieberhafter Hast an die Ausarbeitung. Aber wahrscheinlich hätte das alte Mißtrauen an der eigenen Befähigung auch diesmal die Arbeit nicht fertig werden lassen, wäre ihr nicht eine Theilnahme zu Hilfe gekommen, die den Muth immer wieder neu belebte. Ich verkehrte damals mit der liebenswürdigen Gräfin Elise von Ahlefeld, früher Frau von Lützow, die in dem ersten Jahre ihrer Ehe das Freicorps mit bilden half, die Freundin Theodor Körner's und Friesen's war und später, nachdem sie sich von Lützow getrennt und ihren Familiennamen wieder angenommen hatte, die Freundin Karl Immermann's wurde und seine ganze poetische Entwickelung fördernd mit erlebte. Seit einigen Jahren, seit der Verheirathung des ein Jahr darauf verstorbenen Dichters, lebte die Gräfin in Berlin, und ich war durch meine Freundschaftsbeziehungen zur Immermann'schen Familie bei ihr eingeführt.

Die wunderbare Frau hatte, bei fast mangelnder kritischer Klarheit, eine romantisch warme Empfänglichkeit für alle poetische Production, der sie den glücklichsten, belebendsten Ausdruck zu geben vermochte.

Sie wußte vielleicht nicht das Bedeutende vom Unbedeutenden zu scheiden, aber das Werdende gab ihr die Erregung, das fieberhafte Doppelleben, in das den Dichter nur die glücklichsten Stunden der Production versetzen. Sie sehnte sich nach diesen Erregungen, die ihr verloren gegangen waren, seit sie sich von Karl Immermann getrennt hatte, und diese Sehnsucht ihrer mitschaffenden Natur erklärt vielleicht am edelsten ihr wunderbares Verhältniß zu dem Dichter. An einer poetischen Production Theil zu nehmen, das Aufjubeln des Gelingens, die Wehmuth des Verzagtseins mitzuleben, das war das Element, in dem sich ihr ganzes Wesen am liebenswürdigsten entfaltete, wie eine festverschlossene Blüthe (und sie war eine verschlossene und verschleierte Natur) sich plötzlich erschließt, wenn das Licht sie berührt, die Wärme, deren sie bedarf.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß Gräfin Ahlefeld die erste meiner Freunde war, die es entdeckte, daß der eifrige Theatergänger Pläne eigener dramatischer Production schüchtern verschloß. Nun erzählte ich ihr meinen Plan, und Act für Act, oft Scene für Scene, las ich ihr vor. Mit wie freudig

erregtem Herzen, mein Manuscript in der Tasche, eilte ich zu ihr hinaus durch den Thiergarten nach ihrer damals noch entlegener scheinenden Wohnung an der Potsdamer Chaussee. Oft stand sie schon stundenlang auf mich wartend auf ihrem epheuumrankten Balcon, und den berauschenden Einfluß so warmer Theilnahme kann nur ein Dichtergemüth verstehen. So wurde mein erstes Stück: „Die blaue Schleife" fertig. Gräfin Ablefeld war zufriedener damit als ich, aber wir Beide träumten einen sicheren Erfolg. Jeder Wohl, damals noch in Berlin, den ich bei Gräfin Ablefeld kennen lernte, und dem ich mich freundschaftlich anschloß, wurde in's Geheimniß gezogen und übermittelte das Stück in eifriger Bereitwilligkeit einer Agentur, die Druck und Versendung übernahm. Aber von einer nahen Aufführung, wenigstens für die Ungeduld eines jungen Autors, war noch lange nicht die Rede.

Ich ging nach Magdeburg, um bei der Regierung als Referendar zu arbeiten, mein Stück blieb beim Agenten in Berlin zurück, aber meine Ungeduld, mein Harren, das auch keine neue Production aufkommen ließ, ging mit und bat mir bei meinen

Acten mehr als einen bösen Streich gespielt. Aber ich kam gleich wieder in einen freundschaftlichen Verkehr, der den größten und immer noch dauernden Einfluß auf meine literarische Entwickelung ausgeübt hat, obgleich der Tod die unmittelbare Einwirkung längst abriß. Ich zog in das Haus meines Freundes Ferdinand Immermann, des jüngern Bruders des Dichters. Auf der Schule war er mein Lehrer gewesen, und wir waren Freunde geworden im reichsten Sinne des Wortes, schon damals, er der gereifte Mann, ich der kaum Erwachsene. Was ich seinem deutschen Unterricht, seinen Correcturen meiner Aufsätze, mehr noch der gemeinsamen Besprechung poetischer Werke verdanke, empfinde ich noch heute, nach mehr als dreißig Jahren. Noch heute mahnt mich die Erinnerung an ihn, bei Allem, was ich schreibe, klar, correct, klangvoll im Ausdruck zu sein, und was ich in diesem Streben erreichte, dafür gebührt ihm der Dank. Der Freundschaft dieser reinen, frommen Mannesnatur verdanke ich aber mehr als das. Er war selbst nicht productiv, aber einer feineren Empfänglichkeit, einer ernsteren Pietät für Poesie bin ich nie im Leben wieder begegnet.

Meine „Blaue Schleife“ kam gedruckt vom Agenten. Das war doch ein Lebensmoment, und leise legte ich ein Exemplar des Stücks auf Ferdinand Immermann's Schreibtisch, während er zum Unterricht in der Schule war. Nie werde ich es vergessen, wie er mit feierlichem Gesicht einige Stunden später in mein Zimmer trat, das Theatermanuscript in der Hand: „Du bist nun Schriftsteller geworden, ich muß Dich von jetzt ab mit anderm Maße messen und darf nicht vergessen, daß ein Dichter unter meinem Dache wohnt!“ sagte er. Er weihte mich fast priesterlich ein zum neuen Beruf, der mit Ernst und vollster Hingabe erfaßt sein müßte.

Mit dem Stücke selbst, namentlich mit dem Genre des französischen Intriguen-Lustspiels, war er nicht einverstanden, aber er lobte den Dialog, der, wie ein Federball im Spiel, durch Schlag und Gegenschlag bald neckisch, bald kräftig, hier und da täuschend durch trügerisches „nur Seite Springen“, hin und wieder flöge. Die Hauptsache blieb ihm, daß ich nun, aus dem Dilettanten und Gelegenheitsdichter, mich zum wirklichen Schriftsteller entpuppt hätte.

Die Aufführung des Stückes an verschiedenen

Bühnen wurde vom Agenten in Aussicht gestellt, aber das schob sich immer weiter hinaus. Da muß ich denn eine Episode einschalten, um zu erzählen, wie mir die Nachricht von der ersten Aufführung wurde.

Auf der Magdeburger Citadelle verbüßte ein Freund aus Berlin, damals schon genannt in der modernen Literatur, ein unbedeutendes Preßvergehen, und täglich brachte ich bei ihm einige Nachmittagsstunden zu. Der Freund hatte, nach einigen kleineren glücklichen dramatischen Versuchen, eine fünfactige, in der Perrückenzeit spielende Tragödie geschrieben, und das Stück kam in Magdeburg, freilich in höchst mangelhafter Weise, zur Aufführung. Der Autor hatte weder auf Besetzung noch Einrichtung irgend einen Einfluß üben können, noch konnte er der Darstellung selbst beiwohnen. Sie hatte ich es übernommen, getreulich zu berichten, und zugleich alle meine Freunde geworben, mich im Beifall zu unterstützen, da ich gleich nicht großes Zutrauen zu dem Erfolg hatte. Die Freunde hatten sich vollzählig eingestellt, das Stück fing an, und wir applaudirten nach Leibeskräften. Das Publicum blieb gleichgiltig für

das Stück und ließ sich unsern Beifallseifer halb verwundert gefallen. Nach und nach erlahmten aber die Freunde, Einer nach dem Andern fiel von mir ab, und einzelne kündigten in nicht zurückzuhalten dem Humor den Dienst. Sie fingen an ihren eigenen Beifall dadurch zu verflüchtigen, daß sie die Schauspieler von drittem Range und Bedeutung im Stück mit Applaus überschütteten, bon mots machten über kleine Costümfehler, kurz, sich einer Heiterkeit hingaben, die mit der ernsten Absicht des Stückes in directem Widerspruch stand, und übrigens auch mehr jugendlicher Uebermuth als ernst gemeinte Kritik war, denn das Stück war nicht schlecht, nur breit, matt an Interesse und sehr falsch zur Geltung gebracht. So sah ich mich nach und nach aller Hilfstruppen beraubt, und es blieb mir kaum etwas Anderes über, als mich vom Humor mit hinreißen zu lassen und ohne Rücksicht auf das Stück, das mühsam zu Ende gequält wurde, an zufälligen Aeußerlichkeiten zu belustigen. Das ganze Publicum hatte sich dem angeschlossen, mit Ausnahme eines magern, schlanken Herrn mit langem Bart, der hinter mir saß, mich von Anfang an scharf in's Auge gefaßt hatte und

mich nun, der einzige Ernsthafte, mit zürnendem Blick ansah. Das Theater war aus und der zürnende Herr, den Niemand kannte, schnell vergessen.

Als ich am andern Nachmittag hinausging, dem Autor meinen nicht angenehmen Bericht zu erstatten, war ich nicht wenig erstaunt, den zürnenden Herrn vom vergangenen Abend bei ihm zu finden. Er hatte eben auch seinen Bericht geschlossen, und ohne mich näher bezeichnen zu können, mein wunderliches Betragen einer scharfen Kritik unterworfen. Es hätte zuerst vortrefflich angefangen, und reicher Beifall, allerdings angeregt und im Gang erhalten von einem vor ihm sitzenden wohlwollenden Herrn, zu dem er deshalb gleich Sympathie gefaßt, hätte Scene auf Scene begleitet. Nach und nach wäre aber der Herr umgeschlagen, hätte gar nicht mehr auf das Stück geachtet, und die allerfadesten Witze über die Kleider der Schauspielerinnen oder ein kleines Versehen bei der Decoration gemacht. Wir müssen uns ziemlich verblüfft und verlegen angesehen haben, und erst als mir Karl von Holtei genannt wurde, als ich ihm als Autor der „blauen Schleife“ vorgestellt wurde, die ihm zufällig auf dem Theaterbureau in

Dresden in die Hände gefallen war, kamen wir in ein freudig bewegtes und unbefangenes Gespräch. Ich berichtete nun auch über den vergangenen Abend, sprach ganz rückhaltlos über den geringen Erfolg und mein Verhalten bei demselben, und der Autor kam schnell über seinen Mißerfolg, da er das Stück selbst nur als einen Versuch betrachtet, fort und stimmte mit ein in die Heiterkeit über unser halb verlegenes Begegnen, das die Verstimmung, die wir, ohne uns zu kennen, am vergangenen Abend gegen einander aus dem Theater mitgebracht hatten, schnell in freundschaftlichsten Verkehr umwandelte.

Nun verlebte ich mehrere Wochen freundlichster Erinnerung mit Holtei, der damals als Vorleser noch in voller Kraft stand und mir wenigstens von Allen, die ich vor und nach ihm dramatisch vorlesen hörte, Ludwig Tieck und Karl Immermann mit eingerechnet, der genialste erschien, der am meisten die dramatische Darstellung ersetzte und fast die Illusion der Bühne hervorzubringen vermochte. Und dabei mußte man ihn von ganzem Herzen lieb gewinnen, wie der wunderliche, rastlose Wandervogel nun einmal war und sich rückhaltlos zeigte. Wir haben

uns treue Freundschaft bewahrt, wenn uns auch, wunderbarer Weise, das Leben nicht wieder zusammenführte. Damals suchte er nach Kräften mein erstes Stück zu fördern und correspondirte dafür nach allen Seiten. Eines Morgens kam ich zu ihm und fand ihn ernster als gewöhnlich und zurückhaltend und wortkarg gegen seine Weise. Ich fing von allem Möglichen an, aber es wollte kein Gespräch zu Stande kommen, bis ich zuletzt fragte: „Nun, Holtei, und haben Sie keine Nachricht über meine Blaue Schleife?“

Holtei sprang auf: „Nun, da Sie selbst davon anfangen,“ rief er, „will ich auch nicht länger schweigen! Ja, Ihr Stück ist in Königsberg aufgeführt, und man hat mir zwei Recensionen darüber geschickt. Den ganzen Morgen gehe ich ärgerlich mit mir zu Rath und frage mich: soll ich dem guten Menschen den Tag verderben, oder ihm die schlimmen Recensionen, die ihm sonst nie in die Hände fallen werden, vorenthalten?“

„Her mit den Recensionen!“ rief ich, und der gute Holtei kramte sie nun aus der äußersten Ecke seiner Mappe hervor, in die er sie vor mir versteckt

hatte. Sie waren freilich reichlich abweisend und noch weniger wohlwollend als ungerecht. Nichts destoweniger machten sie ganz andern Eindruck auf mich als der Freund gefürchtet hatte. Die Freude, endlich, nach so langem Harren, aufgeführt zu sein, brachte mich in heiterste Stimmung, fast als wäre mir ein Glück widerfahren, und den Recensenten gab ich Recht, wie sie es auch wirklich in vieler Beziehung hatten.

„Ist mir je so etwas vorgekommen!“ rief Heltei und schlug die Hände zusammen. „Der freut sich, weil er keinen Erfolg gehabt hat, und anstatt sich zu ärgern über die schimpfenden Recensenten, giebt er ihnen Recht und schimpft sich noch mehr als sie. Ja, Mensch, was wollen Sie denn nur anfangen, wenn Ihnen einmal ein glänzender Erfolg wird?“

Uebrigens hätte ich auch gar kein Recht gehabt unzufrieden zu sein, denn das Stück hatte immer einen Achtungserfolg gehabt, und mehr konnte es nicht beanspruchen, aus dem einfachen Grunde, weil der Stoff nicht dramatisch, und die Bearbeitung, der Aufbau ohne irgend nur genügenden Schluß blieb. Der leichte, den Franzosen abgelauschte Dialog und

einige pikante, glückliche Situationen überraschten bei einem Erstlingsstück, das fertiger erschien, als es war, und dem freilich auch sehr lange und ernste Studien vorangegangen waren. Einen Achtungserfolg hatte es dann noch auf mehreren Bühnen, namentlich in Oldenburg, wo damals Julius Mosen's und Adolf Stahr's Einfluß den Sinn für das Theater im Publicum geweckt hatte, der sich geduldig gefallen ließ, was nicht allein auf scharfe Effecte und Schaugepränge berechnet war. In Berlin zauderte Herr von Küstner noch immer mit der Annahme des Stückes, die erst nach fast einem Jahre ausgesprochen wurde, als ich schon ein gutes Theil des Interesses und fast alles Zutrauen an demselben verloren hatte. An den Vorbereitungen zur Aufführung konnte ich mich nicht betheiligen, da ich nicht in Berlin war, aber einige Besprechungen, zu denen ich hinüber ging, begründeten doch ein wohlwollend freundschaftliches Verhältniß des vortrefflichen Regisseurs Weiß zu dem angehenden Autor, aus dem dann eine aufrichtige Freundschaft wurde und ein Gewinn an manch' feinen Rathschlägen für die Zukunft.

Endlich, mitten im heißen Sommer, sollte die

Aufführung sein. Ich fuhr am Abend vorher von Magdeburg hinüber und ging am andern Morgen, als schon die Theaterzettel das Stück an allen Ecken verkündeten, und ich dieses mehr als einmal mit klopfendem Herzen durchgelesen hatte, auf das Theaterbureau, um die letzte Probe noch mit zu erleben. Hofrath Oppenstädt rief mir schon sehr aufgeregt entgegen: „Denken Sie, Ihr Stück wird nicht sein können, Fräulein Viereck ist krank und läßt die Probe absagen.“ Herr von Küstner erschien und bestätigte die Hiobspost in seinem nie überwundenen sächsischen Dialect. Er jammerte, was nun werden solle, und entschloß sich endlich, selbst zu der erkrankten Künstlerin zu gehen, um sich zu überzeugen, ob es denn gar so arg wäre, ob man nicht die Probe ohne Fräulein Viereck abhalten und diese doch wenigstens am Abend spielen könne. Mich nahm er unter den Arm und schleppte mich ohne Weiteres mit. Das Mädchen, das uns die Thür der Künstlerin öffnete, erklärte, ihr Fräulein sei sehr krank und läge im Bett, Herr von Küstner aber ließ sich nicht zurückweisen, hielt mich fest und ging direct in's Zimmer. Fräulein Viereck lag allerdings zu Bett, sichtlich

leidend, und nachdem ich ihr als der Autor vorgestellt war, der nun vergebens aus Magdeburg angereist gekommen wäre, und mich bescheidentlich an's Fenster zurückzog, entspann sich ein sehr komisches Gespräch oder vielmehr zwei eifrige Reden nebeneinander. Die Kranke ereiferte sich zuerst mit Recht über die Rücksichtslosigkeit, noch dazu mit einem Fremden, bei ihr einzudringen, nahm die Sache aber bald humoristisch und beschrieb, wie ihr Papagei ihr alle Schmerzenstöne nachmache, und sie dadurch in den ärgsten Leiden zum Lachen zwänge. Herr von Küstner machte einen Vorschlag über den andern, auf den gar nicht erwidert wurde, und schloß endlich mit einer langen Jeremiade über die Plackereien seiner Stellung. Beide sprachen zugleich. Diesem eigenthümlichen Zwiegespräch machte der eintretende Arzt ein Ende, und Fräulein Viereck bat uns nun, in das Nebenzimmer zu treten, um dort den ärztlichen Ausspruch zu erwarten. Der fiel denn auch zu Ungunsten für das Stück aus. An diesem Abend könnte es sicher nicht sein, und ob es in zwei Tagen möglich wäre, sei zweifelhaft. Herr von Küstner ging murrend, mich aber rief die Künstlerin zurück: „Sie haben

mich doch nun einmal gesehen," sagte sie, „und nun will ich Ihnen auch die ganze Wahrheit sagen. Man hat kein Zutrauen zu Ihrem Stück, deshalb giebt man es jetzt und mit einem Gast, der in drei Tagen fortgeht, was jede Wiederholung unmöglich macht, die auch gar nicht in der Absicht liegt. Mir gefällt aber das Stück ganz gut und meine Rolle besonders, so daß ich sie nicht für einen Abend gelernt haben will. Uebermorgen soll nun das Stück sein, aber ich verspreche Ihnen, in der Probe in Ohnmacht zu fallen, damit es nicht zur Aufführung kommt und das Stück bis zum Herbst, zur guten Zeit, hinausgeschoben werden muß. Reisen Sie getrost wieder ab, das Stück soll jetzt nicht gegeben werden."

Sie hielt Wort und ist mir gegenüber immer so aufrichtig und zuverlässig geblieben, wie in der ersten Stunde unserer eigenthümlich eingeleiteten Bekanntschaft.

Das Stück ging dann im October über die Bühne und konnte doch einmal wiederholt werden. Ich war zur Aufführung genommen, aber jetzt schon ohne alle Illusionen, fast ohne Aufregung. Das Publicum war freundlich, aber nach und nach schien

es mir, als ließe die Theilnahme nach und man finge an ſich zu langweilen. Da fiel die liebenswürdige Frau von Lavallade, mit der ich ſeit längerer Zeit befreundet, und mit der ich an dem Abend zufällig in derſelben Parquetloge zuſammengetroffen war, auf ein freundliches Mittel — ſie fing an ſich zu amüſiren, ſpielte ſo vortrefflich die Amüſirte, ſprach das ſo ſichtlich aus, daß die ganze Umgebung auf ſie aufmerkſam werden mußte. Das Mittel half wirklich. „Nun, wenn die Dame ſich ſo unterhält bei dem Stück und es ſo reizend findet, muß es wohl amüſant ſein!“ dachten die Leute, und die Theilnahme, die ſchon im Erſchlaffen war, belebte ſich auf's Neue. Das Mittel iſt zu empfehlen, aber es bedarf einer ſo wohlwollenden Freundin, die zugleich ſo vortreffliche Darſtellerin iſt, als Frau von Lavallade es war. Später hat ſie immer behauptet, ſie wäre nie auf dieſe Aushilfe verfallen, hätte ich nicht mehrere Male ausgerufen: „Aber iſt das Stück langweilig!“ und hätte ſie nicht gefürchtet, die Leute würden das hören und endlich glauben.

Ich war mir aber doch klar geworden über manchen Fehler meines Stückes, das hilft aber für

das Stück, an dem man es einsieht, nichts mehr und für die späteren wenig. Mit dem Hüten vor den Fehlern lernt man noch nicht es besser machen.

II.

Wer kann die Spannung, die Aufregung des Harrens schildern, in denen der junge dramatische Autor Nachrichten erwartet von dem Stück, das er in die Welt hinaussandte? Alle Illusionen reicher Erfolge flattern durch diese Tage und Monate des Wartens. Blind für die Fehler seines Werkes, namentlich für die technischen, an denen meist sein Erfolg scheitert, meint er, Das, was ihm so gefällt, was das Beste ist, was seine Phantasie, sein Gemüth zu geben vermag, müsse aller Welt gefallen. Er vergleicht, und da die Jugend schnell bereit und unnachsichtig ist mit der Kritik, fällt der Vergleich mit fremden Werken immer zu Gunsten des eigenen aus. Und nun ist das Stück an so und so viel Bühnen in Deutschland verschickt. Gestern kam es an, heute muß es gelesen sein, morgen kann die Entscheidung da sein. Ach, er weiß nicht, wie langsam, wie Vieles gar nicht gelesen wird, und mit der Pietät, die der

Autor vorausſetzt, wird überhaupt nicht geleſen. Die meiſten Bühnenlenker warten den Erfolg an dieſer oder jener Bühne ab und würdigen die eingereichten Stücke keiner Beachtung. Der junge Dichter iſt aber in dieſer Zeit der Erwartung, in der ihm das Herz klopft, ſo oft der Briefträger vor dem Fenſter vorbeigeht, für neue Productionen unfähig. Höchſtens daß er Entwürfe ſkizzirt; aber eine Ausarbeitung, eine völlige Hingabe an ein neues Werk läßt die fieberhafte Theilnahme an dem Geſchick des vollendeten, des Urtheils der Aufführung harrenden Werkes nicht zu.

In dieſer Warteſtimmung hatte mich die Blaue Schleife durch faſt zwei Jahre hingehalten, und nur ein kleines, einactiges, dramatiſch ſehr unbedeutendes Stückchen: „Ein Hausmittel“, war entſtanden.

Da reifte, durch mannigfache äußere Anregungen geweckt, der Wunſch, Italien kennen zu lernen, und der Entſchluß, dieſen Wunſch auszuführen, wurde ſchnell gefaßt. In bitterkalten Decembertagen des Jahres 1847 reiſte ich von Berlin zuerſt nach Wien.

Das war damals trotz der faſt fertigen Eiſenbahn noch immerhin eine beſchwerliche Reiſe, die in zweiunddreißig Stunden gemacht werden ſollte, und

zu der man, weil die Züge zu pünktlich abfuhren und zu unpünktlich ankamen, und so alle Anschlüsse verfehlt wurden, fast drei Tage und Nächte gebrauchte. Für alle diese kleinen Nöthe gewährte aber Wien reichliche Entschädigung. Der wenn auch sehr bescheiden ausgefallene erste Schritt auf die Bühne öffnete mir manche Thür, und Verbindungen wurden angeknüpft, die zum Theil für das ganze Leben aushielten und, wie ich später erzählen werde, von allereingreifendstem Einfluß auf meine schriftstellerische Thätigkeit wurden. Vor allen Dingen lernte ich das Burgtheater in seiner höchsten Blüthe kennen und fand bei den Künstlern selbst die allerfreundlichste Aufnahme.

Unvergeßlich bleiben die Stunden, die ich bei Louise Neumann und ihrer genialen Mutter, Frau Haizinger, verlebte, bei denen mich ein Brief von Charlotte Birch-Pfeiffer eingeführt hatte. Louise Neumann war durch Talent, Geist, Bildung, Anmuth und Charakter eine Künstlerin für das Lustspiel, wie die deutsche Bühne sie nie vorher besessen hatte, wie ihr eine andere wohl niemals wieder erblüht. Die vollendetste Natürlichkeit, der liebenswürdigste Humor zeichnete alle ihre Schöpfungen aus, die sie mit dem

größten Ernst und Eifer erfaßte. Die Sicherheit in Beherrschung der Form gab dem Zuschauer die wohlthuendste Illusion. Bei ihr vergaß man vollständig, daß man im Theater war, so identificirte sie sich mit dem darzustellenden Charakter, so griff sie immer in die Handlung ein, sei es durch einen Blick, eine unmerkliche Bewegung der Hand, so machte sie den Raum, auf dem sie sich bewegte, zum eigenen Zimmer, in dem sie zu Haus war.

Mit Recht sagte ein Freund mir: „Für die Louise könnte man eine Rolle schreiben, in der sie kein Wort mitzureden, nichts zu thun hätte, um in die Handlung einzugreifen, wenn sie nur dastünde und Theil nähme, denn so lange sie da ist, vergißt man das Stück vollkommen.“ Und ebenso fesselnd, anregend, wohlthuend war die Künstlerin in ihrem eigenen Salon, der einer der gesuchtesten in Wien war. Alle Welt drängte sich zu ihr, und alle Kreise der Gesellschaft hatten sich ihr geöffnet.

Damals waren Dilettantenvorstellungen das beliebteste Vergnügen der Wiener großen Welt, aber sie wurden mit solchem Ernst und Eifer betrieben, mit solchem Streben, Vollendetes zu leisten, daß, wo die

Dilettantenkräfte nicht ausreichten, die hervorragendsten Künstler des Burgtheaters und vor Allem Louise Neumann zur Mitwirkung herangezogen wurde. Sie erzählte, daß sie oft mehrere Abende in der Woche Privatkomödie hatte, zu denen die Proben nicht minder gewissenhaft gehalten würden, als zu den öffentlichen Aufführungen. Aber sie klagte, daß es so schwer sei, passende Stücke zu finden, die dankbar und doch nicht zu bekannt wären, und wie oft, was auf der großen Bühne harmlos und unverletzend erscheine, im Salon unerträglich, zuweilen sogar unmöglich wäre. „Schreiben Sie uns doch ein Stückchen, für mich und die Mutter," fügte sie hinzu, „im Salon zu spielen. Machen wollen wir es dann schon."

Ich versprach es; das Versprechen wurde ernster gegeben als aufgenommen und nicht vergessen. Von dem Stückchen, das freilich Louise Neumann nie spielte, wenn es auch heute über alle deutschen Bühnen ging und noch jetzt, nach fast einem Vierteljahrhundert, auf den Repertoiren immer wieder auftaucht, und zu dem doch das Versprechen an Louise Neumann's Kaffeetisch die Veranlassung gab, will ich er-

zählen. Zuerst seien aber noch flüchtig die Bekanntschaften erwähnt, die mir damals mein Aufenthalt in Wien brachte.

Vor Allen will ich Julie Rettich nennen, die Unvergeßliche, deren treue Freundschaft später so beglückend in mein Leben eingriff, dann die liebenswürdige, geistvolle und an glänzendsten Erinnerungen so reiche Frau von Goethe, mit ihrer Virtuosität im Protegiren. Sie machte mich mit Bauernfeld bekannt, dessen Lustspiele mich immer vor allen anderen angezogen hatten, und führte mich gütigst in manchen geistig anregenden Kreis ein.

Von den Männern war es namentlich Ludwig Löwe, dem, eine echte, begeisterte Künstlererscheinung, das Genie eine ewige Jugend geschenkt zu haben schien, der mich anzog, und mit dem ich später Tage freundlichster Erinnerung und künstlerischer Anregung verlebte.

Es wurde mir schwer, mich von Wien, das mir nach so vielen anderen Richtungen noch reiche Genüsse bot, zu trennen, und fast gewaltsam riß ich mich los, um über die Alpen zu ziehen.

Venedig, Bologna, Florenz, endlich Rom mit

den gewaltigen Kunsteindrücken, drängten die Pläne zu eigener Production, scheinbar sogar den Gedanken an das Theater zurück. Scheinbar freilich nur, und das muß ich gleich bekennen. Es war in den letzten Märztagen 1848. Die Nachrichten der Revolution in Paris, des Sturzes der Orleans hatten wir, wenn auch unvollständig, schon erhalten, von den Ereignissen in der Heimat wußten wir noch nichts, wenn es auch in Rom schon leise politisch gärte. Ein Kreis von Freunden hatte sich verabredet, einen Spaziergang nach den Ruinen der Kaiserpaläste zu machen, und wir waren uns in der preußischen Gesandtschaft in dem Palazzo Caffarelli. Ich, der Erste zur Stelle, blätterte die eben angekommenen deutschen Zeitungen durch. Da fiel mir die Berliner Vossische Zeitung in die Hand, und mit dem Blick, der sich gewöhnt hatte, zuerst das Theaterrepertoire zu suchen, entdeckte ich die Ankündigung meines kleinen Stückes „Ein Hausmittel" im königlichen Schauspielhaus. In einer späteren Nummer stand die Recension. Eben wollte ich sie aufschlagen, als die Genossen des Spaziergangs eintraten, unter ihnen Levin Schücking mit seiner ebenso talentvollen als schönen und liebens-

würdigen Frau, Louise von Gall, Häring (Willibald Alexis), Bodenstedt und mehrere Andere. Ich steckte verlegen meine Recensionen in die Tasche, und wir gingen. Sicher habe ich sehr zerstreut an der lebhaften Unterhaltung Theil genommen und den gewaltigen Resten glänzender Weltmacht nur getheilte Aufmerksamkeit geschenkt. In der Tasche brannte mir die Recension. Endlich konnte ich der Neugierde nicht länger widerstehen, ich blieb so unmerklich als möglich zurück, setzte mich in einen Mauerbogen, aus dessen Fugen der blühende Goldlack wucherte, zog meine Zeitung hervor und las. Die Recension war ziemlich abweisend und berichtete von einem sehr mäßigen succès d'estime, und doch vergaß ich über dieselbe Rom, die Kaiserpaläste und alle Stürme, die am politischen Horizonte aufzogen.

Schücking, der über mir einen Mauervorsprung erklommen hatte, weckte mich aus meiner Lectüre. „Mein Gott, wo stecken Sie denn?“ rief er, „wir denken, Sie sind verloren, und nun sitzen Sie hier und lesen und gar, glaube ich, die Vossische Zeitung.“ Auch die Anderen kamen, und es war nicht mehr zu leugnen. Ich mußte geständig werden, sogar meine

Recension zu Tage bringen und manchen Scherz hinnehmen. Dafür machten mir die Damen, an Ort und Stelle von classischem Boden gebrochen, einen Lorbeerkranz als Schadenersatz für Vater Gubitz's ungalante Beurtheilung, die jedoch leider verdienter war, als das stolze Ruhmeszeichen. Aber in dem Reiz dieser Umgebung, in solchem Freundeskreise, hernach beim Glase Orviete, war schnell das wirkungslose Hausmittel in der Heimat vergessen.

Noch ehe die Blätter des so leicht gewonnenen Lorbeerkranzes sich lösten, trennte sich der Kreis deutscher Freunde in Rom. Die Meisten zogen, beunruhigt durch die politischen Nachrichten aus der Heimat, wieder zurück über die Alpen, nur Häring mit seiner schönen und vortrefflichen Frau fand sich wieder mit mir in Neapel zusammen. Aber die Sorge, die uns übertriebene Berichte aus Deutschland, freilich in unzuverlässigen italienischen Flugblättern, machten, die kleinen täglichen Aufläufe, die man „una piccola revoluzione" nannte, nahmen Freude und Stimmung für Theater und Kunststudien. Nur die Natur, freilich genossen auf diesem überschwänglich und märchenhaft geschmückten Fleck Erde,

übte ihre zauberhafte Gewalt auf alle Stimmungen. So zogen wir uns nach Sorrent zurück, in lieblichster Villeggiatura die Welt außerhalb zu vergessen. Die Frühstunden gehörten der Arbeit, der Tag den Ausflügen in das Gebirge oder Meerfahrten, und der Abend vereinigte einen kleinen Kreis Landsleute zur gemeinsamen Unterhaltung. Häring schrieb seinen Zauberer Virgilius, ich den Schluß meines Waldmärchens, und wir lasen vor, was am Morgen entstanden war. Gräfin Ida Hahn-Hahn kam dazu, in Begleitung von Herrn von Bistram, und zwei liebenswürdige Schwestern, ältere Damen, hatten sich uns in fester, weiter durch's Leben bewährter Freundschaft angeschlossen. Ihre Leidenschaft war das Reisen, mehrere Male schon waren sie in Italien gewesen, einmal sogar mit eigenem Wagen und Pferden von ihrem Gute bei Magdeburg. Für jeden Scherz empfänglich, riefen sie ihn sogar hervor, wenn sie von ihren Reiseabenteuern erzählten, und lachten frisch mit, wenn man sie mit den Reiseverlegenheiten neckte. So erzählten sie auch einmal von einem Badeaufenthalt in Kissingen mit ihrem kaum erwachsenen Neffen, der sie durch Vernachlässigung der Cur

und allerlei Diätenfehler zur Verzweiflung und einmal so in Heftigkeit gebracht hätte, daß sie ihm eine Ohrfeige gegeben hatten, als sie ihn vor einem Korbe mit verrenkten Aprikosen überraschten.

Sie erzählten das so lemisch, daß Häring mir zuflüsterte: „Das wäre eine Lustspielsituation!“ Das Wort zündete, und zwischen dem heitern Gespräch, umrauscht vom Meer im herrlichsten Golf der Erde, Angesichts des lavaspeienden Vesuvs, umweht von dem betäubenden Duft der in Blütenfülle prangenden Orangen des Gartens, auf den unser Balcon, die Wipfel überragend, herabsah, gestaltete sich das kleine Lustspiel, reihte sich Scene an Scene in Gedanken.

Bald darauf brachen aber auch wir auf nach der Heimat, und wie anders fanden wir sie wieder, als wir sie verlassen hatten! Ich sah auf der Heimreise zum ersten Mal nach meiner Studentenzeit Heidelberg wieder, und das ganze Glück jener Jahre trat mir wieder warm an das Herz.

In Frankfurt fand ich unerwartet, denn Briefe von den Meinigen waren mir seit Monaten nicht zugekommen, einen theuren Verwandten als Mitglied der

in der Paulskirche tagenden Nationalversammlung, und Das, wie der Reiz der politischen Erregung, die sich in Frankfurt concentrirte, hielt mich dort mehrere Wochen zurück. Aber die Politik fesselte nicht immer, und sie erwachte in den Mußestunden die alte Lust zum dramatischen Schaffen.

Mein an Louise Neumann gegebenes Versprechen, die Erzählung der Freundinnen auf dem Balcon am Golf von Neapel fielen mir ein, dazu die frische Studentenerinnerung, und so entstanden die „Badecuren", das kleine Lustspielchen, bei dessen flüchtigem Hinschreiben mir nie eingefallen wäre, daß es überhaupt oder doch nur in einem wiener Salon aufgeführt werden könnte.

Anfangs August kam ich nach Berlin, mitten in die politische Aufregung, die den verhängnißvollen Märztagen folgte, hinein. Mein erster Gang war zum alten Freund Weiß, den ich schon in den Verhandlungen über die Blaue Schleife hatte schätzen und lieb gewinnen lernen. Wohlwollend und liebenswürdig als Mensch, war er das auch als vortrefflicher Regisseur, der die fremde Production mit der Pietät und dem feinen Verständniß behandelte, mit denen

er seine eigenen Rollen aufzufassen und darzustellen pflegte. Von der Bühne wird er noch Vielen im Gedächtniß sein. In seiner einfachen Häuslichkeit, wenn man die Scenirung eines Stückes mit ihm besprach, war der Verkehr geradezu eine liebenswürdige dramatische Lehrstunde, und ich verdanke ihnen manchen praktischen Wink, der mir unvergeßlich geblieben ist. Vieles soll zwar in jetziger Praxis nicht mehr gelten. So hat mir der erfahrene Meister oft wiederholt: „Lassen Sie nur nie in der Exposition oder bei Erzählungen die Leute sich hinsetzen, das schneidet die Action ab, macht die Rede unbelebt und stört die Illusion." Wie sehr habe ich mich überzeugt, daß er Recht hatte, und wie oft hatte ich dazu Gelegenheit, wenn ich zuweilen ein ganzes Stück im Sitzen spielen sah.

Weiß kam mir sehr freundlich entgegen und klagte über die Pein, in dieser Zeit Komödie spielen zu müssen, aber es sei bestimmter Befehl, nicht zu schließen. Das Haus sei immer leer, das kleine Publicum vollkommen theilnahmlos, und nur die Gelegenheit zu einer ganz unerwarteten, oft durchaus unmotivirten politischen Demonstration ließe man

niemals vorübergehen. Im Prinzen von Homburg hätte man neulich die Worte: „Laßt uns den Wrangel jagen über's Meer“ (es war kurz vor dem Einrücken des Generals von Wrangel mit den Truppen in Berlin) mit nicht endenwollendem Applaus begrüßt. Kurz, Herr von Küstner sei in der peinlichsten Lage, größere historische Stücke könne man gar nicht mehr wagen, und Novitäten, wenigstens harmlose, gäbe es erst recht nicht. „Haben Sie denn gar nichts, lieber Freund?“ schloß der alte Herr.

„Nein!“ erwiderte ich, „und doch, ein kleines, einactiges Stückchen, das Sie aber nicht werden gebrauchen können, denn es ist nur auf ein Salontheater berechnet.“

„Geben Sie nur,“ rief Weiß, „das brauchen wir gerade. Ein Stückchen, das gleichgiltig, fast unbemerkt vorübergeht.“

Ich suchte sofort meine Badecuren aus dem Reisekoffer, schickte das schlecht geschriebene Manuscript zum alten Freund und holte mir am andern Tage die Entscheidung selbst von ihm. Ganz freudig kam er mir entgegen. „Was wollen Sie denn?“ rief er, „das ist ja gar nicht übel, und es wäre noch besser,

wenn wir solch' harmloses Stückchen nicht auf geübte und in Schlimmerem erprobte Schultern nehmen wollten und mit Ehren durchbrächten. Das Stück wird gegeben!"

Wir gingen gleich an die Scenirung und besprachen die Besetzung. „Nur nicht lauter erste Kräfte!" sagte Weiß, „das erweckt dem Publicum zu hoch gespannte Erwartungen, macht es aufmerksam, und das wäre gerade in diesem Fall gefährlich."

Einige Tage darauf empfing mich der Freund mit bedenklichem Gesicht. „Denken Sie," sagte er, „Herr von Küstner war einverstanden, wir waren Alle einig, da kommt uns ein Hinderniß für Ihr Stückchen, an das wir Alle nicht gedacht hatten. Herr von Küstner hat, um der Presse eine Concessien zu machen, die Recensenten der Vossischen und Spenerschen Zeitung, die Herren Gubitz und Rötscher mit in das Leseeomite genommen. Beide sind entschieden gegen das Stück und erklären, es sei gegen ihr literarisches point d'honneur, solch' werthloses Stück als erstes unter ihrer Zustimmung anzunehmen. Wir könnten sie zwar bei der Abstimmung überstimmen, denn wir haben Majorität, aber das will

Herr von Küſtner nicht, dazu iſt ihm die Sache zu unwichtig, und es hieße gleich zeigen, daß die gemachte Conceſſion eigentlich werthlos ſei. Was nun?"

Der immer freundliche Hofrath Eſperſtädt legte ſich in's Mittel, ſtellte den Herren die Sache vor, dieſe blieben bei ihrem Proteſt, erklärten aber, damit ſei ihr künſtleriſches Gewiſſen gewahrt, und ſie wollten aus Rückſicht für den jungen Autor die Aufführung geſchehen laſſen.

Das hatte nun aber beim ganzen Theater, bei dem man das Zuziehen dieſer Herren nicht gern geſehen hatte, ein Intereſſe für das Stückchen erweckt, und man wollte es auf alle Fälle durchbringen. Hendrichs verlangte die Rolle des Studenten zu ſpielen, die weder ſeiner künſtleriſchen Bedeutung und Stellung an der Bühne entſprach, noch eigentlich ſeiner heldenhaften Erſcheinung; Clara Stich übernahm die junge Wittwe, Weiß ließ ſich eine kleine Scene dazuſchreiben, um den alten Diener, der erſt nur wenig Worte hatte, zu ſpielen, und vor Allen Charlotte Birch-Pfeiffer nahm ſich nicht allein ihrer eigenen Rolle, ſondern des ganzen Stückes mit Rath und That eifrig an. Das war der Anfang einer

Freundschaft mit der so reich begabten, in mannigfacher Beziehung ausgezeichneten Frau, die ungetrübt bis zu ihrem Tode dauerte.

Nun rückte der Tag der Aufführung heran. In den Proben that Jeder sein Bestes, kleine Effecte für sich oder die Anderen auszuarbeiten oder zu erfinden. Namentlich Papa Weiß war unermüdlich. An einem schönen Sommerabend, man kam noch bei Tageslicht aus dem Theater, war die erste Aufführung, und uns Allen sank doch der Muth.

„Machen Sie sich nur keine Illusionen, keine irgendwie hohen Erwartungen, lieber Freund!“ sagte der alte Weiß, ehe der Vorhang aufging. „Wir bringen das harmlose Ding anständig durch, dessen bin ich gewiß, aber mehr wollen wir auch nicht erwarten.“

Ich saß bei Herrn von Kuffner in der Loge. „Bis zur Ohrfeige wird's gehen,“ sagte er (die Mutter hat nämlich dem Sohn, den sie beim Apfelessen überrascht, eine Ohrfeige zu geben), „aber da giebt's Spectakel, passen Sie auf.“

Aber siehe da, das Stück schlug ein. Die Studenten und Alle, die es gewesen waren, wurden warm

bei der Studentenbegeisterung, wurden wieder jung in der Erinnerung, von Scene zu Scene steigerte sich der Beifall, und Herr von Küstner flüsterte mir sehr überrascht zu: „Nun kommen wir auch über die Ohrfeige!“

Er hatte Recht, das Stückchen hatte auf der ganzen Schlachtlinie gesiegt, auch wo es schwach gedeckt war und Lücken zeigte. Freilich war auch die Darstellung eine meisterhafte, der Humor der Darsteller wuchs an dem Beifall, und die lange entbehrte Theilnahme des Publicums steigerte das Zusammenwirken der Schauspieler zu reizendstem Ensemble.

Am andern Morgen ging ich zu Professor Rötscher, den ich seit langer Zeit kannte, und der sicher sein abweisendes Urtheil aus Ueberzeugung, nicht aus persönlichem Uebelwollen gegeben hatte. „Das Stück macht sich besser,“ sagte er, „als man nach dem Lesen erwarten durfte, aber der Beifall kam doch nur von den Studenten. Wollen Sie meinen Rath, so lassen Sie das Stück nirgend aufführen, wo keine Universität ist. Sie würden Ihre Lorbeeren von gestern Abend sehr in Gefahr bringen.“

Vierzehn Tage darauf machte das Stückchen in

Hamburg an dem damals noch jungen Thaliatheater lange hindauerndes Glück und ging über alle Bühnen, nur nicht über die Wiener, wo die Studenten, ohnehin schon in ganz anderer Stellung, gerade 1848 seine beliebten Figuren waren. Louise Neumann hat der für sie geschriebenen Rolle nur den Namen Louise geben können, nicht ihre Darstellungskraft.

Darin hatte aber Professor Rötscher Recht, die warme Studentenbegeisterung gab dem Lustspiel den Reiz, und ich entsinne mich, daß ich einmal bei Aufführung des Stückes an einem andern Orte in der Loge saß mit einer befreundeten Dame, die mir, ehe der Vorhang aufging, auseinandersetzte, sie verweigere ihrem Sohn in Heidelberg zu studiren, weil es ihr einestheils zu theuer sei, anderntheils sie das zu freie Leben fürchte. Ihre Nachbarin klagte bitter über den Bruder, der nun schon zwei Jahre in Heidelberg sei, wo er gewiß nichts lerne, und doch nicht zurückkommen wolle. Als der Vorhang gefallen war, wandten sich beide Damen zu mir, und die Eine sagte: „Jetzt verstehe ich, weshalb Albert nicht von Heidelberg fort will," und die Andere, mit Thränen

in den Augen, reichte mir die Hand und verſprach mir feierlich, ihrem Sohn ſofort die Studienzeit in Heidelberg zu ermöglichen.

Aber meine beiden Freundinnen, die mir am Golf von Neapel den Stoff zu dem Stückchen gegeben hatten, erfuhren nichts von demſelben. Sie lebten zurückgezogen auf ihrem Gute. Da waren einmal ein paar Officiere auf Einquartierung bei ihnen. Die liebenswürdigen Wirthinnen erzählten von ihren Reiſen und ſchließlich auch, was ſie uns in Sorrent erzählt hatten, von dem Badeaufenthalt mit dem Neffen in Kiſſingen; nur die Ohrfeige übergingen ſie, das wollten ſie ſich und noch mehr dem Neffen den fremden Herren gegenüber nicht anthun. Die Officiere ſahen ſich bei der Erzählung lachend an und kamen endlich damit heraus, daß ſie ganz dieſelbe Geſchichte vor zwei Abenden in Weimar im Theater hätten aufführen ſehen, aber da ſei es dem Reinhold (der Neffe hieß auch ſo) noch viel ſchlimmer ergangen, er hätte eine tüchtige Ohrfeige bekommen.

„Die habe ich ihm ja auch gegeben, ich wollte es nur nicht ſagen!“ rief eine der Tanten. Nun wurde dem indiscreten Autor nachgeforſcht, die Ent-

deckung war leicht, aber ihm wurde schnell und gern vergeben.

III.

Der Erfolg der Badenen hatte Muth gemacht, und so folgte ihnen schnell ein kleines Zeitstück, das die politischen Parteiungen, die das Jahr 48 selbst in die friedlichsten Familienkreise trug, geißelte. „Familienzwist und Frieden", ein dramatisch leicht gebauter Scherz, hatte einen glücklich getroffenen Vorzug — er zeigte die Lächerlichkeiten der Parteien in ihrem politischen Eifer, in der Uebertreibung, an der die Zeit so reich war, aber er spottete so harmlos, daß es Niemand verletzte. Die Hauptrolle der über den Parteien stehenden gemüthvoll humoristischen Hausfrau Concordia, die allen Zwist löste und mit Hülfe der Liebe zum Frieden führte, war ganz besonders für Frau von Lavallade, geborene Erck, geschrieben und wurde von ihr zu vortrefflichster Geltung gebracht. Die talentvolle Frau hatte mir seitdem noch vielfache Beweise ihrer Freundschaft gegeben, seit sie sich, zum Besten meiner Blauen Schleife, so aufopfernd in der Theaterloge amüsirte, und ich schätzte

sie nicht allein als freundliche Wirthin in ihrem angenehmen Familienkreise, sondern auch als begabte und fleißige Künstlerin. Ihr Entwickelungsgang war nicht gerade ein glücklicher gewesen. Als Berliner Theaterkind trat sie, wirklich fast noch ein Kind, in den Künstlerverband ein, den sie bis zu ihrer Pensionirung nicht verließ, und außerhalb Berlins, da sie eine Abneigung gegen das Gastiren hatte, ist sie kaum bekannt geworden. Charlotte von Hagn, mit der sie weder durch Schönheit noch glänzende, bereits zur höchsten Entwickelung gebrachte Darstellungskunst, rivalisiren konnte, beherrschte das ganze Rollenfach, das ihr vielleicht am zusagendsten gewesen wäre. Bertha Stich in tragischen und sentimentalen Rollen, die liebliche Clara Stich im naiven Fach, hatten ihre feste Stellung und wurden in derselben von der energischen Mutter vertheidigt. Hulda Erck mußte sich mit zweiten undankbaren Rollen begnügen, nach allen Seiten greifen, bald in sentimentalen, bald in munteren Aufgaben aushelfen. Sie that das mit Bescheidenheit und Fleiß, aber daneben suchte sie sich ein eigenes Feld zu erobern und fand das in dem Humoristischen, in dem sie es bald zu einer großen

Virtuosität brachte. Und doch habe ich mich niemals überzeugen können, daß das die ganz geeignete Seite ihrer Begabung sei. Sie hatte sich das Fach der jugendlich komischen Rollen zurecht gemacht, weil sie sonst keins gehabt hatte, aber etwas vom Forcirten fühlte man immer durch. Immerhin war Hulda von Lavallade eine so glückliche Repräsentantin des gewählten Fachs geworden, daß die königliche Bühne in Berlin weder vor noch nach ihr eine gleiche gehabt hat.

Ich war, wie gesagt, immer der Meinung, daß die Künstlerin im gemüthlichen Fach, in den bürgerlichen Charakterrollen erst ihre volle Bedeutung zeigen würde, und die Concordia in meinem Zeitstückchen gab mir Recht. Hulda von Lavallade war vortrefflich und trug das leichte Ding glänzend, das sich dann auch außerhalb von Berlin Freunde erwarb.

Ich konnte nicht in Berlin sein, als „Familien-Zwist und Frieden" zum ersten Mal gegeben wurde. Erst bei der vierten oder fünften Aufführung sah ich es. Ich saß in der Loge des Herrn von Küstner, in der ich nur noch einen, mir fremden, Herrn fand. Es wurden drei einactige Stücke gegeben, unter denen

das reizende, in seiner Einfachheit so wirksame, noch heute unverwüstliche „Eigensinn" von Benedix. Ich unterhielt mich mit meinem Nachbar in der Loge vortrefflich, und ein dankbareres Publicum, als wir Beide waren, hätte man nicht finden können. Jede glückliche Nüance in Dichtung und Darstellung wurde aufgefaßt und applaudirt, und das Vergnügen des Einen wuchs immer an dem des Andern. Nun kam zum Schluß mein Stück. Ich zog mich mit der Autoren-Beklommenheit etwas zurück in den Schatten der Loge, meine Redseligkeit und mein Beifall mit Wort und Hand hörten auf. Der Nachbar ging erst mit fast noch gesteigertem Eifer vorwärts, bis er auf einmal bemerkte, daß er von seinem Bundesgenossen, der ihm in dem Vergnügen an den beiden anderen Stücken so treulich beigestanden hatte, vollkommen verlassen sei. „Wie, gefällt Ihnen das Stück nicht?" fragte er verwundert. „Bei Dem ist mein Urtheil nicht unparteiisch," erwiderte ich. „Dann sind Sie entweder Freund oder Feind des Autors, oder — der Autor selbst!" rief der fremde Herr.

Ich stellte mich vor, indem ich meinen Namen auf dem Theaterzettel zeigte, und lernte nun in dem

Regengenossen den Fürsten Alfred zu Lynar kennen, den begabten, hochgebildeten und wohlwollend liebenswürdigen Dichter.

„In dieser Lage muß man sich also in Acht nehmen. Wenn mir Ihr Stück nun nicht gefallen hätte?“ rief er, und nun erzählte er heiter, daß von ihm vor einer Reihe von Jahren, aber anonym, ein Stück in Dresden aufgeführt sei, das keine Gnade vor dem Publicum gefunden hätte. Er hätte eine Loge gehabt mit Verwandten zusammen, die von seiner Autorschaft nichts gewußt hätten, und die nun auf einmal, übermüthiger als alle Anderen, sich an den Zeichen des Mißfallens zu betheiligen anfingen, so daß er sich als Autor bekennen mußte, nur um ein Paar Ziseler aus Muthwillen los zu werden. „Vorsichtshalber,“ schloß er, „soll aber Herr von Küstner es in seiner Loge ausblasen, wenn Autoren in derselben sind.“

Die „Badecuren“ und „Familienzwist und Frieden“, die auf alle Repertoires kamen, hatten mich nun also wirklich unter die dramatischen Schriftsteller unzweifelhaft eingereiht, ich war aus dem Staatsdienst getreten, um alle meine Kräfte der Literatur zu wid-

men, frei und unabhängig, und doch mußte ich daran erinnert werden, daß ich das nicht sei. Im Februar 1849 war ich zur Landwehr als Unterofficier einberufen und stand bei einer Landwehrcompagnie in Erfurt. Ich saß mit mehreren Officieren und Freiwilligen an der table d'hôte, als einer der Herren zufällig eine Zeitung, ich glaube die Kölnische, aufschlug, in der eine, übrigens sehr wohlwollende Recension über „Familienzwist- und Frieden" stand. Das Stückchen war eine „köstliche politische Satyre" genannt, und meine harmlosen Ausfälle auf die Uebertreibungen der Parteien waren verschärft ausgeführt. Die Zeitung ging von Hand zu Hand, machte die Runde um den Tisch und gelangte endlich auch zu meinem Hauptmann, einem ehrenfesten Officier, ganz, aber auch nur, Soldat. Ich wußte nicht, weshalb alle Welt mich ansah, und am wenigsten konnte ich mir das bedenkliche Gesicht des Hauptmanns erklären, bis ich, nach Tisch, ernst dienstlich zu ihm beordert wurde. „Ich muß Sie fragen," fing er an, „ob Sie der Verfasser eines Stückes sind, das man in Köln öffentlich aufführte, und zwar unter Ihrem Namen?"

Ich bejahte unbefangen.

„Nun," fuhr er fort, „so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie ohne Genehmigung Ihrer Vorgesetzten nichts drucken, geschweige denn öffentlich auf dem Theater aufführen lassen dürfen. Das Stück scheint außerdem noch politisch zu sein, und das wäre in dieser Zeit doppelt zu vermeiden."

Ich beruhigte ihn etwas durch die Mittheilung, das Stück sei bereits vor mehreren Monaten auf dem königlichen Theater in Berlin ohne irgend welche polizeiliche Beanstandung aufgeführt und zwar nicht als erstes, sondern schon drei andere vorher. Ich sei dramatischer Schriftsteller.

„Schriftstellerei ist ein gefährlicher Beruf!" sagte er feierlich, „und wohin der führt, kann die jetzige Zeit Ihnen zeigen. Ich würde rathen, davon abzustehen."

Mein Versprechen, so lange ich die Uniform trüge, nichts Neues zu schreiben, schloß die Unterredung, und das Versprechen war leicht zu geben, denn die wenigen Monate des Militairdienstes gaben ohnehin keine Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Und doch hätte mich eine halbe Neckerei meiner Freundin Birch-Pfeiffer beinahe in den Verdacht der Wortbrüchigkeit

gebracht. Sie hatte ein Luſtſpiel „Vaterſorgen“ geſchrieben, auch auf dem Boden der politiſch bewegten Gegenwart ſtehend, und da ſie es nicht unter ihrem Namen erſcheinen laſſen wollte, nahm ſie, mich zu necken, die Chiffre „G. v. P.“ Viele Theaterdirectoren, zum Theil wohl in gutem Glauben, und um die gute Meinung vom Familienzwiſt für das neue Stück zu verwerthen, ſetzten einfach auf den Zetteln Guſtav zu Putlitz. Da war aber mein Hauptmann, den ich aufrichtig ſchätzen gelernt hatte, und dem ich freundſchaftlich näher getreten war, bereits von ſeinem Schreck über den ſchriftſtellernden Unterofficier zurück gekommen, und er hatte mir ſcherzend mein Verſprechen zurückgegeben.

Meine Officiersepauletten ſollten mir denn wirklich auf der Bühne aufgeſteckt werden, wie ich gleich erzählen will.

Wilibald Alexis, der Freund aus Rom und Sorrent, hatte mit ſeiner anmuthig ſchönen Frau einige Herbſtwochen des Jahres 1848 mit mir in meiner Familie auf dem Lande zugebracht. Wir arbeiteten Jeder fleißig, und wie viel Pläne wurden nicht gemeinſam entworfen! Der talentvolle Dichter

vaterländischer Romane stand damals in vollster Schaffenskraft, aber neben den gerechten Lorbeeren, die ihm diese einbrachten, konnte er doch dem Reiz, auch für die Bühne zu schreiben, nicht widerstehen, obgleich ihn mehrere verunglückte Versuche, die er gern und mit bescheidenstem Humor erzählte, davon hätten zurückhalten sollen. Seine novellistische Breite und Detailmalerei, die ihn schon im Roman oft zu Längen verleitete, eine gewisse romantische Unklarheit, die seinen Erzählungen einen besondern, poetischen Reiz verlieh, waren durchaus undramatisch und gar sein shakespearisirender Humor gesucht und für die Bühne ohne Wirkung. Der Freund meinte, verleitet durch meine kleinen Theatererfolge, daß wir uns vortrefflich im Dramatischen ergänzen müßten, und so konnten wir dem Reiz des Zusammenarbeitens nicht widerstehen. Die erste Frucht desselben war eine zweiactige politische Farce „Excellenz", die wir freilich sehr leichthin improvisirten, große Belustigung dabei hatten, doch aber wohlweislich anonym in die Welt schickten, und die denn auch, so viel ich weiß, nur in Hamburg gegeben wurde und gründlich durchfiel. Das schreckte uns aber nicht ab, und wir gingen

an ein neues Luſtſpiel, diesmal mit mehr Sorgfalt, und vorſichtig gemacht, behielt ich mir Bau und Anordnung allein vor und überließ Häring nur einzelne Scenen und Charactere. Wie ich dem Stück die Grundidee gegeben hatte, gab er den Titel, und ſo kam „Der Salzdirector“ zu Stande. Das Stück war nicht übel, hatte gute Rollen, manche beluſtigende Scene, aber den entſchieden dramatiſchen Fehler, daß es alle komiſchen Effecte bereits im erſten Act abnutzte und ſo in der Wirkung von Act zu Act ſich abſchwächte.

Im Sommer 1849 wurde ich noch einmal zur Landwehr eingezogen, ſtand als Vicefeldwebel mit meinem Bataillon in Magdeburg und wurde zum Officier befördert. Aber ich hatte keine Uniform und mußte alſo auf acht Tage beurlaubt werden, um ſie zu beſchaffen. Ich reiſte über Berlin auf mein Gut und hatte die Uniform auf den Tag der Rückkehr in meiner Berliner Wohnung beſtellt. Zufällig ſollte an jenem Abend „Der Salzdirektor“ in Berlin zum erſten Mal gegeben werden. Kaum alſo angekommen, zog ich die neue, ungewohnte Tracht an und eilte in das Theater, wo die letzte Probe in vollem Gange war. Jubelnd wurde ich begrüßt, Alle waren in

bester Laune über das Stück, dessen Erfolg unzweifelhaft schien. Als die Probe aus war, ließ ich mich im Schmuck meiner neuen Würde bewundern, aber da saß Alles nicht richtig, und namentlich die Damen schüttelten den Kopf. Nun nahmen sich Frau von Lavallade und Fräulein Auguste von Hagn meiner Toilette an und brachten auch wirklich alles Verkehrte in Richtigkeit. Mit dem Stück gelang es ihnen nicht so gut. Gern, der einen etwas übertriebenen kleinstädtischen Kammerdeputirten zu spielen hatte, war aus Zufall oder Absicht auf den Einfall gekommen, die Maske eines gerade in den Tagen vielgenannten Kammermanns der Opposition zu wählen, dessen Portrait sogar in allen Kunsthandlungen hing. Das verstimmte das Publicum; mit Gern's Auftreten, ganz im Gegensatz zu sonst, war alle Heiterkeit fort, und das Stück spielte sich erfolglos zu Ende. Wir beiden Autoren sahen ziemlich verblüfft dem Mißerfolg zu und kamen gedrückt aus dem Theater. An jenem Tage, der mir Epauletten, aber keinen Schriftstellerlorbeer gebracht hatte, gab ich meinem Hauptmann aus Erfurt Recht: „Das Schriftstellern ist ein unsicheres Metier."

Da ich doch nun einmal bei dem Berichten der Mißerfolge bin, will ich noch einen andern erzählen, der dem ersten in nicht allzu langer Zeit folgte. Ich hatte einen jungen, hochgebildeten braunschweigischen Officier in Rom kennen gelernt und seinen gründlichen Vorstudien, seinem feinen Kunstverständniß manchen Gewinn für den dortigen Aufenthalt zu verdanken gehabt. Er brachte auch meinen schriftstellerischen Bestrebungen freundschaftliche Theilnahme, wohlwollende Kritik und geistvolles Verstehen entgegen. Der Wunsch des Weiterverkehrens mit dem Freunde, die Förderung, die mir der persönliche Gedankenaustausch brachte, führten mich zu verschiedenen Malen nach Braunschweig, wo ich auch ein vortreffliches Theater fand, das meine Stücke mit besonderer Vorliebe aufführte. Die Braunschweiger Bühne hatte damals einen feingebildeten, schriftstellerisch hochbegabten Lenker am Hofrath Dr. Köchy, dem ich schnell näher trat. Köchy wäre vielleicht einer unserer productivsten dramatischen Schriftsteller geworden, denn er hatte eine ganze Reihe von gut erfundenen Stoffen, schrieb geistvoll und kannte die Bühne sehr genau. Kränklichkeit und eine unüberwindliche Schüchternheit,

die man fast Mangel an Selbstvertrauen nennen konnte, hielt die Bearbeitung und Vollendung seiner Stoffe zurück. Außerdem fand ich in Braunschweig eine Schauspielerin, die mich sehr anzog, und die es verdient, in erste Reihe gestellt zu werden, wenn man die hervorragendsten Künstlerinnen des deutschen Theaters nennt, die zu früh verstorbene Sophie Schütz, geborne Hoffert. Schon als ich noch Schüler in Magdeburg war, hatte sie mir bei Gelegenheit eines dortigen Gastspiels einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Sie war das erste Gretchen im Faust, das ich sah, und von allen den vielen Gretchen, die ich später kennen lernte, die vollendetste. Natur, Wahrheit, der Stempel reichster, anmuthigster Weiblichkeit charakterisirten alle ihre Leistungen. Feiner, immer treffender Humor stand ihr zu Gebot, wie der Ausdruck tiefster Empfindung. Ich sah sie in mehreren meiner Stücke, die mir der gütige Director Röchy verführte, hatte sie doch auch die etwas chargirte Kleinstädterin Angelica im Salzdirecter gespielt und das Stück über alle Klippen durch ihre Meisterleistung fortgeführt. Was war natürlicher als der Wunsch, ein Stück eigens für die Braunschweiger Bühne,

mit der Hauptrolle für Sophie Schütz, zu schreiben? Aber die Stunde, in der ich meinen Stoff wählte, mußte keine glückliche gewesen sein. Das Stück hieß: „Eine Frau, die zu sich selbst kommt," und die Hauptrolle natürlich Sophie. Ich schickte es der Künstlerin mit den Worten: „Wenn meine Sophie liebenswürdiger, oder Sie nicht Sophie Schütz wären, könnte ich schreiben: „Eine Sophie, die zu sich selbst kommt."

Wenige Wochen darauf sollte das Stück aufgeführt werden, und ich reiste dazu nach Braunschweig. Köchy hatte seine besten Kräfte dazu zusammengestellt, die sorgfältigen Proben, unter des vortrefflichen Kettel Leitung, der selbst die männliche Hauptrolle inne hatte, gingen musterhaft, und wir waren uns Alle nichts Schlimmes gewärtig, wenn auch Kettel, der talentvolle Bearbeiter und Verfasser von „Richard's Wanderleben", mancherlei Ausstellungen machte.

Endlich war die mit Ungeduld erwartete Theaterstunde da. Ich war auf der Bühne, die Darsteller meines Stückes um mich her, und wir verabredeten, uns nach Schluß der Vorstellung wieder auf der Bühne zu treffen, da ich am nächsten Morgen abreisen mußte und noch von Allen Abschied nehmen

wellte. Man brachte die Requisiten der Frau Schütz. Da lag auf der Tapisserieaubeit in dem Arbeitskörbchen ein schöner Kranz von Lorbeerblättern und bunten Camelien, der nicht in's Stück gehörte. Sophie Schütz warf ihr Taschentuch darüber, um ihn mir zu verbergen, aber ich hatte ihn schon entdeckt und leicht errathen, daß er mir zugedacht war.

Nun fing das Stück an, das neben vielen anderen Mängeln auch den einer unklaren Exposition bei unnöthig verwirrter Intrigue hatte. Ich saß noch immer ganz zuversichtlich neben dem noch zuversichtlichern Freund Röchy in der Loge, die Darstellung war in allen Rollen vortrefflich, das Publicum, das von meiner Anwesenheit wußte, in bester Absicht, sich zu amüsiren, ja, vereitig im Beifall. Aber es wurde matter und matter, die Situationen, die wir für fast zu derb komisch gehalten hatten, faßten nicht mehr, Niemand lachte, und unter der unheimlichen Stille der Enttauschung fiel der Vorhang über den ersten Act. „Die Situationen sind nicht klar geworden!“ sagte Röchy verzweifelt, „dadurch geht alle komische Wirkung verloren, die wir, die das Stück kennen, doch empfinden. Ich hätte Lust, den Regisseur Kettel her-

auszuschicken, um den Leuten zu erzählen, um was es sich handelt, sonst muß uns der zweite Act auch verloren geben!“ Aber schon ging der Vorhang wieder auf. Der praktische Kettel hatte der matten Stimmung keine Zeit lassen wollen. Mühselig ging der zweite Act hin, man lachte noch hier und da, versuchte eine Theilnahme, aber still und stumm senkte sich der Vorhang beim Schluß. Ich war in einem Zustand niederdrückendsten Beschämtseins, den der freundschaftliche Köchy vergebens fortzudementiren versuchte. Alle seine Vorschläge zu Umarbeitungen und Streichungen schienen mir hoffnungslose Wiederbelebungsversuche eines dem Vergessenwerden anheimgefallenen Machwerkes. Es gehörte mein ganzer Muth dazu, um mich meiner Verabredung zu erinnern und zum Lebewohlsagen auf die Bühne zu gehen. Ich fand sie leer. Sophie Schütz war in ihrer Garderobe, um sich zum nächsten Stück umzuziehen, Herr Kettel bereits nach Hause gegangen, alle Anderen verschwanden, wie mein schöner Camelienkranz. Sophie Schütz habe ich nicht wieder gesehen. Ein Jahr später wurde sie das Opfer der Cholera.

Der Zustand eines durchgefallenen Autors ist

schwer zu schildern. Niedergeschlagenheit, Scham und nüchternste Abspannung carrikiren seine Stimmung zum Lebensüberdruß. Als ich am andern Morgen zum Bahnhof ging, meinte ich, jeder Begegnende auf der Straße müsse mir mein durchgefallenes Stück auf dem Gesicht ansehen, und scheu drückte ich mich in eine Coupéecke. Aber der einzige Reisegefährte ließ mich nicht lange in meinem trüben Brüten. Es war ein ältlicher Berliner Rentier, der eben von einer Vergnügungsreise zurückkehrte. Damals, in den Anfängen der Eisenbahnzeit, hielt man es noch für höflich, den Reisegefährten die Unterhaltung zu machen, und diese Höflichkeit übte der alte Herr in ausgedehntestem Maße. Er erzählte von allen seinen Reisen, denn er machte seit vielen Jahren jährlich eine Reise. „Warum auch nicht? Geld habe ich dazu!“ aber er schloß jeden Bericht mit den Worten: „Aber Alles haben wir in Berlin auch und viel schöner!“ Auch den Brocken, den wir in der Ferne liegen sahen, hatte er bereist und erzählte davon so komisch, daß alle meine Trübsal schnell vergessen war. Eine neue Lustspielfigur blühte mir auf aus den Ruinen der Frau, die so unglücklich zu sich selbst gekommen war, und

fast wörtlich legte ich schon wenige Wochen nachher die Erzählungen des Reisegefährten, den mir der Zufall zugeführt hatte, dem Rentier Fichtenberger in dem dramatischen Scherz: „Der Brockenstrauß“ in den Mund. Die Brockenaussicht hatte den Hintergrund dazu gegeben. Gern's urkomische Darstellung verhalf dem kleinen Stückchen in Berlin zu einer freundlichen Aufnahme, so daß es einem spätern, viel bessern Stück: „Das Herz vergessen“, den Rang ablief.

V.

Der Muth zu neuen Productionen war durch die Mißerfolge doch gelähmt. Ein mehractiges Lustspiel, das ich nach einer geistreichen Schückingschen Novelle geschrieben hatte, „Nur keine Liebe“, war von keiner Bühne angenommen worden, und die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, der deutschen Bühne das feinere Conversationsstück zu schaffen, das die Franzosen zu solcher Meisterschaft gebracht hatten, sowohl in der Composition, als in der Darstellung, schien gescheitert. Diese reizenden Stücke, in denen Scribe unerreicht ist, bei denen man lächelt, heiter wird, sich geistreich angeregt fühlt, bei denen

man aber weder weint, noch lacht, die dem Schauspieler, der die gesellschaftliche Form beherrschen, dem die Bildung zu Gebot stehen muß, weder lauten Beifall, noch eigentlich große Anerkennung einbringen, mußten das Privilegium der Franzosen bleiben. Die Sprache unterstützt den Dichter in seiner Aufgabe, die der Nation angeborene Leichtigkeit in der äußeren Form, und der Geschmack, den die Franzosen am Causiren finden, reizt die Zuschauer. Den Schein der Bildung hat die Nation immer vor uns Deutschen voraus gehabt. Freilich auch nur den Schein. Das macht ein Genre dramatischer Production dort möglich, zu dem uns die Leichtigkeit der Conversationswendungen in der Sprache, die Darsteller und das Publicum fehlen. Hätte sich dies Genre auf der deutschen Bühne einführen lassen, so glaube ich noch heute, daß ich in ihm das Feld gefunden hätte, auf das mich Begabung und die Zufälligkeiten der Erziehung hinwiesen. Wie die Gattung selbst eine bescheidene Mittelstufe einnimmt, so traute ich mir auch nicht zu, mehr als zu der Kräfte zu besitzen. Auf dies Genre für Deutschland verzichten, hieß also meine ganze Begabung für die Bühne mit aufgeben.

Aber ich bin mir bewußt, den Grund eines Mißerfolges nie anderswo, als in meiner Production ſelbſt geſucht zu haben, und nur die augenſcheinlichſten Beweiſe eines mir entgegentretenden böſen Willens oder feindlicher Abſicht haben mich von dieſem überzeugen können. An denen hat es freilich auch nicht gefehlt, aber die gehören nicht in dieſe harmloſen Erinnerungen. Ich wollte alſo die Franzoſen an der Quelle kennen lernen, und da mir ein Aufenthalt an der See verordnet wurde, beſchloß ich erſt einige Wochen in Trouville und dem Havre zuzubringen, um dann den Winter in Paris zu verleben, und mich ganz dem Studium des Theaters zu widmen.

Auf der Hinreiſe beſuchte ich Levin Schücking in Köln. Wie angenehm, wie anregend plauderte es ſich an ſeinem Theetiſch, wie wohl war Einem bei den ſchönen, geiſtreichen und talentvollen Menſchen. Natürlich wurden Pläne zu Productionen beſprochen. So weiß ich nicht, wer von uns Dreien im Plaudern es als einen brauchbaren Conflict hinſtellte, daß ein junges Mädchen, durch Zufall oder Mißverſtändniß, in das Haus eines unverheiratheten Herrn käme, von dem ſie annähme, daß er mit ihrer Freundin ver-

heirathet sei. Die Anfangs unbefangene Zutraulichkeit müsse dann in unbewußte Neigung umschlagen, und die Liebe natürlich den Schluß machen. Ich war gleich dabei den Plan eines Lustspiels zu entwerfen, als mich Frau Schücking unterbrach und überzeugt rief: „Vielleicht mache ich das auch, also kein Wort weiter, sonst stören wir uns gegenseitig in unseren Erfindungen, und weshalb sollten nicht aus derselben Grundsituation ganz verschiedene Dinge werden?"

Ich sah an jenem Abend die liebenswürdige Frau zum letzten Mal, die anmuthige Novellistin, deren Ehe, aus der der Tod sie so früh riß, eine Novelle, aber eine glückliche gewesen war. Durch ihren ersten schriftstellerischen Versuch war Louise von Gall mit Levin Schücking in Briefwechsel gekommen, ohne daß sie sich kannten. Der Briefwechsel war immer persönlicher geworden, und so hatten sie sich verlebt, ohne sich jemals gesehen zu haben. Das erste Zusammenkommen sollte entscheiden, und es entschied für eine glückliche Ehe anregendsten geistigen Zusammenwirkens.

Ich ging nach Trouville, wo es erbärmlich lang-

weilig für mich war, denn die französische Gesellschaft schloß sich vollkommen gegen die Fremden ab, und einsam sein unter einem Gewühl heiterer, geselliger Menschen ist doppelte Einsamkeit. So war ich auf meine Bäder, meine einsamen Spaziergänge und meine Schreibmappe angewiesen und schrieb, in der frischen, freundlichen Erinnerung an den Schücking'schen Theeabend, ein Lustspielchen: „Seine Frau". Ich schickte es nach Berlin, und es wurde aufgeführt, ehe ich in die Heimat zurückkehrte. Das schöne Fräulein Bernhard hatte die Hauptrolle gespielt, war aber gleich darauf von der schmerzhaften, langwierigen Krankheit ergriffen worden, die ihrem jungen und hoffnungsreichen Leben ein frühes Ende bereitete. So verschwand das Stück vom Repertoire in Berlin, und ich habe es nur einmal viele Jahre später bei Hof aufführen sehen. Viel Lebenskraft hatte es aber auch nicht, obgleich ich nie habe verstehen können, welche Fehler der Bearbeitung der glücklichen Fabel den Erfolg verkümmerten.

Ich hatte mein Stück fast vergessen, denn Jahre waren darüber hingegangen, als mir die Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer im Sommer 1866, den sie

in Potsdam zubrachte, wo auch ich einige Wochen verlebte, während ich noch Intendant des Theaters in Schwerin war, ein einactiges Stückchen, „Der Herr Studiosus“, als Manuscript zur Beurtheilung gab. Seit Jahren hatten wir die Gewohnheit, uns gegenseitig unsere Arbeiten, meist ehe sie fertig waren, mitzutheilen, vorzulesen, wenn wir an einem Orte waren, zu schicken, oft actweise, wenn wir uns nicht sehen konnten. Diese gegenseitige Theilnahme, Rücksichtslosigkeit im Urtheil, dies Helfen, wodurch oft eine ganze Scene oder Rede dem Andern in sein Stück vom Freunde hineingeschrieben, meist adoptirt, zuweilen aber auch wohl mit Protest wieder herausgestrichen wurde, hatte etwas überaus Komisches, aber Beglückendes und Förderndes. Wir behandelten unsere Stücke mit Allem, wodurch wir ihnen nützen konnten, wirklich gegenseitig wie Jeder sein eigenes, und so aufrichtig, daß Charlotte Birch-Pfeiffer mich immer ihren treuen Freund nannte. Auch diesmal sagte ich ihr wenig Schmeichelhaftes über ihren Studiosus. Sie glaubte mir um so eher, als sie sich selbst kein Talent für das eigentliche Lustspiel zutraute, und bedauerte nur, daß ihr der allerliebste Stoff, den sie einer Schücking'schen

Novelle entnommen hätte, verloren ginge. Mir war das Stück in einzelnen Wendungen gleich wie Altbekanntes entgegengetreten, aber das war in den mannigfachen Aufregungen des Jahres 1866 schnell vergessen.

Einige Monat später schickte mir Charlotte Birch-Pfeiffer das Stückchen gedruckt nach Schwerin. Sie hätte es doch vorsichtshalber der Frau Frieb-Blumauer gezeigt, und da die es nicht so schlecht fände als ihr greber Freund, hätte sie die Druckkosten daran gewagt. Ich gab das Stück meinem Regisseur, dem einsichtsvollen Komiker Günther, der selbst glücklicher Bearbeiter und Verfasser von verschiedenen Stücken war, zur Beurtheilung. Günther kam am andern Tage und sagte: „Aber in dem Stück habe ich ja vor einer ganzen Reihe von Jahren schon gespielt. Freilich hatte es einen andern Titel, war auch nicht ganz dasselbe, aber sonst stimmt es Scene für Scene.“ Ich bestritt das als unmöglich, denn ich hatte das Stück, und zwar unvollendet, erst diesen Sommer entstehen sehen. Aber Günther blieb bei seiner Meinung, stöberte in der Theaterbibliothek und kam triumphirend mit einem verstäubten, vergilbten Theaterbuch an: „Die gnädige Frau“ von Louise von Gall.

Nun fielen mir die Schuppen von den Augen. Die geschwisterliche Aehnlichkeit mit meinem Lustspiel „Seine Frau", die mir gleich den Birch-Pfeiffer'schen Studiosus hatte bekannt erscheinen lassen, war erklärt; denn dieser war wirklich nichts weiter als die dramatische Rückübersetzung der von Schücking zu einer Novelle umgeschaffenen „Gnädigen Frau". Oder hatte Schücking die Novelle mit dem Stück seiner Frau zusammen geschrieben? Charlotte Birch-Pfeiffer war im vollen Recht, sie hatte ihre Quelle genannt, und ihr Herr Studiosus, der sich in der Darstellung viel besser machte als im Lesen, ging seinen bescheidenen Weg über viele Bühnen.

Aber ich will nach der zweiten Abschweifung nicht wieder nach Trouville, dem übrigens reizenden Badeorte an der Felsenküste der Normandie, zurückkehren, sondern gleich mit meinem pariser Aufenthalt fortfahren. Ohne Galerien und Kunstsammlungen der prächtigen, für den Fremden so anziehenden Stadt, in der es sich so herrlich flanieren ließ, zu vernachlässigen, war doch das erste Studium dem Theater gewidmet, und den Abend hätte ich für einen verlorenen gehalten, den ich nicht in irgend einem

Theater zugebracht hätte. Neben dem Théâtre français stand damals das Gymnase mit der unvergleichlichen Rose Chérie in höchster Blüthe, und ich sah an demselben, neben einer ganzen Blumenlese graciöser Scribe'scher Stücke, auch eine freilich mehr als verpfuschte Bearbeitung des Faust, die nur den Reiz hatte, daß Rose Chérie das allerdings mehr französische als deutsche Gretchen mit unvergleichlicher Naivetät und Anmuth gab. Sonst war des Tollen genug hineingekommen, wovon ich hernach Manches in dem Gounod'schen Faustlert wiederfand. Auch damals war Monsieur Siebel der schmachtende Brakenburg Gretchens und der Spielball von Mephisto's Teufelsmuthwillen. So wurde er unter Anderm in einen Baumstamm in Martha's Garten hineingezaubert, um so der Zeuge einer fast unmöglichen Liebesscene zwischen Faust und Gretchen zu werden, die nur dadurch nicht über alles Maß des Erlaubten hinausging, daß der im Baum grunzende Siebel sie immer wieder störte. Der vortreffliche Bressant, kurz vor seinem Uebertritt zum Théâtre français, spielte den Faust, und zwar als feurigen Liebhaber, hinreißend. Frédéric Lemaitre sah ich nur im Erlöschen,

und doch leuchteten durch seinen Palliasse (Pajazzo und seine Familie) noch die Funken und Blitze versunkener Genialität hindurch, das pariser Publicum aber, das dankbarste der Welt für seine Lieblinge, belohnte die kaum mehr künstlerische Leistung durch einen nicht enden wollenden Beifall. Man sah, es beklatschte alle Erinnerungen an vergangene Triumphe mit.

In einer merkwürdigen Vorstellung sah ich Beuffé, nach fast zweijähriger Abwesenheit von der Bühne, die er geisteskrank in einer Heilanstalt zugebracht hatte, als fast fünfzigjährigen, in seiner, von ihm geschaffenen Glanzrolle des „Gamin de Paris" wieder auftreten. Die hervorragendsten Schauspieler aller pariser Theater hatten sich zu der Vorstellung vereinigt, jede Rolle, bis zu dem Bedienten, der die Chocolade hereinträgt, war durch einen Künstler ersten Ranges besetzt, und das Publicum belohnte die Worte des Lieblings mit lautem Jubel. „C'est Arnal, Arnal, qui sert le chocolat!" rief man durch das ganze Haus. Und wie spielte Beuffé den halberwachsenen Jungen, das Steckenpferd aller unserer deutschen muntern Liebhaberinnen seit dreißig Jahren!

So wahr, so mit dem Staub der Straße an der ganzen Erscheinung, so virtues in allen den Lümmeleien und Knabenspielereien des Straßenjungen. In ihm lernte man ein ganzes Stück Paris kennen. Ich habe diesen sogenannten Taugenichts auf der deutschen Bühne seitdem nicht wieder ertragen können.

Auch das erste Auftreten der blendend schönen, damals kaum achtzehnjährigen Madeleine Brohan in der ersten Aufführung der Contes de la reine de Navarre konnte ich mit erleben, und verdankte das nur dem Dichter Eugène Scribe persönlich, an den mir der immer gefällige, freundschaftliche Meyerbeer einen dringenden Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Sonst hätte ich auf Wochen hinaus kein Billet zu der Vorstellung bekommen.

Scribe, eher klein als groß, mit schlichtem grauem Haar, fein geschnittenen Zügen und geistvollen, dunklen Augen, sauber, fast pedantisch in seiner ganzen Erscheinung, gemessen, ernst in der Rede, empfing mich sehr freundlich, und das war dem viel beschäftigten Manne, dem übermäßig fleißigen doppelt anzurechnen. Er hatte damals drei Stücke in Probe, außer den Contes noch eine Oper Galilda

in der Opéra comique und ein Stückchen im Gymnase.

Nach der Vorstellung der Contes de la reine de Navarre, die einen glänzenden Erfolg hatten, besuchte ich den Dichter wieder. Er wollte wissen, ob sein Stück in Deutschland wohl einen ähnlichen Erfolg haben würde als sein Verre d'eau. Ich versicherte das mit gutem Gewissen, noch ganz erfüllt von der Pariser Darstellung, und setzte unvorsichtig hinzu: „Namentlich die Figur des Königs Franz I.: die Scene, in der die Schwester ihn durch die Erinnerung an die Mutter bewegt, mit ihr anzustoßen, und ihn so vom selbstgewählten Hungertode errettet, wird in Deutschland noch gerührter aufgenommen werden als hier!"

Scribe wurde sehr ernst. „Der zweite Act," sagte er, „wie überhaupt die ganze Figur Franz I., ist von Legouvé, meinem Collaborateur."

Das hätte ich, der ich die Scribe'schen Stücke so genau kannte und so eingehend studirt hatte, wissen müssen. Ich half mir also, so gut ich konnte, und zeigte ihm wenigstens, daß ich Bescheid wußte in seinen Werken. „So kennen Sie unsere Literatur!"

rief er. „Welcher Vorzug. Wir, ich wenigstens, kenne so gut als nichts von ausländischen Werken!“

„Und doch!“ sagte ich, „haben Sie eine Perle unserer dramatischen Literatur, „Die Geschwister“ von Goethe, der französischen Bühne angepaßt.“

Scribe wurde roth. „Das danke ich wieder einem Mitarbeiter,“ erwiderte er, „der das Stück einfach übersetzt hatte und mir zur Begutachtung brachte. So war es für uns in der That nicht brauchbar, ich erwarb die Uebersetzung und arbeitete es um, wodurch es poetisch sicher nicht gewonnen hat, aber ganz freundlichen Eindruck machte.“

Ich fragte nun, wie überhaupt ein Zusammenarbeiten möglich sei.

„O, bei den kleinen Vaudevilles ist das leicht. Der Eine bringt die Idee, dann wird die charpente, der Aufbau, gemeinsam gemacht, und das ist meist meine Arbeit gewesen, dann vertheilten wir uns die Scenen, namentlich nach den Figuren, die Einem oder dem Andern am meisten zusagen. Oft macht auch nur Einer die Ausführung, und der Mitarbeiter fügt hier und da eine Wendung, einen Einfall hinzu, streicht zusammen und erweitert, wie es ihm gut

dünkt. Die Couplets hat dann oft wieder ein dritter Mitarbeiter gemacht, der weiter keinen Antheil an dem Stück hatte. Mit den größeren Stücken ist es viel schwerer. Dazu gehört ein genaues Besprechen und ein Feststellen des Entwurfes bis in die kleinsten Details. Die Ausführung selbst ist dann die kleinere Arbeit, obgleich sich bei ihr oft Dinge herausstellen, die den ganzen Plan erschüttern. So ist es uns noch eben mit den Contes de la reine de Navarre gegangen. Ich hatte mir das Stück wie ein graciöses Lustspiel gedacht, und wer die Originalerzählungen, das Leben der muthigen und übermüthigen Margarethe kennt, kann sich dieselbe auch kaum in anderen als heiteren Conflicten denken. Lezeuve war nun gleich im zweiten Act, der Ihnen so gefallen hat, in einen ernsten, fast tragischen Ton gefallen, der aber immerhin einen guten Hintergrund für die folgenden Lustspielacte bildete, wenn dadurch auch der König Franz fast zur Episode wurde. Nun hatte aber Lezeuve auch den fünften Act zu machen, und brachte ihn mit ganz tragischem Ausgang, eigentlich wider die Verabredung. Ich protestirte, aber wir konnten uns nicht einigen. Da beschlossen wir denn Jeder

einen fünften Act zu machen, beide den Schauspielern vorzulesen und durch Abstimmung entscheiden zu lassen, welcher genommen werden solle. Fast einstimmig acceptirte man den meinigen, und nun gab es doch noch Vieles an dem Stück umzuarbeiten, was aber mein Freund Legouvé bereitwilligst übernahm."

Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß man es gewagt hätte, die Hauptrolle des neuen Stückes, die obenein eine der schwierigsten Damenrollen sei, die ich kannte, einer Debutantin anzuvertrauen, die in ihr zum ersten Mal die Bühne betrat.

„Haben Sie ihr davon auch nur das Geringste angesehen?" fragte Scribe lächelnd. „Wir haben ja die Rolle besonders für sie geschrieben, und das Wagstück war nicht so groß, denn wir kannten ihr Talent und ihre Schönheit vom Conservatoire her. Außerdem stand ihr Lehrer Samson für sie ein. Mit dem hatte sie die Rolle so genau studirt, daß ihr keine Modulation der Rede, kein Accent, keine Fingerbewegung fehlte, als die Proben angingen, und dann machte sie noch über vierzig Proben des Stückes mit."

Da hatte ich freilich gleich die Erklärung des musterhaften Ensembles der französischen Aufführungen. Und welcher Gewinn für die Anderen, die Alle diese Proben mitmachen. Wie lernen sie die Bühne kennen und alle die kleinen und großen Effecte, mit denen der Schauspieler wirken kann. In Deutschland stehen die dramatischen Schriftsteller, wenn sie nicht selbst Schauspieler oder Directoren sind, der Bühne viel zu fern und entbehren so einer unerläßlichen Schule.

Noch eine andere Bekanntschaft verdankte ich der Freundschaft Meyerbeer's, der bald nach mir selbst nach Paris kam, ich glaube, um sein „Feldlager in Schlesien" zum „Nordstern" umzuwandeln. Gefällig wie immer, fragte er, was er für mich thun könne, und ich bat ihn, mich bei Alexander Dumas einzuführen. Das that er denn in liebenswürdigster Weise. Dumas bewohnte ein ganzes Haus, obgleich er keine Familie hatte, damals keinen Menschen zu sich einlud und im vollen Sinn des Wortes für sich lebte. Was das untere Stockwerk beherbergte, weiß ich nicht; die obere Etage war zu einem einzigen großen Saal umgebaut. Ein Mohr öffnete die Thür, schob die schwere türkische Portiere bei Seite und ließ

mich ein. Dumas, eine große, herkuliſche Geſtalt, mit breiter Bruſt, war allein in dem großen Gemach und empfing mich am Schreibtiſch, ungenirt, faſt wie einen genauen Bekannten, da er doch ſicher meinen Namen kaum im Meyerbeer'ſchen Einführungsbriefe geleſen hatte und gewiß nicht auszuſprechen im Stande geweſen wäre. Er bat mich, einen Augenblick zu warten, da er noch einen Artikel zu redigiren hätte, auf den der Diener ſchon warte. Das hinderte ihn aber nicht, unaufhörlich Unterhaltung zu machen, als ſchriebe er nur mechaniſch. Mir aber gab es Muße, das wunderliche Zimmer genauer in Augenſchein zu nehmen. Es war, wie geſagt, ein einziger großer, hoher Saal, ohne Fenſter, denn die ganze Fenſterſeite war ein ſchräg herausgebautes Glashaus, eine Art Wintergarten mit allerlei Palmen und exotiſchen Pflanzen, aber bunt, verwuchert, ungepflegt zuſammengeſtellt. Um die drei anderen Seiten des Saales, etwa zehn Fuß von der Wand, gingen Verhänge von ſchwerem türkiſchem Stoff, getragen von barock geſchnitzten Säulen, auf deren jeder eine phantaſtiſche Statuette, ſei es ein ſchleichender Kabyle, oder ein Zigeunerweib, oder eine unheimliche Hexengeſtalt, oder

endlich mittelalterliche Knappen oder Krieger. Das einzige Möbel im Saal war der gewaltige, helleichene Schreibtisch und wenige, wie zufällig umhergeschobene Sessel, hier und da einzeln zerstreut.

„Ich bin fertig, das heißt mit diesem Artikel, sonst bin ich nie fertig!“ rief Dumas, nachdem er mir schon weitläufig von seinem Theater erzählt hatte, dem Théâtre historique (später als Théâtre lyrique zur dritten Pariser Opernbühne eingerichtet, und als solche die Wiege von Gounod's Faust).

Da wurden nur seine eigenen Stücke gegeben, oder solche, die nach seinen Novellen oder Romanen bearbeitet waren. Ich wußte bereits, daß Dumas Besitzer und Director dieses Theaters sei, sich selbst die Stücke schreibe, sie persönlich einstudire, Costüme und Decorationen eigenhändig entwerfe. Ich konnte mich sofort von allem dem selbst überzeugen.

Dumas war also aufgestanden, hatte geklingelt und dem Mohren sein Blatt für die Druckerei übergeben.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich geschrieben habe,“ sagte er, „aber daran sind Sie Schuld, und ich danke Ihnen dafür. Ich werde nun das Ver-

gnügen haben, mich mit Spannung und Ueberraschung morgen selbst zu lesen."

Er reichte mir dabei die Hand, sei es zum leicht verdienten Dank, sei es nun erst zum Willkommen. „Ach, Sie sehen sich verwundert mein Zimmer an!" fuhr er dann fort. „Ja, das ist die allerpraktischste Wohneinrichtung, wenigstens für mich, denn hier habe ich Alles beisammen."

Er zog einen Vorhang nach dem andern auf. „Sehen Sie, hier ist mein Schlafzimmer!"

Da stand ein gewaltiges, niedriges Ruhebett, mit einem Löwenfell davor, natürlich selbsterlegte Beute nach Dumas' Ausspruch.

„Da ist meine Badeanstalt, da mein Eßzimmerchen! Hier mein Ankleidezimmer, Alles hell genug, denn das Licht, das der Vorhang nicht schon durchläßt, fällt von der Decke über demselben hinein, und Nachts brennen überall Ampeln. An jener Wand ist meine Bibliothek, sie braucht nicht groß zu sein, denn ich habe alle historischen Quellen im Kopf. Zwei Abtheilungen brauche ich für meine Manuscripte!" Er hob die Vorhänge, und da lagen wirklich bunt durcheinander, theils in Rollen gebunden, theils zu

Packeten eingeschnürt, wahre Ballen verstaubten Papieres.

Ich sah ihm erstaunt in das geistvolle Gesicht. Die starken Züge, die etwas aufgeworfene Nase, die vollen Lippen, und zumeist das wollige, kraufe, druckschwarze Haar, mit den ersten Spuren des Grauwerdens, ließen leicht die Mulattenabstimmung erkennen. Das große, kluge Auge sah mich lächelnd an und schien sich meines Staunens zu freuen.

„Ja, das Alles, und noch viel mehr, das sich Gott weiß wohin verloren hat, schrieb ich selbst," rief er, „und die dummen Leute wollen mir nachsagen, ich ließe mir meine Bücher von Anderen schreiben. Hätte ich nicht mehr Zeit zum Lesen gebraucht, als zum Selbstschreiben, die Mühe des Corrigirens ungerechnet?"

Ich mußte ihm wirklich mein Staunen über diese kolossale Arbeits- und Productionskraft aussprechen.

„Ja," sagte er, „die Erfindungsgabe verläßt mich nie. Ich erfinde immer, auch wenn ich Anderes thue, auch in diesem Augenblick. Und um Zeit zum Schreiben zu haben, mußte ich mir freilich meine

Lebensweise auf meine Manier einrichten. Für mich giebt es nicht Tag, nicht Nacht. Ich ſchlafe, wenn ich müde bin, eſſe, wenn mich hungert. Dazu müſſen freilich ein Paar von meinen Leuten immer zur Hand ſein und Alles bereit halten. Habe ich ein paar Stunden geſchlafen, klingele ich um ein Bad, dann geht's an den Schreibtiſch. Fühle ich mich nicht mehr aufgelegt zum Schreiben, ſchlafe ich wieder oder eſſe. Nur die Theaterproben halte ich pünktlich ein, aber oft ſchreibe ich auf der Bühne den zweiten Act, während ſie ſchon den erſten probiren. Richtig, in einer halben Stunde muß ich in die Probe, und Sie werden mich begleiten. Ich bin aber noch nicht angezogen."

Er klingelte und verſchwand mit dem Diener hinter dem Vorhang des Toilettenzimmerabſchlags. Die Unterhaltung ging indeſſen weiter. Ich war nahe daran Alles für Fanfaronade zu halten, aber nun kamen Beſucher über Beſucher: Schauſpielerinnen, die Auskunft über ihre Rollen haben wollten, der Garderobier, der Proben von Stoffen zur Auswahl brachte, der Theaterſecretair, dem ein Brief an die Behörde dictirt wurde. Dumas fertigte Alle ab, ohne

hinter seinem Verhang hervorzukommen. Als er fertig war, stiegen wir zusammen in den schon bereiten Wagen, alle fünf Minuten mußte gehalten werden, denn immer noch kamen Menschen mit Anfragen, meist für das Theater, aber auch mit allerlei sonstigen Anliegen.

Endlich kamen wir im Theater an, und die Probe begann. Dumas leitete sie als Oberfeldherr so exact, so geistvolle Pointen dazwischen donnernd, dabei Allen Auskunft gebend, daß es mir erklärlich wurde, wie er mit eigentlich unbedeutenden schauspielerischen Kräften, denn nur die Hauptfächer waren tüchtig besetzt, so exactes Ensemble, so geistreiche Effecte hervorbringen konnte. Es war wirklich sein Genie, das Alles schuf. Ich habe vortreffliche Vorstellungen in jenem Theater gesehen, und da ich gleich zu denselben, wie auch zu den Proben freien Zutritt erhielt, viel Zeit dort zugebracht, unvergeßliche Eindrücke erhalten und in jeder Beziehung gelernt.

Nun war ich aber doch einmal mehrere Tage nicht dort gewesen, und wollte die letzten Proben eines neuen Stückes sehen, dessen ersten ich beigewohnt hatte. Ich fand Alles geschlossen, und der Concierge

flüsterte mir achselzuckend zu: „Das Theater hat bankerott gemacht, und die Gläubiger haben schließen lassen.“

V.

Die mannigfachen Anregungen, die ich durch die Pariser Theater empfing, mußten nothwendig wieder zu neuer Production aufforderen, und so benutzte ich denn auch die Frühstunden des Tages, in denen das bunte und so anziehende Treiben der gewaltigen Stadt sich noch nicht entwickelt hatte, ein fünfactiges Lustspiel „Knüpfen und Lösen“ zu schreiben, dessen Plan ich freilich aus der Heimat mitgebracht hatte, der also ganz deutsch war, dessen Ausführung aber entschieden den Stempel Pariser, französischer Theatereindrücke trug. Das wurde dem Stück zum Nachtheil. Die kleinen Dialogpointen, die die französischen Schauspieler sich so vortrefflich zubringen und im Zusammenspiel auszuarbeiten verstehen, für die das pariser Publicum so feines Verständniß hat, nicht in lautem Beifall, aber in heiterer Erregung, die mit halb geflüstertem Ruf durch die Zuschauerreihen rauscht, kommen in Deutschland nicht zur Geltung, und fan-

den ihre Aufmunterung auch höchstens im Wiener Burgtheater früherer Zeit. Dafür fehlten meinem Stück die drastischen Wirkungen, wie man sie nun einmal in Deutschland für das Lustspiel verlangt, oder verwischten sich, wo sie da waren, durch eine Miniaturmalerei der breit dazwischen liegenden Scenen. Die königliche Bühne in Berlin nahm zwar das Stück an, beanstandete aber die Aufführung, so daß ich es später zurückzog und es am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin zur Aufführung brachte, wo es einige Mal mit anständigem Achtungserfolg gegeben wurde. Diese Bühne hatte damals, sogar für das Lustspiel, einen sehr glücklichen Aufschwung genommen, und besaß dafür Kräfte von entschiedener Bedeutung. Vor Allen Anton Ascher, der fleißige Regisseur und sehr talentvolle Darsteller, füllte das Fach der Bonvivants glänzend aus und brachte zum Beispiel die „Journalisten" von Freitag und den „Königslieutenant" von Gutzkow, beides Stücke, die die königliche Bühne zurückgewiesen hatte und erst viele Jahre später in's Repertoire mit Glück aufnahm, zu lange anhaltender Geltung. Knaak, der unwiderstehliche Komiker, und Ottilie Genée, eine Specialität

an drolliger draſtiſcher Komik, ſtanden nicht nach, und auch die jüngeren Kräfte griffen tüchtig mit ein. So will ich denn nur erwähnen, daß Aſcher und die Genée den geſcheiterten „Salzdirector“ für Berlin wieder zu Ehren brachten, einen kleinen Schwank von mir, „Liebe im Arreſt“, mit durchſchlagendem Erfolg gaben, wenn auch ein paar ſpätere Verſuche, die ich der Bühne übergab, ſpurlos, aber das gerechter Weiſe, verſchwanden. Ich hatte dieſe ſo vollkommen vergeſſen, daß es mir begegnet iſt, daß ich, freilich viele Jahre ſpäter, den Titel des einen verunglückten Stückes, „Spielt nicht mit dem Feuer“. für ein ganz anderes, glücklicheres annahm, und an den älteren, ungerathenen Namensbruder erſt wieder durch allerkomiſchſte Verwechſelungen beider Stücke erinnert wurde. Wie geſagt, „Knüpfen und Löſen“ hätte vielleicht eine deutſchere Bearbeitung und dadurch ein beſſeres Schickſal verdient, mir aber wird das Stück immer eine angenehme Erinnerung bleiben an die genußreichen Pariſer Tage, in denen es entſtand.

Von der Geſelligkeit der glänzenden Weltſtadt lernte ich Nichts kennen, war doch meine Zeit ohnehin

reichlich ausgefüllt, und nur ein Haus hatte ſich mir geöffnet, das mir unvergeßlich ſein würde, auch wenn es nicht das einzige geweſen wäre. Frau Unger-Sabatier, die einſt ſo gefeierte Sängerin, lebte im Winter in Paris, ſonſt in ihrer Villa in Florenz, oder auf ihrem Gute im ſüdlichen Frankreich. Ich hatte ihre Bekanntſchaft ſchon früher in Florenz, in ihrer künſtleriſch geſchmückten Villa gemacht, war ſehr erfreut, ſie in Paris wiederzufinden, und wurde freundlich von ihr aufgenommen. Allwöchentlich verſammelte ſie einen kleinen Kreis von Freunden in ihrem Salon und bot ihm muſikaliſche Genüſſe, an denen ſie ſich ſelbſt, mit zwar faſt verſchwundener Stimme, aber mit ſolcher Meiſterſchaft des Geſanges und dramatiſchen Ausdrucks, mit ſo geiſtvoller Auffaſſung betheiligte, daß ſie die Hörer unwiderſtehlich mit fortriß. Dabei war ſie ſo anſpruchslos natürlich, ſo wohlwollend und aufmunternd, daß man ſie ebenſo lieb gewinnen als bewundern mußte. Sie hatte damals eine Schülerin, die Tochter einer früheren Collegin aus Dresden, Emmy la Grua. Von der Natur war das noch ganz junge Mädchen überreich für den mit Begeiſterung gewählten Künſtlerberuf

ausgestattet. Schönheit, glänzende Stimme, unverkennbare dramatische Begabung bewies sie uns schon in dem kleinen Salon ihrer mütterlichen Lehrerin. Eine reiche Vorbildung hatte sie bereits mitgebracht. Der Vater war Italiener, die Mutter früher selbst geschätzte Sängerin, und so lernte und sprach das einzige, auf's Sorgsamste erzogene Kind die lebenden Sprachen, jede mit der Fertigkeit der Muttersprache, und war musikalisch von der Mutter vortrefflich vorbereitet auf die letzte Ausbildung, die ihr die Freundschaft der Frau Unger-Sabatier gesanglich und dramatisch so aufopfernd und mütterlich ertheilte. Die Proben ihrer Fortschritte, die Emmy la Grua an den musikalischen Abenden ihrer Meisterin gab, hatten etwas überaus Reizendes. Der Ernst, mit dem die Aufgabe von Beiden ergriffen wurde, die Unermüdlichkeit, um Vollendetes zu erreichen, die Freude an dem Gelingen, mußte die Zuhörer mitfortreißen, und Alle nahmen auch so warmen Antheil an den sich vor ihnen so glänzend entwickelnden Künstlerhoffnungen des jungen Mädchens, die schon in wenig Monaten die Feuerprobe des ersten öffentlichen Auftretens bestehen sollten, als wäre es eigenes Geschick. Einem

Versuch der Stimme in den weiten Räumen der Großen Oper, an einem Nachmittage, als das Haus leer war, wohnten wir Alle bei, und er fiel so glänzend aus, daß der anwesende Auber die junge Sängerin sofort für die Hauptrolle seiner neuen Oper „L'enfant prodigue" verlangte, und der Director der Pariser Oper, wenn auch vergebens, versuchte, Emmy la Grua in Paris zu fesseln. Das Theater in Dresden, mit dem die Kunstnovize bereits einen Contract auf ein Jahr abgeschlossen hatte, löste denselben nicht, und so mußte es bei dem ersten Auftreten in der Vaterstadt Dresden bleiben.

Aber es waren nicht allein musikalische Genüsse, die der Salon Unger-Sabatier bot. Kunst, Literatur, Wissenschaft nach allen Seiten wurde besprochen, und namentlich deutsches Wissen und Schaffen fand den Boden einsichtsvollster Beachtung. Bei der Wirthin, die deutsches Herz und deutsches Wesen bei der reichen Anerkennung, die ihr das Ausland gezollt hatte, immer treu bewahrt hatte, war das natürlich, aber auch bei dem Gatten, einem liebenswürdigen Franzosen, fand man nicht allein gründliches Kennen unserer Literatur, eine überraschende Fertigkeit in der

Sprache, ſondern er zeigte ſich auch bald als vortrefflichen Ueberſetzer Schiller's. Was ich von ſeiner Tell-Ueberſetzung kennen lernte, verrieth das eingehendſte Verſtändniß des Originals und eine glückliche, natürliche Wiedergabe. Dabei hatte Herr Sabatier in ſeiner biedern, ſchlichten Umgangsweiſe einen Zug deutſchen Weſens im beſten und edelſten Sinne des Wortes. Außer mir fanden ſich von Deutſchen auch noch Profeſſor Adolf Stahr, Fanny Lewald, die mir bereits von Berlin befreundet war, und der liebenswürdige Moritz Hartmann ein in dem Salon Sabatier, und Letzterem, faſt einem Altersgenoſſen, ſchloß ich mich ſchnell freundſchaftlich an. Sein Eingreifen in die Politik des Jahres 48 hatte ihn gezwungen Deutſchland zu verlaſſen, aber nicht gehindert, ſein warmes Dichtergemüth auch im Auslande friſche, poetiſche Blüthen entfalten zu laſſen. Das Geſchick der Verbannung hatte ſeinem Weſen feſte männliche Selbſtändigkeit, den Ernſt reiferer Jahre gegeben, und nichts von der ſchnellen jugendlichen Empfänglichkeit und poetiſchen Begeiſterung des Jünglings genommen. So war der Verkehr mit ihm überaus anziehend, und manchen Plan ſpäterer

Arbeiten haben wir gemeinsam besprochen. Die Erinnerung an den Umgang mit ihm zieht sich durch meine liebsten Pariser Erlebnisse, wie ich auch oft noch des belehrenden Verkehrs mit Professor Stahr dankbar gedenke, dessen Gelehrsamkeit und feines Kunsturtheil mir für Galerien und Kunstsammlungen, vielleicht ohne es zu wissen, schon im Gespräch, die Auffassung erleichterte und erweiterte. Dazu Fanny Lewald's wunderbar schnelle Beobachtungsgabe, die mit einem Blick oft mehr gesehen hatte, als wir Männer in einer Stunde, darunter vieles, was uns ganz entgangen wäre. Damals stand die Autographenmanie in Paris in voller Blüthe, und da hatte Fanny Lewald einen leichten und angenehmen Ausweg gefunden. Wir Vier setzten uns um einen Tisch und schrieben uns gegenseitig Billete, anknüpfend an das Erlebniß des Tages, Entschuldigungen für nicht eingehaltene Verabredungen, Vorschläge für ein Zusammentreffen am nächsten Tage. Diese Billets wanderten dann in die unersättlichen Mappen der Autographensammlungen.

So war es Spätherbst geworden, und diese Anfange versprachen einen genußvollen und lehrreichen

Winter, den ich ganz in Paris zuzubringen beſchloſſen hatte. Auch die Theater rüſteten ſich zur Saiſon, ſchon wurden Novitäten angekündigt, und einige der hervorragendſten Berühmtheiten der Bühne ſollten erſt zurückkehren, ſo die Rachel, die ich kurz vorher in Berlin geſehen und kennen gelernt hatte, ohne in den vollen Enthuſiasmus einſtimmen zu können, den ſie bei den meiſten Anderen erweckte. Jedenfalls war ſie eine Genialität, wie die Bühne aller Zeiten nur wenige beſeſſen hat, aber einentheils hatte ſie mit der phraſenhaften Zopf-Unnatur der ſogenannten claſſiſchen franzöſiſchen Tragödie zu kämpfen, andern-theils hatte ſie ſelbſt, vielleicht durch das überſtürzte Gaſtiren, das ſie zuerſt einführte, verleitet, ein Haſchen nach ſpeculirtem Effect ausgebildet, das oft mehr pathologiſch als künſtleriſch wirkte. Daß daneben Blitze höchſter Schönheit aufleuchteten, wer könnte das leugnen? Vielleicht wäre ich ihr gerechter geworden, hätte ich ſie auf ihrem heimiſchen Boden in würdigerer Umgebung geſehen, als bei ihren Gaſtrollen im Aus-lande. Wenigſtens hoffte ich das und erwartete ihre Rückkehr nach Paris mit Ungeduld. Die aber, wie ſo viele andere Genüſſe, die erſt die neue Saiſon

verhieß, sollte mich, wider Erwarten, nicht mehr in Paris treffen.

Ganz unvermuthet kam in der ersten Hälfte des November die Trauerkunde von dem plötzlichen Tode des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg, und fast zugleich mit ihr die Nachricht der Mobilmachung der Armee und schwer drohender politischer Conflicte, die hernach in dem Opfertode des berühmten Schimmels von Brenzell ihren tragischen Höhepunkt, und in der Olmützer Conferenz ihre mehr als friedliche Lösung fanden. Mich aber, der ich bei einer Mobilmachung sofort in die Landwehr eintreten mußte, rissen diese Nachrichten unerbittlich aus meinen pariser Studien und Freuden. Kaum konnte ich meine Sachen schnell genug zusammenpacken, und zu Abschiedsbesuchen blieb mir keine Zeit.

An jenem Tage sollte die italienische Oper eröffnet werden, und Henriette Sontag als Somnambula, zum ersten Mal in Paris seit ihrem Rücktritt von der Bühne und ihrer Verheirathung mit Grafen Rossi, wieder auftreten. Das Ereigniß erregte ungewöhnliche Spannung, und ein heftiges Für und Wider über das Wagniß, obgleich Gräfin Rossi bereits in

London bewieſen hatte, daß ſie in ihrem Fach immer noch die erſte Sängerin der Welt ſei.

Gerade dieſer Beweis, im Auslande gegeben, machte die Pariſer mißtrauiſch. Man will ſich dort ſeinen Enthuſiasmus ſelber machen, noch mehr, man nimmt anmaßend das Recht in Anſpruch, daß ohne den Werthſtempel Pariſer Anerkennung überhaupt keine Berühmtheit exiſtirt. Wir deutſchen Landsleute der Gräfin hatten ſchon oft genug in dem Zweifel Lanzen für die Sängerin brechen müſſen, und ſo war es natürlich, daß wir den Wunſch hatten, Alle der erſten Aufführung beizuwohnen. Aber es war unmöglich zum Eröffnungsabend der italieniſchen Saiſon ein Billet zu bekommen, denn der kleine Reſt von Plätzen, den das Abonnement frei ließ, war ſeit Monaten mit Beſchlag belegt. Wir hatten uns alſo auf die Wiederholungen vertröſten müſſen, mir aber, am Abend vor der Abreiſe von Paris, war jede Ausſicht abgeſchnitten, vielleicht für das Leben, dieſes Wunder der Bühne, von dem das Kind den lauten Enthuſiasmus gehört hatte, das dann, ein lange entrückter Schatz, aus dem Schacht anderer, glänzender Lebensverhältniſſe, wieder für die Oeffentlichkeit ge-

heben war, zu sehen, zu hören, und seinen Zauber zu empfinden.

Das machte den Abschied von Paris noch schwerer, und so kam ich verstimmt und müde von der Hetze des Aufbruchstages in die Restauration, in der ich in der letzten Zeit zu Mittag zu essen pflegte. Kapellmeister Karl Eckert, ein Berliner Landsmann und längst Bekannter, damals auf besondern Wunsch der Gräfin Rossi an der Pariser italienischen Oper angestellt, hatte mich in diese Restauration eingeführt, wo wir uns vor Beginn der Theater zu treffen pflegten. In Deutschland oder Italien würde man das Local eine Künstlerkneipe genannt haben, in Paris trug es einen andern, zwar auch bescheidenen Namen, und doch versammelte es viel aufstrebende Künstlerschaft, die mit geringeren Mitteln als Hoffnungen sich in dem Eldorado der Kunst, in Paris zusammenfand. Immerhin wehte die Luft künstlerischen Werdens durch die Räume. Ich fand auch heute Karl Eckert und klagte mein Leid, jedenfalls aber nicht in der Absicht oder gar mit der Bitte, daß er Abhülfe schaffen solle; hielt ich doch diese für unmöglich, und war doch auch Das, wo er hätte allenfalls helfen

können, nur ein Theil von dem, was ich durch meine Abreise schweren Herzens aufgeben mußte. Eckert that auch nicht, als ob er einen Wunsch durchhöre, und nur als ich Abschied nehmen wollte, bat er mich, in einem nahen Café noch eine halbe Stunde auf ihn zu warten. Ich that dies arglos, aber die halbe Stunde war noch nicht vergangen, als er mit freudigem Gesicht, ein Theaterbillet in der Hand, das er besonders für mich vom Impresario Lumley erbeten hatte, eintrat. Ich kann versichern, daß diese Freundlichkeit sehr wesentlich dazu beitrug mir über die Abschiedsverstimmung fortzuhelfen und mir jedenfalls eine Lebenserinnerung gab, die unvergeßlich bleibt, und die mich immer wieder an die freundschaftliche Gefälligkeit des Landsmannes erinnern wird.

Die Stimmung für Henriette Sontag war also, wie ich schon eben sagte, eine getheilte im Publicum, das damals in der italienischen Oper in Paris, dem einzigen Theater, das sich ganz frei hielt von der sonst schon übermäßig herrschenden Clague, allein den Ausschlag des Erfolges gab. Die berühmte Sängerin trat auf, aber kein Zeichen des Beifalls, den schon ihr Name berechtigt hätte, empfing sie.

Die Wohlgesinntesten verlangten, sie solle sich ihren Pariser Ruhm selbst erringen. Ja, man fühlte ein stilles Widerstreben gegen die Anerkennung. Wir Freunde der Sängerin saßen da, in banger Spannung. Aber schon nach dem ersten Erscheinen, den ersten Tönen, ging es flüsternd durch die Ränge: „Ist das wirklich Henriette Sontag, die Mutter erwachsener Kinder, die Sängerin, die uns vor zwanzig Jahren auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes entzückte?“ In der That schien die Sontag, trotz einer gewissen Fülle ihrer Gestalt, so jugendlich in Erscheinung und Anmuth der Bewegungen, so frisch im Klang der Stimme, daß die schnell erfundene Fabel, es sei nicht die Mutter, sondern die Tochter Reisi, die den Ruhm Henriette Sontag's erneue, nicht unwahrscheinlich schien. Aber nun entfaltete die Sängerin die unvergleichliche Kunst des Gesanges, für die keine Schwierigkeit zu existiren schien, und vernichtete damit nicht nur jene Fabel, sondern überwand auch im Sturm jedes Vorurtheil und eroberte spielend, lächelnd den vorenthaltenen Beifall, der schon nach dem ersten Finale mächtig hervorbrach, und nun, immer gesteigerter, bis zum Schluß der Oper verhielt.

Damit war das Schickſal der italieniſchen Saiſon entſchieden, und Henriette Sontag in allem Glanz für Paris adoptirt.

Eins iſt der wunderbaren Frau durch ihr wechſelvolles Leben, das ſie durch die Noth des untergeordneten Theatertreibens, dann durch allen Rauſch künſtleriſch höchſter Erfolge, durch den Glanz äußerer geſellſchaftlicher Stellung führte, treu geblieben: eine ununterbrochene Kette von Huldigungen, die ſie auch nicht allein durch ihr Talent, ſondern durch Anmuth, Liebenswürdigkeit und ein ebenſo menſchlich gütiges, als künſtleriſch ernſt begeiſtertes Herz verdiente.

Und doch, trotz der fieberhaften Theilnahme, mit der ich den Erfolg jenes Abends theilte, konnte mir dieſe Nachtwandlerin den Eindruck nicht verwiſchen, den eine andere Darſtellerin der Rolle, Jenny Lind, unvergeßlich, gerade in dieſer Partie zurückgelaſſen hatte. Wenn dieſe, an Kunſt des Geſanges, an eigentlich italieniſchem Styl, ja faſt an Schönheit der Stimme der Sontag nachſtand, ſo überragte ſie dieſelbe doch in ihrer eigenthümlichen ſelbſtgeſchaffenen Auffaſſung, der ein wunderbar rührender Schmelz der Stimme unwiderſtehlichen und unvergeßlichen Reiz verlieh.

Ein Jahr später sah ich die Sontag in London als Regimentstochter, die sie mit dem Uebermuth eines vierzehnjährigen Mädchens sang und darstellte, aber erst wieder ein Jahr darauf, zum letzten Mal, in Hamburg, in voller Entfaltung ihrer Gesangs- und Darstellungskunst, das Höchste bietend, was mir überhaupt von der Bühne entgegengetreten ist — ihre Susanne in Mozart's Figaro. Mag vielleicht eine virtuose Italienerin ihre Somnambula, eine coquette Französin ihre Regimentstochter erreichen können: die Susanne des deutschen Meisters war in der Wiedergabe der deutschen Henriette Sontag unübertrefflich vollendet, und das ebenso im Gesang als im Spiel.

Auch in Hamburg mußte sich die Künstlerin ihren Erfolg erst erkämpfen. Man war darüber verstimmt, abnorme Preise zu zahlen, um eine Sängerin zu hören, die, wie man wußte, das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte. Außerdem hatte die Hamburger Bühne gerade damals eine Sängerin im Fach der Sontag, die man mit Recht sehr schätzte, aber die eine nicht unbedeutende Partei von Theaterhabitués mit Unrecht für unübertrefflich hielt. Diese

Partei nahm nun die Erfolge der Sontag wie eine Beleidigung und Herabsetzung des heimischen Lieblings, und es verlautete von einer beabsichtigten Demonstration für diesen am ersten Abend, an dem die beiden Sängerinnen zusammen auftreten würden. Das wußte das ganze Publicum, und ungeschickte, aber wohlwollende Absicht benachrichtigte durch anonyme Briefe sogar Gräfin Reisi davon und warnte und beschwor sie, nicht im Figaro zu singen, da ihre Hamburger Rivalin als Page auftreten solle. Henriette Sontag legte die Warnungsbriefe ruhig bei Seite und erschien als Susanne auf der Bühne. Und nun umspielte, umfing sie den Pagen, den sie keinen Moment aus den Augen ließ, zog ihn so in ihr Spiel hinein, daß es unmöglich gewesen wäre, dem Cherubim, der zufällig nur mit Susanna zugleich auf der Bühne erscheint, auch nur den geringsten Beifall zu spenden, der nicht nothwendig und ganz der Susanna mitgegolten hätte. Daß dieser Beifall nun immer ein wahrer Sturm war, versteht sich von selbst, aber er blieb auch der Susanna allein treu, und nie ist ein verdienterer einer Künstlerleistung gespendet worden.

Als der Vorhang über der Vorstellung der Somnambula im November 1850 in Paris gefallen war, hatte ich Abschied genommen von den Freuden der heraufdämmernden Stadt. Von den Freunden aber hatte ich nicht Zeit gehabt Abschied zu nehmen, und namentlich bei dem Kreise, den der Salon Unger-Sabatier vereinigte, that mir das sehr leid. Wie freundlich war ich überrascht, ihn fast vollständig auf dem Bahnhof zu finden, als ich am andern Mittag abreiste. Freilich war er nicht meinetwegen gekommen, wußte man doch nicht einmal von meinem übereilten Aufbruch, aber auch Emmy la Grua und ihre Mutter reisten mit demselben Zuge ab, und so wurde das Abschiednehmen für mich fast zum unerwarteten Wiedersehen, bei den Meisten freilich zum letzten.

Ich reiste mit der jungen Sängerin und ihrer Mutter in einem Coupé, und es ist leicht begreiflich, daß die Kunst, das Theater, die glänzende Zukunft der Künstlerin, die in acht Tagen, mit dem Contract für die nächste Saison in Paris in der Tasche, in Dresden debütiren sollte, lebhaft besprochen wurde, dazu meine freilich viel bescheideneren Hoffnungen, die Pariser Theaterstudien schriftstellerisch zu ver-

werthen. Es war ein heiterer, hoffnungsreicher Nachklang genußreicher Tage in Paris. Mutter la Grua war mit unserm Gespräch nicht einverstanden. „Wozu," flüsterte sie uns zu, mit Hinweis auf die anderen Mitreisenden im Coupé, „aller Welt gleich sagen, daß man vom Theater ist?"

„Freilich," erwiderte die Tochter, „es könnte anmaßend klingen, wenn man sich eines Berufes rühmt, in dem man sich noch nicht erprobte; aber ich bin nun einmal so stolz auf denselben, würde ihn mit keinem Reichthum, keiner Krone der Welt vertauschen und kann ihn also auch nicht verschweigen."

In Cöln nahm ich Abschied von den Damen und bin Emmy la Grua nicht wieder begegnet, obgleich sie in Paris, Wien, Petersburg erfolgreich auftrat und sich von der Newa bis zum Ebro einen guten Künstlernamen machte, jetzt sogar, wie ich glaube, selbstleitend an der Spitze eines Opernunternehmens in Spanien steht. Sie ging wirklich, schon für die nächsten Tage, Erfolgen entgegen, ich verlebte den Winter, der mir den bunten Wechsel des genußreichen Lebens in der Weltstadt hatte zeigen sollen, fast einsam, in zum Theil

klägliches Dorfquartieren in der Lausitz als Landwehrlieutenant.

VI.

Die Militairpflicht, die mich so plötzlich aus Paris zurückgerufen hatte, dauerte bis in den Frühling 1851 hinein und machte jede literarische Arbeit unmöglich. Im Sommer reiste ich nach Brüssel, blieb zur Cur vier Wochen in Ostende, ging mit Freunden nach Leyden zur Industrieausstellung, aber auf zu kurze Zeit, um die dortigen Theaterzustände kennen zu lernen. Dann über Paris zurück, das mir nach dem überfüllten Treiben der Themsestadt leer, nüchtern, kleinlich erschien und im Vergleich zum vergangenen Jahre verkam, wie der verlassene, verstaubte Ballsaal nach dem rauschenden Feste. Den Winter brachte ich in Berlin zu, und damals wurden meine Stücke im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gegeben, wie ich es schon früher erwähnte. Wie gesagt, diese Aufführungen förderten weder die Lust zur Production, noch erhoben sie den Muth dazu. Ich war deprimirt, zweifelte an der eigenen Fähigkeit und gab eigentlich jeden ferneren Versuch, für das Theater

ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein, auf. Welcher Schriftſteller wäre nicht ſolchen Stimmungen immer wieder unterworfen? Der dramatiſche Dichter wird aber am meiſten unter ihnen leiden. Ihm giebt eine Stunde Antwort auf die Frage, ob das Reſultat ſeines Strebens der Hingabe aller ſeiner Kräfte werth iſt, und wenn dieſe Antwort ein neuer Zweifel, keine ermuthigende Zuſtimmung iſt, folgen ihr Tage und Monate lähmendſter Muthloſigkeit. An dieſer Stimmung krankte damals bei mir jeder Gedanke an neue Production.

Da war einmal, ich meine in den Januartagen 1852, auf einem Diner mein Nachbar der Compoſiſt Friedrich von Flotow, den ich ſchon früher bei Gelegenheit der Aufführung der „Großfürſtin“ kennen gelernt hatte. Seine muſikaliſchen Studien hatte der mecklenburgiſche Edelmann in Paris gemacht, und ſich dann durch „Stradella“, noch mehr durch „Martha“ zum allerbeliebteſten deutſchen Operncompoſiſten gemacht, obgleich ſeine Compoſitionsweiſe wie ſeine Schule, und man kann hinzufügen ſeine Libretti, durchaus franzöſiſch waren. Zuerſt bei der Großfürſtin hatte er es mit einem ganz deutſchen Text

versucht. Ich entsinne mich noch, daß ich mehrere Jahre, ehe ich Kleton kennen lernte, zu Charlotte Birch-Pfeiffer kam, um einen historischen Lustspielstoff zu besprechen, zu dem mir eine kleine geschichtliche Novellette im Feuilleton der Kölnischen Zeitung die Anregung gegeben hatte. Unsere Verkehrsweise hatte, neben der aufrichtigsten Freundschaft, die wir uns gegenseitig bewahrten und bewahrten, den Ton einer fortwährenden, heitern Neckerei angenommen. Die Freundin wollte meinen Lustspielstoff nicht hören, sie hätte keine Zeit und könne sich überhaupt nicht stören lassen. Sie suchte verzweifelnd nach einem Opernlibrette für Friedrich von Kleton, der schon am nächsten Tage kommen wolle, und dem sie fest versprochen hätte, ihn mit einem fertigen Vorschlag zu empfangen. Ich sah wohl ein, daß ich mit meinem Lustspielstoff nicht zur Besprechung kommen würde, denn so oft ich anfing, hielt sich Charlotte Birch-Pfeiffer die Ohren zu und versicherte, wenn ihr noch andere Pläne dazwischen kämen, würde sie gar nichts finden. Aber ich wollte nun einmal meinen Stoff aussprechen und rief halb neckend: „Nun gut, so will ich Ihnen zuerst einen Operntext entwerfen." Frau

Dr. Birch-Pfeiffer merkte in ihrer Noth die Liſt nicht und ließ ſich erzählen. Es war mein Luſtſpielſujet, das ich vortrug, aber immer mehr erheiterte ſich das Geſicht der Zuhörerin, und mit heiterer Schadenfreude hörte ich ſie hier und da ein Duett, einen Actſchluß mit effectvollem Finale ſofort in meinen Plan hinein entwerfen. Als ſie mir aber ſchließlich glückſelig um den Hals fiel und freudeſtrahlend verſicherte, meine Freundſchaft hätte ſie aus aller Noth und Verlegenheit gerettet, konnte ich doch nicht anders, als meine Zeitungsnovelle aus der Taſche zu ziehen und ihr meinen Stoff zu überlaſſen, ja, ich geſtand lachend ein, daß ich ihr eine Grube gegraben hätte, in die ich nun ſelbſt gefallen ſei. Charlotte Birch-Pfeiffer holte nun großmüthig aus ihrem Bücherſchranke einen alten, vergilbten Volkskalender, in dem ſie einen „prachtvollen“ dramatiſchen Stoff gefunden und ſich aufbewahrt hätte, den ſie mir nun als Gegengabe überlaſſen wolle — aber den habe ich nicht gebrauchen können, wie man überhaupt ſelten einen Stoff verwerthen kann, den man nicht ſelbſt gefunden hat. Für das fernere Schickſal meiner mir verloren gegangenen „Großfürſtin“ behielt ich aber Intereſſe

und kam zu einer der ersten Aufführungen der Birch-Pfeiffer-Flotow'schen Oper besonders nach Berlin, wobei ich die Bekanntschaft des Componisten machte.

Wie gesagt, mehrere Jahre später war ich Flotow's Tischnachbar, und wir waren gleich im lebhaftesten Gespräch über das uns Beide so nahe angehende Theater. Flotow, der damals wieder eine Oper mit Charlotte Birch-Pfeiffer arbeitete, fragte mich ganz harmlos, ob ich ihm wohl eine kleine, einactige Oper, die bereits in Paris aufgeführt sei, für die deutsche Bühne bearbeiten wolle, und ich ging schnell darauf ein: ja, ich begleitete ihn sofort nach dem Essen in seine Wohnung, wo er das kleine französische Libretto heraussuchte und mir mitgab. Als ich schon Tage darauf meine Ansicht über den immerhin ansprechenden Stoff mittheilte, aber mein Bedenken gegen eine einactige Oper für Deutschland nicht zurückhielt, beschlossen wir sofort, nur die Grundidee beizubehalten und aus dem Stoff eine dreiactige Oper zu machen, für die Flotow gleich die Musik seiner französischen Operette über Bord warf. Auch mein Libretto behielt so wenig von dem ursprünglichen Plan, daß wir unversehens in der Collaboration

einer ganz neuen Oper waren, die uns Beide so intereſſirte und zu ſchneller Arbeit ſpornte, daß die halb fertige Oper mit Charlotte Birch-Pfeiffer, die auch niemals fertig geworden iſt, bei Seite geſchoben wurde. Darin aber verſtand die Freundin, und mit Recht, keinen Spaß, und es gehörte wirklich unſere ganze gegenſeitige Freundſchaft und Aufrichtigkeit dazu, daß dieſe Rivalität ſie in nichts erſchütterte. Der arme Flotow freilich mußte den vollen Zorn der gekränkten Schriftſtellerin aushalten und nicht unbedeutende Geldopfer bringen, was er aber mit heiterſtem Humor that. Wir waren ja im Unrecht, und die Freundin im vollen Recht, denn wer konnte es ihr zumuthen, ihre Zeit, ihre Productionskraft unnütz vergeudet zu haben? Sie hat ſpäter ihren Text „La Réole", zu dem ebenein der König Friedrich Wilhelm IV. den hiſtoriſchen Stoff ſelbſt gegeben hatte, mit dem Wunſche, ihn von der Birch-Pfeiffer und Flotow zu einer Oper geſtaltet zu ſehen, einem andern Componiſten anvertraut, aber keinen Erfolg damit gehabt.

So hatten wir uns unſere Oper „Indra" erkämpft und waren gleich mit ſolchem Eifer an die

gemeinſame Arbeit gegangen, daß, als mich Geſchäfte ſchon in den allererſten Frühlingstagen für lange Zeit auf mein Gut riefen, Fletow ſich ſchnell entſchloß mich dorthin zu begleiten, um die Arbeit, die ſo friſch im Zuge war, nicht einen Tag unterbrechen zu müſſen. Das beſcheidene, einſame Landhaus, mit dem noch beſcheidenern Comfort, des unverheiratheten und damals den größten Theil des Jahres abweſenden Wirthes ſchreckte den auf der Höhe ſeiner Erfolge ſtehenden Componiſten nicht, im Gegentheil, er beluſtigte ſich daran mit liebenswürdigſtem Humor, und wir Beide hatten ſchnell eingeſehen, daß dieſe Abgeſchloſſenheit von allen ſtörenden Eindrücken, dies Zuſammenleben und Zuſammenarbeiten für einen Zweck, vom Morgen bis zum Abend, unſerer Arbeit nur vortheilhaft ſein konnte. Mochten wir nun am flackernden Kaminfeuer mit der Cigarre ſitzen, mochten wir unſere Spaziergänge machen durch die noch ganz winterlich kahlen Felder, unſere Gedanken und Betrachtungen waren, wie am Clavier oder am Schreibtiſch, immer bei unſerer Oper, die ſich dann auch überraſchend ſchnell förderte. Ebenſo leicht, als es ſich mit dem immer zufriedenen Componiſten lebte, ebenſo ver-

trefflich arbeitete es ſich mit ihm. Seine genaue, in Paris gewonnene Kenntniß der techniſchen Anforderungen der Bühne ließ niemals auf zeitraubende Abwege kommen, und die ſchnelle Empfänglichkeit, mit der er eine zuſagende Situation, bequem componirbare Verſe ſofort in Muſik ſetzte, war ungemein anregend. So entſinne ich mich, daß wir uns viele Tage gemüht hatten, aus einer ganzen Literatur indiſcher Poeſien den Stoff und Ton für ein beſonders zu markirendes Lied herauszufinden, aber vergebens. Wir wollten zu Tiſch gehen, und Kletow hatte ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen, um ſich umzuziehen, da fiel mir ein, alle Vorbilder fallen zu laſſen und ſelbſtändig zu ſchaffen, was wir ſo ohne Erfolg geſucht hatten. In wenig Minuten waren meine Verſe aufgeſchrieben, eigentlich nur, um den Mitarbeiter zu fragen, ob ihm Stoff und Form ſo ungefähr zuſagend wären. Ich ging zu ihm; während er ſeinen Anzug ſchnell vollendete, las ich ihm meine Verſeſkizze vor und gleich ſah ich ihm an, daß ſie zündete und er einverſtanden war. „Legen Sie das nur unausgearbeitet auf's Clavier und machen Sie ſich auch fertig, bei Tiſche werde ich Ihnen ſchon ſagen,

ob ich Das gebrauchen kann.“ Nach zehn Minuten wollte ich ihn abholen, denn die Suppe war inzwischen aufgetragen, aber: „Fertig!“ rief er mir entgegen, und wirklich war in nicht mehr als einer Viertelstunde die beste Nummer der Oper, das sogenannte Waldlied, in Dichtung und Composition entstanden, und ich habe kein Wort, Kletew keine Note daran geändert.

Ohne Streit ging es zuweilen auch nicht ab, wenn der Componist einmal den Versen bei der Composition beliebig Füße zugesetzt oder fortgestrichen hatte, die jedem metrischen Gefühl Hohn sprachen, oder ein Wort, mitunter einen ganzen Vers auf den Vocal A verlangte, oder gar bei einem Ensemble, weil er die Stimme brauchte, eine Figur mit hineinzog, die nach dem Plan des Stückes absolut nicht auf der Scene sein konnte; aber gegenseitige Concessionen, meist freilich von meiner Seite, suchten auch diese oft heftig genug verfochtenen Differenzen zu schlichten. Wir hatten uns auch dafür unser technisches Wort gebildet. Kletew hatte erzählt, wie ihn einmal in Paris bei einer kleinen Soirée die Wirthin des Hauses an das Clavier führte, mit der Bitte, Etwas zu spielen. Das Clavier war aber der-

artig verſtimmt und die Saiten zerriſſen, daß es ganz unbrauchbar war und er ſich damit entſchuldigte. Da zuckte die Dame des Hauſes die Achſel und ſagte, die Entſchuldigung zurückweiſend: „Ah Monsieur, quand on a du talent!“ Wenn nun Einer vom Andern Etwas verlangte und mit der aufbrauſenden Verſicherung, das ſei unmöglich, zurückgewieſen wurde, ſagte Jener nur: „Ah Monsieur, quand on a du talent!“

Die Redensart hat uns manche vermeinte Unmöglichkeit möglich gemacht, und ich habe ſie ſpäter bei meiner Schweriner Bühnenleitung oft variirt mit Glück verwandt.

Nun fühlt man ſich niemals productiver, auch für neues Schaffen, als während der Production und je mehr, je friſcher und leichter ſie ſich geſtaltet. So machten wir auch bereits für eine ganze Reihe von Opern Pläne und hielten unſere Schaffenskraft für unerſchöpflich. Aber an der „Indra“ blieb noch immer zu thun, und ſo faßten wir den Plan, um uns unſer ländliches Zuſammenarbeiten zu verſchönen, eine kleine Oper gemeinſam zu ſchaffen und dieſelbe an Ort und Stelle mit befreundeten Dilettanten aufzu-

führen. Der Plan wuchs immer lebendiger, und bald hatten wir eine zweiactige Oper fertig, die freilich an eine Dilettantenaufführung auf dem Lande Anforderungen machte, deren Erfüllung unmöglich erschien. Aber unser Wahlspruch „quand on a du talent!“ half auch hier. Meine Familie war gekommen, und Mutter und Schwestern hatten die Mühen der Häuslichkeit, Einladungen, Mitwirkung bereitwillig übernommen. Wilhelm Camphausen, mein langjähriger Freund, den die Natur mit allen Talenten so reich überschüttet hatte, sagte zu, die Decoratienen zu malen, seine schöne, musikalisch begabte Frau, mitzusingen. Nach allen Seiten, wo wir nur von einem musikalischen Dilettanten hörten, flogen die Briefe mit Einladungen, und nach allen Himmelsgegenden zogen wir, zur Mitwirkung werbend, aus. Nach und nach füllte sich das Haus zu den Vorbereitungen, ein kleiner Holzstall, der mit einer Seite an den Garten stieß, wurde ganz zum Theater umgebaut, der jämmerlich leere Kornboden zum Malersaal umgeschaffen. Die Costüme (die Oper spielte in der Jetztzeit) wurden zusammengebracht, und fast alle waren Originalcostüme, wie sie hie und da in der Nachbarschaft als

Andenken an Großeltern und Urgroßeltern in den Familien noch aufbewahrt waren. Camphausen malte schon fleißig den Vorhang und die beiden Decorationen mit künstlerischer Hand, das Orchester, zusammengestellt aus den begabtesten Musikern der Nachbarstädte, studirte. Die Mitwirkenden kamen Einer nach dem Andern aus allen Kreisen, viele dem Hause bis dahin ganz fremd, aber Alle fügten sich schnell dem gemeinsamen Zwecke ein, sei es mit einer Solopartie, sei es bescheiden aufopfernd im Chor. Vom Morgen bis zum Abend wurden die Proben mit unermüdlicher Ausdauer abgehalten, oft an mehreren verschiedenen Orten studirt, und der Eifer, die Kraft des Einen wuchs immer an denen des Andern. Bald waren es in der That keine Dilettanten mehr, wie man schon einzelne Kräfte, gleich als sie kamen, weit über dilettantische Anlagen und Ausbildung hinaus bezeichnen konnte: es waren Künstler, den gemeinsamen Zweck mit aufopferndster Hingabe fördernd.

So lebten sich Alle in eine kleine Wilhelm Meisteriade hinein auf dem der ausübenden Kunst sonst fremden Boden eines märkischen Landsitzes; es entstand in der That mit all seinem Reiz ein im-

provisorisches, künstlerisches Vagabondenthum im liebenswürdigsten und edelsten Sinne des Wortes, jene Romantik, die uns Ludwig Tieck in seinem „Jungen Tischlermeister“ so bunt und lockend schildert. Der Tag der Aufführung des „Rübezahl“, so hieß die kleine Oper, rückte heran, und schon die Generalprobe am Vorabend bot ein eigenthümliches Bild. Da die Dienstboten des Hauses, die Ortsangehörigen des Dorfes der Aufführung nicht beiwohnen konnten, war ihnen gestattet in die Generalprobe zu kommen. Diese Erlaubniß war bekannt geworden, und da auch in den Nachbardörfern sich die Kunde verbreitet hatte, daß bei uns etwas ganz Absonderliches vorbereitet werde, strömte eine solche Masse von Männern, Frauen, Kindern, oft noch Säuglinge, zusammen, daß der kleine Zuschauerraum, der kaum einhundertfünfzig Personen zu fassen vermochte, überfüllt war von der dreifachen Zahl, und doch noch der größte Theil vor der Thür bleiben mußte. Das drängte sich hinein und heraus, denn die Meisten wollten nur sehen, was denn eigentlich da vorginge, und dabei, mitten in das Brausen und Schwatzen und Drängen dieser Zuschauer hinein, ging die costümirte General-

probe ihren Gang weiter; geputzte, zum Theil mit Brillanten überſäete Schauſpieler aus der vornehmen Geſellſchaft vor einem Parquet von Arbeitsleuten, Bauerfrauen, ſchreienden Kindern. Die einmal entfeſſelte Fluth dieſer Zuſchauer war nicht mehr zu hemmen, und da ſie doch mannigfache Störungen verurſachte, die aufhielten, war die Mitternacht eines lauen Auguſttages längſt überſchritten, ehe der Vorhang über dieſer wunderlichen Generalprobe fiel. Die Aufführung hatte nun Gäſte aus Nah und Fern verſammelt und ging ſo ſicher, ſo ohne irgend eine Spur dilettantiſchen Ungeſchicks, daß man mit dieſer kleinen Operngeſellſchaft, die übrigens vortreffliche muſikaliſche Kräfte und ſchauſpieleriſche Talente vereinigte, ſich überall hätte ſehen laſſen können. Dabei kamen in dem kleinen Raum, bei der exacten Einſtudirung durch den Componiſten, der discreten und verſtändnißvollen Ausführung, feine Schattirungen und Effecte zur Geltung, von denen die große Bühne nichts weiß.

Als ſich dann der freundliche und wirklich poetiſch angewehte, künſtleriſch gehobene Kreis ſchneller, als er ſich zuſammengefunden hatte, löſte, und die

Nüchternheit nach der Erregung folgte, beriethen Componiſt und Librettiſt, was nun wohl mit ihrem über ihr Erwarten gelungenen Werkchen geſchehen könne. Wir täuſchten uns gründlich über daſſelbe. Wenn Dilettanten es ſo hätten zur Geltung bringen können, was müßten nicht Künſtler aus demſelben machen, meinten wir, und es müſſe leicht ſein, es zu einer dreiactigen Oper zu erweitern. Das war der größte Irrthum. Hätten wir die kleine Operette gelaſſen, wie ſie war, hätte ſie ſich vielleicht auch auf der großen Bühne eine beſcheidene Stelle erobert; aber in der Umgeſtaltung, in der gerade ihr Vorzug, eine anmuthige Naivität, verloren ging, in der Vieles dünn, fadenſcheinig und der leichte Aufbau zur Gebrechlichkeit eines Spielzeuges ausgerenkt wurde, konnte ſie keinen Eindruck machen. Herr von Küſtner, damals ſchon nicht mehr Generalintendant der Berliner Königlichen Schauſpiele, ſchüttelte gleich den Kopf, als er nur den Namen „Rübezahl“ hörte, denn, verſicherte er, der Stoff ſei eminēs, und in ſeiner nun ſchon langen Theaterpraxis ſei bereits eine ganze Reihe von Rübezählern durchgefallen. Tröſten wir uns alſo damit, daß gegen das Verhängniß des Titels nicht

zu kämpfen war, und laſſen wir ihm einen Theil der Schuld an dem geringen Erfolg auf der großen Bühne unſeres umgeſtalteten, aber nicht verbeſſerten Werkes, das nichtsdeſtoweniger nicht für den Componiſten und Dichter allein, ſondern für einen großen Kreis eine unvergeßlich liebenswürdige und poetiſche Lebenserinnerung geblieben iſt.

Unſere „Indra“ hatte dafür einen recht freundlichen Erfolg aller Orten. Zur erſten Aufführung gelangte die Oper, und zwar, während man ſchon in Wien und Berlin an derſelben ſtudirte, in Stettin, wo der Director Hein das kleine, geſchmackvolle Theater mit Umſicht und einer für ein Unternehmen auf eigene Gefahr überraſchend glänzenden Ausſtattung leitete. Flotow, der ſo früh verſtorbene vortreffliche Hofmuſikhändler Beck, der Verleger der Oper, und ich fuhren an einem bitterkalten Wintertage hinüber, um der Vorſtellung beizuwohnen und Erfahrungen, die wir dabei machen könnten, für Berlin und Wien zu benutzen. Es war eine heitere Fahrt, und ſehr vergnügt kamen wir in Stettin an, wo uns Director Hein am Bahnhofe erwartete. Unter einigen kleinen Anfragen, die er über Anordnung und Inſcenirung

ſtellte, fragte er auch: „Wünſchen Sie die ‚Indra' als Afrikanerin braun oder weiß?" Damals hatte Meiſter Meyerbeer mit ſeiner „Afrikanerin" noch nicht alle Sänger und Sängerinnen Europa's braun angeſtrichen, aber ich hatte auch ſchon daran gedacht, daß ein gefärbter Teint der Figur etwas Charakteriſtiſches geben müſſe. „Ihre Primadonna wird ſich das nicht gefallen laſſen," erwiderte ich. „O gewiß!" ſagte Director Hein lächelnd, „das ſei meine Sorge."

Als am Abend die arme Indra auftrat, die zufällig hochblond war, und nun Geſicht und Haar in einem Farbenton hatte, ſo daß der Kopf auf den weißen Gewändern ausſah, wie ein brauner Pfropfen auf weißer Flaſche, erſchrak ich doch, und meine Nachbarin im Theater rief entſetzt: „Mein Gott, wie ſieht die aus, ſie iſt nie ſchön, aber ſo ſchauderhaft habe ich ſie noch nie geſehen!" Indeſſen die Sängerin ſang gut, die Oper, ſehr geſchmackvoll ausgeſtattet, ging überhaupt vortrefflich und machte freundlichen Eindruck, der ſich dann auch in Berlin wiederholte, wo Frau Köſter-Schlegel, aber nicht braun gefärbt nach der Stettiner Erfahrung, eine poetiſche rührende

Figur aus der Indra ſchuf und namentlich mit dem ſo ſchnell gedichteten und componirten Waldliede einen großen, wohlverdienten Erfolg errang. Ihr und ihrem liebenswürdigen Manne, dem talentvollen Dichter Hans Köſter, hatte ich mich damals freundſchaftlich angeſchloſſen, und wo uns das Leben ſpäter wieder zuſammenführte, ſind dieſe Beziehungen dieſelben geblieben. Wie Frau Köſter damals das Werk, an dem ich wenigſtens halben Antheil hatte, ſo künſtleriſch förderte, und der Gatte ſo freundſchaftliche Theilnahme für daſſelbe bethätigte, konnte ich mehrere Jahre ſpäter ſeine dramatiſche Dichtung „Ulrich von Hutten“ in Schwerin nach beſten Kräften fördern und gemeinſam mit dem liebenswürdigen Ehepaar die Spannung der erſten Aufführung, das Zagen und den Erfolg theilnehmend miterleben. Solche erſte Aufführungen ſind die Campagnejahre der Künſtler und Dichter. Das Gemeinſam-Erleben zählt doppelt für die Freundſchaft.

Mit der geglückten „Indra“ und dem, für die große Bühne wenigſtens, verunglückten „Rübezahl“ ſchließt aber meine Thätigkeit als Operntextdichter. Friedrich von Flotow ſiedelte ganz nach Wien über

und machte dadurch ferneres Zusammenarbeiten unmöglich, und wo ich es mit einem anderen Componisten versuchen wollte, schlug es fehl.

Inzwischen hatte ich meine eigene Häuslichkeit gegründet. Das Leben war ein anderes geworden, und die Production mußte es auch werden. Aber die Fäden, die sich damals knüpften, schlugen in das neue Leben hinein, und meine Beziehung zu Flotow sollte später noch einmal in meine Thätigkeit für die Bühne unerwartet und einflußreich eingreifen.

VII.

Nichts gefährlicher für den dramatischen Dichter wie für den Schauspieler als den lebendigen Verkehr mit der Bühne zu vermissen, fremd zu werden auf dem Boden, auf dem sicher zu sein mit vollem Zutrauen und Bewußtsein, die erste Bedingung zum Gelingen ist. Auch für den begabtesten Schauspieler ist es immer ein Wagniß, nach längerm Zurücktreten vom Theater wieder zu demselben zurückzukehren. Der dramatische Dichter, ohnehin schon auf Selbstlernen angewiesen, wenn ihm keine Bühne zu Gebot steht, die sich freundlich seiner annimmt als eines zu ihr

Gehörigen, ist übel daran. Mit einem Stück vor so und so viel fremden Thüren stehen und schüchtern um eine Gnade für sein Werk bitten, ist eine bittere Seite des ohnehin schon dornenvollen Berufes. In Frankreich, wo sich Alles in Paris centralisirt, sind oder waren doch die Verhältnisse ganz anders. Die dramatischen Schriftsteller waren so zu sagen zünftig, und wer zur Zunft gehören wollte, mußte durch die Lehre gehen, um in dieselbe aufgenommen zu werden. Meist wurde der junge Schriftsteller-Debütant an einen bereits bewährten Collegen gewiesen, dessen Collaboration das noch ungeschickte, ungeschulte Stück in Umarbeitung nahm und dann mit dem Credit seines Namens und seiner Erfahrung einführte. Damit gehörte aber auch der Dichter zum Theater, das ja ohne die Autoren nicht bestehen kann. Das Recht, nicht die Gunst, das ihm sein freies Entrée für das Theater gewährte, regelte sich nach Zahl und Umfang der Werke, die er lieferte. Fertige Stücke wurden den Schauspielern vorgelesen, und ihr Votum entschied über Annahme oder Ablehnung, wenn es nöthig erschien, über Umarbeitung. Diese Vereinbarung schon war die beste Lehre für den Autor, der aber dann

auch seine Stimme bei der Inscenesetzung und bei den Proben erhielt. So wurde er heimisch auf dem Boden, dem er die Saat zutragen sollte, lernte die Schauspieler mit den Eigenthümlichkeiten und der Tragweite ihrer Talente, das Publicum in seiner Empfänglichkeit kennen. Dadurch gehörte er dem Theater, für das er schrieb, die Stücke wurden von ihm gefordert, bei ihm bestellt. Aus diesem Verhältniß erklärt sich der Vorsprung, den die französische dramatische Literatur vor der deutschen, ja vor jeder andern nahm, ganz deutlich. Sogenannte „Mache" war in allen, auch den bedeutungslosesten Stücken. Ohne die wären sie nie auf die Bühne gekommen, aber man kannte auch den Weg, den man einschlagen mußte, um sie sich anzueignen. In Deutschland ist das leider ganz anders. Jeder dramatische Schriftsteller steht isolirt da, ist Autodidact und arbeitet ohne Rath noch Anleitung. Die Bühnen und ihre Lenker bekümmern sich gar nicht um ihn. Die Vermittelung der Agenturen (und auch die geben sich nur mit den bevorzugteren ab) beschränkt sich darauf, sein fertiges, gedrucktes Stück mit vielen anderen in die Packete an die Bühnen zu schieben, aus denen sie,

meiſt ungeleſen, wenn der Autor noch keinen Namen hat, in die Bibliothek, das heißt in die Dachkammer zum Verſtäuben wandern. Nicht einmal eines Wortes der Zurückweiſung hält man ſie für werth. Annahme iſt Gnade und muß wie Gnade erbeten werden. Dafür iſt das geiſtige Kind des Dichters durch die Annahme, der Willkür der Bühnenleiter preisgegeben, zum Zurechtmachen, zum Beſetzen, zum Einſtudiren. Der Autor hat kein Recht da mitzureden, nicht einmal dabei zu ſein. So kennt er ſein Stück kaum wieder, wenn er es aufgeführt ſieht, aber vor dem Publicum, vor der Kritik muß er Alles verantworten, was oft falſche Beſetzung oder Darſtellung verſchuldete. Wo alſo ſollen wir armen deutſchen Dramatiker lernen; wer ermuntert, wer unterſtützt uns? Wahrlich, weder die Bühnenleiter noch die Schauſpieler, am wenigſten die Kritik. Viele Talente verkümmern ſo, ohne jemals an das Licht getreten zu ſein, aber ſelbſt die allerbegünſtigſten werden endlich dieſer beſchämenden Wege müde, denn nicht die Bühne, nicht der Probeſaal des Theaters wird ihr Platz: der bleibt in der Antichambre; und ſind ſie dann im Hafen eingelaufen, ſo werden ſie von den Ruthen-

bieben der billigsten Satyre, oder den Keulenschlägen der Kritik todtgeschlagen. Was Wunder also, wenn die besten Talente, die edelsten Kräfte unserer Literatur und Poesie sich von der Bühne abwenden? Ja, unsere deutsche dramatische Literatur ist im Verfall, wer wollte das verkennen, aber die Schuld daran tragen die Anderen zum kleineren Theil.

Schon Meister Goethe, der doch sein eigener Theaterdirecter war, der über der Kritik stand, hat gesagt, nach der kühlen Aufnahme seiner Iphigenie auf der Bühne: „Wäre das Publicum mir besser entgegengekommen, noch zehn solche Stücke hätte ich ihm geschaffen.“ Was würde er erst gesagt haben, hätte er mit seiner Dichtung in den Vorzimmern der Intendanzen antichambriren, von den Proben ausgeschlossen, auf gekauftem Platz, der Darstellung, die ihm fremd gewesen wäre, zusehen und dann das Spießrutenlaufen durch ein viertelhundert Zeitungen ertragen müssen. Nichts gegen die einzelne Kritik; denn natürlich kann überhaupt nur von der ehrlichen die Rede sein, nicht von der persönlich beeinflußten, die sich zu jener verhält wie die Claque zum Publicum. Die redliche Kritik hat nun ihre Berechtigung

im Lob wie im Tadel, und das Beſte hat ſeine Achillesferſe, das Unbedeutendſte einen oder den andern Vorzug; aber die heutige Theaterkritik iſt faſt eine Unmöglichkeit an ſich. Der Kritiker, meiſt ohne das Stück zu kennen, das ihm vorgeführt wird, ſieht es flüchtig an ſich vorübergehen und nicht, wie ein anderer Zuſchauer, der ſich ſeinem Eindruck hingiebt, ſondern mit der Pflicht, ſich illuſionslos zu machen, um das Urtheil deſto klarer zu bilden. Dann ſieht der Kritiker das Stück nicht, wie es der Autor ſchuf, ſondern wie es die Schauſpieler ihm verführen. Alles Leid, was dieſe dem Werk anthun, thut er noch einmal dem Autor an. Individuelle Principien und momentane Stimmungen reden auch mit, und ſo ſtehen in unſerer zeitungsreichen Zeit etwa ein Dutzend Kritiken zugleich vor dem Autor, die ſich mehr oder weniger alle widerſprechen. Karl von Holtei pflegte zu ſagen: „Der einzelne Zuſchauer mag ein Dummkopf ſein, das ganze Publicum iſt ein verflucht geſcheidter Kerl.“ Mit der Kritik möchte man das entgegengeſetzte Verhältniß aufſtellen. Jeder einzelne Kritiker, um Holtei's Wort zu adeptiren, mag ein verflucht geſcheidter Kerl ſein, aber die geſammte

Kritik, die dem armen, lehrbegierigen Autor ein Hagelwetter von Widersprüchen in's Gesicht wirft, kann ihn nur dümmer machen, als er war, und unklarer über sein Stück, als vorher.

Armer dramatischer Dichter, wo selbst Du Dir Rath holen?

Diese Nöthe in Deutschland mögen die Stimmung erklären, die zu der Zeit, die ich jetzt zu schildern versuche, auf mir lag und meine Production hemmte. Die Intendanzen wiesen meine Stücke ab, weil sie nichts machen würden, die Schauspieler wollten nichts von ihnen wissen, weil sie keine sogenannten dankbaren Rollen hätten, und die Kritik, wenn sie ja einmal vor ihr Forum kamen, schob sie geringschätzend bei Seite. Am freundlichsten verhielt sich immer noch das Publicum, das zwar auch weder warm noch kalt wurde, aber doch nicht ohne Theilnahme blieb. Ich selbst kann mir das Zeugniß geben, nie die Schuld in Anderem gesucht zu haben, als in mir selbst, aber gerade deshalb war ich um so gründlicher entmuthigt. Ich grübelte und konnte nicht verstehen, wo der Mangel lag. Jetzt freilich weiß ich es, und die nächsten Seiten sollen zeigen,

wie es mir zum Theil wenigſtens klar wurde. Ich will es aber hier vorausſchicken. Ich wußte nichts von der Oekonomie, vom Aufbau, und kannte die Bühne zu wenig, um Rollen ſchreiben zu können, das heißt dem Schauſpieler Aufgaben zu ſchaffen, die er ſelbſt ſchöpferiſch zur Wirkung ausbeuten konnte.

Wie ich Erſteres lernte, will ich erzählen. Letzteres zeigte mir viel ſpäter erſt eine vierjährige practiſche Beſchäftigung mit dem Theater, während meiner Bühnenleitung in Schwerin.

Wenn Einen das Erkennen der Fehler nur gleich befähigte ſie zu vermeiden, das Wiſſen, wie es gemacht werden muß, gleichbedeutend wäre mit dem Machen-können! Aber es geht uns wie dem Chemiker, der die einzelnen Beſtandtheile des Präparates gefunden hat, aber dem das Mittel fehlt ſie zu verbinden. Oft glauben wir das Mittel zu haben, das Geheimniß der Wirkung, ja, es erprobt ſich ſogar in einem einzelnen Erfolge, und das nächſte Mal, im Vertrauen auf unſer untrügliches Mittel, ſchlagen wir fehl, und das Publicum wird ebenſo wenig wie wir begreifen können, wie derſelbe Autor, der es vor einem Jahr ſo erwärmte, es heute ſo kalt laſſen

konnte. Die Erfahrungen haben alle dramatischen Autoren machen müssen, es fragt sich nur, wer Talent, Selbstvertrauen, Glück und Geduld genug hat, sie zu überwinden. Ich traute mir von allem Dem nichts zu, und so schob ich alle Pläne zu Stücken zurück und suchte dem Drang zu neuer Production zu widerstehen. Ich will nicht verhehlen, daß ich mich dabei recht unglücklich fühlte, als Autor nämlich, und das trat um so greller hervor, als mein Leben sich sonst so überaus beglückend gestaltet hatte.

Da, nach Jahren verfehlten Strebens, drückendster Autorenentmuthigung, machte ich, wie fast allsommerlich, mit meiner Frau eine Reise und diesmal über München nach Wien. Ich wollte mein gutes Burgtheater, das auch indessen einige meiner Stücke, aber mit mattem Erfolg, aufgeführt hatte, wollte meine früheren Freunde, die mich ja fast vergessen haben mußten, wiedersehen. Heinrich Laube, der sich freundlichst, als er noch in Leipzig war, für meine ersten Versuche interessirt hatte, stand in der ganzen Frische seiner Thätigkeit an der Spitze des Burgtheaters, das er mit der rücksichtslosen Energie der Ueberzeugung aus der alteingewohnten Bahn zu regeneriren suchte.

Die Aufgabe war um so schwerer, als er mit Traditionen zu brechen, der durch Generationen fortgeerbten Ueberzeugung der Unfehlbarkeit dieser Bühne entgegen zu treten hatte. Das Publicum sah das Einreißen, in dem ihm Manches verloren ging, was Gewohnheit und Vorurtheil über Verdienst werth gemacht hatte, aber der Wiederaufbau konnte noch nicht an die Stelle treten und mußte sich mühsam sein Fundament legen in dem unsichern Boden des Mißtrauens, der es hemmte. Laube ist aber eine Natur, die vor dergleichen nie zurückschreckt, die im Gegentheil Lust hat am Kampf. Er selbst hat über sein Streben, seine Erfolge, seine Grundsätze Rechenschaft abgelegt, über seine Verdienste als Bühnenleiter hat mehr als ein Publicum Zeugniß gegeben, und ich kann hier nur erzählen, daß er mir selbst immer freundschaftlich und offen entgegentrat, im Ermuntern wie im Verneinen.

Mein erster Weg in Wien war diesmal also auch zu ihm. Laube ist practisch und zugleich immer sein Ziel im Auge behaltend. Danach hatte er sich auch, unterstützt von seiner an Geist und Bildung wie an fein weiblichem gesellschaftlichen Tact gleich

bedeutenden Gattin, jeder seinen Verkehr eingerichtet. Sein Haus war nach dem Essen bis zum Theateranfang allen Bekannten, den Mitgliedern der Bühne, den Vertretern der Presse, der Literatur, der Gesellschaft, die Antheil nahm an Kunst und Wissenschaft, liebenswürdig geöffnet. Die Wirthin hatte den dampfenden Kaffee bereit, der von jeher das Renommé hat, das Gespräch beweglich zu erhalten, der Wirth die Cigarre, die die Scene verbannte. Ein neutraler Boden angenehmster, geistig anregendster Art war geschaffen, freundlich vermittelnd zwischen dem strengen, scheinbar oft harten Director und den Mitgliedern der von ihm geleiteten Bühne, zwischen den Leistungen dieser und der Kritik, zwischen Publicum und Theater. Die Stunden um Frau Iduna Laube's Kaffeetisch waren eine Macht, aber eine versöhnende, der Jeder sich gern beugte. Wie bereiteten sie in Verständniß und Theilnahme die kommenden Leistungen, die zu erwartenden Stücke vor im Publicum; wie ließen sie das Fertige nachklingen! Manch' geschäftlicher Conflict wurde geschlichtet, manches Mißverständniß gelöst, die ungerechnet, denen vorgebeugt wurde. Hier konnte der Autor wirklich lernen,

denn hier fand er alle Elemente zusammen, die ihm helfen konnten. Alle Stunden, die mir diesmal und später in diesem Salon gegönnt waren, sind mir in dankbarster Erinnerung geblieben.

Aber nicht jeden Zwiespalt vermochte der gesellig angenehme, geistig so anregende Verkehr in den Laube'schen Kaffeestunden zu lösen, von denen sich Einzelne in schroffer Abgeschlossenheit fern hielten. Zu diesen gehörte vor Allen ein überhaupt abgeschlossener Dichter, den man fast einsam in der Literatur nennen konnte — Friedrich Hebbel. Ich hatte ihn, einige Jahre vorher in Marienbad mit seiner schönen, talentvollen und guten Frau, der Schauspielerin Christine Hebbel, geborenen Enghaus, kennen gelernt, mehrere Wochen mit ihm in freundlichem Verkehr zugebracht, und das Ehepaar war mir freundschaftlich nahe getreten. Der Dichter Friedrich von Uechtritz hatte sich uns dort angeschlossen, und es waren gute Stunden gewesen, die wir zusammen verlebten. Hebbel mit seinem blonden Haar, den schönen, tiefblauen Augen und dem feinen Gesicht mit fast durchsichtiger Hautfarbe, ganz der Sohn des deutschen Nordens, mit einer etwas schüchternen Unbe-

holfenheit der äußern Form, aber dem Dichterstempel über der ganzen Erscheinung, hatte damals so milden Eindruck gemacht, der fast im Widerspruch stand mit der oft grausamen Gewalt seiner Dichtungen. In Wien fand ich den Freund nervös gereizt, aufbrausend, verbittert wieder. Er fühlte sich tief gekränkt, daß seine Stücke nicht mehr aufgeführt, seiner Meinung nach von der Bühne aus Parteilichkeit fern gehalten würden, und schob natürlich die Schuld vorzugsweise auf Laube, der wieder die Unaufführbarkeit der meisten Hebbel'schen Stücke, den nicht nachhaltigen Erfolg bei den versuchten hervorheb. Hebbel, im Bewußtsein seiner genialen dichterischen Begabung, gerieth so in Selbstvertheidigung seiner Productionen, die ihn, ganz gegen seine eigentliche Natur, anmaßend erscheinen ließ. Und er war doch Dichter im vollsten Sinne des Wortes, durch Schicksale und Erziehung auf eigene Wege geführt, und so selbständig in seiner Production, so durchaus nicht anlehnend an andere Schöpfungen, daß er sich seine Bahnen gewaltsam kräftig selbst brach, niemals in die geebnete, hergebrachte Straße einlenkte. Da lag der Vorzug seiner Dichtungen und der Fehler derselben für die Bühne, die

nun einmal die Gesetze befolgt haben will, die sie aus Erfahrung und Gewohnheit herausbildete. „Die Zukunft wird mich anerkennen, und meine Stücke werden einst auf keiner Bühne fehlen!“ sagte mir Hebbel. Er hatte Recht, wenn auch in anderem Sinne, als er meinte. Die Anerkennung kam, namentlich als seiner Nibelungen-Tragödie in Berlin der Schillerpreis ertheilt wurde, und das Stück über die meisten besseren Bühnen ging; aber sie traf fast mit seinem Tode zusammen, nicht weil dieser sie erst hervorrufen mußte, aber weil er zu früh starb in voller Kraft dichterischen Schaffens. Mir war er nicht allein als Mensch lieb, ich hatte ihn auch um den Ernst lieb, mit dem er seinen Dichterberuf erfaßte, um die tief strenge Sittlichkeit, die freilich eigenartig wie seine Dichtungen, selbstgeschaffen durch sein ganzes Wesen und durch seine Productionen ging. Als die Kunde seines Todes mich traf, lang erwartet nach schwerem Siechthume, stand ich an der Spitze der Schweriner Bühne, und in derselben Stunde bereitete ich, tief erschüttert, eine Todtenfeier für den Dichter, der mir Freund gewesen war. Seine Tragödie „Siegfried's Tod“, die auf dem

Repertoire war, wurde für den nächsten Tag angesetzt. Als zum Schluß Alle sich um den todten Siegfried Bahre gruppirten, trat die Darstellerin des Giselher, Fräulein Riedel, vor, einen Lorbeerkranz mit dem Trauerflor in der Hand, und gab in wenig Versen, die ich ihr dazu gedichtet hatte, die Bedeutung der Aufführung. Wir hatten dem Dichter in seinem eigenen Gedicht den Lorbeerkranz für das frische Grab gewunden. Das schloß sich so rührend der Klage um Siegfried an, daß das Publicum, dem kaum die Trauerkunde geworden war, tief erschüttert das Haus verließ. Den Kranz aber haben wir, im Namen des Schweriner Theaters, dem Dichter nach Wien auf das Grab geschickt.

Was aber damals nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf mich blieb, war, durch alle Verstimmung des Freundes hindurch, die sich auf die ganze moderne dramatische Literatur, die Darstellungsweise und das gesammte Bühnenwesen erstreckte, das unerschütterliche Vertrauen auf seine eigene Kraft und die hohe Auffassung der Poesie, die ernste, sittliche Bedeutung des Theaters. Freilich, wer dasselbe heute als Hebel zur Volksbildung, als priesterlichen Förderer der Sitte

auffaßt, der kann wenig einverſtanden ſein mit dem, was er findet. Effectmachen um jeden Preis, Geld einnehmen, ſo viel als möglich, das iſt jetzt die Loſung, und von einer Bildungsſchule durch die Kunſt iſt keine Rede mehr. Da bleibt wirklich dem edlen Gemüth, dem es um die Kunſt zu thun iſt, nichts übrig, als in die Schranken zu treten gegen die moderne Bühne, die, ihre hohe künſtleriſche und ſittliche Aufgabe verkennend, zum frivolen Vergnügen herabſank, oder — an einem Erfolg des Kampfes verzagend, ihr den Rücken zu kehren. In Friedrich Hebbel's Natur lag es, den Kampf aufzunehmen, und er that es mit heiligem Ernſt.

Eine andere liebe Freundin in Wien hatte den entgegengeſetzten Weg gewählt, ebenſo ihrem Naturell, dem weiblich liebenswürdigen, folgend. Gerade als wir in Wien ankamen, hatte eine Nachricht, die ſonſt mit freudiger Theilnahme aufgenommen zu werden pflegt, ganz Wien wie eine Trauerkunde getroffen — Louiſe Neumann war Braut und wollte von der Bühne zurücktreten. Erſt hatte man dem Gerücht keinen Glauben ſchenken wollen, aber nun war es ſicher, und der Abgang dieſes Lieblings der Geſell-

schaft und des Publicums stand ganz nahe bevor. Wir betrachteten es als ein besonderes Glück, daß die Freundlichkeit Laube's, der unseretwegen das Repertoire umstellte, uns Gelegenheit gab, diese anmuthigste Lustspielschauspielerin noch einmal auf der Bühne zu sehen, die ihre Gegenwart schon veredelte. Louise Neumann's Künstlerschaft, der erste Rang, den sie in ihrem Fach einnahm, war unbestritten, jede Art der Anerkennung vom rauschendsten Beifall bis zum geübten Tadeln wurde ihr, sie stand auf der sichern Höhe ihrer Erfolge, und nicht die Besorgniß, daß diese sie verlassen könnten, hätte ihren Entschluß zu reifen vermocht, und doch, als ich sie fragte, ob sie nicht mit Bedauern scheide von ihrem Beruf, der sie hätte beglücken müssen, weil sie durch ihn so Viele beglückte, ob sie nicht ein Heimweh fürchte nach der Kunst, lächelte sie und sagte: „Ich habe mich oft gefragt, ob meine Kunst denn wirklich Kunst sei, und bin mir noch immer die Antwort schuldig geblieben. Ich habe aus allen Aufgaben, die mir wurden, mit ernstem Fleiß herausgearbeitet, was ich Künstlerisches und Gutes zu finden vermochte, aber ich habe so oft vergebens gesucht, daß mir die

Ausbeute nicht mehr werth scheint, die ganze geistige Kraft des Lebens daran zu setzen. Es scheint mir ein würdigerer Beruf, einem einzigen Menschen Alles sein, als Allen so wenig bringen zu können.' Und so verlasse ich die Bühne mit Dank, aber ohne Bedauern."

Ihre Mutter, Frau Haizinger, die nie alternde, die echte Schauspielernatur, war ganz anderer Meinung: „Mache, was Du willst," sagte sie, „ich aber gehe nicht von der Bühne, bis man mich fortschickt, und so lange ich mich noch bewegen und die Zunge gebrauchen kann, werden sie das schon nicht thun. Sie finden nicht alle Tage eine Haizinger wieder. Es ist schon fatal genug, daß man endlich doch sterben muß; aber wenn man bis dahin nicht aufzuhören braucht Komödie zu spielen, gehts noch allenfalls."

Sie hatte Recht. Wenn nicht eine andere Macht als die ruhige Ueberlegung uns zur Bühne zöge, würden wir dieser niemals unsere Kräfte weihen, da aber diese Macht uns dämonisch festhält, kommen wir nicht von ihr los, ohne ein gutes Stück unseres Herzens und Lebensglückes zurückzulassen.

VIII

Wir hatten, in Wien angekommen, gleich nach Rettichs getragt, die ich mich freute wiederzusehen, und die meine Frau kennen zu lernen wünschte. Auch nach Varen Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) hatte ich mich erkundigt. „Rettichs" hieß es, „sind auf dem Lande, in ihrer Villa in Hütteldorf, und kommen nur, wenn sie zu spielen haben, zum Theater herein. Varen Münch aber ist auch in Hütteldorf, läßt sich jedoch vor Niemand sehen und verkehrt nur mit Rettichs." Das war denn freilich nicht ermunternd, und wir gaben es mit Bedauern auf die liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen und wiederzusehen. Da saßen wir mit Laube in seiner Loge; „Die Revolutionen von Rauvach wurden gegeben, die Rettich spielte. Laube war im Zwischenact auf die Bühne gegangen und kam mit den Worten zurück: „Ich habe der Rettich erzählt, daß Sie hier sind, und sie sagt mir, daß Sie ja alte Bekannte wären!" Ich bat ihn im nächsten Zwischenact, zu fragen, ob und wann wir in Hütteldorf einen Besuch machen könnten. Die Antwort lautete: „Zu jeder Stunde, sie seien den ganzen Tag zu Haus."

Am andern Tage aßen wir früh und fuhren nach Hütteldorf, denn wir wollten zum Theater zurück sein. Rettich kam an die Gartenthür, gleich darauf seine Frau. Sie hatten noch nicht gegessen, aber sie wollten uns doch nicht fortlassen, wenigstens sollten wir uns zu ihnen setzen. Vom ersten Augenblick an war man heimisch bei der prächtigen Menschen, und wir folgten auch ohne Weiteres der Aufforderung. Eben waren wir in das Eßzimmer getreten, als die Thür sich öffnete, ein Herr sich zeigte, aber sofort, als er uns sah, mit verdrießlichem Gesicht den Fuß zurückzog und die Thür hinter sich schloß. Julie Rettich lachte. „Kommen Sie nur herein, Baron," rief sie. „Es ist Putlitz mit seiner Frau, vor denen werden Sie sich doch nicht fürchten!"

Münch trat nun zwar in das Zimmer zurück, aber sehr zufrieden mit den Gästen sah er noch nicht aus. Indessen wir setzten uns an den Tisch, und das belebteste Gespräch war schnell im Gang. Als wir hernach den Kaffee im Garten nahmen, war auch Münch gesprächig geworden, fühlte sich sichtlich behaglich und wurde mehr und mehr vergnügt. Wir gaben natürlich sofort das Theater auf und blieben bis in den Abend hinein.

Das Freundschaftsverhältniß Friedrich Halm's zum Rettich'schen Hause, zu dem hochgebildeten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Ehepaar, war das seltenste, edelste und eigenthümlichste. Als Baron Münch, unter dem Namen Friedrich Halm, sein erstes Stück, das seinen Namen schnell durch ganz Deutschland berühmt machte, „Griseldis", in Wien hatte aufführen lassen, war es Julie Rettich gewesen, die die Titelrolle spielte. Das vermittelte die Bekanntschaft. Münch hatte schon damals in seiner scheu zurückgezogenen Weise seine dichterischen Bestrebungen vor aller Welt geheim gehalten, und lange war, nach dem Erfolg der Griseldis, der pseudonyme Friedrich Halm in aller Munde, ehe er sich zur Autorschaft bekannte. Ja, seine eigene Gattin hatte nichts von seiner Production, nicht einmal von seinem poetischen Talente gewußt, und erst als der Erfolg den Schleier hob von dem Geheimniß, ging sie selbst in's Theater, um die Dichtung des Gatten kennen zu lernen. Sie kam zurück, leidlich befriedigt vom Stück, aber begeistert für die Darstellerin der Griseldis, die sie kennen lernen wollte. Der Wunsch war leicht zu erfüllen, und er begründete eine rührende und treue

Freundschaft zwischen den beiden Frauen und dadurch den beiden Familien. Da fesselte eine jahrelang dauernde schwere Krankheit die Baronin Münch an das Zimmer, eigentlich an das Bett, und die Häuslichkeit des Gatten war dadurch auf ein trübes Krankenpflegen beschränkt. So wurde ihm das Rettich'sche Haus Trost und halb eigene Häuslichkeit.

Durch ein ganzes Leben, treu, ungetrübt bis zum Tode hat das gedauert. Jeden Abend brachte Münch bei Rettichs zu, da fand er Anregung, Theilnahme für seine Productionen, Freundschaft, so wie engere Heimat. Julie Rettich wurde nicht allein die Muse seiner Dichtungen, ihr Talent wurde der Zweck derselben. Nur für sie hat er geschrieben, nicht allein seine Dramen, in deren jedem sie die Hauptrolle hatte, auch seine Gedichte, die sie vertrug. Wir können die Halm'schen Poesieen nicht mehr trennen von Julie Rettich. Was dieses Zusammenschaffen zweier so hervorragender Talente Förderndes, Begeisterndes haben mußte, wie in ihm die Production wuchs und sich concentrirte, läßt sich leicht begreifen, aber auch die Gefahr des Einseitigwerdens lag nahe und hätte bedenklich werden können, hätte nicht der

feingebildete, klare Karl Rettich dazwischen gestanden und nach allen Seiten ausgleichend eingewirkt. Aber schon Julie, die Lieblingsschülerin Ludwig Tieck's, mit ihrem klaren Geist, der Wahrheit ihres ganzen Wesens, dem nie rastenden Streben, mit dem sie an der Ausbildung ihres Talentes arbeitete, lenkte von der Gefahr des Einseitigwerdens ab, der eine minder denkende, minder selbständig schaffende Künstlernatur vielleicht erlegen wäre. Julie Rettich war die vielseitigst begabte Frau, die mir im Leben begegnet ist, und doch, so viel sie war, nach den verschiedensten Richtungen, Alles war sie ganz und in Allem sie selbst: wahr, sicher, treu. So haben wir sie kennen gelernt als Künstlerin, als geistvolle Beratherin in allen Zweigen der Kunst und des Wissens, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundin. Eins ist mir an allen ihren Leistungen immer wieder klar geworden, daß die höchste Blüthe der Kunst nur im edlen, durchgeklärten Charakter wurzeln kann. Hätte wirklich Jemand kritische Bedenken bei dieser oder jener ihrer Darstellungen, an Auffassung oder Manier der Wiedergabe erheben wollen, den edlen Charakter der Künstlerin fühlte man immer durch, und den

Eindruck, den ſie als Griſeldis auf Frau von Münch ausgeübt hatte, haben viele nach Dieter empfangen, denn er war ein ganz richtiger. Dieter „Ausdruck war ein ausnahmsleier, immer ſiegender und ihre ganze Umgebung veredelnder. Ich habe die wunderbare Frau ſpäter oft auf ihren Gaſtſpielreiſen begleitet, und es war merkwürdig, wie ihr gleich das ganze zuſammengewürfelte Perſonal der unbedeutendſten Bühne zu Füßen lag, Alles zu Wunſch that und nur, weil ſie da war mit ihrer aufrichtigen, wohlwollenden Freundlichkeit, mit ihrem Ernſt für die Kunſt und ihrem edlen, menſchlichen Herzen. Was ſie als Künſtlerin leiſtete, ſo bedeutend es war, hätte vielleicht eine Andere auch, wenigſtens annähernd erreichen können; die ganze Frau hat aber ihres Gleichen nicht gefunden.

Wie war es alſo zu verwundern, daß wir uns gleich an jenem Sommernachmittag in Hütteldorf von den drei ſeltenen Menſchen ſo angezogen fühlten, daß wir mit Freuden der Aufforderung Folge leiſteten, unſern Aufenthalt in Wien um einen Tag zu verlängern, um am andern Tage ſchon zu Tiſche herauszukommen.

Zur verabredeten Stunde hielten wir wieder an

der freundlichen Gartenthür, und Julie Rettich kam uns schon freudestrahlend entgegen. „Sie haben ein Wunder bewirkt," rief sie schon von Weitem. „Münch, der verreisen mußte, der sonst allen Menschen aus dem Wege geht, hat die Reise abgeschrieben und ist geblieben, nur um Sie diesen Nachmittag noch zu haben."

Er kam auch gleich zum Vorschein, ohne die Essensstunde erst abzuwarten. „Was hat ihn nur so gegen die Menschen verstimmt?" fragte ich Rettich, und der erzählte mir denn, daß die unglückliche Anonymität, mit der er den „Fechter von Ravenna" hatte in die Oeffentlichkeit treten lassen, ihm eine ganze Fluth von Kränkungen gebracht hätte. Bei dem leicht verletzlichen, krankhaft reizbaren Dichter war das begreiflich. Der Hergang war in Kürze folgender: Friedrich Halm, verstimmt durch mißbilligende Kritiken und nicht volle Theilnahme des Publicums, die seinen letzten dramatischen Dichtungen geworden war, beschloß, sich durch Anonymität für sein neuestes Stück „Der Fechter von Ravenna" bei der Presse und dem Publicum eine Beurtheilung zu schaffen, die unabhängig wäre von Neigung und Abneigung,

die er für ſeine Perſon vorausſetzte. Er hielt ſeine Arbeit ſo geheim, denn nur drei Menſchen wußten um dieſelbe, und beſorgte die Einreichung und Correſpondenz ſo geſchickt über Dresden, daß ſelbſt der leicht merkende Laube irre geführt wurde. Das Stück kam in Wien an der Burg zur Aufführung und erregte ungewöhnliches Aufſehen, noch geſteigert durch die Anonymität, die allgemeine Neugierde weckte. Man muthmaßte hin und her, und nur der alte Grillparzer ließ ſich nicht täuſchen! „Das Stück," hatte er gleich geſagt, „konnten nur zwei Dichter gemacht haben — Halm, oder ich. Da ich nun weiß, daß es nicht von mir iſt, muß es von Halm ſein!" Aber Halm leugnete hartnäckig, und da nach dem Erfolg Niemand einen Grund dafür einſehen konnte, conjecturirte man weiter. Nun ging das Stück über die meiſten deutſchen Bühnen, theils mit glänzendem, theils doch mit gutem Erfolg, und ganz Deutſchland betheiligte ſich an der Frage der Autorſchaft. Die Tantièmen und Bühnenhonorare blieben liegen und ſummten ſich auf, Niemand erhob ſie, ja, das Gerücht vergrößerte ſie zu namhaften Summen. Da auf einmal, vielleicht geleckt durch die herren-

leien Schafe, die des Autors harrten in den Theaterkassen, meldete sich ein armer Schulmeister Vaberl und nahm das Autorrecht für sich in Anspruch. Das Stück sei zwar nicht ganz das seinige, sagte er, aber eine treue Umarbeitung eines Stückes, das in der That in der Gruppirung der Personen einige Aehnlichkeit mit dem Fechter von Ravenna hatte, und das er Laube eingereicht haben wollte als Concurrenzstück einer Preisbewerbung, die dieser für das Burgtheater ausgeschrieben hatte. Merkwürdiger Weise nahm ein Theil des Publicums, sogar literarische Notabilitäten, Partei für den Prätendenten des Autorruhms und Autorlohns, und so ging der Sturm gegen Laube. Er musste um die Sache wissen, er hätte das Vaberlsche Stück bekommen und er habe darauf den Fechter aufführen lassen. Laube verneinte energisch seine Mitwissenschaft, forschte aber weiter, und da stellte sich heraus, daß das Stück von Vaberl wirklich bei der Preisbewerbung eingereicht war. Laube erinnerte sich, unter der Fluth von Stücken auch eins, auf einem einzigen Briefbogen geschrieben, erhalten zu haben. Sodann hatte er gesagt: „Nun, das Stück brauche ich wenigstens nicht zu lesen, das könnte kaum

eine halbe Stunde spielen, und das Preisausschreiben fordert eins, das den Abend füllt!“ Sein Sohn hatte das Stück aber doch in die Hand genommen und dann mit lautem Gelächter versichert, daß man es als Preiscencurrenten sicher nicht zu beachten hätte, er erinnerte sich aber später, daß auf dem einen Briefbogen wirklich von Thusnelda und ihrem Sohn die Rede gewesen sei. Weiter hatte Niemand in Wien das Stück zu sehen bekommen.

Nun aber durfte Halm nicht mehr schweigen, schon um Laube zu rechtfertigen, und er bekannte sich öffentlich als Autor. Man hätte meinen sollen, mit dem Wort sei die Sache abgethan; aber dem war nicht so, und nun begannen wirklich Kränkungen für den Dichter, die unerhört waren. Ein Theil der Presse blieb dabei, Bacherl's Rechte aufrecht zu halten und für ihn wenigstens die Grundidee, die Gruppirung des Stoffes und der Charaktere in Anspruch zu nehmen. Vergebens wies Halm seine historischen Quellen nach, man hielt sich an einige allerdings auffallende Aehnlichkeiten, die nicht historisch, sondern Erfindung waren, und Bacherl versicherte hoch und theuer, das Halm'sche Stück weder gesehen, noch gelesen

zu haben, vielmehr nur durch Kritiken auf den Stoff aufmerksam gemacht zu sein und erkannt zu haben, daß es nichts Anderes als eine Umarbeitung seiner Tragödie sei. Diese Behauptung widerlegte freilich Roderich Benedix, der damals Theaterdirector in Frankfurt a. M. gewesen, und zu dem Bacherl eines Tages gekommen war, um sich ein Billet zur Vorstellung des Fechters zu erbitten. Die ganze Sache war jetzt so klar als möglich: Bacherl hatte nach dem Fechter die Aehnlichkeiten in sein Stück hineingearbeitet. Aber die Angriffe auf Halm hörten noch nicht auf und verstummten erst, als Bacherl sein sogenanntes Stück, und zwar gleich in zwei zusammen gedruckten Bearbeitungen veröffentlichte und damit eine vollkommene Lächerlichkeit zu Tage brachte. Zum Ueberfluß zog der halb verrückte Mann von Stadt zu Stadt und las sein Stück vor, um sich, gegen geringes Entree, von einem großen Publicum immer wieder verhöhnen zu lassen, bis die Polizei diesem Erwerb, der unter keine Kategorie von Kunstleistungen zu stellen war, ein Ende machte.

Aber Münch hatte seinen Aerger und die Kränkungen fort, die fast seine Ehrenhaftigkeit in Zweifel

ſtellen wollten. Das hat ihn nur noch menſchenſcheuer und zurückgezogener gemacht, und in dieſer Stimmung lernten wir den Dichter kennen. Aber wir bemerkten nichts von ſeiner Verſtimmung, und Rettichs verſicherten immer wieder hocherfreut, den Freund ſeit langer Zeit nicht ſo friſch und geſprächig geſehen zu haben.

Friedrich Halm ging nicht in's Theater, aber er hatte meine Stücke, ſo weit ſie gedruckt waren, geleſen, und er ſagte ſein Urtheil über dieſelben mit einer Offenheit, die zuerſt die Freunde erſchreckte. Sein Urtheil traf nur zu ſehr mit meiner eigenen Muthloſigkeit zuſammen, und ich ſprach dieſe unumwunden aus. Julie Rettich fuhr gleich dazwiſchen. Sie ſchalt mich tüchtig aus und hat das ſpäter noch oft gethan. „Sie haben noch gar nicht probirt, wie weit Ihr Talent reicht," ſagte Halm, „und dann verſtehen Sie Aufbau und Oekonomie nicht!"

„Ja," rief ich, „wie ſoll ich das lernen, wenn man meine Stücke nicht aufführt?"

„Von mir!" erwiderte Halm ganz ruhig. „Wären wir an einem anderen Orte, ſo wäre das leicht, man kann in einer Stunde des Geſprächs viel

lernen. Nun wir so weit auseinander leben, ist's viel schwerer, aber geben müßte es bei gutem Willen doch auch!"

Ich griff mit beiden Händen zu, und in dem auch sonst unvergeßlichen, freundlichen Garten in Hutteldorf wurde der Grund für uns zu einer Freundschaft gelegt, die nur der Tod trennte, und mir gaben jene Stunden einen Wendepunkt meiner ganzen literarischen Thätigkeit; denn Halm's Versprechen blieb mir im Gedächtniß, es sollte eingefordert werden, und er hat es mit aufopfernder Freundschaft gelöst.

Einige Wochen später richteten wir uns für den Winter ein in unserer ländlichen Einsamkeit. Die volle Sehnsucht nach einer Production war wieder da, aber die Scheu vor dem Theater noch nicht überwunden, und doch hatte ich die Ueberzeugung, die ich eigentlich auch noch habe, daß meine Begabung ausschließlich auf das Dramatische ginge. Ein Stoff lag mir in den Gedanken, der sich immer klarer gestaltete, ein Conflict, dessen Hauptfigur die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein war. Es war eine traurige Veranlassung, die mich auf den Stoff hinleitete. Wir brachten einige

Monate in Berlin zu, während unser Freund Willibald Alexis seinen vortrefflichen vaterländischen Roman (leider sollte es sein letzter sein) „Dorothea“ drucken ließ. Die beiden ersten Bände waren fertig, der dritte bedurfte noch der letzten Ueberarbeitung. Da warf, aus der Fülle der Gesundheit heraus, ein Schlaganfall den Freund auf das Krankenlager, als Anfang eines Siechthums, das er nicht wieder überwand. Noch meinte man, daß die Klarheit der Gedanken dem Kranken nicht zurückgekehrt sei, daß man an ihn keine Frage stellen könne, als der Verleger der Dorothea händeringend kam und die treu pflegende Gattin fragte, was denn nun aus dem Roman werden solle, da die Fortsetzung des Druckes dränge. Der Kranke hatte doch das geflüsterte Gespräch durch die halb offene Thür verstanden, winkte seiner Gattin und flüsterte mühsam: „Putlitz!“ Nun kam der Verleger mit dem Manuscript, das man in dem Pult des Dichters gefunden hatte, und ich übernahm Durchsicht und Correctur. Das war nicht ohne Schwierigkeit, denn schon die Handschrift hielt sehr auf. Oft haben meine Frau und ich Stunden zugebracht, um einzelne Worte zu entziffern, die uns dann, wie

die Lösung eines Räthsels, auf einmal einfielen. Dann mußte ich mich ganz in die historischen Quellen des Romans einarbeiten, um einzelne mit durchgegangene Anachronismen, die der Dichter bei der letzten Revision beseitigen wollte, herauszubringen. Es war eine mühselige und verantwortliche Arbeit. Aber während derselben kam mir der Gedanke, die Kurfürstin Dorothea, diese seltsame Frau, die schon ihre Zeitgenossen der Zauberei und des Giftmischens beschuldigten, und die auch Willibald Alexis meisterhaft in unheimlichem Halbdunkel gezeichnet hatte, in ganz anderer Weise dramatisch zu gestalten. Eine weitere Aehnlichkeit mit dem Roman hatte mein dramatischer Stoff nicht, der schon chronologisch gerade da anfing, wo der Roman aufhörte.

Dieser Plan kam nun weiter auf der Reise, deren Eindrücke mannigfach auf die Entwickelung desselben einwirkten, und als er reif zur vollen Gestaltung drängte, mahnte es mich an das Versprechen, das mir Friedrich Halm gegeben hatte, mir an einer Arbeit zu lehren, wie man ein Stück bauen müsse. Mein Stoff schien mir ganz für meine Studien geeignet. Ein preußischer Stoff, ein Mitglied

des Herrscherhauses als Hauptfigur, das war damals noch nicht auf der Bühne gestattet. Auf preußischen Theatern durfte also das Stück nicht gegeben werden, die außerpreußischen Bühnen aber konnten damals ihrem Publicum keine Sympathie für preußische Entwickelung zumuthen, und dadurch schien jede Aussicht auf eine Aufführung des Stückes abgeschnitten, und das gerade ließ mir dasselbe für meinen Lernzweck erwünscht erscheinen. Ich schrieb an Münch und entwickelte ihm meinen Plan, noch ganz warm in der Rückerinnerung unserer jüngst gemeinsam verlebten Stunden. Seine Antwort gebe ich im Original, nicht allein, weil sie für den Freund charakteristisch ist, sondern weil sie auch die Grenzen verzeichnet, in denen sich nun ein Zusammenarbeiten entwickelte, ein Lehren und Lernen, aufopfernd, hingebend, wie es sicher selten, wenn nicht einzig dasteht. Der Freund schrieb:

„Verehrtester Freund! Ihr Schreiben hat mich wahrhaft überrascht. Der Eindruck, den meine Erscheinung beim ersten Anblick zu machen pflegt, ist in der Regel ein ungünstiger; man findet mich schroff und hochmüthig, im besten Falle kalt und zurückhaltend, und sucht sich baldmöglichst auf gute Art von

mir zurückzuziehen. Bei Ihnen scheint nun gerade das Gegentheil eingetreten zu sein; sei es, daß ich mich Ihnen liebenswürdiger gezeigt als Anderen, eine Coquetterie, deren ich mich jedoch nicht schuldig weiß, oder daß Sie geringere Ansprüche an mich stellten, oder mich vorurtheilsfreier in's Auge faßten, als Andere, genug, Sie zeigen mir Wohlwollen und Vertrauen, und ich nehme Beides erwidernd, Beides ohne viele Worte an. Die Zeit wird uns zeigen, was wir an einander haben: ich hoffe Viel und Gutes.

„Was Sie mir von Ihrer Stimmung schreiben, hat nichts zu bedeuten. Nur das Genie trifft immer auf den ersten Anlauf das Rechte; Talente müssen durch Mißgriffe vorwärts schreiten lernen. Die Erfolge, die Sie gehabt, bürgen für ihr Talent; das Bewußtsein, daß es Ihnen noch an Dem und Jenem fehlt, geht mit dem Trieb Hand in Hand Ordentliches zu leisten, wie Sie sich ausdrücken; das heißt, Sie wollen lernen. Dieser Wille allein ist ein halber Sieg; ein Sieg der Erkenntniß, der nur der Thatkraft und Ausdauer bedarf, um ein Ganzes, das ist Thatsache, zu werden. Sie wollen lernen und Sie werden lernen — wenn Sie das Lehrgeld ent-

richten wollen, denn es ist saure Arbeit, die vor Ihnen liegt, und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind heißer als vulkanischer Boden.

„Der Sprache, des Versbaues, poetischer Empfindung und Ausdruckes sind Sie mächtig. Sie haben bewiesen, daß Sie Farben zu mischen und den Pinsel zu führen verstehen, was Ihnen nach meiner Ansicht zum dramatischen Dichter noch fehlt, ist — Zeichnung und Composition. Sie wissen nicht Ihren Stücken einen festen Unterbau zu geben, und consequent Stein für Stein darauf zu legen. Sie motiviren leichtsinnig und verstehen nicht die kleinen Räder einzusetzen, die wirken müssen, um die großen in Bewegung zu setzen. Das Alles fehlt Ihnen zum dramatischen Dichter, wenn Sie, wie Sie sagen, Ordentliches leisten, das heißt der verwaisten deutschen Bühne mit großen, würdigen, lebensfähigen Stücken nachhelfen, die Zierde und der Stolz deutscher Nation werden wollen, das Alles aber ist zu lernen; habe doch ich es gelernt; leicht freilich ist es nicht zu lernen, Fleiß, Ausdauer, Liebe, ja die ganze Seele braucht es; der Lorbeer des dramatischen Schriftstellers ist nicht im Spiele zu erfassen.

„Wenn Sie in Ihrem Schreiben die Meinung aussprechen, daß Ihnen mein Rath nützlich sein könnte, so sehen Sie schon aus der Freimüthigkeit und unumwundenen Schärfe meiner Aeußerungen, daß ich ganz bereit bin, Ihnen zu rathen und zu helfen, wie ich kann. Nun stellen sich hier mehrere ganz eigenthümliche Schwierigkeiten heraus, von denen ich diesmal nur folgende herausbebe. Vielfältige Erfahrung hat mich gelehrt, daß aller Tadel ex post unfruchtbar, daß alle Kritik für den Dichter so gut als erfolglos ist. Nicht an einem gewordenen Stück, nur an dem werdenden kann ich Ihnen nützen, nur wenn ich Ihren Plan kenne, kann ich über die Ausführbarkeit desselben entscheiden, auf die Schwierigkeiten des Terrains, auf die Art und Weise, wie ihnen abgeholfen werden kann ꝛc. aufmerksam machen, und nur auf diese Weise können Sie die dem dramatischen Dichter so wichtige Mechanik und Technik sich eigen machen. Mit einem Worte, Sie müssen, bevor Sie eine größere Arbeit beginnen, mir den Plan, d. i. ein Scenarium des Stückes nicht erzählend, sondern als Dialog, freilich nur in einigen Schlagwerten hingeworfen, auf einem Quartblatt Papier (: nicht mehr:)

mittheilen; wir beſprechen und erwägen ihn zuſammen, und dann erſt beginnen Sie die Ausführung. Wären Sie in Wien, ſo ginge das ganz leicht in ein paar Stunden; nun muß das Alles ſchriftlich abgemacht werden, was eben die Hauptſchwierigkeit iſt, indeſſen verſuchen läßt ſich Alles, und wenn Sie den Verſuch machen wollen, ich bin, wie geſagt, zu Allem bereit, was Ihnen nützlich ſein kann.

„Was den Stoff betrifft, den Sie mir bezeichnet haben, ſo habe ich ihn näher in's Auge gefaßt; d. h. die nöthigen Vorſtudien gemacht, und ich kann Ihnen nun zu Ihrer Beruhigung ſagen, daß Sie, wenn Sie ihn gehörig auszuarbeiten wiſſen, einen ſehr glücklichen Griff gethan haben ꝛc.“

Wir haben redlich gehalten, was wir uns verſprachen, ſo ſchwer das zuweilen war. Eine große Correſpondenz liegt vor mir, die Perſönliches höchſtens in wenig knappen Worten, ſonſt nur das Sachliche, und auch das in ſchreffer Gedrängtheit behandelt. Das Verhältniß des ſtrengen, rückſichtsloſen Lehrers zum vertrauenden, nicht zu beirrenden Schüler ſtellte ſich immer feſter. Münch war oft abſprechender, als nöthig war, faſt nie anerkennend. Er verkannte

meine Eigenthümlichkeit, denn während er durch Tadel lernen wollte, hätte er durch ein muthermeckendes Wort der Anerkennung viel mehr erreichen können. Mehr als einmal wollte ich nicht nur diese Arbeit, nein, jeden Versuch zum dramatischen Schaffen ein für alle Mal bei Seite werfen; aber ich hatte es mir und ihm versprochen, diesmal auszuharren, und ich wollte mein Wort halten, wollte zeigen, daß ich in Allem, selbst dem Bitteren, nur aufopfernde Freundschaft erkenne. Noch heute, wenn ich die Correspondenz ansehe, die jetzt vor mir liegt, denn Halm hat mir später alle meine Briefe zurückgeschickt, rührt mich tief diese gegenseitige Hingabe; aber so groß mein Dankgefühl ist, so kann ich es mir doch auch anrechnen, daß ich Das durchführte.

Und doch waren die Monate, in denen ich so schaffte, beglückend. Ich arbeitete mit eisernem Fleiß, an nichts weiter denkend als an mein Stück, nur um so schnell als möglich wieder einen Act, den meine Frau mit unermüdlicher Geduld abschrieb, nach Wien schicken zu können. Dann dauerte es gerade eine Woche, bis er zurückkam, wurde umgearbeitet und wieder abgeschrieben. Meine getreue Abschreiberin

hat siebenmal das Stück copirt. Und es war doch nur eine Studie, für die ich keinen weitern Zweck sah, keinen Lohn erwartete, als zu lernen. Meine beste Kraft gab ich hinein. Nun war es fertig bis auf den letzten Act, der auch schon zweimal umgearbeitet war und mir immer noch nicht genügte. Da trat eine längere Störung ein, die mich aus der Arbeit herausriß. Ich konnte sie hernach nicht wieder aufnehmen, ich kam mit Halm überein, daß die Lehrzeit nun geschlossen sei, und daß eine spätere Arbeit einmal zeigen müsse, ob und was ich gelernt hätte. Mein „Testament des großen Kurfürsten" wanderte in die Mappe, wie das Extemporalienheft eines in eine andere Classe versetzten Schülers, das aus Pietät noch eine Weile aufgehoben wird. Daß das Stück noch einmal nutzbar, daß es gar aufgeführt werden könnte, daran dachte ich nicht.

IX.

Ganz unerwartet erhielt ich im März 1858 einen Brief von Halm, in dem er mir mittheilte, es böte sich mit höchster Wahrscheinlichkeit eine nicht leicht wieder zu findende Gelegenheit, das „Testament des

großen Kurfürsten" auf einer bedeutenden preußischen Bühne in vortrefflicher Besetzung zur Darstellung zu bringen, nur müsse ich dazu die zurückgelegte Arbeit mit aller Energie wieder aufnehmen und im Stande sein, das vollkommen bühnengerechte Stück in längstens fünf Wochen abzuliefern. Er fügte zwar hinzu, daß das eine tüchtige Anstrengung sei, und daß noch viel zu thun bleibe; aber er mahnte dringend, denn mir fehle Selbstvertrauen, das nur ein Erfolg geben könne, den ich nothwendig brauche, um endlich meinen Erbfeind, den Zweifel an meinem Beruf zum dramatischen Dichter, todtzuschlagen. Das seine eigenen Worte, und ich brauche nicht hinzuzufügen, in welche Aufregung mich die ganz unverhoffte Aussicht brachte, mein Stück, dem der sonst so strenge und fast nur tadelnde Lehrer einen Erfolg voraussagte, aufgeführt zu sehen. Ich will gleich vorausnehmen, daß die Aussicht, die mir Halm eröffnete, sich auf ein Gastspiel stützte, das Julie Rettich mit Joseph Wagner, dem vortrefflichen Heldendarsteller des Burgtheaters, für den Sommer in Breslau abgeschlossen hatte.

Nun wurde mein Stück wieder hervorgeholt, und die letzte Bearbeitung mit fieberhaftem Fleiß verge-

nommen. Bei den vier ersten Acten war das leicht, denn sie lagen so gut als fertig da, aber nach dem Schluß des vierten Actes noch eine Steigerung für den fünften zu finden, wollte mir nicht gelingen. Der Act war fest gebaut, aber er erschien mir immer noch kalt, und je mehr ich das überwinden wollte, desto mehr schien mir dazu die Productionskraft zu fehlen.

Aber die Zeit drängte, und da ich mich nun auch mit Julie Rettich wegen der Aufführung besprechen wollte, entschloß ich mich schnell und reiste nach Wien, um nach mündlicher Berathung mit Halm dort meinen letzten Act umzuarbeiten. Der Freund empfing mich in liebenswürdigster Weise, und sein erster Gruß war ein herzlicher Glückwunsch zu meinem, wie er sagte, vortrefflichen Stück. Das gab mir gleich Muth, und nach acht Tagen, in denen ich den Schreibtisch bis zu später Mittagsstunde nicht verließ, dann nach Tisch zu Halm ging zur Berathung, war mein Stück fertig. Freilich hatte ich noch manch' harten Kampf mit dem Freunde zu bestehen. Um die Arbeit zu fördern, hatte er seinerseits halbe Scenen, ja, ganze Reden ausgearbeitet

und verlangte nun, ich solle diese so ohne Weiteres in meinen Act einfügen. Ich widersetzte mich, denn ich wollte nichts so Fremdes in meine Arbeit aufnehmen, es kam mir vor wie ein fremder Blutstropfen in den eigenen Adern, und nicht ohne Mühe schlossen wir das Compromiß, daß ich wenigstens so Vieles als möglich, aber nach meiner Weise umgearbeitet, adoptiren wollte. Gelernt habe ich auch dabei, denn Halm steigerte, gipfelte jede einzelne Rede so kunstvoll, freilich auch künstlich, daß mir dadurch der Effect, den die Darsteller damit bei der Aufführung machten, ganz klar wurde. Und doch kämpfte meine Empfindung gegen dies erkaltende Herausschleifen der Glanzmomente in der Rede, wie gegen eine Unnatürlichkeit, gegen die sich nun einmal mein Gefühl sträubt. Ich habe den freiesten Gebrauch von den Halm'schen Entwürfen gemacht, und er gab sich zufrieden. Eigenthümlich war es mir, als dreizehn Jahre später die Halm'schen Redeentwürfe auf ein paar Blättern, die man unter seinen Papieren nach seinem Tode gefunden hatte, mir von befreundeter Hand zugeschickt wurden und ich diese Ursache unseres freundschaftlichen Streites wiedersah.

Aber der Muth zu meinem Stück wuchs mir mehr und mehr, wie ich mich überhaupt wohl fühlte in dem heitern Wien, in dem es mir immer gut gegangen, mir nur Freundschaftliches geworden war. Nun ist aber die eigentliche Heimat des Dichters immer seine Production, und so wurde mir diesmal, als ich fast alle Zeit bei meiner Arbeit zubrachte, der Ort ganz heimisch, so daß wirklich aus vollem Herzen ungesucht und unabsichtlich die Verse entstanden, die ich meinem Kurfürsten in den Mund legte:

„Das Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert.
Und keinen Feind hat Deutschland mehr zu fürchten."

Sie sollten später noch bedeutungsvoll für das Stück werden.

Mein Drama war also fertig, die nothwendige Anzahl von Abschriften bestellt, und wohlgemuth reiste ich von Wien ab. Bald darauf kam auch die Nachricht, daß Julie Rettich und Josef Wagner mit dem Stück und ihren Rollen einverstanden wären, und daß der Director des Breslauer Theaters, Herr Schwemer, sich warm für die Aufführung interessire. Alle Hindernisse schienen beseitigt, da kam uns fast unvorhergesehen ein neues, das fast das Erscheinen des Stückes

ganz verhindert hätte. Director Schwemer hatte das Stück der Behörde eingereicht zur Genehmigung der Darstellung, und nach langer Zeit des Zweifelns war ihm der Bescheid geworden, daß nur durch eine Cabinetsordre die Erlaubniß ertheilt werden könnte, ein Mitglied des Königshauses auf die Bühne zu bringen. Wir hatten nur noch wenig Wochen bis zur Aufführung, und da hieß es denn alle Hebel in Bewegung setzen, die denn auch wirklich die Cabinetsordre bewirkten zur Erlaubniß, das Stück aufzuführen, freilich nur in Breslau und nur für das Rettich-Wagner'sche Gastspiel.

Mit dem 1. Juli begann das Wiener Gastspiel in Breslau, und mein Stück sollte eine der ersten Aufführungen sein. Ich reiste am 21. Juni dorthin, mehr besorgt als voll Hoffnungen und immer noch nicht sicher, daß die Sache zu Stande kommen würde. Nach einer fatalen Nachtfahrt kam ich in Breslau an. Zwei Droschken fuhren zugleich in „Lettlitz' Hôtel vor, wo ich mir mit der Rettich und Wagner Rendezvous gegeben hatte aus der ersten stieg ich, aus der zweiten Heinrich Laube. Wenig Wochen vorher hatten wir uns ebenso in Magdeburg getroffen, und wir mußten

laut lachen über diese Begegnungen, die Verabredung nicht präciser hätte zu Stande bringen können. Ohne Einfluß auf das fernere Schicksal meines Stückes ist aber dies zufällige Begegnen nicht gewesen.

Zettlitz' Hôtel war eigentlich der Vorhof des Theaters und damals gerade ganz gefüllt mit Künstlern aus allen Gegenden Deutschlands, die theils in Breslau gastirten, theils sich mit jenen Rendezvous gegeben hatten. Von allen Seiten hörte man Gesangsübungen, die Table d'hôte versammelte ein vollkommenes Bühnenpersonal, um das sich ein großer Kreis von Kunstfreunden schloß. Nach dem Essen, im Garten, fanden sich verschiedene Gruppen zusammen, kurz, es war das Hôtel wie ein kleiner Badeort, in dem man Theatergespräche trank und im Kunstenthusiasmus badete. Auch ich fand gleich einen Kreis von Universitätsfreunden und anderen Bekannten, der immer größer wurde. Es wäre ein angenehmer Verkehr gewesen, hätte ich nur mein Stück vorbereiteter gefunden. Allerlei kleine Hindernisse hatten es jedoch hinausgeschoben, und die heimischen Theatermitglieder schienen keine große Lust dazu zu haben. Das konnte man ihnen freilich nicht verdenken.

Wenn es ohnehin schon eine harte Aufgabe ist, die Gastspiele zu unterstützen, bei denen die besten Rollen, die Haupttheilnahme und fast der ganze Beifall den Gästen zufällt; eine gewaltige Anstrengung, eine ganze Reihe fremdgewordener, gewichtiger Stücke in schneller Folge zu repetiren: so ist das Lernen neuer Rollen für ein Stück noch nicht erprobten Erfolges, meist für einen Abend, eine harte Geduldsprüfung, noch dazu in der erschlaffenden Gluth der Julitage. Ohne unserer Freundin Rettich energisches Festhalten, ohne ihre Alle gewinnende Liebenswürdigkeit, der Keiner etwas versagen wollte, wäre wahrscheinlich aus der Aufführung nichts geworden. Aber auch meine Anwesenheit unterstützte dieselbe. Man würde sich nicht gescheut haben, mich brieflich mit „unüberwindlichen Schwierigkeiten" und „unvorhergesehenen Hindernissen" abzuspeisen; aber in's Gesicht ging das nicht, um so weniger, als schon ein großer Kreis sich für die Aufführung meines Stückes zu interessiren anfing, ohne dasselbe zu kennen. Ich aber kam mir von Tag zu Tag lächerlicher vor als Autor des Stückes, das kommen sollte und nicht kam, so zu einer mystischen Figur wurde, und von dem ich den

breiten Schatten warf. Wäre nicht im Uebrigen der Aufenthalt ſo angenehm und anregend geweſen, die Theaterabende ſo genußreich, ich glaube, ich hätte es gemacht wie Heinrich Laube, der vor der Aufführung abreiſte. Aber er wollte doch vorher das Stück kennen lernen, von dem ihm Joſeph Wagner, auf deſſen Urtheil er mit Recht großes Gewicht legte, mit Zuverſicht geſprochen hatte. Joſeph Wagner war, neben ſeiner hohen künſtleriſchen Begabung und der ſiegenden Schönheit ſeiner männlichen Erſcheinung auf der Bühne, der ſtillſte Menſch, den ich je geſehen habe. Er ſprach nie, und nicht mit Unrecht ſagte man ihm nach, daß er nur Das rede, was er auswendig gelernt hätte, und auch Das nur Angeſichts des Souffleurs mit dem Buche. Er hörte auch eigentlich kaum, was ein Anderer ſprach, und ſo war ſein Urtheil immer knapp, aber unbeeinflußt, natürlich nur ganz aufrichtig. Der hatte nun meinem Stück einen Erfolg vorausgeſagt, unmotivirt, aber ganz ſicher, und das erregte Laube's Aufmerkſamkeit, der bis dahin immer an meinen Verſuchen auszuſetzen hatte, daß ſie „nichts machten". Wir ſaßen bei Tiſch neben einander, und Laube forderte mein Stück, um

es bis zum Theater durchzulesen. Ich brachte es und erwartete ihn dann mit Ungeduld in der Loge, in der er seinen Platz neben mir hatte. Er kam spät, setzte sich hin und sagte kein Wort. In den Zwischenacten sprachen wir von gleichgiltigen Dingen, von meinem Stück war keine Rede. Erst als die matte Opernvorstellung zu Ende, und wir schon ein gutes Stück auf der Straße stumm neben einander hergegangen waren, stand Laube still und sagte in seiner kurzen Weise: „Ich habe Ihr Stück gelesen! — Wissen Sie, daß Sie mit dem in die Literatur treten? — Es ist schmal angelegt, und ob es ein breites Interesse erregen kann, müssen wir abwarten!"

Das war viel mehr, viel anerkennender, als ich erwartet hatte, und noch mehr war ich erstaunt, als mir Laube sagte, er halte es nicht für unmöglich, daß er das Stück in Wien geben könne, es sei zwar vorzugsweise preußisch, aber nach keiner Richtung antiösterreichisch, und darauf wolle er sich stützen. Gleich müsse er es aber geben, ehe die Presse es als specifisch preußisch kennzeichne. Ich solle es sofort für ihn abschreiben lassen und ihm dann detaillirt

und aufrichtig über den Breslauer Erfolg ſchreiben. Alles war bei ihm knapp und geſchäftlich, und wie es ihn immer reizte, etwas durchzuſetzen, reizte ihn auch bei dieſer Gelegenheit die Schwierigkeit, die Erlaubniß zur Aufführung zu erlangen.

Nun aber gingen die Proben doch wirklich an und wurden eifrig gefördert. Gleich in der erſten hatte Julie Rettich den Charakter der menſchenfeindlichen, an Verleumdung gewöhnten, liebeleeren Kurfürſtin ſicher und eigenthümlich angelegt. Halb gebeugt, hart und verſteint im Ausdruck, grollend im Ton, trat ſie auf, befremdend ſelbſt für mich, der ich mir die Figur mit fürſtlicherem Anſtand gedacht hatte. Aber bald gewöhnte ich mich an dies Bild, das conſequent und ſicher durchgeführt war, und Julie Rettich erklärte: „So abgeſchloſſene Charaktere, ſo menſchenfeindliche Gemüther ſehen vor ſich hin, nicht rechts, nicht links, Niemandem gerade in's Geſicht. Dadurch bekommt ihre Haltung etwas Gebeugtes, und die Fürſtinnen von damals hatten überhaupt etwas Bürgerliches in ihrem Weſen, wie ſie es in Bildung und Beſchäftigung hatten. Nimmt man ihnen Das, raubt man ihnen die hiſtoriſche Farbe!“

Das war so einleuchtend, daß ich Nichts dagegen einwenden konnte.

Je näher nun aber die Aufführung kam, desto mehr fehlte mir die Genossin meiner Mühen und Sorgen um das Stück, meine Frau. Jeden Gedanken hatte sie miterlebt in seiner Entwickelung, jedes Wort entstehen sehen und dann — wie oft! — unverdrossen um- und abgeschrieben. Von ihrer Hand war sogar das Soufflirbuch, der unentbehrliche Helfer in der Noth der Proben. Nun sollte das Stück ohne sie aufgeführt werden. Ich schrieb also dringend, daß sie kommen möchte, und sie folgte der Aufforderung. Am Tage vor der Aufführung traf sie ein, unser kleinerer Kreis, dessen Mittelpunkt Julie Rettich war, hatte sich noch um einen jungen Freund vermehrt, Eduard Tempeltey. Er war noch ganz berauscht von dem Erfolg seines ersten dramatischen Werkes in Wien im letzten Winter. Seine „Klytämnestra" war dort und mit großem Glück aufgeführt worden, getragen von Julie Rettich in der Titelrolle, und nun kam er, eine neue Tragödie in der Tasche, aus Berlin herüber, um die Freundin zu begrüßen. Frisch, hoffnungsreich, werdend, stimmte er vortrefflich in unsere Stimmung

und Spannung und ſchloß ſich ihr gleich mit ganzem Herzen an.

In der letzten Probe fingen wir noch an zu kürzen, der Rothſtift blieb in beſtändiger Bewegung, und ich war unbarmherzig immer voraus, ſo daß die Freundin Rettich mehrere Mal dazwiſchen fuhr und rief: „Halt, halt! Er ſtreicht mir noch das ganze Stück.“ Joſeph Wagner dagegen ließ ſich Alles ohne ein Wort der Einwendung gefallen, nur als ich ihm auch die Worte:

„Das Schild ſei Oeſtreich, Brandenburg das Schwert,
Und keinen Feind hat Deutſchland mehr zu fürchten.“

ſtreichen wollte, womit die Rettich einverſtanden war, weil ſie meinte, das ſei Phraſe und die einzige im Stück, proteſtirte er: „Laſſen Sie mir das,“ ſagte er, „vielleicht applaudirt man mir das, und ich weiß ohnehin nicht, wo man mir ſonſt applaudiren ſoll. Geht's ſpurlos vorüber, können wir es bei der Wiederholung fortlaſſen.“

„Nun, weil er eine Wiederholung für möglich hält,“ ſagte ich, „wollen wir ihm die zwei Verſe zur Belohnung laſſen.“

Es war an einem Sonntag, als das Stück zum

ersten Mal aufgeführt wurde, und dadurch das Theater ungewöhnlich gefüllt, ungewöhnlich für die Jahreszeit, die dem Theater so abhold, und für das Gastspiel. Eine Reihe von ernsten Stücken ermüdet das Publicum, und außerdem hatten die Gäste nur Bekanntes gebracht, was sie ein Jahr vorher schon vorgeführt hatten. Die einzige Novität „Die Maccabäer" von Otto Ludwig, hatte einige Abende vorher das Publicum kalt gelassen. Das mächtige, aber planlose Stück, das in der Mitte die Hauptfigur wechselt und so das Interesse durchbricht, kann nur durch musterhaftes Zusammenwirken bedeutender Kräfte, und auch dann nur allmählich, zur Anerkennung gebracht werden. Hier fehlte das, und das Hervorragen der Meisterleistungen der Gäste ließ die Unfertigkeit der Anderen nur noch greller und das Stück nur noch wirrer erscheinen. Das Publicum zeichnete die „Wiener", wie es sagte, durch Empfang oder Hervorrufe nach den Acten aus, aber es war verstimmt über das Repertoire, das sie brachten.

Nun war die Stunde da. Ich saß mit meiner Frau in der Parquetloge, nahe am Proscenium, unbekannt, und wir hörten die Gespräche um uns her.

„Was wird das nun wieder für ein Stück ſein?“ ſagte Einer, „von dem hat man ja noch nie gehört. Wahrſcheinlich eine langweilige Fortſetzung der langweiligen Maccabäer. Die Wiener glaubten diesmal, ſie könnten uns Alles bieten.“

Ein Anderer las den Zettel langſam durch und ſagte dann gähnend: „Ah ſo, nun kennt man ſchon die ganze Geſchichte!“

Der heißblütige Tempelteу, in ſeiner freundſchaftlichen Parteinahme, wollte ſchon dazwiſchenfahren, und nur mit Mühe hielt ich ihn am Rockſchooß zurück.

Stumm und ohne Zeichen des Beifalls ging der erſte Act vorbei, und mit unheimlicher Empfindung hörte ich die Worte der eigenen Dichtung von fremden Lippen ausſprechen, fremd und ganz anders, als ſie mir vorgeſchwebt hatten. Das hat etwas Geſpenſtiſches, es ſcheint unſer Eigenes zu ſein und iſt es doch nicht.

Die Rettich kam erſt im zweiten, Wagner erſt im dritten Act. Dadurch machte der erſte das Publicum ungeduldig. Von verſchiedenen Seiten hörte man ſagen: „Die Wiener machen es ſich auch gar

zu bequem; nun spielen sie gar in einem Stück, in dem sie selbst nicht vorkommen."

Im zweiten Act, zum ersten Mal während dieses Gastspiels, wurde Julie Rettich nicht empfangen, aber das Seltsame ihrer ganzen Erscheinung weckte das Interesse, und sie wurde zum Schluß gerufen, eine Anerkennung, die mehr ihrer Beliebtheit, als ihrer Rolle, und noch gar nicht dem Stück galt.

Nichtsdestoweniger kamen schon die Freunde in unsere Loge und meldeten ein reges Interesse für das Stück im Publicum. Im dritten Act schlug Joseph Wagner, bildschön in der Erscheinung, schwungvoll und hinreißend in der Declamation, mächtig ein, und sein stürmischer Hervorruf war schon zum guten Theil Beifall für das Stück, das dann im vierten, im Zusammenspiel der beiden Hauptfiguren, einen wahren Beifallssturm errang. Man rief nun auch nach dem Autor, sogar meine Nachbarn in der Loge riefen meinen eigenen Namen so laut an mir vorüber, daß ich, trotz der berauschenden, glücklichen Aufregung, fast hätte lachen müssen und rathlos dasaß. Da kam der Director Schwemer leise in unsere Loge und flüsterte mir zu, Frau Rettich wünsche mich zu sprechen. Ich

folgte ihm auf die Bühne, aber kaum angekommen, rauſchte der Vorhang auf, die Freundin nahm mich bei der Hand, zog mich vor, und ehe ich es mich verſah, ſtand ich vor dem Publicum zum größten Erſtaunen meiner Frau, die mein Fortgehen gar nicht bemerkt hatte und mich noch immer neben ſich in der Loge glaubte. Ungeſchickt genug, mit verblüfftem Geſicht, muß ich vorgekommen ſein, denn ich trat der Rettich ſchon hinter der Couliſſe auf die Schleppe ihres ſchwarzen Sammetkleides und ſtolperte ſo, halb fallend, heraus.

Nun ſiegte aber auch der fünfte Act vollſtändig, ja, auch Joſef Wagner's gerettete Verſe wurden lebhaft applaudirt, und diesmal geſtützt und gehalten von den beiden Stützen und Haltern meines Stückes, kam ich, ich weiß nicht wie oft, ganz natürlich vor die Lampen.

Das war nun wirklich ein Rauſch des Erfolges, den der Jubel aller Freunde, die im Hôtel Zettlitz zuſammenſtrömten, noch vermehrte.

Der halb durchwachten Nacht würde aber ein langer, entnüchterter Morgen und Vormittag gefolgt ſein, ohne die Proben, ohne Spannung, matt im

Vergleich zum vergangenen Tage. Aber da improvisirten wir uns in Julie Rettich's Zimmer eine kleine musikalische und declamatorische Matinée, wie ich sie reizender nicht wieder erlebt habe. In ganz kleinem Kreise wurden von einem Freunde ganz meisterhaft Beethoven'sche Sonaten vorgetragen, dazwischen Gesang, und Julie Rettich, vielleicht noch bewundernswürdiger, noch künstlerisch vollendeter im Vortrag von Gedichten, denn als Darstellerin auf der Bühne, schüttete einen ganzen Reichthum ergreifendster Vorträge vor uns aus. Was den Morgen noch reizender machte, war, daß wir gar kein Publikum hatten und die Freude am Geben und Empfangen ungetheilt behielten. So weckte eine Production immer wieder die andere, bis wir durch die Nachricht auseinander geschreckt wurden, daß auf vielseitiges Andrängen an dem Abend das „Testament des großen Kurfürsten" wiederholt werden solle. Nun mußte die Freundin Kräfte sammeln für die neue Anstrengung, und wir, die wir schon an dem Abend abreisen mußten, konnten wenigstens die ersten vier Acte noch mit ansehen.

Das thaten wir denn auch, mit der Uhr in der Hand, während der Wagen mit dem Gepäck schon an

der Theaterthür wartete. Zum dritten und vierten Act hatten wir uns gar schon hinter der ersten Coulisse etablirt, um das Gedränge auf dem Corridor im Zwischenact zu vermeiden. Noch einmal schleppten mich die Rettich und Wagner vor die Lampen, riefen uns ein: „Auf Wiedersehn zur Aufführung in Wien“ nach, wir kamen zum letzten Augenblick auf die Eisenbahn, und als nach Schluß des Stückes das Publicum mich noch einmal zu sehen verlangte, mußte Josef Wagner melden, daß ich bereits Breslau verlassen hätte.

X.

Wenig Wochen nach der ersten Aufführung des „Testament des Großen Kurfürsten“ in Breslau, waren wir in Wien, um auch dort das Stück, das Heinrich Laube mit großem Eifer und scharfer Rapidität in Scene setzte, über die Bühne gehen zu sehen. Wieder war der freundliche Garten in Hütteldorf der Mittelpunkt unseres Aufenthaltes, und fast möchte ich sagen: wir waren der Aufführung des Stückes dankbar, weil sie uns das Zusammensein mit den Freunden schenkte. Fast wäre das uns aber noch im letzten Augenblicke entzogen, denn als wir auf der Hinreise

auf die österreichische Grenze kamen, verweigerte man uns auf das Allerentschiedenste die Weiterreise, weil ich, anstatt eines Passes, nur eine Paßkarte aufzuweisen hatte. Der Beamte that wirklich, als ob der Umsturz zweier Staaten nothwendig dem Einlaß eines nur halb Legitimirten folgen müßte. Erst als ich zufällig ein paar Geldstücke auf dem Tische des Paßrevisionsbüreaus liegen ließ, fand sich ein Ausweg, uns, wenn auch unter polizeilicher Aufsicht, wenigstens bis Wien zu lassen, und der dortigen Behörde unsern sofertigen Ausweis anheim zu stellen. Der Beamte brachte uns zwar, höchst gefällig unsere Sachen nachtragend, in's Coupé, aber er hatte doch nach allen Stationen telegraphirt, und überall erschienen Beamte, um sich zu vergewissern, daß die höchst staatsgefährlichen Passagiere noch verhanden. In Wien kam jeden Morgen ein Polizeibeamter in mein Hôtel und citirte mich auf das Polizeibüreau, und immer vertröstete ich ihn auf den nächsten Tag. Am Tage der ersten Aufführung leistete ich nun wirklich Folge, wurde von einem Zimmer in das andere escortirt und fand im letzten einen eben so höflichen als gebildeten Herrn, der mich gleich anredete:

„Ah, Herr Baron, wir werden die Freude haben, heute Abend ein Stück von Ihnen im Burgtheater aufführen zu sehen!“ Dann unterhielten wir uns eine Weile über das Theater, über Literatur und Kunst, und zum Abschied versprach der Herr nach Kräften zu applaudiren. Von meinem fehlenden Paß war gar nicht die Rede, und ich hatte nur einen freundlichen Claqueur gewonnen, der mich nicht im Stich ließ, und den ich recht wohl nöthig hatte.

Daß die Aufführung eine vortreffliche war, bedarf keiner Versicherung, war doch noch zu Julie Rettich und Joseph Wagner Meister Anschütz als Dessliuger getreten, und das Stück von Laube mit meisterhafter Präcision einstudirt. Aber das Publicum hielt sich abwartend. Man hatte gehört, daß das Stück eigentlich ein preußisches sei, und wollte keinen preußischen Sympathien applaudiren, aber man fühlte nach und nach durch, daß die Theilnahme wuchs und den noch immer kargen Beifallszeichen vorauseilte. Erst als Josef Wagner seine gereimten Worte gesprochen hatte:

„Der Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert,
Und keinen Feind hat Deutschland mehr zu fürchten.“

erhob sich, ausgehend aus dem Officierparket, ein Beifallssturm, der minutenlang die Vorstellung unterbrach, als wollte er nun den zurückgehaltenen Applaus doppelt nachholen. Das Mißtrauen, das man nun einmal in Wien gegen alles Norddeutsche hatte, war plötzlich gebrochen, und man mußte wohl durchfühlen, daß eine Oesterreich freundliche Empfindung, die durch den ganzen in Wien geschriebenen Act zog, das Mißtrauen nicht rechtfertigte. Die Gesammtheit des Publicums hat ein feines Verständniß für die Dichtung, die dem Einzelnen fehlt. Der Erfolg des Stückes war ein entschiedener.

Als dann Rettichs nach Hütteldorf zurückgefahren waren, begleitete uns Betti Paoli, die hochbegabte Dichterin, die wir schon flüchtig in Berlin kennen gelernt hatten, die wir dann bei Laube und Rettichs wiedersahen, und von der wir uns sehr angezogen fühlten, in unser Hôtel, um mit uns die aufregenden Eindrücke des Abends nachklingen zu lassen.

„War das nun ein Erfolg?" fragte ich.

Betti Paoli schwieg eine Weile. „Ein erster gewiß," fing sie an, „ein entscheidender noch nicht. Wir müssen erst abwarten, wie die Kritik sich ver-

hält. Sie kann freilich keinen Erfolg machen, aber vernichten kann sie ihn hier in Wien vollkommen. Das Publicum hat sich bei uns nun einmal gewöhnt jedes Stück fallen zu lassen, gegen das sich die Kritik mit einiger Einstimmigkeit erklärt, und diese ist sich ihrer Macht sehr wohl bewußt."

Ich habe später erfahren müssen, daß Betti Paoli, die damals selbst die Theaterkritiken in einer vielgelesenen Zeitung schrieb, nur zu sehr Recht hatte. Eine ganze Reihe von Stücken, bei denen man mir einen mehr oder weniger glänzenden Erfolg des ersten Abends meldete, schlug mir die Kritik mit einer fast an Wuth reichenden Parteinahme todt, und alle mußten nach wenig Vorstellungen zurück gelegt werden. Machtlos gegen solch Verfahren, habe ich zuletzt meine Stücke nicht mehr in Wien eingereicht und mich dadurch einer Animosität entzogen, der ich Nichts entgegen zu stellen hatte.

Mit dem „Testament des großen Kurfürsten" verfuhr die Presse noch leidlich glimpflich, und das Stück konnte doch eine Reihe von Wiederholungen erleben, bis die immer höher steigende politische Verstimmung zwischen Österreich und Preußen auch diese

abschnitt. Ueberhaupt mußte ich erfahren, daß das Stück, ohne alle politische Tendenz gedacht und geschrieben, freilich zum Vortheil des äußern Erfolges, durch ganz Deutschland als Tendenzstück aufgenommen wurde. Jene zwei mehrfach erwähnten Verse, in ganz anderer Empfindung so harmlos gedichtet, so zufällig stehen geblieben, wurden als Thema des Stückes angesehen, und weckten bei Ausbruch des französisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich so laute Demonstrationen aller Arten, daß sogar die französischen Gesandtschaften protestirend gegen weitere Aufführungen des Stückes einkamen. An dieser Auslegung, trotz des Erfolges, den sie mir brachte, war ich unschuldig, wenn ich sie auch von ganzem Herzen theilte, und es mir eine angenehme Pflicht schien, einen Theil meiner Burgtheater-Tantièmen für das Stück den Sammlungen zu Kriegszwecken für Oesterreich zu überweisen. Vom österreichischen Ministerium kam nur ein Dankschreiben dafür, wie mir aber die Presse dankte, habe ich schon erzählt.

Sehr interessant war es mir, bei der nun auch bald folgenden Aufführung des Stückes in Berlin, eine von Julie Rettich's ganz abweichende, aber nicht

minder conſequente und wirkſame Auffaſſung der Rolle der Dorothea von Frau Crelinger zu finden, die fürſtlicher, ſtarrer, aber künſtleriſch vollendet, für Berlin vielleicht mehr am Platz war. In einer Beziehung wurde das Stück in Berlin ganz Das, als was es gedichtet war — ein vaterländiſches, und weckte den Entſchluß, eine ganze Reihe vaterländiſcher Stoffe für die Bühne zu bearbeiten, und nur mit ſehr bitteren Empfindungen habe ich ſpäter dieſe Lebensaufgabe, bei der mir von keiner Seite entgegen gekommen wurde, aufgegeben.

Mit geſteigertem Zutrauen zu mir ſelbſt und mit der Ueberzeugung, an dramatiſchem Bau und Oekonomie tüchtig gelernt zu haben, ging ich bald an einen neuen Stoff, deſſen hiſtoriſche Vorſtudien ſchon anziehend waren. Das tragiſche Schickſal des Don Juan d'Auſtria, natürlichen Sohnes Kaiſer Karl's V., über deſſen geheimnißvolle Herkunft die Geſchichte nie mit völliger Klarheit den Schleier lüftete, zog mich an und gab mir den Stoff zu einer Tragödie, obzwar ich mir von Anfang bewußt war, damit ein Feld zu betreten, zu dem meine Begabung nicht ausreichte, auf das ſie mich jedenfalls nicht hin-

wies. Aber mit welcher Vorsicht ging ich diesmal an's Werk, wie sicher und überlegt baute ich auf, ehe ich an die Ausarbeitung schritt. Wieder versuchte ich es, mir bei meinem Freunde und Lehrer Halm Rath einzuholen, aber diesmal verunglückte das Vollkommen; ja, es hätte beinahe zu einer bedenklichen Verstimmung geführt, wäre ich nicht schnell entschlossen auf einige Tage nach Wien gegangen, nicht, um wie früher zu lernen und als fügsamer Schüler selbst da zu geberden, wo eigene Ueberzeugung mir einen andern Weg zeigte, sondern mich frei zu machen von einer Dictatur, die in meine Production einzugreifen drohte. Rettich stand mir vermittelnd zur Seite, und so wurde, wohl oder übel, der Schüler freigesprochen, und ich habe Halm später nur fertige Stücke geschickt, die er aufrichtig, aber mit knapper Kritik abzufertigen pflegte. Die Dankbarkeit aber für alle Aufopferung, für die Freundschaft, mit der er meinem ganzen Schaffen eine neue Richtung gab, stand wieder ungetrübt und warm da, und so habe ich sie ihm bewahrt bis über's Grab hinaus. Der Briefwechsel, den wir über das „Testament des großen Kurfürsten" führten, und der zu einem stattlichen

Volumen anwuchs, enthält manche goldene Lehre, manchen practischen Rath für die Kunst des Dramatikers, nicht allein über Wahl und dramatische Brauchbarkeit des Stoffes, sondern ganz besonders diesen steigernd aufzubauen, durch ökonomische Vertheilung auszunutzen, und durch Zuspitzen der Reden, Scenen und Acte zu immer steigender Wirkung zu bringen. Freilich darf diese Kunst nicht zur Schablone führen, die, scheinbar den Effect erzeugend, die Dichtung erkaltet und das zum Resultat eines Rechenexempels macht, was der warme Pulsschlag der Poesie nachhaltig erzeugen soll, aber sie giebt Maß und Beherrschung. Die Gefahr, die ich fühlte, der erkaltenden Berechnung anheim fallen zu können, war es besonders, die mir nothwendig erscheinen ließ, mich aus des Meisters allzudictatorischer Schule frei zu machen, obgleich ich wohl fühlte, daß ich in ihr noch Vieles hätte lernen können und lernen müssen.

Während der Bearbeitung des Don Juan d'Austria knüpfte sich für mich eine Verbindung, die, wenn auch in gemeinsamen künstlerischen und literarischen Interessen wurzelnd und durch diese hervorgerufen, weit über dieselben hinaus eine Freundschaft wurde, die

manchen poetischen Sonnenblick in unser Leben warf. Auf einer Fahrt nach Kopenhagen lernte ich auf der Durchreise durch Lübeck und Travemünde Emanuel Geibel kennen, und unser Spaziergang am Strande der Ostsee, so wenig Stunden er dauerte, ließ uns schnell einander näher treten. Wenige Wochen später besuchte uns Geibel in einer Wasserheilanstalt unweit Hamburg, wohin wir mit einem kranken Kinde hatten gehen müssen, und hat dann fast alljährlich, so weit es seine Gesundheit erlaubte, einige Wochen unsere ländliche Zurückgezogenheit auf meinem Gute getheilt und verschönt. Im Vorlesen seiner Dichtungen, über das ein ganz besonderer poetischer Zauber liegt, im Besprechen neuer dramatischer oder lyrischer Entwürfe wuchs uns gegenseitig die Lust am Schaffen und die Kraft dazu. Der Verkehr mit productiven Naturen macht productiv, und immer hat das Zusammensein mit dem Freunde, der so ernst und gewissenhaft sein Leben dem Dienste der Poesie geweiht hatte, dessen ganzem Wesen der Dichtertempel so entschieden aufgeprägt war, nachklingend mich zu neuer Arbeit angeregt und in derselben den Sonnenblick poetisch verschönter Stunden zurückgeworfen. Ich meinte das

auch am Don Juan d'Auſtria zu empfinden, der unter großen Hemmniſſen, denn ich war in das Abgeordnetenhaus gewählt, und meine Zeit für dichteriſches Schaffen dadurch ſehr beſchränkt worden, vollendet wurde.

Wieder waren es Julie Rettich und Joſef Wagner, die diesmal bei einem gemeinſamen Gaſtſpiele in Leipzig die Lebensfähigkeit des Stückes erprobten. Aber wie anders war es als zwei Jahre vorher in Breslau! Die größere Sicherheit, das Geſchäftsmäßige der ganzen Sache, hatte vollkommen den romantiſchen Zauber abgeſtreift, der über der Spannung und Erregung jener Tage lag, und ließ dieſe erſte Aufführung entnüchtert erſcheinen. Dazu kamen Ort und Zufälligkeiten. Ich war allein gekommen und wohnte mit den Freunden nicht in demſelben Hôtel, ſo daß ich ſie bei der Ueberanſtrengung durch das Gaſtſpiel nur wenig ſah. Leipzig, mitten im Sommer, war leer, heiß, nüchtern, die Theilnahme am Theater matt. Dazu war das Stück ſo gut als gar nicht vorbereitet, ja, die Schauſpieler hofften, die Aufführung aufgeben zu ſehen, ſo wenig hatten ſie ſich mit den Rollen eines ihnen vollkommen unbekannten Stückes

beschäftigen können. Noch zwei Tage vor der Aufführung wußte Niemand, um was es sich handle, und einer der Schauspieler, der mich anredete und den ich fragte, welche Rolle ihm zugetheilt sei, wußte den Namen nicht und erkundigte sich ganz naiv, ob denn Das, was er zu spielen hätte, ein alter oder junger, ein guter oder böser Mensch sei. Mehr als zwei Proben konnten wir überhaupt nicht haben, und die letzte, am Vormittag der Aufführung, ging so wirr durcheinander, daß ich an jedem Erfolg verzweifelte.

Ich ging früh in's Theater und in die Garderobe der Rettich, die, pünktlich wie immer, lange vor der Zeit fertig war. „Ich habe Angst!" sagte ich beim Eintreten. „Ich auch!" erwiderte sie mir, „mir ist's, als fielen wir heute durch." Dann saßen wir uns eine Weile stumm gegenüber, denn Jeder fühlte es, daß er dem Andern keinen Muth einzusprechen vermöge, der ihm selbst fehlte. „Es ist wunderbar genug," fing Julie Rettich nach einer Weile an, „daß zwei vernünftige Menschen, für die ich uns Beide doch halte, selbst wenn ich das Wort in engster Bedeutung fasse, sich eine Lebensaufgabe wählten, bei der man sich so ängstigen muß. Sitzen wir hier

nicht Beide wie die armen Sünder, die vor ihre Richter geführt werden sollen, und unser ganzes Unrecht ist, daß Sie Stücke schreiben, und daß ich sie spiele?"

„Und Stücke und Spiel sind nicht einmal viel schlechter, als die mancher Anderer," fügte ich gezwungen lachend hinzu.

„Ja, das müssen wir erst sehen!" erwiderte Julie Rettich. „Ueber die Frage wird uns die nächste Viertelstunde Antwort geben."

Der Vorhang ging auf, und schon nach der Expositionsscene trat Julie Rettich als Gräfin Bouges auf. Ich sah es, wie sie blaß war unter der Schminke, und wie die bleichen Lippen bebten vor Angst. Aber die Freundin raffte sich zusammen, und ich las deutlich auf ihrem Gesicht den Entschluß: „Koste es, was welle, ich muß ihm einen Erfolg erkämpfen." Sie setzte alle Kraft ein, und es gelang. Lebhaft applaudirt schon nach der ersten Rede, wurde sie nach dem Actschluß stürmisch gerufen. Nun hob sich das Interesse von Act zu Act, die Rettich, Joseph Wagner, der gleichfalls vortrefflich war, dazu eine Erscheinung, wie sie glänzender für den Don Juan nicht gedacht

werden konnte, ich mit ihnen, wurden nach jedem Act vor die Lampen gefordert, und ein Erfolg war da, der zumeist die mitspielenden Schauspieler überraschte, die jetzt erst das Stück kennen lernten.

Und doch — es war wieder nicht wie in Breslau, nicht so beglückend, nicht so berauschend, das kommt nur einmal im Leben, mir wenigstens; denn wenn ich seitdem von einem geglückten eigenen Stück nach Haus komme, ist mir immer am deutlichsten, was noch fehlt, und ich bin nie unzufriedener mit mir selbst, als nach einem Erfolg, der mich fast entmuthigt für neue Arbeit.

Was gut ist, meine ich nicht wieder machen zu können, und an den Mängeln fürchte ich das nächste Mal scheitern zu müssen. Am höchsten, wenn auch nicht am gerechtesten, schätzt man immer die Prätentionen, die man gegen Andere oder gegen einen geringern Erfolg vertheidigen muß.

Einige Monate später errang das Stück mit der Ehrlinger und Hendrichs einen guten Erfolg in Berlin und erlebte eine Reihe von Wiederholungen, verschwand aber dann vom Repertoire, ich weiß nicht weshalb. In Wien kam es erst ein Jahr später zur

Aufführung, und bei meiner Vorliebe für die Wiener Bühne, an der ich so viel Freunde hatte und immer wohlwollendes Entgegenkommen fand, lag mir der dortige Erfolg ganz besonders am Herzen. Ich sollte ihn in erfreulichster Weise erfahren.

Wir hatten einige Spätherbstwochen, schon nach der Badesaison, in Travemünde zugebracht und blieben auf der Heimreise einen Tag in dem alten Lübeck, das mir wie ein versteintes Blatt Geschichte, erzählend von vergangener Macht und Blüthe, aber ohne wehmüthige Spur des Verfalls, immer so lieb und anziehend gewesen war. Den letzten Abend wollten wir mit Emanuel Geibel und einem ganz kleinen Freundeskreise im Rathskeller, in der Nische, verleben. Da, als ich schon auf der Treppe war, wurden mir die eben eingetroffenen Briefe nachgebracht, unter ihnen mehrere aus Wien, und im Halbdunkel las ich flüchtig von einem sehr guten Erfolg meines Stückes auf dem Burgtheater. Mit der freudigen Erregung über diese Nachricht trat ich in den geheimnißvollen Raum, ehrwürdig geweiht seit Jahrhunderten für trauliches Zusammensein, für unbelauschtes Freundeswort, für heitern Gläserklang, für die volle Poesie,

die aus dem Wein uns entgegen duftet. Das war denn ein unvergeßlicher Abend, an dem Freund Emanuel improviſirend einen begeiſterten Vers nach dem andern in den Zuſammenſtoß der Gläſer miſchte, und in den immer wieder der Erfolg meines Stückes hineinklang.

Wenige Tage ſpäter hatte ich erfahren, daß mir die Wiener Kritik dieſen Erfolg vollkommen vernichtet hatte, und das Stück nach wenig Verſtellungen vom Repertoire verſchwand.

Aber ſchon war ein neues Stück fertig geworden, deſſen erſte Aufführung für die nächſten Tage bevorſtand, „Wilhelm von Oranien in Whitehall.“ Den Stoff hatte ich viele Jahre lang mit mir herum getragen, und dadurch war er überreif, faſt kalt geworden. Ich will gleich vorausſchicken, daß das Stück, muſtergiltig und klar gebaut, mehrere gut ausgeführte Scenen enthält. Einen Fehler hat aber die Ausführung, den nämlich, daß es in Jamben geſchrieben iſt. Bis auf wenig Reden, die aber vielleicht der Vers mehr hervorrief, als ſie ihn bedingten, wäre die ungebundene Rede mehr am Platz geweſen und hätte das Stück humoriſtiſcher als Luſtſpiel ge-

färbt, worauf es eigentlich sein Stoff hinwies. Es ist ein historisches Lustspiel, und durch Versform und Pathos erst zum Schauspiel geworden. Dabei hat es eine Reihe von heiteren Effecten eingebüßt, die ihm wohlgestanden hätten.

Diesmal sollte das Schweriner Hoftheater die Feuerprobe der ersten Aufführung bestehen lassen. Meine freundschaftliche Verbindung mit Friedrich von Flotow hatte das angebahnt, und er selbst hatte sich der Mühe unterzogen, sehr gefällige einleitende und Zwischenactsmusik für das Stück zu componiren. Ich selbst kannte weder Ort, noch schauspielerische Kräfte, reiste aber zu den Proben und der Aufführung hinüber, nicht ahnend, daß ich diesem Theater einst so nahe stehen würde. Sehr angenehm war ich überrascht, als schon in der ersten Probe keinem der Darsteller eine Silbe seiner Rolle fehlte, und das Stück überhaupt so gut ging, daß wir es gleich hätten aufführen können, hätte ich nicht selbst eingreifende Streichungen und Umarbeitungen in einzelnen Scenen für nöthig erachtet, wobei ich allseitig freundlichstes Entgegenkommen fand.

So war die Stunde der Aufführung da. Ich

ſtand, von den Schauſpielern umgeben, auf der Bühne, das Zeichen, die Ouverture zu beginnen, ſollte gegeben werden, da ſtürzte in größter Aufregung ein Bekannter auf die Bühne und rief: „Es kann nicht geſpielt werden — der Großherzog iſt auf der Jagd erſchoſſen!“ Die Beſtürzung war unbeſchreiblich, und ſchon hatte ſich auch unter den Zuſchauern die Schreckenskunde verbreitet, und Viele ſtürzten aus ihren Logen.

Herr von Klebow war auf dem Lande, und der beſonnene Director Steiner erklärte, auf ein Gerücht hin das Theater ſchließen, hieße die unverbürgte Nachricht officiell machen. Das dürfe er nicht, er müſſe alſo zur gewohnten Stunde den Vorhang aufgehen laſſen, der natürlich ſofort fallen werde, wenn, was Gott verhüte, etwas Wahres an dem Gerücht ſei. Eine zweite Nachricht ſprach dann nur von einer nicht ungefährlichen Verwundung, und noch verhandelten die Schauſpieler, denen es wirklich kaum zuzumuthen war, in dieſer Aufregung nach dem Schrecken zu ſpielen, als man meldete: „Eben tritt die Frau Großherzogin Mutter in ihre Loge!“ Nun alſo waren alle Zweifel gelöſt, und die Ouverture ging

an. Unter den vielen Beweiſen von Güte und Wohlwollen, die mir von der ſeltenen Frau ſchon geworden waren und noch werden ſollten, hat mich der immer am tiefſten gerührt, daß ſie, um die Aufführung meines Stückes zu retten, das Opfer brachte, in der Angſt jener Stunde ſich die Gewalt anzuthun, ſich ruhig in ihre Theaterloge zu ſetzen. Freilich beruhigte ſie dadurch die Beſtürzung der ganzen Stadt. Aber der Großherzog war wirklich ſchwer verwundet, und die Nachrichten kamen und flogen durch die leer gewordenen Zuſchauerräume während der ganzen Vorſtellung. Wie wenig Aufmerkſamkeit für das Stück da übrig bleiben konnte, läßt ſich denken, und ich ſelbſt war ſo wenig bei der Sache, daß mich dieſe erſte Aufführung vollkommen im Unklaren ließ, wie weit das Stück eine Wirkung hätte oder nicht. Ich erinnere mich wohl, daß man hier und da applaudirte, auch wohl mich hervorrief, aber ich fühlte an mir ſelbſt, daß kein Menſch ſeine Gedanken bei dem Stücke hatte, noch haben konnte. In der Berliner Aufführung hat es ſich dann als ganz praktiſch bewieſen, eine große Verbreitung aber nicht gefunden.

In Schwerin war der Großherzog viele Wochen

an das Krankenbett gefesselt, und als er, genesen, zum ersten Mal wieder in's Theater ging, befahl er die Aufführung des Stückes, das am Tage seiner Verwundung durch die Nachricht davon gestört worden war. So kam dem Stück die freudige Stimmung über die überstandene Gefahr zugut und entschädigte es überreichlich für die zerstreute Theilnahme des ersten Abends. Ich aber kann das Schicksal dieser ersten Aufführung noch immer nicht von dem Stück trennen, und das umsoweniger, als ich immer mehr mit dem Herzen die Stimmungen nachempfinden lernte, die ich, damals noch fremd, theilte. Ich habe mich, als ich mehrere Jahre später das Schweriner Theater selbst leitete, nicht entschließen können, den „Wilhelm von Oranien" dort wieder auf die Bühne zu bringen.

XI.

Indessen war im eingehenderen Studium der vaterländischen Geschichte der Plan mehr und mehr gereift, eine Reihe von Stoffen aus der preußischen Vergangenheit für die Bühne zu bearbeiten. Das „Testament des großen Kurfürsten" hatte mir freilich,

trotz des Erfolges, der dem Stücke wurde, und den glückliche Zufälligkeiten begünstigten, die Schwierigkeiten der Aufgabe ausreichend gezeigt. Ich sah wohl, daß ich auf die außerpreußischen Bühnen für diese Stücke so gut wie ganz verzichten mußte. Das wäre noch nicht so wichtig gewesen, aber es fehlte mir auch in Preußen eine tonangebende Bühne, von der ich Unterstützung erhoffen durfte, eigentlich auch die Sympathie des Publicums für sogenannte vaterländische Stücke; denn es ist eine Eigenthümlichkeit, namentlich des Berliner Publicums, daß es die Stoffe, die seiner Geschichte entnommen sind, nur in heiterer, ironisirender Form aufnimmt, sich der patriotischen Begeisterung von der Bühne aber verschließt. Das hatte ich mehrere Mal an fremden Werken erfahren und durfte nicht erwarten, diese Stimmung für meine Productionen zu überwinden. Nichts destoweniger hatte ich meine letzten Stücke nur als Vorstudien für die mir selbst gestellte literarische Lebensaufgabe genommen, und die Pläne zu einer Reihe von Dramen zurecht gelegt. Die Geschichte des Markgrafen Waldemar, gewöhnlich der falsche Waldemar genannt, sollte beginnen. Gestützt

auf die Autorität, namentlich mehrerer jüngerer Historiker, dazu auf eigene geschichtliche Ueberzeugung, hatte ich Waldemar als echten, wahren aufgefaßt, und ging mit voller Hingabe an mein Stück. Wie es jetzt vor mir liegt, nach einer langen Reihe von Jahren, muß ich es noch heute in Bezug auf Bau, Charakteristik, historische Farbe und patriotische Wärme für mein bestes Stück halten, und die Stunden, Tage, ja, die Jahre, in denen es entworfen wurde, wuchs, sich immer fester gestaltete, bis es sich in die knappe dramatische Form fügte, waren reich an Freuden des Schaffens. So wurde das Stück fertig nach ernster Arbeit, warmer Hingabe, und die lebendige Productionskraft hielt die Zuversicht auf dasselbe aufrecht. Dann freilich kam das Zagen, der Zweifel. Die Freuden des dramatischen Dichters sind nun einmal vorüber, wenn er sein letztes Wort schrieb, und dann folgen die Noth, der Verdruß, das geduldprüfende Warten, die Aufregung vor der Aufführung, die Enttäuschung nach derselben. Nichts von Alledem sollte mir diesmal erspart werden, aber ich will so wenig als möglich davon erzählen.

Den Freunden in Wien hatte ich natürlich mein

fertiges Stück geschickt, und ihr Urtheil war anerkennend, wenn auch zurückhaltend. Sie hatten ohnehin schon gegen die Beschränkung auf vaterländische Stoffe ihre Erinnerungen erhoben, die von ihrem Standpunkt sicher gerechtfertigt erschienen. „Der deutsche dramatische Dichter gehört dem ganzen Deutschland," hatte mir Halm geschrieben, „und Sie werden der bitteren Erfahrung nicht entgehen, daß man Ihnen weniger willig entgegenkommen wird, je kleiner der Kreis, auf den Sie angewiesen sind." Ueber die dramatische Wirkung des Stückes waren die Freunde zwar nicht zweifelhaft, aber die eigenen Bedenken ließen es wünschenswerth erscheinen, dieselbe erst zu erproben, ehe ich mich damit vor das Berliner Publicum wagen würde, dessen Urtheil diesmal Tod oder Leben bedeutete, denn Berlin ist maßgebend für alle preußischen Provinzialtheater, und eine weitere Verbreitung war ja von vorn herein aufgegeben. Wieder half Julie Rettich's Freundschaft, die sich immer mehr in der That als in Wort bekundete. Sie hatte für die Sommerferien des Burgtheaters eine größere Gastspieltour beschlossen, auf der sie zugleich eine talentvolle und überaus anmuthige

Schülerin, Fräulein Resine Satran, einführen und ihr den Schritt auf die Bühne eröffnen wollte. In Linz sollte das Gastspiel beginnen, und es war ihr leicht geworden, den Waldemar als Novität in das Gastspielrepertoire aufnehmen zu lassen, um so mehr, als sie selbst und ihre Schülerin die weiblichen Hauptrollen inne hatten. Größer war die eigene Aufopferung, mit der sie nicht allein das Wagniß einer ersten Aufführung übernahm, sondern auch das Studium einer Rolle, die sie voraussichtlich nur das einzige Mal spielen würde. Wir, meine Frau und ich, hatten uns mit der Freundin Rendezvous gegeben und trafen sie, nach einer sehr genußreichen Reise über München und durch das Salzkammergut, mitten in den Mühen eines anstrengenden Sommergastspiels. Es waren die heißesten Tage des Sommers 1862, und es gehörte nichts weniger als das Talent, der künstlerische Ruf und die persönlich so hochgeachtete Stellung einer Julie Rettich dazu, das kleine, überaus geschmackvolle Linzer Theater alle Abende bis zum letzten Platz zu füllen. Auch die junge Kunstnovice Resine Satran hatte mit Glück debutirt, und das ganze Publicum interessirte sich bereits für dies junge,

vielverſprechende Talent, nicht mehr, weil es von Julie Rettich ausgebildet und eingeführt war, ſondern ſchon, weil dieſe erſte ſchüchterne Entfaltung des anmuthigen Kindes ihren eigenen Reiz ausübte.

Wir fanden gleich einen großen Kreis vor, der ſich um Julie Rettich verſammelt hatte und jeden ihrer freien Augenblicke für ſich beanſpruchte. Die geiſtige Vielſeitigkeit der ſeltenen Frau, ihre Verbindungen in allen Kreiſen der Geſellſchaft machten das natürlich, und auch auf unſer Kommen hatte ſie in liebenswürdigſter Weiſe vorbereitet. Schnell waren wir zugehörig in dem anregenden und gleich für mein Stück theilnehmenden Verein geiſtig gebildeter Menſchen. Dazu kam der Zauber der prächtigen Lage des Ortes, der die Poeſie der Natur um das Zuſammenſein breitete. Unter dem Schutz ſolcher Interpretin, getragen von ſo freundlicher Theilnahme und liebenswürdigem Urtheil für das noch ungekannte Stück, verſchwand ſchnell das eigene Zagen um den Erfolg deſſelben, wenn ich mir auch ſagen mußte, daß die Feuerprobe hier eine ſehr gelinde ſein würde; denn unter ſolchen Umſtänden hätte auch ein ſchlechteres Stück als das meinige freundliche Aufnahme

gefunden. Unter den neuen Freunden und Gönnern war es vor Allen der sinnige, reich begabte Novellist und Dichter Adalbert Stifter, damals Schulrath in Linz, der Propaganda für mein Stück machte, obgleich er sonst dem Theater und der dramatischen Production fern stand. Dem jüngeren Collegen kam er warm und freundlich entgegen, obgleich er mir selbst gestand, kaum etwas von meinen Productionen zu kennen. „Sie müssen ein Buch geschrieben haben," sagte er, „das etwa ‚Was sich der Wald erzählt' heißt. Der Titel gefiel mir, aber das Buch ist mir niemals zu Gesicht gekommen." Diese kleine Erstlingsarbeit, über Verdienst populär geworden, hatte schon ein Viertelhundert Auflagen erlebt, war in sechs bis acht Sprachen übersetzt, in Amerika nachgedruckt, aber über die österreichische Grenze nicht gekommen. So schwer drang die literarische Production von Norddeutschland in Oesterreich ein. In Adalbert Stifter hätte man sicher auf den ersten Blick nicht den Dichter, den fein empfindenden, poetischen Landschafter, den Meister in tonvollster Detailmalerei erkannt. Er machte fast einen pedantischen, poesielosen Beamteneindruck, und erst bei eingehenderem Gespräch klang

durch seinen treuherzigen Humor die Dichterempfindung durch, die sich völlig erst in seinem eigenen Zimmer verrieth, wenn man mit ihm allein war. Da stand, wie ein romantisches Geheimniß, der verschnörkelte alte, reich ausgelegte, geschnitzte Schrank, den er so meisterhaft in seiner Novelle beschrieben, da pflegte er in dem weit hinausgebauten Blumenfenster die unzählige Sammlung verschiedenartiger Cacteen, die nur ein so feiner Beobachter der Pflanzenwelt zu unterscheiden vermochte, die nur ein für die Details der Schöpfung so empfängliches Dichtergemüth mit so treuer Sorgfalt zu pflegen geschaffen war. Das war seine Liebhaberei, an der er sich mit kindlicher Naivetät freute.

Mich, wie gesagt, hatte Adalbert Stifter sofort unter seine Protection genommen und übte dieselbe zuweilen in verlegenmachender Weise. Wo er bei gemeinsamen Spaziergängen oder auf der Straße einem Bekannten begegnete, und er kannte fast die ganze Stadt, stellte er mich vor. „Dies ist der Dichter des Stückes, das Montag gegeben wird. Ich kenne es zwar nicht, aber Frau von Rettich findet es sehr schön. Er hat auch ein Buch geschrieben,

das zwar hier Niemand kennt, das aber in Berlin (das galt für identisch mit Norddeutschland) fünfundzwanzig Auflagen erlebt hat." Ich muß wohl ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben zu der gestotterten Theilnahme für ein Stück, von dem man Nichts wußte als ein Lob aus dritter Hand.

Die armen Schauspieler waren natürlich wieder am schlimmsten dran. Fünf neu gelernte classische Stücke hatten sie hinter sich, und nun sollte zum Schluß des Gastspiels der Waldemar kommen, den sie gar nicht kannten. Zwei Proben sollten wir haben, und der überaus entgegenkommende Director Kreibig versicherte, es sei Alles vorbereitet. Wir gingen zur ersten Probe, und ich setzte mich still in eine dunkle Ecke, um zu erwarten, was werden würde. Aber Director Kreibig rief mich auf die Bühne und bat mich, die Probe nun anfangen zu lassen. „Wer ist Regisseur für das Stück?" fragte ich. „Ich selbst!" erwiderte Director Kreibig, „aber ich habe vollauf mit der Einrichtung der Decorationen und Costüme zu thun und lege also die Regie in die besten, in Ihre Hände." Damit verschwand er und kam auch nicht wieder. Es ist schwer zu sagen,

wer unvorbereiteter auf die ihm zugetheilte Rolle war, die armen Schauspieler, die kaum eine Idee von dem Stück hatten und seufzend die Bogen ihres Parts zählten, oder ich, der improvisirte Regisseur. Aber, was war zu thun? Wir gingen an das Werk.

Es war ein drückend heißer Tag, aber die Gluth im Freien wäre Erquickung gewesen gegen die dumpfe Luft im Theater. Indessen Julie Rettich stand mir tapfer bei, und wir arrangirten das Stück, wiederholten jede Scene, und guter Wille zeigte sich bei jedem Einzelnen. Aber schon nach dem zweiten Act waren meine Kräfte vollkommen erschöpft, und als der Director Kreibig einmal wieder auf die Bühne kam und fragte, ob ich noch irgend einen Wunsch hätte, erwiderte ich ihm, halb verschmachtet: „Ach ja, ein Seidel Bier; aber recht kühl!“

In der Wohlthat, die mir die Erfüllung dieses Wunsches gewährte, empfand ich die Qual der armen Schauspieler doppelt, und ich erklärte, wir müßten Alle ein Frühstück haben, sonst brächten wir das Stück gar nicht durch. Schnell waren Tische auf der Bühne zusammengeschoben, Bier, Würste, Butter und Brod herbeigeschafft, und während die Damen

freundlich die Wirthinnen machten, gruppirte sich ein lustiges Bild auf dem Theater, das gar nicht zum Waldemar gehörte, und das ich gleich „den falschen Waldemar“ nannte. Es war wie die Rast einer Karavane nach mühseligem Zug durch sonnendurchglühte Wüste. Director Kreibig schüttelte den Kopf. „Das geht nimmer gut!“ rief er ein Mal über das andere. „Jetzt bringen Sie sie nie wieder in Ordnung. Das Stück kann morgen nicht sein, und übermorgen muß die Frau von Rettich nach Nürnberg.“ Aber Julie Rettich beruhigte ihn, und ich bin der Meinung, daß dies improvisirte Frühstück das Stück rettete, wie ein Trunk den Verschmachtenden. Die Schauspieler bekamen auf einmal eine Lust, einen Opfermuth für das Stück, während sie bis dahin ihre Erschöpfung, ihre Verstimmung über den künstlerischen Frohndienst nur mühsam bekämpft hatten. Sie ließen sich die Situationen, ihre Rollen klar machen, und gingen nun mit solchem Feuereifer in der Probe weiter, Jeder helfend, daß, während ich bis dahin der Wagenlenker gewesen war, der die erschöpften Rosse mit Mühe vorwärts treiben mußte, ich jetzt die Regiezügel festfassen mußte, um vor Ueber-

ſtürzung zu bewahren. Am andern Morgen, in der zweiten und letzten Probe, ſahen Alle übernächtig aus; denn ſie hatten, ohne Ausnahme, ihren Schlaf geopfert, um ihre Rollen zu lernen, und es ging, merkwürdig genug. Daß am Abend Manches nicht vollkommen heraus kam, was ein ſorgfältiges Studium des Stückes und der Rollen bedingt hätte, verſteht ſich von ſelbſt; aber es war ein urwüchſiger Zug in der Darſtellung, der dem Charakter der Zeit vortrefflich paßte, und von dem ſich Julie Rettich's geiſt- und gemüthvolle Darſtellung, und Roſine Satran's kindliche Naivetät edel und anmuthig abhob. Die unwillkürliche Naturwahrheit zuweilen überſtürzten und übertriebenen Eifers einzelner Darſteller riß doch mit hin und gab eine hiſtoriſche Illuſion, die das eingehendſte Studium nicht hätte erzeugen können. Das Stück gefiel wirklich, und Darſteller und Dichter wurden nach jedem Act gerufen. Daran hatte das improviſirte Frühſtück, das mich den Darſtellern näher brachte, ſein gutes Theil.

Während des Stückes bereitete ſich eine Ovation für Julie Rettich vor, die einzig in ihrer Art war, und die vom erſten Rang ausging. Einige der

Herren gingen in den Zwischenacten mit Schreibzeug und großen Papierbogen durch alle Logen, alle Ränge, und ließen eine Adresse unterschreiben. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, wurde Julie Rettich noch einmal gerufen, und unter dem Zujauchzen des sich erhebenden Publicums trat eine Deputation aus den Coulissen, die der Künstlerin, mit einem Lorbeerkranz, eine Dankadresse für ihr Gastspiel überreichte, unterzeichnet vom gesammten Publicum des Abends. Das galt nicht allein der Künstlerin, das galt der Frau und dem Charakter.

Wir begleiteten die Freundin nach Nürnberg, wo sie ein neues Gastspiel eröffnete, wieder mit demselben, immer wachsenden Erfolge. Im „Waldemar" hat sie aber nur das eine Mal in Linz gespielt. Daß diese Aufführung aber keine entscheidende Probe für die Lebensfähigkeit des Stückes hatte sein können, fühlte ich wohl, und so mußte es diese in Berlin durchmachen. Für die Berliner Aufführung stellten sich schon vor derselben Schwierigkeiten heraus, auf die ich nicht näher eingehe. Genug, daß ich schon Lust und Zutrauen zu dem Stück verloren hatte, ehe der Aufführungsabend kam. Nichts destoweniger er-

wies ſich das Stück als wirkſam, getragen von einer Meiſterleiſtung Deſſoir's, unterſtützt von der Crelinger, die nur in den Gefühlsmomenten, auf welche die Wirkung des letzten Actes berechnet iſt, Julie Rettich, nicht erreichte, und einer vorzüglichen Wiedergabe einer minder eingreifenden Rolle durch Berndal. Das Publicum hielt nicht zurück mit ſeinem Beifall, und der Erfolg konnte ein recht guter genannt werden. Das Stück wurde aber nach der ſechſten Aufführung, vielleicht weil es in den Kaſſenerfolgen den Erwartungen nicht entſprach, zurückgelegt, um nie wieder auf dem Repertoire zu erſcheinen. Ich weiß nur, daß es außerdem in Schwerin gegeben wurde, aber ehe ich die Leitung des dortigen Theaters übernahm, und in Wiesbaden, wo der jetzige Director des Wallnertheaters, Herr Lebrun, ihm nicht allein durch ſorgfältige und einſichtsvolle Regie, ſondern auch durch markige Darſtellung der Titelrolle einen ehrenvollen Erfolg verſchaffte.

Mir war nicht allein ein einzelnes Stück geſcheitert, ſondern der ganze Plan einer Reihe von vaterländiſchen Stoffen zu Grunde gegangen. Hätten einzelne Aufführungen des „Waldemar", das immer-

hin nicht unwürdige noch eindrucksloſe Stück wenigſtens vor dem gänzlichen Vergeſſenwerden gerettet, ſo wären andere vaterländiſche Stücke in ſchneller Folge ihm nachgekommen. Eine warme Heimatsliebe ſpricht doch aus demſelben. Aber die Luſt und das Zutrauen waren gebrochen, und die Production braucht die ermuthigende Luſt der Anerkennung, die zwar von verſchiedenen Seiten auch dieſem Stücke wurde, aber mir doch keine Sicherheit für ſpätere dramatiſche Arbeiten gab, und mir den Boden raubte, auf dem ſie allein lebendig werden konnten. Wie ſehr mir derſelbe fehlte, ſollte mir noch in demſelben Winter auf's Neue klar werden.

Gebrochen und Abſtand nehmend von allen ferneren Schauſpielplänen, war ich nach der Waldemar-Aufführung von Berlin heimgekommen, und damals verſuchte ich zum erſten Mal meine für dramatiſche Bearbeitung zurechtgelegten Entwürfe novelliſtiſch zu geſtalten, was mir Anfangs nur bedingt glückte. Auf die Bühne war nun einmal meine ganze Anlage gerichtet, und dieſer mußte ich mit aller Energie theilweiſe Zwang anthun, um der novelliſtiſchen Form gerecht werden zu können. Ich hoffe, daß mir Das,

aber erſt viele Jahre ſpäter, gelungen iſt, als mir immer mehr nothwendig wurde, mich von der willkürlichen Gunſt oder Ungunſt der Theater frei zu machen. Und doch mußte ich dieſen erſten novelliſtiſchen Verſuchen dankbar ſein, denn ſie zogen mich wieder in die Production, die allein die Heilkraft hat für Stimmungen, wie ſie mir jene Zeit nothwendig brachte. Wie oft im Leben in ſchweren und ſchwerſten Zeiten, hat die Production die Heilkraft an mir geübt. Da, mitten in den einſamen, winterlichen Landaufenthalt hinein kam die Aufforderung an mich von einem patriotiſchen Verein in Berlin, ein Feſtſpiel zu ſchreiben zur fünfzigjährigen Feier der Gründung des Eiſernen Kreuzes. Die Aufgabe lockte mich, der Funke fiel in den Zunder der Entſagung von aller dramatiſcher Arbeit und ſchlug ſchnell zur Flamme auf. Ich ſagte zu und war ſchnell in der Arbeit, die mich, wie kaum eine andere vorher, erwärmte und begeiſterte, und zu der ich von Anfang an beſtes Vertrauen hatte. Meine Auftraggeber waren weniger vertrauend und wenigſtens vorſichtiger. Als ich meldete, daß mein Feſtſpiel fertig ſei, erſuchten ſie zwei Autoritäten, den Hofrath Friedrich Adami und den

Regisseur der königlichen Bühne in Berlin, Georg Hiltl, beide bewährte Schriftsteller, mich in meinem Hause aufzusuchen, das Stück zu prüfen, und falls dasselbe irgend wie den Anforderungen nicht entspreche, auf freundliche Weise zurückzuhalten. Bessere Abgesandte konnten gar nicht für den immerhin schwierigen Auftrag gefunden werden, aber auch kaum ein angenehmerer Besuch für mich. Die Herren kamen etwa wie die Schuldeputation, welche die Prüfung abhalten soll; ich las mein Festspiel, und was warm aus dem Herzen gekommen war, fand warme Herzen. Die Darstellung wurde sofort in Aussicht genommen und überlegt, und was in guten Stunden besprochen war, kam hernach, unter Georg Hiltl's sachverständiger und liebevoller Leitung, zur Feier des Tages auf der Kroll'schen Bühne zur Aufführung. Die hervorragendsten Mitglieder des königlichen Theaters und der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne hatten sich zur Darstellung vereinigt, die ganz vortrefflich ging. In den Proben waren Alle gerührt, warm durch die Bedeutung der Feier und erregt von der Begeisterung vergangener Tage, die ich mir einbilde in glücklicher Stunde glücklich getroffen zu haben. Aber über den

Aufführungsabend ſchwebte kein glücklicher Stern Schon das Programm war nicht günſtig. Eine lange hiſtoriſche Rede, Geduld prüfend für den größten Theil des Publicums, ging voran und nahm erkaltend einen großen Theil der Beziehungen des Feſtſpiels vorweg. Dann war der König mit allen ſeinen fürſtlichen Gäſten und den Prinzen erſchienen, mußte aber, da noch eine andere Feſtfeier an anderm Orte ſeiner harrte, nach den erſten Worten meines Feſtſpiels aufbrechen, was halb mißgedeutet wurde, jedenfalls Stimmung und Theilnahme für das Stück zerſtreute. Matt ſpielte es ſich ab. Da nun auch die Verhandlungen darüber, das Feſtſpiel auf der königlichen Bühne wieder aufzunehmen, zu keinem Reſultat geführt hatten, war das ephemere Leben einer hiſtoriſch ernſten, von glücklicher Stimmung begünſtigten patriotiſchen Dichtung in kaum einer Stunde ohne Nachklang ausgetönt, und wenn ich einen geſchnörkelten Dank- und Lobbrief meiner Auftraggeber abrechne, für mich nichts übrig geblieben als die wehmüthige Erinnerung an beglückende Schaffensſtunden und die ſchmerzliche Beſtätigung der Waldemar-Erfahrung.

Mit dem vaterländiſchen Drama war ich vollkommen zurückgewieſen, und auch ſonſt hatte ich für meine dramatiſchen Beſtrebungen in Berlin jeden Boden verloren, da für mehrere Jahre meine Stücke ſämmtlich vom Repertoire verſchwanden.

Ich habe, meinem Vorſatz treu, die Schuld meiner Mißerfolge nur in mir ſelbſt und in den Mängeln meiner Production zu ſuchen, vielleicht in Zufälligkeiten, die das „habent sua fata libelli“ immer wieder wahr machen, auch diesmal mich beſtrebt, ſo objectiv als möglich zu berichten.

Sei es demnach hingeſtellt, was Alles meinem redlichen Streben entgegentrat, die Nachwirkung aber empfand ich mit aller Schwere, und ein Druck lag über mir, der alle Productionskraft zu vernichten drohte, und meine angeborne Leidenſchaft für die Bühne in allerbitterſte Abneigung wandelte. Auch das würde ich verſchweigen, hätte es nicht einen Entſchluß gereift, der nicht allein in meine Lebensverhältniſſe eingriff, ſondern mich in ganz anderer Weiſe als bisher der Bühne näher brachte, und auf meine Entwickelung als dramatiſcher Schriftſteller den entſchiedenſten Einfluß hatte.

Einige Monate nach der Waldemar-Aufführung in Berlin und noch ganz in der unüberwundenen Stimmung, die ſie mir hinterließ, erhielt ich, an einem trüben Winterabend, auf meinem Gut einen Brief aus Schwerin vom Director des dortigen Theaters, Herrn Steiner. Der Brief berichtete erſt ganz harmlos über eine freundlich aufgenommene Aufführung des „Waldemar“ in Schwerin und fuhr dann auf der letzten Seite wie beiläufig fort: „Ueber eine andere Neuigkeit, die uns hier Alle in große Aufregung verſetzt, werden Sie Genaueres wiſſen, als wir. Wir wiſſen nur, daß unſer Intendant, Herr von Flotow, ganz unerwartet ſeine Entlaſſung genommen hat, um nach Wien überzuſiedeln, und daß der letzte Auftrag, den unſer Großherzog ihm ertheilte, der war, Sie zu fragen, ob Sie ſich entſchließen könnten, die von Flotow aufgegebene Stellung an unſerm Theater zu übernehmen. Auf Ihre Antwort ſind wir natürlich ſehr geſpannt!“

Die Quelle aus der, und die zuverläſſige Art, in welcher mir dieſe Mittheilung kam, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß ſie mehr ſei als ein leeres Gerücht, und ich faßte den Gedanken wenigſtens in's

Auge, der mich vollkommen überraschte. Niemals hatte ich auch nur entfernt daran gedacht, eine derartige Stellung einzunehmen, wo es auch sei. Mein ganzes Streben beschränkte sich auf den Wunsch, der Bühne möglichst gute Stücke zu schreiben, und mir einen geachteten Schriftstellernamen zu erringen. Alles Andere, was mich ja nur in jenem Streben hindern, meine Kräfte absorbiren mußte, hätte ich wenig Monate vorher auf das Entschiedenste zurückgewiesen; ja, der Gedanke, mich außerhalb Preußens zu fesseln, wäre mir wie eine Unmöglichkeit erschienen, alle anderen Schwierigkeiten ungerechnet, welche die Ansprüche meiner Familie, meines Wohnsitzes, meinen Verbindungen in Berlin entgegenzustellen berechtigt waren. Aber in diesem Augenblick, in dem meine schriftstellerische Zukunft gebrochen schien, meine Bestrebungen um das vaterländische Drama zurückgewiesen waren, erschien die Aussicht, der deutschen Bühne auch auf andere Weise, als schriftstellerisch, förderlich sein zu können, wie eine Rettung, die der angeborene Zug zu derselben nur noch lockender machte, ja, der Gedanke, eine Zeitlang außerhalb Preußens zu leben, kam mir jetzt gerade weniger befremdend

vor. Aber noch ſchwankte der Entſchluß um ſo mehr, als nach dem Briefe des Director Steiner Wochen vergingen, ohne eine Erwähnung der Angelegenheit. Da kam ein Brief von Friedrich von Flotow, der mir, aber faſt privatim, die Anfrage ſtellte, ob ich unter Umſtänden mich entſchließen würde ſein Nachfolger in Schwerin zu werden. Ich antwortete ausweichend, mir die freie Entſcheidung vorbehaltend, und als ich nach Berlin ging, um mein Feſtſpiel aufführen zu ſehen, war ich, beſtürmt auch von meinen Berliner Freunden, mit denen ich die Frage beſprach, ganz entſchloſſen nicht nach Schwerin zu gehen. Zufällig, am Tage nach der Aufführung des Feſtſpiels, kam mir in Berlin, und zwar in allerliebenswürdigſter Weiſe, der Antrag nach Schwerin direct; und unter dem Eindruck des vergangenen Abends ſagte ich, ohne weiteres Beſinnen, ſofort zu. Die Bedingungen waren ſchnell und ohne Schwierigkeit geregelt, und ich ging vorläufig eine Verpflichtung auf drei Jahre ein, die alle meine Lebensverhältniſſe umgeſtaltete. So wurde denn ein Entſchluß gefaßt, den ich nie zu bereuen Urſach hatte.

XII.

Ehe ich nun mit meinen Erinnerungen in die neue Thätigkeit eintrete, sind noch mancherlei Rückblicke nachzuholen, welche die Vorbereitung auf dieselbe klar machen sollen, mancherlei Beziehungen zu erwähnen, die mir förderlich wurden.

Am 17. März 1863 hatte ich mich zur Uebernahme der Intendantur des Schweriner Hoftheaters verpflichtet, und im Herbst, zur Eröffnung der Saison in Schwerin, sollte ich dieselbe antreten. Die Vorbereitungen waren schwieriger, als ich dachte, solche kaum gerechnet, die schon die Uebersiedelung, die vollkommene Umwandlung meines Hausstandes bedingte. Ueber alle Schwierigkeiten half mir aber die Freude an der neuen Aufgabe fort, so daß mir der Entschluß leichter wurde als meinen Freunden; denn kaum war derselbe bekannt geworden, als sich namentlich unter meinen Berliner Bekannten ein eifriges Für und Wider erhob. Die Meisten waren ganz entschieden dagegen und hoben namentlich hervor, daß unter der Last der neuen Geschäfte die eigene Production Einbuße leiden würde. Dem konnte ich nur entgegenstellen, daß mir bereits, und zwar Aus-

ſchlag gebend für den Entſchluß, meine Aufgabe als dramatiſcher Schriftſteller in Berlin gebrochen, und jede Ausſicht für dieſelbe abgeſchnitten ſei. Dann erhoben ſich Zweifel über meine practiſche Befähigung zu einer ſolchen Stellung, man prophezeite mir unüberwindlichen Aerger und Verdruß, kurz, hätte ich allem Dem Glauben beimeſſen wollen, ſo hätte ich noch in der letzten Stunde zurücktreten müſſen.

Am klarſten und verſtändigſten, weil ſie die Verhältniſſe am beſten kannte, ſprach ſich Charlotte Birch-Pfeiffer aus. Zuerſt hätte ſie dem Gerücht keinen Glauben ſchenken wollen, dann wurde ſie zweifelhaft, kam zu uns, ſprach ganz harmlos von Allerlei und warf dann hin: „Denken Sie nur, auf was Alles die Leute verfallen. Man hat mir von verſchiedenen Seiten erzählt, Sie würden Theaterintendant in Schwerin!“ Sie lachte dabei, aber als ich auch lachte, ohne zu leugnen, rief ſie aus: „Alſo iſt's wahr! Nun denn, das Neſſushemd, das Sie da überwerfen, werden Sie niemals im Leben wieder los. Das Theater, wie man ihm auch dient, läßt Einen nicht mehr frei, am wenigſten, wenn man, wie Sie, angeborene Leidenſchaft dafür hat. Will

man sich mit Gewalt von ihm trennen, bleibt doch immer ein gutes Stück Herz dabei hängen. Auch vom Becher des Herrschens kostet man nicht ungefährdet. Gehen Sie in Gottes Namen, Ihnen ist nicht mehr zu helfen, und ich will Sie auch nicht mehr schelten, wenn Sie nur geloben, fleißig meine Stücke zu geben."

Sie ging nun ganz in die Besprechung der neuen Aufgabe ein und meinte, ganz im Gegensatz zu den anderen Freunden, daß meine eigene Production nicht allein keine Einbuße erleiden, sondern neue Anregung gewinnen würde, und daß ich nun endlich, in der practischen Beschäftigung mit der Bühne, lernen würde, dankbarere Rollen zu schreiben: „Wenn man den Schauspielern Gelegenheit bietet, sich Erfolg zu erringen, erringen sie ihn für das Stück mit, das lernt man aber nur in der Praxis," sagte sie „und wie sonst hätten Sie sich jemals Praxis erwerben können?"

Sie entwickelte mir nun eine ganze Reihe von Regeln über den Verkehr und die Behandlung der Schauspieler, über die Grenze, bis zu der man dem Publicum in seinen Anforderungen nachgeben dürfe, kurz, wie ich bis dahin als Schriftsteller ihren Rath

einholte, ſo fand ich ihn durch die ganze Zeit meiner Theaterführung nun auch als Bühnenlenker aufrichtig, klar, immer practiſch, welt- und ſachkundig.

Es ſei hier vergönnt, bei der hochbegabten, eigenthümlichen und doch ſo viel beneideten und verkannten Frau zu verweilen. Mir war ſie durch einen zwanzigjährigen Verkehr Freundin geworden und iſt es geblieben bis zu ihrem Tode. Ich will den Leſer gleich in ihr Arbeitszimmer einführen, die Werkſtatt unermüdlicher Thätigkeit, unerſchöpflicher Productionskraft. Es war nicht gleichgiltig, daß ich immer, wenn ich zu ihr kam, ſelbſt mit Fremden, die ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchten, in das Arbeitszimmer eindrang und nicht im Salon bleiben wollte, in dem die fleißige Frau nicht ſie ſelbſt war und immer etwas für ihr Weſen Fremdes behielt. Die Honneurs des Salons zu machen war nicht ihre Sache, aber vor dem Schreibtiſch war ihr Platz. Da war ſie frei, ungezwungen, aufrichtig, ſelbſt wenn ſie ſich vorgenommen hatte, in dieſer oder jener Beziehung ſchlau zurückhaltend zu ſein, wobei ſie ſich aber immer im Eifer des Geſprächs verrieth.

Schreiten wir alſo auch heute durch den Salon

mit ſeinen rothen Pluſchmeubles, ſeinen Büſten und Bildern, ſeinen Andenken und Geſchenken. Was der Beſitzerin wirklich lieb war, iſt nicht hier, das hat ſie mit in ihr Laboratorium genommen. Da ſieht es nicht elegant aus, aber Alles gehört zuſammen, paßt zu der Bewohnerin, zeigt ihre liebſten Erinnerungen und beweiſt den Fleiß des Momentes. Der Thür gegenüber ſteht das grüne Gardinenbett, die Wände des Zimmers ſind bedeckt mit Bildern früherer Collegen, die kleine Gallerie über ihrem Schreibtiſch zeigt die Intimſten. Im zweiten Fenſter ſteht in gewaltigem Bauer der Papagei, an der Spiegelwand der Toilettentiſch mit einzelnen Schmuckſachen, lauter Andenken. Aber der eigentliche Kernpunkt des Zimmers iſt der Schreibtiſch, bedeckt mit Papieren und Notizzetteln, zur Seite Bücher und Rollen. Vor demſelben ſitzt die ſtattliche Geſtalt der Schriftſtellerin, der oder die Beſucher im Kreiſe um ſie herum.

Es waren viele und gute Stunden, die ich neben dieſem Schreibtiſch zubrachte, und ſie haben uns auch viele und gute Früchte getragen. Da laſen wir uns actweiſe unſere Stücke vor, aufrichtig rathend und helfend. Oft mußte ich gewaltſam eindringen, wenn

Charlotte Birch-Pfeiffer behauptete, ſie hätte keine Zeit, ſie müſſe ihre Rolle zum Abend repetiren, oder ſie hätte Kopfweh. Aber mit einem eben fertig gewordenen Stück in der Taſche, oder mit einem Act läßt man ſich nicht ſo leicht abweiſen, wenn man ſein Urtheil empfangen will. Es wurde ein Compromiß geſchloſſen, und um keine Zeit zu verlieren, überhörte ich ſchnell die Abendrolle. Wie viel Mal habe ich ſo zum geiſtreichen Unſinn der Julie Kiekebuſch aus den Schleichhändlern, oder zur albernen Weisheit der Daja in Nathan die Stichworte ſoufflirt, um ſo bald als möglich mein Manuſcript aus der Taſche ziehen zu können. Aber ich las meine eigenen Sachen erbärmlich ſchlecht, überſtürzt, haſtig, immer in der Angſt, damit zu langweilen. „Langſam, langſam!“ rief dann die Zuhörerin, „ich kann nicht mitkommen.“ Dann nahm ſie auch wohl das Manuſcript und wollte ſelbſt leſen, aber mit Empörung warf ſie es nach wenig Zeilen zurück. Die Handſchrift war noch undeutlicher als die Vorleſung. Sie ſelbſt las ihre eigenen Sachen vortrefflich, ganz anſchaulich, aber an den äußern Apparat mußte man erſt gewöhnt ſein, um ſich nicht ſtören zu laſſen.

Sie setzte sich zum Lesen einen großen, grünen Schirm von Pappe auf, dessen breiter Rand den ganzen Kopf deckte, und dessen Widerschein über das Gesicht einen grünen Schimmer goß, zwischen dem die Thränen der Rührung bei den sentimentalen Stellen niederrollten. Das reizte mich dann unwiderstehlich zum Lachen, aber mit halb komischer, halb zorniger Strafpredigt wurde ich zurückgeführt in die gebührende Stimmung. Natürlich wurden für diese Vorlesestunden alle anderen Besucher abgewiesen, und nur Nanny, die alte Kammerfrau und Freundin des Hauses, kam von Zeit zu Zeit herein, meist um ein Almosen für einen verarmten Schauspieler oder eine Schauspielerin in höchster Noth zu erbitten, was sie immer rührend dringend befürwortete, und worauf sie nie ohne eine reichliche Gabe ging. Verschwendung in der Wohlthätigkeit, die Unfähigkeit, eine Bitte zu versagen, waren ein Grundzug in Charlotte Birch-Pfeiffer's Charakter, und wie viel auch ihr gutes Herz gemißbraucht sein mag, noch mehr hat sie wirklich geholfen, und bei ihren weitverbreiteten Verbindungen weit über das Maß der eigenen Mittel und der zu Zeiten sehr hohen, freilich auch überschätzten Einnahmen hin-

aus. Zu dieſem überſchwenglichen Geben ſtand ſcheinbar der offen gezeigte Wunſch, zu verdienen, in ſcharfem Widerſpruch, der mit einem oft krankhaft gereizten Streben nach Erfolgen Hand in Hand ging. Stets klagte ſie, daß ihre Stücke nicht oft genug auf das Repertoire kämen, und oft habe ich ſie über dieſe Klage geneckt. Wer ſo viele und wohlverdiente Succeſſe errungen hatte in der Sphäre ſeines literariſchen Schaffens, wer ſo die Repertoire aller Bühnen beherrſchte, der hätte, ſollte man meinen, einen etwas geringern Erfolg leicht verſchmerzen ſollen, um ſo mehr, als die reiche Productionskraft gleich wieder mit einer neuen Gabe da war. Aber der Neid auf dieſe überſchätzten Einnahmen, auf die ſcheinbar leicht errungene Anerkennung der Menge hatte für Charlotte Birch-Pfeiffer, wenn auch kaum im Publicum, ſo doch in der Kritik eine Oppoſition hervorgerufen, die ihr leicht erregbares Gemüth in ſteten Kampf verwickelte und die muthige und energiſche Frau zu allen Mitteln greifen ließ, ihre literariſche Stellung zu behaupten, als ob das ihre populären bühnenwirkſamen Stücke, mit den dankbarſten Aufgaben für die Darſteller, nicht allein vermocht hätten. Wie oft

habe ich das der Freundin, aber immer vergebens, zu beweisen gesucht. Und in Etwas hatte sie Recht. Nicht allein die Kritik, auch die Schauspieler behandelten die Birch-Pfeifferschen Stücke mit einer ganz ungerechtfertigten Geringschätzung, und ich habe das als die härteste Undankbarkeit angesehen, denn welcher Schauspieler oder Schauspielerin der letzten vierzig Jahre verdankte nicht Rollen aus den Stücken der Birch-Pfeiffer seine Erfolge, Viele ihre ganze künstlerische Stellung. Es war aber das nicht lediglich Undankbarkeit, sondern die oft unbewußte Empfindung, daß nicht eigenem Talent allein, sondern der Dankbarkeit der Rolle ein Hauptantheil des Erfolges zukäme, den dann in derselben Aufgabe oft ganz unbedeutende Talente auch errangen. Es ist freilich angenehmer, eine undankbare Rolle zu schaffen, als den Lorbeer mit der Dankbarkeit eines unausläßlichen Erfolges zu theilen. Natürlich wurde nun die Dichterin im steten, oft mit hämischen Waffen des Spottes geführten Kampf mit der Unterschätzung um so eifersüchtiger auf Anerkennung, und durch die Freude über einen Erfolg ging immer der Jubel: „Sie kriegen mich doch nicht unter!"

Und ſo leicht machte es ſich die fleißige Frau doch auch nicht mit ihren Productionen, als das der Menge erſchien. Ich, der ich durch eine lange Reihe von Jahren ihre Stücke von den erſten Anfängen bis zur Vollendung und Aufführung mit durchlebte und einen Einblick habe in das ganze Getriebe ihrer Arbeit, kann es beurtheilen. Wie oft habe ich ſagen hören: „Was iſt's denn für ein Verdienſt? Sie nimmt einen beliebigen Roman, ſchlachtet ihn in Acte, und das Stück, ohne Zuthat eigener Erfindung, iſt fertig.“ Ja, es ſoll's ihr nur Einer nachmachen! Bei dem eigenthümlichen Talent, alle dramatiſch verwerthbaren Momente aus einer Erzählung herauszufinden, bleibt die Reproduction immerhin ein eigenes Schaffen, und kein deutſcher dramatiſcher Autor hat in dieſer Beziehung nur annähernd vermocht, was Charlotte Birch-Pfeiffer ſo oft gelang. Als Louiſe Neumann, entzückt über die poeſievolle Novelle „Die Frau Profeſſorin“ von Berthold Auerbach, ſich an die hervorragendſten Autoren wandte, mit der Bitte, ihr ein Stück aus dieſer Poeſie zu ſchreiben, erklärten ihr Alle, daß ſie das nicht vermöchten, bis es die Birch-Pfeiffer verſuchte und glänzend zu Stande

brachte. Und gerade wegen dieses Stückes, das freilich manchen poetischen Flügelstaub der Novelle abstreifen und ihr großen Zwang antun mußte, ist die Verfasserin am härtesten angegriffen worden.

Schlagend aber tritt sie dem Vorwurf, nur fremde Erfindung leicht für sich zu verwerthen, durch eine große Reihe von Originaldramen entgegen, die gerade und meist ihre durchgreifendsten Stücke geworden sind.

Wie ich nun die Arbeit mitlebte von den ersten Anfängen, so hatte ich dann auch Theil an allen Aufregungen und Sorgen, die der Aufführung vorausgingen. Die Tage einer ersten Darstellung waren fieberhaft erregte für das ganze Haus, in dem der herzlichste patriarchalische Sinn waltete. Für Charlotte Birch-Pfeiffer war ihr ganzer Hausstand, mit seiner Verwandtschaft und Allem, was dazu gehörte, wie ihre eigene Familie, und er lohnte ihr das durch Hingabe und Aufopferungswilligkeit, die weit über die Verpflichtung des bezahlten Dienstboten hinausging. Die rührendsten Züge davon könnte ich erzählen. Aber dies Verhältniß ging auch über das Haus hinaus und umfaßte Alle, die in irgend welchem Verhältniß zu demselben standen. Bei den

Freunden war das ſelbſtverſtändlich; aber alle Handwerker, wer nur einen Nagel einſchlug, bis zum Buben, der den Waſchkorb brachte, hingen an der „Frau Docterin“ und nahmen Theil an ihren Nöthen und Erfolgen. Vielleicht erklärt ſich dadurch die breite Popularität ihrer Stücke. Kam nun der Tag heran, deſſen Nahen die Aufregung immer höher ſteigerte, und die die Dichterin in ihrer draſtiſchen Weiſe Jedem, der in's Haus kam, zeigte, ſchilderte und motivirte, ſo war das ein Ereigniß für einen großen Kreis von Menſchen, aber auch eine Pein für alle Hausgenoſſen. Charlotte Birch-Pfeiffer hatte ſelbſt keinen andern Gedanken als an den verhängnißvollen Abend, kein anderes Sinnen, als wie ein eingebildetes Unheil von ihm fern gehalten werden könnte, keine Ruhe an irgend einem Ort. Ihre kluge ältere Schweſter, die, faſt immer krank, im Hauſe lebte, und von aller Welt „Tante Louis'“ genannt wurde, pflegte dann zu ſagen: „Wann nur das unſelige Stück erſcht vorbei wäre, die Lotte iſcht ſo wüſcht, daß man's bald gar net mehr ertrage kann!“

Und nun kam der Abend, wir zogen aus, eine kleine Völkerwanderung, getreue Mitkämpfer für den

Erfolg, und dann freudige Theilnehmer an demſelben. Was aber Charlotte Birch-Pfeiffer für die eigenen Stücke that und litt, das that ſie redlich auch für die ihrer Freunde, und das habe ich ſelbſt mehr als einmal erfahren.

Es war ein beſonders freundlicher Zufall, daß mir meine erſte Verbindung mit dem Schweriner Hoftheater, noch ehe ich die Intendanz deſſelben angetreten hatte, Gelegenheit gab, der Freundin zu ihrem Jubiläum beim Großherzog die Verleihung der Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft zu vermitteln, die, als meine erſte Bitte, freundlich gewährt wurde. Später hat mir der treu freundſchaftliche, hochgebildete Miniſter von Schrötter in Schwerin, durch deſſen Hände dieſe Verleihung ging, oft lächelnd geſagt, ich ſei ein vortrefflicher Anwalt, denn ich hätte neben dem Vorzug der Dichterin — nie einem unſittlichen Stoff, noch der beliebigen Coquetterie mit Tagesfragen einen Erfolg verdankt zu haben, ſondern nur dem warmen Herzſchlag, der die Herzen fand — beſonders hervorgehoben, daß ſie ſelbſt im Leben bethätigte, was ſie auf der Bühne verherrlichte, und ſo ſehr ſie auch zu rühren verſtünde, doch ebenſo viele

Thränen durch Wohlthat getrocknet, wie ſie deren als Dichterin hervorgelockt hätte. Ich kann das heute nur wiederholen und weiß, wie die Freundin mir, als der Tod ſie uns plötzlich und unerwartet entriſſen hatte, nicht allein bei meinen literariſchen Arbeiten, ſondern mit ihrer Freundſchaft in allen guten und ſchweren Stunden fehlte.

Aber noch in anderer Weiſe, als durch Rath und That bei meinen Arbeiten, kam das Haus der Freundin meinen dramatiſchen Beſtrebungen förderlich entgegen. Ich lernte in demſelben die Mitglieder der Bühne kennen, die durch eine lange Reihe von Jahren die Zierde und Stütze des Berliner königlichen Theaters waren. Mehrere von ihnen ſind für immer, Viele von der Bühne geſchieden, und dieſen ſeien beſonders dieſe Erinnerungen gewidmet, während die in voller Wirkenskraft ſtehenden für ſich ſelbſt reden und durch immer friſche Schöpfungen im Gedächtniß erhalten. Ich ſchreibe eben Erinnerungen. Da tritt mir vor Allen Hermann Hendrichs vor die Seele, der letzte Romantiker der deutſchen Bühne, wie er oft mit Recht genannt wurde. Ueber allen ſeinen Darſtellungen lag ein Zauber plaſtiſcher Schönheit

ein Hauch romantischer Poesie, der ihn ganz besonders, nicht auf scharf auszuprägende Charaktere, nicht auf Aufgaben hinwies, die tief ausklügelnder Verstand zu schaffen vermochte, sondern auf mehr lyrische Vorwürfe, auf ideale Gestalten, die in schöner Form zum Herzen sprachen. In solchen übte er unwiderstehliche Gewalt, mochten sie nun tragisch erschüttern, oder mit graziösem Humor erheitern. Hendrichs war der erste Student Reinhold in meinen „Badecuren“ gewesen, und schon damals hatte ich ihn kennen gelernt. Nun traf ich ihn oft bei der gemeinsamen Freundin, und er war der Einzige, dessen Gegenwart mich nicht störte, wenn sie mir ein neues Stück vorlas. Alle Anderen pflegten nur zu loben und mir so meine oft sehr unumwundene Kritik, die sie sich unter vier Augen gern gefallen ließ, die sie aber vor Dritten verletzte, unmöglich zu machen. Hendrichs übte nie eine Kritik über das ganze Stück, er gab sich ganz dem Eindruck hin, und bei rührenden Stellen weinte er mit der Autorin um die Wette. Zugleich aber sagte er, wie Dies oder Jenes zu machen sei, und gab so nebeneinander den Eindruck auf das Publicum und die Darstellbarkeit für den Schauspieler.

Das beurtheilende Wort, das an ihm einen Anhalt fand, überließ er mir allein, wie er überhaupt wortkarg war. Es war das ein Beweis, wie er selbst seine Aufgaben schaffte, nämlich mit künstlerischem Instinct aus der Empfindung heraus, die sich dann in weich plastischer, aber immer schöner Form gestaltete. Deshalb war er auch schwer abzubringen, wenn er sich einmal in seiner Auffassung vergriff, denn die schärfste Dialectik richtet nichts aus gegen die Empfindung.

Hendrichs hatte das Glück gehabt, an der königlichen Bühne, und zwar günstig für die Entwickelung seines Talents, zwei Partnerinnen zu finden, die sich seiner Auffassungs- und Darstellungsweise ergänzend und fördernd zu harmonischem Zusammenwirken anschlossen; die eine dem jugendlichern Künstler in graziös humoristischer Richtung, die andere dem gereiftern in romantisch tragischem oder sentimalem Genre. Da Beide im Hause, oder vielmehr am Schreibtisch der „Frau Decterin“ verkehrten, Beide eine Epoche ihrer Stücke bezeichnen könnten, gehören sie durchaus in diese Besprechung, um so mehr als Beide, wenn ich ihre Bekanntschaft auch diesem Be-

den verdanke, mir in freundlichem, Letztere in freundschaftlichem Verkehr näher traten.

Charlotte von Hagn kann man mit Recht die glänzendste Erscheinung im deutschen Lustspiel nennen, unerreicht in dem Genre, das sie selbst schuf, ja unerreichbar, weil das Genre eine Specialität war. Ueber das Genre ließe sich streiten, über Charlotte von Hagn's Meisterschaft in demselben nicht. Die geistsprühenden, von blendender Schönheit der ausdrucksvollen Züge und der ebenmäßigsten Gestalt unterstützten Darstellungen fesselten durch eine ununterbrochene Kette immer neu überraschender Pointen. Selbst das Gewagteste erschien im Maße der Anmuth. Charlotte von Hagn trat ab, noch ehe meine schriftstellerischen Versuche sich an's Licht der Lampen wagten, sie hat also niemals eine Rolle von mir spielen, ich nie eine für sie schreiben können. Nichts desto weniger kannte ihre Darstellungsweise, die ich in der höchsten Blüthe durch mehrere Jahre kennen lernte, nicht ohne Einfluß bleiben. Ich habe, nach ihrer Verheirathung, eine Saison in Ostende mit ihr verlebt. Alles, was sie sprach, dachte, that, war voll Esprit, und daß ich ein französisches Wort für

die deutsche Künstlerin wählen muß, mag zeigen, daß ihre künstlerische Begabung ein gutes Theil französischen Elementes an sich trug. Vielleicht ist sie die einzige deutsche Schauspielerin gewesen, die es vermocht hätte, sich auch in Paris eine glänzende Künstlerlaufbahn zu erringen, um neben einer Mars, sicher neben einer Madeleine Brohan Triumphe zu feiern. Damals, von der Bühne zurückgetreten, krankte sie an dem Heimweh nach derselben, aber nicht an dem sentimentalen, an dem das Herz bricht, sondern an dem zürnenden, sich selbst ironisirenden, das gegen die Fesseln grollte, die sie von dem Felde ihrer Triumphe zurückhielten. Sie sagte nicht: „Ich sehne mich nach meiner Kunst!“ aber sie wiederholte unaufhörlich: „Ich dürste und verschmachte nach lautem Beifall,“ ja, sie fügte hinzu: „Wenn ich Etwas auf der Bühne schaffen könnte und wüßte, es brächte den Tod, ich besänne mich nicht, wenn ich nur sicher wäre, unter dem rauschenden Donner des Beifalls zu sterben.“ Alles das aber sagte sie lächelnd, wie man ein geistreiches bon mot ausspricht, und doch versteckte sich, neben dem Schalk, auch der tragische Dämon des Theaters hinter diesem Lächeln. Ihr

Traum, ihre glühendste Sehnsucht war es, zur Bühne zurückzukehren, auf der noch ein großes Feld der Thätigkeit, der Erfolge sie erwartet hätte. Sie hat dieselbe nie wieder betreten, denn als die Hindernisse fortgeräumt waren, die sich damals ihrer Sehnsucht entgegenstellten, machte eine lange, lähmende Krankheit die Erfüllung unmöglich.

Charlotte von Hagn, trotz der glänzenden geselligen Stellung, in der sie lebt, wird, wenn auch nicht an der Sehnsucht nach dem Theater, sicher aber mit derselben sterben.

Wenn man Charlotte von Hagn's Darstellungsweise einen in tausend Strahlen blitzenden Brillanten nennen könnte, so glich die von Lina Fuhr einem in sanftem Farbenschein schimmernden Oval. Der Schleier der Romantik lag um Erscheinung, Klang der Stimme, Blick des dunklen Auges. Mit ihr und Hendrichs ist die Romantik von der deutschen Bühne geschieden. Nie überraschend, immer anziehend, weich in ihren Gestaltungen wie eine dunkle pensée, immer anmuthig weiblich, mochte sie nun erschüttern oder rühren, im Lustspiel nie die Grenze des Lächelns überschreitend, das über Thränen gleitet, fand dies

letzte wahre Käthchen von Heilbronn der deutſchen Bühne ihren letzten männlich ſchönen und doch träumeriſchen Wetter von Strahl in Hendrichs. In einem Stück von mir habe ich die Künſtlerin nur einmal ſpielen ſehen, und zwar in Hamburg, während ihres dortigen Engagements, die Louiſe in den Badecuren; aber nun wohnen wir als getreue Nachbarn ſeit einer Reihe von Jahren unter einem Dach und rufen oft und gern uns das Andenken der gemeinſamen Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer, und die alten, lieben Theatererinnerungen zurück, während unſere Kinder, unzertrennliche Lern- und Spielgenoſſinnen, ihre Puppen zum Beſuch zu einander führen.

In dem Leben, unter den Einflüſſen dieſes Hauſes wuchs Charlotte Birch-Pfeiffer's einziges ihr gebliebenes Kind auf. In früher Entwickelung, mit ſcharfem Verſtande, regem Sinn für Wiſſen, ſtand die kleine Minna ſchon als halbes Kind mit ſelbſtſtändigem Urtheil unter allen Erwachſenen; die Mutter wollte nichts davon wiſſen, daß das Kind Schauſpielerin werden könnte, und doch zeigte ſich ſchon früh Begabung und Neigung zum Künſtlerberuf. Jede hervorragende Erſcheinung am Berliner

Theater erregte es zu leidenschaftlicher Begeisterung, oder zu entschiedener Negation. Das Gastspiel der Rachel hatte den größten Einfluß auf das junge Gemüth, und wenn die virtuose Nachahmung dieser genialen Künstlerin, an der selbst die Mutter Freude hatte, auch Anfangs wie eine Spielerei getrieben wurde, so zeigte sich doch, selbst in dieser, sofort das eigene Schaffen, und aus der halb parodirenden Copie gestaltete sich ein überraschend scharfes Original. Kaum erwachsen, war Minna Birch unerschütterlich entschlossen, sich der Bühne zu widmen, und nach schwachem Widerstand willigte die Mutter ein, ja, sie ergriff nun die Künstlerlaufbahn der Tochter mit dem ganzen Mutterstolz und förderte sie nach Kräften. „Die Waise von Lowood", noch mehr die „Grille", beides Stoffe, auf die ich Charlotte Birch-Pfeiffer oft und dringend hingewiesen hatte, (denn ich suchte immer nach Stoffen für die Freundin,) die sie aber immer zurückwies, wurden recht eigentlich für die Tochter geschrieben, die so überraschend schnell fortschritt in ihren vorbereitenden Studien, daß sie, kaum erwachsen, am Hoftheater zu Coburg zuerst die Bühne betrat. Das freundliche Verhältniß der Mutter zum

kunſtliebenden und künſtleriſch ſo begabten Herzog von Coburg hatte die Wahl dieſes Theaters für die erſten Verſuche natürlich gemacht. Minna Birch ſiegte nicht auf den erſten Schlag, trotz ihres eminenten Talentes. Ihre äußere Erſcheinung, welcher der Reiz der Jugend fehlte, und der doch die Hinderniſſe des jugendlich Unfertigen noch anhingen, ſtanden ihr entgegen, zumal da ſie ſelbſt ſich in dieſer Beziehung am ſtrengſten und mit dem geringſten Zutrauen beurtheilte. Wenige Jahre einer oft unterbrochenen Bühnenlaufbahn genügten aber, der jungen Künſtlerin, die ſchon im zweiten Decennium ihres Lebens den Uebergang von der tragiſchen Liebhaberin in das ältere Charakterfach anbahnte, einen hervorragenden Namen unter den deutſchen Tragödinnen zu erringen.

Vielleicht hätte ſie die Aufgabe erfüllt, der Tragödie in Deutſchland neuen Aufſchwung zu geben, da verheirathete ſie ſich und trat von der Bühne ab. Aber die Energie der Productionskraft, die der darſtellenden Kunſt entzogen wurde, ſchuf ſich ein Feld auf einem andern Kunſtgebiet, und ſo ſteht Frau Wilhelmine von Hillern, meine liebe Freundin ſeit ihrer Kindheit, in voller Schaffenskraft als Roman-

schriftstellerin, mit tiefem Ernst des Ringens und Fortschreitens. Für ihr erstes, oben erwähntes Debut in Coburg hatte ich der jungen Freundin ein Stückchen geschrieben, „Vom Herzen", eine Brandstiftungsgeschichte, zu der eine Verhandlung vor den Assisen in Coblenz, der ich als Student beiwohnte, mir den Stoff und die Anregung gegeben hatte. Das Stück, wie der Stoff, hatte etwas Kränkliches, und der Erfolg war denn auch ein sehr zweifelhafter. Die junge Debutantin schob das auf ihr Spiel, was ich selbst von Anfang an meinem Stück zur Last legte, und wir haben noch kürzlich, nach anderthalb Jahrzehnten, so eifrig das Recht an dem Mißerfolg gegen einander beansprucht, als stritten wir uns um einen Lorbeer, und es war doch das Gegentheil, was wir uns nicht zusprechen wollten. Ich habe aus dem Stück später, als ich die dramatische Production mehr und mehr aufgab, eine Novelle gemacht, und so hat das kleine Werk, im Uebergang von der Bühne zum Roman, wenn auch im Kleinen, den Entwickelungsweg der Künstlerin mitgemacht, für die es anfangs geschrieben war.

XIII.

Noch muß ich, um gewiſſenhaft über meine Productionen für die Bühne zu berichten, hier die Entſtehungsweiſe von vier kleinen, einactigen Stücken einſchalten, die zum Theil freilich kaum bekannt geworden und jedenfalls ſchnell vergeſſen ſind, von denen aber eins, das harmloſeſte vielleicht, ſich einer Popularität und Verbreitung erfreut hat, wie kein anderes meiner Stücke.

Ihre Majeſtät die Kaiſerin hat ſeit einer Reihe von Jahren zum Feſtabend von „Königsgeburtstag", wie auch ich einfach den Tag bezeichnen will, der als ein wahrer Tag des Feſtes durch die ganze Heimath, und wo immer in der Fern' ſich preußiſche, jetzt deutſche Landsleute zuſammenfinden, mit dem Herzen gefeiert wird, eine Theatervorſtellung im kaiſerlichen Palais angeordnet, bei der ein deutſches Luſtſpiel, meiſt auch ein franzöſiſches, und ſchließlich eine Operette, oder Opernſcenen deutſch oder italieniſch zu einem wechſelvollen Programm zuſammengeſtellt und von der Elite heimiſcher und auswärtiger Künſtler dargeſtellt wird. Dieſe Anordnung hat ihren vortrefflichen Grund. Sie geſtattet ein Ausruhen

nach den anstrengenden Gratulationscouren, die früh am Morgen beginnen und einen großen Theil des Festtages ermüdend ausfüllen; unseren darstellenden Künstlern aber gewährt sie die Freude, dem theuren Landesherrn, der so frischen Antheil an dem Theater nimmt, nicht allein ihr Talent, sondern auch den persönlichen Glückwunsch darbringen zu können.

In einem großen, für seine Länge verhältnißmäßig schmalen Raum, der die Reihe der Gesellschaftsräume des Palais abschließt, ist das kleine, äußerst geschmackvolle Theater aufgeschlagen, dessen Rampe blühende, duftende Pflanzen zieren. Da versammelt sich die glänzend geschmückte Gesellschaft und empfängt den Hof mit seinen Gästen, der auf den vordersten Reihen Platz nimmt. Die Gesellschaftssäle bleiben als prächtige Foyers für die Zwischenacte und füllen sich auch während der Darstellung; denn es liegt in der Natur der Sache, in der ungünstigen Akustik des für diesen Zweck nicht geschaffenen Raumes, in der großen Zahl der Gäste, daß Vielen die ohnehin auf feinere Effecte berechnete Darstellung zum Theil verloren gehen muß. Aber gerade die plaudernden, beweglichen Gruppen bilden einen anmuthigen Rahmen

um das kleine kunſtvolle Miniaturbild auf der Bühne, das ſelbſt die an größere Räume gewöhnten Künſtler zu begrenzterer Darſtellung zwingt und ihrem Spiel den Stempel des Salons aufprägt. Die ganze Anordnung iſt glänzend, elegant und anmuthig.

Aber es iſt nicht leicht, für dieſe Feſtvorſtellungen immer die paſſenden Stücke zu finden, und alljährlich wiederholt ſich die Schwierigkeit. Das Allbekannte, das zu Draſtiſche muß vermieden werden, und an feinen deutſchen Salonſtücken iſt unſere Literatur ſehr arm, ſchon weil das Genre für die große Bühne ein ſo gut als verlorenes iſt.

Schon einmal war ein Stückchen von mir gewählt worden, und gerade für den 22. März des Jahres, das mich nach Schwerin führen ſollte, erging an mich von Ihrer Majeſtät der Königin die Aufforderung, beſonders ein Stückchen für die Palaisvorſtellung zu ſchreiben. Ich kann nicht leugnen, daß dieſe Aufforderung, ſo ſehr ſie mich übrigens erfreute, mich in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Bei meiner Eigenthümlichkeit, meine Stoffe erſt jahrelang mit mir herumzutragen, ehe ich ihnen Geſtalt zu geben vermochte, bei dem immer geſcheiterten Verſuch, für be-

stimmte Persönlichkeiten Rollen zu schreiben, fiel mir die gestellte Aufgabe, zu der mir ohnehin nur kurze Zeit gestattet war, schwer auf's Herz. Ich suchte unter meinen schon halb durchgedachten Stoffen, nichts wollte mir recht passend erscheinen, und als dann doch ein Stückchen fertig war, gefiel es mir selbst in dem bekannten Mißtrauen, mit dem ich immer an die Selbstkritik gehe, so wenig, daß ich sofort ein zweites Stückchen und endlich ein drittes versuchte, alle drei ganz verschiedenen Genres. „Brandenburgische Eroberungen", nannte sich ein kleines historisches Lustspiel aus der Zeit des großen Kurfürsten, jedenfalls das werthvollere des Dreiblatts, „Wenn die Thür zuschlägt" eine im Styl der französischen proverbes gehaltene Bluette, und zuletzt kam ein harmloser, aber in der übermüthigen Laune eines Vormittags hingeworfener Schwank, „Das Schwert des Damokles."

Wie gesagt: ich traute allen drei Stücken nicht, und um mir doch eine Kritik zu verschaffen, schickte ich dieselben an den praktischen, aufrichtigen und mir vielfach gefällig gewesenen Director Maurice nach Hamburg, auf dessen vortrefflich geleitetem Thalia-

theater schon eine ganze Reihe meiner Stücke, zum Theil mit Erfolg, gegeben waren. Ich bat um aufrichtige Beurtheilung und wo möglich um schleunige Aufführung eines der Stücke, um doch das Resultat des Eindrucks auf der Bühne zu erproben. Director Maurice schickte mir alle drei Stücke zurück. Die Brandenburgischen Eroberungen seien schon durch Titel und überwiegend preußische Tendenz von seiner Bühne ausgeschlossen, und die beiden anderen traue er sich nicht seinem verwöhnten Publicum vorzulegen, da sie gar zu sehr auf den Salon zugeschnitten und zu inhaltslos wären. Das vermehrte natürlich meine Muthlosigkeit, die dem erfahrenen, praktischen Bühnenleiter von vornherein beizupflichten geneigt war, nur noch mehr, und sehr zaghaft kam ich in Berlin an, um meine Geisteskinder vorzustellen. Die Königin empfing mich gleich mit der Bemerkung, es sei doch wohl in einem der Stücke eine Rolle für Frau Crelinger, da es ihr besonders darauf ankäme, der verdienstvollen Künstlerin, die im Begriff stände von der Bühne abzutreten, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, indem sie dieselbe diesmal zur Mitwirkung an der Palaisvorstellung zuzöge. Es war nun in

der That in den drei Stücken keine irgend mögliche Rolle für die Crelinger, die überhaupt nur im höhern Drama und nie im kleinen Luſtſpiel beſchäftigt war, wie das ihr Talent und ihre künſtleriſche Richtung auch bedingte. Aber die Rückſicht der Königin war eine ſo liebenswürdige, daß ich mit Freuden verſuchte dem Wunſche nachzukommen. Ich ſchrieb ſchnell ein kleines hiſtoriſches Genrebild, „Die Schlacht von Molwitz", in der die Erzieherin Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, Frau von Roucoulle, die für Frau Crelinger beſtimmte Hauptfigur war. Die Königin war freundlichſt mit dem Stückchen, das ich ihr vorleſen durfte, einverſtanden, und ich brachte es Frau Crelinger. Als ich mir aber am andern Morgen mein Urtheil von ihr holen wollte, fand ich die talentvolle Frau nicht beſonders mit dem Stückchen und gar nicht mit ihrer Rolle zufrieden. „Ich hatte gedacht," ſagte ſie, „daß Sie mir eine hübſche kleine Repräſentationsrolle ſchreiben würden, aber das iſt ja eine ganz alte Frau, die nichts weiter für die Darſtellerin bietet, als eine Detailmalerei der Gebrechlichkeit ihrer Jahre." Sie ſpielte die Rolle nichts deſto weniger und erzielte damit einen freundlichen Ein-

druck, obgleich ihre ganz auf das Pathos und die leidenſchaftlichen Accente der Tragödie gerichtete Darſtellungsweiſe ſich nur ſchwer dieſer feinern Ausarbeitung eines Genrebildes fügte. Sei es mir vergönnt, etwas länger bei der genialen Frau zu verweilen, die noch in den letzten Jahren ihrer Bühnenthätigkeit vier meiner Stücke durch ihr Talent getragen hatte und mir bei der Gelegenheit perſönlich näher getreten war. Auguſte Crelinger, geborne Düring, in erſter Ehe verheirathet mit dem Schauſpieler Stich, hatte ihre dramatiſche Laufbahn in Berlin unter Iffland angefangen und nie einem andern Theater angehört, als der Berliner königlichen Bühne. Ihr eminentes tragiſches Talent, unterſtützt durch eine impoſante Geſtalt, mächtiges, klangvolles Organ und ernſtes, unabläſſiges Studium, wies ihr eine beherrſchende Stellung auf dem Repertoire während einer langen Kunſtepoche an. Mühſam hatte ſie ſich dieſe Stellung errungen, aber mit Energie wußte ſie dieſelbe zu behaupten, in einzelnen Fächern ſogar über die Zeit hinaus. Ihr Feld war das höhere Drama, die claſſiſche Tragödie; die bürgerlichen Rollen, das Familiendrama ſagten ihr nicht zu, denn ſie hatte

Leidenschaft, keine Wärme, und die weicheren Gemüthsaccente waren ihr versagt. Dem Lustspiel stand sie, namentlich in späterer Zeit, ganz fern, und wo sie sich dasselbe aneignete, zum Beispiel in der Donna Diana, suchte sie die Rolle nach ihrer Eigenthümlichkeit zu wandeln und auf die ernstere Seite den Accent zu legen. Sie verstand es zu imponiren, nicht anzuziehen, zu erschüttern, nicht zu rühren. Meisterin in der Ausbildung der Rede, tadellos in der Declamation, plastisch schön in jeder Bewegung, waren alle ihre Schöpfungen edel und so consequent, daß, selbst wo man nicht mit ihrer Auffassung übereinstimmte, man sie doch immer als ein Ganzes und Volles anerkennen mußte. Für das Berliner Publicum war die Künstlerin geradezu eine Autorität geworden. Niemand hätte sich erlaubt, eine andere Kritik an ihre Leistungen zu legen, als die einer kühlen Bewunderung.

Die Aufführung des Testamentes des Großen Kurfürsten brachte mich zuerst mit Frau Crelinger in näheren Verkehr. Auch in ihrem Zimmer hatte sie etwas Imponirendes, eine Kälte, die sich fast zur Schroffheit steigerte, einen Ernst, der beinahe tragisch

genannt werden konnte. In den Proben bewahrte ſie eine Unnahbarkeit, eine Zurückhaltung, die jedes Wort, das nicht unmittelbar zur Sache gehörte, in ihrer Nähe hemmte. Anfangs konnte dies Weſen zurückſtoßen, aber bei näherer Bekanntſchaft geſtaltete ſich das ganz anders. Ihre rückhaltloſe Aufrichtigkeit, die jedes Wort zuverläſſig machte, namentlich wenn man ihr Urtheil forderte, der Ernſt für die Kunſt, die volle geiſtige Kraft, die ſie ihren Aufgaben widmete, waren die tüchtige Rückſeite dieſes ſtarren Aeußern. Es war ihr ſehr unangenehm, daß vor ihr Julie Rettich die Rolle der Kurfürſtin Dorothee geſpielt und nach franzöſiſchem Ausdruck „geſchaffen“ hatte. Sie hatte zufällig eine Reihe von Urtheilen über deren Auffaſſung gehört, und das verwirrte ſie. Ich brauchte lange Zeit, um ſie zu überzeugen, daß ich, bei aller Bewunderung der Rettich'ſchen Darſtellung der Rolle, die eigenthümlich war und ein durchaus anderes, wenn auch vollberechtigtes, Bild ſchuf, als mir vorgeſchwebt hatte, doch noch eine neue Repräſentation für ganz richtig hielt. Als wir darüber erſt einig geworden waren, wurde der Meinungsaustauſch über dies Zunächſtliegende freier und damit

der ganze Verkehr. Was konnte man nicht von der Frau lernen, wenn sie den reichen Schatz ihrer dramatischen Erfahrungen aufschloß und das Resultat ihrer Studien darlegte. Von dem kleinen Theaterklatsch der Gegenwart, von dem amüsanten Anecdotenkram der Vergangenheit hörte man freilich nichts im Gespräch mit Auguste Crelinger, ja, es spielte ein Zug von Groll und Verachtung um ihre Lippen, wenn diese Dinge berührt wurden, aber nicht allein über die ganze dramatische Literaturepoche, in die ihr Wirken fiel, sprach sie mit klarem, knappem, rückhaltslosem Urtheil und warf aufklärende Streiflichter auf die Productionen fast eines halben Jahrhunderts. Gerecht, selbst wo sie zurückwies, immer motivirend, aber fest und bestimmt, mit unerschütterlicher Sicherheit sprach sie ihre Meinung aus, und ebenso unerschütterlich gestaltete sie ihre Rollen. Sie standen da wie aus Marmor gemeißelt, und wenn sie fertig waren, gestattete sie auch keinen Einwand mehr. Sie war sich ihre eigene Autorität. Als mir das klar geworden war, verstand ich auch die Aufregung über die Rettich'sche Auffassung der Dorothea in meinem Stück. Sie hielt dieselbe für die meinige und konnte

ſie ſich weder ihrem Weſen, noch ihrer Ueberzeugung nach aneignen. Außerdem hatte man ihr wirklich nur auffallende Aeußerlichkeiten berichtet und ein durchaus falſches Bild gegeben. Als wir erſt über die Grundzüge einig waren, geſtaltete ſich ſchnell die wirkungsvolle Geſtalt, in der alle großen und künſtleriſch meiſterhaften Seiten der Crelinger'ſchen Darſtellungsweiſe zu voller, ſiegender Geltung kamen. Nicht durch pikante Einzeleffecte, aber durch ein bedeutendes, conſequentes Geſammtbild wirkte ſie und brachte einen in allen Theilen durchdachten, aber zum Einklang ausgeglichenen Charakter zur Anſchauung. Das war überhaupt ihre Eigenthümlichkeit. Es war ihr ſicher nicht gleichgiltig, ob ſie auf das Publicum wirkte oder nicht, aber vor dem Urtheil der Menge beugte ſie ſich nie, ja ſie ſtellte dem Beifall faſt Mißachtung gegenüber. Ich glaube nicht, daß ſie jemals einem Applaus zu Liebe auch nur ein Haarbreit von ihrer künſtleriſchen Ueberzeugung abgewichen iſt, jedenfalls niemals einen unedlen Hebel für momentanen Erfolg anſetzte. Immer blieb ſie im ernſten Stolz des künſtleriſchen Bewußtſeins. Als ich einmal die Nothwendigkeit wirkungsvoller

Actſchlüſſe, die Steigerung der Rollen zu einſchlagenden Abgängen mit ihr beſprach, wies ſie das faſt heftig zurück und ſagte: „Auf die Geſammtwirkung kommt es an, nicht auf die der einzelnen Momente, auf das, was der Zuſchauer mit zu Haus bringt, nicht auf die Stimmung, die er mit Zuſammenſchlagen der Hände abthut. Der leiſe, aber tief erſchütternde letzte Abgang der Gräfin Terzky, der, gerade wenn er richtig wirkt, jeden lauten Beifall ausſchließt, iſt mir immer hundertmal lieber geweſen, als alle die Effectſchlüſſe, nach denen ich mehrere Mal hervorgerufen wurde.“ Darin liegt ihr ganzes ſchauſpieleriſches Glaubensbekenntniß, um aber zu verſtehen, wie ſie zu demſelben gelangte, neben der Anlage ihres ganzen Weſens, dazu müßte man die Einflüſſe eines ganzen, an ſchweren Erfahrungen reichen Künſtlerlebens aufrollen. Der Ausſpruch: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt,“ paßt auf Auguſte Crelinger nur in ſeiner erſten Hälfte, ihr war auch die Kunſt ernſt, und der Kranz, den ſie verdiente wie wenig Andere, war nicht frei von den Dornen, die die Märtyrer der Kunſt ſchmücken und verwunden.

Später ſpielte die Künſtlerin noch in meinem Don Juan d'Auſtria die Gräfin Bouges mit ergreifendſter Wirkung und mit einer künſtleriſchen Beherrſchung ihrer Kräfte, die ſie der anſtrengenden Rolle nach jeder Richtung hin gerecht werden ließ. Weniger zuſagend, wenn auch geringern Kraftaufwand erfordernd, war ihr die Rolle der Lady Temple in „Wilhelm von Oranien in Whitehall", einer Aufgabe, die humoriſtiſchere Färbung vertragen hätte, als der Grelinger zu Gebot ſtand. Mit ſchon ſehr geſchwächter Kraft, kurz vor ihrem Rücktritt von der Bühne, ſpielte ſie dann noch im Waldemar in den Hauptzügen in alter Meiſterſchaft, und nur der Umſchlag zu den Gemüthstönen wollte ihr nicht gelingen, ſo daß ſie ſelbſt nicht mit ſich zufrieden war. Ich habe für die bedeutende Frau, deren Namen unvergeßlich bleiben muß unter den Allererſten, die man in der deutſchen Theatergeſchichte nennen wird, nicht allein die künſtleriſche Bewunderung bewahrt, die ihr von allen Seiten und in jeder Hinſicht gebührte, ſondern auch aus dem Verkehr mit ihr die angenehmſte Anregung geſchöpft, und für ihre Perſon bleibt mir ein dankbares und überaus freundliches Andenken.

Aber wieder von der ersten Darstellerin auf die Schlacht von Molwitz zurück zu kommen. Das Stückchen würde sein ephemeres Leben in der einen Palaisaufführung ausgeflattert haben, hätte nicht Julie Rettich einige Monate später dasselbe bei Gelegenheit ihres Gastspiels im Victoriatheater in Berlin in ihr Repertoire gezogen und durch seine, liebenswürdigste Darstellung einen recht freundlichen Eindruck damit erzielt. Dieser Aufführung verdanke ich eine Lehre, die, wenn auch nur indirect im Zusammenhange mit meinem Stückchen, mir doch später bei meiner Schweriner Bühnenleitung vielfach zum Nutzen wurde. Wir hatten eine Zusammenstellung kleiner Stücke gemacht, unter denen die „Furcht vor der Freude", in der Julie Rettich eine Glanzrolle hatte, in der sie eine ganze Fülle tragischer Kraft und tiefen Gemüthes entfaltete, den Anfang machte. Dann kam mein Stück, das, worauf wir gar nicht geachtet hatten, eine gewisse Situationsähnlichkeit mit jenem vorangehenden, aber weder dessen dramatische Spannung, noch seine tragischen Effecte hatte. Es ging matt vorüber, und erst als der Vorhang unter sehr mäßiger Anerkennung gefallen war, wies Julie

Rettich gleich auf den Fehler hin. „Das Stück muß anfangen," ſagte ſie, „und überhaupt nicht mit jenem zuſammengeſpielt werden." Ich proteſtirte nun zwar gegen Wiederholungen, von denen aber die Freundin nicht abſtehen wollte, und ſiehe da, ſie ſetzten in anderer Verbindung das kleine Stück und namentlich die meiſterhafte Darſtellung in das volle Recht eines freundlichen Erfolges. Die erſte Aufführung der Schlacht von Molwitz iſt mir oft ein Fingerzeig geweſen, wenn ich ſpäter Stücke für einen Abend zuſammengruppirte.

Nach dem Schickſal dieſes Stückchens aber zu dem ſeiner drei Geſchwiſter. Aus zweien, den „Brandenburgiſchen Eroberungen" und „Wenn die Thür zuſchlägt" iſt nichts geworden, und vielleicht hätte auch nur das erſte ein etwas beſſeres Geſchick verdient, der dritte Bruder aber, „Das Schwert des Damokles", von Natur ein echter Taugenichts, iſt über Erwarten und Verdienſt gut eingeſchlagen und ſogar auf Abenteuer gegangen. Nachdem alſo Director Maurice in Hamburg ſein Veto ausgeſprochen hatte, das er aber ſpäter zurücknahm, und das Stückchen unzählige Mal über ſein Repertoire ſchreiten ließ, nach-

dem auch ein anderer Theaterpracticus es nicht der Druckkosten werth erklärt, kam es doch auf dem Wallnertheater zur Aufführung, jedenfalls mehr aus freundlicher Rücksicht auf den Verfasser, als aus Zutrauen auf seine eigene Brauchbarkeit. Ich war in Berlin, aber ich hatte nicht den Muth, zur ersten Aufführung in's Theater zu gehen, ja, nicht einmal den, mich Tags darauf bei Freunden, von denen ich wußte, daß sie sich den Schwank angesehen hatten, nach seinem Schicksal zu erkundigen. Aber siehe da, das Ding kam Tag für Tag auf den Theaterzettel, und schließlich erfuhr ich, daß es einen vollständigen und durchschlagenden Erfolg davongetragen hätte. Nach und nach ist es dann über alle deutschen Bühnen, selbst über die kleinsten und allerkleinsten gegangen, und überall Repertoirestück und Glanzrolle für den Komiker geworden, ja, es hat sich später auch in den Salons eingebürgert, daß es aber sogar über's Meer seine Wanderung antrat und einen Boden für deutsches Lustspiel eroberte, auf den noch kein Stück vor ihm gedrungen war, verdankt es einem ganz besonderen Umstande. Ehe ich aber davon erzähle, muß ich als gewissenhafter Berichterstatter den breit wuchernden,

aber leicht verdienten Lorbeer, den dieſer Scherz mir eintrug, theilen. Die Erfindung des Stoffes gehört mir nicht, nur auf die Benutzung und Ausführung kann ich Anſpruch machen. Der verſtorbene, überaus verdienſtvolle Regiſſeur, einſt ein hervorragender Sänger und Schauſpieler, Stawinsky, pflegte mit unwiderſtehlichem Humor eine Anecdote vom Generalintendanten von Küſtner zu erzählen, der einmal den Theaterdiener mit dem Auftrage zu ihm geſchickt hätte, er möchte ihm doch nur um Gottes Willen ſagen laſſen, wie der Kerl geheißen hätte, dem das Schwert über dem Kopfe bummelte, er hätte ſchon den ganzen Morgen ſich den Kopf darum zerbrochen und könnte faſt raſend werden, daß er den Namen nicht finden könne. Stawinsky, der Schalk, gab vor, aus der Beſtellung nicht klug werden zu können, ließ aber ſagen, er würde gleich ſelbſt kommen, und ſchilderte nun die Qualen des geängſtigten Generalintendanten, ſeine Verzweiflungsausbrüche in dem nie überwundenen ſächſiſchen Dialect, den Zuſtand, in dem er ihn getroffen, und wie er ihn durch Ausſprechen des Namens „Damokles“ erlöſt hätte, in

allerdraſtiſchſter Weiſe. Ich erfülle alſo nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn ich hiermit dem jedenfalls theilweiſen Erfinder der Hauptrolle meines Stückes, Stawinsky, dem erſten Darſteller derſelben, Küſtner, den Dank abtrage, den ich allein in Empfang zu nehmen mich nicht für berechtigt halte. Wunderbarer Weiſe iſt an den meiſten Bühnen der Damokles ſuchende Buchbinder Kleiſter, deſſen Rolle ich in unverfälſchtem Deutſch ſchrieb, mit ſächſiſchem Dialect gegeben werden, es muß alſo noch irgend etwas vom Uridiom, jedenfalls in der Färbung, hängen geblieben ſein, das die Darſteller, als ſie die Rolle ſtudirten, darauf hinwies, gerade wieder dieſen Dialect zu wählen.

Aber ich habe auch ein Reiſeabenteuer des Stückchens in Ausſicht geſtellt. Das übermüthige Ding zählte noch keinen Sommer, als wir auf dem Lande zu einer kleinen Aufführung im engſten Familienkreiſe ein Stückchen ſuchten und eigentlich beſonders, weil es ſich ſo leicht beſetzen ließ, dies wählten. Meine Frau und ich ſpielten das alte Ehepaar Kleiſter, mein älteſter Sohn, damals noch ein Kind,

den Lehrjungen, und ein lieber Hausgenoſſe, der Hauslehrer unſerer Kinder, übernahm die kleinere Rolle des Elementarlehrers Stahlfeder. Die Aufführung gelang über alles Erwarten. Mehrere Jahre ſpäter war unſer junger Freund Schiffsprediger auf einer Cadettencorvette unſerer aufblühenden Marine, lernte aller Welttheile Küſten kennen und gewann ſich wie in unſerm Hauſe, die Herzen aller ſeiner Schüler. Da lag die Corvette einmal, ich glaube ſogar in den Weihnachtstagen, längere Zeit an dem öden Strande der Capverdeſchen Inſeln vor Anker. Jeder Zeitvertreib der Jugend war ſchon in dem Einerlei der Tage erſchöpft, da fielen die jungen Seefahrer auf den Gedanken, ſie wollten Komödie ſpielen. Aber woher ein Stück nehmen? Der gütige Geiſtliche und Lehrer, bei dem in allen Nöthen Rath geſucht wurde, unterzog ſich der Mühe, mein Stückchen, das er von den Proben und der Aufführung her vom Ueberhören ſeiner dramatiſchen Zöglinge faſt wörtlich im Gedächtniß behalten hatte, aufzuſchreiben; am gelbſandigen Strande wurde mit Stangen und Segeltüchern ein Theater aufge-

ſchlagen, und das Schwert des Damokles kam zur Aufführung. So weit war noch keins meiner Stücke gedrungen.

XIV.

Ich habe von den vielfachen Bedenken berichtet, die meine Freunde meiner Uebersiedlung nach Schwerin, der Uebernahme einer Theaterleitung entgegenstellten. Selbst Freund Laube schrieb aus Wien: „Landgraf, werde hart!“ Verschweigen darf ich nicht, daß diese Bedenken meist mehr meine Persönlichkeit als meine Befähigung trafen, und eine Fluth von Verdrießlichkeiten voraussetzten, die ich, leicht verletzlich, auf die Länge nicht ertragen würde. Ich meinestheils muß gestehen, daß ich alle diese Befürchtungen nicht allein nicht theilte, sondern vielmehr, nachdem die äußerlichen kleinen Schwierigkeiten und Bedenken überwunden waren, mich immer mehr in die neue Aufgabe hineindachte und hineinlebte, der ich mit der ganzen, angeborenen Theaterleidenschaft mich hingab. Wäre mir diese Aufgabe in jüngeren Jahren geworden, hätte sich vielleicht ein egoistisches Vergnügen an

der Befriedigung, mich nun mit dem Theater rückhaltslos beschäftigen zu können, mit in meine Stimmung gemischt; so aber, längst vertraut geworden mit allen kleinen und großen Dornen und Schattenseiten des Bühnenlebens, kann ich mir nachsagen, daß ich ohne Illusionen an's Werk ging, mich aber auf die neue Thätigkeit freute, wie das Kind auf Weihnachten, mit derselben poetischen Spannung auf ein geheimnißvolles Glück als jenes. Was ich mir als Ziel stellen wollte, war mir ganz klar. Der dramatischen Literatur gegenüber wollte ich jede edlere Bestrebung fördern, heranziehen, unterstützen, die Darstellungen durch sorgfältigstes Ensemble zu möglichster Vollendung bringen, den Geschmack des Publicums vom Unedlen, Frivolen, nur die Unterhaltung des Augenblickes Fördernden ablenken, und ihn durch vorsichtiges Hinführen zu den poetischen Schätzen unserer dramatischen Literatur zu bilden suchen, dem ganzen Schauspielerstande aber wollte ich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft erringen und ihm gegenüber manches Vorurtheil der öffentlichen Meinung besiegen. Die Ziele waren die höchsten und werden Manchem ein ungläubiges Lächeln abzwingen und wie Unerreichbares, ja, wie eine Schwär-

merei erſcheinen. Sie ſind es nicht. Nachdem ich vier Jahre in Schwerin war, und ſeitdem wieder fünf Jahre verfloſſen ſind, ſodaß ich vorurtheilslos und objectiv auf jene Zeit zurückblicke, muß ich das Zeugniß ablegen, daß alles das nicht unerreichbar iſt, daß es ſogar in den meiſten Richtungen erreicht wurde, ja, daß ich weiter kam, als ich Anfangs ſelbſt zu hoffen wagte. Freilich fand ich alle Wege freundlich geebnet, Vieles angebahnt, Manches ſchon erreicht und nach den meiſten Richtungen, namentlich auch in Eigenthümlichkeiten des kleinen Ortes und im Charakter ſeiner Bewohner, eine Unterſtützung, die ich erſt nach und nach vollkommen zu würdigen lernte. Ich komme ausführlicher darauf zurück, zuerſt aber möchte ich noch bei den Tagen verweilen, die meiner Ueberſiedelung vorangingen, und die mir freundliche Lebenserinnerungen in Menge bieten, zumeiſt freilich, weil ſie getragen wurden von einer freudig erwartungsvollen Stimmung, die ich nur mit der beglückendſter Production vergleichen kann.

Es war in den Oſtertagen des Jahres 1863, als ich nach Schwerin reiſte, um die letzten Verhandlungen über meine Stellung, die ich zum Herbſt antreten

ſollte, abzuſchließen, das Theater und ſeine Kräfte kennen zu lernen, und eine Wohnung zu ſuchen für meinen allerdings ziemlich großen Hausſtand. Es war doch eine eigenthümliche Spannung, mit der ich den neuen Boden betrat, der mir faſt eine neue Heimath werden ſollte. So freudig und zuverſichtlich ich es auch that, ſo kann ich doch nicht leugnen, daß mich eine Empfindung überfiel, wie ſie der Auswanderer haben mag, wenn er, mit der unwiderſtehlichen Sehnſucht nach der Ferne im Herzen, das Schiff beſteigt, das ihn zum Lande ſeiner Hoffnungen hinüber tragen ſoll, und mit der Planke, die hinter ihm zurückgezogen wird, ſeinem Entſchluß das Siegel des Unwiderruflichen aufgedrückt wird. Ich kannte Schwerin und ſein Theater von der Aufführung des Wilhelm von Oranien. Wie anders erſchienen mir Ort und Bühne aber jetzt beim Wiederſehen, und mit wie anderen Augen betrachtete ich ſie. Der Gaſt von damals ſollte heimiſch werden, und das iſt nicht leicht. Alles kam mir klein und eng vor und der eigenen gehobenen Stimmung gegenüber poeſieles und blaß. Meine geſchäftlichen Verhandlungen gingen zwar leicht, Dank ſei es der freundlichen Fürſorge des Miniſters von

Schrötter, meines nunmehr unmittelbaren Vorgesetzten, eines Mannes von höchster wissenschaftlicher und literarischer Bildung, der mir sein Wohlwollen bewahrte, und Freundschaft bewies bis zu seinem Tode, den ich noch während meiner Schweriner Stellung zu betrauern hatte. Auf den ersten Blick sahen die Verhandlungen freilich auch nicht leicht aus. Ich erhielt zur Einsicht ein gewaltiges Volumen von Acten, eine Gattung beschriebenen Papiers, gegen die ich mein Lebenlang die größte Antipathie gehabt habe. Aber pflichtschuldigst machte ich mich an das Studium dieser Blätter. Da war zunächst eine weitläufige Feststellung aller der Rechte, die das Ministerium sich dem Theater gegenüber vorbehielt, und die so weit gingen, daß, in ein jährlich zu empfangendes Budget hineingezwängt, der Intendant nach keiner Richtung selbstständig vorgehen konnte, weder bei Engagements, noch Anschaffungen, noch in irgend einem untergeordneteren Zweige der Verwaltung. Dann kam, wieder in einem gewaltigen Volumen, die Instruction des Directors, dem die Wahl der Stücke, die Besetzung derselben, die Aufstellung des Repertoires, die Controlle der Kasse und die Polizei des Hauses oblag.

Vergebens rieb ich mir den Kopf und fragte mich, was mir denn noch zu thun übrig bliebe. Ich konnte wirklich Nichts ausfindig machen und eilte zum Minister von Schrötter, um ihm zu eröffnen, daß ich mich entschieden zwischen zwei Stühle setzen würde, daß ich zwar noch nicht zu beurtheilen wisse, was dem Theater fehle, das aber einsehen müsse, daß es einen Intendanten zu viel hätte. Minister von Schrötter lachte über meine Bedenken, die er freilich in der Theorie für berechtigt anerkennen mußte, in der Praxis aber für völlig unbegründet erklärte. Er seinestheils wolle seine Rechte in keiner Weise geltend machen und mich nur als seinen eigenen Repräsentanten mit voller Machtvollkommenheit ansehen. Von dieser Seite frei, suchte ich mir nun meine Stellung dem Director Steiner gegenüber selbst zu machen. Wir kamen schnell überein, zusammen zu arbeiten, und haben das redlich gethan, ohne je in einen Conflict, noch in eine Verstimmung zu gerathen. Director Steiner, früher selbst Schauspieler, dann eine kurze Zeit Director des Stadttheaters in Lübeck, unterstützte mich mit seinen Erfahrungen, und da sein Streben immer auf das Edlere und Poetische gerichtet war, fanden wir uns

auch gleich in dieſe Richtung. Seine und meine Inſtructionen habe ich niemals wieder nöthig gehabt aufzuſchlagen. Zum Vorſtand gehörte außerdem der Hofkapellmeiſter Aloiſ Schmitt, mit dem ich mich ſchnell ſo befreundete, daß er ſteter Hausgenoſſe wurde, und die Rechte der Freundſchaft ſo weit gingen, daß ſie einen fortwährenden kleinen Kampf in geſchäftlichen Dingen geſtatteten, der doch nie den perſönlichen Verkehr trübte. Vortrefflicher Dirigent, pflichttreu bis zur äußerſten Grenze, nach allen Richtungen hochgebildet, kam er mit ſeiner idealen Kunſtauffaſſung und ſeinem muſikaliſchen Gewiſſen oft in Conflict mit den Intereſſen meiner Theaterkaſſe, mit den Conceſſionen, die ich dem Geſchmack des Publicums zu machen nöthig hielt, und denen er gar keine Rechnung tragen wollte. Wie oft haben wir uns in unſerem Streit bis zur größten Heftigkeit geſteigert, und eine Viertelſtunde ſpäter an unſerem Familientiſche über unſern Eifer gelacht. Wir hatten meiſt Beide Recht, und er hatte es nur darin nicht, daß er mich für einen muſikaliſchen Barbaren hielt, was ich viel weniger bin, als ich ſelbſt glauben machte; daß ich aber nach dieſer Seite hin Sinn und Geſchmack erweiterte und

mich für Genüsse empfänglicher machte, als bis dahin, verdanke ich zumeist dem Freunde, der vielleicht noch immer nicht weiß, was er mir in dieser Beziehung zuführte. Unterstützt wurde er dabei von dem Rendanten des Theaters, der ein durchgebildeter Musiker war, und zugleich Chordirecter und Gesangslehrer, Herrn Stecks. Auch er zählte bald zu den näheren Freunden unseres Hauses und unterstützte mich ebenso durch seinen Pflichteifer, als er mir durch seine liebenswürdige Bescheidenheit, durch Bildung und künstlerische Frische lieb wurde. Er war unermüdlich, neue Kräfte für den Chor heranzubilden, sorgte mit väterlichem Wohlwollen für seine Schüler, und da er bei der Wahl seiner Schülerinnen immer ebenso sehr die Unbescholtenheit der Privatverhältnisse, als die musikalische Begabung in's Auge faßte, meist Töchter anständiger Schweriner Familien heranzog, legte er damit das Fundament zu einem sittlichen Ton beim Theater, der weitergreifend die glücklichsten Folgen hatte. Auch Director Steiner hatte nach dieser Seite hin gewirkt und namentlich alles Frivole, Gemeine, Poesielose dem Repertoire fern gehalten; so fand ich den Boden meiner Thätigkeit auf's Beste vorbereitet und meinem

Ziele die Wege gebahnt, ja, auf denſelben ſchon vorgeſchritten.

Ich ſah in den Tagen noch zwei Theatervorſtellungen, die letzten der Saiſon, und will nicht verſchweigen, daß ſie mich in etwas enttäuſchten. Vielleicht lag das in meiner eigenen, hochgeſpannten Erwartung, weſentlich aber in der Mattigkeit, die überhaupt letzte Vorſtellungen vor den Theaterferien kennzeichnet; und doch entmuthigten ſie mich nicht, ſondern gaben mir nur neue Anregung, auf kleine und größere Veränderungen zu ſinnen und meine Schaffenskraft anzuſpannen.

Die Wahl einer Wohnung, das Fundament der Bequemlichkeit in der neuen Heimat, wurde mir, leider kann ich ſagen, nicht ſchwer gemacht. Es war nur *eine* Wohnung zu haben, und das ſchnitt alle Skrupel über die Unzulänglichkeit ab.

Durchaus befriedigt, halb eingeführt und vollkommen vertraut in und mit meiner neuen Aufgabe, kam ich von dieſem flüchtigen Beſuch in Schwerin heim und ſchaffte und ſann nur noch auf Bearbeitungen älterer Stücke, Inſcenirungen, entwarf Repertoire, Beſetzungen, kurz, ich lebte und webte in dem Beruf,

dem meine Neigung von der Kindheit an zugewandt war, und der mir nun auf einmal so unerwartet wurde. Selbst kleine Geschäftsreisen wurden nothwendig und führten mich namentlich mehrere Mal wieder nach Berlin, um Engagements abzuschließen, Einkäufe für die Garderobe zu machen und überhaupt Alles zusammenzuraffen, was mir an Anschauungen, an Rath, an Aeußerlichkeiten nützlich für Schwerin werden konnte. Namentlich eröffnete sich eine rege Correspondenz mit meinen literarischen Freunden, und bald war ich für die nächste, meine erste Saison, reichlich mit Novitäten versorgt. Die lagen alle vor mir, ich richtete sie ein, änderte mit Zustimmung der Autoren und bereitete so meine Dramaturgenarbeit vor, die ich stets für die wichtigste Seite meiner Theaterleitung angesehen habe, und die mir die Freude und Genugthuung gewährt, manches noch unaufgeführte Werk auf der Bühne einzuführen, vielen durch die eigenen Erfahrungen, die ich ihnen zugute kommen ließ, nützlich zu werden, und hier und da sogar eine Dichtung für den Erfolg zu retten, die, wie sie vorlag, an kleinen Ungeschicklichkeiten, an Längen oder schwachen Motiven gescheitert wäre. Kaum habe ich

ſolche Freude an dem Gelingen eigener Productionen gehabt, als wenn mir das Wagniß mit fremden gelang, und jedenfalls habe ich für letztere mehr gezittert, als für erſtere, denn zu gleicher Theilnahme kam noch die Laſt der übernommenen Verantwortung hinzu.

Im Laufe des Sommers reiſte ich noch einige Mal nach Schwerin und hatte namentlich einmal ein Rendezvous mit meinem Vorgänger Friedrich von Flotow. Er verließ ſein Theater mit Bedauern, obgleich ihn ſeine eigenen Compoſitionen oft auf längere Zeit demſelben entzogen hatten und ihn namentlich auf kürzeren oder längeren Aufenthalt nach Paris riefen, wo ſeine Opern, beſonders Martha, anfingen ſich Bahn zu brechen. Die Popularität dieſer Compoſition, unterſtützt durch ſehr glückliches, anmuthiges Libretto, hat er nie wieder erreicht, wenige Opern aber auch ähnliche Verbreitung. Friedrich von Flotow, deſſen ganze muſikaliſche Ausbildung in Paris gewonnen und durchaus franzöſiſch war, hätte Paris nie verlaſſen ſollen und würde dort viel glücklicher den Boden für ſein Talent gefunden haben als in Deutſchland, trotz des Glücks, das er mit Stradella und Martha bei ſeinen Landsleuten machte. Nament-

lich hätte er leichter gute Librettisten gefunden, die ihm in Deutschland fehlten. Er sah das selbst ein, aber er hatte eine ganze Reihe von Jahren verpaßt, und nun wurde es ihm schwerer, sich als deutscher Componist in Frankreich wieder einzubürgern, als es ihm geworden wäre, dort Wurzel zu schlagen, wodurch ihm die deutschen Bühnen erst recht geöffnet gewesen wären. Er hätte sich in dieser Beziehung an Meyerbeer ein Beispiel nehmen sollen. So, vielfach zerstreut und in letzter Zeit meist abwesend, hatte er das Schweriner Theater geleitet, wie man sich einem momentanen Vergnügen hingiebt, und die Zügel, die er zeitweise Anderen in die Hand geben mußte, wollten ihm nicht mehr gehorchen. Dabei hatte er viel Nothwendiges weder selbst gethan noch auch Anderen überlassen, und das hat mir manche Schwierigkeiten bereitet. Namentlich fand ich in Bezug auf Decorationen und Garderobe Vieles abgenutzt und kaum mehr brauchbar neben manchem Neuen, so daß die Ausstattungen der Stücke eine Mischung von Altem und Frischem, von Glänzendem und wieder Verblaßtem zeigten, wodurch eine störende Disharmonie hervorgebracht wurde. Mir, der ich mit frischen Augen hineinsah, fiel das

beſonders auf. Mit Ausgaben und Einnahmen war er nun gar, zum Entſetzen des Miniſterii und allem Budget zum Trotz, mit genialſter Unbefangenheit umgeſprungen, jeder Jahresabſchluß zeigte ein Deficit, das bogenlange Reſcripte und Rügen hervorrief. Der Freund erzählte mir das Alles lachend mit größter Offenheit, mit der er mich auch in allerlei Details einweihte, und hatte dann wieder freundſchaftlich Manches auf ſeine Kappe genommen, um mir meine Anfänge nicht zu erſchweren. Es war ein luſtiger Nachmittag, an dem er mir alle humoriſtiſchen Epiſoden ſeiner Theaterleitung erzählte, und doch blickte eine gewiſſe Wehmuth des Abſchieds durch ſeine Erzählungen durch. Meine ernſte Auffaſſung der Aufgabe nahm ſich faſt ſentimental daneben aus, und Freund Flotow prophezeite, ich würde dieſe bald genug aufgeben. Er hätte mir faſt Angſt gemacht, und mit mancher Perſonalſchilderung that er es wirklich. Um die Stunden noch humoriſtiſcher zu machen, war eine Sängerin angekommen, die man halb engagirt, und zu der man doch kein rechtes Vertrauen hatte. Sie ſollte hingehalten werden und kam nun ſelbſt, um eine Entſcheidung zu erzwingen. Da hieß es aus

dem Wege geben, denn dem Verleugnen im Hause glaubte sie nicht mehr. Aber bei jeder Straßenecke, um die wir bogen, fürchteten wir ihr zu begegnen. Dies Spiel hatte mich nun wirklich um meinen Ernst gebracht, und als wir uns zum Abschied die Hände drückten, sagte Fletow lachend: „Nun sehen Sie, wie man es treiben muß; aber amüsant ist es, und zum Lachen giebt's immer Etwas dabei."

So eingeweiht, mit allen den Anecdoten im Kopfe, fuhr ich weiter nach Doberan, theils um mich zum Antritt meiner Stellung dem Großherzog zu präsentiren, theils um meine Schauspieler, die dort jeden Sommer während zweier Monate Vorstellungen gaben, mehr und mehr kennen zu lernen. Meine persönlichen Beziehungen zum Schweriner Hof gehören nicht in diese Besprechungen, die lediglich den Erinnerungen meiner literarischen Thätigkeit für die Bühne und meinen Erfahrungen beim Theater gewidmet sind. Es wird mir aber schwer, einem Dank hier nicht Worte zu geben, der aus vollem Herzen kommt und immer ungeschwächt bleiben wird. Nur so viel gehört zu meiner Bühnenleitung. Dem Einfluß, dem Beispiel des Schweriner Hofes verdankt

das dortige Theater es zumeiſt, daß ſeine Mitglieder eine ſo geachtete Stellung auch außerhalb der Bühne einzunehmen berechtigt ſind. In geſchäftlicher Beziehung hat mir der Großherzog vom erſten Augenblick volles Vertrauen, unumſchränkte Offenheit gezeigt, und das iſt nie einen Moment anders geworden. Niemals hat der Herr Inſinuationen über irgend ein Vorkommniß in meiner Amtsführung hinter meinem Rücken das Ohr geliehen, nie irgend eine meiner Entſcheidungen desavouirt. Er ging noch weiter. Wenn irgend ein Geſuch an ihn herantrat, das in das Reſſort meiner Theaterleitung eingriff — und es kamen deren viele, ihm, der für jeden Unterthan zu ſprechen war — ſo traf er niemals eine Entſcheidung, gab nie ein Verſprechen, ſondern verwies auf mich und wiederholte es Allen, daß er mir das übertragen hätte und überzeugt ſei, daß ich nach beſter Ueberzeugung entſcheiden werde. Und doch wußte er ganz genau Beſcheid durch die Vorträge, die ich ihm allwöchentlich halten durfte, hatte ſeine beſtimmte Anſicht, und wo ich ſeine Entſcheidung erbat, hat ſie mir nie gefehlt. Ich brauche nicht auseinander zu ſetzen, wie mir das meine Amts-

führung erleichterte, welche Autorität es mir gab, und wie viel von dem, was ich erreichte, ich diesem Vertrauen zu danken hatte.

Der Hof weilte in dem dreiviertel Meilen vom Städtchen Doberan belegenen Bade „Heiligen Damm", einem reizenden Punkte an der Küste der Ostsee, wo elegante Villen, mit dem Blick auf das Meer, sich an schöne schattige Buchenwälder anlehnen. Mein Theatervölkchen fand ich in Doberan selbst, das seit der Anlage jenes Badeortes ein stilles Oertchen geworden war, in das nur für wenig Sommermonate, die damals noch geöffneten Spielsäle, die Wettrennen, und in etwas das Theater mit dem, was dazu gehörte und was es anzog, einiges Leben brachte. Das niedliche, kleine Theater, aus dem man aber unmittelbar in's Freie trat, war immerhin groß genug, dem spärlichen Besuch zu genügen, und die Einnahmen, die es brachte, standen in gar keinem Verhältniß zu den Kosten der Uebersiedelung des ganzen Personals, der Bibliothek, der Garderobe und eines großen Theils der Decorationen; ja, wenn man den indirecten Schaden, der durch diesen Transport entstand, mit in Anschlag bringen wollte, so genügten die Einnahmen

ſicher nicht, dieſen zu decken. Aber eigentlich gingen unſere Schauſpieler gern nach Doberan, wo ſie mit Freude empfangen wurden und der freundlichſten Anerkennung gewiß waren. Freilich der Ernſt für die Sache, namentlich bei den Vorbereitungen, fehlte zuweilen, aber es wurden auch meiſt Wiederholungen der vergangenen Saiſon gegeben. Die Verwaltung machte ſich dieſen Aufenthalt, ſo viel ſie konnte, zum Nutzen. Gaſtſpiele auf Engagement wurden nach Doberan gelegt, und einige neue Stücke einſtudirt, die dann ziemlich fertig die Winterſaiſon in Schwerin eröffnen konnten. Es war aber doch auch ein heiteres, friſches Künſtlertreiben, das nun einmal in der Wanderluſt, in der Anerkennung eines neuen Publicums einen belebenden Anſtoß zu neuem Schaffen findet. Ein Flügel des großen Hôtels, in dem die Spielſäle etablirt waren, war für das Theater gemiethet, das wenig Schritte davon lag. Da hatten wir Bureaus, Muſikprobezimmer, Bibliothek und einige Zimmer für die Direction, und es iſt natürlich, daß ich eines derſelben bezog und ſo gleich in den Mittelpunkt meiner neuen Thätigkeit eintrat. Das Leben, die Bewegung den ganzen Tag über, die fleißigen Geſangproben, die

Zusammenkünfte im Büreau, hatten etwas von dem Treiben künstlerischer Wanderzeiten, von der Poesie des Unstäten, das sich so gern dem Komödiantenwesen anhängt und seine Berechtigung hat. Wenige Jahre vorher hatten die Schweriner Schauspieler noch von Doberan aus einen längern Aufenthalt erst in Rostock, dann in Wismar gemacht, ehe sie ihre Wintersaison begannen. Das hatte freilich seine Unbequemlichkeiten gehabt, und nach vieljährigem Klagen war diese Wanderzeit aufgegeben worden. Ich habe den Verdacht, daß, trotz aller Mißstände, im Grunde des Herzens Jeder diese Reisen regrettirte. Es war doch hübsch das Wandern, das neue Publicum, und künstlerisch hat es gewiß mehr Vortheil als Nachtheil gebracht. Noch heute wandern die Theatergesellschaften in Italien von Ort zu Ort, und dem Umstand verdanken sie es, daß sich eine feste Schule bildet, ein Zusammenspiel, eine Zusammengehörigkeit, die den Leistungen auf der Bühne nur förderlich sind. Nichts ist gefährlicher für den schaffenden Künstler als eine behagliche Kleinstädterei, und das Zusammenwirken der ganzen Gesellschaft an fremdem Ort bietet zugleich die Anregung des Gastspiels, ohne in die Ge-

fahr eines gaſtſpielenden Virtuoſenthums zu verſetzen. Wie geſagt, Doberan war, trotz der Klagen Einzelner, ein freundlicher Aufenthalt, und unſere Vorſtellungen nahmen ſich in dem kleinen Raum vortrefflich aus, wenn ihnen auch mitunter eine Zerſtreutheit anhing, die erklärlich war. Die Schauſpieler traten auf die Bühne, mitten aus dem bunten geſelligen Treiben heraus, in das ſie gleich nachher zurückgingen. Sie waren ihres Erfolges ſicher. Wo ſollte da die Spannung, die Sammlung und die nöthige Illuſion herkommen, welche letztere auch ſonſt noch mehrfach geſtört wurde? Da wir mit unſerm Theater am Mittelpunkt des ganzen Doberaner Lebens lagen, konnte es nicht fehlen, daß der Lärm deſſelben, namentlich wenn ſich die Thür nach außen für einen Neueintretenden öffnete, bis in unſern Muſentempel drang. Zu beſtimmter Stunde zogen auch die heimgetriebenen Herden hart am Theater vorüber, und man hörte ihr Blöken in unſere Darſtellungen hinein. Und es war doch hübſch.

Mir boten die Tage in Doberan, denn ich hatte mich eigentlich frei davon gemacht, mit dorthin zu gehen, und blieb immer nur kurze Zeit, die aller-

erwünschtesten Studien und die freundlichste Gelegenheit, den Mitgliedern meines Theaters näher zu treten. Ich sah mit Freuden den guten und ernsten Ton in den Proben, den Eifer des Zusammenwirkens, erkannte manche tüchtige Kraft, neben vielen brauchbaren im Personal, meine Zuversicht wuchs nach allen Richtungen mit der Sicherheit, die ich für das Geschäftliche gewann. Diese Wandertage waren mir vortreffliche Lehrtage, wenngleich ich mich noch durchaus nicht als Meister fühlte.

XV.

Mit jedem Tage wuchs mir die Lust an dem neuen Beruf, als ich von Doberan in meine ländliche Stille zurückgekehrt war. In fieberhafter Ungeduld sah ich einen Tag nach dem andern verstreichen und den October heranrücken, der die Eröffnung der Schweriner Saisen bringen sollte. Selbst über die kleinen Schwierigkeiten und Nöthe des Umzugs, die Unbequemlichkeit der unschönen, unbehaglichen Miethswohnung trug mich diese Ungeduld leicht fort. Ich dachte nur an mein Theater. Mehr und mehr hatte ich mir einen Plan entworfen über meine eigene

Thätigkeit. Das Einrichten der Stücke, das Vorbereiten derſelben, bis ich ſie in die Hand des Regiſſeurs legte, wurde mir leicht. Dabei kamen mir meine früheren Erfahrungen an eigenen Arbeiten zu ſtatten, und in das Amt des Dramaturgen war ich bereits eingeſchult. Auch für die Inſceneſetzung hatte ich ja ſchon Studien gemacht; nur meine Wirkſamkeit den Darſtellern gegenüber mußte ich mir klar machen und dieſelbe meinen Fähigkeiten anpaſſen. Es iſt ſo leicht ſich zu überſchätzen und davor habe ich immer Furcht gehabt, und bin oft dadurch in eine Unterſchätzung meines Könnens gefallen, die wieder ein Fehler iſt, an dem Manches ſcheitert. Eins aber ſtand als nothwendig da, und es war nur die Frage, wie ich es erreichen könnte. Nicht die Einzelleiſtung, die Geſammtdarſtellung, das Ineinandergreifen der Auffaſſung, die Harmonie, welche die Grundidee des Stückes nirgend verſchiebt oder vermiſcht, giebt den vollen Genuß, den wir von der Bühne empfangen ſollen, und ſtellt die Dichtung als ein Ganzes her. Da liegt die Aufgabe des oberſten Leiters, die nur er erfüllen kann; denn ſie geht über das Reſſort des Regiſſeurs hinaus, der in der Beobachtung des Details, das ihm

obliegt, unmöglich den Blick über das Ganze behalten kann. Es ist keine irgend vollkommene Darstellung eines bedeutenderen dramaturgischen Werkes möglich ohne die drei zusammenwirkenden Factoren, der Darsteller, des Regisseurs und des dramaturgischen Leiters; die Schwierigkeit für den Letzteren liegt darin, daß er einwirken muß, ohne zu stören, eingreifen, ohne zu hemmen. Namentlich den Darstellern gegenüber ist das schwer, da man ihnen stets die Empfindung freier Productionskraft und die Stimmung dafür lassen muß. Sie sollen frisch selbstschaffend bleiben und nie zur Marionette herabsinken. Wo man ihre Auffassung und Durchführung zum Besten des Ganzen corrigiren muß, ist es die Aufgabe, zu überzeugen, nicht zu befehlen; und das wird immer schwierig sein, wenn sie einen Einzeleffect zum Besten des Ganzen aufgeben müssen, namentlich wenn ihnen in dieser Beziehung Traditionen, oder bereits selbst erreichte Erfolge zur Seite stehen. Ich habe den Eindruck ganzer Stücke zu Grunde gehen sehen an dem Beifall, den ein einzelner Darsteller davon trug. Die bedeutragische Darstellung des Shylock, die in England nach Kean beliebt wurde und von dort zu uns her

über kam, hat vielen Schauspielern große Triumphe, Applaus und Hervorrufe eingetragen, das phantastische Lustspiel aber zum Zwitterding zwischen Tragödie und Komödie gemacht, und das Interesse für die Hauptfiguren der Handlung und damit — für diese selbst — vollkommen abgeschwächt. Ein hochkomischer Malvolio in „Was Ihr wollt“ wird leicht den Löwenantheil der drastischen Wirkung an sich reißen, aber dadurch die Harmonie des Stückes über den Haufen werfen und eine ganze Gruppe von Figuren unnöthig machen.

Ich machte mir klar, was vor mir die bedeutendsten Männer des Faches in dieser Richtung erreicht hatten, und wie sie zu ihrem Ziele gelangten, um mir selbst, nach meinen Kräften, den eigenen Weg vorzuzeichnen. Karl Immermann hatte in Düsseldorf mit mäßigen Talenten und noch mäßigeren Mitteln ein Theater geschaffen, das die anderen Bühnen seiner Zeit, die begünstigter waren durch Aeußerlichkeiten, mit seinen Darstellungen weit überragte. Mit eiserner Kraft, mit der ganzen Wucht seiner Autorität hatte er die Darsteller in seine Idee hineingezwungen, unermüdlich jeden Accent dictirt, jedes Wort der Dich-

tung überwacht. Seine Schauspieler mußten aus seinem Geist spielen, zu sclavischen Vermittlern seiner Auffassung werden. Einheitlich wurden seine Vorstellungen, freilich aber auch starr, übervorsichtig, und es mußte ihnen der belebende Reiz verloren gehen, den die Inspiration des Momentes dem Schauspieler erzeugt. Er hielt die Productionskraft seiner Schauspieler unter einem Bann, der zwar alle falschen Auswüchse abschnitt, aber auch die frischen Blüthen verkümmerte. Seine Aufführungen lassen sich vergleichen mit der Darstellung eines unserer bedeutendsten deutschen Schauspieler, Carl Seydelmann — bei dem der Verstand Alles vorbereitet hatte, Alles correct und consequent war, den man immer bewundern mußte, gegen den man selten etwas einwenden konnte, der aber oft kalt ließ und niemals hinriß. Die Immermann'sche Bühnenleitung gab Lehre und Warnung zugleich. Wenn ich nicht hoffen konnte, seine Vorzüge zu erreichen, wollte ich doch versuchen seine Fehler zu vermeiden.

Eduard Devrient, der gründlichste Kenner und Biograph des deutschen Theaters, zugleich längere Zeit selbst hochverdienter Schauspieler, hatte die Bühne

in Karlsruhe zu großer und verdienter Anerkennung gebracht. Er vereinigte durch Anlagen, Fleiß und Studium Alles, was ihn befähigte, an der Spitze eines ſolchen Kunſtinſtitutes zu ſtehen. Wie er wirkte und ſchaffte, hatte ich, wenn auch nicht aus eigener Anſchauung, doch durch genaue Mittheilung gemeinſamer Freunde ſeit Jahren mit größter Theilnahme verfolgt, und er war ein Muſter für jeden Theaterintendanten. Ich mußte mir aber eingeſtehen, daß er einen großen, für mich nicht einzuholenden Vorſprung dadurch hatte, daß er, ſelbſt Schauſpieler, ſeinen Mitgliedern auch nach dieſer Richtung Lehrer ſein konnte. Ich konnte nur ſagen, was ſie falſch machten, er konnte auch zeigen, wie es richtig zu machen ſei. Damit war es ihm möglich, die ganz Unbedeutenden, denen jede eigene Schaffenskraft abging, zur Mittelmäßigkeit emporzubringen, aber nicht ſelten mußte er auch die Bedeutenderen zur Mittelmäßigkeit hinabdrücken. Hätte ich es ganz Devrient nachthun wollen, ſo hätten meine Schauſpieler von mir wenig empfangen und aus ſich noch Vieles aufgegeben.

Der in Allem praktiſche Heinrich Laube war wohl

der bedeutendste Regisseur, den die deutsche Bühne besaß. Ihn hatte ich in seiner Wirksamkeit kennen gelernt. Er verstand es, wie kein Anderer, Effecte herauszuarbeiten und das zu entfernen, was den Effect hemmen oder mindern konnte. Er arbeitete die Wirkungen auf die Oberfläche heraus und stellte sie in's Licht. Applaus und überraschender rapider Einschlag war ihm wichtig. Daher auch seine Vorliebe für belebte Massenwirkung, das schnelle Tempo, das Entfernen aller Pausen. Aber ich war weniger Realist, als er, und in wie Vielem er mir auch Vorbild war, der Wirkung einzelner Momente konnte ich niemals den Werth beilegen, den er ihr gab. Das Conversationsstück überstürzte er, und das Lustspiel übertrieb er der draftischen Wirkung zu Liebe. Dabei habe ich doch von ihm gelernt, welchen Werth das Tempo der Rede hat, und wie in der Gleichmäßigkeit desselben die Harmonie der Darstellung begründet ist.

Ich machte mir also für mich meine Theorie dahin: Ich wollte die Stücke, die dessen bedurften, dramaturgisch bearbeiten oder einrichten und dann abwartend den Proben assistiren, jeden Darsteller sich selbst entwickeln lassen, und nur dann mit Rath

und Beſprechung eingreifen, wenn die Einzelleiſtung mir aus der Geſammtidee des Stückes herauszulenken ſchien. Das ſchloß natürlich nicht aus, auf dieſe oder jene Nuance aufmerkſam zu machen. Die Theorie hat ſich bewährt, und die Beſprechungen jeder Leiſtung vor und nach der Vorſtellung, meiſt in den Zwiſchenacten, erhöhte nur das Intereſſe an den Aufgaben, und durch aufrichtige Anerkennung dieſes oder jenes gelungenen Momentes, den das Publicum unbeachtet ließ, habe ich Verſtimmung der Schauſpieler abgewandt und den friſchen Eifer rege gehalten. Ich wurde ſomit nicht ſtrenger zuſchauender Kritiker, ſondern Mitarbeiter, und meine Freude an dem Geglückten ſtand der der Schauſpieler nicht nach. Dadurch geſtaltete ſich gleich ein freundliches Verhältniß mit allen Mitgliedern der Bühne, bis zum Letzten hinunter, und das iſt wirklich kaum je und dann ſicher nur vorübergehend getrübt worden. Ich bin immer aufrichtig geweſen, im Anerkennen, wie im Gegentheil, und ſtets bereit, Dieſem oder Jenem, wo er ſich durch meine Anordnungen beeinträchtigt glaubte, meine Motive auseinander zu ſetzen. Faſt ohne Ausnahme gab mir der Betheiligte Recht.

Wissentlich habe ich gewiß Keinen gekränkt, noch zurückgesetzt, aber ich habe auch selbst fast keine Kränkung erfahren, und wo etwa, und es ist höchst selten vorgekommen, Ueberschätzung und Empfindlichkeit mir einen unangenehmen Moment bereiteten, ist das schnell vorüber gegangen. Von Intriguen, von Chicanen, von Böswilligkeiten und absichtlichen Störungen, die das Publicum so gern als unzertrennlich von dem Schauspielerleben anzusehen pflegt, vor denen man mir auch Angst machen wollte, habe ich in den vier Jahren meiner Bühnenleitung nicht das Geringste kennen gelernt, wohl aber von opferfreudigstem Entgegenkommen, von Hingabe weit über das Berechtigte, oft über die Kräfte hinaus, wo es nur galt Etwas zu Stande zu bringen; vor keiner Anstrengung sind wir je zurückgeschreckt, und es wurde den Mitgliedern wahrlich nichts Geringes zugemuthet. Ich bin mir bewußt, daß ich das Verhältniß nicht verschönere in der Rückerinnerung, aber es ist mir eine Freude, es zu zeigen, wie es war, schon um einmal weit verbreiteten Vorurtheilen gegen den Schauspielerstand zu begegnen. Jeder Stand hat seine besonderen Generalschwächen und Eigenthümlichkeiten, und ich

weiß wohl, daß die Schauſpieler zu den allgemeinen Künſtlerſchwächen noch ihre beſonderen haben. Aber ſie liegen in der Natur der Sache, in der Eigenthümlichkeit der Production, die wir von ihnen fordern, und deshalb muß man ihnen Rechnung tragen. Soll der nicht leicht aufbrauſend, leicht empfindlich ſein, für den das Schaffen aus der Erregbarkeit des Momentes Bedingung iſt? Aber eben ſo ſchnell verſchwindet dies Aufbrauſen, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Vielfach begegnet man dem aus Ueberſchätzung hervorgegangenen Verdacht, zurückgeſetzt zu ſein. Aber man bedenke nur, daß der Schauſpieler, im Gegenſatz zu anderen productiven Künſtlern, ſeine eigene Schöpfung niemals ſieht, und deshalb nur ſeine Intentionen kennt, nicht aber weiß, in wie weit er dieſelben zu erfüllen im Stande war. Auf dieſe Schwächen muß man gefaßt ſein, aber man darf ſich durch dieſelben nicht zu ungerechter Verletzbarkeit hinreißen laſſen. Wer nur einen Tropfen Künſtlerblutes in ſich hat, prüfe an ſich ſelbſt, ob wir nicht die Künſtler mit anderem Maße meſſen ſollen, wenigſtens in einzelnen Momenten, als andere Menſchen. Ereifere man ſich nur nicht gegen die kleine

rauhe, bizarre Rückseite des Künstlerthums, die doch desselben Ursprunges ist wie die viel größere, bunte Lichtseite, an der wir uns erfreuen, die uns mit ihren Gaben beschenkt. Wie gesagt, da ich allem dem Rechnung trug, sind mir Schauspielerlaunen selten entgegengetreten und haben mich fast nie gekränkt. Wohl aber könnte ich viele Züge freundlichster Willfährigkeit und ganz uneigennütziger Aufopferung für die Sache anführen. Auf einen unermüdlichen Eifer konnte ich immer rechnen. Als mir einmal im Zwischenacte gemeldet wurde, daß eine Schauspielerin, die in den nächsten Tagen die Generil im König Lear und Tags darauf die Commissionsräthin Zucker im Ball zu Ellerbrunn spielen sollte, für längere Zeit erkrankt sei, und ich namentlich über den Ausfall der Lear-Vorstellung jammerte, auf die ich mich freute, und die schon von Woche zu Woche hinausgeschoben war, weil bei dem vollen Inanspruchnehmen des gesammten Personals jedes Unwohlsein sie störte, traten Frau Otto-Martineck, die tragische Schauspielerin und Heroine, und Fräulein Röckel, die jugendliche Liebhaberin, unaufgefordert heran und erboten sich, um aus der Verlegenheit zu retten, Erstere die

Generil, Letztere die Commissionsräthin Zucker zu übernehmen, beides Rollen, die sie erst lernen mußten, die beide nicht in ihr Fach gehörten und beide zu den allerundankbarsten gezählt werden. Das eine Beispiel für viele. Wie oft aber habe ich, um schnell eine Novität herauszubringen, Copisten, Decorationsmaler, Darsteller um ihre Nachtruhe gebracht, angreifendste Proben angesetzt und bin niemals auf eine Weigerung gestoßen. Was nun mein persönliches Verhältniß zu den Mitgliedern des Theaters betrifft, so war das das allerfreundlichste.

Viel schwerer kam ich mit dem Publicum zurecht, mit dem ich in fast beständigem Kampfe und meinerseits in einer ununterbrochenen, freilich nicht tief gehenden und immer nur humoristischen Gereiztheit blieb.

In dem kleinen, an sonstigen Vergnügungen nicht reich bedachten Ort war das Theater der Mittelpunkt geselligen Zusammenseins, und Alles, was auf der Bühne, hinter den Coulissen, und im häuslichen Leben der Schauspieler verging, der Mittelpunkt des Interesses. Der größte Theil des Publicums war allabendlich derselbe, und nahm stets den gleichen,

durch die Gewohnheit von Jahren bequem gewordenen Platz ein. Wenn das nun auch seine unverkennbaren Vorzüge hatte, so entstanden dadurch doch der Intendanz große Schwierigkeiten, namentlich durch die Macht gemeinsamer Anforderungen und Urtheile, die oft auf Unmögliches, vielfach auf ganz Falsches gerichtet waren. Einestheils bedingte es einen steten Wechsels des Repertoires, denn selbst die einschlagendste Vorstellung konnte nur höchstens drei Mal in der Saison wiederholt werden, und viele waren mit einer Vorführung abgethan. Welche Arbeit für die Darsteller! Denn fast nie wurde eine Vorstellung gegeben, ohne vorhergehende Probe, selbst wenn das Stück eben erst sorgfältig einstudirt war. Dann zeigte das Publicum große Nachsicht gegen die Schauspieler, die ihm durch die Gewohnheit lieb geworden waren, übertriebene Treue für die, welche fortgingen, sogar für die, welche vor Jahrzehnten schon der Tod oder ein anderes Engagement ihm entführt hatte, sorglich fortwährend, hatte Mißtrauen gegen alles Neue, Unbekannte, Abneigung gegen Neuerungen, Vorurtheile gegen Künstler, die erst in das Engagement traten, und scheute jede sichtbare Hin-

gabe, jedes Zeichen, hingeriſſen, gerührt oder erheitert zu ſein. Alle dieſe Eigenſchaften haben mich während meiner Amtsführung oft zu komiſcher Verzweiflung gebracht, bis ſie mich, als ich ſelbſt meine Stellung und Schwerin verließ, und ich nun auch, als ein Scheidender, manch' Zeichen freundlicher Anerkennung und ſpäter ein treues Andenken empfing, tief rührten, und mir das, was mich oft gereizt, zuweilen gekränkt hatte, nun in ſeiner Rückſeite anerkennenswerth erſchien. Neben dieſer nachträglichen Anerkennung muß ich aber eine andere ausſprechen, die ich ſelbſt in den Tagen des Kampfes freudig empfand. Alles Außergewöhnliche, aber damit auch alles Unnatürliche, entſchieden aber alles Frivole und Unſittliche, wies das Schweriner Publicum auf das Beſtimmteſte zurück, und wenn ſich etwa bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels dergleichen einſchmuggeln wollte, hatte ich immer die Freude, daß die Schweriner meine Abneigung dagegen theilten.

Die Kritik der Tagesblätter kam mir in jeder Beziehung freundlich entgegen.

So waren meine Anfänge vorbereitet, geebnet, meine Anordnungen ſo frei als möglich, der gute

Wille zur Unterstützung allseitig. Und doch mußte ich gleich mit der ersten Aufführung, mit der ich meine Thätigkeit eröffnete, erfahren, daß ich fehlgegriffen hatte. Mit einem classischen Stück wollte ich beginnen, und hatte den Nathan dazu gewählt, der seit langer Zeit nicht auf dem Repertoire gewesen war. Schon meine Schauspieler waren nicht recht damit zufrieden, weil ihnen, wie sie meinten, das Stück keine dankbaren Antrittsrollen böte. Nicht ohne Kampf setzte ich die Vorstellung als erste durch. Nun aber empörte sich das Publicum über die, wie es sagte, langweilige Komödie; kein Zeichen der Theilnahme gab sich in dem leeren Hause kund, obgleich die Aufführung präcis ging. Wir hatten mit Verkehrtem angefangen. Mit dem Wallenstein, den ich dann am Neujahrstage brachte, ging es noch schlechter. Man finge das Jahr so lustig als möglich an, hieß es, und ein Trauerspiel als Neujahrswunsch sei ein böses Omen. Das Publicum blieb zu Haus, und das Stück verlief so leise, als der Abschied der Gräfin Terzky in der Tragödie.

Die erste bedeutendere Novität, die ich brachte, und der ich ganz besondere Sorgfalt und Theilnahme

zugewendet hatte, war zugleich ein Act der Dankbarkeit gegen meinen Freund Münch-Bellinghausen, für mich aber noch besonders lehrreich. Im Sommer hatte Julie Rettich in Berlin gastirt und mir ein neues Drama von Halm zur Lectüre mitgebracht, das, wie sie selbst sagte, und wie auch die Ansicht des Dichters wäre, durch Stoff und Behandlung sich der Darstellung auf der Bühne entzöge. Die Dichtung führte den wunderlichen Titel „Wildfeuer“ und hatte sich allerdings einen eigenthümlichen Vorwurf gewählt, der eher zu einer übermüthigen Novelle für Boccaccio, als zur Verkörperung auf der modernen Bühne geeignet gewesen wäre. Eine Mutter erzieht die Tochter als Knaben, um ihr einentheils die Lehen der Familie zu sichern und zu bewahren, anderntheils diese nicht den ihr feindlichen Sprossen der Seitenlinien zukommen zu lassen. Das Mädchen, in übermüthigem Knabentrotz aufgesprossen, ahnt nichts von seinem Geschlecht, und der Liebe bleibt es überlassen, das Räthsel zu lösen und den Conflict zu entwirren. Die Behandlung des Stoffes Seitens des Dichters war zart, poetisch, höchst dramatisch, aber das Stück bewegte sich doch auf so gefährlichem

Boden, einzelne Scenen waren gar so unmöglich für die Darstellung, daß ich, auf die eigene Meinung des Freundes eingehend, seine Dichtung zwar mit großem Interesse las, aber mit dem Bedauern, sie unaufführbar zu sehen, zurückgeben wollte. Inzwischen hatte meine Frau, ohne das Vorurtheil einer unmöglichen Darstellung, sie auch gelesen und war erstaunt, daß ich das wirksame Stück nicht aufführen lassen wolle. Eine Umarbeitung, meinte sie, sei freilich nothwendig, aber da sie mir die Fähigkeit zu derselben zutraute, hielt sie die Sache für gar nicht so schwierig. Ich sah mir das Stück noch einmal darauf an und mußte ihre Ansicht für richtig erkennen. Dazu kam, daß wir gerade eine junge Schauspielerin für Schwerin gewonnen hatten, die ich in Oberon hatte spielen sehen, und die mir alle Eigenschaften zu vereinigen schien, welche die weibliche Hauptrolle des Dramas verlangt und ohne die sie unmöglich war: Jugend, Schönheit, Natürlichkeit, frischer Humor und eine Decenz ohne alle Prüderie, die jeden Schein von Frivolität unmöglich machte.

Ich schrieb das Münch und erhielt zwar die Erlaubniß zur Aufführung, aber auch die Weigerung,

seinerseits die Aenderungen vorzunehmen, die ich für unabläßlich bezeichnet hatte. Dafür gab er mir freie Hand, selbst zu ändern, umzuarbeiten, zu streichen, was mir irgend nothwendig erschiene. Das war nun freilich eine große Verantwortlichkeit, aber ich hatte den Muth, dieselbe zu übernehmen, wenngleich meine Aenderungen sehr eingreifend wurden, bei mancher poetischen Stelle sogar barbarisch.

Die Rollen waren vertheilt und paßten meinem Personal vortrefflich, denn auch für den Liebhaber des Stückes hatte ich an Herrn Bethge einen Darsteller von seltener männlichen Schönheit, vornehmen Anstand und Natürlichkeit, während sich die unbedeutenden Rollen immerhin noch so wirksam zeigten, daß ich sie meist mit ersten Kräften besetzen konnte. Als ich zur Leseprobe ging, traf ich auf der Straße Fräulein Röckel, eben meine Darstellerin des Wildfeuer, und fragte ganz unbefangen: „Nun, wie gefällt Ihnen Ihre Rolle?“ — Sie wurde dunkelroth und erwiderte: „Die Rolle ist gewiß eine sehr dankbare Aufgabe, aber, ich weiß nicht, woher es kommt, ich schäme mich dieselbe zu spielen, ja, nur heute zu lesen. Es ist kein unanständiges Wort in derselben und doch,

mir ist immer, als hätte ich etwas Unpassendes zu sagen. Vielleicht liegt das in der Situation, die ich noch nicht kenne, da ich ja bisher nur meine eigene Rolle gelesen habe." Das Urtheil machte mich doch stutzig, und ich ging etwas erschüttert in meiner Zuversicht und mehr als je meiner Verantwortlichkeit bewußt in die Leseprobe. Die übrigen Schauspieler wußten natürlich noch weniger von dem Stück, als Fräulein Röckel, da ihre Rollen nichts von der Situation verriethen, und so fing ich denn damit an, ihnen mein ganzes Wagniß und wie ich dazu gekommen sei, zu erzählen; ja, ich erklärte, ich mache sie Alle mit dafür verantwortlich, denn ich werde zum Schluß abstimmen lassen, ob wir das Stück überhaupt aufführen wollten; während der Leseprobe aber, wie auch bei allen folgenden Proben, möge Jeder genau aufpassen, besonders bei den Scenen, in denen er Nichts zu thun hätte, und alles Bedenkliche, namentlich Mißverständliche, zur Besprechung, respective Abhülfe bringen. Dadurch gingen Alle mit ganz anderer Theilnahme, als man sonst in den Leseproben zu finden gewöhnt ist, an das Stück, für das Jeder die allgemeine Verantwort

lichkeit übernahm, die er ſonſt nur für die eigene Rolle empfängt.

Während des Leſens wurden mancherlei Bedenken laut, jedoch zum Schluß waren Alle einſtimmig für die Aufführung, mein Einfall aber, dies Geſammturtheil zu fordern, hatte ſich vortrefflich bewährt und erzeugte einen Eifer, ein Zuſammenwirken, eine Sorgfalt, alle Gefahren der Situation, auf die immer wieder aufmerkſam gemacht wurde, zu überwinden, und dadurch eine Subtilität in der Behandlung einzelner Scenen, die unzählige Mal unermüdlich wiederholt wurden, daß ich darauf einen großen Theil des Erfolges ſchieben muß. Wir waren ſchon mitten in den Proben, die uns immer zuverſichtlicher machten, als ein Brief vom Baron Münch kam, der entſchieden gegen die Aufführung ſeines Stückes proteſtirte. Es ſei ihm leid geworden, ſchrieb er, ein Wagniß zu machen, das, falls es leidlich glückte, ohne große Bedeutung wäre, denn ich ſei und bleibe der Einzige, dem er ſeine Dichtung anvertrauen könne und werde, und auf der andern Seite wolle er mich, gleich im Anfange meiner Theaterleitung nicht der Unannehmlichkeit ausſetzen, aus Freundſchaft für ihn, mit einer Aufführung, die

mir verdacht werden könne, Anstoß zu erregen. Ich konnte ihm schon nach wenig Tagen durch die Nachricht antworten, die ich nach jedem Act über den frischen Eindruck schrieb, daß sein Stück, ohne das leiseste Bedenken hervorzurufen, vollständig durchgeschlagen hätte.

Die Vorstellung von „Wildfeuer" war aber auch eine mustergiltige, und das Stück blieb ein beliebtes Repertoirestück in Schwerin, so lange uns nämlich Fräulein Röckel blieb, durch drei Jahre, und hat sich überall, wo es mit dieser Darstellerin von den schweriner Schauspielern im Gesammtgastspiel gegeben wurde, vollständiger Anerkennung zu erfreuen gehabt, während es mit einer berühmten Schauspielerin, auf deren Talent das Stück von Anfang durch den Dichter berechnet war, in Frankfurt a. M. und Mannheim, mit Entrüstung Seitens des Publicums zurückgewiesen wurde. Als später Fräulein Röckel vom schweriner Theater an das Burgtheater in Wien ging, hat sie, unter des Dichters Augen, das Stück in einer langen Reihe von Wiederholungen zur vollkommenen Geltung gebracht.

Mir ist der recht bekommen begonnene Abend

in meiner Theaterloge in Schwerin, den der Erfolg von „Wildfeuer“ zu einem so freudigen gestaltete, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Es war mir wie ein Dank, den ich dem Freunde abtragen konnte, und Alles, was ich im Verkehr mit ihm und durch ihn gelernt hatte, trat mir lebendig vor die Seele. War doch auch dieser Abend, der dem deutschen Theaterrepertoire eine werthvolle poetische Gabe schenkte, ein Resultat der gegenseitig fördernden Freundschaft zwischen redlich und ernst strebenden Schriftstellern, der unmittelbare Gewinn aus dem Zusammenarbeiten des Bühnenlenkers mit seinen schauspielerischen Kräften. Und nie hat mich der Erfolg einer eigenen Production so stolz gemacht, so freudig erheben als dieser, nicht obgleich, aber weil ich ihn nur zum kleinen Bruchtheil mir selbst zuschreiben konnte.

Verschweigen kann ich freilich nicht, daß Freund Münch, als ich ihm das von mir hergerichtete Bühnenmanuscript schickte, Anfangs entsetzt war, seine Dichtung um die beste Poesie gebracht meinte und sich nur allmählich, mit sehr geringen Restitutionen, an die neue Gestalt gewöhnte.

XVI.

In dem Maße, als ich selbst mehr und mehr Sicherheit gewonnen in den Zielen, die ich mir gestellt hatte, ließ ich es mir angelegen sein, die Talente meiner Schauspieler und die Ausdehnung und Begrenzung ihrer Darstellungskraft kennen zu lernen und zu erproben. Es scheint mir das eine der schwierigsten und gefährlichsten, wenn auch wichtigsten Aufgaben eines Bühnenlenkers. Selten beurtheilen die Schauspieler das, was ihrer Begabung besonders zusagt, richtig und meist legen sie viel größeren Werth auf das, was sie nicht, oder doch nur in untergeordneter Weise vermögen, als auf die Leistungen, die ihrem Naturell entsprechen und ihnen so leicht werden. Viele und bedeutende Talente haben lange hingekrankt in falscher Sphäre, manche sind ganz darüber zu Grunde gegangen, namentlich wenn ein überragenderes Talent an derselben Bühne sie ausschloß, sich in ihrem eigentlichen Fach Geltung zu verschaffen. Zuweilen bricht ein Zufall und dann überraschend plötzlich die Bahn; der Bühnenlenker darf diese Aufgabe aber nicht dem Zufall überlassen, sondern muß unablässig prüfen, wo

irgend eine Schattirung einer Rolle, ein unscheinbarer Zug derselben, eine bis dahin ungekannte Begabung bei dem Darsteller verräth, und auf diese weiter versuchen. Aber er hüte sich vor zu kühnem Experimentiren. Eine nicht zusagende Rolle schadet mehr, als man glaubt, zuerst im Credit beim Publicum, dann im eigenen Selbstgefühl und macht unsicher und schwankend. Nur wenn das Zutrauen des Publicums und Selbstgefühl ganz feststehen, kann man Vieles wagen. Eben so vorsichtig muß aber auch in der Combination der Kräfte einer Bühne verfahren werden, denn zwei ziemlich gleich begabte Talente in einem Fache schaden sich mehr, als sie sich durch Wetteifern fördern, abgesehen davon, daß dadurch Rivalitäten erzeugt werden, die namentlich das Publicum ungerecht machen. Das Alterniren der Schauspieler ist eine sehr gefährliche Sache, denn es deckt immer mehr die Schwächen auf als die Vorzüge. In dieser Beziehung objectiv und klar zu bleiben und mit richtiger Abwägung der Talente, die ihm zu Gebot stehen, bei der Besetzung eines Stückes zu verfahren, ist die schwere, aber wichtigste Aufgabe des Bühnenlenkers und ist Gewissenssache;

denn mehr, als man denken sollte, hängt davon die Erhaltung, Entwickelung oder Verkümmerung, ja, Vernichtung der seiner Obhut anvertrauten Talente ab. Dem Künstler gegenüber darf man nie meinen, daß man ihm befehlen kann, weil man ihn bezahlt, sondern annehmen, daß man mehr Verpflichtung übernimmt, als Rechte, und den mehr oder minder bedeutenden Funken des Talentes zu wahren hat, weil aus ihm die gottgegebene heilige Flamme der Kunst auflodert. Bei dem Künstler ist eine Beeinträchtigung seiner Begabung, ein Verkümmern und Unterdrücken derselben wie ein Mord am Leben. Ich selbst hatte das als dramatischer Schriftsteller erfahren und nahm mir fest vor, meine Schauspieler, so viel in meinen Kräften stände, dagegen zu schützen. Gewiß nicht an meinem guten Willen hat es gelegen, wo mir das nicht gelang; im Ganzen aber kann ich jetzt, wo ich wenige, unausbleibliche Conflicte zwischen meiner Entscheidung und der Ansicht einzelner Schauspieler, ja, der Meinung des Publicums, wieder prüfe, behaupten, daß ich mir immer meiner Verpflichtung bewußt geblieben bin und mich niemals von persönlicher Verliebe oder Gereiztheit hinreißen ließ, gegen mein künst-

leriſches Gewiſſen zu verfahren. Meine Schauſpieler haben mir das auch, mit unbedeutenden Ausnahmsfällen, ſtets anerkannt. Vielleicht beurtheilen ſie dieſe Ausnahmsfälle jetzt auch anders als damals.

Ich ging alſo an ein unermüdliches Studium der ſchauſpieleriſchen Kräfte, die ich vorfand, und habe von dem nie abgelaſſen; denn in den vier Jahren meiner Theaterleitung habe ich höchſt ſelten auch nur eine Secunde einer Theatervorſtellung und ſehr wenig Proben verſäumt, gewiß aber auch nur, wenn unabweisliche Hinderniſſe mich abhielten. Für das Luſtſpiel fand ich vortreffliche Kräfte und namentlich einige ältere Mitglieder, die in allererſter Reihe ſtanden und neben dem Vertrautſein mit der Bühne und dem Publicum noch, wie man ſagt, zur „alten Schule“ gehörten. Der oft gebräuchliche Ausdruck iſt freilich ſchwer zu definiren, und Laube leugnet ſogar, daß er irgend eine Bedeutung habe, mir aber iſt dieſe immer ſehr deutlich entgegengetreten. Ich verſtehe darunter die Spielweiſe, die ſich im Gegenſatz zum Naturaliſiren, das ſich ohne Studium der Eingebung des Augenblicks überläßt, alle kleinen Details der Rolle ſorgfältig ausarbeitet und dann auf das Geſammt-

bild mehr Werth legt, als auf einzelne Effectmomente. Das aber kommt nur im Gesammtspiel zur Geltung, denn es kann allein auf die Kenntniß des Gegenspiels basiren, und dadurch nur kann eine unbedingte Natürlichkeit in der Darstellung begründet werden. Im Lustspiel, in dem sich die jüngeren Kräfte der Spielweise der älteren Mitglieder anschlossen, fand ich, wie gesagt, diese Durchführung vor. Weniger ausgeglichen war der Stil im Conversationsstück und Schauspiel, am wenigsten in der Tragödie. Ich nahm mir also vor, auf dem Lustspiel fußend, allmählich die ernsteren Aufgaben vorzubereiten, und gemeinsame, unermüdliche Anstrengungen ließen uns dem Ziele der Vollendung immer näher kommen, so daß wir nach einiger Zeit sogar im höheren Drama ein nahezu mustergiltiges Ensemble aufweisen konnten. Für das Conversationsstück, das ich als beste Schule für die Schauspieler möglichst cultivirte, kam mir neben dem Fleiße des Regisseurs Feltscher, der, selbst ein tüchtiger Darsteller für Bonvivants, sich schnell in meine Wünsche betreffs der Redetempos und der Arrangements der Scene fügte, noch ein Zufall zu Statten, von dem meine Schauspieler und ich selbst viel lernten. Gleich im

erſten Winter mußte eines Ausbaues und neuer Decorirung des Zuſchauerraumes wegen das Theater vier Wochen lang geſchloſſen werden, und fünf meiner Schauſpieler beſchloſſen, dieſen außergewöhnlichen Urlaub zu einem Geſammtgaſtſpiel zu benutzen. Sie ſuchten natürlich nach Stücken, in denen ſie allein oder doch in bedeutenderen Rollen beſchäftigt waren, und wählten vor allen das „Glas Waſſer“ von Scribe, das ſie ſo fleißig anfingen zuſammen zu ſtudiren, daß ihnen bald der Gedanke kam, das Stück ganz ohne die Unterſtützung des Souffleurs zu ſpielen. Ich faßte den Gedanken lebhaft auf und unterſtützte ihn nach Kräften. In jedem freien Augenblick, oft zu früheſter Morgenſtunde, wurde auf der Bühne und, wenn dieſe etwa durch Opernproben beanſprucht war, im Concertſaal probirt, und ich fehlte nie und unterſtützte die Darſtellung durch allerlei kleine Pointen des Zuſammenſpiels, die mir aus der Erinnerung unzähliger deutſcher und franzöſiſcher Aufführungen, zum Theil der bedeutendſten Künſtler, die ich geſehen hatte, im Gedächtniß waren. Es wurde in der That Alles ſo in einander gefügt, eine Reihe von kleinen Effecten dem Einen immer vom Andern vorbereitet,

die ſich nun ganz natürlich entwickelten, im Gegenſatz zu der Manier, in der jeder einzelne Darſteller ſeine Effectſtellen gewiſſermaßen vom Zaun brechen muß, daß wir ſchon in den Proben große Freude an dem Studium hatten. Jeder vergaß ſeine eigene Rolle über das ganze Stück, das er nun auch vollſtändig auswendig wußte; ſpielte ſicher alle Reden der Anderen mit, und es entſtand eine ſo vollkommene Einheit des Redetempos, der Accentuation, der Gruppirung, die ſich ungemacht belebte, daß in der That der Eindruck eines feſtgefügten Baues entſtand. Wie ein Feſt erwarteten wir Alle den Tag der Aufführung, und ich entſinne mich, daß ich mitten in einem Diner, das eigentlich mir zu Ehren gegeben war, zum höchſten Staunen der Wirthin aufbrach, weil ich natürlich dem Wagniß vom erſten Wort an beiwohnen wollte. Das Publicum merkte es kaum, daß der Kaſten des Souffleurs fehlte, denn er war verſchwunden, ja, ſchon vor den letzten Proben fortgeſchickt worden, und faſt nahmen es meine Schauſpieler übel, daß ich ihn doch, der Sicherheit halber, hinter die erſte Couliſſe geſtellt hatte; das oft geſehene Stück, mit den bekannten heimiſchen Kräften beſetzt, erregte keine beſondere

Spannung; aber ſchon nach den erſten Scenen belebte ſich das Intereſſe. So hatte man das Stück doch noch niemals ſpielen ſehen; befremdet fragte man ſich nach der Urſache, und ſchließlich, in immer wärmer werdender Theilnahme, ſteigerte ſich der Erfolg, der Beifall, die Hervorrufe, als gälte das Alles einer Novität, oder einem berühmten virtuoſen Gaſte. Das alte, faſt abgeſtandene Glas Waſſer ſprudelte, ſo credenzt, wie eine friſche, noch unbekannte Quelle des Vergnügens. Sehr bald konnten wir das Stück wiederholen, und das Publicum fand ſich außergewöhnlich zahlreich ein, eben ſo beifallsluſtig, als das erſte Mal, obgleich es nicht verſtehen konnte, daß lediglich die Entfernung des Souffleurkaſtens ſolche Umwandlung hatte hervorrufen können. Diesmal hatten die Schauſpieler, ſchon ehe ich kam, den Souffleur in's Parterre geſchickt, damit er ſich doch einmal ein Stück anſehen könnte, und in der That — er war unnöthig. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und ich auf die Bühne trat, umringten mich die fünf Darſteller mit der freudigen Erregung eines errungenen Triumphes. „Und keine Silbe hat gefehlt," rief der Regiſſeur Feltſcher. „Nur Sie haben vergeſſen

zu sagen: „Weigern Sie sich!“ erwiderte ich ihm. „Horar (der Darsteller des Masham), der sich nicht einmal von seinem Mitspieler etwas zuflüstern lassen wollte, hatte sich aber, auch ohne Ihren Rath abzuwarten, schon geweigert.“ Ich konnte wirklich das Stück auch auswendig.

Der Vortheil dieser Uebung, die übrigens auf der französischen Bühne nichts Ungewöhnliches ist, wo jedem Stücke wenigstens zehnmal so viel Proben werden, als auf den meisten deutschen Theatern, was das Geheimniß des weit vollendeteren Ensembles erklärt, stellte sich augenscheinlich dar und trug uns für die Zukunft reichliche Früchte. Bei dem immer wechselnden Repertoire, der geringen Zahl von Wiederholungen, die das kleine Publicum nur gestattete, wäre eine so sorgfältige Vorbereitung für jedes Stück unmöglich gewesen; aber der einheitliche Ton war doch gegeben, das Geheimniß des Zusammenspiels gelernt und bewährt, und kleinere Stücke wurden später noch vielfach, gleich von Anfang, so einstudirt, daß sie des Souffleurs entbehren konnten, ja, ein kleines, freilich oft gegebenes, aber nicht ohne Souffleur einstudirtes Stück, das einmal bei plötzlicher Extran-

kung einer Schauſpielerin während der Vorſtellung eingeſchoben werden mußte, ſpielten die Schauſpieler ohne Bedenken, das Souffleurbuch nicht abwartend, das nicht ſofort bei der Hand war.

Gelernt hatten wir Alle bei unſerer Arbeit am Glas Waſſer, zumeiſt aber ein junger Schauſpieler, Herr von Horar, der, faſt durch einen Zufall, noch ſehr jugendlich aus untergeordneter Beſchäftigung an untergeordneter Bühne zu uns gekommen war, zunächſt, um dritte Liebhaber- und Aushülfsrollen zu ſpielen. Wenn auch auf dem Theater einer wandernden Bühne aufgewachſen, fehlte ihm doch, als er kam, bis auf die Zuverſicht faſt Alles, um in unſern Rahmen zu paſſen; aber bei unverkennbarem Talent gelang es ihm durch eiſernen Fleiß, jeden, auch den härteſt ausgeſprochenen Rath ohne Verſtimmung gern anhörend und willig befolgend, in kurzer Zeit die Verbildung der kleinen Bühne abzulegen und faſt unglaublich ſchnelle Fortſchritte zu machen. Er hatte gleich nach Antritt des Engagements den Maſham ſpielen müſſen bei Gelegenheit des Gaſtſpiels einer berühmten Herzogin von Marlborough, aber damals fiel er ſo aus dem Rahmen, daß ich entſetzt war;

denn die Verliebe der drei Damen des Stückes für diesen jungen Officier wurde fast lächerlich Wenige Monate später, und hauptsächlich durch das Mitarbeiten an dem oben beschriebenen Studium, reihte er sich vollkommen ein und hatte einzelne naive Töne, die ich an keinem deutschen Schauspieler in dieser Rolle gesehen hatte, und die an Delaunay am Théâtre français in Paris erinnerten. Von da ab, aber immer unabläßig lernend, stieg der junge Schauspieler schnell in der Gunst des Publicums, das ihn zuerst belächelt hatte, und dessen entschiedener Liebling er in wenig Jahren wurde. Ich habe daraus gesehen, daß der gewöhnlich an Anfänger ertheilte Rath, an einer untergeordneten Bühne recht viel zu spielen, um Sicherheit und ein Repertoire zu gewinnen, ein durchaus falscher ist. Eine einzige Rolle, auf das Genaueste studirt, auf einem guten Theater zwischen bedeutenden Kräften hilft mehr, als das überstürzte Vielspielen, das natürlich ein sorgfältiges Studium ausschließt und an das unzuverläßige Naturalisiren gewöhnt.

Neben der leichtern Tagesliteratur, die, das Repertoire fleißig zu wechseln, in möglichst großer Aus-

wahl gebracht wurde, suchte ich dem classischen Drama eine discrete, aber achtungswerthe Stellung zu sichern, was freilich nicht leicht war. Der vollendeten Darstellung waren wir nicht gewachsen, und wie ich mit Zagen, so gingen die Schauspieler mit matterem Eifer an die schwierigeren Aufgaben, die das Publicum mit geringer Theilnahme zu belohnen pflegte. Außerdem brachten uns die Gastspiele auswärtiger Künstler immer ein oder das andere classische Stück, das dann besonders vorbereitet wurde. Um so lieber war es mir, wenn ich ein noch nicht aufgeführtes Drama unserer ältern Literatur einrichten und vorführen konnte, das den Darstellern den Sporn und Reiz der neu zu schaffenden Aufgaben, dem Publicum das Interesse einer Novität bot. Als erstes versuchte ich „Das Trauerspiel in Tyrol", von Karl Immermann zur Aufführung zu bringen; ein Stück, das mir von der Jugend an sehr lieb war. Die, wenn auch flüchtige Bekanntschaft des Dichters, die Freundschaft zu seiner ganzen Familie, hatte mich mit allen seinen Werken früh bekannt werden lassen, und wenn ich so mit kritikloser Bewunderung und Hingabe begonnen hatte, so war ich mir doch sehr wohl in späteren

Jahren bewußt geworden, welche Schwierigkeiten sich der dramatischen Wirkung entgegenstellten. Ich wollte es versuchen, diese so viel als möglich zu überwinden, unabgeschreckt durch den geringen Erfolg, den kurz vorher Eduard Devrient und Heinrich Laube mit der Darstellung desselben Stückes in Karlsruhe und Wien erzielt hatten. Immermann, der die mehr epische als dramatische Wirkung seines Trauerspiels in der ersten Bearbeitung wohl gefühlt hatte, hat bekanntlich dasselbe selbst einige Jahre später für die Bühnenaufführung umgearbeitet und neben der Entfernung einiger mir sehr lieber Stellen eine neue Scene hinzugefügt, die eigentlich einen ganzen Act bildet, wenn sie auch nur im Cabinet des Fürsten Metternich zwischen diesem und seinem Legationssecretär spielt. So meisterhaft diese Scene an sich ist, so fällt sie doch in ihrem politisch-epigrammatischen Salonton vollkommen aus dem schlichten Pathos der Tragödie heraus und zersetzt in einer durch die Combination fast verletzenden Weise die kindliche Vaterlandstreue, die opfermuthige Hingabe der Helden des Stückes. Sie erscheinen als schändlich Betrogene, ihre ganze Begeisterung als eine kurzsichtige Thorheit und ihr

Todesopfer um ein Nichts gebracht. Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, nicht der Tragödie, und wenn die einfältige Schwärmerei des Helden zur tragischen Schuld wird, die das Vaterland in's Verderben reißt, nur um einem servilen Hirngespinnst nachzujagen, so schwächt das unser Mitleid, und das wenn auch noch so geistreiche Geplauder, in dem uns Das enthüllt wird, wirkt halb widerwärtig, halb abkühlend der Erhebung gegenüber, in die uns die Dichtung bringen soll. Ich ließ einfach diese Scene fort und combinirte mir aus der ersten und zweiten Bearbeitung eine dritte, in der ich manche Scene aus der ersten restituirte. Eine ganz besondere Hoffnung für den Bühnenerfolg setzte ich auf die Schlachtscenen des zweiten Actes, die ich mir so arrangirte, daß sie ohne Verwandlung der Bühne abgespielt wurden. Ich komme darauf zurück. Die Besetzung des personenreichen Stückes bot manche Schwierigkeit, doch hatte ich für die Hauptfigur des Hofer an Herrn Keller einen Schauspieler, der nicht vortrefflicher dafür gefunden werden konnte. Neben passendster äußerer Erscheinung traf er die Naivetät des Bauern, die tragische Begeisterung, die edle religiöse Zuversicht so meister-

haft und brachte Alles je mit von jeder falschen Sentimentalität freien Schwärmerei zur Anschauung, zugleich mit der discreten Färbung glücklich aufgefaßter Nationalität, schlau zugleich und treuherzig, daß sein Bild volle poetische und historische Wahrheit vereinigte. Auch die untergeordneteren Aufgaben wurden mit aller Hingabe ergriffen und durchgeführt. Der erste Act, der mit der meisterhaften Scene beginnt, in welcher der übermüthige Speckbacher Nachrichten empfängt und Ordre ausgiebt für die bevorstehende Erhebung des Landes in Gegenwart des übersichern Feindes, ist eine der glücklichsten Expositionen, die unsere dramatische Literatur aufzuweisen hat. Neben der schärfsten Charakteristik der beiden Nationalitäten, die sich gegenüberstehen, läßt sie die tragische Wärnung vor dem Untergange der tyrolischen Erhebung durchklingen und führt durch einen tief ergreifenden Kampfbericht des alten Pater Mayer mitten in die Handlung hinein. Die Erwählung Hofer's zum Führer und Haupt der Insurrection schließt den Act wirkungsvoll. Der zweite Act, wenigstens nach meiner Bearbeitung, zeigt uns die siegreiche Schlacht am Berge Isel. Mir standen nur geringe Mittel zu

Gebot: etwa über ein Dutzend französische Uniformen hatte ich zu verfügen, und der größte Theil der Tyrolercostüme mußte geschafft werden. Aber hier lernte ich mit Geringem Maß halten und mit kleinen Mitteln große Wirkung erzielen. Ich hatte quer über den Hintergrund einen hohen steigenden und fallenden Felsenpfad bauen lassen, von dem ein anderer sich auf die Bühne abzweigte. Während nun der beengtere Vorderraum der Bühne für die eigentliche Handlung frei blieb, war jener schmale Felsenweg zur Repräsentation des Kampfes bestimmt. Von da kamen erst die Tyroler oder zogen zur Schlacht, eine unabsehbare Reihe, denn die Vorübergeschrittenen kamen in immer veränderten und beschleunigten Gruppen, genau auf das Wort einstudirt, wieder. Dann hörte man fern und immer näher den Kampf, und nun kamen die Franzosen in wilder Flucht über denselben Felsenpfad, eben so einstudirt, zuerst noch zurückschießend auf den verfolgenden Feind, dann einzeln, oder in Gruppen fliehend und immer wieder dieselben, aber meine zwölf Franzosen gaben das vollständige Bild eines ganzen in der Auflösung befindlichen Heeres. Zuletzt lagen sie als Todte über die

Felsenvorsprünge gruppirt. Das Alles schloß sich der Handlung auf der Vorderbühne, deren Mittelpunkt Hofer bildete, genau an. Die tief ergreifende Scene in der die alte, humoristisch derbe Tyrolerin den jungen Eidam bringt, um ihn in die ersten Reihen des Kampfes zu stellen, dann die Nachrichten aus der Schlacht, das Andrängen an Hofer, mit seiner Schaar einzugreifen, das lustige Tyrolerlied der Gebrüder Rainer, mit dem sie dann auf den Feind in den Tod für das Vaterland stürmen, und nach kurzer Zwischenscene, welche die Auflösung der Franzosen, und die Sterbescene des Obrist Fleury zeigt, das Zurückkehren der siegreichen Tyroler, alles Das kam so lebendig, so erschütternd zur Anschauung, dazu so ineinandergreifend, daß ich kaum eine größere dramatische Wirkung kenne. Nun schließt aber der Act mit der Botschaft, die Hofer an den Kaiser absendet, alles Das in schlichtem Wort recapitulirend, was eben vor unserm Blick sich lebendig gestaltete. In den Proben erst trat es mir entgegen, wie hier die Wirkung des Actes anfing sich abzuschwächen. Ein glücklicher Einfall ließ uns das überwinden und zwar durch ein ganz kleines Mittel. Bei den ersten Worten Hofers:

„Jetzt geh' zum Kaiſer, Eiſenſtecken!“ ließ ich die erſte Geige im Orcheſter ganz leiſe die Melodie intonirem: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!“ Immer voller wurde ſie, wie die Botſchaft wuchs, und als der Vorhang fiel, mit den Worten: „Das Alles ſag' dem Kaiſer, Eiſenſtecken!“ fiel das ganze Orcheſter mit den feierlichen Tönen der öſterreichiſchen Nationalhymne ein zu ergreifendſter Wirkung. Schon in den Proben hatte ſich manches Auge mit Thränen gefüllt bei dieſem Schluß. Der Eindruck dieſes Actes war freilich ſchwer zu überbieten, und wir hatten erſt zwei Aufzüge hinter uns, aber der dritte ſchlug in ganz anderer Weiſe ein. Ich ließ ihn mit einer wieder aufgenommenen Scene aus der erſten Bearbeitung zwiſchen Hofer und ſeinem Sohn beginnen und ſchloß mit dem wundervollen Geſpräch zwiſchen dem Vicekönig von Italien und Hofer, in dem ſich das Grundthema des Gedichtes — der Begriff der Treue — ſo ergreifend und ſo tragiſch zugleich entwickelt. Der vierte Act war ganz kurz und zeigte uns nur den Auszug der Tyrolerinnen aus der Heimath; ich ließ ihn auf einer Felſenerhöhung ſpielen, die ganz hart an das Proſcenium herangebaut war, während die

tief gehängte Landschaft der Hintergardine eine weite und im Grunde liegende Fernsicht zeigte. Dadurch schob sich die Gruppe ganz dicht an die Zuschauer, und als fern auf einem Felsenvorsprung der bald wahnsinnige Hofer erschien, auf den die Weiber die Schuld des Untergangs des Landes, die Verantwortung für den Tod ihrer Gatten und Söhne wälzten, schloß der Priester Donay mit dem Entschluß, Hofer für das Land zu opfern. Der letzte Act brachte die Gefangennahme des Helden, und ich hatte ihm durch ein landschaftlich schönes Bild der Localität, das nur kurze, beschneite Tannen zeigte, einen poetischen Hintergrund zu geben versucht. Nichts deste weniger stand er in der Wirkung den früheren Acten nach, ohne jedoch dem Gesammteindruck des Stückes Abbruch zu thun.

Die vollkommen gelungene Heraufführung war eine große Freude und ein wahrhafter poetischer Genuß, der ganz ungetrübt blieb; denn bis in die kleinste Rolle hinein war nichts Störendes, die Harmonie des Eindrucks Vernichtendes vorgekommen. Meiner Bühne und ihren fleißigen Kräften gereichte sie zur Ehre, und ich selbst lernte viel aus derselben und ge-

wann den Muth, vor keiner Ausstattungs- oder Regieschwierigkeit mehr zurückzuschrecken; denn ich wußte nun, wie ich auf Talent, Fleiß, guten Willen, der sich zur Begeisterung steigern konnte, Seitens meiner Schauspieler rechnen durfte. Was mir aber den Abend noch besonders bedeutungsvoll und zur unvergeßlichen Lebenserinnerung machte, war der Umstand, daß meine treueste Jugendfreundin, die mir durch's Leben fast eine Schwester war und blieb, die Witwe Karl Immermann's, zur Aufführung gekommen war, und daß so in unserer kleinen Prosceniumsloge die ergreifendsten Erinnerungen sich um die Darstellung und das Lebendigwerden des Gedichtes rankten.

XVII.

In die erste Saison meiner Schweriner Theaterleitung fiel die Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakespeare's, die mit Recht von allen deutschen Bühnen festlich begangen wurde, je nach den Kräften, die ihnen für eine solche Huldigung des größten dramatischen Genies aller Zeiten und Nationen zu Gebot standen. Die deutschen Theater, die sich gewöhnt

haben, den großen Briten faſt wie einen vaterländiſchen Bühnendichter zu betrachten, und ſeine Dichtungen an die Spitze der claſſiſchen heimiſchen dramatiſchen Literatur zu ſtellen, waren vor allen berechtigt und verpflichtet zu dieſer Feier, und das Schweriner Theater durfte natürlich nicht nachbleiben. Mit der einfachen Vorführung eines oder mehrerer Shakeſpeare'ſchen Stücke, der ich nicht einmal hoffen durfte eine annähernde Vollendung zu geben, wollte ich mir aber nicht genügen laſſen, und ſo faßte ich nach mancherlei Ueberlegung den Plan, das in Deutſchland populärſte Drama des Dichters, das zugleich in ſeinem ganzen Charakter das deutſcheſte iſt, den Hamlet, auf einer möglichſt nach Muſter der Shakeſpeare'ſchen hergerichteten Bühne zur Darſtellung zu bringen. Ein Vorſpiel, in dem Shakeſpeare und ſeine Schauſpieler vorgeführt ſein würden, ſollte die hiſtoriſche Einleitung geben, und dann wollte ich die Bühne ganz ſo zeigen, wie ſie damals in England war, das heißt ein Gerüſt mit einem über die ganze Bühne laufenden Balcon, von dem zu beiden Seiten je eine Treppe auf das Proſcenium führte, welche die kleinere innere Bühne, vom Balcon bedacht und durch Verhänge ge-

ſchloſſen, einrahmten, Alles, wie das die Sitte der Tragödie bedingte, mit dunklen Teppichen bekleidet. Natürlich ſollte das Brett nicht fehlen, das über die Mitte des Balcons bei jedem Ortswechſel herabgehängt wurde, und auf dem der Ort der Handlung angezeigt war. Uebrigens ſollte ſich Alles ohne Fallen des Vorhangs und natürlich ohne weitern Wechſel der Decoration abſpielen. Ich hatte ſogar die Abſicht, wie das bei Shakeſpeare geſchah, zu beiden Seiten des Proſceniums auf Seſſeln ein kleines Publicum im Coſtüme der Zeit zu etabliren, das in den Zwiſchenacten wie ein moderner Chor die hiſtoriſchen und poetiſchen Beziehungen des Stückes erörtert hätte. Ich fing ſchon an das Stück für ſolche Bühne einzurichten, und das ging überraſchend leicht, ja, eigentlich von ſelbſt. Man fand ſofort, wo Jeder hinzuſtellen war, vom Anfang bis zum Ende. Ueber den Balcon ſchritt der Geiſt entlang, dort trat ihm Hamlet entgegen, folgte ihm die Treppe hinunter, und hinter den Vorhängen der kleinen Bühne verſchwand der Geiſt. Dann das erſte Begegnen Hamlet's und ſeiner Mutter, das ſich auf der gewohnten Bühne faſt lächerlich darſtellt, wenn ſie zuſammen auftreten und

ſich dann, wie bei einem erſten Sehen, begrüßen. Hamlet kam von der einen Seite die Treppe herunter, König, Königin und Gefolge von der andern. Wenn ſie ſich dann auf dem Proſcenium gegenüber ſtehen, während das Gefolge ſich noch auf der Treppe gruppirt, kommt die Anrede ganz natürlich. Die kleine Bühne unter dem Balcon gab die intimeren Scenen im Hauſe des Polonius, ſpäter der Vorhang derſelben die Tapete, durch die Hamlet den Polonius erſticht. Die Komödie ſollte auf dem Balcon ſpielen, die Zuſchauer, König und Königin auf der einen, Ophelia und Hamlet auf der andern Treppe gruppirt ſein. Wie geſagt, der ganze Plan war fertig, und ich bearbeitete ihn mit eingehendem Studium vor, ja, ich verſprach mir große Freude von der Ausführung. Nichts deſto weniger gab ich ihn auf, nicht allein weil mir die Gefahr klar wurde, mehr eine literar-hiſtoriſche Curioſität hinzuſtellen, als einen wirklichen Kunſtgenuß hervorzurufen. Beſonders ſchreckte mich mein Schweriner Publicum ab, das keinen Geſchmack an dieſem Verſuch gefunden hätte und ohnehin vor claſſiſchen Stücken und namentlich vor Shakeſpeare eine gewiſſe Scheu hatte. So war mir gleich im

ersten Winter einmal eine sehr sorgsam einstudirte Vorstellung des „Kaufmann von Venedig", auf die ich zurückkomme, so leer geblieben, daß ich etwa neun Thaler über das Abonnement einnahm. Damals erzürnte mich das noch so, daß ich am andern Morgen auf das Theaterbureau stürmte und die Rollen des Hinke zum Austheilen verlangte. Die Schauspieler wollten mir erst nicht glauben, aber die schon ganz verstaubten, zerrissenen und vergilbten Rollen wurden vertheilt und nach einigen flüchtigen Proben das Stück an einem Sonntage bei geräumtem Orchester aufgeführt. Das Publicum wußte nicht, daß es meinem Kaufmann von Venedig-Zorn diese Wiederbelebung verdankte, und hatte sich ganz harmlos eingestellt. Ich selbst aber muß dem Hinke, den ich fast aus Hohn spielen ließ, die Genugthuung widerfahren lassen, daß mich die Darstellung mit der Kindheitserinnerung an die erste Aufführung des Stückes, die ich als Schüler in Magdeburg erlebte, wirklich fesselte, und ich mir eingestehen mußte, daß die Naivetät dieser Theatermache reiner und sittlicher, wenn auch nicht künstlerischer anregt, als die raffinirten Effectdramen späterer Zeit, welche die Kritik auf's Schild hob. Nicht

unwesentlich aber trug die mangelnde Theilnahme an meiner Kaufmann von Venedig Verstellung dazu bei, meinen Plan für die Shakespearefeier fallen zu lassen. Ich würde ihn auch hier gar nicht erwähnt haben, hätte ich nicht aus den Vorbereitungen Viel gelernt und namentlich für die Bearbeitung und Inscenesetzung Shakespeare'scher Stücke, von denen ich gerade hier reden will. Wenn man sich die Werke des Dichters so zurückconstruirt auf den Raum, auf den ihre Darstellung berechnet war, wird uns die musterhafte Technik Shakespeare's klar, und manche falsche Verstellung schwindet, mit der uns die Romantiker, das Beispiel dieses Meisters der Bühne anführend, die Zerrissenheit der Handlung, das Umstürzen der Einheitstheorie als Gesetz hinstellen wollten. Ich verweise hier, wo der Raum fehlt, das gründlich zu beweisen, auf das vortreffliche Werk meines Freundes Gustav Freitag: „Die Technik des Dramas", in dem er uns beweist, wie auch in dieser Beziehung von Shakespeare zu lernen ist, und wie das, was den romantischen Kritikern als geniale Planlosigkeit erschien, überlegteste Berechnung war. Das dürfen nun vor Allen die Bearbeiter und Regisseure der

Werke des großen Dramatikers nie aus den Augen laſſen. Mir wenigſtens iſt es ſtrenge Richtſchnur geweſen, und zwar mit dem beſten Erfolge. Ehe ich das aber an einem Beiſpiele beweiſe, muß ich meine Anſicht über die Bearbeitung Shakeſpeare'ſcher Stücke für unſere moderne Bühne und den Raum, den man dieſem Dichter überhaupt auf derſelben einzuräumen hat, im Allgemeinen feſtſtellen.

Es bedarf wohl kaum einer Verſicherung, daß es keinen aufrichtigern Bewunderer des Dichters geben kann, als ich bin, und daß das Studium ſeiner Dramen ſich durch mein ganzes Leben zieht. Nichts deſto weniger halte ich es für durchaus falſch, wenn man dieſe fortwährend auf dem Repertoire verlangt, und namentlich, wenn man alle Dichtungen ohne Ausnahme für unſere heutige Bühne bewahrt haben will. Der Schatz, der ewig jung und unvergänglich in der Fülle ſeiner Poeſie, in der Macht ſeiner Charakteriſtik, in der Meiſterſchaft ſeiner techniſchen Vollendung für alle Zeiten bleiben wird, ſo lange eine dramatiſche Vorſtellung die Herzen der Zuſchauer höher ſchlagen laſſen wird, iſt groß genug und braucht nicht durch die Stücke vermehrt zu werden, die ver-

gänglichem, localem Geschmack huldigend, oder den Interessen seiner Zeit Rechnung tragend aus der Hand des Meisters hervorgingen und doch jetzt nur eine ephemere Wirkung erzielen könnten. Die meisten der historischen Dramen zum Beispiel gehören England allein, und ein gutes Theil der Lustspiele der Literatur, nicht der Bühne. Es soll damit das Verdienst vieler gelehrter und bühnenkundiger Bearbeiter gewiß nicht geschmälert werden, und ich kann den Fleiß und die gründliche Hingabe meines Freundes Gisbert von Vincke nur anerkennen, mit dem er eine Reihe unaufführbarer Shakespeare'scher Dramen dem Theater zu retten versuchte, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß damit viel mehr als eine literarische Pietät von schnell vorübergehendem Interesse erfüllt wird, und mißlich bleiben diese Bearbeitungen immer, die in den Kern der Dichtung hinein schneiden müssen und somit ihr Wesen wandeln und nur Aeußerliches bestehen lassen. Eben so wenig scheint es mir zu billigen, was man in London vielfach versuchte und anfängt auch in Deutschland nachzumachen, durch decorativen Schmuck und Ueberladung die Theilnahme an den Dichterwerken zu erhöhen.

Shakespeare bedarf dieses äußern Schmuckes, den seine blühende, bilderreiche Diction ganz entbehrlich macht, eben so wenig, als er tief eingreifende Auslassungen und Wandlungen verträgt. Die Stücke, die, ziemlich wie sie vorliegen, nicht mehr bühnenbrauchbar scheinen, oder auf dem Theater keine nachhaltige Wirkung zu erzielen vermögen, soll man den Lesern zum Studium überlassen, denn auch so sind sie unverloren. Wo uns aber unvergängliche dramatische Lebenskraft zu bestehen scheint, sollen wir ohne Zuthat noch wesentliche Veränderung nur im Sinne der Darstellung durch den Dichter seine Werke verführen. Da dürfen wir nun nicht vergessen, daß seine Bühne sich nicht decorativ veränderte und der gleiche Raum, auf dem seine Dichtung sich abspielte, schon eine Einheit oder doch den Eindruck derselben hervorrief, die vernichtet wird, wenn nach jeder Scene eine Verwandlung unsere Illusion und den Zusammenhang der Aufführung zerreißt. Mit der Erfindung einer Decoration, die unverändert der Verführung einer Reihe von Scenen dient, die dadurch ineinander greifen, kommen wir der Darstellung unter der Leitung des Dichters nahe und stellen

durch eine scheinbare Künstelei nur wieder die ursprüngliche Wirkung her.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, auf denselben hingeführt durch den Versuch, mir ein Stück ganz auf der alten Bühneneinrichtung zu reconstruiren, versuchte ich es, mir eins der lieblichsten Lustspiele Shakespeare's zur Feier seines dreihundertjährigen Geburtstages für die Schweriner Bühne zur Darstellung einzurichten. Ich hatte dazu „Was Ihr wollt" gewählt, ein Stück, das in mannigfachen Bearbeitungen immer wieder auf der deutschen Bühne aufgetaucht war, wenn auch selten mit durchgreifendem Erfolg. Ich suchte den Grund dieser nicht vollkommenen dramatischen Wirkung bei so großem Reichthum der Handlung und Fülle poetischer und humoristischer Gestaltung in dem Umstande, daß der fortwährende Wechsel der Scene nicht allein die Stimmung des Zuschauers zersplitterte, sondern auch die Zusammengehörigkeit der kunstvoll ineinander gefügten Gruppen vollkommen aufhob. Das Lustspiel hatte mir bis dahin in der Darstellung immer den Eindruck gemacht, als hätte man zwei Stücke durcheinander gemischt, und das Interesse an dem einen

ſchade immer wieder dem Intereſſe an dem andern, während die Gruppen, wenn ſie auf einen Raum gedrängt würden, ſich gegenſeitig ergänzen und ihren Eindruck ſteigern müßten. Der Erfolg bewies mir, daß ich in meiner Annahme nicht fehl gegriffen hatte.

Es gelang mir, Decorationen für das Stück zu erfinden, die, ohne im Acte zu wechſeln, ſogar geſtatteten, daſſelbe in drei Acte zu theilen mit Auslaſſung einer Menge von Zeitanſpielungen, mit denen der Dichter das puritaniſche Gebahren ſeiner Tage geißelte, und die jetzt wirkungslos erſchienen. Für den erſten Act war die Decoration freilich etwas gezwungen. Sie ſtellte den Platz vor einem offenen Hafen vor. Hart am Hintergrund der Eingang zum Palaſt des Fürſten, im Vordergrund derſelben Seite der Eingang zu einer Schänke. Auf der andern Seite vorn der Palaſt Olivia's mit einer kleinen Terraſſe, nach der Bühne zu durch eine Mauer abgegrenzt. Das einmal angenommen, erſchien Alles ſehr einfach, und ich hatte nur eine Gondelfahrt für den Fürſten einzulegen, die zwanglos ſeine Scenen mit Viola auf dem Wege zum und vom Hafen auf den Platz verlegte. Die Botſchaften zu Olivia

hinüber und zurück wurden ganz anschaulich, die Trinkscenen der Junker vor der Schänke und doch vor Olivia's Fenster ergaben sich leicht, und noch mehr: die Verwechselung der Geschwister brachte gleich die ergötzliche Wirkung, wenn man Viola auf der einen Seite in den Palast verschwinden, und zugleich Sebastian auf der andern Seite auftreten sah. Ich hatte die Schlegel'sche Uebersetzung beibehalten und nur die komischen Scenen der Junker neu und für die Schauspieler mundgerechter übersetzt. Die etwas geschrobenen Schlegel'schen Constructionen, die den Wortwitz erst nach einigem Nachdenken verständlich machen, brechen den komischen Effect, den nur das schnellste Verständniß ermöglicht. Eine discrete Musik, die ein Freund, der Kapellmeister André, componirt hatte, und die nur eintrat, wo das Stück und der Dichter sie verlangten, illustrirte das phantastische Spiel auf das Glücklichste. Dazu kam, daß mir für die Viola in Frau Otto-Martinek eine Schauspielerin zu Gebote stand, wie sie für die Shakespeare'schen Lustspiele nicht glücklicher beanlagt zu finden war, denn noch glänzender bewährte sich dieselbe später in der noch schwierigern Aufgabe der

Rosalinde in „Wie es Euch gefällt“. Empfindung bis zum tragischen Ausdruck und Humor, der aus dem Verstand entsprang und von ihm gezügelt und geleitet wurde, besaß diese Darstellerin in hohem Grade. Fräulein Röckel war eine vortreffliche Maria, die komischen Figuren in besten Händen, und Herr Keller spielte nach langem Widerstreben den Malvolio meisterhaft. Er verweigerte die Uebernahme dieser Rolle, indem er behauptete, keinen Humor zu haben, und mit Mühe nur überzeugte ich ihn, daß ich ihn gerade deshalb für diese Rolle besonders geeignet hielte. Malvolio ist eine Charakterrolle, ein aufgeblasener Pedant, und soll nur dadurch komisch wirken, daß er wider Willen in komische Situationen gebracht wird. Der Gesammteindruck gab mir Recht, denn Malvolio erntete reichen Beifall, den der Darsteller wie unbegreiflich und ihm nicht zukommend Anfangs zurückweisen wollte. Es wurde nicht über Malvolio gelacht, aber man lachte ihn aus. Das war der Effect, den ich wollte, und den sicher auch der Dichter beabsichtigte.

Ich hatte die Freude, daß das Stück, dem das Publicum in seiner Scheu vor Classicität nicht gerade

vertrauensvoll entgegen kam, glänzend einschlug, beliebtes Repertoirestück wurde und sich als solches erhielt. Besonders hatten die Schauspieler Freude an demselben, und es war immer wie ein Festtag, wenn wir es ansetzten. Zu meiner Shakespearefeier hatte ich aber an demselben das allerglücklichste Feststück und konnte, da es sich sehr rapide abspielte, noch ein tiefpoetisches Festspiel meines Freundes Halm hinzufügen, in dem am Hofe der Königin Elisabeth eine Reihe von Scenen aus den Meisterwerken Shakespeare's als belebte Bilder vorgeführt wurden.

Einige Jahre später versuchte ich es mit „Wie es Euch gefällt", anlehnend an eine recht practische mise-en-scène des Stückes durch Hofrath Dr. Pabst in Dresden, die ich mir nur in meiner Weise ummodelte. Der Erfolg blieb hinter dem von „Was Ihr wollt" zurück, und das schreckte mich ab von einer Bearbeitung des Cymbeline, die ich schon begonnen hatte. Die Ueberzeugung, daß nicht Alles, was der Dichter uns hinterlassen hat, noch heute auf unsere Bühne paßt, war mir immer fester geworden. Ueberhaupt muß Shakespeare mit Einschränkung und nicht zu oft auf unserer Bühne erscheinen, eben weil

er nie von derſelben verſchwinden darf und als höchſte Aufgabe der Schauſpieler dem Publicum nur wie ein Feſt gebeten werden muß. Unter keiner Bedingung dürfen die Werke des großen Dichters Lückenbüßer werden, und ich würde mich niemals entſchloſſen haben, den Namen Shakeſpeare auf den rothen Zettel für eine andere ausgefallene Vorſtellung zu ſetzen. Und doch ſah ich mich gleich in meiner erſten Saiſon genöthigt, den Sommernachtstraum ganz plötzlich einzuſchieben, freilich zur Erhöhung der Feſtſtimmung des Tages. In frühſter Morgenſtunde war die für ganz Schwerin überraſchende Nachricht der Verlobung des Großherzogs mit Prinzeſſin Anna von Heſſen-Darmſtadt angekommen und hatte die ganze Stadt in freudigſte Aufregung verſetzt. Wir hatten zufällig für den Abend des Tages eine italieniſche Schauderoper, ich glaube, Lucretia Borgia angeſetzt, und das erſchien doch zu unpaſſend für die Stimmung, die wir Alle theilten, und die Wiederholung des vor wenigen Tagen erſt mit aller Sorgfalt einſtudirten Sommernachtstraumes ganz geeignet. Etwas Schadenfreude war auch dabei, als ich die Wahl auf dies Stück lenkte. Die Schweriner kannten nämlich das Stück

nicht leiden, denn die Elfen erschienen ihnen albern und die Rüpel gemein. Sie hatten mir das eben ganz unverhohlen von allen Seiten ausgesprochen und gedroht, das Theater ganz leer zu lassen, wenn ich ihnen dies unbeliebte Stück wieder brächte. Und nun setzte ich es ihnen als Erwiderung gerade an einem Tage an, an dem sie doch in's Theater gehen mußten. Ich wollte aber dem Publicum zeigen, daß nicht Eigensinn oder absichtliche Mißachtung seiner Wünsche meine Wahl bestimmte, sondern daß es überhaupt kein passenderes Stück für diesen Tag gebe. Ein Prolog war schnell geschrieben und fast mit Tagesanbruch an Frau Otto-Martineck geschickt, die gleich bereit war, ihn für den Abend noch zu lernen; aber auch in das Stück selbst wurde manche Anspielung mit wenigen Worten eingefügt, so namentlich die Erzählung von Amor's Pfeil, mit welcher der Dichter seiner Königin Elisabeth eine Huldigung bringen wollte, durch eine Anspielung auf die Verlobung des Landesherrn ersetzt, und der Schlußepilog des Puck für den Zweck des Tages umgewandelt. Das Alles flog auf Zetteln an die verschiedenen Darsteller und wurde mit großem Eifer angeeignet.

Alles wurde verſtanden und zündete, und man hätte meinen ſollen, daß das Stück gerade für unſere Gelegenheit gedichtet ſei. Niemals iſt mir die ewige Jugend der Poeſie entſchiedener entgegengetreten als an dieſem Abend, und das dem Stücke abholde Publicum mußte das auch wohl empfinden, denn es begleitete die Dichtung in der freudigſten Erregung einer Feſtſtimmung. Wie ich „Was ihr wollt“ auf unverwandelter Bühne auf die ſceniſchen Intentionen des Dichters zurückzuführen verſucht hatte, ſo hatte ich hier ſeinen Sommernachtstraum der Stimmung der Zuſchauer wieder geboten, für die der Dichter ihn gedichtet hatte; denn wir wiſſen, daß er ein Gelegenheitsſtück iſt, zur Vermählungsfeier ſeines Freundes, des Grafen Southampton geſchrieben. Aber welch' ein Gelegenheitsſtück, und wie friſch duftend noch nach dreihundert Jahren! Für die ſceniſche Einrichtung des Stückes hatten wir ganz die Tieck'ſche mise-en-scène adoptirt, die ich bereits von früheren Aufführungen verſtand, und die in vieler Beziehung ein Meiſterwerk iſt. Mit der Auffaſſung einzelner Figuren und Anordnungen habe ich mich aber niemals befreunden können, und wenn Gervinus, der

übrigens viel zu abweisend und geradezu ungerecht gegen diese Tieck'sche Einrichtung des Märchens ist, behauptet, sie sei balletmäßig, so hat er in diesem Punkte Recht. Namentlich trifft das die Darstellung des Puck, aber das hat wohl nicht der alte Tieck, sondern die erste Darstellerin der Rolle in Berlin, Charlotte von Hagen verschuldet. Dies Tänzerinnencostüm, diese Balletschritte und Stellungen sind mir immer verkehrt erschienen, und ich hatte unsere Darstellerin, Fräulein Röckel ersucht, den Kobold des Waldes plump, etwas tölpelhaft aufzufassen. Die Künstlerin ging auf die Intention ein, aber das Publicum war befremdet und tadelte die Schauspielerin als ungeschickt und anmuthslos. Ich konnte von meiner Ueberzeugung nicht abgehen, aber ich fand den Fehler — er lag im Costüm, und corrigirte ihn später. Puck müßte von einem Knaben, jedenfalls als Knabe gespielt werden. Ich hatte für diese Auffassung eine Schauspielerin, Fräulein Brand, die Uebermuth, graziösen Humor und Naivetät in hohem Grade besaß und überhaupt, wenn auch in begrenztem Felde, eine Perle für das Lustspiel war. Sie war klein, fast zu klein, aber gerade deshalb fielen ihr alle

Knabenrollen zu, und ſie konnte zum Beiſpiel, ſehr zum Vortheil der Aufführung, den Knaben Tell ſpielen, der ſonſt meiſt einem abgerichteten Kinde zugetheilt wird. Ich ließ ſie den Puck im Knabencoſtüm ſpielen, in Höschen, die wie aus abgeſchälter Baumrinde zuſammengeriſſen und gefügt ſchienen, in einem Wams wie aus großen Waldblättern, eine halbe Haſelnuß mit Libellenflügeln als Kappe und eine halbe Eichel als Jagdtaſche zur Seite, in der Hand einen kleinen Jagdſpieß als Stab. Auf einmal war das Tölpelhafte nicht nur nicht ſtörend, ſondern überaus wirkſam und eine vermittelnde Figur zwiſchen der Feenwelt und den Rüpeln hingeſtellt, welche die Gruppen vereinigte. Fräulein Brand reüſſirte vollkommen, indem ſie die anmuthigſte Titania mit dem übermüthigen Bengel Puck vertauſchte — denn ſie hatte alle Beigabigungen dazu, weil nur die Darſtellerin tölpelhaft ſein darf, die anmuthig iſt, und das war unſere „kleine Brand“ in natürlichſter Weiſe. Hier hatte aber auch das Coſtüm einen Antheil an der Wirkung. Man ſollte gar nicht glauben, wie wichtig das zuweilen ſein kann, und wie wenig Begriff die meiſten Schauſpieler davon

haben. Sie denken nur daran, was sie kleidet, nicht was der Rolle steht. Historisch treue Costüme geben gleich den Ton und die Stimmung des Stücks; die Farbe des Gewandes kann den Charakter auf den ersten Blick einführen. Ich komme noch einmal auf „Was ihr wollt“ zurück. Natürlich ließ ich Viola und Sebastian von zwei Darstellern spielen. Werden beide Rollen von derselben Schauspielerin gegeben, so haben wir ein schauspielerisches Kunststück, das uns noch obendrein den Schlußeffect kostet, wenn die beiden Geschwister sich gegenüber stehen. Sebastian muß ein Mann sein. Nun wird es nicht immer leicht sein die Aehnlichkeit herzustellen, obgleich in dieser Beziehung das Publicum unschwer zu befriedigen ist. Es will ja nicht selbst getäuscht sein, es will ja nur die Möglichkeit, daß die auf der Bühne sich täuschen. Gleiche Haarfarbe thut schon viel, aber ganz besonders kommt das Costüm zu Hülfe. Die Geschwister kommen aus anderm Lande, können also ganz andern Schnitt tragen, als die übrigen Mitspieler, und ganz gleichen, denn Viola trägt des Bruders Kleider. Aber auch die Farbe kann helfen, sie aus den Uebrigen herauszuheben. Ich ließ die Geschwister in

Hellblau und Weiß gehen, mit weißen Mänteln, und übrigens kein helles Coſtüm im ganzen Stück anwenden, nur ſchwarz, braun, röthlich. So wurde auf einfachſte Weiſe die Verwechſelung natürlicher gemacht. Ein feiner Zug in dem Stück wies mich darauf hin. Der Geſchmack des Landes ſchien gegen die hellen Farben zu ſein, nur der alberne Junker Andreas ſpricht von geflammten Strümpfen, die er aber auch nicht trägt, und Maria verleitet Malvolio zu gelben Kniebändern, um ihn der Gräfin ganz unleidlich zu machen; aber Malvolio iſt kein Dummkopf, er iſt nur verblendet aus Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung, er darf die Kniebänder nicht als Caricatur anlegen, wie die meiſten Darſteller der Rolle pflegen. Komiſch iſt es, daß er es thut, nicht wie er es thut, und ſie leuchten ſchon vor, wenn alles Uebrige an ihm dunkel iſt. Da ich einmal bei dieſen kleinen Coſtümendetails bin, will ich nur noch erwähnen, daß ich Olivia im zweiten Act, als die Liebe anfängt ihre übertriebene Trauer zu überwinden, zu dem übrigens unveränderten ſchwarzen Anzug eine bunte Blume in's Haar ſtecken ließ und für Viola in der Schlußſcene des Stückes einen ſehr ſchnellen

Umzug ermöglichte, damit der Herzog nicht seine Werbung an einen scheinbaren Knaben zu richten hatte. Es schien auch unweiblich für die Jungfrau, länger in der Verkleidung zu bleiben, als nothwendig. An die Auffassung des Malvolio aber, die sich so vortrefflich für den Gesammteindruck des Stückes bewährte, muß ich noch die eines andern Shakespeare'schen Charakters knüpfen, der eine Parallele mit jenem zeigt. Ich muß auf Widerspruch gefaßt sein, wenn ich es ausspreche, daß ich den Shylock meine. Ich halte den Kaufmann von Venedig durchaus für ein Lustspiel und habe ihn als solches und dann mit gutem Erfolg aufführen lassen. Das Beugen unter der Strenge des Gesetzes, mit dem man doch spielt, und das man schließlich durch ein Wortspiel umgeht, ist ein Lustspielmotiv und wiederholt sich in der Prüfungsscene der Freier, vor Gericht, ja, in dem kecken Wortspiele der Ringe im letzten Act. Hätte der falsche Freier das richtige Kästchen getroffen, Portia hätte ihm eben so wenig ihre Hand geschenkt, als sie vor Gericht leidet, daß dem Antonio das Fleisch ausgeschnitten wird. Hätten wir ein Stück vor uns, das auf tragische Wirkung zielte, wie käme die Scene

zwiſchen Shylock und Tubal hinein; wäre nicht Jeſſika verabſcheuungswerth, während ſie liebenswürdig ſein ſoll, und endlich, was ſollte der poetiſche Glanzpunkt des ganzen Stückes, der letzte Act? Der ganze Fehler, der die Verwirrung anrichtete, liegt in der falſchen Auffaſſung und Darſtellung des Shylock. Wäre der Jude die tragiſche Hauptfigur des Stückes, der Dichter ließe ihn nicht ſchon im vierten Akt, und ſicher nicht ſo verſchwinden. Der tragiſche Held geht zu Grunde, Shylock wird nur überliſtet, er iſt nicht der in der Tragödie Unterliegende, er iſt der im Luſtſpiel Geprellte. Der Dichter hat ſchon dadurch dem Irrthum vorbeugen wollen, den Juden für den Helden des Stücks zu halten, daß er das Stück „Der Kaufmann von Venedig“ nennt, denn das iſt Antonio, nicht Shylock. „Die Kaufleute von Venedig“ wäre vielleicht das Bezeichnendſte geweſen. Wie nun Malvolio komiſch wirken ſoll, ohne ſich komiſch zu geberden, ſo Shylock tragiſch, ohne tragiſch zu ſein. Die Situation iſt uns ausreichend für ihn und wird immerhin genug Mitleid für ihn erwecken, um ihm Theilnahme zuzuwenden. Schließlich muß aber doch der Eindruck, den die Gerichtsſcene zurückläßt, der

sein, daß man sich freut, daß die Menschlichkeit den Sieg davon trägt und der unerbittlich Grausame in seine eigene Falle ging. Nach diesem Eindruck behält der letzte Act, sonst ein unnützes Anhängsel, kaum werth für den Zuschauer, es abzuwarten, seine volle poetische und dramatische Bedeutung. Die Gerichtsscene darf nur das volle Befriedigtsein mit dem Resultat beim Zuschauer zurücklassen und das Mitleid für Shylock, um das ihn schon sein Feilschen am Schluß bringt, dies in keiner Weise verkürzen. Herr Keller spielte in Schwerin die Rolle in dieser Intention, und wenn er dadurch auch auf den Beifall für einige falsche Effecte resignirte, so blieb seine Leistung doch vollständig anerkannt, und wir Zuschauer hatten die Freude, ein buntes, poesiereiches, spannendes Lustspiel vor uns abrollen zu sehen, das auch nicht einen Mißklang zurück ließ. Und es war ein anderes Stück, als wir sonst im Kaufmann von Venedig gesehen hatten.

XVIII.

Wie ich erzählte, daß wir in einer schnell eingeschobenen Aufführung des Sommernachtstraums der

Feststimmung des Augenblicks Ausdruck zu geben versuchten, so ließ unser Theater keinerlei Gelegenheit vorübergehen, durch Festspiele die Tage zu verherrlichen, die vom Publicum als besondere Festtage angesehen wurden. Ich begünstigte das nach Kräften, denn gerade am kleinern Orte, wo das Theater, durch die Munificenz des Landesherrn, an die Spitze der geselligen Vergnügen gestellt war, schien es mir in seiner Aufgabe, zur Bildung und Veredelung beizutragen, begründet zu sein, alle freudigen Ereignisse des Landes poetisch zu illustriren. Wenn das Festspiel mit seiner Allegorie, seinem nur auf den Tag gerichteten Zweck, auch an und für sich eine untergeordnete Kunstform bleibt, so bekommt es doch in der Kette des Repertoires die Bedeutung, die der Chor in der antiken Tragödie einnimmt, und wird immerhin zu der Erregung des Tages die poetische Erhebung hinzufügen. Jedenfalls aber trägt es dazu bei, die Bühne nicht zu isoliren, sondern in den Kreis des Lebens hineinzustellen. Die Vermählung des Großherzogs mit der Prinzessin Anna von Hessen gab mir Gelegenheit, unsere Kräfte gleich nach dieser Seite hin zu erproben. Diese Vermählung und der Einzug fielen in den Mai, in die Pfingst-

tage, und daran anknüpfend hatte ich eine Art von historischem Märchen gedichtet, in das eine Reihe von lebenden Bildern aus der Geschichte Mecklenburgs eingeflochten waren. Daran knüpfte sich dann ein buntes modernes Pfingstscheibenschießen in plattdeutschem Dialect. Von allen Seiten war ich bereitwilligst unterstützt worden. Freund Alois Schmitt, der in Schwerin lebende Kapellmeister Rücken, Friedrich von Flotow hatten Ouverture, Festmärsche, Lieder und Tanzmusik componirt, der Hofmaler Schloepke den plattdeutschen Dialog geschrieben, Advocat Hobein, ein vortrefflicher Uebersetzer und immer bereiter Gelegenheitsdichter, den Text zu einigen patriotischen Liedern gedichtet; das Festspiel selbst, den Rahmen des Ganzen, hatte ich übernommen. Ich hatte es „Maienzauber" genannt und anknüpfend an die alte Sage, daß die Mädchen, die in der Pfingstnacht hinausgehen und sich mit Wasser aus dem frischen Quell das Auge netzen, sich den Blick öffnen für die Zukunft, griff ich zurück zur ersten Verbindung der Häuser Mecklenburg und Hessen und ließ an der Braut durch den Zauber des Mai's das Schicksal ihres Hauses in einer Reihe historischer, poetisch er-

läuterter Bilder, vor dem Blick vorüber gehen, bis zur Vereinigung der Stämme zu neuem beglückenden Bunde. Die Treue der historischen Costüme, zu denen die reiche Bildergalerie des Schweriner Schlosses den besten Anhalt gab, erweckte eine fast feierliche Stimmung. Wie aus dem Rahmen herausgetreten erschienen die dem größten Theil des Publicums wohlbekannten Gestalten, und nie ist mir die Wirkung historisch treuer Costüme auf der Bühne klarer geworden. Dabei hatte meine kleine Dichtung wenigstens das Verdienst, daß sie, die kalte Allegorie vermeidend, Menschen vorführte und den warmen Herzschlag gestattete, mit dem ich selbst an die Composition gegangen war. Die Vorstellung rührte und erhielt doch das Publicum in der gehobenen, beglückenden Feststimmung. Ich selbst gedenke der Aufführung wie einer freundlichen und zum Herzen gehenden Lebenserinnerung.

Die Feier dieses Einzuges sollte aber meinem Theater noch ein anderes Fest bringen, das wenigstens eigenthümlich und überaus heiter war. Man hatte die glückliche Idee gehabt, dem Aufzug, der das fürstliche Paar begrüßte, auch die Kinder der Stadt in den verschiedenen Nationalcostümen der Mecklen-

burgiſchen Landſchaften einzureiben. Die Familien aller Stände hatten ſich betheiligt, und auch meine Kinder waren unter der fröhlichen Schaar, die einen faſt rührenden Eindruck machte in der ohnehin ſchon feierlich ernſten Stimmung des prächtigen Frühlingstages. Nun war die Frage, wie man den kleinen Feſtgenoſſen die Freude machen könnte, noch einmal ſich in ihren kleidſamen Coſtümen zu zeigen, und ihnen ein eigenes Feſt, als Dank für ihre Betheiligung, zu bereiten. Ich ſchlug vor, das im Theater veranſtalten zu dürfen, und der Vorſchlag wurde angenommen. Auf dem großen Materiaal war eine Reihe von decorirten Tiſchen aufgeſchlagen, Kuchen und Chocolade bereitet. Da verſammelten ſich die Kleinen glückſelig, und es war ſchon ein Feſt, dieſe fröhliche, bunte Verſammlung, in der Erwartung eines außergewöhnlichen Vergnügens, halb im Vorjubel, halb in der Spannung auf Das, was kommen ſollte, zu beobachten. Nun wurden die Logenthüren aller Ränge geöffnet, und wie ſie wollte, wie es ſich traf, ſtrömte die fröhliche Schaar auf die Plätze des ihm allein preisgegebenen Zuſchauerraumes. Ein guter Theil Eltern war aber auch mitgekommen, und, o weh! ich hatte entweder

die Zahl meiner Gäste zu gering, oder meinen sonst so ausreichenden Zuschauerraum zu groß angeschlagen — alle Plätze des Hauses waren gefüllt, und noch standen die Corridore gedrängt voll von kleinen Zuschauern, die ihr Recht verlangten. Aber die, welche Plätze hatten, rückten zusammen, die großherzoglichen Privatlogen wurden preisgegeben, selbst auf der Bühne, zwischen den ersten beiden Coulissen wurden Plätze improvisirt. Es ging schließlich, und die Vorstellung konnte beginnen. Wir gaben das Rothkäppchen von Tieck, einige Tänze von Balleteleven, ein harmloses Lustspiel, und ein beifallslustigeres Publicum hatten diese Räume niemals gesehen. Das Klatschen und die Hervorrufe wollten kein Ende nehmen, es wurde ein ordentlicher Rausch des Applaudirens, und als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, wollten meine kleinen Gäste es kaum glauben, daß der Zauber vorüber sein sollte. Für manches Kindergemüth mag das die erste Theatererinnerung gewesen sein, und der Nachmittag in freundlichem Andenken durch's Leben nachklingen. Aber auch wir Alten werden ihn nicht vergessen. Kinderlust geht so frisch an's Herz und so unverletzend selbst in trüben Stunden. Wie viel

mehr, können wir ihn in froh bewegter Stimmung theilen!

Die Erfahrungen dieses Abends machte ich mir aber für mein Theater, namentlich auch für meine Theaterkasse, noch später zum Nutzen. Die Woche vor Weihnachten ist, besonders in der kleinern Stadt, eine der schlimmsten für den Theaterbesuch. Ich schob also in diese Woche zwei Vorstellungen zum halben Preise für Kinder ein, und da es den Eltern ganz gelegen war, diese außer dem Hause zu haben, um desto ungestörter ihre Festüberraschungen vorbereiten zu können, fand die Einrichtung solchen Anklang, daß ich an den sonst schlimmsten Theaterabenden ein ganz gefülltes Haus hatte. Aber die Wahl der Stücke hatte ihre Schwierigkeit, und so mußte in den unerschöpflichen Schatz unserer Märchenpoesie gegriffen werden, die den Kindern schon Bekanntes in dramatischer Form entgegentrug. Tiecks Rothkäppchen konnte ich immer wieder bringen, um so mehr, als wir an Fräulein Brand eine Darstellerin dieses auffliegen Kindes hatten, wie es vorzüglicher nicht zu finden sein möchte. Eine Bearbeitung des gestiefelten Katers, eine Reihe von lebenden Bildern aus bekannten Märchen, mit einem

kleinen dramatiſchen Rahmen, der ſie zuſammenhielt fügte ich ſelbſt hinzu, was mir eine ganz beſondere Freude bereitete und mich auf die dramatiſche Bearbeitung der Märchen, überhaupt aufmerkſam machte auf die Verwerthung dieſer Stoffe für die Bühne, ſelbſt für ein Publicum aus Erwachſenen. Ich bin der Meinung, daß wir in unſerm reichen Märchenſchatz, den nicht allein die Tradition der Kinderſtube uns geöffnet erhält, ſondern den unſere Dichter und Maler uns immer wieder in das Gedächtniß poetiſch zurückrufen, auch einen noch nicht genug ausgebeuteten Schatz für die Bühne beſitzen, und nicht nur für ein Auditorium von Kindern, ſondern ſogar für das große Publicum. Es müßte nur die Form dazu gefunden, oder vielmehr wieder hergeſtellt werden. An Vorbildern fehlt es uns nicht, denn ſelbſt den Sommernachtstraum können wir dahin zählen, und der geniale Raimund hat einen Weg gebahnt, den ſeine Nachahmer freilich zur breiten Heerſtraße platter Alltäglichkeit austraten. Mag man nicht einwerfen, daß die Stoffe zu ſehr verbraucht ſind, denn es iſt kein Nachtheil, vielmehr ein Vorzug für das Drama, wenn Handlung und Figuren bereits bekannt ſind. Ich

verweise auf die griechische Tragödie, die dadurch so populär, so verständlich für alle Schichten des Volkes war, daß der ganze Sagenkreis, aus dem ihre Stoffe geschöpft wurden, der Nation bereits in Fleisch und Blut übergegangen war. Eben so stand es mit den Passionsspielen des Mittelalters und, um einen gewaltigen Sprung in die Trivialität der Gegenwart zu thun, selbst die schwächlichste dramatische Bearbeitung eines vielgelesenen Romans hat gerade deshalb, weil man Stoff und Figuren schon kannte, immer ein Interesse beim Publicum erweckt, das weit über den dramatischen Werth hinausging. Selbst das verwerfliche Zerrbild, über das wir, wenn überhaupt von Kunst, ästhetischer Empfindung und Anmuth die Rede sein soll, unbarmherzig den Stab brechen müssen, die Travestie der griechischen Mythe durch die Librettisten Offenbach's können uns als Beispiel dienen. Nun ist ferner keine dramatische Gattung geeigneter als das Märchen, um alle anderen Künste, die der Bühne dienen, Musik, Tanz, Malerei heranzuziehen und mit der Poesie zu vereinigen, ja, ich möchte behaupten keine mehr berufen, der unseligen Verderbniß, in die sich heute Ballet, Posse, Dece-

rationsſtück, Operette, Melodrama verirrt haben, ein willkommenes Feld zu bieten, zur Poeſie zurückzukehren. Weshalb, da einmal der Geſchmack des Publicums ſich der decorativen Pracht, den Ueberraſchungen der Maſchinerie, dem Tanz in der Form, zu der ſich dieſe Kunſt aus- und verbildete, dem leichten Couplet zuwenden, ihm Alles das in Trivialitäten, in ſinnloſen, in aller Poeſie baaren Abgeſchmacktheiten bieten? Gebt ihm Poeſie, phantaſtiſche Märchenweisheit dazu, ſo hat es, was es verlangt; aber noch mehr: die Würde der Kunſt iſt gerettet, die Aufgabe der Bühne hergeſtellt. Mit einem Worte die Bühnen müſſen die Dichter ſuchen, wenn ſie einen Balletſtoff oder ein Decorationsſtück gebrauchen, und die Dichter dürfen ſich ihnen nicht entziehen. Was ſie gebrauchen, iſt nicht ſchwer zu finden, der deutſche Märchenſchatz trägt es ihnen reichlich entgegen.

Ich bin gewiß weit davon entfernt, mir die Fähigkeit zuzutrauen, die Form für das dramatiſche Märchen ſchaffen zu können, aber verſucht habe ich es und bin mir der hohen Aufgabe bewußt geweſen, als ich für die Weihnachtsvorſtellung in Schwerin den geſtiefelten

Kater schrieb. Die Tieck'sche Bearbeitung des Märchens konnte ich nicht gebrauchen, denn sie ist dem großen Publicum durch ihre epigrammatischen Anspielungen auf längst vergessene literarische und kritische Zustände völlig unverständlich geworden und hat, gerade weil sie den Hauptaccent auf diese Seite legt, an Naivetät und Poesie verloren. Nichts deste weniger konnte ich viel aus ihr lernen und namentlich, wenn ich mir die Darstellung dieser Bearbeitung, die ich, vom Dichter selbst in Scene gesetzt, im Concertsaale des Berliner Schauspielhauses mit großem Interesse vor Jahren gesehen hatte, vergegenwärtigte. Ich darf mir aber getrost nachsagen, daß ich jede Production, mit der ich vor das Publicum treten wollte, ernst nahm und mir die höchsten Ziele steckte, was vielleicht der Grund ist, daß ich selbst niemals mit meinen Arbeiten völlig zufrieden gewesen bin, und daß mich bei jeder vollendeten eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit ergriff, die erst sehr allmählich durchgekämpft werden mußte, ehe ich den Muth zu neuem Schaffen faßte. Für die literarischen Seitenhiebe Tieck's, die er nicht allein auf der Bühne seinen Figuren in den Mund legte, sondern durch eine Art von Chor, in Gestalt

vom Zuschauern, die er in die Prosceniumsloge gesetzt hatte (und unter denen das Bild des immer wieder einschlafenden Kritikers, durch den alten Weiß köstlich verkörpert, und des enthusiastischen Böttcher, den Meister Döring in genialster Weise durchführte, unvergeßlich bleiben), zwischen die Handlung werfen ließ, suchte ich mir eine vermittelnde Figur, die, theils eingreifend in die Handlung, theils aus dem Rahmen derselben heraustretend, den Zweck der Vorstellung, die Bedeutung und den Sinn des Märchens, seine Weisheit und Beziehungen zum Menschenherzen dem Zuschauer aussprach. Ich hatte das nächstliegende, das Märchen selbst gewählt und übrigens die Handlung, den Humor desselben in voller Naivetät unberührt und unverändert gelassen. Lied, Tanz, decorative Illustration, wenn auch in bescheidener Weise, mußten dem Eindruck zu Hülfe kommen, und wenn es auch mehr für die Großen als für die Kleinen verständlich geworden war, so hatten doch auch diese ihre Freude an dem dummen Gottlieb und dem klugen Kater, und horchten andächtig auf die Worte des schönen Märchens in dem bunten Flitterkleide. Das Stück ist später noch an vielen Orten, zum Beispiel in

Dresden, Leipzig und Braunschweig, als Weihnachtsaufführung gegeben, und hat dann immer seine Zugkraft noch lange über die Weihnachtszeit hinaus bewährt.

Karl Immermann hatte schon lange vorher versucht den Tieckschen Blaubart auf die Düsseldorfer Bühne zu bringen, und auch in Berlin haben wir das phantastische Stück, ganz nach den Intentionen des Dichters, aufführen sehen, ohne daß es dort noch hier das Publicum zu fesseln vermochte. Das liegt aber nicht im Stoff, sondern in der Behandlung desselben, und doch müssen wir dem Dichter dankbar sein, daß er auf denselben für die dramatische Belebung hinwies. Es sei mir gestattet, indem ich diesen Dank hier ausspreche, weit zurückzugreifen in meine Erinnerungen und zurückzukehren, viele Jahre vor der Zeit, von der ich hier spreche, und zwar zu meinem Begegnen mit dem greisen Dichter selbst. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Führer der Romantiker, für den er längst große Theilnahme hatte, nach seinem Regierungsantritt aus Dresden nach Berlin gerufen. Uebersanguinische Gemüther hatten gehofft, es würde der Berliner Bühne damit

ein neuer poetiſcher Stern aufgehen. Dem war nicht ſo, der Stern des Dichters und damit der Glanz der romantiſchen Schule, wie die kritiſche Autorität, die dieſelbe ſich zu erringen geſtrebt hatte, waren längſt im Verbleichen, wie überhaupt Berlin am wenigſten der Ort, dieſe wieder aufleuchten zu laſſen. Nichts deſto weniger dürfen wir die Gaben nicht vergeſſen, welche die deutſche Bühne dieſer Berufung und dem Impuls des geiſtvollen Königs verdankt. Ich erinnere einfach an Antigone und den Sommernachtstraum mit der Mendelsſohn'ſchen Muſik, ungerechnet den Einfluß, den der alte Meiſter auf einzelne Schauſpieler, namentlich in Bezug auf das Verſtändniß Shakeſpeare'ſcher Rollen ausübte. Ludwig Tieck ſelbſt fühlte ſich nicht behaglich in der Vaterſtadt Berlin, in der er ſo wenig Wurzel zu ſchlagen vermochte. In Dresden hatte er zu den Curioſitäten der Stadt gehört, und jeder der zahlreichen dort weilenden oder nach flüchtigem Aufenthalt durchreiſenden Fremden wollte von einem oder mehreren miterlebten Leſeabenden bei dem Dichter berichten können. An der Vortrefflichkeit dieſes Vortrages wagte Niemand zu zweifeln, noch weniger dieſem Zweifel Worte zu geben.

Caroline Bauer hat uns in ihren Lebenserinnerungen in etwas den Schleier gelüftet über den Zauber dieſer Leſeabende, und hätten wir es nicht ſchon gewußt, ſie hätte es uns enthüllt, daß an dieſer Unfehlbarkeit als Vorleſer und Kritiker viel Gemachtes war, und noch mehr Nachgeſprochenes. Grillparzer in ſeinen jüngſt veröffentlichten Tagebuchblättern ſpricht ſich noch abweiſender aus. In Berlin, wo Ludwig Tieck keinen allgemeinen Einfluß auf die Bühne ausüben konnte, das Anſehen der Romantiker in der Literatur längſt erſchüttert war, ſchwand der Nimbus gewaltig, und es konnte nicht fehlen, daß der eitle, auf ſein Anſehn eiferſüchtige Dichter, und mehr noch der kleine Kreis ſeiner literariſchen Freunde, die gar erſt nur dadurch eine Geltung bekamen, wenn ſie in die Strahlen ſeiner verbleichenden romantiſchen Sonne traten, am meiſten die „anmuthigen Freundinnen“ des geiſtreichen „Freundes“ es empfanden, wie das Anſehen ſchwand. Sie ſorgten alſo dafür, die Mauer einer gewiſſen Unnahbarkeit um den Meiſter zu ziehen. Er las außer in Sansſouci beim König auch noch zuweilen in ſeinem Hauſe, aber ſeine Freunde führten nicht mehr dazu ein, ja, ſie hielten zurück. Nicht mehr

wie in Dresden hieß es: „Tieck wird leſen!“ Man hörte nur: „Tieck hat geſtern wieder, und wunderbar, in alter Friſche geleſen!“ Wer war dageweſen? Nur die Allerintimſten, meiſt Damen, die ſeit einem Menſchenalter durch andächtiges Lauſchen und wenn auch nicht jugendliche, doch dauerhafte Begeiſterung ſich bewährt hatten. Man mußte ſehr gut empfohlen ſein, um zugelaſſen zu werden, und auch dann noch wurde man mit mißtrauiſchen Blicken betrachtet. Mit dem Ausſpruch: „Tieck hat mir geſagt!“, mit dem ſeine Freunde ſich durch eine lange Literaturepoche wichtig und intereſſant zu machen wußten, war es nun gar vorüber. Der Zauberſpruch hatte vollkommen ſeine Bedeutung verloren.

Ich war damals Student und in den erſten Anfängen meiner noch als tiefes Geheimniß gehaltenen literariſchen Beſtrebungen, aber ich hatte meinen Literaturunterricht in der Epoche der unerſchütterten Autorität der Romantiker empfangen, in der Zeit, als das große Verdienſt der unübertrefflichen Schlegel'ſchen Shakeſpeareüberſetzung, das Verſtändniß dieſes Dichters, das Durchbrechen ſeiner Anerkennung in Deutſchland, mehr als gerechtfertigt, Ludwig Tieck angerechnet wurde.

Ich hatte für den Phantasus geschwärmt und die Novellen für Perlen der deutschen Literatur gehalten. Immermann und Holtei hatte ich vorlesen hören, aber Beide hatten Tieck immer als ihren Meister anerkannt. Was war natürlicher, als daß ich sehnlichst wünschte, einem solchen Leseabend bei Tieck beizuwohnen? Gräfin Ahlefeldt hatte nicht geringe Schwierigkeit mir das durchzusetzen; wenigstens verschob es sich von Woche zu Woche. Die alte Gräfin Finckenstein, die „anmuthige Freundin" und Hausgenossin, Frau Professorin Steffens, welche die Wirthin im Salon Tieck machte, wurden vielfach angegangen, aber sie hatten eine mißtrauische Antipathie gegen die „jungen Leute", und schließlich, glaube ich, wurde nur erreicht, daß man mich dulden, meine Anwesenheit übersehen würde, wenigstens nahm mich Gräfin Ahlefeldt etwas verlegen mit und instruirte mich, ich solle mich ganz still im Hintergrund halten. Es war auch eine respectable Gesellschaft, in die wir traten, meist von alten Damen. Der Dichter saß schon an seinem Lesetisch in dem großen Zimmer mit den verstaubten Bücherregalen und den altmodischen Meubles. Seine Gestalt war gebeugt, nach einer Seite gezogen, aber

aus den Augen blitzte noch immer das Feuer des Geiſtes, und die feinen Lippen umzog ein ſchlaues Lächeln, mit dem er leiſe, aber anmuthig und geiſtvoll über Kunſt und Literatur plauderte. Die Gewohnheit, jedes ſeiner Worte als Orakelſprüche betrachtet und unter der Rubrik: „Tieck hat geſagt“, weitergetragen zu wiſſen, blickte wohl durch; aber es lag doch etwas überaus Anziehendes in dieſen Geſprächen, denen ein weiches Organ und ein zwiſchen Ernſt und Ironie die Mitte haltender Accent, der das Urtheil romantiſch halb verſchleierte, einen eigenthümlichen Ausdruck gaben.

Das war aber nur die Ouverture der Vorleſung. Nun traten die Freundinnen hervor, rückten Stuhl, Lampe, fragten flüſternd, ob Dies oder Jenes noch fehle, der Dichter dankte mit zierlicher Handbewegung, die Freundinnen warfen einen Blick durch das Zimmer, ob auch Jeder ſeinen Platz hätte, und als auch ſie erſt ſaßen, wurde es feierlich ſtill. Der Dichter ſchlug ſein Buch auf: „Egmont von Goethe!“ ſagte er. Ein leiſes: „Ah!“, das durch den Zuhörerkreis ging, ließ nicht errathen, ob das Dank für die Wahl, Ueberraſchung, Vorfreude auf den zu erwartenden un-

beschreiblichen Genuß, oder nur der Ausdruck der Stimmung sei, daß es nun anfinge. Ich meinestheils war enttäuscht. Ich hätte lieber eine eigene Dichtung oder ein Holberg'sches Lustspiel gehört, als daß ich Goethe'sche Dichtung in den romantischen Kreis gezogen sah.

Nun begann die Vorlesung. Das altgewordene, aber weiche und sehr biegsame Organ that noch immer seinen Dienst. Die Bürgerscenen waren vortrefflich, wahre Meisterstücke. Kein komischer Effect blieb unbenutzt, die Stimmen wechselten leicht und ungezwungen. Da war nichts Forcirtes, nichts Uebertriebenes, nichts von der Bauchrednerei anderer Virtuosen dramatischer Vorleserei. Auch die Scenen der Regentin waren sehr interessant und Machiavell so anschaulich gemacht, selbst durch den mimischen Ausdruck des Vorlesers, daß man das vollendet nennen mußte. Aber der alte Roué Egmont, der breite Polterer Alba, und endlich das fistulirende Clärchen mit ihrer zahnlosen Keiferin von Mutter — ich fiel immer mehr aus den Wolken meiner Illusionen, und schließlich hielt ich mich nur dadurch wach, daß ich den Zuhörerkreis beobachtete. Die alte Gräfin Finckenstein saß in der Ecke des

Sophas, das ihr Altersgenoſſe zu ſein ſchien, und ſchlief ſanft. Die Vorleſungen, die ſie durch ein langes Menſchenalter mit erlebt hatte, konnten freilich keinen großen Reiz mehr für ſie haben. Aber ſie hatte ſich auch gerüſtet. Ein breiter, grüner Papierſchirm deckte ihr Geſicht, und nur das leiſe Schwanken der ſteilen, magern Geſtalt konnte dem aufmerkſamen Beobachter verrathen, daß ſie nicht ganz bei der Sache war. Man ſah es, ſie hatte Uebung in dem Geſchäft, denn ab und zu wachte ſie auf und ſtreifte mit prüfendem Blick den Kreis. Wehe dem, den ſie nicht mit dem Ausdruck hingebendſter Aufmerkſamkeit betroffen hätte! Man kannte ihre Controle und fürchtete ſie. Nichts deſto weniger wurde noch manche andere der Zuhörerinnen von der Abſpannung übermannt, und es war komiſch, mit welchen Mitteln jede Einzelne das zu überwinden ſuchte und ſich mit leiſe gehauchten Bewunderungsſeufzern von Zeit zu Zeit gegen die Müdigkeit wehrte. Egmonts Klage, daß der holde Schlaf, der immer getreue Freund, ihn auch fliehe wie die übrigen Freunde, klang wie Ironie in dieſem Kreiſe, in dem Mancher den Armen, wenigſtens wegen dieſer Erfahrung, im Augenblick vielleicht gar beneidete.

Aber der Held ging zum Tode, das Buch klappte zu, und alle Zuhörer wachten auf. Und nun begann ein Umdrängen des Vorlesers, ein Danken, Bewundern, Schmeicheln in gedrechselten Worten, in Superlativen, abgerissenen Ausrufen, die das Entzücken nicht in den Zwang einer geschlossenen Periode zu fassen erlaubte. Der Dichter nahm diesen gewohnten Tribut freundlich lächelnd hin, ohne sich auf das „besonders Bewundernswürdige dieses Abends" genauer einzulassen. Wie unzählige Mal mochte er schon diese selben Redensarten gehört haben, und die bequeme Art, mit der er sie einstrich bezeugte die Gewohnheit. Für Jeden war dieser Abend, wie er behauptete, ein unvergeßlicher, und ich glaube, er ist das nur für mich gewesen, den Einzigen, der es nicht aussprach. Aber wie viel Illusionen hat er mir zerstört, und wie brach mir nicht allein der Glaube an den Vorleser, sondern auch die ganze, durch Selbstlob mühselig zusammengekittete Romantik über den Haufen! Aber ich wehrte mich lange dagegen, mir selbst einzugestehen, daß es mit diesen Illusionen bei mir vorüber sei, und noch einmal suchte ich Tieck lesen zu hören. Diesmal trug er seinen „Kaiser Octavian" vor und freilich in viel

vollendeterer Weiſe als damals den Egmont. Faſt hätte man den guten Alten in Verdacht haben können, daß es ihm gar nicht darauf ankäme die Goethe'ſche Dichtung in beſonders günſtiges Licht zu ſtellen. Wie er dann den Kaiſer Octavian den Hörern zugänglich machte, das war in der That meiſterhaft, und kein Vorleſer würde ihm das nachthun. Aber das Gedicht hatte, wenigſtens für mich, keine Lebenskraft mehr, und es ſchienen mir nur Strohpuppen ohne Fleiſch und Blut, nicht Menſchen, die uns vorgeführt wurden. Bei genauerer Betrachtung brach Alles haltlos zuſammen. Die Dichtung war eine veraltete Curioſität, die Vorleſung eine kunſtvolle Antike.

Wenn ich nach dieſer weit zurückgreifenden Abſchweifung zu meiner Schweriner Theaterleitung zurückkehre, ſo muß ich leider eingeſtehen, daß mich die Zeit nicht nachſichtiger gegen den Einfluß der Romantiker auf die deutſche Bühne gemacht hat. Selten konnte ich mit der Auffaſſung der Shakeſpeare'ſchen Charaktere durch Tieck mich einverſtanden erklären, und doch, wenn man ihm auch nicht beipflichtete, lernen konnte man immer von ihm. Die Schilderung der Aufführung von „Was ihr wollt“ im jungen

Tischlermeister ist mir eine werthvolle Studie für meine Inscenirung des Stückes gewesen, und seine Dramatisirung der Märchen hat mir viele Fingerzeige gegeben, nicht allein, wie man es nicht machen muß, sondern auch, wie man es machen kann.

XIX.

Eines Tages erhielt ich eine ganze Reihe von größeren Stücken ein und desselben Verfassers auf ein Mal von Berlin zur Ansicht zugeschickt. Der mir unbekannte Uebersender schrieb dazu, er hätte zwar den Auftrag, mir die Dichtungen zur Beurtheilung, resp. zur Darstellung vorzulegen, dürfe aber den Namen des Autors nicht nennen. Ich las die Sendung mit immer steigendem Interesse. Alle Stücke bekundeten genaue Kenntniß und Studium der Bühne, so daß man sie ohne Ausnahme bühnengerecht nennen konnte, daneben eine gewisse Selbständigkeit der Fassung, vollkommene Herrschaft über schwungvolle, wohlklingende Versbehandlung. Wer konnte der Dichter sein, der die Arbeit von gewiß mehreren Jahren zurückhielt und nun mit einer ganzen Reihe von Erstlingswerken zugleich hervortrat, die nebenbei keinerlei Anfänger-

ſchaft bekundeten? Welche Motive konnten dieſer Zurückhaltung, welche der überhaupt ſo ängſtlich bewahrten Anonymität zu Grunde liegen? Ich blieb nicht lange in Zweifel. Einzelne Geſpräche aus früheren Jahren mit dem Prinzen Georg von Preußen, die freilich in keiner Weiſe eine eigene Production verriethen, der Hinweis auf dramatiſche Stoffe, die ich hier ganz nach jenen Andeutungen ausgeführt fand, ja, die ganze Art der Ueberſendung machten es mir gewiß, daß kein Anderer als der Prinz Georg der Dichter ſein konnte, um ſo mehr, als ich ſein warmes Intereſſe für die Bühne, ſeine Studien, ſeine außergewöhnliche Theilnahme an jeder literariſchen Production kannte. Nur die Perſönlichkeit des Prinzen, die Rückſichten auf ſeine Stellung konnten auch die Zurückhaltung und dies Feſthalten an ſtrengſter Anonymität erklären. Prinz Georg hatte in wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Streben, in dem Verkehr mit den hervorragenden Vertretern der Literatur und Kunſt, in den Freuden des eigenen Studirzimmers Erſatz finden müſſen für Entbehrungen, die gerade in der Zeit friſcheſter Jugend die Rückſicht auf ſeine Geſundheit ihm auferlegte. Wenn ihm nun auch ſeine Stellung

dieſen Verkehr, dieſe Studien nach vielen Richtungen erleichterte, wenn ſie ihm Gelegenheit gab, auf Reiſen Wiſſen und Geſchmack zu erweitern und zu bilden, ſo legte ſie doch auch manche conventionelle Feſſel auf, und gar mit eigener Production herauszutreten, namentlich als Dramatiker das Urtheil des großen Publicums herauszufordern, war ſo ungewöhnlich für einen Prinzen des preußiſchen Hofes, daß es von dem Dichter, mehr noch aus Rückſicht auf Andere, als auf ſich ſelbſt, lange für eine Unmöglichkeit angeſehen wurde. Aber der Drang des Schaffens läßt ſich nicht zurückhalten, und wo er nicht aus flüchtiger Liebhaberei, ſondern aus wahrer Begabung und ernſtem Streben entwächſt, wird er auch endlich alle Schranken der Rückſichten brechen. Das iſt das Dämoniſche in jeder Künſtlernatur, die ſich ſelbſt, ihre eigenſten und verborgenſten Empfindungen Preis geben muß, mag ſie nun dagegen kämpfen oder nicht. Hier hatte ich wieder einen ſchlagenden Beweis für dies unbezwingbare Müſſen. Die Blüthe der Production muß ſich an das Licht der Oeffentlichkeit hervordrängen, durch alle Hemmniſſe, durch Dornen und Stein hindurch, wenn der Keim der Begabung in echten künſtleriſchen Boden

gelegt ist. Hier sah ich den ersten schüchternen Schritt in die Oeffentlichkeit, wenn er auch meinte, noch unbemerkt und verdeckt auftreten zu können. Es geht aber einmal nicht mit der Anonymität. Was wirklich ist und was dasteht in der Welt und im Leben, mag sich noch so viel Masken vorhalten, denn, werden sie nicht abgerissen, so blickt schließlich doch das wirkliche Gesicht hindurch, oder der Augenblick kommt, wo die Maske unbequemer wird als das freie Antlitz. Da giebt es keine Wahl mehr, das Talent muß schaffen, und die Production muß an's Licht.

In dem vorliegenden Fall konnte ich alle Bedenken des Dichters nachempfinden und verstehen, theilte aber doch dem Uebersender der Stücke mit, daß ich keinen Zweifel über die Person des Autors hätte, und fragte, ob es mir, natürlich unter Bewahrung des Geheimnisses, gestattet sei, eines der Stücke in Schwerin zur Aufführung zu bringen? Bereitwilligst wurde das zugestanden.

Ich hatte mich sehr bald für eine schwungvolle und von der oft versuchten Bearbeitung des Stoffes sehr abweichende Behandlung der Phaedra entschieden, schon weil diese Tragödie des Ungewohnten, von dem

hergebrachten Zuschnitt unserer Bühnenstücke Abweichenden weniger hatte als die anderen, und ich meinte, sie leichter in der dringend verlangten Anonymität halten zu können. Bei diesem Stücke war ich auch eines anerkennenden Erfolges sicher, und ich fühlte die Verantwortlichkeit, die ich übernahm, indem ich einen Autor zum ersten Mal auf die Bühne einführte und damit einen entscheidenden Schritt für seine ganze literarische Zukunft wagte. Bei der Phaedra war ich sicher, daß er nicht verunglücken konnte, schon weil ich bei der Bearbeitung eines antiken Stoffes nur auf den gebildetsten Theil des Publicums rechnen durfte. Das große Publicum geht an diese Stoffe ohne Theilnahme und ohne Kritik. Die anderen Stücke machten entweder Anforderungen an die Darsteller, denen ich nicht durchgehend sicher war genügen zu können, oder schlugen so eigenthümliche Wege ein, daß ich nicht wußte, ob mein Publicum, das gegen das Neue Mißtrauen und gegen das Ungewohnte Scheu zu haben pflegte, so willig, als ich wünschte, auf dieselben eingehen würde. Die Inscenirung des Stückes schon gewährte mir eine ganz besondere Freude, und die Dichtung wurde mir lieber,

je mehr ich mich mit derſelben beſchäftigte. Das ging auch meinen Schauſpielern ſo, die mit regem Eifer und in poetiſch gehobener Stimmung an ihre nicht leichte Aufgabe gingen und dieſen Eifer bei allen Wiederholungen bewahrten. Es iſt ſehr leicht durchzufühlen, ob ein Schauſpieler eine Rolle mit Vorliebe wählt, weil ſie ihm die laute Anerkennung des Beifalls einträgt und in ihrer Dankbarkeit ſichern Erfolg verbürgt, oder weil ſie ihn in gehobene poetiſche Stimmung verſetzt, erwärmt, erhebt und der Darſteller in dieſer edlern Hingabe den Geſammteindruck, deſſen Verdienſt er theilt, über den Applaus ſtellt, den er allein einerntet. Dieſe letztere Hingabe trat mir ſchon in den Proben der Phaedra deutlich entgegen, und ich ſuchte ihr durch die poetiſche Ausſchmückung der Bühne meinestheils förderlich zu werden. Man glaubt gar nicht, mit wie Wenigem man da wirken, Farbe, Ton und Stimmung geben kann. Da es nicht die Aufgabe dieſer Blätter iſt, die aufgeführten Dichtungen kritiſch zu beleuchten, was der Phaedra gegenüber, die über eine ganze Reihe von Bühnen, in jüngſter Zeit in einer polniſchen Ueberſetzung ſogar über eine ausländiſche ſchritt, und überall den verdienten Erfolg

errang, auch vollkommen überflüssig wäre, so sei es mir gestattet, wenigstens von meinen decorativen Versuchen und ihren Erfolgen zu berichten.

Der zweite Act spielt auf Naxos und handelt von dem Verlassen der Ariadne durch Theseus und ihrer Befreiung durch Dionysos. Ich zeigte einen kahlen, öden, felsigen Meeresstrand, an dem sich an einer Seite ein schroff aufsteigender hoher Fels mit der Fernsicht auf das unbegrenzte Meer erhebt. Kein Reiz der Vegetation sollte den Ort freundlich schmücken, der Eindruck des Unbewohnten scharf hervortreten, das Geschick, einsam zu bleiben an demselben, mit seinem ganzen Schrecken klar werden. Ueber den Vordergrund zogen sich Felsenpfade, und zerstreute Steinblöcke lagen ungeordnet umher. Das Bild des Unwirthlichen, Verlassenen noch schärfer zu bezeichnen, hatte ich ganz in den Vordergrund auf einer Seite den Altar des Dionysos hingestellt, dreikantig aus Steinen aufgerichtet; um aber gleich den Eindruck des Ungepflegten zu geben, war er von wuchernden Schlingpflanzen, namentlich von lebendigen Epheuranken, vollkommen überwachsen. Man sah es, daß der Ort mindestens im Kreislauf eines Jahres von

keinem Menſchen betreten, das gottgeweihte Heiligthum ungepflegt, in Einſamkeit geblieben war. Die Decoration gab der Handlung des Actes in allen Momenten die richtige vorbereitende Stimmung, die Vorahnung des Verlaſſenwerdens, das tief Traurige des Verlaſſenſeins in der Einſamkeit und ließ im Gegenſatz dazu die bacchantiſche Luſt, den Schmuck der weinumrankten Stäbe, welche die Bacchanten in der Luft ſchwangen, üppig hervortreten. Und als nun die wilde Schaar die Ranken vom Dreifuß des Gottes riß und ſich um denſelben gruppirte, wurde dieſe kleine decorative Andeutung nicht allein vollkommen verſtanden, ſondern brachte eine Wirkung hervor, wie ſie die kunſtvollſte Maſchinerie nicht überraſchender hätte erzeugen können. Der in der Dichtung faſt epiſodiſche Act kam ganz beſonders glücklich zur Geltung, und als nun das Stück mit dem dritten Aufzug in den vollen dramatiſchen Conflict eintrat und denſelben mit der dem Dichter eigenthümlichen Knappheit bei reicher Handlung zu Ende führte, war der Erfolg ein geſicherter und entſchiedener. Die Aufführung des Stückes in Schwerin traf aber auch eine beſonders glückliche Stunde. Die gehobene Stimmung, mit der,

wie ſchon erwähnt, die Schauſpieler ſämmtlich an das Stück gingen, gab ihr einen unbeſchreiblich poetiſchen Zauber. Es lag gewiſſermaßen wie Sonnenſchein über der ganzen Darſtellung, die mir dadurch unvergeßlich iſt. Frau Otte-Martineck überragte ſich ſelbſt in der Rolle der Phaedra. Nie war ſie mir poetiſch umglänzter erſchienen als in dieſer Darſtellung, nie war bei ihr die Leidenſchaft tragiſcher und doch ſo plaſtiſch maßvoll hervorgebrochen. Der Moment des erſten Actes, in dem ſie, die unausgeſprochene Liebe hoffnungslos im Herzen, aus dem Vaterhauſe flieht und als einzigen Troſt nach der Leier greift, um ſich an der Kunſt im Buſen zu erheben, war von höchſter dramatiſcher Schönheit, und das Landen in Athen, das Herabſteigen vom hohen Schiffe, mit dem Lorbeerkranz um die Stirn, die goldene Leier im Arm, das erſte Begegnen mit Hippolyt waren eigenthümlich begnadete, künſtleriſch vollendete Momente. Herrn Feltſcher's in ruhigem Maß gehaltener Theſeus, die männliche Schönheit des Herrn Veihge als Hippolyt, und die anmuthige Ariadne des Frl. Röckel ſchafften, Jeder in ſeiner Weiſe, mit an dem Erfolg, der wie ein poetiſch veredelnder Hauch über die Bühne zog

und als ſolcher nachklang. Ich hatte den Dichter zur Aufführung eingeladen, aber mein Brief kam auf Umwegen zu ſpät, ſpäter noch, als die Kunde des Erfolgs, und es hätte ohnehin der Einladung keine Folge gegeben werden können, ohne ſofort die Anonymität zu gefährden, wo nicht ſicher zu zerreißen. Mit der war es nun ohnehin ein ſchlimmes Ding. Das Stück hatte doch zu viel Aufmerkſamkeit erregt, um nicht nach dem Autor zu forſchen. Die Auskunft, die ich hartnäckig verweigerte, ſteigerte die Neugierde nur noch mehr. Es wurde auf alle möglichen und unmöglichen Autoren gerathen, und wenn ich auch nur ganz ungerechtfertigte Vermuthungen zurückwies, ſo machte ich doch dadurch den Kreis, in dem geforſcht werden konnte, immer enger. Namentlich die Damen zeigten eine hartnäckige und feine Spürkraft, bis ſie, ſchließlich alle Correſpondenzen und Bekanntſchaften in Bewegung ſetzend, ſo ziemlich auf die richtige Fährte kamen. Sie ſcheuten ſich ſogar nicht, ihre Vermuthungen als Gewißheit auszuſprechen, ja, ſich auf Eingeſtändniſſe meinerſeits zu berufen, von denen gar keine Rede war. Es wäre ermüdend, alle die zum Theil recht fatalen Conflicte zu erzählen, in die mich dieſe

Forschungen und halben Entdeckungen brachten, und die nahe daran waren, mir die Freude an dem Erfolge des Stückes zu verkümmern. Nur so viel: die neue Erfahrung vermehrte nur noch meine Abneigung gegen alle Anonymität, wenn dieselbe nicht eine ganz schnell vorübergehende ist, und die Ueberzeugung, daß es doch unmöglich, sie auf die Länge festzuhalten. Wo sie nicht unbedingt durch die Verhältnisse geboten ist, schließt sie, selbst unbeabsichtigt, eine Täuschung, ein Düpiren des Publicums ein, das dies immer verstimmt.

Diese erste Aufführung war aber doch nicht ohne Bedeutung für den Dichter. Der Wunsch, seine Productionen dem Urtheil des Publicums übergeben zu können, wurde immer lebhafter; der Druck, nur auf den allerengsten Freundeskreis mit der Besprechung der Dinge, die ihn am meisten beschäftigten, angewiesen zu sein, immer lastender. Die Production, einmal vollendet, war etwas Selbständiges, Lebendiges geworden und forderte ihr Recht. Das konnte nicht anders sein. Es war mir vergönnt, freilich erst mehrere Jahre später, in Etwas dazu beitragen zu können, den Bann zu brechen, den Schleier zu heben,

und dem Dichter den Weg zu öffnen, frei mit ſeinen, nun ſchon zu einer ſtattlichen Zahl herangewachſenen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ach, wäre dieſer erſehnte Weg nur nicht immer und für Alle ein dornenvoller, und blieben die einzigen Stunden voller Befriedigung nicht doch nur die des ſtillen, heimlichen Producirens! Der Weg auf's Theater iſt kein beglückender. Sicher hat das auch der Dichter, der uns jetzt beſchäftigt, empfinden müſſen; aber wir dürfen uns nicht über die Schmerzen beklagen, welche die Production uns ſchafft, wenn wir ſie nicht zurückdrängen können, und die Freuden, die ſie giebt, empfangen. Dieſe aber liegen nicht in dem mehr oder minder großen Erfolg, ſondern im Schaffen ſelbſt.

Am 19. December 1864 war „Phaedra“ zum erſten Mal in Schwerin aufgeführt. Das Geheimniß der Productionen des Dichters war doch in immer weitern Kreis gedrungen, wie das nicht anders ſein konnte, aber die Wiſſenden hatten es treu unter ſich bewahrt, und faſt unbegreiflich iſt es, daß man bei Hof noch nichts davon wußte. Nur dem für alles geiſtige Schaffen ſo warmen und ſelbſt künſtleriſch ſo reich begabten kronprinzlichen Paar hatte ſich der

Dichter anvertraut und volle Hingabe und anerkennendste Theilnahme gefunden. Nun fügte es sich, daß die Frau Kronprinzessin im Herbst 1864 eine bereits angetretene Reise nach England aus Gesundheitsrücksichten aufgeben und den Geburtstag, den 21. November, nicht in der Heimat ihrer Kindheit, sondern in Potsdam feiern mußte. Die Umgebung bemühte sich, um die Wehmuth der immerhin schmerzlichen Resignation zu überwinden, eine Zerstreuung zu schaffen und den Tag besonders festlich zu schmücken. Eine Aufführung in dem reizenden und erinnerungsreichen Theater im Neuen Palais in Potsdam wurde beschlossen, eine Dichtung des Prinzen Georg dazu gewählt, ja, man hatte die Kühnheit, die Darstellung Dilettantenkräften anzuvertrauen. Mir wurde die schwierige Aufgabe übertragen, das Stück in Scene zu setzen. Es war ein einactiges Drama ausgewählt, „Electra", dem Stoff nach ein Nachspiel zur Iphigenie in Tauris. Orest und Pylades kommen mit der geretteten Iphigenie in die Heimat zurück und finden Electra an einen Mann niedern Standes vermählt. Der aufbrausende Orest, der darin einen neuen Schimpf seines Hauses sieht, will den Bund trennen, die gott-

begeisterte Priesterin tritt versöhnend zwischen die Geschwister, und die Liebe der Gatten, der Segen des Hauses, sühnen freundlich den Fluch, der im Zorn der Götter auf dem Geschlecht liegt. Die Dichtung war ganz geeignet, ein Fest des Hauses poetisch zu feiern. Die Darsteller, die nach bestem Wissen zusammengeworben wurden, unterzogen sich mit größter Hingabe ihren Aufgaben und, das sei gleich vorausgesagt, führten sie zum Theil nicht allein mit unverkennbarer Begabung, sondern sogar mit einer fast künstlerischen Vollendung aus. Aber das Stück stellte sich als zu kurz für einen Theaterabend und allein zu plastisch einfach für eine Festvorstellung heraus, und doch durfte nichts Fremdes hinzugefügt, es durfte nicht aus dem Mittelpunkt herausgerückt werden. Ich beschloß also, vielleicht nicht ganz nach der Intention und dem Wunsch des Dichters, der sich aber mit liebenswürdigster Resignation Allem fügte, dem Stück einen scenischen Prolog und einen auf die Feier des Tages bezüglichen decorativen Abschluß zu geben. Für den Prolog hatte man Friedrich Eggers, den ich, trotz vieler gemeinsamer Freunde, damals noch nicht kannte, herangezogen, und er übernahm es nicht allein, die

Einleitung zu dichten, sondern dann auch selbst zu recitiren. Er sollte, als Rhapsode, das Geschick der Atriden bis zum Beginn unseres Stückes erzählen, und lebende Bilder, die zu componiren Professor Oskar Begas übernommen hatte, sollten die Erzählung illustriren. Für den Schluß hatte ich nun der Darstellerin der Iphigenie ein kurzes Weihegebet in tönenden Anapästen gedichtet, nach welchem die Schutzgötter des Hauses, die Grundidee des Stückes auf die Feier des Tages hinüberleitend, den Segen für dasselbe im Bilde ausdrückten. Der Dichter sah mit Recht, vom Standpunkt seines Stückes aus, in diesem fremdartigen Schluß eine Verkümmerung seines plastisch ruhigen Austönens. Das gesänftigte Meer nach den verderblich aufwühlenden Stürmen des Geschicks hatte er zeigen wollen, und nun zog ich ihm noch einmal alle Götter des Olymps in Person in sein Gedicht. Aber wie gesagt, er fügte sich und ließ es geduldig geschehen, daß ich dem Theatereffect und der Festanforderung des Tages einen Theil der poetischen Idee seines Stückes opferte. Einen etwas schwierigern Kampf hatte ich mit Professor Begas, den ich ersucht hatte, auch das Schlußbild zu gestalten. Er weigerte

ſich entſchieden, und zwar aus allerbegründetſten künſtleriſchen und äſthetiſchen Rückſichten. Die Idee ſei eine unklare, die allegoriſche Verwendung der Göttergeſtalten ſtreife an die Offenbachiaden und müſſe komiſch wirken. Er hatte Recht als Künſtler, aber ich hatte es auch als Regiſſeur, und ſchließlich ſchloſſen wir den Compromiß, daß er mich nicht hindern wolle, meinerſeits das Schlußbild zu ſtellen, daß er aber zu dieſer Profanation die Hand nicht bieten könne, noch wolle. Ich kann nicht verſchweigen, daß er ſein Compromiß brach, denn als der Augenblick kam, war er da und half nach Kräften zum Gelingen eines ihm mit vollem Recht durchaus widerſtrebenden Theatereffectes.

Mit ganz beſonderer Bewegung ging ich daran die Vorbereitungen auf der kleinen Bühne zu treffen, die mir in mehr als einer Beziehung geweiht erſchien. Hier hatte der große Friedrich, der das Theater bauen ließ, mit Voltaire den Alexandrinern der franzöſiſchen Tragödien gelauſcht, hier waren unter Friedrich Wilhelm III. ſo oft die harmloſen Blüthen deutſcher Luſtſpieldichtung vorgeführt, aufheiternd und gleich erfreulich für die Darſteller wie für die Zuſchauer, hier

hatte für Friedrich Wilhelm IV. Ludwig Tieck den Sommernachtstraum in Scene gesetzt, und Felix Mendelssohn stand dort im Orchester am Dirigentenpulte und ließ die unsterbliche musikalische Illustration des phantastischen Gedichtes zum ersten Mal ertönen. Schatten, Alles Schatten — aber sie hatten den Raum geweiht, und ich darf die Schwäche gestehen, es war mir wie ein freundlicher Traum für die Zukunft, mit meiner bescheidenen Kraft auf demselben Boden noch eine Reihe von Darstellungen zu Stande bringen zu können, die auch ihren Platz hätten in der Geschichte dieser Bühne. Ich weiß, daß ich einmal lange allein in dem Theatersaal saß und an Vergangenes denkend Pläne schmiedete für die Zukunft.

Am 21. Nov. 1861 füllten sich nun die Räume des prächtigen, kleinen Theaters, und der Vorhang rauschte auf. Friedrich Eggers, der Rhapsode, gelehnt an eine Säule, die Rolle mit seinem Gedichte in der Hand, recitirte einer Gruppe von Zuhörern in griechischem Gewande die allbekannte Mythe von dem Zorn der Götter, und von Zeit zu Zeit theilte sich der Hintergrund, und plastisch schön geordnet zeigte sich im Bilde, was das Wort uns berichtet hatte.

Dann schloß sich das Stück an in edler, schwungvoller Sprache, und die Gestalten, auf die uns das unbelebte, stumme Bild vorbereitet hatte, wurden lebendig vor uns. Und zum Schluß senkte sich der Horizont der Hintergardine, ein reiches Bild war aufgebaut, aber es fiel nicht aus der Stimmung, in welche die Dichtung uns versetzt hatte, Alles fügte sich harmonisch in einander, und befriedigend schloß der Festabend. Für den Dichter der Phaedra und Electra hatte er aber seine besondere Bedeutung, die weit über den Erfolg fortgriff, den Dilettantenkräfte eben seiner Dichtung errungen hatten. Die hemmende Anonymität war gebrochen, und er durfte seine Dramen, wenn auch immerhin mit Rücksichten, die andere Dichter nicht beengten, der Oeffentlichkeit übergeben. So war es mir vergönnt gewesen, wie damals mit der Aufführung der Phaedra, den Weg zu bahnen, der dem deutschen Theater eine neue, edle schaffende Kraft zuführte.

Mir aber brachte diese Aufführung im Theater des neuen Palais in Potsdam ein sehr werthvolles Lebensgeschenk, dessen ich mich freilich nur wenige Jahre freuen durfte — die Freundschaft, die ich mit Friedrich Eggers schloß. Es ist hier nicht der Ort,

über seine kunsthistorische Bedeutung, sein Wissen, seine künstlerische Begabung zu sprechen, wenn auch sein ganzes Leben davon erfüllt war und sein Streben sich in seiner ganzen Person ausprägte. Den Kern bildete doch sein jung gebliebenes Herz, der Freundschaft fähig, wie mir kaum ein anderes im Leben sich zeigte, voll Hingabe, Begeisterung und Zutrauen. Immer wieder war er das vereinigende, zusammenhaltende Princip, immer auf's Neue wußte er die Freunde um sich zu sammeln, sei es nun in väterlichem Wohlwollen für die Jüngeren, die er mit der eigenen reinen und edlen Begeisterung für Kunst und Poesie zu erfüllen wußte, sei es in brüderlicher Treue gegen die Altersgenossen, die er zu gemeinsamem Streben versammelte. Er machte die jungen ernst, und die älteren machte er jung. Fast zu viel beschäftigt, wie er war, konnte man sich seltener, als man wünschte, seines Verkehrs erfreuen, aber man wußte doch, daß er da war, daß man auf seine Freundschaft vertrauen konnte, und Eins stand fest: so oft ein Geburtstag in meiner Familie gefeiert wurde, trat er zu früher Morgenstunde, meist pünktlich gegen acht Uhr, ein, und diese Zugehörigkeit hielt er aufrecht.

„Nun muß Eggers gleich kommen!“ hieß es an jedem Geburtstagsmorgen. Er wird nicht mehr kommen, aber bleiben wird er in der Feststunde, und sein Andenken sich so frisch erhalten, als seine Freundschaft es gethan hatte. Für alle seine Freunde aber — und mir ist niemals ein Mensch begegnet der so viel Freundschaft zu erwerben gewußt und so reich zu erwidern vermocht hätte, als er — wird sein Andenken ein Band der Vereinigung bleiben, und er hat ihnen so ein Erbtheil hinterlassen, das fortlebend die Freundschaft bewahrt, aus der er selbst so früh geschieden.

Dem Dichter der Phaedra brachte der Theaterabend im Neuen Palais zunächst die Aufführung dieses Stückes auf dem königl. Theater in Berlin, und es war ein freundlicher Zufall, daß die später so glänzende Darstellerin der Titelrolle, Frau Johanna Jachmann-Wagner, auch bei der Aufführung der Electra zugegen war und zum Gelingen derselben mit Rath und That beitrug. Hatten wir uns nun zwar schon seit Jahren des Verkehrs dieser so wunderbar begabten, der edelsten Kunstrichtung nachstrebenden und jede künstlerische Aufgabe veredlenden Frau erfreut: so hat doch das Zusammenwirken bei der Aufführung

der Electra die Beziehungen fester geknüpft, und neben der Freude des Verkehrs ist uns mancher Beweis treuer Freundschaft von der Künstlerin geworden, der die Kunst nur das vorwerfen kann, daß sie ihren Dienst als Sängerin zu früh und viel zu früh als Schauspielerin aufgab. Ihr künstlerisches Schaffen ist noch zu frisch im Gedächtniß Aller, als daß es hier mehr als eines erinnernden Hinweises bedürfte. Das Ideal edelster Plastik ist mit ihr von der deutschen Bühne geschieden, und um von vielen nur zwei ihrer Gestalten zu nennen: als Elisabeth im Tannhäuser wird sie nie zu erreichen, als Iphigenia kaum zu übertreffen sein. Es war ein besonders glückliches Geschick für die Phaedra des Prinzen Georg, daß sie dieselbe verkörpern konnte, denn kaum wird die deutsche Bühne wieder eine Künstlerin für diese Rolle finden, die so seltene Gaben des Geistes und der Erscheinung vereinigt, um uns die von Apoll Entsprossene, von dem Licht des Sonnengottes umstrahlte, von dem Feuer des Gottes der Poesie durchglühte Phaedra so glänzend zu zeigen.

XX.

Das erste Jahr meiner Theaterleitung nahm meine Zeit und Kräfte so vollkommen in Anspruch, daß ich an eine eigene Production weder dachte, noch denken konnte, ja, ich hatte sogar keinerlei Verlangen nach derselben, denn das Arbeiten an fremden Dichtungen, die Freude an dem Gelingen derselben, ersetzten mir das eigene Schaffen reichlich. Dazu kam, daß ich mir vorgenommen hatte, meine Stücke so wenig als möglich, eigentlich gar nicht auf das Repertoire zu bringen; nicht allein. weil ich überhaupt eine Scheu habe meine Stücke aufführen zu sehen, und einer Darstellung derselben stets nur mit einer abspannenden, hastigen Illusionslosigkeit beiwohne, sondern namentlich, weil ich dem Publicum nicht die Empfindung geben wollte, als könnte ich mich ihm aufdrängen. Ich hielt diesen Grundsatz auch fest, bis auf die Aufführung einiger kleinen älteren, einactigen Stücke, die bei Hof von Dilettanten gespielt waren, und die man dann auch auf der öffentlichen Bühne sehen wollte. Das Gastspiel unserer Freundin Rettich, auf das ich zurückkomme, brachte dann zum Schluß der Saison

eine einmalige Aufführung des „Teſtament des großen Kurfürſten“, ein Stück, an das ſich für Schwerin eine unvergeſſene, peinlich komiſche Erinnerung knüpfte. Gleich nachdem das Stück in Berlin gegeben war, wurde mir von gemeinſamen Bekannten eine Dame empfohlen, die ſich bei Aufführungen in geſelligem Kreiſe geſchickt und begabt gezeigt hatte, und, aufgemuntert durch nicht eben einſichtsvolle Freunde, den Entſchluß gefaßt hatte, ſich der Bühne zuzuwenden, der ſie durch ihre Verhältniſſe bis dahin vollkommen fremd geweſen war. Man verlangte, ich ſolle mich bei irgend einem Theater, mit dem ich Verbindung hätte, um ein erſtes Auftreten bemühen, und ich that das bei Friedrich von Flotow, der damals Intendant in Schwerin war. Ich bekam die Antwort, daß ein ſolcher Verſuch gerade dort ſehr unangebracht ſei, daß er aber denſelben wagen wolle, falls die Dame die Dorothea in meinem „Teſtament“ zu ſpielen im Stande ſei, da für dieſe Rolle zur Zeit dem Schweriner Theater keine paſſende Darſtellerin zu Gebote ſtehe, und man doch das Stück zu geben wünſche. Ich antwortete, daß ich aus Gefälligkeit für die Debütantin das Stück zu opfern bereit ſei. Ein kleiner

Verſuch im Zimmer mit der Dame ließ mir freilich das Wagniß als ziemlich hoffnungslos erſcheinen, ich war aber unpractiſch genug mir einzubilden, daß die Proben und die Nachhülfe in denſelben den Verſuch wenigſtens möglich machen würden. Die Debütantin kam in Schwerin an, von Flotow angekündigt als eine Anfängerin zwar, die aber in Berlin bereits Proben ihres Talentes abgelegt, und der ich, der Autor, dieſe Rolle ganz nach meinen Intentionen einſtudirt hätte. Das verſtimmte im Voraus die Mitſpielenden, und da die Dame bei völliger Unkenntniß der Theaterverhältniſſe den rechten Ton im Verkehr auch nicht finden mochte, überließ man ſie ganz ihrem Schickſal. Nun konnte ſie wirklich weder ſtehen noch gehen auf der Bühne, ihr Organ war ganz ungeſchult, Alles ihr fremd, und ohne Rath noch Anleitung vorher, ohne Unterſtützung im Moment trat ſie auf, und es kam, wie es nicht anders kommen konnte. Die peinliche Verlegenheit des Publicums dieſer abſoluten Unſicherheit, dieſer ungeſchickten Rathloſigkeit gegenüber, die ſelbſt jedes Wort unverſtändlich werden ließ, machte ſich bald in Heiterkeit, bald in Mißfallenszeichen Luft, deren entſchiedenen Ausbruch nur das

Mitleid zurückhielt. Das Publicum konnte aber den Eindruck dieſes Abends niemals vergeſſen, und er war unzertrennlich geworden von dem unſchuldigen Stück, wenngleich es ſpäter mehrfach mit Erfolg auch in Schwerin zur Aufführung gekommen war. Die unglückliche Debütantin hatte wenigſtens Das gewonnen, daß dies erſte Auftreten ſie, wenn auch in ſchmerzlicher Weiſe, gründlich von der Leidenſchaft für die Bühne curirte. Mir aber war der Mißerfolg ſchon damals durch Freund Flotow's humoriſtiſche Darſtellung bekannt geworden, und zu meinem Erſtaunen fand ich die Erinnerung an jenen verfehlten Theaterabend mehrere Jahre ſpäter noch ſo friſch in Schwerin, als ſei er geſtern geweſen, und die vielfachen Schilderungen der halb peinlich verlegenen, halb hochkomiſchen Situationen machten mir den Eindruck ſo anſchaulich, als hätte ich ihn ſelbſt miterlebt. Ein großer Theil des Publicums wußte aber gar nicht, daß das verunglückte Stück von mir war, wie es überhaupt ſo unbekannt war mit meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, daß es großes Erſtaunen erregt hatte, als der Großherzog einen fremden preußiſchen Gutsbeſitzer zum Intendanten ſeines Theaters gemacht hatte. Und dies Stück war

nun das erste größere, mit dem ich mich auf das Repertoire stellte. „Ach, das ist das Stück," sagten Einige, „in dem wir damals so haben lachen müssen." Diesmal freilich war es in den Händen der Künstlerin, für die die Hauptrolle gedacht, die sie zuerst in's Leben gerufen hatte. Aber auch der Name Julie Rettich war dem allergrößten Theil des Schweriner Publicums vollkommen fremd, sie war zuerst vor fast leerem Hause in der „Braut von Messina" aufgetreten, und nun kam das „Testament". Das Haus hatte sich doch gefüllt, denn die Isabella in der Braut von Messina hatte das kleine anwesende Publicum vollständig elektrisirt. Auch der Erfolg im „Testament" war ein durchschlagender, aber so wenig hatte man sich um den Namen der Schauspielerin und um den des Autors des Stückes bekümmert, daß, als ein zu eifriger Freund unseres Hauses, da man die Gastin rief, auch den Autor hervorrufen wollte, und sich an die Genossen seiner Loge wandte mit der Aufforderung: „Rufen Sie doch Putlitz!" ihm die erstaunte Frage erwidert wurde: „Heißt sie denn so?" Ich sah, daß ich meine Stücke hätte aufführen lassen können, ohne daß das besonders bemerkt

worden wäre, denn mein Autorruhm war noch ganz im Verborgenen.

Mit Anfang der zweiten Saison regte sich doch wieder der Drang zum eigenen Schaffen, wenn auch kaum Zeit dafür blieb. Der lange in Gedanken ausgeführte Plan eines kleinen Lustspiels brach aber durch, und ich schrieb das einactige Stückchen: „Die Zeichen der Liebe". Ohne das besonders zu beabsichtigen, hatte ich unwillkürlich die Schauspieler meiner Bühne vor Augen, als ich die Rollen ausführte. Die Möglichkeit, die sich mir nun zeigte, über meine Production sofort durch eine Aufführung nicht allein eine eigene Anschauung, sondern auch den Ausspruch des Publicums zu empfangen, förderte die Arbeit, und doch mußte ich mir sagen, daß, wenn mein Name auf dem Zettel stünde, das Urtheil des Publicums kein maßgebendes sein könnte. Hätte das Stückchen noch so wenig genügt, das Auditorium wäre freundlich und rücksichtsvoll genug gewesen, mich das nicht empfinden zu lassen, ja, auch die Schauspieler wären gehemmt gewesen in ihrem Urtheil, so sehr wir uns übrigens gewöhnt hatten, uns über unsere Leistungen aufrichtig gegen einander auszusprechen. Hätte ich nun mein Manuscript

dem Copiſten gegeben, wäre ich ſofort entdeckt geweſen. Ich bat alſo eine Freundin unſeres Hauſes, die zum Beſuch bei uns war, das Manuſcript abzuſchreiben, und übergab dieſe Handſchrift dem Copiſten mit dem Bemerken, daß ich ſie mühſam leſen und deshalb keinen rechten Eindruck über das Stückchen gewinnen könnte. Schon am andern Tage erhielt ich ein ſauberes Theatermanuſcript mit den Worten: „Das iſt ja ein allerliebſtes Stück, und im Abſchreiben ſah ich ſchon die ganze Aufführung vor Augen, denn es iſt, als wäre es jedem Einzelnen von unſeren Schauſpielern auf den Leib geſchrieben.“ In den Proben empfing ich dann ſelbſt einen freundlichen Eindruck, der ſo objectiv wirkte, daß ich durchaus vergaß, daß ich der Autor des Stückes war und mich ganz ernſthaft mit unſerer vortrefflichen komiſchen Alten, Frau Lafrenz, auf deren feines Verſtändniß ich großen Werth legte, über kleine Geſchmackloſigkeiten des Stückes empörte und dieſelben ausmerzte. Nun kam die Aufführung. Wir Drei in meiner Loge, die freundliche Abſchreiberin nämlich, meine Frau und ich, waren die Einzigen, die um meine Autorſchaft wußten. Um ſo beluſtigender und erfreulicher war der vollkommene Erfolg, und zwar

gleich von der ersten Scene an. Das Publicum war sofort in heiterster Stimmung, die nicht einen Augenblick schwankte und die Darsteller mit fortriß. Freilich war die Darstellung eine ganz vorzügliche, die alle meine Intentionen nicht allein erfüllte, sondern oft weit überbot. Eine reinere und ungetrübtere Autorenfreude habe ich niemals gehabt und das auch mit, weil ich sie mir ganz heimlich bewahren konnte; denn ich behielt sie für mich und entdeckte mich auch bei den Wiederholungen nicht, die sich auf gleichem Erfolg erhielten. Da fügte es sich einmal, daß die Erkrankung eines Mitgliedes die schnelle Aenderung des Repertoires nothwendig machte, wobei es uns an einem kleinen Entréestücke fehlte. Director Steiner sagte: „Wir haben ja Ihre Badecuren, die wir im Sommer in Doberan gaben, die ganz gut gingen und die wir mit einer Probe wiederholen können." Ich gab, wenn auch widerstrebend, nach, und wir hielten unsere Probe, zum sichtlichen Vergnügen der Schauspieler. Nach derselben kamen diese und machten mir Vorwürfe, daß ich mich sträube, meine Stücke geben zu lassen, sie hätten Freude daran, sie zu spielen, und es müsse dem Publicum fast wie ein Mißtrauenszeichen gegen

ihre Darstellung erscheinen, daß ich meine eigenen Productionen ihnen nicht anvertrauen wolle. „Wenn Sie uns doch einmal ein neues Stück schrieben," sagte der Regisseur Feltscher, „so sollten Sie sehen, mit welchem Eifer wir alle Kräfte daran setzen würden, dasselbe zur Geltung zu bringen." — „Ich würde das nur anonym thun," erwiderte ich, „um ganz unbefangen einstudiren und den Erfolg der Aufführung abwarten zu können!" — „Anonym?" rief Frau Lafrenz, „das würde Ihnen nicht gelingen. Nach der ersten Seite meiner Rolle wüßte ich, daß das Stück von Ihnen wäre!" Herr Feltscher behauptete dasselbe. Er wollte es schon nach den ersten zwei Worten wissen. Nun hielt ich mich doch nicht länger und sagte lachend: „Aber Sie haben ja Alle ein Stück schon drei Mal gespielt und nichts gemerkt." Die Schauspieler waren empört, daß ich sie auf's Glatteis geführt hätte, und versprachen von nun an besser aufzupassen, damit ihnen das nicht wieder begegnen könne, ich aber ließ bei späteren Wiederholungen der „Zeichen der Liebe" meinen Namen auf den Zettel setzen. Zufällig war nun aber doch das inzwischen gedruckte Stückchen mit pseudonymem Autornamen an die

Bühnen gegangen und wurde munter hier mit dem meinigen, dort mit dem Namen Th. Reise (Therese war der Vorname der freundlichen Copistin meines Manuscripts) gegeben, und hatte überall seinen guten Erfolg, wenn es auch die Darstellung sicher nirgend zu der Geltung brachte, die ihm in Schwerin geworden war. Ich wenigstens konnte das Stück an einigen großen Theatern, an denen ich es spielen sah, nach der Schweriner Erinnerung kaum ertragen. In Wien aber, wohin es auch, und zwar an das Carltheater, gekommen war, bereitete es mir einen kleinen Triumph, der mir zu viel Schadenfreude machte, um ihn zu verschweigen. Ich habe schon früher erzählt, daß die ganze Wiener Theaterkritik, sobald dort ein Stück von mir auftauchte, mit verdammendstem Schimpfen über dasselbe herfiel, ja, mich mit persönlichen Beleidigungen nie verschonte. Dabei ist sie nun bis zu dieser Stunde verblieben, und ich denke, sie — wird sich auch nicht ändern. Th. Reise und sein Stück fanden nun mehr Gnade, und ich hatte ein einziges Mal die Freude, mit lobender Anerkennung in den Wiener Blättern behandelt zu werden. Dies einzige „Zeichen der Liebe" seitens der Wiener Kritik hat mich aber eben

ſo wenig ſtolz gemacht, als mich die Beweiſe von Feindſchaft niederdrückten.

Nichts iſt nun geeigneter den dramatiſchen Schriftſteller mehr zur Production zu ermuntern, als die Ausſicht, ſein Werk ſchnell und nach ſeiner Intention die Feuerprobe der Aufführung beſtehen zu ſehen. Es wäre alſo die Pflicht der Bühnenleitungen, namentlich der größeren, maßgebenden, wie das auch in Frankreich, noch mehr in Italien geſchieht, die heimiſchen Dichter als unzertrennlich von ihrem Kunſtinſtitute zu betrachten, und ihnen, mit der Sicherheit einer ſchnellen Berückſichtigung, die Gelegenheit zu geben, die Kräfte, über die ſie für ihre Productionen zu gebieten haben, kennen zu lernen. Der dramatiſche Dichter, der, ferngehalten von einer Bühne, mit der Unſicherheit, ſein Werk aufgeführt zu ſehen, ohne Kenntniß der darſtellenden Kräfte, noch des Geſchmacks des Publicums arbeiten muß, wird ſehr bald in ſeiner Kraft erlahmen. Die Vorzüge, die dem dramatiſchen Dichter die Zuſammengehörigkeit mit einer Bühne bringt, lernte ich in vollem Maße kennen; denn obgleich meine Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen war, daß ich kaum zum flüchtigſten Produciren Raum fand,

tauchten doch immer wieder neue dramatische Entwürfe auf, und eine ganze Reihe derselben drängte sich zur Bearbeitung. Die Aussicht einer Aufführung unter meinen Augen, sofort nach der Vollendung, war ein wesentlicher Sporn für die Arbeit. Aber ich nahm diese Wohlthat nicht allein für mich in Anspruch, ich suchte sie, so viel in meinen Kräften stand, auch Anderen zukommen zu lassen, wie ich das später bei der Sophonisbe meines Freundes Emanuel Geibel zeigen will, einer Aufführung, die einer genauern Besprechung bedarf. Hier will ich nur von einem andern durchaus geglückten Fall, fast gegen die Absicht des Dichters, erzählen. Ich war auf einige Stunden nach Berlin gereist und saß bei Herrn Michelsen, dem Agenten für mein Theater, der zugleich den Vertrieb meiner eigenen Stücke seit Beginn meiner dramatischen Schriftstellerei besorgt hatte. Ich fragte nach neuen Stücken, denn ich verbrauchte viele im Jahre, hatte ich es doch während einer Saison von 6 Monaten einmal auf mehr als 30 Novitäten gebracht. Es lag nichts vor von irgend welcher Bedeutung, und Herr Michelsen erwähnte nur eines neuen Stückes von Brachvogel: „Prinzessin von Men-

pensier", das in etwa vierzehn Tagen in Berlin gegeben werden sollte, und das eben im Druck wäre, um es, gleich nach der Berliner Aufführung, an die anderen Bühnen zu versenden. Indem wir sprachen, kamen die Correcturbogen des Stückes, und ich bat sie mir aus, um dasselbe, wenn auch in diesem unfertigen Druck, lesen zu können. Nach flüchtiger Durchsicht im Eisenbahncoupé, auf der Rückreise nach Schwerin beschloß ich, sofort das Stück zu geben, und zwar wo möglich noch vor der Berliner Aufführung. Dazu war zwar freilich die Zeit sehr knapp, aber als ich in früher Morgenstunde in Schwerin ankam, ließ ich die einzelnen Bogen sofort zur schleunigsten Abschrift der Rollen vertheilen, die denn auch so schnell fertig waren, daß ich sie schon am nächsten Morgen distribuiren lassen konnte, und das starke fünfactige Stück füllte einen Abend. Meine Schauspieler, denen ich erzählte, daß es mir darauf ankäme, der Berliner Aufführung zuvorzukommen, waren sofort mit allem Eifer dabei, und namentlich Frl. Röckel, die Trägerin der sehr gewichtigen Titelrolle, erklärte mir nach wenigen Tagen, sie sei bereit die Proben beginnen zu lassen. Acht Tage nachdem ich das Stück, fast doloser

Weise, aus Berlin entführt hatte, konnte ich dem Verfasser den Erfolg jedes Actes, sofort nach dem ersten Eindruck hingeschrieben, melden und ihn einladen zur Wiederholung herüber zu kommen. Er folgte dieser Aufforderung und erzählte, wie er zuerst durchaus nicht hätte begreifen können, wie ein Stück, das kaum fertig gedruckt und noch gar nicht versandt war, hätte aufgeführt werden können, und er würde die Nachricht für eine Mystification gehalten haben, hätte ihn nicht der beiliegende Theaterzettel überzeugt, daß es sich wirklich um sein Stück handelte. Der Tag in Schwerin, mit der Aufführung seines eben vollendeten, noch nicht gesehenen Stückes, wird dem Dichter aber nicht allein eine freundliche Erinnerung bereitet haben, denn das Publicum, das von seiner Anwesenheit erfuhr, zeichnete ihn mit Hervorrufen und Kränzen aus, sondern ihm auch für die Einrichtung zu späteren Aufführungen förderlich gewesen sein. Wir aber hatten einmal wieder die Freude gehabt, in einer überhaupt ersten Aufführung die dramatische Lebensfähigkeit eines Stückes zu prüfen, das sich in Schwerin sofort als ein sehr wirksames herausstellte. Mir aber wuchs in

diesem Erfolge der Reiz und die Lust an eigenem Schaffen.

Ein seit vielen Jahren, eigentlich seit dem Anfang meiner schriftstellerischen Thätigkeit durchdachter und immer wieder zurückgelegter Stoff verdankt seine Bearbeitung der Möglichkeit, diese leicht und schnell zur Darstellung bringen zu können, wie sie mir meine Stellung in Schwerin bot. Das Factum, daß Catharina II. von Rußland den jungen Polen Poniatowsky, der, ehe sie Kaiserin war, zu ihren Günstlingen gehörte, und der sich mit der Hoffnung schmeichelte, nach ihrer Erhebung auf den Czarenthron diesen zu theilen, indem er ihre Hand gewänne, zum König von Polen machte, gab die historische Grundlage. Conflict und Lösung sollten durch ein Spiel mit dem Wort gegeben werden. Das Motiv war für das Drama sehr subtil, und die Folge hat gezeigt, daß die Bedenken, die mich durch zwanzig Jahre den Stoff als zu gewagt erscheinen ließen, nicht ganz ungerechtfertigt waren. Meine Schweriner Thätigkeit hatte mich muthiger gemacht, denn wie oft schon hatte ich Gewagtes mit der Brücke sorgfältiger Darstellung über die Abgründe der Gefahr fortgeführt. Und war denn

für das Luſtſpiel die Doppeldeutigkeit des Wortes ein verwerfliches Motiv? Shakeſpeare im „Kaufmann von Venedig“, Calderon im „Lauten Geheimniß“ hatten ihre Entwickelungen auf daſſelbe gebaut. Den hiſtoriſchen Boden, den Aufbau, ja, einzelne fertige Scenen hatten die lange Beſchäftigung mit dem Stoff ſo feſtgeſtellt, daß er in der That nur der leichteſten Arbeit, der Ausführung noch bedurfte, die dann auch ſehr ſchnell vollendet wurde. Und doch, als mein Stück „Um die Krone“ fertig war und es ſogar bei der Vorleſung bei einigen einſichtsvollen und kritiſchen Freunden große Theilnahme erregte und ihm ein ſicherer Theatererfolg vorausgeſagt wurde, machten ſich bei mir alle Bedenken wieder geltend, und ich wagte nicht das Stück in Schwerin aufzuführen, wenigſtens wollte ich erſt noch gewichtige Urtheile hören, wo möglich eine Darſtellung an anderer Bühne vorausgehen laſſen. Ich ſchickte alſo mein Manuſcript an Heinrich Laube, der damals noch Director des Burgtheaters in Wien war, nicht um ihm das Stück einzureichen, ſondern um ſeine Stimme darüber zu hören, weil ich wußte, daß er mit ſeinem practiſchen Blick alles Gebrechliche ſchnell herausfinden und mir auf-

richtig ſeine Meinung ſagen würde. Ich bekam mein Manuſcript nach einiger Zeit zurück mit einem Brief des Freundes, der mich noch unklarer und unzuverſichtlicher machte, als ich war. Die Acte waren einzeln zuſammengeheftet geweſen, und nun hatte es ſich gefügt, daß ſie durcheinander, aus der Reihe gekommen waren, vielleicht beim Einpacken ſchon. Laube hatte den obenaufliegenden Act, ich glaube den vierten, zuerſt geleſen, höchlichſt erſtaunt über die unklare Expoſition, dann, als er ſeinen Irrthum gewahr wurde, hatte ihm derſelbe doch den Eindruck verwirrt, und er erklärte ſich außer Stande mir irgend ein Prognoſtikon für den Erfolg des Stückes auf der Bühne zu ſtellen. Ihm ſelbſt ſei natürlich die Spannung durch das Zuerſtleſen des vierten Actes vernichtet, aber er halte es nichts deſtoweniger für intereſſant. Dieſer doppelſinnige, völlig unklare Orakelſpruch des ſonſt ſo beſtimmten und aufrichtigen Freundes verdroß mich doch, und in dieſem Verdruß beſchloß ich mir ſelbſt, und zwar durch eine Aufführung, ein Urtheil zu verſchaffen. Schließlich kann man ſich wirklich immer nur auf ſich ſelbſt verlaſſen, und ich traute und traue mir noch die Objectivität zu, ſtrenges Gericht über

meine eigenen Productionen zu halten. Wir waren aber nun bereits dem Schluß unſerer Saiſon nahe, und kaum ſchien es möglich, das Stück noch vorher herauszubringen. Ein Hinausſchieben zur nächſten Saiſon aber hätte die Verſendung an andere Bühnen faſt um ein Jahr hinausgerückt. Ohne die Aufregung über den Laube'ſchen Brief hätte ich aber ſicher dieſen Aufſchub ruhig hingenommen, nun aber wollte ich Alles daran ſetzen, eine Entſcheidung über mein Stück zu erhalten.

Es war ein Sonntag Morgen, als ich den Laube'ſchen Brief erhielt, und ich eilte ſofort mit meiner einzigen Abſchrift und meinem Manuſcript auf das Theaterbureau. Ich nahm mir meine ganz vortrefflichen, prompten Copiſten zuſammen und ſtellte ihnen die Sachlage vor. Sie entwarfen ſofort ihre Dispoſition und vertheilten die Arbeit, ſo zwar, daß ſie die Rollen actweiſe abſchrieben und dann zuſammenhefteten und ſich die Stunden, ſogar die der Nacht, ſo eintheilten, daß die Arbeit nie unterbrochen wurde. Schon am Abend des Tages konnte ich zwei Hauptrollen an die Darſteller ausbändigen, am nächſten Morgen drei andere, und Montag Abend hatten alle

Schauſpieler ihre Rollen. Dienſtag Mittag ſetzte ich eine Leſeprobe auf der Bühne an, die zugleich als Arrangirprobe dienen ſollte, was dadurch möglich war, daß ich ſelbſt die Regie übernahm und die ganze mise en scène feſt im Kopf hatte. Nun aber begannen die Hinderniſſe. Als ich gerade zur Probe gehen wollte, kam der Brief des in Roſtock gaſtirenden Künſtlers Friedrich Haaſe, mit dem wir unterhandelt hatten, ob er noch in dieſer Saiſon, oder in der nächſten bei uns ein Gaſtſpiel eröffnen wollte. Nun paßte es ihm ſofort am beſten, und er meldete ſich für die letzten Tage unſerer Saiſon. Das machte die Friſt für mein Stück noch um fünf Tage kürzer. Ich war eben dabei den Schauſpielern, die ſich zur Probe verſammelt hatten, das vorzutragen und zu berathen, ob ſie es für möglich hielten, das Stück nichtsdeſtoweniger noch herauszubringen. Wir rechneten die Tage, ja, wir rechneten faſt die Stunden, ſetzten als Vorſtellungen in der Woche nur Opern an und wurden endlich einig, daß wir es wagen wollten. Da eben, als wir unſere Probe begonnen, wurde ein, freilich nicht in meinem Stück beſchäftigter Schauſpieler als krank gemeldet, und die Vorſtellung

für den Abend mußte geändert werden. Als das dem Maſchiniſten mitgetheilt wurde, erklärte er, die Bühne müſſe ſofort geräumt werden, denn es bliebe ihm gerade ſo viel Zeit, die nun unnützen Decorationen auszuräumen und die neuen einzurichten. Damit verloren wir die Probe und dadurch einen ganzen Tag. Nun ſchien die Aufführung unmöglich, und nach kurzer Berathung gaben wir dieſelbe auf. Wir gingen auseinander, aber ich war kaum auf der Straße, als mir ein Paar meiner Mitglieder nachkamen. Sie hatten unter ſich noch einmal ſchnellen Rath gepflogen, und Jeder hatte ſich erboten, alle Kräfte einzuſetzen, weil es ſich um ein Stück von mir handle. Sie machten den Vorſchlag, ich ſollte die Arrangirprobe mit ihnen auf dem Concertſaale abhalten. Das geſchah, und wir laſen, arrangirten, probirten, kurz, wir ſtellten das Stück äußerlich ſo feſt, daß der Muth zum Wagniß immer mehr wuchs und wir die Probe erſt unterbrachen, als die Vorbereitungen zur Abendvorſtellung uns dazu zwangen. Die Anſtrengung, welche die Schauſpieler übernahmen, war eine gewaltige, denn ſchon das einfache Memoriren der zum Theil ſehr umfangreichen Rollen in ſo kurzer Zeit, war eine ſchwere

Arbeit. Doch suchte ich ihnen das Studium der Charaktere, das Ausarbeiten der Nüancen dadurch zu erleichtern, daß ich mit jedem Einzelnen die Aufgabe durchnahm, wie mir das bei einem eigenen Stücke ja möglich war. Als wir am Freitag zur Probe zusammenkamen, nach kaum dreitägiger Muße zum Lernen, fehlte nicht eine Silbe im Gedächtniß. Sonnabend probirten wir zweimal, und die Generalprobe am Sonntag früh ging so präcis, daß wir mit vollkommener Zuversicht dem Abend entgegensahen. Mir hatte die unausgesetzte Arbeit der Woche gar keine Zeit gelassen, meinen Bedenken noch nachzuhängen, und ich kann auch sagen, daß diese in den Proben mehr und mehr schwanden. Der feste und klare Aufbau des Stückes stellte sich zutrauenerweckend heraus. Das Publicum war auf das Stück erst durch den Theaterzettel des Morgens aufmerksam gemacht und mehr überrascht als erwartungsvoll. Der größte Theil meinte wohl, es handle sich um irgend ein früheres meiner Stücke, und daß man noch nichts davon gehört hatte, erweckte so geringe Erwartungen, daß man sie fast Vorurtheil nennen konnte. Das war sehr gut, denn nichts ist dem Er-

folge ſchädlicher, als durch Reclame erzeugte zu hohe Anſprüche.

So begann die Vorſtellung, die vortrefflich war und aus einem Guß, wenn ihr auch, für mein Verſtändniß wenigſtens, noch etwas anhing von der Ueberſtürzung des Einſtudirens, eine gewiſſe Frühreife, eine nicht vollkommen überwundene Unſicherheit bei den Schauſpielern, die eine fieberhaft erregte, mühſam zurückgehaltene Haſt erzeugte. Aehnliches hatte ich bei der erſten Aufführung des „Waldemar“ in Linz bemerkt. Hier wie da kam es dem Eindruck zu ſtatten, denn das will ich gleich voraus bemerken: wir haben das Stück nie wieder ſo zur Geltung gebracht, als bei der erſten Aufführung. Der Erfolg war ein durchaus erwünſchter. Die Theilnahme des Publicums ſtieg von Act zu Act, und die Spannung hielt vor. Für mich hatte der Abend noch eine ganz beſonders wehmüthige Erinnerung. Der Großherzog, die junge Großherzogin Anna mit ihren Eltern, Prinzen und Prinzeß Karl von Heſſen, waren im Theater. Nach dem vierten Act wurde ich in die großherzogliche Loge gerufen. Alle waren theilnehmend für das Stück, und namentlich die junge Großherzogin,

in ihrer ſchweigenden und doch ſo tief verſtändniß-vollen Weiſe, ſtand mit ſo ſtrahlend glücklichem Geſicht da, dem man es anſah, wie es ihr Freude machte, den Eltern neben ihrem Glück auch den kleinen Schmuck ihres Lebens durch das Theater zu zeigen, für das ſie Vorliebe und eingehendes Verſtändniß hatte. Wie herzlich konnte ſie über jeden Scherz lachen, und wie ernſt beſchäftigte ſie ſich doch ſchon vorher damit, wenn ihr eine werthvollere Gabe der Literatur vorgeführt werden ſollte. An jenem Abend war auch etwas Freude dabei, ihren Schweriner Autor, mit dem, was er zunächſt für ihr Theater producirte, zu zeigen. Als der fünfte Act beginnen ſollte und die anderen Herrſchaften wieder Platz genommen hatten in der Loge, blieb die liebenswürdige Fürſtin noch einen Augenblick im Vorzimmer zurück und ſagte mit rührendſter Anmuth: „Bitte, erzählen Sie mir ſchnell, wie es nun kommt. Es macht mir ſolche Freude, wenn ich allein weiß, wie es ſich löſt, während die Anderen ſich noch den Kopf zerbrechen.“ Ich berichtete knapp die Löſung. Das waren die letzten Worte, die ich mit der ſeltenen und unvergeßlichen Frau wechſelte, die wenig Wochen ſpäter nicht mehr unter

den Lebenden weilte. Aber das sind Erinnerungen, die ich an dieser Stelle nur andeuten kann.

Die erste Aufführung von „Um die Krone“ in Schwerin hatte mir die Ueberzeugung vollkommener Lebensfähigkeit des Stückes gegeben, und eigenthümlicher Weise erweckte es überall beim Lesen die Erwartung eines entschiedenen Erfolges und ging schnell über die bedeutendsten deutschen Bühnen. Nirgend, selbst in Schwerin nicht, hat es die Hoffnungen ganz erfüllt, zu der die erste Darstellung berechtigte, und an keinem Theater es höher gebracht, als zu etwas kühlem Erfolge. Ich habe viel darüber nachgedacht, worin die Schuld davon zu suchen sei, und bin mir bis jetzt nicht völlig klar darüber geworden. Zum Theil wohl liegt es darin, daß das Stück mit berechnendem Verstande gebaut ist, und daß ich den Stoff zu lange mit mir herum trug. Ich war schon kalt geworden für denselben, als ich an die Bearbeitung ging. Dadurch fehlt der Herzschlag, und eine gemüthlose mit Worten und Begriffen spielende Kälte gewinnt die Oberhand. Dazu kommt, daß die männliche Hauptfigur, Poniatowsky, im Umschlag seiner Neigung immer ein gefährlicher Theaterheld ist. Man glaubt

der letzten Liebe nicht, wenn man die erste so erkalten sah. Das Theaterpublicum, wenigstens das deutsche, hält nun einmal fest an der Unwandelbarkeit der ersten Liebe und verzeiht es dem Mann nicht, wenn er sich durch das Glück einer spätern Neigung trösten läßt.

Als ich zu Anfang der nächsten Saison „Um die Krone", viel sorgsamer einstudirt, wieder verführte, machte es mir selbst nicht mehr den Eindruck des ersten Mals, und ich schob das Stück zurück. Erst als ich zwei Jahre später von Schwerin schied und von Ort, Freunden und Theater sehr schwermüthig schmerzlichen Abschied nahm, studirte ich das Stück auf Wunsch meiner Schauspieler wieder ein, da sie der Meinung waren, ich müsse mit einem eigenen Stück unser Zusammenwirken abschließen. Auch das Publicum sah diese Aufführung wie einen Abschiedsgruß an und überschüttete mich mit Zeichen seines Wohlwollens. Noch jahrelang bewahrte ich die Kränze, die mir an jenem Abend zugeworfen wurden. Die aber galten nicht dem Stück, sondern dem Intendanten, und waren so auch mehr berechtigt, denn ich war wohl ein besserer Intendant als Dichter.

XXI.

Die dramatische Production hat etwas Ansteckendes, und jeder schriftstellerische Erfolg auf der Bühne wird stets eine Reihe von Stücken derselben Gattungen hervorrufen. Das ist eine immer wiederkehrende Erfahrung, die jedem Bühnenlenker entgegentreten wird, dem mehrere Jahre hindurch ein großer Theil der Versuche auf diesem Gebiet der Literatur zur Prüfung vorgelegt wird. Darin liegt die Entschuldigung eines Vorwurfs, der nur zu oft, und zwar von den einsichtsvolleren Beurtheilern der Leistungen einer Bühne, deren Verwaltung gemacht wird. Das Repertoire soll wechseln, und die Novitäten in verschiedenen Schattirungen vorgeführt werden. Nun giebt es aber Jahre, in denen nur das ernstere Drama, andere, in denen meist Heiteres producirt wird, und dadurch kommt eine gewisse Planlosigkeit, die ja allerdings den Eindruck des einen Stückes durch den des andern, gleichartigen schwächt. Noch mehr, es liegen Stoffe in der Luft, und ich will nur darauf hinweisen, daß vor einigen Decennien die Hohenstaufen-Tragödien an der Tagesordnung waren und unzählige Conradin-

Dramen, freilich mehr auf den Büchermarkt als auf die Bühnen gebracht wurden. Vor einigen Jahren waren die Niebelungenstoffe, die Tristan und Isolden an der Reihe und überflutheten die Theaterbureaus. Eigentlich nur die dramatischen Bearbeitungen von Hebbel und Geibel sind, schon durch die literarische Autorität ihrer Dichter, auf die Bühne gelangt. Auch diese beiden hervorragenden Autoren kämpften mit der dramatischen Ungunst des Stoffes, die dann die geniale Behandlung Richard Wagner's für das musikalische Drama, für das sie viel günstiger sind, lebendig zu machen wußte.

Aber von dem Allgemeinen auf das Besondere zurückzukehren, meine wieder erweckte Lust an dramatischer Production wurde ansteckend, und im Kreise meiner Schauspieler fing es an sich selbstschöpferisch zu regen. Es war in denselben ein Künstler eingetreten, der sich bereits als Bearbeiter französischer Stücke und älterer Singspiele einen Namen gemacht hatte, Herr Günther. Zunächst war er bestimmt, die Lücke auszufüllen, die durch den Tod des vortrefflichen Komikers Peters, eines langjährigen Lieblings des Schweriner Publicums, sehr schmerzvoll entstanden

war. Peters war einer der bedeutendsten Komiker, die mir auf den deutschen Bühnen begegnet waren, und ich wüßte ihn nur mit Fritz Beckmann zu vergleichen, dem er in mehr als einer Beziehung ähnlich war. Neben einer unwiderstehlichen vis comica standen ihm auch alle Gemüthstöne zu Gebot, und er verstand es ebensowohl zu rühren, als zu erheitern. Herr Günther hatte nach ihm eine schwierige Stellung, die er aber durch große Vielseitigkeit, ohne zu versuchen den Vorgänger zu decken, schnell zu erobern und zu behaupten wußte. Er spielte jüngere und ältere Rollen im Lustspiel und in der Posse und griff, unterstützt von gründlicher musikalischer Bildung, tüchtig in Singspiel und komische Oper ein, ja, er bewährte sich als einsichtsvoller Regisseur und wurde mir bei seinen reichen Erfahrungen auf der Bühne ein zuverlässiger und aufrichtiger Rathgeber. Wir besprachen Stoffe, und das regte auch bei ihm wieder die Lust zum Schaffen an. Aber auch einige meiner jüngeren Mitglieder fühlten den Drang zur Production, und ich fand einige, freilich noch sehr unreife Versuche, die mir schüchtern zur Beurtheilung auf den Tisch meines Bureaus gelegt waren. Nach mancherlei Rathschlägen,

die dann auch in großer Hast befolgt wurden, kamen denn doch ein Paar wenigstens aufführbare Stücke zu Stande. So stellten wir einen Theaterabend zusammen, wie ihn wohl wenig Bühnen aufweisen konnten, wenn ich auch seine künstlerische Ausbeute nicht eben hoch anschlagen will. Es waren vier kleine einactige Stück die alle Mitglieder unseres Theaters zu Autoren ha n. Zuerst kam ein Stückchen einer jungen Schauspielerin, die versuchsweise für kleinere Rollen engagirt war, Emma Raibel, „Aus der Leihbibliothek", das, gut gespielt, das Publicum sich freundlich gefallen ließ. Mehr konnte es nicht verlangen als Erstlingsversuch, und doch meine ich, daß die Verfasserin weder als Darstellerin noch als Schriftstellerin ohne Talent war, wenn das Geschick sie auch nach keiner Richtung hin zur vollen Blüthe gelangen ließ. Dann folgte ein Gelegenheitsstückchen von mir, das der Doppelbegabung einer andern jungen Schauspielerin sein Entstehen verdankte. Wir hatten ein junges Mädchen, Fräulein Streblen, engagirt, das zuerst Musik studirt hatte, um sich zur Geigenvirtuosin auszubilden. Ein glücklicher schauspielerischer Versuch auf einer Privatbühne hatte die bereits recht tüchtige

Künſtlerin auf der Geige bewegen, ſich der Bühne zuzuwenden, der ſie erſt kurze Zeit angehörte. Ich hatte ihr gleich bei Antritt ihres Engagements verſprochen, ihr ein Stückchen zu ſchreiben, in dem ſie auch Proben ihrer muſikaliſchen Studien ablegen könne, und ſo entſtand die kleine Blüette „Die Geige", die nicht mehr beanſpruchte, als ihrem ephemeren Zweck zu dienen, und den vollkommen erreichte. Fräulein Strehlen ſpielte, unterſtützt von unſeren beliebteſten Luſtſpielkräften, ihre Rolle recht hübſch, noch beſſer aber, unterſtützt von dem vortrefflichen Orcheſter, ihre Geige, und der Löwenantheil des Beifalls gehörte ihr, mir nur das Verdienſt, zu demſelben Gelegenheit gegeben zu haben. Nun kam ein Luſtſpiel von Leopold Günther „Engel und Satan" und gefiel ſehr, namentlich durch die Rolle eines dummen Bedienten, die der Autor mit größter Virtuoſität darſtellte. Den Schluß machte eine derbe Poſſe von Wilhelm von Horar: „So kommt man in Verlegenheit", die in etwas veraltetem Stil, ungefähr in dem Ton der uralten „humoriſtiſchen Studien" dem Publicum wohl kaum zugeſagt hätte, wenn nicht der Autor als Schauſpieler ſo beliebt geweſen wäre, und die Zuſchauer der Abſicht

des Abends, ihnen einmal nur Speisen, in eigener Küche zubereitet, vorzusetzen, freundlich entgegengekommen wären. Es hatte nun seine eigenthümliche Bewandtniß mit diesem Stück. Der veraltete Ton desselben, sowie der Stoff waren mir gleich sehr bekannt vorgekommen, und mehreren meiner Schauspieler ging es ebenso: Das mußte ein altes Stück sein, obzwar wir uns nicht auf ein ähnliches besinnen konnten. Der Autor aber betheuerte, er hätte den Stoff in einem alten Taschenbuch aus den zwanziger Jahren gefunden, die dramatische Bearbeitung sei sein Eigenthum. Wenige Tage nun nach der Aufführung kam eins meiner ältesten Mitglieder mit einem ganz vergilbten Theatermanuscript, das sich richtig in der Theaterbibliothek noch gefunden hatte und fast genau unser Stück war, denn bis auf den Titel waren die Namen der Personen, die Situation, sogar einzelne Gesprächswendungen ganz übereinstimmend. Der angehende dramatische Dichter wurde gerufen und ihm das Manuscript vorgelegt, das ihn stark des Plagiates beschuldigte. Seine Bestürzung, die Verwunderung, mit der er, kaum seinen Augen trauend, den Doppelgänger seines Stückes musterte,

bezeugten aber, Angesichts des corpus delicti, seine Unschuld. Er brachte nun als Entlastungszeugen sein altes Taschenbuch zur Stelle, das sichtlich jüngeren Datums war, als das Urstück. Ja, da war kein Zweifel, die Novellette war nur eine erzählende Zurückschreibung des Stückes, und an ihr war noch so viel von ihrer ersten dramatischen Fassung hängen geblieben, daß sie einestheils die Dramatisirung sehr natürlich erscheinen ließ, anderntheils wieder überaus leicht in ihr altes Gewand schlüpfte, von dem sie einzelne Fetzen nie abgelegt hatte. Unser Autor mußte freigesprochen werden von der Schuld eines Plagiats, das ein anderer nicht mehr zu belangender anonymer Verfasser verschuldete.

Unser selbstgeschaffener Theaterabend war aber ein ganz ungetrübter und wurde nach der Vorstellung in meinem Hause nachgefeiert, wo wir sehr heiter unter uns Autoren waren. Dieser kleine Anfang einer Schule dramatischer Schriftstellerei fiel leider in den letzten Winter meines Schweriner Aufenthaltes, er hätte sonst möglicher Weise doch noch fruchtbringend über diesen einen Abend hinaus werden können.

Ich will hier gleich noch eines andern kleinen

Stückes Erwähnung thun, das ich auf dem Lande geschrieben, und weil ich es eigentlich nicht in Schwerin aufführen lassen wollte, pseudonym an die Bühnen hatte versenden lassen: „Zwei Tassen“. Keine einzige Direction hatte dasselbe einer Beachtung werth gehalten, und ich hatte es fast vergessen; da bekam ich von befreundeter Hand aus Weimar den Theaterzettel einer Aufführung bei Hof zugeschickt, weil auf demselben ein anderes, älteres Stückchen von mir stand, und zugleich die anonymen „Zwei Tassen“. Ich hätte mich, ohne mich zu verrathen, nicht nach dem Erfolg erkundigen können, suchte aber die Gelegenheit, als ich kurz darauf mit dem damaligen Intendanten des Weimarer Theaters, Franz von Dingelstedt in Frankfurt bei Gelegenheit einer Intendantenversammlung zusammentraf. „Wir haben neulich Ihr Stückchen (ich glaube, „Liebe im Arrest“) bei Hof gespielt,“ sagte er. „Man hat mir den Zettel geschickt!“ erwiderte ich, „aber was war denn das für ein unbekanntes Ding, mit dem man mich zusammengespannt hatte?“ „Oh,“ rief Dingelstedt, „das war ein allerliebstes, feines Salonstück, viel besser als das Ihrige!“

Er wußte nicht, welch' Compliment er mir mit der ſcherzhaften Neckerei ausſprach, ich gab aber, ermuntert durch dieſen Ausſpruch, das Stück in Schwerin mit freundlichem Erfolg. Daß ich ſein Autor wäre, hat man dort erſt erfahren, als ich es einige Jahre ſpäter in meinen „Geſammelten Luſtſpielen“ aufnahm. Inzwiſchen war es doch auch an einigen Orten gegeben worden, und überall hatte es die Kritik als eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen bezeichnet, obzwar Stoff und Charaktere ganz deutſch ſind. Erſt als es, wieder mehrere Jahre ſpäter, in glänzender Darſtellung am königlichen Theater in Berlin erſchien und beifällig aufgenommen wurde, hat es ſeinen Weg rüſtig auf die übrigen deutſchen Bühnen angetreten.

Ich entſinne mich, daß ich in jener Zeit wieder eine ganze Reihe von Luſtſpielſtoffen mit mir herumtrug, und Alles, was ich ſpäter ſchrieb, iſt in den Tagen vollſter Schweriner Thätigkeit, in denen mir kaum die Möglichkeit blieb, es auszuführen, erſonnen worden. Aber beim Heraustreten mit einem Luſtſpiel war ich immer zaghafter, als ich es mit einem größern Drama geweſen bin, und wie vielmals ſchob ich es während der Arbeit bei Seite, muthlos, ent-

ſchloſſen, es nicht wieder aufzunehmen. Ich hatte eben die Erfahrung gemacht, daß der komiſche Erfolg eines Stückes am allerſchwerſten voraus zu berechnen iſt, und zwar bis zum letzten Augenblick, denn ſelbſt die Generalprobe, deren Eindruck doch faſt dem der Aufführung gleichkommt, trügt ſehr oft, während ſie mich beim ernſten Stück niemals getäuſcht hat. Am wenigſten aber ſind die Mitſpielenden ſelbſt im Stande die Wirkung vorauszuſehen, und ich erinnere mich eines Falles, als wir ein kleines, damals noch nirgends gegebenes Stückchen: „Er hat Etwas vergeſſen“, das mich beim Leſen ſehr angeſprochen hatte, aufführten. Die drei Darſteller, Frau Lafrenz, Herr von Hoxar und Fräulein Brand hatten gar kein Vertrauen zu der niedlichen Bauernſcene und ſteckten mich faſt an mit ihrer Beſorgniß. Zitternd ſtanden ſie da, als der Vorhang aufgehen ſollte, und Frau Lafrenz ſagte, faſt als wolle ſie mir einen Vorwurf machen über das ſicher bevorſtehende Geſchick: „Diesmal fallen wir durch und gründlich, das werden Sie erleben!“ Ich erwiderte, aber eigentlich um mir ſelbſt Muth zu machen: „Vielleicht haben wir ſogar einen Einſchlag!“ Und ſiehe da, das harmloſe, natürliche Stückchen zün-

dete vom ersten Wort bis zum letzten, und als der Vorhang gefallen, alle drei Darsteller gerufen waren, sagte Frau Lafrenz, die recht eigentlich durch ein Cabinetsstück von Darstellung zum Gelingen beigetragen hatte: „Ich will doch in Zukunft den Mund halten, ich dummer Prophet. Unsere beiden Jungen haben aber auch zum Küssen gespielt, so natürlich und frisch, da war es für mich ein Spaß, mitzugehen!“ Das Stückchen aber hat uns noch oft und immer erheiternd eine Lücke ausgefüllt.

Bei einem unserer fruchtbarsten und beliebtesten Lustspieldichter, bei Roderich Benedix, ist mir es fast immer so gegangen, daß ich beim Lesen seiner Stücke ihnen keine besondere Wirkung zutraute, die in der Aufführung dann meist übertroffen wurde. Und doch ging ich immer mit besonderer Freude an das Lesen dieser Stücke, weil mir der Autor so lieb war, und die wenigen Stunden, in denen wir uns im Leben begegneten, immer einen freundlichen und gemüthvollen Eindruck zurückließen. In Benedix steckt, wie in seinen Stücken, noch immer etwas vom alten Studenten, und das ist es, was ihn frisch hält, gerecht bleiben läßt gegen die Jugend und seinen Humor, der

immer im Gemüth wurzelt, niemals angrämelt, oder ihm eine verletzende Spitze giebt. So oft ein Stück von Benedix einlief, und es kam oft — denn er liefert, das ist sein Pensum, gewöhnlich vier im Jahr — ging ich freudig an das Lesen und legte enttäuscht das Stück fort. Jedesmal dachte ich: das kann nicht gefallen wie die früheren. Mit einem, das dann auf allen Bühnen unzweifelhaftes Glück machte, ging es mir auch so. Ich hatte es zweifelnd gelesen und wagte nicht es aufführen zu lassen. Da war ich zufällig in Hamburg und fragte Director Maurice, ob er noch irgend eine Novität vorbereite, auf die er Hoffnung setze: „Nur eine," erwiderte der practische Altmeister: ‚die zärtlichen Verwandten'. „Aber Sie müssen etwa das Drittel streichen." Ich folgte dem Rath und erzielte vollkommenen Erfolg. Damals war ich gerade mitten in der Arbeit mit einem Lustspiel, das ich aber auch zaghaft bei Seite gelegt hatte: „Spielt nicht mit dem Feuer!" Es kam mir possenhaft, gedehnt vor und ohne Humor. Der Erfolg der „Zärtlichen Verwandten" und mehr noch der Rath, den mir Director Maurice für dasselbe ertheilt hatte, machte mir Muth. Ich strich den Anfang meines

Stückes eben ſo knapp zuſammen, als ich das bei dem von Benedix gethan hatte, und arbeitete dann friſch in einem Zuge weiter. Ja, ich trug die Farben greller und kecker auf, als das eigentlich in meiner Natur lag, und hatte die Empfindung, den Humor ſtark übertrieben zu haben. Kaum war der letzte Federſtrich gethan, als das Stück auch in Scene geſetzt wurde. Ich wollte es wieder anonym herausbringen, um ein unbefangenes und unpartheiiſches Urtheil des Publicums zu empfangen, und Director Steiner, der einzige, der im Geheimniß war, hatte mir geholfen, eine Fabel zu erfinden, um die Schauſpieler zu täuſchen. Er wollte das Stück mit aus Berlin gebracht haben und nannte, aber im Vertrauen, einen bekannten Autornamen. Wir hielten unſere Proben, und keiner der Mitſpielenden ſtellte eine Frage, ja, ſie thaten Alle ganz discret. Als die Generalprobe vorbei war, die uns Alle in beſte Laune und in volle Zuverſicht verſetzt hatte, ſah ich, daß ſie zuſammentraten und beriethen. Ich wollte fortgehen, da kam mir Herr Feltſcher nach und ſagte: „Bitte, ſagen Sie uns, wer der Verfaſſer des Stückes iſt. Wir ſind nämlich Alle der Anſicht und das von Anfang an, daß kein Anderer

es gemacht haben kann als Sie; aber weil Sie es nicht eingestanden, haben wir nicht fragen wollen!“ Ich leugnete nicht, bat aber, mich dem Publicum nicht zu verrathen. Alle versprachen es und hielten gewissenhaft Wort, aber Jeder brachte eine besonders gute Stimmung mit. So ging das Stück vortrefflich, und die musterhafte Darstellung hatte einen großen Antheil an dem vollkommenen Gelingen. Und doch verlangte der Regisseur Herr Feltscher noch eine gründliche Probe des Stückes vor der Wiederholung. Sie hätten sich allerlei ausgedacht, und manches sei ihnen im Spielen noch eingefallen, was die Wirkung noch steigern könne. Es ging an's Probiren, als gälte es ein neues Stück einzustudiren. Da wurden Längen ausgeschieden, wirksame Zusätze gemacht, jeder wurde Mitarbeiter, und so kam das Stück in der Fassung zu Stande, in der ich es später an die Bühnen verschickte. „Spielt nicht mit dem Feuer“ ist Repertoirestück auf fast allen deutschen Bühnen geworden, und ich freue mich, hier noch einmal den Dank dafür meinen getreuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aussprechen zu können, für die ich es schrieb, und durch deren Hilfe es viel an Wirksamkeit gewonnen.

Zu der ſo ſorgfältig vorbereiteten Wiederholung kam Herr Düringer, der Director des Berliner königlichen Theaters, auf meine Einladung herüber, um das Stück zu prüfen, ob es für ſeine Bühne brauchbar wäre. Stück und Darſtellung übertrafen bei Weitem ſeine Erwartungen, wie er mir nicht nur ſofort ausſprach, ſondern wie er auch in Berlin vielfach betheuert hat. Es mußte freilich überraſchen, ein kleines Hoftheater zu finden, das gar keine Reclame machte, über das eigentlich niemals geſchrieben wurde, und das durch ſeine darſtellenden Talente, ſeinen Fleiß, ſein nahezu vollendetes Enſemble, durch die künſtleriſche Einheit ſeiner Leiſtungen, denn das galt auch von der Oper, auf die ich eingehender zurückkomme, mindeſtens geſagt, die Rivalität keines deutſchen Theaters zu ſcheuen hatte. Aber wer wußte das? Außer Schwerin Niemand, in Schwerin nur Wenige, denn man gewöhnt ſich ſo leicht, das Gute als ſelbſtverſtändlich hinzunehmen. Ich habe mich oft gefragt in der Zeit, wenn mir eine Vorſtellung beſonders gelungen erſchien, ob ich mich nicht täuſche und im Vorurtheil Schwächen überſähe und die Vorzüge in hellerm Lichte betrachte; aber wenn ich dann einmal einer Vorſtellung auf

einer andern Bühne beiwohnte, überzeugte ich mich, daß wir bei uns ſtylvoll, einheitlich und ganz natürlich ſpielten, und daß dadurch ein künſtleriſcher Eindruck hervorgebracht wurde, den keine, noch ſo pikante und virtuoſe Einzelleiſtung jemals hervorzubringen vermag. Ich behalte mir vor, das bei Beſprechung der Gaſtſpiele genauer darzulegen. An jenem Abend, als ich Herrn Düringer mein Stück mit meiner Bühne vorführte, war ich viel erfreuter noch über den Eindruck, den Letztere, als den das Erſtere ihm machte. Namentlich war er erſtaunt, eine Schauſpielerin bei uns wieder zu ſehen, die vor wenig Wochen erſt ſeine Bühne verlaſſen hatte und bei uns eingetreten war. Unterſtützt von großer Intelligenz und unermüdlichem Fleiß, hatte ſich ihre Begabung für das Converſationsſtück glänzend entwickelt. Sie verſtand zu charakteriſiren, aber dafür lag ihr Sentimentalität ganz fern, und für das höhere Drama, namentlich für den Vers, ſtand ihr eine gewiſſe Sprödigkeit des Organs im Wege. Frl. Delia war nun in Schwerin nicht allein in ihr eigentliches Fach gekommen, ſondern in demſelben auch rapide gewachſen und hatte ſich dabei ſehr geſchickt in die vollkommene Natürlichkeit, die unſere

Bühne auszeichnete, hineingelebt. Das mußte auffallen, wenn man die Künstlerin noch kurz vorher in verschiedenen Rollenfächern hatte umhertappen sehen. Herr Düringer war so aufrichtig, das einzugestehen. „Spielt nicht mit dem Feuer“ hat er dann nach besten Kräften in Berlin betrieben, und dasselbe hat sich bei vorzüglicher Darstellung dort länger als irgend eines meiner Stücke auf dem Repertoire erhalten. Alle anderen haben ihre mehr oder weniger häufigen Wiederholungen meist in den ersten Monaten ihres Erscheinens abgethan, um nicht wieder zu erscheinen, und das fast ohne Ausnahme. Ich habe das immer schmerzlich empfunden, weil ich das Princip nicht für richtig halte, den Autor immer wieder vergessen zu lassen, ehe er wieder erscheint, und ihm das alle Anregung zu neuer Production abschneidet. Der lebendige Verkehr mit der Bühne ist nun einmal die Lebensluft, in der die dramatische Production gedeiht, und die Aussicht, sein geistiges Kind so schnell als möglich in der Todtenkammer der Theaterbibliothek begraben zu sehen, schlägt allen Wunsch zur Production nieder. Aber nichts von dem Thema: „Spielt nicht mit dem Feuer!“

XXII.

Man hatte die Besorgniß gehabt, daß ich in meiner Theaterleitung die Oper gegen das Schauspiel vernachlässigen würde, und diese Annahme lag allerdings sehr nahe, denn gleich bei Uebernahme meines Amtes hatte ich erklärt, daß ich musikalisch durchaus Laie sei und in dieser Beziehung mir selbst das Zeugniß ausstellen müsse, meiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Wunderbar genug erschien es mir in der That, auch nach dieser Richtung ein Kunstinstitut leiten zu sollen. Aber meine eigene Besorgniß und die des Publikums schwand immer mehr, je genauer ich die Verhältnisse kennen lernte. In dem Kapellmeister Alois Schmitt hatte ich die allerzuverlässigste Stütze, ebenso in dem Chordirector Herrn Stocks, und bei dem guten Willen, den ich entgegentrug, wuchs auch die Zuversicht, mich nützlich machen zu können, und die Ueberzeugung, daß es doch nicht gar so schlimm mit dem eigenen Verständniß bestellt sei. Der musikalische Theil, wie gesagt, war in den besten Händen, und um das Scenische, Decorative, für das Costüm, ja, selbst für die dramatische Seite

der Opernvorstellungen konnte ich mich nützlich machen und that das mit besonderer Vorliebe. Auch in den Engagements waren wir nicht unglücklich, und so kann ich sagen, daß wir Resultate erreichten, die durch Präcision und Correctheit des Ensembles, geschmackvolle Ausstattung, Eifer und dramatisches Leben einen künstlerischen Eindruck hervorriefen, den ich mit viel bedeutenderen Kräften und unvergleichlich größeren Mitteln anderwortes nicht erreicht sah. Dabei unterstützte nicht unwesentlich das sehr brauchbare Chorpersonal, das nicht allein durch den unermüdlichen Eifer des Dirigenten musikalisch gebildet und geschult wurde, sondern auch, weil die Mitglieder desselben vielfach und oft in größeren Rollen im Schauspiel verwandt wurden, mit schauspielerischem Geschick in die Handlung einzugreifen befähigt war.

Nichtsdestoweniger nahm mein redliches und eifriges Zusammenwirken mit Freund Aloys Schmitt den Character eines ununterbrochenen Kampfes an, der sich nicht selten scheinbar zu heftigen Scenen steigerte. Ich muß das Wort scheinbar hier ganz besonders betonen, denn im Grunde gaben wir uns gegenseitig, wenn auch stillschweigend, gewiß in den meisten Fällen

Recht, und das Resultat war immer ein möglichst guter Erfolg. Ich hatte auch den Cassenerfolg neben dem künstlerischen im Auge, und je ausschließlicher der letztere durch den Capellmeister Schmitt vertreten wurde, deste mehr war ich darauf hingewiesen, den ersteren nicht zu übersehen. Nun fügte es sich aber günstig, daß einige ganz besonders für die Casse ergiebige Opern gerade während meiner Theaterführung dem Repertoire eingefügt wurden, und daß ich diese, oft zur Verzweiflung meiner auf ernstere Kunstgenüsse gerichteten Freunde, auszunutzen versuchte. Die Gounod'sche Margarethe brachte ich neu, dann die anfangs sehr ergiebige Afrikanerin, auch den Troubadour von Verdi, der sich wenigstens als vortreffliche Repertoire-Aushülfe erwies, und endlich die Undine von Lortzing, der ich eine poetische decorative Ausstattung gab und damit den deutsch-volksthümlichen Character der Oper, die freilich im Text allen Flügelstaub der Fouqué'schen Dichtung abgestreift hat, für den Erfolg wesentlich unterstützte. Kurz, ich that für den Glanz meiner Opernverstellungen, was nur irgend meine Casse erlaubte, und suchte nach immer neuen Erfindungen, um den **Schein** eines Glanzes herzu-

ſtellen. Wir konnten uns wirklich ſehen laſſen, und von dem Vergnügen, das es mir gab, namentlich beim phantaſtiſchen Ausſchmuck der Afrikanerin, Alles zuſammenzuraffen, was nur irgend zum Ausputz dienen konnte, ließe ſich manche heitere Geſchichte erzählen; denn ich raubte im eigenen Hauſe und bei den Freunden, was, freilich in ganz neuer Verwendung, für den wilden Hofſtaat der Königin Selica brauchbar erſchien, von den Federn, die in den Küchen abfielen, und die der Schönfärber zu neuem Glanze tünchte, bis zu den Klingelſchnüren aus Schmelzperlen und den Angorafranſen der Lampenunterſätze. Zuletzt ſchien mir Alles brauchbar, und ich wurde immer erfinderiſcher in der Verwerthung alles deſſen, was glänzte oder leuchtete. Wie ich mir aber in meiner dramaturgiſchen Thätigkeit ſtets die künſtleriſche Nothwendigkeit klar zu machen ſuchte und mir niemals erlaubte, der perſönlichen Liebhaberei, oder gar der Spielerei mit Aeußerlichkeiten, dem Amüſement an unweſentlichen Dingen die Zügel ſchießen zu laſſen, ſondern mir ſtets Rechenſchaft zu geben ſtrebte, wie nur das zu fördern wäre, was dem letzten Ziel, der Förderung und dem Dienſte der Kunſt zu gut käme,

ſo ſah ich bald, daß dieſe beluſtigenden Beſtrebungen der Sache nöthig waren und dem muſikaliſch veredelnden Streben künſtleriſchen Schaffens, das ich auf dem Gebiet der Oper Anderen ausſchließlich überlaſſen mußte, dienſtbar wurde. Die Oper, das muſikaliſche Drama, bedarf des äußeren Glanzes, der Hilfsmittel der Maſchinerie, des decorativen Schmuckes. Wie ſie ſelbſt vorzugsweiſe auf die Empfindung wirkt, müſſen dieſe Aeußerlichkeiten auf die Sinne wirken, um ein dramatiſches Ganze zum Abſchluß und vollen Eindruck zu bringen. Bei dem recitirenden Drama iſt der äußere Glanz nicht nur weniger nothwendig, ſondern in der Uebertreibung geradezu verderblich. Wie es überwiegend den Verſtand beſchäftigen, den Zuſchauer in das Mitdenken und Mitempfinden hineinziehen ſoll, iſt ein Ablenken von dieſer Mitthätigkeit durch Aeußerlichkeiten, durch Dinge, die nur das Auge feſſeln, geradezu ein Verrath an der Dichtung und ein Abbruch, der dem Zuſchauer geſchieht. Wahrheit, hiſtoriſche Treue ſind die Grenzen, die niemals überſchritten werden ſollten. Wie verletzend tritt uns oft ein ſinnloſer Glanz in Decoration, Geräthſchaften, Meubles und Kleidern entgegen, und wie manches

dramatiſche Werk iſt dieſen Uebertreibungen ſchon zum Opfer gefallen. Selbſt im modernen Converſationsſtück geſchieht oft zuviel. Die Anordnungen, die den Raum der Bühne ſo vollpacken, daß dem Schauſpieler keine Freiheit zur Action bleibt und zu einem beſtändigen Kämmerchen-vermiethen-ſpielen, von einem Polſterſtück zum andern verleiten; die Kleiderpracht, die im Ueberbieten weit über das dem darzuſtellenden Character Geziemende hinausgeht, ſind geradezu ein Vernichten der darzuſtellenden Stücke, und falls ſie den Zuſchauer anziehen, ein Verderb des Geſchmackes. Schiller ſelbſt hat es eingeſehen, daß der Glanz des Krönungszuges in ſeiner Jungfrau von Orleans, grade weil er das Publikum in die Theater lockte, ſeiner Dichtung Schaden that, und der decorative Schmuck, mit dem man in London den Shakeſpeare'ſchen Dramen neue Anziehungskraft zu verleihen ſtrebt, und den man leider in Deutſchland nachzuahmen verſucht, ſind eine Impietät gegen den Dichter und lenken ab vom Verſtändniß und der poetiſchen Würdigung ſeiner Dichtungen. Mit einem Worte: In der Oper hat nur der Geſchmack die Grenze zu ziehen, die dem Glanz der Ausſtattung ſo weit als möglich geſteckt

werden muß; im recitirenden Drama iſt das Zuviel nach dieſer Richtung weit gefährlicher als das Zuwenig, denn es kann nicht allein den Eindruck des Momentes ſchmälern, ja vernichten, ſondern ſogar den Geſchmack des Publikums verderben und ſo weithingreifenden Schaden thun.

Aber wieder auf meine ſchweriner Opernvorſtellungen zurückzukommen. Hatte ich in der Vorbereitung der ſceniſchen Ausſtattung das Meinige gethan, konnte ich mit der ruhigen Freude des Zuſchauers den Darſtellungen beiwohnen und that das mit immer wachſendem Verſtändniß und mit ſtets ſteigendem Genuß. Ich wurde ſo der Oper gegenüber, was jeder Zuſchauer für die Leiſtungen der Bühne überhaupt ſein mußte — ein Strebender nach Verſtändniß, der durch Einſetzen eigener Kraft ſich Genüſſe erringt, zu denen man nur durch ernſte Hingabe gelangen kann. Wie kommen wir immer mehr von dieſer Auffaſſung der Zuſchaueraufgabe ab! Aber einen Theil der Schuld tragen die Bühnenleitungen ſelbſt und thun das zumeiſt durch übertriebenen Reiz auf die Sinne.

Ganz weſentlich griff aber meine Beziehung zur

Oper in die geselligen Verhältnisse unseres Hauses ein und hat manche unvergeßliche Stunde geschmückt und künstlerisch belebt, schon weil sie uns die Mitglieder der Oper und des vortrefflichen Orchesters zuführte. Ich nenne vor Allen Fräulein Anna Reiß, unsere Coloratursängerin, die aus Leidenschaft für die Bühne, aus unwiderstehlichem Zug zur ausübenden Kunst, glückliche und mehr als behagliche Familienverhältnisse, ein Elternhaus, in dem man sie auf Händen trug, opferte für den anstrengenden, an Dornen und Blüthen gleich reichen Dienst der Bühne. Hochgebildet, herausgetreten aus einer hervorragenden und begünstigten gesellschaftlichen Stellung, wurde die junge Dame bald Freundin unseres Hauses und ist das geblieben über die Zeit unseres Zusammenwirkens in Schwerin hinaus. Wie oft hat sie die Mühen der Häuslichkeit getheilt, wie sie die Sorgen und Freuden derselben theilte, wie manche Stunde mit unseren Kindern verspielt, wenn wir Eltern einmal fern waren, und wochenlang allabendlich nach dem Theater den Thee bereitet, um meiner Frau, die leidend war, eine Mühe abzunehmen. Einmal kamen wir mit Emanuel Geibel, der zum Besuch aus Lübeck

herübergekommen war, aus dem Theater, wo wir die Euryanthe gehört hatten. Der Freund war noch ganz erfüllt von der Freude an der Lieblingsoper und sehr eingenommen von der edlen und correcten Wiedergabe der Titelrolle, als wir in das Theezimmer traten. In seiner Aufregung übersah er ganz die Dame, die im unscheinbaren, schnell übergeworfenen Kleide die Tassen füllte und hinunterreichte. Wir ließen ihn seine Anerkennung in seiner warmen und poetisch erregten Weise ungestört aussprechen und freuten uns an der Ueberraschung, als wir ihm schließlich entdeckten, daß die Gepriesene ihm gegenüber säße und er aus Euryanthe's Hand seinen Abendtrank empfinge. Nun begann eine Wechselwirkung zu productiver Anregung. Ein kleines, eben entstandenes Gedicht, das Geibel vorlas, wurde sofort von Alois Schmitt componirt und von Fräulein Reiß gesungen. Der Funke schaffender Poesie fiel schnell zündend in den kleinen Kreis und leuchtete hell nach in allen Gemüthern. Es war wirklich ein buntes Kunstleben, das sich um uns schuf, und die Musik gab mehr als den Klang, der erfreute, sie gab den Ton, der belebend weiter rauschte. Alois Schmitt sorgte aber dafür, daß das

muſicaliſche Intereſſe der Schweriner noch weiter als
durch unſere Opernvorſtellungen geweckt wurde. Er
hatte Abonnementsconcerte veranſtaltet, in denen er
ſelbſt als vortrefflicher Clavierviruoſe und die begab-
teſten Mitglieder des Orcheſters, die Sänger der Oper
mitwirkten. Ernſt vorbereitet, waren es edle Kunſt-
genüſſe, die geboten wurden, und hier hatte der
Rigoriſt allein den Ausſchlag zu geben, ohne die Rück-
ſichten, die ich ihm im Intereſſe meiner Caſſe bei der
Oper auferlegte. Zu einzelnen dieſer Concerte ergin-
gen dann Einladungen an die erſten muſicaliſchen
Notabilitäten, und wiederum führten ſie manchen lie-
ben Gaſt in unſer Haus, von denen mehrere Freund
wurden und blieben. Ich will vor Allen nur Frau
Clara Schumann nennen, Joachim, Steckhauſen, Hans
von Bülow.

In Clara Schumann iſt das ernſte Prieſterthum
der Kunſt ſo mit ihrem ganzen Weſen verſchmolzen,
daß eine größere, Ehrfurcht gebietende Harmonie nicht
gedacht werden könnte, und dabei wahrt ſie ihre rein-
hohe Aufgabe in echt weiblicher Weiſe. Das An-
denken des Gatten, das ſie an das Edelſte, künſtleri-
lebendig erhält, die ſtrenge Sorge der Mutter, d

sie ihre Kunst widmet, die Dornenkrone des Lebens und der Kunst, neben den immer wieder lebendigen Ruhmeskränzen, die ihr nicht leicht zufallen, sondern die sie erringt, strengbewußt ihrer heiligen Aufgabe, machen sie zu einer der verehrungswürdigsten Erscheinungen in der Kunst wie im Leben. Das Alles braucht hier nur angedeutet zu werden, denn eine lange künstlerische Wirksamkeit, eine Meisterschaft, die unermüdlich ringt, das Banner edler, von aller Virtuosität und ihren Auswüchsen fern gehaltenen Kunst zu erheben und durch den Kampf mit frivolisirter Künstlerschaft hindurchzutragen, hat seit Jahren über tausend und aber tausend Herzen gesiegt und braucht nicht erst gepriesen zu werden. Mir aber bleiben die Momente in Schwerin unvergeßlich, in denen uns die seltene Frau näher trat. Wenn ich ihr gegenüber saß in dem kleinen Nebenzimmer des Concertsaales in Schwerin, und der Augenblick gekommen war, in dem ich sie bat, nun herauszutreten zu dem in feierlicher Stille harrenden Zuhörerkreis, dann malte sich die ganze Scheu vor der Oeffentlichkeit auf ihren Zügen, und immer war es ein Entschluß, aber in allem Zagen ein kräftiger, wie der schwerer Pflicht-

erfüllung, mit dem sie hinaustrat und schlicht, ernst zum Flügel schritt. Aber mit dem ersten Klange, den sie dem Instrumente entlockte, legte sich die Glorie des Künstlerthums um ihre ganze Erscheinung. Der Eindruck hat sich mir immer wiederholt, so oft es mir vergönnt gewesen ist, später die Freundin zu bewundern und mich durch ihre Leistungen erheben zu lassen. Wenn es die höchste, die moralische Seite der Kunst ist, die Gemüther der Zuhörer zu läutern, wenn man fühlt, besser zu werden durch sie, so habe ich dieses Bewußtsein nie entschiedener gehabt, als bei dem Spiel von Clara Schumann und bei dem nicht minder edlen, nicht weniger von allem falschen Virtuosenthum freien, Joachims, dessen Künstlerschaft heiterer, sonniger ist, aber ebenso wie eine Priesterschaft erhebt, bessert und veredelt. Auch die Verbindung mit ihm verdanke ich Schwerin, und die Freundschaft dieser seltenen Menschen, denn ich darf ihnen Frau Amalie Joachim zufügen, ist werthvollste Gabe für's Leben geworden.

Noch will ich von einer jungen Künstlerschaft erzählen, die mir vergönnt war, heranwachsen zu sehen. Es war ein Sommermorgen am heiligen Damm bei

Doberan und ich ging auf und ab an der Villa des Großherzogs, den ich erwartete. Da wartete auch ein ſchlicht ausſehender Mann mit einem kleinen, bleichen, aber heiter aus großen Augen in die Welt ſchauenden Mädchen. Ich hatte bald ſein Begehr erfahren. Er war Lehrer in einem kleinen mecklenburgiſchen Städtchen und glaubte in ſeinem Töchterchen ein hervorragendes muſicaliſches Talent entdeckt zu haben. Er erzählte von ihren ſchnellen Fortſchritten, und die Kleine hörte das kindlich beſcheiden, als wenn es ſie garnicht anginge, aber doch zuverſichtlich mit an, etwa als hätte ſie einen Edelſtein zufällig gefunden und hielte ihn, ohne ſeinen Werth zu kennen, ohne ſich ſelbſt irgend ein Verdienſt des Findens zuzuſchreiben, ſpielend in der Hand. Der Vater, der an der Grenze ſeines eigenen Lehrens angekommen zu ſein meinte, und dem, bei großer Familie und ſchmalem Einkommen, die Mittel fehlten, Weiteres für die künſtleriſche Ausbildung ſeines Kindes thun zu können, erhoffte dieſe von ſeinem, immer zur Hilfe bereiten Landesherrn und bat um meine Vermittelung und Fürſprache. Dergleichen Anliegen traten unzählige an mich heran, und ich war ſchon etwas

gegen dieſelben abgeſtumpft. Dazu habe ich nie Intereſſe für ſogenannte Wunderkinder gehabt, bei denen die mangelnden Jahre der mangelnden Ausbildung zur Entſchuldigung dienen müſſen, und die höchſtens in unnatürlicher Entwicklung nach einer Richtung durch eine Frühreife frappiren, deren Stillſtand für das Voraneilen beſtraft. Aber dies kleine Mädchen, in ſeinem ſauberen, aber faſt ärmlichen Anzug und der heiteren Erwartung auf den Zügen, ſah gar nicht aus wie ein Wunderkind, und ich ſetzte es gleich in's Werk, daß als Fundament für die Bitte Capellmeiſter Schmitt die Kleine prüfen und ein Gutachten über ihre Befähigung abgeben ſolle. Das Reſultat war ein günſtiges, und der perſönliche Eindruck des Kindes ſo gewinnend, daß der Großherzog bereitwillig für eine Reihe von Jahren die Mittel zu ſeiner Erziehung in Ausſicht ſtellte; denn das wurde gleich beſchloſſen, daß kein muſicaliſches Wunderkind, ſondern eine ernſt und tüchtig gebildete Künſtlerin aus der kleinen Emma werden ſolle. Ihr glückliches Naturell, ihre Intelligenz neben ihrem bedeutenden muſicaliſchen Talente gewann ihr ſchnell die Herzen, und ſo fand ſie in der vortrefflichen Vorſteherin des Penſionats

in Schwerin, Fräulein Wachenhuſen, nicht allein die ſorgſamſte Erzieherin, ſondern ein warmes, zu jedem Opfer für den Zögling bereites Herz und eine Freundſchaft weit über die Lehrzeit hinaus. Hofcapellmeiſter Schmitt überwachte die muſicaliſche Bildung, und ſein Intereſſe an derſelben wuchs mit den überraſchenden Fortſchritten. Daß auch in unſerem Hauſe das liebenswürdige Kind ſtets willkommener Gaſt war, verſteht ſich von ſelbſt.

Wenig Jahre nach dem erſten Begegnen im heiligen Damm hatten wir ein Abonnementsconcert in Schwerin, Emma Brandes ſollte in demſelben zum erſten Mal öffentlich ſpielen, und der Vater war eingeladen, dazu herüber zu kommen. Er war der Einladung gefolgt, und ich ſetzte mich zu ihm auf die Galerie des Saales, wo er ſich beſcheidentlich in ein unſcheinbares Eckchen hinter eine Säule gedrückt hatte. Das nun halberwachſene Kind in dem anſpruchsloſen Kleidchen, das zu beſorgen eine beſondere Freude ihrer Freunde geweſen war, trat ganz unbefangen heraus, mit der beſcheidenen Zuverſicht, ſeine Probe beſtehen zu können. Freundlicher Theilnahme konnte es ſicher ſein, denn ſchon intereſſirten ſich alle Kreiſe der ſchwe-

riner Gesellschaft für die junge Virtuosin. Aber dem Vater steckte der Athem, er hielt die Hände gefaltet, und Thränen der Aufregung und der Freude rollten ihm über die Backen. Der Beifall, den die Kleine fand, war ein enthusiastischer, aus dem Herzen kommender, aber sie nahm ihn hin, halb verwundert, mit keinem andern Gedanken, als wie sie sich ihm gegenüber am schicklichsten benehmen solle, und der Vater hat ihn vielleicht ganz überhört in der eigenen beglückenden Aufregung. Das war der erste Schritt einer Künstlerschaft, die längst reiche Anerkennung in der Oeffentlichkeit gefunden hat, aller Orten, wo sie heraustrat, und namentlich, weil sie die kindliche Naivetät bewahrte und nicht hinausschritt über den künstlerisch edlen Weg, auf das beste Ziel gerichtet, den der Lehrer Aloïs Schmitt verzeichnete.

Ich kann diese flüchtige Besprechung der musicalischen Leistungen auf der schweriner Bühne nicht abschließen, ohne über die Wechselwirkung der Oper auf das Schauspiel überhaupt noch meine Ansicht auszusprechen, die mir meine Bühnenleitung nur noch bestätigte. Daß diese beiden immermehr selbständig auseinander gehenden Leistungen der Bühne zu gegen

seitiger künstlerischer Vollendung verbunden bleiben müssen, ist mir vollkommen unzweifelhaft. Blicken wir zurück auf die noch nicht lange verschwundene Zeit der höchsten Blüthe unserer dramatischen Entwickelung in Deutschland, so finden wir an allen Theatern für Oper und Schauspiel dasselbe Darstellerpersonal. Man forderte vom Schauspieler musicalische Bildung, die zur Durchführung von Opernpartien befähigte, vom Sänger das Darstellungstalent, das ihn zur Uebernahme oft allerhöchster Aufgaben im recitirenden Drama berechtigte. Diese Anforderungen wurden aller Orten gestellt und überall glänzend erfüllt. Welch Vortheil nach beiden Richtungen. Wie schulten die musicalischen Studien das Organ des Schauspielers, wie unterstützte die Darstellungskunst des Schauspielers den Sänger und brachte dramatische Accente zur Geltung, die jetzt nur einzelnen bevorzugten Repräsentanten der Oper zu Gebot stehen. Jetzt beschränkt sich der Bühnensänger mit seinen Vorstudien fast allein auf die Bildung seiner Stimme, und beim Darsteller des recitirenden Dramas machen sich die Mängel unkünstlerischer Tonbildung oft erschreckend bemerkbar. Sehr zum eigenen Nachtheil

begünstigten die Componisten und Operndirigenten diese Scheidung der beiden Gattungen des Dramas dadurch, daß sie immer größere Anforderungen an die Sänger stellten und die weniger stimmbegabten Darsteller aus der Oper ausschlossen, und so ist uns nach und nach eine ganze Gattung der Oper verloren gegangen, oder zehrt doch nur mühsam von der alten Tradition. Die singenden Schauspieler fehlen uns und damit die ganze Reihe musicalischer Lustspiele, zu denen wir, als höchste Spitze, sogar den Mozart'schen Figaro zählen können. Richard Wagner, der die ganze Energie seiner Schaffens- und Willenskraft den Mißbräuchen in der Oper entgegenstellte, hat auch der Trennung der Oper vom Schauspiel Einhalt thun wollen und beide Richtungen zu einer neuen Kunstgattung zu vereinigen gestrebt, und er vor Allen, der geniale Dichter und Musiker, scheint dazu berufen. Noch aber fehlt uns diese Gipfelung der Bühnenleistung, und ihr Hauptaccent fällt auch hauptsächlich auf die musicalische Seite.

Den kleineren Hofbühnen allein ist es noch, wenn auch in geringem Maße, möglich gewesen, ihre Kräfte zum Theil auf das musicalische und recitirende Drama

zugleich verwenden zu können, und ich glaube, sie haben die Aufgabe, das nicht nur nicht zu hindern, sondern möglichst zu fördern. Wie uns leider durch Offenbach die verderbliche Mischgattung der Posse und der komischen Oper eingeführt ist, so müßte es die Aufgabe werden, letztere durch Zurückführen auf das feinere Lustspiel zu veredeln, und das ist nur möglich, wenn einzelne Kräfte in beiden Kunstgattungen zugleich herangebildet werden. Zunächst natürlich wird sich der Mangel in der Oper bemerklich machen, und namentlich werden wir in der Spieloper den Franzosen und Italienern nachstehen, die für die Darstellungskunst, auch ohne Studium und Uebung so viel leichter begabt sind, daß diese angeborene Natürlichkeitsanlage die dramatische Unbehelfenheit deckt. Das tritt uns sofort entgegen, wenn wir zum Beispiel eine Buffooper selbst von untergeordneten italienischen Sängern wiedergegeben sehen, und wir hatten Gelegenheit, uns davon auch in Schwerin zu überzeugen. Der Impresario Eugenio Merelli hatte seine stagione in Kopenhagen geschlossen und, ehe er dieselbe in Berlin eröffnen konnte, einige Tage frei. Ich kannte den liebenswürdigen Mann von Wien und Berlin und

ging gern auf seinen Vorschlag ein, die freien Tage mit einem Theil seiner Gesellschaft zu einigen italienischen Opernvorstellungen in Schwerin benutzen zu dürfen. Die Gesellschaft war freilich sehr zusammengeschmolzen, erwartete einige Mitglieder für die ersten Fächer erst in Berlin und hatte namentlich nur eine Sängerin, die trotz vortrefflicher Stimme und Schule sonst nur als Nothhilfe oder in zweiter Reihe hinausgestellt wurde. Das arme Mädchen war überdies unschön und hatte so auf jede Ermunterung durch Beifall verzichtet, daß es mechanisch seinen Part absang, mit einer Gleichgiltigkeit, welche die Zuhörer mit ansteckte. Aber den Barbier von Sevilla brachte die Gesellschaft doch zu einer so anmuthigen Wirkung, durch so übersprudelnden und übermüthigen Humor, durch rapide Sicherheit und spielende Leichtigkeit, daß in dieser Oper wenigstens die Darstellung mit einer jeden deutschen Bühne hätte wetteifern können. Mit andern Opern freilich haperte es, selbst trotz der Beihilfe, die meine Mitglieder bereitwilligst leisteten, und als dritte Vorstellung, um nur eine solche zu ermöglichen, mußten einzelne Acte oder Scenen zusammengestellt werden, in denen immer wieder die tüchtige

aber völlig uninteressante Sängerin die Frauenrolle auszufüllen bestimmt war. Meine Theilnahme hatte die unschöne Künstlerin dadurch bereits in Anspruch genommen, daß sich herausstellte, sie sei blutarm. Das ärmliche Reisekleid, das sie trug, war ihre ganze Garderobe, und ich mußte ihr mit meinen Theaterkleidern aushelfen lassen, nicht allein für die Bühne, sondern sogar, um ihr die Mitwirkung in einem Hofconcerte zu ermöglichen. Sie hatte factisch nichts, und als ich mich befremdet nach dem Grund dieser Dürftigkeit erkundigte, erzählte man mir, eine andere Frau, die sie auch begleitete, hätte sie auf eigene Gefahr zur Sängerin ausbilden lassen und nähme ihr nun Alles, was sie verdiene fort, um nur erst wieder auf ihre Kosten zu kommen. Das erklärte nun auch die Apathie, mit der das arme Mädchen die zum Vortheil einer Fremden erlernte Gesangskunst ausübte, die Gleichgiltigkeit, mit der es, auf jeden Beifall verzichtend, die gestellte Lection hersang. Freilich konnte sie ihre Lection. Am letzten Abend, an dem, wie gesagt, eine Reihe von verschiedenen Opernscenen zusammengestellt war, erschien unsere Sängerin zuerst als Nachtwandlerin in einem allerdings sehr weiten

und steifen Gestüme von weißem Mull aus meiner Theatergarderobe. Schon mehrere Male hatte ich den Capellmeister darauf aufmerksam gemacht, daß die Sängerin die gefährliche Gewohnheit hätte, sich weit über die Lampen vorzubeugen, und ihn gebeten, dem Einhalt zu thun, aber der meinte, mit dem störrischen Frauenzimmer sei nichts anzufangen, man müsse es gewähren lassen. Elle finira par me sauter sur la tête, hatte er gesagt, mais si elle se casse le cou, c'est sa faute. Die Gefahr war aber eine andere, wie wir gleich sehen sollten. Amina in dem steifen Mullkleide beugte sich wieder vor, weit über die Lampen, ich rief ihr aus meiner Loge zu, zurück zutreten, aber vergebens, da brannte sich das weiße Kleid allmählich über einer der Rampenlampen, und plötzlich schlug die Flamme hell auf. Ein Schreckensschrei flog durch das Publicum, das Orchester schwieg, aber nur eine Secunde lang; denn die Sängerin hatte mit dem weiten Kleide die Flamme selbst ausgedrückt, und ohne sich vom Platze zu rühren, ohne die Miene zu verziehen, sang sie ihre Coloratur weiter, das Orchester mit fortreißend. Ein stürmischer Beifall des Publicums, das frech war, so schnell seiner

Angſt quitt zu ſein, belohnte dieſe Geiſtesgegenwart, und als gleich darauf der Vorhang fiel, wurde das über dies Zeichen der Theilnahme mehr als über die überſtandene Gefahr beſtürzte Mädchen mit lauter Acclamation hervorgerufen. Das war vielleicht der erſte Beifall, der ihr im Leben geworden war, und ſeine Wirkung war eine faſt unglaubliche. Auf einmal war Selbſtvertrauen, Seele, Ausdruck und dramatiſche Geſtaltungskraft geweckt; die farbloſen, gleichgiltigen Züge bekamen Leben, die Stimme Empfindung. Der Act aus der Traviata, der nun folgte, wurde mit einer Vollendung, einer ſo ergreifenden Rührung wiedergegeben, daß nun der wohlverdiente Enthuſiasmus des Publicums ganz der Kunſtleiſtung galt. Das arme Mädchen hat vielleicht nie wieder ſo geſpielt und geſungen, als an jenem Abend, wenigſtens trat es wenige Tage ſpäter in Berlin wieder ganz in die alte, unbeachtete Stellung zurück und verließ nach einigen Wochen die Geſellſchaft. Wir ſaßen an einem Sonntag Nachmittag ruhig im Kreis der Familie, als mir eine Dame gemeldet wurde, die mich ſofort zu ſprechen verlange. Wie erſtaunt war ich, unſere Sängerin eintreten zu ſehen, die uns ver

einigen Wochen so erschreckt und dann so interessirt hatte. Aber was wollte sie in Schwerin? Es war ihr schlecht gegangen, das erzählte sie zunächst. Ohne Engagement in Berlin, hatte die Frau, die sie begleitete, in kurzer Zeit die letzte Gagezahlung verbraucht, und es blieb nichts, nicht einmal Reisegeld, um nach Paris zurückkehren zu können, wo sie hoffte, Engagement zu finden. In ihrer Noth war ihr der einzige Ort eingefallen, an dem es ihr gut gegangen sei, an dem sie dem Publicum so gefallen hätte. Ohne nun zu wissen, was sie da solle, ohne zu wissen, welchen Weg sie einschlug, hatte sie für die letzten Paar Groschen ein Eisenbahnbillet nach Schwerin gekauft, und da war sie nun und leider mit ihrer Begleiterin und deren zwei Töchtern. Aber was sollte sie hier anfangen? Jeder Tag, den die Frauen blieben, vermehrte ihre Geldverlegenheit. Schnell wurde also eine Summe zusammengeschossen, die ganze Gesellschaft in's Eisenbahncoupé gepackt und fortbefördert. Ich habe nichts wieder von der Sängerin und ihrem Geschick gehört, aber die wunderbar plötzliche Umwandlung der unschönen und uninteressanten, seelenlosen Sängerin in eine dramatisch bedeutende, tief

ergreifende, ja, anmuthig ſchöne, nur durch einen halb zufällig errungenen Beifall, war mir pſychologiſch und künſtleriſch ſo intereſſant, daß ich ſie ſpäter als Motiv in einem Romane verwandte. Ja, wenn das Publikum wüßte, welche Macht ſein Beifall hat, was es durch ihn zu wirken vermag, welche Genüſſe es ſich ſelbſt durch kundgegebene Theilnahme ſchaffen würde, es würde ſich nicht ſo oft in zu vorſichtiger oder zu träger Kälte um Freuden bringen, die nur die Wechſelwirkung der Hörer und Darſteller zu erzeugen vermag.

XXIII.

So viel als möglich und als mir im Intereſſe des Theaters und des Publikums zu liegen ſchien, verſuchte ich es durch Gaſtſpiele dem Repertoire Abwechſelung zu ſchaffen, das Intereſſe zu beleben und auch den Mitgliedern neue Anregung und gute Vorbilder zu geben. Da aber die Gäſte des Theaters zugleich die Gäſte meines Hauſes wurden, verdanke ich dieſen Gaſtſpielen manche freundliche Beziehung mit bedeutenden Künſtlern, manche intereſſante und belehrende Bekanntſchaft. Ehe ich auf dieſe eingehe, möchte ich über das ganze Gaſtſpielweſen, das die

Eisenbahnen uns so sehr begünstigen, und das unsren Bühnenzuständen in künstlerischer Beziehung mehr Schaden als Nutzen brachte, in Kürze meine Erfahrung und Ansicht aussprechen. Den ersten und Hauptnachtheil wird es immer für die Künstler selbst haben, und das um so mehr, je lockender es für dieselben ist; denn abgesehen von dem pecuniären Gewinn, reizt schon das fremde Publicum, das Verführen der für die Individualität besonders günstigen Glanzrollen, die hervorragende Stellung, die der Gast selbstverständlich in der Theilnahme des Publicums einnimmt. Das ruft aber nothwendig ein übermäßiges Zuspitzen der Effecte, ein rastloses Sichselbstüberbieten und ein Ausbilden des Virtuosenthums, dieses Erbfeindes ächter Kunstleistung hervor. Nur wenige besonders begünstigte Künstlernaturen werden bei häufigen Gastspielen der Gefahr, in's Virtuosenthum zu verfallen, entgehen, manche, und ich nenne nur eine der begabtesten, werden wie die Rachel demselben zum Opfer werden. Der Rollenkreis wird immer enger, die Uebertreibung in demselben immer größer, die immer wieder gewaltsam angespannte Productionskraft immer unausgiebiger. Von vorn herein möchte ich fast ohne Aus-

nahme die Künſtler, die ohne feſtes Engagement, das ſie in ein beſtimmtes Repertoire zwingt, ihr Talent für Gaſtſpiele ausbeuten, für die Kunſt als verloren anſehen, jedenfalls für die Bühne, und eben ſo conſequent: je länger ein Künſtler im Rahmen deſſelben Engagements bleibt, deſto mehr Gewinn für ſeine eigne Entwickelung und für den Boden, auf dem er ſie ausbildet, vorausſehen. Aber die Wanderluſt, der Reiz der Abwechſelung iſt nun einmal unzertrennlich von dem Schauſpielerthum, und es wäre vergebens, dagegen mit Vernunftgründen zu eifern. Aus Vernunft wird Niemand zum Künſtler, wer will alſo verlangen, daß er es mit Vernunft bleiben ſoll?

Die Leiter der Bühnen ſollen ſich aber klar machen, wie weit ſie mit Schaden oder Nutzen für das ihnen anvertraute Inſtitut, für die heimiſchen Künſtler, die in ihrer Entwickelung zu fördern ihre Pflicht iſt, dem Gaſtſpiel-Weſen oder Unweſen Vorſchub zu leiſten haben, und ſollen ſich vor allen Dingen nicht von ſcheinbaren Kaſſenerfolgen verleiten laſſen; denn was die Gaſtſpiele im Moment einbringen, wird ſicher allmählich wieder verloren gehen, weil mit Ausnahme der großen Städte, in denen die Fremden einen

bedeutenden Theil des Publicums bilden, die Einnahme-Summe des Theaters ziemlich gleichmäßig bleibt, und ſich mehr nach dem Wohlſtand, als nach der Anziehungskraft der Bühnenleiſtungen bemißt. Hier wie überhaupt muß die künſtleriſche Rückſicht die allein maaßgebende ſein, und ich bin mir bewußt, nur dieſer beim Abſchluß von Gaſtſpielen für das Schweriner Theater Folge gegeben zu haben. Wie aber, wird man mit Recht fragen, kann eine Sache, die ich eben als künſtleriſch gefährlich, ja, als völlig unkünſtleriſch bezeichnete, der Kunſt förderlich und für ein Kunſtinſtitut erſprießlich zu machen ſein? Goethe ſchon wies die Gaſtſpiele für ſeine Bühne in Weimar ſo viel als möglich mit dem Grundſatz zurück: „Spielen die Gäſte beſſer, als meine heimiſchen Künſtler, ſetzen ſie mir dieſe in den Augen des Publicums herunter, ſpielen ſie ſchlechter, kann ich ſie nicht gebrauchen.“ Der Grundſatz klingt ſehr praktiſch, aber er trifft doch nicht vollkommen zu, ſchon weil Kunſtleiſtungen nicht mit dem Maaß zu meſſen ſind. Gern habe ich immer den Gaſtſpielen die Hand geboten, die mir Vorſtellungen ermöglichten, namentlich einzelner klaſſiſcher Werke, die eigene Kräfte allein nicht überwältigt

hätten, und die vorzuführen, selbst nur in vereinzelter Darstellung, mir wünschenswerth erschien, so Richard III., selbst Wallenstein mit Bogumil Dawison, Geibel's Brunhild und die Grillparzersche Medea mit Fanny Janauscheck, die Braut von Messina mit Julie Rettich, und anderes mehr. Hier liegt ein wahrhaft künstlerischer Gewinn für Bühne und Publicum: die möglichst vollkommene Darstellung eines Meisterwerkes der Literatur, und in dieser Rücksicht ist ein Gastspiel durchaus gerechtfertigt, namentlich für die Bühnen, denen ohnehin die Aufführung einzelner klassischer Stücke nur selten gestattet ist und diese Aufführungen deshalb besondere Glanzpunkte des Repertoires bleiben müssen. Wir haben in Schwerin diese Rücksicht immer hervorgehoben, und ich muß es meinen Mitgliedern nachrühmen, daß sie dadurch immer mit besonderem Eifer an solche Vorstellungen gingen und ihr Bestes einsetzten ohne alle Verstimmung, die sonst so oft die Unterstützung eines Gastes hervorruft. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde ein Gastspiel auch stets nicht allein ein Spern zur Nacheiferung, sondern sogar eine gute Schule, und die Gäste wieder stellten in vollkommen collegialischer Weise sich in den Rahmen

hinein, der ihren Erfolg unterstützte, ohne daß sie den Anderer zu verdunkeln nöthig hatten. Das Publicum wollte seine heimischen Kräfte nicht zurückgesetzt haben, verglich vorsichtig, war zähe und langsam in der Anerkennung neuer Erscheinungen und so zurückhaltend im Beifall für dieselben, daß das sie meist sehr befremdete. Aber die Anerkennung, wo sie verdient war, drang doch durch, ohne jedoch die heimischen Künstler zu kränken, noch zu verstimmen, und in ihrer Theilnahme fand dann der Gast auch ausreichenden Ersatz für das Anfangs karge Entgegenkommen des Publicums. Daß ich in dieser Theilnahme mit meinen Schauspielern Hand in Hand ging, ja, voranschritt, versteht sich von selbst, und das begünstigte einen freundlichen Verkehr in unserm Hause, der uns nicht allein genußreiche Stunden, sondern wirklich freundschaftlich nachwirkende Beziehungen eintrug.

Julie Rettich's Gastspiel, das ich schon eben erwähnte, kann ich kaum hierher rechnen, sie kam mehr als Freundin der Familie, denn als Gast des Theaters, und doch konnten wir die engeren Freunde des Hauses und einzelne Mitglieder der Bühne Theil nehmen lassen an den unvergeßlichen Stunden, die sie uns

ſchenkte. Die ſeltene Frau war als Vorleſerin eben ſo bedeutend, als ſie es als Darſtellerin auf der Bühne war, und mir war ſie in erſterer Kunſtausübung noch ergreifender, da ſie den ganzen Zauber ihrer herzgewinnenden Perſönlichkeit näher brachte und ſich im Leſen, neben dem tiefen, oft ergänzenden Verſtändniß, die liebenswürdigſte Pietät für die poetiſche Production kund gab. Wer jene Leſeſtunden der Rettich, die ſich nach dem Theater, gegen die Gewohnheit unſres Hauſes, oft tief in die Nacht hinein ausdehnten, mit uns theilte, dem werden ſie unvergeßlich geblieben ſein. Sie gehörten zu den edelſten, höchſten Kunſtgenüſſen, die ich im Leben empfangen habe, mit unverwiſchlichſter Nachwirkung, und ich kann nur ſagen, wie Julius Stockhauſen uns das deutſche Lied in das Herz hinein zu ſingen vermag, wie Joachim uns erhebt und veredelt durch den Klang ſeiner Geige, Clara Schuman in ſelbſtvergeſſender Hingabe eine muſikaliſche Schöpfung belebt und wiedergiebt, ſo gewann das Gedicht von Julie Rettich's Lippen neue, höhere, edlere Bedeutung, Leben und Geſtalt und gewaltigere Sprache. Manches Längſtbekannte iſt mir erſt in ihrer Wiedergabe völlig klar geworden, Vieles hat erſt dadurch

Werth bekommen, und Alles, mit der Erinnerung an sie, ist mir näher getreten und für immer lieber geblieben. Und dabei war dies Vorlesen frei von jeder Virtuosität, von jedem Haschen nach Effect, namentlich des einzelnen Wortes, rein von irgend einem Streben nach Beifall für sich selbst. Sie war und blieb die dienende P...sterin der Kunst, die kein Götzenbild auf den Altar stellte, am wenigsten ihren eigenen Erfolg.

Ein andrer Gast trat uns aber wirklich erst durch sein Gastspiel näher, wenn wir ihn auch bereits flüchtig in Wien kennen gelernt hatten, Friederike Goßmann, damals schon Baronin Prokesch-Osten und kaum mehr der Bühne angehörend. Seit Jahren hatte die Schweriner Bühne einen Gastspiel-Vertrag mit der Künstlerin abgeschlossen, den aber andere Verpflichtungen, vielleicht eine kleine Caprice ihrerseits, oder auch die Verhältnisse unserer Bühne immer nicht hatten zu Stande kommen lassen. Jetzt hielt sich die liebenswürdige Frau in Hamburg auf und hatte dort einige Male gespielt, vielleicht in Dankbarkeit für den Ort, von dem zuerst ihr künstlerischer Ruf in unbeschreiblichem Enthusiasmus ausgegangen war. Ich

erinnerte an das frühere Verſprechen, und Friederike Goßmann erklärte ſich bereit, es zu erfüllen; ſie kam für zwei Abende und geſtand hernach, daß ſie das halb widerwillig gethan hätte, denn ſie erwartete nicht viel von der Bühne, der ſie bis dahin gar keine Beachtung geſchenkt hatte, und gar nichts von dem norddeutſchen Publicum, das ſie ſich in ſüddeutſchem Vorurtheil, trotz des Gegenbeweiſes, der ihr in Hamburg und Berlin geworden war, kalt und theilnahmlos vorſtellte. Freilich hatten Ovationen, wie ſie exentriſcher kaum je einer Künſtlerin dargebracht waren, verwöhnt und abgeſtumpft, da war nichts mehr zu überbieten.

Ich ſelbſt erwartete nicht viel von dieſem Gaſtſpiel, denn das Genre der Goßmann war klein, ihr Repertoire beſchränkt, und was ſie uns in Schwerin vorführen wollte, hatte ich ſchon verſchiedentlich von ihr ſelbſt, unzählige Mal aber von Andern geſehen. Der Zauber, den ihre anmuthige Erſcheinung, ihre eigenartige Darſtellungsweiſe ausübt, war zwar immer unwiderſtehlich, aber er war mir ſonſt wohl wie oft capriciöſer Naturalismus erſchienen. Nun kam ſie, und die kleine Goßmann war eine große Dame geworden, hatte im Geſandtſchaftshotel ihres Schwieger-

vaters die Honneurs gemacht, war auf Reisen im Orient gewesen und hatte ihre neue Rolle im Leben ebenso selbstschaffend, aber auch ebenso glücklich und siegreich gespielt als immer auf der Bühne. Es schien ihr aber sofort wohl zu sein in unserm Hause, in dem auch der Ton der Gesellschaft und künstlerisch durchwehte Luft sich in freiem belebten Verkehr sehr gut vertrugen. Auch das Theater gefiel ihr, und sie fühlte gleich in der Probe heraus, daß ein Ensemble sie unterstützte, wie sie selten eins gefunden hatte, und daß Alle bereit waren, ihren Intentionen entgegen zu kommen. Nun mußte ich selbst mein Urtheil modificiren. Friederike Goßmann war keine Naturalistin, die nur ihrer Individualität die Zügel schießen ließ, sie war bewußte, überlegte und vorbereitende Künstlerin im vollen Sinne des Wortes, aber sie schaffte und belebte doch Alles aus der Stimmung des Moments heraus. Ich glaube, sie hat nie besser, einfacher, natürlicher und behaglicher gespielt, als namentlich am zweiten Abend in Schwerin, aber auch niemals ist sie von unwiderstehlicherem Zauber gewesen. Man vergaß die Bühne, das längstbekannte Stück und kam so in die Illusion, daß man Alles mitempfand, mit

lebte, wie die Künſtlerin ſelbſt nicht zu ſpielen, ſondern vor unſern Augen zu durchleben ſchien. Und das Alles erreichte ſie mit ſcheinbar ſo kleinen, ſo unmerklichen Mitteln. Sie war eben ein Genie im höchſten Sinne des Wortes, und der Eindruck, den ſie in Schwerin hervorzauberte aus ganz kargem Boden unbedeutender Rollen, muß dem Höchſten beigezählt werden, was auf deutſcher Bühne erreicht iſt. Schnell, wie ſie gekommen, war ſie uns wieder entflogen, aber noch lange fühlte ich die Wirkung ihres Spieles nach, nicht allein in meiner eigenen Erinnerung, ſondern auch bei meinen heimiſchen Schauſpielern, denn der liebenswürdige Kobold hatte ſich alle Herzen gewonnen bis zum Theaterdiener hinunter. Friederike Goßmann iſt ſpäter, ſoviel ich weiß, nur noch in Privatvorſtellungen aufgetreten, aber ich habe mich oft gefragt, ob ein ſo unzweifelhaftes und von Gott begnadigtes Talent, das nicht ſich ſelbſt allein, ſondern Tauſenden zu gehören ſcheint, berechtigt iſt, ſich ſeinem Schaffen und ſeiner Entwicklung zu entziehen; denn meiner Ueberzeugung nach war die Künſtlerin noch lange nicht dahin, wohin ihr Genie ſie getragen hätte. In dem Genre, das ſie wählte, hatte ſie freilich das

Höchste erreicht, aber dies Genre war für ihre Begabung nur eine erste Stufe, nicht der Höhepunkt.

Auguste von Bärndorf, die Meisterin im Conversationsstück, vollendete Salondame auf der Bühne, hatte gleich im Anfang meines Aufenthaltes in Schwerin eine Reihe ihrer Lieblingsrollen vorgeführt. Sie hatte, bei längerem Engagement in Petersburg, das dortige vortreffliche französische Theater mit Fleiß und Glück studirt, und in Bezug auf Repräsentation, feine und geistvoll ausgearbeitete Nuancen konnten meine Schauspielerinnen viel von ihr lernen und haben das auch gethan. Auch die Nachwirkung dieses Gastspiels ließ sich noch lange spüren und kam mancher Darstellung zu gut. Merkwürdiger Weise hatte ich Frau von Bärndorf nur einmal vorher spielen sehen, und ihre persönliche Bekanntschaft machte ich erst bei Gelegenheit ihres schweriner Gastspiels, und doch hatte ich mich lange interessirt für das Geschick der schönen und begabten Frau, die aus einem Dorf, nicht weit von uns gebürtig war, und von der ich später oft durch einen Freund und Nachbarn gehört hatte, dem Verwandte der Frau von Bärndorf eine Besitzung in der Nähe verwalteten, und bei diesem war sie oft

Wochenlang zum Besuch gewesen. Als wir einmal die Freunde auf dieser Besitzung besuchten, kamen wir bei einem Spaziergange durch den Park an einen kleinen Kirchhof, der allein für die Zugehörigen dieser Besitzung bestimmt war. Ein Grab, mit eisernem Gitter umgeben, fiel sofort in die Augen, denn es war bedeckt mit den prächtigsten, verwelkten Kränzen, und ebensolche hingen rund umher an dem Gitter. Auf meine Frage erfuhr ich, daß dies Grab die Mutter der Künstlerin decke. Sie war bei der Tochter in Petersburg gestorben, und diese hatte sie nicht auf fremder Erde zurücklassen wollen. Gern war ihr gewährt worden, die Mutter auf diesem Kirchhof zu begraben, wo das Grab, nahe der Heimath, von der am Orte verheiratheten Tochter gepflegt werden konnte. Alle Kränze und Blumen aber, die der Künstlerin aller Orten zu Theil wurden, schickte sie sofort auf das Grab der Mutter, wo sie, kaum von Jemand bemerkt, als Zoll der Kindesliebe verwelkten. Später, als diese Besitzung verkauft wurde, hat Frau von Bärndorf dieselbe erworben. Vielleicht war ein Hauptmotiv dazu, das Grab der Mutter nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Wußten die, welche der im Glanze

der Schönheit prangenden Schauspielerin, scheinbar beglückt im Erfolge der heitern Kunst, diese Kränze zu Füßen legten, daß sie einem Grabe bestimmt waren, einem Andenken, reich an unwandelbarer Wehmuth?

Und so will ich hier noch zweier, mit Kränzen bedeckter Gräber gedenken, die zwei Künstler einschließen, die noch in der Fülle schaffender Kraft Gast des Theaters und unseres Hauses waren. Zuerst sei Herrmann Hendrichs' gedacht, des Schauspielers, der mir in Berlin in den Badecuren einen ersten Erfolg errang und dann in Don Juan d'Austria und Wilhelm von Oranien diesen Stücken ehrenvollen Succes in Berlin schaffte. Ich habe ihn schon früher besprochen und ihn damals den letzten Romantiker der deutschen Bühne genannt. Als er in Schwerin gastirte, fast aus Gefälligkeit für mich, um eine durch längere Krankheit des Herrn Feltscher sehr fühlbare Lücke im Repertoire weniger empfindlich zu machen, stand der Künstler nicht mehr in erster Blüthe. Schöne, jugendliche Männlichkeit, bei der ihn eine angeborene Plastik aller Bewegungen und Stellungen unterstützte, war sein Element, und dafür mußte Kunst

jetzt die geschwundene Jugend ersetzen. Aber anmuthig war er noch immer, und ein idealisirender Zug ging durch alle seine Gestaltungen. Als Gegensatz zu den schön redenden Schauspielern war er ein schön agirender, und dabei standen seinem etwas fett gewordenen Organ doch noch Töne zu Gebot, die, wie zum Beispiel als Tell, tief zu erschüttern vermochten. Wie auf der Bühne, war Hendrichs außer derselben zwar nicht geistreich pikant, aber immer angenehm, liebenswürdig in der Form, wohlwollend, eigensinnig vielleicht in etwas weicher Eitelkeit, aber ohne Falsch noch Intrigue. Als Gast war er mit Allem zufrieden, fügte sich jeder Repertoireforderung, war behilflich und unterstützend für alle Andern. Und doch war das Gastiren eigentlich nicht seine Sache, und er hätte niemals sein festes Engagement verlassen müssen, am wenigsten hätte er sich aber zu einer Directionsführung verleiten lassen dürfen, aus der ihn denn auch, nach kurzem Mühen, ein plötzlicher Tod abrief.

Einen entschiedenen Gegensatz, sowohl in seiner künstlerischen Gestaltungskraft als in Persönlichkeit und Character bildet Bogumil Davison. Wie die Conturen der Hendrichschen Gebilde alle durch die

weichen Linien der Anmuth und Schönheit ohne schroffe Uebergänge waren, so liebte es Davison in scharfen, frappanten Umrissen zu zeichnen, durch Gegensätze zu überraschen und fern von aller romantischen Verschwommenheit und Unklarheit fest zu characterisiren und seine Charactere durch Erfindung pikant angebrachter Detaileffecte interessant zu machen. Davison war nicht ganz frei von Manier, wie er auch, trotz seines eminenten Sprachtalentes als geborener Pole, nie ganz ohne einen Anflug von Dialect gewesen ist, der aber, fern davon zu stören, sogar den Effect erhöhte. Der an und für sich sehr weiche, zuweilen süßliche Ton des Organs bekam dadurch eigenthümliche Accente. Davison verstand es zu erschüttern und zu rühren, während sein Humor stets sich vom Hintergrunde der Sentimentalität abhob. Die kleinen Genrebilder, die er geschaffen hatte, waren von unwiderstehlicher Wirkung; aber sie ließen, trotz der momentanen Erheiterung, immer eine tief wehmüthige Empfindung zurück. Davison hatte schon früher einige Mal in Schwerin gastirt, ich selbst war ihm bis dahin außer der Bühne nur flüchtig begegnet und lernte ihn nun in Oberon kennen, wo er sein Gastspiel

begann. Er war eine immer gährende Doppelnatur, heftig, aufbrausend, cynisch, von empfindlichster Eitelkeit, und dann wieder weich, poetisch empfänglich, hingebend, aus dem Humor in tief melancholische Stimmung plötzlich hineinwechselnd. Das machte den Umgang mit ihm ebenso schwierig als anziehend, und überwiegend Letzteres wurde er durch die Vermittelung seiner in liebenswürdigster Weiblichkeit gehaltenen, tactvollen Frau. Es wäre unmöglich gewesen, die übernommene Pflicht der Sänftigerin, so schwer sie zuweilen sein mochte, unmerklicher und zugleich wirksamer durchzuführen. Durch ihr Dabeisein wurde der Verkehr mit dem so eigenthümlich und so reich begabten Künstler der allerangenehmste, und mir war es besonders interessant, diese wunderbare Künstlernatur zu studiren in ihren Productionen wie in ihrem Character, weil ich eine Wechselwirkung von diesem zu jenem nun einmal für durchaus nothwendig halte, wenngleich das beim Schauspieler scheinbar ein Widerspruch zu sein scheint, denn er soll uns stets neue, immer verschiedene Charactere schaffend darstellen. Und doch, in Etwas bleibt er immer er selbst, und der Hauch, der über den Schöpfungen liegt, der Ton, der unbe-

merkt durchklingt, wurzelt und schlägt an in dem eigenen Herzen und Weben. Eine gewisse nervöse Gereiztheit habe ich in allen Dawison'schen Leistungen durchgefühlt, und mitunter war es diese Seite, die sie besonders anziehend machte. Das kam nur aus dem Character des Darstellers selbst, und mir ist kaum je ein Künstler entgegengetreten, bei dem die allgemeinen Schwächen des Schauspielerthums, die Schroffheiten seiner eigenen Nationalität so scharf neben die Liebenswürdigkeiten des Künstlerthums, neben die edelste Begabung gestellt waren. Man wußte nie, ob die immer sprühenden Funken seines Talentes erwärmen und erhellen, oder ob sie versengen und verletzen würden, meist thaten sie das Alles zugleich, aber selbst wenn sie verletzten, lag der versöhnende und sänftigende Glanz des unbezweifelbaren Genies darüber. Als Dawison nach unvergeßlichen Eindrücken auf der Bühne und unvergeßlichen Stunden des Zusammenseins von Schwerin schied, sahen wir ihn nicht wieder. Sein glänzender, aber überanstrengender Triumphzug jenseits des Oceans ließ den Künstler in der Fülle der Kraft für uns verloren geben.

Zum ersten Mal in Schwerin erschien auch Meister

Döring mit seinem, im Gegensatz zu dem von Dawison, urgemüthlichen und zu wahrer Herzensheiterkeit hinreißenden Humor als Gast. Meinem Hause war er kein Fremder mehr, und war es auch meinen Mitgliedern nicht, mit denen er in Doberan in collegialischer Liebenswürdigkeit den Sommer vorher verkehrt hatte. Ich hatte ihn zuerst, 25 Jahr vorher, als er noch in Stuttgart engagirt war, ich in Heidelberg studirte, in Mannheim als Gast spielen sehen. Wie hatte uns damals der prächtige Banquier Müller, der gemüthliche Verschwiegene wider Willen, der Schleicher Elias Krumm ergötzt, und da waren sie wieder in fast unveränderter Frische dieselben Gestalten und riefen alte Zeiten, alten Enthusiasmus und fast gleichen Eindruck zurück. Und wie aufheiternd waren die Stunden des Zusammenseins außer der Bühne, in denen der unverwüstliche Humor, die unerschöpflichen, meisterhaft wiedergegebenen Anecdoten in liebenswürdigster Frische sprudelten. Ich habe oft über andre Künstler eben so lachen können als über Döring, Keiner hat mich so erheitert als er, und da eben ist die Grenze, wo er den Komiker in das Gebiet des Characterdarstellers hinein überschreitet. Er schafft

aufheiternde Charactere, nicht allein komische Masken; es ist ihm immer mehr auf die Figur, die er darstellt, als auf das Wort, das er zu reden hat, angekommen, und für die Characteristik ist seine Schaffenskraft unverändert frisch geblieben. Wenn ich jetzt Friedrich Haase nenne, der freilich nur zu flüchtigem Gastspiel nach Schwerin kam, so gehört sein Name durchaus zu denen von Dawison und Döring, denn sein Talent vereinigt Eigenschaften von diesen Beiden. Kaum ein andrer jetzt lebender Künstler übt eine Anziehungskraft wie er aller Orten über das Publicum, so war er der gesuchteste, für die Kasse einträglichste Gastspieler überall, wo er erschien, und das Bild seiner Darstellungen wird durch ganz Deutschland so frisch in der Erinnerung sein, daß es unnöthig wäre zu versuchen das hier zu skizziren, obgleich in den letzten Jahren die Directionssorgen in Leipzig ihn mehr, als gewünscht, von der Bühne fern hielten. Mir ist noch ein sehr freundlicher Sommerabend in der angenehmsten Erinnerung, den ich Friedrich Haase verdanke.

Es war in Doberan, als ich eben die Schweriner Intendanz übernommen hatte, mich aber noch außerhalb derselben, fast als Zuschauer fühlte. Unter den

Badegäſten war Herr von Konigk-Tollert, ſeitdem der umſichtige Leiter des deutſchen Theaters in St. Petersburg, und Friedrich Haaſe mit ſeiner Frau, früheren Eliſe Schönhoff, beide damals noch in St. Petersburg engagirt. Die drei Künſtler, die bereits durch längeren Aufenthalt der Badegeſellſchaft näher getreten waren, vereinigten ſich zu einem Wohlthätigkeitszweck, eine Vorſtellung in unſerem Doberaner Theater zu geben. Die Vorſtellung nahm faſt den Character einer Salon-Vorſtellung an, denn ſie vertheilte die Geſellſchaft, die ſeit Wochen am Strande des „Heiligen Damm“ zuſammen verkehrte in den Zuſchauerraum und auf die Bühne, und doch wurde von dieſer ein wahrhaft künſtleriſcher Genuß geboten und mit lauteſter Anerkennung entgegengenommen. „Die Partie Piquet“ in dieſer Darſtellung mit dem vollendeten Zuſammenſpiel gehört mit zu meinen liebſten Theater-Erinnerungen. Als ich nach der Vorſtellung, im Auftrage des Großherzogs, der Frau Haaſe-Schönhoff ein Armband als Andenken zu überreichen hatte, begann ich damit eigentlich wenigſtens meine repräſentative Intendantenpflicht, und ein fröhliches Zuſammenſein, im friſchen Nachklang der künſtleriſch gehobenen Stimmung,

schloß den Abend und führte Künstler und Zuschauer durch prächtigste Sommernacht an den Meeresstrand zurück.

Soll ich noch Carl Sontag als Gast in Schwerin nennen? Er ist es eigentlich nicht, denn er hatte lange Jahre dieser Bühne angehört und war in dem fast unveränderten Kreis der Collegen vollkommen heimisch. Aber auch in unsrem Hause wurde er es schnell und ist uns freundschaftlich verbunden geblieben. Sein feiner Humor, die Eleganz seiner Darstellungen, die vollendete Beherrschung der Formen machen ihn zu einem der hervorragendsten Repräsentanten im Conversationsstück, wenn auch sein Talent glücklich in das höhere Drama sowohl, als in die komische Charge hinübergreift. Auch wenn er nicht als Gast der Bühne erschien, kam Carl Sontag öfter nach Schwerin, wo er viele Freunde hatte, und immer kehrte er, ein stets willkommener Besuch, bei uns ein. In allerjüngster Zeit hat er mir die Gastfreundschaft in Hannover erwidert, als dort ein neues Stück von mir die erste Feuerprobe zu bestehen hatte. Vielleicht erzähle ich davon später einmal.

XXIV.

Wenn ich als letzten von Allen einen, obgleich nur flüchtigen, Gast der Schweriner Bühne nenne, Frau Frieb-Blumauer, so geschieht das nur, weil, wenn ich von ihr rede, ich über die Zeit meines Schweriner Aufenthaltes hinaus greifen muß, um eine ganze Gruppe meiner eignen Productionen zu besprechen, die unzertrennlich von dem Namen dieser ausgezeichneten Künstlerin sind. Gleich bei ihrem Eintritt an der königlichen Bühne in Berlin, wo man damals ihren Namen kaum kannte, es müssen das etwa zwanzig Jahre her sein, erregte sie großes Aufsehen durch die feste Characteristik, mit der sie ihre Gestalten zeichnete, und namentlich durch die reiche und originelle Erfindungsgabe für eine Fülle von komisch-pikanten und draſtischen Details, mit denen sie ihr Spiel belebte. Und doch mußte sie, trotz der sofort entschiedenen Verliebe des Publicums, sich ihren Boden, namentlich ihre Rollen, langsam erobern; denn noch beherrschte Frau Birch-Pfeiffer das Fach der komischen Alten und wußte es zu behaupten, während in zweiter Reihe Frau Adami noch in voller Kraft

ſtand. Die jüngeren Chargen ſpielte Frau von Lavallade, das Fach der Anſtandsdamen war durch Frau Werner beſetzt, die auch fein komiſche Rollen ſpielte, da war es alſo ſchwer Terrain zu gewinnen für ein ſtrebendes Talent, dem bei der Luſt an der Kunſt, bei dem nie ausbleibenden Erfolge keine Anſtrengung zu groß geweſen wäre. Aber es währte nicht lange, und Frau Frieb-Blumauer hatte eine ganze Reihe von Rollen, in Stücken, die eigens für ſie geſchrieben waren; denn welcher Luſtſpieldichter hätte nicht gern ein Talent für ſein Werk gewonnen, das einen Theil des Erfolges ſchon allein durch ſeine Mitwirkung verbürgte. Es wäre falſch, wollte man Frau Frieb-Blumauer als Schauſpielerin eine Spezialität nennen, denn das hieße das Feld ihrer Leiſtungen beſchränken, hieße ihr Eigenthümlichkeiten zuſchreiben, die ſie nur auf dieſe oder jene exceptionelle Rolle hinwieſen. Im Gegentheil, ſie beherrſcht ihr Fach, das nun einmal das der „komiſchen Alten“ heißt, im allerausgedehnteſten Maaße; denn wenn wir die älteren ſeriöſen Rollen ausſcheiden, für die das Organ nicht ausgiebig genug, mit denen ſich die Künſtlerin aber nichts deſto weniger oft genug geſchickt abzufinden gewußt hat,

gehören die Mütter im Schauſpiel, bis in die Poſſe hinein, die komiſchen Characterrollen und Chargen in ihren Rollenkreis, und ſo gleichartig oft die Aufgaben ſind, die dieſes Fach ihr ſtellt, immer noch hat ſie jeder einzelnen irgend eine Eigenthümlichkeit abzugewinnen oder zuzuſchaffen gewußt. Ihr Fach iſt alſo das allerweiteſte, und das beweiſt am Beſten, wie oft ſie an dem Repertoire betheiligt iſt an einer Bühne, der vorzugsweiſe die Pflege des klaſſiſchen Dramas obliegt. Dabei verfügt ſie über die Gemüthstöne ebenſo reich, als über den Humor; worin ſie aber alle anderen Vertreterinnen ihres Faches überragt, das iſt die reiche Detailmalerei, der ſprudelnde Humor, die eigene Schaffungsgabe, mit der ſie den ihr geſtellten Aufgaben zu Hülfe kommt, und die, eben weil ſie auf einen feſtgezeichneten Character baſiren, doch immer conſequent und hingehörig ſind. Sie gehört zu den ſeltenen Schauſpielern, die ihre Rollen immer bereichern und ausſchmücken, ohne ſie zu verrücken oder zu verwandeln. Die Künſtlerin fügt manches Extempore dem Dichterworte hinzu, aber niemals ein nicht hingehöriges.

Ich hatte die vortreffliche Künſtlerin, die mich

gleich durch ihre Darstellungen auf das Lebhafteste interessirte, bei unsrer gemeinsamen Freundin Frau Dr. Birch-Pfeiffer kennen gelernt, die freilich sich der Rivalität bewußt war, die ihr als Schauspielerin durch diese Collegin gemacht wurde, nichts deste weniger aber den weit größeren Gewinn nicht übersah, den solche Darstellerin ihren Stücken bringen mußte. Da die beiden hochbegabten Frauen sich außerdem schnell freundschaftlich näher traten, folgte Frau Birch-Pfeiffer bereitwillig und mit Glück dem Beispiel der andren Schriftsteller; sie schrieb der Frau Frieb-Blumauer Rollen, und gern hätte ich dasselbe gethan, hätte ich es nur gekonnt. Aber eine Aufgabe für eine bestimmte Persönlichkeit schaffen, habe ich niemals vermocht, und es ist überhaupt eine mißliche Sache, die unter zehn Fällen neun Mal verunglückt. Für ein so gestaltungsfähiges Talent, als das der Frau Frieb-Blumauer, ist es nun vollends unnöthig; denn meist ist eine so geschriebene Rolle nichts weiter, als die erweiterte Wiederholung einer schon geglückten Eigenthümlichkeit in einem früheren Stück, und eine Spitze überspitzen wollen heißt sie abbrechen. Man soll nur gute Rollen schreiben für das Fach, ohne auf

die ſpecielle Begabung dieſer Künſtlerin Rückſicht zu nehmen, denn dieſe wird ſie ſchon ſelbſt dazu bringen. Dann war bei mir auch Mißgeſchick dabei — Frau Frieb-Blumauer bekam die Rollen nicht, die ich auf ſie berechnet hatte, ſo die Lady Temple in Wilhelm von Oranien, die Frau Crelinger ſpielte, eine Rolle in dem kleinen Stückchen „Brandenburgiſche Eroberungen", das gar nicht am Königl. Theater in Berlin aufgeführt wurde, ebenſo wenig als „Das Schwert des Damokles", in dem ſie die Meiſterin darſtellen ſollte. Auch in „Zeichen der Liebe" wurde die für ſie beſtimmte Rolle anders beſetzt, und es erſchien in der That, als würde ich niemals ein Talent für meine Stücke gewinnen, für das ich ſo große Sympathie hatte, und das recht eigentlich für das Genre ausgezeichnet war, für das auch ich am meiſten Begabung zu haben meinte.

In dieſer Zeit gaſtirte Frau Frieb-Blumauer in Schwerin, ſiegreich wie überall, obgleich das Publicum Anfangs etwas befremdet ſchien über die etwas ſtarken komiſchen Accente, an die es nicht gewöhnt war. Das war zum Theil meine Schuld. Die Künſtlerin hätte nicht am erſten Abend gleich die „Madame Hirſch"

im Kammerdiener ſpielen müſſen, denn ſo virtuos dieſe Figur von ihr geſtaltet wird, bei der ſcheuen Zurückhaltung, die mein Publicum Allem entgegenſtellte, das ihm neu war, mußte es ſich doch an dieſe ſcharfen Conturen erſt gewöhnen; außerdem war das ganze Stück nicht nach ſeinem Geſchmack, und in letzterer Beziehung theilte ich ſeine Anſicht vollkommen. Nun aber ſteigerte ſich die Theilnahme von Abend zu Abend und gab ſich in überfüllten Häuſern durch lauteſten Beifall kund. Mir aber war, nicht allein durch dieſe glänzenden Erfolge auf der Bühne, ſondern namentlich in ruhigem Verkehr mit der Künſtlerin in unſrem Hauſe klar geworden, daß nicht die geiſtreich ausgeführte Charge ihre Hauptſtärke war, ſondern die geniale Characteriſtik mit dem vom Gemüth getragenen Humor. Das vermehrte nur noch den Wunſch, ein eigenes Stück in dieſe Meiſterhände zu legen. Jahre noch ſollten darüber hingehen, ehe es ſich erfüllte, dann aber ſollte es mir meine beſten Erfolge bringen. Die erſte Rolle, die Frau Frieb-Blumauer von mir ſpielte, war die kleinſtädtiſche Schwätzerin Rettchen in „Spielt nicht mit dem Feuer“. Wie ſie dieſe Rolle ſpielte, hat ſie in den vielfachen Wiederholungen des Stückes in

Berlin und als Gaſt an vielen Orten bekundet, und beim Schaffen dieſer Rolle, die viel weniger dankbar iſt, als ich ſelbſt meinte, glaube ich doch nicht an Frau Frieb-Blumauer gedacht zu haben, wie überhaupt nicht an eine Darſtellung des Stückes am Berliner Königl. Theater. Ich hatte es auf meine Schweriner Schauſpieler berechnet, und das Nettchen ganz' beſonders für eine eben engagirte ſehr tüchtige Schauſpielerin, Frl. Amalie Schramm, geſchrieben, der ich eine dankbare neue Rolle geben wollte. Aber die Figur wirkte ſchon in den Proben nicht durchgreifend und blieb auch in der Aufführung zurück. Erſt viel ſpäter konnte ich mir, nach langer Prüfung, den Grund klar machen. Die Geſtalt iſt eigentlich Epiſode und für ſolche zu breit angelegt, wie das Stück überhaupt auf faſt zu poſſenhafte komiſche Wirkung zugeſpitzt iſt. Nun giebt Nettchen ihren ganzen Effect bereits in der erſten Scene aus und wird ſchließlich ermüdend. Im Enſemble nimmt ſie immerhin noch ihre wirkſame Stelle ein, aber ſelbſt dem Talente der Frau Blumauer iſt es nicht gelungen ſie herauszuheben, und daß ſie die Rolle zu einer Gaſtrolle machte, beweiſt eben nur, daß, wo ſie auch eintritt,

sie das Interesse des Publicums wach zu halten weiß. Es war aber immer eine erste Rolle, die sie von mir gespielt hatte, und die Bahn war dadurch gebrochen.

Nach meinem Abgange von Schwerin, von dem ich im nächsten Abschnitt erzählen will, war ich für einige Zeit überhaupt jeder literarischen Arbeit entzogen, und namentlich lag mir jede Arbeit für die Bühne ferner als je. Mein Interesse für das Theater schwand mehr und mehr, denn es war, als hätte das volle Aufgehen in die so anregende und beglückende Stellung in Schwerin mein Interesse an den Leistungen einer andren Bühne vollkommen absorbirt. Meine volle Zeit, Gemüth und geistiges Können war ohnehin in anderer Hingabe durchaus in Anspruch genommen, und ich selbst hielt meine literarische Thätigkeit auf immer für abgeschlossen, denn ich hatte sie freudig einer andren Lebensaufgabe zum Opfer gebracht. Wie diese plötzlich und unerwartet beendet wurde, gehört weder hierher, noch überhaupt in die Oeffentlichkeit. Nur das kann ich nicht übergehen, daß ich mich in vielleicht schwerster Stimmung meines Lebens fast gewaltsam wieder in die Production flüchtete und mit tiefem Kummer im Herzen — ein kleines, heiteres

Luſtſpiel ſchrieb: „Die alte Schachtel“. Das ſind die Gegenſätze der Production und der Verhältniſſe, in denen ſie entſteht, der Stimmung, die wir hervorrufen, und der, die wir ſelbſt haben. Jetzt erſt lernte ich vollkommen verſtehen, was ich oft beobachtet hatte, wie der darſtellende Künſtler uns zu unwiderſtehlichſter Heiterkeit hinreißen kann, mit einem friſchen Schmerz im Herzen, oder aus einer tief melancholiſchen Stimmung heraus. Bei ihm erſcheint uns der Contraſt am grellſten, denn es iſt ſeine eigne Perſon, die ihn hervorbringt, aber jedem ſchaffenden Künſtler wird es oft ebenſo gehen, und die Menge, der dann die Production fertig entgegentritt, wird nichts von dem ahnen, was ſie hervorrief, der Künſtler ſelbſt freilich wird das nie vollkommen vergeſſen. Mir wenigſtens iſt, ſo oft ich ſpäter meine „alte Schachtel“ aufführen ſah, während das Publicum lachte, die Stimmung von damals immer wieder wehmüthig an's Herz getreten, und Etwas muß doch auch dem Stücke davon anhängen, denn einzelne tiefer empfindende Zuſchauer haben mir zuweilen wohl geſagt, ſie wüßten nicht, ob das Stückchen ſie mehr zum Lachen oder zu Thränen gereizt hätte. Ich wußte es ſelbſt nicht, als das kleine

Drama, und zwar in wenig Tagen, fertig war, und traute ihm nur geringes dramatisches Leben zu, obzwar ich mit der Arbeit zufriedener war, als sonst meist mit einer eigenen. Ich legte sie der Frau Frieb-Blumauer vor, und nach wenig Stunden kam sie ganz warm und angeregt, hatte sich ihre Rolle gleich fest gestaltet und stellte dem Stückchen ein unzweifelhaft günstiges Prognosticon. Das war schon ein gutes Zeichen, denn je schneller eine Rolle die Productionskraft des Darstellers weckt, desto sichrer kann man darauf rechnen, daß sie eine dankbar wiederzugebende ist; wenige Schauspieler sind aber im Stande das so anregend zu zeigen, als die Künstlerin, der dies Lustspiel besonders seinen Erfolg verdankt. Ich faßte nun selbst Vertrauen, ließ das Stück für die Versendung drucken, und sofort wurde es auf die warme Fürsprache der Frau Frieb-Blumauer am Königlichen Theater in Berlin zur Aufführung angenommen. Es wäre fast nicht dazu gelangt. Ich hatte meinem Freunde Münch-Bellinghausen, der sehr unzufrieden damit gewesen war, daß ich eine Lebensaufgabe ergriffen hatte, die nothwendig meine literarische Thätigkeit unterbrechen, wenn nicht ganz ab-

ſchneiden mußte, geſchrieben, daß ich nun alle meine Kräfte wieder meinen ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen zuwenden würde, und als Beweis dafür ihm das eben vollendete Stückchen beigefügt. Er war damals noch Intendant des Burgtheaters, da ich aber ſeit mehreren Jahren, entrüſtet über die unwürdige Behandlung der dortigen Kritik, keine Stücke mehr nach Wien ſchickte, hatte ich ihm ſelbſt nie ein ſolches eingereicht. Münch beglückwünſchte mich zur „Alten Schachtel“ und fügte hinzu, daß er ſie ſofort zur Aufführung bringen laſſen wolle. Das war nun gar nicht meine Abſicht geweſen, aber ich wollte nichts dagegen thun, denn das Stück erſchien mir ſo harmlos, ſo keinerlei Animoſität herausfordernd, daß ich eine Wiener Aufführung für gleichgültig hielt. Ich hatte mich getäuſcht. Das Stück kam wirklich am Burgtheater zuerſt und wurde von der ganzen Kritik mit einer Gehäſſigkeit behandelt, als gälte es ein literariſches Monſtrum zu vernichten, das aller Sitte Hohn ſpräche und an kindiſcher Albernheit und ungeſchicktem Dilettantismus ſeines Gleichen nicht hätte. Das Burgtheater ſei entweiht durch dieſes Machwerk, hieß es. Bei mir rief das freilich nur Heiterkeit hervor, denn der überſpannte

Bogen der Kritik brach gründlich, und ich kannte ja längst die unsauberen Motive; aber alle andren Zeitungen brachten doch natürlich die Nachricht eines vollkommenen Fiasko, und manche Bühne wurde zweifelhaft, ob sie es nun mit dem so hart zugerichteten Dinge wagen solle. Auch in Berlin wurden wir stutzig, ich selbst zuerst, denn an einen Mißerfolg mußten wir glauben, und fast hätten wir das Stück zurückgelegt, von dem die Proben schon begonnen hatten, hätte Frau Frieb-Blumauer nicht, in unerschütterlichem Vertrauen auf dasselbe, auf das Energischste dagegen protestirt. Sie siegte, wie hier, so in der Aufführung, und ein wahrhaft durchschlagender Erfolg, dem eine lange Reihe von Wiederholungen folgte, gaben ihr Recht. Sie hatte aber auch in der alten Lotte ein vollendetes Cabinetsstück geschaffen, an dem ich mich immer wieder erfreute, obgleich ich sonst gern der Aufführung eigner Stücke fern bleibe. Nun bekamen auch die andren Bühnen wieder Muth, und meine alte Schachtel ist über alle deutschen Theater gegangen, überall freundlich, oft enthusiastisch aufgenommen worden, und das, — trotz der Wiener Kritik. Keinem meiner Stücke bin ich aber so dankbar, als

diesem. Schon die Production desselben war ein Labe in schweren Stunden, und der Erfolg weckte mir nicht allein den ganz gesunkenen Muth zu neuem Schaffen, er brachte mich auch wieder in Beziehung zu den Theatern und eröffnete mir auf's Neue die Pforten zur Bühne.

Nun ging ich mit einer freilich etwas krankhaften Hast und körperlich leidend an eine neue Arbeit, an ein fünfactiges Lustspiel, dessen Stoff ich zwar schon lange im Kopf gehabt hatte, der aber doch wohl nicht vollkommen reif geworden war, und in den sich jüngst erlebte Eindrücke mischten, die ich gewaltsam hinauszudrängen strebte. Schon während der Arbeit, zu der ich mich zwang, änderte ich immer wieder, verlor mehr und mehr das Vertrauen und kam mühsam, wenn auch vielleicht zu schnell, zum Schluß. Ich fühlte, daß die Arbeit mißglückt sei, legte immer wieder die strengste Selbstkritik an, aber der Stoff war nicht schlecht, die Ausführung wollte mir nicht ungeschickt erscheinen, und doch blieb ich unzufrieden, zweifelhaft und traute mich mit dem Stück nicht heraus. Der Grund lag nahe. Bei der alten Schachtel hatte mich die Productionskraft über die eigne Stimmung fortgetragen, bei diesem

Stück, das ich zuerst „Reich“ genannt hatte, zog diese sie nieder. Und doch wollte ich die Arbeit nicht ohne Weiteres verloren geben und schickte sie also an Herrn Director Maurice in Hamburg, auf sein oft bewährtes Urtheil und auch mir schon wiederholentlich gezeigte Gefälligkeit vertrauend. Ich bat ihn, ohne meinen Namen das Stück aufführen zu lassen, damit die Darstellung über seine Lebensfähigkeit das Urtheil spräche. Er erklärte sich dazu bereit, wenngleich er keinen rechten Erfolg erwartete. Die Aufführung war eine der letzten vor den Theaterferien, die Nachrichten, die ich über den Erfolg empfing, waren sehr matt, und da von Wiederholungen ohnehin nicht die Rede sein konnte, rechnete ich mein Stück nun entschieden zu den verlorenen.

Nach dem Erfolg, den sie mit der alten Schachtel gehabt hatte, drängte mich Frau Frieb-Blumauer immer wieder zu neuer Arbeit. Als sie das wieder einmal that, sagte ich ihr ganz muthlos, ich sei fertig und könne überhaupt nichts mehr schaffen, und da sie das nicht gelten lassen wollte, erzählte ich ihr das Schicksal dieses meines Stückes, um meine Behauptung zu beweisen. Nun fügte es sich zufällig, daß die

Freundin gleich nach der Wiedereröffnung des Hamburger Thalia-Theaters an dieser Bühne gastirte; sie erkundigte sich nach dem anonymen Stück, ließ es sich sogar geben, um es zu lesen, und kam nun mit der Nachricht nach Berlin, das Stück sei gar nicht durchgefallen, es sei auch nicht verunglückt, aber es hätte Längen und Fehler, die freilich den Erfolg geschmälert hätten. Sie drang auf eine Umarbeitung, und ihrem Eifer nachgebend, entschloß ich mich zu derselben. So kam ein dreiactiges Stück zu Stande, das nun „Gut giebt Muth" genannt wurde. Es war wirklich um vieles besser geworden, als in der ersten Fassung, wenn es auch immer noch an den Verhältnissen krankte, in denen es zuerst entstanden war. So sollte es denn in Berlin zur Aufführung kommen, obgleich Niemand rechtes Zutrauen dazu hatte, und ein Schauspieler, auf den mit als Träger des Stückes gerechnet war, noch nach der Leseprobe seine Mitwirkung verweigerte und seine Rolle zurückschickte. Er mußte durch ein jüngeres Talent aus einem ganz anderen Fache ersetzt werden, was später dem Eindruck sehr zu gut kam, denn es kam dadurch ein Gemüthston in das Ensemble, der ohne diesen Wechsel dem Stück gefehlt

haben würde. Aber noch in der letzten Probe am Tage der Vorstellung war keine besonders zuversichtliche Stimmung zu spüren, und mir selbst kam das Ganze gedrückt und matt vor, daß ich gleich nach der Probe ernstlich mit Frau Frieb-Blumauer verhandelte, ob es nicht gerathener sei, das Stück noch zurückzuziehen. Die Waage der Entscheidung schwankte, und hätte die Freundin nicht doch wieder das Selbstvertrauen auf ihre eigene Hülfe hineingeworfen, die Schaale des Zweifels wäre sicher zu Ungunsten des Stückes gesunken. So erwartete ich den Abend und bat sogar meine Frau, sonst die treue Theilnehmerin an allen Chancen der dramatischen Wagnisse, nicht in's Theater zu gehen, um ihr unangenehme Momente zu ersparen. Und sieh da, das Stück schlug ein, und wenn ich auch Frau Frieb-Blumauer den Löwenantheil des Erfolges zusprechen muß für eine so liebenswürdige Meisterleistung, daß sie allein schon des Interesses des Publicums werth gewesen wäre, so überboten sich doch auch die sämmtlichen andren Darsteller in der Empfindung, einen schwachen Bau stützen zu müssen, durch die Kraft ihres Talentes, durch das Einsetzen ihrer Beliebtheit, daß in der That ein über-

aus freundlicher Eindruck zu Stande kam, den das Publicum entgegenkommend anerkannte. Aber das Stück ſollte kein rechtes Glück haben. Gleich nach der erſten Verſtellung erkrankte Fräulein Buska, die einer an ſich nicht hervortretenden Rolle durch anmuthige Naivetät einen beſonderen Reiz gegeben hatte, und die Wiederholungen mußten über eine Woche hinausgeſchoben werden, was, nach der Berliner Gewohnheit, faſt der Tod eines Stückes iſt. Nichts deſto weniger blieb das Publicum treu, aber ſchon nach einer kleinen Anzahl von Verſtellungen wurde das Stück plötzlich und für immer zurückgelegt, aus Repertoire-Rückſichten wahrſcheinlich, die ich nicht erfahren habe. Jedenfalls war der Erfolg des Stückes größer als ſein Werth, die ihm zuertheilte Lebenskraft aber geringer als ſein Erfolg. Alle Wechſelfälle der dramatiſchen Schriftſtellerei hatte ich an dieſem Stück wieder durchmachen ſollen, in einer Zeit, in der mir die Production in mehr als einer Beziehung Erſatz bieten ſollte für manche Lebenstäuſchungen, in der ſie das ganze Feld meiner Thätigkeit bilden mußte. Schnell entſchloſſen, ſchob ich ein anderes fünfactiges Drama, das auch inzwiſchen fertig geworden war und nur der

Umarbeitung bedurfte, in die Mappe und versuchte meine Stoffe, die ich zur dramatischen Bearbeitung bereits zurecht gelegt hatte, in novellistische Form zu bringen. Ich hatte dabei eine Schwierigkeit zu bekämpfen, die in meiner ganzen schriftstellerischen Anlage begründet lag, die nämlich, die Situationen nicht zu dramatisch zuzuspitzen und zu gipfeln, aber ich kämpfte mit Bewußtsein gegen diese Gefahr und wurde schnell vertraut in dem ruhigeren, aufregungsfreien, novellistischen Schaffen, das mir immer lieber wurde, je mehr ich mir nach dieser Richtung Bahn brach, wenngleich ich mir vollkommen klar machte, daß ich mit jedem Schritt, der mich der Novelle näher brachte, meine dramatischen Anlagen mehr und mehr vernichten mußte. Damit war aber in der That nichts verloren, denn die Freude an dem Schaffen für die Bühne, ja, an dieser selbst, mit dem was sie leistete, war mir schon längst verkümmert. Ich muß hier einen entschiedenen Abschnitt in meiner Schriftstellerthätigkeit bezeichnen, die sich von nun an dem Drama abwendet und also nicht mehr in die Theatererinnerungen gehört. Ich war gründlich müde geworden des nun fünf und zwanzigjährigen Kampfes mit der Geneigtheit

oder Ungeneigtheit der Theaterverstände, mit den Launen der Schauspieler, der Gunst des Publicums und der oft unwürdigen und unlauteren Schulmeisterei der Kritik. Man gewinnt kein Terrain in dem Kampf, denn mit jedem neuen Stücke muß man ihn wieder aufnehmen, man ist Alleinkämpfer in den meisten Beziehungen, denn nur bei der Aufführung treten die Darsteller als Bundesgenossen mit ein, und daß man mit einer Bundesgenossin wie zum Beispiel Frau Frieb-Blumauer auch auf schwacher Schlachtlinie siegen konnte, hatte ich erfahren; aber je mehr man die Waffen kennen lernt, die man führen muß, je sicherer man die Fechterstreiche handhabt, die unumgänglich sind, und durch erlernte Geschicklichkeit die schwindende Kraft ersetzt, desto geringer wird die Freude an dem Erfolg, desto größer die Ermattung nach demselben, und doch die Last der Widerwärtigkeiten nicht weniger drückend. Die meisten meiner Collegen haben früher die Rüstung ausgezogen als ich, und wie viele, die ich mit der flatternden Siegesfahne eines glänzende Zukunft verheißenden Erfolges freudig erhoben, ja, glückberauscht sah, schweigen schon längst verstimmt und entmuthigt, oder schicken gleichgültig die nur neu auf-

gepußten alten Truppen in das Treffen. Ach, und wie mitleidig sehen die jungen Sieger auf uns alte, mit Narben bedeckte Kämpfer herab. Sie haben Recht. Der Jugend mit allen ihren Illusionen gehört das Feld.

Und nun habe ich noch von einigen kleinen Nachzüglern und ihren mehr oder minder glücklichen Scharmützeln zu erzählen. Zunächst von einem kleinen dramatischen Scherz „das Ständchen", aber da kann ich mich sehr kurz fassen. Die zweite Folge meiner Lustspiele sollte im Buchhandel erscheinen, besonders weil einzelne kleine Stücke vielfach, namentlich von den Liebhabertheatern begehrt wurden. Da zeigte sich, daß ich ein kleines Drama, das zum Füllen eines Bandes dienen sollte, schon früher, aber vor Jahren einzeln hatte abdrucken lassen. Es lohnte auch kaum der Mühe, es zurück zu erwerben, aber die Lücke im Bande war da, der Druck drängte, und so entschloß ich mich, ein in die Mappe halb fertig zurückgelegtes Stückchen, eine dramatisirte Anecdote, die einmal für eine Privatvorstellung, die nicht zu Stande kam, bestimmt gewesen war, schnell zu vollenden, um damit in die Breiche des Bandes einzutreten. Das kleine

Stück war gedruckt, und ich dachte gar nicht daran es der Bühne einzureichen. Da fiel es Frau Frieb-Blumauer in die Hand, sie schuf sich sofort aus der einen Rolle, die nicht einmal die Hauptrolle war, ein Cabinetsstückchen, das sie in einem meisterhaft beherrschten Dialect spielen und mit einer Fülle komischer Pointen ausstatten wollte. So kam das Stück wirklich zur Aufführung, und ich kann um so williger constatiren, daß es einen sehr aufheiternden Erfolg davon trug, als ich selbst mir so gut wie gar keinen Antheil beimessen kann, der lediglich den Darstellern gebührt. Unbedeutend in der Idee und Characteristik, fast werthlos in der Ausführung, konnte ich für mich nur den geschickten, wenn auch sehr einfachen Aufbau und gefälligen Dialog anrechnen, alles Uebrige thaten die Darsteller, und daß Frau Frieb-Blumauer wahre Beifallssalven einerntete, war lediglich ihr eignes Verdienst für eine Production, die mehr als schauspielerische Wiedergabe, die selbstschöpferische Erfindung war.

Und nun habe ich bei den Nachzüglern noch von einer ersten Aufführung zu erzählen, die mir alle Schattirungen der Theatererfolge, fast bis zum Mißerfolge einbrachte. Frau Frieb-Blumauer, unermüdlich

im Anregen, verlangte ein kleines Stück von mir, das sie bei Gelegenheit eines Sommergastspiels in Leipzig mit Herrn Döring und vielleicht auch mit Herrn Director Haase spielen könnte. Für diese Kräfte zu schreiben, war in der That zu lockend, um dem zu widerstehen. Die frische, erhobene Stimmung über den eben beschlossenen glorreichen Krieg gab leicht einen Stoff, und so entstand das kleine Drama mit humoristischer Färbung „die böse Stiefmutter". Bei dem Gastspiel in Leipzig kam es dann zwar nicht zur Darstellung, aber es war doch inzwischen auf einigen andren Bühnen mit Glück gegeben worden, und so wurde es auch für den folgenden Herbst für Berlin angenommen. Inzwischen war mit den lang ersehnten, endlich eingetroffenen Friedensnachrichten noch ein andres kleines Gelegenheitsstück entstanden, das ich „Friede" genannt hatte. Hätte es gleich in jene gehobene Stimmung hinein gegeben werden können, würde dieses es vielleicht getragen haben, aber wie bei den meisten Zeitstücken, verblaßte seine Lebensfähigkeit mit jedem Tage, der es hinaus schob, mehr und mehr. Da wurden zu Anfang der Herbstsaison drei kleine einactige Stücke, alle drei von mir, zu einer ersten

Aufführung an einem Abend zusammengestellt, angekündigt. Das erste hieß: „Zwei Tassen", das schon vor einer Reihe von Jahren, aber nicht unter meinem Namen in Schwerin und an mehreren andren Orten gegeben war, ein kleines Conversationsstück harmlosester Art. Dann sollten „Friede" und „die böse Stiefmutter" folgen. Ich bat, die Stiefmutter voran zu setzen, weil „Friede" das komischere war und ich mich scheute mit einem halben Rührstück den Abend zu schließen. Man kam meinem Wunsche nach, ohne meine Ansicht zu theilen, und ich muß es dahin gestellt sein lassen, ob eine andre Reihenfolge dem kaum mehr lebensfähigen Scherz: „Friede" ein ephemeres Leben geschenkt hätte. Als die drei Stücke mit demselben Autornamen gegeben werden sollten, war ich auf dem Lande, reiste aber zum verhängnißvollen Abend nach Berlin.

Da ich ohnehin meine Aufgabe als dramatischer Schriftsteller für abgeschlossen ansah, machte mir schon der Theaterzettel den Eindruck eines Ausverkaufes. Der alte Ladenhüter: „Zwei Tassen" an der Spitze und hinterher, wie ein Modestück vom vergangenen Frühjahr, der „Friede".

Eine glänzende Darstellung brachte das erste Stückchen zu einem freundlichen Erfolg, wie es überhaupt je zu erringen nur beanspruchen konnte. Nun kam die Stiefmutter mit einer so eigenthümlichen Leistung der Frau Frieb-Blumauer, voll Gemüth und sprudelnden Humor, voll Wahrheit und Reichthum an Pointen, die dem Leben abgelauscht waren, unterstützt von durchgehend vollendeten Leistungen der andren Mitspielenden, daß sich ein Ensemble gestaltete, wie es glänzender nicht gedacht werden konnte, und einen so enthusiastischen Einschlag hervorrief, daß ich den Erfolg dieses kleinen Familiendramas für den bedeutendsten ansehen muß, der mir als Autor geworden ist. Erfreulich war mir auch das dabei, daß mit den ungeschicktesten Mitteln, mit dem einfachen Appelliren an das Gemüth, die ziemlich breit angelegte Dichtung, ohne possenhaft komische Effecte, rührte und erheiterte und eine Wirkung hervorrief, für die ich unser heutiges, blasirtes und überreiztes Publicum kaum mehr für fähig gehalten hätte. Es bewies mir, daß, wie ich immer geglaubt habe, das Familiendrama, so oft verspottet, seit den Tagen Iffland's noch immer das eigentliche deutsche Nationalgenre ist und bleiben wird.

Dagegen freilich fiel das ohnehin schon verblaßte Gelegenheitsstückchen „Friede“ mit übrigens auch nicht glücklicher Besetzung vollkommen ab. Das Streben der Darsteller, der glänzenden eben vorhergegangenen Aufnahme wenigstens durch komische Effecte gleich zu kommen, schlug fehl, woran das Stück selbst natürlich die Hauptschuld trug. Die patriotische Begeisterung, an der es auch diesem Stückchen, als einzigen Werth, nicht fehlte, hatte „die Stiefmutter“ gleichfalls verweg genommen und für die Wiederholung wirkungslos gemacht. Das Publicum war noch wohlwollend und nachsichtig genug, viel mehr als ich selbst, der ich gleich nach gefallenem Vorhang die Direction des Königl. Schauspiels bat, das verunglückte Stück vom Repertoire zu streichen, was dann auch geschah. Ich wollte mir den eben errungenen erfreulichen Erfolg der „bösen Stiefmutter“ nicht verkümmern lassen, und diese behauptete ihr Feld siegreich einige Monate hindurch in einer langen Reihe von Wiederholungen. Aber von dieser Abschweifung, oder vielmehr Vorgreifen, das aber von der Besprechung unsres Schweriner Gastes Frau Frieb-Blumauer nicht auszuscheiden war, will ich noch einmal nach Schwerin zurückkehren, freilich

nur, um von dem so lieb gewordenen Orte und meinem mir wirklich an das Herz gewachsenen Theater Abschied zu nehmen.

XXV.

Die zwingenden Gründe, die mich bestimmen mußten, meine Stellung in Schwerin aufzugeben, mahnten immer dringender, meine Aufgabe abzuschließen. Es sind lediglich Familienrücksichten, Erziehung und Gesundheit meiner Kinder, und liegen ganz außerhalb künstlerischer Motive, noch mehr aber, wenn das möglich wäre, sind sie frei von irgend einer Verstimmung oder plötzlichen Laune. Langsam, ruhig reifte der Entschluß, wurde offen besprochen, als nothwendig erkannt, und kaum ist ein allseitig freundlicheres Scheiden denkbar als das meinige aus der Stellung, in der ich mich so wohl gefühlt hatte, und aus der ich soviel freudige, erhebende, beglückende und dankbare Erinnerungen hinaustrug. Daß dem so sein würde, wußte ich vom Hof und hoffte es von den Mitgliedern des Theaters, daß aber auch das Publikum, mit dem ich in einem beständigen kleinen Kampfe gestanden hatte, mir freundliche und herzliche Gesinnung

zeigen würde, hatte ich kaum erwartet. Daß es mir nicht möglich sein würde, auf lange Zeit hinaus mich in Schwerin zu fesseln, hatte ich von Anfang an gewußt und ausgesprochen, ja, ich hatte eigentlich nur auf einen dreijährigen Aufenthalt gerechnet, und nun waren vier Jahre dahingegangen. Wie nun die Anfänge in Hoffnungen, in immer neu aufsprießenden Plänen, dann im Werden und Wachsen ihren besonders poetischen Reiz hatten, so fügte die Wehmuth über das immer näher rückende Scheiden im letzten Winter eine erhobene Stimmung zu meinem ganzen Wirken und Schaffen. Dazu konnte ich mich in der That an manchem Gelungenen und Erreichten erfreuen. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß wir uns im Conversationsstück und feinen Lustspiel mit jeder deutschen Bühne messen konnten, daß wir die meisten sogar weit überflügelten, was rapides Ensemble, Natürlichkeit in Rede und Spiel, festes Characterisiren und Ineinandergreifen betrifft. Der große Stamm des Personals war ein fester geblieben, und wo ein Wechsel uns ein neues Mitglied zuführte, war ich gleich darauf bedacht, seine besondere Begabung nach irgend einer Richtung hin auszubeuten. So

war uns zum Beispiel, noch im letzten Jahr meiner Leitung, in Fräulein Hermine Delia ein Talent für das Conversationsstück zugekommen, das vortrefflich eingriff und manche Aufführung ermöglichte, oder doch vollkommener machte, die wir bis dahin nicht so hätten zur Geltung bringen können. Die Schwierigkeit war nur, Conversationsstücke zu finden, da gerade dies Genre den deutschen dramatischen Schriftstellern am meisten fern zu stehen scheint. So mußte ich denn vielfach zu den Franzosen meine Zuflucht nehmen und namentlich Eugène Scribe ausbeuten, den ich immer noch als Meister dieser dramatischen Gattung hinstellen muß, und der noch viel mehr, als ohnehin schon geschieht, für das deutsche Repertoire ausgenutzt werden kann. Was kann man nicht in fest und geistreich aufgebautem Scenar, in erfindungsreichen und geschickt angebrachten Ueberraschungen, in Feinheit der Redewendungen von ihm lernen! Und welche Schule für die Schauspieler, um Dialogpointen hervorzuheben, kleine Effecte vorzubereiten und im richtigen Moment auszuführen, in deutlicher Rede jedem Worte seine Geltung zu geben, sich natürlich zu bewegen. Mit großem Erfolg hatte ich „die Cameraderie" wieder in

Scene geſetzt, freilich in einer etwas veralteten und nicht beſonders geſchickten Ueberſetzung und unter dem nicht voll zutreffenden Titel „die Gönnerſchaften„. Das Stück ging vortrefflich. Ich erinnere mich wirklich nur am Théâtre français in Paris, wo ich das reizende Stück mehrere Mal hatte aufführen ſehen, eine ähnliche Abrundung des Geſammtſpiels gefunden zu haben, als in Schwerin. Die Schauſpieler gewannen ſelbſt immer mehr Freude an dem ſpannenden, unausgeſetzt anregenden Stück, und wir konnten es, was unerhört war für Schwerin, fünfmal in einem Winter wiederholen, wenn auch das Publicum anfing zu proteſtiren, ſich aber doch immer wieder vortrefflich unterhielt. Daneben brachten wir eine ganze Reihe kleiner einactiger Stückchen, griffen mit dieſen bis zu den Geſangspoſſen hinunter und ſchafften damit, in immer neuem Wechſel der Zuſammenſtellung, ein buntes, heiteres Repertoire. Der Regiſſeur und Komiker Herr Günther hatte ſtets von letzterem Genre noch einige ältere, längſt erprobte Stücke in petto, die er dann geſchickt für den Geſchmack der Zeit mundgerecht zu machen wußte. Dabei blieb aber auch das ernſte Drama nicht vernachläſſigt, denn auch in dieſem hatten

wir Fortſchritte gemacht, immerhin aber nahm es der Zahl nach einen verhältnißmäßig geringen Raum auf dem Repertoire ein. Es ſchien mir wichtiger, das, was ich zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen konnte, zunächſt zu pflegen und die Darſtellungen auf geringeres Maaß zu beſchränken, die zu voller Geltung zu bringen, die Kräfte des Perſonals nicht ausreichten. Eine ganze Reihe von Scribe'ſchen Stücken, deren Bearbeitung ich mir ſelbſt zur Aufgabe geſtellt hatte, blieben aber unaufgeführt, da mir die Zeit zu meinem Vorhaben fehlte. —

Noch in den letzten Wochen meiner Theaterleitung ſollten meine Schauſpieler aber eine Probe beſtehn, die faſt ein Wagniß war, aus dem ſie aber glänzend und ſiegreich hervorgingen. Ich erhielt von meinem Freunde Emanuel Geibel ſeine eben vollendete Tragödie „Sophonisbe" zugeſchickt, noch im Manuſcript. Er verlangte ein offenes und eingehendes Urtheil, forderte das von dem Dramatiker und fügte hinzu, daß er es lebhaft bedaure, daß mein ſchon in wenig Wochen bevorſtehender Abgang von Schwerin es unmöglich mache, ſein Werk unter meiner Leitung noch zur Aufführung gebracht zu ſehen. Das ſchien nun freilich

eine Unmöglichkeit, aber ich kannte das Stück ziemlich genau als Fragment und hatte durch Jahre in ländlicher Stille, auf manchem Spaziergang, in vielen poetisch bewegten Stunden über Stoff, Aufbau und Characteristik desselben mit dem Dichter verhandelt, besprochen, gestritten und mich vereinigt. Ich hatte das Stück lieb, schon ehe es fertig war, und kannte es zu sehr im Detail, um mir ein kaltes, objectives Urtheil zuzutrauen. Wenige Stunden nach dem Empfange hatte ich es in seiner vollendeten Gestalt gelesen, meine Vorliebe war vielleicht noch gewachsen, aber meine Bedenken für eine Aufführung um nichts geringer geworden. Immerhin war es das bedeutende Werk eines wahren Dichters, vollendet in der Form der Rede, edel in allen Intentionen, und wenn auch vielleicht nicht besonders stark in den Motiven, doch mit sicherer dramatischer Hand durchgeführt. Selbst wenn es nicht das Werk eines Freundes gewesen wäre, würde ich es für eine Ehre meiner Bühne geschätzt haben, ihr die erste Verführung zu ermöglichen. Ich versammelte also die Schauspieler, stellte ihnen die Sache vor und fragte, ob sie es unternehmen wollten, kurz vor Schluß der Bühne, in verhältniß-

mäßig faſt zu knapper Zeit, ein Drama herauszubringen, das alle Kräfte, gründliches Studium, volle Hingabe erforderte, und deſſen dramatiſcher Erfolg immerhin erſt zu conſtatiren ſei. Einſtimmig verſprachen ſie, Alles daran zu ſetzen, der Aufgabe gerecht zu werden, und ich wußte aus vielen Fällen, daß ich mich auf dies Verſprechen verlaſſen konnte. In drei Tagen waren die Rollen ausgeſchrieben, vertheilt und die Leſeprobe gehalten. Ich konnte dem Freunde ebenſo ſchnell, als er meine Kritik erwartet hatte, zu ſeiner größten Ueberraſchung ſchreiben, daß ich ihm das ſicherſte Urtheil über die dramatiſche Wirkſamkeit ſeiner Dichtung durch eine in kaum vierzehn Tagen bevorſtehende Aufführung ſtatt jeder anderen, immerhin einſeitigen Beurtheilung offerire. Nun ging es an ein unabläſſiges Studium, an die Herrichtung der nicht leichten Decoration und des ſchwierigen Coſtümes, für das ſo gut als nichts da war, und nicht einmal ein Anhalt. In dieſer Beziehung aber verließ ich mich auf meine Erfindungs- und Divinationsgabe und ſtellte zuſammen aus Allem, was ägyptiſch und römiſch da war, geſtaltete Alles ſo phantaſtiſch als möglich, immerhin aber nach hiſtoriſchem

Styl. Und damit war ich schon fertig, ehe wir an die Probe gingen, und mußte es überraschend gelungen nennen, denn jedenfalls verrieth nichts das Combinirte, und so bunt und glänzend es hergerichtet war, trug es doch den Schein einer historischen Treue und Wahrheit, welche die Stimmung der Zeit und des Ortes vortrefflich wiedergab. Zu den Proben kam nun der Dichter selbst aus Lübeck herüber, fand sein Stübchen in unserm Hause bereit und auf dem Theater das Studium seines Werkes überraschend vorgeschritten. Aber Frau Otto-Martineck, die sonst so Unermüdliche, hatte sich erkältet, war zu fast völliger Tonlosigkeit heiser, und damit sollte sie die Riesenaufgabe der Titelrolle in wenig Tagen, die nur noch blieben, überwältigen. Wir alle verzagten, nur die Künstlerin selbst nicht, die fest versicherte, sie würde, und in voller Kraft, der Aufführung nicht fehlen. Sie hielt Wort, hat aber jedenfalls die Rolle in heftigem Fieber studirt und dadurch vielleicht der ganzen Auffassung und Durchführung eine Erregtheit gegeben, die den poetischen Reiz der Figur nur noch erhöhte. Daß das Stück immerhin einen würdigen, edlen Eindruck machen mußte, davon überzeugte ich mich in den Proben

mehr und mehr; ob es dramatisch wirksam werden würde, war mir nicht so sicher, noch dazu, da ich die geringe Theilnahme meines Publicums für antike Stoffe kennen zu lernen zu oft Gelegenheit gehabt hatte. Es kam eben darauf an, ob der Schwung der meisterhaften Verse, der Klang des beflügelten Wortes, den der Dichter um sein Werk tönen ließ, es begeistern und hinreißen würde. Als der Abend der Aufführung herannahte, wurde mir die Verantwortlichkeit, die ich übernommen hatte, immer fühlbarer, und ich mußte sie an der Seite des Dichters durchführen. Mit banger Spannung, das Höchste an Erfolg erwünschend, saß ich da. Aber ich baute auf meine Hülfstruppen auf der Bühne, und sie standen glänzend zu mir; Stück und Darstellung ergriff die Zuschauer weit über das Maaß des Erhofften, und wo, für mich wenigstens, einige Incorrectheiten, erzeugt durch das überstürzte Einstudiren sich hätten bemerkbar machen können, riß das Feuer der Darsteller darüber fort, und wo die Gefahr drohte, daß die Theilnahme an der Handlung oder Situation hätte erlahmen können, trugen die Schwingen der Verse, umrauscht vom Klange der Rede, erhebend über diese Beiherquiß hin. Der Dichter

wurde wiederholentlich aus voller Begeisterung vor die Lampen gerufen, und wir errangen einen vollständig durchgreifenden, lauten Erfolg. Merkwürdiger Weise wurde mir wieder bange, als der Großherzog eine Wiederholung des Stückes, das ihm einen großen Eindruck gemacht hatte, wünschte, und das mußte in den allernächsten Tagen sein, denn die Saison ging zu Ende. Nicht, daß ich nun noch an einem Erfolg auf der Bühne hätte zweifeln können, aber würde die Begeisterung der Darsteller und des Publicums aushalten, und der zweite Eindruck nicht matter werden, als der erste? Das hätte mir, namentlich für den Dichter selbst, am meisten leid gethan. Die Vorstellung ging nun, nach einer nochmaligen Probe, tadellos correct, war ruhiger, plastischer, das Wort kam noch mehr zur Geltung, und der Erfolg blieb in nichts hinter dem des ersten Abends zurück. Sophonisbe war das letzte Stück, das ich in Schwerin in Scene setzte, und sein Erfolg nicht nur eine Genugthuung dem Freunde gegenüber, sondern ein Beweis, daß mein Zusammenwirken mit den Schauspielern und Mitarbeiten mit Rath und That nicht fruchtlos gewesen war. Die Aufführung dieses Stückes machte

der Bühne Ehre, und ich durfte mir meinen Antheil daran zuſchreiben. Aber meiner Tage in Schwerin wurden immer weniger, und die wehmüthige Stimmung eines nahen Abſchiedes blieb nicht mehr bei mir allein. Man fühlte in Allem, daß die Saiſon anders zu Ende ging als ſonſt, nicht mit der Empfindung der Abſpannung, die das letzte Fallen des Vorhanges herbeiſehnt, aber mit der Vorempfindung eines Abſchnittes, mit dem ein treues und feſtes, künſtleriſch ernſtes und erſprießliches, auf das Vertrauen gegenſeitigen Wohlwollens gebautes Zuſammenwirken ſich löſt. Und nun ſchien es, als wollten wir das Zuſammenſein genießen, ſo lange es uns noch beſchieden war, und das belebte die letzten Vorſtellungen. Auch ein Stück von mir wollten die Schauſpieler noch unter meiner Mitwirkung vorführen und entſchieden ſich ſelbſt für „Um die Krone“. Es ging wirklich beſſer als je, und ich habe das ſchon erzählt, als ich das Schickſal dieſes Stückes berichtete. Ich mußte es hier wieder erwähnen, denn es bezeichnet meinen letzten Schauſpielabend in Schwerin, an dem das Publicum mir reiche Zeichen ſeines Wohlwollens in freundlicher Weiſe kund that. Eine Opernvorſtellung, „Martha“ von Flotow,

in der auch die beim Publicum ſehr beliebte Freundin unſres Hauſes, Fräulein Anna Reiß, von Schwerin Abſchied nahm, ſchloß die Saiſon. Das war denn wieder und zwar ein doppeltes Lebewohl, und als der Vorhang gefallen war und ich zum letzten Mal aus meiner kleinen Proſceniumsloge trat, konnte ich in der That die Thränen nicht zurückhalten. Wie viel Stunden wahrhafter Freude, der Erhebung, des künſtleriſchen Genuſſes hatte ich hier verlebt, unauslöſchliche Erinnerungen für das Leben. Welch neues Vertrauen zu mir, zu meinen Productionen hatte ich hier gewonnen, und mit wie ungetrübter Genugthuung konnte ich auf eine Thätigkeit zurückblicken, die gemeiniglich als eine Kette von Verdruß und Aerger, voll Intriguen, Frivolität und Böswilligkeit angeſehen wird. Mir war ſie das Gegentheil geweſen, und jetzt nach ſechs Jahren kann ich es bezeugen, daß es nicht die Wehmuth der Abſchiedsſtunde war, die mir das, was ich zurückließ, in zu roſigem Lichte erſcheinen ließ.

Tags nach der letzten Vorſtellung wollte ich Schwerin verlaſſen, meine Thätigkeit war geſchloſſen, die letzten Tage waren ſehr angreifend geweſen, und wir brauchten Ruhe. Unſer Quartier war ſchon leer, alle Sachen

fortgeſchickt, und wir konnten in unſerer Wohnung die Freunde des Hauſes nicht mehr, wie ſonſt, nach dem Theater verſammeln. Und doch wollten wir das letzte Zuſammenſein nicht aufgeben. Das große Zimmer meines Bureaus im Theatergebäude ſollte uns noch einmal vereinigen, und da fand ſich denn der Kreis zuſammen, der ſo oft, nach gefallenem Vorhang, mit uns ſich einer gelungenen Vorſtellung gefreut hatte. Die Fenſter des Zimmers gingen auf einen freien Platz. Plötzlich erhellte rother Schein denſelben, mit Fackeln kam das Hautboiſten-Corps und brachte uns das Abſchiedsſtändchen. Als die Fackeln verloſchen, die Muſik verklungen war, löſten Freunde aus dem Orcheſter noch ein Verſprechen. Sie ſpielten ein Lieblingsquartett meiner Frau, das ſie ſich noch einmal ausgebeten hatte, und das nun bis zur letzten Stunde hinausgeſchoben war. Endlich kamen noch die Choriſten auf den Gang vor dem Zimmer, um einen Abſchiedsgruß zu ſingen. Sie kamen nicht weit, denn als ſie: „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebſten, was man hat, muß ſcheiden“ angeſtimmt hatten, unterbrach allgemeine Rührung das Lied, und es war aus mit dem projectirten Ständchen.

So brach ein Lebensabschnitt ab für mich, aber ohne Mißlaut. Auch diese letzten Stunden gehören mit zu den freundlichsten Erinnerungen meines Schweriner Aufenthaltes, und wenn es verschiedene Arten giebt, den Abschied zu erleichtern, so erfuhr ich hier die, welche Zuversicht giebt, nicht zu scheiden, sondern mit dem Besten, was man hat, fort zu leben auf der Stätte, an der man sich wohl fühlte.

Ich will nichts von allem dem Guten und Freundlichen erzählen, das mir noch im Scheiden von Schwerin wurde, diese Blätter sind ja nur der Erinnerung an das Theater gewidmet, aber ich will doch sagen, daß mir immer wieder bewiesen worden ist, daß mein Andenken nicht vergessen wurde. Meine Theatermitglieder habe ich alle versammelt in einem großen, prächtigen Album, das mir als Abschiedsgabe überreicht wurde, und in dem Keiner fehlt vom Vorstand an bis zum letzten Theaterarbeiter. Doch — Eine fehlt und wollte sich dadurch selbst aus meiner Erinnerung streichen, aber ich habe ihrem Talent und ihrem Streben doch ein freundliches Andenken bewahrt. Mein talentvoller, fleißiger Decorationsmaler Willbrand hat das Titelblatt gemalt mit Scenen aus den Opern, die ich einstudirte, und

dann eine Reihe von Blättern, in der Mitte Scenen aus meinen Stücken, photographirt, und umher die Bilder aller Mitglieder, einzeln oder in Gru[illegible]n. Mir ist's, als müßte ich hier noch einmal dafür d[illegible]aken.

So schloß ein bedeutungsreicher Abschnitt meines Lebens, der bedeutungsreichste in meiner Thätigkeit für die Bühne. Denn selbst für meine schriftstellerischen Bestrebungen waren die vier Jahre verhältnißmäßig ergiebig, namentlich, wenn ich die ganze Reihe kleinerer und größerer Gelegenheitsdichtungen dazu rechne, für die mir oft nur abgestohlene Momente blieben, zwischen den nie ruhenden geschäftlichen Aufregungen und Lasten, die eine Theaterleitung nothwendig bedingt. Wenn ich darauf zurücksehe, weiß ich in der That nicht, wie dies und jenes immer noch zu Stande kam. Das Interesse für das Theater schien freilich nicht abgeschnitten durch meinen Abschied von Schwerin, und es war das doch, denn was fortlebte war nur Theilnahme an der schweriner Bühne, und von der war ich getrennt. Diese Theilnahme hat sich freilich erhalten, aber anderswo habe ich eigentlich keine rechte Freude im Theater mehr haben können und mich immer mehr von demselben entwöhnt.

Als ich vor bald zwei Jahren beſchloß, die Erinnerungen an meine Beſtrebungen um das deutſche Theater, die Erzählung meiner Erlebniſſe mit demſelben aufzuzeichnen, meinte ich damit über einen abgethanen Abſchnitt meines Lebens und Schaffens zu berichten. Je weiter ich vorrückte, je näher ich der jüngſt verfloſſenen Zeit, den friſcheren Erinnerungen kam, deſto mehr glaubte ich das, und ſelbſt an der Objectivität, mit der ich fühlte die Dinge beſprechen zu können, meinte ich von einer abgeſchloſſenen Epoche zu reden. Ich habe in den letzten Jahren kaum mehr das Theater beſucht, und an die Stelle von dramatiſchen Arbeiten iſt eine Reihe von novelliſtiſchen Verſuchen getreten, ja, für einige Zeit ſogar eine feuilletoniſtiſche Thätigkeit. Man hat mir vielfach geſagt, ich gehöre zu den begünſtigtſten dramatiſchen Schriftſtellern der Gegenwart, meine Stücke ſeien faſt immer zur Aufführung gelangt und meiſt freundlich aufgenommen worden. Das mag ſein, aber das beſtätigt nur, daß das Loos eines dramatiſchen Schriftſtellers in Deutſchland ein wenig beneidenswerthes iſt, denn wenn einer der begünſtigteren mit Ueberdruß die Feder fortlegt, was müſſen die weniger glücklichen empfinden? Welche

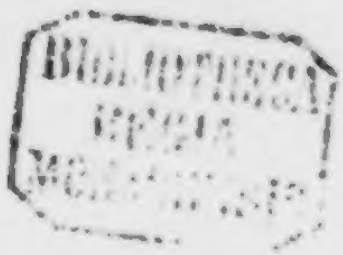
Aufmunterung, welche Anregung iſt mir von irgend einer Bühne gekommen, wenn ich meine eigne ſchwerinet abrechne und das Gaſtrecht, das einige an mir übten, wo ich meine Stücke zufällig zum erſten Mal aufführen ließ? Gnade und Willkür iſt die Annahme eines Stückes, um die man literariſch antichambriren muß, den Widerwillen gegen die Aufführung fühlt man von Anfang an durch, und die Freude, ein Stück ſo ſchnell als möglich durch irgend ein anderes verdrängen zu können. Wenn es nur erſt wieder in der Todtenkammer der Theaterbibliothek liegt. Und dann alle die Miſère, ehe es überhaupt bis zur Aufführung kommt. Selbſt der beſte Erfolg war ſo theuer erkauft, daß immer lange Zeit dazu gehörte, die Fatalitäten ſo weit zu vergeſſen, um den Muth zu gewinnen, ſie auf's Neue zu beſtehen. Und die Kritik! Ich habe ſie mir gegenüber gewiſſenhaft verfolgt durch 26 Jahre, habe beſcheidentlich bei ihr die höhere Einſicht, die Belehrung, den Hinweis auf das Beſſermachen geſucht. Ich habe gemeint, ſie ſolle den guten Geſchmack wahren, die edlere Richtung der Literatur würdigen und ſondern, ſolle aufrichtiger Freund, ſtrenger Lehrer, unerbittlicher Warner des

Dichters ſein. Mir gegenüber iſt ſie von alledem nichts geweſen. Natürlich ſpreche ich hier nur von der ehrenwerthen Kritik, denn den Auswuchs darf man gar nicht beachten. Aber auch von jener habe ich nichts gelernt, als daß ich mir ſtets meine Kritik ſelbſt machen müſſe, und die iſt denn freilich auch immer die allerhärteſte geweſen.

Ich glaubte wirklich bis zu dieſem Schlußcapitel meiner Erinnerungen hin berechtigt zu ſein, im vollen Sinne des Wortes „Schluß“ unter dieſe Blätter ſetzen zu können, und es war mir, als ſchriebe ich den Epilog meines Schaffens für und mit der Bühne. Der Zufall wollte es, daß unerwartet, ſo überraſchend als möglich, gerade als ich meine Erinnerungen zum Abſchluß bringen wollte, eine Aufforderung an mich erging, wieder an die Spitze einer Bühne zu treten, und daß ich dieſer Aufforderung Folge leiſtete.

Alſo trat der alte Pilot, der ſich ſo reiſemüde glaubte und meinte, die letzten Seiten der Erzählung ſeiner Fahrten durch ſonnbeglänzte und ſturmbewegte See im ruhigen Hafen beſchrieben zu haben, wieder an das Steuer des ſchwankenden Fahrzeuges, und ſein Kiel hat ihn auf's Neue hinausgetrieben auf die immer

steigenden und sich senkenden Wogen des Theater-Lebens. Ja, das ist der Dämon des Theaters, mit dem man den Pakt so hoffnungsvoll und leicht abschließt, ohne zu ahnen, daß er, mehr oder weniger, unlösbar ist.



Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Putlitz, Ausgewählte Werke.

Sechster Band.

Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Sechster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß

zum sechsten Bande.

Seite

Die Nachtigall. Roman in zwei Bänden 1

I.

Um die Mittagsstunde eines schönen, sonnenhellen Herbsttages trat ein Fußreisender in die Gaststube eines süddeutschen Landstädtchens, verstaubt zwar und sonngebräunt, aber doch bedurfte es nur eines flüchtigen Blickes Seitens des Wirthes und der Kellnerin, um dem jungen Manne, der sich erschöpft auf die erste, beste Bank geworfen hatte, mit besonderer Geschäftigkeit näher zu treten und zu fragen, womit sie ihm dienen könnten. Der Ankömmling wies noch Alles zurück, bis er sich ausgeruht hätte; er sei früh aufgebrochen, hätte einen beschwerlichen Weg über das Gebirge gehabt, auch wohl den Weg verfehlt, der ihm als kaum zweistündig im letzten Nachtquartier bezeichnet worden sei und den er nun kaum in fünf Stunden hätte zurücklegen können, was deßhalb besonders fatal sei, da er nun die Post habe verfehlen müssen. Die Kellnerin fand dabei kein Unglück und versprach

Alles aufzubieten, um dem gnädigen Herrn den Aufschub von vierundzwanzig Stunden nicht zu unangenehm erscheinen zu lassen. Der junge Mann dankte ihr zwar freundlich für den guten Willen, konnte aber doch nicht verschweigen, daß ihm der Aufschub der Weiterreise sehr ungelegen sei, denn einestheils hätte er mit der Post sein ganzes Gepäck vorausgeschickt und könne sich nach der mehrtägigen Fußreise nicht einmal umziehen, anderentheils würde er zum Abend bei Verwandten erwartet. Für erstere Verlegenheit wußte der Wirth gleich Rath, denn dergleichen kam oft vor. Er hielt sich eine kleine Niederlage fertiger Wäsche, die dem gnädigen Herrn zum Kaufen oder Borgen zur Verfügung stände, und wenn er sich zum Ausruhen ein Stündchen niederlegen wolle, so werde er Kleider und Schuhe indessen berrichten lassen, daß man ihnen den Marsch nicht mehr ansehen solle. Dem jungen Mann schien der Vorschlag annehmbar, er fragte aber doch, ob nicht im Oertchen ein Gefährt zu haben sei, um in einer oder einigen Stunden die Reise fortzusetzen. Davon wollte nun der Wirth nichts wissen. Eine Posthalterei, sagte er, sei nicht im Orte, und die Ackerbürger, welche Pferde hätten,

seien zur Zeit alle so mit der Herbstbestellung beschäftigt, daß er nicht glaube, daß einer sich weder für Geld noch für gute Worte zum Fahren verstehen würde.

„Da wir fern der Eisenbahn, eigentlich abseits der Landstraße liegen und so das Weiterkommen beschwerlich ist, müssen wir schon das Hierbleiben so angenehm als möglich machen," schloß er seine Rede, „und das ist mein unabläßiges Bemühen. Wollen der gnädige Herr nur gefälligst nachsehen in Ihrem rothen Reisebuch. Bädeker hat uns, als besonders empfehlenswerth, einen Stern gegeben, für die Fremden nämlich, denn für Ort und Umgegend hat sich die ‚Blaue Traube' hinlänglich selbst empfohlen."

Der junge Mann schien sich, wenn auch verdrießlich, in das Unabänderliche zu finden, stand auf und verlangte ein Zimmer. Die Kellnerin, die sich mit ihrem Strickstrumpfe schon wieder hinter dem Schenktische etablirt hatte, sah den Wirth fragend und verlegen an; der aber winkte ihr, und mit der Versicherung, in zehn Minuten solle Alles für den gnädigen Herrn hergerichtet sein, verließ er mit dem Mädchen das Zimmer.

Während der junge Mann sich resignirt und ermüdet wieder in die Ecke der Bank warf, erhob sich draußen ein halbleise geführtes, aber sehr eifriges Gespräch.

„Wir haben kein Zimmer mehr frei!“ betheuerte die Kellnerin. „Das Volk hat ja auf Alles Beschlag gelegt!“

„Rath muß aber geschafft werden!“ rief der Wirth. „Ich werde mir doch wegen der Bagage, die schließlich noch nicht einmal zahlt, die noblen Gäste nicht verschlagen! Sie müssen zusammenrücken, und im letzten Falle quartiere ich nolens volens ein paar aus!“

„Das ginge schon, wenn's nur nicht einen Tag Zeit kostete, noch dazu, da der Joseph fort und kein Mensch da ist zum Anfassen. Und wie es in den Zimmern aussieht, was da umherstebt an Kisten und Koffern, davon hat kein Christenmensch einen Begriff!“ rief die Kellnerin.

„Da hätten wir das kleine Zimmer auf den Garten mit der Thür nach dem Saal-Orchester,“ sagte der Wirth und kratzte sich hinterm Ohr.

„Da steckt ja die kleine Retta,“ warf das Mädchen ein.

„Einerlei," sagte der Wirth; „jetzt treiben sie unten im Saale ihr Wesen, und das dauert noch ein paar Stunden. Bis dahin hat der feine Herr ausgeschlafen, und im schlimmsten Falle ist die Kleine gefällig — man schenkt ihr auch wohl etwas. Schnell räume auf, ich werde den Herrn vorbereiten."

Die Kellnerin schien zwar nicht ganz einverstanden, aber sie wußte doch auch keinen anderen Rath und eilte die Treppe hinauf, während der Wirth zum Fremden zurückkehrte.

„Wir haben da ein ganz stilles, schattiges Stübchen nach dem Garten," sagte er, „das wäre so recht passend für ein Mittagsschläfchen. Es ist zwar halb und halb versagt, und es stehen auch fremde Sachen darin, aber das Bett wird eben frisch überzogen, und ich werde sorgen, daß der gnädige Herr nicht gestört werden. Nehmen Eure Gnaden nur keinen Anstoß an dem winkligen Aufgange."

Der Fremde schien keine großen Ansprüche zu machen, suchte sich Wäsche aus in dem Magazine des Wirthes und folgte diesem, freilich über wunderliche Gänge und finstere Treppen, von denen der Hausherr die Aufmerksamkeit mit beredten Worten abzulenken

suchte. Endlich traten sie in das besprochene Zimmer, das eigentlich nichts war als eine kleine Dachkammer. Die Kellnerin war eben damit fertig, das Bett zu beziehen, räumte nur noch eilig einige wunderliche Garderobenstücke fort, die auf Kisten und Stühlen umherlagen, und verließ dann den übrigens sauberen Raum, dessen kleines, tiefliegendes Fenster so von den herbstlich gelben, aber doch noch belaubten Linden des Gartens beschattet war, daß das Licht nur spärlich einfiel und das Kämmerchen im Halbdunkel ließ. Der Wirth war dem Gaste beim Auskleiden behülflich, nahm dann die Kleider mit und wünschte gute Ruhe. Wenn der gnädige Herr ausgeschlafen hätte, solle das Mittagessen bereit sein, und für die Nacht werde er ein besseres Zimmer herrichten. Der junge Mann, ermüdet wie er war, streckte sich ohne Erwiderung in dem Bette und hatte schon die Augen geschlossen, als der Wirth noch in der Thür war.

Der Fremde war zwar eingeschlafen, aber vorerst sollte nicht viel aus seinem Schlummer werden, denn bald hörte er, im Halbwachen, Halbträumen, laut declamiren, und zwar schien es durch die eigenthümliche Akustik des Raumes, als ob dicht an seinem Ohre

gesprochen würde. Es waren bekannte Verse, die er vernahm, wenn auch eigenthümlich accentuirt und vorgetragen, und die Müdigkeit lag erst so bleiern auf dem Ruhenden, daß er sich nicht klar wurde, ob das, was er vernahm, nicht eine Uebung des eigenen Gedächtnisses sei. Aber die Stimmen nebenan wechselten; mehr und mehr ermunterte sich der Schläfer, und er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß ihm ganz nahe, vielleicht hinter der kleinen Thür, gegen die sein Bett gestellt war, die Schülerscene aus dem Faust zwischen Mephisto und einer Frau mit etwas rauher Stimme probirt wurde. Zuerst wollte der junge Mann, ärgerlich über die Störung seines Schlummers, Ruhe gebieten, dann aufspringen; aber da fiel ihm ein, daß der Wirth seine Kleider mitgenommen hätte und daß er für die nächste Zeit dadurch an sein Bett gebannt sei. Die Eigenthümlichkeit der Lage reizte ihn um so mehr, als er leidenschaftlicher Theaterfreund war, und so resignirte er sich, ganz unerwartet Zuhörer, wenn auch nicht Zuschauer einer Faustprobe zu werden. Er hielt sich so still als möglich, aber fast hätte ihn sein Lachen verrathen, denn was er hörte, war so komisch erbärmlich, daß er kaum seine

Heiterkeit zurückhalten konnte. In unverständigster corrumpirtester Weise wurden die Verse, ohnehin zum Sinnlosen zusammengestrichen, halb gelesen, halb recitirt, oft unterbrochen von den allerverkehrtesten Erläuterungen und Anordnungen. Der Schüler war verabschiedet, Faust kam oder wurde vielmehr von derselben Stimme, welche die Anderen unterwiesen hatte, gesprochen, und daran knüpfte sich eine Rede Mephisto's in platter Prosa, mit allerlei derben Scherzen, in der er dem Faust versprach, ihn bei einer Hexe verjüngen und zu den Freuden der Jugend fähig machen zu lassen. Unter bengalischen Flammen sollte dann Gretchen erscheinen, Faust's Wunsch, sie zu besitzen, war angehängt, und „Actus!" rief der Darsteller, worauf eine Pause eintrat. Verschiedene Stimmen schrieen und zankten durch einander, dazwischen wurde gehämmert, bis nach einer Weile die Fauststimme wieder „Ruhe!" rief und Alles leidlich still wurde.

Unser junger Freund hatte sich in das Eigenthümliche seiner Situation gefunden, ja, sie fing sogar an, ihn zu unterhalten. Goethe's unsterbliche Dichtung in einem kleinen Landstädtchen, vielleicht von der er-

bärmlichsten Schauspielergesellschaft, in möglichst verstümmelter Weise zur Darstellung vorbereitet, und bei dieser Profanation hatte ihn der Zufall zum Zeugen genommen! Er freute sich schon, daß er den Postwagen verfehlt hatte, und auch die Tante hoffte er durch Erzählung dieses Abenteuers über das fruchtlose Erwarten und den Aufschub seiner Ankunft trösten zu können. Es war ihm gelungen, die Thür, welche neben seinem Bette war, geräuschlos etwas zu öffnen, sodaß er durch die Spalte in einen großen, mäßig hohen Tanzsaal sehen konnte, obgleich ihm die Coulissen und Versetzstücke der Bühne die Durchsicht hemmten und er nur zwischen ihnen durch einen beschränkten Blick hatte. Das Theater mußte also gerade unter der Thür aufgeschlagen sein, und bald orientirte er sich auch so viel, daß diese auf ein hohes Orchester führte, das ihn auch verhinderte, auf die Bühne selbst hinabzusehen, wenn er auch jeden Laut hören konnte, der auf derselben gesprochen wurde.

„Dritter Act!“ rief eine Stentorstimme, und unser Freund errieth leicht, daß sie dem Director der Truppe, dem Darsteller des Faust, gehöre. Alles wurde still, und die Stimme fuhr fort: „Gretchen, das

bist Du, Retta, müßte eigentlich aus der Kirche kommen, von links, und ich sie von rechts stellen; aber das können wir hier nicht verwandeln und es macht sich auch nicht. Wir lassen nun die Thür offen, wenn aufgezogen wird; Du kommst mit kurzen Schritten an und siehst vor Dich hin; dann springe ich vor, als hätte ich an der Thür schon gelauert, und sage meine Rede. Auf's Stichwort siehst Du erst auf, und dann antwortest Du so recht impertinent wegwerfend, machst einen malitiösen Knix; ich pralle zurück; dann erst trittst Du ein und schlägst mir die Thür vor der Nase zu, wobei ich Au! schreie. Das macht sich sehr gut, denn dabei haben sie noch immer gelacht, schon als meine Frau noch das Gretchen spielte. Und wenn sie dann wieder still sind, fängst Du stante pede gleich an: „Es ist so schwül und dumpfig hier", oder wie es sonst heißt."

„Gut, Director," sagte lachend eine klare, jugendliche Mädchenstimme, „das will ich schon machen, aber das Stück gefällt mir nicht. Ich habe zwar nur meine eigene Rolle ein paar Mal flüchtig durchlesen können, und souffliren muß mir die Streben jedes Wort — aber das ist ja eine höllisch anzügliche

Geſchichte, ſtark gepfeffert, was ſie demi-monde nennen! Ich ſchäme mich eigentlich, das zu ſpielen!"

„Ach, Du biſt nicht klug!" rief der Director. „Was geht Dich das Stück an?"

„Das hat wieder ſo Einer gemacht," ſagte die Mädchenſtimme, „der mit allen Hunden gehetzt iſt — gewiß aus dem Franzöſiſchen ...."

„Still!" unterbrach ſie der Director. „Laß das Stück her ſein, woher es will; ſpiele Deine Rabt fort und kümmere Dich um nichts weiter. Nun alſo angefangen!"

Und die Probe ging weiter. Die junge Darſtellerin des Gretchen ſchien in der That keinen Begriff von ihrer Rolle zu haben, die ſie halb zurechtbuchſtabirte, halb herplapperte, aber mit einer glockenreinen Stimme, die zwiſchen allerlei Verkehrtem oft tief aus dem Herzen zu kommen ſchien und ins Herz ging. Mitunter hielt das Mädchen ein, um ſich auszuſchütten vor Lachen über dieſe oder jene Stelle, die ihm zu albern vorkam.

„Wir haben keine Zeit für Deine Narrenspoſſen," rief dann der Director, „mache, daß Du weiter kommſt!" — und dann ging es immer vorwärts.

Dem unfreiwilligen Zuhörer stieg oft die Zornröthe über diese Entheiligung des Dichterwerkes auf die Stirn, dann aber fesselte ihn immer wieder der Wohllaut der Stimme und hier und da eine halb zufällige Naturwahrheit des Ausdrucks. „Das ist kein Gretchen," dachte er — „wie wäre das auch möglich? Aber es könnte eins werden, wie es die deutsche Bühne noch nicht gehabt hat. Da ist noch Alles ursprünglich und unberührt von den traditionellen Effecten, denen wir auf den größten Theatern begegnen. Aber da sind Töne von Naivetät und Empfindung, die noch kein Studium verderben hat." — Er lauschte immer aufmerksamer, und aus dem Klange des Organs hatte er sich unwillkürlich ein Bild der Erscheinung des Mädchens gebildet, ohne sich dessen bewußt zu sein. Groß und schlank mußte sie sein, mit blonden Flechten, weich und voll wie die Stimme. Die Phantasie, die sich dieses Bild schuf, idealisirte auch den Ausdruck des Wortes, ergänzte und verbesserte selbst da, wo ganz Falsches zum Vorschein kam.

Endlich sollte der letzte Act anfangen. Gretchen schien verdrießlich und war nun ernstlich mit dem Director in Streit gerathen, es schien sogar, als ob

sie weine. — „Wenn Walther von der Geschichte nicht die Hälfte fortstreicht, spiele ich nicht!“ rief sie. „Soll ich mir solche Gemeinheiten vor allen Leuten ins Gesicht sagen lassen? Mit Fingern müssen sie ja auf mich weisen, und das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!“ — Alle Schauspieler, und es waren nur vier oder fünf, redeten durcheinander ihr zu; die Frau Directorin keifte; der Director drohte; Gretchen lachte und weinte und ließ sich endlich beschwichtigen. Das eine Mal, aber nicht wieder, wolle sie es thun, es sei ja auch gar nicht ihre Rolle. Nun käme noch der letzte Act, das sei gar lauter Unsinn. — Der Director bedeutete sie, von nun ab sei Gretchen ja verrückt, und Verrückte wären immer sehr hübsch zu spielen. Hier zeige sich die Verrücktheit darin, daß sie Alles, was ihr schon passirt sei und noch passiren solle, durch einander würfe.

„Ja so,“ sagte Gretchen, „sie ist verrückt! Nun, dann nur vorwärts!“

Der Director ermahnte, recht zu schreien und zu toben und sich auf dem Stroh zu wälzen; aber davon wollte das Mädchen nichts wissen. Sie würde das so still fortspielen, meinte sie, denn sie wisse nicht,

weßhalb sie sich für das eine Mal so abarbeiten solle. Der Director schalt, aber die Kleine drohte immer wieder, gar nicht zu spielen, wenn man sie nicht gewähren ließe, wie sie wolle.

„Weßhalb plagt Ihr Euch mit dem ungeschickten Dinge, sie lernt es doch nicht," sagte die Directerin.

„Man will sich doch nicht gern blamiren vor dem kunstsinnigen Publikum!" rief der Mann. „Aber freilich, morgen ziehen wir ab; voll wird's bei Faust immer, und wenn sie auch schimpfen, das Geld haben wir."

Die Probe ging weiter. Gretchen machte es wirklich, wie sie gesagt hatte, eben fort; der Director schalt, aber dem Zuhörer im Dachzimmer schien das von ganz besonderer Wirkung. Die Probe war zu Ende, die Frau Directerin rief ihre Gesellschaft zum Essen, und es wurde still unten im Saale. Unser junger Freund träumte noch lange fort, und der Klang von Gretchens Stimme tönte ihm in Ohr und Seele nach.

Der Wirth hatte schon längst die Kleider wiedergebracht, und der junge Mann hatte sich leise angekleidet, aber jetzt fühlte er erst die Abspannung des an-

ſtrengenden Marſches; er ſtreckte ſich noch einmal aus auf dem weichen Lager, und während er dem ſelbſtgeſchaffenen Bilde Gretchens nachträumte, ſchlief er wirklich ein.

II.

Indessen saß die sogenannte Künstlergesellschaft im Zimmer des Directors beim sehr einfachen Mahl und ruhte sich aus von den Anstrengungen der Probe. Es war ein kleiner Kreis, denn die ganze Gesellschaft bestand nur aus sechs Personen, die Souffleuse, welche zugleich die Zettel austrug und die Requisiten besorgte, miteingerechnet. Die Frau Directorin spielte komische und ernste Mütter, Anstandsdamen, wenn es sein mußte, auch noch Liebhaberinnen, meist zwei bis drei Rollen; im Faust z. B. den Schüler, Martha und zum Schluß den Engel, der leibhaftig mit Flügeln und Palmzweig bei lichtblauer Beleuchtung Gretchen aus dem Kerker trägt. Dabei hatte sie Casse und Garderobe zu verwalten. Ihr Stiefsohn spielte Liebhaber, war Maschinist, Decorationsmaler und besorgte die Beleuchtung. Der Komiker war zugleich Theaterschneider; der Director Regisseur und Rollenschreiber;

Netta endlich Alles in Allem. Sie war eigentlich bei der Truppe aufgewachsen, denn schon mit sieben Jahren kam sie mit ihrem Vater, dem damaligen Souffleur und Zettelträger, zu derselben und spielte erst Kinderrollen, von ihrem zwölften Jahre an aber für freie, sehr mangelhafte Verpflegung und nothdürftige Kleidung Liebhaberinnen. Als ihr Vater, der ein Trunkenbold war, starb, blieb sie bei der Truppe, die sie halb verzog, halb tyrannisirte. Als Letzteres einmal zu sehr überwog, ging sie davon zu einer andern Wandergesellschaft, kehrte aber nach wenig Monaten wieder zurück. Das hatte sie wenigstens etwas selbständiger gemacht. Es wurde ihr eine feste Gage versprochen, die sie freilich niemals, wenigstens nicht vollständig bekam, und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, weil der Director selbst nie etwas hatte.

So ging das Leben unter Hunger, Schulden und Mühen von einem Landstädtchen zum andern, oft im harten Winter — eine so fadenscheinige Misère, daß Flitter, Schminke und Lampenlicht Niemanden darüber täuschen konnten, und doch, wenn man die sechs Leute sitzen sah um die Kartoffelschüssel, welche die Hoffnung auf die Einnahme des folgenden Tages erst bezahlen

sollte, hätte man keinen von ihnen für unglücklich halten können. Da herrschte Scherz, Neckerei und gewöhnlich heiteres Lachen. Retta war wie gewöhnlich das Stichblatt, aber sie wehrte sich wacker, zwischendurch immer wieder auf ihre Rolle und auf das eben probirte Stück scheltend. Der Director, eigentlich ein Enthusiast, ohne Bildung, aber mit einem Instinct für Poesie, der gern Verse sprach, ohne einen Begriff zu haben von der Prosodie, sich gern declamiren hörte, was er mit hohlem Pathos besorgte, vertheidigte das Stück; aber Retta wollte sich nichts weismachen lassen. Das sei eine ganz gewöhnliche Geschichte, zu der man den Teufel gar nicht gebrauche, und wobei es gar nicht nöthig sei, daß es so erbärmlich ausginge. Der Director sagte ganz pathetisch: „Das ist ja eben die Poesie und die Wahrheit!“ Er fühlte etwas bei dem, was er sagte, aber er verstand es selbst nicht. Retta verstand es auch nicht, aber sie wurde doch ernst und rief: „Das ist es ja gerade, unwillkürlich denkt man sich doch in das Geschick hinein, und dann macht es Einen traurig. Laßt mich zufrieden mit dem ganzen Stück, ich will mich nicht traurig machen lassen, denn wozu? Jetzt will ich mir aber meine

paar Lumpen zusammennähen, so lange ich nachsehen kann."

Sie stand auf, warf dem Komiker, der ihr einen derben Spaß zurief, die Kartoffelschaalen von ihrem Teller an den Kopf, gab dem Director-Sohn, weil er ihr in dem Stücke so schändliche Grobheiten zu sagen hätte, einen neckenden Stoß in den Rücken und lief, ein lustiges Lied auf den Lippen, davon.

Sie mußte durch den Garten, um am bequemsten in ihr Zimmerchen zu kommen. Die helle Herbstsonne schimmerte durch das fallende Laub so warm, und der Himmel war so klar, die Luft so frisch. Sie wollte erst den Steig noch hinauflaufen, ehe sie in ihr dumpfes Kämmerlein an die Arbeit ginge. Da brach sie das lustige Lied plötzlich ab, und es war, als ob ein trübes Gewölk auf einmal über den Sonnenschein ihrer Stimmung zöge. Sie wußte selbst nicht, was sie traurig machte. Ihre einsame Lage in dem Elend des Umherziehens drückte sie gar nicht, im Gegentheil, damit war sie ganz zufrieden. Auch das verdroß sie nicht, daß die Frau Directorin ihr während des Essens wenigstens zehnmal wiederholt hatte, sie würde ganz abscheulich spielen und vom Publicum

verhöhnt werden, — wußte sie doch, daß die gute Frau am liebsten selbst die Rolle gespielt hätte, und übrigens betrachtete sie selbst das ganze Komödienspielen wie eine gleichgiltige Arbeit um das tägliche Brod, die sie eben thun müsse, weil sie nichts Anderes gelernt hätte. Sonst spielte sie auch nur muntere Liebhaberinnen, eine wie die andere, denn so zusammengeschmolzen war die Gesellschaft noch nicht gewesen, und bis dahin kam an sie immer nur die Rolle, die keine andere wollte. Beruf hatte sie nie für das Theaterspielen empfunden, indessen früher schlug sie der Vater, wenn sie es zu ungeschickt machte; das war nun vorbei, aber Beifall hatte sie bis dahin auch noch nie weder erhalten, noch verdient. Was ihr bis jetzt zu spielen wurde, hatte sie kaum auswendig gelernt und niemals darüber nachgedacht. Heute auf einmal, sie wußte nicht wie es kam, beschäftigte sie ihre Rolle, und deshalb war sie so böse auf dieselbe. Auf der Probe hatte sie einige Male gefühlt, wie ihr die Thränen in die Augen traten. Wenn die andern das gemerkt hätten, wie würden diese sie geneckt haben, besonders der dicke Komiker, und wie würde sie sich geschämt haben! Sie stand am Ende des Gartens auf dem

Hügel und ſah auf die bräunlichen Gebirge in der Ferne, auf die Weinberge mit den welken Rebenguirlanden, auf das freundliche Städtchen zur Seite, und ſie dachte an Gretchen und ihr Geſchick und an das Verhängniß der Liebe. Ihr war auch ſchon hier und da eine Empfindung ans Herz getreten, die ihr wie Liebe erſchien, aber ſchnell war ſie vergeſſen, denn Niemand hatte ſie beachtet. Und heute war es ihr, als ob eine unbeſtimmte Liebesſehnſucht ſie traurig mache. Aber das wäre ja alles Thorheit, meinte ſie und verſuchte wieder ihr luſtiges Lied anzuſtimmen. Erſt wollte es nicht gehen, aber am Ende kam ſie doch wieder in die Melodie und ſchmetterte ſie laut hinaus, um ihre dummen Gedanken zu übertönen. Sie lachte auch dabei, fuhr aber doch mit dem Aermel über die Augen. Da kamen auch die Andern in den Garten, noch lauter und luſtiger ſetzte ſie ihr Lied ein und lief an ihnen vorbei zur Treppe nach ihrem Stübchen. Noch immer ſingend, trat ſie ein, aber plötzlich, mit einem leichten Schrei, brach ſie das Lied ab und ſtand wie verſteinert ſtill. Da lag in dem Schimmer der ſchon ſinkenden Sonne ein ſchöner junger Mann auf ihrem Bett. Er ſchlief, das Auge

war geschlossen, der Athem ging ruhig, aber die Lippen flüsterten leise einzelne Worte, abgerissene Sätze, und sie kannte die Worte: es waren Stellen aus dem Stück, das sie so gern schlecht finden wollte und das sie doch so wider Willen ergriffen hatte; es waren die Faustworte, die Worte der glühenden Liebe, welche der junge Mann sprach, und mit wie tiefer Empfindung flüsterten sie die Lippen, wie schön, wie edel war dabei der Ausdruck der Züge!

Das Mädchen beugte sich leicht über den Schläfer, dann stand es wieder regungslos in seinen Anblick versunken. War das wirklich das eigene Kämmerchen? Sie konnte nicht zweifeln. Ihre armen Habseligkeiten waren zwar verschwunden, aber da schimmerten sie hinter der Kiste hervor, und die Möbel standen wie sie selbige verlassen hatte. Und das Stück, auch aus seinem Munde, das Stück. Aber ein ganz anderes erschien es ihr jetzt, wie geheiligt, wie veredelt und wie rührend Sie hielt den Athem an und lauschte dem geflüsterten Worte, das sie halb errieth, mit dem innern Ohr, und doch den Klang ergänzte mit der Einbildungskraft. Sie hatte ihre Rolle nicht auswendig gelernt, aber jetzt auf einmal wußte sie, was

Gretchen erwidern mußte, Wort für Wort, und ihre Lippen bewegten sich tonlos. So stand sie lange da, plötzlich wandte sich der Schläfer mit einer heftigen Bewegung, er schien zu erwachen, und schnell, wie auf einem Unrecht ertappt, schlüpfte die Kleine aus der Thür. Es war kein Traum, sie wachte, und doch erschien es ihr wie ein Wunder. Sie wollte sich überzeugen, ob es Wahrheit sei, und kauerte sich hinter altes Gerümpel von Kisten und Fässern in der Ecke des finstern Bodenraumes, der vor dem Kämmerchen lag, nieder. Nein, es war kein Traum, es war Wirklichkeit, denn da trat der junge Mann aus der kleinen Thür heraus, frisch, mit festem Tritt, und tappte sich bis zur Treppe, die er schnellen Schrittes hinuntereilte. Das Mädchen kam aus seinem Versteck hervor, horchte erst, bis die Schritte des Fremden verklungen waren, indem es sich über das Geländer der Treppe beugte, kehrte dann auf den Zehen zurück, öffnete ganz leise die Thür ihrer Kammer, als fürchte es noch den Schläfer zu wecken, aber der Raum war leer, und nur an dem Bett sah es, daß dasselbe eben erst verlassen war. Das Mädchen blieb etwas entfernt vom Bett stehen, dunkle Röthe war ihm in die

Wangen geschossen, und es flüsterte vor sich hin: „Er liebt mich — liebt mich nicht — er liebt mich — nicht —, er liebt mich, und unter plötzlich hervorströmenden Thränen sank es in die Knie und verbarg das Gesicht in die Kissen des Bettes.

Der junge Reisende war indessen in das Gastzimmer getreten, wo der gedeckte Tisch ihn schon erwartete. Der Wirth freute sich unbefangen, daß sein Gast so fest und lange geruht hätte nach der anstrengenden Fußtour über das Gebirge, und pries seine Fürsorge, daß er ihm das stille, vom Geräusch der Straße so ferne Zimmerchen angewiesen hätte, wozu der junge Mann schwieg, aber nicht umhin konnte, bis zur Stirn hinauf zu erröthen. Die Kellnerin eilte geschäftig fort, um das längst bereit gehaltene Mittagessen aufzutragen, und der Fremde sah auf die Straße hinaus, indem er an die Fensterscheiben trommelte, um dem geschwätzigen Wirthe seine Verlegenheit nicht zu zeigen.

Da rollte über das Pflaster ein offener, eleganter Wagen heran; mit kräftiger Hand wurden die muthigen Pferde parirt, der Lenker warf die Zügel dem Diener zu, gab ihm kurze Unterweisung, sprang behend vom

Wagen und trat in das Haus. Der junge Mann am Fenster hatte schnell einen alten Bekannten in dem Neuangekommenen erkannt, und mit freudiger Ueberraschung begrüßte er den Eintretenden, der, kaum um einige Jahre älter als er, in Haltung und Schnitt des Bartes, trotz der eleganten Civilkleidung, den früheren Officier errathen ließ. Sofort hatte auch er unseren Freund erkannt und rief ihm entgegen: „Reinhold Hillmar, sind Sie es wirklich? Und wie kommen Sie in dieses abgelegene Nest?“

„Die Frage möchte ich Ihnen zurückgeben,“ sagte unser Freund, den wir von nun an auch Reinhold nennen wollen, „denn daß ich auf einer Fußtour hier strandete, werden Sie mir auf den ersten Blick ansehen, Georg. Sie scheinen aber heimisch hier in der Nähe, wenigstens nach der Equipage zu schließen, die immer noch Ihre Vorliebe für schöne, etwas unbändige Pferde zeigt, und die doch sicher Ihre eigene ist.“

„Errathen!“ rief Georg. „Die Pferde-Passion und der Schnauzbart sind aber auch das Einzige, was mir von dem passionirten Cavalleristen geblieben ist, sonst stelle ich mich Ihnen als einen Industriellen,

einen tüchtigen Bier- und Branntweinbrenner vor. Zugleich dirigire ich eine Dampfmühle und habe vor einer Stunde ein bedeutendes Geschäft in Kern abgeschlossen."

„Nicht möglich, Sie, Georg!" rief Reinhold ungläubig.

„Und das wußten Sie nicht?" fuhr Georg lachend fort, „da sieht man es, wie wenig man von seinen Freunden beachtet und wie schnell vergessen wird. Die ganze Wandlung hat übrigens die Liebe bewirkt. Vor drei Jahren lernte ich in Kissingen meine jetzige Frau kennen, bin schon über zwei Jahr glücklicher Ehemann und Vater zweier Prachtknaben, von denen der älteste zwar eben erst laufen lernte, aber schon Pferdepassion hat wie sein Vater. Sie wissen, daß ich wenig eigenes Vermögen habe, und da war es mir denn peinlich, von meinem reichen Schwiegervater abhängig zu sein. Ich quittirte also den Dienst und warf mich mit aller Energie auf die Verwaltung der großen Fabrikgeschäfte, die mein Schwiegervater ins Leben gerufen hatte. Zu Anfang, glaube ich, traute er mir nicht recht, aber jetzt habe ich ihm eins nach dem andern aus der Hand gewunden und mit

junger Kraft und Muth in frischen Schwung gebracht. Er läßt mich gewähren und genießt eigentlich erst sein Leben und seinen Wohlstand. Ein prächtiger alter Herr, mein Papa, der zwischen Arbeit und Rechnungsbüchern die Bildung nicht vergaß und Geld verdiente, ohne am Gemüth zu verlieren. Aber Sie werden ihn kennen lernen, noch heute, denn daß ich Sie mitnehme und in meine Häuslichkeit einführe, versteht sich von selbst.“

Reinhold wollte Einwendungen machen, die aber alle von seinem Freunde nicht angenommen wurden, um so weniger, als der eigentliche Grund, der aber vielleicht am allerwenigsten Geltung gefunden hätte, nicht ausgesprochen wurde. Hätte man nicht den allereifrigsten Theaternarren ausgelacht, wenn er sich von einer verstümmelten Faustaufführung, durch allerelendeste Jünger der Kunst, fast zwei Tage in einem langweiligen Landstädtchen hätte aufhalten lassen? Und wer läßt sich gern auslachen?

Die Kellnerin trug das Essen auf. — „Ah, Sie haben noch nicht gegessen?“ rief Georg, „da darf ich Sie nicht stören, um so weniger, als der Traubewirth mir nie vergeben würde, daß ich Sie ihm ent-

führte, brächte ich ihn doch auch um den Ruhm seiner Küche. Meine Frau wird zwar schelten, daß ich nicht Wort halte und zur Tischstunde beim bin, und der pünktliche Papa läßt die Vertrauensactien auf meine Zuverlässigkeit, die gerade sehr hoch stehen, wieder unter pari sinken aber wenn ich eine so liebenswürdige Entschuldigung mitbringe, kann ich schon etwas wagen. Noch ein Couvert, Resi, eine Flasche Aßmannshäuser, und Ihr, Träublewirth, bestellt wohl, daß mein Knecht die Gäule, wenn er sie trocken gefahren hat, auf ein Stündchen in den Stall zieht. Aber ein Viertelstündchen müssen Sie noch warten, denn ich habe Geschäfte abzuschließen. Da kommen meine Leute schon, die ich im Vorbeifahren hierher bestellte."

Resi trug die Suppe wieder ab, der Wirth ging, die Anordnungen der Pferde wegen zu treffen, und unterdessen füllte sich das Zimmer mit Ackerbürgern des Städtchens, die Contracte über Getreide- oder Hopfenlieferungen mit Georg abschlossen.

Im Grunde war Niemand zufrieden mit Georg's Eingreifen und entschiedenen Anordnungen, weder der Wirth, der seinen Gast so gewaltthätig entführt sah, noch der Gast, dessen Gedanken ganz anders

gefesselt waren, und am wenigsten Resi, die nun schon zum dritten Male die Suppe auftragen mußte und gar keine Hülfe hatte, denn der Joseph, der alte Hausknecht, war über Land geschickt, und das große Gastzimmer fing auch schon an, sich zu füllen. Wenn sie nun zwar von ihrem Schenktisch, der in dem offenen Bogen stand zwischen den beiden Zimmern, beide recht wohl übersehen konnte, wo sollte sie vier Hände hernehmen, um hier und da zu bedienen? Da kam ihr denn die kleine Retta ganz gelegen, welche gerade die Treppe herunterkam, aber nicht gegangen, sondern mit beiden Händen an dem Geländer sich heruntergleitend. Der klagte Resi ihre Noth, und Retta war gleich erbötig, im großen Gastzimmer ein Stündchen die Aufsicht am Schenktische zu übernehmen. Schnell hatte Resi sie unterwiesen und gar nicht bemerkt, daß die Kleine, als sie einen Blick durch den Bogen in das Speisezimmer warf, hocherröthend fast das Schoppenglas fallen ließ, das sie in der Hand hielt.

Reinhold hörte dem Freunde nicht ohne Verwunderung zu, wie er so klar und unbeirrt mit den Bürgern verhandelte und alle die schlauen Finten, mit denen sie noch hier oder da einen kleinen

Vortheil herausschlagen oder ein Hinterthürchen auflassen wollten, geschickt, bald scherzend, bald grob auffahrend, zu pariren wußte. Der junge Mann blieb fest bei dem, was er einmal ausgesprochen hatte; aber er übte seine Ueberlegenheit mehr, als er sie empfinden ließ.

Der Wirth, der wieder hereingekommen war, stand lächelnd zur Seite und blinkte bald Diesem, bald Jenem beistimmend zu, ohne aber ein Wort zu sagen. Er wollte es mit keinem seiner Gäste verderben, aber Reinhold flüsterte er zu: „Der Herr Rittmeister versteht's, der ist dem Alten noch über und hat dabei immer noch seinen militärischen Plie; er commandirt seine Kunden wie Recruten, und sie lassen es sich gefallen. Aber sein Bier ist gut — Sie werden es ja auf der Brauerei an der Quelle kennen lernen, wenn's auch da auf dem Faß nicht so behandelt werden kann, wie bei mir."

Georg war wirklich in einer Viertelstunde fertig, packte die Lieferungsscheine in seine gewaltige Brieftasche, trat an den Tisch und rief: „Nun, Resi, schnell die Suppe!"

Resi lachte. — „Sie sind die Gäste. Wir müssen

eſt Stunden lang warten auf ſie mit unſerer Kochkunſt, und ſie haben keine Minute Zeit."

„Warten iſt Euer Geſchäft," ſagte Georg, „und Jeder muß das ſeinige verſtehen!"

Die Freunde ſetzten ſich zu Tiſch. Reinhold wußte ſcheinbar unbefangen das Geſpräch mit dem Wirthe auf die Schauſpieler zu bringen. Er wäre zufällig an dem Tanzſaale vorbei gekommen und hätte ein Theater aufgeſchlagen geſehen, ſagte er. Der Wirth entſchuldigte ſich, daß er ſo etwas in ſeinem Hauſe dulde, aber morgen ſei die letzte Verſtellung, und dann zögen ſie ab. Zur Zeit der Weinleſe brauche er den Saal zum Tanzen. Das arme Volk hätte geradezu verhungern müſſen, hätte er es nicht aufgenommen, aber ſie hätten im Augenblick ihr Perſonal nicht einmal beiſammen und machten ihre Sache ſpottſchlecht.

„Mir ſcheint doch," ſagte Reinhold — aber ſich ſchnell verbeſſernd, fuhr er fort: „Iſt denn kein einziges Mitglied dabei, das Talent beſitzt?"

„Nein," ſagte der Wirth, „höchſtens die Frau Directorin. Die war früher eine tüchtige Schauſpielerin und eine hübſche Frau, ich habe ſie noch ſo

gekannt, denn die Truppe kommt schon seit zwanzig Jahren von Zeit zu Zeit her. Jetzt ist sie alt und dick geworden und giebt sich auch keine Mühe mehr."

„Und die Jungen?" fragte Reinhold.

Georg warf ihm einen lächelnden Frageblick zu, den aber Reinhold nicht zu verstehen schien und ganz ernsthaft blieb.

„Junge sind im Augenblick gar nicht dabei," erwiderte der Wirth, „das ist eben der Fehler. Nun müssen sie aus der Noth eine Tugend machen und lassen alle Abend die Retta spielen, ein gutmüthiges, aber garstiges Ding, das sich hinstellt und seine Worte aufsagt, aber so schlecht, daß es immer ausgelacht wird. Aber das ist der Kleinen gleichgültig, sie lacht mit und spielt ja auch nur, um nicht zu verhungern."

„Armes Geschöpf!" rief Reinhold.

„Euer Gnaden brauchen sie weiter nicht zu bedauern," fuhr der Wirth fort, „sie ist immer lustig, immer bedienstlich, und deßhalb haben wir sie auch Alle gern im Hause, und Jeder steckt ihr etwas zu. Gebrauchen kann das Alles, und ist's auch nur ein verschossenes Haubenband meiner Frau oder der Rest vom Abendbrod, denn hungrig ist das immer; aber

ſie iſt's niemals beſſer gewöhnt geweſen und wünſcht ſich ja auch nichts Anderes."

„Um ſo mehr iſt ſie zu bedauern," fuhr Reinhold wärmer werdend fort, „wenn ſie das Elend ihrer Tage erträgt, ohne es zu empfinden. Alle Abend ſich auslachen zu laſſen, nur um nicht zu verhungern . ."

„Das iſt ihr Geſchäft," fiel Georg ein und hielt ſein volles Glas Aßmannshäuſer gegen das Licht, ehe er es an die Lippen ſetzte. „Immer noch beſſer, daß ſie ſelbſt mitlacht, wenn die Anderen ſie auslachen, als wenn ſie ſich grämen wollte, daß ſie nun einmal keine Anlage hat, es beſſer zu machen."

„Wer kann das wiſſen?" rief Reinhold. „Vielleicht ſchläft der Funke nur unter der Aſche des fremden und eigenen Nichtvertrauens. Vielleicht birgt ſich unter dem Drucke dieſes Geſchickes, in der Feſſel dieſer Unbildung, in der lähmenden Gewohnheit ſolchen Daſeins ein warmes Gemüth, ein reiches Talent, eine Anlage, berechtigt zum Glück und zur Anerkennung der Welt."

Georg lachte laut auf. „Sie werden ja ganz warm, lieber Freund, in philantropiſcher Begeiſterung."

„Sehen Sie das Mädchen ſpielen," fügte lächelnd

der Wirth hinzu, „und ich wette, Sie lachen es aus wie alle Anderen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Reinhold. „Ich habe niemals über die Misère der Kunst lachen können und mag deßhalb diese erbärmlichen Wandertruppen am liebsten gar nicht spielen sehen, wenn auch um ihr Treiben oft noch eine gewisse naive Poesie liegt, die der großen Bühne längst verloren gegangen ist. Mir käme es vor wie eine Selbstentweihung, wollte ich über solch' unglückliches Geschöpf lachen. Ja, ich meine es ganz ernst, wenn ich sage, es wäre Menschenpflicht, dasselbe aus dieser Stumpfheit herauszureißen und zu versuchen, solcher Existenz andere Bahnen zu geben, und wären es die bescheidensten. Vom Gespötte der Welt leben und so kümmerlich leben, ist unwürdig — und wir machen uns zu Mitschuldigen dieser Unwürdigkeit, wenn wir sie begünstigen, anstatt sie zu verhindern.“

„Wenn Sie die Sache so ernst nehmen,“ sagte Berg, „will ich auch meine ernste Meinung aussprechen, obgleich sie von der Ihrigen durchaus abweicht und die prosaische Rückseite Ihrer poetischen Medaille bildet. Hüten wir uns, dergleichen Existenzen aus

ihrem Schlummer zu wecken, ja, ihnen nur den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten. Die Gefahr ist größer, als der mögliche Gewinn. Unter zehn Fällen wird kaum einer einen mäßigen Erfolg haben, und neunmal werden wir das Individuum, das sich fast glücklich fühlt, weil es sein Unglück nicht kennt, wirklich unglücklich machen, weil wir ihm das Glück zeigten, das ihm fehlt. In einem Geschäft, wie ich es jetzt führe, in dem Hunderte von Arbeitern beschäftigt werden, lernt man wunderbar gescheiterte Schicksale kennen. Da arbeiten für denselben Lohn, mit derselben Mühe zwei Leute neben einander, der eine frisch, heiter, zufrieden und mit Selbstvertrauen, der andere scheu, beschämt, unglücklich. Jener sparsam und mäßig, dieser verschwendend, weil er seine Lage, seine Stimmung übertäuben will. Das sind die beiden Menschen, im Augenblick unter ganz gleichen Verhältnissen, von denen aber der eine nie aus seiner geehrten Arbeitersphäre heraustrat, der andere höhere Anforderungen und Hoffnungen kennen lernte und mit ihnen scheiterte. Ich bin also der Ansicht: lassen wir der Mignon dieser Bühne die Freude, sich verhöhnen zu lassen."

„Das ist ganz meine Meinung," fügte der Wirth hinzu. „Und daß ich es nur sage, Euer Gnaden sind dem Mädchen sogar einen Dank schuldig, ohne es zu wissen. Netta räumte Ihnen ihr Zimmerchen ein, in dem Sie so schön ruhten . . . ."

„Dafür stören Sie sie nun auch nicht in ihrer Ruhe," fuhr Georg fort, „und jetzt kommen Sie, denn da fährt mein pünktlicher Knecht vor."

Reinhold konnte Nichts einwenden, ohne sich zu verrathen, so ungern er der Einladung folgte. Aber im Aufbrechen zauderte er und meinte, es schiene ihm, als hätte er einige Briefe eben im Zimmer liegen lassen. Der dienstfertige Wirth wollte hinaufspringen, aber Reinhold gab es nicht zu. Er wisse, wohin er sie gelegt hätte. Noch einmal trat er in das kleine Zimmer, dieses Mal mit ganz anderen Empfindungen. Das bedauernswürdige Kind, das ihn mit dem Klange seiner Stimme so überrascht und gerührt, hatte hier gewohnt, und wenn auch der Wirth sagte, es sei hastlich und heiter, so konnte er sich doch nicht von dem selbstgeschaffenen Bilde losmachen, das ihm eine rührende Gretchenerscheinung zeigte. Ob dieser kleine Raum, in dem sie allein gewesen war, nicht andere

Stimmungen gesehen haben mochte, als die theilnahmlosen Menschen da unten ihr zutrauten? Jetzt erst bemerkte Reinhold hinter den Kisten die zerrissenen und beschmutzten Rollen, die zerlumpten Garderobestücke, welche die Kellnerin in aller Eile versteckt hatte. Nach den vorgeblich vergessenen Briefen suchte der junge Mann nicht, aber er riß ein weißes Blatt aus seiner Brieftasche, wickelte einige Geldstücke hinein und schrieb darauf: „An Gretchen, als Dank für das überlassene Zimmer.“ Er legte den Zettel unter den Leuchter, da mußte sie ihn finden. Georg's Stimme tönte herauf. Er saß schon auf dem Wagen, und die Pferde bäumten sich ungeduldig. Reinhold eilte also die Treppe hinunter und schob hastig — und in seiner Zerstreutheit etwas unsanft — ein unsauber und nachlässig gekleidetes Mädchen mit ungekämmten schwarzkrausen Haaren bei Seite, das ihm auf dem obersten Absatze der Treppe in den Weg trat. Solche Unfreundlichkeit war eigentlich gegen seine Manier, aber er dachte eben an das liebliche blonde Gretchen. Schnell sprang er auf den Wagen, der eilig davon sauste. Das häßliche braune Mädchen sah ihm nach aus dem Bodenfenster, bis er dem Blicke fern hinter den Bergen verschwunden

war. Dann declamirte es vor sich hin, aber mit dem bitter schneidenden Ausdruck des Hohnes: „Er liebt mich — liebt mich nicht —," und laut auflachend, aber mit dem Tone verzweifelnder Selbstverspottung fügte es hinzu: „Du beides Engelsangesicht!" — Der Klang der eigenen Stimme hatte es erschreckt, es hielt den Athem an und horchte, ob auch Niemand es gehört hätte; dann tappte es sich weiter nach seinem Kämmerchen. Da warf es sich auf's Bett und weinte, weinte bitterlich und wußte selbst eigentlich nicht, was es so tief traurig mache.

Am anderen Morgen kam Resi zum Wirth gelaufen und berichtete, die Komödianten seien in höchster Aufregung. Eben als sie zur Probe zusammengekommen wären, die Directorleute ganz vergnügt, da sie schon eine Menge Billets verkauft gehabt, hätte die kleine Retta rund heraus erklärt, sie spiele nicht heute Abend und wolle überhaupt nicht mehr auftreten. Gründe wolle sie nicht angeben, und alles Drohen und Schelten sei vergebens gewesen. Der Wirth solle doch nur hinaufgehen, damit es nicht noch zu Thätlichkeiten käme, denn so wüthend seien Alle, und die Kleine, wenn sie freilich schuld wäre an dem

Lärm, thäte ihr doch leid, denn sie sei ohne Beistand. Der Wirth, dem mehr an der Ehre seines Hauses gelegen war, als an der Verlegenheit der Komödianten, stürmte in den Saal und fand den Zustand auch ganz, wie ihn Resi beschrieben hatte. Alle schrieen und wütheten durch einander, und nur die Kleine lehnte stumm am Thürpfeiler und ließ Scheltworte und Drohungen ruhig über sich ergehen. Der Wirth nahm sofort ihre Partei, und da der Director eingestehen mußte, er sei dem Mädchen seit Monaten die kläglich geringe Gage schuldig geblieben, auch im Augenblicke nicht im Stande, sie zu zahlen; als das Mädchen versicherte, es mache darauf auch gar keinen Anspruch, brachte der Wirth eine gütliche Trennung zuwege, wozu sich die Frau Directorin gleich am schnellsten verstand. — „Aber unsere heutige Aufführung und die schöne Einnahme!“ jammerte der Director.

„Das ist meine Sache!“ erwiderte die Directorin. „Wenn das undankbare, ungeschickte Geschöpf nicht bei uns bleiben will, können wir es nicht halten; und die Gage lasse ich mir auch nicht schenken!“ — Sie zog ein Stück Kreide aus der Tasche und rechnete. So viel machte die Gage, und nun kamen die Gegen-

rechnungen: viel blieb nicht übrig. Die Kleine machte keinerlei Einwendungen, und die paar Kreuzer kramte die Frau Directorin noch aus allen Taschen zusammen. Die Anderen wütheten immer weiter, Netta steckte das Geld ein, dankte und reichte zuerst der Directorin zum Abschiede die Hand. Diese fiel ihr schluchzend um den Hals, und nun änderte sich plötzlich die Scene: Alle fingen an zu weinen, selbst der dicke Komiker und die Souffleuse, die sich an dem Streit nicht betheiligt hatte und jetzt erst den Kopf aus dem Souffleurkasten herausstreckte. So schnell wechselte die Stimmung in den leicht beweglichen Gemüthern. Netta blieb am ruhigsten und machte sich freundlich, aber so schnell als möglich aus der überschwenglichen Abschiedsscene los; dann ging sie auf ihr Zimmerchen und blieb noch lange da, länger als sie Zeit brauchte, ihre paar ärmlichen Habseligkeiten zu einem Bündel zusammen zu schnüren. Unten hörte sie die Anderen Probe halten, denn die Frau Directorin hatte, um die Einnahme nicht aufzugeben, das Gretchen selbst übernommen, und die Souffleuse trat als Martha ein. Sie achtete kaum darauf; als aber ihre eigene Rolle kam, als die Frau Directorin declamirte: „Er liebt mich —

liebt mich nicht“ — ergriff ſie ihr Bündel, eilte aus dem Kämmerchen, über den Boden die Treppe hinunter, reichte flüchtig dem Wirthe und der Kellnerin die Hand, ohne die Frage zu hören noch zu beantworten, wohin ſie denn nun wolle. Einſam wanderte ſie die Landſtraße hinunter.

III.

Schnell waren die Freunde dahingefahren in dem leichten Wagen mit den prächtigen Pferden. Die Straße beg sich, bald steigend, bald senkend, durch die Felder, welche, herbstlich kahl, von dem gelblich rothen Scheine der untergehenden Sonne umflossen lagen. Reinhold war ernst und zerstreut, Georg ausgelassen heiter. Ihn freute die Begegnung eines lieben Bekannten aus früherer Zeit, er war stolz darauf, ihm seine Häuslichkeit zu zeigen, und dann war er immer besonders guter Laune, wenn er die Zügel in der Hand hielt und die Pferde mit geschickter Faust lenkte.

„Sie glauben nicht, wie mich das Begegnen beglückt," sagte er, „denn ich denke, es wird Ihnen bei mir gefallen. Freilich finden Sie keinen alten, feudalen Landsitz, denn jedes Gebäude hat mein Schwiegervater erst gebaut, und unser Besitz ist im vollen Sinne des Wortes seine Schöpfung. Kein galonnirter Diener wird uns empfangen, eine saubere Magd stellt die

Speisen auf den Tisch, die wir uns selbst reichen, und vom eleganten Garde-Officier von damals werden Sie Nichts wiederfinden."

„Ich habe schon dort im Städtchen mit Staunen gesehen, welche Geschäftsgewandtheit Sie entwickeln, und mich kaum darein finden können, in Ihnen den alten Freund Georg von Walden zu erkennen, dem Nichts elegant genug war," sagte Reinhold.

„Und der immer in Schulden steckte," unterbrach ihn Georg lachend, „so daß endlich das kleine väterliche Vermögen bis auf den letzten Heller ausgegeben war. Ja, lieber Freund, aus dem Vergeudenden bin ich ein Erwerbender geworden, aber ich glaube, das Schicksal hat mich so in die richtige Bahn meiner Anlagen gebracht, und was mir Niemand, was ich mir selbst nicht zutraute, in mir entwickelt. Gegen eine Annahme muß ich mich aber dem Freunde gegenüber entschieden verwahren, so nahe sie liegen mag. Als man meine Verlobung mit der einzigen Tochter eines reichen Industriellen erfuhr, meinte alle Welt, das sei eine Vernunftheirath, zu der meine Schulden mich zwängen. Lernen Sie meine Frau kennen, und Sie werden das nicht mehr glauben, und ich will Ihnen gestehen, daß ich mich

eigentlich zuerſt in meinen Schwiegervater verliebte. Mir imponirte der Mann, der, ohne Vermögen, aus eigener Kraft, durch die Redlichkeit ſeines Charakters reich geworden war und neben ſeinem Fleiß ein kindliches, poetiſches Gemüth bewahrt und ausgebildet hatte. Der Zufall — wir wohnten nämlich im Bade Thür an Thür — hatte uns zuſammengeführt; er gewann Wohlwollen für mich, und ich ſchämte mich, wenn ich mich und meine Lebensaufgabe mit ſeiner Tüchtigkeit verglich. Ich ließ mir immer wieder von ſeinen Anfängen, ſeiner Arbeit und ſeinen Erfolgen erzählen und war ſchnell mit mir einig, zu verſuchen, es ihm nachzuthun. Ich ſprach dem alten Herrn dieſe Abſicht aus, legte ihm meine Verhältniſſe klar auseinander und fragte ſchüchtern, ob er mich nicht in die Lehre nehmen wolle. Er ſah mich verwundert und ungläubig an. „So leicht iſt das nicht, junger Freund,“ ſagte er; „jedem glückt's nicht wie mir, denn der Himmel hat mich beſonders begünſtigt, und doch habe ich Arbeit, Mühe und Sorgen genug gehabt.“ — Sein Widerreden machte mich nur noch feſter in dem Entſchluſſe, und endlich ſagte er zu. Da kam ſeine Tochter, um ihn in die Heimath abzuholen. Ich

brauchte nicht lange Zeit, um mir klar zu werden, daß ich ſie liebe. Sie werden das bald verſtehen, ich aber war albern genug, es zu verbergen, denn ich ſchämte mich, daß ſie ſelbſt, daß alle Welt meinen könne, ich ſuche eine reiche Partie. Ich erklärte dem Vater kurzweg, mein Entſchluß ſei mir leid geworden, und ich wolle ein armer Officier bleiben. Der aber war wieder einmal klüger als ich, durchſchaute die ganze Sache, und offen, wie er in allen Dingen iſt, ſagte er es mir auf den Kopf zu. Ich fiel ihm um den Hals, und Frieda war ſehr erſtaunt, als der elegante Garde-Officier ihr als Brauereilehrling mit ins Haus gebracht wurde. Als ich vier Wochen ſpäter ſehr ungeſchickt bei ihr mit meinem Antrage heraus-polterte und ſie mir hoch erröthend, mit Thränen in den Augen, ſchüchtern ſagte: „Wenden Sie ſich an meinen guten Vater“ — lachten wir ihr ins Geſicht und erklärten, wir wären längſt einig. Da wurde ſie böſe, iſt aber doch meine gute Frau geworden, und da, wo die hohen Schornſteine über den Hügel her-vorragen, lebt eine glückliche Familie, wie Sie in einer Viertelſtunde mit eigenen Augen ſehen ſollen.“

„Hatten Sie früher ſchon Neigung zu induſtrieller

Thätigkeit gehabt und Ihre Befähigung dazu erkannt?" fragte Reinhold.

„Nein," war die Antwort; „von Kindheit an wußte ich nicht anders, als daß ich Soldat werden würde. Alle meine Verwandten standen in der Armee. Der Beruf war mir lockend, und ich bin auch glücklich in demselben gewesen. An eine andere Lebensaufgabe hatte ich nie gedacht, und noch vor zehn Jahren hätte man eine solche in den Kreisen, in denen ich lebte, für unmöglich gehalten oder doch nur für die Folge einer gescheiterten Existenz. Ich weiß jetzt, daß ich in meinem eigentlichen Berufe die Aufgabe, zu der mich Anlage und Neigung am entschiedensten hinweisen, gefunden habe."

„So deutlich, als in dieser Stunde, konnten Sie das aber noch nicht wissen, Georg, als Sie den Entschluß faßten, in ganz andere Lebenskreise zu treten, als die, für welche Sie erzogen waren," sagte Reinhold. „Sie widerlegen damit, was Sie heute selbst behaupteten, daß man Niemanden aus seiner Sphäre aufrütteln solle. Wer sagt Ihnen, daß in dem unglücklichen Mädchen, von dem wir heute sprachen, nicht auch Anlagen zu nützlichem Lebensberuf schlum-

mern und vielleicht Kräfte liegen, die der Entwicklung zu Bedeutendem fähig sind? Möglich, daß hier ein schauspielerisches Talent im Keime erstickt."

„Ueber Talent, über Kunst und Poesie müssen Sie mit meinem Schwiegervater reden," lachte Georg. „Ich gestehe gern, daß ich davon gar Nichts verstehe. Meine Musik geht nicht weiter als zu den Cavallerie-Signalen, die ich mir noch dazu mit großer Mühe einprägte; Gemälde sind mir gleichgültig; Theater langweilt mich, sogar das Ballet, und Sie wissen, daß ich früher für keine Vestalin galt; Verse lese ich nie, nicht einmal einen Roman oder dergleichen, kurz, ich bin Prosa, durchaus, und rede nur von praktischem Beruf. Aber sehen Sie das Licht in dem Keller in der Brauerei — da muß etwas passirt sein, was hätten sie sonst zu dieser Stunde in dem Keller, und mit Licht, zu schaffen?"

Er hielt und rief nach dem Oberbrauer.

Es war wirklich der Reif eines Fasses gesprungen. Erst sollte es ein Zufall gewesen sein, dann wurde die Schuld von Einem auf den Anderen geschoben. Georg ließ die Leute nicht zu Ende reden. Er bezeichnete bestimmt, wo und bei wem die Nachlässigkeit

läge, wen eine Schuld träfe, und zeigte, was hätte gethan, was vermieden werden müssen. Er sprach kurz, klar und ernst, kein Wort zu viel und ruhig, ohne Ereiferung. Keine Silbe der Widerrede ließ sich hören. Die mit Mühe gehemmten Pferde zogen wieder an, und der Wagen hielt vor einem schmucklosen Wohnhause, das mitten zwischen die Fabrikgebäude gebaut war.

Eine junge, schlanke, mit einfacher Eleganz gekleidete Frau trat aus der Thür.

„Kommst Du wirklich heute noch wieder, Georg?“ rief sie. „Aber gut, daß Du da bist!“

Georg hatte die Zügel dem Knechte gegeben, sprang mit einem Satze vom Wagen und umarmte seine Frau so stürmisch, daß sie sich lachend wehren mußte.

„Habt Ihr auf mich gewartet mit dem Essen?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie, „das hätte Papa nicht gelitten, so sehr er Dich auch verzieht; aber ich setzte mich wie mit schlechtem Gewissen zu Tisch, und deßhalb bin ich böse und muß Dich schelten!“ — Dabei lächelte sie aber so freundlich, daß Georg ihr nur mit neuen Umarmungen antwortete und jetzt erst

daran dachte, Reinhold als ſeine Entſchuldigung vorzuſtellen. Die junge Frau hieß den Gaſt freundlich willkommen und hatte der Magd mit zwei Worten die Anordnung für ſein Zimmer gegeben. Reinhold hatte vom erſten Augenblicke an die Empfindung des Willkommenſeins, der Behaglichkeit und des Heimiſchfühlens.

„Wo iſt der Papa?“ fragte Georg.

„Im Garten bei ſeinen Georginen,“ erwiderte die junge Frau.

„Führe unſeren Freund zu ihm, Frieda,“ ſagte der Mann. „Ich will noch einen Gang durch die Geſchäfte machen“ — und wie eine Entſchuldigung ſetzte er, zu Reinhold gewandt, hinzu: „Die Leute müſſen doch erfahren, daß der Herr wieder da iſt, und daß er wiſſen muß, was in ſeiner Abweſenheit geſchah.“

Georg ging, und Frieda lachte: „Thut er ſich doch groß,“ ſagte ſie, „mit ſeiner Pflichterfüllung! Glauben Sie ihm nicht, es iſt ſeine Paſſion, und wir wollen es ihm nicht übel nehmen, aber auch nicht zu hoch anrechnen.“

Reinhold ſprach ſeine Freude aus, den Freund ſo

tüchtig und so glücklich in einem Berufe zu finden, für den er ihm nie die Fähigkeiten zugetraut haben würde, da er so weit abläge von der Sphäre, in der er geboren, und für die er erzogen wäre.

„O," sagte Frieda, „Erziehung thut's nicht! Ich bin hier aufgewachsen und hange wohl an der Heimath, weil ich meinen Vater über Alles liebe und deßhalb auch seine Schöpfungen und die Quelle unseres behaglichen Wohlstandes; meine jungen Mädchenträume gingen aber anderswo hin, wenn ich in der Pension mit meinen Freundinnen meine Backfischansichten über die Zukunft austauschte. Einen Adeligen würde ich nie heirathen, betheuerte ich, denn der nähme mich doch nur des Geldes wegen; einen Officier erst recht nicht; ein Industrieller sei langweilig und zerstreut, und jedenfalls wollte ich in die Stadt, um Künstler- und Gelehrtenkreise um mich zu versammeln. Alle Anderen behaupteten, ich könne mir das schaffen, wie ich wolle, denn ein reiches Mädchen habe die Wahl. Und wie bin ich angekommen? Einen adeligen Officier habe ich bekommen, und gar einen, der industriel wird — Alles, was ich nicht wollte, in einer Person. Ich bleibe stecken zwischen den beben

Schornſteinen, zwiſchen denen ich aufwuchs; ja, es wird noch ſchlimmer, denn Georg ſpricht davon, noch eine Zuckerfabrik anzulegen und zwar ſo aufzubauen, daß ich noch die letzte Ausſicht auf die Berge aus meinem Fenſter verliere. Dagegen proteſtire ich nun mit aller Gewalt. Es wird mir aber Nichts helfen."

„So theilen Sie nicht die Intereſſen Ihres Vaters, Ihres Mannes, gnädige Frau?" fragte Reinhold.

„Nein," antwortete ſie ganz heiter. „Gar nicht! Ich würde ſogar behaupten, daß ich meinen Beruf verfehlt hätte, wenn ich nicht doch der Ueberzeugung wäre, daß der Beruf der Frau die Liebe und das Haus iſt, was daſſelbe heißt, denn das Fundament des Hauſes iſt die Liebe. Man fühlt gleich, wenn man in eine Häuslichkeit tritt, ob das Fundament richtig gelegt und ſtark gebaut iſt. Da ich nun überzeugt bin, daß, ſo auseinander gehend unſere Lebensanforderungen ſind, ich keinen Menſchen auf der Welt ſo hätte lieben können als Georg, ſo muß ich wohl ſagen, daß Gott mich zu meinem richtigen Beruf geführt hat, und ich bin ihm auch von ganzem Herzen dankbar dafür. Doch genug, kommen Sie zu meinem Papa in den Garten, aber lachen Sie ihn nicht aus

mit seinen Georginen. Da hat er nun, ich weiß nicht wie viel Hundert verschiedene Sorten, und kennt sie alle und hat eine kindische Freude daran. Georg neckt ihn mit dieser Spielerei; aber das leide ich von keinem Andern als von Georg, und auch von dem nur, weil es den Papa nicht allein nicht verdrießt, sondern belustigt, und mir das Verbieten Nichts hilft."

Sie gingen in den Garten. Es war ein weithin gestreckter Gemüsegarten, begränzt von drei Seiten von Wohnhaus und Fabrikgebäuden, deren Wände in üppigstem Fruchtreichthum prangende Obstspaliere bekleideten. Den Schluß des Gartens machte eine Wiese, durch die ein Bach sich schlängelte. Geradlinige Beete nach allen Seiten, sauber und regelrecht gehalten. Nirgends war ein unnützer Schmuck sichtbar. Nur der breite Mittelsteig, schnurgerade wie die anderen, mit Buchsbaum eingefaßt, bildete eine lange Allee in prächtigster Blüthe stehender, sorgsam gepflegter Georginen. Fast am Ende des Gartens sah Reinhold einen älteren Mann mit grauem Haar, aber ganz gerader Haltung, der sich von einer Seite des Steiges zur anderen beg und von Zeit zu Zeit eine oder die andere Georginenblüthe mit den Fingerspitzen

aufrichtete und wohlgefällig betrachtete. Er ſchien die Ankommenden nicht zu bemerken, bis Frieda zu ihm eilte und ihn dem Freunde ihres Mannes vorſtellte. Die Begrüßung war einfach und freundlich.

„Komm' herein, Papa," ſagte Frieda, „es iſt dunkel, und Du wirſt doch Nichts mehr an Deinen Lieblingen entdecken."

Der alte Mann lächelte. „Du kannſt nicht glauben, wie die tiefen Farben, in dem erſten Anhauche des Nachtthaues und halb vom Dunkel umſchleiert, uns neue und ungeahnte Schattirungen zeigen. Manche Arten, die im hellen Tageslichte kaum zu unterſcheiden ſind, lerne ich erſt in der Abendbeleuchtung kennen. Man entdeckt immer etwas Neues, je genauer man ſich mit einer Sache beſchäftigt. Zulept iſt einem Nichts ganz fremd, denn Nichts ſcheidet ſich ſo von anderen Dingen, daß wir nicht ſchon einen Theil davon in Anderem liebgewonnen hätten. Wir können das gleich auf unſeren Gaſt anwenden, der uns ſchon im erſten Begrüßen kein Fremder mehr iſt, da er ſich den Freund unſeres Georg nennt."

Der Alte hatte Recht. Nachdem Georg, etwas laut und derb zugreifend, ſeinen älteſten Knaben hatte

bewundern lassen, den er etwa behandelte wie einen Ball, und trotz Frieda's Einwendungen den Freund auch an die Wiege des Jüngstgeborenen geführt hatte, saßen die vier Menschen beim Abendbrod zusammen, und Reinhold meinte, hier seit Jahren heimisch gewesen zu sein, so klar war Alles. Sehr liebenswürdig zeigte sich das Verhältniß Georg's zu seinem Schwiegervater. Der junge, thatkräftige, sonst oft rücksichtslos eigenwillige Mann, ordnete sich dem leisen, gemessenen alten Herrn vollkommen unter, und doch durchaus unmerkbar von beiden Seiten. Georg besprach seine geschäftlichen Anordnungen, seine Pläne, als ob er ganz selbstständig zu schalten hätte; der Schwiegervater warf nur eine Frage dazwischen, eine Zustimmung, die aber eine leise Warnung enthielt, eine Anerkennung, der nur das letzte Wort fehlte, und doch fühlte man, wie er mit weicher Hand die Zügel des Ganzen hielt, und wie die junge Kraft sich lenken ließ von der alten Erfahrung.

Reinhold erzählte nun auch von seinem Leben, von seinen Zukunftsplänen. Er war der einzige Sohn eines berühmten Arztes, der ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Reinhold hatte

ſeine Studien abſolvirt, ja, ſeine juriſtiſchen Staats-Examina beſtanden, aber noch keine feſte Anſtellung geſucht und ſich für keinen beſtimmten Beruf entſcheiden können. Der Name und die in vielen verſchiedenen Kreiſen verbreitete Freundſchaft ſeines Vaters hatten ihm die mannigfachſten Verbindungen eröffnet, und je leichter es ihm danach ſchien, ſich einen Wirkungskreis zu ſchaffen, deſto ſchwerer wurde ihm vielleicht die Wahl.

Georg war damit durchaus nicht einverſtanden; „es ſei die höchſte Zeit,“ meinte er, „ſchon um daran zu denken, eine Ehe zu ſchließen. Sie Glücklicher,“ ſagte er ſcherzend, „Sie kommen nicht mit leeren Händen zur Werbung und werden nicht nöthig haben, wie ich, gleich Jakob um Rabel zu dienen.“

„Ja, vier Wochen lang,“ rief Frieda. „Du ſcheinſt mir nicht feſt genug in der Bibel, um aus ihr Deine Vergleiche zu wählen. Und von Deiner Werbung ſchweige nur lieber. Während ich mir noch ganz heimlich meinen kleinen Roman durchlebe, ſind die Zwei ſchon lange einig, und all' mein Zagen und Zweifeln und Herzklopfen war unnöthig, denn das Geſchäft war ſchon abgeſchloſſen. Es iſt, als ſollte

in mein Leben nun einmal durchaus keine Poesie kommen.“

Am schnellsten fühlte sich Reinhold doch zum alten Herrn Barner hingezogen, dessen ganze Art und Weise etwas überaus Zutrauenerweckendes hatte. Aus ganz ärmlichen und untergeordneten Verhältnissen hatte er sich durch eigene Kraft emporgearbeitet und verdankte sich selbst nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seine nicht unbedeutende Bildung. In dem Maße, als sein Wohlstand stieg, hatte er alljährlich Reisen gemacht, zunächst freilich, um seine geschäftlichen Kenntnisse zu erweitern, dann aber hatte er sich alles anzueignen gewußt, was seine Bildung fördern konnte, hatte gesehen, gelesen und bei einem künstlerisch empfänglichen Gemüthe auch ernste Eindrücke in sich aufgenommen. Dabei war Alles einfach und ursprünglich geblieben und, weil er es in sich allein verarbeiten mußte, klar und frei von fremdem Urtheile.

Als am andern Morgen Georg in den Fabriken beschäftigt war und Frieda ihr Haus besorgte, blieben Reinhold und Barner mehrere Stunden allein und tauschten ihre Ansichten über Kunst und Literatur aus. Reinhold war vor allen Dingen ein leiden-

ſchaftlicher Freund des Theaters und fand bei dem alten Herrn eine Fülle von Erinnerungen und eine warme Empfänglichkeit auch auf dieſem Gebiete. So konnte es nicht ausbleiben, daß er dem neu gewonnenen Freunde auch ſein kleines Abenteuer des vergangenen Tages erzählte, das ihn noch immer und viel mehr, als er ſelbſt wußte, beſchäftigte. Der alte Herr kannte die Truppe, die ſeit vielen Jahren in dieſer Gegend von Ort zu Ort zog, die er ſelbſt einige Mal hatte ſpielen ſehen, von der aber nichts Sonderliches zu berichten war. Er fühlte es wohl durch, daß Reinhold's vom Außergewöhnlichen ſchnell gereizte Natur und ſeine von der Theaterleidenſchaft erregte Phantaſie den Eindruck ſteigerten, den die ungeſehene Kunſtjüngerin nur durch den Klang der Stimme auf ihn gemacht hatte, daß er ſich mehr mit einer Schöpfung der Einbildung beſchäftige, als mit einem wirklichen Weſen; aber Etwas mußte doch da ſein, das dieſen außergewöhnlichen Eindruck hatte hervorbringen können, und das Mädchen fing an, ihn zu intereſſiren.

„Wie konnten Sie," fragte Reinhold, „bei dem warmen Intereſſe für die Kunſt, fern der Ausübung derſelben ſich wohl fühlen?"

Barner lächelte. „Das ist gerade, als ob Sie fragen wollten: wie kann man mit Begeisterung für Naturschönheit in einer Gegend leben, die ohne Schmuck und Reiz ist. Da kann ich Ihnen nur erwidern: auch die ärmste Natur hat ihren Reiz, und das wahrhaft empfängliche Gemüth erfreut sich an dem wachsenden Grashalme und an der armen Blüthe, die sich kümmerlich aus kargem Boden hervordrängt, wie an der üppigsten tropischen Vegetation. Wir, denen ein Kunstgenuß nur wenige Tage des Jahres schmückt, haben den ganzen Rest der Zeit, diesen Eindruck in uns nachklingen zu lassen und zu verarbeiten, und begnügen uns dann mit dem Kunstgrashalme, bis uns der Zufall einmal wieder unter die Palmen führt. Sie glauben nicht, wie viel Großes man im Kleinen findet. Und so habe ich mir doch auch hier meine kleinen Kunstgenüsse zu bereiten gewußt."

„Und doch sehe ich in Ihrem Hause keine einzige Statue, kein Bild, und das hätten Sie doch so leicht sich schaffen können," warf Reinhold ein.

„Nur," erwiderte der Alte, „wenn ich die Harmonie des ganzen Hauses hätte stören wollen. Denken Sie sich dieses einfache Haus, das sich den Gebäuden

einfügt, die dem Gewerbe dienen, mit Rafaels oder antiker Plaſtik geſchmückt! Was hätten meine Arbeiter geſagt, hätten ſie in meinem Zimmer eine mediceiſche Venus gefunden, die ſie gar nicht oder doch ganz falſch verſtanden hätten? Glauben Sie mir, ich wäre nicht weit gekommen, hätte ich meiner Liebhaberei die Zügel ſchießen und merken laſſen, daß mein Geſchäft mich nicht ausſchließlich erfüllte."

„Und damit ließen Sie die edelſten, ſchönſten Freuden des Lebens ſich verloren geben?" rief Reinhold.

„Nein," ſagte Barner, „aber ich beſchränkte ſie und machte ſie zu meinem Geheimniß. Vergeſſen Sie nicht, daß ich nur ein kunſtempfängliches Gemüth habe und keine künſtleriſche Productionskraft."

„Sind Sie deſſen ſo gewiß?" fragte Reinhold.

„Ich denke, ja," war die Antwort. „Und wie viel Productionskraft läßt der Druck des Lebens, die Ungunſt der Verhältniſſe unentwickelt, ja, ungeahnt verkümmern! Das größte maleriſche Genie, von dem Leſſing ſpricht, das ohne Arme zur Welt kam, iſt nicht das am Meiſten tragiſche. Die Arme haben, das Genie fühlen und doch nicht brauchen und entwickeln können, das iſt das ſchwerſte Verhängniß."

„Da haben Sie mein Gretchen von gestern!“ rief Reinhold.

Der alte Herr ging nicht wieder darauf ein, denn er wollte des jungen Freundes Erregung nicht noch steigern. „Es schafft viel Talent im Verborgenen,“ sagte er; „da habe ich hier einen alten Freund in der Nähe, einen Schulkameraden, der Schullehrer und Organist in einem Nachbardörfchen war und jetzt pensionirt ist. Der Mann ist passionirter Musiker und bildet sich ein, daß Niemand Bach und Beethoven versteht wie er. Das spielt er denn auf seinem erbärmlichen Clavier, dessen Klang kaum zu ertragen ist, aber mit höchster Begeisterung. Seine Schulkinder lernten tüchtig ihre Choräle singen, denn er ist ein Virtuose in der Ausbildung der Stimmen; weil die Kinder aber auch weiter Nichts lernten und der Mann überhaupt für halb verrückt galt in der Gemeinde ....“

„Das Loos aller Künstler!“ warf Reinhold ein.

— „hat man ihn vor der Zeit in den Ruhestand versetzt,“ fuhr Barner fort. „Mich besucht er zuweilen Sonntags Nachmittags, und ich habe wahrhaften Genuß daran gehabt, wenn er mir in seiner Weise eine

Beethoven'ſche Sonate vorſpielte. Das waren meine künſtleriſchen Grashalmfreuden. Jetzt habe ich ihm auch ein beſſeres Clavier geſchenkt, aber er ſpielt nicht darauf, das alte gefällt ihm beſſer."

„Und iſt er niemals herausgekommen, hat er nie Neues gehört und ſich weiter gebildet?" fragte der junge Mann.

„Das habe ich einige Male mit Gewalt durchgeſetzt," ſagte Barner lachend, „aber mit ſehr ſchlechtem Erfolg. Seine eigenen Mittel erlaubten ihm keine Reiſen, und Geſchenke nahm er nicht an, ſelbſt nicht von mir. Da habe ich es von ihm denn einmal als beſondere Gunſt erbeten, daß er mich, um einen neuen Flügel für meine Tochter zu wählen, in die Reſidenz begleitete. Gleich bei dem Inſtrumentenfabrikanten gab es Händel, denn alle, auch die koſtbarſten Flügel nach neueſter Conſtruction erklärte er für muſicaliſche Monſtra, für Lärmmaſchinen, für Verbrechen an der Muſik. Nun brachte ich ihn in ein Concert, in dem von den erſten Meiſtern eine Symphonie aufgeführt wurde. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er dazwiſchen geſchrieen, ſo kam er außer ſich über dieſe ſinnloſe Profanation, und ich war froh,

als ich ihn entfernt hatte. In der Oper war es noch schlimmer. Das wäre gar kein Gesang, behauptete er, nur ein Brüllen; kurz, ich mußte ihn so schnell als möglich wieder nach Hause schaffen, und er brauchte viele Wochen, um sich von dem Grauen dieser profanirenden Eindrücke wieder zum reinen und richtigen Cultus der Musik auf seinem Hackbrette durchzuspielen. Und doch hat er bei all' seiner Verkehrtheit in Allem nur halb Unrecht. Wer weiß, wenn ihn nicht das Geschick in der Einsamkeit hätte einseitig und verkehrt werden lassen, ob er nicht als ausübender Künstler, besonders aber als Lehrer, der Kunst hätte großen Nutzen bringen können."

Georg kam und unterbrach das Gespräch. Es war eine Freude, ihn zu sehen in dem Glück seiner Thätigkeit, das ihn bis zum Uebermuth heiter machte.

Reinhold trennte sich schwer von dem alten, besonders von den neuen Freunden, und erkannte es dankbar an, als der alte Herr Barner sich erbot, ihn bis zur Post-Station zu begleiten, wo er dann mit der Post seine Reise fortsetzen wollte. Der Abschied von Georg und Frieda, mit dem Versprechen des Wiederkommens, war herzlich.

Als Reinhold mit dem alten Herrn allein im

Wagen ſaß — diesmal fuhr der Knecht, und ganz ruhige Pferde — kam das Geſpräch auf Georg. Barner ſprach mit warmer Anerkennung von dem Schwiegerſohne. „Es iſt eine wunderbare Gnade des Geſchickes," ſagte er, „die dieſe geſunde, offene Natur aus ganz fremdem Lebenskreiſe in den unſrigen verſetzte. Auf den erſten Blick möchte man Alles als nicht zuſammengehörig anſehen. Georg, der Sohn einer alten Adelsfamilie; ich, das Kind armer Handwerker. Er, ohne die Nothwendigkeit, ſich zu bilden, da ihm die Umgebung, in der er aufwuchs, ſchon die äußere Form der Bildung gab; ich, der Autodidakt, der ergänzen mußte, was die Erziehung fehlen ließ. Er, mit beſchränkten Mitteln aufgewachſen in der Gewohnheit des Reichthums; ich, aus der Dürftigkeit zum Wohlſtand emporgekommen. Er, der mit fertiger Stellung in die Welt trat, die ich mir kaum erringen konnte; er mit ganz proſaiſcher Neigung, ich mit einem mühſam unterdrückten Zug zur Romantik. — Und doch könnte es keine glücklichere Harmonie geben, als die unſrige, die ſogar das alte und begründete Vorurtheil gegen Eltern und Kinder in einer Häuslichkeit glänzend überwindet."

„Vielleicht, weil Sie sich in der Ergänzung die gegenseitigen Vorzüge anerkennen," sagte Reinhold.

„Und weil wir beide gesund geblieben sind, ganz das was wir waren, und nichts Anderes scheinen wollen, als wir sind. Unsere Zeit hat die Unterschiede der Stände sehr ausgeglichen und vermischt und wird darin noch weiter gehen. Nehmen wir die Vortheile davon dankbar hin. So hätte man Georg's Heirath vor dreißig Jahren, wie einer gewaltigen Mesalliance, alles Mögliche in den Weg gelegt, und heute findet man kaum etwas Auffallendes daran. Wir hätten also entweder eine der glücklichsten Ehen, die ich kenne, weniger, oder sie wäre nicht so glücklich geworden, denn das Gefühl, in einer Ungehörigkeit in den Augen der Welt zu leben, verkümmert die Behaglichkeit des Glückes. Aber nun wäre es ganz verkehrt, wollte ich vornehme Aeußerlichkeiten annehmen, weil ich einen Schwiegersohn mit vornehmem Namen habe, oder er die Gewohnheiten seines Standes verläugnen, weil er in die Thätigkeit seines bürgerlichen Schwiegervaters eintrat. Meine Tochter hatte es schwerer als ich; aber einestheils acclimatisirt sich die weibliche Natur überhaupt leichter, anderentheils trägt sie die Liebe selbst über

Alles fort, was ihr ſchwer werden könnte, und dafür iſt Georg ein ganzer Mann.“

Die Freunde trennten ſich, als zähle ihre Freundſchaft nach Jahren, nicht nach Stunden. Reinhold ſtieg in den Poſtwagen, und Barner ließ den Wagen leer zurückfahren, da er vorzog, den näheren Fußweg über das Gebirge einzuſchlagen.

IV.

Der alte Herr ſchritt in behaglichem Nachklang der verlebten letzten Stunden langſam den Weg hin. Er hatte wieder einmal Dinge beſprechen können, die ganz beſondere und meiſt verſchloſſene Saiten ſeines Innern berührten. Reinhold war ihm anziehend geweſen, ſelbſt ſeine etwas weibliche Erregbarkeit erſchien ihm im liebenswürdigſten Lichte. Trotz ſeines Lebens voll Arbeit kannte er ein Leben des Genuſſes ſehr wohl verſtehen, ohne es gering zu achten. „Weßhalb nicht eine Exiſtenz,“ dachte er, „die, ohne beſtimmten Beruf, mit warmer Empfänglichkeit ſich begnügt, die edlen Genüſſe aufzuſuchen und ſich an ihnen zu erfreuen? Laßt die Arbeit für die, denen jene Empfänglichkeit fehlt? Ihn hatte die Nothwendigkeit gezwungen, es anders zu machen.“

Als er ſo hinſchritt, traf er bei einer Biegung des Weges ein junges Mädchen in etwas auffallender

Kleidung auf einem Steine ſitzend, hinausſtarrend in die Gegend. Das Mädchen war unſchön. Aus den farbloſen Zügen ſahen dunkle, von ſtarken Brauen beſchattete Augen unheimlich und ausdruckslos vor ſich hin. Der zerknitterte Strohhut, mit ausgeblaßtem Bande und fahlen Papierblumen beſteckt, war zurückgeſunken, und das kurze, krauſe Haar hing unordentlich um die Stirn und den Nacken. Das Kleid war zerriſſen und geflickt.

Barner blieb verwundert ſtehen; er wußte nicht, was er aus der Erſcheinung machen ſolle, denn das Mädchen konnte weder der dienenden Klaſſe angehören, noch den wohlhabenden Ständen. Dabei ſchien es den Herantretenden gar nicht zu bemerken, und er mußte es erſt anreden, ehe es aus den Träumereien aufſchreckte. — „Woher kommſt Du?“ fragte der alte Herr.

Das Mädchen fuhr erſt zuſammen, antwortete dann aber ganz ruhig mit ſilberreiner Stimme: „Heute aus jenem Dorf, wo ich übernachtete.“

„Und wohin willſt Du?“ fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht!“ ſagte es.

„Haſt Du keine Angehörigen?“ fragte er wieder.

„Ich habe Niemand auf der Welt!“ antwortete das Mädchen, aber ganz heiter. „Niemand kümmert sich darum, wohin ich gehe und was ich unternehme.“

„Und was denkst Du zu unternehmen?“ fragte Barner.

„Weßhalb fragt Ihr mich das, Herr?“ erwiderte die Angeredete und stand auf. „Ich kann es Euch nicht beantworten, denn ich weiß es selbst nicht. Irgendwo in der weiten Welt wird sich wohl ein Plätzchen für mich finden. Meint Ihr nicht?“ Sie sah ihm heiter und offen in's Gesicht.

„Es fragt sich, wozu Du geschickt bist, was Du gelernt hast,“ warf der alte Herr hin.

„Ich? Nichts!“ sagte sie, „und tauge zu gar Nichts; und bin doch schon sechzehn Jahre alt und gesund und kräftiger, als ich aussehe.“

„Möchtest Du Etwas lernen?“ fuhr Barner fort in seinen Fragen.

„Ja, das weiß ich wieder nicht!“ rief sie laut lachend. „Aber was geht das Sie Alles an?“

„Kind,“ antwortete der alte Mann, „das geht mich freilich Nichts an, oder doch nur ganz im Allgemeinen, wie Einen die ganze Menschheit angeht.

Ich bin auch einmal dieſes Weges gekommen, kaum älter als Du, und wußte auch kaum mehr, was ich in der Welt wollte, war auch nicht reicher als Du jetzt; ja, ich hatte nicht einmal Schuhe an den Füßen. Ich bin zwar mit Gottes Hülfe gut durchgekommen, aber ich wollte, damals hätte mich Einer gefragt, wie ich Dich jetzt frage, Einer, der mir hätte helfen wollen, wie ich Dir helfen will."

Das Mädchen, das ſchon ſein Bündel aufgenommen hatte, um weiter zu ſchreiten, ſtand ſtill und ſagte: „Ihr wollt mir helfen und kennt mich nicht einmal?"

„Wer ſagt Dir das?" war die Antwort. „Du kommſt von den Komödianten aus dem Städtchen. Weßhalb biſt Du nicht bei ihnen geblieben?"

Das Kind wurde dunkelroth und zögerte zum erſten Mal mit der Antwort. Endlich ſagte es: „Weil ich mich nicht mehr auslachen laſſen will, weil ich gar kein Geſchick habe zum Komödieſpielen!"

„Woher und ſeit wann weißt Du das?" ſetzte Barner ſeine Fragen fort.

„Herr," rief das Mädchen halb trotzig, halb lachend, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, „das brauche ich Niemandem zu ſagen!"

„Gut, gut," sagte wieder ganz milde der alte Mann, „behalte Dein Geheimniß. Aber so zwecklos, ohne Ziel, ohne Ueberlegung in die Welt hinauslaufen darfst Du nicht."

„Ja, wer will mich hindern?" rief es und ging fort.

„Ich!" rief ihr der alte Mann nach, und so fest und gebietend, daß sie wider Willen stehen blieb und sich umwandte. Der Alte ging ihr nach und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Laß uns überlegen. So habe ich es damals gemacht vor fünfzig Jahren. Ich fragte mich: wozu bist du zu gebrauchen, was kannst du lernen? Zu der Antwort braucht man Zeit, und die Zeit will ich Dir geben."

„Ihr mögt so Unrecht nicht haben!" sagte das Mädchen halb vor sich hin nach einer Pause.

„Siehst Du jenes kleine Häuschen, das letzte des Dorfes?" fuhr Barner fort. „Dahin will ich Dich bringen; gute alte Leute wohnen da. Sie werden Dich aufnehmen. Ich verlange Nichts von Dir, als daß Du dableibst, thust, was Dir gefällt, und wenn ich in acht Tagen komme und frage: Weißt Du nun, was Du ergreifen willst in der Welt? mir antwortest mit „Ja!" oder „Nein!" Sagst Du „Nein," so

warten wir wieder acht Tage, bis Du Dich entſchieden haſt, und dann helfe ich weiter."

„Und ſonſt verlangt Ihr Nichts?" fragte das Mädchen. „Das iſt poſſirlich, aber es wäre Thorheit, darauf nicht einzugehen. Acht Tage iſt freilich eine lange Friſt, aber ich will ſie dranſetzen, habe ich doch Nichts zu verſäumen."

Sie gingen ſchweigend neben einander her, bis ſie an das Häuschen kamen, das Barner bezeichnet hatte. Es war ein niedriges, faſt ärmlich ausſehendes Gebäude mit einer ſchmalen Thür in der Mitte und nur zwei Fenſter auf jeder Seite derſelben. Vor dem Fenſter ſtand eine ſchlichte kleine Holzbank. — Barner legte ſchon die Hand auf die Thürklinke, als er plötzlich inne hielt und dem nur wenige Schritte hinter ihm gebliebenen Kinde winkte, ſtill zu ſein und nicht näher zu treten. Er kam zurück von der Thür und flüſterte halb leiſe: „Er ſpielt, jetzt dürfen wir ihn nicht ſtören!" Das Zimmerfenſter war geöffnet, und aus demſelben vernahm man die Töne eines alten, abgeſpielten Claviers. Barner hatte ſich ſo geräuſchlos als möglich auf die kleine Bank niedergeſetzt; das Mädchen warf neugierig einen Blick durch

das offene Fenster. Da saß am Clavier ein kleiner, ärmlich gekleideter Mann, den Blick nach oben gerichtet, das Auge leuchtend wie begeistert, das schneeweiße Haar fiel in langen Locken bis auf die Schulter herab. Er spielte eine Bach'sche Fuge, deren Klänge sich wunderbar genug auf dem Instrument mit dem scharfen, schrillen Ton ausnahmen. Hätte man den Spieler nur gesehen in seiner Begeisterung, man hätte vielleicht das Musikstück besser verstanden, als da man auch die Töne vernahm. Das Mädchen war im ersten Augenblick versucht, zu lachen, aber die wunderbare Erscheinung des Spielers und Barner's ernstes Schweigen hielten den Ausbruch der Heiterkeit zurück. Nach und nach überkam es ein eigenthümlich feierliches Gefühl, und horchend lehnte es an dem Thürpfeiler. Ihm war zu Muth, als sei es in eine andere Welt versetzt, und so legte es die Hand auf die Augen, als fürchte es, aus einem Traume zu erwachen. Als die letzten Töne des Musikstückes verklungen waren, stand Barner schnell auf, trat an's Fenster und rief mit freundlichem Tone hinein: „Grüß' Gott, Sebastian, Du hast die Fuge Deines Namensbruders vortrefflich gespielt!"

Der kleine Mann trat an's Fenster, legte die Hand vor die Stirn, um die Augen gegen die Sonne zu schützen, nickte dann und sagte: „Du bist's Heinrich? Und zu Fuß? Ei, seit wann machst Du Dich auf solche Wanderungen?“

„Ich muß Dich sprechen, Sebastian,“ erwiderte Barner, „dringend sprechen, denn ich habe eine Bitte an Dich.“

„Ei,“ sagte der alte Cantor, „soll ich Dir wieder einen Flügel aussuchen in der Residenz, wo kein Mensch einen Begriff hat von wahrer Musik? Damit laß' mich in Frieden!“

„Nein, dieses Mal kannst Du es mir in Deinem Häuschen gewähren,“ erwiderte Barner lächelnd, „und mit der Musik hat es gar Nichts zu thun. Warte, ich komme zu Dir in's Zimmer.“

Er bedeutete das Mädchen, eine Weile zurück zu bleiben, und trat in's Haus. Mit kurzen Worten setzte er dem alten Schulkameraden sein Anliegen auseinander. Er solle das arme Mädchen da, dessen Lage er klar schilderte, einstweilen als Gast in seinem Hause aufnehmen, bis er weiter für dasselbe Sorge tragen würde.

Der alte Schulmeister schien betreffen. „Eine

Komödiantin?" sagte er, „das leidet ja Philippinchen nicht!"

„Laß mich das mit Deiner Schwester ausmachen!" sagte Barner.

„Du findest sie im Garten, wo sie Kartoffeln ausbebt," rief der Cantor, „aber es geht nicht. Was wird die Gemeinde sagen? Nein, Heinrich, laß uns damit zufrieden, ich kann es wirklich nicht!"

Aber Barner war schon aus der Thür nach dem Garten. Der Alte saß wie versteinert auf seinem Stuhl, dann wurde er doch neugierig, schlich sich an das Fenster und lugte, gedeckt von der kleinen Gardine, nach dem Mädchen. Netta war auf die Bank gesunken, und als wolle sie sich im Gedächtniß den Eindruck der eben gehörten Musik wiederholen, summte sie das Motiv der Fuge leise vor sich hin. Der Alte hörte es, schlich immer näher heran und bog endlich den Kopf zum Fenster hinaus. „Recht, Kind!" rief er, „Du hast ein sicheres Ohr, laß einmal hören, aber nun laut, mit voller Stimme!"

Das Mädchen schreckte auf und verstummte.

„Laß gut sein," fuhr der alte Mann fort, „mußt nicht vor mir erschrecken. Liebst Du die Musik?"

Retta besann sich eine Weile, ob sie ihm überhaupt Antwort geben solle, dann sagte sie kurz: „Ich weiß es nicht!“

„Recht,“ rief der Alte, „ganz recht! Du sprichst nicht in den Tag hinein, Du besinnst Dich erst und giebst dann eine kluge Antwort. Du weißt es nicht. Gescheiter konntest Du Dich gar nicht ausdrücken, denn wie solltest Du es wissen, da Du sicher noch niemals Musik gehört hast, als höchstens eben jetzt?“

Das Mädchen lachte laut auf, nicht über diese Ueberhebung des Alten, aber über seine ganze wunderliche Weise. Der aber ließ sich nicht irre machen. „Kannst Du singen?“ fragte er.

„So viel bin ich in meinem ganzen Leben nicht gefragt worden, als in der letzten Stunde: erst von dem anderen alten Herrn, nun von Euch. Laßt mich doch endlich in Frieden meines Weges ziehen!“

„Wie?“ rief der Alte. „Wir sollen Dich ziehen lassen? Ja, sagt mir denn nicht mein Freund Heinrich, Du wolltest bei uns bleiben, wenn nur das Philippinchen ....“

Er hielt inne, aber Retta war ihm schon in's Wort gefallen: „Nein, ich will nicht bleiben, und

das ſagt nur dem anderen alten Manne, und ſo lebt wohl!"

„Gut," ſagte Sebaſtian, „Gott ſei Dank, dann ſind wir ja aus aller Verlegenheit, da kann die Gemeinde Nichts einwenden, und das gute Philippinchen . ."

Er brachte ſeine Rede wieder nicht zu Ende, ſondern ſchlug das Fenſter zu, ſetzte ſich an's Clavier und fing wieder an zu ſpielen.

Netta hatte ihr Bündelchen aufgenommen, als ſie aber fortgehen wollte, fiel ihr doch ein, daß ſie ſo nicht von dem alten Herrn ſcheiden könne, der ſie bisher begleitet hatte. In's Haus mochte ſie nicht gehen, ſie trat alſo wieder an das Fenſter und klopfte an. Der alte Cantor ſchüttelte ein paar Mal wie im Zorn den Kopf, ſpielte aber weiter. Netta klopfte wieder und ſtärker. Derſelbe Erfolg. Die Zornröthe trat dem Mädchen in's Geſicht und mit aller Gewalt ſchlug ſie an beide Scheiben, daß ſie beinahe zerbrochen wären. Nun ſprang der alte Mann wüthend auf, zur Hausthür hinaus und rief: „Unheld, mach', daß Du fortkommſt! Wer ſtört einen Menſchen im Heiligſten? Was ſoll nun aus dem Kunſtwerk werden, das Du mitten durchſchneideſt? Das iſt ein Mord! So ſchwebt nun

die unglückliche Melodie unvollendet zwischen Himmel und Erde, ich kann sie nicht wieder fassen und ein Anderer gewiß nicht! Fort von hier, sage ich Dir, Du Ruhestörer, Du Kobold!"

Er hatte drohend beide Fäuste gehoben, sein kleines Auge funkelte, aber das ganze Wesen hatte so wenig Furchterregendes, daß Netta heiter zu ihm trat. „Laßt es gut sein," sagte sie, „ist das des Zornes werth! Vergebt mir, wenn ich Euch kränkte, aber ich habe Eile, fortzukommen." Und mit bittendem Tone fügte sie hinzu: „Ruft mir den andern alten Herrn, daß ich ihm danken kann für seinen guten Willen und Abschied nehmen."

Während sie so sprach, ließ Sebastian die geballten Hände langsam sinken, beugte den Kopf vor und flüsterte wiederholt: „rein und weich wie Silberglöckchen!"

Von dem, was sie sagte, hatte er gar Nichts verstanden, nur den Ton ihrer Stimme hatte er mit dem Ohr und mit der Seele aufgenommen. „Sprich noch einmal," sagte er, als sie fertig war, „das oder etwas Anderes, gleichviel."

Netta sah ihn verwundert an.

„Oder besser," fuhr der Alte fort, „komm gleich an's Clavier." Er nahm sie bei der Hand, zog sie in's Zimmer und stellte sie an das Instrument. „Singe!" rief er, indem er einen Accord anschlug.

Halb aus Neugier hatte sie sich fortziehen lassen; jetzt sah sie ihn lachend an, und kein Laut kam über ihre Lippen.

Sebastian schlug wieder und wieder mit der linken Hand den Ton an, und mit der rechten faßte er des Mädchens Arm, den er heftig schüttelte. „Singe!" rief er, „singe! Willst Du wohl auf der Stelle singen!"

„Nun, wenn ich Euch damit einen Gefallen thun kann," sagte lachend das Mädchen, „weßhalb nicht?"

Sie sang und er stieg und fiel mit der Scala.

„Halte den Ton!" rief er, „aus voller Brust mit kräftigem Athem!"

Bald folgte sie seinem Befehl, bald verstummte sie neckend, bald lief sie ihm mit kühnem Lauf voran, daß die alten Finger auf den Tasten nicht nachfolgen konnten, bald hielt sie trillernd einen Ton fest, und sprang dann kühn auf einen andern, daß der Alte in

einer Ueberſtürzung blieb vom Staunen zum Schelten, vom Anſpornen zum Einhaltthun.

Barner war indeſſen in den Garten getreten, und ſchnell fand er, die er ſuchte. Da knieete ein altes, mageres Jüngferchen und nahm Kartoffeln auf. Kaum hatte es den Ankommenden erblickt, als es die Schürze abriß und aufſprang.

„Sieh da, Philippinchen," rief Barner und ſtreckte ihr die Hand entgegen.

Philippinchen hielt beide Hände auf dem Rücken und knixte immer tiefer. „Ach, Herr Barner," rief ſie, „daß Sie mir ſo über den Hals kommen müſſen, wie ſehe ich aus? Nicht einmal die Hand kann ich Ihnen reichen. Ich werde gleich ein anderes Kleid anziehen und eine andere Haube . . . ."

„Laſſen Sie doch, Philippinchen," ſagte Barner, „ich habe mit Ihnen zu ſprechen . . . .

„Gewiß wegen meines Bruders," unterbrach ihn die Alte, „Sie ſind immer noch ſo attachirlich mit uns geringen Leuten, aber er verdient's auch. Ja, mein Sebaſtian hat's wieder einmal fürchterlich mit der Muſik zu thun. Seit er keine Schule mehr hat, ſteht er den ganzen Tag nicht mehr auf von ſeinem

Forte, oder heißt man's Piano? Das ist eine schwere Auflage, das können der Herr Barner mir glauben, denn mein alter Kopf verträgt das nicht mehr. Im Sommer flüchte ich mich in den Garten, aber wie das im Winter werden soll, wo ich im Zimmer aushalten muß, das mag Gott wissen. Aber ich will mir doch erst ein anderes Kleid anziehen. Es schickt sich nicht ....“

Barner hielt sie fest und ging mit ihr den Mittelsteig des kleinen Gartens auf und ab. So oft sie umwandten, sprang Philippinchen, wie schwierig es auch mitunter war, auf die andere Seite, um Barner rechts gehen zu lassen.

„Mein Sebastian geht dabei aber auch zu Grunde, denn das greift an die Nerven. Wenn ich nun noch mit kräftigen Speisen oder mit einem guten Schoppen nachhelfen könnte, aber wenn zwei Menschen von einer Schullehrerpension leben sollen — ich werde mir nur erst ein anderes Kleid überwerfen.“

Barner trat ihr in den Weg. „Aber, Philippinchen, habe ich Ihnen denn nicht so oft gesagt, daß, wenn Ihre Wirthschaftskasse einmal nicht reicht ....“

„Das leidet er nicht!“ rief Philippinchen. „O,

Sie kennen ihn nicht, was man mit ihm für Noth hat! Ich glaube, er würfe mich aus dem Hause, wenn er erführe — aber wenigstens eine andere Haube laſſen Sie mich aufſetzen — Herr Barner ....“

Barner nahm ſie nun, wie ſie ſich auch ſträubte unter den Arm, damit ſie es aufgäbe, davonzulaufen, und entwickelte ihr kurz ſeinen Plan. Man müſſe den alten Sebaſtian zwingen, kräftiger zu leben. Deßhalb wolle er ihnen ein junges Mädchen in's Haus geben und für deren Verpflegung die Wirthſchaft ausſtatten und verſorgen. Dagegen könne der Bruder Nichts einwenden und müſſe dann miteſſen, denn für den Gaſt allein könne man nicht kochen.

Philippine ſah Barner von der Seite an, kniff das eine Auge ein und blinzelte mit dem anderen. „Ja, ſeit wann läßt ſich denn der Herr Barner auf ſolche Intriguereien ein?“ ſagte ſie, „oder hat's ſonſt noch einen Haken?“

Barner erzählte ihr nun den ganzen Zuſammenhang, aber Philippinchen ſchien noch weniger geneigt als der Bruder.

„Eine hergelaufene Frauensperſon,“ rief ſie, „eine Komödiantin?“

Barner ließ sie nicht zu Worte kommen. Er hielt ihr immer wieder die Pflicht gegen den Bruder vor und ließ einen Thalerschein nach dem andern für diese oder jene nothwendige Anschaffung in Philippinens magere Hand gleiten. Sie sträubte sich zwar jedesmal, aber sie gab es doch aus Respect nicht zurück und meinte dann: „Christenpflicht sei es, gegen solch' armes Wurm, und wenn die Menschen auch darüber raisonnirten, im Himmel würde man es ihr anrechnen, und gerade weil Herr Barner sie bäte, für einen Anderen thäte sie es schon lange nicht, aber Ochsenfleisch könne sie dann alle Wochen zweimal kaufen, und Sonntags einmal ein paar Kalbscoteletten." Dann wurde es ihr freilich wieder leid, und sie reichte das Geld zurück, aber Barner drückte ihr die Hand mit seinen beiden und damit das Geld nur noch fester. Schließlich rief Philippinchen: „Nun, wie mein Sebastian will, aber er wird es nicht wollen." Welche Entscheidung sie wünschte, das wußte sie freilich selbst nicht, die Wage schwankte hin und her. So trat sie mit Barner in's Zimmer.

„Herr, mein Gott!" rief sie im Eintreten, „er giebt ihr schon Singstunde! Nein, Herr Barner, wenn

Zwei Musik machen, dann habe ich Nichts versprochen, das hält meine Kopfgicht nicht aus!"

„Still, Philippinchen!" rief ihr Sebastian entgegen, „hörst Du denn nicht, daß wir üben?"

„Deine Schwester ist einverstanden," sagte Barner, und Ihr scheint auch einig."

„Bis zum hohen C hinauf, und glockenrein," erwiderte der Alte, und klappte behutsam sein Clavier zu. Keiner von den drei Betheiligten wurde weiter gefragt, Barner nahm die Sache als abgemacht an und mit einem „Auf Wiedersehen, in acht Tagen!" schied er von den Freunden.

V.

Als Reinhold allein in der Ecke des Postwagens saß, dachte er den Eindrücken des vergangenen Tages nach und fühlte sich eigenthümlich bewegt. Georg mit seiner Tüchtigkeit und dem behaglichen Glücke seines Hauses gab ihm zu denken. Wer hätte das in dem leichtsinnigen, wenn auch immer liebenswürdigen, eleganten Garde-Officier gesucht, und wie zeigte sich hier der Segen eines passenden Berufs! Er entsann sich jetzt, daß man ihm vor einigen Jahren, als er nach längerer Abwesenheit in die Residenz zurückkehrte, von Georg's Verheirathung erzählt hatte. Seine Kameraden nannten das eine bürgerliche Geldmariage, gegen die sie zwar bei Georg's bekannten derangirten Verhältnissen Nichts einwandten, doch aber bedauerten, daß die Frau so wenig zu präsentiren wäre, daß Georg sich hätte entschließen müssen, seinen Abschied zu nehmen. Und es waren die Wohlwollenden, die so urtheilten.

Wie ganz anders hatte Reinhold das Verhältniß gefunden! Hier war kein Mißverhältniß des Standes, des Vermögens, der Bildung; hier hatte die Liebe, die gegenseitige Achtung und die Tüchtigkeit der Charaktere die prächtigste Harmonie hergestellt und eine Häuslichkeit geschaffen, wie sie gesunder nicht gedacht werden konnte. Mehr noch als von Georg und Frieda fühlte sich Reinhold vom alten Barner angezogen. Aus den engen Grenzen, in denen sein Leben begann, hatte er sich nach allen Richtungen hin erweitert. Freude an der Arbeit, nicht Wunsch des Erwerbens, war der unbewußte Wahlspruch seines fleißigen Lebens gewesen. Deßhalb suchte er Geist, Anschauungen, Bildung, auch wo sie keinen pecuniären Vortheil zeigten, eben so fleißig zu gewinnen als die praktischen Kenntnisse, die seinen Wohlstand beförderten. Keinen Augenblick seines Lebens hatte er müßig verbracht und Nichts, auch das Kleinste nicht, des Studirens und der Beobachtung für unwerth erachtet. Als der thätige Mann zu allgemeiner Ueberraschung alle Geschäfte seiner großen industriellen Unternehmungen und damit eigentlich sein ganzes Vermögen in die Hand des Schwiegersohnes legte, glaubte Niemand, daß er das ertragen

würde; aber man wußte nicht, daß seine Aufgabe das **Schaffen**, nicht das Ausnutzen war, und daß seine **Interessen** nach allen Seiten hin so gewachsen waren, daß das Aufgeben seiner sichtbaren Thätigkeit eigentlich keine Lücke machte in seinem geistigen Fortarbeiten. „Grausamer Mann," sagten Einige, „er läßt den Schwiegersohn für sich arbeiten, nur um die Hände in den Schooß legen zu können!" — „Schwacher, thörichter Mann," sagten wieder Andere, „die Früchte seines sauren Fleißes wirft er den Kindern zu und macht sich abhängig für den Rest seiner Jahre!" — Und doch war er weder grausam aus Trägheit, noch unüberlegt aus Schwäche; er wußte nur, daß die Arbeit der Kraft der Jugend zukommt, und daß das Glück des Wohlstandes nicht das Besitzen ist, sondern das Genießen. Beschämt aber fühlte sich Reinhold, wenn er sich mit dem alten Barner oder Georg verglich. Er konnte sich nicht den Vorwurf machen, seine Gegenwart verloren zu haben, aber er hatte doch der Zukunft niemals fest in's Auge gesehen. Er ließ seinen Nachen noch behaglich treiben auf den Wogen des Lebens, aber das Steuer hatte er noch nicht ergriffen, um ihn zu leiten. Zwischendurch klang

ihm noch immer die Stimme der Gretchen-Darstellerin im Ohr, und das selbstgeschaffene Bild derselben wollte ihm nicht aus den Gedanken kommen. Es war wie ein Traumbild, das uns im Wachen noch weiter beschäftigt und in der Phantasie eine Gestalt gewinnt, so daß wir an dasselbe wie an etwas Reales denken. Reinhold war mit sich nicht zufrieden. Zuweilen hatte seine Empfindung für das Mädchen etwas wie eine aufbrausende jugendliche Liebe, und er schalt sich, daß er den kleinen Roman, den ihm der Zufall so unerwartet in die Hand spielte, nicht auszunutzen versucht hätte. Dann verwarf er diesen Gedanken wie einen unwürdigen und meinte, das Schicksal hätte ihm eine Verantwortlichkeit übertragen, und er hätte gewissenlos nicht einmal den Versuch gemacht, dieselbe zu übernehmen. Er nahm fest an, daß hier eine wunderbare Begabung im Elend unterginge, und daß er sie hätte retten können. Wie? das war ihm freilich nicht klar. Das aber war sicher, daß ihm eine schöne, ideale, blonde Gretchengestalt vor der Seele schwebte, und daß ihn das Bild unablässig beschäftigte.

Als er an dem Oertchen angekommen war, an dem er die Post verlassen mußte, um zum Wohnsitze

seiner Tante zu gelangen, wurde ihm gesagt, daß Tags vorher ein Wagen der alten, gnädigen Frau mehrere Stunden auf ihn gewartet hätte, dann aber leer wieder zurückgefahren sei. Da die Besorgung eines Fuhrwerkes in dem kleinen Orte mehrere Stunden dauern sollte, entschloß er sich schnell, den wohlbekannten Weg zu Fuße zu machen, und gab Auftrag, daß sein inzwischen auch wieder aufgefundenes Reisegepäck auf irgend eine Weise ihm nachgeschickt würde. Die Tante, welche er aufsuchen wollte, war seine nächste, eigentlich einzige nahe Verwandte, die ältere Stiefschwester seiner Mutter, und liebte ihn mit einer gewissen Abgötterei. Jung hatte sie sich an einen Landedelmann verheirathet, der keine andere Bildung hatte, als wie sie für seine kleine Garnison ausreichte, und kein größeres Vermögen, als den Ertrag seines kleinen Familiengutes, das er gewissenhaft, aber nicht besonders intelligent bewirthschaftete, was gerade ausreichte, sorgenfrei, aber bescheiden zu leben. Von dem Gütchen kamen sie aber niemals fort, oder doch nur ganz flüchtig, nicht weil ihnen die Mittel zum Reisen gefehlt hätten, aber weil beide kein Bedürfniß dazu gefühlt hatten und sich außerdem in ihrem Wirkungs-

kreiſe für durchaus unabkömmlich hielten. Dabei war der Freiherr von Borken allgemein geachtet unter ſeinen Nachbarn, und ſein Rath wurde von allen Seiten als oft bewährt und praktiſch geſucht. Die Baronin galt ſogar für eine beſonders kluge Frau, für eine Autorität in allen wirthſchaftlichen Angelegenheiten und in früherer Zeit auch für ausnahmsweiſe gebildet, denn ſie las franzöſiſche und engliſche Romane, was vor vierzig Jahren, als ſie ſich verheirathete, wenigſtens noch eine große Ausnahme war. Kinder hatte das Ehepaar nicht gehabt.

Es wurde zwar Anfangs mit einigem Entſetzen die Nachricht im Borken'ſchen Hauſe empfangen, daß die jüngere Schweſter eine Mesalliance ſchließen und einen Bürgerlichen heirathen wolle; als man aber den liebenswürdigen Schwager kennen lernte, das Glück der Schweſter und die faſt glänzende Lage ſah, verſöhnte man ſich mit dieſem Geſchick, ja, der ſchon alternde Freiherr, der erſt in ſeiner Förmlichkeit dem Schwager gegenüber faſt abſtoßend geweſen war, ſchlug ganz in das andere Extrem um und wurde wie vernarrt in ihn. Immer führte er ſeinen „Schwager, den Doctor,“ im Munde, den er den klügſten, gelehrteſten und ver-

trefflichsten Menschen der Welt nannte, und suchte sich sie, ohne sich eigentlich dessen bewußt zu werden, durch Liebe und Bewunderung den Mangel an Vornehmheit fortzudemonstriren und fortzutrösten. Frau von Berken war etwas schwieriger. Sie konnte sich immer nicht daran gewöhnen, ihre Schwester „Frau Doctorin" nennen zu hören, es war ihr doch so wunderbar, daß ihr Schwager Geld nahm für seinen Rath, obgleich sie selbst sich ihre fetten Truthühner, das Obst ihres Gartens, wie ihr Mann das Getreide und Vieh, das er zog, bezahlen ließ. Sie konnte sich nicht entschließen, den Schwager zutraulich mit „Du" anzureden; aber da ihr gutes Herz doch nicht zurückstehen konnte, warf sie ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit auf den kleinen Reinhold, und diese Empfindung blieb ungeschwächt, ja, sie steigerte sich noch, seit sie nach dem Tode des Schwagers, der Schwester, und zuletzt auch des Mannes, Nichts weiter auf der Welt hatte, was sie verwandtschaftlich lieben konnte, als diesen Neffen. Frau von Berken gehörte noch in eine Zeit, in der Verwandtschaft eine viel größere Berechtigung und Verpflichtung gab, als in der jetzigen. Reinhold hatte, auch als seine Eltern noch lebten,

alle ſeine Schulferien bei Onkel und Tante Berken zubringen müſſen, wo er gründlich verzogen wurde.

„Das Kind ſieht ſo klug aus wie ſein Vater und ſo vornehm wie ſeine Mutter,“ hatte die Tante ihrem Manne immer wiederholt, und der hielt dieſes Lob für ſehr geiſtreich ausgedrückt.

Reinhold ſchlug das Herz höher, als er aus der Waldecke trat und das alte Landhaus mit dem hohen Dache vor ſich liegen ſah. Seit mehreren Jahren war er nicht hier geweſen und hatte ſeit der Kinderzeit eine Art Heimathsgefühl für Hohen-Berkſtaedt bewahrt. Das war das Elderado ſeiner Knabenjahre, der Ort, welcher dem in der Stadt aufgewachſenen Kinde die ganze Romantik des Landlebens zu bewahren ſchien. Ställe und Obſtgarten, Alles hatte zu ſeiner Verfügung geſtanden; ſelbſt der große Hausboden, der die Polterkammer für Generationen geweſen war, hatte den Reiz des Geheimnißvollen. Und welche überſchwängliche Liebe und Bewunderung hatte der Knabe hier immer gefunden! Das ganze Glück der Ferientage trat ihm warm an's Herz. Als er auf dem Nichtwege durch die Gartenthür trat, wie heimelte ihn Alles an — denn hier war Nichts ver-

ändert. Jeder Steig wie früher, alle die alten, zur Erde gesenkten Obstbäume wie sonst, und da die weinberankte Treppe, die zu den Zimmern der Tante führte. Drüben die alten Wirthschaftsgebäude, schief, planlos gegen einander gestellt, mühsam gestützt gegen das Zusammenbrechen. Und das Wohnhaus selbst mit seinen dicken, festen Mauern und kleinen Fenstern, mit dem Dache, das nirgends mehr eine gerade Linie zeigte. Alles gab das Bild der soliden Zähigkeit im Zerfallen. Reinhold stand still und warf einen Blick auf die Umgebung. Er mußte sich eingestehen, daß Alles war wie sonst; aber was ihm früher so schön, so ehrwürdig erschienen war, kam ihm jetzt so eng, so alt, so überlebt vor. Er würde gelacht haben, wäre ihm nicht das wehmüthige Gefühl an's Herz getreten, daß der gute Onkel ihn nicht mehr hier empfangen könnte, und hätte nicht die Sehnsucht, die Tante zu umarmen, seinen Schritt schnell weitergetrieben. Er eilte die kleine Sandsteintreppe hinauf, jede Stufe war ihm bekannt, und so trat er in das erste Zimmer. Dieselben Möbel als damals, kaum ausgeblaßter, dieselbe Tapete, und an den Wänden dieselben unverrückten Bilder, die ihm als Knaben so

intereſſant geweſen waren, alte, engliſche colorirte Stahlſtiche, Scenen aus der Geſchichte der Entdeckung von Amerika darſtellend. Er öffnete leiſe die Thür nach dem Zimmer der Tante, er wußte, da würde ſie ſitzen, im zweiten Fenſter, das war ihr Nachmittagsplatz; er wußte den Jubel, faſt die Worte voraus, mit denen ſie ihn empfangen würde, und er hatte ſich nicht getäuſcht.

Da ſaß die alte Dame, gerade und ſteif in ihrer Haltung, in dem grauwollenen, ganz ſchlichten Kleide, das weiße Häubchen über den glatten ergrauten Scheitel, das Band ſauber unter dem Kinn gebunden, und ſtrickte. Dabei ſtreifte ihr Blick von Zeit zu Zeit den Hof, und Nichts, was ſich dort zutrug, entging ihr. Sie lebte Alles mit, was da draußen geſchah, und das hatte ſie ſeit vierzig Jahren gethan. Als ſie die Thür in der Angel knarren hörte, hob ſie den Kopf, aber ſie ſtand nicht auf, ſondern blieb wie erſtarrt vor Ueberraſchung ſitzen. Und doch hatte ſie den Neffen erwartet, ſchon geſtern. In einem ſo einförmigen Leben, wie das der alten Dame, war jedes Außergewöhnliche eine Ueberraſchung. Reinhold eilte auf die Tante zu und wurde ſtürmiſch umarmt. Und

nun die Fragen, weßhalb er erst heute käme, Todesangst hätte sie gehabt, ihm könne ein Unglück begegnet sein, und wieder Liebkosungen, die ihn gar nicht zum Antworten kommen ließen, dann aber ein Griff nach dem Schlüsselkörbchen, um letzte Anordnungen für den lieben Besuch zu treffen. Sie ging, und Reinhold, so weich ihm um's Herz war, konnte nicht umhin, zu lächeln. Etwas älter war die Tante geworden, trotz der noch immer kerzengeraden Haltung. Sonst aber schien es ihm, als wäre die Zeit hier stillgestanden, so fand er Alles wieder auf dem alten Platze. Kein Möbel gerückt, keine Tasse anders gestellt in der alten Eckservante mit den grün bronzirten Widderköpfen, und da lag auch der Hund, wahrscheinlich nicht mehr sein Freund von früher, denn er hatte gebellt, als er eintrat, aber doch wieder ein schwarzer Teckel, und wieder ein Bergmann, denn mit dem Namen hatte ihn die Tante zur Ruhe verwiesen.

Die Tante kam zurück und behandelte den Liebling noch immer wie einen Knaben. Ob er auch keine nassen Füße bekommen hätte auf dem Gange durch die Wiesen, fragte sie immer wieder. Nun kam auch Karl Pettel, der alte Diener, halb gebeugt in seiner

abgetragenen Livrée, und lachte über das ganze Gesicht, als er den Kaffee hereinbrachte, und traute sich erst gar nicht, Reinhold's freudige Begrüßung so familiär zu erwidern, wurde aber dreister, als die Gebieterin beistimmend zunickte, daß er den jungen Herrn, fast hätte er noch gesagt: „unser Reinholdchen", so reputirlich aussehend fände. Und nun erzählte er von allen Leuten des Ortes, daß der noch lebe, und die sich verheirathet hätte, und wo der geblieben wäre, aber den seligen Herrn erwähnte er nicht, denn er sah es dem Gesicht der gnädigen Frau an, daß die ohnehin an ihn dachte.

Da standen dann die Tassen ganz wieder so wie früher, nur die des Onkels fehlte, und die kleinen Kuchen daneben, ganz wie die Tante sie schon vor zwanzig Jahren für Reinhold hatte backen lassen; die alte Dame schenkte ein, bedächtig langsam, fast feierlich, und nun fragte sie erst: „Sprachst Du nicht von dem alten Barner, Reinhold? Da warst Du, und die Leute sind Deine Freunde?"

Reinhold wurde warm in der Schilderung der Häuslichkeit, in der er sich so wohl gefühlt hatte.

„Das freut mich," sagte die Tante; „ich habe

viel Gutes von dem Manne gehört. Wenn es eine Wohlthätigkeitssache gilt, ist er immer voraus, und Dein Onkel sprach eigentlich auch mit Achtung von ihm. Klug ist der Mann, pflegte er zu sagen, aber ich traue ihm doch nicht recht. Damals, Anno 48, war er auch etwas roth. Aber bei alledem muß man anerkennen, daß er seinen Kram versteht und vorwärts kommt."

„Hast Du Herrn Barner nie kennen gelernt, Tante?" fragte Reinhold.

„Niemals, liebes Kind," war die Antwort. „Wir kommen so wenig aus und verkehren nur mit Unseresgleichen. Das ist kein Hochmuth, aber man fühlt sich ungenirter — und jene Leute sind so leicht empfindlich! Sie denken immer, man wolle ihnen nicht genug Ehre erweisen, oder man wolle sonst Etwas von ihnen. Der Mann hat gewiß seine Verdienste, aber ein Glück für unsere Gegend war es nicht, daß er hieher kam. Er brachte soviel Neuerungen auf, und weil ihm Dies oder Jenes glückte, machten Andere es ihm nach und kamen in Verlegenheiten und Noth. Berken sagte immer: Erhalten, was man hat, das ist die erste Frage, und dann kommt das

Sparen. Erwerben führt zum Verderben. Denen wird es noch gehen mit ihren Experimenten wie dem Kerl damals mit den Wachsflügeln. — Ich glaube, er meinte Ikarus, und habe ihm das auch immer gesagt, aber den Namen konnte er nicht behalten. Deinem Freunde Barner scheint es aber nicht so gegangen zu sein, dem saßen die Flügel fest. Dein Onkel meinte damit auch eigentlich nur den Adel, und da hatte er Recht."

Die Tante fragte nach Reinholds ferneren Planen. „Nun er seine Examina hinter sich hätte," meinte er, „wolle er reisen, ehe er einen festen Beruf wähle." Frau von Borken schüttelte dazu den Kopf. „Das ist auch eine von den modernen Krankheiten," sagte sie, „die uns die Eisenbahnen gebracht haben und begünstigen. Sonst hieß es: „„Bleibe im Lande und nähre Dich redlich."" Das war ein guter, alter, deutscher Wahlspruch; aber das gute Alte soll ja nicht mehr gelten. Der Mensch ist nur zu sehr geneigt, was er in der Fremde oberflächlich kennen lernt, dem Hergebrachten in der Heimath vorzuziehen. Das giebt Unzufriedenheit, Aenderung, zuletzt Umsturz, und meist können wir doch nicht gebrauchen, was anderswo paßt

und vielleicht ganz gut ist. Die Jugend hat immer Hang zum Wechseln, das Alter zum Bestehenlassen gehabt, und das ist auch ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die Jugend jetzt das Wort führt und die Erfahrungen des Alters nicht mehr zur Geltung kommen."

Das Gespräch wurde vielfach gestört, was Reinhold ganz recht war, denn er fand hier einen so abweichenden Boden der Anschauung, daß er weder zustimmen konnte, noch auf einen Streit sich einlassen wollte. Dazu hing er mit ganzem Herzen an der vortrefflichen Frau, und das Bild der Mütterlichkeit zu allen ihren Untergebenen, fast möchte man sagen, Angehörigen, das sich vor ihm entrollte, hatte etwas überaus Liebenswürdiges. Bei allen Vorkommnissen und Nöthen kam man zu ihr, und ohne Hilfe, Rath oder doch Trost, zuweilen auch zurechtweisendes Wort, wurde Niemand entlassen. Dabei war sie unermüdlich. Sie ging sofort, einen Kranken zu besuchen, oder ein Hausmittel zusammenzustellen, oder einen Streit zu schlichten, und Reinhold mußte ihre Ruhe, ihre Sachkenntniß und ihren Einfluß bewundern. Alles beugte sich sofort der alten Frau.

Beim Abendeſſen fing ſie wieder von Reinhelds Lebensplanen an und ſtellte ihre Frage ſo, daß, wenn ſie auch nicht ausforſchend erſchien, ſie doch auf einen Hintergedanken ſchließen ließ, den ſie noch nicht ausſprechen wollte.

Reinhold verhehlte nicht, daß er eine Beamten-Carriere eigentlich nicht wünſche, und deutete an, daß er vorzöge, ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Geſichtskreiſe zu erweitern, um einmal in eine parlamentariſche Thätigkeit eintreten zu können.

Die Tante wurde eine Weile ſtumm vor Entſetzen. „Thue mir das nicht an, mein Kind,“ ſagte ſie. „Wenn ich Deinen Namen unter allen den frechen und zügelloſen Schwätzern leſen ſollte! Ich bin überzeugt, daß Du ein Gutgeſinnter biſt — Du biſt ja vortrefflicher Menſchen Kind! Aber Dein Onkel ärgerte ſich doch immer, wenn er eine Kammerverhandlung las. Man behauptet, pflegte er zu ſagen, es ginge nicht mehr ohne die verwünſchten Kammern, aber verſtehen kann ich es nicht. Was haben die Leute, und noch dazu ſo unmanierlich, in Alles hineinzuſchwatzen, wo doch ſchließlich unſer allergnädigſter Herr und König ganz allein zu befehlen hat! Geht

es denn besser als früher? Nein, es wird nur immer theurer, die Steuern sind gar nicht mehr aufzubringen, und eine wohlthätige Einrichtung nach der andern bricht über den Haufen. Dein Onkel war ein schlichter Mann, aber ein redlicher, der Nichts für sich verlangte und er war einer von den Festen und Unerschütterlichen." — Die gute Frau trocknete ihre Thränen, und auch Reinhold wurde weich in der Erinnerung an den guten, alten Mann. Dann sagte er:

„Wenn ich meiner eigenen Stimme, meiner Neigung hätte folgen wollen und das Mißtrauen in meine Begabung mich nicht immer zurückgehalten hätte, wäre ich Künstler geworden. Aber ich glaube, die Empfänglichkeit, das Verständniß für fremde Production überwiegt die Schaffungskraft. Bildhauer hätte ich werden mögen. Von meinen kleinen schriftstellerischen Versuchen will ich nicht reden. Ich bin nämlich schon mit einem kleinen dramatischen Scherze hervorgetreten, und nicht ganz unglücklich."

Die Tante hatte die Gabel fallen lassen. „Künstler? Schriftsteller?" rief sie. „Reinhold, mein Kind, in welche Gesellschaft bist Du gerathen? Du, der Enkel

eines Generals von Wilderblüh, Künſtler oder Schriftſteller, gar Schriftſteller für das Theater! Liebes Kind, ich verachte nicht Kunſt und Wiſſenſchaft, das darfſt Du nicht denken, freue Dich daran, ſoviel Du willſt, aber die Ausübung laß anderen Leuten. Siehſt Du, das iſt auch ſo ein Zug unſerer Zeit — der Hang nach dem Außergewöhnlichen, dem Extravaganten. In der alten gewohnten Bahn bleiben, das gilt für langweilig, für ein Zeichen ſchwachen Geiſtes. Früher war das anders. Jeder wußte, wohin er gehörte, und wer Söhne hatte, ſorgte nur, ſie zu redlichen Leuten zu erziehen, denn das Uebrige fand ſich von ſelbſt. Der Adel wurde Landwirth oder Militär, vielleicht Civilbeamter, die Beamten erzogen wieder Beamte, die Geiſtlichen Candidaten, der Handwerker lehrte ſeine Kinder von Jugend auf ſein Metier. Die neue Zeit würfelt Alles durcheinander, und daher dieſes Unzufriedenſein, dieſe Unentſchiedenheit für die Wahl des Berufes, dieſes Vordrängen auf alle Weiſe. Die niederen Stände können dabei gewinnen, wenn auch nicht an Glück und Befriedigtſein, die höheren Stände können nur verlieren, und ſchließlich renkt es alle Verhältniſſe aus den Fugen. O, liebes

Kind, laß Dich nicht fortreißen von dem Schwindel der neuen Zeit, halte Dich an dem Beispiel Deines guten Onkels Berken, der ist unerschütterlich gewesen in seiner guten Gesinnung, der ist kein Haar breit gewichen von den Ansichten und Empfindungen seiner Familie, seit Generationen, und geehrt und beweint ist er heimgegangen."

Reinhold ließ sich von dem Onkel erzählen. Die alte Tante, gefaßt, ergeben, berichtete mit feuchtem Auge von den letzten Tagen des treu geliebten Mannes. Da schlug die alte Uhr auf dem Schränkchen Zehn und sie stand auf. Das war die Stunde, zur Ruhe zu gehen, und da gab sie keine Minute zu. Zärtlich wurde Reinhold umarmt und die Klingel gezogen nach dem alten Karl, aber der, nicht minder pünktlich als seine Gebieterin, stand schon hinter der Thür mit dem brennenden Licht, um Reinhold auf sein Zimmer zu begleiten. Dieser wollte ihm das Licht aus der Hand nehmen, er kannte ja den Weg zu seinem alten Ferienzimmer und freute sich auf den Raum, den er früher mit so viel Glückseligkeit bewohnt hatte, aber Karl hielt den Leuchter fest und schüttelte den Kopf.

„Nein, junger Herr, die Dachgiebelstube, das würde sich nicht mehr schicken," sagte er. „Heute geht's in's große Fremdenzimmer nach dem Garten hinaus." Und stolz leuchtete er voran, stolz, daß sein Reinholdchen, den er auf den Armen getragen hatte, zum großen Fremdenzimmer avancirt war.

Reinhold ließ den alten Freund nicht so schnell fort. Er mußte ihm erzählen, alle Kindererinnerungen zurückrufen; aber der alte Mann war nicht zu bewegen, sich dazu hinzusetzen. Wie hätte er vor dem Neffen seiner Gebieterin Platz nehmen können, noch dazu auf den Stühlen des großen Fremdenzimmers, die noch von der Ausstattung der Mutter des seligen Herrn herstammten! Respect vor dem alten, in Ehren gehaltenen Hausrath!

Aber zutraulich und offenherzig wurde der alte Karl Poltel doch nach und nach und flüsterte halb geheimnißvoll: „Das Alles hält sich noch so, so lange die gnädige Frau Baronin am Leben sind. Sie, junger Herr, — denn Sie erben ja doch einmal Alles —, werden Ihre Noth haben. Auf dem Wirthschaftshofe hält kein Gebäude mehr, und das Gut bringt ja Nichts, das ißt sich ja selbst auf. Unser

Nachbar, der Amtmann Born, hat halb so viel Acker als wir, und leichteren, aber der kommt schön vorwärts. Da müssen aber auch die Kühe nicht mit dem ersten Mai hinaus auf die Weide, und drainirt hat er das ganze Feld, und den Rübsen sollten Sie sehen, und im Stalle das Vieh! Aber ehe der selige Herr solche neue Moden eingeführt hätte, eher hätte er ja Gott weiß was gethan! Und die Forst! Geschlagen wird Nichts, als was von selbst umfällt, und das taugt Nichts, nicht einmal im Ofen. Wiederwachsen thut aber Nichts. Mein Schwesterſohn ist Förster im Hessischen, der hat mich einmal besucht und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und hat mir das weitläufig aus einander gesetzt von der Forstcultur. Ich habe es zwar nicht verstanden, aber das pfiff aus einem ganz anderen Loche als bei uns. Ich habe auch der gnädigen Frau Baronin ein Wort davon fallen lassen, aber da bin ich schön angekommen und werde mir den Mund nicht wieder verbrennen. Die gnädige Frau Baronin sind gewiß eine so gute Wirthin und erfahren wie nur eine weit und breit, und Speckseiten haben wir noch zu hängen vom vergangenen Jahr, aber das Geld ist immer knapp ....

—“ Als erſchrecke er ſelbſt vor dem Reſpectwidrigen ſeiner Rede, brach er plötzlich ab und ging. In der Thür ſtand er noch einmal ſtill und griff in die Taſche. „Ach,“ rief er, „das hätte ich faſt vergeſſen! Ja, mit dem Alltäglichen, was ich nun einige vierzig Jahre treibe, da kann ich mich immer noch auf mich verlaſſen, aber wenn etwas Extraordinaires kommt, dann will der alte Kopf nicht mehr mit. Da hat der Bote, der die Sachen hertrug, für den jungen Herrn ein Päckchen mitgebracht von der Poſt. Wir ſchicken ſonſt nur zweimal die Woche, das wiſſen ja der junge Herr von früher.“ — Er legte das Päckchen auf den Tiſch, wünſchte eine geruhſame, gute Nacht und ging.

Reinhold griff nach dem kleinen Packete und der Adreſſe daneben. Wie von einer Kinderhand war ſie geſchrieben. Er löſte ſchnell die Schnur und riß das Papier auf. Da lagen vier Goldſtücke, vielfach eingewickelt, und dabei ein Zettel mit den Worten:

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles. Ach wir Armen!

Einlage im Zimmer zurückgelaſſen. Der Wirth

wußte die Adreſſe. Der Einſchlag iſt als Andenken zurückbehalten.

Er war aus einem großen Haus,
Das kennt' man ihm an der Stirne leſen.
Wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen."

VI.

Reinhold war ſpät eingeſchlafen. Die Rückſendung ſeiner Goldſtücke erſchien ihm wie ein doppelter Vorwurf. Er hatte ſich ein Almoſen erlaubt, wozu er kein Recht hatte, und dadurch verletzt; er hatte gemeint, eine Verpflichtung zu helfen mit dieſen armen Goldſtücken abthun zu können, und mußte ſich nun ſelbſt geſtehen, einen ganz falſchen Weg eingeſchlagen zu haben. Dazu fühlte er ſich zum erſten Male nicht behaglich im Hauſe der Tante, und konnte den Grund dafür nur in ſich ſelbſt ſuchen, denn das Haus war unverändert in jeder Beziehung, und die Liebe der würdigen Frau wie die Herzlichkeit des Empfanges ebenſo warm als je. Hätte er nur im alten Giebelſtübchen wohnen dürfen, meinte er, wie ſonſt. Im Gardinenbett des großen Fremdenzimmers kam er ſich gar nicht vor wie in Hohen-Borkſtädt. Alles erſchien ihm wie unheimlich ſtill geworden.

Karl Peltel hatte schon mehrere Male leise die Thür geöffnet am andern Morgen, aber immer wieder leise geschlossen, da er den jungen Herrn im festen Schlummer sah. Endlich brachte er es aber doch nicht mehr übers Herz, die gute gnädige Frau noch länger mit dem Frühstück warten zu lassen, und riß die Thür so energisch auf, daß Reinhold erwachte. Dieser erstaunte selbst darüber, wie lange er geruht hatte, aber es war so still und lautlos, denn das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, und so finster, denn Karl Peltel hatte die Laden fest geschlossen und die Vorhänge zugezogen. Er machte dem alten Diener Vorwürfe, daß er ihn nicht früher geweckt hätte, aber der nahm das lächelnd hin und sagte:

„Sie haben immer gern lange geschlafen, Reinholdchen, das weiß ich von früher, und Kinder müssen ihren Schlaf haben, sagte der selige Herr. Die alte Gnädige wartet aber schon über eine Stunde mit dem Frühstück."

Reinhold lächelte zwar, daß die alte Kinderregel noch immer auf ihn angewendet würde, sprang aber doch schnell aus dem Bett und war mit Karls Hülfe bald bereit.

„Uebrigens," sagte Karl, „ist unsere Gnädige heute auch vor ihrer gewohnten Zeit aufgestanden, was sie sonst nie thut, und das muß etwas ganz Besonderes zu bedeuten und zu überlegen haben, denn in der Küche war noch Nichts in Ordnung, als sie die Treppe herunterkam, und kein Wort hat sie gesagt, als ob sie es nicht bemerke, und sonst entgeht ihr Nichts. Die Köchin war leichenblaß vor Schreck, nicht wegen der Unordnung, aber weil die Gnädige nicht schalt. Sie sagt mir sonst nie ein Wort, denn wir sind seit sechs Jahren verfeindet, wegen der meißner Suppenterrine, die sie auf dem Herd hat springen lassen und mir in die Schube schieben wollte, heute aber faßte sie mich am Arm und sagte: „„Karl, was ist mit der Gnädigen, sie muß krank sein, denn sie schilt nicht. Wenn es nur kein Unglück giebt."" Und dabei stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Nun weinen zwar Frauenzimmer gleich bei jedem Quark, und man darf sich dadurch nicht beirren lassen, aber es jammerte mich doch, daß die alte Person so betrübt war, weil sie ihre Schelte nicht bekommen hatte, und ich habe mir vorgenommen, ihr die Terrine zu vergeben, wenn ich es nur fertig bekomme. In der

Angſt laſſe ich ſie aber doch noch, denn die iſt ihr ganz geſund. Sie brauchen ſich aber nicht um die Frau Tante zu ſorgen, Reinboldchen. Wohl iſt ſie, aber im Schilde führt ſie Etwas. Als ich den Kaffeetiſch deckte, ſtand ſie vor des ſeligen Herrn Schreibſecretair und ſuchte Papiere heraus und hörte mich gar nicht, denn ſonſt fragt ſie immer: „„Karl, wie iſt's Wetter?““ und das hat ſie ſeit vierzig Jahren nur dreimal verſäumt, als der ſelige Herr krank war. Ich aber habe meine Schuldigkeit gethan und auch ungefragt geantwortet: „„Es kann regnen, Euer Gnaden, oder auch nicht““, worauf ſie mit dem Kopf nickte und ſich wohl danach einrichten wird.“

Reinhold merkte aber nichts Außergewöhnliches an der Tante, als er eintrat. Sie ſtand auf, umarmte ihn herzlich, aber leiſe, und ſchenkte ihm dann den Kaffee ſo ruhig und bedächtig ein wie immer, nahm ihren Strickſtrumpf wieder auf und ſaß ſo gerade da, zärtlich lächelnd, daß ſie ihren Liebling wieder hatte. Als aber dann das Frühſtück beendet war, ſtand ſie auf, ihr Geſicht wurde ernſt, faſt feierlich, und nach einer Pauſe, in der es ſchien, als faſſe ſie einen Entſchluß, ſagte ſie: „Ich habe mit

Dir zu reden, Reinhold, etwas sehr Wichtiges. Komm in das Zimmer des Onkels."

Reinhold folgte der Tante, sie schloß den alten, künstlich ausgelegten Schreibschrank auf, nahm ihren Platz vor demselben, setzte die Brille auf und breitete Papiere vor sich aus. Der Neffe mußte sich einen Stuhl heranrücken, und nun fing sie an: „Was ich Dir mitzutheilen habe, ist eigentlich ein Vermächtniß Deines guten Onkels und sein jahrelang überlegter Entschluß. Er hat ihn hier weitläufig zu Papier gebracht, was ihm viel Mühe machte, denn er war nicht schnell mit der Feder, und was kaum nöthig gewesen wäre, denn das Alles hatte er unzählige Mal mit mir besprochen. Du kannst aber daran sehen, wie lieb er Dich gehabt hat, und das legt Dir die Verpflichtung auf, seinen Willen zu ehren und so seine Liebe zu erwidern. Der Name von Borken ist mit Deinem Onkel ausgestorben und ich bin seine Universalerbin. Da hat er nun bestimmt, Dir soll das Gut einst zufallen und mit ihm der Name. Den submissen Antrag hat er noch selbst an Seine Majestät den König gestellt, und die Gewährung ist ihm allergnädigst zugesagt. Es bedarf nur noch meiner Eingabe zur

Adoption. Das Gut ist klein, der Werth nicht groß, und namentlich für Dich, denn Dein vortrefflicher Vater hat Dir ein reichliches Vermögen, und zwar ein selbsterworbenes, hinterlassen, aber die Bedeutung liegt auch in ganz Anderem als im pecuniären Werth, und Du mußt Dir klar machen, daß Du mit dem Namen eines alten, ehrwürdigen Adelsgeschlechtes auch Pflichten übernimmst, die mehr empfunden werden müssen, als man sie in Worten klar machen kann. Eins hat aber der Onkel noch ganz besonders hinzugefügt, was vielleicht auch nicht nöthig gewesen wäre, worauf er aber das größte Gewicht legte. „„Ich kenne meinen Neffen,““ schreibt er, „„und weiß, daß er sich der Ehre, in den Adelstand erhoben zu werden, würdig zeigen wird. Er soll aber Dein Sohn werden, Ernestine, und muß versprechen, Dir stets den Gehorsam zu bezeigen, den ein Sohn der Mutter schuldig ist. Namentlich soll er versprechen, sich nicht ohne Deine Zustimmung zu verheirathen, denn, ohne seine Wahl einschränken zu wollen, wünsche ich, daß er sich einer Familie verbinde, die seinem neuen Stande angehört, und Du hast mir feierlich gelobt, dafür Sorge zu tragen.““

Das ſind ſeine eigenen Worte, mein Kind, und darin kannſt Du wieder ſeine Liebe und ſein Vertrauen erkennen.“ Die alte Dame nahm die Brille ab und trocknete die Augen.

Reinhold war ſtarr und keines Wortes mächtig. Frei, wie er ſich gewöhnt hatte zu ſein, und beglückt durch dieſe Freiheit, ſah er ſich auf einmal in eine Feſſel geſchlagen, deren Laſt ihm gerade durch das Zuſammenſein mit der Tante recht klar war. Und wie ſollte er zurückweiſen, was doch nur die treuſte Liebe ihm bot, eine Liebe, die ihn ſeit ſeiner Kindheit beglückt hatte? Er brachte mühſam einige Einwendungen hervor, aber die Tante verſtand ihn nicht und hielt ſie auch nur für die Folge einer natürlichen Ueberraſchung über ein ſo großes Ereigniß, für die erklärliche Beſcheidenheit ſolcher Ehre gegenüber, und namentlich für Rührung über die Güte des Onkels. Sie ging deßhalb auch nicht weiter darauf ein und ſchloß den Adoptivſohn nur zärtlich in die Arme, indem ſie ihm zuredete, ſeiner Bewegung Herr zu werden und Nichts weiter zu ſagen, noch zu verſprechen, denn ſie ſähe an dem Eindruck, den ihm dieſe Eröffnungen machten, daß das gar nicht nöthig ſei.

Und das hätte sie immer gewußt und ihrem guten Borken gleich versichert. Sie nahm die Sache für abgemacht an, reichte Reinhold die Papiere, um sie genau durchzulesen, und nahm ihr Schlüsselkörbchen, um die gewohnten, alltäglichen Inspicirungen ihrer Wirthschaft vorzunehmen. Reinhold wußte, daß diese mehrere Stunden dauerten, denn wie oft hatte er die gute Tante auf diesen Wegen als Kind begleitet!

Als Frau von Borken ihn verlassen hatte, sprang Reinhold auf und ging mit heftigen Schritten durch das Zimmer. Seine erste Empfindung war, der Tante nachzueilen und ihr geradezu zu erklären, daß er die Erbschaft und die daran geknüpften Consequenzen auf das Entschiedenste zurückweisen müsse. Aber das erschien ihm hart und rücksichtslos. Es kämpft sich so schwer gegen die Liebe, selbst wenn sie uns das Härteste, Unerwünschteste aufdrängen will. Er hoffte einen anderen, besseren Ausweg zur Zurückweisung zu finden. Dann nahm er die Papiere zur Hand, um an ihnen die Motive zu seinem Entschluß zu suchen. Es war die Handschrift seines so geliebten Onkels, die mühevolle Handschrift, und sie sprach so viel Zärtlichkeit für ihn aus, so viel Zutrauen, daß

ihm unwillkürlich die Thränen der Rührung in die Augen traten. Dem Todten konnte er die Liebe nicht zurückstoßen, die er ihm, über das Grab hinaus, in fester Ueberzeugung, das Beste zu geben, reichte. Er wußte sich keinen Rath. In dieser Aufregung traf ihn Karl Poltel. Der gute Alte war neugierig, und wenn seine Herrschaft ihn auch niemals bei Dingen, die über seinen Dienst hinausgingen, ins Vertrauen gezogen hatte, so wußte er doch ziemlich Alles, was seit vierzig Jahren sie erfreut oder betrübt, beglückt oder beunruhigt hatte, so gut er genau wußte, wie jederzeit die Kasse der Gebieterin bestellt war. Deßhalb kam er auch immer nur dann mit Handwerkerrechnungen, wenn es in der Wirthschaftskasse gut stand, und hielt sie zurück, wenn er Ebbe vermuthete. Daß etwas Wichtiges vorginge zwischen der gnädigen Frau und dem Neffen, das hatte er gleich gemerkt, und ziemlich hatte er das Richtige errathen; aber er wollte es doch gern genau wissen, nicht um es weiter zu plaudern, denn das hätte er sich niemals erlaubt, aber um seinen Theil daran zu haben. Die gnädige Frau war in der Wirthschaft, das wußte er, Reinhold war in des seligen Herrn Zimmer, das wußte

er auch, und ſo öffnete er leiſe die Thür und ſteckte ſein lächelndes Geſicht hinein. Reinhold bemerkte ihn nicht und maß mit raſchen Schritten das Zimmer.

„Mein Gott, junger Herr,“ fing Karl Peltel an und trat mit einem Fuß über die Thürſchwelle, „was iſt denn paſſirt? Die gnädige Frau ſahen ſo gerührt aus, als ſie vor mir vorbeigingen, und Sie laufen hier auf und ab, vor dem offenen Schreibtiſch des ſeligen Herrn, und machen ein Geſicht, als hätte der Blitz eingeſchlagen.“

Für Reinhold kam der alte Freund der Kindheit wie ein Troſt in ſeiner Stimmung. Er rief ihn herein und erzählte ihm eilig das Vermächtniß des Onkels, die Abſichten der Tante.

Karl nickte immer zuſtimmend und lächelte dazu. „So iſt es recht! So iſt es recht!“ warf er ein. „Ich wußte es ja. Alle Leute, die Sie von Kindheit an kennen hier im Orte, haben das immer ſo gewünſcht. Es iſt ſo elend, wenn ſolch' altes Gut verkauft wird und Alle, die drum und dran hängen, mit ihm. Nun wiſſen wir doch, was einmal aus uns wird.“

Reinhold wollte ihm begreiflich machen, daß er das Vermächtniß des Onkels nicht annehmen könne, noch wolle, er hielt es für sündlich, seinen guten Namen, das Erbtheil seines Vaters, mit einem andern zu vertauschen; für ein Unrecht gegen sich selbst, sich zu Dingen zu verpflichten, die in seine Freiheit, in sein ganzes Leben eingriffen; sich durch Standesvorurtheile, die er für längst überwunden ansähe, binden zu lassen.

Karl Poltel schüttelte unaufhörlich lächelnd den Kopf und sagte immer wieder: „Das Gut ist nicht schlecht und kann viel mehr tragen als jetzt — Sie sind der Nächste — die Ortsangehörigen muß man auch bedenken — einem Todten darf man kein Leides im Grabe anthun.“

Reinhold ereiferte sich, aber Karl Poltel ließ sich nicht aus der Fassung bringen. An den Plan hätte die Herrschaft ihr Herz gehängt seit zwanzig Jahren, das sei ihr Trost gewesen dafür, daß der Himmel ihr keine eigenen Kinder geschenkt hätte. Wenn das die gnädige Frau erleben sollte, daß ihr Augapfel Reinhold ihre ganze Liebe vor die Füße würfe, den Tod hätte sie davon, und Alles, was er da vorbrächte, sei ja nur eben so viel.

Reinhold gab es auf, seinen Gegengründen Geltung zu verschaffen, und sank erschöpft in die Sophaecke. Karl zog sich, seitwärts aus der Thür schiebend, zurück, stolz, daß seine Beredsamkeit den Ausschlag gegeben hätte, seelensfroh, daß sein Reinholdchen nun auch ein Adeliger würde; denn das hatte er immer gewünscht, und deßhalb sagte er auch lieber respectswidrig „Reinholdchen", als daß er kurzweg Herr Hillmar zum Neffen seiner gnädigen Frau gesagt hätte. Der Adelsstolz des Dieners ging noch über den der Herrschaft. Reinhold hatte, anstatt einen Rath zu erhalten, wie er aus der Verlegenheit kommen könnte, nur noch deutlicher erkannt, wie schwierig seine Lage war.

Als die Tante kam, wollte er doch so schonend als möglich auf die Sache hinlenken, aber die gute Frau ließ sich darauf gar nicht ein.

„Reinhold," sagte sie, „ich bitte Dich, mache mich nicht weich. Ich hatte Berken in die Hand versprochen, Dir die Eröffnung zu machen, das erste Mal, daß ich Dich wiedersehen würde. Ich habe mein Versprechen gehalten, so schwer es mir wurde; denn es zeigt mir so deutlich, daß mein guter Mann

nicht mehr da iſt, und wenn ich ſeine Handſchrift leſe, iſt's mir, als ſpräche er aus der Gruft zu mir. Du weißt nun Alles, und damit iſt mir ein Stein vom Herzen, aber erſpare mir die Wiederholung. Ich will mich Deiner Anweſenheit freuen und nicht die wenigen Stunden, in denen ich Dich habe, verweinen. Mein Leben iſt ohnehin einſam und traurig genug." Damit umarmte ſie ihn und verſuchte, vergnügt zu ſein.

Reinhold konnte es nicht über's Herz bringen, der ihm ſo theuren Frau zu zeigen, was in ihm verging. Er blieb noch den Tag und den folgenden, aber die Zeit wurde ihm entſetzlich lang, und die doch ſonſt kluge Frau hatte gar kein Verſtändniß für ſeine Lebensauffaſſungen, und er konnte kein Intereſſe finden an den kleinen Details, die ihren in ſo enge Grenzen gezogenen Wirkungskreis ausfüllten. Die Tante nannte ihn nun zuweilen, aber immer mit von Rührung gedämpfter Stimme, „mein Sohn", und immer ging's ihm durch's Herz, als wäre es ein Unrecht gegen die alte Dame, und mehr noch gegen ſich ſelbſt, daß er ſich die Anrede gefallen ließe.

Als er nach zärtlichem Abſchied in dem altfränkiſchen Wagen ſaß, in dem ihn Karl Peltel zum Städt-

chen führte, wo er die Post finden sollte, athmete er auf, aber ihm war doch weh ums Herz. So verließ er den Ort, der die Sehnsucht seiner Kinderjahre gewesen war, die Verwandte, an der sein Herz am festesten hing auf der Welt, die ihn liebte, wie kein Anderer sonst mehr, und doch war es ihm eine Erlösung, daß die Tage des Zusammenseins vorüber waren. Karl Peltel nannte ihn immer mit triumphirendem Lächeln „Mein junger gnädiger Herr", und gefiel sich in der Anrede, die er sich nicht abdisputiren ließ.

Viel zu früh kamen sie im Städtchen an. Das war die Pünktlichkeit der alten Zeit. Karl Peltel fuhr nach sehr weitschweifigem Abschied ab, und Reinhold trat in das Gasthaus, vor dem die Post anhalten sollte. Im Wirthszimmer fiel ihm ein an der Wand angenagelter, geschriebener Theaterzettel in die Augen: „Faust, Zauberstück, frei nach Goethe" stand da. Erröthend suchte er nach dem Namen der Darstellerin des Gretchen. „Die Frau Directorin", hieß es. Ein dicker Mann mit rothem Gesicht, der am Tisch beim Seidel Bier saß, stand auf und trat heran; denn er hielt sich für verpflichtet, den Zettel zu commentiren, den der Fremde mit so besonderer Aufmerksamkeit

betrachtete. „Ein ſchönes Stück," ſagte er, „und eine unſerer beliebteſten Vorſtellungen!"

Reinhold erkannte ſofort die Stimme des Mephiſto-Darſtellers, des dicken Komikers.

„Ich habe ſchon vor einigen Tagen an einem andern Orte davon gehört!" ſagte er. „Aber hatten Sie dort nicht eine andere Darſtellerin für das Gretchen?"

„Nein!" erwiderte der Komiker, „die Frau Directorin ſpielt die Rolle ſchon ſeit bereits zwanzig Jahren. „Iſt über vierzehn Jahre doch alt"", habe ich zu ſagen, und das trifft zu. Aber richtig, die kleine Netta ſollte neulich einmal drin losgelaſſen werden, aber ſie wollte nicht, kein Menſch weiß, weßhalb, und lief davon, kein Menſch weiß, wohin."

„Sie iſt nicht mehr bei der Geſellſchaft?" rief Reinhold mit einem Eifer, der ihn faſt verrathen hätte.

Der Dicke ſah ihn halb verwundert, halb ſpöttiſch grinſend an. „Sie iſt durchgegangen, in die weite Welt!" ſagte er. „Armes Ding, das muß jämmerlich verkommen, aber ſie wollte es nicht anders. Ach, ſie war ſo dumm, und wenn ſie einmal ihren Kopf

aufsetzte, ihren Kopf, der weder das Beste, noch das Schönste an ihr war, dann war Nichts mit ihr anzufangen."

Da blies das Postbern, der Wagen rollte vor, und Reinhold mußte einsteigen.

VII.

Acht Taze, nachdem er die kleine Retta dem alten Schulfreunde übergeben hatte, kam Barner wieder in das kleine Häuschen und pochte an die Thür des Wohnzimmers. „Herein!“ riefen zwei Stimmen zugleich, und eben ſo: „Willkommen, Herr Barner! Grüß' Gott, Heinrich!“ — als er eingetreten war. Es war eine Eigenthümlichkeit der beiden alten Geſchwiſter, denn wir brauchen nicht zu ſagen, daß der Gruß von Sebaſtian und Philippinchen kam, daß ſie immer zuſammen ſprachen, und das nicht, um ihre Reden zu ergänzen oder zu beſtätigen, ſondern meiſt in ganz verſchiedenem Sinne. Das thaten ſie auch, wenn ſie ſich mit einander beſprachen, und deßhalb kamen ſie nie zu einem Reſultat. Die beiden Alten liebten ſich herzlich, ja, ſie liebten eigentlich nur einander auf der Welt, aber ſie ſagten ſich das niemals und zeigten es nicht einmal. Philippinchen hielt ihren Bruder

für den begabteſten Menſchen auf der Erde und empfand es als die höchſte Ungerechtigkeit, daß er nicht allgemein als ſolcher anerkannt würde; aber zugleich erſchien er ihr als ein Phantaſt und von ihrem praktiſchen Standpunkte Alles, was er that und ſagte, für ſo unnütz und gleichgültig, daß ſie ihn thun und ſprechen ließ, ohne ſich die Mühe zu geben, darauf zu achten. Sebaſtian erkannte Philippinchens wirthſchaftliche Eigenſchaften an, aber wie man etwas ganz Gleichgültiges gelten läßt, oder ein nothwendiges Uebel hinnimmt. Er neckte die Schweſter, weil er ſonſt Nichts mit ihr anzufangen wußte. Deßhalb ließ er ſie reden, aber es langweilte ihn, was ſie ſagte, und er hatte ſich gewöhnt, es ganz zu überhören.

Als Barner eintrat, ſaß Sebaſtian in einem Fenſter und copirte Noten, Philippinchen mit einem ſehr verbrauchten Putzkopfe auf dem Schooße in dem anderen und ſteckte Hauben auf, denn ſie war die Putzmacherin des Ortes und wuſch und flickte den Staat der Bauernfrauen zuſammen. Damit verdiente ſie ihr kleines Taſchengeld. Die Geſchwiſter ſprachen beide. Sebaſtian ſetzte die Bedeutung und den Gedanken des Muſikſtückes, das er unter der Hand hatte, aus ein-

ander; Philippinchen ſprach über die hohen Fleiſch- und Butterpreiſe; Jeder war zufrieden mit ſeiner Auseinanderſetzung, aber Keiner hörte auf den Anderen. Beide ſprangen auch zugleich auf, als der Gaſt eintrat, und rückten ihm den Stuhl hin, jeder ihn ſo viel als möglich in ſeine Nähe ſchiebend; denn Sebaſtian nahm als ſicher an, daß der Schulfreund nur zu ihm käme, Philippinchen dagegen, daß ihr, gleichſam als der Hausfrau, die Pflicht der Unterhaltung gebühre. Heute war ſie auch nicht in Verlegenheit wegen ihres Anzuges, denn ſie hatte Herrn Barner erwartet und ſich ſauber zurecht gemacht. Aber ſie riß doch die Schürze ab und ſtrich ſich die Haube zurecht, als ſei ſie überraſcht.

Barner ging nach der erſten Begrüßung gleich auf den Zweck ſeines Kommens ein. „Nun, wie geht es meinem Schützling?“ fragte er.

„Mit Antoinette?“ ſagte Philippinchen — „mit Antonia?“ rief Sebaſtian zugleich. Sie ſahen ſich gegenſeitig fragend an, als wüßten ſie nicht, was ſie antworten ſollten; als aber Einer die Lippen öffnete, rief auch ſchon der Andere: „Schlecht,“ ſagte Philippinchen, „erbärmlich!“ „Gut,“ eiferte Sebaſtian, „vortrefflich!“

„Aus der wird Nichts, gar Nichts!“ fuhr die Schwester fort. — „Die hat eine Zukunft, sage ich Dir, Heinrich, eine große Zukunft!“ fiel ihr der Bruder in die Rede.

Und nun kam ein Strom von Vorwürfen über die arme Retta aus Philippinchens eifernden Lippen, und zugleich ein Preisen ihrer Stimme, ihres musikalischen Ohres auf Sebastian's Seite, die sich einander überschrieen und steigerten, daß Barner sie lächelnd gewähren ließ, denn aus diesem Durcheinander konnte er keinen Sinn finden.

„Wo ist das Kind?“ fragte er.

„Ja, Gott mag es wissen!“ riefen beide Geschwister wie aus Einem Munde. „Davongelaufen, in den Garten oder auf die Weinberge, und dann kommt es mit zerrissenen Kleidern, zerzaust, hochroth und außer Athem wieder an; denn bis Sie hier waren, will sie nicht davongehen, weil sie das versprochen hat, aber dann bleibt sie auch keine Stunde länger! Gott sei Dank!“ schloß Philippinchen die Rede. — „Schade, jammerschade!“ fügte Sebastian hinzu.

„Bitte, Sebastian,“ sagte Barner, „laß einmal Deine Schwester reden.“

Sebaſtian nickte, aber er blinzte lächelnd dem Freunde zu, als wolle er ſagen: „Ich verſtehe Dich. Du willſt ihr aus Gutmüthigkeit das Wort gönnen und haſt es ſchon durchſchaut, daß es Thorheit iſt, was ſie ſagen wird.“ — „Ja, ja,“ brummte er vor ſich hin, „man muß die Frauenzimmer reden laſſen, ſonſt geben ſie ſich nicht zu Ruh'. Der verſteht's — iſt ein kluger Mann, hat von mir in der Schule die lateiniſchen Exercitia abgeſchrieben, war immer fein!“

Barner rückte ſeinen Stuhl ganz nahe zu Philippinchen, und Sebaſtian ſchrieb ſeine Noten weiter.

„Wie iſt's mit dem Kinde? Erzählen Sie mir, Philippinchen,“ ſagte Barner.

Die alte Jungfer, als ſie ſah, daß ſie allein zum Worte käme, wurde ganz ruhig und fing mit mildem Tone an, halb flüſternd, als ſolle der Bruder ſie nicht hören, der aber auch kaum auf ihre Rede achtete. „Ach, es iſt ein Jammer, wie man ſolch armes Geſchöpf ſo verwahrloſt hat aufwachſen laſſen können! Nichts verſteht ſie, die Arme! Keinen Topf kann ſie an's Feuer ſetzen, keine Naht nähen; denn Stiche macht ſie ſo lang wie mein Finger und immer von unten herauf, als hätte ſie einen Schuſterpfriem anſtatt

einer Nadel in der Hand. Sie zieht ſich nicht ordentlich an, ſie hängt ſich die zuſammengeflickten Kleider nur ſo über, keinen Tiſch kann ſie abwiſchen, nicht einmal das eigene Haar glatt ſtreichen. Es iſt kein böſer Wille, denn ſie verſucht Alles, wenn man ſie auffordert, aber ſie iſt ungeſchickt. Ich unterweiſe vom Morgen bis zum Abend ....“

„Du unterweiſeſt zu viel!“ rief Sebaſtian. „Du fängſt die Erziehung von zwanzig Seiten zugleich an und wirſt gleich heftig, da kann es Nichts werden! Ich habe Dir immer geſagt, Du machſt ſie confus!“

„Wenn mein Bruder reden will, kann ich ja ſchweigen!“ ſagte Philippinchen und griff ſchmollend nach ihrer Arbeit.

„Eine Stimme, eine Sicherheit und Klarheit im Einſatz, eine Leichtigkeit in den ſchwierigſten Läufen hat das Mädchen,“ fing nun Sebaſtian an — „und welch' Glück, daß es in meine Hände gefallen iſt! Das kann eine Sängerin werden, aber Stetigkeit fehlt, Schule, Ordnung — wüthend macht ſie mich manchmal!“

Philippinchen ließ ihre Arbeit fallen und rief: „Du treibſt es zu arg mit dem Geſange, das habe ich immer

geſagt, das hält das arme junge Ding nicht aus! Und dann tobt er, Herr Barner, und reißt ſie am Arme, und ſchreit ſie an, und ſchlägt auf die Taſten wie auf kaltes Eiſen! Schon um den Spectakel halte ich es nicht aus, denn meine Kopfgicht iſt wieder recht im Gange!“

„Und das Mädchen?“ fragte Barner.

Jetzt antworteten wieder beide zugleich: „Eine Weile hält ſie es aus, ganz willig und fügſam, wenn es aber zu arg wird mit dem Schelten und Toben, läuft ſie davon, wie eben jetzt, und kommt erſt nach ein paar Stunden wieder, verſpricht, ſich Mühe zu geben, und dann geht es wieder von vorn an!“

Barner ſah ein, daß er ſchwerlich ein klares Urtheil über das Mädchen aus dieſen Schilderungen gewinnen würde, und wollte eben Philippinchen auffordern, mit ihm in den Garten zu kommen, wo er allein mit ihr berathen könnte, als die Thür des Zimmers aufgeriſſen wurde und Netta in derſelben erſchien.

„Da iſt ſie!“ riefen die Geſchwiſter zugleich.

Hochroth im Geſichte und außer Athem, wie von einem eiligen Laufe, ſtand das Mädchen da. Die Kleider waren zerriſſen, das Haar hing unordentlich

um den Kopf; aber ein heiteres, gutmüthiges Lächeln lag auf den unſchönen Zügen, als wolle ſie kindiſch neckend den beiden Erziehern ſagen: „Da bin ich wieder!“ — Als es aber Barner ſah, ſchrak es zuſammen, wurde ernſt und wollte ſich nach kurzem Beſinnen ohne Gruß wieder fortſchleichen.

Barner ſtand auf und ſchritt auf die Kleine zu, nahm ſie bei der Hand und führte ſie in den Garten. Er ließ ſie auf eine Bank niederſitzen und lehnte ihr gegenüber an dem alten Kirſchbaume. „Wie ſiehſt Du aus, wie biſt Du außer Athem?“ ſagte er.

Netta hatte Alles ruhig geſchehen laſſen. „Ich war durch's Holz gegangen,“ ſagte ſie, „den Berg hinauf. Das langweilige Singen konnte ich nicht mehr aushalten. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie lange ich geſtiegen, wie weit ich gegangen war. Da fiel mir ein, ich müſſe heimkehren zu den Alten, und lief immer ſchneller, je mehr ich ſah, wie weit ich fort war. Aber gut, daß Sie da ſind, Herr — nun habe ich mein Wort gehalten, bin acht Tage hier geblieben und kann wieder fort!“

„Wenn Du mir ſagen kannſt, was Du ergreifen

willſt, wohin Du zu gehen gedenkſt — ſonſt nicht," ſagte Barner. „So iſt die Abrede."

„Das weiß ich jetzt erſt recht nicht," erwiderte das Mädchen; „ich weiß nur, daß ich es hier nicht aushalte." — Sie ſtand auf, als wolle ſie das Geſpräch abbrechen, beſann ſich aber und fuhr fort: „Ich will damit Nichts ſagen gegen die guten, wunderlichen Alten, wie ſie mich auch ſchelten, aber mir wird hier nur noch klarer, wozu ich nicht tauge, und ganz verworren, was aus mir werden ſoll. Ich denke immer, wenn ich ſo hinginge durch die Welt, dem Zufalle nach, ſo fände ſich wohl für mich eine Stelle. Es iſt wohl recht unvernünftig, was ich da ausſpreche, Herr?"

„Nein," ſagte Barner, „es iſt nicht unvernünftiger als Rede und Gedanken der meiſten Menſchen. Jeder läßt ſich treiben, und Wenige faſſen ſelbſt an und legen ſich zurecht, was ſie angreifen wollen. Ehe man aber angreifen will, muß man die Hand gebrauchen lernen. Da fehlt es Dir. Willſt Du betteln auf der Landſtraße, die ſich ohne Ziel vor Dir ausſtreckt, nur um nicht zu verhungern? Da kannſt Du lieber hier bleiben, wo Du geſchützt biſt vor Noth und allerlei anderen Gefahren."

„Meine Heimath ist die Landstraße," sagte das Mädchen, „denn ich habe sonst keine Heimath. Hungern und frieren habe ich gelernt, wenn auch weiter Nichts, und welche Gefahren sollte ich scheuen?"

„Möchtest Du nicht arbeiten lernen und Dich nützlich machen in der Wirthschaft, wie Philippinchen?" fragte der alte Herr.

„Nein," erwiderte Retta; „ich habe kein Geschick dazu und mache Alles verkehrt. Wer wie ich von Kindheit auf gewandert ist und nie länger an einem Orte blieb als wenig Wochen, und dann auch immer nur als Fremder, dem kommt das stille Einerlei des Hauses vor wie ein Gefängniß, und ich hätte es nicht diese acht Tage ausgehalten, wäre ich nicht täglich stundenlang durch die freie Welt gestreift und hätte mich so überzeugt, daß ich nicht gefangen war. Manchmal habe ich mich auch wieder zurückgesehnt nach meiner Gesellschaft; aber ich habe gehört, daß ich da auch zu Nichts tauge, als ausgelacht zu werden, und da ich das weiß, könnte ich nicht mehr Komödie spielen."

„Sebastian lobt Deine Stimme, Deine musicalische Anlage," fuhr Barner fort. „Hast Du Freude am Gesang?"

„Nein," ſagte das Mädchen; „ich habe ſonſt nie gewußt, daß ich ſingen könnte. Hier thue ich es auch nur dem alten Manne zu Gefallen, oder um ihn zu necken und meinen Spaß zu haben an ſeinem Schelten."

Barner ſah eine Weile vor ſich hin. Er wußte ſelbſt keinen Rath und keine Handhabe, an der er das Geſchick dieſes wunderlichen Weſens angreifen ſollte. Und doch zog es ihn an, er wußte kaum, wodurch. So unſchön und anmuthslos er das Mädchen vor ſich ſah, ſo unklar ſeine Begriffe, ſo herb und abſpringend ſeine Rede, es klang doch Verſtand hindurch, vielleicht auch Gemüth, und da lag möglicher Weiſe ein Talent im Schlummer, das nur aufzuwecken war, um zum Bewußtſein ſeiner Kraft zu kommen. In dieſer Ueberlegung kam ihm eine Hülfe, die ihm ſo nahe lag, die er ſich längſt hätte ſchaffen können, die er aber aus eigenthümlicher Scheu nicht angerufen hatte. Er hörte einen Wagen im ſcharfen Trabe über die Dorfſtraße herrollen und plötzlich vor dem Häuschen halten. Georg hatte eine kleine Fahrt in Geſchäften gemacht und Frieda hatte ihn begleitet. Als ſie an der Wohnung des alten Schulkameraden ihres Vaters, der zugleich ihr erſter Clavierlehrer geweſen war, vorbei-

kamen, bat die junge Frau den Gatten, zu halten, ſie wolle den alten Leuten wenigſtens flüchtig „Guten Tag“ ſagen. Georg lachte. „Den verdrehten Clavierpauker willſt Du beſuchen?“ ſagte er. „Lade ihn nur um's Himmels willen nicht ein, denn dann geht das Muſikmachen den ganzen Nachmittag und Abend, oder warte wenigſtens, bis ich einmal verreiſt bin.“

„Still!“ ſagte Frieda, denn Sebaſtian und Philippinchen ſteckten ſchon die Köpfe jeder aus ſeinem Fenſter. Die junge Frau ſprang vom Wagen, und Georg grüßte laut lachend, indem er mit der Peitſche knallte.

„Kommen Sie, Papachen abzuholen?“ riefen Philippinchen und Sebaſtian wie aus Einem Munde.

„Iſt Papa hier?“ fragte Frieda.

„Im Garten mit der Netta, die er im Verhör hat!“ war wieder die gemeinſame Antwort.

Frieda hatte noch Nichts von Netta gehört und dachte auch nur daran, den Vater aufzuſuchen. Sie trat alſo, gefolgt vom Geſchwiſterpaare, mit leiſem Schritte durch die Küche in den Garten.

„Sehen Sie, gnädige Frau, da ſtehen ſie zuſammen!“ rief Philippinchen. „Und wie das Ding

ausſieht! Ich ſchäme mich ordentlich, wenn ſie aus unſerm Hauſe auf die Straße geht, und die Leute ſtecken auch ſchon die Köpfe zuſammen!“

Frieda wußte allerdings nicht, was ſie aus der wunderlichen Erſcheinung machen ſollte, und ſah den Vater fragend an, der ihr etwas verlegen entgegentrat. Aber ſchnell faßte er ſich und rief heiter:

„Gut, Frieda, daß der Zufall Dich herführt, Du ſollſt uns mit Deinem Rath aus der Verlegenheit helfen!“ — Er nahm die Tochter unter den Arm und ging mit ihr den Gartenweg hinauf, indem er ihr klar und kurz das ganze Verhältniß auseinanderſetzte.

Netta ſah ihnen mit großen Augen nach. „Wer iſt die ſchöne, junge Dame?“ fragte ſie Philippinchen.

„Die Tochter des Herrn Barner, eine gnädige Frau,“ war die Antwort.

Es iſt eine oft wiederholte Beobachtung, daß Menſchen, denen Schönheit und Anmuth fehlt, ſich bei Anderen dadurch beſonders angezogen fühlen. So machte Frieda's Erſcheinung einen wunderbaren Eindruck auf die arme Kleine. Sie wandte keinen Blick von der graziöſen, eleganten Frau, wie ſie dahinſchritt, wie ſie ſtillſtand, wie ſie Kopf und Hand bewegte

im Gespräche. Sie bewunderte das Kleid, den leichten Shawl, der so gefällig um die Schultern hing, und zum ersten Male fiel ihr auf, wie zerlumpt sie selbst einherginge, und daß sie so oft hätte sagen hören, sie sei so häßlich. Da kam die schöne Frau zurück, trat auf Netta zu und musterte sie mit einem wohlwollenden, aber erstaunten Blicke. „Mein Vater hat mir Deine Lage erzählt, mein Kind," sagte sie, „Du willst fort von hier, hast Du ihm gesagt; aber das ist Thorheit, und das mußt Du aufgeben."

Netta antwortete nicht, sondern beugte nur die Lippen über die dargereichte Hand.

„Dazu bedarf es aber mancher Einrichtung, und die soll meine Sorge sein," fuhr Frieda fort. „Morgen komme ich wieder. Bis dahin sei fügsam und gehorsam, gegen den guten Sebastian und das liebe Philippinchen. Versprichst Du mir das?"

Netta nickte mit dem Kopfe und wandte keinen Blick von der anmuthigen Erscheinung. Barner sagte Nichts, er sah die Angelegenheit in den besten Händen.

Indem erschien Georg in der Gartenthür. „Mein Gott, wo bleibt Ihr?" rief er. „Die Hengste stehen nicht mehr!"

Frieda nahm ihren Vater unter den Arm und zog ihn eilig fort. „Komm, Papa,“ sagte sie lächelnd, „Georg können wir hier nicht gebrauchen.“ — Sie nickte Netta freundlich zu, reichte den Geschwistern die Hand und stieg mit dem Vater in den Wagen. Aber Georg, obgleich er eben so schnell seinen Platz wieder eingenommen und die Zügel ergriffen, hatte doch das wunderliche Mädchen nicht übersehen. „Herr Gott,“ rief er, „was haben die beiden alten Vogelscheuchen sich da noch für einen Spatzenschreck zugelegt? Das Ding sah ja schauderhaft aus! Und Du, Frieda, und der Papa, ihr thatet noch ordentlich schön mit der zusammengeflickten Puppe! Es war ein Glück, daß Ihr Euch im Garten verabschiedetet, wäre das Trifolium vor die Hausthür gekommen, wären mir meine Hengste scheu geworden, und ich hätte für Nichts gestanden!“

Frieda schlug ihn mit dem Sonnenschirme auf die Schulter und verbot ihm, von des Papa's und ihren eigenen Freunden und Schützling so boshaft zu reden.

„Euer Schützling!“ rief er laut lachend. „Nun, da habt Ihr Euch ein Prachtexemplar ausgesucht!“

Man kam zu Hause an, und nun mußte Rath gepflegen und Georg doch auch in's Geheimniß gezogen werden. Barner erzählte einfach, wie er das Mädchen gefunden hätte, wie ihm seine eigene hülflose Jugend dabei so klar vor das Gedächtniß getreten wäre und er es nicht hätte übers Herz bringen können, der Hülflosen, so unbekümmert ins Elend Hinausschreitenden nicht eine hülfreiche Hand zu bieten. Georg, der schon einen spottenden Scherz auf den Lippen hatte, drängte diesen zurück vor dem Ernst des alten Mannes, der selbst eingestand, daß er fürchten müsse, die Noth nur aufgehalten, nicht beseitigt zu haben; denn daß der Aufenthalt des Kindes bei dem alten Schulmeister nur ein Provisorium sein könne, war ihm ganz klar geworden. Er hatte auf mehr Ueberlegung bei dem Mädchen gehofft und von ihm selbst einen Entschluß erwartet."

„Wir haben es hier mit einer kindisch unklaren, halb vor der Zeit selbständig gewordenen Natur zu thun," sagte er, „zu alt, um noch erzogen zu werden, und zu jung, um sich selbst überlassen zu bleiben, zu reif, um noch viel zu lernen, und nicht fertig genug, um zuzugeben, daß sie Nichts könne."

„Ich fürchte," sagte Georg, „die Liebenswürdigkeit Deines Herzens hat Dir einen Streich gespielt. Ich bin gegen alle Experimente mit Menschen. Hätte man das Mädchen seinen Weg gehen lassen, oder thäte man es noch, würde die Noth ihm einen Entschluß reifen, den es in behaglicher Ueberlegung nicht finden wird. Wie soll das arme Ding entscheiden, da es von der Welt und dem Leben Nichts weiß? wenn es Dir heute wie vor acht Tagen sagte, es wisse nicht, zu was es brauchbar sei, so wird es Dir das in einem Jahre auch noch antworten."

Frieda hatte lange geschwiegen. Endlich fing sie an: „Ihr Männer, die Ihr Euch mit dem Ganzen und Großen beschäftigt und Eure Berechnungen auf Jahre hinaus voraus macht, übersieht nur zu oft das Detail und das Zunächstliegende. Das Mädchen konnte noch gar keine Entscheidung treffen, und daß es das nicht that, erhöht mein Vertrauen auf dasselbe. Dazu muß man suchen, es erst in eine natürliche Stellung, auf einen festen, gesunden Boden zu bringen. Lacht mich aus, aber ich bleibe dabei, das Erste, was hätte geschehen müssen, wäre gewesen, der Kleinen ordentliche Kleider zu schaffen, und das will ich auch gleich

morgen in die Hand nehmen. Wie sie jetzt aussieht, bleibt sie eine Exceptionalität und ist dadurch isolirt. Dann mußte man sie nicht auf acht Tage als Gast und gleichsam auf Probe bei den alten Geschwistern unterbringen, sondern als Pflegling, und es von ihrem Betragen abhängig machen, wie lange sie als solcher gehalten werden würde. So, immer auf dem Sprunge, wieder davonzulaufen, konnte sie sich nicht anschließen, um so weniger, als sie mir durchaus keine weich empfindsame, sondern heitere, aber gehärtete Natur zu sein scheint. Laßt uns einmal die Entscheidung über den Beruf bei Seite setzen und uns vorerst an die Erziehung denken."

„Und das sollen der verdrehte Musiknarr und seine einfältige Schwester besorgen?" rief Georg.

„Weshalb nicht?" erwiderte Barner. „Man darf ihnen nur nicht sagen, daß sie erziehen sollen. Wenn die Menschen anfangen, mit Bewußtsein zu erziehen, und sich dazu ihre Theorieen bilden, kommt meist Verkehrtes zu Tage, wenn aber redlich angelegte Naturen sich bestreben, im Zusammenleben sich Einer dem Andern zu fügen, ohne ihre Individualität aufzugeben, werden sie sich gegenseitig, ohne es zu wissen, fördern.

Man lernt mehr beim Lehren als beim Lernen, und die Erziehung hört erſt beim letzten Athemzuge auf.

Frieda wollte das etwas paradox ſcheinen, aber Barner entwickelte ſeine Theorie in weitläufiger, aber klarſter Weiſe. Er behauptete, jeder Menſch brächte ſeinen Charakter und ſeine Anlagen mit auf die Welt, und die Kindererziehung hätte nur die Aufgabe, die Schwächen in Schranken zu halten, die Vorzüge ſich frei entwickeln zu laſſen. Die eigentliche Erziehung übernähme dann das Leben und das Schickſal, und von ihm hinge es ab, ob eine Eigenſchaft zum Segen, oder zum Verderben ausſchlüge.

Frieda dachte an ihre Kinder und wollte ihre Erziehung nicht ſo machtlos anſchlagen laſſen. Der Vater belegte ſeine Theorie aus Beiſpielen, aus ſeiner eigenen Lebenserfahrung. Frieda wußte Nichts mehr einzuwenden und wollte ſich Georg zur Hülfe rufen, der ſchon lange geſchwiegen hatte. Als ſie ihn aber anredete, bemerkte ſie, daß er im Fauteuil neben dem Kamin feſt eingeſchlafen war.

Barner lächelte. „Deinen Mann langweilen die Erziehungstheorieen," ſagte er. „Sollte man da nicht beſorgt werden, er könne die Erziehung in der Aus-

übung an den eigenen Kindern verfehlen? Aber sei unbesorgt. Er wird besseren Einfluß üben, als der geistreichste Pädagoge, denn Deine Kinder werden von ihm, ohne daß er es sie theoretisch lehrt, redlich empfinden, brav handeln und wahr reden lernen, und das ist die Hauptsache. Wenn wir uns aber bewußt werden, daß wir durch unser Beispiel erziehen sollen, so ist das die beste Schule der Selbsterziehung, die an dem Erzieher sicher ihre Früchte trägt."

Am andern Morgen, nachdem sie ihr Haus besorgt hatte, kramte Frieda emsig in ihrer Garderobe, ihren Wäsch- und Leinwand-Schränken und hatte schon ein ganzes Bündel von Sachen zusammengesucht. Warner traf sie dabei, als er zu seinen Georginen in den Garten ging, sagte aber kein Wort; Georg dagegen konnte es nicht lassen, seine Frau zu necken, als er sie dabei fand, diese Schätze zusammen zu packen. „Aha," sagte er, „nun geht es an die Erziehung durch Lumpen! Wenn nur das Resultat nicht auch lumpig ausfällt. Suche alle Lappen zusammen, damit Euch die Vogelscheuche buchstäblich durch die Lappen gehen kann."

Frieda lachte, ohne Etwas zu erwidern, und ließ sich in ihrer Beschäftigung nicht beirren.

„Du meinſt wieder," ſagte Georg, „ich mit meiner Proſa verſtünde Nichts von Euren romantiſchen Regungen, und da magſt Du Recht haben. Wenn ich aber geſtern Abend meine Meinung nicht klar herausſagte, ſo geſchah das aus Rückſicht auf den Papa, der mich immer rührt, wenn ſein gutes Herz ihn bewegt, eine Sache anzugreifen. Dich bitte ich aber, laß Dich mit der Geſchichte nicht zu weit ein, und um Alles in der Welt, ziehe nur den häßlichen Backfiſch nicht ins Haus. Was geht er uns an? In neunundneunzig Fällen von hundert hat man nur Unannehmlichkeiten von dergleichen, und wollt Ihr wohlthun, ſo habe ich genug Bedürftige unter meinen Arbeitern."

Frieda warf die Oberlippe etwas auf, legte die Arme über einander und erwiderte: „Ich werde für das, was ich hier thue, Deinen Arbeitern Nichts entziehen. Bin ich jemals läſſig geweſen, wenn Du für irgend einen Nothleidenden Etwas forderteſt?"

Georg ſah ſie an und ſchloß ſie dann ſchmeichelnd in die Arme. „Nun biſt Du böſe," ſagte er, „und das ſteht Dir reizend."

Frieda wollte ſich wehren, wollte noch ein wenig ſchmollen, — aber was ſollte ſie machen? Sie bat

Georg, ihr den Wagen zu bestellen. „Du willst zu Deiner“ —, er hielt sich selber den Mund zu und bestellte in possirlicher Eile das Anspannen. Frieda fuhr hin, mit dem Kleiderbündel auf dem Rücksitz, und einem Korb voll Vorräthe für Philippinchens Speisekammer. Es war ihr Ehrensache, die Angelegenheit, die der Papa etwas verfahren hatte, und bei der er rathlos geworden war, und für die der Gatte so wenig Zutrauen und so viel Spott hatte, selbständig zum befriedigenden Resultate zu bringen, und das war eigentlich die einzige Empfindung, die sie zu dem Mädchen zog. Mitleid nahm es in seiner fast übermüthig heitern Art nicht in Anspruch, anziehend war es nicht, und so mußte Hülfe und Theilnahme eigentlich aufgedrängt werden, und zwar ohne Berechtigung der Helfenden.

In dem kleinen Häuschen des Schullehrers angekommen, fand Frieda eine komische Scene, die ihr Eintreten zwar hemmte, die ihr aber doch zur Entscheidung vorgelegt wurde. Philippinchen und ihr Bruder waren im heftigsten Streit mit einander und gesticulirten eifrig, so aber, daß sie eigentlich nicht gegen einander stritten, sondern daß Jeder seine Sache

für ſich laut verfolgte. Netta, der Gegenſtand des Streites, ſtand laut lachend bei Seite und ſchürte muthwillig durch hingeworfene Worte die Erregung der alten Geſchwiſter. Sebaſtian verlangte nämlich das Kind zum Singen, Philippinchen, um in der Wirthſchaft behülflich zu ſein, namentlich aber, um den eigenen Anzug in Ordnung zu bringen. Jeder erklärte des Anderen Anforderung für eben ſo ungerecht als unnöthig, und Netta hielt den Streit hin, indem ſie ſich bald Dem, bald Jenem zu willfahren erbot. Dann brauſte der Andere in neuem Eifer auf. Zuweilen hatten die Geſchwiſter das Mädchen jeder an einem Arm ergriffen und zerrten es hin und her, und dann wehrte ſich dieſes. Frieda ſollte nun entſcheiden, welche Anforderung die wichtigere wäre und der anderen vorgehen müſſe. Sie half ſich damit, die ſtreitenden Parteien zu trennen, indem ſie Philippinchen in die Küche führte, ihr den Vorrathskorb übergab und ſie bat, den in ihrer Speiſekammer auszupacken, damit das aber der Bruder nicht merke, wolle ſie ihn indeſſen durch eine Geſangſtunde ablenken und beſchäftigen. Philippinchen proteſtirte zwar auch gegen dieſe reiche Gabe, aber ſie beruhigte ihr Gewiſſen

durch das Bewußtsein, protestirt zu haben, als Frieda darauf nicht weiter einging und in das Zimmer zurückkehrte. Da saß denn Sebastian triumphirend an seinem alten Clavier, aber nun weigerte sich Netta zu singen, und es hätte fast einen neuen Streit gegeben, hätte sich Frieda nicht in's Mittel gelegt. „Singe, Antonie," sagte sie halb bittend, halb befehlend, „ich möchte einmal Deine Stimme hören."

Das Mädchen sah sie verwundert an. Was konnte die schöne, vornehme, reiche Dame davon haben, ihre Stimme zu hören, auf die sie selbst gar keinen Werth legte, von der sie nicht annahm, daß sie etwas Besonderes sei? Aber der Eindruck, den ihr Frieda schon am Tage vorher gemacht hatte, war geblieben, es war halb scheue Liebe, halb hingebende Anbetung, und sie gehorchte fast willenlos. Sie wäre durch's Feuer gegangen, hätte ihr Frieda das mit diesem bittenden Tone befohlen. Sie nahm die Noten, die Sebastian ihr reichte, und sang mit heller, wunderbar klangvoller Stimme eine jener Bach'schen Arien, die so einfach feierlich beginnen und dann in so gekünstelte Schwierigkeiten übergehen, um sich wieder schlicht und würdevoll zu lösen. Frieda war erst überrascht in einen Stuhl gesunken und hatte mit

Staunen der glockenreinen Stimme gelauscht, die alle Schwierigkeiten durch natürliche Begabung überwand, dann aber hatte das Seelenlose des Vortrages den Eindruck geschwächt und schließlich ganz erkaltet. Sie konnte kein Wort der Anerkennung hervorbringen, das Netta übrigens auch gar nicht erwartete. Dagegen ließ sich Sebastian weitläufig über die Pracht des Musikstückes aus und über sein Verdienst, es dem musikalisch ganz ungebildeten Mädchen so schnell in's Ohr gebracht zu haben.

Darauf bat Frieda den alten Freund, sie mit dem Mädchen allein zu lassen, da sie mit demselben zu berathen wünsche. Sebastian verließ das Zimmer seelensvergnügt, einmal wieder gezeigt zu haben, daß nur er allein seinen geliebten Meister verstünde. Er setzte das halblaut auseinander, als er in seinem kleinen Garten allein auf und ab schritt.

Frieda winkte das Mädchen zu sich heran und wollte seine Hand ergreifen, Netta jedoch blieb halb scheu, halb ehrerbietig in einiger Entfernung stehen, sah aber der jungen Frau offen und heiter in's Auge.

„Antonie," fing diese an, „der Zufall führte Dich

mit uns zusammen, aber wir meinen es gut mit Dir, das mußt Du annehmen."

Retta verstand das zwar nicht, aber sie nickte doch mit dem Kopfe.

„Du willst nicht zurück zu den Schauspielern," fuhr Frieda fort, „aber Du weißt auch keinen anderen Ort, wo Du bleiben kannst." Retta schüttelte den Kopf, aber gleichgültig.

„Nun gut," sagte Frieda, „so versteht es sich von selbst, daß Du einstweilen hier bleibst. Aber Du mußt Dich den beiden vortrefflichen alten Leuten, unseren Freunden, anschließen, ihnen gehorchen. Ich habe Dir Kleider mitgebracht, die kannst Du Dir unter Philippinchens Anleitung zurecht richten, wo sie nicht passen sollten, aber Du mußt achtsam werden auf Deine Kleidung und Dein Aeußeres. Du bist kein Kind mehr und verständig. Hilf der guten Alten in der Wirthschaft und erfreue Sebastian durch Deine Stimme. Willst Du das?"

„Ich will Alles thun, was Sie Recht finden," sagte Retta nach einer Pause. „Es ist gewiß gut und richtig, denn Sie sind so schön."

Frieda wäre fast verlegen geworden über dieses

Argument, aber das Mädchen hatte damit wirklich ausgesprochen, woher die Gewalt kam, welche die junge Frau auf sie ausübte.

Nun gingen sie Beide Sebastian nach, und es wurde ihm über den Kopf fortgenommen, daß das Mädchen bei ihm bliebe. Frieda bat ihn aber, es nicht beim Gesangunterricht bewenden zu lassen, sondern seinen Unterricht auch auf andere Gegenstände auszudehnen. Dabei stellte es sich nun heraus, daß die Kleine nicht so ungebildet war, als man meinte. Wenn auch unregelmäßig und vielfach unterbrochen, hatte sie doch in verschiedenen Orten, in denen sich die Wandergesellschaft aufhielt, der ihr Vater zugehörte, die Schule besucht und sich mit der frühreifen Entwicklung selbständig aufwachsender Kinder schnell angeeignet, was sie konnte. Sie schrieb correct und konnte etwas Französisch, das sie, von ihrem musikalischen Ohr unterstützt, nicht übel aussprach.

Philippinchen war nicht so schnell als der Bruder damit einverstanden, das wunderliche Mädchen als Hausgenossen zu behalten, aber die gefüllte Speisekammer hatte sie schon milde gestimmt, und als sie erst Kleider, Wäsche und Leinwand sah, ergriff sie

gleich die Luft, das herzurichten, und sie wandte Nichts weiter ein. Alle Drei versprachen guten Willen, und Frieda fuhr, sehr zufrieden mit ihrem Erfolg, wieder heim.

Der Vater erwartete sie schon mit Ungeduld. Sie mußte Alles erzählen und ließ sich auch nicht durch Georg's spöttische Zwischenbemerkungen beirren. Als sie von der Stimme sprach, und zwar mit voller Bewunderung, wollte ihr Georg nicht glauben. „Mir sind zwar alle Stimmen gleich," rief er, „wie die Musik im Ganzen fatal, und Du mußt das besser verstehen, aber daß das häßliche Geschöpf eine schöne Stimme haben soll, lasse ich mir nicht einreden."

„Die Nachtigall ist auch keine Schönheit unter den Vögeln," sagte Varner, „und Niemand macht ihr den Preis des Gesanges streitig."

„Papa schlägt mich immer mit Gründen, gegen die sich Nichts sagen läßt, selbst wenn man sie nicht anerkennt!" rief Georg heiter. „Nun, meinetwegen, so ist die Kleine eine Nachtigall, und wenn das wirklich ein häßlicher Vogel ist, so paßt der Name. Also Glück zu zu Eurer Nachtigall, aber bitte, laßt sie in ihrem Nest singen, im pensionirten Schullehrerhause,

und nicht hier. Im vergoldeten Käfig singen die Thiere nicht.“ Er ging frisch und lachend fort.

„Der Name paßt aber in der That nicht,“ sagte Frieda. „Was das Lied der Nachtigall so anziehend macht, fehlt dem Gesang des Mädchens — Empfindung und Seele.“

„Wer sagt Dir, daß die nicht schlummern und aufwachen können?“ erwiderte der Vater. „Es muß Frühling werden, ehe die Nachtigall singt; um das arme Kind ist aber noch kein Lebensfrühling aufgegangen.“

„Nun gut,“ sagte Frieda und küßte dem Vater die Stirn, „mag ihr werden, was Dein liebevolles Herz vorahnet, damit wir sie einst wirklich eine Nachtigall nennen können.“

VIII.

Es war Winter geworden, und Netta nun schon seit fünf Monaten die Hausgenossin der alten Geschwister, ohne daß man sagen konnte, daß sie in dem Hause heimisch geworden wäre. Sebastian und Philippinchen beharrten in dem alten Streit, und Netta stand dazwischen, oft der Gegenstand desselben. Ohne Frieda wäre das Bleiben des Mädchens in dem kleinen Häuschen längst eine Unmöglichkeit gewesen, aber das Schlichtende, Ausgleichende einer klaren und edlen Frauennatur zeigte sich hier auf das deutlichste. Frieda hatte gleich, als sie die Angelegenheit in die Hand nahm, das Verhältniß des Mädchens zu ihren Wirthen zu regeln gesucht und im Auge behalten, ihm eine möglichst selbständige Stellung zu erhalten, und es doch dem Einfluß der alten Leute unterzuordnen. Georg wollte von der ganzen Sache Nichts wissen, wenn er auch Alles geschehen ließ, was Frieda that,

und deßhalb war diese mit allen Besprechungen auf ihren Vater angewiesen. Zuerst nun zahlte dieser ein bestimmtes Kostgeld, und Frieda steuerte außerdem reichlich zur kleinen Wirthschaft bei. Es war angeordnet, Netta solle von Philippinchen die Hauswirthschaft lernen, aber mehr, indem man ihre Unterstützung in Anspruch nahm, und nebenbei sich von der geschickten und fleißigen Alten in allen Handarbeiten unterweisen lassen. Das war zuerst ein schwieriger Punkt, denn Philippinchen, so gut sie es selbst machte, verstand nicht zu lehren, und Netta wollte nicht lernen. Erst als Frieda für sich Arbeiten von dem Mädchen verlangte, ging diese mit unermüdlichem Eifer ans Werk und bat nun die Alte selbst, ihr mit ihrer Unterweisung zu helfen, und da diese nun nur zu lehren hatte, wo die Schülerin sich keinen Rath wußte, und dadurch alles unnütze Auseinandersetzen und Schelten abgeschnitten war, ging die Sache vortrefflich. Eben so wurden Sebastian's Gesangstunden auf ein festes Maß zurückgeführt, und doch war es dem armen Philippinchen bei ihrer Kopfgicht noch immer viel zu viel. Netta selbst hatte keine Freude an dem Gesang, trotz ihrer außergewöhnlichen Be-

gabung, der Leichtigkeit, mit der sie lernte, und der bewunderungswürdig schönen Stimme. Wieder mußten Frieda und ihr Vater es als eine Freude für sich in Anspruch nehmen, daß, so oft sie kamen, das Mädchen ihnen verfänge, um diese nur zu bewegen, sich dem Musikunterrichte zu fügen. Am schwersten wurde es dem wunderlichen Mädchen, sich mit Anzug und Haltung den Wünschen der Beschützer zu fügen, und Frieda sah bald, daß in dieser Beziehung Philippinchens Autorität nicht ausreichte. Sie nahm es also Georg über den Kopf fort, Nichts dawider zu thun, daß das Mädchen einen Tag um den andern zu ihr herüberkäme, unter dem Vorwande, Französisch mit ihr zu lesen. Dabei leitete sie durch kleine Erinnerungen, die meist wie Rathschläge klangen, das Mädchen dahin, auf sich zu achten, ihre Kleider in Ordnung zu halten und alles Auffallende zu vermeiden. Netta fügte sich der Beschützerin in allen Dingen, war ohne Scheu noch Verlegenheit, zurückhaltend und bescheiden und immer heiter. Dabei mußte Frieda ihre Intelligenz nicht ohne Verwunderung anerkennen; denn schon nach der kurzen Zeit las und verstand sie ein französisches Buch mit Leichtigkeit und fügte sich so

dem Klange von Frieda's Aussprache, daß diese wirklich ihre Freude daran hatte.

Retta hatte einmal wieder das Haus ihrer Freunde verlassen, um auf dem nun schon wohlbekannten Wege durch den Garten, über die Wiese und dann durch das Gehölz zum kleinen Schullehrerhäuschen zurückzukehren. Es war ein klarer Wintertag, und die Sonne schimmerte auf den festen Schnee, über den sie dahin schritt. Der Eindruck des Zusammenseins mit Frieda, des Aufenthaltes in diesem behaglichen und so wohlgeordneten Hause wirkte immer lange nach auf das Mädchen, schon durch den Contrast mit früheren Umgebungen und Lebensweisen. Und doch kämpfte die alte ungebundene Natur mit diesem Eindruck ungekannten Behagens. So müßte dem Vogel zu Muthe sein, der halb erstarrt und verhungert von dem freien Flug durch die winterliche Flur sich in den goldenen Käfig im warmen Zimmer flüchtet, in dem aus immer gefüllter Crystallschale ihm reichliches Futter geboten wird. Er hat Alles, was ihm fehlte, nur nicht den freien Flügelschlag, der ihn in das Unbegrenzte trug. Er hängt den Kopf und sinnt nach, was ihm fehlt, denn er weiß es nicht; er empfindet

es nur, und eben so ging es Netta. Der Nachklang der glücklichen Stunden machte sie traurig und nachdenkend. Sie dachte nicht an ihre Zukunft, daran hatte sie nie gedacht, vermißte Nichts aus ihrer Vergangenheit, und doch fühlte sie sich beengt, fast wie eine Gefangene. Sie empfand dankbar Alles, was ihr so unerwartet an Güte und Wohlthat geworden war, und doch zeigte ihr das Empfangen die eigene Armuth nur um so deutlicher. Dann kam ihr Eins in den Sinn, das einzige Eigenthum, das sie besaß, das einzige Geheimniß, das sie bewahrte, und so sorgsam, daß sie selten nur den eigenen Gedanken gestattete, es zu enthüllen — die Erinnerung an den jungen Mann, den sie damals in ihrem Stübchen getroffen hatte, und dessen Bild ihr seitdem nie aus der Seele gekommen war. Dieses Begegnen, so flüchtig es war, war ja auch der Wendepunkt ihres Geschickes gewesen, und Alles, was so überraschend und wandelnd in ihr Leben getreten war, konnte sie darauf zurückführen. Damit ging das neue Leben an, die Trennung von den Umgebungen, in denen sie seit der Kindheit ausgedauert hatte, das Eintreten in eine bis dahin ungekannte Sphäre. Den kleinen, mit Bleistift geschriebenen Zettel, den

Reinhold damals um die Goldstücke gefaltet hatte, trug sie in einer werthlosen Kapsel, die ihr irgend Jemand einmal als Spielzeug oder Theaterschmuck geschenkt hatte, verborgen auf der Brust. Die Goldstücke hatte sie ja zurückgeschickt, aber den Dank hatte sie behalten. Mit der Erinnerung schmückte das Mädchen seine Phantasieen, scheu, leise, träumend. Das Bild flog ihr durch die Gedanken, ohne daß sie es suchte, noch festhielt, zu jeder Zeit. Oft, wenn sie singen mußte, und das that wie das Glockenspiel, das nach der Nothwendigkeit des gefühllosen Räderwerkes anschlägt, ohne eigene Empfindung für den Klang, flog ihr das Bild durch die Seele, und dann erklang ein Ton, wie tief aus dem Herzen, ergreifend, rührend, aber nur ein Ton, dann war es wieder vorbei, und sie sang weiter, ohne Seele noch Empfindung. Der alte Sebastian schrie dann auf: „So, so mußt Du es machen, das war das Richtige.“ Aber wenn sie wirklich gewollt hätte, den Ton hätte sie nicht wiedergefunden.

Als sie nun dahinschritt, im hellen, kalten Sonnenschein, durch die todte Natur, und doch Alles um sie schimmerte wie tausend Edelsteine und so klar war,

und sie froh und kindlich hineinlachte in die Welt, gerade als sie aus dem Gehölz treten wollte, wo der Fußweg sich um die Ecke beg in die Fahrstraße hinein, kam ihr, sie wußte nicht wie, der Gedanke an Reinhold. Sie stand still, legte die Hand über die Augen und schauerte zusammen. Dann ein Griff nach dem Herzen, ob auch die Kapsel noch da wäre, und dann war es vorbei, und sie lachte wieder. Der Wind hatte die alten Kiefern über ihr geschüttelt, und die Zweige hatten ihr leichte Krystalle auf's Haar und auf die Stirn gestreut. Sie mußte sie abschütteln und mit dem Tuche fortwischen.

Da rief eine wohlbekannte Stimme: „He, Netta, Mädchen, wie kommst Du hierher, und woher des Weges?"

Sie sah erschreckt auf und in das rothe, gutmüthige Gesicht des dicken Komikers, des früheren Kameraden.

„Ja, Gründler, und Ihr?" rief das Mädchen halb unwillig, halb freudig erschreckt von der Begegnung.

„Auf der Wanderschaft, aber diesmal allein!" war die Antwort. „Unsere Schmarre ist auseinander

geſprengt, wie ein geborſtener Topf, dem der Henkel brach, der ihn noch zuſammenhielt. Wärſt Du nicht vorher ſchon davongelaufen, hätteſt Du es mit erleben können. Dem Alten iſt plötzlich das Oel von der Lampe ausgegangen, da klappte die Streben ihr Soufflirbuch zu, und wir haben ihn in die große Verſenkung abgehen laſſen, aus der Keiner wieder herauskommt."

„Heißt das, daß der Director geſtorben iſt?" fragte Retta ohne große Theilnahme.

„Im gewöhnlichen Leben nennt man es ſo," erwiderte der Komiker. „Nun waren wir ohne Engagement, wie wir ſchon längſt ohne Gage geweſen waren. Und Du?"

Retta erzählte kurz, daß ſie durch Zufall dort im Ort bei alten Leuten freundliche Aufnahme gefunden hätte, und daß es ihr gut gehe.

„Recht!" ſagte der Komiker. „Jeder duckt unter, wo er kann. Ich will auch ſehen, ob ich nicht hier einſtweilen unterkomme. Der Gaſtwirth hier im Ort iſt Geſchwiſterkind mit mir, und wenn wir uns auch nie viel um einander gekümmert haben, ſind wir doch immer freundlich zu einander geweſen. Jetzt ſoll

er krank sein und kann vielleicht meine Hülfe gebrauchen."

Sie gingen eine Weile still nebeneinander her, als hätten sie sich Nichts mehr zu sagen. Dann fing der Alte an: „Und zum Theater willst Du nicht wieder."

„Nein!" sagte Retta. „Ihr wißt ja, ich hatte kein Geschick dazu."

„Freilich," erwiderte der Komiker, „aber hättest Du nur etwas schmucker ausgesehen, und nicht gar so gleichgültig und backfischmäßig, wäre es am Ende doch mit untergelaufen. Da es Dir sonst gut geht, will ich Nichts dagegen sagen, aber curios ist's, man kann doch nicht mehr davon lassen, und man paßt nicht wieder in eine andere Jacke, wenn sie auch noch so warm sitzt. Ich habe es mit mir mehrmals probirt.

Sie waren angekommen, wo der Weg links in die Dorfstraße beg, rechts hinter der Kirchhofsmauer zu Sebastian's Häuschen führte.

„Hier müßt Ihr gehen," sagte Retta und reichte dem alten Kameraden zum Abschiede die Hand. Mein Weg geht dort entlang."

Der Alte hielt ihre Hand fest und sah ihr in's

Geſicht. „Siehſt ordentlich aus, als wäreſt Du gewachſen,“ ſagte er, „und wie Dir das Haar glatt um den Kopf ſteckt. Eins mußt Du mir aber noch ſagen, ehe wir auseinander gehen. Weßhalb biſt Du denn damals ſo ſchnurſtracks und ungeberdig davon gelaufen?“

Ueber Netta's Geſicht flog eine dunkle Röthe. Barſch zog ſie ihre Hand fort und erwiderte mit bebenden Lippen: „Das iſt meine Sache ganz allein, und Niemandem habe ich darüber Rechenſchaft zu geben.“

„Nun, nun,“ ſagte der Alte und grinſte gutmüthig mit dem rothen Geſichte, „ich werde auch nicht davon ſterben, wenn ich's nicht erfahre, und bin ſchon zufrieden, daß Du mir Nichts verlügſt. Wenn ich aber im Orte bleibe und Dich drückt einmal Etwas auf dem Herzen, wo ich Dir helfen kann, ſo kannſt Du dreiſt bei mir verſprechen. Ich habe es immer gut mit Dir gemeint, und wenn Du das nicht ſonderlich gewahr worden biſt, ſo liegt es daran, daß ich meine Herzensempfindung nicht recht herausbringen kann. Wer immer die Leute zum Lachen bringen muß, dem trauen ſie zuletzt gar nicht mehr

zu, daß ihm selbst ernsthaft zu Sinn sein kann. Ich habe einmal, aber in jüngeren Jahren, einem schönen Weibe, das ich lange im Stillen mehr liebte als mich selbst, mein Herz und meine Hand angeboten; aber es lachte mir in's Gesicht und meinte, ich wolle nur einen Scherz mit ihm treiben. Seitdem habe ich dergleichen aufgegeben und weiß doch, hätte ich mich damals aus meinem grinsenden Gesichte heraus verständlich machen können, so wäre sie nicht in's Elend gekommen, und ich wäre glücklich geworden. Aber wer nicht auf dem Waldhorn blasen kann, muß sich schon mit der Querpfeife begnügen. Deßhalb bin ich beim Possenreißen geblieben. Ich sage Dir das nur, damit Du weißt, daß Etwas mehr hinter mir steckt als Schnurren, und hätte Dir's gar nicht gesagt, hätte ich Dir nicht eben auf dem Gesichte gelesen, daß Du nicht mehr das argloſe, dumme Kind bist von früher."

Er ging, ohne weiteren Gruß; Retta aber, als wäre ihr Heiligstes verrathen, schlug beide Hände vor das verrätherische Gesicht und lief dann, ohne sich umzusehen, dem Nest des Schullehrerhäuschens zu. Sie eilte gleich in ihr kleines Dachkämmerchen und warf sich laut schluchzend auf das Bett. Das stille

Heiligthum ihrer Gedanken ſchien ihr entweiht und halb entriſſen. Da hörte ſie Philippinchens Pantoffeln auf der Stiege klappen, und ſchnell trocknete ſie die Augen und trat der Alten mit lachendem Gruße entgegen.

Philippinchen war neugierig. Netta mußte ihr jedes Mal, wenn ſie bei Frieda geweſen war, erzählen, wie es da zuginge, was ſie geſprochen, was die gnädige Frau angehabt hätte, und ſo ſetzte ſie ſich auch heute gleich aufs Ende des Bettes und inquirirte, während Netta ſich ihr Hauskleid anzog, nach Dieſem und Jenem und trippelte ſehr mißmuthig wieder ab, als ſie das Mädchen diesmal beſonders wortkarg fand. Das aber war in der letzten Stunde ein anderes geworden, wenn man es ihm auch nicht anmerkte.

Als ſie aus ihrem Kämmerchen in das Wohnzimmer kam, fand Netta den alten Lehrer in wunderbarer Aufregung. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, laut mit ſich redend, und ſo oft er an das Clavier kam, ſchlug er einen Accord an, den er dann mit einigen Griffen künſtlich verwirrte und wieder löſte. Dann ſchüttelte er den Kopf und

ſetzte ſeinen Spaziergang fort. „Es ging nicht, es konnte nicht gehen, ich wußte es wohl!“ ſagte er. „In ſechs Monaten verloren die Mühen eines ganzen Lebens! Die Kinder lernten Nichts mehr bei mir, behaupteten die Einfaltspinſel; aber ſingen lernten ſie. So ging kein Choral, ſo brachten ſich nirgends, in ganz Deutſchland nicht, die Reſponſorien zur Geltung, als in unſerer Kirche. Der neue iſt ein Gelehrter“ — dabei ſchlug er hart und mißtönend dreimal denſelben Accord ungelöſt an —, „ein Gelernter, und dabei müſſen ſie ſchon ihren Choral unisono ſingen, und welch' unisono, das in moll anfängt und ſich bis dur durchquiekt! Ich bin nicht gottlos, aber in die Kirche habe ich nicht wieder gehen können, das hätte ich nicht ertragen. Nun ſagen ſie, er ſei krank geworden, und kommen, ich ſolle wieder an die Orgel und den Geſang einſtimmen. Krank! Wird man krank mit vierundzwanzig Jahren? Er kann es nicht, und das ſehen ſie jetzt ein. Aber die Anderen können auch Nichts mehr, Alles haben ſie verlernt, und ich werde mich hüten. Ich thue es nicht. Wenn ich vor einem halben Jahre zu alt war, bin ich in den ſechs Monaten nicht jünger geworden.“ — Jetzt

ſetzte er ſich an's Clavier und ſchlug mit aller Gewalt die Taſten.

„Was habt Ihr, Sebaſtian?“ fragte Retta und trat erſtaunt und theilnehmend heran.

Er ſprang auf, ohne ihr zu antworten, und fuhr in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: „Aber noch einmal ſitzen an der Orgel, noch einmal zeigen, was ich kann, noch einmal ſie Alle zuſammenfaſſen, daß der Geſang glockenrein durch die Kirche ſchallt — aber es geht nicht, — ſie haben Alles verlernt. Ich wage es nicht — ſoll ich den Ruhm meines Lebens einbüßen in einer Stunde? Es iſt eine Falle, die mir der Gelehrte ſtellt, er will zeigen, daß ich's auch nicht mehr kann — o, er iſt voll Tücke! Gut, und wenn Ihr ohne Geſang und Orgel Euren Gottesdienſt halten müßtet wie die Heiden, ſo thue ich es nicht!“

Und nun ſpielte er einen Choral. Einſtimmig begann er, und dann traten die anderen Stimmen dazu, und immer voller entwickelte ſich der Klang und gegliederter.

„Ja, wenn ſie es ſo zuwege brächten!“ rief er. „Vor ſechs Monaten wäre es gegangen, ſeitdem nicht wieder.

Aber es wäre ein Triumph, ein Triumph als Abschluß meines Lebens, ein Kranz auf mein Grab."

Er ſtand vor Netta, die er bis dahin gar nicht bemerkt hatte. „Ha," fuhr er heraus, „mit ihr, mit ihrer Stimme, ihrer Sicherheit! So müßte es gehen!" — Er legte ihr die Hand auf die Schulter und rief: „Wirſt Du mir die erſte Stimme halten? Wirſt Du mir das Solo ſingen? Aber, Mädchen, mächtig, rein, feſt, kein tremolo, das ſage ich Dir, kein Weichen, wie ein Haar breit! Eingeſetzt ſcharf, ſicher wie der Blitz, der trifft, und gehalten wie das Echo, das donnernd in den Bergen weiterrollt!"

Netta verſtand ihn nicht und ſah ihn verwundert an.

„Willſt Du? Willſt Du?" fragte er immer wieder. „Willſt Du, Mädchen? Du biſt meine Schülerin, was Du kannſt, kannſt Du von mir, denn Du ſahſt eine Note für einen Dintenklex an, als Du kamſt. Sie ſollen ſehen, was ich aus einer Stimme zu machen verſtehe. Ich, Sebaſtian, der zu alt iſt, den Buben von fünf Jahren das ABC beizubringen — aber Stimmen kann ich bilden, und was Muſik iſt, weiß Keiner wie ich."

Als das Mädchen ihn noch immer fragend ansah und keine Antwort gab, wurde er immer eifriger, bis sie ihm scharf in's Wort fiel und sagte: „Ja, ehe ich Euch antworten soll, muß ich doch wissen, was Ihr verlangt. Sagt's mir vernünftig, Sebastian, denn aus Eurem Toben verstehe ich Nichts heraus.“

„Vernünftig,“ erwiderte er, „die Unvernunft soll man auch noch vernünftig sagen! Aber kurz, so steht's. Als ich noch die Kinder singen lehrte, da hatten wir Gesang in der Kirche. Aber sie setzten mich ab, aus Cabale, aus Thorheit, denn Thorheit regiert einmal die Welt. Nun ging es aber nicht mehr, und da soll ich wiederkommen, der Pfarrer bat mich drum, im Namen der Gemeinde, für einmal nur. — Ich habe es nicht zugesagt, solch' Entschluß will sich herausklären aus der Aufregung, wie der klare Wein aus der Gährung des Mostes.“

„Nun, gegährt habt Ihr tüchtig, Sebastian,“ lachte Netta.

„Lache nicht!“ rief er. „Solch' Entschluß ist wichtig, gewaltig wie eine Entscheidung für's Leben! Verstehe mich. Entscheidung für's Leben, das noch kommen soll, das ist gar Nichts gegen eine Entscheidung

für's Leben, das hinter uns liegt. Entweder es war Nichts, und ich bin ein Stümper, oder ich lege eine Glorie über meine ganze Vergangenheit."

„Es ist nicht so gefährlich," sagte Netta, die nun endlich Alles verstand; „es wird schon gehen, und wenn ich Euch helfen kann, thu' ich es gern."

Sebastian fiel ihr um den Hals und drückte sie gerührt wieder und wieder an die Brust. „Gut," sagte er, „gut! Aber ich mache meine Bedingungen. Ich wähle das Lied, und von heute ab — es ist Dinstag — bis zum Sonntag halte ich wieder Schule, das heißt, ich lasse singen, das ist doch die Hauptsache, denn ein gutes Lied auf den Lippen scheucht alle bösen Gedanken, die Keime böser Thaten. Musik wäre der Apostel der Welt, Musik wäre der wahre Missionar unter den Heiden, aber wer versteht denn noch Musik außer mir?"

IX.

In der Reſidenz ſtanden die geſelligen Freuden des Winters auf dem Höhepunkte, denn der Carneval war im vollſten Glanze. In einer der eleganteſten Reſtaurationen, ſtrahlend von Gaskronleuchtern, broncirten Spiegeln und vergoldeten Möbeln, hatte ſich ein Kreis junger Männer der vornehmen Geſellſchaft nach dem Theater zuſammengefunden. Man beſprach eifrig eine eben beſchloſſene Fauſt-Aufführung, und die Darſtellung des Gretchen durch eine berühmte gaſtirende Schauſpielerin. Im Ganzen ſtimmten Alle ein in den ziemlich maßloſen Beifall des Publikums, wenn auch einzelne kritiſche Stimmen ſich überhaupt gegen das Herausrufen und Blumenwerfen bei offener Scene erklärten, das die Handlung zerriſſe und die Illuſion zerſtöre, und auch im vorliegenden Falle ihre Bedenken gegen die volle Berechtigung dieſer extravaganten Anerkennung ausſprachen. Die Kritiker

wurden überstimmt, und als gerade in diesem Augenblicke Reinhold eintrat, den man als eifrigen Theaterfreund kannte, rief man sein Urtheil als Entscheidung auf.

Reinhold's Züge waren außergewöhnlich ernst, und es wäre nicht schwer gewesen, ihm anzusehen, daß ihm sowohl der große Kreis als das verlangte Urtheil unangenehm waren. Er hätte am liebsten in Abrede gestellt, im Theater gewesen zu sein, aber man hatte ihn dort bemerkt und sogar seine besondere Erregung während der Gretchen-Scenen wahrgenommen; da konnte er sich nicht entziehen, seine Meinung auszusprechen.

„Ich muß die Kunst anerkennen," sagte er, mit der uns das Gretchen vorgeführt wurde, aber damit breche ich auch, nach meiner Auffassung, den Stab über die Darstellung. Alle kleinen und großen Effecte des Tonfalles und der Declamation, der Action und Nuancirung, die seit Jahren von dieser oder jener genialen Schauspielerin theils spitzfindig ausgeklügelt, theils in glücklichem Momente der Inspiration wirksam erfunden wurden, häufen sich traditionell in der Darstellung dieser allernaivsten Frauenrolle, und diese Lawine von Effecten zerdrückt mir vollständig das

eigentliche Gretchenbild. Es iſt wie das kunſtvollſte Moſaik, das, durch die Loupe betrachtet, doch nur eine grobe Carricatur zeigt. Und heute paßte mir nun überdies die ganze Erſcheinung der Darſtellerin nicht zum Gretchen."

„Aber ich bitte Sie, Reinhold," riefen Mehrere zugleich, „war ſie denn nicht bildſchön?"

„Gretchen braucht gar nicht ſchön zu ſein," erwiderte Reinhold, „es ſoll nur blond, deutſch und jungfräulich ausſehen, ſoll mehr rühren als erſchüttern, und von allem dem war heute Nichts zu finden. Das Gretchen, das mir vorſchwebt und das ganz ſicher das richtige iſt, ſieht durchaus anders aus und ſeine Stimme zittert in anderen Accorden."

Er hielt plötzlich ein, denn er hatte mehr geſagt, als er wollte, und da er auf Einwendungen nur knappe Antworten gab, ließ man ſchnell das Geſpräch fallen. Reinhold ging früh fort und athmete auf, als er allein war in ſeinem Zimmer am behaglichen Kaminfeuer. Der heutige Abend hatte Erinnerungen wachgerufen, die der Rauſch der Geſelligkeit und das bunte Treiben der Reſidenz zwar nicht verwiſcht, aber doch zurückgedrängt hatten. Sein Gretchen-Ideal ſtand

wieder klar und lebendig vor ihm, und er öffnete eine elegante Mappe, die er aus einem verborgenen Fache seines Schreibtisches zog, und entfaltete eine kleine Sammlung von Gedichten, die in den letzten Monaten entstanden waren. Alle bezogen sich auf das Bild, das er sich von dem nie gesehenen Mädchen geschaffen hatte. Es waren Ranken der Phantasie um den Stab der Einbildungskraft geschlungen, gedichtete Empfindungen für ein geträumtes Wesen. Im Innern der Mappe war aber der Zettel angeklebt, den er mit den zurückgesandten Geldstücken erhalten, und so war doch eine reale Spur da, die ihm seine Träume wie Wirklichkeit erscheinen ließ. War seine Empfindung deßhalb nicht wahr? Gewiß, sie war es; aber die productive Natur, die ihre Empfindung in Wort, Klang, oder Kunstgebilde Gestalt gewinnen läßt, gesundet schneller von der außergewöhnlichen Erregung, und so wenig Bedeutung man auch Reinhold's poetischem Talente zusprechen mochte, so viel hatte er doch vom Dichter, daß die kleinen Wunden seines Herzens sich unter dem milden Balsam des eigenen Gedichtes freundlich ausbluteten. Es war ihm an diesem Abend ein angenehmes Ausklingen unbehaglicher Stimmung,

daß er ſich ſeine eigenen Verſe vorlas, und doch ſprachen ſie von unwiderſtehlichem Sehnen, von Erinnern im Wachen und im Traume, von Gluth der Liebe und Suchen durch alle Ferne. Reinhold lag dabei ruhig im weichen Fauteuil und ſchürte das Feuer im Kamin, während die Dampfwolken ſeiner Cigarre durch den behaglichen Raum des kunſtvoll geſchmückten Zimmers zogen.

In dieſem hinträumenden Spiele mit Empfindung und Phantaſie hatte er einen Brief ganz überſehen, den der Diener ihm auf den Tiſch gelegt hatte in ſeiner Abweſenheit, einen Brief mit der Handſchrift der Tante. Wie freudig hatte er ſonſt ſolche Briefe erbrochen, die ihm zwar nichts Neues oder Intereſſantes mittheilten, aber immer der Ausdruck einer rührenden Liebe und Zärtlichkeit waren! Diesmal ſcheute er ſich vor dem Inhalte und warf den Brief erſt wieder auf den Tiſch zurück, um ſich die Kenntnißnahme auf den nächſten Morgen zu verſchieben. Armes Gretchen, die Empfindung für Dich lag verſchloſſen in einer eleganten, duftenden Mappe! Arme Tante, der Schlußſtein Deiner jahrelangen Liebe, ja, die Bethätigung Deiner Zärtlichkeit über das Grab

hinaus, wurde zurückgeschoben wie eine unbequeme, verstimmende Fessel!

Er griff doch wieder nach dem Briefe, erbrach ihn und fand in der That, was er gefürchtet hatte: die Adoptions-Angelegenheit war so gut als abgeschlossen, und die Tante bat den Adoptivsohn, den sie im Briefe schon immer „mein lieber Sohn" anredete und sich „Deine treue Mutter" unterschrieb, so bald als möglich zu ihr zu kommen. Das Diplom, das ihm den Namen Freiherr von Berken gäbe, müsse in den nächsten Tagen an ihn gelangen. Reinhold wurde dunkelroth, als er das las. Was würden seine Freunde dazu sagen? Es war ihm, als würde er in die enge Sphäre der Tante mit Gewalt hineingezogen und gebannt, als wäre er ausgetauscht und mit dem fremden Namen sich selbst ein Fremder geworden. Dann machte er sich klar, daß der Sache eigentlich keine Bedeutung zuzuschreiben sei; aber sie erschien ihm auch so wenig zeitgemäß, daß sie ihm fast etwas Lächerliches aufbürde, und jedenfalls wollte er sich dem ersten Besprechen derselben durch eine längere Abwesenheit entziehen. Das sollte ihm nun freilich nicht gelingen, denn die Angelegenheit hatte sich schon durch die

Unterbeamten der Behörde, durch die ſie gehen mußte, ausgeſprochen, und ſchon am andern Tage wurde Reinhold mit Anſpielungen und directen Anfragen beläſtigt, ja, er mußte ſich ſogar Beglückwünſchungen gefallen laſſen, die ihn bei der Stimmung, mit der er die Sache auffaßte, in größte Verlegenheit ſetzten.

Er beeilte ſeine Abreiſe ſo viel als möglich, meldete ſich aber bei Georg, denn er brachte es nicht übers Herz, an der ſo ſchnell liebgewordenen Häuslichkeit vorbeizureiſen. Dazu ſehnte er ſich nach einer Beſprechung mit dem alten Barner, deſſen vorurtheilsfreie Auffaſſung der Lebensverhältniſſe ihm in angenehmſter Erinnerung ſtand. Anſtatt einer Antwort von Georg bekam er einen Brief von Frieda, mit herzlicher Einladung in heiterſtem Tone. Georg könne vor lauter Geſchäften nicht zum Schreiben kommen, ſo müſſe er ſich ſchon mit ihren Zeilen begnügen, indem ſie nur ausſprechen wolle, daß nicht allein ihr Gatte und ſie ſelbſt, ſondern auch der Papa mit ganz beſonderer Freude die Ausſicht des Wiederſehens begrüßt habe.

Reinhold hatte im noch grünen Herbſte das Haus der Freunde verlaſſen und ſollte es nun im tiefen

Winter wiederfinden. Ein Landaufenthalt im Winter! Welch' ein Widerſinn in den Augen der meiſten Städter! Und doch, welch' eigenthümlicher Reiz liegt in dem Winterleben auf dem Lande; wie ſchließt die Stille, die Abgeſchloſſenheit zuſammen; wie traulich ſind die langen Abende um die gemeinſame Lampe; wie lockend das warme Zimmer nach kurzem Ausfluge! — Aber die Reiſe hatte ihre Unannehmlichkeiten für den verwöhnten jungen Mann. Da ſaß er wieder, in Pelze gehüllt, in dem alten Poſtwagen, und der hielt nach mehrſtündiger, bitterkalter Fahrt von der Eiſenbahn-Station wieder in dem Städtchen, in welchem wir die erſte Bekanntſchaft unſeres Freundes gemacht haben. Mit eigenthümlicher Bewegung ſtieg Reinhold aus, und faſt verlegen trat er in das Gaſtzimmer. Der Wirth und die Kellnerin erkannten ihn nicht wieder und hatten auch nicht viel Zeit, ſich um den Ankömmling zu bekümmern, denn das Zimmer war voll Gäſte. Erſt als Reinhold ſich ein Mittageſſen und dann einen Wagen nach der Beſitzung des alten Herrn Barner beſtellte, ſchenkte man ihm einige Aufmerkſamkeit. Reinhold ſtellte ſich an den warmen Ofen und muſterte die Geſellſchaft der Spießbürger, die theils mit den Karten, theils

nur rauchend und ſchwatzend an den Tiſchen bei ihren Morgenſchoppen ſaßen. Der Eifer des Geſpräches, die Wichtigkeit, mit der ſie ihre engen, oft kleinlichen Intereſſen beſprachen, hatte etwas Komiſches für den Großſtädter, und unſer Freund konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, ſelbſt in der Stimmung, in die ihn das Wiederſehen dieſer Räume verſetzte. Nach und nach leerte ſich das Zimmer, denn die Mittagsſtunde ſchlug, die Jeden in den Kreis des eigenen Hauſes rief. Auch für Reinhold wurde der Tiſch gedeckt; Reſi trug auf, ſtellte aber auf die entgegengeſetzte Seite des Tiſches noch zwei andere Gedecke hin, eines für den Wirth und ein anderes, das eine Weile unbenutzt blieb. Der Wirth fing gleich von Herrn Barner zu erzählen an, und von ſeinem Schwiegerſohne, dem Herrn Baron, und inzwiſchen hatte er ſich auch auf Reinhold beſonnen, den er nur in den dicken Pelzen nicht gleich erkannt hatte. Dann befahl er Reſi, eine Flaſche Aßmannshäuſer zu holen, des Herrn Baron von Halden Lieblingsſorte, die ſchon deßhalb dem gnädigen Herrn ſchmecken müſſe; denn der Herr Baron verſtünde ſich darauf, was gut ſchmecke, wie er ſich eben auf Alles verſtünde. Im Vorbeigehen

solle sie aber dem Walther sagen, das Essen sei aufgetragen, und wenn er seine Suppe nicht kalt werden lassen wolle, müsse er sich beeilen.

Nicht lange darauf trat ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren in das Zimmer, grüßte höflich, aber in etwas manierirter Weise, strich im Vorbeigehen an dem Spiegel mit den schmalen Händen das lange, fast auf die Schultern reichende, dunkle, leicht gelockte Haar aus der blassen Stirn und nahm Platz neben dem Wirthe, der ihm den vollen Suppenteller mehr freundlich hinschob, als bedienend reichte.

Der Anzug des jungen Mannes war dürftig und zeigte die Spuren verschiedener Farben, die ihre Flecke darauf zurückgelassen hatten.

Resi kam mit dem Aßmannshäuser, und Reinhold bat, drei Gläser zu bringen, da er es nicht liebe, allein zu trinken. Der Wirth nahm die Ehre dankend an, der junge Mann aber wies erröthend das Glas zurück, ohne es für nöthig zu halten, für die freilich nicht direct an ihn ergangene Einladung weiter zu danken.

Reinhold brachte bald, an seine Anwesenheit im Herbste anknüpfend, das Gespräch auf die Schau-

ſpielergeſellſchaft, die damals ihren Tempel im Tanzſaale des Gaſthauſes aufgeſchlagen gehabt hatte. Ueber die blaſſen Züge des jungen Mannes, den wir, wie der Wirth, kurz Walther nennen wollen, zog ein dunkles Roth, er ſenkte den Blick auf ſeinen Teller, und auch der Wirth, der es bemerkte, zögerte mit der Antwort.

„Ach, die guten Leute," fing endlich der Wirth an, „ſind Alle auseinander geſprengt! Den Herrn Director, einen klugen und ordentlichen Mann, dabei einen tüchtigen Spieler, hat vor ſechs Wochen der Schlag gerührt, faſt in ſeinem Berufe, denn er wollte ſich gerade für ſeine Rolle anziehen, ſechs Meilen von hier, wo ſie damals ihre Künſte machten. Hier ſein Sohn erſter Ehe kann Ihnen das genauer erzählen."

Aber der junge Mann entzog ſich dem Berichte, indem er plötzlich aufſtand, ſeinen Stuhl bei Seite ſchob und faſt ohne Gruß das Zimmer verließ.

„Nun er fort iſt," fing der Wirth nach kurzer Pauſe wieder an, „kann ich es anders erzählen. Der Director ſtarb alſo plötzlich. Er hatte eine heftige Scene mit der Frau gehabt, was öfter vorkam, denn ſie war eiferſüchtig und litt niemals ein junges Mädchen bei der Geſellſchaft. Der Mann hatte ſich ſchwer

geärgert, darauf schnell gegessen, vielleicht auch mehr als gewöhnlich getrunken, denn das war seine Schwäche, und so soll's gekommen sein. Bis auf seine Concession und die paar Lumpen und Decorationsstücke hinterließ er Nichts als die laufenden Schulden, die zwar nicht der Rede werth waren, weil ihm Niemand Etwas borgte, aber doch die Gesellschaft so kümmerlich hinstellten, daß man in der Stadt sammeln mußte zum nothdürftigen Begräbniß. Die Frau wollte nun das Geschäft fortführen, aber die Andern wollten nicht bei ihr bleiben, nicht einmal der Stiefsohn, den Euer Gnaden eben sahen, und mit dem die Frau sich nie recht hatte vertragen können. Der hat nun früher die Decorationen malen müssen, und weil er mit Pinsel und Farben nicht ungeschickt umzugehen weiß und in der ganzen Gegend von Kindheit an bekannt ist, fehlt es ihm nicht an Arbeit. Zur Zeit malt er mir einen Tanzsaal auf, so gut er kann, ich zahle ihm Auslagen und freie Kost, und sollte die Arbeit nicht glücken, so macht ein Maurerpinsel in einem Nachmittag den Schaden wieder gut, und der arme Schelm hat sich doch ein paar Wochen herausgefüttert. Leben und leben lassen, gnädiger Herr, das muß der Wahl-

ſpruch eines guten Hotelbeſitzers ſein, den ich mich rühmen darf vorzuſtellen.“

„Der junge Menſch ſcheint ſtill und zurückhaltend,“ ſagte Reinhold.

„Abſonderliche Art hat all' das Schauſpielervolk an ſich!“ erwiderte der Wirth. „Bald eben hinaus, bald in ſich gekehrt. Und wie wächſt das auf! Der Junge iſt ſchlecht behandelt worden von der Stiefmutter, und der Vater war zu ſchwach, ſich ſeiner anzunehmen. Von den Anderen, die ihn verzogen, ſchon um die Alte zu ärgern, lernte er auch mehr Schlimmes als Gutes. So bettelarm das nun auch aufgeſchoſſen iſt, ſeinen Hochmuth hat es doch. Das iſt Künſtler, und wenn er auch nur die Wände anſtreicht, nicht beſſer als ein Maurergeſelle. Merkten Euer Gnaden nicht, daß er kein Glas Wein von Ihnen annehmen wollte und nicht einmal dankte? Hätte ich nicht aus Rückſicht für Euer Gnaden an mich gehalten, ich hätte den Bengel für ſeine Ungeſchliffenheit zur Thür hinausgeworfen. Aber anſtreichen werde ich es ihm noch.“

Reinhold verbat ſich das und fragte nach Retta. Der Wirth wußte Nichts von ihr und hatte Nichts

wieder von ihr gehört seit damals, als sie, Niemand kannte den Grund, davon gegangen war. „Ich dachte, sie hätte Ihnen geschrieben," sagte er, „wenigstens fragte sie nach Ihrem Namen und Adresse, weil sie vorgab, sie hätte im Zimmer Etwas gefunden, was Sie vergessen haben müßten. Ihren Namen hatte ich nun beiläufig gehört, als Sie mit dem Herrn Baron von Halden hier dinirten, und auch, daß Sie zu Ihrer Frau Tante nach Hohen-Berkstaedt reisen wollten. Das habe ich dem Mädchen gesagt. Ich hoffe, sie wird den gnädigen Herrn nicht etwa mit einer Bettelei molestirt haben."

Reinhold blieb die Antwort schuldig, und während er den Wirth fortschickte, den bestellten Wagen zu beeilen, ging er selbst, wie um eine alte Erinnerung aufzusuchen, die Treppe hinauf in den Tanzsaal, in dem damals das Theater aufgestellt gewesen war. Der Raum erschien ihm ganz anders, aber er fand sich schnell zurecht. Da, hinter dem Orchester war die kleine Thür, hinter der das Kämmerchen liegen mußte, in dem er an jenem Tage Zuhörer der Faustprobe gewesen war.

Der Saal war jetzt mit einem Gerüst umstellt, und

auf demſelben ſtand Walther und malte. Er wandte nur flüchtig den Kopf, als die Thür ſich öffnete, blieb aber bei der Arbeit, ohne dem Eintretenden Beachtung zu ſchenken. Alle Wände waren ſauber in Felder eingetheilt und dabei die Unregelmäßigkeit durch Fenſter und Thüren mit Geſchick benutzt oder überwunden. In die einzelnen Felder waren Landſchaften gemalt, und zwar mit einem gewiſſen Geſchmack und ſo ſauberer Ausführung, daß Reinhold ſeine Anerkennung nicht zurückhalten konnte und Walther anredete, um ſie ihm auszuſprechen.

Der junge Menſch malte ruhig weiter und erwiderte nur: „Ich mache es eben, ſo gut ich kann.“

„Aber woher haben Sie ſich dieſe Sicherheit in der Zeichnung und die Technik erworben, die des mangelhaften Materials ſpottet?“ fragte Reinhold, der auf das Gerüſt geſtiegen war, um die Arbeit in der Nähe zu betrachten.

„Ich zeichne ſeit meiner Kindheit,“ erwiderte Walther, „und habe ſeit meinem vierzehnten Jahre ſchon alle Decorationen für meinen Vater gemalt.“

„Aber wer war Ihr Lehrer?“ fragte Reinhold weiter.

Walther hielt bei der Arbeit ein und lächelte.

„Mein Lehrer war ein tüchtiger Künstler," sagte er. „Er hatte seine Studien als Maler gründlich durchgemacht, war sogar mehrere Jahre in Italien gewesen. Weil er aber Tausenderlei anfing, ohne es fertig zu machen, kam er zu Nichts, und so, halb verhungert, zur Gesellschaft meines Vaters, um Schauspieler zu werden. Mit dem Komödienspielen war es nicht weit her, aber er wußte sich in tausend anderen Beziehungen nützlich zu machen, denn Geschick hatte er zu allen Dingen. Aus dem Unscheinbarsten und Unbrauchbarsten wußte er Etwas zu machen und half überall. Er pappte, leimte, nähte und strich an, so daß wir ihn nur den Bastler nannten und er unschätzbar wurde für die Gesellschaft. Mir war er erst Spielgefährte, dann Freund, und bald nahm er mich als Schüler an. So nachlässig er für sich gewesen war, so streng und gründlich war er als Lehrer. Es gehörte wirklich meine ganze Liebe und Bewunderung dazu, um mir seine Tyrannei in der Zeichenstunde, die alle freie Zeit ausfüllte, gefallen zu lassen. Was ich kann, danke ich ihm, und alle diese Landschaften habe ich nach den Skizzen zusammengestellt, die er mir nach und nach schenkte, oder die ich aufnahm;

wenn er sie achtlos fortwarf, oder beim Umherziehen hier oder da liegen ließ. Ich male sie nun so gut ich kann, obgleich ich weiß, daß Niemand der Mühe achten wird, zum Andenken an den guten Bastler, der längst nicht mehr am Leben ist, und an den außer mir wohl Niemand mehr denkt. Ich selbst weiß seinen Namen nicht einmal, denn wir nannten ihn alle nur „den Bastler", und für den Theaterzettel dachte er sich für jeden Ort einen andern Namen aus, weil er selbst behauptete, er hätte den vorigen als Schauspieler um allen Credit gebracht. In die Ecke jeden Bildes schreibe ich aber „nach Bastler", nicht allein um sein Andenken zu ehren, sondern auch, weil ich mich nicht mit fremden Federn schmücken will."

Reinhold bewunderte die fertigen Landschaften eine nach der anderen, und sein Lob machte den erst so zurückhaltenden jungen Mann etwas zutraulicher. Er wisse wohl, was Alles ihm noch fehle, meinte er, „aber die grobe Klexerei der Decoration, die er oft von einem Tage zum anderen, manchmal halb im Finstern hätte zusammenstreichen müssen, hätte ihm die Hand verdorben, und er müsse sich nun helfen, wie er könnte. Er hätte wohl Lust, gründlich von

vern wieder anzufangen, aber vorläufig müsse er froh sein, wenn er sich sein täglich Brod verdiene.

Reinhold fragte, ob er ihm nicht durch Empfehlungen oder sonst wie nützlich sein könnte, aber Walther wies das, und ziemlich kurz, von der Hand. „Ich habe oft genug erfahren," sagte er, „in dem Kreise, in dem ich aufwuchs, daß wer erst anfängt, von Almosen zu leben, nie wieder aus der Noth kommt. Kann ich mir nicht selbst erwerben, was ich zu meiner Fortbildung gebrauche, so muß ich mich eben mit dem weiter behelfen, was ich kann. Es reicht immer hin, daß ich nicht verhungern werde, und auf Weiteres bin ich nicht verwöhnt. Wäre nicht der Tod meines Vaters die Ursache, so würde ich schon Gott danken, daß ich nicht mehr alle Abend geschminkt vor die Lampen muß, wenn ich mich auch noch immer nicht daran gewöhnen kann, daß es Abends sieben Uhr schlägt, ohne daß das Theater anfängt. Ich weiß noch gar nicht, was ich mit dem Abend machen soll, noch dazu jetzt, wo die Tage so kurz sind und ich hier im Saal nicht mehr arbeiten kann."

„Es ist ein schweres Brod," sagte Reinhold, „so von Ort zu Ort zu ziehen, mit Entbehrungen aller

Art, und doch muß es einen eigenthümlichen Reiz haben, eine Poeſie, die trotz alledem feſſelt."

Walther lächelte. „Wer es nicht kennt," ſagte er, „ſieht es ganz verkehrt an. Poeſie? Ach, es iſt die allerfahlſte, fadenſcheinigſte Proſa! Das hat mir der Baſtler oft geſagt, und trotz alledem konnte er nicht davon laſſen. Aber ſchwer iſt es nicht, dieſes Leben, denn das Glück des Wanderns macht Alles leicht und macht die Menſchen beſſer, wenigſtens zeitweiſe. Wenn man aufbrach von einem Ort, kamen tauſend Schäden zu Tage. Die Schuldenmacher mußten Alles verkaufen, um ſich nur flott zu machen, die Trinker gaben ihr Letztes für die Zeche, die ſich aufgeſummt hatte, alle Verſtimmung, aller zurückgehaltene Hader brach los. Dann ging's an's Wandern, und mit dem neuen Ort fing ein neues Leben an, und Jeder brachte wenigſtens einen guten Vorſatz mit und eine ganze Menge freundlicher Hoffnungen, von denen freilich nie eine in Erfüllung ging."

Reinhold ſah den jungen Mann erſtaunt an. Er verſtand es nicht, wie er in ſeinen Jahren ſo objectiv das Leben anſehen konnte, in dem er aufgewachſen war, und er ſprach das offen aus.

Walther lachte laut auf und zeigte mit dem Stiel seines Pinsels rings auf die fertigen Landschaften. „Alles Skizzen nach dem Bastler, Alles seine thörichte Weisheit!“ rief er. „Wandern, das war der Wahlspruch seines Lebens, das war die Feder, die das Räderwerk seiner Existenz in Bewegung setzte, das war seine Tugend und sein Fehler, sein vermeintliches Glück und sein wahrhaftiges Unglück. „„Ja, wenn ich hätte still sitzen können,““ sagte er oft, „„ich wäre ein großer Maler geworden!““ Und das hatte er gewußt, als es noch Zeit war, und konnte es doch nicht. Er war ein Genie, das lasse ich mir nicht nehmen. Wenn wir manchmal auf der Reise zusammen neben dem Wagen hergingen oder ihm vorangeeilt waren, denn er reiste am liebsten zu Fuß, riß er irgend ein Blatt Papier aus der Tasche, beschmiert oder nicht, und skizzirte bald einen Baum, bald eine Hütte, was gerade am Wege lag. Mit den ersten zehn Strichen war es prachtvoll, dann aber fiel ihm irgend etwas Anderes in's Auge, das er anfing und das erste fortwarf. Ich wollte ihn oft, sei es mit Bitten, sei es mit Gewalt, daran hindern, aber er lachte und sagte: „„Die Hand ist nicht besser, als der ganze Kerl, sie

muß wandern.“ Dann erzählte er auch wohl von seinen Wanderungen, ehe er zu uns kam, von Italien. Ach, wer dahin könnte! Der Bastler hat mir das in die Gedanken gelegt, und nun werde ich es nicht wieder los. Ich träume immer von Italien, im Wachen und im Schlaf, und als ich die Landschaften malte, da den Vesuv, den rauchenden, und darunter das blaue Meer, da starre Pinie gegen den heißen gelben Horizont, da die rebenüberwucherte Veranda, dort den sonnbeglänzten Fels, ist mir manchmal so wunderbar um's Herz geworden, und ich dachte mir, so muß das Heimweh sein, ich, der ich niemals eine Heimath gehabt habe. Die Wanderlust ist auch ein Vermächtniß des Bastlers. Ach, er ist gestorben am Wandern! Er lag im Fieber, als wir von einem Ort aufbrechen mußten und in ihn drangen, zurückzubleiben für einen oder zwei Tage. Mehr wäre nicht nöthig gewesen. Er hatte es auch versprochen, und ich nahm mit Thränen von ihm Abschied, während er mich mit Schelten und Flüchen fortschickte. Kaum waren wir aber eine halbe Meile weit fort, da kam er hinterher gelaufen, denn er hatte es nicht ausgehalten, das Wandern aufzuschieben. Da wurde aus der leichten Erkältung ein

nervöses Fieber, und nach drei Wochen drückte ich ihm die Augen zu."

Der junge Mann lehnte sich, überwältigt von der Erinnerung, gegen die Wand und bedeckte das von Thränen überströmte Gesicht mit den Händen.

Reinhold legte ihm theilnehmend die Hand auf die Schulter. „In der warmen Erinnerung an Ihren Lehrer," sagte er, „ja, in dem noch immer frischen Schmerz um seinen Verlust wird sich Ihr Talent kräftig entfalten, und Sie werden ein tüchtiger Künstler werden."

Walther hatte seine Thränen getrocknet und erwiderte ganz ruhig: „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel von dem Mann erzähle, für den Sie gar kein Interesse haben können, den alle Welt für ein verkommenes Genie ansah und kaum höher achtete, als er sich selbst. Und das war gering genug. In der Beschäftigung dieser Tage aber, in der mich Alles an ihn erinnert, seine Skizzen an sein unfertig verfehltes Leben und an sein rastloses Wandern, meine Arbeit an seine Unterweisungen, ist er mir nicht aus dem Herzen und aus den Gedanken gekommen. Ich habe seit Jahren nicht von ihm geredet, aber da ich ein-

mal anfing, ſcheint's, als könnte ich nicht wieder aufhören. Es war der einzige Freund, den ich im Leben gefunden habe, und ich habe um dieſer Freundſchaft willen viel Freude, aber auch viel Kummer erfahren. Aber was geht das Sie an?"

Er griff wieder nach Pinſel und Farbentopf und rührte ſich eine Schattirung durcheinander.

„Kummer um ſeine Freundſchaft?" ſagte Reinhold. „Erzählen Sie mir das auch noch. Man muß der ausgeſprochenen Empfindung nicht plötzlich den Riegel des Schweigens vorſchieben. Wer kann wiſſen, welche Frucht ein Wort tragen kann, wenn es auf den weichen Boden der Theilnahme fällt?"

Walther, der am Boden knieete, hob erſtaunt das Auge zu ihm empor, ſah ihn forſchend an, beſann ſich eine Weile und warf dann den Blick ſcheu durch den Saal, als müſſe er ſich überzeugen, daß ſie allein wären. Dann ſtand er auf, trocknete die Hand an dem Malerkittel, den er übergezogen hatte, und reichte ſie Reinhold. „Ich habe es noch Niemandem geſagt," fing er halb leiſe an, „und jetzt ſoll ich es einem ganz Fremden ausſprechen. Aber es muß einmal vom Herzen. Die Freundſchaft hat mich die Liebe meines

Vaters gekostet und eigentlich schon längst verwaist gemacht. Ich war früher ein übermüthiger, lustiger Knabe, immer zu Scherz und Muthwillen aufgelegt, und ich glaube, ich hatte auch Talent zum Theater, wenigstens spielte ich mit Lust, und das Publikum verlangte mich immer zu sehen, selbst in Rollen, die für meine Jahre durchaus noch nicht paßten. Der Bastler hat mir oft gesagt: „Junge, wenn es Dir gelingt, Dich aus dieser Misere einmal loszumachen, kannst Du ein bedeutender Schauspieler werden.“ Das mochte mein Vater einmal gehört haben, und das konnte er dem Bastler nicht vergeben, von dem er überhaupt meinte, er entfremde mich ihm und reize mich gegen die Stiefmutter auf. An dem Tage nun, an dem der Bastler starb, als ich ihm eben die Augen zugedrückt hatte und laut heulend, ich war erst fünfzehn Jahre alt, an der Leiche kniete, rief mich der Vater, weil die Vorstellung anzeben solle. Ich weigerte mich, an dem Abend zu spielen, mein Vater verlangte es heftig. Mein Schmerz sei kindisch, sagte er, und hätte Nichts mit dem Komödiespielen zu thun. Wenn ich weinen wolle, hätte ich nach neun Uhr noch Zeit genug dazu. Die Frau jammerte, sie könne die

Einnahme nicht miſſen, und daß der Baſtler geſtorben ſei, könne nicht Grund werden, daß ſie Alle acht Tage lang hungern müßten. Der Mann ſei ohnehin nicht werth, um ihn viel zu trauern. Ich fuhr auf gegen dieſe Rede und mochte wohl über's Maß gehen mit meinen zornigen Worten. Da griff der Vater nach der Peitſche, züchtigte mich wie einen Knaben und zerrte mich in die Garderobe. Ich mußte ſpielen an jenem Abend, eine luſtige Rolle, mußte ſingen, tanzen, und das Publikum hat nie vorher und nie wieder ſo über mich gelacht, als gerade an jenem Abend. Ja, ich hatte mich in der Verzweiflung, im Schmerz und Groll ſo in den Humor hineingezwungen, daß ich auch hinter den Couliſſen des Muthwillens nicht genug treiben konnte, und Niemand meine Stimmung begreifen wollte. Seitdem bin ich nie wieder vor die Lampen getreten, ohne den Ekel immer auf's Neue zu empfinden, den jene Stimmung in mir zurückgelaſſen hatte. Gelähmt, wie ich war, habe ich, ſelbſt wenn ich es wollte, es nie wieder zu einer leidlichen Darſtellung bringen können. Ich ſagte meine Rolle her, und das war Alles. Man erzählt ſich unter den Schauſpielern von Talenten, die lange ſchlummern und dann in einem

Momente glänzend hervorbrechen. So muß bei mir in einem Momente die Blüthe abgebrochen sein, um sich nie wieder zu entfalten. Wahrscheinlich war nicht viel daran verloren, aber meinem Vater war ich seitdem für immer entfremdet. Nie haben wir den Namen des Bastler wieder vor einander genannt, aber nie haben wir auch vergessen, daß er ewig zwischen uns stehen würde. Wir würden uns wahrscheinlich getrennt haben, wäre ich der Gesellschaft als Decorationsmaler und Maschinist nicht unentbehrlich gewesen, und hätte ich als Schauspieler nicht immer noch eine Lücke ausfüllen müssen. Seitdem wurde ich aber ernst und verschlossen vor der Zeit, und im steten inneren Widerspruche gegen das Treiben, das mich umgab, wurde ich pedantisch, ordentlich und mäßig zur Uebertreibung. Ich weiß, daß das Tadel, nicht Lob verdient, und sage es auch nicht, um mich herauszustreichen. Es sollte ein stummer Vorwurf gegen die Schwächen der Anderen, namentlich der Aelteren, sein, daß ich mit Ostentation ihr Gegentheil übte. Jetzt, nun ich wirklich vom Vater getrennt bin für das Leben, sehe ich es ein, und es ist mir eine Genugthuung, es aussprechen zu können. Vielleicht verstehen

Sie mich. Daß ich aber heute Mittag Ihren Wein verſchmähte, war weder Hochmuth, noch beabſichtigte Unmanierlichkeit. Ich trinke eben keinen Wein."

„Und ich denke doch noch mit Ihnen anzuſtoßen," ſagte Reinhold, „wenn wir uns wieder begegnen, und dann auf die Entwicklung Ihres unverkennbaren Talentes."

Walther ſchüttelte den Kopf. „Jede Blume braucht Sonnenſchein, ſich zu entwickeln, und woher ſollte meinem Talente der Sonnenſchein kommen? Ja, wenn ich nach Italien wandern könnte!"

„Junger Freund," ſagte Reinhold, „wiſſen Sie, daß Sie mir durch Ihr Vertrauen ein Recht auf ſich gegeben haben, und daß ich das nicht aufzugeben geſonnen bin?"

„Wie meinen Sie das?" fragte Walther auffahrend.

„Vorläufig," war die Antwort, „ſchicke ich Sie zu einem tüchtigen Meiſter, mit dem ich befreundet bin, und dann werden wir weiter ſehen. Sie ſollen lernen, und wenn Sie gelernt haben, vielleicht den Wanderſtab ergreifen nach dem Süden."

Ueber Walther's Geſicht leuchtete es auf wie ein

Sonnenstrahl der Hoffnung, aber schnell wieder ernst, sagte er: „Ihren Rath, Ihre Empfehlung werde ich nicht verschmähen und will versuchen, ihr Ehre zu machen. Aber erst muß ich mir verdienen, was ich gebrauche. Ihre Theilnahme hat mir den Muth gehoben, den Entschluß gereift. Ja, ich will versuchen, ein Künstler zu werden." — Er reichte Reinhold die Hand und fügte fast heiteren Ausdruckes in den Zügen hinzu: „Sehen Sie, da fiel schon ein Sonnenstrahl auf mein im Druck verkümmertes Talent, und ich fühle bereits, wie er belebt."

„Versprechen Sie mir wenigstens, von sich hören zu lassen," sagte Reinhold und zog aus der Brieftasche seine Karte, die er Walther reichte.

Dieser zögerte erst eine Weile, dann sagte er es zu. „Ich habe hier noch einige Wochen zu thun," sagte er, „und da ich zum Andenken meines Freundes arbeite, der nie Etwas fertig machte, muß ich es diesmal doppelt gewissenhaft thun. Wenn ich fortgehe, werde ich schreiben."

Der Wirth trat in den Saal und war sehr verwundert, Reinhold dort zu finden. Er hatte ihn schon überall gesucht, denn der Wagen stand fast seit einer

Stunde vor der Thür, und die Sachen waren längst aufgepackt. Reinhold erwiderte, die vortrefflichen Arbeiten des jungen Malers hätten ihn gefesselt, und fing nun an, dieses Lob weiter auszuführen. Der Wirth sah abwechselnd ihn und Walther an, als wolle er eine Erklärung für diese eben so überraschende als unbegründete Theilnahme finden. Er lächelte schlau, um nicht zu verrathen, daß er den Gast nicht verstände, mit der stillen Besorgniß, das könne ihm die Arbeit vertheuern.

Walther legte die Hand auf Reinhold's Arm und hemmte seine anerkennenden Worte: „Sie wissen, was ich hineinlegte," flüsterte er, „und ich weiß, was fehlt. Ein Anderer braucht aber weder das Eine noch das Andere zu wissen."

Reinhold lächelte, reichte dem jungen Maler die Hand mit einem zuversichtlichen „Auf Wiedersehen!" und folgte dem Wirthe, der ihm noch in den Wagen nachrief:

„Der arme Junge! Ein Schelm macht's besser, als er kann!"

X.

Es war schon finster, als Reinhold's kleines Gefährt vor der Thür der Freunde hielt. Die Luft war klar, aber eisig, und dem Reisenden glänzten die hellen Fenster des Hauses wie ein freundliches Asyl entgegen. Georg und Frieda kamen beide heraus, zusammen in Frieda's großen Plaid gehüllt, und empfingen den Freund mit herzlichster Begrüßung. Schnell war er aus der weiß bereiften Hülle seines Pelzes befreit und in sein schon bekanntes Zimmer geführt, das, anmuthig durchwärmt, ihm zeigte, daß man ihn erwartet und seinen Empfang gastlich vorbereitet hatte. Auch die saubere Magd, welche die Lichter im Zimmer anzündete und die Koffer hereintrug, begrüßte ihn wie den alten Freund des Hauses. Reinhold fühlte sich sofort heimisch und war fast darüber verwundert. Georg hatte nie zu seinen näheren Freunden gehört, wenn er ihn auch als Genossen in größerem Kreise

ſchätzte und gern hatte, und Frieda und ihren Vater kannte er nur aus dem Zuſammenſein weniger Stunden. Und doch wußte er kein Haus, das ihn ſo freundſchaftlich anzog als dieſes, das ihm ein glücklicher Zufall eröffnet hatte.

Georg, einen Buben an der Hand, der ſich verlegen hinter den Vater ſchmiegte und der halb durch Schelten, halb durch Zureden zum Fremden gezerrt werden mußte, einen anderen auf dem Arm, trat gleich in Reinhold's Zimmer und meldete, daß Frieda mit Thee, Punſch und er wiſſe nicht was noch Alles ihn erwarte, der Schwiegerpapa aber, von unbedeutendem Unwohlſein zurückgehalten, ihn vor der Thür zu begrüßen, am Kamin ſeiner ungeduldig harre. Reinhold war bereit, mitzukommen, mußte aber erſt noch die Prachtexemplare von Knaben bewundern, von denen der älteſte ſchon anfing, neugierig hinter dem Vater vorzulugen, der kleinere aber ganz unbefangen die Aermchen dem Gaſt entgegenſtreckte. Als ſie in das Wohnzimmer traten, in dem Frieda ihren dampfenden Theetiſch etablirt hatte und das helllodernde Feuer im Kamin behagliche Wärme verbreitete, warf ſich Reinhold in die Arme des alten Barner, der ihn mit väter-

licher Zärtlichkeit an's Herz drückte, während Frieda mit ihrem Manne schalt, daß er die Kinder so über den kalten Flur geführt hätte. Georg vertheidigte sich, aber mit schwachen Gründen, die er indessen so heiter verbrachte, daß Frieda bald selbst mitlachen mußte und, um sich das nicht merken zu lassen, die Kinder fortführte. Bald saßen die Freunde im heiteren Gespräch um den Kamin. Frieda füllte die Tassen und Gläser, eine geschäftige, zierliche Wirthin, die Herren rauchten, draußen war Alles so still, im Zimmer Alles so behaglich, daß Einem wohl das Herz aufgehen mußte. Natürlich kam das Gespräch gleich auf die Ursache der Reise, mitten im Winter, aus den Freuden der Residenz heraus.

„Wenn uns auch ein Besuch in diesen einsamen Tagen doppelt erfreulich sein muß," sagte Frieda, „so haben wir doch dem Gaste, besonders wenn er verwöhnter Großstädter ist, so wenig zu bieten."

„Als uns selbst," fiel Barner ein, „und das ist auch genug, wenn er eben Nichts weiter sucht als uns. Ich lasse mir meine Winterabende in der Einsamkeit des Landlebens nicht schelten. Da hat man so recht die Stunden für freundschaftlich offenes

Gespräch. Mir war diese Zeit immer die Zeit des Lernens, Lesens, Denkens, und deßhalb besonders lieb. Meine besten Entschlüsse, meine glücklichsten Plane sind mir immer im Winter gekommen."

„Ich denke und lese nicht mehr im Winter als im Sommer," sagte Georg, „aber mir ist doch noch nie ein Abend zu lang geworden."

„Er schläft uns regelmäßig ein," neckte Frieda, „und da weiß er freilich nicht genau, wie lang die Abende sind."

Reinhold mußte nun erzählen, was ihn zur Tante riefe, denn daß er zu ihr reise, hatte er schon geschrieben. Er that es halb verlegen, sich selbst entschuldigend, und mit der Betheuerung, wie ihm die Veränderung seines Namens mit allen Consequenzen, die das nach sich zöge, höchst peinlich wäre.

Frieda nahm die Sache als eine ganz bedeutungslose, die sie aber vom Standpunkte der Tante ganz natürlich fände. Sie sah zwar keinen Grund zu besonderer Freude, aber eben so wenig zum Gegentheil. Jede Frau müsse ihren Namen mit dem ihres Mannes vertauschen, weßhalb solle ein Mann das nicht auch einmal? In England sei man ganz daran

gewöhnt, und sie wisse kaum, in welche Verhältnisse das störend oder hemmend eingreifen könne.

Georg stand auf und machte einen tiefen Diener. „Also Herr Baron von Berken!“ rief er lachend. „Ich gratulire. Alle Kellner haben Sie schon seit Jahren „„Herr Baron““ oder „„Herr Graf““ genannt ob Ihres seignirten Wesens. Ich wollte Ihnen nur wünschen, Tantchen könnte etwas mehr klingende Münze zum klingenden Namen zufügen, aber damit wird's hapern, wie ich höre. Freilich kann es Ihnen darauf nicht ankommen bei Ihrem Vermögen.“

„Nein!“ rief Frieda, „er wird mir jetzt zu speculativ. Geld und immer Geld. Sollte man nicht denken, daß Du weiter gar Nichts kännteſt?“

„Ich kenne es auch sehr genau,“ erwiderte Georg. „Früher studirte ich die Kunst, es auszugeben, und mit leidlichem Erfolg, jetzt die, es einzunehmen, und nicht minder erfolgreich. Ich weiß also, wie es Jemandem zu Muth ist, der kein Geld hat, und wie Einem, der bei Casse ist. Glaube mir, ich ziehe Letzteres vor, wenn man sich auch bei Ersterem ganz vergnüglich befinden kann. Aber was sagt denn Papa zu unseres Freundes Standeserhöhung?“

Barner ſchwieg eine Weile, dann wandte er ſich zu Reinhold und ſagte: „Mein lieber junger Freund, Sie wiſſen, daß ich die Vortheile für's Leben, die der Geburtsadel noch immer giebt, nicht geringſchätze, und nebenbei iſt es eine Mahnung, den Namen, der ſeit einem Stück Geſchichte ſeine Bedeutung gehabt hat, in Ehren zu halten, und das kann man nach den Anforderungen unſerer Zeit eben ſo gut, wenn auch in anderer Weiſe, als in der vergangenen. Aber die Stellung des Adels in Staat und Geſellſchaft iſt weder ſo ſicher, als er ſelbſt, noch ſo überwunden, als die Demokratie annimmt, und das ſollten beide nicht vergeſſen, erſterer, um ſich in der neuen Zeit und in ihrem Sinn eine Bedeutung zu verdienen, die er fälſchlich nur auf Traditionen einer mit Unrecht überſchätzten Vergangenheit zurückführen will. Wer der Gegenwart nicht Rechnung trägt, kann nicht verlangen, in ihr Wurzel zu ſchlagen und zu gedeihen. Die Demokratie aber ſollte nicht vergeſſen, daß das ariſtokratiſche Element, natürlich ohne ſeine feudalen Auswüchſe, dem Staate, dem Beamtenthum, der Geſellſchaft in vielen Beziehungen unentbehrlich iſt und deßhalb nicht mit ein paar ſpottenden Worten

abgethan werden kann. Früher waren die Stände schroff geschieden, aber durch Macht und Verhältnisse, nicht in Freundschaft oder Feindschaft. Das Geld, gewissermaßen noch nicht gehoben aus dem Schacht der Staatswirthschaft, hatte noch keine Bedeutung, und die Bildung fehlte ganz, denn auch beim Gelehrtenstande, der viel bespöttelten Episode der Gesellschaft, war nur Forschen, mangelhaftes Wissen und gar keine eigentliche Bildung. Nun kam diese, warf ihre Brücken von einem Stande zum anderen, riß die Scheidewände ein und griff so erschütternd in die Grundfeste der Staaten. Aber die Stände blieben geschieden, jetzt aber in Mißtrauen, fast in Feindschaft, und noch ehe sie vollkommenen und heilsamen Frieden schließen konnten, kam eine Macht über sie, die bis dahin nur gespielt hatte mit schimmerndem und trügerischem Glanz — das Geld. Diese Macht wird immer gewaltiger und erhebt sich mit schwindelnder Eile zur Herrschaft, die weder in der Tradition noch im Verdienst wurzelt, und nicht klingende Münze ist, sondern Schein in doppelter Bedeutung des Wortes, nicht Besitz, sondern Credit."

„Pava," rief Georg, „Du hast da eine charmante

Rede gehalten, die ich weder unterſchreiben will, noch dagegen proteſtiren kann, aber wenn es den Andern nicht beſſer geht als mir, ſo ſind wir noch eben ſo klug über Reinhold's Fall, als vorher!"

„Georg," ſagte Barner freundlich, „liebt die Vorreden nicht, und ich muß geſtehen, daß ſie in unſeren ſchnell ſchreitenden Tagen auch nicht mehr an der Zeit ſind. Ich wollte nur klar machen, was ich vom Geburtsadel halte als Gegenſatz zum verliehenen. Gerade weil ich dem Adel das Recht der Tradition einräume, und ein anderes kann ich ihm heute nicht mehr zuerkennen, kann ich einen Adel ohne Tradition nicht verſtehen, der ohne vorhergegangenes Verdienſt ein leerer Titel, mit demſelben eine nachhinkende Anerkennung iſt, die, je größer das Verdienſt, deſto unnützer iſt."

Reinhold ſtammelte ſeine Uebereinſtimmung mit des Freundes Meinung und bat ihn, ihm mit ſeinem Rathe beizuſtehen, um die Sache noch jetzt ungeſchehen zu machen.

„Das iſt zu ſpät," ſagte Barner, „nach dem, was Sie uns ſagten. Da laſſen Sie mich aber eine Lebensregel ausſprechen, der ich wenigſtens Alles

verdanke, was ich erreichte. Man muß aus allen Dingen, wie sie auch kommen, versuchen, das Gute herauszuziehen und das zu gewinnen, was uns äußerlich oder innerlich nützen kann. Wenn das gelingt, sagt die allgemeine Meinung, daß man Glück gehabt hätte, und man hat oft nur Unerwünschtes ausgenutzt. Ich habe so aus anfänglichen Verlusten oft mehr Vortheil gezogen, als aus leichtem Gewinn, gelernt durch den Nachtheil des Nichtwissens, Kraft gewonnen in der Schwäche."

„Aha!" sagte Georg, „jetzt wird der Papa mit der Nutzanwendung kommen. Wenn er sich als Beispiel hinstellt — und er thut das oft in beschämendster Bescheidenheit, beschämend für uns Andere nämlich —, dann rückt er mit der Nutzanwendung heraus. Sammeln Sie sich, Reinhold."

„Eigentlich," sagte Barner, „müßte ich die unserem Freunde selbst überlassen. Aber da ich einmal um meine Meinung gefragt bin, will ich auch Nichts von derselben zurückhalten. Die bequemen äußeren Verhältnisse, in die das Schicksal Sie gestellt hat, die man im gewöhnlichen Leben glänzende und begünstigte nennt, haben ihre Gefahren, und Sie sind denselben

nur halb entgangen, Reinhold. Sie haben Geist, Talent und Bildung, dazu Jugend und Wohlstand. Alle Pforten der Gesellschaft haben sich Ihnen geöffnet, ohne daß Sie anzuklopfen brauchten. Was Andere sich erwerben mußten, das hatten Sie bereits. Sie haben Nichts verloren von dem allem, und so haben Sie die eine Klippe, an der Viele in Ihrer Lage gescheitert wären, mit dem Compaß des edlen Herzens glücklich umschifft. Nun aber wurde es Zeit, zu gewinnen aus dem, was Gott Ihnen schenkte, und die Klippe liegt noch vor Ihnen. Sie müssen werden ein Charakter, der nicht allein das Falsche vermeidet, sondern das Richtige ergreift, der sich nicht damit genügen läßt, nicht zu zerstören, sondern zu schaffen und aufzubauen, und dazu brauchen Sie einen Beruf, auf welchem Felde er auch sei. Das Eingreifen Ihrer liebevollen und gütigen Tante in Ihre äußere Stellung und dadurch gewissermaßen in Ihr Geschick und Ihre Freiheit zwingt Sie, entweder das, was sich Ihnen bietet, zu ergreifen, oder das, was Ihnen ferner gerückt ist, zu erkämpfen. Nehmen Sie das, was Sie in diesem Augenblick wie eine Widerwärtigkeit ansehen, in diesem Sinne, und wir werden

es vielleicht einstmals wie ein Glück betrachten können."

Er hatte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter gelegt und so mit dem vollen Ton der Freundschaft gesprochen, daß diesem so weich um's Herz wurde, daß er am liebsten dem Alten um den Hals gefallen wäre. Auch Frieda war bewegt, und Georg sah eine sentimentale Stimmung heranrücken, die er haßte.

„Amen!" rief er, „da hatten wir die Predigt am Freitag Abend, mit Einleitung, erstem Satz, zweitem Satz, drittem Satz und Nutzanwendung, und das Schlimmste ist, diesem Prediger können wir nicht nachsagen, daß wir uns nach seinen Worten richten sollen, nicht nach seinen Thaten. Nun aber laß Deinen Punsch nicht kalt werden, Frieda, während ich mit meiner Tradition, die Papa mir so gütig anerkennt, das Kaminfeuer in conservativem Sinne unterstütze."

Er hatte schnell ein heiteres Gespräch wieder in Gang gebracht, und heute zu ungewöhnlich später Stunde mußte Barner zur Ruhe mahnen, was sonst immer Georg's Geschäft war. Den anderen Morgen

brachte Reinhold faſt ganz mit dem alten Barner allein zu. Georg war in den Brauereien, Frieda in ihrem Hauſe in Anſpruch genommen.

„Ich habe ernſtlich bedacht, was Sie mir geſtern ſagten,“ fing Reinhold an. „Ich muß zugeben, daß mir für's Leben die Wege geebnet waren, wie Wenigen. Dagegen fehlte mir elterlicher Rath und Stütze viel früher, als ich ihn entbehren konnte. Mir ſelbſt und meiner eigenen Entſcheidung überlaſſen, jung und ohne Erfahrung, iſt mein Schwanken, ehe ich einen beſtimmten Beruf erwählte, vielleicht entſchuldbar. Aber es liegt auch darin nicht allein. Mein Sinn, meine Neigung, vielleicht meine Begabung ging auf die Poeſie. Ich bin ein träumeriſcher Knabe geweſen, und wenn ich manche Ungezogenheiten meiner Kindheitsgenoſſen, manche Thorheiten der Jugendgefahrten vermied, ſo war das weder Verdienſt noch Schwäche, ſondern die Folge eines halb romantiſchen Lebens in der Phantaſie, das mich ablenkte und beſchäftigte. Dann habe ich manchmal gelebt wie Einer, der aus dem Traum aufwacht, und habe mich ganz von dem Realen hinreißen laſſen. So iſt ein gewiſſer, immer wiederkehrender Anachronismus in mein Leben ge-

kommen, der mich als Kind die Interessen reiferer Jahre vergreifen ließ und den Jüngling dann zuweilen in die Freuden der Knabenjahre zurücktaumeln machte. Eine gewisse Zaghaftigkeit, die dem Träumer eigen ist, habe ich bis zu dieser Stunde nicht abzulegen vermocht, und sie überfällt mich jedesmal, wenn ich in neue Verhältnisse, oder in fremde Kreise eintreten soll. Diese Zaghaftigkeit, die sich nicht selten bis zum vollkommenen Mißtrauen auf eigene Kraft und eigenes Können steigert, scheb sich dann vor jeden Entschluß, denn keiner Lebensaufgabe hielt ich mich gewachsen."

„Da fehlte eben die Noth," warf Barner ein, „die solch' zagendem Mißtrauen keinen Raum vergönnt."

„Treten Sie also ein mit Ihrer Freundschaft, Ihrer klaren Anschauung, Ihrer Erfahrung, wo ich allein nicht das Selbstvertrauen habe, das Richtige zu finden," fuhr Reinhold fort. „Könnte ich mit aller Zuversicht von mir sagen: „Ich bin Dichter!" würde ich ohne Zagen, selbst allen den Vorurtheilen meiner guten Tante gegenüber, der ich das Recht der Mutter über mich eingeräumt habe, mein Leben der

Poeſie widmen, aber das Glück, wenn auch ſchmerzerkaufte Glück, mich mit voller Zuverſicht einen Dichter nennen zu können, iſt mir noch nicht geworden. Hören Sie denn mit der Strenge der Freundſchaft und entſcheiden Sie, wie über eine Lebensfrage, ob ich Dichter bin."

Er holte die Mappe, die wir ſchon kennen, mit den Gedichten an Gretchen, und las ſie dem Freunde erſt mit zaghaft ſteckender Stimme, dann in immer wärmerem Tone vor. Die Gedichte waren gefällig, glatt und gebildet in der Form, aber gewöhnlich, gemacht, und Barner erkannte das noch deutlicher, da er den Schlüſſel zu der Empfindung hatte, aus der ſie hervorgegangen waren. Reinhold hatte ihn ja zum Vertrauten gemacht in dem Phantaſie-Romane, in den ihn jene belauſchte Theaterprobe geführt hatte. Wenn ſich der alte Herr klar machte, daß der Gegenſtand aller dieſer ſchön gereimten Empfindungen eigentlich Retta war, ſo hätte er laut auflachen mögen, ſo ſchoß das Bild, welches die Phantaſie geſchaffen hatte, an der Wirklichkeit vorüber. Und dann dieſe zuweilen ſinnliche Gluth für ein Phantom der Einbildungskraft, dieſe Liebe für's Leben, ewig, un-

wandelbar, für ein Wesen, das, so wenigstens, gar nicht existirte! Das Alles mit Anklängen an unsere großen Dichter, die sich unbewußt eingeschlichen hatten. Und auf diese Probe sollte der Freund seinen Wahrspruch gründen, der eine Entscheidung für's Leben geben sollte! Er entzog sich dem so gut als möglich, ohne zu verletzen, noch zu ermuntern, und Reinhold trug seine Mappe ziemlich niedergeschlagen in sein Zimmer zurück. Das aber schien Barner durchaus geboten, Reinhold nicht zu verrathen, daß Retta in seiner Nähe sei, und ihn nicht mit ihr zusammenzuführen, denn er konnte nicht wissen, wie die Enttäuschung über die äußere Erscheinung, ja, über das ganze Wesen auf den jungen Freund wirken würde. Würde sie alle Träume vernichten, oder die leicht bewegliche Phantasie mit neuem Reize gefangen nehmen? Für Retta aber konnte solch' Gegenübertreten nur gefährlich sein. Am besten, es würde ganz vermieden.

Reinhold erzählte nun dem alten Herrn sein Begegnen mit Walther und erbat sich Rath, wie er dem jungen Manne am besten zur Ausbildung seines unbestreitbaren Talents verhelfen könne.

Barner lächelte. „Mein lieber, junger Freund,“ sagte er, „der Ort scheint Ihnen verhängnißvoll. Zum zweiten Male legt er Ihnen die Pflicht eines Mäcen auf.“

„Und jetzt will ich dieselbe treuer erfüllen, als das erste Mal!“ rief Reinhold warm.

Barner überlegte mit ihm, denn Beide fanden sich in der Bereitwilligkeit, zu helfen, und doppelt gern, wo sie einer künstlerischen Begabung förderlich sein konnten. Nur in den anzuwendenden Mitteln waren sie verschiedener Meinung. Reinhold wollte gleich schnell vorgehen, den jungen Mann mit allen nöthigen Mitteln unterstützen, ihn wo möglich gleich zur ersehnten Reise nach Italien ausstatten. Barner wollte leise, fast unbemerkt helfen, um dem Künstler nicht die Empfindung zu rauben, daß er auf eigenen Füßen stehe und sich durch eigene Kraft herausarbeite. Er rieth deßhalb, ihn nur einem tüchtigen Meister zu empfehlen, und wenn der nach längerer Prüfung Reinhold's günstige Meinung über das Talent theilte, durch ihn den Schüler zu unterstützen, ohne daß dieser es merke. „Vor allen Dingen,“ sagte der erfahrene, überlegte alte Herr, „lassen Sie uns ihn nicht künstlich

zu höherem Fluge heben, für den die Kraft vielleicht nicht ausreicht, und ihn dadurch für seine bescheidene Sphäre verderben."

Reinhold erschien solche Vorsicht unnöthig, ja, grausam, da der Drang, Höheres zu erreichen, und die Zuversicht, das zu können, schon ein weiteres Ziel gesteckt hätte. Er fügte sich aber dem Freunde, und es wurde beschlossen, Reinhold solle sich für seine Villa in der Residenz, und zwar für das Gartenzimmer, bei Walther landschaftliche Wandgemälde bestellen mit der Bedingung, dieselben unter Aufsicht und Anleitung des bezeichneten bewährten Künstlers nach gegebenen Skizzen auszuführen. Ein mäßiger Preis wurde offerirt und selbstverständlich das Reisegeld und ein bescheidener Vorschuß zum ersten Unterhalte vorausgezahlt. Der Vorschlag hatte durchaus nicht den Schein einer Unterstützung oder gar eines Almosens, und Reinhold schrieb sofort in dieser Weise die nöthigen Briefe, sowohl an Walther als an den Meister und den Portier seiner Villa, schob aber auf Barner's Rath den Anfang der Arbeit noch auf einige Wochen hinaus, um mündlich für den jungen Künstler Alles im besprochenen Sinne vorzubereiten. Reinhold

hatte in diesen Ueberlegungen und Beschäftigungen schnell die leichte Verstimmung überwunden, welche ihm der augenscheinlich nicht ganz günstige Eindruck seiner Gedichte zurückgelassen hatte. Der Freund sah das mit Freude: „Ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben," sagte er, „auf die Frage, ob Sie Talent genug haben, ein guter und großer Dichter zu werden; daß Sie aber ein guter Mensch sind und ein großes Talent haben, die Kunst zu fördern, das kann ich mit Sicherheit behaupten. Ob Sie der Kunst und der Menschheit so nicht mehr nützen können als durch eigene Production, ist die Frage. —

Am Nachmittage hatten sich Reinhold und Barner wieder in ein Gespräch über Kunst und moderne Literatur vertieft, an dem Frieda lebhaften Antheil nahm, während Georg mit seiner Cigarre am Fenster stand, beobachtete, was auf dem Hofe vorging, und einen Cavalleriemarsch gegen die Scheiben zu trommeln versuchte. Auf einmal lachte er laut auf und rief: „Potz Hagel, was für eine antediluvianische Equipage kommt denn da angefahren? Mit solchem Rumpelkasten pflegte mein seliger Großpapa zu reisen! Seht nur die Geschirre und das alte Mammuth von Kutscher

in dem verschossenen Mantel mit drei Kragen über einander!" — Er konnte sich gar nicht fassen vor Lachen. Reinhold wurde dunkelroth und sprang auf, denn er konnte nach der Beschreibung nicht zweifeln, daß von dem Wagen seiner Tante die Rede war und von dem alten Karl Peltel, dessen Mantel mit drei Kragen er nun schon seit zwanzig Jahren kannte. Er hatte sich nicht getäuscht, das zeigte der erste Blick durch's Fenster, und seine Verlegenheit zu steigern, fuhr Georg fort: „Das alte Murmelthier wird böse und flucht nach allen Seiten."

„Der Wagen und der Kutscher meiner Tante," sagte Reinhold kleinlaut.

„Ah, Pardon, das ändert die Sache!" rief Georg. „Es ist Niemand auf dem Hofe, und da muß ich der alten Rarität selbst zum Unterkommen verhelfen."

Er ging, und Reinhold folgte ihm. Karl Peltel fluchte vom Bocke herunter: „Das weiß doch das Donnerwetter, ist denn hier Alles ausgewandert? Kein Mensch auf dem Hofe, der Einem Bescheid zeigt, das ist ja eine verfluchte Ordnung, und unsere Pferde sind daran nicht gewöhnt! Wenn die vier Meilen gemacht haben, wollen sie in den Stall."

„Ruhig, ruhig, alter Freund," rief Georg noch immer lachend. „So würdige und erfahrene Gäule sollen gleich besorgt werden."

„Na, endlich," sagte Karl; „Zeit wurde es" — und dabei stieg er mühselig vom Bocke und schlug die Arme wiederholt über einander, um sich zu erwärmen. Er hatte Reinhold gar nicht bemerkt, bis der dicht neben ihm stand und ihn anredete:

„Aber um Alles in der Welt, Karl, wie kommen Sie hierher?"

Karl stand gleich kerzengerade und faßte an den Hut. „Ah, unser junger Herr!" sagte er. „Also richtig, da sind Sie? Ich komme auf Befehl der gnädigen Frau, die es nicht anständig fanden, wenn der gnädige junge Herr unter jetzigen obwaltenden Verhältnissen noch mit Krethi und Plethi in der alten Postkarrete zu uns gereist kämen. Die alte Gnädige müssen doch wohl aus dem Schreiben ersehen haben, daß der gnädige junge Herr hier wären. Alles munter bei uns."

Inzwischen hatte Georg ein paar Knechte abgerufen und ihnen Ordre gegeben, Pferde und Wagen unterzubringen und für den Kutscher Sorge zu tragen.

Sie wollten helfen, die Gäule abschirren; aber das litt Karl nicht. „An meinen Kram faßt mir Niemand," sagte er, „das ist meine Sache. Zeigt mir nur, wo ich die Pferde einstellen und die Kutsche unterschieben soll."

Reinhold that noch einige Fragen, die Karl knapp oder gar nicht beantwortete. Seine Discretion in Allem, was seine Herrschaft betraf, ging so weit, daß er auch nicht das Gleichgültigste vor fremden Leuten ausgesprochen hätte.

„Lassen Sie ihn," sagte Georg, „der alte Schwede findet seinen Weg nun schon. Wenn Sie aber mit der ganzen Adoptionsgeschichte so schlecht fahren werden, als mit dieser Antiquitätensammlung, so lohnt es wirklich nicht der Mühe, den Namen drum zu ändern. — Damit nahm er den Freund unter den Arm und führte ihn in das Zimmer wieder zurück. Frieda hatte schon für das Unterkommen des alten Kutschers alle Anordnungen getroffen.

Reinhold mußte noch manchen Scherz von Georg über die allerdings so unmoderne Equipage aushalten, die aber Frieda sofort in Schutz nahm. Sie hatte sich eine ganze Weile mit Karl unterhalten, und die

treuherzige Schlauheit, aus der völliges Zusammengewachsensein mit den Interessen seiner Herrschaft sich aussprach, gefiel ihr. Georg behauptete, Frida nähme Alles in Schutz, worüber er sich lustig mache; sie aber vertheidigte muthig ihre Ansicht und behauptete, alles Altbewährte habe Anspruch auf Anerkennung.

Als die Freunde am Abend auseinander gegangen waren und Reinhold in seinem Zimmer allein war, stellte sich Karl Peltel, der schon auf ihn gewartet hatte, sofort ein.

„Junger gnädiger Herr," sagte er, „ich muß doch kommen und Ihre Kleider und Stiefel in Schick bringen. Hier im Hause sind ja nur Frauenzimmer, und was versteht ein Frauenzimmer vom Kleiderputzen? Sonst Alles honnet und proper im Hause. Die Leute scheinen ordentlich zu sein, und die sogenannte gnädige Frau, eine recht ansehnliche Person, hat sich ganz verständig Etliches mit mir erzählt. War wohl neugierig, Dies oder Jenes über unsere alte Gnädige auszuhorchen, aber auf den Leim geht der alte Karl nicht. Die Domestiken reden nicht schlecht von der Herrschaft. Der Baron sitzt ihnen zwar tüchtig auf der Pelle, aber der Alte hätte es noch besser verstanden, meinten sie.

Der wäre nicht immer dazwischengefahren und hätte doch Alles gewußt und ein Auge gehabt, das mit Einem Blicke den ganzen Schwindel durch und durch gesehen hätte. Der sagt zwar nie ein Wort und stellt sich, als hätte er mit dem ganzen Rummel Nichts mehr zu thun, aber die Leute haben noch heutigen Tages mehr Furcht vor ihm, als vor dem jungen. Was mir nicht uneben vorkommt, ist die Dampfmaschine, die überall mitarbeitet und auch den Häckſel schneidet, was meinen alten Knochen schon recht sauer wird. Ob das Ding wohl viel Geld kostet? Aber wenn's auch umsonst zu haben wäre, die alte Gnädige ließe sich ja solch' Unthier nicht auf den Hof kommen, nicht um's Leben. Am Ende hat sie Recht, wenn es mir auch um's Häckſelschneiden leid ist. Auf solch' ehrwürdig verwittertes Wesen, wie unsere Wirthschaft ist, wo sich Eins gegen das Andere stützen muß, darf man keinen neuen Flicken setzen, sonst platzen alle alten Nähte. Aber Groschen muß der Alte hier geschafft haben, und hat mit Nichts angefangen. Schöne Sachen haben die Leute, das habe ich gesehen, als sie die Theegeschichten hineintrugen, und es hat doch keinen ordentlichen Pli. Die Magd schob das Alles

zuſammen, nicht als ob man das vor die Herrſchaft ſtellen will, nein, als ob man das in der Eile zum Abwaſchen trägt. Viel Silber, viel Silber — ich habe einen Blick in den Schrank geworfen —, dreimal ſo viel als bei uns, aber unſeres iſt ſchwerer, denn ich habe einen Löffel aufgehoben. Und ſo neu ſieht das Alles aus, das hat noch ſcharfe Kanten! Lieber Gott, das ißt noch nicht lange von Silber! Mich haben ſie nobel aufgenommen, Reinholdchen; ich habe ein Gardinenbett, aber hart, matratzenartig, und einen Spiegel über die halbe Wand, und feine Rohrſtühle. Iſt gewiß gut gemeint, aber es paßt ſich nicht. In einem vornehmen Hauſe wäre es nicht vorgekommen. Sehen Sie, junger Herr, da kann man nun bei unſerer alten Gnädigen was verſpüren. Einfach iſt's nur und einerlei, aber es ſitzt was drin, wo man doch Reſpect vor hat!"

Reinhold lag längſt im Bette, und der Alte ſchwatzte immer weiter zu nicht geringer Verlegenheit des Zuhörers. Die Kritik ſeiner Freunde verdroß ihn, und der Gedanke, daß Karl Poltel die vor der Tante eben ſo wiederholen könnte, war ihm höchſt peinlich. Er verſuchte den Alten zu unterbrechen, indem er das

Haus, seine Bewohner und seine eigene Freundschaft zu ihnen in das glänzendste Licht stellte.

„Mag sein — weßhalb auch nicht?“ sagte Poltel. „Aber ein vornehmes Haus ist's doch nicht.“

Reinhold fragte nach der Tante.

„Auf dem Posten,“ sagte Karl, „aber hat öfter geweint in letzter Zeit. Unsereins soll's ja nicht merken; aber, lieber Gott, wenn man bald fünfzig Jahre Jemanden bedient hat, dann merkt man am Tritt, was die Glocke geschlagen hat! Wir wissen ja Alle, was sie mit Ihnen vor hat, und nennen Sie schon immer nur unseren jungen gnädigen Herrn. Aber das rührt sich nun Alles bei der alten Gnädigen, daß sie es allein betreiben muß, ohne unseren seligen Herrn, und daß Gott ihr nicht selbst Kinder schenkte, und daß sie nun doch noch einen Sohn haben soll. Aber leicht bekommen Sie es nicht, Reinboldchen. Seelensgut ist sie, und durch's Feuer ginge sie für Sie, und ihr Letztes gabe sie Ihnen, wenn sie müßte, und hungerte und fröre lieber selbst, aber auf was sie den Kopf gesetzt hat, davon läßt sie nicht ab. So lange hat sie manchmal den Kopf geschüttelt, und zum seligen Herrn hat sie manchmal gesagt, wenn sie meinte, ich

höre es nicht oder wisse nicht, wovon sie sprächen: „Wir haben ja kein Recht, einzuschreiten, aber er wächst uns aus den Händen, wenn auch nicht aus dem Herzen.“ Zuweilen bei Tisch, wenn ich erpreß stehen blieb und mir länger zu schaffen machte, als wohl nöthig gewesen wäre, sagte sie es auf Französisch. Das ging bei ihr nun wie Wasser, aber er verstand's immer nicht recht, und dann mußte sie doch ein Wort oder das andere auf Deutsch zwischenwerfen, und aus den Brocken hatte ich dann das ganze Brod. Nun wird sie aber die Mutter, und da hören Sie auf mich, geben Sie sich nur nicht auf's Streiten. Immer zugeben, am besten thun, was sie will, denn Unrechtes verlangt sie nicht, und wenn's nicht anders geht, 'mal nicht verstanden haben und handeln nach eigenem Bedünken. So habe ich's gemacht, und abgeluchst habe ich die Manier dem seligen Herrn — du lieber Gott! —, der sie doch selten genug operirte. Da können Sie's gleich heute sehen. Als sie mir sagte: „Karl, du fährst morgen zu dem Herrn Barner, da ist mein Pflegesohn vorgesprochen, und den holst du ab“ — wollte ich ein paar kleine Knüppel dazwischen werfen, denn mir paßte das nur schlecht;

nicht gerade um meinetwegen, aber wie soll sie denn zwei Tage ohne mich auskommen? Euer Gnaden, sagte ich, vier Meilen schlechten Weg in dieser Jahreszeit mit dem schweren Wagen, der schon so lange nicht mehr federt, das können unsere alten Braunen nicht leisten, und er ist doch immer mit der Post gekommen, noch das letzte Mal. — Ja, da ließ sie sich auf keine Raison nicht ein, und dann weiß ich immer, daß sie mit ihrem wahren Grund nicht heraus will, aber weg hatte ich ihn doch."

„Nun?" fragte Reinhold.

„„Du fährst sachte den Samstag hin," sagte sie, „„und Sonntag nach dem Gottesdienste werden sich die Pferde so viel geruht haben, daß ich Euch zum Kaffee erwarte."" „Dabei nahm sie ihren Schlüsselkorb rasch und klapperig auf, und das heißt so viel als: Jetzt ist von der Sache nicht mehr die Rede. Weßhalb sie's aber that, das ist: sie will nicht, daß Sie so lange bei den Leuten hier bleiben; hier saugen Sie so viel neue Ideen ein, meint sie, denn die sind auch von den Neuen, und da mag sie nicht Unrecht haben. Solche Dampfmaschine zum Häckselschneiden kommt nicht allein, die zieht Vieles nach sich, und Vieles

muß ſchon vorhergegangen ſein. Darum will ich nur lieber meine alten Knochen an unſerer verroſteten Hächſellade ſtrapeziren. Aber Sie werden mir ſchläfrig, und ich will nun auch in mein hartes Gardienenbett kriechen, kann ja vorher mein altes Geſicht im großen Spiegel drauf anſehen. Gute Nacht!“

Er ging, Reinhold war aber nicht ſchläfrig geworden und konnte lange nicht ſchlafen.“

XI.

In dieser Woche hatte Philippinchen viel einsame Stunden. Sebastian war wieder den ganzen Tag über im Schulhause. Mit welchem Kampfe, welcher Aufregung hatte er den Entschluß fassen müssen, dort wieder einzuziehen, von wo er seiner Meinung nach mit so großer Ungerechtigkeit vertrieben war! Es schien wirklich, als sei er jünger, kräftiger geworden. Den Abend, als er sich entschieden hatte, der ganz unbefangen ausgesprochenen Bitte des Pfarrers Folge zu leisten, hatte er noch alle seine Noten durchgewühlt, und es war dieser durch ein fleißiges, langes Leben selbst geschriebene Schatz zu einer kaum zu übersehenden Masse angewachsen. Er selbst ordnete Nichts. Seine Noten lagen auf dem Clavier, auf den Tischen und Stühlen umher, bis endlich jeder Raum des Zimmers von denselben eingenommen war. Dann benutzte Philippinchen einmal eine Abwesenheit des Bru-

ders und machte Ordnung, freilich auf ihre Weise. Sie suchte Alles sauber zusammen, und verloren ging gewiß kein Blättchen, eher hätte sie etwas durchaus nicht dazu Gehöriges mit dazwischen geschoben. Regelrecht und gerade legte sie Alles übereinander und packte es dann in einen großen Schrank, den sie, freilich mit Seufzen, für die Schreibereien des Bruders eingeräumt hatte. Philippinchen war praktisch. Sie packte die Noten so, daß sie den möglichst kleinen Raum einnahmen, aber sie packte auch Alles durch einander, wie es ihr in die Hand fiel. Wenn dann der Bruder nach solchem Ordnungmachen in's Zimmer trat, merkte er erst gar nicht, was geschehen war, und Philippinchen, die sich jedes Mal auf einen Sturm gefaßt gemacht hatte, hütete sich wohl, ihn darauf aufmerksam zu machen. Sie hielt sich still, am liebsten in der Küche oder im Garten; aber aufgeschoben war der Sturm nur, denn er blieb niemals aus, sollte er auch erst am nächsten Tage losbrechen. Sebastian suchte dann diesen oder jenen Bogen, entdeckte allmählich, was geschehen war, und rief immer heftiger: „Wo sind meine Noten? Philippinchen, was ist mit meinen Noten geschehen?“

Eine Weile hielt sie sich still und that, als ob sie ihn nicht höre; aber er schrie immer heftiger, und endlich mußte sie sich wohl entschließen, den Sturm auszuhalten. Sie rüstete sich mit dem vollen Bewußtsein, Recht gethan zu haben, und trat scheinbar mit vollkommener Ruhe hinzu. „Mein Gott, Sebastian," sagte sie so sanft als möglich, „was für einen Lärm machst Du? Deine Noten sind, wohin sie gehören, dort im Notenschrank."

Für Sebastian war das so viel als verloren. Er riß Alles, was die Schwester so sauber, aber so planlos eingekramt hatte, und meist noch vieles Andere heraus, und da entstand dann eine Unordnung, viel schlimmer, als sie gewesen war. Aber Philippinchen wußte, wie das immer ausging. Hatte Sebastian gefunden, was er im Augenblick vermißte — und gefunden wurde es immer, es fragte sich nur, nach wie langem Suchen, denn verloren ließ sie ja Nichts gehen —, so legten sich die Wellen des Zornes sofort: er ging mit seinem wiedergewonnenen Schatz an's Clavier, und den Rest kramte Philippinchen, so gut es ging, aber sicher noch mehr durch einander geworfen, als vorher, wieder ein. Sie hatte eben gar

keine Pietät vor diesen Schätzen des Bruders, und jeder Groschen, der für Notenpapier ausgegeben wurde, schien ihr ein Raub an ihrer schmalen Wirthschaftskasse.

An diesem Abend war der Sturm in den Noten ein ganz ungewöhnlicher gewesen. Sebastian suchte die Choräle, die er singen lassen wollte. Hier fand er ein Stück, da eine halbe Stimme, dort die Orgelbegleitung — es war ja Alles durch einander. Der ganze Inhalt des Schrankes lag auf dem Boden; Sebastian tobte, Philippinchen weinte und klagte, die verwünschten Noten seien das Unglück ihres Lebens. Dann sprang Sebastian auf, ging mit heftigen Schritten durch's Zimmer, zwischen all' den Musikalienhaufen durch, rang die Hände und schrie gegen solche Blasphemie, die das Heiligste auf der Welt, die Werke seiner erhabenen Meister, verwünschte. Philippinchen stürzte ihm entgegen, schon um die Lampe zu schützen, welche auch auf dem Boden stand, und die er in seinem Zorn umzulaufen drohte. In der einen Hand die Lampe, mit der andern die Augen trocknend, lag sie auf den Knien, halb scheltend, halb begütigend, bis der Zorn des Bruders sich gelegt hatte und das

Suchen von Neuem anfing. Ohne Netta wären sie niemals zu Stande gekommen. Erst stand sie zur Seite, mühsam mit dem Ausbruche der Heiterkeit kämpfend, die ihr diese Verzweiflung der Geschwister hervorrief; dann aber griff sie helfend mit ein, und mit scharfem Auge, das weithin die Ueberschriften las, und mit schneller Hand fing sie an zu ordnen. Die Aufgabe war nicht leicht, aber man sah doch bald, daß Netta den richtigen Weg eingeschlagen hatte, und erst Philippinchen, dann Sebastian ließen sie gewähren und traten still zurück. Netta knieete am Boden, um sie her die Berge von Noten. Sie suchte aus, fragte Sebastian um dieses oder jenes Zeichen, reichte Philippinchen ein zusammengehöriges Paket nach dem anderen, das diese dann auf dem Clavier oder Tische als zusammengehörig hinlegen mußte, und so kam endlich das Werk nothdürftig zu Stande. Sebastian hatte alle Cheräle geordnet vor sich, und sein ganzer Zorn war vergessen. Philippinchen streichelte dem Mädchen, welches wie ein rettender Engel der Noth ein Ende gemacht hatte, schmeichelnd Stirn und Wangen; Netta lächelte dazu und hüstelte aus den Staubwolken heraus, die um sie her aufwirbelten. Dann fuhr Sebastian

entſetzt auf: „Deine Stimme, Mädchen,“ rief er, „Deine Stimme! Du huſteſt! Wenn Du nicht ſingen könnteſt, was ſollte dann aus meinem Triumphe werden?“

Aber ſie beruhigte ihn, und ſchon wurde mit Phillippinchens Hülfe, diesmal aber in beſſerer Ordnung, das, was er nicht brauchte, in den Schrank wieder eingeräumt. Was blieb nicht alles zurück, was gar nicht unter die Noten gehörte! Briefe, Zeitungsblätter, Schulhefte — und Phillippinchen ſammelte das Alles, um es auf dem Dachboden bei Seite zu bringen. Gleich nach dem Dunkelwerden hatten ſie angefangen, den ganzen langen Abend hindurch gekramt, und die Mitternacht hatte längſt geſchlagen, ehe ſie fertig waren. Das Abendbrod hatten ſie ganz vergeſſen. Das war die Vorbereitung, der Vorabend des Tages, an dem Sebaſtian wieder in ſeine alte Thätigkeit eintreten ſollte.

Früh am Morgen war Sebaſtian wieder auf, und Philippinchen wurde in ihrem Kämmerchen von den Tönen des Claviers geweckt. „Gott behüte uns,“ murmelte ſie, „jetzt fängt er ja wohl ſchon gar in der Nacht an, und kaum haben wir uns zur Ruh gelegt!“ — Schnell war ſie in der Küche, das Frühſtück zu

bereiten, aber da kam auch schon Retta die Treppe herunter, und fix und fertig, das Haar so glatt gestrichen, die Schürze so sauber über das einfache Kleid. Sie hatte Ordnung gelernt bei dem Chaos, das sie gestern Abend zu entwirren gehabt hatte. Philippinchen begrüßte sie zum ersten Mal mit schmeichelnder Zärtlichkeit. Sie hatte so lange gemeint, das ungeschickte Mädchen wäre ihr nur im Wege, und nun hatte sie ihr in der Noth so helfend zur Seite gestanden! Aber sie vergaß ihren Dank über das Bejammern ihrer eigenen Lage. „Ja, ich habe es schwer mit ihm," sagte sie, „schwerer, als mir irgend Jemand glauben will. Du hast es kennen gelernt. Er ist sonst so gut wie ein Kind und wäre ein glücklicher Mensch und ganz vernünftig, wenn nur die Musik nicht wäre. Ist er nicht ganz toll, nur weil er wieder einmal vor der Orgel sitzen soll? Was ist's denn weiter? Fünfzig Jahre hat er es betrieben und ist solch' fermer Spieler! Ach, wenn der Kelch erst an uns vorüber wäre, und wir diesen Sonntag hinter uns hätten!"

Sebastian's Aufregung hatte wirklich etwas Beunruhigendes. Er, der sein Häuschen, grellend gegen

die ganze Gemeinde, die seine Pensionirung hatte geschehen lassen, seit Monaten nicht verlassen und keines Nachbars Schwelle betreten hatte, lief schon vor Tagesanbruch in alle Nachbarhäuser, mahnte die Kinder, pünktlich zu sein, warb die Erwachsenen, welche seine besten Schüler gewesen waren, und kam dann immer wieder zurück, um den Choral, den er nach langem Schwanken gewählt hatte, auf dem Clavier durchzuspielen.

Endlich schlug die Stunde. Er warf sein Mäntelchen um, nahm die Noten unter den Arm und forderte Netta auf, ihn zu begleiten. Sie wollte ihm die Noten abnehmen, aber das litt er nicht. So gingen sie das Dorf entlang. Vor allen Thüren standen die Kinder, gleichfalls in großer Spannung, denn Sebastian's Aufregung hatte ihnen allen die Empfindung gegeben, daß etwas Außergewöhnliches vorginge. So war jedes pünktlich fertig und schloß sich dem alten Lehrer an. Immer größer wurde der Zug und sammelte sich vor dem Schulhause. Aus allen Fenstern sahen die Leute, und so nahm der ganz einfache Vorgang wirklich den Anstrich eines Ereignisses an. Sebastian, der zu seiner Freude auch viele

erwachsene junge Leute mit im Zuge sah, zog wie im Triumph in den Raum seiner alten Thätigkeit ein. Es schien ihm das ein Sieg über den Nachfolger, den er haßte, ohne ihn zu kennen, denn er hatte den wiederholten Besuch desselben, der ihn niemals zu Hause traf, unerwidert gelassen; ja, er ließ sich nicht ausreden, der Mensch sei gar nicht krank, und die ganze an ihn ergangene Aufforderung sei Nichts als eine Intrigue desselben, um ihn auf's Glatteis zu locken. Wie kam solch' Mißtrauen, solch' ein Haß in Sebastian's sonst so kindliches Gemüth? Die Reizbarkeit des Künstlers, die Eifersucht hatte sie erzeugt, aber das Herz wußte Nichts davon. Hier war der Verdacht nun vollkommen ungerechtfertigt. Der neue Lehrer war ein kränklicher, harmloser Mensch, den eine Ueberanstrengung und starke Erkältung für einige Tage gezwungen hatten, seine Pflicht auszusetzen. Er kam bleich und kaum fähig, zu sprechen, dem Vorgänger entgegen und dankte schlicht und einfach für die Bereitwilligkeit, ihn zu vertreten. Sebastian's feindliche Stimmung war sofort entwaffnet, und als der junge Mann gar mit in's Schulzimmer trat, um, so viel er könne, behülflich zu sein, die Kinder-

schaar in Ordnung zu halten, war Sebastian schnell für ihn eingenommen. Der junge Mann fügte noch hinzu, er hätte lebhaft bedauert, dem bewährten und vielgepriesenen Musiker bisher so fern geblieben zu sein; denn er hätte sich darauf gefreut, seinen Rath und Unterricht in Anspruch zu nehmen, da ihm die Ausbildung der andern Disciplinen so wenig Zeit gelassen hätte, sich musikalisch mehr als nothdürftig auszubilden. Sebastian versprach fast gerührt Alles und ging dann sofort an die Einübung des Gesanges zum Gottesdienste des nächsten Sonntages.

Netta war bescheiden an der Thür stehen geblieben. Die Dorfkinder sahen sie scheu und neugierig an. Das junge Mädchen, das, man wußte nicht woher, auf Empfehlung des alten Herrn Varner beim Geschwisterpaar wohnte, war mit Niemandem im Dorfe in Berührung gekommen, wenn auch Jeder es öfter hatte durch's Dorf gehen sehen, oder ihm auf dem Wege begegnet war. Daß es fast täglich zur gnädigen Frau ginge, wußte man auch, und namentlich die jungen Leute des Ortes zerbrachen sich den Kopf darüber, welche Bewandniß das haben könnte. Nun stand das Räthsel auf einmal mitten zwischen ihnen,

fast noch ein Kind, und es war nichts Außergewöhnliches an ihm zu entdecken.

Die Stimmen wurden ausgetheilt, und Sebastian nahm jeden Einzelnen an's Clavier, das der Lehrer aus seinem Zimmer bereitwillig hatte herüber bringen lassen. Es schien, als wäre der alte Mann nun zwanzig Jahre jünger geworden, so kräftig, so freudig übte er sein Amt. Der junge Lehrer hatte sich zu ihm gesetzt und betrachtete ihn mit Verwunderung. Es ging langsam mit dem Unterricht, denn Sebastian war schwer zu befriedigen, und Retta wurde die Zeit lang wie den anderen Schülern, die schon anfingen, leise plaudernd sich in Gruppen zusammen zu stellen und sich fragten, was denn das fremde Mädchen hier wolle. Da rief Sebastian auch sie an's Clavier und gab ihr ihre Noten. Ganz unbefangen fing sie an. Bei den ersten Tönen sah der junge Lehrer, der bis dahin das häßliche Mädchen kaum beachtet hatte, verwundert zu ihm auf. Der Klang der Stimme mußte Jeden überraschen, und unter den Anderen begann ein Flüstern, dem Sebastian mehr als einmal mit strengem Ruf Ruhe gebieten mußte. Retta allein schien keine Ahnung davon zu haben, welchen Eindruck sie hervorgerufen

hatte. Eben so gleichgültig, als sie an's Clavier getreten war, ging sie auch zurück, und stand wieder allein an der Thür, denn Alle machten ihr Platz, und Keiner richtete ein Wort an sie.

Der Unterricht war weit über die gewohnte Zeit ausgedehnt, und der junge Lehrer mahnte Sebastian, leise flüsternd, zu wiederholten Malen, für heute zu schließen, aber der, als sei er unermüdlich, schüttelte nur mit dem Kopfe und fuhr fort. Schon fingen die Kinder an unruhig zu werden, und der Lehrer sah hülfesuchend zu Netta hinüber, die Sebastian eben wieder an's Clavier rief. Sie hatte aber den Blick des jungen, so krank aussehenden Mannes verstanden und sagte entschieden: „Für heute nicht mehr, Sebastian, es ist genug. Ihr strengt Euch über die Gebühr an, und den Anderen wird's auch zu lang."

„Das ist meine Sache!" rief er mit glühendem Gesicht. „Komme her und singe, wir haben nur vier Tage, und es geht noch erbärmlich."

Netta sah auf den Lehrer, und als der ihr einen Wink gab, zu beharren, sagte sie ganz ruhig, aber mit fester Stimme: „Ich singe heute nicht mehr und gehe."

Sebastian sprang zornig auf. „Du singst nicht?“ rief er. „Du willst nicht singen? Du, die Du mir versprochen hast, feierlich und fest, mich zu unterstützen mit allen Kräften? Undankbares, boshaftes Geschöpf! Und Du weißt sehr gut, daß es ohne Dich nicht geht, daß Deine Sicherheit die Anderen halten muß.“

„Ich werde singen,“ erwiderte sie ganz ruhig, „aber nicht heute mehr. Ihr müßt Euch schonen, und die Zeit ist um.“

Sebastian, außer sich, fuhr auf sie zu. Alle Anderen wichen auseinander. Jeder hatte den Schluß der Stunde gewünscht, den Wunsch sogar schon durch Murren kund gethan, und nun waren doch Alle geneigt, gegen Netta Partei zu nehmen. Was hatte die Fremde den Ausschlag zu geben?

Aber der Lehrer trat dazwischen und sagte mit matter Stimme! „Sie hat Recht, lieber Herr, laßt es gut sein für heute. Ihr selbst braucht der Ruhe, und die Kinder sind nicht gewohnt, über die Mittagsstunde hinaus in der Schule festgehalten zu werden.“

Sebastian warf einen zornigen Blick auf den Sprecher. Wieder stieg in ihm der Gedanke auf, der Nachfolger wolle nur nicht zugeben, daß er mit Ehren

bestünde, aber es war nur ein flüchtiger Gedanke, den ein Blick in die kranken, milden Züge schnell verscheuchte. „Gut," sagte er, „auf morgen denn, aber pünktlich!" Er nahm seine Noten; das Mäntelchen hätte er fast vergessen, hätte es nicht Netta ihm sorgsam umgehängt. Aber er dankte ihr nicht, denn ihr schmollte er noch immer. Dafür drückte ihr der junge Lehrer dankbar die Hand. Lärmend und jubelnd zerstreuten sich die Schulkinder, aber auf Netta warf jedes noch einen fast feindseligen Blick. Was hatte der Eindringling das Wort zu führen in ihrer Sache? Und nun hatte der Alte noch gar gesagt, es ginge nicht ohne sie: „Ei dann könnten sie ja fortbleiben!"

Als Sebastian in seinem Häuschen wieder angekommen war, sank er erschöpft zusammen. Er hätte es nun wohl fühlen können, daß er alt geworden war, und daß man ihm nicht Unrecht that, als man ihn pensionirte. Aber er schob es nicht darauf, er schob es auf die musikalische Vernachlässigung der Kinder. „Früher wäre ich mit der halben Mühe schneller vorwärts gekommen!" sagte er, und noch immer böse auf Netta, setzte er hinzu! „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen, und daran bist Du schuld. Wer

hieß Dich, in Deinem Eigensinn die Stunde aufheben?"

Die arme Netta hätte der Verwürfe nicht bedurft, um betrübt zu sein. Sie hatte es wohl empfunden, wie Alle sie scheel ansahen, wie Keiner ihr ein Wort bot, und sie so vereinsamt dastand unter der Menge. Nur der kranke Lehrer hatte ihr freundliche Theilnahme gezeigt, und die hatte ihr doppelt wohl gethan als Gegensatz zum abweichenden Verhalten der Anderen. Sie setzte sich auch still und traurig in die Ecke und erwiderte Nichts auf Sebastian's Vorwürfe. Philippinchen trug das Essen auf, kannte die Schweigsamkeit der Beiden nicht verstehen und merkte es auch nicht, daß ihr Bruder erschöpft war.

Am anderen Morgen war Sebastian aber wieder vor Tag auf und lief im Zimmer hin und her. Er konnte die Zeit nicht erwarten, bis es wieder zur Schule ginge, sah jeden Augenblick nach der Uhr, und noch vor dem Glockenschlag machte er sich auf den Weg. Netta wäre am liebsten zu Hause geblieben, aber sie wagte nicht, das vorzuschlagen, und so ging sie stumm und innerlich gekränkt nebenher. Diesmal

ſchloſſen ſich die Kinder nicht im frohen Zuge ihnen an, jedes ging ſeinen eigenen Weg, nicht die breite offene Dorfſtraße entlang, ſondern alle drückten ſich auf den kleinen Fußwegen an den Häuſern hin, mit einander flüſternd und auf Netta zeigend, die das wohl empfand und den Blick zu Boden ſenkte. Keiner bot ihr einen Guten Morgen, ja, ihr Gruß wurde nicht einmal erwidert und nur mit allgemeinem Lachen aufgenommen. Kinder ſind grauſam in ihrer Abneigung. Nur der junge Lehrer, ſo ſchwer es ihm zu werden ſchien, kam ihnen auf der Schwelle entgegen und erkundigte ſich theilnehmend, wie dem alten Herrn die Anſtrengung bekommen ſei. Sebaſtian war verſtimmt, er nahm alſo auch dieſe Theilnahme verſtimmt auf.

„Anſtrengung?“ ſagte er, „für mich iſt das keine Anſtrengung, noch bin ich nicht ſo alt, als man mich machen will. Fünfzig Jahre lang habe ich meine Schule gehalten und nicht einen Tag ausgeſetzt. Mich brauchte Niemand zu vertreten.“

Dem jungen Manne, der ſeinen guten Willen ſo übel gedeutet ſah, flog eine leiſe Zornröthe über die bleichen Züge. Er wollte Etwas erwidern, aber ein

bittender Blick von Netta hemmte seine Worte. Er reichte dem Mädchen zum Gruß die Hand, und während Sebastian in das Schulzimmer trat, flüsterte es ihm zu: „Nehmt es dem alten Manne nicht übel, er ist wunderbar aufgeregt, und ich will froh sein, wenn er es überstanden hat."

„Ich wollte ihn nicht kränken, gewiß nicht," erwiderte der Lehrer, wollte aber in sein Zimmer zurückkehren und heute nicht mit in's Schulzimmer gehen.

Netta schrack zusammen. Sollte sie da hinein, und ohne den einzigen Menschen, von dem sie meinte, daß er ihr nicht feindlich gesinnt sei? Das war ihre erste Empfindung, dann that es ihr leid, daß der junge Mann, dessen ganze Erscheinung Theilnahme erwecken mußte, gekränkt fortgehen sollte, und das war ihr schmerzlich auch um Sebastian's willen, von dem sie ja wußte, wie schnell bei ihm Zorn und Verstimmung verübergingen. Sie trat also dem Lehrer in den Weg und bat: „Gehen Sie nicht so fort. Sebastian hat längst vergessen, was er sagte, und mir wäre so bang ohne Sie unter allen den fremden Menschen."

Der Lehrer sah sie erstaunt an. In dem Augen-

blicke erſchien ihm das Mädchen nicht halb ſo häßlich als vorher, und in ihrer Stimme lag ein Wohllaut, durch den ein ſo rührender Ton der Angſt und des Wohlwollens zog, daß ſie ihn wider Willen feſſelte.

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann,“ erwiderte er, „komme ich gern, und ſchon um Sie noch einmal ſingen zu hören, denn Sie haben eine prachtvolle Stimme.“

Netta erröthete, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, ſchritt ſie ſchnell in das Schulzimmer voraus. Der Lehrer folgte und nahm ſeinen Platz wieder neben Sebaſtian. Aber das Geſpräch war nicht unbemerkt geblieben. Ein Paar von den erwachſenen Dorfmädchen, die wieder zum Mitſingen gekommen waren, ſteckten die Köpfe zuſammen. „Die verſteht ſich mit dem Lehrer,“ flüſterten ſie, „wer weiß, ob nicht die ganze Sache von den Beiden ausgeht und verabredet iſt. Da ſehe Einer die hergelaufene Dirne! Und deßhalb ſollen wir uns plagen und vom alten Sebaſtian aushunzen laſſen wie die Schulkinder?“ Sie machten Kehrt und verließen das Schulhaus.

Als dießmal Sebastian Retta an's Clavier rief, trat sie nicht so unbefangen heran, als am Tage vorher. Der Kranke hatte ihre Stimme gelobt und war mitgekommen, um sie singen zu hören. Es war ihr wirklich, als sänge sie für ihn, und die Stimme schwankte in der Verlegenheit.

Sebastian fuhr zornig auf: „Was machst Du?“ rief er. „Was war das für ein Einsatz?“

Der junge Lehrer griff hinüber und schlug ihr leise den richtigen Ton an. Sie sah ihn dankbar an und setzte ein, dießmal glockenrein und mit dem Klang der Empfindung, der ihrem Gesang so selten kam.

Sebastian war heute zufriedener, nicht allein mit Retta, sondern mit Allen. Er schloß pünktlich seinen Unterricht, zuversichtlich, daß es gehen würde. Der junge Lehrer sagte ihm ein anerkennendes Wort über seine vortreffliche Methode, und wie viel er nur beim Zuhören lerne.

„Ja!“ rief Sebastian. „So muß man sie zusammennehmen, so bringt man es heraus!“

Er war seelenvergnügt, schüttelte dem Lehrer die Hand, erlaubte Retta, die Noten zu tragen, und faßte

ſie unter den Arm, als er nach Hauſe ging. „Geht Einem nicht das Herz auf, wenn's ſo zuſammenklingt?“ ſagte er immer wieder, und ſeine alten Züge ſtrahlten wie Mittagsſonnenſchein, der gerade auf ſeinen beſchneiten Weg glanzte. So leicht verletzt, ſo leicht erhoben iſt das Gemüth eines Künſtlers, ein kleiner Erfolg, eine geringe Anerkennung erhebt es ſofort wieder. Und der alte Sebaſtian hatte eine Künſtlernatur mit allen ihren Schwächen und mit allen ihren liebenswürdigen Eigenſchaften. Heute fühlte er es nicht einmal, wie ihn der Unterricht angegriffen hatte, und doch waren ſeine Wangen eigenthümlich geröthet, und ſeine Hände zitterten fieberhaft.

Philippinchen hatte die Beiden nach den Erfahrungen des geſtrigen Tages noch gar nicht ſo früh erwartet und war noch lange nicht fertig mit ihren häuslichen Vorbereitungen und Geſchäften. Der Bruder war ſo ſelten fort, und da hatte ſie dieſe Gelegenheit benutzt, mit Hülfe einer alten Arbeiterfrau ſein Zimmer gründlich rein zu machen. Sie hatte die Dielen aufgewaſchen, die Fenſter geputzt und die Möbel abgeſtäubt. Das war Philippinchens Schwäche. Wenn der Bruder da war, durfte ſie dieſe Wirthſchaft

nicht vernehmen, und so ließ sie eigentlich keine längere Abwesenheit desselben vorübergehen, um das zu thun, was sie durchaus für ihre Pflicht hielt. Jedesmal hoffte sie, Sebastian würde es gar nicht merken, was sie in seiner Abwesenheit mit dem Zimmer vorgenommen hätte, aber fast immer wurde sie zu spät fertig und mußte den vollen Ausbruch seines Zornes hinnehmen, der sie zwar immer zum Weinen brachte, nie aber ihre feste Ueberzeugung erschütterte, daß sie nur ihre Pflicht erfüllt hätte, und daß sie die ungerechten Verwürfe auch wie ein Martyrthum der Pflicht hinnehmen müsse. Heute waren die Dielen noch feucht, die Fenster standen auf, die Möbel durch einander. Da hörte sie die lärmenden Stimmen der Kinder, die aus der Schule kamen.

„Herr des Himmels!“ rief Philippinchen, „ich glaube gar, da sind sie schon.“ Sie schlug die Fenster zu und schob die Möbel mit Hülfe der alten Frau an ihre Stellen. „Nun bekomme ich es, nun sollt Ihr sehen, Feldern, nun bricht's über mich ein. Und ich kann doch nicht Alles in Schmutz und Staub zu Grunde gehen lassen! Ach, ich habe es schwer, sehr schwer!“

Die Frau hatte ſie zur Gartenthür hinausgeſchoben, ſich möglichſt unbefangen auf ihren Lehnſtuhl an's Fenſter geſetzt, nach einer Handarbeit greifend, als ſei Nichts geſchehen, oder ſei doch längſt fertig. Da hörte ſie auch ſchon Sebaſtian und Netta, die auf dem Vorflur den Schnee von den Füßen abſtießen, und Sie machte ſich gefaßt auf den Sturm, den ſie ſich vornahm, dießmal ruhig über ſich ergehen zu laſſen und ihm kein Wort zur Entgegnung entgegenzuſtellen. Das nahm ſie ſich jedes Mal vor, und hatte es noch niemals gehalten, dießmal aber hätte es des Vorſatzes gar nicht bedurft, denn Sebaſtian war ſo vergnügt, ſo mit allen Gedanken bei ſeinem Choral, deſſen Accorde ihm durch die Seele tönten, daß er gar nicht bemerkte, daß das Zimmer kalt und die Dielen halb feucht waren. Er warf ſein Mäntelchen ab und ging gleich an's Clavier.

„Mein Gott, wie iſt das verſtimmt, und heute Morgen klang es noch ganz rein!“ rief er nach den erſten Accorden.

„Nun muß der Sturm kommen,“ dachte Philippinchen, aber Sebaſtian's Gedanken waren ſo mit ſeiner Muſik beſchäftigt, daß er nicht über den Grund dieſer

Veränderung seines Instrumentes nachdachte, sondern gleich nach dem Stimmhammer griff und die Saiten nachzog.

Philippinchen sprang auf. „Nun fängt er an zu stimmen," sagte sie vor sich hin, aber so laut, daß Sebastian es hören sollte, „das hält mein Kopf nicht aus, aber auf mich wird ja nie Rücksicht genommen."

„Philippinchen," sagte Sebastian ganz ruhig, schlug aber scharf dabei einen Accord an, „ich kann auf dem verstimmten Clavier nicht spielen."

Sie war aber schon zur Thür hinaus und kauerte auf dem Schemel hinter'm Heerd, indem sie sich das große Tuch über Kopf und Ohren zog, verwundert, daß der Sturm nicht über sie eingebrochen war, und zu Thränen gekränkt, das ihr zum Tort das Clavier gestimmt wurde.

Retta saß indessen in ihrem Kämmerchen. Sie war auch gekränkt, und mit mehr Grund als Philippinchen. Die zurückweisende Stimmung der Schulkinder hatte sich heute noch deutlicher gezeigt als am Tage vorher. Sie konnte nicht sagen, daß sie eine Veranlassung dazu gegeben hätte, und doch schmerzte es sie, ja, es gab ihr eine bittere Empfin-

dung, die ihr bis dahin fremd geweſen war. Es iſt ſchwer, die ungerechte Feindſeligkeit, die Beleidigung der Menge zu ertragen, der man Nichts entgegenzuſetzen im Stande iſt. Netta war nie im Leben durch Liebe verwöhnt geweſen, aber ſie hatte auch nie das Gegentheil erfahren, wenigſtens hatte ſie es noch nie bemerkt. Als ſie heute durch's Dorf gegangen war, am Arm ihres alten Lehrers, hatte man ihr ſpottende Worte nachgerufen, die ſie kaum verſtand, aber die ſie doch auf ſich beziehen mußte. „Vogelſcheuche mit der erſten Stimme!“ hatten die Kinder laut lachend gerufen und auf die Melodie des Oberals geſungen: „Wer nur die Straße kommt gelaufen und richtig ſinget alle Zeit!“ und mehr dergleichen. „Sebaſtian hat Nichts davon gemerkt, aber der arme, kranke Lehrer muß es gehört haben,“ dachte ſie. Sie fingen ja gleich an, als ſie aus dem Schulhauſe trat. Das kränkte ſie am meiſten, daß er, der ſo freundlich zu ihr geweſen war, Zeuge hatte ſein müſſen, wie man ſie verſpottete. Sie fühlte, daß, wenn ſie allein bliebe und noch weiter darüber nachdächte, ſie die Thränen nicht würde zurückhalten können, und ſo nahm ſie ſich zuſammen und verließ ihr Kämmerchen, um Philip-

pinchen zu helfen den Tisch zu decken. Sie fand die Alte, wie gesagt, weinend. Aber deren Zärtlichkeit für das junge Mädchen war nun einmal aufgewacht, und sie fiel ihr um den Hals, ihr Leid klagend über das Stimmen des Claviers. Netta sprach ihr Trost zu und fühlte sich dadurch selbst getröstet. Dann trugen sie zusammen das Mittagbrod auf, und es wurde so friedlich in dem Zimmerchen, wie seit langer Zeit nicht. Windstille nach dem Sturm, Sonnenschein nach trübem Himmel!

Am andern Morgen erwachte Sebastian mit Fieber und heftigem Kopfweh. Aber das durfte er sich um keinen Preis merken lassen. Er verbarg es also vor der Schwester und Netta und ging zur festgesetzten Stunde in's Schulhaus. Netta hatte sich vorgenommen, Alles über sich ergehen zu lassen, dauere es doch nur noch zwei Tage, und zu thun, als bemerke sie Nichts. Sie freute sich darauf, den jungen Lehrer wieder zu begrüßen, der ihr so leid that mit seiner schwachen Gesundheit und der so allein war und ohne Pflege in der einsamen Wohnung. Sie hatte schon Philippinchen von ihm erzählt und ihr gutes Herz schnell gerührt, so daß sie beschloß, ihm ihren be-

währten Brustthee zu kochen und durch den kleinen Sohn des Nachbars hintragen zu lassen, „denn daß ich, eine ledige Person, zu einem unbegebenen Manne in die Wohnung gehe, das würde sich nicht schicken," hatte Philippinchen gesagt.

Der Lehrer kam ihnen aber an diesem Tage schon viel wohler entgegen, und das war gut, denn Sebastian wäre ohne seine Unterstützung nicht durchgekommen. Der junge Mann, welcher schnell gesehen hatte, wie schwach, wie zerstreut und sichtlich leidend der Alte war, löste ihn ab am Clavier und übernahm zeitweise selbst die Uebung, aber so taktvoll, daß dieser meinte, er erbäte sich nur Unterweisung. Netta jedoch verstand die Absicht und empfand sie dankbar, denn auch ihr fiel es auf, wie erschöpft und verändert Sebastian war. Im Fortgehen wollte sie dem Lehrer einige Worte des Dankes zuflüstern, aber er wich ihnen aus und ließ sich an dem wohlthuenden Gefühle genügen, daß Netta ihn verstanden hätte. Diese mußte den Alten auf dem Heimwege mehr stützen als führen; als sie aber Philippinchen ihre Besorgniß über seinen Zustand aussprach, wollte diese Nichts davon wissen. Sie kenne

seine Natur, die sei kernfest; das sei nur die Aufregung, und dagegen sei Nichts zu machen. Netta konnte aber ihre Angst nicht überwinden, aus der es ihr klar wurde, wie ihr Herz an dem alten Manne hing, und in der sie vergaß, welch' Mißbehagen ihr diese Gesangübungen mit der gegen sie so abstoßenden Schuljugend bereiteten.

Gegen Abend kam der junge Lehrer, um sich für Philippinchens Thee zu bedanken und nach des Alten Befinden zu erkundigen. Der wurde ganz weich und seine frühere Abneigung gegen den Nachfolger wandelte sich in eine zärtliche väterliche Freundschaft. Er nannte ihn nur noch „mein lieber Sohn", und weit ausiehende Plane gemeinsamer Musikübungen wurden gemacht. Netta sah aus ihrer halbdunklen Ecke wehmüthig zu den Beiden hinüber. Weder der bleiche junge Mann mit dem kurzen, trockenen Husten, noch der alte mit den unnatürlich gerötheten Wangen und den funkelnden Augen sahen aus, als könnten sie fern hinaus Plane machen. Ihr wurde bang um's Herz, und zum ersten Male fühlte sie, daß sie anfing, leise Wurzel zu schlagen mit ihren Empfindungen. Das kleine trauliche Zimmerchen mit Philippinchen, die

sich ganz nahe zu ihr herangerückt hatte und ihren Kopf an Netta's Schulter lehnte, mit den beiden Männern, zwischen denen die junge Freundschaft so frisch aufsproß, gab ihr zum ersten Mal das Gefühl einer Heimath. Die drei Menschen meinten es gut mit ihr, das empfand sie und hatte es verstehen lernen aus der Abneigung, die Andere ihr zeigten.

Beim Abschiede umarmte der junge Lehrer Sebastian, reichte Philippinchen und Netta freundschaftlich die Hand, und lächelte dankbar, als diese ihn mit herzlicher Fürsorge in Philippinchens großes Tuch einhüllten, damit er sich nicht auf's Neue erkälte.

Der letzte Tag der Uebung war nur eine Probe an der Orgel. Sebastian war, mehr getragen als gestützt von Netta und dem Lehrer, mühsam die steile Treppe hinaufgekommen; als er aber vor der Orgel saß, war es, als wäre die alte Kraft ihm wiedergekehrt. Die Töne trugen ihn, und voll, ohne Zeichen von Schwäche, führte er sein Präludium aus. Sein Eifer, seine Begeisterung riß die Anderen mit fort, der Gesang ging correct und brauchte nicht wiederholt zu werden.

So konnte man getroſt den Sonntag erwarten, von dem Sebaſtian freilich keine Genugthuung dem Nachfolger gegenüber verlangte, der ihm aber von dieſem zuerſt und dann von dem ganzen Orte eine Anerkennung einbringen ſollte, die gewiſſermaßen ſeine lange Thätigkeit in der Gemeinde krönte und zum Abſchluß brächte.

XII.

Reinhold hatte den Freunden mitgetheilt, daß seine Tante ihn am Sonntag Nachmittag erwarte, daß er also nach dem Gottesdienst von ihnen Abschied nehmen müsse. So wurde denn verabredet, daß sie gemeinsam zur Kirche fahren wollten, aber Georg entschuldigte sich im letzten Augenblick mit dringenden Geschäften. Frieda war unzufrieden damit und verstimmt, und konnte das nicht verhehlen. Auch Reinhold war nicht in frischer Stimmung. Der Druck, den die Tante auf ihn auszuüben anfing, war ihm empfindlich, und die Art, wie sie seinen Besuch bei den Freunden abzukürzen suchte, verdroß ihn. Barner allein war fröhlich und ruhig wie immer. Er wußte nicht, daß sein alter Schulfreund heute wieder seinen Platz an der Orgel einnehmen würde, und Frieda, bei der sich Netta für die ganze Woche entschuldigt hatte, weil Sebastian sie zu gemeinsamer Gesangübung mit der

Dorfjugend verlangt hätte, hatte das über den Besuch des Freundes ganz vergessen. So fuhren sie pünktlich, wie Barner das stets zu sein pflegte, zur Kirche und saßen schon vor Beginn des Gottesdienstes auf ihren Plätzen. Reinhold freute sich über die saubere und geschmackvolle Ausstattung der freundlichen Dorfkirche und flüsterte das Frieda zu, die lächelnd auf ihren Vater zeigte. Barner hatte es gesehen und sagte leise zu dem jungen Freunde: „Wenn Sie wüßten, welche Mühe ich gehabt habe, den jetzigen Zustand aus Zerfallenheit und Geschmacklosigkeit herauszuarbeiten, wie ich ihn vor zwanzig Jahren vefand! Es half Nichts, daß ich alle Kosten der Restauration allein übernehmen wollte, die Bauern verweigerten das, denn nirgend findet sich das zähe Festklammern an Altgewohntem hartnäckiger als im Bauernstande, selbst wo es sich der Einsicht nicht verschließen kann, daß das Neue besser ist. Es blieb mir Nichts übrig, als die Sache umzukehren und vom uneigennützigen Erbieten zum Gegentheil umzuschlagen. Ich verweigerte meine Zustimmung und Beihülfe zu nothwendigen Reparaturen, denn eine fast lebensgefährliche Zerfallenheit fing schon an, sich zu zeigen. Wenn ich mir dann eine solche

hatte abdringen lassen, ließ ich sie so ausführen, daß sie wieder eine neue Aenderung bedingte. Wieder dieselbe Hartnäckigkeit meinerseits, und so hat das viele Jahre gedauert, bis die Gemeinde zum großen Theil auf eigene Kosten das erreicht hat, was ich ihr umsonst in wenig Wochen hergestellt hätte. Nun aber ist sie zufrieden und freut sich jeden Sonntag an ihrem Werke."

„Und sieht sie ihre Thorheit und Verblendung nicht ein?" fragte Reinhold.

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Barner. „Ich aber habe eingesehen, daß mein erstes Anerbieten ein Fehler und eine Thorheit war, die freilich aus meiner damaligen Unkenntniß des bäuerlichen Charakters entsprangen. Zur Kirche, dem schönsten und eigentlich noch einzigen Bande der Gemeinde, muß nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft beitragen, und dann nimmt der Bauer überhaupt nicht gern Etwas geschenkt. Er kennt nur den Zwang der Verpflichtung und hat für eine gewisse Generosität kein Verständniß. In seinem Mißtrauen wittert er immer Hintergedanken und sieht als Folge eines empfangenen Geschenkes immer eine unpräcisirte Verpflichtung seinerseits, die

ihn beängstigt. Eine uneigennützige Absicht setzt er niemals voraus."

Die Kirche hatte sich gefüllt, und in ungewöhnlicher Weise. Namentlich war der Chor vor der Orgel dicht besetzt. Aber auch von den anderen Plätzen, war keiner leer und eine eigenthümliche Spannung lag auf allen Gesichtern; denn die Schulkinder hatten nicht verfehlt, die Kunde des mit besonderem Eifer einstudirten Gesanges in allen Häusern zu verbreiten. Barner, dessen immer beobachtendes Auge das nicht entging, konnte sich den Grund der außergewöhnlich zahlreichen und sichtlich gespannten Versammlung nicht erklären, sah aber mit Verwunderung den jungen Cantor, der sonst seinen Platz auf dem Chor hatte, zwischen der Gemeinde sitzen, bleich, mit sichtlichen Zeichen des Krankseins. Der junge Mann war vielleicht der Einzige in der großen Versammlung, der sich mit ganz reiner Empfindung auf die Wirkung der Orgel und des Gesanges freute, und diese Empfindung traute ihm auch nicht Einer zu aus der Gemeinde.

„Der wird sich ärgern," flüsterte Einer zum Anderen, „denn auf der Orgel ist ihm der Alte über,

und ſingen werden ſie heute tüchtig, ſchon um es ihm zu zeigen.“

Nun begann das Präludium, und Barner erkannte ſofort die Spielweiſe ſeines alten Schulkameraden. So aber hatte Sebaſtian noch niemals geſpielt, ſo ergreifend, ſo voll und mächtig wie das Donnerwort Gottes, das mahnend in das irdiſche Treiben klingt, und dann wieder ſo zart und heilig, wie ein Gruß aus dem Jenſeits, das die Pforten der Ewigkeit aufthut.

Reinhold konnte ſeine Ueberraſchung nicht verbergen. Das war kein ſchlichter Dorforganiſt, der ſo ſpielte, das war ein Künſtler im vollen Sinne des Wortes, und ein Künſtler, über den eine beſonders begnadigte Stunde gekommen war. Ihm fiel ein, was Barner ihm einmal von Sebaſtian erzählt hatte, und er flüſterte ihm zu: „Iſt das Ihr Schulfreund, der muſicaliſche Sonderling? das iſt ja ein großer Künſtler.“

Barner nickte leiſe mit dem Kopf. Es war ihm faſt unheimlich, den Alten wieder von dem Platz zu hören, und das Spiel kam ihm vor, halb wie die Anrede eines Auferſtandenen, halb wie der Abſchiedsgruß eines Hinſcheidenden.

Nun kam das Lied, sicher, voll und rein gesungen, gehalten von der vortrefflichen Orgelbegleitung. Frieda hörte zwar Netta's klare Stimme durchtönen, aber sie deminirte nicht und ordnete sich ein. Als aber die Responsorien kamen, die sie zum Theil allein sang, oder doch mit der Solostimme einführte, tönte ihr Gesang so glockenhell und voll von der Wölbung, daß Alle von dem Eindruck überrascht waren. Reinhold war mehr als das, er war tief erschüttert, und der Klang dieser Stimme ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß sie ihm im Ohr und in der Seele nachtönte, und die Rede des Geistlichen fast unbemerkt an ihm vorüber ging. Er wartete ungeduldig auf den Schlußvers, der den Gottesdienst schließen sollte, auf das Orgelpräludium und auf diese Stimme, die er nun auch aus allen anderen hervorhören würde. Er wartete vergebens. Als der Geistliche das „Amen" gesprochen hatte, zeigte sich eine eigenthümliche Unruhe auf dem Chor, eine Pause trat ein, und dann begann der Gesang ohne Orgelbegleitung, haltlos und einstimmig, und die Stimme, die sein Ohr suchte, fehlte in demselben.

Erregt verließ die Gemeinde das Gotteshaus. Barner trat zum Pfarrer und sagte besorgt: „Was

iſt geſchehen? Der alte Sebaſtian muß krank geworden ſein, und wie kam er heute wieder an die Orgel?“

Der Geiſtliche erzählte einfach den Hergang und bedauerte ſeine harmloſe Aufforderung an den alten Cantor, dieſes eine Mal den der Schonung ſo bedürftigen Nachfolger zu vertreten. Der Alte hätte gleich die Sache mit übertriebenem Eifer ergriffen, die ganze Woche lang den Schulunterricht durch ſeine Geſangsvorbereitungen unterbrochen, und er hätte das geſchehen laſſen, theils auf Fürſprache des jungen Lehrers, theils um den wunderlichen alten Mann nicht zu kränken, der ohnehin über ſeine Penſionirung noch immer ſo gereizt ſei, daß es ſchwer wäre, vernünftig mit ihm zu reden.

Vor der Kirchthür erzählten einige Bauern, der alte Mann ſei krank geworden, wie von einem plötzlichen Schwindel, und man hätte ihn ſchon vor Schluß der Predigt in ſein Häuschen zurücktragen müſſen.

Barner forderte Frieda auf, ihn zum Freunde zu begleiten, um anzuordnen, was für ihn zu thun ſei, und bat Reinhold, ihn indeſſen in der Kirche zu erwarten, denn draußen fiele der Schnee, und er möge

sich indessen einige Schnitzereien betrachten, die bei der Restauration der Kirche aufgefunden wären, sicher sehr alt und nicht ohne Werth seien, und die man lange keiner Beachtung, kaum der Erhaltung werth gefunden hatte.

Die Kirche war leer, und die Gemeinde zerstreute sich nach allen Seiten. Reinhold war zu bewegt von der Erinnerung an den Gesang, den er gehört hatte, um den Schnitzereien mehr Beachtung als einen flüchtigen Blick schenken zu können. Er lehnte in dem kleinen Vorbau der Kirchthür, sah die Leute, die erst noch in Gruppen zusammengestanden hatten, aus einander gehen und blickte in den leicht niederwirbelnden Schnee, der den ganzen Gottesacker wie mit einem frischen Leichentuch bedeckte. Auch vom Chor kamen auf der andern Seite die Sänger herunter, und ein Theil der fröhlichen Schuljugend fing gleich an, seinem Muthwillen mit Schneeballen, die sie einander nachschleuderten, Luft zu machen. Zagend und scheu, die letzte von Allen, kam ein junges Mädchen. Man sah seinen angstvollen Zügen an, daß es hastig fort wollte, und doch nicht wagte, sich zwischen die Anderen durchzudrängen. Es stand zitternd an der Ecke und wartete,

bis der Weg frei sei. Endlich entschloß es sich, zu gehen. Der Weg führte an der Thür vorbei, in der Reinhold stand, den es bis dahin nicht gesehen hatte, und den es fast streifen mußte im Vorbeischlüpfen. Wie zufällig schlug es den Blick auf und starr, wie vom jähen Schreck erfaßt, hemmte es den Schritt. War es Wirklichkeit, oder ein Bild der Phantasie, das vor ihm stand! Ein leiser Schrei entschlüpfte den Lippen, und regungslos starrte es zu dem jungen Manne empor.

Reinhold wußte nicht, wie er die eigenthümliche Ueberraschung des Kindes deuten solle, und fragte ganz gleichgültig: „Was war es mit dem alten Cantor, und was ist ihm plötzlich angekommen?"

Das Mädchen schwieg erst eine Weile, als könne es noch immer nicht klar werden, ob es wirklich angeredet sei, dann stammelte es tonlos: „Ich weiß es nicht. Ich stand ganz vorn und konnte nicht zu ihm kommen, die Anderen ließen mich nicht durch, wie ich auch bat."

„Er hatte so schön gespielt zuerst," sagte Reinhold und legte die Hand über die Augen, als wolle er eine Erinnerung festhalten oder zurückrufen. „Und zu

seinem Spiel die Stimme, die wunderbar schöne Stimme. Wer war die Sängerin, Kind?"

Er wartete eine ganze Zeit auf die Antwort, und als sie immer nicht erfolgte, nahm er die Hand von den Augen. Da sah er, schon an der Thür des Kirchhofes, das scheue Mädchen, mit flüchtigen Schritten über den Schnee dahineilen und um die Mauer biegen. Einmal hatte sie noch den Kopf zurückgewandt, als sie aber sah, daß der Blick des jungen Mannes ihr folgte, verdoppelte sie die Eile und war verschwunden.

„Was hatte nur das häßliche Kind?" sagte Reinhold vor sich hin und versank wieder in die Erinnerung an die Stimme, die ihm noch immer vor der Seele schwebte.

Es dauerte eine ganze Zeit, bis Barner ihn abrief. Frieda saß schon im Wagen. Sie meinten, es würde Nichts zu sagen haben mit dem alten Manne, dem die Ueberanstrengung der letzten Tage und die Aufregung in der Kirche plötzlich eine Ohnmacht zugezogen hätten. In seinem Zimmerchen hätte er sich schnell erholt, und der Vater pries Frieda's Umsicht, mit der sie gleich dem völlig kopflosen Philippinchen die nöthigen Mittel angegeben und selbst ausgeführt

hätte, auf welche denn auch ſchnell die Beſinnung zurückgekehrt ſei. Frieda wies das Lob zurück und ſagte lächelnd: „Das Beſte hat doch wieder der Papa gethan; alle unſere Salze und Eſſig und Waſſeraufſchläge haben nicht das gewirkt, was der Papa mit der allerdings vollkommen gerechtfertigten Anerkennung des Präludiums zuwege gebracht hat.“

„Ihr dachtet nur an den kranken alten Mann, und ich zugleich an den Künſtler. Ich kenne meinen Sebaſtian,“ erwiderte Barner.

Und nun erzählten ſie, daß der Alte, ſchon als er längſt die Augen wieder aufgeſchlagen hatte, noch immer ſtarr dageſeſſen hätte, als wiſſe er nicht, was um ihn vorginge. Als aber Barner ihn auf ſein Orgelſpiel angeredet hätte, wären ſeine Züge plötzlich belebt worden. Das Geſicht wäre wie von einer Glorie überſtrahlt geweſen, und er hätte geflüſtert: „„Nicht wahr, das war Muſik? So habe ich lange nicht geſpielt!““ Dann ſei er immer redſeliger geworden und hätte, faſt wie in einer Viſion, jede Empfindung der Töne, jede Intention des Vortrages erklärt, daß ſie ihn nur ſchnell verlaſſen hätten, um ihn ſich nicht gewaltſam aufregen zu laſſen. Frieda konnte

doch ihre Besorgniß nicht ganz für überwunden erklären, das Bild des Alten sei ihr beängstigend gewesen, und Barner tadelte die Unvorsichtigkeit des sonst so wohlwollenden Geistlichen, der solche Experimente mit dem eben eigen begabten Manne vorgenommen hätte.

„Es ist gefährlich," sagte er, „die Menschen alle nach Einem Maß, richtiger gesagt, nach dem eigenen zu messen. Künstlernaturen dürfen erst recht nicht angegriffen werden wie die Anderen."

Frieda wollte das nicht ganz zugeben. „Einen Theil dieser Reizbarkeit, meinte sie, müsse man den Umgebungen zur Last legen, die durch ihre exceptionelle Behandlung der Künstler sie erst an eine solche gewöhnten. Nachher sei es dann freilich schwer, gegen diese Verwöhnung anzugehen.

Barner blieb bei dem vorliegenden Falle stehen. „Hätte ich rechtzeitig von der Absicht gewußt," sagte er, „den alten Freund, wenn auch nur vertretungsweise und auf wenig Stunden, in das mit so bitterem Gefühl von Kränkung aufgegebene Amt zurückzustellen, so würde ich das nicht gelitten haben. Daß man ihm das schwer Aufgegebene wieder gab, daß man es ihm

doch sofort wieder entreißen mußte, war keine Wohlthat, sondern ein neuer Schmerz, und es kann eine lange Zeit dauern, ehe er den überwindet."

Reinhold hatte der Diskussion wenig Aufmerksamkeit geschenkt, seine Gedanken waren von anderem Eindrucke eingenommen. So oft er aber das Gespräch auf die wunderbare Stimme der Sängerin lenken wollte, brachen Barner und Frieda kurz ab. Der alte Herr hatte seine Tochter gebeten, Netta nicht gegen Reinhold zu erwähnen, und ihr kurz den Zusammenhang klar gemacht. Frieda gab dem Vater Recht, aber fast hätte sie sich doch verrathen, als Reinhold sagte: „Es ist unmöglich, den Klang solcher Stimme, die keinesfalls einer musikalisch unausgebildeten Dilettantin gehören kann, von dem Bilde der Sängerin, zu trennen, das die Phantasie sofort schafft. Aus Allen würde ich sie herauserkannt haben, hätten die Plätze, welche wir einnahmen, einen Blick auf den Chor der Sänger gestattet."

Im Hause angekommen, fanden sie Georg noch nicht zurückgekehrt. Karl Peltel hatte, dem Befehle seiner Gebieterin treu, die alte Glaskutsche bereits herausgeschoben und war dabei, die Pferde aufzu-

ſchirren. Die Freunde ſetzten ſich zum Frühſtück und die Ausſicht auf baldiges Wiederſehen wurde beſprochen. Georg kam noch im letzten Augenblicke, gerade als Karl im Begriffe war, vorzufahren. Er ſtieß heiter noch ſchnell mit dem Freunde an, und Reinhold konnte nicht umhin, zu bedauern, daß er ſie nicht zum Gottesdienſt begleitet hätte, und Sebaſtian's Orgelſpiel, vor Allem aber die Prachtſtimme der erſten Sopranſängerin zu rühmen.

„Das war gewiß Eure Nachtigall!“ rief Georg. „Nun iſt wohl Papa und Frieda zufrieden, daß ihr Schützling ſo zu Ehren kommt?“

Frieda machte Georg Winke, die er aber nicht verſtand.

„Ihr Schützling,“ ſagte Reinhold, „und von dem haben Sie mir gar Nichts erzählt? Wer iſt das Mädchen, wo kommt es her, und wie konnten Sie dieſen Schatz vor mir verbergen?“

„Die Pflegetochter des alten Sebaſtian,“ erwiderte Barner und wollte abbrechen.

„Aber iſt denn noch Niemand auf dieſe Stimme aufmerkſam geworden?“ fuhr Reinhold ganz erregt fort. „Und wie kommt der alte Mann zu dem Pflegekinde?“

Frieda wollte antworten, ablenkend, aber Georg fiel ihr in die Rede, unbekümmert um die Zeichen, welche ſie ihm zu machen verſuchte. Er warf ſich laut lachend in ſeinen Stuhl zurück und erzählte: „Der Papa hat dieſes Phänomen auf offener Straße aufgetrieben. Das Ding war einer umherziehenden Schauſpielertruppe davongelaufen, gerade an dem Tage, Reinhold, als Sie zum erſten Male bei uns waren.“

„Einer Schauſpielertruppe?“ fragte Reinhold, als ginge ihm eine Ahnung auf. „Vielleicht derſelben, die ich damals bei der Probe belauſchte?“

„Natürlich,“ erwiderte Georg; „nun komme ich auch dahinter. Die Nachtigall iſt keine Andere als Ihr Gretchen von damals, da iſt kein Zweifel — wie ſich das trifft!“

Karl Poltel war vorgefahren und klatſchte ſchon ungeduldig mit der Peitſche.

„Wir müſſen Abſchied nehmen,“ ſagte Barner, „ſo gern ich Sie noch feſthielt, Reinhold.“

Dieſer aber ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. „Wie konnten Sie mir das verſchweigen?“ ſagte er. „Und Sie wußten doch, wie das Mädchen alle meine Gedanken, mein ganzes Herz erfüllt! Die

Stimme von damals und der Ton des Gesanges von heute — sie sind Eins, sie gehören zusammen, und ich habe das nicht gleich gemerkt! O, nun verstehe ich erst, was mich heute gleich so ergriff, und nun erscheint mir der Eindruck, den ich empfing, doppelt mächtig!"

Georg begriff noch immer nicht, was den Freund anfecht, und die Magd trat ein mit der Meldung, der alte Kutscher finge an zu schelten auf dem Bock und versichere, er könne nicht länger warten.

„Ich muß das Mädchen sehen!" rief Reinhold.

„Nicht heute," erwiderte Frieda, „es ist bei dem Pflegevater, bei dem schwer kranken alten Manne; heute können Sie nicht zu ihm, lieber Freund."

Reinhold war schwer zu bewegen, es aufzugeben, und nur Barner's Versprechen, für das Mädchen Sorge zu tragen, dem Frieda sich anschloß, nebst Karl Peltel's immer vernehmbareren Zeichen von Ungeduld konnten ihn vermögen, Abschied zu nehmen und es für diesmal aufzugeben, das Mädchen von Auge zu Auge zu sehen, das seit so langer Zeit alle seine Gedanken einnahm. Er schied in großer Aufregung und wurde, fast ohne es zu merken, in die

Glaskutſche geſchoben. Karl Peltel grüßte kurz und mürriſch und fuhr zu.

Georg konnte es erſt lange nicht begreifen, was er eigentlich angerichtet hätte. Aus Frieda's Gardinenpredigt, die ſo gründlich war wie noch nie, hätte er es gar nicht verſtanden, denn ſie drehte ſich hauptſächlich darum, daß er gar keinen Wink verſtünde, und je mehr man ihn abzulenken verſuche, nur noch verrannter auf ſein Ziel ſtürze. Erſt Barner's ruhige Auseinanderſetzung machte ihm nothdürftig den Sachverhalt klar.

„Aber mein Gott,“ ſagte er nun, „weßhalb habt Ihr mir das nicht vorher geſagt? Das kommt von den Heimlichkeiten! Am allerbeſten wäre es geweſen, ihn mit der garſtigen Perſon zuſammenzubringen. Das hätte gleich ſeinen Enthuſiasmus vom Siedepunkt auf Null heruntergedrückt.“

„Welche gelehrte Vergleiche!“ ſpottete Frieda.

„Ich habe gerade einen neu conſtruirten Thermometer in der Brauerei anbringen laſſen und probirt,“ ſagte Georg. „Nun aber wieder luſtig, Frieda! Stoße an, wenn Du willſt, auf das Wohl Deiner Nachtigall, die ein herzensgutes Geſchöpf ſein mag, die aber

keinem Manne von Fleisch und Blut gefährlich werden wird.“

Frieda wollte noch etwas schmollen, aber es gelang ihr nicht. Georg schloß viel zärtlicher Frieden, als die kurze Verstimmung bedingt hätte.

Im kleinen Zimmer des alten Sebastian war es indessen still und lautlos geworden. Der Alte saß in seinem großen Polsterstuhle und schlief. Ein friedliches, glückliches Lächeln lag um die bleichen Züge, und der Athem ging ruhig. Gegenüber, keinen Blick von ihm wendend, kauerte Retta auf einem Schemelchen am Boden. Philippinchen war in der Küche, um die Besucher fern zu halten und Bescheid zu geben, wenn Einer oder der Andere kam, um sich nach dem Kranken zu erkundigen. Der Schnee wirbelte noch immer leise hernieder vor dem Fenster. Sonntagsstille lag um den kleinen Raum, unterbrochen nur von dem gleichförmigen Ticken der alten schwarzwälder Wanduhr. Retta's Blick haftete auf den Zügen des Freundes, ihre Gedanken schweiften weiter. Sie dachte an damals, und es schien ihr eine ferne, ferne Zeit, als sie, in ihr Zimmerchen im Gasthause tretend, Reinhold zum ersten Male gesehen hatte. Er schlief

damals ſo ruhig, als jener Alte jetzt. Wie hatte ſein Bild ſich ihrem Gedächtniſſe eingeprägt, wie oft hatte ſie es ſich wachend und träumend zurückgerufen! Und doch wie anders war ihr Reinhold heute erſchienen, wie viel ſchöner und männlicher! Heute hatte er ſie ſogar angeredet, und ſie wiederholte ſich immer wieder die Worte, welche er an ſie gerichtet hatte. Sie ſchalt ſich, daß ſie ſo albern davongelaufen ſei, ohne nur auf ſeine Frage Antwort zu geben, aber ſie war ſo erſchreckt geweſen über das plötzliche und unerwartete Begegnen, daß es ihr noch das Blut in die Wangen trieb, wenn ſie nur daran dachte.

Von Zeit zu Zeit öffnete Philippinchen leiſe die Thür, aber auf einen Wink von Netta zog ſie ſich eben ſo leiſe wieder zurück. Netta merkte nicht, daß es allmählich Abend geworden war, und daß ſie aus ihrer Ecke die Züge des Schläfers ſchon nicht mehr erkennen konnte. Das Herz war ihr ſo voll, und der Tag ſo reich geweſen an wechſelnden Empfindungen! Erſt hatten ſie die ſpöttiſchen Reden und Anſpielungen der Schulkinder, das unfreundliche Zurückziehen der Erwachſenen wieder bitter gekränkt, wie an den Tagen vorher, dann der Schreck über

Sebastian's plötzliches Zusammensinken, die Angst um ihn, endlich das Begegnen mit Reinhold. Dazwischen lagen ihr, fast gespenstisch, noch immer im Ohre die Melodieen, die sie hatte singen müssen, und tonlos summte sie vor sich hin. Ganz unbefangen hatte sie gesungen, und nun fiel ihr ein, daß er sie gehört hätte; hatte er doch sogar ihre Stimme gelobt! Siedend heiß stieg ihr das Blut bei dem Gedanken vom Herzen bis in die Stirn, und sie fühlte die Verlegenheit nach, von der sie beim Singen Nichts gewußt hatte.

Es war schon ganz dunkel, als Sebastian aufwachte und sich hoch aufrichtete im Stuhle. Netta war gleich an seiner Seite.

„Wie fühlt Ihr Euch, Sebastian?" fragte sie.

Der Alte mußte sich erst besinnen, wo er sei. „Es ist schon Abend," sagte er; „ich habe geschlafen — wie lange wohl, Netta?"

„Fast fünf Stunden," antwortete sie.

„Und Du hast da immer gesessen?" fuhr er fort. „Bist ein gutes Ding, und gesungen hast Du heute prächtig. Gelt, in dem Kreuzgewölbe giebt die Stimme aus? Und die Orgel, was sagst Du?"

„Sprecht nicht so viel," erwiderte sie. „Die gna-

dige Frau hat gesagt, wir sollten Euch nicht sprechen lassen und Niemandem erlauben, zu Euch zu kommen, Ihr müßtet Ruhe haben. Sie hat mir's noch aus dem Wagen nachgerufen, und ich habe ihr versprechen müssen, dafür zu sorgen."

Der Alte lachte. „Thorheit, mir fehlt Nichts! Was soll es mir schaden, wenn ich spreche? Und Besuch hat sie verboten? Zu uns kommt ohnehin Niemand als vielleicht der Lehrer, und der soll nur kommen!"

Philippinchen hatte das Sprechen gehört und kam herein. Sie brachte die Lampe mit, und nun wurde es hell im Zimmer. Als sie den Bruder ganz vergnügt sah, und er selbst versicherte, er fühle sich ganz wohl, kaum noch etwas matt, war sie gleich ganz beruhigt und sprach nur noch von ihrem eigenen Schreck, als sie aus der Kirche gekommen sei, und wie sie nach Hause gelaufen wäre, sie wüßte nicht wie, und dann überhaupt nicht mehr, was sie angefangen hätte in ihrer Angst.

Leise klopfte es an die Thür. Netta ging, um einen etwaigen Besucher, wie ihr Frieda anbefohlen, zurückzuhalten; aber es war der junge Lehrer, den Sebastian ausdrücklich zu sehen gewünscht hatte. Sie

flüsterte ihm nur zu, den Kranken ja nicht aufzuregen und nicht lange zu bleiben. Sebastian reichte dem Freunde matt die Hand entgegen, forderte ihn aber auf, sich ganz nahe zu ihm zu setzen und ihm über sein Orgel-Präludium seine Meinung zu sagen. Es war das nicht Eitelkeit des alten Mannes, aber jede Production, welche in die Oeffentlichkeit tritt, verlangt ein lautes Wort der Anerkennung, wenigstens der Beachtung. Der junge Mann hatte mehr als oberflächliche Worte der Kritik, er hatte Verständniß, und er zeigte die nicht in einigen scharf gefaßten Schlagsätzen, sondern er fand langsam den Ausdruck dafür. Er behandelte seine Ansicht mit Sebastian ganz objectiv und weitgreifend allgemein, so daß sich ein ruhiges Gespräch entspann, das den Alten mehr zu stärken als anzugreifen schien. Netta bemerkte das, und wie eine Krankenpflegerin suchte sie es in Gang zu halten und hier und da einzugreifen, als wolle sie sich über Dies oder Jenes Belehrung erbitten. Das zwang sie zum ersten Male, selbst über die Dinge nachzudenken, und zum ersten Male auch zu fühlen, daß sie Verständniß hätte. Der junge Lehrer, dem die Kleine bis dahin so stumpf und gleich-

gültig erſchienen war, ſah ſie erſtaunt an. Wenn ein geiſtiger Hauch über die Züge des Mädchens aufging, konnte man vergeſſen, daß ſie unſchön waren.

Philippinchen hatte indeſſen in der Küche viel Beſuch. Die Nachbarinnen, welche den Tag über in ihrem Hauſe zu thun gehabt hatten, kamen nach dem Abendbrod zum Schwatzen herüber, unter dem Vorwande, ſich nach Sebaſtian's Befinden zu erkundigen. Wir werden bald ſehen, daß das nur die Einleitung des Geſprächs war. Die Männer, welche den Nachmittag über vorgefragt hatten, waren nach kurzem Beſcheide wieder gegangen; die Frauen ließen ſich nieder, und wenn mehrere ſich zuſammen trafen, wuchs ihr Muth, ſich auszuſprechen.

So trat Philippinchen mit ſichtlicher Aufregung in das Zimmer, mitten in das ruhige Geſpräch. Sie ſagte aber Nichts, ſondern ſetzte ſich ärgerlich an den Ofen, aber mit dem Ausdrucke, als hätte ſie etwas ſehr Schweres auf dem Herzen. Netta fragte, ob ihr etwas Unangenehmes begegnet ſei, und Philippinchen antwortete ausweichend verneinend, aber mit einem Tone, der mehr als bejahend klang. Endlich wurde ſelbſt Sebaſtian aufmerkſam.

„Nun, Philippinchen," ſagte er, „Du haſt heute wohl viel Beſuch gehabt?"

„Faſt alle unſere Nachbarn," antwortete ſie und brach die Rede ab, als müſſe ſie den Reſt verſchlucken.

Sebaſtian dachte nur an ſein Orgelſpiel. „Ja," ſagte er, „nun wiſſen ſie, daß wir noch leben. Seit Monaten hat ſich Niemand bei uns ſehen laſſen. Heute habe ich die alte Freundſchaft wieder wachgeſpielt. Nun, was ſagten ſie zu meinem Präludium?"

„Nichts!" erwiderte Philippinchen mit faſt zornigem Tone.

„Sie verſtehen es nicht," wandte ſich Sebaſtian zum jungen Lehrer, und ein Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, als wolle er die Leute entſchuldigen. Dann wieder zur Schweſter gekehrt, fragte er weiter: „Nun, und Netta's Stimme, ſagten ſie von der auch Nichts?"

„Von der ſagten ſie viel, mehr als zu viel!" platzte Philippinchen heraus, hielt aber wieder bedeutungsvoll ein. Man merkte ihr an, daß ſie ſo gern geſprochen hätte, und daß ſie ſich nur mit Gewalt zurückhielt.

„Sage es nur, Philippinchen," warf Netta hin. „Mich können ſie nicht mehr kränken, als ſie ſchon

gethan. Was thut's auch? Und was ſie von meinem Geſang denken, iſt mir nun völlig gleichgültig."

Philippinchen ſah den Bruder, ſah den jungen Lehrer fragend an. Es drückte ihr das Herz ab. Alle ſchwiegen. Endlich konnte ſie ſich nicht mehr zurückhalten, trat mitten in's Zimmer und fing an: „Es iſt ein Unglück, daß Du die Netta mit zum Singen genommen haſt, und hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte es nimmer gelitten! Ich werde ja aber nicht gefragt! So lange hat kaum Jemand auf ſie geachtet oder doch gedacht: „Was geht es mich an?" Jetzt aber haben ſie gefragt: „Wer iſt das Mädchen, wo kommt es her?" Da hat ihnen denn ein früherer Kamerad von der Netta, ein Poſſenreißer, der ſeit einigen Tagen ſich drüben im goldenen Rößli aufhält, ein Licht aufgeſteckt, und nun ſind ſie wie losgelaſſen. „Iſt unſere Kirche dazu da, daß Poſſen drin getrieben werden?" ſagten ſie. „Kommen wir zum Gottesdienſt, um eine hergelaufene Komödiantendirne ſingen zu hören?" Wäreſt Du nicht krank geworden, Sebaſtian, was der liebe Gott zu unſerem Glück ſo gefügt hat, ſie hätten uns das Haus geſtürmt, das boshafte Geſindel. Zieh' Dir's nicht zu Herzen,

Retta, ich hätte es ja nicht ausgesprochen, aber Ihr wolltet es doch wissen, und erfahren hättet Ihr es doch am Ende.“

Retta war aufgesprungen. Der Zorn flammte auf in ihrem Auge. Sie warf den Kopf zurück und ihre Lippen bebten. Ein Wink des jungen Lehrers und ein Blick auf Sebastian, der leichenblaß geworden war und den Kopf auf die Brust senkte, bemmte den Ausbruch ihres Grolls. Sie nahm sich gewaltsam zusammen, zwang sich zu lächeln, trat zum Alten, streichelte ihm leise das weiße Haar und sagte mit milder, wenn auch bebender Stimme: „Laßt es gut sein, Sebastian. Morgen ist das vergessen! Nun aber geht zur Ruh! Die gute, gnädige Frau hat mir so dringend anempfohlen, Ihr solltet Euch früh schlafen legen.“

Sebastian hob den Kopf und sah zu ihr auf. „Armes Kind!“ sagte er leise. „Ja, wir Künstler, wir Künstler: Parias in der Welt! Nun, es schadet Nichts. Wir haben doch auch, was sie nicht haben, nicht verstehen!“ Der junge Lehrer wiederholte Retta's Aufforderung zur Ruhe zu gehen, hüllte sich in sein Mäntelchen und nahm Abschied. Retta begleitete ihn

in den Vorflur. Philippinchen ſollte den Bruder zu Bette bringen.

Als Netta mit dem Lehrer allein war, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. Der junge Mann wollte ſie beruhigen, aber ſie ſchüttelte den Kopf und wies jedes Troſtwort zurück. „Laſſen Sie mich meinen Groll einmal ausweinen, meinen Zorn von der Seele reden, das erleichtert. Was habe ich den Leuten gethan, daß ſie mich ſchmähen, was verſchuldet, daß ſie mich verachten dürfen? Ich bin friedlich neben ihnen hergegangen, und keinem bin ich in den Weg getreten. Bin ich ſo ausgeſtoßen, daß ſie ſogar den alten Geſchwiſtern drohen dürfen, nur weil ſie mir Gutes thaten? Bin ich ſo verworfen, daß ich das Gotteshaus entweihte, nur weil ich es betrat? Ich bin ein armes, verlaſſenes Geſchöpf auf der Welt, aber ich bin mir keiner Schuld, keiner Schande bewußt. Der komme, der ſie mir vorwerfen kann.“

„Faſſen Sie ſich, Netta!“ bat der Lehrer.

„Nein!“ rief ſie, „ich will mich nicht faſſen. Ich will grollen, ohnmächtig grollen, nicht gegen mein Geſchick, aber gegen die Menſchen.“

Der Lehrer ließ ſich nicht abweiſen. Er redete

ihr zu mit frommen, milden Trostesworten. Sie erwiderte Nichts mehr. Sie war still auf die Bank gesunken und weinte vor sich hin.

„Grollen Sie nicht mit der Menschheit!“ sagte der junge Mann. „Wenn Ihnen heute Böses widerfuhr, wie viel Gutes haben Sie nicht dankbar anzuerkennen? Denken Sie zurück auf Ihr ganzes Leben, denken Sie an die beiden alten Leute, die Sie so lieb haben.“

„Mich kann Niemand lieb haben,“ erwiderte sie bitter. „Ich bin so häßlich. Aber ist das meine Schuld? Wenn ich nicht jetzt gerade den beiden Alten nothwendig wäre, noch in dieser Stunde, in die kalte Nacht hinein, zöge ich hinaus in die weite Welt. Was sollte mir noch Schlimmeres begegnen? Der Wind treibt das Blatt, das vom Baume brach, im Wirbel umher, aber endlich findet es doch eine Stätte, wo es ruht. Weßhalb sollte ich die nicht auch finden?“

In dem Herzen des jungen Mannes kämpften wunderbare Empfindungen, unentwickelt wachgerufen durch die Noth des Augenblickes. War es nur Mitleid, das er für das verlassene Mädchen empfand,

Sorge für ihre Zukunft, über die er ſo gern die rettende Hand ſtrecken möchte, oder war es ein anderes Gefühl, ſtärker, mächtiger, das er ſich ſelbſt nicht zugeſtehen mochte? Er legte leiſe die Hand auf den Kopf des weinenden Kindes, und ſeine matte, tonloſe Stimme zitterte in eigenthümlicher Bewegung, als er ſagte: „Niemand kann Dich lieben, Netta, Niemand? Weil Du häßlich biſt? Was iſt Schönheit, was iſt Häßlichkeit? Für mich biſt Du nicht häßlich. Gott ſchmückte die Blüthen des Feldes mit verſchiedener Geſtalt und Farbe. Iſt die eine häßlich, weil ſie nicht der anderen gleicht?“

Netta hob den Blick wie erſtaunt zu ihm auf. Sie verſtand ihn nicht, und er verſtand ſich noch ſelbſt nicht, aber immer klarer wurde es ihm, als er fortfuhr: „Ich bin auch eine Waiſe, dazu arm und krank. Wenn ich nun heimgehe in mein einſames Stübchen und mir ſagen könnte, bald wird es nicht mehr einſam ſein, bald wird dich Liebe in demſelben empfangen und umgeben, und eine Stimme, ſo hold ich noch keine hörte, wird zu dir ſprechen und zu dir ſingen und dein ſein.“

Netta ſprang auf: „Nicht heute, um Gott, nicht

heute sprecht so zu mir. Gebt heim jetzt, ich bitte Euch drum. Vergebt mir, daß ich Euch betrübte mit meinem Schmerz. Gott segne Euch!"

Sie reichte ihm mit angstvollem Blick die Hand. Ein schmerzvoller Ausdruck ging über seine bleichen Züge. Sie hatte es nicht ausgesprochen, aber aus dem Klange ihrer Stimme hatte er es herausgehört, deutlich und unzweifelhaft, daß sie ihn nicht lieben könne. Ganz ruhig sagte er ihr „Gute Nacht" und ging hinaus, durch die kalte, schneetrübe Nacht, seinem einsamen Häuschen zu.

Netta konnte nicht wieder zu den beiden Alten gehen, sie schlich sich leise nach ihrem Kämmerchen.

„Es giebt einen Menschen, der mich lieben kann?" fragte sie sich immer wieder verwundert, daran hatte sie nie vorher gedacht, ja, es war ihr nicht eingefallen, daß ihr selbst ein Gefühl von Liebe kommen könnte.

Ihr wurde so weh um's Herz, wenn sie an den armen jungen Mann dachte, dessen Tage gezählt schienen. Sie hätte willig ihr Herzblut hingegeben, wenn sie ihn dadurch zu neuem, gesundem Leben hätte aufblühen lassen können. Zu lieben vermochte

ſie ihn nicht. Wenn ihr Reinhold's Bild vor die Seele trat, drängte ſie es gewaltſam zurück. Weßhalb erſchrak ſie heute davor, da es ihr ſonſt ſo liebes Spiel der Gedanken geweſen war?

Netta war in dem einen Tage um Jahre gereift, entwickelt und zum Bewußtſein gekommen.

XIII.

Frieda hatte sich von Retta versprechen lassen, daß sie ihr am anderen Tage Nachricht über das Befinden des Kranken bringen wolle. Sebastian war aufgestanden, hatte sogar versuchen wollen, an das Clavier zu gehen, aber seine Kräfte waren geringer, als er selbst meinte, und so hatte er sich mühsam wieder in den Armstuhl geschleppt, behauptete übrigens, daß er sich ganz wohl fühle, und starrte mit heiterem Gesicht aus dem Fenster hinaus, vor dem heller Sonnenschein über den gefrorenen Schnee glänzte. Philippinchen hatte gar keine Besorgniß für den Bruder und drängte Retta, die den Kranken ungern verließ, sich ihrem Versprechen gemäß auf den Weg zu machen. Vor der Thür traf sie den alten Remiker, der auf sie gewartet zu haben schien und ihr das auch sagte.

„Ich habe mit Dir zu reden, Retta," sprach er sie an, „und wenn Du Nichts dagegen hast, begleite

ich Dich bis zu Deinen vornehmen Freunden hinüber; Du wirst nicht stolz geworden sein, Kind, und Dich des alten Kameraden schämen?"

Sein breites, rothes Gesicht grinste dabei fast spöttisch, und in Netta stieg eine halbe Verstimmung auf, denn sie dachte daran, daß sie dem früheren Kameraden zum Theil die Kränkung zuschreiben müßte, die ihr am Tage vorher widerfahren war.

„Was habt Ihr mir zu sagen?" fragte sie kurz.

„Habe Dich gestern in der Kirche singen hören," erwiderte der Komiker, „hast eine Prachtstimme, Mädchen. Weißt Du, daß das ein Schatz ist?"

„Selbst wenn Ihr Recht hättet," erwiderte Netta, „was soll das? Mir ist die Stimme ganz werthlos, ich wollte, ich hätte nie einen Ton gesungen, denn gestern hat mir mein Gesang, zu dem ich mich, weiß Gott, ungern bewegen ließ, viel Kummer und Kränkung bereitet."

„Weiß," sagte der Komiker, „hab's Alles mit angehört im Wirthshaus, und härter, als es Dir vielleicht zu Ohren gekommen ist. Das ist's eben, warum ich Dich sprechen wollte. Mir geht's nicht viel anders als Dir, wenn man sich auch scheut, es mich fühlen

zu lassen, weil man weiß, daß ich mich wehren würde. Mit dem Hunde, der beißt, geht man zarter um als mit dem, der an der Kette liegt und sich nicht rühren kann, aber für Hunde achtet man sie beide. Man kommt nicht wieder heraus aus dem Komödiantenleben, wenn man einmal dazu gehört hat, und ich möchte es auch gar nicht."

„Wo wollt Ihr hinaus?" fragte Netta.

„Siehst Du, Kind," erwiderte der Komiker, „Deines Bleibens wird hier auch nicht sein, hast's auch nicht nöthig. Wem der liebe Gott solche Stimme in die Kehle gesetzt hat, wie Dir, der wäre ein Narr, wenn er sich schmähen lassen wollte um Gottes Lohn. Geh' wieder zum Theater, ich sage es Dir, ich, ein alter Practicus, Du wirst Deinen Weg schon machen."

„Ich will nicht wieder zum Theater," sagte Netta. „Talent habe ich nicht, und ich habe nicht Lust, mich, so häßlich wie ich bin, wieder vor die Leute zu stellen, um mich auslachen zu lassen, wie früher. Wenn Ihr mir weiter Nichts zu sagen habet, so müht Euch nicht, den weiten Weg durch den Schnee mit mir zu machen."

„Netta!" sagte der Alte, und zwang sein Gesicht zu so ernstem Ausdruck als möglich, „ich meine es

gut mit Dir, und ſo ſchnell laſſe ich mich nicht abweiſen. Siehſt Du, ich hab's auch wieder einmal probirt. Mein Vetter, der Roßwirth, und ſeine Frau haben mich freundlich aufgenommen, und in den erſten Tagen hätten ſie Nichts dawider gehabt, wenn ich ganz bei ihnen geblieben wäre, weil die Schenkſtube voller wurde als je, denn die Leute wollten die Poſſen hören, die ich ihnen vormachte. Mir war zwar nicht immer zu Muthe danach, aber was half's, lachen mußte ich ſie machen, ſonſt galt ich für Nichts unter ihnen. Das hält aber nicht vor, und jetzt bleibt Einer oder der Andere gar ganz fort, weil er mit dem Poſſenreißer nicht an Einem Tiſch ſitzen will. Alſo wieder vorwärts in's alte Leben, es iſt immer beſſer als halb verachtet, nur ſo geduldet werden."

Netta antwortete nicht und ging ſchweigend neben ihm her. Es war eine bittere Wahrheit in dem, was er ſagte, und ſie hätte ihr doch Nichts entgegen ſtellen können, als ihren eigenen Willen, der ihm nur als Eigenſinn erſcheinen konnte. Sie hatte es ſelbſt wohl gefühlt ſeit geſtern, daß ſie thun müſſe, was Barner von ihr verlangt hatte, ſchon am Tage, als er ſie in Sebaſtian's Häuschen brachte; ſie mußte einen Ent-

schluß fassen für ihre Zukunft. Die Worte des jungen Lehrers am vergangenen Abend hatten ihr das erst recht klar gemacht, aber rathlos war sie wie in jener ersten Stunde, und der Gedanke, sich wieder von der Heimath zu trennen, die sie gefunden hatte, wollte ihr das Herz brechen.

Der alte Komiker sah von Zeit zu Zeit fragend zu ihr hin und erwartete eine Antwort. Dann fing er an: „Ich gehe noch heute Abend in die Residenz zu einem Agenten, mit dem ich einmal zusammen Engagement hatte, und der mir ja wohl wieder ein Unterkommen verschafft, und viel kläglicher als das letzte kann's nicht werden. Wenn ich dann wieder auf den Brettern stehe, habe ich Boden unter den Füßen und will mich ruhig zu Tode lachen, da ich nun doch nicht mehr davon los komme. Soll ich auch für Dich einen Platz suchen, Retta?" Er schwieg eine Weile. „Du willst nicht „„ja"" sagen," fuhr er fort, „und Du bist ein eigenwilliges Ding gewesen von klein auf, so will ich es denn so annehmen, als hättest Du nicht „„nein"" gesagt, und Nichts weiter haben für meinen guten Willen, als daß ich ihn Dir doch gezeigt habe. Wirst mehr und mehr sehen, daß

ich Recht hatte, und ſo gehab Dich wohl und behüt' Dich Gott!"

Er grinſte freundlich, und als Netta ihm in's Geſicht ſah, war's ihr, als ſei das Auge feucht. Mochte er das nun bemerkt haben oder nicht, er kehrte ſich kurz um und ging den Weg zurück. Netta ſchritt allein weiter auf dem wohlbekannten Pfade. Sie ſtattete Frieda einfach Bericht ab über den Zuſtand des Kranken, über den ſie ſelbſt ſorgenvoller war, als Sebaſtian's eigene Empfindung berechtigte. Von ihrer eigenen Kränkung ſagte ſie Nichts, aber es konnte Frieda nicht entgehen, daß in dem Mädchen Etwas vorgegangen ſein müſſe, ſo ernſt und ſcheu, ja, ſo auf einmal erwachſen erſchien es ihr. Netta beeilte ſich, Abſchied zu nehmen, und Frieda gab ihr ein Körbchen mit ſtärkendem Wein für den alten Sebaſtian mit auf den Weg. Als das Mädchen wieder den Pfad allein dahin ſchritt, war es ihm leid, daß es ſich nicht zu Frieda ausgeſprochen hatte, zu der es ein unbegränztes Zutrauen fühlte. Sie ſah ſie ſo feſt und ſicher im Leben daſtehen und meinte, ſie müßte ihr helfen können. Dann machte ſie ſich wieder klar, daß ſie nie das Wort finden würde, das alle ihre Zweifel

auszudrücken vermöchte. In das Häuschen zurückgekehrt, fand sie Sebastian auf derselben Stelle, auf auf der sie ihn verlassen hatte, aber der Kopf war gesenkt, und so lag er halb schlafend da. Sie brachte ihm die Grüße von den Freunden und reichte ihm ein Glas von Frieda's Wein zur Stärkung. Der alte Mann schlürfte den Wein fast willenlos, aber allmählich schien er ihn zu beleben. Er richtete den Kopf auf und wie aus dem Traum erwachend, sah er Netta an, die vor ihm in's Kniee gesunken war und mit dem Ausdruck der Sorge auf den Zügen zu ihm emporblickte. Der Alte sah sich um im Stübchen, sein Blick fiel zuerst auf das treue Clavier, seinen Freund und Begleiter durch's Leben. Er streckte die Hand danach aus, aber matt sank sie wieder nieder. Er hatte es ja auch nicht erreichen wollen. Es war, wie man die Hand reicht zum Freunde in der Ferne. Dann sah er zum Fenster hinaus, als müsse er sich besinnen, welche Tageszeit wäre, und als ihm Alles wieder klar geworden war, wandte er sich zu dem knieenden Mädchen zu seinen Füßen.

„Armes Kind," fing er an, „Du bist gestern schwer gekränkt worden. Mir that's erst weh, als

ich es erfuhr, dann aber, zwischen der Musik, die ich die ganze Nacht durch hörte und noch eben, wurde es mir offenbar. Freue Dich, Mädchen, daß sie Dich lieblos schmähten, geschah es doch um der heiligen Musik willen, und Märtyrer sein für sie ist ein Glück, eine Seligkeit, die alle Kränkung aufwiegt. Mir ist's ja nicht besser gegangen durch's ganze Leben, und wenn ich Gott danke für all' das Gute, das er mir schenkte bis zu dieser Stunde, dann danke ich immer zuerst und am inbrünstigsten für die Gnade der Musik, die er in die Welt schickte, und die er mir in den schmerzlichsten Stunden am wunderbarsten offenbarte. Um die Musik habe ich gedarbt und gelitten mein ganzes Leben lang, und wie köstlich war der Gewinn, wie himmlisch der Preis für diesen armen irdischen Einsatz!

Mein Vater war Organist in einem Städtchen in Ostfriesland. Sein Vater war es schon vor ihm gewesen an derselben Kirche, und ich denke, schon dessen Vater war Musiker. Die Musik war das Erbtheil unserer Familie seit Generationen, freilich auch nur das einzige, aber ich habe dieses Erbtheil gewahrt und seine Fahne hoch gehalten durch mein ganzes

Leben. Wie ich hier vor Dir ſitze, wenn Gott mich einmal abruft, laſſe ich Nichts zurück, als das alte Clavier und die Noten, die ich alle ſelbſt ſchrieb — ſonſt iſt's mir knapp gegangen bis zu dieſer Stunde. Ich hätte es freilich anders haben können, und Philippinchen hat mir's oft vorgehalten, aber ſie weiß ja auch Nichts von dem Segen der Muſik. Ich will ihr damit keinen Vorwurf machen, denn was kann ſie dafür, daß Gott ihr das Ohr der Seele verſchloß, wie ſo vielen Anderen. Arme Menſchen, wie kahl und glanzlos müſſen die durch's Leben gehen, denen die Muſik nicht ihre Blüthen auf den Weg ſtreut und ihr Licht um den Scheitel gießt. Aber einſt wird ihnen auch das Ohr aufgehen, und Gott wird dort oben vergelten, was ihnen hier nicht werden ſollte. Wir Jünger der Muſik haben einen Theil der Seligkeit ſchon hienieden vorgenoſſen, denn die Harmonie, die alle Accorde löſt, iſt das ewige Leben, und ſie greift ſchon hinein mit ihrem Flügelſchlag in dieſes Zeitliche. Sage es Niemandem nach, was ich Dir hier offenbare, ſie würden es doch nicht verſtehen, und auch Du hörſt es nur und wirſt es nicht faſſen. Und dann würden ſie mich verletzen und ſchmähen, was

freilich für mich gleichgültig wäre, aber ſie würden damit eine Sünde auf ſich laden, und die hätten wir verſchuldet. Siehſt Du, ich weiß es ganz genau, und Niemand außer mir, wie es wird, wenn die Seele ſich löſt vom irdiſchen Leib und eingeht zum Geſang der Sphären. Das Irdiſche iſt beſtändiger Mißlaut, ungelöſte Disharmonieen, das Himmliſche ewiger Einklang, die Harmonie, in die ſich Alles löſt, was hier wirr, unrein, planlos durch einander lärmte. Das iſt's, das iſt die Löſung des Räthſels, und das verſtehen die Menſchen nicht und zerbrechen ſich die Köpfe. Hier der wilde Kampf unarticulirter Töne, dort der Friede, das Zuſammenklingen, das Aufgehen in einen Lobgeſang. Wie ſie ſie auch nennen, die Mißlaute des Lebens, Neid, Mißgunſt, Hader, Sünde aller Art, ſie ſind Nichts als ein Abweichen von der reinen, himmliſchen Melodie, die Jedem mit der Geburt in's Herz gelegt wurde. Der Tod läßt wieder einklingen in dieſe Melodie, und das ewige Leben iſt Aufgehen in dem großen allgemeinen Jubelgeſang der Seelen.

Wenn ſich nun ein Leben löſt von ſeiner irdiſchen Hülle, ſei es nun wie ein Ton, der leiſe verhallend

hinstirbt, oder jäh wie eine Saite schrillend reißt, dann hebt ihn der Fittich, dessen Spitzen getaucht waren in die Klänge des Jenseits, und rauscht ihn empor in weitaus hallenden Accorden. Und die ehernen Thore fliegen auf, klingend, der Gruß des Himmels, die erste Musik des Jenseits. Das himmlische Licht strahlt ihm entgegen, aber Licht und Klang wird Eins, und jeder Lichtstrahl ist ein Ton, und die Glorie ein tausendstimmiger Accord.

Du verstehst mich nicht, Mädchen; aber gräme Dich nicht, einst wirst auch Du es begreifen. Das nur will ich Dir noch sagen, denn es soll Dich trösten, jetzt und wenn ferner Dir die Welt rauh begegnet. Rein, mit der himmlischen Melodie im Herzen, treten wir in's Leben, wie ich Dir sagte — wir alle, ob arm oder reich, ob weich gebettet im seidenen Pfühl, oder hart gelagert auf rauhem Stroh. Der Taktschlag geht mit uns, so lange wir athmen, und zählt unsere Stunden. Das ist der Herzschlag in unserer Brust. Die Melodie geht uns scheinbar verloren, selbst den gemessenen Gang des Taktes verwirrt oft unsere Leidenschaft, aber immer wieder, in gesegneten Stunden finden wir die Melodie auf's

Neue, und dann fühlen wir uns heimisch im Gange unseres Seins. Deine Melodie ist in Moll angelegt; der Klang ist Ihr Wesen, nicht das Verständniß, aber am Klange wirst Du Dich wiederfinden. Er ist Dir gegeben, nicht der Schein, und so werde getrost zur Märtyrin des Klanges.“

Er warf den Kopf ermattet zurück und starrte eine Weile vor sich hin. Verstanden hatte sie ihn nicht, aber wie eine Offenbarung waren ihr seine Worte doch erklungen, feierlich wie Orgelklang, schaurig wie der Fittich des Todes, der heranrauschte. Sie wollte aufstehen und Philippinchen rufen, es war ihr unheimlich und angst; aber wie gebannt blieb sie bewegungslos liegen, als er wieder die Lippen öffnete.

„Wenn ich denke,“ fing er an, „wie mein Leben dahinging — wie ein ärmlicher, gebrechlicher Nachen, aber treibend mit jedem Ruderschlage auf den Wogen der Musik. Kein einsamer Gedanke durch sechszig Jahre, der nicht ihr gehörte. Ich hätte es anders gestalten können, Philippinchen hat es oft gesagt, und meine Mutter, wie sie mich auch liebte, hat mir's nie verziehen. Ihr Bruder war Steuermann gewesen,

hatte sich viel Geld verdient und war nun Rheder in Bremen. Der fand Gefallen an mir, denn ich war ein schmucker, geweckter Knabe, immer der Erste in der Classe, und mein Freund Heinrich Barner hat alle lateinischen Exercitia von mir abgeschrieben. Der Oheim wollte mich in sein Geschäft nehmen, und wenn ich einschlüge, wollte er mich adoptiren. Ich wollte nicht, denn ich hätte die Musik aufgeben müssen. Die Mutter sagte, „du kannst ja spielen, so viel du willst in den Freistunden, so viel Zeit wird dir ja nebenbei noch bleiben." Die gute Frau, sie verstand es nicht besser. Als wenn man die Kunst nebenbei treiben könnte, vornehmlich die Musik! Mein Vater hatte mehr Einsicht und litt nicht, daß man mich zwänge. Der Oheim nahm einen anderen Neffen zu sich, und der ist jetzt ein steinreicher Mann; mir aber und dem Philippinchen hat er nicht einmal bei seinem Tode Etwas vermacht, denn er meinte, aus uns sei Nichts geworden. Ich aber blieb der Musik treu und habe Gott gedankt dafür zu jeder Stunde. Als ich die Stelle hier im Dorfe bekam, war es freilich wie eine Rettung in höchster Noth, aber ich dankte sie auch der Musik. Es waren mehrere Bewerber, alle besser

empfohlen als ich, und mein Orgelſpiel allein gab den Ausſchlag. Dann hätte ich einträglichere Stellen bekommen können zu verſchiedenen Zeiten, aber meine Orgel hier war mir ſo lieb geworden, und der Geſangunterricht — ſollte ich den plötzlich aufgeben und zu Grunde gehen laſſen, was ich mühſam aufgerichtet hatte? Mein Tiſch war oft nur ſchwach beſetzt, und Philippinchen ſchalt und klagte, aber ſatt ſind wir immer geworden, und wenn ich an meinem Clavier ſaß, habe ich manche Mahlzeit vergeſſen."

Barner kam, um nach dem alten Freunde zu ſehen. Er hatte ſich bei Netta's Bericht nicht beruhigt und fand nun Sebaſtian ſchwächer, als er gefürchtet hatte, und auch darin verändert, daß er redſeliger war als je zuvor. Philippinchen kam auch aus der Küche. Sie ließ es ſich nicht nehmen, Barner die Honneurs zu machen.

„Weißt Du noch, Heinrich, als wir Knaben waren und auf Einer Schulbank ſaßen?" erzählte Sebaſtian. „Wir waren von Anfang an gute Freunde und ſind das durch's Leben geblieben. Ich war Dir voraus, nur im Rechnen konnte ich es Dir nicht gleich thun. Dein Vater war Schloſſermeiſter, und bei Euch ging

es knapp her. Wie oft habe ich mein Butterbrod mit Dir getheilt!"

„Und nie Etwas von mir annehmen wollen, bis auf diese Stunde nicht!" warf Barner ein.

„Lästere nicht, Heinrich," erwiderte der Alte; „wie oft habe ich an Deinem Tisch gesessen! Das Butterbrod hast Du mir reichlich wieder gegeben. Aber Eins kann ich Dir heute noch nicht verzeihen. Ich gab Dir Clavierstunde, wir waren damals etwa zwölf bis dreizehn Jahre alt. Du machtest gute Fortschritte, und ich hatte meine Freude an Dir. Die Musik hast Du nachher aber ganz liegen lassen."

Barner lächelte: „Ich hatte später keine Zeit mehr dafür, Sebastian."

„Ach was," erwiderte dieser, „dann hättest Du mich auch gar nicht damit plagen müssen! Wärst vielleicht kein großer Musiker geworden — das erreichen nur die Auserwählten —, aber Organist auf dem Lande hättest Du auch werden können, besser als viele, die auf dem heiligen Instrument die Musik verhunzen. Aber Du hast Deine Begabung gewissenlos fortgeworfen."

Philippinchen rückte verlegen auf dem Stuhle hin

und her und ſah ängſtlich auf Barner, ob er die Rede auch nicht übel nehmen würde. „Was Du nur ſprichſt, Bruder!“ ſagte ſie. „Er thut das im Unverſtand ſeiner durchwachten Nacht, Herr Barner. Sei doch ſtill, Sebaſtian, mit Deinem Organiſten! Danach würde der Herr Barner viel gefragt haben! Er iſt ein reicher, angeſehener Mann geworden und ſteht ganz anders da, als wenn Du ihm mit Deiner Kinder-Clavierſtunde zum Organiſten verholfen hätteſt!“

Sebaſtian hielt nun ſeinerſeits für nothwendig, den Unverſtand der Schweſter zu entſchuldigen. „Sie hat eben wenig Einſicht, Heinrich,“ ſagte er, „von der Muſik nun ſchon gar keine, wenn ſie auch ſonſt eine tüchtige Wirthin iſt, geſchickt mit den Fingern und fleißig. Sie hat immer geſcholten, ich ſei zu familiär mit Dir; und wir wiſſen doch, daß Du in der Claſſe immer unter mir geſeſſen haſt und eigentlich mein Schüler biſt. Ich habe auch nie gemeint, ich müſſe zu Dir aufſehen, weil Du mir mit Geld und Gut über den Kopf gewachſen biſt. Dafür habe ich die Muſik, und die bleibt doch die Hauptſache.“

Barner reichte ihm gerührt die Hand und nahm Abſchied. Er fürchtete den Freund zu ſehr aufzuregen.

Philippinchen brachte den Besuch knixend bis an die Hausthür, vor welcher der Wagen hielt, immer noch Entschuldigungen stammelnd für die Dreistigkeit des Bruders. Er würde immer kindischer, meinte sie, und sie hätte manchmal ihre Noth. Barner antwortete nicht viel; er war tief betrübt und hatte die Empfindung, als würde er den Freund der Kindheit nicht oft mehr wiederfinden. Er nickte noch einmal wehmüthig nach dem Fenster zurück, als der Wagen fortfuhr, aber Philippinchen war doch nicht sicher, ob er nicht beleidigt geschieden sei.

Retta ließ nun die Schwester bei dem Kranken und setzte sich sinnend in die kleine Küche an den Heerd. Das Herz war ihr sehr schwer. Sie fühlte es wohl, daß ihre Heimath hier bald aufhören würde. Das Gespräch dieses Morgens mit dem früheren Kameraden hatte ihr eine Aussicht eröffnet, die sie zurückstieß. Wieder vor die Menschen zu treten, vor das Lampenlicht, und singen, dazu fühlte sie alle ihre Kräfte gelähmt. Und doch, wie in ganz anderem Lichte hatten ihr Sebastian's Worte die hohe, fast heilige Beschäftigung mit der Musik, den Dienst und das Martyrthum der Kunst dargestellt! Die Melodie

Deines Lebens iſt der Klang! hatte er geſagt. Ihr war er gegeben, aber auch Nichts mehr als der. — Dann dachte ſie an den jungen Lehrer, der ihr ſeine Hand geboten hatte, ſein Leben. Er wußte es ja nicht, wie wenig er ihr bot, wie ſeine Tage gezählt waren. Der Gedanke, ihn zu pflegen, ſein Siechthum ſo viel in ihren Kräften ſtünde, zu verſchönen und zu erleichtern, erſchien ihr wie ein edler, freundlicher Beruf, faſt wie eine Pflicht. Aber an dem Orte, unter den Menſchen täglich mit den Schulkindern weiter zu leben, wo ihr ſo viel Kränkung widerfahren war, den weichen jungen Mann mit in den Kampf hinein zu ziehen, den ſie mit der allgemeinen Abneigung zu beſtehen haben würde, das ſchien ihr mehr noch über ſeine als über die eigenen Kräfte zu gehen. Dann wieder ſchien es ihr eine rettende Inſel, wenn auch zu kurzer Raſt, in der toſenden Oede des Meeres ihrer Exiſtenz, und ſie war feſt entſchloſſen, dieſen Wink des Schickſals nicht vorbeigehen zu laſſen, ihm zu folgen, nicht mit dem Herzen, aber aus Mitleid für ihn, aus Vernunft für ſich ſelbſt.

Mitten in dieſe Ueberlegung brachte ihr ein Bote einen Brief. Sie wollte ihn erſt zurückweiſen, denn

er trug keine Aufschrift, und sie begriff nicht, wer ihr schreiben könnte; aber der Mann war genau instruirt: „Für die Pflegetochter des alten pensionirten Cantors, der am Tage zuvor die Orgel gespielt hätte und krank aus der Kirche hätte gebracht werden müssen.“ Sie vermuthete eine Botschaft für Sebastian und erbrach das Couvert.

Beim ersten Blicke auf das Papier wurde sie leichenblaß und taumelte zurück. Der Bote, zufrieden, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben, machte sich sofort wieder auf den Rückweg.

Sie kannte die Handschrift des Briefes. Es war dieselbe, die damals den Zettel schrieb, den sie, um Geldstücke gewickelt, in ihrem Zimmerchen gefunden hatte, den Zettel, welchen sie noch immer als ihren einzigen Schatz in der Kapsel auf der Brust trug.

Lange konnte sie sich nicht fassen, dann las sie mit glühenden Blicken halblaut vor sich hin mit bebenden Lippen und hochklopfender Brust:

„Ich schreibe Ihnen, obzwar ich nicht weiß, mit welchem Namen ich Sie anreden soll. Ihre Kameraden nannten Sie ‚Netta‘, unsere Freunde nennen Sie ‚die Nachtigall‘; ich habe Sie Gretchen genannt in meinen

Gedanken, bis ich gestern Ihre Stimme hörte und nicht mehr weiß, welchen Namen ich wählen soll, eben so wenig als ich es weiß, was mich so unabweisbar auffordert, Ihnen diese Zeilen zu senden. Ich habe kein Recht, Ihnen zu schreiben, und so soll es auch kein Brief sein, den ich Ihnen sende, sondern eine einfache Erzählung, die mich betrifft. Der Zufall ließ mich einmal, gleichviel wo, gleichviel wann, eine Theaterprobe belauschen. Ich hörte Gretchen's Worte von einer fast noch kindlichen, aber so wohllautenden Stimme, halb im Muthwillen, halb mit Verständniß tief rührend wiedergeben. Die Stimme konnte ich nicht vergessen.

Diese Erinnerung ging beglückend und vorwurfsvoll durch alle meine Gedanken. Hatte ich ein Recht auf das Glück dieser Erinnerung, ohne zugleich eine Pflicht zu empfangen, und was habe ich gethan, um dieser zu genügen? Ich sah, unter dem Druck der Verhältnisse, die Knospen eines Talents nach Entfaltung zu schönster Blüthe ringen, und ich streckte nicht einmal die Hand aus, diesen Druck zu heben. Wieder tönte mir im Gotteshause eine Stimme durch die Seele, und ich wußte erst nicht, wodurch sie mich

so mächtig ergriff. Jetzt weiß ich es. Jene beiden Stimmen sind Eins. Mein Auge hatte die nie gesehen, deren Stimme mir so tief in's Herz klang, aber ihr Bild steht deutlich vor meiner Seele. Das mußte ich aussprechen.

Giebt es nun eine Hand, welche die Geschicke lenkt, nicht blinder Zufall, der uns willenlos treibt, ist es dann nicht Pflicht, uns lenken zu lassen?

Vielleicht weiß jenes Mädchen Nichts von mir, als daß ich ihm einmal, halb beleidigend, eine Gabe bot, die es zurückwies, und es hat auch das wohl vergessen. Aber wenn es einsam ist im Leben, ohne Rath, ohne Hülfe, wird es einen Stab zurückstoßen, der Nichts verlangt als das Glück, seine Schritte auf mühsamen Pfade leiten zu dürfen? Ein Wort, und ich bin da.

Reinhold Hillmar."

Netta las die Worte immer wieder und wieder, die sie erst mit ungekanntem Glück erfüllten, aber mit einem Glück, vor dem sie zurückschrak, wie das Auge sich geblendet senkt vor unerwartetem Glanz. Dann mischte sich ein tief bitteres Gefühl in diese blendende Empfindung von Glück. „Mein Bild lebt vor seiner Seele, sagt er, und zweimal stand ich vor ihm, und

gestern sprach er zu mir, aber Er kannte mich nicht. Ja, wenn ich dem Bilde gliche, das er in Gedanken trägt!" So flüsterte sie und brach dann in bitteren Schmerz aus und rief: „Weßhalb muß ich so häßlich sein, weßhalb kann ich nicht dem Bilde gleichen, das er sich von mir geschaffen hat?" Dann sagte sie sich wieder: „Was thut's? Wohin sollte das führen?"

Eins aber stand für sie fest, — sie durfte ihm niemals wieder begegnen. Ihre Erscheinung sollte nicht zerstören, was er von ihr im Herzen trüge. Sie durfte ihn nicht wiederfinden, um ihn nicht zu verlieren, und der Gedanke, ihn zu verlieren aus ihren Träumen, hieße allen Glanz löschen aus ihrem einsamen Leben.

Es lag noch Etwas in dem Briefe, was sie erst gar nicht beachtete, so fesselten sie die Zeilen, die es begleiteten, und es war doch auch von seiner Hand geschrieben. Es waren Gedichte an Gretchen, alle mit dem Datum, an dem er sie schrieb.

Zuerst verstand sie sie gar nicht und sann hin und her, wie sie in dieses Couvert kämen. Nach und nach wurde es ihr klar, und nun ergriff sie eine Eifersucht gegen das Gretchen seiner Gedanken, das wie

ein triumphirendes Zerrbild vor ihrer Einbildung ſtand, daß ſie die Blätter zürnend von ſich ſtieß. Dann nahm ſie ſie wieder und verſuchte ſie ruhig zu leſen. Faſt hätten ſie den Eindruck des ganzen Briefes zerſtört und Reinhold's Bild verwiſcht. Wie paßte dieſe gereimte, gekünſtelte Ueberſchwänglichkeit zu der einfach edlen Erſcheinung? Der das empfunden, geſchrieben, ausgekünſtelt hatte, war ein Anderer als der, den ſie liebte, ohne es ſich klar machen zu wollen.

Das arme Kind, es konnte ſich nicht herausfinden aus allen den Eindrücken, aber das war ſicher, der Gedanke, ſich dem kranken Lehrer zu widmen, verſank immer mehr.

Philippinchen öffnete die Thür und rief nach ihr. Sie ſchob eilig Brief und Gedichte unter ihr Bruſttuch und trat in das Zimmer.

„Ich kann Nichts mehr mit ihm ausrichten!“ jammerte Philippinchen. „Er will partout an's Clavier, und er müßte in's Bett, das wäre ihm geſcheiter. Hilf mir doch, der Unvernunft ſteuern.“

Sebaſtian fuhr nicht auf wie ſonſt, wenn ihm die Schweſter widerſprach. Er lächelte ſanft vor ſich hin: „Sie kann es nicht verſtehen, das arme Philippinchen,

ſie hat nie dergleichen verſtanden. Wir Künſtler leben in der Kunſt und leben durch ſie. Meine Kräfte wollen mir entſchwinden, aber wie der Verſchmachtende lechzt nach einem Trunk Waſſer, ſo lechzt meine Seele nach Muſik. Sie wird mich wieder ſtark machen, das ſollt ihr ſehen."

Er wollte ſich aufrichten, aber er vermochte es nicht.

„Laßt ihm ſeinen Willen!" bat Netta.

Philippinchen ſchüttelte zwar unwillig über die Thorheit den Kopf, aber ſie griff doch mit zu, und ſo ſchleppten die Frauen den alten Mann in ſeinem Lehnſtuhl bis an's Clavier. Ueber ſein Geſicht ſtrahlte es auf wie eine Erquickung. Wie mit einem Liebesblick ſah er auf den Freund ſeines Lebens, auf den Zeugen all' ſeines Glücks. Er hob die Hände, und ſie fielen auf die Taſten. Ein matter Accord, wie ein Seufzer. Nichts weiter. Vielleicht klang er in ſeinen Gedanken nach, vielleicht glaubte er Muſik zu hören, wenigſtens beugte er horchend ſein Ohr, dann aber ließ er den Kopf ſinken und flüſterte: „Es geht nicht mehr."

Die Thür öffnete ſich, und der junge Lehrer trat

ein. Netta schrak leise zusammen, aber er reichte ihr unbefangen die Hand und blickte fragend auf den Kranken. Es bedurfte keiner Antwort. Was hätten er und Netta jetzt noch anders denken können als an ihn? Aber Philippinchen merkte noch immer Nichts.

Netta reichte dem Alten noch einmal ein Glas Wein, das ihn ja am Morgen so belebt hatte. Es hob auch dießmal die Kräfte. Er verlangte selbst nach dem Bett, aber er wollte es mitten in's Zimmer gestellt haben, damit er unter ihnen bleiben könnte. Der Lehrer war behülflich, und so saß er in den Kissen und flüsterte immer wieder, ihm sei ganz wohl. Auf einmal richtete er sich auf und rief: „Musik, macht mir Musik."

Philippinchen schüttelte den Kopf, die anderen Beiden sahen sich fragend an, aber Sebastian winkte Netta heran. Sie beugte sich zu ihm nieder, und er flüsterte ihr in's Ohr: „Singe mir aus dem Messias die Arie: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Er wird's ja wohl begleiten können."

Er hatte mit letzter Anstrengung die Worte herausgebracht. Sie wiederholte dem jungen Freunde, was er von ihr forderte, und sah ihn fragend an.

Dieſer ſagte: „Thun wir, was er verlangt.“

Netta holte die Noten aus dem Schrank, ſie hatte die Arie oft mit Sebaſtian geſungen.

Der Lehrer ſaß ſchon am Clavier, und Netta fing an. Thränen wollten ihr erſt die Stimme erſticken, aber ſie drängte ſie zurück und wandte keinen Blick von Sebaſtian. Es war, als wenn ihn die Töne neu belebten. Erſt nickte er nur leiſe mit dem Kopfe, dann ſprach er ganz kräftig: „Recht! ſo iſt es recht! O, mein himmliſcher Meiſter Händel!“

Als Netta geſchloſſen hatte, begann ſchon der Abend hereinzubrechen, und mit Anſtrengung nur hatten ſie noch die Noten erkannt.

Die verſchiedenen Empfindungen des Tages, die Nähe des Lehrers, die Angſt um Sebaſtian, Alles ſtürmte ein auf ihre Seele. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie die erſten Töne hervorbrachte. Wie oft ſchon hatte Sebaſtian ſie die Arie ſingen laſſen. Mechaniſch, ohne Empfindung von der Muſik, hatte ſie es gethan. Heute war es, als kläre ſich Alles in ihrem Herzen, mit jedem Tone wurde es lichter in ihrer Seele. Wunderbar ergriff es den jungen Mann an ihrer Seite. Es ſchien ihm, als entſchwebe ſie auf den

Fittichen der Töne, und ohne Schmerz sah er sie immer höher und höher von ihm gehoben. Auch ihm löste sich der Kummer über ihr Zurückweisen in der Macht ihres Gesanges, in der Heiligkeit der Musik. Netta wurde ihm eine andere in dieser Stunde.

Die letzten Accorde waren verklungen, und tiefe, feierliche Stille lag über dem Stübchen. Keiner wollte sie stören. Durch das Fenster fiel matt der fahlgelbe Schein der untergehenden Sonne. Man hörte keinen Athemzug. Sebastian's Kopf war zur Seite gesunken und lag im Schatten. Sie meinten, er schliefe. Endlich, nach bangem Harren, schlich Netta leise heran und beugte sich über ihn. Die Züge lächelten, aber in einem anderen Schlaf. Unter Musik war die Seele geschieden.

XIV.

Wochen waren vergangen. Philippinchen und Netta ſaßen noch mit ihren ſchwarzen Trauerkleidern in dem kleinen Stübchen, aus dem man den alten Sebaſtian auf den beſchneiten Kirchhof hinausgetragen und in die gefrorene Erde geſenkt hatte. Aber ſie wußten, daß ſie nicht lange mehr da ſitzen würden. Mit dem Frühling — und er brauſte ſchon heran — mußten ſie das Häuschen räumen. Es war eine trübe Ausſicht. Wäre nicht Netta bei Philippinchen geweſen, hätte die Gemeinde vielleicht eher ein Unterkommen für letztere verſchafft: aber mit dem Mädchen wollte ſie nun einmal Nichts zu thun haben, und eine Verpflichtung lag nicht vor. Außerdem war der junge Lehrer kränker und kränker geworden, der Arzt hatte ihn zur Cur in ſüdlichere Luft geſchickt, und der Stellvertreter ſollte einſtweilen Sebaſtian's Häuschen beziehen. Philippinchen, welcher der Tod des Bruders

völlig überraſchend kam, war erſt ganz zuſammengebrochen. Nun rüttelte die Noth des Augenblickes und die Sorge für die Zukunft ſie aus ihrem Schmerze auf, denn ſelbſt der kleine Verdienſt von früher drohte zu Ende zu gehen. Die Frauen und Mädchen des Ortes, die nun einmal nicht in das Zimmer treten mochten, welches Netta mitbewohnte, hatten ſich für ihren Staat eine andere Putzmacherin geſucht und entſchuldigten ſich damit, die alte Philippine ſei gar zu unmodiſch und langſam geworden. Dieſe verſtand wohl den wahren Grund, aber ſie disputirte ſich ihn ſelbſt fort, um Netta nicht zu kränken, an die ſich ihr bekümmertes Herz in der gemeinſamen Trauer mit rührendſter Zärtlichkeit angeſchloſſen hatte.

Da waren denn Barner und Frieda die einzigen Stützen; aber wie zart und unbemerkt dieſe auch ihre Hülfe leiſteten und für die Zukunft in Ausſicht ſtellten, Philippinchen und Netta empfanden doch, daß es Almoſen waren, was ſie empfingen, und erſtere ſträubte ſich dagegen ſchon im Andenken ihres Bruders.

Netta hatte keinen Ton wieder geſungen ſeit jenem Abend, als der alte Sebaſtian unter ihrem Geſange dahingeſchieden war; ja, ſie hatte kaum an

das Singen gedacht. Seit auch der Lehrer nicht mehr da war, lebte ſie nur für Philippinchen, führte die kleine Wirthſchaft faſt allein und ging auch ſelten zu Frieda. Uebrigens war ſie natürlich, wie in allen Dingen, das auch in ihrer Trauer um Sebaſtian. Verſtanden hatte ſie erſt in den letzten Tagen ſeines Lebens, welch' edler, poetiſcher Kern in der wunderlichen Schale ſteckte, und ſeine Worte am Tage ſeines Todes erſchienen ihr wie eine Offenbarung. „Dir iſt der Klang mitgegeben für's Leben, nicht der Schein, noch das Verſtändniß!“ hatte er ihr geſagt, und ſie mußte ſich das beſtändig wiederholen. Ihrer Doppelempfindung für Reinhold wurde ſie ſich immer bewußter. An ſeiner Erſcheinung hingen ihre Gedanken und, mehr als ſie ſich eingeſtehen wollte, ihr Herz; wenn ſie aber an ſeine Verſe dachte — und ſie hatte dieſelben wieder und wieder geleſen, ſo daß ſie ihrem Gedächtniß feſt eingeprägt waren —, trat etwas Fremdes, Unnatürliches dazwiſchen. Eben ſo hatte ſich die Ueberzeugung bei ihr feſtgeſtellt, daß ein Begegnen mit ihm, das ihre Perſon an die Stelle ſeines ſelbſtgeſchaffenen Bildes ſetzen würde, ſofort alle die Theilnahme zerſtören müſſe, die er glaubte für ſie

zu haben. Sie fühlte heraus, daß er nur an einem Traume hinge, der vor der Wirklichkeit sofort verschwinden würde. Und sie wollte dieses geheimnißvolle Band, den Sonnenstrahl ihres Lebens, der ihr ganzes Geschick gewandt hatte, nicht zerstören.

Deßhalb ging sie auch nur noch mit Zagen zu Frieda, immer in der Sorge, Reinhold dort begegnen zu können, oder auch nur seinen Namen aussprechen zu hören, denn sie fürchtete, dann ihre Bewegung nicht verbergen zu können. In dieser Beziehung konnte sie aber außer Sorge sein; auch Frieda war nicht unbefangen, sie hatte, so viel in ihren Kräften stand, jede Begegnung zwischen den Beiden zu verhindern gesucht und sicher nie des Einen vor dem Andern Erwähnung gethan. Wenn nun so wahre, jeder Verstellung fremde Naturen neben einander hergehen, ohne das auszusprechen, was eigentlich das letzte Wort zwischen ihnen ist, ja, dem geflissentlich aus dem Wege zu gehen suchen, so entsteht eine Unnatur, die den Verkehr unbehaglich macht, und so hatte sich das Verhältniß zwischen Frieda und Retta gestaltet.

Da kam unerwartet — denn sie hatte kaum mehr

an ihn gedacht — ein Brief des alten Komikers. Er ſtellte ein Engagement für Netta bei der Oper in der Reſidenz in Ausſicht, freilich in untergeordnetſter Stellung. Sie müſſe vorläufig im Chor eintreten, und mit ſehr beſcheidener Gage. Natürlich wollte man ſie erſt ſehen und hören; aber er zweifelte nicht, daß ihre Stimme ſich ſchnell zur Geltung bringen werde. „Mache, was Du willſt," ſchloß der Brief, „ich habe mein Möglichſtes für Dich gethan und lege Dir einen Contract des Agenten bei."

Netta ſchob den Brief erſt gleichgültig bei Seite. Das Eingehen auf dieſen Vorſchlag erſchien ihr wie eine Unmöglichkeit. Nicht daß ihr die Stellung, die man ihr anbot, zu gering erſchien; aber das Zurückkehren zum Theater widerſtrebte allen ihren Empfindungen. Sie war allein im Stübchen, als der Brief kam. Philippinchen war ausgegangen. Ihr wollte ſie von dem Vorſchlage gar Nichts ſagen; wußte ſie doch, wie die Alte vom Theater, von den Schauſpielern dachte! Freilich, wenn ſie ſich die ganze Rathloſigkeit ihrer Lage klar machte, mochte dieſe Ausſicht immerhin für eine Hülfe gelten.

Philippinchen trat ſehr erregt in's Zimmer. Sie

hatte Thränen in den Augen, aber sie schien mehr erzürnt und gekränkt als traurig. „So, nun sind wir so weit!“ rief sie schon in der Thür und sank dann erschöpft in den Armstuhl.

„Mein Gott, Philippinchen,“ sagte Netta, „was ist Dir geschehen?“

„Ich sage Dir Nichts, kein Wort, Kind,“ erwiderte diese; „frage mich nicht.“ — Und dabei fing sie von Neuem zu weinen an.

Netta sank vor ihr nieder. „Philippinchen,“ rief sie, „gehört mir denn Dein Kummer nicht mit? Sprich Dich aus zu mir!“

Es brauchte wirklich aller ihrer Schmeicheleien, bis die arme Alte sich entschloß, ihr Herz auszuschütten und ihrem Groll Luft zu machen. Der Schulze hatte ihr nun wirklich Namens der Gemeinde angekündigt, daß sie in nächster Woche das Haus räumen müsse. Dabei hatte man ihr unumwunden erklärt, daß man für sie allein vielleicht noch sorgen würde, daß aber Netta's längeres Verbleiben in der Gemeinde nicht gestattet werden könne. Philippinchen gab nun, da sie einmal ausgesprochen hatte, was sie aus Schonung für ihren Liebling erst hatte verschweigen wollen,

ihrem Groll in einem Strome von Klagen freien Lauf, und als sie endlich schloß, erwartete sie, daß auch Netta auffahren würde. Die aber hatte, ohne ein Wort dazu zu sagen, erst der Alten Bericht, dann ihren Zornausbruch angehört. Die Hände über die Kniee gefaltet, den Blick starr vor sich hin gerichtet, saß sie auf dem kleinen Fußschemel zu Philippinchen's Füßen, stumm und sinnend.

Dießmal war es nicht Barner's milde Stimme, wie damals, die einen Entschluß von der Zukunft von ihr verlangte, dießmal trat das harte Geschick vor sie und forderte mit unerbittlicher Strenge, kurz und dringend, eine Entscheidung, und heute hatte sie diese nicht für sich allein zu geben, noch ein anderes Geschick hing von ihrem Beschlusse ab; denn sie fühlte es, daß sie sich von Philippinchen nicht scheiden könnte. Es war nicht die Dankbarkeit allein, welche ihr das gebot, auch das Herz drängte sie dazu — und war die Freundin nicht hülfloser als sie?

Aber sie war auch eine Andere geworden seit damals, als der Zufall, oder ein freundliches Geschick sie in das Haus der Geschwister führte. Heute wäre es ihr nicht in den Sinn gekommen, planlos hinaus

zu wandern in die weite Welt, und sie hatte gelernt, die Zukunft auch über die nächste Stunde hinaus in's Auge zu fassen. Jedes Leben steht wohl einmal vor solchen Stunden des Zagens; aber hier sollte ein junges Geschöpf, ohne Kenntniß der Welt und des Lebens, ohne rathenden Freund zur Seite, für sich und noch für eine Andere entscheiden. Wohl dachte sie auch an Reinhold, und daß er ihr seine Hülfe geboten hätte; aber sie wußte es, weßhalb sie ihm nicht begegnen wollte. Sie dachte an Varner und Frieda; aber in diesem Augenblicke konnte ihr Niemand helfen als sie selbst. Alles hatte sie sich klar gemacht — und sie war entschlossen.

Nach langer, langer Pause, während der Philippinchen sich schmeichelnd über sie gebeugt hatte, stand sie ruhig und ernst auf. Es schien, als wäre sie größer geworden, reifer in der einen Stunde.

„Philippinchen," fing sie an, „versprichst Du mir, Dich nicht zu trennen von meinem Geschick und meinem Plan, wohin sie sich auch entscheiden und gestalten?"

Philippinchen fiel ihr laut schluchzend um den Hals. „Ich kann nicht von Dir lassen, Antonie," sagte sie.

„Du bist das Einzige, was ich noch habe auf der Welt. Du hast meinem Sebastian die Augen zugedrückt. . . .“

„Gut,“ rief Netta, „wir wollen uns nicht weich machen! Das ist nun abgemacht. — Sie drückte die weinende Alte fest an ihre Brust, ließ sie nicht los und fuhr fort: „Wir brechen auf, gleich, schon in den nächsten Tagen. Ich kann eine Stelle finden, die uns nothdürftig ernährt.“

„Du, Netta?“ fragte Philippinchen ungläubig. Kind, Du kannst ja Nichts, so gut als Nichts, so viel Mühe ich mir auch mit Dir gegeben habe. Wie sollen wir davon leben?“

„Ich kann singen,“ erwiderte das Mädchen ruhig und sicher. „Sebastian hat mich's gelehrt, und er hat gesagt, schon in der Vorahnung des Todes, „„mein Leben gehöre dem Klange.““

Philippinchen wischte sich die Thränen aus den Augen und sah sie zagend an. Gegen die Autorität des Bruders wagte sie Nichts einzuwenden, seit er todt war; aber sie begriff doch nicht, was Netta meinen könnte. „Singen?“ sagte sie. „Ja, Kind, singen, das ist schon gut, aber leben davon — Du weißt eben nicht, was zum Leben gehört.“

Netta zeigte ihr nun den Contract des Theater-Agenten und erklärte ihr, daß man ihr dreißig Thaler böte monatlich, und das sie entschlossen sei, das anzunehmen.

„Dreißig Thaler, das sind ja 360 Thaler im Jahre!“ — Philippinchen schien das ein Vermögen. So viel hatte sie niemals gehabt im Leben. Sie jubelte erst auf, aber halb ungläubig fragte sie weiter, und als ihr klar wurde, dafür müsse Netta auf dem Theater singen, gerieth sie in volle Verzweiflung. Sie wußte Nichts vom Theater, als daß Alle, welche diesem sündhaften Institute angehörten, für ewig dem Verderben verfallen wären. Es dauerte lange, ehe Netta sie beruhigen konnte. Gegen Vorurtheil ohne alles Verständniß kämpft sich's schwer. Schließlich war es nur die Autorität Sebastian's und der Hinweis, daß die Meister, welche dieser beständig im Munde führte, die Hiller, Reiser und der herrliche Gluck selbst, für's Theater geschrieben hätten, was die Alte beruhigte, eben weil sie das nicht verstand. Gegen Unverstand kann nur Unverstand kämpfen und ihn zum Schweigen bringen. Dazu Sebastian's hohe, fast priesterliche Auffassung von der Beschäftigung mit

der Kunſt, die Netta, ſo gut ſie konnte, auseinander-ſetzte. Woher kam dem Mädchen alle die Weisheit? Sie wußte es ſelbſt kaum. Was es immer wieder von Sebaſtian gehört und wenig beachtet hatte, das kam ihm jetzt in's Gedächtniß, wurde ſeine Waffe, ſeine Stütze und damit ihm ſelbſt zur Klarheit. Philippinchen, der die eigenen Worte des Bruders entgegengehalten wurden, daß ſie oft meinte, ſie höre ihn ſelbſt, gab ihre Einwände auf und hielt ſich ſchließlich immer wieder an das, was ſie verſtand. Dreißig Thaler jeden Monat! ſagte ſie von Zeit zu Zeit und ſchüttelte den Kopf. Endlich kam man überein, daß, wenn Barner und Frieda Nichts dagegen einzuwenden hätten, die Sache nicht ſo ſündhaft ſein könnte, und daß es auf deren Ausſpruch ankommen ſolle. Philippinchen hoffte noch immer, daß ihr von da eine Beſtätigung ihrer Abneigung gegen das Theater kommen würde, aber ſie fürchtete doch auch, daß es dann Nichts ſei mit den dreißig Thalern. Wie triumphirend wollte ſie dem Orte mit den grauſamen Leuten den Rücken kehren, und in der Reſidenz mußte ſie ja mit Putzmachen weit mehr verdienen als unter den Bauernfrauen. Sie fand ſich ſchon

in den Gedanken, aber sie fürchtete die Erfüllung eben so sehr als das Scheitern desselben.

Netta erklärte, es sei keine Zeit zu verlieren, und machte sich also verabredeter Maßen sofort auf den Weg zu Barner.

Als Netta dahin ging, war sie ganz entschieden. Aus der Mühe, die sie gehabt hatte, die alte Philippine zu überzeugen, daß ihnen ein anderer Ausweg in ihrer Noth nicht bliebe, und daß es nichts Sündhaftes sei, wozu sie sich entschlösse, war nicht jener, aber ihr selbst Alles klar geworden. Ihre eigene Scheu, freilich unter ganz anderen Bedingungen, zur Bühne zurückzukehren, hatte sie vollkommen mitbekämpft und besiegt, indem sie Philippinchen's Abneigung zu überwinden versuchte, und während sie seither im Komödienspielen Nichts als ein elendes und kümmerliches Handwerk sah, war ihr zum ersten Mal klar geworden, daß es sich um eine Kunst handele. Selbst zu ihren eigenen Kräften, so gering sie dieselben noch immer anschlug, hatte sie mehr Zutrauen gewonnen. Verlangte Sie doch auch weder Ruhm noch Anerkennung, und war sie doch mit dem bescheidensten Lebensunter-

halt zufrieden. Aber sie hatte doch den Muth gewonnen, so viel leisten zu können.

Neben ihrem Wege stieg die Lerche auf und schmetterte ihr Frühlingslied in die Luft. Sie stand still und hörte ihr zu. Dann sah sie sich um, ob auch weit und breit Niemand zu sehen sei, der sie hören könne, und versuchte es der Lerche nachzuthun. Zum ersten Mal, seit Sebastian's Tod, sang sie wieder, und zum ersten Mal im Leben achtete sie auf den Klang ihrer Stimme. Sie war glockenrein und kräftig. Dann horchte sie wieder auf die Lerche, und es war ihr, als töne in ihrem Schlag eine ermuthigende Stimme vom Himmel, ein gutes Omen zu ihrem Vorsatz. Sie mußte zwar selbst lachen über diese Einbildung, aber sie war ja aus der eigenen muthigen Stimmung hervorgegangen, und schnell setzte sie ihren Weg fort, und leichter um's Herz, als da sie ihn antrat.

Dießmal ging sie nicht, wie sonst, zu Frieda, sondern klopfte gleich an Barner's Zimmer. Er öffnete und hieß sie freundlich willkommen. Aber er sah ihr gleich an, daß sie ihm Etwas zu sagen hätte, und ließ ihr das erste Wort. Der alte Herr hatte oft erfahren,

daß, wenn Jemand eine eigene Sache vortragen will, ein Entgegenkommen durch Fragen ihn stört. Jeder hebt am Besten von dem Standpunkt an, den er sich für seine Entwicklung als den Eingang zurecht gemacht hat. So setzte er sich ruhig wieder auf seinen Stuhl am Fenster und richtete einen ermunternden, freundlichen Blick auf das Mädchen, das in einiger Entfernung von ihm stehen geblieben war.

Netta holte tief Athem, dann fing sie an: „Herr Barner, Sie haben mir Frist gegeben, Ihnen eine Frage zu beantworten, die Sie mir vorlegten, als wir uns zum ersten Mal begegneten. Ich komme heute, um Ihnen die Antwort zu bringen."

„Uebereile Dich nicht, Kind," unterbrach sie Barner, „wir haben für Euch gesorgt, für Dich und Philippinchen, haben Euch eine kleine Wohnung eingeräumt. Ihr könnt zusammen bleiben."

„Wir werden uns auch nicht trennen, das haben wir uns ganz fest gelobt!" sagte das Mädchen, „und ich danke Ihnen, daß Sie in unserer Noth uns nicht verlassen wollen. Das hatten wir auch gewußt. Aber ich habe einen anderen Ausweg gefunden."

„Laß Dich nicht von der Verlegenheit des Augenblickes bestimmen," fiel er ein, „überlege noch!"

Aber Netta schüttelte den Kopf. „Wozu hinausschieben, was man heute thun kann? Ich habe nur Eins, was mir helfen könnte, denn sonst habe ich wenig gelernt und zu Nichts Geschick. Das Eine ist meine Stimme. Auf die muß ich mich stützen. Sehen Sie hier, was man mir dafür bietet."

Sie reichte ihm den Contract hin und erklärte, sie sei entschlossen, ihn anzunehmen.

Barner hatte seine Bedenken und machte seine Einwendungen. Sie hörte Alles an, setzte keine Gründe entgegen, blieb aber dabei, daß ihr Entschluß feststehe. „Das Theater lockt mich nicht," sagte sie, „im Gegentheil, es ist mir sauer genug geworden, mich in den Gedanken hinein zu gewöhnen, und ich weiß sehr gut, was mich erwartet. Häßlich und talentlos, wie ich bin, wird mir für mich wenig Freude und gar keine Genugthuung werden. Aber meine Stimme, und was ich von Sebastian lernte, wird man schon verwerthen können, und was man mir dafür bietet, reicht aus für mich und Philippinchen. Antworten Sie mir nur einfach mit „Ja" oder „Nein", Herr Barner,

was ich Sie frage, und das mehr um Philippinchen's willen als für mich. Ist es Unrecht oder gar sündhaft, was ich Willens bin zu thun? Entehrt mich der Beruf, den ich nicht wählte, der mir aber geboten wird, und den mich die Verhältnisse zwingen zu ergreifen?"

Barner überlegte eine kleine Weile, dann sagte er entschieden „„Nein!""

„Gut," sagte Netta und faltete den Contract wieder zusammen, „so ist's Philippinchen zufrieden, und die Sache ist abgemacht."

Frieda trat in's Zimmer, und ihr wurde die Angelegenheit wie eine fertige vorgetragen. Sie war zwar erstaunt, aber sie sagte Nichts dagegen. Es war ihr ganz gelegen, daß Netta fortginge, denn sie fürchtete ein Zusammentreffen zwischen ihr und Reinhold, und das zumeist in ihrem eigenen Hause.

Netta bat nun Barner, ihr bei der Antwort an den Agenten behülflich zu sein, die sie sofort schrieb und ihr Eintreffen in den nächsten Tagen zusagte. Sie war in Allem so klar und bestimmt, daß Vater und Tochter in diesem festen, überlegten Mädchen, wie es da in dem einfachen Trauerkleide vor ihnen

ſtand, kaum die zerfahrene, unbeſonnene Netta von früher wiedererkannten.

Es wurde nun gleich beſchloſſen, daß Barner und Frieda mit dem Mädchen zu Philippinchen hinüberfahren wollten, um das Zunächſtliegende anzuordnen. Die gute Alte war ganz betäubt und ließ Alles über ſich ergehen. Barner kaufte ihr alle Noten des Freundes und das alte Clavier ab, ohne ihr einen Preis zu nennen, ſondern gab ihr nur eine Anweiſung an ſeinen Banquier in der Reſidenz. Von dem übrigen kleinen Hausgeräth ſuchte ſie das aus, wovon ſie meinte ſich nicht trennen zu können, dazu ihre eigenen Sachen. Der Reſt ſollte verſteigert werden, und Barner übernahm es, das durch einen zuverläſſigen Beamten der Fabrik beſorgen zu laſſen und ihr den Erlös nachzuſenden, worauf er gleich einen Vorſchuß für die Reiſe zahlte.

Das ſchien Alles ſo einfach und koſtete doch noch viel Thränen und Ueberlegung. Philippinchen wäre niemals fertig geworden, hätte Netta nicht mit aller Entſchiedenheit gedrängt. Frieda kam immer wieder herüber und unterſtützte ſie, einige Male ſogar mit Georg, der Netta einige Empfehlungsbriefe in die

Residenz mitgab an Geschäftsleute, die ihr in den ersten Tagen behülflich sein sollten. Ja, er stellte sogar einen Wagen, der die Beiden mit den Sachen zur Eisenbahn bringen sollte, und das waren sechs Meilen, und Georg sonst Nichts weniger als leicht geneigt, die Pferde anzubieten, die in die Wirthschaft gehörten.

In zwei Tagen war Alles besorgt. Auch die Mitglieder der Gemeinde, die fast alle Sebastian's Schüler gewesen waren, kamen zum größten Theil, um Philippinchen Lebewohl zu sagen, freilich ohne Netta irgend eine Beachtung zu gönnen. Philippinchen hatte diese nur um Alles in der Welt gebeten, den Bauern, die das gar nicht verstehen würden, nicht zu verrathen, daß sie zum Theater ginge. Sie erzählte, sie zöge zu einer Freundin, um der die Wirthschaft zu führen. Mit dieser zweideutigen Wahrheit beruhigte sie ihr Gewissen, und sie konnte sie um so leichter durchführen, als grundsätzlich und wie verabredet Niemand fragte, was aus Netta würde, ja, man vermied, diese nur zu nennen. Einzelne Frauen brachten Philippinchen sogar noch kleine Geschenke, Leinewand, Flachs, oder eine Zukuße für die erste Einrichtung der Wirthschaft, oder Reisebedarf. Das rührte sie immer

wieder und ſchmelz ihren Groll, den ſie gegen die ganze Gemeinde im Herzen zu tragen glaubte. So kam die gute Alte faſt gar nicht zur Beſinnung und durch das unaufhörliche Abſchiednehmen kaum zum vollen Gefühl des Scheidens, und am wenigſten zur Ueberlegung über die Zukunft. Erſt als ſie auf dem Reiſewagen ſaß und den Blick nach dem Kirchhof, auf das Grab ihres Bruders warf, brach ſie in unmäßigen Jammer und Thränen aus.

Netta hatte Barner und Frieda gebeten, zur Stunde des Aufbruchs herüberzukommen, theils um ſie bei Philippinchen zu unterſtützen, theils um den Strom der Abſchiednehmenden zu hemmen, die kaum Theilnahme, nur Neugierde immer wieder hinführte. Im Dorfe iſt dergleichen ein Ereigniß und lockt die Menge als ſtumme Zuſchauer heran.

Frieda und Georg waren gekommen. Barner war es ſchmerzlich, die Auflöſung der Häuslichkeit zu ſehen, in der er den Freund der Jugend ſo oft beſucht hatte. Ihm war ein langes und liebes Stück Lebenserinnerung mit Sebaſtian dahingeſtorben, war er doch der Einzige, der ſeine Eltern gekannt hatte, mit dem er von ihnen reden konnte, und den ſo manchem Anderen,

an dem sein Herz in Kinderjahren gehangen hatte. Vielleicht wollte er sich auch Netta's und Philippinchen's Dank entziehen.

Georg war freundlich wie nie vorher zu Netta und der Alten, aber er konnte den scherzenden Ton nicht aufgeben, wie Frieda ihm auch winkte. Philippinchen mußte immer wieder hören, daß er überzeugt sei, sie ginge selbst noch auf's Theater, und er hoffe sie noch als Jungfrau von Orleans oder dergleichen auf den Brettern zu begrüßen. Die gute Alte nahm das ganz ernsthaft, war doch ihre Stimmung nicht zum Scherz geneigt, und verschwor sich hoch und theuer. Es unterbrach aber doch ihren Kummer.

So war es mit Mühe gelungen, sie auf den Wagen zu bringen, aber sie hatte immer noch Etwas vergessen, wonach sie rief, mitten aus ihrem Jammer heraus. Niemals wäre sie fortgekommen, hätte nicht Georg ein Ende gemacht und dem Knecht befohlen, zuzufahren. Der kehrte sich nun nicht mehr an Philippinchen's Rufen und trabte, ohne sich hemmen zu lassen, vorwärts.

Frieda sah dem Wagen nach, mit Thränen im Auge, dann wandte sie sich zu ihrem Manne. „Georg,"

ſagte ſie, „Du biſt recht gut geweſen und haſt mir treulich beigeſtanden. Ich danke Dir, denn ich weiß, daß Du es im Herzen beſſer meinſt, als Du Dich mit Deinen Scherzen anſtellſt.“

Georg lachte laut auf. „Rechne mir das nicht an,“ rief er. „Was ich that, geſchah nicht aus gutem Herzen, ſondern aus Eigennutz. Ich war ſo froh, daß ſie abzogen, daß ich Alles that, um das zu beeilen. Ich ſah ſchon kommen, daß Ihr in Eurer Gutmüthigkeit die alte Katze und die garſtige Nachtigall in's Haus gezogen hättet, und dann wären wir ſie nie wieder los geworden. Nun ſind ſie beſorgt und aufgehoben, und dafür konnte ich ſchon meine Gäule auf zwei Tage riskiren.“

Er wollte drei Kreuze ſchlagen aber er kam nur mit einem zu Stande. Frieda zog ihm den Arm nieder, ſchüttelte den Kopf, ſah ihn aber ſo liebevoll dabei an, daß er ſagte: „Ihr ſeid nun einmal viel beſſer als ich.“

Indeſſen fuhr Netta mit dem weinenden Philippinchen im Arm dahin. Ihr war ſelbſt ſchwer um's Herz. So ſchied ſie von dem einzigen Ort, an dem es ihr heimiſch geworden war im Leben, von den

einzigen Menschen, die ihr Freundschaft gezeigt hatten. Aber sie hatte Zuversicht, sie begriff es selbst nicht, woher. Als der Wagen um das kleine Gehölz lenkte, durch das sie oft mit Frieda gegangen war, sah sie von fern die hohen Schornsteine der Fabrik, das Dach des Wohnhauses, und sandte ihren dankenden Gruß zu den edlen Menschen dort hinüber. Der Verkehr mit ihnen hatte ihr die Menschheit in ganz anderem Licht gezeigt, als sie bis dahin geahnt hatte, und edle Empfindungen in ihrem Herzen gebildet. Frieda war ihr Ideal für's Leben geworden.

Nun verdeckte ihr das Gehölz den letzten Blick. Frühlingsgrün, im heitern Sonnenlichte schimmerte es schon von den Wipfeln. Die Nachtigallen schlugen rings von allen Seiten. So trat sie, selbst eine arme Nachtigall, den Weg an in den Frühling des Lebens.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Die Nachtigall.

Zweiter Band.

I.

Nichts giebt dem Schwachen ſo viel Kraft und Zuverſicht, als die Nothwendigkeit, einen noch Schwächeren ſtützen zu müſſen. Das zeigte ſich auch an Retta auf der ganzen Reiſe und namentlich bei der Ankunft in der Reſidenz. Sie war ja daran gewöhnt worden von Kindheit an, immer wieder mit fremden Menſchen zu verkehren; aber die große Stadt, die Selbſtändigkeit, mit der ſie zu handeln genöthigt war, waren ihr doch neu. Philippinchen dagegen hatte ganz den Kopf verloren. Seit faſt fünfzig Jahren hatte ſie das Dorf nicht verlaſſen, ihr Geſichtskreis war immer enger geworden. So lange ſie noch auf Georg's Wagen mit dem wohlbekannten Knechte ſaßen, konnte ſie die Lage noch überſehen. In das Eiſenbahn-Coupé half ihr der Knecht auch noch mit ihren Sachen, und er hatte ſogar die Ordre von ſeinem Herrn, Alles zu bezahlen; aber nun wuchſen ihr die Beſchwerden der Reiſe, die

Furcht vor ungekannten Gefahren so über den Kopf, sie war so überzeugt, ihre Schätze, die sie nun nicht mehr vor Augen hatte, nie wieder zu sehen, daß Netta sie nur mit Mühe beruhigte. Auf jeder Station wiederholte sich die Noth. So oft Gepäck oder Güter ausgeladen wurden, glaubte sie ihre eigenen Sachen darunter zu sehen und jammerte, daß sie verloren seien. „Es sei ja unmöglich, das wieder heraus zu finden," meinte sie. Wenn sie keinen anderen Rath mehr wußte, fing sie an zu weinen. Und nun gar bei der Ankunft! Ihre Sachen fand sie zwar zur größten Verwunderung alle wieder, aber nun fürchtete sie, sich selbst zu verlieren in dem Gewühl von Menschen. Sie klammerte sich krampfhaft an Netta und hinderte diese dadurch in den nothwendigsten Anordnungen. Zuletzt fanden sie doch freundlichen Rath in ihrer Hülfslosigkeit, und als sie mit einem von Georg's Briefen bei einem Commissionär, nicht ohne Mühe, angekommen waren, schienen sie geborgen. Einstweilen wurden sie in einem sehr bescheidenen Gasthause untergebracht; aber schon am anderen Tage hatte der Commissionär, dem Georg sehr bestimmten und praktischen Auftrag gegeben hatte, eine kleine Wohnung, drei Treppen

hoch, gefunden, und als ſich Philippinchen in derſelben einkramte und dabei gleich mit der Wirthin Freundſchaft ſchloß, faßte ſie wieder Muth, erklärte aber doch, nicht zehn Schritte weit allein aus der Hausthür gehen zu wollen, denn ſie ſei ſicher, ſich nicht wieder zurück zu finden.

Netta ſuchte den Theater-Agenten auf, deſſen Contract ſie in Händen hatte. Die Unterredung mit dem viel beſchäftigten Manne in dem goldſtrotzenden, von geputzten Schauſpielerinnen und eleganten Schauſpielern überfüllten Büreau war wenig ermunternd. Zuerſt ſchenkte man dem unſcheinbaren Mädchen in dem faſt ärmlichen Trauerkleide gar keine Aufmerkſamkeit, dann wurde es von Einem zum Anderen gewieſen und endlich mit dem Beſcheid entlaſſen, es würde Nachricht erhalten, wann es ſich beim Chor-Dirigenten der Oper zu melden hätte.

Es vergingen wieder einige Tage banger Erwartung, denn Philippinchen war feſt überzeugt, daß aus der ganzen Sache Nichts werden würde, und kam aus den Thränen nicht heraus. Sie hatte ſo viel von den Gefahren der großen Stadt gehört, daß ſie ſich daraus eine ganz märchenhafte Vorſtellung

zurecht gemacht hatte. Jetzt dachte sie auch erst über ihre eigene Stellung nach. So wie die Dinge standen, war sie für die arme Netta mehr ein Hemmniß als eine Stütze, und das konnte nicht so bleiben. Sie sah die Verpflichtung ein, dem Mädchen ein mütterlicher Schutz zu werden, und diese Ansicht wuchs, je sicherer sie sich nach und nach zu fühlen anfing. Der Muth der Einen stärkte sich immer an der Muthlosigkeit der Anderen, und Netta war durch die Aufnahme beim Theater-Agenten und das Warten seitdem so unsicher geworden, daß sie fast jede Hoffnung aufgab. Dazu fing die kleine Baarschaft an zu schwinden. Freilich hatten sie noch immer Varner's Creditbrief an den Banquier und den Erlös der Versteigerung zu erwarten; aber Netta fing an, sich die bittersten Vorwürfe zu machen, daß sie dieses einzige kleine Eigenthum ihrer Freundin für so unsichere Aussicht auf's Spiel gesetzt hätte. Sie entschloß sich, um der Unsicherheit ein Ende zu machen, noch einmal zu dem Theater-Agenten zu gehen, und diesmal zu so früher Stunde, daß sie ihn allein fand. Er empfing sie in seidenem Schlafrock und ließ sich gerade rasiren. Netta mußte an der Thür warten.

Dann nahm er einen Haufen Briefe, die er erbrach und las und dabei halb abgewandt fragte, was denn zu Wunsch sei. Netta holte noch einmal den Brief und Contract, den ihr der dicke Komiker geschickt hatte, hervor, und nun rieb sich der Mann die Stirn und schien sich zu erinnern. „Richtig, richtig," sagte er, „eine Empfehlung von Freund Gründler. Alter Kameradschaft Opfer bringen ist einmal meine Schwäche, und die scheint mir hier wieder einen Streich gespielt zu haben. Ich war mit ihm engagirt, nämlich in besseren Zeiten, das heißt für ihn, nicht für mich. Das sind dreißig Jahre her. Er spielte damals an einem guten Stadttheater Naturburschen, und ich hatte die ersten Baritonpartieen. Hernach ging er immer weiter hinunter, ist aber ein guter Kerl, und ich habe ihn auch immer noch, tant bien que mal, angebracht, sogar jetzt wieder. Der hat mir von Dir erzählt, und ich habe es ihm zu Gefallen gethan. Zeig' einmal den Contract."

Er warf einen Blick in den Contract, sah Netta an und schüttelte den Kopf. „Natürlich," fing er an, „man will Dich sehen und hören, ehe der Contract perfect wird. Das Sehen. . . ."

Er hielt ein. Er wollte es doch nicht aussprechen; aber Retta fiel ihm ergänzend in's Wort und sagte lächelnd: „Sagen Sie es nur, weiß ich es doch schon! Ich bin häßlich, sehr häßlich, das sagt man mir seit meiner Kindheit."

„Nun, eine Schönheit bist Du nicht!" rief lachend der Mann, überrascht von dem heiteren Tone, in dem das Mädchen dieses Bekenntniß aussprach. „Aber Du hast doch Lust zum Theater?"

„Nein," sagte Retta, „aber es bleibt mir Nichts weiter übrig. Ich weiß wohl, daß die Kunst etwas Hohes, Edles, Beglückendes ist; indessen bis zur Kunst werde ich es nie bringen. Meine Stimme ist aber rein und kräftig, ich singe sicher vom Blatt, und im Chor kann ich mich nützlich machen."

Dem Manne imponirte diese Offenheit, diese bescheidene Zuversicht, die in diesen Räumen so ungewohnt war. Er hatte noch kein rechtes Vertrauen, aber er wollte doch einen Versuch machen. „Nun, so komm' einmal an's Clavier!" rief er, hell lachend.

Retta war ganz unbefangen. Sie nahm die Noten, die man ihr vorlegte, und sah sie an. „Ich habe nur gute Musik gesungen," sagte sie; „geben Sie

mir eine Chorstimme oder Arie von Händel, allenfalls von Gluck."

Der Theater-Agent lachte wieder laut auf. „Ja, sage einmal, rief er, „woher kommst Du eigentlich? Freund Gründler ist mit Dir bei der erbärmlichsten kleinen Schmiere engagirt gewesen, und da werdet ihr doch nicht Gluck gesungen haben, womit auch anderswo Nichts mehr zu machen ist! Nun, so singe einfach eine Tonleiter!"

Netta legte die Noten fort und sang.

Der Mann sprang auf. Er war nahe daran, sein Erstaunen zu zeigen, aber er war zu sehr Geschäftsmann, um sich nicht sofort eines Besseren zu besinnen. „Genug!" sagte er, ging an den Schreibtisch und schrieb eilig einen Brief, den er siegelte und adressirte. Darauf suchte er ein gedrucktes Formular, dessen leere Stellen er ausfüllte. „Hier," sagte er möglichst gleichgültig, mit dem Briefe geh' gleich zum Chor-Dirigenten, er ist mein Freund und wird Dich mir zu Gefallen annehmen. Dann mit noch gleichgültigerem Tone, als ob es sich um Nichts handle, setzte er hinzu: „Und dann unterschreibe dieses Papier, und Dein Contract ist perfect."

Netta verstand Nichts von dem Geschäft, dachte nur an die nächste Noth und unterschrieb. Sie ahnte nicht, daß sie sich für alle Zeit, für die sie dem Theater angehören würde, dem Manne verkauft hatte. Jetzt war die arme Nachtigall gefangen, aber sie wußte es nicht und ging leichteren Herzens fort.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, warf der Mann noch einen Blick auf die Unterschrift und ging dann triumphirend, dicke Rauchwolken aus seiner Cigarre vor sich herblasend, im Zimmer auf und ab. „Das kann ein großes Geschäft werden," sagte er vor sich hin; „sie ist zwar häßlich, aber die Stimme ist prachtvoll, und spielen wird sie schon lernen — ist sie doch Theaterkind und auf den Brettern aufgewachsen!"

Netta's Weg führte sie durch den Park, der die Residenz umgab. Vor den Villen war schon der Frühlingsschmuck der Blumen ausgebreitet und hier und da Fenster und Läden geöffnet. Die Bewohner bereiteten ihren Einzug in das Sommerquartier vor. Netta's Blick streifte überrascht und neugierig alle diese nie gekannte Pracht. Eine Sorge war gerade von ihr genommen, und ohne Hoffnung, aber auch

ohne Scheu vor der Zukunft fühlte sie sich beruhigt und schenkte dem Wege jetzt erst die Aufmerksamkeit, zu der die Hast und Unruhe beim Hingehen ihr nicht die Stimmung gegeben hatte. Eine der Villen trat am meisten an den Weg heran, der vorbeiführte. Sie war nicht groß und bei Weitem nicht die geschmückteste, ja, der kleine Garten vor derselben war fast vernachlässigt. Die Fenster standen auf und ließen uneingerichtete, unbewohnte Räume sehen. Die Glasthüren des Balkons, von dem eine Treppe zum Gärtchen hinabführte, standen auf, und man konnte sehen, daß rings an den Wänden Malergerüste aufgestellt waren. Netta hatte vorher im Vorbeigehen dieser Villa kaum eine Beachtung geschenkt; jetzt stand sie plötzlich still, trat bis an das Gitter, welches den Weg vom Garten trennte, heran und versuchte durch das noch nicht voll belaubte Gesträuch hindurch zu blicken. Auf der kleinen Terrasse der Treppe war ein Mann beschäftigt in verschiedenen Töpfen Farben zu mischen, und im flüchtigen Vorbeistreifen hatte sie einen Bekannten zu erkennen gemeint. Sie war ihrer Sache nicht sicher und wollte sich überzeugen; aber der junge Mann kam und ging, wandte zufällig

das Geſicht nicht nach ihrer Seite und war ebenein von Strauchwerk und Epheuranken dem Blicke verdeckt. Lange ſtand das Mädchen und konnte nicht zur Sicherheit kommen, da wandte ſich der junge Mann, hielt den Pinſel hoch gegen das Licht und ließ den vollen Sonnenſchein durch die tropfende Farbe fallen. Jetzt konnte ihm Netta gerade in's Geſicht ſehen, und freudig rief ſie aus: „Walther! Biſt Du es wirklich, Walther?“

Der junge Mann ſah ſich erſt erſtaunt um, woher die Stimme käme, konnte er doch durch das Gitter nur Netta's ſchwarzes Kleid ſchimmern ſehen. Er ſtellte alſo ſeinen Farbentopf nieder, kam die Stufen herunter zur Gitterthür und bog den Kopf über dieſelbe.

„Alſo Du biſt es, Netta? War mir's doch gleich, als erkenne ich Deine Stimme!“ rief er und reichte dem Mädchen freundlich die Hand über das Gitter.

Die Beiden hatten ſich von Kindheit an gekannt, dem um fünf Jahre älteren Knaben war das Mädchen in ſchneller entwickelter Selbſtändigkeit nachgekommen, ſo daß ſie ſich faſt für gleichalterig anſahen. Halbe

Kinder noch, hatten ſie Mühe und Entbehrungen des Wanderlebens zuſammen durchgemacht, alle Abende neben einander auf den Brettern geſtanden, hatten ſich gezankt und verſöhnt, im äußerſten Falle immer vertreten, aber jeden Ausdruck der Freundſchaft für unnöthig gehalten. Es fiel ihnen nicht ein, ſich zu ſagen, ob ſie etwas von einander hielten, wie das Geſchwiſter nicht thun, die neben einander aufwachſen. Jeder nahm an, daß er dem Anderen gleichgültig wäre. Das Wiederfinden in der Einſamkeit und Verlaſſenheit, die Beide in der großen, fremden Stadt empfanden, machte das Begegnen herzlicher, als das frühere Zuſammenſein bedingt hätte. Es ſchien ihnen, als ſeien ſie ſeit Jahren getrennt geweſen, und allerdings hatte für jeden das Schickſal mächtig in die Verhältniſſe eingegriffen und ihrem Leben eine andere Wendung gegeben, beſonders aber ſie äußerlich und noch mehr innerlich verändert. Walther war ein hübſcher junger Mann geworden. Schnell und ſchlank aufgeſchoſſen, hatte das knabenhafte Ungeſchick der Geſtalt und Bewegungen ſich lange erhalten und die bleichen Züge etwas Krankhaftes gehabt. Jetzt war die Geſtalt voller und feſter, die Bruſt breit, und das

Geſicht, mit den erſten Spuren des Bartes, fing an, männlich zu werden. Das reiche, lockige Haar rahmte die Züge anmuthig ein. Netta dagegen erſchien als erwachſenes Mädchen noch weniger hübſch als früher, das Geſicht bleich und ausdrucksles, die ſtarken Lippen und die aufgeworfene Naſe waren geradezu unſchön. Früher hatten die Beiden niemals darüber nachgedacht, wie ſie ausſähen; im Wiederbegegnen fiel es Beiden auf.

„Wie gut Du ausſchauſt, Walther!“ ſagte Netta.

„Arme Netta,“ erwiderte dieſer, „Du mußt Kummer gehabt haben, ſeit wir uns nicht begegneten! Man ſieht es Dir an.“

Es war nicht Zeit noch Ort, ſich ihre Schickſale zu erzählen, aber Walther verſprach, noch heute Abend, wenn er bei der Arbeit nicht mehr ſehen könne, die Genoſſin ſeiner Kindheit aufzuſuchen; ſie ſchüttelten ſich freundſchaftlich die Hände, und Netta ſetzte ihren Weg nur mit eiligeren Schritten fort. Walther ſah ihr lange nach.

Das Mädchen hatte ein Gefühl von Glück nach dieſem unerwarteten Begegnen, die Empfindung, eine Stütze gefunden zu haben in ihrer Verlaſſenheit, daß es mit friſcherem Muthe hinſchritt. Furcht und Be-

fangenheit hatte es ſich ja ohnehin abgewöhnt. Sie ging in's Theatergebäude, fragte ſich durch bis zum Chorprobezimmer, fand den Chor-Director und gab den Brief ab. Der Mann ſah ſie verwundert an. „Sind Sie es, liebes Kind, von dem mir mein Freund ſchreibt?“

Netta bejahte. Dann ging's an's Clavier. Nach einzelnen Verſuchen und Zwiſchenfragen ſagte der Chor-Director freundlich: „Gut, Sie treten in den Chor ein, aber ich werde gleich einige kleine Opernpartieen mit Ihnen ſtudiren. Fleißig müſſen Sie mir aber ſein, damit Sie ſo bald als möglich ein kleines Repertoir bekommen.“

Netta verſprach, es an keiner Mühe fehlen zu laſſen, und konnte nun Philippinchen die Nachricht bringen, daß es wirklich mit dem monatlichen Gehalt von dreißig Thalern ſeine Richtigkeit hätte. Die Alte ließ ſich wieder und wieder erzählen, wie denn dies ſchon aufgegebene Glück ihnen auf einmal wieder gekommen ſei, aber ſie verſtand es ſo wenig, daß ſie nur, wie im Rauſch, immer wieder Plane machte, was ſie mit dem vielen Gelde anfangen ſolle, und ſchon die Abſicht hatte, ihre neue Freundin, die Wirthin der

Wohnung, deßhalb zu Rathe zu ziehen, wovon Netta sie nur mit Mühe zurückhielt. Sie erzählte von ihrem Begegnen mit Walther, kündete seinen Besuch an und setzte Philippinchen dadurch wieder in neue Pein. Es schien ihr bedenklich, daß ein paar ledige Mädchen den Besuch eines jungen Mannes empfangen sollten, und fürchtete die Kritik der Wirthin, die ihr erzählt hatte, Damen, die Herrenbesuche annehmen, hätte sie niemals in ihrer Wohnung geduldet.

Netta lachte. „Ich bin keine Dame," sagte sie, „und der arme Walther ist kein Herr. Wir sind Kameraden aus früherer Zeit, neben einander aufgewachsen, und fast wie Geschwister. Es ist ein Glück für uns, daß ich Walther fand, der mir sicher treu zur Seite stehen wird und gewiß Rath weiß, wenn wir einmal, wie schon so oft in diesen Tagen, nicht aus noch ein wissen.

Philippinchen schwieg, aber mit der Absicht, den jungen Menschen so wenig entgegenkommend zu behandeln, daß er selbst das Wiederkommen unterlassen würde. Walther kam und vernichtete durch sein ganzes Wesen sofort Philippinchen's Absicht, ihm die Thür zu weisen, und das Bild, das sie sich von dem

‚windigen Komödianten‘ gemacht hatte. Ernſt und ruhig, harmlos, freundſchaftlich und natürlich trat er ein. Im Geſpräch mit Netta, in der Erinnerung an die gemeinſame entbehrungsreiche Kindheit wurde er dann heiter, immer aber blieb ein ſchmerzlicher Ausdruck in ſeinen ſchönen Zügen, ſelbſt wenn er laut lachte bei dieſer oder jener Erwähnung.

„Arme Kinder,“ rief Philippinchen einmal über das andere, und dann küßte ſie Netta und legte ihre Hand auf Walther's dunkle Locken, und während jene lachten, ſtanden ihr die Thränen in den Augen. Dann trippelte ſie hinaus, um das Abendbrod zu bereiten, und wie Walther auch proteſtirte, ſie ließ es ſich nicht nehmen, zuſammen zu ſchleppen, was ſie nur wußte und beſaß. So ſaßen die Drei noch lange hinaus um das Lämpchen im einfachen Dachzimmer. Walther hatte kurz erzählt, wie glücklich er ſei, der Theater-Miſère quitt zu ſein, und ſprach warm und begeiſtert von ſeinem neuen Beruf. Zu Ehren ſeines verſtorbenen Freundes, des Baſtler's, wollte er ein tüchtiger Maler werden, und die Kraft dazu fühlte er immer mehr und mehr wachſen. Freilich, als er zuerſt in die Schule ſeines jetzigen Meiſters gekommen ſei, hätte

ihm der Muth oft genug sinken wollen, denn immer auf's Neue hätte er einsehen müssen, wie das Wollen dem Können vorauseilte, wie er noch gar Nichts gelernt hätte, und die Schwierigkeiten hätten sich manchmal unüberwindlich vor ihm aufgethürmt. Aber er hätte sich nun einmal vorgenommen, nicht zu verzagen. Eins aber wisse er sicher, und das sei zugleich sein Schmerz und seine Hoffnung, daß ihm erst volles Gelingen seines Strebens werden könne, wenn die Sonne Italiens, von dem der verstorbene Freund ihm erzählte, auf seinen Scheitel geschienen hätte. Er verglich sich mit einem jungen Wandervogel, der das Nest kaum verlassen hat, und dem die Flügel noch versagen zum Flug durch die Lüfte. Aber in der Sehnsucht nach dem noch unbekannten Sonnenschein der anderen Heimath wächst die Kraft der Schwingen, und der Flug wird frei und sicher. Und wie er sprach, wurde seine Zuversicht größer und größer, als erwärme sie an der Wandersehnsucht, deren Erfüllung doch so fern lag. Woher sollten ihm die Mittel kommen, sie zu befriedigen? Aber er fühlte sich Künstler, und das Bewußtsein hob ihm auf den Druck seiner Existenz, aus der beschämenden Erinnerung seiner Kindheit her-

aus und füllte ihm das Herz mit reichen Hoffnungen. In der Begeisterung, in der er sprach, hatte er kaum bemerkt, welchen Eindruck seine Worte auf Netta machten. Zuerst war ein leises Roth über ihre farblosen Wangen gezogen, dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, und endlich barg sie, leise schluchzend, das Gesicht in die Hände.

„Herr Gott, was ist dem Mädchen?“ rief Philippinchen erschreckt, „Netta, mein Kind, was ist Dir zugestoßen?“

Jetzt erst wurde Walther aufmerksam. „Habe ich Dich verletzt, Netta?“ fragte er, „habe ich Dir unbewußt wehe gethan?“

Netta schüttelte den Kopf, aber es dauerte eine lange Weile, ehe sie sich fassen konnte, und dann fing sie, abgebrochen, innehaltend, als besinne sie sich selbst erst, was ihr fehle, an zu erklären. „Nicht Du hast mir wehe gethan, Walther, und Niemand, aber ich bin auf einmal so tief traurig, daß ich meinte, ich müsse mich ausweinen. Ich habe bei Deinen Worten so lebhaft an meinen alten Freund und Lehrer Sebastian denken müssen, der auch so sprach wie Du von der Kunst, wenn auch mit ganz anderen Worten, der

durch sie auch hinweggehoben wurde über alles Kleinliche und Karge des Lebens. Ja, Walther, Du wirst Dich herausringen aus dem Elend der Vergangenheit. Dich hat die Kunst auf ihre Flügel genommen, Dich wird sie mit ihrem Glanz umsonnen, Du hast Talent. Ich, armer Wurm, bin ganz talentlos und werde immer am Staube kleben. Sebastian sagte, meine Stimme sei klangvoll und rein, mein Ohr sicher, aber der Klang sei auch Alles, was die Natur mir gegeben hätte. Nun kann ich es nicht ausdrücken, was mir fehlt, aber ich fühle es und fühlte es schmerzlich, als Du sprachst. Ich weiß auch nicht sicher, was die Kunst ist, aber daß sie etwas Hohes, Heiliges ist, weiß ich durch Sebastian und durch Dich, weiß, daß sie Euch beglückte, und daß sie mir immer unerreichbar bleiben wird. Und nun beschämt es mich, daß ich zum Handwerk, zum Broderwerb machen soll, was doch so groß, so beglückend ist. Sebastian hat Armuth und bescheidenstes Loos gewählt, nur um nicht von der Kunst zu scheiden, ich muß mir von der Kunst das karge Brod erbetteln, da meine Kraft nicht ausreicht, ihr würdig zu dienen. Ich komme mir vor, wie mit gebundenen Händen nach Etwas langend, das ich doch

niemals faſſen kann.“ Sie weinte unaufhaltſam vor ſich hin, und Walther war rathlos, wie er ihr Troſt geben ſolle, fühlte er doch, daß die Thränen des armen, unſchönen Kindes gerechtfertigt waren.

Philippinchen verſtand das gar nicht, aber halb gerührt durch die Erwähnung ihres Bruders, halb ärgerlich, fing ſie an: „Netta iſt nicht recht geſcheit, Herr Walther, und glauben Sie nur nicht, daß ſolche Thorheiten ihr oft kommen. Es iſt wahr und wahrhaftig das erſte Mal, daß ich ſie ſo miſerabel ſehe, und heute hätte ſie gerade am wenigſten Urſache dazu. Sie hätte kein Talent, ſagt ſie? Nun, dann wüßte ich nicht, weßhalb man ihr jeden Monat dreißig Thaler zahlen will, nur um ſich dahin zu ſtellen und zu ſingen. Sebaſtian, mein Bruder, und der verſtand das, hat immer geſagt, dem Mädchen hätte der liebe Gott eine Prachtſtimme in die Kehle gegeben, und Herr Barner, der doch ein reicher Mann iſt, und Frieda, eine vornehme, gnädige Frau, haben es auch geſagt. Ich habe Gott gedankt, daß wir ſo weit ſind, und nun fängt ſie mir ſo an.“

Sie ſchalt noch immer weiter, und Walther und Netta mußten endlich über ihren Zorn laut lachen.

Walther forderte nun auch Retta auf, von ihrer Vergangenheit, von der Wendung ihres Geschicks und wie es kam, daß sie so plötzlich die Wandertruppe seines Vaters verlassen hätte, zu erzählen.

Retta zögerte mit der Antwort, und Philippinchen fiel ihr auch gleich in die Rede. „Kinder," sagte sie, „laßt uns davon nicht wieder anfangen, sie erzählt sonst gleich wieder von Sebastian, meinem Bruder, ihrem Lehrer, und das kann ich nicht hören, das bricht mir das Herz. Herr Gott, wenn der dreißig Thaler jeden Monat von seinem Musikmachen gehabt hätte! Reiche Leute wären wir gewesen, aber auf dem Lande kommt Nichts heraus bei der Kunst. Für sein Orgelspiel haben sie ihm mit Mühe und Noth zwölf Thaler jährlich zugelegt, und das kosteten die Noten und die Saiten auf dem alten Klapperkasten. Die brodlose Kunst ist nicht umsonst sprüchwörtlich geworden."

Retta erzählte nun, daß sie mit dem nächsten Tage in den Opernchor des Hoftheaters eintreten würde, daß aber die Absicht sei, sie in kleinen Opernpartieen zu verwenden.

Walther sah sie erstaunt an, er sagte Nichts und wurde sogar verlegen, als Retta, die sein Staunen be-

merkte, ihn fragte, was er dazu meine. Als er schwieg, lachte sie und rief: „Ich weiß, was Du denkst, Walther, sage es nur gerade heraus, ich nehme es nicht übel, hast Du es mir doch schon ein Mal gesagt, und ich bin Dir nicht böse deßhalb gewesen."

„Was hätte ich Dir gesagt?" fragte der junge Mann.

„Ach," erwiderte das Mädchen, „wir mußten einmal ein Liebespaar mit einander spielen, als wir noch halbe Kinder waren, und wir machten es gewiß herzlich schlecht, denn wir wurden gründlich ausgelacht. Mir war das gleichgültig, denn ich war daran gewöhnt, Du aber wurdest dunkelroth vor Zorn, als der Vorhang gefallen war, und sagtest: „Das glaubte mir freilich kein Mensch, daß ich mir solch' häßlichen Schatz aussuchen konnte, und die da draußen haben schon Recht, wenn sie mich auslachen."

Walther war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, als müsse er erst überlegen, was er sagen wolle.

Netta beobachtete ihn ganz heiter und stellte sich ihm dann in den Weg. „Nicht wahr?" sagte sie, „Du meinst, wenn ich mit dem Gesicht vor das

Lampenlicht trete, werden sie mich hier auslachen, wie dort."

„Nein," rief Walther, „das meine ich gar nicht, und jetzt will ich Dir meine Ansicht sagen. Es ist nicht gut gewesen, daß man Dir von Kindheit an gesagt hat, Du seiest dumm, ohne Talent und häßlich. Ich habe ja das so oft mit angehört, und damals habe ich, in meiner Einfalt, wohl gedacht: besser, daß sie es weiß, als daß sie sich Illusionen macht. Dazumal lachtest Du auch darüber, und es war Dir gleichgültiger, als gut war. Verbin aber, als Du weintest, weil Du kein Talent hättest, jetzt, wo Du zwar wieder spotten willst über Deine Häßlichkeit, aber es doch nicht recht kannst, bin ich anderer Meinung. Raffe Dich zusammen, Retta, und beruhige Dich nicht dabei, zu sagen: ‚Ich bin häßlich, einfältig, ohne Talent.' Wie kann Jemand wissen, wie weit seine Kraft reicht, wenn er sie niemals prüft und immer die Arme sinken läßt? Es ist auch gar nicht wahr, was Du sagst, und wenn Du Dir selbst mehr vertrautest, wäre Dir gleich geholfen."

Retta sah ihn lange an, halb überrascht, halb nachdenkend. „Du hast gut reden, Walther," sagte sie,

„Du bist ein Mann, der sich schon selbst hilft, dann bist Du hübsch, bildhübsch geworden, das fiel mir gleich auf, als Du vorhin so beglückt von Deinem Talent sprachst, und Dein Meister ist mit Dir zufrieden."

„Und meinst Du, ich hätte nicht auch gezagt und Stunden gehabt, in denen ich Pinsel und Pallette zu Boden warf und am liebsten das Leben mit fortgeworfen hätte? Aber ich habe mich immer wieder aufgerichtet, weil ich mußte, und das kannst, das mußt Du auch."

Netta antwortete nicht gleich. Sie ergriff die Hand des jungen Mannes und hielt sie mit ihren beiden Händen fest. „Walther," sagte sie, „sei Du mir eine Stütze, ein Bruder, ein Freund. Hilf mir, ich will Dir auch versprechen, mir Mühe zu geben. Mir ist gleich zuversichtlicher geworden, seit Du mir zur Seite stehst."

Ueber die Züge des jungen Mannes flog eine dunkle Röthe, die ihn nur noch schöner, noch männlicher erscheinen ließ. Der Ton von Netta's Stimme hatte ihn wunderbar getroffen. Feierlich antwortete er: „Ich verspreche Dir, Netta, ich werde Dein

Bruder sein, macht uns doch gleiches Geschick zu Geschwistern. Wir wollen gemeinsam ringen und sehen, wie weit unsere Kraft uns trägt, wollen uns stützen in den Augenblicken des Verzagens, und zusammen jubeln, wenn das Geschick uns einen Erfolg schenkt."

Retta neigte gerührt den Kopf an seine Schulter.

Philippinchen hatte still aus ihrem Winkel dem Allem zugesehen. Sie verstand eigentlich nicht, was die Zwei sich versprachen, und kämpfte zwischen ihrer Rührung und dem Wunsch, nun auch ein Wort dazu zu sagen. Sie machte sich nicht klar, weßhalb, aber sie hatte eine Empfindung, daß der Tag ein Glückstag, diese Stunde eine Feststunde sei, etwa wie früher der Geburtstag ihres Bruders, zu dem jedesmal Barner herüber kam und eine Flasche Wein mitbrachte, und sie dann anstießen auf ihre Kindererinnerungen und auf die Unveränderlichkeit ihrer Freundschaft. Leise stand sie auf und trippelte an das Eßschränkchen, in dem sie die Vorräthe aufgespeichert hatte, die noch aus der Heimath mitgekommen waren. Da stand auch noch eine Flasche Wein, die Frieda ihr eigentlich für die Reise mitgegeben hatte, die aber unberührt war.

Die stellte sie auf den Tisch und drei Gläser dazu. „So, Kinder," sagte sie „stoßt an auf alte, wieder neu gewordene Freundschaft."

Walther und Retta hatten erst verwundert und lächelnd zugesehen, aber in der Empfindung der Alten lag doch etwas Rührendes. Sie wollte eben ein äußerliches Zeichen für die Stimmung des Augenblickes, die Gläser klangen zusammen, die Herzen wurden froh und zuversichtlich, und noch bis tief in die Nacht hinein wechselten die Versprechen treuer geschwisterlicher Freundschaft mit den Hoffnungsplanen auf eine künstlerisch geschmückte Zukunft. Philippinchen war schon mehrere Male eingenickt auf ihrem Stuhl, als Walther aufbrach, mit einer Empfindung von Glück im Herzen, die er kaum gekannt hatte. Ja, das Bewußtsein, Andere stützen zu können, macht stark; die Ueberzeugung, nicht allein zu sein in der Welt, macht reich. Diese Empfindungen trug Walther aus Retta's Dachstübchen mit fort.

II.

Wochen waren vergangen. Netta hatte fleißig ihre Oberstimmen gelernt, und das wurde ihr leicht bei ihrer gründlichen musikalischen Bildung und dem guten Gehör. Im Verkehr mit den anderen Choristen hielt sie sich zurück, schien Spöttereien und neckende Worte, denen die Neueingetretene nicht entging und die meist ihr Aeußeres trafen, kaum zu bemerken, oder sie lachte mit und entwaffnete so alle Angriffe. Der alte Ober-Dirigent hatte aber gleich eine besondere Vorliebe für das Mädchen, beschäftigte sich mehr mit ihm als mit den Anderen, und wenn die gemeinsamen Uebungen beendigt waren, behielt er es noch zurück und ließ es kleine Solopartieen, auch wohl ganze Rollen studiren. Er war ganz entzückt, wie es dem Mädchen so leicht wurde, und da er selbst gewohnt war, seine Uebungen mechanisch zu betreiben, merkte er gar nicht, wo es der Schülerin fehlte. Für

Netta ſelbſt wurden die Uebungen dadurch ganz handwerksmäßig. Von Kindheit auf daran gewöhnt, ſich öffentlich zu zeigen, heimiſch auf dem heißen Boden der Theaterbretter, ohne alle Ausſicht auf einen Erfolg oder nur Eindruck, den ſie machen könnte, immer nur fürchtend, durch ihre Häßlichkeit aufzufallen, hielt ſie ſich zwar beſcheiden im Hintergrunde, war aber ſo unbefangen in den Aufführungen, daß ſie ſich ſicherer fühlte als damals unter den Dorfkindern, deren Abneigung und Mißtrauen ihr noch immer auf der Seele brannten. In den Geſangſtunden mußte ſie alle ihre Gedanken zuſammennehmen; zu Hauſe hatte ſie vollauf mit Philippinchen zu thun, die täglich neue, unbequeme Wunderlichkeiten zu Tage brachte, und Abends kam meiſt Walther, der oft irgend einen Zuſchuß zum gemeinſamen Mahl mitbrachte und ſich dann mit ſeinem Skizzenbuch an die Lampe ſetzte und plaudernd und heiter einen Entwurf nach dem anderen auf's Papier warf. Philippinchen war ganz vernarrt in den jungen Menſchen, wie ſie ihn namentlich in ſeiner Abweſenheit immer nannte, aber wenn ſie es nicht geradezu ausſprach, konnte ſie es doch nicht ganz verhehlen, daß

es ihr leid thäte, daß der hübsche, manierliche und sonst ganz verständige Mensch nichts Ordentliches betriebe, denn bei dem brodlosen Malen und Zeichnen müsse er ja doch über kurz oder lang verhungern. Vom Theater wollte sie gar Nichts hören, denn wenn sie auch mit großem Stolz und Jubel Retta's erste Gage, die ihr diese auszahlte, eingestrichen hatte, kam sie nicht von der Empfindung los, daß das Sündengeld sei, und sie konnte ihr Gewissen nur dadurch beruhigen, daß die Quelle dieser Einnahme nicht vor ihr erwähnt würde. Indessen waren doch die Sorgen um den Lebensunterhalt ganz verscheucht, denn auch Barner hatte einige Mal Geld geschickt, wie er schrieb, aus dem Erlös der zurückgebliebenen Sachen. Retta hatte vielleicht nie in ihrem Leben sorgenfreiere Tage gehabt, Philippinchen sicher nie so viel Geld in ihrer Kasse; erstere dachte kaum an Reinhold, denn es blieb ihr fast keine Zeit zum Denken, und letztere gewöhnte sich immer mehr an die neue Lebensweise.

Walther brachte den ganzen Tag in dem Gartenhause bei seiner Arbeit zu, welche die immer längeren Tage ebenso förderten, als die immer größere Gewandtheit, den Pinsel zu führen und die Farben zu treffen

Sein Lehrer besuchte ihn zuweilen, tadelte zwar hier und da die Incorrectheit der Zeichnung, war aber selbst erstaunt über die Fortschritte und den Eifer des Schülers, der immer freier wurde und jeden Wink des Meisters sich sofort zu Nutzen machte. Walther's Beschützer, der Besitzer der Villa, war aber immer noch abwesend, und wenn Walther ihn Anfangs mit Ungeduld erwartet hatte, um auch sein Urtheil über die Arbeit zu vernehmen, so wünschte er ihn jetzt noch einige Wochen fern, um den vollen Eindruck seiner fast fertigen Wandgemälde beobachten zu können.

Eines Tages, um die Mittagsstunde, trat Netta bei Walther ein, der hoch auf einem Gerüst stand und malte. Das Mädchen hatte ihn noch nicht bei seiner Arbeit aufgesucht seit dem Tage des ersten unerwarteten Wiedersehens, und war schüchtern durch das angelehnte Gartenpförtchen und dann die Stufen hinaufgeschritten, leise und scheu sich umsehend, ob der Freund allein sei. Nun stand es schon eine Weile hinter Walther und blickte neugierig auf die Landschaften an den Wänden, das Werk ihres Jugendgenossen.

Walther bemerkte Netta erst, als sie ihn anredete.

und rief erstaunt: „Kind, was führt Dich hierher? Ist Dir Etwas begegnet?"

Netta lachte: „Was soll mir begegnen? Es ist gar Nichts oder doch etwas ganz Gleichgültiges, komm' von dem garstigen Gerüst herunter, mir schwindelt, wenn ich Dich da oben sehe."

Walther kam die Leiter herunter. „Nun, was giebt's?" sagte er.

„Ich soll heute eine kleine Solopartie singen," antwortete Netta, „so gut als Nichts, wenige Tacte Recitativ und eine Stimme in den Ensembles. Der Chor-Director hat es mir heute Morgen erst gesagt, aber ich habe schon Probe gehabt und bin ganz fest.

„Du eine Solopartie?" rief Walther, „aber Netta, ist Dir denn nicht angst, bist Du denn nicht in ungeheurer Aufregung?"

„Warum nicht gar?" antwortete das Mädchen. „Was ist's denn weiter? Auf mich wird kein Mensch im Publikum Acht geben. Deßhalb hätte es auch nicht der Mühe gelohnt, herzukommen, um Dich bei der Arbeit zu stören. Du machst gerade solch' wichtiges Gesicht wie der alte Chor-Director, der gerade that, als sei das ein großes Ereigniß für mich. Mir ist's

ganz gleichgültig. Aber als ich fortgehen wollte nach der Probe, drückte mir der Chor-Director dieſe zwei Theater-Billets in die Hand und ſagte: „Hier, Kind, für ein paar Freunde, das kann nicht ſchaden. Nun habe ich in der ganzen großen Stadt, ich glaube auf der ganzen Welt, keinen Freund als Dich, und da wollte ich Dich fragen, ob Du Zeit haſt, heute Abend in die Oper zu gehen."

„Gewiß," ſagte Walther. „Ich habe Dich noch niemals ſingen hören, Netta, und heute eine Solopartie auf dem Theater der Reſidenz! Wer hätte Dir das zugetraut? Freilich, will ich das miterleben."

„Mich ſingen zu hören? das lohnte der Mühe," rief Netta lachend, aber plötzlich ernſt werdend, ſetzte ſie hinzu: „Nein, ich danke Dir, Walther, daß Du kommen willſt. Ich glaube, Ihr habt mich angeſteckt mit Eurer Wichtigthuerei. Mir iſt's doch ein lieber Gedanke, daß ein Menſch iſt unter der gleichgültigen Menge, der es gut mit mir meint. Hier iſt Dein Billet, aber was fangen wir mit dem anderen an?"

Walther beſann ſich eine Weile und warf dann hin: „Ja, wie wäre es mit Philippinchen?"

„Die bringst Du bei Leibe nicht in's Theater,“ sagte Netta.

„Das käme auf einen Versuch an,“ rief Walther, „warte einen Augenblick, und ich gehe mit Dir, mein Heil bei Philippinchen zu versuchen. Arbeiten könnte ich ohnehin nicht mehr, so zittert mir die Hand vor Aufregung, wenn ich denke, daß Du heute debutirst.“

„Du bist ein Narr!“ rief Netta.

Walther streifte die Malerblouse ab, strich sich das Haar zurecht, nahm den Hut und schritt nun neben Netta her.

Philippinchen hatte schon lange auf Netta gewartet, denn die gewohnte Stunde ihrer Rückkehr, ja, ihre Mittagsstunde war längst vorüber, und nun war sie vollends erstaunt, als sie Walther mit eintreten sah; der aber fiel gleich mit der Thür in's Haus und erklärte mit größter Heiterkeit, Philippinchen müsse ihn heute in's Theater begleiten, um die Netta singen zu hören. Philippinchen wäre fast in Ohnmacht gefallen über dieses Ansinnen und verschwor sich hoch und theuer, keinen Fuß setze sie in das Haus der Sünde, sie wolle nie Etwas sehen von dem thörichten Purpen'viel, sie wisse gar nicht, was sie von dem

jungen Menschen denken solle, daß er ihr so Etwas zumuthe, und müsse es zurücknehmen, daß sie ihn immer für einen verständigen Menschen gehalten hätte.

Netta war ganz ausgelassen und wollte sich über Philippinchen's Theater-Abneigung ausschütten vor Lachen, aber Walther ließ sich so leicht nicht zurückweisen. Er malte alle die Wunder, welche die Alte hören und sehen würde, mit so beredten Farben, daß ihre Neugierde anfing, mit ihrem Vorurtheil in Kampf zu treten. Sie wehrte den Versucher mit den Händen zurück und hielt sich die Ohren zu, aber Walther, der wohl sah, daß sie halb schon überredet sei, wurde ganz ernsthaft und rückte noch mit anderen Beweggründen hervor. „Philippinchen," sagte er, „haben Sie nicht die Pflicht übernommen, wie eine Mutter über Netta zu wachen? Und nun haben Sie nicht einmal den Muth, sie zu sehen in dem Beruf, der Ihnen so gefahrvoll erscheint? Das Geld, das Netta durch das Theater verdient, ist Ihnen täglich Wohlthat, und Sie verachten das, was Sie erhält, ohne es zu kennen?"

Philippinchen fing an laut zu schluchzen. „Wäre

denn wirklich nichts Sündhaftes dabei?“ fragte sie verstohlen aufblickend. „Netta, bekommt man denn da wirklich so schöne Dinge zu sehen, als er fabelt?“

Netta erzählte ihr den ganzen Gang der Oper, und Philippinchen horchte mit leuchtenden Augen. Auf einmal stand sie auf und sagte: „Nun, einmal wird man mir ja die Sünde verzeihen, und der junge Mensch hat Recht: es ist meine Pflicht als ältere, als mütterliche Freundin.“

Walther hätte sie in seiner Ausgelassenheit fast umarmt für die Zusage; aber sie wehrte sich, schalt immer wieder auf's Theater, suchte sich aber doch ihren Staat zusammen, das schöne graue Tuch, das ihr Frieda einmal geschenkt hatte, und ihren Stolz, die Haube mit weißem Atlasband, die sie seit zehn Jahren immer wieder sauber aufsteckte und umgarnirte.

Nun kam der Theaterwagen vorgefahren, um Netta abzuholen, und Philippinchen wollte ihren Augen nicht trauen. „Eine Kutsche, eine Kutsche für Netta?“ rief sie immer wieder. „Kinder, was bedeutet das, und wie ist das möglich?“

Netta raffte schnell ihre Sachen zusammen und

eilte die Treppe hinunter, und die Alte bog sich weit aus dem Fenster, um sich zu überzeugen, daß das Mädchen auch wirklich einsteige in den Wagen, dem sie nachsah, bis er um die Ecke gebogen war; aber nun gab sie den Vorsatz wieder auf in's Theater zu gehen.

Walther mußte einen neuen Sturm eröffnen, der diesmal aber schneller zum Siege führte. Endlich war keine Zeit mehr zu verlieren, und Walther nahm Philippinchen fast mit Gewalt unter den Arm. Der Athem stockte ihr, oft stand sie still, aber sie ließ sich immer wieder fortziehen. Eigentlich war sie glückselig, an dem Arme des hübschen, jungen Menschen zu hangen, in den sie etwas vernarrt war, aber sie machte sich im Stillen Scrupel, ob das auch passend wäre für ein lediges Frauenzimmer. Was half es aber, sie war nun in seiner Gewalt! Hätte sie sich von ihm losmachen wollen, sie hätte ja niemals wieder allein nach Hause zu finden vermocht. So kamen sie in's Theater. Zum Glück war die Loge, auf welche ihre Billette lauteten, halb finster, und Philippinchen drückte sich, zitternd wie ein Espenlaub, scheu in die äußerste Ecke. Sie meinte, die Sinne müßten ihr schwinden.

Nach und nach faßte sie sich aber und wagte es, sich neugierig umzusehen. Wie erstaunte sie über die Helle und alle die geputzten Leute! Die Ouvertüre fing an, aber die machte ihr gar keinen Eindruck; im Gegentheil, der Lärm verwirrte ihr den Kopf. Dagegen war ja ihres Bruders Sebastian Geklimper nur ein Hauch, ein Flüstern, und sie hatte schon das nicht recht aushalten können. Nun aber ging der Vorhang auf, und Philippinchen sah wie in einen Zauber. Was sie sangen, darauf gab sie nicht Acht, aber auf das Kommen und Gehen, die Decoration, die prächtigen Anzüge und die Verzweiflung der Heldin. Da, nach einer großen Arie der Primadonna, brach ein Sturm von Beifall im Publicum los. Philippinchen schrak heftig zusammen, sie wußte nicht, was das bedeuten sollte. Krampfhaft faßte sie mit beiden Händen Walther's Arm. „Ach mein Gott, die arme, unglückliche Person," flüsterte sie angstvoll, „was hatte sie nur? Da geht sie hin, und Sie sollen erleben, sie thut sich ein Leid an!" — Aber da kam sie wieder hervor und verbeugte sich mit freudestrahlendem Gesichte!

„Das verstehe ich nicht," sagte Philippinchen;

„eben war ſie noch ſo miſerabel und aus dem Häuschen und nun ſo vergnügt!“

Die Handlung ging weiter, Philippinchen war wieder wie bezaubert. Da fiel der Vorhang. „Nun iſt's aus!“ flüſterte die Alte vor ſich hin und holte tief Athem, als ſei ein Alp von ihr genommen. „Aber, mein Gott, Herr Walther, die Netta war ja gar nicht dabei!“

Walther vertröſtete ſie auf den zweiten Act.

„Es geht noch einmal wieder an?“ ſagte ſie. „O, das iſt ſchön, denn prächtig war es, man wird nur nicht klug daraus! Aber das ſage ich Ihnen, die Netta kann das nicht machen, nimmermehr! Das Geſinge noch allenfalls, aber die Hauptſache, das ſo mit den Armen und die Geſichter dazu, das bekommt ſie nicht fertig!“

Sie hatte in ihrer Aufregung ganz vergeſſen, daß ſie nicht allein waren, und Walther hatte alle Mühe, ſie darauf aufmerkſam zu machen. Dann drückte ſie ſich wieder ſtill in ihre Ecke und ſchüttelte nur immer den Kopf.

Der zweite Act fing an; Philippinchen war noch mehr geblendet, noch mehr berauſcht als zu Anfang.

Sie vergaß, wo sie war, vergaß sich selbst, vergaß Netta; Walther dagegen hatte nur einen Gedanken, der ihm alles Andere gleichgültig, eindruckslos machte. Wie würde die Freundin bestehen? Sein Muth sank immer mehr. Da trat sie auf. Philippinchen, wie aufwachend aus dem Traume, sprang auf und rief ganz laut: „Netta! Mein Gott, Herr Walther, da ist die Netta!“ — Alles wandte sich um, Walther zog die Alte mit Gewalt auf ihren Platz zurück, der Athem verging ihm. Ja, sie war aufgetreten. Arme Netta! Trotz des schimmernden Costumes, trotz des Glanzes der Lichter und Umgebungen war es doch die unschöne anmuthslose Netta. Wie eine Holzpuppe stand sie da, ganz unbefangen, ganz gleichgültig den Blick auf den Tactstock des Capellmeisters gerichtet. Ihre kleine Solostelle kam. Ganz sicher setzte sie ein, kräftig und klar trug der Ton durch den Raum und dominirte schön in den Ensembles. Walther war überrascht, aber das Publicum schenkte der Sängerin nicht die geringste Beachtung, ja, es gab deutliche Zeichen der Unaufmerksamkeit. Netta stand da, als ob das Alles sie Nichts anginge, wartete auf ihren Einsatz, den sie eben so sicher brachte als das erste Mal, der aber

eben so spurlos vorüberging, und nur als sie abtrat, allerdings mit ungeschickter Haltung und anmuthsloser Hast, ging eine Bewegung der Heiterkeit durch das Publicum. Walther war empört. Philippinchen fragte ganz leise: „Weßhalb machten denn die Leute keinen Lärm mit den Händen, wie bei den Anderen?

Netta hatte nun noch im letzten Ensemble mitzuwirken, und Walther flüsterte Philippinchen zu, sie wollten aufbrechen, um hernach nicht in's Gedränge zu kommen. Die Alte wollte eigentlich nicht fort, aber Walther machte ein so verstimmtes, fast zorniges Gesicht, daß sie keinen Einwand wagte und sich an seinen Arm hing. Als sie in der Wohnung angekommen waren, schien es, als hätten sie die Rollen vertauscht. Walther saß ernst und in sich versunken, den Kopf auf die Hand gestützt da, Philippinchen dagegen agirte mit größter Lebendigkeit und Aufregung im Zimmer auf und ab. Sie hatte zwar wenig verstanden von Allem, was sie gesehn und gehört hatte, aber entgangen war ihr Nichts, und sie ahmte es nach, wiederholte und erklärte es in ihrer Weise. Als wäre Walther gar nicht dagewesen, trug sie ihm noch einmal Alles vor, und hätte er die Stimmung dazu

gehabt, er würde herzlich gelacht haben, am meisten über den Schluß, auf den die Alte immer wieder herauskam. Ihre Lebtage hätte sie so Etwas nicht erlebt, so etwas Schönes nicht für möglich gehalten, und Netta müsse bald wieder Billete anschaffen, dann wolle sie ihr schon klar machen, wie sie es machen müsse, denn sie hätte das gleich fortgehabt. Walther hörte sie kaum. Er war tief betrübt, dachte an die arme, häßliche Netta und war nun auch überzeugt, daß sie gar kein Talent hätte. Er würde ihre Heimkehr gar nicht abgewartet haben, denn es war ihm eigentlich peinlich, sie zu begrüßen; aber er hielt es für seine Pflicht, sie über den Mißerfolg so viel als möglich zu beruhigen. Deßhalb hätte er freilich nicht dazubleiben nöthig gehabt. Der Theaterwagen rollte vor. „Sie bringen sie wieder in einer Kutsche!“ rief Philippinchen, und da hüpfte Netta auch schon die Treppe herauf, trat ganz heiter in's Zimmer und fragte lachend: „Nun, Philippinchen, wie hat es Dir gefallen?“

Philippinchen fing ihre Auseinandersetzung und Darstellung von vorn an, wobei Netta gar nicht erwähnt wurde; diese wollte sich halb todt lachen, und als Walther nicht mit einstimmte, bemerkte sie erst,

daß er ernſt und traurig daſaß und ſie verwundert anſtarrte.

„Ja, mein Gott, Walther, was haſt Du denn und was iſt Dir widerfahren?“ rief ſie.

Walther wurde verlegen. Wenn ſie es ſelbſt nicht fühlte, weßhalb ſollte er es ihr ſagen? Aber er konnte es nicht zurückhalten und ſprach es aus faſt wie eine Kränkung, die ihm ſelbſt widerfahren wäre. „Du haſt ganz correct geſungen, Retta, Deine Stimme iſt glockenrein, ſchöner und kräftiger als die aller Anderen!“

„Das ſagt der alte Chor-Director auch,“ erwiderte Retta, aber ganz gleichgültig.

„Und doch hat man Dich gar nicht beachtet und ſchließlich faſt ausgelacht!“ rief Walther mit einer Zornader auf der Stirn.

Retta lachte. „Ja,“ ſagte ſie, „ich hatte mich ſchon gefreut, daß ich ſo unbemerkt davon wäre; aber in der Haſt, wieder von der Bühne zu kommen, ſo ſagt wenigſtens der Regiſſeur, lief ich ſo ungeſchickt, daß man lachen mußte.“

Dabei hatte ſie den Tiſch gedeckt, als ob Nichts vorgefallen ſei.

Walther drängte eine Antwort zurück, nahm bald darauf freundlich Abschied und ging. Er war zu aufgeregt, um schon seine Wohnung aufzusuchen, es trieb ihn in das Freie, und er stürmte durch den Park, der die Stadt umschloß. Netta kam ihm unheimlich vor, wie ein Doppelwesen. In der Anhänglichkeit, die er seit der Kindheit an sie hatte, hatte er sich an ihr Aeußeres gewöhnt und nahm ihre Unschönheit wie etwas Abgemachtes hin, ohne sie sich zu erklären. Heute, auf der Bühne, war sie ihm ganz überraschend entgegengetreten. Die Erscheinung, die er lieb hatte trotz ihres Mangels an Anmuth, war ihm auf einmal abstoßend erschienen. Der glockenreine Klang der Stimme hatte ihn überrascht und zugleich erkaltet. Netta war so ganz sie selbst geblieben auf der Bühne, und doch war ihm, als hätte sie die Stimme geborgt wie das bunte Costume, und jene wäre eine ganz andere als Netta, die Jugendfreundin, deren heitere Gleichgültigkeit ihn gekränkt hatte. Es schien ihm Entweihung der Kunst, und er würde keinen Pinsel mehr angefaßt haben, wenn das, was er schaffte, so kalt, so unkünstlerisch berührte, wenn es ihn selbst so wenig anginge.

Um ihn dufteten die blühenden Sträucher im Nachtthau, die Nachtigallen ließen kurzen, verſpäteten Schlag durch das Dunkel ſchallen, wie Nachruf an den faſt verblühten Frühling, das Mondlicht zitterte durch die Blätterſchatten auf dem Wege. Walther faßte die Wirkung des Lichtes mit der Seele des Malers auf. Wer ſo Etwas wiedergeben könnte, wie es in ſeiner Empfindung lebendig war! Das war die Kehrſeite von Netta. Er trug im Herzen die Production voll und reich, aber die ſchaffende Kraft vermochte noch nicht, ihr Geſtalt zu geben. Bei Netta war die Aeußerung ſicher, fertig, aber keine Productionskraft belebte ſie, kein Hauch der Poeſie zog durch den todten Klang.

Unbemerkt war Walther vor dem Gitter der Villa angekommen, in der er arbeitete. Es überraſchte ihn, die Fenſter im oberen Stock, die bisher unbewohnt waren, erleuchtet zu ſehen. So war alſo der Beſitzer angekommen und hatte wahrſcheinlich ſeine Arbeit geprüft in ſeiner Abweſenheit. Der junge Maler preßte die Lippen zuſammen bei dem Gedanken und fühlte das Blut ſiedend heiß vom Herzen auf die Stirn ſteigen. Ihm war es, als ſähe er den kalten, flüch-

tigen Blick, die kritische Betrachtung, und er meinte, er hätte seine liebe Production davor schützen können, wäre er dagewesen. Es drängte ihn, sie selbst ruhig, selbstprüfend zu betrachten in dem dämmernden Lichte des Mondes. Leise schloß er das Gitter auf, zu dem er den Schlüssel führte, und trat in den Saal. Es kam ihm vor, als wäre er wer weiß wie lange von seiner Arbeit getrennt gewesen. Und doch stand Alles noch, wie er es verlassen hatte. Das Mondlicht fiel hell durch die Glasthüren, aber es veränderte alle Töne und Wirkungen der Farben, ja, es verrückte die Perspective und die Schärfe der Zeichnung. So, in dem veränderten Lichte trat ihm Alles anders entgegen, gespenstisch, leblos, verzerrt. Die Thränen stürzten dem jungen Künstler aus den Augen, er verzweifelte an sich und seinem Talente. Der ganze Jammer, den er vor einer Stunde noch für eine Andere empfunden hatte, das Elend, ohne Talent der Kunst dienen zu müssen, empfand er für sich. Er verwechselte die Geschicke, oder vielmehr er konnte sie nicht trennen. Sein Puls fieberte in der Aufregung, und er beschloß, um gleich mit dem ersten Tagesgrauen an die Arbeit gehen zu können, die Nacht hier zu

bleiben. Arbeit ſchien ihm die einzige Beruhigung. Er trug Decken und Leinwandbehänge, welche auf dem Boden oder über die Gerüſte lagen, zu einem Lager zuſammen und ſtreckte ſich nieder. Zuerſt, im halbwachen Traume, zog noch die Stimmung des Vernichtetſeins durch ſein Empfinden, dann wuchſen neue Productionen, reich, bunt, glänzend in ſeinen Gedanken auf, und bald hatte der geſunde Schlaf der Jugend Gedanken und Empfinden umhüllt. Als der einfallende helle Tag ihn weckte, ſprang er kräftig auf und eilte friſchen Muthes an die Arbeit.

III.

Reinhold war wirklich angekommen, wie Walther ganz richtig vermuthet hatte. Wir wollen hier einen Brief einschalten, den er an Barner schrieb, und der am besten seine Stimmung zeigt. Er schrieb:

„Sie mahnen mich wieder, lieber Freund, einen Beruf zu wählen. Meine Ueberlegung, die Erfahrung an Anderen giebt Ihnen Recht, meine Empfindung läßt mich zaudern und daß ich es nur gestehe, die Scheu, einen Entschluß zu fassen, hielt mich den Winter über, die Frühlingsmonate hindurch, von meinem Geburtsorte fern. Sie werden meine Reiseberichte erhalten haben, und vielleicht haben sie Ihnen gezeigt, daß ich meine Zeit nicht verlor und namentlich meine Kunstanschauungen erweiterte, Galerieen gründlich studirte und manchen Genuß im Theater und Concert hatte. Wie wird der praktische, fleißige Georg über diese Zeit- und Geldverschwendung gespottet haben!

Aber die Tante war auch nicht zufrieden. Sie macht mir den Vorschlag, Hohen-Birkstädt anzunehmen und mich dort bei ihr einzurichten, ja, sie ist sogar bereit, mir zu Liebe selbst ihren Wohnsitz dort aufzugeben. Da hätte ich ja gleich einen Beruf, ich würde Landwirth, baute meinen Kohl nach dem Motto von Horaz: „Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis“ — aber es versteht sich von selbst, daß ich das Opfer der guten Tante nicht annehme, wenn es mich auch verlegen macht, es zurückzuweisen. Ich passe nun einmal nicht zum Landwirth, und ein unpassender Beruf ist schlimmer als gar keiner. Weßhalb muß es denn auch immer ein Beruf sein? Muß denn das, was für die meisten Menschen richtig ist, es für alle sein, und ist es nicht für die Einzelnen geradezu falsch? Wenn ich nun zu den Einzelnen gehörte, wie ich fast glaube? Ich habe die Frage nicht so ohne Weiteres, oder gar aus Trägheit zurückgeschoben, sondern ernsthaft in's Auge gefaßt. Weßhalb drängt man immer wieder zur Wahl eines Berufes? Um für sich selbst, respective seine Angehörigen, seine Kräfte auszubeuten, oder um für die gesammte Menschheit zu wirken, ein nützliches

Glied der Gesellschaft zu werden? Ich meine Letzteres, aber ich denke, man kann das ohne bestimmten Beruf unter Umständen eben so wohl, vielleicht noch besser. Das, glaube ich, ist nun mein Fall, und ich habe gerade einen erfreulichen Beweis meiner Ansicht vor Augen. Vielleicht entsinnen Sie sich noch des jungen Malers, den ich zufällig in Ihrem Nachbarstädtchen traf, dessen Talent und Eifer mich frappirte, und den ich hierher schickte unter dem Vorwande, meinen Gartensaal mit Wandgemälden zu schmücken, eigentlich aber um ihn, ohne ihm ein Almosen zu geben, das er nicht angenommen hätte, bei einem tüchtigen Meister in die Schule zu geben. Der junge Mann wäre sicher, trotz seines Talentes, mit dem Hochmuth, keine fremde Hülfe anzunehmen, in der Misère zu Grunde gegangen. Ich muß gestehen, daß ich ihn im Laufe des Winters aus den Augen und fast aus dem Gedächtniß verloren hatte. Gestern Mittag kam ich hier an und wurde in verdrießlicher Weise an meine Gutmüthigkeit erinnert. Mein Gartensaal, der Eingang zu meiner kleinen Villa, steht voll von Farbentöpfen, ist verbaut mit Gerüsten, Alles sieht unsauber aus und riecht nach Leimfarbe.

Haus und Garten ist mir für die nächste Zeit vollständig verleidet. Ich war im ersten Augenblicke drauf und dran, sofort wieder abzureisen; da mich aber Geschäfte hier fesseln, besann ich mich eines Besseren und beschloß, die ganze angefangene Klererei sofort mit Tapete oder Stoff überkleiden zu lassen, um mir, nach einigen Tagen wenigstens, einen behaglichen Zustand zu schaffen. Die Malereien, denen ich übrigens nur einen flüchtigen und verstimmten Blick schenkte und, weil sie durch Gerüste verstellt sind, auch nur schenken konnte, schienen mir, beiläufig gesagt, erbärmlich. Nun traf ich beim Essen zufällig den Meister des jungen Mannes, der mir unaufgefordert sein Talent, seinen Fleiß, seine Fortschritte lobt und mir versichert, es wäre ein großer Verlust, wenn diese Anlagen nicht zur Entwickelung kämen. Ich habe also einen für mich heroischen Entschluß gefaßt. Die Malereien sollen nicht nur bleiben, sondern es soll fortgearbeitet werden. Wenn ich nun, ich berufsloser Mensch, mit Aufopferung meines Geldes, was Nichts sagen will, aber mit Aufopferung aller Lebensbehaglichkeit, durch meinen Instinct, Talente zu entdecken, der Welt einen tüchtigen Meister schenke, muß

ſie mir nicht dankbarer ſein, als wenn ich einen Haufen Acten bearbeitete, der keinem Menſchen zu Gute käme? Andere fördern zum Schaffen iſt eben ſo nützlich als ſelbſt ſchaffen, das Gute bewirken beſſer als das Mittelmäßige vollbringen. Loben Sie mich ein wenig, lieber Freund, damit ich nicht nöthig habe, es ſelbſt zu thun. Schließlich will ich Ihnen aber noch ein Verſprechen geben und mir dafür die Gewährung einer Bitte eintauſchen. Ich verſpreche Ihnen feſt und feierlich, mich dem Dienſte der Kunſt zu widmen, und ich rede dabei nicht von meinen eigenen poetiſchen Verſuchen, die ich mir deßhalb nichts deſto weniger nicht nehmen laſſe, ſondern ich will, wie ich kann, durch Rath und That die Künſtler, das heißt die wirklichen, ernſten, die es rein und heilig mit der Kunſt meinen, unterſtützen und ermuntern. Und nun meine Bitte. Ich kann mein Gretchen — Sie wiſſen, wen ich meine — nicht aus den Gedanken los werden, und ich möchte das auch nicht. Das Bild, von meiner Phantaſie geſchaffen, iſt mein Traum, meine Muſe, die Gefährtin aller meiner Gedanken. Sie müſſen wiſſen, wo das Mädchen mit dem wunderbaren Klange der Stimme weilt. Sagen Sie mir das

Es iſt Nacht, unter mir die Werkſtatt meines angehenden Claude Lorrain, ich fühle ordentlich die Leimfarbe durch den Boden, und der grasgrüne Baumſchlag tanzt mir vor den Augen, während ich ſchreibe. Ich muß allen meinen Muth zuſammennehmen, um mir morgen, vielleicht Angeſichts des Künſtlers, die Schreckniſſe genau anzuſehen. Dazu ſoll mich die Ausſicht ſtärken, daß Sie meine Bitte erfüllen. Sie ſehen, halb ſind Sie verpflichtet gegen Ihren berufsloſen Freund.“

So weit der Brief, der am anderen Morgen abgeſchickt wurde, und dann bedurfte es wirklich eines Entſchluſſes von Reinhold's Seite, ehe er in den Gartenſaal hinunterging, in dem Walther ſchon ſeit vielen Stunden bei der Arbeit war. Dem jungen Künſtler ſchlug das Herz höher, als er Reinhold eintreten ſah. Es ſchien ihm, als ſolle er den Richterſpruch nicht allein über ſeine Arbeit, auch über ſein Talent und ſeine Zukunft empfangen, aber er faßte ſich ſchnell und kam zur Begrüßung vom Gerüſte herunter.

Reinhold trat ihm freundlich entgegen und fing damit an, das günſtige Urtheil des Lehrers

zu wiederholen und darüber seine Freude auszudrücken.

Walther wurde dunkelroth und sagte: „Das ist vielleicht zu viel des Lobes, und wichtiger wäre mir noch Ihr eigenes Urtheil. Er trat zurück und ließ Reinhold die volle Ansicht der einzigen fertigen Wand. Dieser wagte sie kaum zu betrachten und war auf das angenehmste gefesselt durch die Erscheinung und Manier des Künstlers, über die er das Kunstwerk vergaß. Walther war in der That überraschend schön, und neben der jugendlichen Anmuth lag der Ausdruck ernster Poesie über seinem ganzen Wesen. Aeußere Schönheit ist eine beglückende Gabe des Geschicks, und ist unwiderstehlich, wenn sie so unbewußt entgegentritt wie hier. Aber wie schnell verliert sie ihre Macht, wenn sie nur äußerlich ist! Bei Walther indessen stand sie in glücklichster Harmonie mit seinem Empfinden und seiner Production. Vielleicht hätte die Zeichnung seiner Landschaft noch schärfer, der Hintergrund tiefer, der Vordergrund gelöster sein können, aber die ganze Stimmung war anmuthig, wahr, ungesucht — sie überraschte nicht, aber sie zog an und fesselte. Vor dieser Arbeit schwieg

die Kritik unwillkürlich, ſo viel ſie auch vielleicht hätte ausſetzen können, denn ein Meiſterwerk war ſie nicht und die Unbeholfenheit des Schülers trat vielfach hervor. Aber vor dieſer kleinen Landſchaft konnte man ausruhen, ſich wohl fühlen wie in der Natur. Wie ganz anders erſchien Reinhold das Werk jetzt, als am Tage vorher, an dem er ihm die Ungerechtigkeit der Verſtimmung entgegengetragen hatte! Er dachte an ſein erſtes, flüchtiges Urtheil, das eben in dem Briefe an den Freund abgegangen war, und mußte erröthen. Als Rückſchlag floß er über in Anerkennung, blieb den ganzen Tag über im Gartenſaal und ſah dem jungen Künſtler bei der Arbeit zu, unter ermunterndem Geſpräch. Walther wurde immer freier, immer gehobener, und die beiden jungen Männer ſchloſſen ihre Herzen ſo gegen einander auf, gewannen ſich ſo lieb in den wenigen Stunden, daß, als der Abend der Arbeit ein Ende machte, ſie mit freundlichem Händedruck und jeder mit der Empfindung eines neugewonnenen Lebensglücks von einander ſchieden. Und doch waren die Empfindungen Beider vollkommen verſchieden. Reinhold hatte die wohlthuende Genugthuung eines guten Werkes, die Freude

der Ueberlegenheit, die erhebene Stimmung, in die uns die Hingabe an ein schönes Kunstwerk versetzt, nur daß es ihm in einer sympathischen Persönlichkeit entgegentrat. Walther, der sich im Leben so wenigen Menschen angeschlossen hatte, dem fast niemals freundliches Wohlwollen entgegengetreten war, schien sich ein anderer Mensch geworden zu sein, zuversichtlicher als Künstler durch die empfangene Anerkennung und doch so unterordnend hingegeben dem Wohlthäter, der es doppelt war, seit er ihm so liebevoll entgegentrat. Sein Leben hätte er willig für Reinhold hingegeben, und zum ersten Mal, aber deßhalb um so überschwänglicher, trat ihm ein Freundschaftsgefühl an's Herz.

Walther ging zu Retta, um ihr von seinem Glücke zu erzählen, aber unterwegs sprach er laut vor sich hin, jubelte auf, sang und fühlte sich so glückselig als nie zuvor im Leben. Als er die Freundinnen begrüßt hatte, traute er sich denn doch nicht, Reinhold's Namen zu nennen, es hätte wie Prahlerei erscheinen können, und er berichtete nur, sein Wohlthäter sei angekommen und hätte seine Arbeit gelobt. Dann saß er zerstreut, aber mit glückseligem Gesichte da und merkte es kaum,

daß Netta ihrerseits traurig und nachdenkend wurde. Sie erzählte, der alte Chor-Director hätte sie wieder den ganzen Tag geplagt mit einer größeren Partie, die er ihr einstudire, aber sie wollte sie nicht singen; mit einer Chorstimme, in der sie Niemand bemerke, sei sie ganz zufrieden, aber der Gefahr, ausgelacht zu werden, setze sie sich nicht wieder aus. Walther wollte ihr Muth einsprechen, aber sie wurde ganz böse und sagte, Beifall wolle und könne sie nicht erreichen, aber verspottet zu werden hätte sie nicht verdient. Philippinchen's freilich sehr thörichte Einwendungen machten sie erst recht ungeduldig. Die Alte war auf einmal Feuer und Flamme für das Theater und hörte nicht auf, Netta vorzumachen, wie sie agiren müsse, um ganz sicher den Beifall des Publicums zu erringen. Es war das erste Mal, daß die Drei, die nun seit Wochen jeden Abend zusammen verlebten, nicht recht mit ihren Stimmungen in Harmonie kommen konnten und das peinlich fühlten.

Da klopfte es an die Thür, und als Netta öffnete, grinste ihr das vom Weine geröthete Gesicht des alten Komikers entgegen.

„Ach," rief er, „endlich habe ich Dich aufgestöbert!

Mein Freund, der Agent, wußte nicht genau die Hausnummer, und seit einer Stunde poltere ich über alle Treppen hier herum! Grüß' Dich Gott, Retta!"

„Wer ist denn das?" rief Philippinchen ganz entsetzt.

Retta reichte dem alten Kameraden etwas verlegen die Hand und erwiderte beklommen den Gruß; der aber empfand das, obgleich er nicht ganz klar war, und warf einen prüfenden Blick durch das Zimmerchen. Als er Walther sah, der ihn verwundert anblickte, tappte er mit der rechten Hand nach der Thürklinke und hob die Linke mit der Mütze halb vor's Gesicht. „Pardon, Kind," sagte er grinsend, „ich konnte nicht denken, daß Du Besuch hättest, lieben, schmucken Besuch. Nun, laß gut sein, das findet sich wohl beim Theater, und ich gratulire!" Er that, als stolpere er tief verbeugt zurück, und Retta lachte laut auf, so urkomisch war die ganze Manier. Walther aber sprang heftig von seinem Stuhle auf und stellte sich zornroth vor den alten Mann. „Gründler," rief er, „kennst Du mich nicht, oder willst Du mich nicht kennen, um Deinen unschicklichen Spaß zu treiben?"

Der Alte blinkte mehrere Male mit den Augen, als wolle er ſich den Blick klar machen, dann hielt er die Hand an die Stirn, als blende ihn Etwas, und nun rief er gutmüthig, faſt erfreut: „Walther — weiß Gott, der Walther! Donner und Doria, was biſt Du für ein blitzſauberer Junge geworden! Samiel hilf, ich hätte Dich faſt nicht erkannt!“ — Er drückte den Widerſtrebenden ſtürmiſch mehrere Male an die Bruſt und ſagte lachend: „Nun hätten wir ja faſt unſere halbe Meerſchweinchenheerde wieder zuſammen!“

Walther, ſo ſehr ihm der Genoſſe früherer Jahre unſympathiſch war, konnte ſich doch der gutmüthigen Weiſe und der unwiderſtehlichen Komik der Erſcheinung nicht entziehen, während Philippinchen ſcheu zurückwich, als der Alte ihr ſeine breite Hand auf die Schulter fallen ließ, indem er rief: „Hole mich Dieſer oder Jener, das iſt wohl gar die alte Schulmeiſtermamſell, bei der Du damals in Koſt warſt, Retta? Kommen Sie an mein Herz, Scholaſtica, an meiner breiten Bruſt iſt Platz für Zehn, wie Sie ſind!“

„Ich heiße Philippinchen,“ ſagte die Alte mit tiefem Knix, „und verbitte mir alle Ekelnamen und Zutraulichkeiten! So Etwas bin ich nicht gewohnt!“

Gründler achtete nicht auf die Antwort, sondern setzte sich unaufgefordert an den Tisch und fiel ungebeten über die Reste des bescheidenen Abendbrodes her. Kauend sagte er: „Dir geht's gut, Netta, und das freut mich. Weißt doch, daß ich Dich angebracht habe durch meinen Freund, den Agenten. Ich sage das nicht, daß Du mir danken sollst, oder gar um Dich anzupumpen, aber es freut mich."

Netta seufzte tief und schmerzlich. „Ich bin auch nicht undankbar, Gründler, Ihr habt's gut gemeint, und ohne Eure Hülfe hätte ich damals wirklich nicht gewußt, wohin; aber ich wollte, ich wäre zu Anderem zu gebrauchen."

„Bah," lachte der Komiker, „immer wieder die alten Raupen, die Dich damals plagten, von uns durchzubrennen mit großmüthiger Hinterlassung von sechs Kreuzern rückständiger Gage! Was half's? Du bist doch wieder auf den Brettern. Gieb das endlich auf. Und wenn Du zehnmal zu etwas Anderem geschickt wärest, wer nimmt denn Eine vom Theater? Ja, wenn Dir der liebe Gott eine andere Visage mit auf die Welt gegeben hätte! Aber so . . ."

Walther war wieder aufgesprungen. „Gründler."

ſagte er feſt, faſt gebietend, „laßt die Redensarten, oder nehmt den Thaler und tragt ſie in irgend eine Bierkneipe, wohin ſie beſſer paſſen mögen.“

Gründler ſchnellte das Geldſtück mit den Fingerſpitzen fort und ſah den Zürnenden grinſend an. „Ei, der Grünſchnabel wirft ſich ja gewaltig in die Bruſt! Ja, bin ich denn bei ihm hier oder bei der Retta? An die habe ich aber einen Auftrag, und ehe ich den nicht ausgerichtet habe, werde ich mir die Thür nicht von außen anſehen!“

„Einen Auftrag an mich?“ fragte erſtaunt das Mädchen, indem es die Hand auf Walther's Schulter legte, um ihn zu beſchwichtigen. Philippinchen war auch neugierig hinzugetreten.

Der alte Komiker rieb ſich die Stirn mit der Hand, als müſſe er ſich beſinnen. „Ja, was war es doch?“ murmelte er vor ſich hin. „Weiß ich doch, daß ich deßhalb herkam! Richtig! — Verſtrichenen Winter hatte ich Engagement bei einer noblen Geſellſchaft von Lumpengeſindel, die der Zufall, recte die Schulden des Directors, über die Grenze in ein tiroler Gebirgsdorf verſchlug. Eigentlich war es ein kleiner Badeort, und über Sommer ſollen viele Gäſte

hinkommen, vorzüglich wegen der Luft, der ich aber nichts Sonderliches anspüren konnte. Dazumal war noch eine Handvoll armer Brustkranker zurückgeblieben, denen das Rückreisen zu beschwerlich sein mochte, und die sehnlichst auf den Frühling paßten, der ihnen wieder Kräfte schenken sollte. Nun, für die Meisten wird er wohl den Kuckuck mitgebracht haben. Unter den Kranken war auch Einer, der immer so still und blaß am Fenster saß, wenn nur ein heller Sonnenschein sich in das Thal verlief. Das Gesicht kam mir gleich so bekannt vor, aber wer so viele verschiedene Gesichter zu sehen bekommt als Unsereins, wenn's Jahr lang ist, der fragt nicht mehr danach, wem sie gehören. Manchmal plagt's Einen aber doch. Schwernoth, wo könntest du den schon gesehen haben? — und ich zerkann mir den Kopf. Da auf einmal — ich glaube, ich dachte an Dich, Netta — schoß es mir auf. Das ist der junge Schulmeister, den ich oftmals durch's Dorf gehen sah, als ich bei meinem Vetter, dem Roßwirth, ein paar Wochen auf dem Trockenen saß! Ich hätte mich noch nicht um ihn gekümmert, aber weiß der Himmel, wenn ich ihn sah, fielst Du mir jedes Mal ein, Netta, und nun

entſann ich mich auch, daß damals die Bauern gemunkelt hatten: „Früher iſt er dem Sebaſtian nicht über die Schwelle gekommen, aber ſeit die verlaufene Komödiantin da iſt, hockt er ewig bei dem Alten! Man weiß ſchon, was das zu bedeuten hat!“

„Die Läſtermäuler!“ rief Philippchen zornglühend.

Netta war dunkelroth geworden. „Erzählt weiter, Gründler!“ rief ſie mit bebenden Lippen.

„Ja, was weiter?“ ſagte der Alte und verzerrte das Geſicht wie zum Lachen, aber es glückte ihm nicht. „Der arme Teufel war recht krank und ganz verlaſſen, denn die Wirthsleute bekümmerten ſich auch nicht viel um ihn, wahrſcheinlich weil das ohnehin nicht fette Portemonnaie immer dünner wurde. Ich faßte mir alſo ein Herz und ging zu ihm. Erſt wollte er nicht viel von mir wiſſen, wenn er's auch nicht geradezu ausſprach. Ich machte ihm Schnurren vor, das iſt mir nun einmal zur anderen Natur geworden, ich kann's nicht laſſen, aber er lachte nicht, niemals. Da wäre ich bald ſtehengeblieben, denn, Kinder, was ſoll ein Menſch mit mir anfangen, der nicht lachen kann? Der arme Kerl jammerte mich

aber doch zu sehr in seiner Verlassenheit. Nun kamen wir auf Netta zu reden, und da war es gleich, als kämen wir mitsammen in ein Fahrwasser, in dem es flott weiterging. Kinder, was soll ich noch viel sagen? Er wurde immer schwächer, und ich ging ihm alle meine freie Zeit nicht mehr von der Seite. Zuletzt quartierte ich mich ganz in sein Stübchen mit ein, einestheils weil es ihm dadurch billiger kam, anderentheils weil er doch auch Nachts oft Hülfe brauchte. Wie ich dabei mit meinem Puppenspiel zurechtkam, wußte ich selbst nicht. Das Volk wollte sich krank lachen über mich, und mir war, weiß Gott, nicht lustig zu Sinn. Wenn man das aber einmal von jung auf an sich hat! Ich machte auch meine Schnurren bei meinem Kranken weiter, aber nun hatte er sich schon daran gewöhnt. Er wußte so gut, daß es mit ihm zu Ende ginge, als ich, und wenn ich meine Witze darüber machte, verstand er's, als tractirten wir das ganz ernsthaft. Ich kann Euch das nicht beschreiben, aber wenn Einem die Thränen in die Kehle kommen und man sie so herunterlacht, das ist oft, als müsse man daran ersticken, aber man thut's nicht. Als es eben anfing, Frühjahr zu werden, kam ich

einmal aus der Probe und hörte den Kuckuck ſchreien. Nun iſt's bald aus mit ihm, dachte ich, der holt ihn. Und ſo war es auch. Er ging ſo leiſe aus, mit dem Kopfe an meine Bruſt gelehnt, und dann durfte mir kein Menſch in's Zimmer kommen, ſondern ich beſorgte Alles allein. Weil er kein Katholiſcher, machten ſie erſt Weitläufigkeiten mit dem Begräbniß, aber da ließ ich nicht locker. Begleitet hat ihn freilich Keiner als ich, und das war gut, denn wenn die Leute mich an dem offenen Grabe geſehen hätten, ſie hätten eine Stunde ſpäter nicht ſo herzlich über mich lachen können, und ich legte es nie ſo darauf an, als an jenem Abend. Meine Traurigkeit wollte ich allein haben, und als ich nach der Vorſtellung in mein nun einſames Zimmer trat, mußte ich laut auflachen darüber, wie ich das dumme Volk angeführt und ihm für Luſtigkeit verkauft hatte, was auf einem ganz anderen Baume gewachſen war."

Der Alte hielt ein. Ein ſchadenfroher Zug lag noch über ſeinem Geſichte, aber ein paar Thränen rollten darüber hin. Sonſt war es ſtill und lautlos im Zimmer. Walther hatte Netta's Hand ergriffen,

die leise vor sich hinweinte. Philippinchen lehnte an ihr.

Endlich fing der Alte wieder an, indem er sich mit dem Rockärmel immer wieder in's Gesicht schlug, fast als wollte er Fliegen abwehren, damit die Anderen ja nicht merken sollten, daß er die Thränen abwischte. „Ja, was quatschte ich denn da zusammen und vergesse die Hauptsache! Glaubt mir's, Kinder, ich werde alle Tage dümmer. Die alten Rollen weiß ich noch nothdürftig, aber jetzt will gar Nichts mehr in den Kopf, und Alles vergesse ich. Das macht der Teldampf, der zieht in's Gehirn. Man stirbt daran — aber Adagio, immer lento! wie der Stadtpfeifer sagt, wenn er das Accompagnement nicht kann. Da hat mir mein Freund noch Etwas mitgegeben für die Netta. Du lieber Gott, viel hatte er nicht zu vermachen, und seine Uhr habe ich bekommen, die werde ich tragen, so lange ich noch auf zwei Beinen umherpoltere auf der Welt, zu seinem Angedenken und niemals verletzen, sollte ich auch noch so sehr in der Dinte sitzen! Nein, Walther, Du magst's glauben oder nicht, ein Schurke will ich sein, wenn ich sie Gevatter stehen lasse!"

Er kramte aus der Taſche ſeines langen, fadenſcheinigen und geflickten Ueberziehers ein Notenbuch heraus, vielfach eingewickelt in alte Theaterzettel. „Da,“ ſagte er, „der Schullehrer meinte, Du hätteſt mit ihm daraus geſungen, und vorn hat er Dir mit zitternder Hand ein paar Abſchiedsworte hineingeſchrieben; aber lies ſie erſt, wenn ich fort bin, ich kann ſolche Geſchichten nicht vertragen.“

Das Mädchen nahm das Buch, legte es aber gleich wieder nieder und verbarg, laut ſchluchzend, das Geſicht in beide Hände.

Der alte Komiker ſprang auf. „Nun gehe ich ab,“ rief er, „hier lacht doch Keiner mehr über mich heute! Walther, jetzt könnteſt Du Deinen Thaler wieder hergeben, mir iſt die Kehle ganz trocken geworden! Wir wollen mitſammen in's Bierhaus gehen und Eins auf alte Kameradſchaft anſtoßen! Hernach können wir ja jeder unſeres Weges gehen!“ — Er griff ſchon nach der Mütze und war mit einem Satze an der Thür.

Walther zauderte. Es war ihm recht, daß der Alte jetzt ging, er hätte ihm auch die Begleitung nicht abſchlagen mögen, aber es wurde ihm ſchwer,

Netta in diesem Augenblicke zu verlassen. Er richtete einen fragenden Blick auf das immer noch schluchzende Mädchen.

„Geh' mit ihm, Walther!“ flüsterte es.

„Sie will allein sein mit ihrer Erinnerung,“ dachte der junge Mann, und wie ein Gefühl von Eifersucht zuckte es ihm durch das Herz. Aber, als schäme er sich dieser Empfindung, drückte er das Mädchen fest an sich und preßte mit heißer Lippe einen Kuß auf ihre Stirn. Dann, erschreckt über sich selbst, stürmte er dem alten Kameraden nach, der schon auf der Treppe war. Die Treppe war finster. Gründler that, als stolpere er, und faßte nach Walther's Arm, aber nicht um sich zu halten, nur um ihn ganz nahe an sich heranzuziehen, und da flüsterte er: „Laß' sie, Walther. Er hat sie lieb gehabt, sehr lieb, und wollte sie heirathen. Es war besser, daß es nicht dazu kam.“

Walther trennte sich bald von dem alten Kameraden, der in der Bierstube gleich wieder allerlei Possen anfing und einen Kreis Lacher um sich versammelte. Netta war ihm heute eine ganz Andere geworden. Es hatte sie Einer geliebt und bis zum Tode nicht vergessen. Und als er sie an's Herz

gedrückt hatte zum erſten Mal im Leben, war ihm doch ganz anders zu Sinn geworden, als einem Bruder, der ſeine Schweſter tröſtet. Den Blick, mit dem ſie das Buch angeſehen hatte, das Vermächtniß des Freundes, konnte er gar nicht vergeſſen. Der kam aus dem tiefſten Herzen und verklärte das von Thränen gefüllte Auge.

IV.

Netta hätte Walther's verändertes Verhalten ihr gegenüber bemerken müssen, hätte sie nicht die Ursache davon einfach auf den Einfluß geschoben, den der Verkehr mit seinem Gönner auf ihn ausübte, und wäre sie nicht selbst still und in sich gekehrt gewesen im Andenken an ihren dahingegangenen Freund. Dazu nahmen ihre Gesangsübungen fast den ganzen Tag und alle ihre Kräfte in Anspruch. Walther kam zwar noch alle Abend, aber er war zerstreut, zurückhaltend und ging früher als gewöhnlich zum großen Verdruß von Philippinchen, die gar nicht begriff, was den jungen Menschen auf einmal angeblasen hätte, und die immer zitterte, der Komiker könne wiederkommen, vor dem sie sich fürchte, und den sie nicht anders als den Hanswurſten nannte. Aber der alte Gründler kam nicht wieder.

Eines Morgens, als Netta in der Probe bei dem

alten Chor-Dirigenten war, wurde gemeldet, daß die erste Sängerin krank geworden sei, und da die Anderen jetzt kurz vor der Saison beurlaubt waren, kam die Direction in große Verlegenheit für die Abendvorstellung. Der alte Chor-Director wurde zur Berathung herausgerufen und trat nach kurzer Abwesenheit sehr erregt wieder ein, mit den Worten: „Liebes Kind, Sie müssen uns aus der Noth helfen. Ich habe die Nachtwandlerin vorgeschlagen, die Sie ganz fest mit mir studirt haben, wir haben nur ihre Partie zu probiren, alles Andere steht und die Anordnungen sind auch bereits getroffen. Die Handlung der Oper kennen Sie aus- und inwendig, da hat's keine Noth. Sie sangen sie oft genug im Chor mit."

Retta protestirte mit aller Gewalt, aber vergebens. Ehe sie sich dessen versah, stand sie auf der Bühne. Die Probe begann, und der alte Lehrer hatte nicht zuviel gesagt, — es fehlte keine Note. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Die Stimme ist da," sagte er, „und die hölzerne Manier wird sich schon noch abschleifen. Die übrigen Mitwirkenden, die Mitglieder des Orchesters, hatten halb verdrießlich die Probe durchgemacht und handwerksmäßig kein Zeichen der Auf-

munterung gegeben. Kaum war die Probe aus, als Alles ſchnell aus einander lief, und Netta nur noch hörte, daß der Ober-Director auf Einwendungen, die ihm von einigen Seiten gemacht wurden, lachend erwiderte: „Ja, eine Venus können wir aus ihr nicht machen!“

Netta hörte das, aber ſie hatte ſich reſignirt. „Was liegt daran?“ ſagte ſie im Nachhauſegehen vor ſich hin, „das iſt nun einmal mein Schickſal. Mögen ſie mich auslachen oder nicht, mir gilt es gleich. Aber ich will nicht mehr weinen um den guten Schullehrer. Ihm iſt wohl!“

Nun überfiel ſie aber doch eine unbehagliche Empfindung. Sie hatte ſich ſo feſt vorgenommen, nicht wieder anders als unſcheinbar im Ober auf die Bühne zu gehen, ja, ſie meinte, ſie hätte das Walther, der dieſen Entſchluß billigte, verſprochen. Das Verſprechen konnte ſie ſich freilich nicht mehr zurückgeben laſſen, aber ſie wollte es ihm erklären, wie es gekommen ſei, wollte ihn bitten, in's Theater zu kommen, damit ſie doch ein lebendes Weſen da hätte, das Theil an ihr nähme. Die Billette hatte man ihr, als ſie fortging, wieder in die Hand geſteckt. Sie ſchlug den wohlbekannten

Weg nach der Villa ein, wo ſie wußte, daß ſie den Freund bei der Arbeit finden würde. Die Gitterthür zum Garten war nur angelehnt, und durch die offenen Glasthüren ſah ſie die Malergerüſte im Saale. Flüchtigen Schrittes eilte ſie den Kiesweg hinan, die Stufen hinauf und ſtand in dem Saal. Walther war nicht da. Netta wagte nicht, ſeinen Namen zu rufen, ſie ſah ſich ſcheu um und ſtand ſchon wieder auf der Schwelle, um fort zu eilen, da hörte ſie Stimmen durch das Geſträuch, und da bog auch ſchon Walther um das Bosquet, ihm zur Seite ein junger, elegant gekleideter Herr, der zutraulich den Arm in den Walther's gelegt hatte. Ein flüchtiger Blick, und ſie hatte ihn erkannt — es war Reinhold. Seit Monaten hatte ſie den Gedanken an ihn zurückgedrängt, ja, ſie hatte ſich eingebildet, ihn vergeſſen zu haben, und nun, bei ſeinem Anblick, trat die frühere Empfindung mit aller Kraft wieder vor ihre Seele. Scheu ſchlüpfte ſie zurück in den Saal, hoffend, die beiden Männer würden vorüberſchreiten, aber da hörte ſie ſchon ihre Schritte auf den Steinſtufen der Treppe. Kaum überlegend, was es that, huſchte das geängſtigte Mädchen hinter einen großen Carton, der auf einer Staffelei

in der halb dunklen Ecke des Zimmers stand, und kauerte sich nieder auf den Boden.

„Erlauben Sie, daß ich meine Arbeit fortsetze?“ fragte Walther.

„Thun Sie das, Walther,“ erwiderte Reinhold. „Ich sehe Sie so gern in Ihrer Kunstausübung. Was unter Ihrem Pinsel entsteht, indem wir plaudern, wird mich immer wieder an unsere Gespräche erinnern. Sie malen mir gewissermaßen ein Tagebuch hinein in den Schatten jenes Baumes.“

„Ich wüßte Ihnen so wenig zu sagen, was werth wäre, daß Sie sich dessen erinnerten,“ warf Walther lächelnd hin und mischte die Farben auf seiner Palette.

Reinhold schob sich einen Sessel heran, erröthete leise und sagte dann nach einer kleinen Pause: „Doch, Walther, Sie könnten mir vielleicht eine Auskunft geben, die ein Wesen betrifft, das seit längerer Zeit meine Gedanken, meine Phantasie, vielleicht mein Herz lebhaft beschäftigt, und das in mein Leben wunderbar eingriff.“

Walther sah ihn fragend an.

Ohne den Blick aufzuschlagen, fuhr Reinhold fort: „Erinnern Sie sich eines jungen Mädchens, das,

damals noch ein halbes Kind, bei der Gesellschaft Ihres Vaters engagirt war und nach einer Faustprobe, in der es das Gretchen spielen sollte, plötzlich die Gesellschaft verließ?"

„Netta?" rief Walther und wurde roth bis in's Haar hinein.

„So nanntet Ihr sie!" antwortete Reinhold. „Das Mädchen hatte ein glockenreines Organ und bildete später ihre prachtvolle Stimme bei einem alten Schullehrer aus, der sie in sein Haus nahm. Haben Sie wieder von ihr gehört?"

Walther schwieg eine Weile, als suche er einen Pinsel, der ihm abhanden gekommen sei. Vor wenig Tagen noch hätte er die Frage unbefangen beantwortet, heute machte sie ihn, und namentlich durch die Art und Weise, in der sie gestellt wurde, stutzig. Möglichst gleichgültig antwortete er dann: „Darf ich fragen, welches Interesse Sie daran haben, nach dem Mädchen zu fragen?"

Reinhold war selbst zu verlegen, um das Gezwungene in Ton und Antwort zu bemerken. Er erzählte dem jungen Maler, halb stammelnd, halb in überstürzter Erregung seine Beziehung zu Netta, deren

Organ und Stimme ihm einen so tiefen Eindruck gemacht hätte, die er selbst aber nie gesehen, schilderte, wie sie in seiner Einbildungskraft fortlebe, wie ihr selbstgeschaffenes Bild vor seiner Seele stünde, wie sie der Mittelpunkt seiner Poesie geworden wäre.

Walther malte schon lange nicht mehr. Er lehnte in athemloser Erregung gegen das Gerüst, und ohne eine Sylbe einzuwerfen, heftete er den glühenden Blick auf den Erzähler.

Reinhold hatte schon längst ein Wort der Theilnahme an seiner Mittheilung erwartet, und da Walther schwieg, steigerte er sich mehr und mehr in der Schilderung seiner Empfindung. Unwillkürlich übersetzte er seine lyrischen Ergüsse, die dem alten Barner so gemacht und erkünstelt vorgekommen waren, wieder zurück in die ungebundene Rede, und das mit solchem Eifer, daß er selbst an die Gluth seiner Empfindungen glaubte, wie er an die Wahrheit seiner Dichtungen geglaubt hatte.

Walther war zu jung, zu wenig welterfahren, um die Hohlheit der ganzen Neigung durchzufühlen; was ihm in so beredten Worten geschildert wurde, traf so sehr die eigene noch uneingestandene Empfindung, daß

Reinhold's Dichtungen bei Walther Wahrheit wurden. Reinhold sah die Erregung des Zuhörers, den Eindruck, den seine Mittheilung hervorrief, aber er hielt das für Theilnahme, für ein Zeichen der hingebenden Freundschaft.

„Sie sind der Einzige, der mich versteht, Walther," sagte er, und drückte den jungen Mann stürmisch an's Herz, der einzige Mensch auf der Welt, dem ich das so hätte aussprechen, so klar machen können."

In Walther kämpften zwei widerstreitende Empfindungen für Reinhold — die aufopferndste, Alles vergessende Freundschaft, die das Herz, das Lebensglück, Alles freudig hingegeben hätte, und ein Groll, eine Eifersucht, ein Zorn über die Ungerechtigkeit des Geschicks, die Jenen so hoch über ihn gestellt hatte in allen Begünstigungen des Lebens.

„Und wenn Sie dem Mädchen, das Sie nur in der Einbildungskraft kennen, persönlich, Auge in Auge, begegneten?" fragte er mit einem Ausdrucke, der kalt abstach gegen den warmen Freundschaftston Reinhold's.

„So würde der Augenblick über mein Leben entscheiden!" rief Reinhold schnell.

„Und wenn es ganz anders wäre als das Bild,

welches Ihre Phantasie Ihnen ausmalte?“ fuhr Walther fort.

„Das ist unmöglich!“ rief Reinhold. „Eine Harmonie zwischen Stimme und Erscheinung muß bestehen, eine andere vielleicht, als ich träumte, aber immerhin eine freundliche, hinreißende!“

Der Zwiespalt in Walther's Empfinden hemmte seine Erwiderung. Freundschaft, Dankbarkeit für den Mann, dem er so viel Erkenntlichkeit schuldete, mahnten ihn, aufrichtig und offen ihm von Netta zu berichten; ein anderes, halb unklares Gefühl, das er sich selbst so gern als brüderliche Fürsorge, als Pflicht uneigennütziger Kinderfreundschaft ausgelegt hätte, verschloß ihm die Lippen. Ein peinliches Schweigen trat ein, peinlich für drei Herzen, die in demselben Raume schlugen und doch keine Ahnung davon hatten, was den Anderen bewegte.

Der Zufall machte der unbehaglichen Lage ein Anfangs Allen erwünschtes Ende. Ein Wagen rollte an dem Gartengitter vor, und einige Freunde Reinhold's stürmten in den Saal. Ohne auf den Maler und seine Arbeit zu achten, entwarfen sie eilig Verabredungen für den Tag.

„Wir hatten eine Theaterloge für heute Abend genommen," ſagte der Eine, „und ſind doch nun in Zweifel, ob wir Gebrauch von derſelben machen ſollen. Die Vorſtellung iſt abgeändert, und eine ganz talentloſe, dazu mordhäßliche Anfängerin ſingt die Nachtwandlerin."

„Einerlei," warf ein Anderer ein, „wir ſind doch zuſammen, und was ſoll man nach einem guten Diner Beſſeres thun, als in der bequemen Theaterloge ausruhen?"

„Nur, wenn Sie verſprechen, zu kommen, Reinhold," ſagte der Erſte, „ſoll es mir auf die Sängerin nicht ankommen."

„Fragen Sie noch?" rief ſpöttiſch ein Dritter. „Baron Borken fehlt nie im Theater! Sie müſſen irgend eine kleine Künſtlerinnen-Liaiſon haben, ſo discret Sie dieſelbe auch verbergen, Baron!"

„Beſprecht das oben in Reinhold's Zimmer, wenn ich bitten darf," fing der Erſte wieder an. „Der Farbengeruch hier unten fällt mir auf die Nerven. Wann endlich werden wir unſere Cigarren wieder hier rauchen können?"

Alle ſtürmten fort, und Reinhold nahm halb ver-

legen mit flüchtigem Gruße Abschied von Walther. Dieser, als er sich allein sah, warf heftig die Pinsel in den Kasten und stieß die Farben bei Seite. „Und für die Leute habe ich gearbeitet und mein Bestes eingesetzt!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn ich mir vorstelle, wie sie hier sitzen werden und gleichgültig den Cigarrenrauch hinblasen über meine Landschaften, vielleicht spotten über die genialen Entwürfe meines alten Bastler!“ — Er biß zornroth die Lippen über einander, denn ein anderer Gedanke als der an die eigene Production flog durch seine Seele. Es hielt ihn nicht länger, er mußte hinaus in's Freie. Er stürmte dahin auf einsamen Wegen, und nun dachte er nur noch an Netta. „Ich habe versprochen, ihr ein Bruder zu sein,“ flüsterte er vor sich hin, „und ich will es halten; ich will sie schützen gegen Jeden, auch gegen Reinhold. Gott sei Dank, daß sie Nichts ahnt von dem, was ich eben erfuhr, daß er sie nicht kennt und nicht erkennen wird! Aber ich werde auf der Hut sein. Sie, arglos, kindlich unerfahren, würde ihr Herz nicht schützen können gegen diese phrasenhafte eingebildete Neigung, denn Reinhold ist schön, liebenswürdig — ich habe es selbst erfahren —, und diesen

Schein, dieſe Sicherheit der Vornehmen üben eine Gewalt, der nur ſtolzeſtes Selbſtbewußtſein zu widerſtehen vermag. Sie wäre verloren, und das Verderben tritt nahe genug an ſie heran. Künſtlerinnen-Liaiſon! — Sagten ſie nicht ſo? Sie ſprachen ſchon von Netta, denn es iſt kein Zweifel, daß ſie es ſein ſoll, die ſie als ganz talentloſe, häßliche Anfängerin bezeichneten."

Ein farbiger Theaterzettel an der nächſten Straßenecke beſtätigte ſeine Vermuthung. Da ſtand Netta's Theatername als Amina. Walther's Aufregung wurde immer größer. „Alſo wird er ſie ſehen!" rief er und ſetzte dann mit bitterem Lachen hinzu: „Netta als Nachtwandlerin, das kann ſie nicht, das iſt unmöglich, man wird ſie wieder verſpotten! Aber ich will es nicht mit anhören, ich würde mich nicht halten können in meinem Zorn!" — Dann nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber deſto beſſer, ſo hat mit Eins die Sache ein Ende; je entſchiedener ſie durchfällt, deſto weniger wird er ſie erkennen, deſto ſchneller wird ſeine hohle Phantaſieneigung zuſammenbrechen."

Es ſchien ihm unnatürlich, daß er nicht zu Netta eilte, und doch fühlte er, daß er das nicht vermocht

hätte. Aber das ſtand feſt, er mußte in's Theater, mußte Retta und namentlich Reinhold beobachten. So ging er an die Theatercaſſe und kaufte ein Billet zu einem Platze, ſo verſteckt als möglich, aber von dem er die Loge im Auge haben konnte, in der Reinhold mit ſeinen Freunden zu ſein pflegte, was er leicht vom Caſſirer erfragte. So, in fieberhafter Aufregung, ſich ſelbſt noch unklar, welche Empfindungen ihn bewegten, erwartete er in ſeinem ärmlichen Dachkämmerchen den Abend.

Retta hatte jedes Wort gehört, das Reinhold und Walther wechſelten. Als die jungen Männer ſich trennten, als der Saal leer war, ſchlüpfte ſie leiſe aus ihrem Verſteck hervor, und wie ein geſcheuchtes Wild eilte ſie fort. In welchen Aufruhr der Gedanken hatte ſie jedes Wort gebracht! Was ſie ſo mühſam zurückgekämpft glaubte, war auf einmal wieder da, mächtiger, verwirrender als je. Sie hätte jetzt Walther nicht begegnen, ihm nicht in's Auge ſehen können, ſeit ſie wußte, daß ihr Lebensgeheimniß vor ihm enthüllt war; ſie hätte ihm niemals zu geſtehen vermocht, daß ſie ihn belauſchte, ſo ſehr das gegen ihren Willen geſchah. Was hätte ſie ihm antworten

sollen, wenn er sie mit brüderlicher Aufrichtigkeit gefragt hätte, was sie für Reinhold empfände? Wollte sie es doch sich selbst nicht gestehen! Die Scheu, dem Geliebten zu begegnen, war noch größer geworden. Das arme, geängstigte Mädchen vergaß ganz, was ihm noch an dem Abend bevorstände, ja, es war ihm ganz gleichgültig geworden. So kam es bei Philippinchen an und nahm sich fest vor, der Alten kein Wort davon zu sagen, daß es heute mit noch viel bedeutenderer Aufgabe vor das Publicum zu treten hätte. Aber an dem Tage sollte Alles anders werden, als das arme Kind dachte. Gründler war ihr schon zuvorgekommen und hatte Philippinchen das große Ereigniß in seiner Weise vorgetragen, und so gut als möglich begreiflich gemacht. Er war noch da, um es auch mit Netta zu besprechen, und Philippinchen hatte ihren Widerwillen gegen den alten Mann so weit bezwungen, daß sie ihn zurückgehalten hatte, damit er der Netta noch einmal verdeutsche, wie sie es machen müsse. Er, der Hanswurst und Praktikus, müsse ja das verstehen, und es könnte doch keine Hexerei sein, denn sie glaube, sie wisse es schon, aber sie könne es nur nicht recht begreiflich machen. Gründler

hatte auch wirklich angefangen, mit Philippinchen die Rolle der Nachtwandlerin durchzumachen, wobei diese freilich behauptete, das sei eine unanständige Geschichte und so gewiß erlogen, daß sie die Hand dafür in's Feuer stecken wolle. In dieser Beschäftigung fand Retta die Beiden und mußte nun das Kreuzfeuer ihrer Unterweisung aushalten. Das lenkte wenigstens ihre Gedanken ab und füllte die Zeit bis zum Anfange des Theaters, ja, manch praktischer Wink des alten Schauspielers machte Retta fester in ihrer Aufgabe. Philippinchen wäre ja um Alles in der Welt nicht zu Hause geblieben, und da Walther, der wohl von der ganzen Verstellung Nichts wisse, nicht da war, mußte sie sich wohl die Begleitung des alten Komikers gefallen lassen, trotz ihrer Abneigung gegen ihn, die übrigens auch bereits bedeutend geschwunden war. Retta mußte trotz Allem, was sie beschäftigte, herzlich über das alte Paar lachen, denn Gründler war neben der selbstverspottenden Komik seiner Erscheinung noch so unwillkürlich possirlich in seiner Galanterie, die Philippinchen durch zimperlichen Anstand in Schranken zu halten suchte, daß es unmöglich war, sich diesem Eindrucke zu verschließen.

So begann die Vorstellung. In einer Proſceniumsloge, unmittelbar an der Bühne, ſaß Reinhold, ahnungslos, gleichgültig eine Oper erwartend, die er unzählige Mal geſehen hatte und ſehr wenig ſchätzte. Ihm gegenüber, an einen Eckpfeiler gelehnt, ſtand Walther in fieberhafter Aufregung, mit fliegenden Pulſen, wie vor einer Lebensentſcheidung. Weiter oben, in einer Loge des zweiten Ranges, diesmal ganz vorn an der Brüſtung, Philippinchen und Gründler, zum höchſten Ergötzen der Umgebung ganz laut von Netta, von ihren Befürchtungen und Hoffnungen redend. Für Alle, die ſie hörten — und das war ein großer Kreis, denn ſie vergaßen ganz, daß ſie nicht allein waren, — war Netta eine komiſche Figur, noch ehe ſie auftrat. Sonſt war das Theater ungewöhnlich leer. Netta war durchaus gleichgültig bei ihrer Aufgabe, und da ſie ſich überredet hatte, weder Reinhold noch Walther würden im Theater ſein, war ſie ganz ruhig geworden. Sie nahm die Unterweiſungen des Regiſſeurs, welche freilich ſehr ſpät kamen, wie die Aufmunterung des alten Chor-Directors geduldig hin und war vielleicht die Unbefangenſte von Allen, denn ſie ſah ein, daß das Höchſte, was ſie erreichen konnte

und auch nur erreichen wollte, in den Worten eines theilnehmenden und wohlwollenden Collegen ausgedrückt war, der sie ermahnte, so gut wie gar nicht zu spielen, was die Rolle auch nicht eigentlich verlange, dann würde sie ja, nach der Probe zu urtheilen, wohl ohne Malheur durchkommen, und das sei schon genug für eine Anfängerin und Alles, was das Publicum, das zu zwei Dritteln auf Freibillette da sei, verlangen könne.

Ouverture und Introduction waren vorüber, und Netta trat auf. Sie sang ihre Noten correct aber leblos hin, stand unbeweglich da, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Tactstock des Capellmeisters gerichtet. Der Klang der Stimme frappirte im ersten Augenblick, aber der Eindruck erkaltete immer mehr. Reinhold erkannte die Stimme nicht, schon weil ihn die ganz fremde Erscheinung der Sängerin eher verhinderte, an sein Gretchenbild zu denken, als daß sie darauf hingewiesen hätte. Er wandte sich gleichgültig zu einem seiner Freunde in der Loge um und sagte: „Das ist eine langweilige Sängerin, und ansehen darf man sie schon gar nicht. Die Ausdruckslosigkeit des unschönen Gesichts und Gesanges könnte Einem

die übrigens ſchöne Stimme vollends verleiden.“ Er ſchien die Meinung des ganzen Publicums ausgeſprochen zu haben, das der armen Amina gar keine Beachtung ſchenkte. Nur Philippinchen's Umgebung lachte, wenn auch nicht eben bemerkbar, da Alles ohnehin unter ſich plauderte. So ging der erſte Act zu Ende, mit deſſen Erfolg Niemand zufrieden war, als Netta ſelbſt, hatte ſie doch ein Drittel ihrer Aufgabe hinter ſich.

Der zweite Act begann unter vollkommener Theilnahmloſigkeit des Publicums. Netta kam und trat in ihrem weißen Kleide von leichtem Steff ganz vorn an das Orcheſter, um der Begleitung ſo nahe als möglich zu ſein. Das Vorſpiel der Arie fing an. Da fiel ein Blick der Sängerin in die Proſceniumsloge dicht neben ihr. Reinhold's Bild tauchte ihr auf. War's ein Traum, war's Wahrheit? Sie intonirte ihre Arie wie mechaniſch, glockenrein und ſicher, aber als wären ihre Gedanken ganz fern ab, bog ſie ſich vor, über die Gasflammen der Rampe und ſtarrte in die Loge. Auf dem weißen Kleide färbte ſich, wo es über der Flamme bauſchte, ein dunkler Streif, der höher und höher ſich zeichnete und plötzlich in heller

Flamme aufschlug. Ein Schreckensschrei tönte durch das ganze Haus, aber nur einen Augenblick, denn die Einzige, die nicht erschreckt schien, war Netta. Sie trat einen Schritt zurück, nahm die Falten des weiten Gewandes mit beiden Händen zusammen und drückte die Flamme aus, dann sang sie ihre Coloratur weiter, das Orchester fortreißend, das einen Augenblick geschwankt hatte. Todtenstille folgte dem Angstschrei des Publicums, und darauf belohnte ein Sturm von Applaus die Unerschrockenheit des muthigen Mädchens. Netta stand da, wie aufwachend aus dem Traume, noch gar nicht verstehend, daß ihr der Beifall galt. Aber er wiederholte sich nach jeder Nummer, und als der Vorhang gefallen war, wurde sie immer wieder unter dem stürmischen Zuruf des Publicums von den Mitwirkenden hervorgezogen.

Alles drängte sich auf der Bühne beglückwünschend um sie, und das arme Kind konnte gar nicht fassen, was ihm begegnet war. Sie kam sich vor wie entrückt in eine andere Welt, berauscht vom Beifall, der ihr gegolten hatte. Also konnte sie das erringen, was ihren Kräften unerreichbar erschienen war? Wie eine lange im Dunkeln verkümmerte Blüthe plötzlich aufbricht

im Sonnenstrahl, fühlte sie eine Macht in sich entfaltet, die sie bis dahin nicht gekannt hatte, fühlte eine Fessel zerrissen, die seither alle Entfaltung gehemmt hatte. Thränen überströmten ihr Gesicht, und sie wußte jetzt, für wen und durch wen das Alles geschehen war, denn nur an ihn dachte sie durch alle die Wunder dieses Momentes. Sie hatte nicht lange Zeit zum Nachdenken, aber wie jubelte sie innerlich auf, als der Vorhang wieder aufrauschte, und wie anders trat sie jetzt heraus! Welche tiefe Empfindung im Glockenklang ihrer Stimme, welch' seelischer Schein im Ausdrucke ihrer Züge, auf denen sich Angst, Liebe, Glück malten! Die Züge waren nicht schöner geworden, aber der Ausdruck, der sie umstrahlte, ließ sie schön erscheinen; die Stimme hatte Nichts an ihrem Klang verloren, aber warmes Leben, rührendes Empfinden wogte in ihr und riß Alles fort.

Reinhold, der erst stumm da saß, keines Wortes, keines Zeichens des Beifalls mächtig, gab sich dann rückhaltslos dem Ausdruck seiner vollen Begeisterung hin. In seiner Loge wurde lebhaft darüber verhandelt, woher die wunderbare Sängerin käme, die bis dahin so ungekannt, so unbeachtet geblieben war. Ja, man

ſtritt darüber, ob ſie ſchön ſei oder nicht, und Reinhold ſtand auf der Seite der Bewunderer, ſelbſt ihrer äußeren Erſcheinung. Er wurde immer eifriger, immer begeiſterter, und als man in ihn drang, Auskunft über die Künſtlerin zu ſchaffen, er, der ja mancherlei Verbindungen mit der Bühne hätte, erinnerte er ſich ſeiner Bekanntſchaft mit dem Theater-Agenten und verſprach durch dieſen, der ſicher Beſcheid wiſſe, am anderen Tage die allgemeine Neugier zu befriedigen. In dieſem Augenblick dachte er ſicher nicht an ſein Gretchen-Ideal, an den Gegenſtand ſeiner Dichtungen, an ſeinen Traum ſeit Jahren. Alle ſeine Gedanken, ſeine Begeiſterung galten der Sängerin vor ihm, und er hatte keine Ahnung davon, daß die ſchon halb Vergeſſene und die Neugefundene dieſelbe und ihm ſo nahe wären. Walther hatte kein Auge von Reinhold gewandt ſeit jenem entſetzlichen Moment, in dem ihn Netta's Lebensgefahr alles Andere vergeſſen ließ. Ihm war in der wunderbaren Entwicklung des Mädchens daſſelbe keine Andere geworden, nicht ſchöner, nicht begabter erſchien ſie ihm, und die allgemeine Anerkennung, der faſt über das gerechte Maß gehende Beifall riß ihn nicht mit hin. Aber den Blick hatte

er geſehen, mit dem Netta Reinhold entdeckte, das Geheimniß mit ſcharfſichtiger Eiferſucht durchſchaut, das dieſe Wandlung hervorrief. „Sie liebt ihn!“ ſagte er ſich, und das war ihm Alles. Der Vorhang war zum letzten Mal gefallen, die Bewunderung der jungen Sängerin war allgemein, der Ausdruck derſelben auf allen Lippen, und die Menge zerſtreute ſich. Walther drängte ſich in gewaltſamer Aufregung hinaus, und kaum wußte er, weßhalb, drückte ſich in einen tief im Schatten liegenden Mauervorſprung am Ausgang des Theaters. Da harrte er regungslos, bis Reinhold heraustrat, umgeben von dem bunten Kreiſe ſeiner Geſellſchaft. Reinhold ſtieg mit mehreren ſeiner Freunde in den bereit ſtehenden Wagen, und erſt als er gehört hatte, daß dem Kutſcher ein elegantes, von der vornehmen Geſellſchaft geſuchtes Kaffeehaus als Ziel genannt war, ſchlüpfte Walther aus ſeinem Verſteck hervor. „Er hat ſie nicht erkannt, ſucht ſie nicht auf,“ murmelte er vor ſich hin; aber er ſchien ſich noch nicht ſicher genug. Er eilte zu Netta's Wohnung, ſah auch ſie ausſteigen aus dem Theaterwagen, ließ ſie an ſich vorbeiſchreiten, und ſein Athem ſtockte, als er ihr ſo nahe war. Aber er begrüßte ſie nicht

und blieb fest angewurzelt stehen, stundenlang, die halbe Nacht hindurch. Er wollte ihre Schwelle bewachen. Sein Herz pochte gewaltig, und das Blut stieg ihm in die Stirn. Er kannte, ja, er wollte es sich nicht mehr verschweigen, er liebte das Mädchen aus tiefstem Herzen, mit aller Gluth der Sinne, nicht weil sie ihm weniger unschön erschien als sonst, ja, fast schön vor seinen Gedanken stand, nicht weil die Menge ihre plötzlich entfaltete Begabung erkannt hatte und sie mit Huldigung überschüttete, aber weil er fürchten mußte, sie zu verlieren, weil er den Gedanken nicht ertrug, sie einem Anderen zu gönnen, weil in der Eifersucht seine Liebe wahr und mächtig hervorgebrochen war. Walther blieb stehen, bis der alte Gründler aus dem Hause an ihm vorbei taumelte, bis das Licht in Netta's Dachstübchen verloschen war. Dann ging er heim, halb beseligt von einem angekannten Glück, halb zum Tode betrübt von ungekanntem Schmerz. Ja, er liebte. —

V.

Netta wußte nicht an jenem Abend, wie sie wieder in ihre Wohnung kam. Alles erschien ihr wie ein Traum. Philippinchen und Gründler, die sie erwarteten, hielten ihr verändertes Wesen für die nothwendige Folge der Aufregung und des Erfolges. Und nun kam Walther nicht an dem Abend, seit zwei Monaten das erste Mal, daß er ausblieb! Philippinchen hatte ihm seinen Teller hingestellt, sein Abendbrod aufgehoben, bis es spät in der Nacht, Gründler längst fort war, und sie die Hoffnung aufgeben mußte, daß er noch kommen könnte. Netta hatte sein Ausbleiben nicht bemerkt.

Eine Stunde, eigentlich ein Moment hatte ihre Stellung, ihr Leben, sie selbst vollkommen umgewandelt. Sie am wenigsten konnte es verstehen, in welchem Maße, zu welcher Tragweite diese Wandlung geschehen war, und als sie am anderen Morgen nach

einer wirren, halb schlaflosen, halb von Fieberträumen unklaren Nacht die Augen aufschlug, mußte sie sich selbst besinnen, was denn Traum gewesen sei, und erstaunt sah sie sich in ihrem kleinen, bescheidenen Dachstübchen wieder.

So selten im ruhigen Entwickeln bürgerlich geordneter Lebensverhältnisse, so oft tritt uns im Entwickelungsgange dramatischer Künstler solche plötzliche Wandlung entgegen. Wie viel unbeachtete, schlummernde, im Schatten glänzender Erscheinung übersehene, dazu in falscher Beschäftigung verkümmerte Talente, krankend, weil sie das Zutrauen zu ihrer Kraft verloren, stellte nicht der Zufall in einem Momente in das volle Licht, und Muth, Selbstvertrauen, Gunst der Menge, für die das plötzliche Auffinden eines solchen Talentes einen eigenthümlichen Reiz hat, sind da und tragen weiter!

Retta dachte kaum an die Consequenzen ihres Erfolges, und nur Eins hielt sie in fieberhafter Angst und Aufregung: Reinhold hatte sie gesehen — hatte er sie auch erkannt, so fragte sie sich, und in ihr sein Gretchen-Ideal, von dem sie selbst sich doch so verschieden wußte?

War nicht dann, mit dem Sehen, seine ganze Illusion zerronnen, hatte sie ihn nicht verloren in demselben Augenblicke, in dem sie so Vieles gewonnen? Und war sie denn wirklich so häßlich? Scheu, als thäte sie ein Unrecht, als befrage sie einen Zauber, schlich sie an den kleinen Spiegel, strich die noch aufgelösten dunkeln, widerspenstigen Haare aus der Stirn und blickte lange prüfend ihre eigenen Züge an. Sie waren nicht schön; aber wie erst die scheue Angst, dann das Lächeln über ihre eigene Thorheit, dann ein plötzlich aufblitzender Gedanke an ihnen wechselten, vergaß sie fast, daß sie ihr eigenes Bild sah, so anders als sonst erschien es ihr. Welcher Gedanke war es, mit dem sie vom Spiegel ferteilte und sich dann hoch und muthig aufrichtete? „Wenn mir die Natur die Schönheit, die Anmuth versagte," dachte sie, „mit der sie Andere, Begünstigtere ausstattete, gab sie mir Etwas, womit ich die Ungunst der Erscheinung überwinden, ausgleichen kann." „Der Schein ist Dir versagt, nur der Klang ist Dir gegeben," hatte Sebastian ihr so oft wiederholt; aber gestern hatte sie es erfahren, daß ihr noch mehr geworden war als der kalte, leblose Klang; sie fühlte die Kraft, ihn zu be-

leben, und die Fähigkeit, in ihn ihr Empfinden zu kleiden. Aber früher schon, wenn sie bei Sebastian sang, obgleich nur auf Momente, war ihr das gelungen, dann war die Kraft wieder erstarrt. Sollte das wieder so sein, sollte sie, was ihr für den gestrigen Abend geschenkt war, nicht auf's Neue verloren haben? Was sie nie vorher gethan hatte, kam ihr jetzt unwillkürlich: sie probirte ihre Stimme, probirte sie, ob sie fähig wäre, der Bote ihres Empfindens zu werden, ihre Erscheinung vergessen zu machen. Mächtig, daß sie fast selbst davor erschrak, tönte die Stimme im kleinen Raume, glockenrein, und wie erst wechselnd auf ihren Zügen, malte sich jetzt im Klange die ganze Schattirung ihres Empfindens!

Erschreckt aus der Küche, in der sie das Frühstück bereitete, kam Philippinchen hereingelaufen und blieb wie erstarrt still in der Thür stehen. Wie eine Priesterin, halb bekleidet, mit aufgelöstem Haar, leuchtendem Auge und hoch aufgerichtet, stand das Mädchen da und ließ wie begeistert ihre prachtvolle Stimme ausströmen in immer volleren Klängen.

„Herr Gott," rief Philippinchen halb vor sich hin, „es ist ihr zu Kopf gestiegen — ich habe es

gleich gedacht — das arme Geschöpf! Netta, mein Kind," fuhr sie dann fort und traute sich einen Schritt näher, „was singst Du denn hier unnützer Weise, wo Dir Niemand Etwas dafür giebt, und die Leute im Hause nur zusammenlaufen werden? Sollen sie es denn Alle wissen, daß Komödiantenvolk hier wohnt, und die gute Wirthin uns am Ende noch aus der Wohnung weist? Sie hat mich eben noch gefragt, was wir denn gestern Nachmittag hier so getobt hätten, und ich habe ihr verlügen müssen, der alte Hanswurst sei ein Bauer aus unserem Dorfe und stocktaub, daß wir hätten schreien müssen wie die Zahnbrecher, nur um ihn zum Kaffee zu nöthigen. Wenn Du Dich aber hinstellst am frühen Morgen und den Spectakel machst, kann ich uns mit aller Gewalt nicht mehr herauslügen."

Netta warf einen kühnen, lang ausballenden Triller wie jubelnd in die Luft und schloß dann die alte Freundin zärtlich in die Arme, was diese freilich nicht von ihrer Angst befreite, daß dem Mädchen der gestrige Abend in den Kopf gestiegen sei und ihrem Verstande Schaden gethan hätte. Kopfschüttelnd sah sie ihr zu, wie sie zerstreut, träumend dasaß, und

mahnte noch vor der Zeit, doch ja pünktlich in die Gesangübung zu gehen, sonst zahle man ihr sicher am Letzten des Monats die dreißig Thaler nicht wieder aus, und hier in der Stadt liefe Einem das Geld so zwischen den Fingern fort.

Netta strich sich das Haar zurecht, warf ihr armes, abgetragenes Kleid über und ging. Als sie, eine der Ersten, in das Chorprobezimmer trat, empfing sie der alte Lehrer jubelnd und mit überschwänglichen Glückwünschen. Wie zufällig war auch der Theater-Agent schon da und suchte die Ueberschwänglichkeit des Freundes durch Zweifel, Einwendungen, Ausstellungen zu dämpfen. Er wollte augenscheinlich die zu hohe Meinung, welche Netta von ihrem Erfolge haben konnte, in bescheidene Schranken zurückführen. Zu Netta, die er kaum begrüßte, sprach er gar nicht, nur zum Chor-Director.

„Ja," sagte er, „das war einmal solch glücklicher Wurf, der nicht immer gelingt."

„Aber die Stimme, die Coloratur, die Sicherheit!" rief der Chor-Director.

„Lieber Freund," erwiderte der Agent, „vergessen Sie nicht, daß ich es war, der Sie auf die Stimme,

auf das höchst schätzenswerthe Material aufmerksam machte; damit sind wir aber noch lange nicht am Ziel. Gestern wirkten nun noch viele Zufälligkeiten mit. — Sie können doch nicht jeden Abend ein Kleid anbrennen lassen; dabei haben Sie sich brav benommen," fügte er, zu Netta gewandt, hinzu, „und es hat Ihnen Ihr Muth auch gleich Früchte getragen. Ich würde aber nicht rathen, so bald wieder mit einer größeren Partie herauszutreten; es war doch noch Vieles, namentlich in der ersten Hälfte der Rolle, sehr unfertig, sehr schülerhaft. Nur ums Himmels Willen keine zu hoch greifenden Illusionen! So weit sind wir noch lange nicht. Aber Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß Sie mir Ihre hiesige Stellung verdanken. Ich werde Ihnen den Weg bahnen zur Carrière, ja, wenn es Ihnen recht ist, machen wir gleich einen Contract; in den nächsten Wochen führt mich ohnehin eine Geschäftsreise fort.

Der alte Chor-Director trat dazwischen. „Werther Freund," sagte er, „hier in meinem Chorprobezimmer werden überhaupt keine Contracte gemacht, und unsere Probe geht gleich an."

„Es hat auch keine Eile," sagte spöttisch lächelnd

der Agent, wenigstens für mich nicht. Habe ich denn nicht zufällig den Revers hier?“ — Er zog seine große Brieftasche hervor und blätterte eine Weile. — „Sehen Sie hier, lieber Freund, das Fräulein hat sich verpflichtet, so lange es der Bühne angehört, nur durch mich ihre Contracte zu schließen. Ich kann es engagiren, wohin ich will. Nicht wahr, liebes Kind, Sie wissen das? Aber Sie wissen auch, daß Niemand Ihre Interessen so wahrnehmen wird als ich. Apropos, unser gemeinsamer Freund Gründler — er hat Sie doch aufgefunden? Ich fürchte, er trinkt jetzt Etwas zu viel, das macht ihn vor der Zeit alt, und es wird seine Schwierigkeiten haben, ihn wieder anzubringen. Ich thue gewiß, was ich nur kann, aber da werden Sie am Ende auch noch ein kleines Opfer bringen müssen. Wir besprechen das, wenn wir den Contract machen. — Er ging, ohne eine Erwiderung abzuwarten.

„Nehmen Sie sich in Acht, thun Sie Nichts ohne meinen Rath,“ sagte der Chor-Director, als der Agent zur Thür hinaus war.

Netta hatte sich kaum um die ganze Unterredung bekümmert. Anspruchslos wie früher, wenn auch zer-

ſtreut, ging ſie an die Geſangübungen. Das Theater und ihre Erfolge auf demſelben waren es nicht, was ihre Gedanken beſchäftigte. —

Reinhold war erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe gekommen und ſchlief noch, als Walther ſchon lange, ja, ſeit Anbruch des Tages bei ſeiner Arbeit war. Sie neigte ſich zum Ende, und er arbeitete mit fieberhafter Haſt. Er wollte ſo ſchnell als möglich fertig werden, denn die Sehnſucht des Wandervogels regte ſich mächtig in der Bruſt des jungen Malers. „Ueber die Alpen!“ ſagte er vor ſich hin. Da wollte er vergeſſen, denn ſeit geſtern wußte er, daß er Etwas zu vergeſſen, einen Hoffnungsſtrahl aus dem Leben zu ſtreichen hätte. Aber er war kein verwöhntes Kind des Glückes und von Jugend auf dazu geſtählt, zu entſagen. Er nahm auch die neue Entſagung nicht hin mit weichlichem Verzagen, ſondern wie eine Nothwendigkeit, die getragen und überwunden werden müſſe. Er fühlte, daß in ſeiner Kunſt der Erſatz läge, und fühlte das mehr und mehr bei jedem Pinſelſtriche, den er auf die Wand warf. Vielleicht hatte er das geſund machende Glück der Production nie empfunden wie in dieſem Augenblicke, denn es war

ganz rein von eiteln oder ehrgeizigen Hoffnungen. Er überschlug den Preis, welchen ihm Reinhold für seine Arbeit durch den Lehrer hatte in Aussicht stellen lassen, und es blieb noch ein, wenn auch allerbescheidenstes Reisegeld. Er hatte also eine seit der Kindheit mit ihm aufgewachsene Hoffnung zu verwirklichen, wenn auch ein Schatten darüber hinfiel, den die letzten Tage mit ihren Erfahrungen geworfen hatten. Nun machte sich der junge Mann Vorwürfe, daß er am vergangenen Abend nicht bei Netta gewesen sei, schalt seine Feigheit, ihr entgegen zu treten, und beruhigte sich wieder durch die Annahme, sie brauche seine Freundschaft nicht mehr. In dem Entschlusse, zu überwinden, glaubte er schon überwunden zu haben. Die Jugend traut sich immer mehr Kraft zu, als sie besitzt, und verwechselt leicht das Wollen mit dem Vollbrachthaben. Walther waren doch auch nicht allein die Schleier über sein eigenes Empfinden für die Jugendgefährtin fortgehoben, sie selbst stand ihm seit gestern Abend in ganz anderem Lichte da, und er mußte sich gestehen, daß ihr Herz, freilich in der Neigung für einen Anderen — denn ihm war der Blick nicht entgangen, mit dem sie Reinhold

erkannte —, aus dem unscheinbaren, wie man meinen mußte, unbegabten, auf untergeordnetste Stellung gewiesenen Kinde eine reich ausgestattete Künstlernatur plötzlich entfaltet hatte, die berechtigt war, anerkannt, bewundert und geliebt zu werden. Mit seiner hohen Auffassung der Kunst schien ihm auf einmal die Kluft zwischen Reinhold und der schnell zum Ruhm aufsteigenden Sängerin ausgefüllt. Daß sie sich liebten, war ihm sicher.

Nun hörte er es über sich lebendig werden. Reinhold mußte aufgestanden sein. Der ganze Zorn der Eifersucht trat ihm wieder an's Herz. Er übersah seine Arbeit, die nahezu vollendet war; der Pinsel flog mit der Hast des Fiebers, mit der Energie des Zornes und setzte hier ein scharfes Licht, da einen tiefen Schatten ein. Was er vor wenigen Tagen nicht gewagt hätte, gelang ihm heute, und die Bewegung des Herzens machte den zaghaften Schüler zum energischen Künstler.

Da meinte er Reinhold's Schritt auf der Treppe zu hören, und ohne Besinnen warf er Pinsel und Palette bei Seite. Er wollte ihm jetzt nicht begegnen, fühlte in sich nicht Kraft genug, ihm unbefangen ent-

gegentreten zu können, und er fürchtete, wenn es ihm ja noch verschwiegen sei, Reinhold über die Identität Netta's mit der Sängerin, die ihn sichtlich so begeistert hatte, aufklären zu müssen. Ehe Reinhold in den Gartensaal trat, war Walther im Freien. Aber Reinhold vermißte ihn kaum, denn mit ganz Anderem beschäftigt, war er auf dem Wege zum Theater-Agenten. —

Während nun Netta noch in der Probe war, hatte sich der alte Gründler schon wieder bei Philippinchen eingestellt, in eigenthümlicher Aufregung, die aber diesmal zum größten Theile der Theilnahme an Netta's überraschend verändertem Geschicke zuzuschreiben war. Die Alte verstand langsam die ganze Bedeutung, schlug über alle die Wunderdinge, welche sich nun begeben würden, die Hände über den Kopf zusammen und sagte dann jedes Mal: „Ich verstehe das nicht, aber Sie, Herr Gründler, der Sie ja Ihr ganzes Leben lang solche Narrenspossen getrieben haben, müssen es ja wohl wissen.“ — Gründler erklärte nun, jetzt heiße es das Eisen schmieden, denn warm sei es, und „ein Bißchen Etwas thun“ sei unumgänglich nothwendig. Das Reden hatte er schon am ver-

gangenen Abend und gleich an diesem Morgen fleißig selbst übernommen und in so und so viel öffentlichen Localen bereits den Ruhm seiner ehemaligen Collegin ausposaunt; aber das hatte auch seine mehr als bescheidenen Mittel bereits so weit erschöpft, daß er, wohl oder übel, Philippinchen's Casse in Anspruch nehmen mußte, die denn auch herausrückte, aber immer die Ermahnung hinzufügte: „Trinken Sie nur keinen Tropfen mehr, Herr Gründler, Sie halten es nicht aus."

Ob der alte Komiker die Warnung beherzigte, muß dahin gestellt bleiben, genug, er lief ab und zu, ungeduldig Netta's Rückkehr erwartend, und fündete dabei, zu Philippinchen's Entsetzen, eine große Schaar von Besuchern an, von Recensenten, Zeitungsredacteuren, Kunstenthusiasten, von denen allen sich aber Niemand sehen ließ, obgleich Philippinchen der Anmeldung doch so weit Glauben schenkte, daß sie sich in ihren besten Putz geworfen hatte und feierlich in der Ecke ihres ärmlichen Sopha's saß. Gründler hatte ihr begreiflich gemacht, sie hätte nicht allein an Netta's nunmehrigem Glanz Theil zu nehmen, sondern auch die Pflicht als würdige Theatertante, Schutz und

Repräsentation ihres Pfleglings zu übernehmen. Dann faßte Philippinchen, die keine andere Hülfe sah, krampfhaft des Alten Hand, zog ihn in die andere Sophaecke nieder und rief angstvoll: „Ach, Herr Gründler, Sie stehen mir doch bei, Sie wissen ja so schön mit solchen Narrenspossen Bescheid!“

Gründler versprach Alles, und so saßen die beiden Alten auf dem Sopha, die Besucher erwartend, die kommen sollten, die Wunderdinge gefaßt erharrend, die ihnen bevorstünden, und zumeist ungeduldig auf Netta's Heimkehr und auf ihre Mittheilungen über Alles, was ihr widerfahren sei. Aber Netta ließ lange auf sich warten. Endlich trat sie ein, erschöpft, verstimmt, mißmuthig. Sie gab karge Antworten und blieb nur dabei, wenn die Hetze und das Einstürmen auf sie so fortginge, machte sie sich auf und davon, und wenn sie betteln müsse, um sich ihr Brod zu verdienen. Der alte Ober-Director hatte ihr einen ganzen Berg neuer Partieen angeschleppt, die sie alle sofort studiren müsse, der Intendant, der Capellmeister hätten der Eine Dies, der Andere Jenes verlangt, Theaterzeitungen hatte man ihr in's Oberzimmer gebracht, der Theater-Agent sei auch wieder erschienen

und hätte darauf gedrungen, sie müsse eine andere, elegante Wohnung schon morgen beziehen, die er auch schon gefunden und gleich für sie gemiethet hätte. Endlich sei sie davon gelaufen und hätte Alle stehen lassen. Gründler sah bei jedem Wort Philippinchen triumphirend an, daß seine Voraussagungen bereits einträfen, und schilderte, wie sie nun im Golde wühlen würden. Die Alte beobachtete seine Erregtheit mit ängstlichen Blicken und flüsterte Netta zu: „Er hat zu viel getrunken, der arme Kerl, aber Alles für Dich, denn er meint es gut, die redliche Seele."

Auch das sollte Netta noch verantworten. Schwankend richtete sich Gründler auf, legte die breite Hand auf des Mädchens Kopf und sagte mit einer Feierlichkeit, die an ihm unwiderstehlich komisch war: „Netta, Du bist nicht mehr Netta, und so dürfen wir Dich auch nicht mehr nennen. Von dieser Stunde heißt Du Antonie, oder besser Antonina, und ich gehe jetzt, um den Ruhm der gefeierten Antonina weiter zu wühlen. Der Rest ist Deine Sache." Er schwankte fort.

„Antonina!" declamirte Philippinchen feierlich, wollte Netta umarmen, fiel aber in Gründler's Arm. Netta lachte zum ersten Mal an dem ganzen Tage,

aber ihre Verstimmung gewann gleich wieder die Oberhand und ungeduldig rief sie: „Geht doch nur, Gründler, und plagt mich nicht auch noch, ich weiß ohnehin nicht mehr ein noch aus!“ Sie ging an den Tisch, ließ den Kopf auf beide Arme sinken und wehrte mit Kopfschütteln auch Philippinchen's Liebkosungen ab, die Gründler bis auf die Treppe folgte und flüsterte: „Herr Gründler, Ihr müßt doch solche Narrenspossen schon oft durchgemacht haben. Was soll man denken von dem Kinde?“

Gründler lallte: „Primadonna-Nücken, die kommen jetzt, das ist nicht anders.“

„Nicht?“ erwiderte Philippinchen, ohne auch nur entfernt zu verstehen, was er meinte. „Nun, wenn es nicht anders ist, was einmal dazu gehört, muß ich ja ausstehen. Aber an der Wiege ist mir das nicht gesungen.“ Sie redete nun Netta nicht mehr an, sondern ging kopfschüttelnd ab und zu, vom Zimmer in die Küche, und wieder zurück.

Da kamen langsame Tritte die Treppe herauf, wohlbekannte Tritte, und Philippinchen, die gerade in der Küche war, jubelte auf: „Endlich der junge Mensch!“ rief sie, „der wird uns beistehen, denn

meistentheils ist er verständig. Gott sei Dank, Herr Walther, daß Sie da sind. Ja, wo steckten Sie denn gestern Abend? Netta, glaube ich, hat's nicht gemerkt, daß Sie nicht kamen, aber ich habe das Bischen Abendbrod hingehalten bis spät in die Nacht."

Ueber Walther's Gesicht zuckte ein schmerzlicher Zug. „Ist Netta zu Haus?" fragte er.

„Eben erst gekommen!" erwiderte geschäftig Philippinchen. „Ja, wissen Sie denn, Herr Walther, was passirt ist, und was Alles noch passiren soll?"

„Ich war gestern im Theater," sagte Walther, „und ich weiß Alles."

„Gott sei Dank," rief Philippinchen, „ich könnte es Ihnen auch nicht auseinander setzen, denn mir macht es den Kopf ganz confus."

„Lassen Sie mich allein mit Netta!" bat Walther, „gehen Sie inzwischen zur Wirthin hinüber. Ich habe mit dem Mädchen zu reden, aber ich werde kurz sein. Ich nehme Abschied, denn vielleicht schon morgen wandere ich nach Italien und komme wohl lange, lange nicht wieder."

„Sie wollen fort, Walther?" rief die Alte, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Ja, dann

sind wir ja ganz verlassen, ganz ohne Stütze. Aber, mein Gott, Walther, was wollen Sie denn da weithin anfangen? Da kommen Sie ja wohl gar nicht glücklich hin. Nun, Sie müssen es besser wissen, aber wir, wie sollen wir ohne Sie zurecht kommen?"

„Es wird Ihnen nicht an einer Stütze, an Rath, an Freundschaft fehlen, meine Hand darauf," sagte der junge Mann, reichte Philippinchen die Hand und schritt in's Zimmer.

Weinend sank die Alte auf dem Bänkchen am Heerde zusammen. „Und das soll nun ein fabelhaftes Glück sein, sagt der Hanswurst!" rief sie schluchzend.

Netta schreckte auf, als Walther eintrat, ging ihm aber freundlich entgegen, wenn auch mit verlegenem Erröthen. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit sie ihn im Besitz ihres Herzensgeheimnisses wußte, und daran dachte sie mehr als an ihren Erfolg vom vergangenen Abend. Walther machte es ihr nicht leicht, ihre Verlegenheit zu überwinden. Er selbst stand zurückhaltend, befangen und ernst ihr gegenüber, und beide wußten die erste Anrede nicht zu finden. Walther faßte sich zuerst und fing an: „Wenn ich nicht gestern Abend schon kam, Dir Glück zu wünschen,

zu dem überraschenden Erfolg, der Dir wurde, so weißt Du doch, daß es nicht Mangel an Theilnahme war.....

„Ach," unterbrach ihn das Mädchen, gereizt durch den gezwungenen Ton der Anrede, „ich bitte Dich um Alles in der Welt, fange Du mir nicht auch noch davon an! Den ganzen Tag habe ich Nichts weiter gehört als das, bin damit geplagt worden zum Närrischwerden, und es ist gerade, als ob kein Mensch mehr einfach wie sonst mit mir verkehren könnte. Von den Theaterleuten will ich es ja gar nicht anders verlangen, aber der alte Gründler, Philippinchen, und nun Du auch noch! Ihr thut gerade, als wäre ich mit gestern Abend erst auf die Welt gekommen."

„Netta," sagte Walther, „Du hast in Deiner Verstimmung auch wirklich fast das rechte Wort getroffen. In gewisser Beziehung bist Du auch gestern eigentlich erst auf die Welt gekommen, denn Deine Freunde, Du selbst, haben erst erfahren, was Gott Dir Alles für diese Welt mitgegeben hat, und ein neues Leben für Dich fängt an."

„Thu' mir den Gefallen, Walther, und hebe nicht auch die Litanei an, mit der mich die Anderen schon

genug marterten. Ja, was ist denn groß anders? Bin ich gewachsen, habe ich ein anderes Gesicht, eine andere Stimme bekommen? Früher sang ich ruhig im Chor und war damit ganz zufrieden. Das wurde mir leicht, und meine Gage reichte gerade aus, daß ich mit Philippinchen den Monat durchkam. Nun soll ich mich von Morgens bis zum Abend mit großen Rollen plagen, in allem dem Aerger bleiben, den ich schon heute reichlich durchmachen mußte, Neid und Mißgunst ertragen, wie ich das von Kindheit an kenne, und schließlich läuft es auf eine etwas höhere Gage hinaus, für die sie mich nun in ein Prunkzimmer bringen wollen, in dem ich mich niemals wohl fühlen werde. Auf Dich hatte ich noch gerechnet, Walther, daß Du mir die Anderen wieder vernünftig machen solltest, und nun sehe ich, daß Du eben so toll bist als sie Alle!" — Sie setzte sich wieder an den Tisch, als wolle sie Nichts weiter hören. Walther rückte sich einen Stuhl zu ihr hinan, ganz dicht, und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Netta," sagte er, „Du hast Dir das Alles noch nicht überlegt, und Ueberlegen ist überhaupt niemals so recht eigentlich Deine Sache gewesen. Das bist

aber nicht im Leben. Sonst hast Du immer gesagt, Du hättest kein Talent, es hülfe Dir doch Nichts, wolltest Du Dich drum mühen. Jetzt wissen wir Alle, daß Du Talent hast, vielleicht ein großes, bedeutendes. Jetzt ist's an Dir, Dich tragen, heben zu lassen."

„Und was weiter?" rief Retta unwillig. „Wenn mir wirklich Talent gegeben ist, nun so habe ich schon heute einsehen können, daß mir damit nur eine Last mehr aufgebürdet wurde für's Leben, und ich hatte schon genug!"

„Gut," sagte Walther, „nimm's wie eine Last; aber Du darfst sie nicht abschütteln, mußt sie tragen mit aller Kraft, die Dir zu Gebote steht."

Retta streckte die Hand aus, als wolle sie ihn hindern, fortzufahren, sah eine Weile vor sich hin und rief dann: „Sage mir das einmal ordentlich und einfach, wie Du das meinst! Ihr nennt die Dinge immer bei anderen Namen, und da kann ich mich denn nicht durchfinden!"

„Ich will's versuchen," erwiderte Walther. „Sieh', Retta, Du bist ein einsames Wesen auf der Welt, hast nicht Eltern noch Geschwister, die für Dich sorgen können, und mußt Dir selbst helfen."

„Thue ich es denn nicht?“ rief das Mädchen. „Was hast Du mir das vorzuhalten?“

„Ich that es nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen oder um Dich zu kränken, so viel mußt Du mich kennen,“ fuhr Walther ganz ruhig fort. „Ich that es, weil Du verlangt hast, daß ich Dir einfach meine Meinung sage. Nun hast Du Dir schon mehrere Male den Kopf zerbrochen, was Du, wie Du nun einmal in die Welt gestellt bist, anfangen könntest, um Dich redlich durchzubringen, und Dein gutes Herz hat Dir auch noch das alte, beschränkte Wurm, die Philippine, aufgeladen, die Du durchschleppen willst.“

„Sage mir Nichts dagegen!“ fuhr das Mädchen auf. „Du, sie selbst, Ihr wißt gar nicht, was sie mir Gutes gethan hat, als ich sonst keinen Menschen hatte auf der Welt!“

„Das war auch nur nebenbei,“ nahm Walther wieder das Wort. „In allem Uebrigen zeigt Dir Gottes Gnade wie durch einen Lichtstrahl plötzlich Deinen Weg, und da, meine ich, ist es auch Pflicht, ihn dankbar einzuschlagen.“

„Weiter!“ sagte Retta.

Walther wurde wärmer: „Du hast geklagt,“ fuhr

er fort, „daß Du die Kunst treiben müßtest um's tägliche Brod, wie ein Handwerk, hast mich und Deinen alten Lehrer beneidet um unser Zutrauen und angenommen, ich sei ein Künstler. Ich gebe Dir das einfach zurück. Denke an Nichts weiter auf der Welt als an die Kunst. Von ihr laß Dich heben, tragen, veredeln. Sie sei Dir anstatt der Elternliebe, die Du missen mußtest, sei Deine Stütze in der Einsamkeit, sei Dein Ehrgeiz, Dein Stolz."

Netta war dunkelroth geworden. „Ich weiß wohl, was Du damit meintest, Walther, als Du sagtest, ich solle an nichts Anderes meine Gedanken hängen, als an die Kunst. Bitte, davon laß uns nicht reden, oder später. Sage mir jetzt nur, was denkst Du Dir dabei, wenn Du sagst: Die Kunst? Mein alter Sebastian führte das Wort auch immer im Munde, aber der, meine ich, verstand etwas ganz Anderes darunter, als wovon Ihr jetzt redet. Ist denn das Zeug, was mir der Chor-Director heute anschleppte, was ich gestern singen mußte, Kunst? Diene ich dieser denn würdiger, ob ich in Flitterputz dastehe, und man mir entgegenjubelt, oder ob ich ungesehen im Hintergrunde mit eingreife? Damals, wenn mir

der Alte mit jugendlich begeistertem Blicke von seinem Bach sprach, von Gluck, von Haydn, und mir klar machen wollte, wie schön, wie edel das sei, was jene Männer wie einen Gruß vom Himmel der Welt geschenkt hätten, konnte ich ihn nicht begreifen. Seit ich das Zeug höre, was sie hier Musik nennen, verstehe ich ihn schon besser, denn von der Begeisterung, die ich an ihm kennen gelernt hatte, habe ich nie hier Etwas verspürt. Wenn Du mir begreiflich machen kannst, daß es wirklich Kunst ist, was sie hier treiben, nun, so will ich Dir das Recht zugestehen, mir zu sagen: „Gieb alle Deine Kräfte daran, Dein Leben, alle Hoffnungen, die Du sonst noch im Herzen trägst.“ Ehe ich das aber nicht einsehe, laßt mich zufrieden mit allen Euren Glückwünschen und Redensarten, denn eher bin ich nichts Anderes jetzt als verber, und von dem Glücke, das mir geworden sein soll, will ich Nichts wissen.

Sie schwieg, und Walther wußte nicht, was er erwidern solle. Endlich fing er an: „Netta, von der Kunst will ich Dir Nichts mehr sagen. Ich sehe es nun, Du wirst selbst so gut als irgend Einer erkennen lernen, was sie bedeutet, und weißt es jetzt

vielleicht schon besser als ich. Aber Recht hast Du doch nicht, wenn Du das gering achtest, was Dir geworden ist. Was warst Du gestern noch und was kannst Du werden? Erst arbeite Dich heraus aus dem Elend des Lebens mit der Kraft, die Dir gegeben ist, und dann erst prüfe Dich, wie weit Du noch zu kommen vermagst. Früher empfandest Du es doch wie einen Mangel, daß Dir alle Anerkennung versagt bleiben müßte; erkenne es nun als ein Geschenk, daß sie Dir gegeben ist. Freue Dich jetzt des Beifalls, da Du doch früher Dich dem Ausgelachtwerden entzogest, nachdem Du es Dir leider viel zu lange hast gefallen lassen."

Netta wurde dunkelroth. „Es kommt immer wieder auf Eins heraus!" rief sie. „Du weißt es ohnehin schon, und so will ich es denn einmal von der Seele wälzen, denn wissen, daß ein Anderer einen Blick in unsere geheimsten Gedanken gethan hat und so mit ihm weiter verkehren und bei jedem Worte, das er sagt, denken: „Nun meint er das, er spricht's nur nicht aus" — das ist eine Pein, die ich nicht länger ertrage! Ich kann mich ohnehin kurz fassen, denn Du weißt es schon halb. Sieh' mich aber nicht

an dabei, Walther, sondern denke, ich spräche das so vor mich hin. Ja, Du hast Recht, ich habe mich viel zu lange auslachen lassen und mich selbst nicht so viel geachtet, daß ich mich dagegen sträubte. Dir brauche ich nicht zu sagen, wie das kam, Du hast ja meine Kindheit mit erlebt, und ich war ganz zufrieden und glücklich dabei, weil mir eben kein Mensch sagte, daß das ein Elend wäre, und ihr — ihr wußtet ja gar nicht, daß man ein vernünftiges Wort mit mir reden könnte. . . ."

„Netta," unterbrach sie Walther, „Du sagst immer wieder, ich wisse das Alles. Wie kommst Du darauf, das anzunehmen?"

„Nun, ich will Dir auch das gestehen," erwiderte zögernd das Mädchen. „Gestern war ich zu Dir hinausgelaufen, um Dir ein Theaterbillet zu bringen, fand Dich nicht bei der Arbeit und sah Dich dann mit ihm den Garten heraufkommen. Ich hoffte, Ihr würdet vorbeigehen, und da ich nicht wollte, daß er mich sehen sollte, schlüpfte ich hinter Deine Mappen. Nun kamet Ihr gerade in den Saal, und ich habe Alles gehört, was er Dir erzählt hat. Nun weißt

Du das, und es ist recht gut, daß ich es Dir nicht zu erzählen brauche."

Walther sprang auf und ging mit großen Schritten durch das Zimmerchen. „Fahre fort, Netta, fahre fort!" rief er. „Du hast Recht, es muß klar werden, denn es thut nicht gut, wenn Jeder sich so für sich seine Geschichte zurecht denkt und zurecht träumt und hinphantasirt, wohin er sie haben möchte. Weiter, Netta!"

„Siehst Du, Walther, der Mann hat mir damals, ohne es zu wissen, daß ich ihn hörte, denn ich saß auf dem Platze der Resi in der Schenkstube, auf einmal klar gemacht, daß meine Stellung bei Euch eine unwürdige sei. Zum ersten Male schämte ich mich vor mir selbst und lief davon. Das war freilich das Verkehrteste, was ich thun konnte, aber Gott ließ es zum Guten ausschlagen. Ich kam zum alten Sebastian, und nun weißt Du das Andere."

„Netta," sagte Walther in höchster Spannung, „und weiter hast Du Deinem Bruder Nichts anzuvertrauen? Hat er . . ."

„Nenne seinen Namen nicht!" unterbrach ihn das Mädchen schnell und heftig.

„Nun wohl," fuhr Walther fort, „hat er oder die Erinnerung an ihn nicht wieder eingegriffen in Deine Entschlüsse? Hattest Du ihn vergessen?"

„Niemals," erwiderte sie schnell. „Sein Bild ist seitdem durch alle meine Gedanken gegangen. Damals sah ich ihn, als er schlief, dann begegnete ich ihm auf der Treppe, später, kurz ehe mein alter Sebastian starb, traf ich ihn vor der Kirche, in der ich gesungen hatte, und gestern erst im Garten, dann in der Loge im Theater. Ich habe eine eigene Empfindung dem Manne gegenüber — halb Sehnsucht, wenn er fern ist, halb Scheu — wenn ich ihm begegne. Halb könnte ich weinen, daß er so hoch über mir steht, halb ist es mein Glück, denn so kann ich an ihn denken. Er hat mich auch nicht vergessen, so hat er Dir wenigstens gesagt gestern; aber damals glaubte er mich noch niemals gesehen zu haben."

„Er hat Dich nun gesehen," sagte Walther, „auf der Bühne, umleuchtet von dem ganzen Glanze Deines Erfolges."

„Das war ja ich nicht," rief das Mädchen und rang angstvoll die Hände — das ist's eben, das war eine fremde Person, fremde Kleider, fremdes Geschick.

fremdes Wort auf der Lippe! Er hat an mich gedacht, meint er, aber das iſt ſeine Einbildung. Eine ganz Andere ſtand vor ſeiner Seele, und an die machte er Gedichte — er hat ſie mir ja geſchickt. Siehſt Du, Walther, auf die Andere habe ich einen Groll, einen Zorn, einen Neid, und die Gedichte habe ich hundertmal zerreißen wollen, wären ſie nur nicht von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Wenn ich ihm nur um Gottes Willen niemals wieder begegne! Jetzt würde er mich erkennen, und dann wäre es vorbei! Ich, ich, die arme, häßliche Retta, bin ihm ja ſo fremd — und ich ertrüge es nicht, wenn er mir das ſagte, oder wenn ich es ihm nur anmerkte an einem Blicke, einem Tone, und ich weiß, ich würde mich nicht einen Augenblick darüber täuſchen. Das hat mir dieſe Nacht, den ganzen Tag über in den Gedanken gelegen, und deßhalb war mir auch alles Andere gleichgültig. Siehſt Du, Walther, ich bin vielleicht nicht mehr ſo einfältig, als Ihr früher Alle meintet; aber wenn alle Dinge ſo durch einander ſchießen wie geſtern und heute, dann komme ich immer wieder auf das Eine zurück. Aber ich verſpreche Dir, ich will vernünftig ſein, und was ich verſprochen habe, das

habe ich noch immer gehalten. Versprich mir nun auch — Du bist ja mein Bruder —, daß Du ihn fernhalten willst, daß ich ihn nicht zu sehen brauche, und namentlich, daß er mich nicht sieht."

„Das kann ich Dir nicht versprechen," sagte Walther, „und es wäre auch nicht das Rechte. Du mußt klar werden über ihn und über Dich."

„Das habe ich gefürchtet!" rief Netta halb verzweifelnd. „Das habe ich kommen und immer näher rücken sehen, und nun ist es da! Du mußt nur bedenken, Walther, daß mein Leben sich in zwei Theile theilt: bis zu jenem Tage, als das Schicksal ihn in meinen Weg führte, und dann seitdem. Bis dahin war ich ein lustiges, harmloses, verwahrlostes Kind; es ging mir eigentlich nicht schlecht, wenigstens wußte ich nicht, was mir fehlte. Der Gedanke an ihn trieb mich von Euch fort, und Alles, was mir seitdem geschah, blieb durchwebt und umleuchtet von dem Gedanken. Nun soll das auf einmal aus sein, und ich kann mir gar nicht denken, wie das Leben dann weiter gehen soll."

„Ja, Netta, weßhalb soll es denn aus sein?" fragte Walther so ruhig, als er vermochte.

„Das kann ich Dir nicht erklären," antwortete sie, „aber ich fühle, daß es so ist. Und nun laß mich zufrieden, denn es kommt mir vor, als ob gewisse Dinge gar nicht in Worte gefaßt werden dürfen. So wie sie ausgesprochen sind, werden sie ein Fremdes, Verkehrtes, und wir haben selbst nicht mehr die Macht, sie so anzusehen wie früher. Hier ist nun Vieles unklar und falsch. Was hatte er mich oder doch einen Theil meines Wesens in fremde Gestalt hinein zu zwängen, daß ich in unheimlichster Empfindung nicht mehr weiß, wer ich bin, und wohin ich gehöre? Wozu kleidet er selbst sich in zweierlei Gestalten? Deßhalb wollte ich seinen Namen nicht ausgesprochen haben. Nun wir so viel gesagt haben, können wir auch das noch. Damals hieß er Reinhold Hillmar, reiste zu Fuß über das Gebirge, stellte sich später als Dichter vor — jetzt auf einmal ist er der Freiherr von Borken, ein reicher, vornehmer Herr. Ich will es Dir nur gestehen, den Reinhold Hillmar, der damals wie ein Verhängniß in mein Geschick eingriff, habe ich geliebt mit der ganzen Schwärmerei eines jungen Herzens, ohne Hoffnung, ohne Verlangen sogar, aber wie ein heiliges Bild in der Kirche, das man nur in

der Dämmerung des Glasschreines erblickt, dem man niemals näher tritt, das man nicht berührt noch berühren möchte. Der Gedanke an ihn war mein Leben für mich, mein einziges Eigenthum. Den Freiherrn von Berken kenne ich nicht, will ich nicht kennen. Wozu Spielerei treiben mit einem Namen? Mit fremdem Namen hängt man dem Menschen doch etwas Fremdes an, denn es ist gar nicht gleichgültig, wie man heißt. Wie Du einen Menschen, der Dir bis dahin fern stand, wenn Du ihn lieb gewinnst, mit „Du“ anredest, und er dann auf einmal nicht mehr fremd, nicht mehr fern ist, und das eine Wort das ganze Verhältniß wandelt, und die Wandlung ausspricht, so gehört auch der Name zur Bezeichnung des Empfindens. Ich soll dasselbe Wesen sein in zweierlei Gestalten, und er zwei Wesen in Einer Gestalt. Ich habe auch meinen Theil Unrecht in der Sache, denn ich hing mein Herz an einen Menschen, den ich gar nicht kannte, in kindischer Abgötterei. Nun habe ich meine Strafe, denn das Herz reißt man nicht wieder so leicht los, vielleicht gar nicht, oder es bricht darüber. Da kann mir aber kein Mensch helfen, Du nicht und ein Anderer noch weniger. Also überlaß

das mir selbst. Der Freiherr von Borken soll aber die arme Netta in Ruhe lassen.“

„Du bist die arme Netta nicht mehr,“ sagte Walther, „Du bist in Kurzem vielleicht die gefeierte, von Glanz und Wohlstand umgebene Sängerin.“

Netta lachte laut auf. „Da werde ich mich schön ausnehmen, meinst Du nicht, Walther?“ rief sie. „Wieder ausgetauscht, und der alte Gründler hat mich auch schon feierlich Antonina getauft. Ich mache eine ganze Seelenwanderung durch und kann zufrieden sein, wenn ich mich nur selbst wiederfinde. Nun gut, so laß Deinen hohen Gönner und Freund, den Herrn Freiherrn von Borken kommen, aber nicht zur armen Netta hierher in ihr Dachstübchen, sondern zur gefeierten Sängerin Antonina, wenn ich es erst bin, in die glänzenden Prunkzimmer. Ach, unsere Abende hier, Walther! Dich kann ich mir gar nicht vorstellen in jenen Zimmern.“

„Du wirst mich auch dort nicht sehen,“ sagte er, scheinbar ganz ruhig. „Ich folge morgen vielleicht schon meiner alten Sehnsucht und ziehe nach Italien.“

„Und das sagst Du mir jetzt erst?“ rief das Mädchen. „Nun, auch das. So verlasse ich wenigstens

dieſes Stübchen um Eins ſo leicht.“ Sie ging wieder an den Tiſch, und die Thränen perlten ihr über die von der Aufregung gerötheten Wangen.

Walther wagte kein Wort zu ſagen, um ſeiner Bewegung Herr bleiben zu können.

Endlich fing Retta an: „Ich müßte mich eigentlich freuen, für Dich zuerſt. Dein Lebenswunſch wird Dir erfüllt, und es muß etwas Wunderbares ſein mit dem Lande.“ Der alte Baſtler wurde ordentlich verklärt und veredelt, wenn er nur das Wort Italien ausſprach. „Sonſt weiß ich nicht viel davon. Aber mir iſt's auch lieb, ſo ſchwer ich Dich vermiſſen werde. Du willſt es ja auch, daß ich vorwärts ſoll auf der Bahn, die ſich vor mir öffnet, da muß ich von mir ſelbſt Abſchied nehmen, ſo geht's in Einem hin; ich habe doch den Troſt, daß Einer von uns glücklich iſt, und, weiß Gott, wenn ich das Glück für Einen von uns wählen ſollte, ich würde mich nicht beſinnen und wählte es für Dich. Du haſt es nun.“

Walther wandte ſich ab, er konnte ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten. Mit der heißen Stirn lehnte er an der Scheibe des kleinen Manſardenfenſters. Retta ſah ihn verwundert an, ſie ſah ſeine

Aufregung und verstand sie nicht. Leise stand sie auf, legte die Hand auf die Schulter des jungen Freundes und flüsterte: „Ich wollte Dir ja keinen Vorwurf machen, wenn Du mir auch versprochen hast, mir ein Bruder, eine Stütze zu sein, und mich jetzt allein lassen willst in dem neuen Leben, in dem ich mich noch weniger zurecht zu finden vermag als in dem alten.“

In diesem Augenblicke hörte Walther einen Wagen vorrollen, vor dem Hause still halten und sah Reinhold aus demselben aussteigen. Plötzlich auffahrend, so leidenschaftlich, als ihn Netta nie gesehen hatte, rief er: „Und ich will Dir mein Wort halten, werde wie ein Bruder für Dich handeln und alles Andere darüber vergessen!“

Er stürmte ohne Abschied aus der Thür. Netta sah ihm verwundert nach. Wenig Minuten später hörte sie einen Wagen fortrollen, dessen Kommen sie gar nicht bemerkt hatte.

VI.

Reinhold war zum Theater-Agenten gefahren, die eigene Neugier zu befriedigen und das Versprechen, das er den Freunden gegeben hatte, über die Sängerin Auskunft zu geben, zu lösen.

Der Theater-Agent war kaum von dem Ober-Director, wo er Retta sprach, zurückgekehrt und fand das eigene Sprechzimmer gefüllt mit Geschäftsfreunden und Künstlern, die seinen Rath und seine weitverzweigten Verbindungen in Anspruch nahmen. Zu ihnen war eben ein Paar gekommen, in dem wir alte Bekannte wiedererkennen. Gründler und seine frühere Principalin, Walther's Stiefmutter. Vor einer Viertelstunde, als Gründler von Philippinchen kam, hatten sie sich auf der Straße getroffen und waren sich freudig in die Arme gefallen, obgleich sie sich seit fast zwei Jahren nicht um einander bekümmert hatten und sich eigentlich nie leiden konnten. Die Frau

Directorin hatte flüchtig erzählt, daß sie nach mehreren gescheiterten Versuchen, auf's Neue eine Wandergesellschaft zusammen zu bringen, wieder einmal auf dem Trocknen sei. Ihr bliebe Nichts als ein sehr dürftiger Fundus und die Concession, das Erbtheil ihres Mannes. Dem alten Gründler steckte der Kopf seit dem vergangenen Abend ganz voll von Glücksempfindungen, denn er verwechselte das, was Retta widerfahren war, durchaus mit dem eigenen Schicksal, und der Rausch über die Erfolge des Mädchens hatte die Lust, sich selbst zu produciren, den ganzen Reiz, auch wieder einmal applaudirt zu werden, auf's Neue wachgerufen. So war er gleich Feuer und Flamme. Er wisse nun, wie man es anfangen müsse, und wenn er mit der Frau Directorin Hand in Hand ginge, könnte die Concession eine Goldgrube werden. Die gute Frau hatte zwar keine sanguinischen Hoffnungen, aber sie war so in der Noth, daß sie nach jedem Strohhalm der Hülfe griff, und so schleppte sie Gründler direct zu seinem Freunde, dem Theateragenten, der sicher Rath schaffen würde, eine neue Gesellschaft auf dem alten Thespiskarren wieder flott zu machen. Die Frau Directorin schämte sich eigentlich

des Begleiters, und fast hatte Gründler ihr gegenüber dieselbe Empfindung, denn so wenig verwöhnt er war, fiel ihm doch in der Residenz, in der er sich nun schon einige Wochen umhertrieb, die mit altmodischem zusammengewürfeltem Staat aufgeputzte, dazu geschminkte und bemalte Frau unangenehm auf. Den Theater-Agenten, der mit einer gewissen Grandezza in den Kreis der auf ihn Harrenden trat, machte doch das Paar vor den Anderen verlegen, so gewöhnt er an dergleichen Erscheinungen in seinen Räumen sein mußte. Aber Gründler sprach ihn gleich mit so ungenirter Cordialität an, daß er es verzog, die Beiden in sein kleines Privatzimmer mitzunehmen und die Anderen damit zu vertrösten, daß er gleich zu ihren Diensten stehen würde. In dem Manne war eine eigenthümliche Mischung von kleinlicher Habsucht und großthuerischer Generosität, von grausamer Rücksichtslosigkeit und fast sentimentaler Freundschafts-Empfindung. Herrschen zu können auf dem weiten Felde, dem er seine Thätigkeit zugewandt hatte, war die Triebfeder seines Wesens, und er that das meist in der Ueberzeugung, das Rechte zu thun. Für den alten Gründler, den Kameraden froher Jugendtage,

hatte er wirklich uneigennützige, freundschaftliche Gefühle. Als er mit dem alten Freunde und der Frau Directorin allein war, wurde er schnell klar über den Zweck ihres Kommens, so confus und durch einander die Beiden auch ihre Sache vortrugen, und schon schickte er sich an, in seiner dictatorischen Weise das Geschäft ganz anders, [illegible] jene wollten, zum Abschluß zu bringen, als Reinhold in das kleine Zimmer trat. Man hatte ihn auf seinen vornehmen Namen und da er hervorhob, sehr eilig zu sein, sofort zum Herrn der Räume gewiesen, und nun, da er diesen nicht allein fand, wußte er doch nicht, wie er die Frage nach der Sängerin von gestern Abend und nach ihrer Vergangenheit unbefangen einleiten sollte. Da aber kam ihm unerwartete Hülfe. Gründler erkannte ihn sofort, wenn auch auf seine Weise. „Wie ist mir denn?“ rief er, „das Gesicht muß ich kennen. Pardon, wenn ich mich verfasse, aber mir dämmert so Etwas auf wie ein kleines Nest und ein Faust-Zettel, den ich Ihnen verdeutschen mußte. Richtig, und dann sah ich Sie in der Kirche, als eine frühere Collegin von mir und immer noch intime Freundin, damals Retta, jetzt Antonina benamst, zu der Orgel sang.“

„Die Retta?“ rief die Frau Directorin mit verächtlichem Ton, „das war unser allermiserabelstes und talentlosestes Mitglied, wenn der gnädige Herr nach der die Leistungsfähigkeit unserer tüchtigen Truppe beurtheilen wollen . . .“

„Hebe!“ unterbrach sie Gründler, „nicht so scharf auf die Pauke geschlagen, verehrteste Frau Principalin, die hat uns Alle überflügelt. Fragen Sie meinen Freund, fragen Sie den gnädigen Herrn. Phänomenal!“ Er fing nun an, der ungläubig streitenden Frau Retta's Triumph in den glänzendsten Farben zu schildern, wie er es heute schon so oft gethan hatte, so daß er fast eine eingelernte Rolle zu wiederholen schien, die er aber bei jeder Wiederholung mehr übertrieb. Reinhold, den zuerst die Erwähnung Retta's fast peinlich berührt hatte, den ihr Name wie ein Vorwurf über sein Vergessen traf, horchte auf. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ja, deßhalb hatte ihn die Stimme der Sängerin gleich so tief ergriffen. Und jetzt war sie gefunden, die lange Gesuchte, anders zwar, als sie vor seiner Einbildungskraft stand, aber prächtiger, von neuem Glanz umstrahlt. Das Bild freilich, das blonde Gretchen-Bild,

das er im Herzen getragen, in seinen Gedichten verherrlicht hatte, versank, aber ein anderes stand da, in der vollen Macht des frischen Eindrucks. Kaum war er seiner Bewegung mächtig und mühsam suchte er sie zu verbergen, indem er der noch immer ungläubigen Frau Directorin bestätigte, was Gründler mit allem Nachdruck immer wiederholte. Netta sei eine gemachte Primadonna, ein glänzender Stern am Kunsthimmel. Die Directorin, die nicht gegen den vornehmen Herrn zu streiten wagte, hatte auch gleich herausgefunden, wie das überraschende Ereigniß, das sie erst mit der unverhohlenen Verstimmung des Neides aufgenommen hatte, ihr und ihren Planen förderlich werden konnte. „Desto besser!“ rief sie, „die Netta war immer ein gutherziges Geschöpf, und mich, fast ihre zweite Mutter, wird sie nicht vergessen haben. Sie muß uns helfen. Wo wohnt sie, Gründler?“

Reinhold erfuhr nun auch, ohne zu fragen, Netta's Wohnung, und es war ihm erwünscht, daß der alte Komiker die Directorin zurückhielt, nicht, wie sie eigentlich sich anschickte, sofort zu Netta zu stürmen. Der Theater-Agent gab ihm Recht: noch, meinte er,

sei es zu früh, und die eben erst aufgetauchte Berühmtheit selbst noch nicht im Stande, viel zu thun, aber es ließen sich da vielleicht zu allseitigem Vortheil mehrere Geschäfte zugleich abmachen. Er rechne auf den erfahrenen Rath des früheren Collegen, um die junge Sängerin zu dem Abschluß eines Contractes zu bewegen, den er ganz in ihrem Interesse ihr vorlegen wolle. Man versprach sich bereitwillig gegenseitigen Beistand. Die Einigkeit ging aber bald in lauten und heftigen Streit über, denn Gründler wollte nun auch Walther mit hineingezogen haben, zu dem Netta blindes Vertrauen besäße, während die Stiefmutter ein für alle Mal mit dem Nichts wieder zu thun haben wollte.

Reinhold war froh, daß alle diese leidenschaftlich vertretenen Interessen seine eigene Aufregung nicht bemerken ließen, und ging. Er wußte nun, wo er seine Nachtigall zu finden hätte, und keinen Augenblick wollte er verlieren. Wie in eine andere Welt glaubte er sich versetzt, und ein Gefühl von Glück erfüllte ihn, dem er sich entzückt hingab, ohne Nachdenken. So fuhr er in fieberhaftester Ungeduld hin, ließ den Wagen vor Netta's Thür halten und sprang hinaus.

Schon wollte Reinhold die Hand auf die Klinke der Hausthür legen, als diese sich öffnete und Walther ihm entgegentrat. Die beiden jungen Männer maßen sich mit einem erstaunt fragenden, fast grollenden Blick, denn auch Reinhold erinnerte sich, daß eben noch der alte Komiker gesagt hatte, Walther hätte unbegrenzten Einfluß auf Netta, und ein Gefühl von Eifersucht wallte in ihm auf, das das Begegnen hier auf der Schwelle vor Netta's Wohnung nur noch berechtigter erscheinen ließ. Aber er faßte sich zuerst, und als bemerke er nicht, daß Walther mit fast drohender Abwehr vor der Thür stehen blieb, fing er in möglichst freundlichem Tone an: „Wie, Sie hier, Walther, Sie, der zu dieser Stunde die Arbeit nie zu verlassen pflegt?“

„Meine Arbeit ist fertig!“ erwiderte Walther und blieb unbeweglich stehen.

„Und wie kommen Sie hierher?“ fuhr Reinhold in etwas erregtem Tone fort.

„Die Frage könnte ich Ihnen, und vielleicht mit größerem Rechte, zurückgeben,“ erwiderte Walther und sah Reinhold fest an.

Der senkte den Blick, schlug ihn aber gleich wieder freudestrahlend auf.

„Sie, Walther," sagte er, „brauchen mir die Frage am wenigsten zu stellen. Habe ich Ihnen denn nicht mit dem vollsten Vertrauen der Freundschaft gestern schon Alles erzählt? Damals freilich wußte ich nicht, daß ich die sehnlichst Gesuchte, das Ideal meiner Dichtungen, meine Nachtigall so bald, so wunderbar, so beglückend finden würde. Ich war ganz offen gegen Sie, Walther, Sie nur waren verschlossen, unfreundschaftlich, und ich weiß nicht, ob ich das um Sie verdient habe."

Walther schwieg eine Weile. „Er hat sie also erkannt," flüsterte er vor sich hin. Dann hob er den Blick und sagte ganz ruhig: „Sie haben Recht, Herr Baron. Ich habe mich Ihrem Vertrauen, Ihrer Güte gegenüber zu rechtfertigen. Ich will es versuchen, aber hier ist nicht der Ort."

Reinhold ergriff seine Hand. „Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen," sagte er, „und es bedarf keiner Rechtfertigung."

„Doch, Herr Baron!" erwiderte Walther fest und energisch. „Ehe Sie diese Schwelle überschreiten,

muß ich Sie bitten, mir Gehör zu ſchenken. Nicht um meinetwillen allein, auch um eine Andere, deren Schickſal vielleicht an den Worten hängt, die wir tauſchen werden."

„Ich verſtehe Sie nicht!" rief Reinhold.

„Um ſo nothwendiger iſt es, daß Sie mich hören!" erwiderte Walther.

„Gut," ſagte Reinhold, „ich opfere Ihnen den Aufſchub eines Glückes, auf das ich ſeit Jahren mit der ganzen Sehnſucht des Herzens wartete. Vielleicht mache ich mich deſſelben nur um ſo würdiger. Kommen Sie mit — ich will Sie hören."

Die jungen Männer ſtiegen in den Wagen und fuhren nach Reinhold's Villa. Walther ſtand unter dem Einfluß, den Reinhold's liebenswürdige Perſönlichkeit mächtig auf ihn ausübte. Reinhold hatte ſeine Hand ergriffen, und wie ſie ſo ſtumm dahinfuhren, fühlte Walther ſeinen Groll, ſeine Eiferſucht ſich ſänftigen und einem ſelbſtaufopfernden Freundſchaftsgefühl Raum geben. Nun traten ſie wieder in den Gartenſaal, ſtanden vor des jungen Künſtlers Arbeiten, und was Alles war doch in ihnen vorgegangen, ſeit ſie ſich geſtern hier verlaſſen hatten!

Reinhold warf sich in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hand und sagte: „Nun, Walther, was haben Sie mir zu sagen?“

Walther ging mit großen Schritten auf und ab. Er rang mit sich, wie er beginnen sollte.

„Foltern Sie mich nicht,“ rief Reinhold, „und fassen Sie sich kurz! Bedenken Sie, daß Sie einen Menschen vor sich haben, dem das Herz so voll ist von Jubel, dem ein jahrelanger Traum sich wie ein Wunder verwirklichte. Welch' einen Abend habe ich erlebt gestern!“

„Ich war Zeuge,“ sagte Walther, — und seine Stimme klang ruhig und leidenschaftslos — „aber vergeben Sie einem Menschen, den Erziehung, Erfahrungen und Schicksale der Jugend und die untergeordnete, lange hoffnungslose Stellung in der Welt nicht gewöhnten, schnell aufzujubeln in flüchtiger Freude oder Hoffnung, wenn er ruhiger, mißtrauischer gegen das Geschick die Dinge in's Auge faßt. Ich bin mit Netta aufgewachsen, wir haben unsere Kindheit ungetrennt mit einander verlebt. Sie können mich also immerhin als ihren Bruder betrachten, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen

gegenüber die Rechte des Bruders in Anſpruch nehme."

Reinhold umarmte ihn leidenſchaftlich. „Sie ſtehen als ſolcher meinem Herzen nur um ſo näher!" rief er.

Walther machte ſich leiſe los aus der Umarmung und fuhr fort: „Mich hat die plötzliche Entwickelung des Mädchens, die ungeahnte Fähigkeiten an's Licht brachte, überraſcht wie Sie, aber Sie werden dem Bruder erlauben, das mit ruhigerem Blick zu betrachten. Davon indeſſen wollte ich nicht reden. Die Pflicht des Bruders fordert eine andere Ueberlegung. Wenn die Erregung, die ſo plötzliche Entfaltung hervorbrachte, ſchon übermächtig auf das arme, des Glückes ungewohnte Geſchöpf einſtürmen mußte, laſſen Sie uns dieſelbe nicht unnöthig überſtürzen, laſſen Sie ihr Zeit, ſich ſelbſt zurecht zu finden."

„Sie wollen mir das Glück, meine Nachtigall kennen zu lernen, noch weiter hinausſchieben?" rief Reinhold und warf ſich verſtimmt, faſt ſchmerzlich in den Seſſel zurück. „Aber, bedenken Sie, Walther, daß er da iſt, der Frühling, den ich ſo lange, ſo ſehnſuchtsvoll erwartete. Und Sie wollen mich

noch in die eisigen Schranken der Entfernung bannen?"

Um Walther's Mund zog ein fast spöttischer Zug. „Was Sie seit so lange ruhig kommen ließen, ohne entgegen zu geben, werden Sie leicht noch einige Tage erwarten können," sagte er. Dann aber, erschreckt von der Bitterkeit, die er nicht beabsichtigt hatte, fuhr er fort: „Lassen Sie uns einen Augenblick vergessen, daß Sie der auf der Höhe der Gesellschaft Stehende, durch Bildung, Reichthum, Glücksgüter Ausgezeichnete sind — ich nur ein armer, schülerhafter, unbekannter Künstler; noch mehr: lassen Sie uns nicht berücksichtigen, denn vergessen werde ich es nicht, daß Sie mich aus dem Elend herausretteten, und lassen Sie uns einmal Mann gegen Mann gegenüber stehen, und da frage ich Sie einfach, Auge in Auge: Was wollen Sie von Netta?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie das?" fuhr Reinhold auf.

„Mit dem Rechte des Bruders," erwiderte Walther ganz ruhig — „mit dem Rechte, das Sie mir selbst eben noch einräumten."

Reinhold biß ſich auf die Lippen und ſchlug verlegen den Blick nieder. „Walther,“ ſagte er nach einer Weile, „wenn ich zögere, Ihnen zu antworten, ſo müſſen Sie darin ſchon zur Hälfte erkennen, wie ich antworten will. Mann gegen Mann! Gut, ſo haben Sie es verlangt; aber das iſt nicht in zwei Worten gethan, und vielleicht werden Sie mich überhaupt nicht verſtehen. Ich würde den Bruder nicht aufgefordert haben, mich zu ihr zu führen, wenn ich für das wunderbare Mädchen auch nur den Schimmer eines Gefühls empfände, das ſich vor dem Bruder zu ſcheuen hätte. Laſſen Sie das nach dieſer Seite hin genug ſein. Ich liebe das Mädchen, aber mit einer anderen Liebe als die Welt verſteht. Ich liebe in ihr die Kunſt, mein eigenes Talent, deſſen Muſe ſie iſt, bringe ihr eine Liebe entgegen, deren Ehrgeiz es ausmacht, ſie werden, glänzen, beglücken zu ſehen; ich liebte ſie ſchon, ehe ich ſie mit Augen geſehen hatte, und ſeit ich ſie ſah, iſt mir ihre Erſcheinung, die ein holdes Bild der Phantaſie verdrängte, ſchön — nicht für ſich, aber ſchön, weil es die Schale iſt, die den Reichthum des Talentes, den ich ahnte, in ſich ſchließt, weil ſie die Trägerin iſt des Klanges, der

mein Herz bewegt. Genügt Ihnen an der Antwort, Walther?"

Walther sann nach. „Ich verstehe," sagte er nach langem Sinnen, „daß Ihre Absicht edel und rein ist, und daß kein unehrenwerther Gedanke Sie zu dem Mädchen zieht. Daran könnte sich der Bruder genügen lassen. „Aber ich sagte es Ihnen schon, meine Erziehung, meine Vergangenheit machten mich mißtrauisch. Nicht gegen Sie, aber gegen das Geschick, gegen die Dinge, wie sie werden können wider unseren Willen. Ihr, die Ihr aufwachst in der weichen Behaglichkeit des Wohlstandes, fern von der Noth von der Rohheit des Lebens, begünstigt in Allem — Ihr bildet Euch eine andere Weltanschauung, meßt die Dinge mit anderem Maß. Wer wie ich gehungert hat so oft, gefroren, dessen Leib sich gekrümmt hat unter den Peitschenhieben einer rohen Erziehung, dessen Seele noch mehr litt unter den Schlägen der Verachtung seiner übelberüchtigten Lebensstellung — ich habe fühlen lernen, was körperlich, was irdisch an mir ist, und kann ein körperloses Phantasieleben nicht verstehen."

„Das sagen Sie, eine Künstlernatur — sagen es

Angesichts Ihrer Schöpfungen, die Ihnen die Phantasie schenkte?“ rief Reinhold.

„Gerade hier, vor meinen Arbeiten, empfinde ich es klar,“ erwiderte Walther. „Die Wahrheit muß das Resultat der Kunst sein, und nur die Natur ist höchste Wahrheit. Unsere Phantasie kann selbst nicht schaffen, nur reproduciren, was sie von der Schöpfung aus der Gotteshand empfing. Das ist kein echtes Kunstwerk, das nur den Verstand, nur die Einbildungskraft oder das Gefühl erregt und nicht die Sinne trifft. Wenn Sie nicht warm werden in der glühenden Luft dieser südlichen Landschaft, wenn Sie der Schatten dieser dichtbelaubten nordischen Eiche nicht kühl berührt, bin ich ein Stümper, der nicht entfernt wiederzugeben wußte, was er empfand und in sich trug. Wir sind einmal Menschen und sollen Menschen sein, ob uns auch vielleicht das Geschick die Sorge um das Menschliche aus dem Wege räumte.“

„Sie lenken ab,“ sagte Reinhold.

„Nein,“ erwiderte Walther; „aber ich muß mich Ihnen zeigen, wie ich bin, wie ich werden mußte unter den Bedingungen meiner Erziehung, damit Sie eine

Gerechtigkeit gewinnen für das, was ich fordere. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Nicht neidlos habe ich aus meinem Elend auf die Begünstigteren dieser Welt geblickt. Sie brechen den Stab, habe ich mir gesagt, weil wir, die Parias der Gesellschaft, in Gefahren scheitern, deren Lockungen nie an sie herantraten. Müßten alle Menschen aus gleicher Nothschule des Lebens sich herausarbeiten, nur dann wäre Gerechtigkeit im Urtheil. Den Menschen, den ich vielleicht am meisten liebte auf der Welt, meinen alten Bastler, habe ich verachten sehen, weil er zuweilen mehr getrunken hatte, als ihm gut war. Ja, es war sein einziges Lethe, und wer konnte es ihm verdenken, daß er auf Stunden doch auch sein Elend einmal vergessen wollte! Ich habe hernach wohl begriffen, daß die menschliche Gesellschaft sich aufbauen muß auf verschiedenen Stufen, habe eingesehen, daß viele Begünstigung des Glückes bei genauerer Betrachtung weniger neidenswerth ist, als sie mir von fern erschien, habe hinterher für Manches Gott zu danken gehabt, worüber ich erst grollend und bitter klagte, aber die demokratische Empfindung ist mir geblieben, und nur einmal weiß ich, daß ich sie

ganz vergessen hatte, als ich Ihnen eine schnelle, dankbare Freundschaft entgegentrug, die alle Unterschiede der Lebensstellung übersah."

Reinhold reichte ihm die Hand, aber zurückhaltender, als er selbst wollte. Der volle Unterschied der beiden Naturen trat fühlbar zu Tage.

Walther bemerkte das wohl, fuhr aber fort: „Ich muß Ihnen, meinem Wohlthäter, von mir sprechen, denn meine Arbeit ist so gut als beendet, und mit dem letzten Pinselstriche nehme ich Abschied von Ihnen, von der Heimath, um, einer alten Sehnsucht folgend, im Lande der Kunst und Schönheit zu versuchen, was ich aus mir bilden kann."

Reinhold versuchte eine Einwendung zu machen, unterdrückte sie aber, da er selbst fühlte, sie würde kälter werden, als wenn er sie vor wenig Stunden erhoben hätte.

„Rechnen Sie den vielleicht verfrühten Entschluß dem Wandertriebe des Heimathslosen zu Gute," fuhr Walther fort. „Ich weiß, daß ich hier noch viel zu lernen hätte, aber es hält mich nicht mehr. Nun aber komme ich zum Ausgang unseres Gesprächs, zum brüderlichen Vermächtniß, das ich Ihnen übergeben

will, zu Netta. Ich kenne sie seit der Kindheit. Im Unglück — und sie hat eigentlich nur das kennen gelernt bis jetzt durch das ganze Leben — hat sie sich bewährt; wie sie das Glück ertragen wird, muß die Zeit lehren. Noch ist Alles unfertig in ihr, und mußte es sein. Sie hat mit Muth widrige Geschicke ertragen, aber nie überlegt, was sie ihnen aus eigener Kraft entgegen zu stellen vermöchte. Sie überlegt überhaupt nicht und ist gleichgültig gegen sich selbst, mehr als recht ist. Daß sie eigenwillig wurde, daran ist nicht sie, daran ist ihr Geschick schuld. So war sie bis gestern. Ich habe das Zutrauen zu dem redlichen Kern ihres Wesens, daß die Wandlung ihres Talentes und dadurch ihrer Stellung in der Welt ihren Charakter allmählich reift zum Guten und nicht in Verirrungen treibt. Aber eine Neigung in der Phantasie, wie Sie ihr entgegentragen wollen, würde sie nicht verstehen. Sie würde anders lieben und andere Liebe fordern."

Reinhold sprang auf. „Lieber Freund," sagte er kalt, „überlassen Sie es mir, das zu thun, was das Herz mir eingiebt. Daß es nichts Unedles, nichts Unwürdiges sein wird, verspreche ich Ihnen, wie ich

es mir selbst längst versprochen habe. Ich glaube, wir verstehen uns nicht mehr. Meine Anschauungen, meine Anforderungen an die Zukunft sind jedenfalls weniger egoistisch als die Ihrigen. Was ich Ihnen sein wollte, ein Förderer Ihres Talentes, das kann ich der Genossin Ihrer Kindheit in noch viel höherem Maße werden. Sie entziehen sich mir, weil Sie der eigenen Kraft vertrauen, weil Sie im Hochmuth des Sohnes aus dem Volke die helfende Hand, aus einer, Ihrer Meinung nach, begünstigteren Lebensstellung dargereicht, zurückweisen. Die herausflatternde Nachtigall, aus dem Dunkel ihres Winters, braucht der Stütze, und ich weiß, daß ich die für sie werden kann, so wahr ich sie werden will."

Walther wurde dunkelroth. „Noch einmal lassen Sie uns als Freunde gegenüberstehen!" rief er. „Ich will nicht von dem Danke reden, den ich Ihnen schulde, denn es wäre Ihrer eben so unwürdig, an demselben zu zweifeln, als meiner, ihn zu vergessen. Ich will ganz wahr sein, will Ihnen ein Geständniß aussprechen, das ich mir selbst kaum zu machen wagte. Ich liebe Netta, aber ich liebe sie mit der ganzen Gluth der Sinne, nicht Netta die Sängerin, deren

Talent gestern vom Beifall der überraschten Menge umrauscht, wurde; ich liebe das arme Geschöpf, dem das Schicksal hart mitspielte, liebe die häßliche Netta, nicht von gestern Abend, sondern die, welche ihre Dürftigkeit trug mit heiterer Stirn. Meine Netta ging mir verloren in dem Augenblicke, als die Ihrige aus dem Dunkel hervortrat. Ich habe ihr niemals meine Liebe verrathen, mit keinem Worte, keinem Blicke, und ich weiß es, daß sie in mir nur den Bruder sieht. Was konnte ich ihr auch mehr sein in meinem Nichts, mit meinen dreiundzwanzig Jahren? Das habe ich wohl überlegt, denn meine Vergangenheit lehrte mich überlegen und machte mir klar, was uns bevorgestanden hätte. Ich scheide als Bruder, aber als Bruder mahne ich Sie, die Verantwortung nicht zu übersehen, die ich Ihnen zurücklasse. Es ist kein Spiel der Phantasie, es ist Lebensernst, und mit dem nur dürfen Sie die Verantwortung übernehmen. Nicht eine glänzende Stimme, ein vielleicht reiches Talent ist Ihnen anvertraut, sondern ein Menschenkind, eben so fähig, das Edelste zu erreichen, als in das tiefste Verderben hinabzusinken. Das Glück wie das Unglück hat seine Gefahren, und wer in diesem bestand,

kann in jenem untergehen. So weit der Freund zum Freunde, der Mann zum Manne. Aber Sie sind Dichter, und so kann auch der Künstler zum Künstler reden. Wir alle, wir Künstler, bleiben Parias in der Welt, so viel oder so wenig Kränze der Anerkennung wir auch erreichen mögen, halb verstanden, halb geachtet. Wir, Netta und ich, setzen wenig ein, und die Noth ist unsere Lehrmeisterin gewesen. Mit Ihnen ist es anders. Was Sie blendet, kenne ich besser. Fragen Sie nur Ihr edles Menschenherz in Allem, was Sie beschließen, auch in dieser Empfindung; aber lassen Sie sich nicht hinreißen von dem Schimmer der Kunst, von der poetischen Erregung Ihrer Phantasie. Glauben Sie nur dem, was Sie als Mensch empfinden; beschließen Sie nur, was Sie als Mann verantworten können. Ich weiß nicht, was mir den Muth giebt, so zu Ihnen, dem älteren, dem lebenserfahreneren Manne zu reden; aber meine Erziehung machte mich älter als meine Jahre, und Kunst war es doch auch, was die Luft durchwehte, in der ich aufwuchs, wenn auch Kunst, verkümmert und verwahrlost, mit Lumpen um die Schultern, die sie niederzogen, anstatt mit Flügeln, die sie erheben

hätten. Mein alter Bastler war ein großer Maler, wenn er auch nur die erbärmlichsten Decorationen zusammenschmierte, die selbst vor unseren trüben Oellampen nur schlecht bestanden. Ich habe der Kunst in's Angesicht gesehen, wo sie nicht im Glanze einherging. Um Ihrer selbst Willen, Reinhold, mahne ich Sie: treten Sie zurück von dem Zauberkreise der Kunst, in den Netta nun einmal ihr Verhängniß bannt; treten Sie zurück, wenn Sie sich nicht entschlossen fühlen, Alles ihr zu opfern, was Ihnen bisher das Leben schmückte."

„Das können Sie mir sagen, Walther?" rief Reinhold. „Aber soll ich es Ihnen denn wiederholen, daß ich das Mädchen liebe?"

Dunkles Roth flammte auf über des jungen Mannes Züge, noch einmal drohte das eigene Empfinden, die Leidenschaft der Eifersucht ihn hinzureißen; aber er faßte sich, und alles Edle seiner Natur brach siegend durch. — „Und Sie werden geliebt!" rief er. „Ein Blick hat mir Alles gesagt gestern, wenn Netta es selbst vielleicht auch noch nicht weiß. Ich habe es verstanden, das Wunder, welches die Menge mit Staunen erfüllte, das in einem Augen-

blicke aus unſcheinbarer Knospe die glänzende Blüthe eines gottbegnadigten Talentes entfaltete. Das Wunder iſt die Liebe. Liebe machte Netta zur Künſtlerin, Liebe zu Ihnen, Reinhold. Nur dieſe Ueberzeugung kann mich zwingen, das eigene Glück, die eigenen Wünſche und Hoffnungen zu begraben in der tiefſten Bruſt, und, bei Gott, Sie ſind der Einzige auf der Welt, vor dem ich zurückgetreten wäre!"

Reinhold wollte ſich an ſeine Bruſt werfen, aber Walther trat ſchmerzlich zurück.

„Keinen Dank, den ich nicht verdiene," ſagte er. „Kein Abſchiedswort, wenngleich wir in dieſer Stunde ſcheiden, vielleicht für's Leben; das könnte mich weich machen, und ich brauche meine ganze Kraft. Aber ein Verſprechen fordere ich von Ihnen, feierlich vor Gott, feſt wie ein Eid: ſchützen Sie das Mädchen, wie ich es geſchützt hätte, halten Sie es heilig, wie ich es gehalten hätte."

Er ſtreckte die Hand aus, und mit Thränen in den Augen ſchlug Reinhold ein. Die beiden jungen Männer ſahen ſich lange feſt in's Auge, keines Wortes mächtig; dann riß ſich Walther los und ging mit feſtem, ſicherem Schritte, ohne den Blick zu wenden, zur Thür hinaus.

Der Jüngling war zum Manne geworden.

Reinhold blieb tief erschüttert zurück. So ernst war es ihm noch niemals an's Herz getreten, was ihm zuerst nur wie eine neue Lebensfreude erschienen war. Aber das Wort, welches er dem geschiedenen Freunde gegeben hatte, wollte er halten; ja, er beschloß, dem Mädchen, das er zu lieben glaubte, fern zu bleiben, bis er Alles vorbereitet hätte, um treu das Versprechen zu erfüllen, das sein Handschlag besiegelte. Zuerst erschien ihm Alles leicht, alle Hindernisse nur durch den eigenen unerschütterlichen Entschluß fortzuräumen. Allen Vorurtheilen der Welt, in der er lebte, wollte er Trotz bieten, willig aufgeben, was ihm in ihr verloren ginge, und nur an dem Einen sich genügen lassen, an dem Besitze des wunderbaren Wesens, der ihm zugleich alle Träume der Jugend, sein Leben der Förderung der Kunst zu widmen, verwirklichte, alle Liebhabereien seiner Jünglingsjahre, die ihn zum Theater zogen, erfüllte. Er hielt sich frei und Herr seines Herzens, seiner Entschlüsse. Aber Niemand ist so frei, als er meint, und die Fessel, die er in besonders erhobenen Momenten abgestreift wähnt, flirrt ihm in ruhiger Ueberlegung wieder nach. Auch

Reinhold mußte das empfinden. Mitten in seinen Glücksträumen schreckte er zusammen, und das Blut schoß ihm in's Gesicht. „Ja," rief er, „vor wenig Wochen noch wäre ich frei gewesen! Unselige Schwäche des Herzens, die mir nicht den Muth gab, dem liebevollen Ansinnen einer theuren Verwandten entgegen zu treten! Ich habe die Pflichten eines Sohnes übernommen und muß sie halten!"

Reinhold brütete lange hin in peinlicher Ueberlegung. Aber sein Entschluß stand fest, und so war es nur die Frage, wie er ihn ausführen solle, die ihn beschäftigte. Er wußte, auf welchen Widerstand er bei der Tante stoßen würde, wenn er ihr die Möglichkeit eröffnete, sein Leben einem Mädchen niederen, fast verachteten Standes zu weihen, ihm den eben erst geschenkten und deßhalb kaum eigen gewordenen Namen zu geben. Er wußte, daß weder des Mädchens Talent, noch etwa errungene Erfolge, ja Triumphe auf der Bühne die Weigerung der alten Dame besiegen oder auch nur erschüttern würden, denn er kannte ihre unerschütterlichen Grundsätze so gut als ihr weiches Herz. Aber er hatte ihr den Gehorsam des Sohnes versprochen, und das Versprechen mußte

er halten. Die erste Empfindung war, zu der Tante zu eilen und Auge in Auge zu versuchen, wie er sie besiegen würde. Aber er verwarf den Plan, weil er wußte, wie fruchtlos er sein würde. Er überlegte, ob er nicht Barner's Hülfe und Rath in Anspruch nehmen solle, aber er war dieser Hülfe nicht sicher, und selbst im besten Falle wußte er, daß sie ihm bei der Tante ohne Nutzen sein würde. Er mußte allein seine Sache führen, da war kein Zweifel. Er entschloß sich also, der Tante zu schreiben. Mehrmals hatte er begonnen, aber immer wieder zerriß er seine Briefe, denn er mußte einsehen, daß die gewaltsam aufgethürmten Belagerungswerke seiner Gründe und Motive völlig machtlos gegen die Mauern jener Vorurtheile und Grundsätze sein würden, und ihm selbst erschien seine Sache, über die immer noch zwei Herzen erst entscheiden sollten, eben so arm an Gründen, als sie ihm fest in unumstößlicher Empfindung erschien. Mit Empfindungen gegen Empfindungen kämpfen ist aber ein Kampf, der eben so wenig durch Sieg auf irgend einer Seite als durch Versöhnung zu Ende gebracht wird. Er mußte also den Entschluß als das Unumstößliche hinstellen, mußte es der Tante überlassen,

diesen ihrerseits zu erschüttern, was ihn besonders bewog, nicht zu ihr zu reisen, und mußte sich begnügen, sie im voraus um Entschuldigung zu bitten, wenn er Lebensentschlüsse fassen würde, die jedenfalls nicht ihre Billigung, vielleicht nicht einmal ihre Verzeihung gewinnen würden. Im letzteren Falle müsse er ihr sogar ein äußerliches Zeichen ihrer Liebe zurückgeben, um nur dem Herzen, aber nicht dem Namen nach ihr Sohn zu bleiben, um nicht über ihren Namen gegen ihre Ueberzeugung zu verfügen. Er schrieb das Alles mit dem Ausdruck so zärtlicher Liebe als möglich, und diese Liebe war ja auch eine Wahrheit, aber der Zwiespalt zwischen Form und Kern dessen, was er aussprach, trat doch immer wieder grell hervor. Der Brief war endlich fertig, aber er mußte sich doch Zwang anthun, um ihn fortzuschicken. Als er fort war, hätte er ihn gern zurückgenommen. Nun aber fühlte er sich frei, glaubte, soweit man eine Unmöglichkeit erfüllen kann, seiner Sohnespflicht Genüge gethan zu haben. Aber es schien ihm Pflicht, die Antwort der Mutter abzuwarten, ehe er Netta entgegenträte. Ueber seine Glücksempfindung war doch ein Schatten gefallen.

Walther, so mutbig er sich fühlte, trieb es doch,

so schnell als möglich den Ort zu verlassen, an dem seine Entwicklung zwar mächtig gefördert war, in dem aber sein Herz in schweren, noch nicht verbluteten Schmerzen zur Männlichkeit reifte. Er ging sofort zu seinem Lehrer und Meister, an den ihn Reinhold in tactvoller Empfindung mit allem Geschäftlichen gewiesen hatte. Tags vorher hatte schon der Professor die Arbeit einer strengen Prüfung unterworfen und seine Ausstellungen gemacht, die der Schüler mit dankbarer Bescheidenheit hinnahm. Heute nun verhehlte der würdige Mann nicht, daß seine Erwartungen um Bedeutendes übertroffen seien. Walther nahm die Anerkennung mit einer schmerzlichen Empfindung hin. Wie glücklich hatte er sich gefühlt, als er zagend und unsicher über die eigene Kraft an's Werk ging, wie gebrochen fühlte er sich, nun sie, mehr als er selbst hoffen konnte, gelungen war! Zwischen Anfang und Vollendung seiner Arbeit fiel in mehr als einer Beziehung der Wendepunkt seines Lebens. Der Schüler war zum Künstler, der Jüngling zum Manne gereift, und das Herz hatte sich in herben Schmerzen zum Entsagen gestählt. Sein Entschluß, schon jetzt nach Italien zu gehen, überraschte den Lehrer, der seine

Bedenken nicht zurückhielt, aber der junge Mann blieb ſo feſt, und ſeine Begeiſterung für die Kunſt, der er ſich gewidmet hatte, dazu die einſichtige Verſicherung, daß er wohl wiſſe, wie viel ihm noch zu lernen bleibe, gab doch ſolche Zuverſicht, daß ſelbſt der etwas pedantiſche Profeſſor ſeine Einwendungen aufgab. Das Geſchäftliche war ſchnell geordnet, denn Reinhold hatte in Bezug auf die Bezahlung dem Meiſter ſo freie Hand gelaſſen, und dieſem erſchien die Arbeit eines ſo viel höheren Preiſes werth, als er Anfangs gemeint und Walther in Ausſicht geſtellt hatte, daß er nicht Anſtand nahm, dem hoffnungsvollen Schüler ein ſo ausreichendes Reiſegeld auszuzahlen, daß dieſer ſich plötzlich ſo reich ſah, als noch nie zuvor im Leben, und ſich doch eingeſtehen konnte, daß der empfangene Preis kein Almoſen ſei, ſondern der wohlverdiente Lohn ſeines Fleißes und ſeiner Fortſchritte. Der Profeſſor gab dem Schüler noch einige kurze Empfehlungsbriefe mit, und der Abſchied war herzlich und leicht.

Nun eilte Walther zu ſeiner Wohnung, um die Abreiſe auch nicht eine Stunde zu verſchieben. Aber ſein Weg führte wieder an Reinhold's Villa vorbei. Der Tag ſenkte ſich ſchon. Oben in Reinhold's

Zimmer waren die Vorhänge zugezogen, und Licht schimmerte hinter denselben. Er schrieb an dem Brief, den wir kennen. Der Gartensaal aber stand offen, und die Malergerüste waren bereits fortgeräumt. Walther konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal vor seine Arbeiten zu treten. Leise ging er durch das Gärtchen, scheu in den schon länger werdenden Schatten der Gesträuche hinschlüpfend, und trat ein, als hätte er kein Recht mehr an Raum und Schmuck des Saales. Der mattere Schein des Tages wob um die nun freien Bilder ein wunderbar verschwimmendes Licht. Der junge Künstler blickte auf sein eigenes Werk, als wäre es ein fremdes, das ihm unheimlich entgegentrat. Nach und nach erst fand er sich wieder in seiner Arbeit und konnte sich nicht von derselben trennen. Es war nicht eitle Selbstbeschauung, die seinen Fuß bannte, nicht prüfende Kritik, die er noch einmal, wie schon so oft, anlegen wollte, es war ein Zurückleben aller der Stimmungen, in denen er diese Landschaften malte. Nur dem Künstler allein bewußt, trägt jede Production ein Stück seines Lebens, pulsirt in ihr ein Theil seines Herzblutes und weckt die Wehmuth des sich selbst

Wiederfindens. Ohne Abſchied war Walther von Netta, mit gewaltſam abgekürztem Gruß von Reinhold geſchieden, von ſich ſelbſt und ſeinem Werk nahm er langen und wehmüthigen Abſchied, aber in demſelben wurde ſein Herz ruhig, denn er lernte in ihm, durch welche Kraft, mit welcher Hülfe er überwinden würde.

Es war faſt dunkel, als er, aus ſeinen Träumereien auffchreckend, ſchnell forteilte und ſich nun ganz losgelöſt fühlte von dem Ort. Die Reiſeluſt, die Sehnſucht nach dem Süden fing an, ſich mächtig in ſeiner Bruſt zu regen, und für Augenblicke alles Andere vergeſſend, jubelte er auf in einem friſchen Wanderliede. Mit der einen Hand ſchwenkte er den Hut, mit der anderen hielt er ſeinen Schatz, ſein ſelbſtverdientes Reiſegeld, den Schlüſſel zum Paradieſe ſeiner Jugendſehnſucht. Dieſer lichte Hoffnungsſtrahl erhellte ſelbſt die trübe Stimmung des Entſagens, die auf ſeinem Herzen laz. Er glaubte ſich glücklich in dem Augenblicke. In ſeinem kleinen Dachſtübchen angekommen, waren ſchnell die ärmlichen Habſeligkeiten zuſammengepackt, aber er vergaß keine von des Baſtler's Skizzen. Alles war fertig, die Glocke der Thurmuhr ſchlug neun. Eine Stunde noch, und der Eiſenbahnzug führte ihn

fort, und der dritte Morgen ſchon konnte ihm jenſeit der Alpen tagen. Er überzählte noch einmal ſeine Baarſchaft und überzeugte ſich, daß ſie weit hinaus reiche. Da polterten Schritte die Treppe herauf, Stimmen durcheinander trafen mit bekanntem Klang ſein Ohr, es tappte an ſeiner Thür, und auf ſein unwilliges „Herein“ traten der alte Komiker und die Stiefmutter in's Zimmerchen. Die Frau Directerin war auf einmal von ganz beſonderer Zärtlichkeit, immer wieder umarmte ſie den Stiefſohn, ſo ſehr ſich der auch ihrer Aufdringlichkeit zu entziehen ſuchte. Walther wollte den Beſuch kurz abbrechen, indem er ſein Ränzelchen umſchnallte und ſagte, er müſſe zum Bahnhof, da er in einer halben Stunde nach Italien abreiſe.

„Herr des Himmels,“ rief die Stiefmutter, „dann war es ja die allerhöchſte Zeit!“

Und nun kamen Gründler und ſie mit ihren Projecten heraus. Sie Beide ſeien am Aeußerſten, und Schuldthurm oder Arbeitshaus ihre nächſte Ausſicht. Aber da hätten ſie die Conceſſion, das Erbtheil von Walther's vortrefflichem, genialem Vater, und die Pflicht, vor Allem das Andenken dieſes durch neidiſches Schickſal nicht zur höchſten Anerkennung gelangten

Künſtlers zu ehren. Sie brauchten Nichts als Geld, um ſich flott zu machen. Die Directorin ſprach im höchſten Pathos, oft unter Thränen declamirend, das ganze Arſenal edler Motive wurde ausgekramt, Gründler, ohne ſie zu beirren, ſie und ſich ſelbſt ironiſirend, warf immer die plumpe Kehrſeite dazwiſchen, und Walther hatte Mühe, ſich des komiſchen Eindrucks zu erwehren. Aber ſeine Zeit drängte. „Ich muß fort!“ rief er und wollte ſich losmachen.

„Halt!“ rief Gründler und trat in die Thür, „nur über unſere Leichen führt die Treppe,“ während die Stiefmutter beide Arme um ſeinen Nacken ſchlang.

„Wir haben Alles, ſind Alle gerettet, Alle glücklich, Deines Vaters Andenken iſt glänzend gewahrt, und es koſtet Dich nur eine halbe Stunde.“

„Seid kurz,“ rief Walther in halber Verzweiflung, „ſo will ich Euch anhören!“

Nun nahm Gründler das Wort. Der Theater-Agent ſei bereit, ihnen eine neue Geſellſchaft zuſammenzubringen, den verpfändeten Fundus einzulöſen, die nothwendigen Vorſchüſſe zu zahlen, falls ſie Retta bewegen könnten, den Contract zu unterzeichnen, den er von ihr verlange. Das Mädchen ſei eigenſinnig und

verweigere durchaus, sich zu binden. Nun verlangten sie Nichts weiter von Walther, als daß er Netta dazu überrede. Walther fuhr auf, es gab eine heftige Scene, die Stiefmutter weinte und beschwor den Geist des Gatten herauf gegen den herzlosen Sohn, der Komiker spielte fluchend und tobend die ganze Scene eines verhungernden Ugolino und kam schließlich mit Anspielungen heraus, die Walther's Verhältniß zu Netta zwar durchaus verkehrt auffaßten, so weit aber doch der Wahrheit nahe kamen, daß er ihm auf den Kopf zusagte, er sei in das Mädchen verliebt, und er würde das Netta eben so aussprechen, wenn sie sich immer fester in ihrem Eigensinn verstecken wolle. Walther glühte auf vor Zorn und Verlegenheit, und die Stiefmutter hatte mit scharfem Blick nun entdeckt, wo er verletzlich sei. Ihm war der Gedanke unerträglich, sein Geheimniß in roher Weise gegen Netta ausgesprochen zu wissen, noch unerträglicher der, daß die arme Nachtigall aus Freundschaft für ihn ihre Freiheit verkaufen solle. Er hätte willig sein Leben gegeben, um das zu hindern, und so griff er mit schnellem Entschluß in die Tasche, riß seine Brieftasche heraus mit dem eben verdienten Gelde und

rief: „Da nehmt Alles, aber gegen das feierliche Versprechen, Netta nicht wiederzusehen, mit keinem Wort sie zu behelligen, mit keiner Bitte in ihre Entschlüsse einzugreifen, vor allen Dingen aber meinen Namen niemals gegen sie zu nennen.“

Die Stiefmutter riß mißtrauisch, fast verächtlich die Brieftasche auf, aber laut jubelnd entdeckte Gründler all' das Geld. „Wir sind aus der Patsche!“ rief er. „Kerl, wie kommst Du zu all' dem Mammon? Alles versprechen wir Dir bei des Zauberers Hirngebein, und einen Schuldschein schreibt Dir die Mama, für den ich gutsage, der ist sicher, wie der Thurm von Pisa!“

Die Frau Directorin vergoß Thränen der Rührung, die sie unter immer neuen Zärtlichkeiten laut proclamirte.

Walther drängte die Beiden zur Thür hinaus und schob den Riegel vor. Nun hatte es bereits zehn Uhr geschlagen, der Zug, der ihn fortführen sollte, war schon längst abgegangen, sein Reisegeld hatte er hingegeben und mit ihm die Hoffnung, die ihn aufrecht gehalten hatte in den Stürmen dieses Tages. Die Thränen des Zornes traten ihm heiß in's Auge, und rathlos und matt warf er sich auf sein Lager.

VII.

Es war ein schöner, frischer Sommervormittag, ein Aufgewachtsein der Natur aus einer duftigen Nacht nach einem prächtigen Gewitterabend. Sonnenschein und Ruhe lag um Barner's friedliches Häuschen. Der alte Herr war im Garten bei seinen Blumen, Frieda hatte sich vor dem Hause auf einem sehr sauber gehaltenen, Morgens schattigen Gartenplätzchen mit den Kindern eingerichtet, das ihr schon deßhalb lieb war, weil sie dasselbe den Männern fast mit Gewalt und nicht ohne längere Mühe abgerungen hatte. Sie wollte Morgens auch einen Schattenplatz haben, und den bot ihr der Garten nicht; aber vom Hofe wollte Georg Nichts für das Unnütze abgeben, am wenigsten das Pflanzen eines Baumes oder Strauches gestatten, der ihm nach irgend einer Seite die Aussicht auf das Feld seiner Thätigkeit verdecken könnte. Beide bestanden diesmal sehr fest auf ihrer Meinung, und auch der Versuch, Barner zum Schiedsrichter zu

machen, ſchlug gänzlich fehl. Er erklärte einfach, die Gründe Beider hätten ihre Berechtigung, und da ſei es denn allein die Sache des Ehepaars, ſich darüber zu einigen, wer dem Anderen ein Opfer ſeines Wunſches zu bringen gewillt ſei. Das war aber ein falſcher Geſichtspunkt, denn ein Opfer zu bringen, wären Beide bereit geweſen, aber als Opfer wollte es Keiner annehmen; nein, der Andere ſollte anerkennen, daß das Recht auf jener Seite ſei, das war das Verlangen. Die Verhandlungen zogen ſich in die Länge, Georg polterte ſogar einige Male heftig auf, aber damit hatte er ſeine Sache verloren. Frieda blieb ganz ruhig und freundlich, Georg mußte, um wieder gut zu machen, wo er zu weit gegangen war, einige Schritte nachgeben, und nun trat die Bitte hinzu und beſiegte ihn vollends. Dafür nahm er nun die Sache in die Hand, und ſchnell war viel mehr, viel Beſſeres entſtanden, als Frieda ſelbſt beabſichtigt hatte. Georg konnte es zwar immer noch nicht laſſen, ſeine ſpöttiſchen Bemerkungen über das große Vogelbauer zu machen, rund herum mit Grün beſteckt; aber er demonſtrirte dem Schwiegervater auch, das Ding ſei zwar hölliſch im Wege, indeſſen hätte

es doch auch seine praktische Seite, denn wenn Frieda ein Stündchen zwischen dem Zaune gesessen hätte, könne man von ihr verlangen, was man wolle, und er hätte schon manchen kleinen Vortheil aus der Zähmungsmaschine gezogen. Frieda lächelte dazu. Er wollte ihr ihren kleinen Sieg fortspotten, aber sie ließ sich den Triumph nicht nehmen, wenn sie ihn auch nicht aussprach.

Auf diesem Plätzchen, das, anmuthig umrankt, mit immer neuen, blühenden Blumen decorirt war, saß nun Frieda, der Aelteste spielend zu ihren Füßen, der Jüngste im zierlichen Wägelchen zu ihrer Seite. Beglückendste Mutterfreude lag um ihre jugendlich frischen Züge. Da kam Georg, der auf dem Acker bei den Arbeitern gewesen war, auf den Hof gesprengt; der älteste Knabe lief ihm jubelnd entgegen, Frieda stand auf, konnte aber den Kleinen nicht verlassen. Georg hob den Jungen erst hoch in die Luft, daß dieser hell aufkreischte vor Lust, und setzte ihn dann auf das Pferd, das er im Kreise herumführte. „Mein Gott, Georg," rief Frieda, „das Pferd kann scheu werden, das Kind muß fallen, ich ängstige mich halb todt und bitte Dich um Alles in der Welt, nimm

ihn herunter!“ Der Knabe klammerte ſich mit beiden Händchen in die Mähnen, er wollte ſein Glück, ſeinen Reiterſtolz nicht ſo bald aufgeben, und Georg lachte. „Ja, wenn der Schlingel ein Pferd ſieht, iſt er nicht zu halten!“ ſagte er. „Das kommt davon, daß Du mit ihm in Deinem Vogelbauer ſitzeſt, wo er die Gäule immer vor Augen hat; Robbi wird's bald eben ſo machen.“ — Aber Frieda bat und flehte. „Was giebſt Du mir, wenn ich ihn herunternehme?“ rief Georg, und als ſie Alles zugeſtand, was er nur wolle, wußte er wirklich Nichts, was er nun wünſchen könnte.

Barner war über den Wortwechſel auch aus dem Garten gekommen, als ihm aber Frieda die Unvernunft des Mannes und die Gefahr für das Kind klagen wollte, ſetzte er ſich nur lächelnd zu dem Jüngſten, ohne ein Wort zu ſagen, und gab ihr ſo die Freiheit, ſelbſt zu handeln. Frieda eilte nun zur Stelle der vermeinten Gefahr, aber kaum hatte ſie ein paar Schritte gethan, als Georg rief: „Mama kommt, Mama kommt, Georgi, nun wird's uns ſchlecht gehen!“ — und damit den Knaben vom Pferde riß, das er dem wartenden Knechte übergab.

Frieda wandte ſich halb ſchmollend. „Nun macht

er mich noch zum Störenfried, zum Popanz vor den Kindern, Papa," sagte sie; „das wird eine furchtbare Erziehung geben!"

Aber Georg hatte sie erreicht, den Knaben zur Erde gesetzt und sie umarmt.

„Damit meint er Alles gut gemacht zu haben," sagte Frieda.

Nun saßen sie Alle auf Frieda's Schattenplatz, und Georg sagte unbedacht, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte: „Ach, hier ist's kühl, hier ist's prächtig, die Sonne sticht heute gewaltig!"

„Er lebt mein Vogelbauer, Papa," sagte Frieda; „ich glaube, er hat Recht, es ist eine Zähmungsmaschine, und nicht allein für Frauen."

Georg wollte Etwas erwidern, aber da wurde ihre Aufmerksamkeit auf Anderes gelenkt. Langsam, bedächtig fuhr ein altmodischer, schwerer Halbwagen auf den Hof. Der alte Kutscher, in dem wir gleich Karl Peltel erkennen, sah nicht rechts, nicht links, nur auf seine Gäule; dann, wenig Schritte vor der Hausthür, schwang er die Peitsche, rollte im mäßigen Trabe vor und rief laut in den Wagen hinein: „Hier, Euer Gnaden, ist das nun!"

„Hier, Karl?“ antwortete eine Frauenſtimme aus dem weit überhängenden Verdeck hervor.

„Ja. Euer Gnaden, hier wohnen die Leute,“ antwortete Karl.

Georg war nahe daran, in lautes Gelächter auszubrechen, aber ein ſtrafender Blick von Frieda hielt ihn ſchnell in Schranken. Sie traten Beide an den Wagen heran, denn ſie konnten ja nicht im Zweifel ſein, wer der unerwartete Beſuch ſei, aber ſie konnten auch annehmen, daß etwas beſonders Wichtiges vorgefallen ſein müſſe, was Reinhold's Tante zu ihnen führte.

„Euer Gnaden, das ſind der Herr Rittmeiſter, und das ſind ſeine Frau — da hinter dem Abſchlag ſitzt der alte Mann, ihr Vater.“

Die alte Dame ſtieg ruhig und bedächtig, von Frieda unterſtützt, aus dem Wagen, machte eine ſteife, aber freundliche Verbeugung und ſagte einfach: „Ich muß mich wohl ſelbſt vorſtellen. Ich bin die verwittwete Freifrau von Berken aus Groß-Berkſtaedt und muß Sie bitten, mir zu vergeben, daß ich ſo unangemeldet in's Haus falle, eine ganz Fremde!“

„O, Sie ſind uns nicht fremd, gnädige Frau!“

sagte Frieda und reichte ihr freundlich die Hand. „Die Pflegemutter unseres lieben Freundes Reinhold . . .“

Ueber die Züge der alten Dame zog ein so tief schmerzlicher Zug, daß Frieda sofort verstummte, aber nun auch wußte, daß Reinhold der Grund dieses überraschenden Besuches sei.

„Um Gottes willen,“ rief sie, „es ist ihm doch kein Unglück widerfahren?“

Frau von Borken senkte den Blick, und Frieda verstand sie. Mit töchterlicher Sorgfalt führte sie die alte Dame in's Haus, setzte sie auf den Fauteuil, zog die Gardine zu und fragte, was sie ihr zur Erquickung bringen könnte.

„Nichts, Nichts, liebes Kind,“ sagte die alte Dame und lächelte. „Ich bin keine von den Schwachen, und solche Fahrt von vier Meilen, so ungewohnt sie ist, wirft mich nicht um. Das Beste, was ich brauchte, haben Sie mir schon gegeben, denn wenn ich in Ihr liebes Gesicht sehe, weiß ich, daß ich das Rechte traf, als ich mich entschloß, hieher zu fahren.“

„Ich würde sagen, und mit Wahrheit sagen, daß Sie uns eine große Freude machten durch Ihren Entschluß, müßte ich nicht fürchten, daß es keine

Freude war, die Sie zu uns führte," sagte Frieda und wollte der alten Dame die Hand küssen, die das aber hinderte und sie sanft an's Herz drückte.

„Ach nein, keine Freude, aber schwere, schwere Sorge!" sagte sie. „Lassen Sie mich das aber erst auseinander setzen, wenn Ihr Herr Vater und Ihr Herr Gemahl da sind. Ich möchte es nicht gern öfter als einmal aussprechen, und es wird mir das schon schwer genug."

Frieda, mit dem feinen weiblichen Herzenstacte, fühlte gleich, daß es der alten bekümmerten Frau vor allen Dingen behaglich gemacht werden müsse, und das war ihr schnell gelungen.

„Wie gut Sie zu mir alten Frau sind, liebes Kind!" sagte sie. „Ja, und nun kann ich es begreifen, daß er sich hier wohl fühlte und von Anfang an heimisch erschien!" Dann, als erschräke sie, daß sie von ihm spräche, der zwar alle ihre Gedanken erfüllte, den sie aber noch nicht erwähnen wollte, brach sie ab und sagte: „Wenn nun die Herren hier wären, könnte ich Alles vor Ihnen auseinander setzen. Man muß auch dem Kummer im Leben gerade entgegengehen. Das wissen Sie, Gott sei Dank, noch nicht,

aber Ihr Herr Vater wird mir Recht geben, der wird es auch schon erfahren haben. Mit dem „aus dem Wege geben“ ist Nichts geholfen.“

Frieda ging leise hinaus, um den Vater und den Gatten zu rufen, und mit flüchtigen Worten hatte sie ihnen gesagt, daß die gute Dame um den Adoptivsohn in Sorge zu sein schiene und sie zu sprechen wünsche.

„Laß nur den Papa allein gehen,“ sagte Georg, „denn was da herauskommen sollte, sah ich auf den ersten Blick. Ich tauge nicht zu so Etwas, vielleicht weil ich es zu genau kenne. Alle meine Sünden fallen mir dabei ein. Gerade solch' Gesicht wie die alte Tante zog meine selige Mama auch, wenn ich dumme Streiche gemacht hatte und Schulden beichten mußte. Das sind harte Momente im Leben, aber sie gehen auch vorüber, ich habe die ganze Schattirung durchgemacht. Heftigkeit, Zorn und Schelten, das geht noch, das ist das Vatergeschäft; aber die Thränen und das Unglücklichsein, das macht Einen mürbe. Damit fassen uns die Frauen, und wenn Reinhold auch just keine Schulden gemacht haben wird — der arme Sünder ist er, und ich sehe gar nicht ein, weshalb

ich für ihn das Lamento aushalten ſoll, das mir ſchmerzliche Erinnerungen weckt. Er kann's ſelbſt ausbaden."

Frieda wurde ärgerlich. „Ueber den Schmerz einer Mutter ſoll man nicht Scherz treiben!" ſagte ſie. „Reinhold iſt unſer Freund ..."

Georg lenkte gleich ein, wenn er ſie wirklich verletzt ſah. „Nun gut, gut," ſagte er, „ich komme ja mit, weil mir Reinhold auch einmal aus der Patſche half, als ich ihn gründlich anpumpte. Aber poſſirlich werde ich mich ausnehmen als Höllenrichter. Was nur da herauskommen wird!"

Nun ſaßen ſie Alle in Frieda's behaglichem Stübchen, die junge Frau dicht neben der alten Dame, deren Hand ſie ergriffen hatte und zwiſchen der ihrigen hielt, Barner ihnen gegenüber, Georg weiter ab im Fenſter. Es war ihm lieb, daß er den Blick auf den Garten hinauswenden konnte, der ihn doch ſonſt wenig intereſſirte. Frau von Borken ſaß in gewohnter ſteifer Haltung da. Ihr Ausdruck war ruhig, mild, wenn auch bekümmert.

„Zuerſt muß ich erklären," fing ſie an, „weßhalb ich zu Ihnen komme, die ich heute zum erſten Male

sehe, und nicht lieber zu einem meiner alten Freunde und Nachbarn. Ich will Ihnen das ganz aufrichtig sagen. Sie meinen es gut mit meinem Adoptivsohne Reinhold, und das thun die Anderen nicht. Dort wäre ich vielleicht Schadenfreude begegnet, und das könnte ich nicht ertragen. Hier hoffe ich auf Theilnahme, vielleicht auf Rath und Beistand und, wenn es sein kann, auf Aufklärung. Nicht wahr, Sie werden mir Nichts verschweigen?"

„Wenn Sie Freunde Ihres Adoptivsohnes suchten, gnädige Frau," sagte Barner, „so haben Sie solche gefunden. Wenn es sich um sein Wohl handelt, so stelle ich Alles zur Verfügung, was ich vermag."

„Das wußte ich," erwiderte Frau von Berken, „und nun lesen Sie den Brief, lesen Sie ihn laut. Ich habe ihn so oft gelesen, so oft mit Sorge durchgrübelt und zu verstehen gesucht, daß es mich nicht verletzen wird, ihn zu hören."

Barner las den Brief, den die alte Dame ihm reichte und dessen Inhalt wir kennen. Frau von Berken ließ den Blick von Einem zum Anderen streifen und prüfte den Eindruck, den die Zeilen hervorriefen. Barner schüttelte den Kopf, verzog aber keine

Miene, Frieda senkte erröthend den Blick, und Georg rief erstaunt: „Was Tausend hat er vor? Wo will er hinaus? Was soll werden? Ja, ist es denn nun aus?“

Ja, der Brief war aus. „Er will irgend einen Beruf wählen, der zu seinem jetzigen Stande nicht paßt,“ sagte Frau von Borken. „Ja, was kann das sein? Der Adel von jetzt ist nicht mehr so exclusiv in der Wahl eines Berufes als früher, das werden Sie mir bestätigen, Herr von Halden, und ich wüßte nicht, was für Reinhold von Borken nicht passen sollte und für Reinhold Hillmar ehrenvoll wäre.“

„Ach, das ist's auch nicht!“ platzte Georg unüberlegt heraus. „Das würde er geradezu aussprechen; da sitzt noch etwas Anderes dahinter. Der Kerl ist verliebt, da möchte ich wetten! Der ganze Ton des Briefes hat etwas so Verblümtes, und da es im Kopfe sonst richtig scheint, muß es ihm im Herzen stehen.“

Frieda winkte ihm vergebens, er merkte das nie, ehe er nicht seine ganze Rede fertig hatte.

Frau von Borken schüttelte den Kopf. „Auch das würde er ausgesprochen haben, damit würde er

zu mir gekommen sein. Hatten Sie in letzter Zeit keine Briefe von ihm, die uns einiges Licht geben könnten?"

„Papa hatte vor wenig Tagen einen Brief!" rief Georg.

Frau von Berken sah Barner halb fragend, halb mißtrauisch an. „Ich weiß wohl, Herr Barner," sagte sie, „daß ich kein Recht habe, nach dem Inhalte Ihres Briefe zu fragen; aber rechnen Sie es einer tief bekümmerten Frau zu Gute, deren Herz an Nichts auf der Welt mehr hängt als an dem Geschicke ihres einzigen Verwandten."

Barner war einen Augenblick erschreckt, er ahnte die Wahrheit, aber scheinbar ruhig stand er auf. „Ich hole den Brief, Geheimnisse enthält er nicht, am wenigsten für Sie, gnädige Frau," sagte er.

Barner ging, und Alle saßen stumm in langer Spannung, bis er mit einem Briefe in der Hand wieder eintrat. „Lies, Georg," sagte Barner, vielleicht in der Absicht, die Zwischenbemerkungen des Schwiegersohnes zu verhindern. Georg las hastig, trocken und einförmig, wie einen Geschäftsbrief, die enthusiastische Schilderung von Netta's Erfolg, mit

glühenden Farben dargestellt, mit dem Jubel, endlich die gefunden zu haben, die er so lange mit der ganzen Sehnsucht des Herzens suchte. Erschreckt, in peinlicher Spannung wurde den Zuhörern immer klarer, in welchem Zusammenhange diese Briefe stünden, und doch wagte Keiner, es auszusprechen. Georg, der immer überstürzter gelesen hatte, sprang auf, holte tief Athem und rief, auf den Brief schlagend: „Nun, da haben wir ja die Geschichte! Er hat sich verliebt in Eure garstige Nachtigall, die auf einmal wunderschön geworden sein soll! Nun, das muß ich sagen, da hört die Weltgeschichte auf, und wenn Ihr das begreift, trotz Eurer Vorliebe für das Mädchen . . .“

Frieda hatte seinen Arm ergriffen. Sie fühlte, daß die Situation immer peinlicher wurde, sah es der alten Dame an, daß ihr Vertrauen immer mehr schwand.

„Ich kann nicht zweifeln, daß der Herr Rittmeister das Richtige getroffen hat,“ sagte sie kalt und verletzt. „Sie kennen also den Gegenstand dieser Begeisterung, haben Vorliebe für denselben. Wahrscheinlich lernte mein armer Reinhold — die Komödiantin hier kennen.

O, nun verstehe ich ja ganz, was ihn hier so fesselte, und darf wohl nicht weiter fragen!"

Thränen erstickten ihre Stimme. In weiblicher Schwäche hatte sie sich gleich die Schuld ihres Lieblings dadurch zu mindern gesucht, daß sie einen Theil derselben auf Andere schob. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Sie war zu klug und zu gut zugleich, um die Verirrung ihres Kummers nicht sofort zu bemerken, und zu aufrichtig, um das nicht sogleich zu gestehen. — „Verzeihen Sie mir!" sagte sie und reichte Barner die Hand. „Es überfiel mich so jäh. Aber bitte, sagen Sie mir nun, wer ist das Mädchen?"

Georg wollte wieder das Wort nehmen, aber diesmal hielt ihn ein Blick und eine Handbewegung von Barner zurück. „Bitte, lieber Georg, laß mich das der gnädigen Frau erzählen."

„Nun, wenn der Papa es in die Hand nimmt, desto besser," sagte Georg errötbend und ging an seinen Fensterplatz zurück.

Barner erzählte nun knapp, aber klar Nenas Geschichte. Er gab ein anschauliches Bild des wunderlich störrischen, halb überselbständigen, halb un-

fertigen Charakters. Frau von Borken hörte zu mit gespannter Aufmerksamkeit, aber sie bewegte immer bekümmerter den Kopf, als Barner geschlossen hatte: „So hat das Mädchen sich uns gezeigt, durchaus muthig, entschlossen, ehrenwerth, aber scheu, ohne Verlegenheit, zurückhaltend, ohne Verstellung, und sicher Anlagen und ein inneres Leben in sich verschließend, das nach Reinhold's Brief jetzt hervorbrach."

Als darauf eine peinliche Stille eintrat, ließ sich Georg länger nicht halten. „Papa," sagte er, „hat uns da eine vortreffliche Schilderung entworfen, aber ich möchte doch wetten, daß die gnädige Frau weit davon entfernt ist, sich eine richtige Vorstellung von dem Mädchen zu machen, und die ganze Geschichte beweist recht, wie nothwendig das ist. Hätte Reinhold nur gleich gewußt, wie das Mädchen aussieht, er hätte es wohl bleiben lassen, ihm nachzulaufen."

„Darauf kommt es aber gewiß nicht an," sagte Frau von Borken. „Mein armer Sohn schildert sie schön, und wenn sie ihm so erscheint . . ."

Georg lachte laut auf. „Das ist aber rein unmöglich!" rief er. „Ich bin doch auch nicht blind, wenn ich auch schon vier Jahre verheirathet bin, und

ich kann versichern, daß das Frauenzimmer mordhäßlich ist, und rufe den Papa und Frieda zu Zeugen auf, ob das ein Mensch läugnen kann!"

Frieda sagte schnell: „Du hast eben nur ein Urtheil über ihr Aeußeres, und das machte Dich gleich ungerecht. Schön ist sie freilich nicht."

Barner setzte hinzu: „Es muß in dem Mädchen Etwas entwickelt sein, wovon wir Alle keine Ahnung hatten, sie selbst wahrscheinlich nicht, und das muß auch ihr Aeußeres in ganz anderes Licht gestellt haben."

„Aber Papa," rief Georg, „wie kann eine innere Entwickelung, oder wie Du es nennst, einen Menschen anders aussehen machen, als er nun einmal gewachsen ist? Menschen sind doch keine Laterne, die freilich anders aussieht, wenn sie brennt, als wenn sie ausgelöscht ist. Das sind nun vielleicht vier Monate her, daß wir Eure Nachtigall, die Ihr doch auch so nennt, weil das ein garstiger Vogel ist, hier auf den Schub brachten, und seitdem soll sie von innen heraus ihre Häßlichkeit verwachsen haben. Das macht mir Niemand weiß. Ich bleibe dabei, daß kein vernünftiger Mensch sich in sie verlieben kann

und somit ist Reinhold entweder nicht vernünftig in diesem Augenblick, oder er ist auch nicht verliebt, und wir ängstigen uns ganz umsonst."

Die alte Dame hatte an alle dem Besprechen von Netta's Aeußerem keinen Theil genommen und still vor sich hin überlegt. „Ich kann mich nicht damit beruhigen," sagte sie, „daß es anders sein könnte. Im Gegentheil, ich bin zufrieden, daß ich jetzt weiß, was es ist, und daß das Grübeln über das „Was" zu Ende ist. Ein Unglück, das man kennt, läßt sich leichter in's Auge fassen, als eins, das unbestimmt droht. Aber ein Unglück ist es, eins, das mir aus heiterem Himmel kommt und das ich nie gedacht hätte, erleben zu müssen. Sie, Herr Barner, würden es vielleicht nicht so hart ansehen, aber für mich ist und bleibt es so. Ich könnte ja sagen: Er ist nicht dein Sohn, er giebt dir selbst den Namen und die Pflichten des Sohnes zurück, sage dich von ihm los und laß ihn thun und lassen, was er will. Das wäre leicht gesagt, aber man muß Nichts aussprechen, was man nicht hoffen darf, thun zu können. Ob mir alten Frau das Herz darüber bricht, was läge daran, aber ich habe eine größere Verantwortung, denn ich

habe Andere zu vertreten, zunächst meinen seligen Borken, und dann seine verstorbenen Eltern. Das sind schwere Vermächtnisse."

„Gnädige Frau," sagte Barner, „Sie haben Recht, unsere Gesichtspunkte in diesem Falle sind verschieden. Sie, in den Anschauungen des Adels aufgewachsen, müssen das anders betrachten als ich, der Handwerkersohn, der nicht sagen darf: der Mensch ist, was er geboren ist, sondern er ist, wozu er sich machte. Eins haben wir aber Beide, das sind mancherlei Erfahrungen des Lebens, und Beide Freundschaft für Reinhold, und ich denke, Beide auch das Herz, nicht nur Vorurtheile zu bekämpfen, sondern auch uns nicht von Schwäche hinreißen zu lassen. Vielleicht kommen wir damit, trotz unserer verschiedenen Gesichtspunkte, auf Eins hinaus, und dann wäre das sicher das Richtige."

„Ich verstehe Sie noch nicht," sagte Frau von Borken.

Georg verstand ihn auch nicht, war aber in peinlichster Angst, daß Etwas herauskommen könnte, womit er durchaus nicht einverstanden sein würde und das ihn zwänge, dem Schwiegervater vor einer

Fremden zu opponiren. Er flüsterte also Frieda zu, daß er nothwendig draußen zu thun hätte, und da sie ihn nicht zurückhielt, ging er leise aus dem Zimmer.

„Nehmen wir also an," nahm Barner wieder das Wort, „daß Reinhold das Mädchen zu lieben glaubt und die Absicht hat, es zu heirathen."

Frau von Borken zuckte zusammen. „Bitte, fahren Sie fort," sagte sie.

„Daß die arme Netta niederen Herkommens ist," fuhr der alte Herr fort, „das hätte für mich nichts Bedenkliches, aber ihre und Reinhold's Verhältnisse gehen weit aus einander. Nun ist es meine Erfahrung, und auch Sie, gnädige Frau, werden das oft beobachtet haben, daß jede Ehe, wenn sie eine glückliche und wahre sein soll, viel durchzukämpfen hat, um die Einflüsse der Erziehung des Einzelnen, die Verschiedenheit der Verhältnisse, in denen die Gatten aufwuchsen und die fortdauern, wenn Jedem in seiner Familie diese Einflüsse und Verhältnisse bleiben, in Harmonie zu bringen. Je ähnlicher Erziehung und Verhältnisse waren, desto leichter dieser Kampf. Früher, als die Stände sich streng schieden, nannte man die Heirathen aus einem in den anderen Mesalliancen,

und Sie werden das Wort beibehalten haben, gnädige Frau. So will ich es denn in meinem Sinne auch adoptiren. Die Bildung, das Geld, der Einfluß scheidet jetzt die Kreise der Gesellschaft, nicht mehr die Geburt und der Name, so wenigstens ist meine Auffassung."

„Hier gehen unsere Meinungen schon auseinander," sagte Frau von Borken, „wenn ich auch in Manchem Ihnen Recht geben müßte."

„Einen Kampf aufzunehmen, um das Glück einer Ehe," fuhr Barner unbeirrt durch den Einwand fort, „eine Mesalliance zu schließen in meinem Sinne, nicht in dem engeren aristokratischen, dazu gehört ein fester, rücksichtsloser, eiserner Charakter, und es ist Vermessenheit, sich den zuzutrauen. Unser Reinhold, glaube ich, hat ihn nicht, und so wäre es ein Unglück für ihn, wollte er diese Heirath schließen. Aber sie wäre auch ein Unglück für das Mädchen, und ich habe die Pflicht, schon im Andenken meines alten Freundes Sebastian, auch das in's Auge zu fassen."

„Sie machen meinem Sohne den Vorwurf, daß es ihm an Charakter fehlt," sagte Frau von Borken nicht ohne Empfindlichkeit.

„Gnädige Frau,“ erwiderte Barner ganz ruhig, „ein Vorwurf sollte das nicht sein, was ganz nothwendige Folge seiner Erziehung ist. Wer von Kindheit auf nie gelernt hat, sich einen Wunsch zu versagen, wer Alles ohne Kampf erlangte, was Andere mit Mühe erst erreichten, dem stählt sich die Kraft nicht, und Alles, was nicht geübt wird, versagt im entscheidenden Augenblick den Dienst. Gerade was wir an Reinhold liebenswürdig finden, sein leicht bewegtes, schnell empfängliches Gemüth, der romantische Zug seiner Phantasie, die edle Gewissenhaftigkeit eines reinen Herzens, ist jetzt Ursache unserer Sorge, und so wollen wir nicht tadeln, was wir vorher liebten, aber wir wollen zusammenstehen, um ein Unglück für die Beiden zu verhindern.“

„Für Beide?“ rief die alte Dame. „Nun, ich dächte, für das Mädchen wäre das Unglück nicht so groß.“

„Wenn Reinhold Recht hat,“ sagte Barner, „daß sie sich zu einem bedeutenden Talent entwickelte, so müßte sie das entweder für ihren Gatten aufgeben und daran zeitlebens kranken, oder ihn aus allen seinen Verhältnissen reißen, an ihre Laufbahn fesseln

und würde dann einsehen, daß sie ihm nicht Alles ersetzen kann, was sie ihm nahm. Ist ihre Entwickelung eine Täuschung, eine Phantasie Reinhold's, nun, so würde auch ihr Besitz ihn enttäuschen."

„Also meinen Sie," fiel Frau von Berken ein, „daß das Unglück, wie Sie es selbst nennen, abgewandt werden muß und noch abzuwenden ist?"

„Das meine, das hoffe ich," sagte Barner und stand auf. „Das Leben ist kein Roman, dessen letztes Capitel mit einer Heirath schließt, und wir sind nicht müßige Leser, die sich mit solchem Schluß begnügen. Wir haben hier schwere Pflicht der Freundschaft zu erfüllen, und Sie sollen unsere Hülfe nicht umsonst angerufen haben, gnädige Frau."

Frau von Berken sah den alten Mann mit einem langen, durchdringenden, erst verwunderten Blick an. Die Anschauungen aus anderem Lebenskreise, denen sie sich immer verschlossen hatte, waren ihr so neu, trennten und trafen sich doch mit den ihrigen wunderbar und weckten gleich ihr Vertrauen. Dazu hatte Frieda vom ersten Augenblick ihr Herz gewonnen. Sie fühlte schmerzlich, daß ihre Auffassung, von der sie doch nicht mehr scheiden konnte, zusammenbrach.

und sah angstvoll eine andere, in der sie sich nicht so schnell zurecht zu finden vermochte. Aber es zeigte sich ihr Hoffnung und Hülfe in ihrem Kummer. Und doch kämpfte ihr schnell gewonnenes Zutrauen noch immer mit dem Rest alten Mißtrauens.

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick mit Ihrer Tochter allein, mich zu fassen," sagte sie, „und dann wollen wir berathen. Sie sollen mich nicht schwächlich finden, aber mein Leben und Alles, was mich traf, ist immer so allmählich gegangen, daß ich mich in das Gewaltsame, Ueberstürzte nicht finde."

Barner reichte ihr die Hand und ging.

Frau von Borken lehnte an Frieda's Brust und weinte still vor sich hin. „Welch' ein Glück, liebes Kind," sagte sie, „solch' einen Vater zu haben! Wie sicher muß Ihr Leben sein unter seinem Schutz!" Darauf saß sie lange still und ließ sich Frieda's Zärtlichkeit und Fürsorge lächelnd gefallen. Dann sprach sie von anderen Dingen, ließ die Kinder kommen und liebkoste sie, ging mit ihnen und Frieda durch Haus und Garten, lobte hier, gab da ihren Rath, es war, als wolle sie sich selbst erst zu einer Freundschaft warm machen, ehe sie dieselbe annähme. Aber sie

ſelbſt war ſich deſſen nicht bewußt, und am wenigſten ahnte ſie, wie ihre ſchlichte Aufrichtigkeit, ihr mütterliches Wohlwollen, und dabei die Sicherheit der Herrin durch ein langes Leben, Frieda ſchnell an ſie gefeſſelt hatte. Wer ſie ſo den großen Mittelſteig im Garten zuſammen herunterſchreiten ſah, die alte, grade, anſpruchsloſe ſchlichte und dabei doch vornehme Frau, und neben ihr die anmuthige, elegante, ſchöne, junge Erſcheinung, dem hätte es vorkommen müſſen wie alte und junge Zeit neben einander, die ſo verſchieden waren und ſich doch an einander anlehnten. Als nun der Mittagstiſch auch die Männer mit ihnen vereinte, ging das Geſpräch friſch und lebendig, aber Reinhold wurde mit keinem Wort erwähnt.

Barner hatte auch etwas Vorurtheil zu überwinden gegen die Ariſtokratin und erſtaunte, bei ihr eine Bildung zu finden, die er nicht vermuthet hatte.

Georg war ſchweigſam, denn eine kleine Gardinenpredigt hatte er doch im Vorbeigehen von Frieda erhalten für ſein unüberlegtes Herausplatzen. Er ſagte verſtimmt darauf, er wolle ſich das Sprechen ganz abgewöhnen, wenn er jedes Wort auf die Goldwage

legen müſſe, aber den Entſchluß gab er bald auf, wenn er ſeine Meinung auch bis nach der Abfahrt der Alten aufſparen wollte, die eine Elle verſchluckt hätte und die ihm eigentlich imponirte. Er meinte, er hätte durchſchnittlich die jungen Weiber alle lieber als die alten.

Nach Tiſch bat Frau von Borken Barner um ein Geſpräch allein. Sie verhandelten lange mit einander, und nun ließ ſich Georg vor Frieda vernehmen. Reinhold müſſe toll geworden ſein, das hätte er nur nicht vor der Alten ausſprechen wollen, denn er hätte überhaupt aus Rückſicht an ſich gehalten. Wenn Reinhold heirathen wolle, ſo hätte er unter den ſchönſten, vornehmſten jungen Mädchen die Wahl gehabt, denn keine würde ihn ſo leicht ausgeſchlagen haben. Und nun verfiele er auf eine häßliche Bettlerin, mit der er wenigſtens ein halbes Jahrhundert auf einer wüſten Inſel allein hätte ſein können, ohne daß es ihm eingefallen wäre, ſich um ſie zu bekümmern.

Frieda ließ ihn reden, ohne Etwas zu erwidern. Sie mußte die Gründe des Vaters anerkennen, theilte Frau von Borken's Kummer, aber es war doch Etwas

in der Liebe der beiden poetiſchen Naturen, Reinhold und Netta, was ſie anzog und ihr Herz eigenthümlich bewegte. „Weßhalb nicht?“ fragte ſie ſich, „das Schickſal führt wunderbare Wege.“

Als Barner und Frau von Berken dann aus dem Zimmer traten, in dem ſie berathen hatten, wurde Frieda angekündigt, ſie würde in einigen Tagen mit dem Vater in die Reſidenz reiſen, worüber Georg ein langes Geſicht zog, aber der Entſcheidung des Schwiegervaters nicht zu widerſprechen wagte.

Frau von Berken fuhr fort, nach zärtlichem Abſchied von Frieda und mit der Ausſicht eines baldigen Wiederſehens, denn der Papa hätte verſprochen, direkt von der Reſidenz ihren Beſuch zu erwidern.

Karl Peltel mußte zufrieden geweſen ſein mit ſeiner Aufnahme, denn er lächelte vergnügt, als er die Peitſche über ſeine Gäule zum Abfahren ſchwang, und vor dem Thorweg, ohne daß ihn ſeine Gebieterin dazu aufgefordert hatte, wandte er ſich um und ſagte: „Habe ich es Euer Gnaden nicht geſagt? Die Leute ſind ganz honnet. Aber der Alte

geht dem Rittmeiſter doch noch über. Mit der Hechſelmaſchine, von der ich ſagte, iſt's aber Nichts. Hier hat ſie ſchon zwei Mal ſeit Winter reparirt werden müſſen. Die neuen Moden ſind nicht durable."

VIII.

Walther war eine harte Natur. Sein ganzes Leben war eine Kette von Entsagungen gewesen, sie beugten ihn nicht nieder, sie stählten nur seine Entschlüsse. Er war schnell entschieden, was er zu thun, zu lassen hätte. In derselben Stadt mit Retta Zeuge ihrer Liebe zu Reinhold, an der er nicht zweifelte, konnte, wollte er nicht bleiben. Zu seinem Lehrer, von dem er einmal Abschied genommen hatte, zurückzukehren, war ihm peinlich, noch dazu, da er ihm die Motive nicht aussprechen durfte, die ihn seine Reise aufgeben ließen. Eben so wenig mochte er auf's Gerathewohl hinauswandern. Die Bettelreisen seiner Kindheit hatte ihm eine unüberwindliche Abneigung dagegen zurückgelassen, auf fremde Hülfe und Unterstützung zu rechnen, ja, dieselben gar in Anspruch zu nehmen. Nicht einmal Rath suchte er. Da fiel ihm denn ein, daß er vor einiger Zeit einen Brief

vom Träuble-Wirth erhalten hatte, der ihm eine gut zu bezahlende Arbeit nachweisen wollte. Er hatte es abgelehnt in der beglückenden Empfindung, sich vom Handwerker zum Künstler herausgearbeitet zu haben, in der Aussicht, die glühende Sehnsucht, nach dem Süden zu ziehen, befriedigen zu können. Nun war das Alles anders gekommen, er mußte, um aus eigener Kraft leben zu können, wieder arbeiten, seine Künstler-Entwickelung auf lange, seine Sehnsucht nach Italien vielleicht für immer hinausschieben. Aber er zauderte nicht. Mit leichtem Ränzel und schwerem Herzen machte er sich auf die Reise, so weit reichte seine Baarschaft noch, und kam beim Träuble-Wirth an. Er fand ihn nicht im Hause, und da war denn sein erster Gang in den Tanzsaal, um seine Malereien, die damals die Aufmerksamkeit Reinhold's erregten und seinem Leben unverhofft einen glücklichen Aufschwung gaben, wieder zu betrachten. Mit schmerzlicher Empfindung, als träte er wieder zurück in längst verlebte Stunden, die ihm doch beglückt erschienen im Vergleich zu der Stimmung des Augenblicks, stand er da, und beschämt sah er das Schülerhafte, Incorrecte seiner eigenen Arbeit. Aber die unbefangene

Zuversicht, mit der er damals schaffte, war doch ein Glück gewesen, ein nun auch verlorenes. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um die Thränen nicht Herr über sich werden zu lassen, und zwang sich, um sich abzulenken von seinen Empfindungen, zu einer Selbstkritik, die so streng war, wie sie kein Anderer ausgeübt hätte. Was er in dieser schmerzerfüllten Stunde als Künstler an und durch sich selbst lernte, hätte ihm kein Lehrer zu geben vermocht, und in dem Moment, in dem er entschlossen war, zum Handwerker wieder hinabzusteigen, reifte er mächtig zum Künstler heran. Nicht im Glück und nicht um glücklich zu sein, wird man Künstler.

Der heimgekehrte Träuble-Wirth stand schon lange hinter ihm, ohne daß er es bemerkte. „Der arme Schelm," dachte der Mann, „betrachtet sein eigenes Machwerk wie ein Verliebter seine Braut. Man muß ihm die Freude nicht stören." Endlich wurde es ihm aber doch zu lange, und er schlug dem jungen Manne derb auf die Schulter. „Seid Ihr es doch, Walther," sagte er, „ich wollte es der Resi kaum glauben, daß Ihr, nun wohl ein großer Künstler geworden, wieder eingekehrt wäret in unser schlichtes Haus. Gelt, ein

tüchtig Stück Arbeit das, Eure Pinſeleien. Das hat ſchon Mancher geſagt, der hier durchkam, und es hat Euch ordentlich Renomée gemacht in unſerer Gegend."

Walther ſah vor ſich hin und ſagte: „Ihr habt mir Arbeit angeboten, Träuble-Wirth. Ich konnte ſie damals nicht annehmen, denn ich war beſchäftigt und hatte andere Plane. Jetzt bin ich frei und ſuche Arbeit."

„Ja, wo war es doch?" erwiderte der Wirth, als müſſe er ſich beſinnen, „die alten Freunde ſind doch nicht zu verachten, nicht wahr?"

„Ich werde Eurer Empfehlung keine Schande machen," ſagte Walther, „denn ich habe ſeitdem tüchtig gelernt und meine Zeit nicht verloren."

Dem Wirth imponirte doch der Ernſt in Walther's in jeder Beziehung gereiftem Weſen, und auch der tief ſchmerzliche Zug auf dem ſchönen, nun ſchon männlichen Geſichte hielt ſeinen Scherz zurück. „Richtig," ſagte er, „unſer Baumeiſter, ein braver, kunſtverſtändiger Mann, hat Eure Arbeit hier genau geprüft und hat Aufträge für Euch. Ihr ſollt, ich weiß nicht welch' altes Schnörkelwerk, hier irgendwo

in der Gegend überpinseln und wieder zurecht malen. Er mag es Euch selbst sagen, denn als einen geschickten und nicht unbilligen Mann habe ich Euch schon empfohlen, und das Uebrige ist nun Eure Sache.“ Er nahm Walther unter den Arm und führte ihn in die Wohnung des Baumeisters, ließ durch die Magd hineinsagen, er brächte den jungen Menschen, der seinen Tanzsaal mit den Landschaften ausstaffirt hätte, und ging wieder. Zum Glück war Walther dem sachverständigen Baumeister durch seine Arbeit bereits besser empfohlen als durch die Anmeldung des Träuble-Wirths, und doch war Jener überrascht, als er ihn eintreten sah, und wurde das mehr und mehr im Laufe des Gesprächs. Er hatte gefragt, welche Studien Walther durchgemacht hätte, und als er das knapp aber klar entwickelte, auch einige seiner Zeichnungen vorlegte, die er mitgebracht hatte, und in Allem den Stempel schon entwickelter Künstlerschaft bekundete, sagte der Baumeister: „Verzeihen Sie meinen Irrthum, den die talentvollen, aber immerhin handwerksmäßigen Bilder in der „Blauen Traube“ entschuldigen werden. Ich brauchte einen geschickten Handwerker und sehe, daß ich es mit einem Künstler

zu thun habe. Für letzteren habe ich im Augenblick keine Beschäftigung."

„Ich muß aber arbeiten, was es auch sei," sagte Walther. „Versuchen Sie es immerhin mit mir."

„Gut," nahm der Baumeister wieder das Wort; „vergessen Sie aber nicht, daß es nicht meine Schuld ist, daß ich größere Begabung und Ausbildung finde, als ich erwarten durfte. Es handelt sich um die Restauration eines alten Familienbegräbnisses, das ich die Aufgabe hatte, vor dem Einstürzen zu retten. Das alte Bauwerk war in vieler Beziehung interessant für den Architekten, aber die Aufgabe war nicht leicht und ist auch nur mit Aufopferung manch' alten Bilderwerks gelungen. Diese wieder herzustellen im Charakter ihrer Zeit, und das fast mechanisch zu thun unter meiner Leitung, war die Aufgabe, welche ich Ihnen zugedacht hatte. Der Preis, den ich dafür bieten kann, ist ein sehr geringer; aber da ich bei Ihrem Verständniß und Ihrer künstlerischen Fertigkeit kaum nöthig haben werde, oft zu inspiciren, und so den weiten Weg und meine Zeit ersparen kann, bin ich im Stande, Ihnen Etwas zuzulegen."

Sie wurden schnell einig, und im Besprechen der

Zeichnung wurde der Baumeister immer sicherer, daß er dem jungen Maler die Arbeit getrost allein überlassen könnte. Walther zog die einsame, ernste Aufgabe, die ganz für seine Stimmung paßte, an, das Herz wurde ihm leichter in der Aussicht auf neue Arbeit. So wurde das Gespräch ganz heiter und belebt und für den nächsten Tag die Verabredung getroffen, daß der Baumeister den jungen Maler an dem fast fünf Meilen entfernten Ort seiner neuen Thätigkeit einführen solle. Der zuverlässige Mann holte Walther auch schon zu früher Tagesstunde aus dem Wirthshause ab, und die Beiden fuhren in eifrigem Kunstgespräche durch die anmuthige Gegend ihrem Ziele zu.

Walther hatte kaum nach dem Namen des Gutes, nach den Verhältnissen des Besitzers gefragt, und erst als der Wagen hielt und der Baumeister sich bei der Frau von Berken melden lassen wollte, erschreckte ihn der Name, den auch Reinhold jetzt führte. Die gnädige Frau sei für den ganzen Tag verreist, berichteten die Leute, und dieses seltene Ereigniß schien Allen von besonderer Wichtigkeit. Der Baumeister führte also den jungen Freund sofort in die kleine

alte Dorfkirche, an die das Familienbegräbniß anlehnte. In dem tiefer liegenden Gewölbe ſtanden, zum Theil ſchon über einander, die Särge, und darüber erhob ſich ein capellenartiger Bau in rohem gothiſchen Style, der deutliche Spuren einer gründlichen, oft gewaltſamen Reſtauration trug. Dadurch waren Wappen und Inſchriften, welche die Wände bedeckt hatten, ganz oder zum Theil zerſtört, und der ganze Raum, deſſen frühere, allerdings ſehr mangelhafte und unverſtändig ergänzte maleriſche Ausſchmückung kaum noch zu erkennen war, hatte etwas Wüſtes, Unfeierliches bekommen. Das, ſo war der Wunſch der Beſitzerin, ſollte nun Alles wieder hergeſtellt werden. Sie wolle, hatte ſie zu dem Baumeiſter geſagt, die Familiengruft, in der ſie einſt die Reihe ſchließen würde, feſt und würdig hinterlaſſen, und die ſpätere Zeit ſolle wenigſtens Achtung vor der Stätte haben, wenn ſie auch keine Liebe für die haben könnte, die dort ſeit Jahrhunderten ihre Ruhe gefunden hätten.

Der Baumeiſter legte ſeine Pläne vor, aber jetzt ſchon nur als Vorſchläge, und willig ging er auf Walther's Abänderungen ein, der ſich ſofort eine

Grundzeichnung entwarf, in die er das so treu als möglich herzustellende Alte einfügen wollte. Farben und Malergeräthschaften, die der Baumeister längst verschrieben hatte und die noch eingepackt der Arbeit harrten, wurden aus den Kisten genommen, und das Fehlende versprach der Baumeister nachzusenden. Walther war gleich in voller Thätigkeit und ließ sofort die nöthigen Gerüste aufrichten, was freilich eben nicht geschickt ausgeführt wurde, da man sich mit Vorhandenem behelfen mußte. Als am Abend der Baumeister mit herzlichem Abschiede von dem ihm liebgewordenen jungen Künstler schied, versicherte er, daß nun die Renovirung eine ganz andere, künstlerisch bedeutendere werden müsse, als er Anfangs hätte beabsichtigen oder auch nur hoffen können. Walther war mit Leib und Seele bei seiner Aufgabe. Er zeichnete, probirte Farbentöne, entzifferte Inschriften, suchte übertünchte Malereien wieder an's Licht zu bringen, bis die Nacht einbrach und der Arbeit ein Ziel setzte. Die eigenthümliche neue Umgebung, die Einsamkeit und vor Allem das neue Feld der Thätigkeit waren ihm eine Wohlthat, der er sich dankbar bewußt war.

Am anderen Morgen trat Karl Peltel zur ge-

wohnten Stunde ein bei der gnädigen Frau, die wieder ganz wie immer an ihre Tagesarbeit gegangen war und in Nichts äußerlich zeigte, wie ihre Sorge um Reinhold an ihr nagte, wie der gestrige Besuch in Barner's Hause sie halb beruhigt, halb ihr ein unklares, nicht behagliches Empfinden zurückgelassen hätte. Der alte Diener machte erst seine tägliche Wettermeldung und berichtete dann, der Baumeister sei gestern da gewesen und hätte den Anstreicher mitgebracht, der das reparirte Gewölbe wieder zurecht pinseln solle. Es schiene ein gut aussehender, aber auch blutjunger Mensch zu sein, und ob man den nun so „mir Nichts dir Nichts" da hantieren lassen dürfe. Frau von Borken fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen treten wollten; war doch von der Ruhestätte ihres Gatten die Rede, und in diesem Augenblicke gerade lag der Gedanke so schwer auf ihr, wer einmal für dieselbe sorgen würde! Aber sie faßte sich vor dem Diener, vor dem sie nicht gewohnt war, ihre Gemüthsbewegungen zu zeigen. „Ich werde selbst mich überzeugen und mit dem Manne Rücksprache nehmen," sagte sie.

Karl Poltel rechnete an den Fingern: „Eine halbe

Stunde beim Frühstück, dann drei Viertelstunden in der Küche, eine halbe auf dem Vorrathsboden, der Garten hält sie zwanzig Minuten, der Hof etwas länger auf, zehn Minuten hat sie bis zur Kirche zu gehen, in drei Stunden und fünf Minuten, also gerade 10 Minuten vor 11 Uhr, wird sie da sein." — Er machte sich also auf und ging zur Kirche hinüber. Leise trat er auf, wie das der geheiligte Raum bedingte, und schritt in die kleine Thür, welche zu der Begräbnißkapelle führte. Da waren Gerüste aufgebaut, die bis zur Decke des Gewölbes reichten und die vor Karl Peltel's Augen Walther verbargen, der eben auf dem höchsten Gerüst beschäftigt war, die vielfache Uebertünchung fortzuschaffen, um auf die Grundfarbe zu gelangen. „Herr Gott, welche Ungelegenheit!" flüsterte Karl Peltel vor sich hin. „Und dabei soll der selige gnädige Herr, dem der Wirrwar just über dem Kopfe vorgeht, seine ewige Ruhe behalten!" Er reckte sich fast den Hals aus, um dessen ansichtig zu werden, dem er seine Meldung bringen wollte, aber vergebens; hören konnte er ihn wohl auf dem Gerüste, aber nicht sehen. So stellte er sich denn gerade in die Thür und rief so laut er

konnte: „Punct 10 Minuten vor 11 Uhr werden die Frau Baronin von Borken hierſelbſt erſcheinen!“ — Die Stimme ſchallte dumpf in dem Gewölbe wieder, und Walther, der ſich allein geglaubt hatte, den der Raum und ſeine Begeiſterung feierlich geſtimmt hatten, ſchrak zuſammen. Er griff unwillkürlich nach einem eiſernen Haken an der Decke, um den die Taue, welche das Gerüſt hielten, geſchlungen waren, und wollte ſich niederbeugen, um zu ſehen, woher die Stimme käme. Da entſtand ein leiſes Kniſtern um den Haken, Staub und Mörtel rieſelten nieder; Walther fühlte es loſe werden unter ſeiner Hand, erſt langſam, faſt unmerklich, dann ſchwankte es unter ſeinen Füßen, der Haken ließ nach, glitt unter nachſtürzendem Schutt aus ſeiner Fuge und ſtreifte des jungen Mannes Stirn. Dann wankte das ganze Gerüſt, und plötzlich brach es krachend zuſammen. Walther, den ſchon der Schlag des niedergleitenden Hakens betäubt hatte, lag beſinnungslos unter dem Gerüſte begraben.

Der alte Karl Peltel taumelte zurück, ſelbſt faſt niedergeſchmettert vom Schreck, und es dauerte eine lange Weile, ehe er um Hülfe rufen konnte; aber ſchon waren auf das Getöſe Leute zuſammengelaufen,

und ſo wurde ſchnell der am Kopf ſtark blutende, beſinnungsloſe junge Mann unter Brettern und Stangen, die ihn bedeckten, hervorgezogen und unter Karl Poltel's Vortritt in's Herrenhaus getragen. So kam der Zug vor Frau von Berken's Fenſter an. Eigentlich hatten Alle den Kopf verloren; ſie ſchrieen durch einander, aber Jeder erzählte von ſich ſelbſt, wie er den Krach gehört hätte, wie er gedacht hätte, der Himmel ſtürze ein, und was er dann Alles gethan und angeordnet hätte. Darüber waren Alle einig, daß der junge Menſch das Genick gebrochen, ſeinen Geiſt bereits aufgegeben hätte, oder doch nahe daran ſei.

Die alte Dame allein blieb ruhig, vor ihren feſten, beſtimmten Anordnungen verſtummte das Durcheinander der Stimmen, ſie ließ den Verwundeten in das große, ruhige Fremdenzimmer bringen, — wir kennen den Raum von Reinhold's Anweſenheit —, unterſuchte die Stirnwunde, wuſch das Blut ab, verordnete Umſchläge und überzeugte ſich ſchnell, daß die Verletzung nicht gefährlich ſei. Walther kam auch bald wieder zu ſich und beſtätigte ſo die Vorausſetzung. Frau von Berken hatte alle Anderen fortgeſchickt. Karl Poltel hatte zum Arzte nach dem

Städtchen fahren müssen, und so saß sie allein am Bette des Verwundeten. Es war lautlos im Zimmer, die Gardinen hatte Frau von Berken zugezogen, so daß der ganze Raum wie in milder Dämmerung lag. Walther schlug die Augen auf und konnte sich nicht besinnen, wo er wäre. Er fühlte einen heftigen, dumpfen Schmerz an der Schläfe, sonst aber eine Behaglichkeit, die ihn unwillkürlich die Augen wieder schließen ließ. Die Ereignisse der letzten Tage lagen verworren vor seinen Gedanken. Eine Empfindung nur stand klar vor seiner Seele: er fühlte sich so einsam in der Welt, so heimathslos, und da war Niemand, der ihn liebte, der sich um ihn kümmerte. Da, als er die Augen wieder aufschlug, traf sein Blick die Züge der alten Dame, die regungslos ihm gegenüber saß. Mit dem Ausdrucke mütterlicher Sorge, so menschenfreundlich und liebevoll sah sie ihn an! „Solch' ein Blick voll Liebe und Freundlichkeit," meinte Walther, „hätte noch nie auf ihm geruht, so lange er lebte," und er streckte die Hand aus, halb im Dankgefühl, halb im Zutrauen, in dem ihm das Herz aufging. Er wollte die Lippen öffnen, aber Frau von Berken mahnte ihn, ruhig zu sein. So

hielt er nur die Hand fest, welche sich ihm entgegengestreckt hatte, und lange sah er in das mütterlich milde Gesicht, das ihm so fremd war und seiner Empfindung doch so bekannt schien. Dann schloß er die Augen und schlief ein. Die alte Dame regte sich nicht von ihrem Platze. Die Theilnahme, welche jeder Hülfsbedürftige in Anspruch nimmt, war schnell in eine wärmere Sympathie übergegangen. Seit Jahren hatte sie allen Kranken des Ortes ihren Rath, ihre Hülfe, oft ihre Pflege angedeihen lassen und dem Arzte nicht allein immer glücklich vorgearbeitet, sondern eigentlich ihn unnöthig gemacht. Hier, dem Fremden gegenüber, für den keine andere Pflege zur Hand war, hatte sie dieselbe, wie selbstverständlich, allein übernommen. Aber sie wußte sich nicht recht zu erklären, wen sie vor sich hätte. Die Schönheit der Züge hatte sie frappirt, die schmale, weiße Hand zeigte ihr, daß nicht ein Handwerker, wie sie gemeint hatte, vor ihr läge; der Blick, mit dem der Kranke sie angesehen hatte, war ihr unwillkürlich in's Herz gegangen. Sie hatte Zeit, sich der Empfindung hinzugeben, denn Karl konnte im günstigsten Falle erst in einigen Stunden mit dem Arzte kommen, und nun schlief der

Kranke allerdings einen unruhigen, fieberhaften Halbschlaf. Er bewegte die Lippen, schmerzvoller und freundlicher Ausdruck wechselten auf seinen gerötheten Zügen. Nun waren es vernehmliche Worte, die er sprach, der Name Reinhold und Netta trafen das Ohr der Pflegerin. „Sie liebt ihn!“ flüsterte Walther, wie geängstigt im Fieber, und erschreckt hörte die alte Dame die Namen, die Verbindung aussprechen, welche in dem Augenblicke auch ihr Herz bedrückten und mit Sorge erfüllte. Welchen Zusammenhang konnte der Fremde mit jenen haben?

Der Arzt kam, billigte alle Anordnungen der Frau von Borken und fand die körperlichen Verletzungen ungefährlich, denn die Gewalt des Sturzes war durch das allmähliche Zusammenbrechen des Gerüstes gemindert, und da Walther ganz oben stand, nur leichtere Stücke auf ihn gefallen. Aber der Fieberzustand war höher, als die Wunde am Kopfe bedingte, und der erfahrene Mann meinte, das könnten Folgen von Gemüthsbewegungen sein, die dem Unfalle vorangegangen wären, worüber den Kranken jetzt schon zu befragen nicht rathsam erscheine.

Karl Poltel übernahm für die Nacht die Aufsicht

bei Walther, aber er meldete doch am anderen Morgen der Gebieterin erst über das Wetter, ehe er seinen Bericht über den Kranken abstattete. Beide Meldungen unterschieden sich aber nicht viel von einander und stellten Unerwünschtes und Erfreuliches gleich möglich hin. Frau von Berken ging auch sofort, um sich selbst zu überzeugen. Sie wollte sich mit ihrem Strickstrumpfe in's Krankenzimmer setzen, sagte sie, denn es wäre ihr nicht lieb gewesen, hätte irgend einer der Dienstboten sich mit dem Patienten in ein Gespräch eingelassen, das Dinge verrathen hätte, die Reinbold betrafen. Dem alten Karl hatte sie eingeschärft, nicht mit dem Kranken zu reden, und sie wußte, daß sie auf dessen Gehorsam bauen konnte.

Als Walther die alte Dame in's Zimmer kommen sah, trat ihm eine freudige Empfindung an's Herz und sprach sich auf seinen Zügen aus. Sie fand ihn viel besser, und er behauptete, daß ihm gar Nichts mehr fehle. Er hatte sich auch besonnen, wo er sei und wie und weßhalb er hieher gekommen wäre, ja, er verlangte seine Arbeit wieder aufzunehmen. Davon wollte nun freilich die verständige Frau Nichts wissen, aber am Nachmittag saß er doch schon, wenn

auch noch mit verbundenem Kopfe, im Lehnstuhle, und neben ihm Frau von Berken mit ihrer Arbeit. Am anderen Tage erlaubte sie ihm schon, einen Zeichentisch einzurichten und seine Mappen vorzunehmen. Zwischen der alten Dame und dem jungen Manne hatte sich ein zutrauliches Verhältniß gestaltet, wie ein ähnliches Beiden bis dahin fremd gewesen war. Frau von Berken hatte in ihrer Einsamkeit nur Untergebene um sich, denen gegenüber sie ein mütterlich überlegenes Verhältniß festhielt, indem die Herrin nie vergessen wurde. Das trat hier zurück, und die volle Mütterlichkeit, bedingt schon durch die Pflege, blieb übrig. Sie nannte den Kranken „liebes Kind," und schon die Anrede bezeichnete für Walther ein Wohlwollen, wie er noch nie erfahren hatte. Die Frau entwickelt das eigenste Wesen der Weiblichkeit niemals liebenswürdiger als in der Krankenpflege, und so war Frau von Berken für Walther der Inbegriff vertrauenerweckender Mütterlichkeit. Ihr selbst aber ging in dem Verkehr mit dem jungen Künstler ein ganz neuer Gesichtskreis auf. Schon als er ihr entwickelte, wie er die Restauration des Erbbegräbnisses vorzunehmen gedächte, wie das eine

klare, bewußte Production wurde anstatt einer selbstverständlichen mechanischen Arbeit, hatte sie ihm erstaunt zugehört, und als er nun die Auffassung der Kunst, die Begeisterung für dieselbe, die Hingabe seines ganzen Lebens so ernst, so opferwillig aussprach, war es ihr, als sähe sie in eine ganz neue Welt.

Nun fing er auch an, von seinem Leben zu erzählen, von seinem Begegnen mit Reinhold, der so mächtig in dasselbe eingegriffen hatte. Frau von Berken erinnerte sich der Worte, die sie von ihrem Pflegling in seinem ersten Fiebertraume vernommen hatte; zögernd fragte sie nach Netta, und alle Beziehungen des Mädchens zu ihrem Pflegesohne, die ganze Verkettung des Zufalles, welche die Beiden zusammengeführt hatte, wurden ihr durch Walther's Erzählung klar, und wie ganz anders, als sie dieselben bis dahin aufgefaßt hatte!

Zum ersten Male seit vierzig Jahren verstand Karl Peltel seine Gebieterin gar nicht, denn er verstand sie nicht einmal falsch, wie ihm das doch sonst schon oft begegnet war. Daß sie in eigenthümlicher Bewegung aus dem Zimmer des Kranken kam, daß sie ihr Verbot wiederholte, mit demselben zu reden,

das war es nicht allein, was er nicht begriff; aber sie war zerstreut und achtete kaum auf die Dinge in Haus und Wirthschaft, von denen ihr bis dahin doch Nichts zu entgehen pflegte. Um aber doch in Einer Sache klar zu werden, wurde es der alte Diener in dem entschiedenen und gründlichen Hasse gegen den jungen Menschen, der sich so gewaltsam im Hause eingenistet hatte und einen Platz einnahm, der ihm weder nach Rang noch Beschäftigung gebührte; denn für Karl Poltel blieb Walther der Anstreicher, der ungeschickter Weise vom Gerüst gefallen war, aber ohne sich den Hals zu brechen, und der schon längst wieder hätte an die Arbeit gehen können. Er ließ auch wohl Worte in diesem Sinne gegen die Gebieterin fallen, aber die kurze, nicht eingehende Abweisung brachte ihn in seine Schranken zurück. Das machte seinen Groll nur heftiger, und, natürlich ohne seine Gebieterin zu erwähnen, denn das hätte er doch aus Respect nicht gethan, schüttete er sein Herz gegen alle Dienstboten des Hauses aus. Bei dieser Gelegenheit kam nun endlich seine Versöhnung mit der Köchin wegen der geborstenen meißener Suppenterrine zu Stande, die fast acht Jahre lang hatte auf

ſich warten laſſen, die Beide wünſchten, aber für die ſich Keiner zum erſten Worte überwinden wollte. Sämmtliche Dienſtboten ſtellten ſich nun auf Karl's Seite, und der arme Walther, der keine Ahnung davon hatte, war auf einmal der Gegenſtand des Grolls, faſt des Haſſes des ganzen Hauſes.

Frau von Berken merkte das wohl, obgleich Keiner gewagt hätte, ihr das direct auszuſprechen; aber überall begegnete ſie verſtimmten Geſichtern, und wenn ſie eine Anordnung für den Reconvalescenten treffen wollte, ſtieß ſie auf Unmöglichkeiten, oder ihre Befehle wurden doch nur halb oder läſſig befolgt. Das hatte natürlich eine ganz entgegengeſetzte Wirkung als die beabſichtigte, denn es bewog ſie, lieber Alles ſelbſt zu thun, und ſo brachte ſie wirklich den ganzen Tag bei Walther zu. Es berührten ſich hier im zutraulichen Austauſche zwei Charaktere, zwei Lebensanſchauungen, wie ſie verſchiedener nicht gedacht werden konnten, und vereinigten ſich in einem Conflicte, der das Herz Beider in dieſem Augenblicke am lebhafteſten beſchäftigte. Walther ſprach ſeine Empfindungen bald rückhaltslos aus, und nur das eigene Opfer, die Entſagung für das Glück der Kindheits-

genoſſin erwähnte er nicht; aber die kluge, alte Dame fühlte ſeine Liebe durch in der warmen Erregung, mit der er das Talent Netta's, ſeine wunderbar plötzliche Entwicklung, das Kindliche ihres Charakters ſchilderte. Sie ſelbſt blieb wortkarg, unerſchüttert in den Anſichten, in denen ſie gelebt hatte; aber gerade deßhalb mißverſtand Walther ihre Erregung, und von den ſogenannten Vorurtheilen ihres Standes hatte er ja überhaupt keinen Begriff.

Frau von Borken überlegte ernſt, mit inbrünſtigem Gebet, was ſie zu thun hätte. Ihr ſchien die Welt aus den Fugen zu ſein, der Kreis der Pflichten, in dem ſie ſich ſo klar, mit ſolcher Ueberlegenheit durch ihr ganzes Leben bewegt hatte, war ihr plötzlich erweitert, und ſie fand ſich nicht mehr zurecht. Eins nur fühlte ſie, daß ſie eine Mutterpflicht gegen Reinhold übernommen hätte, daß ſie dieſe erfüllen müſſe allein, ohne Vermittlung, und es ſchien ihr auf einmal verkehrt, daß ſie ſich an Barner gewandt hätte. Ja, ſie ſelbſt mußte Reinhold mit der ganzen Autorität der Mutter entgegentreten. Als ſie das für richtig erkannt hatte, zauderte ſie nicht länger, ſo gewaltig für ſie ein Entſchluß war, der ſie aus dem

Hause führte. Ruhig und fest ging sie zu Walther. „Ich muß meinen Pflegesohn sprechen," sagte sie, „so bald als möglich, will das Mädchen kennen lernen mit eigenen Augen, das mir sein Herz entfremdet. Ja, wenn Berken noch lebte, würde er mir helfen, so aber stehe ich allein. Ich kenne nun das Ziel, aber die Wege weiß ich nicht zu finden. Wollen Sie mich begleiten, lieber Walther?"

Walther erschrack, aber er zauderte nicht. Für die Frau hätte er sein Leben gegeben, ja, die Freudenthränen traten ihm in die Augen, daß er für sie Etwas thun könne, und je schwerer es war, deste beglückender erschien es ihm. Er ward wieder ganz genesen in der Empfindung und sagte zu, Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde.

Die Reise wurde gerüstet. Für jeden Anderen wäre sie so leicht, so einfach gewesen, Frau von Berken schien sie unüberwindlich schwierig, fast noch mehr als Karl, den beinahe der Schlag gerührt hätte, als ihm der Entschluß mitgetheilt wurde, sofort in die Residenz zu reisen. Welche Kisten und Koffer holte er nicht zusammen, was packte er nicht Alles ein, als gälte es eine Auswanderung, als müßte man

den Fährlichkeiten aller Jahreszeiten Trotz bieten! Walther's ganzes Gepäck war das leichte Ränzel, welches er in der Hand hielt, aber sein Herz war ihm desto schwerer. Frau von Borken hatte ihm Nichts von ihren Absichten mitgetheilt, sie mußte den Sohn sehen und Netta kennen lernen, das waren ihre Worte; aber Walther zweifelte nicht, daß nun Alles sich ausgleichen und zum Abschluß kommen müsse, ja, es war ihm ein schmerzlich-freudiges Gefühl, daß er selbst dazu beitragen würde, die Geliebte glücklich zu machen durch eigenes Entsagen.

So wurde die Reise angetreten. Frau von Borken war schweigend, in sich gekehrt, tief bewegt; in Walther kämpfte sich Alles, was Edles in seiner Natur war, schmerzlich aber unbeirrt durch, und der Einfluß der schlichten Frau neben ihm, der sein ganzes Herz gehörte, übte seine veredelnde und läuternde Macht. Was ihm immer gefehlt hatte, Vertrauen und Liebe zur Menschheit, war ihm gegeben. Walther hatte in den wenig Tagen gelernt, was die Geschicke seiner Kindheit und Jugend ihn nicht hatten lehren können: das Herz im Vertrauen hinzugeben. Seine Neigung zum Bastler war aus Widerspruch

entſtanden und eigentlich Nichts weiter als die umgewandelte Abneigung gegen die Eltern. Alles, was vom Künſtler in dem Manne war, zog ihn an, alles Andere mußte er mit Ueberwindung ertragen. Die ſchnell aufwachſende Freundſchaft für Reinhold hemmte das Mißtrauen des Demokraten gegen den Ariſtokraten, und bald erſtickte ſie die Eiferſucht. Netta liebte er mit der Leidenſchaft einer erſten Liebe, aber alle Kindesliebe, alle unterordnende Hingabe, deren ſein Herz fähig war, gehörten Frau von Borken. Das fühlte ſie, und wenn ſie auch nie aus ihrer abgeſchloſſenen, gemeſſenen äußeren Haltung hervortrat, ſo konnte doch auch ſie ſich ein eigenthümliches Wohlwollen für den jungen Mann nicht verhehlen, wärmer, perſönlicher als das allgemeine, das ſie für ihre Untergebenen, ja, eigentlich für die ganze Welt hatte, und das ſie in Intereſſen hineinzog, die ihr bis dahin fremd geweſen waren; die Theilnahme an dem Künſtler hatte ihr einen Blick in die Begeiſterung für die Kunſt erſchloſſen, und einer Seite in Reinhold's Weſen war ſie dadurch näher getreten. Aber das gerade war es, was ſie verwirrte.

Karl Peltel allein zeigte rückhaltslos, was in ihm

vorging: seinen Aerger über die Reise, deren Zweck er nicht errathen konnte, obgleich er richtig herausfühlte, daß mit Reinholdchen etwas Unangenehmes passirt sein müsse, und seinen Haß gegen Walther, für den er sich doch auch hinterher ein Motiv ausdachte. Der Mensch mußte Reinhold bei der Tante verklatscht haben, und den wollte er entlarven. Inzwischen ließ er seinen Groll, der Walther galt, an allem möglichen Anderen aus. Wie peitschte er seine armen alten Braunen auf der Fahrt zur Eisenbahnstation und übergab sie dann doch dem mitgenommenen Knechte mit solcher Fürsorge und zärtlicher Anempfehlung! Wie stieß er die Koffer, wie brummte er gegen die Eisenbahnbeamten, wie schalt er, daß der Zug zu unbequemer Stunde ginge, seine gnädige Frau hätte nicht einmal ihre ruhige Frühstückstunde gehabt, und so viel Rücksicht hätte sie doch wohl erwarten können! Schließlich hätte er doch ohne Walther's Hülfe die Hälfte seines Gepäcks stehen lassen und war nur wüthend, daß Nichts von dem Malheur eintraf, welches er vorausgesagt hatte, denn die Reise verlief wirklich ohne alle Zwischenfälle.

IX.

Der alte Gründler hatte Walther sein Wort gehalten. Er ging nicht wieder zu Netta und verhinderte auch die Frau Directorin, sie aufzusuchen. Dem Theater-Agenten, den er durchaus als Cameraden behandelte, erklärte er, daß seinerseits jede Einwirkung auf die Entschlüsse des Mädchens aufgegeben sei, und warnte ihn, zudringend zu sein, um nicht das von Natur hart eigenwillige Kind ganz aus der Hand zu verlieren, indem er berichtete, wie es einst, bettelarm, ganz allein in die Welt hinaus wanderte, von der Theater-Gesellschaft fort, bei der es seit der Kindheit gewesen und mit der es ihm nicht schlecht gegangen sei, nur um eine Rolle nicht zu spielen, die es eigentlich gar nicht verstanden hätte. Der Agent, der alle Schattirungen der Künstlerlaune kannte, machte sich diese Notizen zum Nutzen und begnügte sich, Netta auseinander zu setzen, daß die ärmliche Wohnung ihrer

jetzt gewonnenen Stellung beim Theater nicht angemessen sei, und daß er ihr bereits eine schicklichere ausgesucht und gemiethet hätte. Netta, die jetzt den ganzen Tag mit Studiren neuer Rollen und Proben fast über ihre Kräfte angestrengt wurde und ganz erschöpft war, ließ sich die Anordnungen des Agenten gleichgültig gefallen, und so kam dieser auch wirklich, um sie in die neue Wohnung abzuholen, und war nicht wenig verwundert, als Philippinchen sich ohne Weiteres anschloß. Der Mann hatte mehr als Vorurtheil, wozu er vielleicht ein Recht gehabt hätte, gegen die Theater-Tanten, er hatte Antipathie, und hätte er es nicht im Augenblick für nöthig erachtet, Netta in guter Stimmung zu erhalten, er hätte sich die Alte von der Seite geschafft. Die Wohnung war in der That passend, ziemlich elegant und gut gelegen und machte auf die beiden zukünftigen Bewohnerinnen sehr verschiedenen Eindruck. Philippinchen war zwar nicht sehr imponirt, das Ganze übersah sie nicht, aber die Details beschäftigten sie. Sie untersuchte Möbelzeug und Vorhänge mit sichtlicher Verwunderung und fragte nur, was sie in aller Welt, zwei Mädchen, in einem so großen Zimmer anfangen sollten, das im Winter

ein Heidengeld zu heizen kosten würde. Netta war Anfangs ganz gleichgültig, dann fiel ihr Frieda's Zimmer ein, das sie zuerst bewundert hatte, das ihr dann so lieb geworden war und als der Inbegriff alles Schönen, Behaglichen und Beglückenden erschien. Ihm, so viel sie konnte, wollte sie das eigene Zimmer nachbilden und traf gleich bestimmt und klar die Anordnungen. Es war eine Eigenthümlichkeit des Mädchens, daß es oft lange die Dinge, die sie angingen, ganz unberücksichtigt ließ, halb aus Gleichgültigkeit, halb aus Mangel an Nachdenken; hatte sie sich aber einmal klar gemacht, was sie wollte, so traf sie das sicher und ging unbeirrt ihren Weg. Der Agent hatte erwartet, sie solle über die ungewohnte Eleganz des Raumes seinem Contract geringe, oder doch zerstreute Aufmerksamkeit schenken, aber darin hatte er sich getäuscht. Netta ordnete sich nach dem Plan, der ihr vorschwebte, ganz ruhig den Raum und wies eine Entscheidung über ihre künftigen Verbindlichkeiten zurück, bis sie das genauer überlegt und besprochen hätte. Sie dachte an Walther und wußte nicht, daß, wenn es nach dessen Absicht gegangen wäre, sie ihn nicht wiedergesehen hätte. Nun stand

Alles, wie sie es wünschte, so viel als möglich erinnernd an Frieda's Wohnzimmer, und unwillkürlich schwebte das Bild der so bewunderten und geliebten Frau vor dem Mädchen auf. Es vergegenwärtigte sich, wie jene gegangen war, wie sie sich die Sessel zurecht geschoben, wie sie sich gesetzt, zurückgeneigt hatte, und ohne das zu beabsichtigen, nahm sie in Haltung und Bewegung Etwas von der Freundin an, das eben, weil es nicht beabsichtigt war, natürlich und eigen erschien. Philippinchen untersuchte noch immer die Möbelstoffe, der Theater-Agent schüttelte verdrießlich über verfehlte Absichten den Kopf, aber Netta war schon ganz heimisch in dem neuen Raum, und Niemand wäre es in den Sinn gekommen, daß sie sich zum ersten Mal in demselben bewegte. Wenn der alte Sebastian behauptet hatte, daß ihr der Schein nicht mitgegeben sei für das Leben, so hatte er auch in sofern Recht, daß der Schein sie unberührt ließ und sie nicht blendete.

Sie hatte noch einmal die Nachtwandlerin gesungen, die Rolle, die ihr den ersten Triumph eintrug, und mit eben so glänzendem Erfolg, ja, das Publicum erkannte wieder neue Vorzüge, wieder eine überraschend

ſchnelle Entwicklung an. Retta allein war nicht zufrieden. Alles kam ihr kahl, nüchtern vor nach den Erregungen jenes wunderbaren Abends, und ſie kam matt, muthlos und verſtimmt aus dem Theater, recht im Gegenſatz zu Philippinchen, die ganz kindiſch jubelte in ihrer Freude.

Nun wohnte Retta ſchon ſeit mehreren Tagen in der eleganten Wohnung, und dem ſehr aufdringlichen Theater-Agenten ſchien es daran gelegen zu ſein, ſie in jeder Beziehung in äußerlich glänzenderen Verhältniſſen erſcheinen zu laſſen. Auch für ihren Anzug hatte er Sorge getragen und die Wirthin der Wohnung beauftragt, das Nöthige in die Hand zu nehmen. Einige Kleider, Hüte, Alles, was zu einer mediſchen Toilette gehörte, war beſorgt, der Friſeur kam alle Morgen, und Retta war auf einmal zur Dame umgeſtaltet. Sie ließ das ganz ruhig geſchehen, ohne ſich darüber zu verdrießen, noch daran zu freuen, wie ſie ſich früher ſchon bei der Wandertruppe und jetzt wieder beim Theater die verſchiedenen Coſtumes hatte gefallen laſſen, ohne daß ihr das den geringſten Eindruck gemacht hätte. Sie war daran gewöhnt, Alles, was ihr Aeußeres betraf, mit vollkommenſter Gleichgültig-

keit zu behandeln. Philippinchen dagegen war glückselig. Alles wurde immer wieder bewundert und so sauber fortgelegt und dann auf's Neue betrachtet, wie ein Kind seine neue Puppe immer hervorholt und sich an derselben freut. Im Hinterzimmer freilich hatte sie sich ihr Reich ganz wie früher eingerichtet und ihre alte Kunstfertigkeit wieder in Bewegung gesetzt. Unter dem Rath und der Anleitung der Wirthin nähte und garnirte sie da, bügelte, steckte auf mit einer Geschäftigkeit, als hinge nur davon alles Andere ab.

Netta kam sich recht verlassen vor. Walther hatte sie in den ersten Tagen halb mit Sehnsucht erwartet, halb seinem Kommen mit Scheu entgegengesehen. Sie fühlte sich ihm gegenüber nicht unbefangen, seit er im Geheimniß ihrer Zuneigung zu Reinhold war, und dann fürchtete sie die Aufregung des Abschiednehmens. Nun er nicht wiederkam und auch Gründler sich nicht sehen ließ, fühlte sie sich doch verletzt. Der Gedanke an Reinhold war ihr peinlich. Sie dachte an ihn wie an einen fernen Traum, aus dem sie jäh erwachte, wie an etwas Verlorenes, dessen Erinnerung sie schmerzlich berührte. So schwankte sie zwischen Erschöpfung und betrübender Erregung, und

Philippinchen, die freilich Nichts von dem Allem begriff, ließ sie kopfschüttelnd gewähren. Sie wenigstens sehnte sich aufrichtig nach dem „jungen Menschen“ und dem „gutmüthigen Hanswurſten.“ Jeden anderen Besuch hatte Netta ein für alle allemal abweisen lassen.

So war die arme Nachtigall im vollen Sinne einsam in ihrem goldenen Käfig. Beim Theater kam man ihr aber sehr freundlich entgegen, denn man sah, daß in ihr der Bühne ganz unerwartet ein neuer Magnet geworden war, und fürchtete ihr Fortgehen, womit der Theater-Agent drohte. Als sie also darauf bestand, nun zuerst in einer Gluck'schen Oper aufzutreten, bewilligte man ihr das, und die Iphigenie in Aulis kam zur Aufführung. Sie kannte jede Note, die sie bei Sebastian so oft durchgesungen hatte, und seine Auffassung, die sie früher gar nicht verstanden hatte, war ihr auf einmal klar. Darin ließ sie sich nun auch durchaus nicht beirren, sondern blieb ganz selbständig. Wenn das wie ein gewisser Eigensinn ihres Wesens erschien, so war es doch sicher nicht das. Wie alle Naturen, die langsam zum klaren Verständniß kommen, dann um so fester in demselben werden, so wurde, was sich einmal bei ihr als Ueber-

zeugung oder Entſchluß feſtgeſtellt hatte, unumſtößlich. Diesmal kam noch etwas Anderes dazu — die Pietät für ihren verſtorbenen Lehrer. Selbſt wenn man ihr hätte begreiflich machen können, daß das, was er ſie gelehrt hatte, falſch ſei, würde ſie dabei beharrt haben, weil ſie es für unrecht gehalten hätte, im Andenken an ihn davon abzuweichen. So überraſchte ihre Auffaſſung, ihre Wiedergabe, ihre Darſtellung, die auf jene begründet war, das Publicum wie etwas ganz Ungewohntes, aber es trug ſo den Charakter der Zeit, in der das Kunſtwerk entſtanden war, hatte ſolchen Ernſt und ſo großes Unterordnen unter die Compoſition, daß es ergreifen mußte, ein lebhaftes „Für“ und „Wider“ hervorrief, das ſchließlich, mehr vielleicht als es der Fall war, zu dem Reſultat brachte, daß man es hier mit einer ganz außergewöhnlichen, ganz ſelbſtändig ſchaffenden Begabung zu thun hätte. So war der Beifall allgemein, ernſt, aber ein Beweis des Ergriffenſeins. Netta nahm ihn mit einer Beſcheidenheit hin, als gälte er ihr gar nicht, und in der That hätte ſie den Leuten immer ſagen mögen: „Das habe ich ja nicht hervorgebracht, das iſt einfach die Wirkung der göttlichen Compoſition und die Wieder-

gabe, das Verdienſt meines alten Sebaſtian.“ Als der Vorhang gefallen war und ihr von allen Seiten Anerkennung und Glückwünſche ausgeſprochen wurden, war ſie mehr beſchämt als erfreut, und ſie ahnte es nicht, daß dieſe Stimmung gerade ihrer Darſtellung den ſiegenden Reiz verliehen hatte.

Als ſie nach Hauſe kam, brach ſie in Thränen aus, ſo ergriffen war ſie ſelbſt von der Muſik, ſo lebendig ſtand ihr das Andenken an Sebaſtian vor der Seele, ſo ſchmerzlich empfand ſie auf's Neue ſeinen Verluſt. Ihr war, als hätte ſie eben einen Kranz auf ſein Grab gelegt. Sie wollte mit Philippinchen, die ganz berauſcht war von dem neuen Erfolg, von Allem, was ſie im Theater um ſich Schönes und Anerkennendes gehört hatte, von dem Bruder ſprechen, aber da fand ſie weder die paſſende Stimmung noch irgend ein Verſtändniß für die ihrige. „Gräme Dich doch um den nicht immer wieder,“ ſagte ſie, „er iſt doch nun einmal todt, ihm iſt wohl, und aus unſerem Unglück iſt nun dieſes ganze Glück entſtanden. Wenn Du nur gehört hätteſt, was die Leute Alles ſagten, Du ſprängeſt vor Freuden, anſtatt daß Du nun daſitzeſt und Dir die Augen verdirbſt mit allem Weinen.“

Da trat die Wirthin herein, eine Karte in der Hand, und meldete mit sehr wichtigem Gesicht: „Herr Freiherr Reinhold von Hillmar-Borken.“

Netta sprang auf, wurde dunkelroth und rief: „Nein, nein, ich kann, ich will jetzt Niemanden sehen!“ Der Name hatte sie zugleich wie etwas längst Bekanntes, warm an das Herz Gehendes getroffen und wie etwas erkaltend Fremdes berührt. Sie wollte auch keine andere Empfindung in dieser Stunde aufkommen lassen, als das Andenken an den Freund und Lehrer, das sie so tief bewegte. Aber da öffnete sich schon die Thür, und Reinhold trat herein. Die volle Ueberschwänglichkeit der Anerkennung, mit der er beginnen wollte und die er aufrichtig empfand, verstummte plötzlich vor Netta's ganzer Erscheinung. Hoch aufgerichtet, mit erschrecktem, fragendem Blick stand sie da, tief erröthet. Das Haar war noch antik geordnet und nur das Band aus demselben gelöst, ein leichtes, elegantes Gewand war nachlässig über die schlanke Gestalt geworfen. Dazu der noch in Thränen schwimmende Blick, der den Eintretenden weder begrüßte noch zurückwies, die bebende Lippe, die kein Wort hervorbrachte.

Reinhold fühlte sofort, daß er eine ganz Andere fand, als seine Einbildungskraft ihm vorgemalt hatte, und er selbst verstummte vor der Fremdheit dieser Erscheinung. Philippinchen trippelte herzu, und tief knixend, stammelte sie, womit sie dem Herrn Freiherrn dienen könne, und ob er wohl nicht die richtige Thür verfehlt hätte, denn hier wohne sie mit ihrer Freundin, der Sängerin, die eben mit so großem Beifall im Hoftheater gesungen hätte. Vielleicht hätte der Herr Freiherr schon davon gehört, denn es seien viele Leute dagewesen und alle sehr zufrieden gewesen.

Retta wurde nur noch verlegener, und Reinhold mußte unwillkürlich lachen, aber er faßte sich schnell, und freundlich zu der Alten gewandt, sagte er: „Ich war selbst im Theater, und deßhalb komme ich her."

Philippinchen flüsterte für sich: „Ach, der gehört zur Theatergeschichte," knixte dann tief und sagte: „Nun, dann ist das etwas Anderes," und dabei wischte sie den Stuhl mit der Schürze ab und stellte ihn mitten in das Zimmer.

Reinhold wandte sich, ohne auf Philippinchen zu achten, zu Retta. „Ich mußte heute endlich zu Ihnen

kommen, konnte das Glück nicht länger hinausſchieben, es Ihnen auszuſprechen, wie ich Sie bewundere. Iſt das doch ein Glück, nachdem ich ſeit Jahren die Sehnſucht im Herzen trug!"

Netta ſah ihn erſtaunt an: „Ja, was iſt denn an mir zu bewundern?" ſagte ſie, aber der Ton klang ſo wahr, ſo ohne alle falſche Beſcheidenheit. Sie wußte es wirklich nicht.

Reinhold würde verlegen geweſen ſein um die Antwort, hätte er nicht die ganze Rede, die ihm als Einleitung der Bekanntſchaft dienen ſollte und die an die Eindrücke der letzten Stunden, der eben geſchloſſenen Aufführung anknüpfte, unterwegs überlegt und geſtaltet. Außerdem war es ihm erwünſcht, die ſichtliche Beklommenheit der Situation zu überwinden. Er fing alſo mit warmen Worten und mit einem Enthuſiasmus, in den er ſich immer mehr hineinredete, an, Netta's Geſang und Darſtellung zu beſprechen. Er ſprach von ihren Intentionen und wollte beweiſen, daß er die verſtanden hätte. Da Netta ihn nur erſtaunt anſah und Nichts erwiderte, während Philippinchen immer Beifall zunickte und ſich dankbar verbeugte, ohne entfernt zu wiſſen, wovon die Rede

war, wurde ſchließlich aus Reinhold's Rede eine breite Abhandlung, über die Rolle der Iphigenie insbeſondere, über die Auffaſſung der Antike in der Zeitzeit im Allgemeinen und über die Compoſitionsweiſe des vergangenen Jahrhunderts in aller Ausführlichkeit. Als Netta immer noch Nichts ſagte, ſchloß er ſeine Rede mit den Worten: „Sind Sie nicht meiner Meinung?“

„Von Allem dem habe ich Nichts verſtanden,“ ſagte Netta.

„Unmöglich!“ rief Reinhold. „Wer eine Compoſition ſo wiederzugeben vermag, wie Sie uns heute bewieſen haben, muß tief in den Geiſt derſelben eingedrungen ſein.“

Netta beſann ſich eine Weile. Reinhold war ihr ganz fremd geworden, und ſo hatte ſie ihre Unbefangenheit ihm gegenüber ſchnell wiedergewonnen. Sie ließ ſich in einen Stuhl fallen und ſah vor ſich hin, indem ſie die Hände über das Knie faltete. „Sie meinen, ich hätte das ſo ausdrücken wollen,“ fing ſie an, „aber davon iſt mir wirklich gar Nichts in den Sinn gekommen. Und ich begreife auch überdies nicht, was die Leute daran Beſonderes gefunden haben. Das kann man ja gar nicht anders ſingen, ich erſt recht

nicht, denn ich habe es Alles so gemacht, wie mein alter Lehrer Sebastian es verlangte, und der sagte doch auch nur: „Das muß man natürlich singen, wie es dasteht.“ Wenn Einer ein Verdienst dabei hat, so hat er es. Ich aber gewiß nicht.“

Philippinchen fing an zu schluchzen. Sie hielt das für nöthig bei der Erwähnung ihres verstorbenen Bruders, und sie setzte auch an, ihm eine lobende Nachrede zu halten, in der sie aber Reinhold unterbrach.

„O,“ rief Reinhold, „alle Gerechtigkeit Ihrem vortrefflichen Lehrer, aber ehe Sie seine Schülerin wurden, habe ich schon aus dem Klang Ihrer Stimme errathen, welche tiefe Empfindung, welches Talent in ihr schlummerte!“

Netta hob die Hand, als wolle sie ihn verhindern, fortzufahren. Die Erwähnung dieses ersten Begegnens, so bedeutungsvoll für ihr ganzes Leben, drohte ihr, ihre Fassung wieder zu rauben. „Meinen Sie denn auch, daß ich Talent habe?“ fragte sie, ohne zu wagen, den Blick zu erheben.

„Das könnten Sie noch bezweifeln,“ erwiderte

Reinhold warm, „nach allen den Erfolgen, die Ihnen in den letzten Tagen wurden?“

„Früher war ich überzeugt, daß ich vollkommen talentlos sei,“ sagte das Mädchen, „und hatte mich ganz damit zufrieden gegeben. Sebastian war auch der Meinung. Ach, ich hätte so gern Talent gehabt und noch Etwas, was recht thöricht war zu wünschen. Ich sehe aber noch gar nicht ein, daß mir seitdem Etwas geworden ist, als Beifall, den ich nicht begreife. Wie ich den verdiene, verstehe ich eben so wenig, als ich weiß, wie ich ihn mir erringen kann. Wenn die Leute nicht mehr applaudiren morgen, ist es wieder ganz wie vorher, und ich werde sein, was ich früher war. Ja, was ist denn das eigentlich, ‚Talent‘, wovon sie Alle reden?“

„O, wie reizend,“ sagte Reinhold, „dieses Unbewußtsein in der Fülle der Kraft!“

„Das war keine Antwort auf meine Frage,“ sagte Retta. „Aber lassen Sie es nur gut sein, ich würde es doch wohl nicht verstehen.“

„Mädchen,“ rief Reinhold, „es ist auch unnatürlich, daß wir so kalt, so fremd von allgemeinen Dingen reden, wir, die wir uns jetzt endlich Auge in Auge gegen-

überſtehen und die das Geſchick ſo wunderbar zu einander führte. Seit ich zum erſten Mal den Klang Deiner Stimme vernahm, aus jenem Dachſtübchen, das Dir gehörte, hat er mir unaufhörlich nachgeklungen durch die Seele. Der Gegenſtand meiner Gedichte warſt Du — Du weißt es ja — ich ſandte ſie Dir. Ein Bild, das ich mir ſchuf von Dir, ſtand vor meinen Gedanken, und ich kann mich noch nicht ganz faſſen, ein anderes zu finden, als ich träumte!"

„Ach, die Gedichte!" ſagte Netta wie unwillkürlich. „Die kamen an dem Tage, als mein armer alter Sebaſtian mit dem Tode rang, und dann, als noch Einer da war, der jetzt auch ſchon hinüber iſt." Thränen unterbrachen ihre Worte.

„Sie meint den jungen Schullehrer, Herr Freiherr," ergänzte Philippinchen. „Er war ſchon dazumal nicht beſonders bei Wege und iſt vor zwei Monaten verſchlafen. Der Hanswurſt hat es uns erzählt, der ihm die Augen zudrückte." Dann ging ſie zu Netta und ſtreichelte ſie zärtlich. „Weine doch nicht, Kind," ſagte ſie, „Du thuſt ja, als hätteſt Du meinen Bruder Sebaſtian erſt heute verloren."

„Nein, Philippinchen,“ flüsterte Retta und drückte die Alte an sich, „ich habe ihn heute erst recht gewonnen. Bei jedem Ton, den ich sang, mußte ich an ihn denken.“

Reinhold hatte schon die Hand in der Brusttasche. Er wollte ein neues Paket mit Gedichten dem Mädchen übergeben, das ihm zeigen sollte, wie er seitdem nur an sie gedacht hätte, aber er zog die Hand zurück. Jetzt war nicht der Augenblick dazu, das fühlte er wohl. Er suchte nach einer neuen Anknüpfung. „Ich habe Ihnen noch einen Abschiedsgruß zu bringen von unserem Freunde Walther,“ sagte er.

„O, der abscheuliche Mensch,“ rief Philippinchen, „so ohne Lebewohl davon zu laufen! Alle Abend hockte er bei uns, wenn wir ihn oft gar nicht gebrauchen konnten, und nun wir allein sind und recht gut eines Rathes und einer Stütze benöthigt wären, läuft er uns ‚mir Nichts dir Nichts‘ davon und über alle Berge. Das ist so windige Komödiantenart!“

„Mir hat er es vermacht, mir hat er es übertragen, Ihnen Stütze zu sein,“ rief Reinhold, „und

ich nehme es als mein Recht in Anſpruch, daß Sie mich in Allem rufen, wo Sie eines Freundes bedürfen.“

In Retta flammte eine Empfindung auf, halb von Zorn, halb von Scham, denn ſie dachte der Stunde, in der ſie Walther und Reinhold belauſchte, als ſie von ihr ſprachen. Sie warf den Kopf zurück und ſagte: „Mit welchem Recht konnte Walther mich vermachen und übertragen? Bin ich eine willenloſe Sache, ein rathloſes Geſchöpf? Ich bin aufgewachſen mit Walther, aber ein Recht hat er an mich gerade ſo wenig als ich an ihn. Hielt er mich der Stütze, des Rathes bedürftig, konnte er ja bleiben, bis ich ihn darum anging. Nun er ohne Abſchied davonlief, konnte er mich auch unvermacht laſſen. Ich habe mir immer noch allein durchgeholfen im Leben.“

„Da hat ſie Recht,“ ſagte Philippinchen, „und ich bin auch noch da. „Was geht uns der junge Menſch an?“

Reinhold fühlte, daß er Unglück hätte mit ſeinen Annäherungen. „Nun,“ fing er wieder an, „laſſen wir Walther, ſo gut er es gemeint hat, und

sagen Sie mir, habe ich denn gar kein Recht auf Ihr Vertrauen? Bin ich Ihnen denn ganz fremd?"

Netta wurde dunkelroth. „Ich habe ja kein Mißtrauen," sagte sie, „zu Ihnen so wenig als zu irgend einem anderen Menschen, aber ich habe weder Etwas zu vertrauen, noch Etwas zu verbergen. Ich wüßte auch nicht, wo ich eines Rathes bedürfte oder einer Hülfe. Ich weiß, sie nennen mich die Nachtigall, das hat der Herr Rittmeister, der Schwiegersohn des Herrn Barner, aufgebracht, ich glaube, weil ich singen kann und häßlich bin, wie der Vogel. Manchmal komme ich mir auch wirklich vor wie ein armes, verflattertes Vögelchen, das der Sturm immer wieder aufjagt und forttreibt, wenn es einmal glaubt, ein sicheres Nest gefunden zu haben. Es fliegt hin, wohin der Wind es treibt, da kann ihm Niemand helfen, und irgend ein Ast nimmt es immer wieder auf. Um Eines aber neide ich das Vögelchen, daß es singen kann aus seinem Versteck heraus, und daß, wenn auch Mancher still steht, dem Gesang zuzuhören, doch Niemand sich um das Vögelchen selbst kümmert."

Reinhold griff verlegen nach ſeinem Hut. „Ich hatte Ihnen ſo viel zu ſagen,“ fing er an, „und fühle, daß die Stunde nicht günſtig iſt.“

Er reichte dem Mädchen die Hand und wollte gehen. Sie zögerte erſt, die Hand zu ergreifen, aber dann nahm ſie dieſelbe mit beiden Händen und flüſterte angſtvoll: „Habe ich Etwas geſagt, das Ihnen weh that, das Sie verletzte? Das habe ich, weiß Gott, nicht gewollt. Aber mir iſt heute ſo wunderbar zu Sinn, und mein ganzes Leben zieht mir durch die Gedanken vorbei. Ich glaube, das thut die Erinnerung an Sebaſtian, die mir ſo wehmüthig an's Herz trat. Nun muß ich mich ordentlich beſinnen, daß Sie derſelbe ſind und vor mir ſtehen, und ich Ihre Hand halte, derſelbe, der damals in jenem Städtchen ſo freundlich über mich ſprach und mir klar machte, daß ich mich nicht länger dürfe auslachen laſſen. Ich hörte Alles, und da faßte ich meinen Entſchluß. Ich hätte Ihnen ſo gerne danken mögen für die Gutthat Ihres Wortes, für Ihre menſchliche Achtung eines ſo gleichgültigen Geſchöpfs, ja, ich habe es in Gedanken oft gethan, und nun ſtehe ich vor Ihnen und kann das rechte Wort nicht

finden. Glauben Sie mir aber ohne Wort, daß ich es dankbar empfunden habe und in meinem Leben nicht vergessen werde."

Sie hatte hastig gesprochen, dann aber, als erschräke sie über das, was sie gesagt hatte, ließ sie plötzlich Reinhold's Hand los und eilte in's Nebenzimmer. Philippinchen knirte noch immer, als auch Reinhold schon das Zimmer verlassen hatte. Der junge Mann war halb unzufrieden mit sich, halb überselig. Er fühlte wohl, daß er beim ersten Begegnen den Weg der Annäherung nicht glücklich getroffen hatte, Netta erschien ihm fremd, aber nach allen Seiten anziehender, als er zu erwarten wagte. Und hatte ihm Walther nicht gesagt: „Netta liebt Sie, muß Sie lieben!" Wäre sie ihm auch sonst nicht unbefangener entgegen getreten? Von einem so wunderbaren, reich begabten Wesen geliebt zu sein, welch' Glück! Theil zu haben an ihrem aufsteigenden, glänzenden Talent! Reinhold exaltirte sich immer mehr hinein in den Gedanken und malte sich die Zukunft in glühenden Farben. Die Erinnerung an seine Tante zog ihm freilich wie ein trüber Schatten über seine Phantasieen, aber in der Fülle des Glückes

träumte er ſich auch, wie ſeine Liebe und Netta's Ruhm endlich die Vorurtheile der Adoptivmutter beſiegen müßten, und brachte ſo den Roman ſeiner Einbildungskraft immer wieder zu glücklichem Abſchluß. Aber nicht nur Netta's Beſitz ließ ihm die Zukunft roſig erſcheinen, es erfüllte ſich noch ein anderer Traum ſeiner Jugend. Der behagliche Genuß im Verkehr mit der Kunſt ſtellte ſich in Ausſicht, die Beziehung zum Theater, in die ihn die berühmte Sängerin bringen würde, hatte den größten Reiz für ihn und brachte den ſehnlichſten Wunſch ſeines Herzens zur Erfüllung. Da er nicht ehrgeizig war, nicht energiſch genug, um Ruhmeskränze für ſich aus eigener Kraft zu erſtreben, fielen ihm die Triumphe der Geliebten zu. Sein Wohlſtand, ihre unausbleiblichen Einnahmen ließen ihn alle künſtleriſchen Wünſche erfüllen, und ſo ſollte das Leben in beglückender Hingabe an edlen Genuß fortan nur der Kunſt gehören. Zuletzt ſah er gar keine Schwierigkeit, gar kein Hinderniß mehr. Als er in ſeiner Villa ankam, wollte er ſeiner Glücksempfindung in einem Briefe an Barner Ausdruck geben, aber er zerriß die angefangenen Zeilen, denn ſie erſchienen ihm kalt und matt. Er verſuchte

ein Gedicht, und zum ersten Male kamen ihm die gereimten Worte hohl, farblos und alltäglich vor. Eine bange Empfindung des Unzufriedenseins fiel wie ein Schatten in das glänzende Glück seiner Lebensplane, eines Unzufriedenseins mit sich selbst.

X.

Barner und Frieda waren in der Residenz angekommen, aber sie hatten, wie sie das unterwegs verabredeten, weder Reinhold noch Netta von ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Das geschah nicht, um sie zu überraschen, aber Barner hatte vorher noch allerlei Vorbereitungen zu treffen, über die er selbst die Tochter im Unklaren ließ, und diese benutzte den ersten Vormittag ihres Aufenthaltes zu Toilettenbesorgungen und zu Besuchen bei Pensionsfreundinnen. Nebenbei hörten sie an verschiedenen Orten von der neuen Sängerin reden, die alle Welt beschäftigte, über deren Vergangenheit schon vielfache, meist ganz unrichtige und widersinnige Gerüchte im Umlauf waren, die aber jedenfalls etwas Außergewöhnliches geworden sein mußte, um so die Gemüther in Aufregung zu bringen. Natürlich fehlte es auch nicht an abweisenden Urtheilen; aber es war auffallend, daß sich diese

meist nur bei den Männern und eigentlich Nichtmusikalischen fanden, während die Frauen und Musikkenner fast ohne Ausnahme der Bewunderung voll waren. Frieda konnte bald nicht mehr der Neugierde widerstehen, ihren Schützling, über den nothwendiger Weise eine gewaltige Entwickelung gekommen sein mußte, wiederzusehen. Sie machte sich also auf den Weg, und Barner, der noch Verschiedenes zu erledigen hatte, schärfte ihr ein, zu bestimmter Stunde zurück zu sein, da er Reinhold ihre Ankunft schriftlich melden und ihn ersuchen wollte, sie im Hotel aufzusuchen. Das erste Wiedersehen wünschte er in Gegenwart der Tochter zu haben.

Frieda fand nur Philippinchen, da Netta noch in der Probe war. Die Alte, nachdem sie die erste Ueberraschung überwunden hatte, war außer sich vor Freude, küßte Frieda immer wieder die Hand, jubelte, weinte, Alles durch einander, und fing dann, von Frieda aufgefordert, an zu erzählen. Hätte die junge Frau nicht schon durch Andere Vieles erfahren, Philippinchen's Bericht würde sie vollkommen im Unklaren gelassen haben, denn diese hielt sich nur an das Unwesentlichste und sprang ab von einer Sache auf die

andere. Dabei ſchleppte ſie die Kleider und Hüte herbei, als müßten die den Beweis geben ihrer veränderten Lage, und ſprach ſchließlich nur von ſich und ihren eigenen Erlebniſſen. Frieda, die ſich zuerſt an der komiſchen Aufregung der Alten beluſtigt hatte, war doch froh, als Netta's Eintritt dem tête-à-tête ein Ende machte. Kaum hätte ſie das Mädchen erkannt, ſo ganz anders trat es ihr gleich entgegen. Das war nicht der veränderte Anzug allein, das war vor allen Dingen der entwickelte Ausdruck der Züge, die Haltung, welche es um einen Kopf gewachſen erſcheinen ließ. Netta war noch unſchön, aber ſie hatte die Art von Häßlichkeit, die auffällt, ohne abzuſtoßen, und faſt wirkt wie Schönheit. Ihre Freude, als ſie Frieda erkannte, war wo möglich noch größer, jedenfalls noch rührender, als die von Philippinchen. Sie ſuchte nach einem ſichtbaren Zeichen dieſer Freude und ihrer Anhänglichkeit und wäre der Beſchützerin faſt zu Füßen gefallen. Hätte Frieda in dem Augenblicke von ihr verlangt, ſie ſolle allen Erfolgen, allem Glück des Lebens, ja, dem Leben ſelbſt entſagen, ſie hätte es ohne Beſinnen gethan. Frieda fühlte das, fühlte, daß, wenn ſie jetzt die Aufgabe, die ihr zugemutet

wurde, die sie aber eben so wenig übernommen als abgelehnt hatte, erfüllen wolle — die Aufgabe, von Netta zu verlangen, jeden Gedanken an Reinhold aufzugeben —, sie hätte sie ohne Mühe, mit wenig Worten erfüllen können. Aber sie hatte sich zu Nichts verpflichtet, hatte sich ihren eigenen Plan gemacht und wollte erst prüfen, ehe sie ihre Ansicht aussprächе, ja, sie wollte sich diese sogar erst bilden. Sie umarmte das zitternde Mädchen, zog es zu sich auf das Sopha, streichelte ihm die Wangen und fühlte an ihrer eigenen Weise zu demselben auf's Neue, wie ganz anders es geworden war. Netta's Aufregung war, äußerlich wenigstens, unter der sanften Freundlichkeit der Freundin schnell beruhigt, und nun trat auch ihr altes Wesen wieder deutlicher hervor und überwand den fremden Eindruck, den sie beim ersten Wiedersehen gemacht hatte. Frieda forderte sie auf, von ihren Erlebnissen und von der wunderbaren Wendung ihrer Stellung zu erzählen.

Netta lachte ganz unbefangen. „Ja, da ist gar nichts Wunderbares," sagte sie, „aber alle Leute sehen es nun einmal so an."

„Wie, Kind," rief Frieda, „Du wirst doch Deine

Erfolge, von denen hier alle Welt ſpricht, nicht läugnen? Biſt Du denn nicht ſtolz auf dieſelben?“

„Stolz?“ fragte Netta ganz verwundert. „Ja, wie ſollte ich dazu kommen? Ich habe mir doch die Stimme nicht gegeben, und daß ich ſie gebrauchen lernte, danke ich Ihrem Vater, Sebaſtian, vielleicht einem glücklichen Zufalle, aber nicht mir ſelbſt. Ich dummes Ding hätte ja nie gemerkt, daß ich eine Stimme hätte, weder gedacht noch gewollt, daß ich ſingen könnte, und habe mir hier noch ganz verſteckt eingebildet, ich ſänge ungefähr wie ein todtes Inſtrument, das den Ton giebt, den ein Anderer anſchlägt oder deſſen Walze er dreht. Ich hätte, bei Gott, viel mehr Grund, beſchämt zu ſein, als ſtolz; aber dankbar bin ich, wenn ich auch mitunter Launen durchzumachen habe, die ganz anders ſcheinen. In dieſem Augenblicke aber, in der Freude, Sie zu ſehen, bin ich ſo glücklich, daß mir auch meine ganze Dankbarkeit einfällt und warm an das Herz tritt. Was die Leute an mir finden, verſtehe ich nicht, wie ich früher nicht verſtand, weßhalb ſie mich auslachten. Wenn Sie mich ſehen und hören könnten auf der Bühne, würden Sie das ſelbſt ſagen. Ich mache das ſo, wie man

es gar nicht anders machen kann und wie es jede Andere auch machen würde, auch machen müßte."

„Glauben Sie ihr nicht, gnädige Frau!" rief Philippinchen dazwischen. „Ich selbst verstehe zwar blutwenig von dem Kram, aber ich höre doch, was die Leute um mich her reden! Sie ziehen sie allen den anderen Singefräuleins vor, und die machen doch viel mehr Wirthschaft mit Händen und Füßen und quälen sich noch einmal so sehr als die Retta!"

„Ja, eben deßhalb," sagte Retta heiter. „Ich mache die Dinge nicht besser, als sie sind, aber die verderben so viel daran."

Philippinchen wollte Etwas erwidern, aber Retta ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ich bitte Dich," sagte sie, „langweile doch unsere liebe, gnädige Frau nicht mit allen den Geschichten, die Du, nur halb verstanden, im Theater aufgeschnappt hast."

Philippinchen nahm das übel, sie wollte sich Nichts von ihrem Stelze auf die Freundin fortdemonstriren, wollte sich nicht die Rede abschneiden lassen. „Könnte ich es nur so herausbringen," fing sie wieder an, „wie der vernehme, junge Herr Freiherr gestern Abend!

Der hat es auseinander gesetzt, was für Wunderdinge Du zuwege bringst!"

„Von wem spricht sie?" fragte Frieda, aufmerksam werdend.

Netta war dunkelroth geworden. Verlegen stammelte sie: „Ich glaube, Sie kennen ihn — er war einige Mal bei Ihnen zum Besuch — ein Freund Ihres Herrn Gemahls — der Freiherr von Berken ..."

„Und der war hier?" fragte Frieda sichtlich gespannt weiter.

Da Netta schwieg, nahm Philippinchen wieder das Wort. Sie schilderte die Anmeldung des Herrn Freiherrn durch die Wirthin, zeigte, wohin sie ihm einen Stuhl gestellt, wohin er sich aber dann gesetzt hätte. Dann wollte sie versuchen, wiederzugeben, was er gesprochen hatte, kam damit aber nicht zu Stande und schloß jeden verunglückten Satz mit den Worten ab: „Und Alles so Etwas."

Frieda ließ sie reden, ohne auf ihre Worte zu achten, und beobachtete Netta, die mit gesenktem Kopfe dasaß. „Sie liebt ihn!" dachte Frieda, aber sie brach endlich Philippinchen's nimmer enden wollenden Redestrom ab, indem sie aufstand und sagte, ihr Vater

erwarte sie und würde mit ihr jedenfalls am anderen Tage zu ihnen kommen. Netta war gleichfalls aufgestanden, froh, daß ein Gespräch zu Ende war, das sie, sie wußte selbst kaum weßhalb, verlegen machte. Noch schlug ihr Herz höher, noch lag das Roth der Befangenheit auf ihren sonst bleichen Wangen. Sie fühlte, daß Frieda's Blick prüfend auf ihr ruhte, aber die Aussicht, Varner wiederzusehen, belebte sie freudig. „Ach ja," rief sie, „nicht wahr, Sie kommen wieder, gnädige Frau, kommen mit Ihrem Vater? Bitte, bitte, gnädige Frau!"

Frieda fragte, möglichst absichtslos: „Hast Du uns Etwas anzuvertrauen, Kind?"

Netta schwieg erst, als müsse sie sich besinnen. „Nein," sagte sie dann. „Aber mir ist's, als hätte ich so viel zu sagen. Jetzt, indem Sie mich fragen, weiß ich Nichts, und doch ist mir das Herz so voll, seit ich Sie wiedersah. Es ist eigen, wenn ich über mein Leben nachdenke, muß ich immer wieder von vorn anfangen. Da ist es denn so einfach, ein Tag reiht sich an den anderen, und ich werde so weiter getrieben, daß mir Nichts außergewöhnlich erscheint. Indem ich nun aber an Ihren Vater denke und ihn

wiederſehen ſoll und verſuchen werde, ihm zu danken für Alles, was er mir Gutes gethan hat, denke ich auf einmal jenes Tages, an dem er mich am Wege auf dem Stein ſitzend fand, wie ich geſtern bei jedem Ton, den ich ſang, an Sebaſtian denken mußte, als ſtünde er vor mir. Und nun ſehe ich um mich, und aus der Bettlerin, einſam in der Welt, verlaſſen auf der Landſtraße ohne Ziel, bin ich hier in dem prächtigen Zimmer, ohne Sorge des Augenblickes, und habe Sie zur Seite, die ſo gut zu mir ſind, und Philippinchen, die ich ſo lieb habe, und ...“

Sie hielt ein, aber ihr Blick flammte, und die Lippe vermochte nicht weiter zu reden.

„Nun,“ ſagte Frieda, „und wenn Du an Deine Zukunft denkſt?“

Netta ſchlug beide Hände vor die Augen. „Das weiß ich nicht!“ rief ſie faſt angſtvoll. „Wer kann an die Zukunft denken?“

„Das müſſen wir Alle!“ erwiderte Frieda, „wenngleich eine höhere Hand, die auch Dir ſo gnädig war, ſie lenkt. Du biſt kein Kind mehr, Netta, wie damals, aber Du biſt noch immer einſam, auf eigene Kraft geſtellt in der Welt. Du mußt Dir klar werden, was

Du kannſt, was Du willſt. Gott gab Dir Freunde, die Dich nicht verlaſſen werden, die Dir beiſtehen wollen, das verſpreche ich Dir noch einmal, wenngleich Du es ſchon weißt.“

Retta ſah ſie erſchreckt an. Sie fühlte es, daß Frieda nicht mehr ſo unbefangen zu ihr ſprach, ſeit Philippinchen's ganz argloſes Geplauder Reinhold's Erwähnung gethan hatte. Sie verſtand, daß ihr Geheimniß, das, immer noch ein ungelöſtes Räthſel, in ihrem Herzen lag, errathen, vielleicht falſch gedeutet ſei. Das war ihr Glück geweſen, als ſie noch glaubte es allein zu beſitzen, und die Gedanken in trüben und heiteren Stunden ſich zurückzogen zu dem Bilde des Menſchen, der ihr zuerſt in der Welt menſchlich, weite und hochherzig erſchienen war, der erſte edle Hauch, der ihr Leben angewebt hatte. Sie fühlte, es war ein Traum, der ſie beglückte, ein Traum, der ſchwinden mußte bei dem Erwachen. Das alte Märchen war ihr ſo oft in den Sinn gekommen, das ſie einmal — ſie wußte nicht von wem, als Kind gehört hatte, das Märchen von dem Bräutigam, welcher der Braut verbot, ſeinen Namen zu nennen, weil er ihr ſonſt entſchwinden würde für immer, die Wiederholung der

alten Mythe von Amor und Pſyche. Das Räthſel, wenn man ſeine Löſung ausſpricht, iſt vernichtet, das Geheimniß, an das Licht gezogen, wie der Liebesgott von der Leuchte der Pſyche, verſchwindet — und ſie hatte damals nur das Eine gehabt im Leben, das ſie beglückte. Halb war es ihr ſchon geraubt, als ſie Walther's und Reinhold's Geſpräch belauſchte, nun konnte ſie nicht zweifeln, daß auch Frieda davon wußte, und dazu war ihr ganzes Empfinden in Zwieſpalt gerathen, ſeit ſie Reinhold geſprochen hatte. Angſtvoll blickte ſie auf Frieda, deren liebevolles Wort ihr das Herz erſchloſſen hatte. Sollte ſie ſich ihr vertrauen oder nicht? Wäre ſie ſich nur ſelbſt klarer geweſen, was ſie zu vertrauen hätte, ſie würde nicht gezaudert haben.

Frieda erkannte auf den erſten Blick die Bewegung, das Zagen des Mädchens. „Netta," rief ſie, „was iſt Dir? Komm, ſprich Dich aus, armes Kind!"

Netta lehnte den Kopf an ihre Schulter und flüſterte: „Wenn wir allein wären. Um Gotteswillen nicht vor ihr!" Sie zeigte mit dem Blick auf Philippinchen, die der ganzen Erregung ihres Schützlings gar keine Beachtung geſchenkt hatte. „Solche Auf-

geregtheit gehört nun einmal zum Theaterkram!“ meinte sie.

Frieda sagte schnell gefaßt: „Begleite mich in's Hotel, Netta, vielleicht muß ich noch lange warten auf den Papa, und da können wir plaudern.“ Netta erschrak. Sie hätte gern ihr halbes Versprechen, ihr Herz auszuschütten, zurückgenommen, aber es war einmal gegeben. Vor der Thür hielt Frieda's Wagen, sie stiegen ein und fuhren zum Hotel. Keine sprach ein Wort, ja, Netta saß da mit geschlossenen Augen, als müsse sie den Blick ganz in sich hineinkehren. Sie fürchtete sich vor dem Geständniß, und doch, sie mußte es einmal von der Seele wälzen, und wem hätte sie lieber, wem leichter ihr ganzes Herz dargelegt als Frieda. Barner war noch nicht wieder von seinen Ausgängen zurückgekehrt, und Frieda nahm das Mädchen in ihr Zimmer. Als sie allein waren, zog sie Netta an ihre Brust und sagte: „Ich errieth Alles, ich weiß, Du liebst Reinhold!“

Netta machte sich los und streckte die Hand aus, als wolle sie das Wort zurückhalten, das alte Märchen fiel ihr ein. Es war zu spät, das Wort war gesprochen. Frieda hatte es gesagt, so sicher, so ohne

Zweifel, und nun zweifelte ſie ſelbſt nicht mehr, aber ſie brach in Thränen aus.

„Faſſe Dich! Erzähle mir Alles!“ rief die anmuthige junge Frau, ſelbſt mit Thränen in den Augen, und liebkoſte das weinende Mädchen.

„Alſo zürnt ſie mir nicht deßhalb,“ dachte Netta. Gewaltſam drängte ſie die Thränen zurück und ſagte mit bebenden Lippen: „Ja, wenn ich Ihnen nur Alles erzählen könnte, wie es kam! Weiß Gott, ich wollte es, und den ganzen Weg hierher habe ich darüber geſonnen, wie ich es ausſpräche! Aber es greift ſo in mein Leben, in mein Geſchick, daß ich das Alles mitſagen müßte, und es iſt ſo wunderlich, über ſich ſelbſt zu denken und von ſich ſelbſt zu reden, als wäre man ein Anderer. Für ſich allein kann man das wohl in Gedanken, aber man kann es nicht ſagen. Im geſprochenen Worte kommt es Einem nur noch halb wahr vor, ſo wie ſeine Gedichte, die er mir ſchickte, nur halb wahr waren, denn er meinte mich zwar in denſelben, aber er dachte ſich doch eine Fremde, und das hat es mir angethan, denn ich weiß jetzt auch nicht mehr, wie viel von mir iſt in meiner

Empfindung und wie viel von einer Fremden, die ich mir in Gedanken schaffe."

„Erzähle ruhig von Anfang, dann wirst Du Dir selbst klarer werden," sagte Frieda.

Retta holte tief Athem. Erst zögernd, stammelnd, dann immer hastiger erzählte sie knapp, gedrängt ihr ganzes Leben. Es war so einfach. Dann kam ihr Begegnen mit Reinhold, und nun kannte ja Frieda die äußeren Umrisse. Aber von denen sprach Retta auch nicht. Als wenn Jemand seinen Traum erzählt, schilderte sie, wie Reinhold's Bild, das „Gedenken an ihn", sagte sie, ohne seinen Namen zu nennen, neben ihr hergegangen sei, wie sie, wenn sie an ihn dachte, manchmal im Unterricht bei Sebastian die einzelnen Momente des Ausdrucks in der Stimme gehabt hätte, die der alte Freund so gern festgehalten hätte und die sie doch nicht die Macht hatte, wieder hervorzurufen. Dann sei ihr in dem Gedenken an ihn klar geworden, daß sie den jungen kranken Lehrer nicht lieben könne, der ihr seine Hand bot und der dann so einsam hätte sterben müssen. Sie gestand sogar, wenn auch tief erröthend, daß sie sein Gespräch mit Walther belauscht hätte, und suchte dann ihre Auf-

regung zu ſchildern, als ſie ihn im Theater in der Loge erkannte. Da ſei ihr plötzlich wieder geworden wie im Unterricht bei Sebaſtian, wenn der die ſchnell vorübergehenden Momente gelobt hätte, nur daß im Beifall des Publicums, ſo unerwartet und ſo ungewohnt, ſie die Kraft hätte wachſen gefühlt, die Empfindung feſtzuhalten in dem Geſang. Der Moment hätte entſchieden, in ihm ſei ſie von der klingenden, lebloſen Glocke zur Sängerin geworden. Das ſei ihr nun auch erſt klar geworden, aber wieder ſei es das Gedenken an ihn geweſen, dieſes Mal mit ſeiner Erſcheinung vor Augen, die ihr, wie damals das Bewußtſein ihrer unwürdigen, verpfetteten Stellung, jetzt das Bewußtſein ihrer Schaffenskraft gegeben hätte. Alles das ſei durch das Gedenken an ihn entſtanden, geworden, an's Licht getreten. Und nun ſei er ſelbſt geſtern gekommen, hätte zu ihr geſprochen, Worte der Freundlichkeit, aber ſie verſtünde ſich nicht mehr. Es wäre ihr, als wenn das Gedenken an ihn ihr genommen würde, als wenn ſie dann Alles wieder verlieren müſſe, was ihr daſſelbe für's Leben geſchenkt hatte — Glück, Selbſtachtung, Kraft des Geſanges, den Segen der Kunſt. Und doch, ſeit ſie ihn geſehen,

seit sie zu ihm gesprochen hätte, sei es nicht mehr das Gedenken wie früher, sei es mehr und doch auch wieder weniger. Sie konnte nicht weiter sprechen Angstvoll, abgebrochen kamen die Worte, die Wangen glühten und das Auge senkte sich.

Frieda hatte in athemloser Spannung gelauscht. „Und das verstehst Du nicht?“ rief sie. „Früher war Dein Glück ein Traum, ein körper- und wesenloser, was Du Gedenken nennst, eine Anbetung, ein Gedankenleben. Du warst eben ein Kind. Jetzt ist es Wirklichkeit für Dich geworden, Du bist kein Kind mehr und Du liebst ihn!“

Netta barg das Gesicht an Frieda's Brust. Da hörten sie Stimmen im Nebenzimmer.

„Der Papa ist da!“ rief Frieda und öffnete halb die Thür.

„Um Alles in der Welt!“ flüsterte Netta, „ich kann ihn jetzt nicht sehen. Bitte, gnädige Frau, schützen Sie mich.“

Frieda zog die Thür leise wieder zu. „Du hast Recht,“ sagte sie, „der Papa ist nicht allein, er scheint mit ihm gekommen zu sein. O; ich selbst möchte ihm jetzt aus dem Wege gehen, so aufgeregt hat mich

Deine Erzählung, so schwer wird es mir werden, ihm unbefangen entgegen zu treten, aber ich weiß, was der Papa mit ihm reden will, und mehr als vorher fühle ich die Nothwendigkeit, bei dem Gespräch zugegen zu sein. Aber so kannst Du nicht fort. Bleib' hier, Kind, fasse, beruhige Dich erst."

Barner rief nach Frieda. Sie drückte schnell einen Kuß auf Netta's glühende Stirn und flüsterte: „Verlasse Dich auf mich, ich stehe Dir bei, was auch geschieht!"

Sie trat in Barner's Zimmer. Vor der Thür des Hotels hatte Barner Reinbold getroffen, der nach ihm gefragt hatte, und da er hörte, der alte Herr sei ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, war er auf der Straße auf- und abgegangen, um ihn zu erwarten. Barner's unerwartete, unangemeldete Ankunft in der Residenz, die ihn zu anderer Zeit so sehr erfreut haben würde, war ihm im Augenblick sehr unbequem. Nicht daß der Entschluß, sein Leben der Geliebten zu widmen, schwankend gewesen wäre, aber er wollte ihn nicht besprechen, ehe er zur Erfüllung geworden war.

Barner kam endlich, aber nicht allein, ein Be-

kannter setzte ihn in dem Wagen ab und hatte noch einige Besprechungen zu beschließen; so ging Reinhold voran, und zugleich traten die Freunde in's Zimmer. Barner fragte den Kellner, der die Thür öffnete, nach Frieda, denn es lag ihm daran, daß sie bei seinem ersten Gespräch mit Reinhold gegenwärtig sei. Nun erst tauschten die Freunde den ersten Willkommensgruß, zu dem Frieda eintrat. Die Begrüßung war freundlich und herzlich, fast schien sie eine freudige, aber Reinhold war verlegen, so sehr er es zu verbergen suchte, Barner zurückhaltender, als seine Gewohnheit war, und Frieda keinenfalls unbefangen. Sie dachte an den Zweck ihres Hierseins, an die Aufgabe, die man ihr selbst gestellt hatte, und war durchaus nicht mit sich einig, wie sie dieselbe erfüllen wolle. Vielleicht erwartete Barner, daß Reinhold von Retta anfangen solle, was so nahe gelegen hätte nach seinen Briefen, aber der schien die Erwähnung zu vermeiden. So steckte die Unterhaltung peinlich, und Frieda würde das Zimmer verlassen haben, hätte nicht ein Blick ihres Vaters sie zurückgehalten; aber sie nahm eine Arbeit und rückte weiter ab in das Fenster.

Endlich fing Barner an. „Mein lieber junger

Freund, wir haben Ihnen noch nicht erzählt, daß Ihre Adoptivmutter uns die Ehre ihres Besuches schenkte, und eigentlich hätten wir damit anfangen müssen, denn daß Sie die Ursache dieses Besuches waren, versteht sich von selbst."

Reinhold senkte erröthend den Blick. „Gut," sagte er, „dann wissen Sie ja Alles."

„Nein," erwiderte Barner lächelnd, „wir wissen Nichts, Sie haben Ihrer guten Tante ein Räthsel aufgegeben, das sie uns nun zur Lösung verlegte, aber ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, meine Lösung für die richtige auszugeben. Was man für Recht hält, zu thun, muß man auch den Muth haben, klar auszusprechen, und ich habe mit schwerem Herzen den Auftrag Ihrer Adoptivmutter übernommen, Sie aufzufordern, das ihr gegenüber zu thun, oder, wenn Sie das lieber wollen, mich zum Vermittler Ihrer Antwort zu machen."

Reinhold ergriff seine Hand. „Ich danke Ihnen," sagte er, „die Tante konnte keinen besseren, keinen lieberen Vermittler wählen. Ihre Freundschaft wird vielleicht ausgleichen, was mir niemals gelungen wäre."

Er hielt ein. „Wir wissen noch immer nicht eigentlich, um was es sich handelt," sagte Barner.

Frieda warf ihrem Vater einen ungeduldigen Blick zu. So grausam hatte sie ihn noch gar nicht gesehen, aber Barner wollte nun einmal, daß Reinhold sich klar aussprächе.

„Was ich der Tante schrieb," fing Reinhold endlich an, „war vielleicht übertriebene und übereilte Gewissenhaftigkeit. Sie wissen, wie schwer es mir gleich Anfangs wurde, in ihren Plan der Adoption, der Namensübertragung einzugehen, und wissen auch daß es nicht Mangel an dankbarer Liebe war, was mir die Scheu einflößte, ihr die Rechte der Mutter zuzusprechen und für mich Sohnespflichten zu übernehmen. Es war die Erkenntniß ihrer Verurtheile, ihrer Standesgewohnheiten, mit denen sie ganz in einer vergangenen Zeit steht, während ich in anderen Ueberzeugungen, anderen Anschauungen aufgewachsen bin. Wir konnten vortrefflich und in treuester Liebe neben einander bestehen, so lange wir nicht Verpflichtungen gegenseitig übernahmen, bei denen diese Verschiedenheiten nothwendig zum Conflict führen mußten. Das wurde mir nun sofort klar, als der

Plan meiner guten Tante zur Ausführung gekommen war, und ich nenne es übereilte Gewissenhaftigkeit, daß ich die Conflicte nicht abwartete, sondern ein Band löste, das mir ein ganz äußerliches und unnützes erscheint, und mich so frei machte, in Entscheidungen für mein Leben nur meiner Ueberzeugung, nur dem eigenen Herzen und allein den Ansichten zu folgen, die meiner Zeit gehören."

„Dabei vergessen Sie nur, daß es Verbindungen giebt, die sich nicht eben so leicht lösen, als eingehen lassen," sagte Barner. „Man kann einseitig wohl Rechte aufgeben, aber nicht Pflichten aufkündigen."

„Man muß sich in Conflicten, wenn keine Vermittlung möglich, für Eins oder das Andere entscheiden," erwiderte Reinhold. „Ehe ich das aber that, wollte ich frei sein."

„Sie haben also noch nicht entschieden?" rief Barner.

„Ihnen, lieber Freund," antwortete Reinhold, „brauche ich es nicht zu sagen, welche Aufgabe ich mir für das Leben stelle, ich schrieb es Ihnen bereits, wenn Sie mir auch die Antwort darauf schuldig blieben. Meine Lebensaufgabe soll die sein, Anderen

in der Ausübung der Kunst förderlich zu sein, und der Entschluß steht jetzt fester als je."

„Ich glaube nicht," sagte Barner ganz ruhig, „daß Ihre Adoptivmutter mit dem Entschluß ganz einverstanden sein wird; aber ich sehe auch nicht ein, daß Sie um denselben der liebevollen und nachsichtigen Frau die Pflichten des Sohnes zurückgeben müssen."

Reinhold kämpfte mit sich, ob er das letzte Wort aussprechen solle, aber ein ermunternder Blick von Frieda forderte ihn dazu auf. „Gut denn," fing er halb stammelnd an, „so will ich es sagen, was Sie längst wissen müssen, ich liebe, ich liebe das wunderbare Mädchen, das Sie kennen und doch nicht kennen, das Sie verahnend die Nachtigall nannten und das mir den vollen Frühling des Lebens und des Herzens bringt. Nie habe ich so das Eingreifen der höheren Hand, die unsere Geschicke lenkt, empfunden, als in den wunderbaren Fügungen, die mein Leben mit dem der Geliebten zusammenführten. Sie wissen das Alles und wissen auch, daß ich einem Phantasiebilde nicht nachjagte, sondern mich fern hielt. Ich habe mir das früher zum Vorwurf gemacht, denn ich wußte nicht, daß ich das Mädchen lieben würde. Jetzt weiß ich

es, weiß, da liegt mein Geschick, mein Glück, und es fügt sich zu allen meinen Neigungen, Anlagen und Wünschen und erfüllt alle unklaren Träume für die Zukunft.“

Frieda stand auf, sie hatte, während er sprach, einen Entschluß gefaßt, der Alles zur Klarheit bringen sollte. „Es ist so heiß hier, Papa,“ sagte sie, „darf ich nicht mein Zimmer öffnen, das viel luftiger ist?“

Barner nickte zerstreut, während Frieda in's Nebenzimmer trat, wo sie Netta noch, wie sie sie verlassen hatte, träumend gelehnt in den Sessel fand.

„Wir müssen endlich klar werden,“ flüsterte die junge Frau ihr zu. „Bleib' hier, ich lasse die Thür halb auf, Du kannst, Du sollst Alles hören. Von Dir, von Deinem Geschick ist die Rede.“

Netta sah erschreckt zu ihr auf und wollte aufspringen, aber Frieda hemmte mit einem halb bittenden, halb flehenden Blick den Entschluß. Dann legte sie den Finger auf die Lippen und verließ das Zimmer, dessen Thür sie halb auf ließ.

„Fahren Sie fort, Reinhold!“ sagte Barner. „Ehe ich Ihnen meine Meinung ausspreche, muß ich

erſt ganz erfahren, was Sie von Ihrer Zukunft denken."

Reinhold meinte ſchon Alles geſagt zu haben. „Glauben Sie nicht," fing er an, „daß ich Ihnen darauf die Erwiderung ſchuldig bleiben muß. Ich habe Alles überlegt, beſchloſſen, feſtgeſtellt. Ich weiß, daß mein Entſchluß viel beſprochen, viel getadelt werden, daß er mich manche Freundſchaft, manche liebe Verbindung koſten wird, aber er iſt unumſtößlich. In der nächſten Zeit ſchon verheirathe ich mich mit der Nachtigall, die einen nie geahnten Frühling in mein Leben brachte. Sie liebt mich, ich weiß es, ſie iſt wunderbar begabt, das glänzendſte Talent vielleicht, das jetzt der Kunſt aufleuchtete, aber noch braucht ſie die Liebe, die Bildung, das Klarwerden über die Kräfte, die ſie noch nicht beherrſcht, um ſich ganz zu reichſter Blüthe zu entfalten, ſie braucht der Stütze im Leben — und das Geſchick hat mich erwählt, ihr das Alles zu werden. Ich brauche den lebendigen Verkehr mit der Kunſt, und den bringt ſie mir zu. Mittelbar werde ich dem Theater angehören, und jetzt weiß ich, daß mir nicht umſonſt die Leidenſchaft für die Bühne in's Herz gelegt war

von Kindheit an. Wandern von Ort zu Ort, die Triumphe theilen, die sie erringt, athmen die berauschende Luft der Kunst, das wird, das soll mein Leben sein, und ich weiß, daß ich damit die Aufgabe erfülle, die mir Anlagen, Neigung und Bildung vorschrieben."

„Sind Sie dessen so gewiß?" unterbrach ihn Barner. „Meine kalte Ueberlegung, meine Welterfahrung ist wenigstens anderer Meinung. Es ist keine Aufgabe Ihrer Lebensstellung, Ihrer Anlagen würdig, in müßigem Zuschauen die Erfolge eines anderen Talentes zu theilen, sich, wie Sie es selbst nennen, an dem Rausche der Kunst genügen zu lassen, dem nur zu bald die Entnüchterung folgen wird. Mißstimmung, die Sie, wie Ihr Wesen nun einmal angelegt ist, wie Unglück empfinden werden, kann Ihnen nicht ausbleiben, und verzeihen Sie ein offenes Wort, das der Ernst der Stunde nothwendig macht, Sie haben nicht gelernt, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Dann werden Ihnen die fehlen, die der Entschluß, den Sie in Selbsttäuschung ergriffen, Ihnen entfremdete oder ganz raubte, und Sie werden nicht allein sich selbst unglücklich machen, Sie

werden auch ein anderes Geschick in Ihr Unglück hineinziehen."

„Sie setzen wenig Zutrauen auf mich," sagte Reinhold gereizt, „und ich, der ich mich reiflich prüfte in diesen Tagen, muß mich besser kennen. Wenn ich meinem Herzen, meiner Ueberzeugung folge, muß ich es freilich meinem Schicksal überlassen, ob es mir Glück bringen wird oder nicht."

„Sie haben Recht!" erwiderte Barner ganz ruhig. „Was uns erwächst aus dem, was wir thun, das liegt in höherer Hand, aber unser Gewissen muß uns zu jeder Stunde sagen können, was uns das Richtigste, Würdigste erschien. Ist aber das, was wir zu thun beschließen, das Außergewöhnliche, so mahnt uns das, doppelt zu prüfen. Meist, fast immer ist das Gewöhnliche, das von Gewohnheit Herausgebildete, von der Sitte Erzogene, von Erfahrung Gestützte zugleich das Richtige. Außergewöhnliches dürfen nur außergewöhnliche Charaktere wagen, und Sie müssen sich prüfen, ob Sie ein solcher sind, ob Sie sich zutrauen können, den Kampf mit Gewohnheit, Sitte und Erfahrung glücklich zu bestehen."

„Es würde wie Selbstüberhebung klingen," er-

widerte Reinhold, „wollte ich Ihnen darauf antworten. Uebrigens sehe ich nicht, daß ich so Außergewöhnliches zu thun entschlossen bin, und kann mich nicht für so gewöhnlich halten, daß mir nur die althergebrachte Lebensschablone geziemte. Am Ende ist jedes einzelne Leben außergewöhnlich und jedes Geschick in einer oder der anderen Beziehung eine Ausnahme von der Regel.“

Barner nahm wieder das Wort: „Ich will weder mit Ihnen streiten, noch mir zutrauen, Sie überreden zu können, aber da ich die schwerste Pflicht der Freundschaft, Unerwünschtes offen darzulegen, übernahm, darf ich die leichtere von Ihnen fordern, das zu prüfen, was Erfahrung eines längeren Lebens, männliches Wohlwollen und Ueberzeugung mich auszusprechen zwingen. Sie wollen ein Mädchen heirathen, das ich kenne und schätze, aber deßhalb nur um so aufrichtiger über diesen Entschluß urtheilen kann. Das Mädchen ist nicht Ihres Standes, nicht Ihrer Bildung, hat einen Beruf gewählt, der niemals der Ihrige sein kann, kurz, alle Verhältnisse gehen aus einander. Jeder von Ihnen muß halb, wenn nicht ganz aufgeben, wofür er geboren, erzogen, die

Verhältniſſe, in denen er glücklich iſt, glücklich werden kann. Sie ebenein müſſen dazu Pflichten verletzen, die Sie übernahmen, die Liebe einer Mutter von ſich ſtoßen.“

„Wenn dieſe Liebe nicht ſtark genug iſt, Vorurtheile zu überwinden,“ unterbrach ihn Reinhold.

„Sie wiſſen ſo gut als ich, daß dieſe Vorurtheile, wie Sie es nennen, unerſchütterlich ſind. Ich theile dieſelben ſo wenig, als ich ſie verdamme. Ich ſtreite nicht über dieſelben, aber ich weiß, die Mutter haben Sie verloren, wenn Netta die Ihrige wird.“

„Gut!“ rief Reinhold, gereizt durch den Widerſpruch des Freundes. „Dem Allem ſetze ich nur ein Wort entgegen: ich liebe das Mädchen, und wenn die Welt dagegen ſtände, ich werde meinem Herzen folgen, auf Beruf, auf Stellung in der Welt, auf Zuſtimmung Uebelwollender, auf die Liebe meiner Freunde verzichten.“

„Lieber als eine Laune des Herzens aufgeben, ein Phantaſiebild zerſtören, das noch eine Andere in's Elend reißt,“ ſagte Barner faſt heftig. „Ich hoffe, das Mädchen wird verſtändiger ſein, als Sie, und ich hätte mich gleich nur an Netta wenden ſollen.

Sie hat in schwerer Schule des Lebens gelernt, Wünschen entsagen, wird einsehen, daß sie nicht in Verhältnisse paßt, von denen Geburt und Erziehung sie zurückweisen.“

Reinhold war aufgesprungen und wollte Einwendungen erheben, als ihm unverhofft ein Bundesgenosse auftrat, auf den er nicht gerechnet hatte. Frieda war aufgestanden und legte die Hand auf Barner's Schulter. „Nein, Papa,“ sagte sie, „ich leide nicht, daß Du von dem Mädchen ein Opfer forderst, das sie hochherzig genug wäre, aus Dankbarkeit zu bringen. Du kennst es nicht, wie ich es nicht kannte. Frei und unbeeinflußt muß Retta's Herz entscheiden. Wenn Reinhold sie liebt, wie er uns sagt, wenn sie ihn liebt, wie ich glaube, haben sie beide keinen wärmeren Vertreter als mich. Das wunderbare Mädchen ist der Liebe jedes Mannes werth, und wenn unser Freund ihr Herz gewonnen ...“

Reinhold, mit Thränen in den Augen, ergriff Frieda's Hand und drückte leidenschaftlich seine Lippen auf dieselbe. „Sie liebt mich,“ sagte er, „ich weiß es.“

„Das sollen Sie gleich erfahren!“ rief Frieda,

nicht ohne einen ängstlichen Blick auf ihren Vater, aber sie wollte, was sie für Recht hielt, schnell zum Abschluß bringen.

Sie eilte in das Nebenzimmer, um Netta zu holen — aber sie fand das Zimmer leer.

„Sie ist fort!“ rief die junge Frau unwillkürlich und verrieth dadurch ihren ganzen Plan. Der Vater sah sie verwundert an, und seine Stirn runzelte sich. „So war sie da im Zimmer und hat Alles gehört?“ fragte er ernst und mit Vorwurf. Reinhold sprang auf, in höchster Erregung. Frieda, tief erröthend freilich, faßte sich ein Herz. „Ja,“ sagte sie, „sie hat uns gehört, aber mich mußt Du schelten, wenn es ein Unrecht war, denn ich habe sie gegen ihren Willen dort festgehalten, als ich die Thür öffnete. Ich wollte endlich Klarheit in die Geschichte bringen. Ihr alle zwängt Euch so durch zwischen Rücksichten, Pflichten, exaltirt Euch in Phantasien, und Keiner greift es natürlich und richtig an.“

Reinhold wollte sie unterbrechen.

„Laßt mich einmal reden,“ rief sie schnell, „und da ich denn doch, ganz gegen meinen Wunsch, in diese wunderliche Verwicklung hineingezogen bin, will ich

auch meine Meinung sagen. Euch Allen muß ich Unrecht geben, Ihnen Reinhold zuerst. Liebt man denn mit der Phantasie oder mit dem Herzen, fragt man, ob die Liebe uns die Erfüllung unserer Liebhabereien gewährt, oder ist man gewillt, ihr Alles zu opfern? Erst mußten Sie Ihr Herz fragen und dann prüfen, ob Sie Muth genug, Kraft, Ausdauer hätten, das zu thun, was es Ihnen gebot. Die Tante hört nur ihre Standesvorurtheile, Du, Papa, nur Deine Grundsätze und Theorieen. Ja, so lange die Welt steht, haben an Alles das sich die Herzen nicht gekehrt, und so viel Regeln Ihr aufstellt, jeder einzelne Fall macht sich zur Ausnahme."

„Wie," rief Barner, „Du nimmst Partei für diese Thorheit?"

„Ja," antwortete Frieda, „das thue ich im Namen der Frauen, die ich hier allein zu vertreten habe, und dann um eine kleine Rache zu nehmen für mein eigenes Schicksal, für das ich nichts desto weniger Gott täglich danke. Bestimmt Ihr Männer denn über uns Frauen und unser Herz so ohne Weiteres? Mit mir, Papa, ist Dir Dein Rechenexempel geglückt, weil Du nun einmal Glück hast in Geschäften, aber

beweist das, daß es immer glücken muß? Ich habe den Groll darüber bis zu dieser Stunde nicht überwunden, und was mir nicht gewährt wurde, die Poesie in der Liebe, will ich wenigstens meiner Freundin Netta zu retten suchen!"

„Du willst uns Klarheit schaffen," sagte Barner, „und verwirrst uns immer mehr."

„Ich verlange nur Eins!" rief Frieda sehr eifrig, „daß Reinhold aus seinem Gedichtemachen und Schwärmen und Spielen mit der Einbildungskraft heraustritt, und Auge in Auge, Herz gegen Herz sich klar macht, was er für Netta und sie für ihn empfindet. Spielen lasse ich nicht mehr mit dem Mädchen, denn seit heute weiß ich es sicher, es ist ein edel angelegtes, reichbegabtes, hochherziges Menschenkind. Von Euch Anderen aber verlange ich, daß Ihr das erst klar werden laßt, und dann stellt meinetwegen Eure Vorurtheile, Eure Theorieen und Lebenserfahrungen dagegen und seht zu, was Ihr damit ausrichtet. Die wahre Liebe muß so stark sein, daß sie Kraft hat auch zum Entsagen, wenn die Pflicht oder das Geschick es erfordert."

Barner sah vor sich hin, Reinhold wollte Frieda's

Hand ergreifen, aber sie zog dieselbe zurück. „Sie müssen wissen, was Sie zu thun haben," sagte sie etwas kalt und verließ das Zimmer. Reinhold ergriff seinen Hut und stürmte fort.

„Frieda hat Recht," sagte Barner vor sich hin, „wenn man nur mit dem Rechthaben allein durchkäme in der Welt! Rechtthun ist die Hauptsache!"

XI.

Retta hatte jedes Wort gehört, hatte sie doch Frieda's Absicht verstanden, daß diese deßhalb die Thür öffnete. Aber durch ihr Geständniß zu der geliebten jungen Frau, das fast ein Selbstgeständniß war, in dem sie zum ersten Male versuchte, sich klar zu werden über ein verschleiertes Empfinden, über ein geträumtes Phantasieleben, war sie ruhig geworden, als sähe sie, nach einem bunten, verwirrenden Traum, erwachend in die schlichte Wirklichkeit. Erst hatte sie Reinhold's Worte ohne Erregung gehört, war es ihr doch, als spräche er nicht von ihr, sondern von einer ganz Anderen, und sie hörte das ohne den Schmerz der Eifersucht. Nach und nach aber wurde ihr klar, daß er von ihr rede, daß ihr die Leidenschaft gälte, die sich mehr und mehr steigerte, und sie sah den Augenblick heranrücken, in dem Frieda sie in das Zimmer rufen würde. Eine Angst erfaßte sie, als

ſähe ſie eine Todesgefahr herannahen, immer näher kommen, als müſſe ſie ein Wort ausſprechen, nach dem ſie zu Grunde ginge. Ihr Athem ſtockte, und wie gebannt, unfähig, ſich zu regen, lehnte ſie erſt in dem Seſſel, dann ſchlich ſie leiſe zur offenen Thür und warf einen flüchtigen Blick auf den Redenden. Da war ihr, als hätte dieſer eine Blick den Bann gebrochen, ſie frei gemacht, und mit ſchnellem Entſchluß ſchlüpfte ſie aus der Thür, eilte den Gang hinunter und aus dem Hauſe. Wie ein geſcheuchtes Reh ſchlug ſie den Weg zu ihrer Wohnung ein, aber auf einmal ſtand ſie ſtill. Er würde zu ihr kommen, dachte ſie, würde ihr eine Frage vorlegen, vor der ſie erſchrak, und deren Antwort ſie ſich nicht klar zu machen vermochte. Sie fühlte es wohl, daß es eine Entſcheidung gälte für das ganze Leben, aber ſo rathlos, ſo einſam war ſie ſich noch niemals vorgekommen, als in dieſem Augenblicke. Nein, ſie wollte, ſie konnte ſich jetzt nicht entſcheiden. Und wie konnte ſie dem entgehen, er oder Frieda, das wußte ſie, würden ſie aufſuchen in ihrer Wohnung, in der ſchon Philippinchen's Gegenwart ſie ängſtigte! Aber wohin ſollte ſie ſich flüchten, um allein zu ſein? Schon war es

dunkel geworden, und der Abend brach heran. Da stand sie gerade vor dem Theater, und als gälte es, nur einige Stunden Zeit zu gewinnen, trat sie ein. Man wies sie in die Schauspielerloge, die leer war, und sie drückte sich in die finstere Ecke, in der Niemand sie sehen, in der sie ruhig überlegen konnte. Als sei sie einer Gefahr entronnen, athmete sie auf. Sie achtete gar nicht auf das, was auf der Bühne verging, ja, sie hörte es nicht einmal und hatte nicht danach gefragt, welch' Stück, das auch schon halb vorüber sein mußte, gegeben wurde. Froh, allein zu sein, träumte sie ruhig vor sich hin. Da auf einmal trafen Worte ihr Ohr, die ihr so bekannt schienen wie ein Klang aus dem eigenen Leben, aus längst vergangener Zeit. Sie horchte auf und wußte doch nicht gleich, was es sei, aber mit den Versen, die sie vernahm, trat eine ganze Vergangenheit vor ihre Seele. Sie kannte die Worte, die kommen mußten, und flüsterte sie vor sich hin aus dem Gedächtniß, und nun fiel es ihr ein: man gab das Stück, das sie damals hatte spielen sollen, als das erste Begegnen mit Reinhold sie von der Theatergesellschaft fortrief. Es war dasselbe Stück, und doch wie ganz anders

erſchien es ihr, umgewandelt wie ſie ſelbſt ſeit jenem Tage! Und nun zog die wunderbare Dichtung ſie immer tiefer und tiefer in ihren Zauberkreis hinein, immer aufmerkſamer lauſchte ſie und vergaß ſich ſelbſt und was ihr Herz bewegt hatte, als ſie ſich in's Theater flüchtete. Und doch flochten ſich die einzelnen Empfindungen durch das Gedicht, und hier und da tauchte eine Erinnerung auf, daß es ihr zuweilen vorkam, als ſähe ſie geſpenſtiſch ihr eigenes Bild in einem Zauberſpiegel. Dann fühlte ſie die geſundende Kraft der Dichtung immer mehr ſich an ihr bewähren, dann, als das Stück ſchloß, der Vorhang gefallen war, hatte ſie die Angſt um das eigene Geſchick überwunden durch die Theilnahme an dem fremden auf der Bühne. Reinhold's Gedichte „an Gretchen" waren ihr wieder in den Sinn gekommen, und unwillkürlich bezog ſie dieſelben auf die Darſtellerin des Gretchen, die ſie eben geſehen hatte. Gehörten ſie nicht der mit eben dem Recht als ihr, ihr, die dem Dichter eben ſo unbekannt war, als jede Andere? Sie fühlte ſich ordentlich frei und erlöſt in dem Gedanken, als ſei die Pein von ihr abgeſtreift, ſich zum Spielzeug einer fremden Phantaſie machen laſſen zu müſſen.

Ruhig ſchritt ſie nun ihrer Wohnung zu, muthig ſich zu faſſen in Allem, was für ihr Leben zu entſcheiden ſein würde. Sie fand Philippinchen in großer Unruhe. Der Herr Freiherr ſei zwei Mal dageweſen, erſt allein, dann mit der gnädigen Frau, und endlich ſei ſo eben dieſer Brief gebracht worden, und wo ſie denn geſteckt hätte bis in die Nacht hinein?

Netta erwiderte ruhig, ſie ſei im Theater geweſen, ſei abgeſpannt und müde und wolle ſich zur Ruhe legen.

Philippinchen trippelte kopfſchüttelnd in ihr Schlafzimmer.

Netta fühlte, daß ſie am Wendepunkt ihres Geſchickes ſtünde, fühlte, daß ein Entſchluß es entſcheiden müſſe, den ſie ganz allein aus der eigenen Empfindung zu faſſen hätte. Sie ſtand für denſelben ganz einſam in der Welt. Walther war fort, Philippinchen unfähig, ihr zu rathen, ja, eigentlich ſie zu verſtehen, und die Hülfe, die ihr geſtern ſo unerwartet, ſo willig gekommen war, Frieda's Freundſchaft und Barner's Erfahrung, war ihr eben ſo ſchnell wieder genommen, denn ſie waren Beide, das hatte

sie ja gehört, Partei nehmend in dem, was sie betraf, und Frieda überdies mußte eine falsche Ansicht haben nach dem, was sie selbst ihr eingestanden hatte, und ihr Geständniß, ach, sie konnte es nicht zurücknehmen, und doch, das war ihr klar, nicht mehr aufrecht halten! Wenn sie ihm nur nicht Worte gegeben hätte — damit war es ein Anderes geworden, und was sie nun im Gesang so plötzlich gefunden hatte, die Empfindung mit dem Ausdrucke desselben in Einklang zu bringen, das war ihr im Worte so wenig gelungen. Ihr Geständniß trennte sie von Frieda.

Da saß sie denn einsam in ihrem noch immer fremden Zimmer und rang mit ihrem Entschlusse. Es war still geworden auf der Straße, der Lärm der Residenz war verstummt. Angstvoll ging sie auf und ab. Das Fenster hatte sie aufgestoßen, die laue Sommernachtsluft strömte in's Zimmer, Alles einsam, lautlos um sie. Aber die Worte der Faustdichtung, die sie eben vernommen, klangen ihr im inneren Ohr wieder, und gespenstisch gingen die Gestalten, unklar, verschwimmend durch ihre Erinnerung. Bald suchte sie das Wort, das ihr entschlüpfte, und flüsterte es

dann vor sich hin, bald that sie sich Gewalt an, es zu vergessen. Plötzlich stand sie still. „Liebe ich ihn denn?“ rief sie unwillkürlich. Sie erschrak vor dem Laut der eigenen Stimme, und noch mehr vor der Frage selbst. Ja, das war der Kernpunkt. Ach, wenn sie sicher, mit der vollen Ueberzeugung des Herzens „Ja“ oder „Nein“ hätte antworten können, wäre Alles entschieden gewesen! Sie konnte es nicht. Noch mehr: die zweite Frage folgte der anderen: „Bin ich es denn, die er liebt?“ und hier gab sie sich schneller die schmerzliche Antwort: „Er liebte ein Gretchenbild, das er sich selbst schuf, eine Stimme, von der er nicht wußte, wem sie gehörte, dann eine vom Beifall umrauschte Amina, eine Iphigenie, in die er wieder Tausenderlei hineinphantasirte, was ihr ganz fremd war, er liebte die Kunst, seine eigenen Liebhabereien, aber mich — die häßliche Retta? Er kennt mich ja nicht.“

Nun zog ihre ganze Vergangenheit ihr durch die Seele. „Liebte mich denn der arme kranke Lehrer?“ fragte sie. „Ja, ich glaube es, und ich hätte die Seinige werden können, ohne ihn zu lieben, nun weil ich seiner Empfindung vertraute. Aber was war ich

damals, und was bin ich jetzt? Er würde mich jetzt nicht lieben."

Auch an Walther dachte sie zum ersten Mal mit einer anderen als mit schwesterlicher Empfindung, aber es war Groll dabei. Er hätte sie jetzt nicht verlassen müssen, wo sie seiner so sehr bedurfte, hätte nicht ohne Abschied gehen dürfen, als ob ihre Freundschaft nicht einmal des Abschiedswortes werth wäre. Aber er war egoistisch, wie Reinhold, und dachte nur an sein eigenes Glück, nach Italien zu ziehen. Und doch fehlte er ihr, und die Sehnsucht nach ihm preßte ihr Thränen aus den Augen. Aber sie hatte sich so gewöhnt, ihre Empfindung für den Jugendgenossen als schwesterliche Neigung anzusehen, daß es ihr nicht in den Sinn kam, sie anders aufzufassen. Schöner, männlicher erschien er ihr als Reinhold, und sie beneidete ihn um seine Festigkeit, die ihn so sicher auf dem eingeschlagenen Wege weiterführte. Sie war böse auf ihn, daß er so schön, so unbeirrt sei. Wäre er nur dagewesen, daß sie ihren Zorn gegen ihn hätte auslassen können! Endlich legte sie sich zur Ruhe, aber nur, um weiter zu sinnen, weiter zu träumen. „Was quäle ich mich? Ich brauche keinen Menschen, habe

ich doch mein Talent, eine glänzende Laufbahn vor mir. Ich will allein meinen Weg gehen." Aber dann überfiel sie eine solche Angst vor ihrer Einsamkeit in der Welt, daß sie in Thränen ausbrach.

Als Philippinchen sie am anderen Morgen wecken wollte, war sie erschreckt über ihr Aussehen. „Herr Gott, Kind, was ist Dir," rief sie, „Du siehst miserabel aus, und Deine Augen sind roth, man sollte denken, Du hättest geweint."

Netta überlegte alle Empfindungen des vergangenen Abends wieder, aber sie verwirrten sie mehr und mehr. Nun erst griff sie nach dem Briefe, den Philippinchen ihr am Abend vorher gegeben hatte. Er war von Frieda und enthielt nur wenig Worte. „Du warst fort, als ich Dich in das Zimmer rufen wollte, Reinhold kommt und sagt, daß er Dich nicht in Deiner Wohnung fand, als er mehrere Mal vorfragte. Du mußt ihn hören, denn Ihr müßt klar werden. Ich würde ihn begleiten, aber das würde Euch nicht weiter helfen. Fasse Muth, Netta, und was auch kommt, verlaß Dich auf Deine Freundin Frieda." Netta schreckte zusammen, aber sie war sich daß der entschiedene Wunsch der Frau, die sie

liebte, der ſie ſo feſt vertraute, ihr eine Nothwendigkeit auflegte. Sie erwartete Reinhold, und er kam. Philippinchen hatte ihm die Thür geöffnet, und er hatte die gute Alte gebeten, ihn mit Netta allein zu laſſen, und Frieda's Gruß hinzugefügt. Geängſtet, rathlos, bleich war Netta aufgeſprungen und ſtand mitten im Zimmer. Reinhold war gekommen mit der ganzen Ungeduld ſeines Herzens. Er dachte wirklich in dem Moment weniger an ſich als an das Mädchen, an ihr Glück, an das Entzücken, es ihr klar zu machen, denn er war überzeugt, daß ſie ihn liebe. Frieda's Mittheilungen hatten auch den letzten Zweifel fortgeräumt. Ein ſchnelles, beglücktes Entgegenkommen hatte er erwartet, ein Verſtehen, faſt ohne Worte, und nun ſah ſie ihn ſo fremd, ſo fragend, ſo angſtvoll an. Er ſelbſt mußte ſich klar machen, daß das Netta ſei, die er liebte, deren Geſchick nicht mehr getrennt werden ſollte von dem ſeinigen, ſo ganz eine Andere fand er, als er gehofft hatte. Ja, er mußte zu ihr reden, mußte ſich von ihr, faſt ſchien es ihm von ſich ſelbſt, abringen, was er ſchon geglaubt hatte zu beſitzen. Er ſtammelte einen Gruß, der kälter wurde, als er wollte, und noch kälter klang, als er

war. Netta ſtand regungslos und antwortete nicht Reinhold fing erregter an und ſteigerte ſich immer mehr Er ſprach von ſeiner eigenen Liebe, er bot ſein Herz, ſeine Hand, ſein ganzes Leben. Das Mädchen ſchwieg noch immer. Als hätte er zu einer Anderen geredet, hörte es ihn an, wie es geſtern im Theater Fauſt's Liebesſchwüre gehört hatte, erſchüttert, aber ohne Beziehung auf ſich ſelbſt.

„Du antworteſt mir nicht?“ rief Reinhold. Dann aber ſich ſelbſt beruhigend, fügte er hinzu: „Was bedarf es auch der Antwort, ich weiß es, daß Du mich liebſt, weiß es von Frieda, der Du Dein Geheimniß eröffneteſt.“

Netta ſchreckte zuſammen, verbarg ihr Geſicht in beide Hände und ſank laut ſchluchzend in einen Seſſel.

Reinhold verſuchte ſie zu tröſten, er hielt Alles für die natürliche Erſchütterung des unerwarteten Glücks. Er rückte ſeinen Seſſel zu dem des Mädchens heran, und halb flüſternd malte er ihr die Zukunft aus. Es war ein glänzendes Bild, das er vor ihr aufrollte, das ihn ſelbſt ſo feſſelnd hinriß, daß er immer beredter wurde und ſchließlich ſelbſt ver-

daß das Mädchen neben ihm es sei, das es ihm verwirklichen sollte. Sein Gretchen-Ideal stand wieder vor seinen Gedanken. Er mußte selbst erschrecken, als er das gewahrte, und da Retta immer noch schwieg, immer noch weinte, sprang er auf: „Fasse Dich, Kind," sagte er, „Frieda wird zu Dir kommen, und ihre Freundschaft wird Alles beruhigen. Genug, daß wir wissen, daß wir uns lieben, daß wir uns gehören für das Leben, daß Nichts uns trennen kann." Er ergriff ihre Hand, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und stürmte fort. „Es war nun geschehen," meinte er, aber wenn er sich selbst nicht so beglückt fühlte, als er gehofft hatte, wenn er auch ihre Zurückhaltung nicht begreifen konnte, die Plane auf die Zukunft standen so lockend vor ihm, als je. In der Thür trat ihm Philippinchen entgegen. Als müsse er sein Glück aussprechen, um es festzuhalten, rief er ihr zu: „Beruhigen Sie Ihre Freundin, die Erregung des Augenblicks überwältigt sie."

„Ja, um Alles in der Welt!" rief Philippinchen, „was ist denn vorgefallen? Doch kein Malheur mit Barners? Ein Unglück muß es sein nach ihrem Aussehen."

Reinhold ergriff die Hand der Alten. „Mein Unglück,“ sagte er, „mein höchstes, ewiges Glück. Retta, meine Nachtigall, ist meine Braut, fragen Sie sie selbst.“

Philippinchen stand starr und faßte nach einer Stuhllehne, um sich zu halten. Reinhold war schon längst aus der Thür, ehe sie sich so weit fassen konnte, ein Wort zu finden. „Retta, mein Kind,“ rief sie, „macht er Narrenspossen, oder ist's wahr? Sprich mich nicht, sage ein Wort!“

„Ja, es ist wahr,“ rang das Mädchen sich hervor.

„Herr des Himmels!“ kreischte Philippinchen auf. „Du wirst eine gnädige Frau, die Frau des hübschen Herrn Freiherrn, ja, um Alles in der Welt, wie bist Du denn an den gerathen? Aber, Kind, ist's auch ein ordentlicher Mensch, und meint er es redlich?“

„Er ist der edelste Mensch, den ich kenne, ein Freund von Barners. Ich glaube — nein, ich weiß, daß er es aufrichtig meint,“ erwiderte Retta. „Aber“, sie wollte Etwas hinzufügen und vermochte es nicht.

Philippinchen hatte den Zusatz ganz überhört. Sie lief wie berauscht im Zimmer auf und ab und

ſchwatzte bald weinend, bald lachend, bald die Freundin überſchwänglich liebkoſend, bald reſpectvoll ſich zurückziehend, Allerlei durch einander. Endlich rief ſie: „Es iſt Alles Gottes Fügung, wer kann ſeine Allmacht erforſchen? Ich nicht, und mir hat ſich ſo Etwas auch bis heute noch niemals offerirt. Aber es iſt beſſer ſo, Kind, das Geſinge, das habe ich dieſen Morgen ſchon geſagt, das wurde Dir zu viel, das hätteſt Du auf die Länge nicht ausgehalten. Was nur mein Bruder Sebaſtian geſagt hätte, hätte er das noch an Dir erlebt!“

Sie ſchwatzte immer weiter, fragte, wollte wiſſen, wie das gekommen ſei und wie es nun werden würde, und als Netta vor ſich hinſtarrte und ihr die Antwort ſchuldig blieb, ſchüttelte ſie den Kopf und ging — die Kleider zu bügeln. „Das Mädchen, natürlich, denkt an Nichts mehr,“ brummte ſie, „aber ich muß den Kopf oben behalten. Gott ſei Dank, daß wir gleich die reputirlichen Kleidungsſtücke haben, und glatt ſollen ſie ſein, dafür ſtehe ich ein.“

Die gute Alte hatte doch zwei Dinge berührt im Durcheinander ihres Plauderns, die Netta getroffen hatten — die Meinung, daß das Singen nun auf-

hören müsse, und die Erinnerung an Sebastian. „Sollte sie das Theater aufgeben?“ fragte sich Retta.

Reinhold hatte freilich in ganz anderem Sinne gesprochen, schon gestern zu Barner, eben noch, als er die Zukunft ausmalte, aber sie fühlte doch, daß Philippinchen's Annahme halb richtig sei. Sie traute sich nicht die Kraft zu, ihre Lebensaufgabe theilen zu können, und dann fiel ihr ein, wie Sebastian ihr so oft gesagt hatte, der Kunst müsse man Alles opfern, Glück, Wohlstand, selbst die Anerkennung der Welt. Alle Bedenken Barner's, die sie ja gehört hatte, reihten ihr ein, und immer wieder kam sie darauf zurück: „Ja, wenn ich ihn liebe, wenn ich sicher wäre, daß er mich liebt!“ So fremd, als eben jetzt, war ihr Reinhold noch nie vorgekommen. Seine Worte freilich klangen überredend, konnten nicht mißverstanden werden, aber es ging ihr mit denen, wie früher mit dem eigenen Gesang. Der Klang war da und der Gedanke, aber es fehlte Etwas, wodurch er lebte, ohne Wurzel, hohl erschien. Rathlos wie sie war, fiel ihr ein, daß ihr Sebastian einmal gesagt hatte: „Wenn Du nicht weißt, wie Du das Leben ertragen

ſollſt, wenn das Herz Dir einmal brechen will, halte Dich an der Muſik, ſie iſt Dein Freund für's Leben, Dein Stab, Dein Schutz.“ Sie ſuchte zwiſchen den Noten, und da fiel ihr das Vermächtniß des jungen Lehrers in die Hand, das Notenbuch, in das er mit ſchon ſterbender Hand den einfachen Abſchiedsgruß eingezeichnet hatte. Es waren Choräle, ſie trat an das Clavier, ſchlug ſich den Anfangsaccord an, ſetzte ein und ſang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Als die Töne ſie umrauſchten, voll, tief aus dem Herzen kommend, Zuverſicht gebend, war es ihr wie Gottesdienſt und Dienſt der Kunſt, als verſchwiſterten ſich die heiligſten Empfindungen ihrer Bruſt, und dazwiſchen, ſegnend, ſtanden in ihrer Erinnerung die beiden Freunde ihres Lebens, die vor ihr dahingegangen waren. Zuerſt zitterte die Stimme, und zaghaft ſuchte ſie den Ton, aber immer voller, immer ſicherer wurde der Geſang, immer ruhiger das Herz, immer klarer, was ſie eben noch verwirrte. Ueber die Züge des Mädchens legte ſich ein Friede, eine Begeiſterung, das Lächeln der Andacht. Sie hatte es nicht bemerkt, daß die Thür ſich geöffnet hatte, daß ſie längſt ſchon nicht mehr allein war.

Frieda war gekommen und mit ihr noch eine Andere — Frau von Borken.

Die alte Dame war mit Walther und Karl Poltel in der Residenz angekommen, im Hotel abgestiegen und hatte den alten Diener zu Reinhold geschickt, ihre Ankunft zu melden. Dann hatte sie nach Barner und seiner Tochter gefragt, und da Letztere in demselben Hotel wohnte und in ihrem Zimmer war, sich sofort bei ihr melden lassen. Frau von Borken ging ihren ruhigen festen Weg, offen und gerade auf's Ziel zu. Frieda war im ersten Augenblicke erschreckt und verlegen, als die alte Dame bei ihr eintrat, aber sie faßte sich schnell, der Muth der Ueberzeugung half ihr. Ja, sie freute sich, die Frau zur Seite zu haben, mochte sie nun auch ihre Ansichten nicht theilen. Mit den Männern war sie nicht zufrieden, zum ersten Mal sogar nicht mit ihrem Vater, und Reinhold, der zwar eben freudestrahlend zu ihr gestürmt war und meldete, er habe der Nachtigall sein ganzes Herz erschlossen, sein Geschick sei nun entschieden, hatte ihr doch auf ihre Frage, was Nella erwidert hätte, die Antwort schuldig bleiben müssen.

„Sie hier, gnädige Frau?“ rief Frieda, „aber auf

daß Sie kommen. Sie finden Alles anders, als wir dachten, aber wir müſſen es zum Abſchluß bringen, und das können wir nur durch Sie. Keine Andeutungen mehr, kein einzelnes Phantaſiren, kein Verſtecken hinter unklaren Empfindungen.“

„Ich bin auf Alles gefaßt,“ ſagte Frau von Borken, „und weiß, was ich zu thun habe.“

„Entſcheiden Sie noch nicht,“ ſagte Frieda, „hören Sie erſt Reinhold, lernen Sie das eigenthümliche Mädchen kennen.“

„Dazu komme ich her!“ unterbrach ſie die alte Dame. „Ich will mir meinen Entſchluß nicht leicht machen, indem ich ſage: eine unwürdige Neigung hat meinen armen Sohn verblendet; die Theaterdame iſt ſeiner nicht werth. Vor einigen Tagen dachte ich ungefähr ſo. Ein Zufall gab mir eine andere Meinung von dem Mädchen und von der Kunſt, der ſie ſich widmete. Ich bin es mir ſchuldig, gerecht zu ſein, und wünſche, meine gute Meinung beſtätigt zu finden, denn das würde mir Reinhold entſchuldbarer machen. Wie ich ſie aber auch finde, wenn Reinhold mein Sohn wäre, würde ich ihm ſagen: ſie darf nicht die Deinige werden. Jede Stellung in der

Welt, die uns Gott anwies, giebt Rechte und Pflichten. Man darf die Rechte nicht genießen, ohne die Pflichten zu erfüllen, so bitter schwer sie uns auch zuweilen werden mögen. Ueber diese Standesrechte und Pflichten wollen wir nun nicht streiten, liebes Kind, denn über die ist durch Jahrhunderte gestritten und Keiner hat den Anderen überführt. Nun ist Reinhold aber nicht mein Sohn, er giebt mir selbst die Rechte zurück, und da habe ich denn keine Gewalt mehr. Mag er thun, was sein Herz ihm befiehlt und seine Ueberzeugung ihm gut heißt. Mein Gewissen darf mir keinen Vorwurf machen, denn seinen Namen werde ich rein halten und habe auch schon an einen Verwandten seiner Schwester gedacht, der in Reinhold's Rechte auf Groß-Berkstaedt eintreten soll. Vor wenig Tagen noch wäre mir das genug gewesen. Ich hätte meine schwere Pflicht erfüllt, und wäre mir auch das Herz darüber gebrochen. Heute denke ich: vielleicht brauche ich das Kind nicht zu verlieren, an dem mein Herz hing seit seiner Geburt, vielleicht wird es mir möglich werden, das Mädchen sich zu gewinnen, das Reinhold Hillmar, mein Schwiegersohn, sich wählte, und ich wünsche das."

Sie hatte ganz fest und ruhig gesprochen, aber die Thränen zitterten doch in ihrer Stimme, als sie schloß.

„O, lassen Sie uns zu ihr, gleich jetzt!“ rief Frieda.

„Ich bin bereit,“ sagte Frau von Borken, dann stand sie still und fragte mit zagender Stimme: „Wie weit sind sie mit einander?“

Frieda erröthete. Zaudernd antwortete sie: „Heute hat ihr Reinhold sein Herz und seine Hand geboten. Der Bund ist geschlossen.“

Frau von Borken zuckte zusammen, aber nur einen Augenblick. „Kommen Sie,“ sagte sie, „ich bin gefaßt.“

Frieda bestellte den Wagen, und während die Damen zu Netta's Wohnung fuhren, hatte Karl Poltel Reinhold zu dessen höchster Bestürzung gemeldet, die Frau Tante sei so eben in der Residenz angekommen, hatte aber gleich hinzugefügt: „Junger gnädiger Herr, nehmen Sie Obacht, ein Gewitter rückt auf Sie an von Seiten der Frau Tante, und wer es Ihnen eingebrockt hat, kann ich Ihnen auch sagen. Nicht die Leute da auf Barner's Hof, auf deren Fährte ich sie eigentlich gebracht hatte, denn die hatten sie beschwichtigt, aber so ein verlaufener An-

ſtreicher, den uns der Teufel in's Haus brachte und der es auf Sie gemünzt hat."

„Wie!" rief Reinhold.

„Walther benamſt!" fuhr der Alte fort. „Kennen Sie etwa ſolch' derartiges Subject?"

„Walther? Unmöglich!" rief Reinhold. „Walther iſt fort, nach Italien!"

„Italien? hat ſich was!" grinſte Karl. „In Groß-Borkſtaedt hat er ſich eingefunden, und wir haben ihn richtig mit hieher geſchleppt, neben der gnädigen Frau Tante in der Kutſche bedrieflich etablirt."

Reinhold ſchlug ſich vor die Stirn. „Deßhalb Netta's Schweigen, deßhalb ihre Thränen, ihr fremdes Weſen. Alles wird mir jetzt klar."

Er ſtürmte fort, ohne auf Karl Peltel zu achten, der immer weniger begriff, was verging.

Frau von Berken ſtand wie verſteinert, als ſie mit Frieda bei Netta eingetreten war. Der Eindruck, den ſie empfing, war ſo unerwartet und ſo ergreifend, daß er ſie wie ein Zauber bannte. Sie lehnte an der jungen Frau und faltete die Hände. Netta bemerkte ſie nicht, bis der letzte Ton des Liedes ver-

hallt war, dann, wie beschämt, belauscht zu sein, tief erröthend, zaudernd, ob sie davon eilen und sich verbergen solle, stand sie zitternd da. So muß die Nachtigall erzittern, die im vollen Schlag Alles vergessend nicht gewahrte, daß ein Menschenauge sie fand, und sich, nun sie sich entdeckt sieht, nicht entschließen kann, zu bleiben oder zu entflattern. Die alte Dame wußte in der That nicht, wie sie sich dem Mädchen nähern sollte, das wie ein Märchen vor ihr stand, denn wie auch das Aeußere sie überrascht hatte, der Klang der Stimme sie ergriff, der Gesang sie anzog und schon das Lied sie rührte, so war doch die ganze Erscheinung so fremd, so außergewöhnlich, daß sie kein Wort der Anrede finden konnte. Frieda's anmuthige Freundlichkeit griff schnell vermittelnd ein.

„Netta," rief sie, mit Thränen in den Augen, „wie himmlisch hast Du gesungen!" Netta sah noch immer fragend auf die fremde alte Dame.

„Ist sie das?" flüsterte Frau von Berken.

„Ja freilich! erwiderte Frieda, schon wieder lächelnd, „das ist unsere Netta, unser Wunderkind. Netta, komm her, begrüße Reinhold's Tante, seine Adoptivmutter."

Retta warf einen ſcheuen Blick auf die alte Dame. „Seine Tante, ſeine Adoptivmutter?“ dachte ſie. Sie erinnerte ſich, daß Barner ſie erwähnt hatte, aber es war ihr nicht klar, in welcher Beziehung. Nun blickte dieſe ſo verwundert, aber ſo ſchlicht auf ſie. Es lag mehr Staunen, Unſicherheit in ihren Zügen, als Wohlwollen, aber das ganze Weſen erweckte Zutrauen. Sie ging einen Schritt näher, ſtreckte die Hand aus, Frau von Berken zauderte, ſie zu ergreifen, aber Retta fühlte doch, daß das keine Zurückweiſung war.

Frieda ließ den Blick von Einer zur Anderen ſtreifen und wußte nicht, wie ſie eine Annäherung anbahnen ſollte. „Du mußt uns nun Alles ſagen, offen und ſicher, Retta,“ fing ſie an. „Reinbeck war hier, er hat es mir erzählt.“

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir!“ ſagte Frau von Berken hinzu. „Ich meine es gut, ich will es ja gut mit Ihnen meinen.“

Retta ſchüttelte den Kopf, ſie wollte es verneinen, daß ſie ſich fürchte, hatte ſie doch auch eine ganz entgegengeſetzte Empfindung, dann ſagte ſie, wie vor ſich hin: „Alles ſoll ich ſagen?“ Wieder ſann ſie einer

Weile. Würde nicht das, was sie sagen müßte, ihr gestriges Geständniß zu Frieda geradezu aufheben, ihm widersprechen?

„Ja, ich will Alles sagen, so gut ich kann, so weit ich es verstehe!“ rief sie mit plötzlichem Entschluß, „aber ihr, ihr allein, seiner Mutter.“ Sie beugte sich über Frieda's Hand, auf die sie die Lippen drückte, und flüsterte: „Verzeihen Sie mir. Es ist nicht Mangel an Vertrauen, an Dankbarkeit, an Liebe zu Ihnen, der ich vertraue, die ich liebe mit ganzem Herzen, aber ich will nicht von mir allein, ich muß auch von ihm reden, das gehört nicht mir, und so kann ich es nur der Mutter sagen.“

„Wunderliches Mädchen!“ rief Frieda, „also immer Deinen eigenen Weg willst Du gehen?“ Sie warf einen fragenden Blick auf Frau von Borken, und als diese ihr leise zunickte, umarmte sie Retta und ging. In der Thür wandte sie sich noch einmal und rief: „Aber in einer Stunde bin ich wieder hier. Meint Ihr denn, daß ich gar nicht neugierig bin?“ Sie glaubte sicher zu sein über den Ausgang des Zusammenseins, denn sie hielt Frau von Borken für

beſiegt, und weßhalb ſollte ſich Retta gerade an ſie wenden, als um zu ſagen, daß ſie Reinhold liebe?

Frau von Berken war in einen Seſſel geſunken. Retta ſtand hoch aufgerichtet vor ihr, aber ſie ſchwieg noch immer, obgleich ſchon lange die Thür ſich hinter Frieda geſchloſſen hatte.

„Nun, was haben Sie mir zu ſagen?“ fing die alte Dame an, aber mit der Milde der Reſignation.

„Wiſſen Sie,“ ſagte Retta endlich, „daß es hier war, daß er mir ſeine Hand bot, ſein Herz, daß er von unſerer Zukunft ſprach, als gehöre er zuſammen, daß er zu Philippinchen ſagte, ich ſei ſeine Verlobte?“

Frau von Berken zuckte leiſe zuſammen. „Frieda ſagte mir ſo,“ erwiderte ſie. „Geſtern noch hatte ich es nicht begriffen, heute verſtehe ich es. Aber damit muß wohl Alles erſchöpft ſein, was Sie mir ſagen könnten?“

„Nein!“ rief das Mädchen angſtvoll, „das Schwerſte kommt erſt. Ihm konnte ich es nicht ſagen, ich hatte es nicht über die Lippen gebracht, und ſo habe ich auch nur geſchwiegen und geweint, als er zu mir ſprach. Er hat mich nicht verſtanden, weil er mich überhaupt

nicht verſteht. Ich kann ja nicht die Seine werden, weil ich ihn nicht liebe!“

Frau von Borken ſah ſie erſtaunt an. Hatte ſie denn recht gehört?

„Ich kann ihn nicht lieben!“ fuhr Retta fort und rang angſtvoll die Hände. „Es wäre eine Lüge, wollte ich ihm gehören, es wäre ein Verrath an der Kunſt, und, glauben Sie mir, er bildet ſich auch nur ein, mich zu lieben, ich habe das gefühlt, als er hier ſprach. Es wäre ſein Unglück und meines. Das konnte ich aber keinem Anderen ſagen, man hätte meinen können, ich achte ihn geringer, er ſei mir nicht der Inbegriff des edelſten Menſchen, und ich habe doch an ihn gedacht, Jahre lang, wie an einen Abgott, und ſein Wort war es, das mich rettete aus dem Elend, ſein Anblick gab meinem Geſang die Kraft, die Empfindung des Herzens zu zeigen. Ewig werde ich ihm danken, mein Leben würde ich willig für ihn hingeben, aber belügen kann, will ich ihn nicht, und wenn ich ſagen wollte, daß ich ihn liebe, das wäre eine Lüge. Ihnen konnte ich das ſagen, ſonſt Keinem, denn Sie lieben ihn.“

Die alte Frau ſah das Mädchen lange forſchend,

verwundert an. Sie konnte es nicht verſtehen, aber der Stempel der Wahrheit lag auf den Zügen, im Ton der Stimme. „Kind, täuſcheſt Du Dich nicht?“ ſagte ſie. „Mißkennſt Du nicht Deine Empfindung? Du warſt überraſcht, als er zu Dir ſprach, faſſe Dich, finde Dich erſt!“

Retta ſchüttelte immer entſchiedener den Kopf. „Nein, nein,“ rief ſie, „ich weiß es ganz ſicher, es iſt ſo! Ich habe immer allein für mich denken müſſen im Leben, und da bin ich denn oft so hingegangen wie im Traum, wie im Finſtern, und kannte mich ſelbſt nicht begreifen. Ach, ich gab mir auch wohl nicht viel Mühe darum! Es ging ſo mit allen Dingen. Wenn ich aber Etwas verſtand, dann war es ſicher, unumſtößlich. So klar, ſo gewiß als das iſt mir aber noch Nichts geweſen. Vielleicht kann ich es nicht richtig ausſprechen. Geſtern habe ich zu Frieda ganz Anderes geſagt, aber da war es mir auch noch nicht klar, und ich hätte noch gar nicht reden müſſen. Im Klang liegt's mir, im Ton, was ich empfinde, und Sebaſtian hat es immer geſagt, nicht das Wort, nur der Ton iſt mir gegeben.“

Frau von Berken ſenkte ſinnend den Blick zu

verſtand es wirklich nicht, daß man ihren Reinhold nicht lieben könne, nicht lieben müſſe; da fiel ihr Walther ein. „Kind,“ ſagte ſie, „liebſt Du einen Anderen?“

Netta lächelte. „Einen Anderen? Nein!“ erwiderte ſie kurz und feſt. Dann warf ſie ſich zu Frau von Borken's Füßen und barg ihr Geſicht in deren Schooß. „Sagen Sie es ihm,“ flüſterte ſie, „bitte, bitte, ich könnte es ihm nicht ausſprechen!“

„Kind, er würde mir nicht glauben!“ ſagte die alte Dame und liebkoſte und küßte das bittende Mädchen.

Indem trat Reinhold ein. Erſtaunt ſah er die Pflegemutter, die Geliebte zu ihren Füßen, in ihren Armen; was er nicht für möglich gehalten hatte, ſchien geſchehen, alle Hinderniſſe beſiegt, die Thränen traten ihm in die Augen, er konnte kein Wort finden, ſein Entzücken auszuſprechen.

Netta klammerte ſich angſtvoll an Frau von Borken. „Sage es ihm!“ flüſterte dieſe ihr zu. Netta ließ die Hand der alten Dame nicht los, aber feſt und ſicher ſtand ſie aufrecht neben ihr. „Sie will es,“ fing ſie an, „alſo muß es recht ſein: Reinhold, ich

bin Ihnen eine Antwort ſchuldig geblieben. Ich habe Sie ruhig angehört und Alles überlegt. Sie haben mich einmal mit edlem Wort aus dem Staube, vom Untergang erhoben. Was ich bin, verdanke ich Ihnen, und ſo wird es in meinem Herzen ſtehen, ſo lange das ſchlägt. Fordern Sie Nichts weiter von mir, es wäre Lüge, wenn ich es gewährte — Dank hat mein Herz für Sie, wie es Anbetung hatte in kindlichen Tagen, aber Liebe nicht. Das iſt wahr und wahrhaftig ſo, und das müſſen Sie mir glauben."

Reinhold, erbleichend, als traue er ſeinem Ohr nicht, ſah erſt auf das Mädchen, dann mißtrauiſch auf die Tante. Die legte ihm leiſe die Hand auf die Schulter und ſagte: „Faſſe Dich, lieber Sohn, ſei ein Mann. Quäle das wunderbare, liebe Mädchen nicht, das klar wie die Wahrheit vor Dir ſteht."

Reinhold wandte ſich unwillig ab und maß das Zimmer mit großen Schritten. Zorn, Kränkung, Beſchämung kämpften in ihm. „O, ich weiß," rief er, „woher das Alles. Walther's Undank, ſeine wahnſinnige Eiferſucht brachte dieſe Verwirrung. Er ſoll mir Rede ſtehen. . . ."

„Walther!" unterbrach ihn Retta, und ein ſchmerz-

lich wehmüthiger Ausdruck flog über ihre Züge. „Er iſt fort, ſeinem Glücke nachgejagt, was kümmert's ihn, was mich quält, was aus mir wird?“

„Und weißt Du denn nicht, daß er hier iſt, daß er Dich liebt?“ rief Reinhold.

„Er kam mit mir,“ fügte Frau von Borken hinzu. „Ja, Reinhold, Du haſt Recht, er liebt ſie, aber ſo edel, ſo aufopfernd, ich kenne ihn, und ich werde kein Wort des Vorwurfs über ihn dulden.“

Netta ſtand da, wie mit Blut übergoſſen. „Walther!“ ſtammelte ſie, und Thränen überſtrömten ihr Geſicht. „Es iſt nicht möglich, er iſt hier, und er . . .“

Sie konnte nicht weiter reden, und Frau von Borken trat zu Reinhold: „Lieber Sohn,“ ſagte ſie, „laß uns jetzt. Deine Empfindung macht Dich ungerecht, es iſt Deiner nicht würdig, ihm zu mißtrauen.“

Reinhold wandte ſich ab, er wollte allein ſein, wollte fort, aber Netta trocknete gewaltſam ihre Thränen und rief ihn zurück. „Reinhold,“ ſagte ſie angſtvoll, „ich habe noch Etwas auf dem Herzen, und

mir ist es, als müsse ich es jetzt aussprechen, wenn ich nur Worte dafür finde."

„Was könntest Du mir noch sagen?" fragte Reinhold bitter.

„Es könnte wie eine Mahnung klingen, die mir nicht ziemt," fuhr das Mädchen fort, „und es ist doch nur Dank. Als Sie mir vorhin ausmalten, wie unser Leben werden sollte, o, ich fühlte es wohl, daß das nur ein Traum war, aber ich dachte dabei auch an die Dinge, die Herr Barner Ihnen gestern erwiderte und die ich hören mußte, weil Frieda es wollte. Ich will es Ihnen gestehen, gestern empörte sich mein ganzer Stolz gegen Sie, und ich war nahe daran zu vergessen, was ich Ihnen verdanke. „Bist Du nur ein willenloses Spielzeug?" dachte ich, „das er erst aus dem Staube aufhebt, das sich dann in ein Herrbild verwandeln, andichten lassen muß, und von dem er endlich sagt: weil ich sie liebe, soll sie mein sein und mir allerlei Liebhabereien verwirklichen, als hätte ich selbst kein Herz und über mich zu bestimmen." Vergeben Sie mir die alberne Empfindlichkeit, aber was ich in ihr gestern nicht verstand, ist mir heute klar geworden, und das gehört auch dazu, was ich

Ihnen vorhin ſagte. Er, meinte ich, ſo klug, ſo gut, ſo begabt, ſo geſchaffen, für ſich ſelbſt zu werden und Anderen vorzuleuchten, darf nicht ſein ganes Ich an eine andere Exiſtenz hängen, zufrieden, ihre Erfolge zu theilen, ihr Gelingen zu fördern. Reinhold, ich bin ſo ſtolz auf Sie, daß ich eine andere Stellung in der Welt für Sie verlange, und das muß ich Ihnen ſagen. Sie werden ſchon finden, was ich meine, wenn ich es auch nur unvollkommen ausdrücken konnte. Ich habe Sie ja auch verſtanden, als Sie damals ſagten, meine Exiſtenz ſei meiner nicht würdig. Ach, und was war ich, Ihnen verglichen! O, könnte ich Ihnen zurückzahlen, was Sie mir damals ſchenkten mit Ihrem Wort!"

Reinhold ſenkte den Blick, die Rede des Mädchens hatte ihn getroffen, es zertrümmerte den ganzen glänzenden Zukunftsbau, den er ſo mühſam aufgerichtet, ſo freudig erträumt hatte. Er fühlte den Vorwurf, ſo wenig er beabſichtigt war. Retta eilte auf ihn zu. „Um Gott, zürnen Sie mir nicht!" rief ſie und ſtreckte beide Hände nach ihm aus.

„Ich zürne Dir nicht, Mädchen!" ſagte er. „Es war unſer Geſchick, als wir uns begegneten, vielleicht

härtet es uns Beide zum Segen. Ja, Du sollst so oder anders meinem Leben nicht verloren gewesen sein!“

Ohne Abschied eilte er fort. Retta warf sich weinend an Frau von Berken's Brust. Die schüttelte leise den Kopf. „Wunderbares Mädchen!“ sagte sie vor sich hin. „Mußte ich noch in den Kreis solchen Lebens treten?“

XII.

Philippinchen hatte aus ihrem Fenster Frieda mit einer fremden Dame vorfahren sehen, sie wußte ja, was vorging, aber sie fühlte auch, daß jetzt der Moment kommen würde, in dem sie unnütz werden müßte. Die gute Alte weinte still vor sich hin, denn sie liebte Retta, und der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen, schnitt ihr durch's Herz. Empfindlich war sie aber auch, und nachdem sie eine Weile vergebens darauf gewartet hatte, Frieda oder doch Retta würden sie in das Zimmer rufen, brummte sie vor sich hin: „Nun, wenn ich überflüssig bin, können sie es ja auch allein zurecht bringen, und ich gehe meiner Wege.“ Es war ihr doch weniger kränkend, fort zu sein, als im Nebenzimmer ausgeschlossen und unbeachtet. Sie warf ihr kurzes Mäntelchen um, ohne das wäre sie ja nicht auf die Straße gegangen, setzte den kleinen schwarzen Hut auf und schlich

sich leise die Hintertreppe hinunter. Eigentlich wußte sie nicht, wohin sie gehen sollte, hatte sie doch keinen Bekannten in der ganzen großen Stadt. Da fiel ihr die Wirthin ihrer ersten Wohnung ein, und an die beschloß sie sich zu wenden, nicht um ihr die große Neuigkeit mitzutheilen, nein, Philippinchen war discret, aber um nicht so bei Seite geschoben zu Hause zu sein. Philippinchen kannte sich noch immer nicht aus in der Stadt. Alle zehn Schritte fragte sie einen Vorübergehenden nach der Richtung, und an jeder Straßenecke ging sie fehl. Sie war nun schon eine halbe Stunde umhergelaufen und wieder einmal ganz rathlos. „Ach, um Vergebung," redete sie einen Herrn an, der vor ihr herging und den sie am Aermel zupfte, „wo komme ich wohl . . ."

Sie redete nicht aus, denn als der Herr sich wandte, schrie sie auf: „Herr Gott, der junge Mensch! Walther, in aller Welt, wie kommen Sie aus dem Italien wieder hierher?"

Walther war die Begegnung nicht recht, aber die kindische Freude der Alten überwand schnell seine peinliche Empfindung. Sie fragte auch nicht weiter, wie es käme, daß er hier sei, denn einestheils sah sie das

ſo glücklich von der Angſt des Verirrtſeins befreit, anderentheils drückte ihr die große Neuigkeit das Herz ab, und es war ihr ordentlich eine Erleichterung, daß ſie dieſelbe ausſprechen konnte.

„Denken Sie, Walther,“ rief ſie, „die Netta heirathet, heirathet einen vornehmen, reichen, hübſchen Mann, wird Frau Baronin, und mit der Singerei wird es dann wohl ein Ende haben!“

„Alſo iſt Alles entſchieden!“ ſagte Walther und wurde leichenblaß.

„Sie wußten wohl am Ende ſchon um die Geſchichte?“ nahm Philippinchen wieder das Wort. „Ja, heute Morgen iſt die Anſprache geweſen, das Mädchen war ganz aufgelöſt vor Rührung, und daß Etwas mit ihr los war, hatte ich ſchon ſeit mehreren Tagen verſpürt. Aber ſie ſagt Einem ja Nichts, ſie iſt immer ſo heimlich, und ich konnte nicht wiſſen, ob's nicht um die Singerei wäre. Ja, ſeit Sie fort ſind, Walther, und der Hanswurſt, habe ich recht einſame Tage. Jetzt iſt unſere junge, gnädige Frau, die Frieda, da und noch eine andere alte, unanſehnliche Dame . . .“

„Frau von Berken!“ rief Walther.

„Frau von Berken? am Ende seine Mutter,“ fuhr Philippinchen fort. „Nun, damit bringen sie ja wohl Alles in Richtigkeit, denn der alte Herr Barner ist auch in der Stadt, und wenn der kommt, passirt Etwas, denn unnütz macht der sich keine Reisen.“

Walther ließ sie weiter plaudern, hörte schweigend an der Alten Verwunderung, Freude, etwas Kränkung dazwischen, alle ihre unklaren Gedanken, wie das nun werden würde, und er war zufrieden, daß er selbst Nichts dabei zu sagen brauchte. Es war nun erreicht, was er in edelstem Selbstvergessen gewünscht, befördert hatte, auch die Pflegemutter schien besiegt, und er konnte sich sagen, daß das sein Werk sei. Netta war glücklich, und wenn es ihm auch schwer wurde, Reinhold ein Glück zu gönnen, das ihm das höchste der Welt schien, so hatte er doch so männlich gekämpft, glaubte sich überwunden zu haben, und doch, dieser Augenblick zeigte ihm wieder, wie sein Herz blutete.

Philippinchen drängte ihn, er müsse mitkommen zur Netta, die ja doch so zu sagen seine Schwester sei. Das schien ihm fast über seine Kräfte zu gehen, aber er sah ein, daß er sich dem nicht entziehen könne ohne sein Geheimniß, das nur Reinhold theilte, zu

verrathen. „Nun denn, auch das noch," dachte er und folgte Philippinchen.

Netta war allein. Frieda hatte Frau von Borken abgeholt. Sie fühlte sich befreit von schwerer Angst, frei wie das Vögelchen, das sich verflog in ein glänzendes Gemach, nach der Todesangst des Gefangenseins endlich das geöffnete Fenster wiederfindet, durch das es einschlüpfte, und sich nun so hoch in die Luft erhebt, als die Flügel es tragen, als müßte es sich überzeugen, daß es nicht mehr gefangen sei. Aber das Herz pocht noch immer, und der Flug bleibt noch eine Weile unsicher, selbst um den heimischen Ast. Auch Netta fühlte sich herausgerissen aus der festen Gewohnheit ihrer Tage. Dazu wollte ihr Walther nicht aus den Gedanken kommen. Reinhold in dem Aufbrausen der Erregung hatte gesagt, Walther liebe sie, Frau von Borken's milde Ruhe hatte das bestätigt. War es denn möglich? Sie rief alle die letzten Stunden ihres Zusammenseins in's Gedächtniß zurück, sein Fortbleiben ohne Abschied, die letzte Unterredung erschien ihr nun auf einmal in ganz anderem Lichte. War es denn ihr Geschick, von einer Verwirrung in die andere gestürzt zu werden? Aber die

Angst der letzten Tage bei der Werbung Reinbold's empfand sie nicht mehr, beruhigend, eine Hoffnung war ihr der Gedanke an den Freund der Kindheit.

Da öffnete sich halb die Thür, und Philippinchen steckte den Kopf hinein. „Bist Du allein, Retta?“ fragte sie, aber sie wartete die Antwort nicht ab, denn ein Blick durch's Zimmer hatte sie ihr gegeben. „Rathe einmal, wen ich bringe,“ fuhr sie fort.

Retta war aufgesprungen. „Philippinchen,“ rief sie, „ich kann, ich will jetzt Niemanden sehen!“

Die Alte hatte aber die Thür schon weit aufgerissen, und Walther und Retta standen sich gegenüber.

„Walther!“ rief Retta, aber es lag Ueberraschung, Verwunderung, Unsicherheit in dem Ton, nicht die unbefangene Freude, mit der sie ihn sonst zu begrüßen pflegte. Dem jungen Manne schien das wie eine Erleichterung. Es wäre ihm schwer geworden, in den früheren Verkehr geschwisterlicher Freundschaft einzugehen. Er konnte nun kurz sein und der Abschiedsgruß für's Leben sich gleich dem ersten Handedruck des Wiedersehens anschließen.

„Ich komme, das Lebewohl nachzuholen, das mir die Hast meines Fortgehens aus der Residenz unmöglich machte," sagte er so ruhig, als er es vermochte. „Ich lasse Dich beglückt zurück, und die Sorge um Deine Zukunft ist von mir genommen."

Retta heftete einen forschenden, durchdringenden Blick auf ihn, vor dem er das Auge senkte. Sie horchte dem Klange seines Wortes nach, ob nicht eine Empfindung sich in ihm verriethe, der sie noch nicht glauben wollte. Aber seine Züge, wie bleich auch, waren ruhig, sein Wort fest.

„Komm, Walther," sagte sie, „erzähle mir, weßhalb Du so plötzlich fortgingst, und wie es kommt, daß Du nicht in Italien bist, wohin Deine Sehnsucht Dich trieb."

Sie hatte seine Hand ergriffen und zog ihn auf einen Stuhl zu ihrer Seite.

„Ja, Walther, das möchte ich auch wissen," fügte Philippinchen hinzu, „und Sie werden doch nicht auch Heimlichkeiten vor mir haben wie andere Leute."

Walther wollte es ihr abschneiden, Retta, die tief erröthet war, Vorwürfe zu machen, und wagte selbst

so wenig das Gespräch auf Reinhold zu lenken war, daß er schnell einfiel:

„Es war so einfach, meine Arbeit hier war fertig, da kam meine Stiefmutter in höchster Noth. Ich mußte ihr doch, im Andenken an meinen Vater, mit dem Reisegelde heraushelfen und nun so schnell als möglich die erste Arbeit wieder ergreifen, die sich mir bot. Du warst damals so beschäftigt — und da ich in der Nähe blieb — konnte ich den Abschied ja immer noch nachholen — und das thue ich jetzt."

Retta schwieg eine Weile. „Weshalb kamst Du nicht zu mir?" fing sie an. „Der Theater-Agent bietet mir einen glänzenden Contract über den anderen, wir haben hier schon mehr als wir gebrauchen, denn man hat mir viel Geld gezahlt für die letzten Rollen . . ."

„Das ist wahr!" fiel Philippinchen ein. „Ich dachte, ich träumte, als sie es ihr hier auf diesem Tisch aufzählten. Alles blankes Geld, den ganzen Tisch voll . . ."

„Laß doch, Philippinchen," fing Retta wieder an. „Wenn ich in Noth gewesen wäre, und Du hättest mir helfen können, zu Dir wäre ich gekommen

Walther, und hätte Deine Hülfe angenommen, ohne zu meinen, es sei ein Almosen."

Walther wurde dunkelroth und senkte den Blick. „So lange ich mir noch selbst helfen kann," sagte er, „darfst Du mir nicht zumuthen, daß ich, selbst Deine, Unterstützung nachsuche. Ueberdies wirst Du nicht lange beim Theater bleiben und verdienen und kannst nicht mehr allein verfügen über das, was Dir gehört."

Retta stand auf. „Wie meinst Du das?" fragte sie. „Ich bin niemals freier gewesen, als in diesem Augenblick, über mein Thun und Lassen zu bestimmen."

Walther sah sie mit großen Augen verwundert an.

„Mein Bruder wolltest Du sein," fuhr Retta fort, „das hattest Du mir feierlich versprochen. Ist das die rechte Geschwisterliebe, die nur geben will und zu stolz ist zu empfangen? Ich weiß durch den Theater-Agenten, denn dem hat es Gründler ausgeplaudert, daß Du Deiner Stiefmutter Geld schenktest, aber ich wußte nicht, daß Du Alles hingabst. Jetzt verstehe ich erst, weßhalb Du es thatest und die Sehnsucht Deines Lebens, nach Italien zu gehen, aufopfertest. Sie

wollten zu mir, ich sollte einen Contract machen, wie ihn der Mann wünscht, und dafür wollte er den Beiden wieder auf die Beine helfen, und das wolltest Du nicht leiden. Antworte mir, ist's nicht so?"

„Und wenn das wäre?" fuhr Walther auf. „Konnte ich nicht mit meinem verdienten Gelde machen, was mir das Liebste war?"

„Ich aber nehme Nichts an von Jemandem, der von mir Nichts nehmen will," sagte Retta, „wie ich zu dem, der Heimlichkeiten vor mir hat und Deine Aufrichtigkeit von mir verlangte, kein Vertrauen habe. Ihr habt Alle über mich verfügt, ohne mich nur zu fragen, als ob ich so denken und empfinden müßte, wie Ihr Euch einbildet. Es ist vielleicht zum Guten ausgeschlagen, denn ich habe endlich gelernt, mir selbst klar zu werden und für mich selbst zu denken. Das Geld aber, mit dem Du mich von Gründler und dem Agenten freikauftest, schulde ich Dir und kann es zurückzahlen."

Sie wollte an ihr Pult gehen, aber Walther trat ihr in den Weg.

„Ist es wahr, Retta," fragte er, „was Theis

pinchen mir ſagte, daß Du die Braut Reinhold's, des Freiherrn von Borken, biſt?"

Netta ſchwieg, und Philippinchen verſchwor ſich hoch und theuer, der Herr Freiherr hätte es ihr ſelbſt geſagt, da in der Thür ſei er geſtanden, und ſie hier, und Netta hätte es gar nicht geläugnet.

„Walther!" fing Netta endlich an, „Du haſt mich einmal gefragt und dabei das Recht des Bruders angerufen, ob ich Reinhold liebe. Ich habe Dir damals mein ganzes Empfinden klar gelegt, wie ich es ſelbſt verſtand, Du aber haſt mir verſchwiegen, daß Du mich nicht als Bruder fragteſt. Ich will Dir Nichts deſto weniger auch heute noch antworten, wahr und einfach: Ich bin frei. Die halb kindiſche Phantaſieliebe, mit der ich die Erinnerung an Reinhold Hillmar zu empfinden glaubte, liegt hinter mir, den wirklichen Reinhold liebe ich nicht, und wie könnte ich die Braut ſein eines Mannes, den ich nicht liebe?"

Ueber Walther's Geſicht ſtrahlte ein Ausdruck von Glück, von Seligkeit, der beredter war, als alle Worte hätten ſein können. Er machte einen Schritt auf das Mädchen zu, aber ſie wies ihn mit der Hand zurück.

„Kein Wort, Walther!" rief ſie, „nicht jetzt, nicht

heute. Aber Deinen Rath, Deine Unterstützung erbitte ich mir, wie ich sie vor einigen Monaten erbeten hätte. Begleite mich zum Agenten, ich will einen Contract mit ihm abschließen."

„Und heirathen willst Du nicht, Netta?" rief Philippinchen.

„Nein!" erwiderte das Mädchen, indem sie den Hut aufsetzte und den Mantel umnahm, „und Du bleibst bei mir, Philippinchen, wohin ich auch gehe. Versprichst Du mir das?"

Philippinchen fiel ihr weinend um den Hals. „Ach Gott!" schluchzte sie, „an mich hatte ich ja noch gar nicht gedacht, und jetzt erst fällt mir ein, was aus mir hätte werden sollen. Aber Du thust es doch nicht etwa meinetwegen? Netta, solche schöne Offerte . . ."

Netta war schon aus der Thür, und Walther folgte ihr. Er verstand das Mädchen nicht, aber doch hatte er ein Gefühl von Glück im Herzen, wie noch nie im Leben. Er dachte nicht mehr an Italien, nicht mehr an den eigenen Künstlerberuf, weil er überhaupt in dem Augenblicke nicht an sich dachte, sondern nur an Netta, die ihm so erhaben, so un-

nahbar, ſo unbegreiflich vorkam, und die er doch von heute erſt recht zu lieben meinte.

Reinhold hatte ſich mit Barner in deſſen Zimmer eingeſchloſſen. Ganz gebrochen war er zu dem Freunde gekommen, gekränkt, verzweifelnd an Allem. Barner hatte ihn ruhig ausſtürmen laſſen. Dann hatte er verſucht, ihm neue Pfade für die Zukunft zu zeigen. „In ſolcher Stunde bauen ſich unſere Geſchicke, wächſt unſere Kraft!“ hatte er geſagt. „Ihnen, lieber Freund, war bisher das Leben zu leicht, zu vorbereitet geweſen!“ Reinhold fuhr auf, ſtets auf's Neue, aber die Freundſchaft, die Erfahrung, das väterliche Wohlwollen beſänftigten ihn immer mehr. Als die Männer ſpät zu Frau von Borken und Frieda kamen, war Reinhold bleich, aber ruhig. Er legte der Tante ſeine Plane für die Zukunft, die Wahl ſeines Berufes vor, aber er blieb dabei, daß er den Namen ſeines Vaters wieder allein führen wolle. Sie hörte ihn ruhig an und ſagte nur: „Meinem Herzen bleibſt Du doch, und ſeit heute erſt recht, der Sohn. Damit bin ich alt geworden, und ich verſtehe nur das ganz, worin ich mein Leben hinbrachte. Du wirſt nichts Unwürdiges, nichts Unedles ergreifen, das weiß ich.“

Indessen waren Netta und Walther bei dem Agenten gewesen. Die junge Sängerin hatte einen glänzenden Contract abgeschlossen für ein kurzes Engagement, für eine Reihe von Gastspielen. Alles nur auf ein Jahr, für länger wollte sie sich nicht binden, und sie setzte auch durch, daß damit alle ihre Verbindlichkeiten dem Agenten gegenüber gelöst seien. Einen nicht unbedeutenden Vorschuß ließ sie sich sofort zahlen. Sie war so bestimmt und sicher, daß alle Einwendungen zusammenbrachen.

Als sie den Agenten verlassen hatten und zu Netta's Wohnung zurückgingen, sagte das Mädchen ganz ruhig zu Walther: „Du weißt nun, was ich für mich beschlossen habe für das nächste Jahr. Wohin willst Du gehen, was wirst Du ergreifen?"

„Netta," sagte er, „wohin Du gehst, gehe ich auch! Quäle mich nicht. Du mußt mich verstanden haben. Ich liebe Dich mehr als die Welt und kann nicht mehr von Dir lassen."

Netta erröthete. „So hatte er Recht," flüsterte sie, „als er mir sagte, Du liebtest mich. Seine Mutter hatte es auch erkannt, nur ich war blind, weil ich überhaupt wie im Finstern hintappte. Aber [illegible]

nicht in mich. Heute kann ich das Opfer Deiner Lebenswünſche, Deines Berufes nicht annehmen. O, ich weiß es ja, wie Du Deine Kunſt liebſt, und könnte Dich deßhalb beneiden, denn mir bleibt das Theater zuwider, ob es mir gleich jetzt Erfolge verſpricht, wie ich mir nie geträumt hätte."

„Und doch haſt Du Dich ihm wieder verpflichtet!" rief Walther.

„Ich habe das ſo beſchloſſen," nahm ſie wieder das Wort. „Jetzt, in dieſer Stunde, nehmen wir Abſchied wie Geſchwiſter, frei Jeder, und Jeder treu ſtrebend, ernſt arbeitend mit den Anlagen, die Gott ihm gegeben. Wenn das Jahr vorüber, geben wir uns Rechenſchaft, was wir erreichten, was wir empfinden, was wir uns opfern können. Ich weiß, daß ich auf Dich bauen kann, Du mußt das auch von mir wiſſen."

„Netta," rief Walther ſchmerzlich, „ein Jahr von Dir getrennt, ich ertrüge es nicht!"

„Was erträgt man nicht mit der Hoffnung im Herzen!" ſagte ſie. „Und ich verlange noch mehr von Dir, die erſte Probe Deiner Liebe. Nimm dieſes

Geld, ich brauche es nicht und habe es mir nur für Dich geben lassen. Geh' nach Italien!"

Walther zauderte lange mit gesenktem Blick, dann faßte er sich und nahm die Brieftasche, die sie ihm reichte.

„O, nun weiß ich, daß Du mich liebst!" rief Retta, und die Freude strahlte über ihr Gesicht. „Und nun lebe wohl!"

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie fest und ohne Zittern. Einen Blick tauschten sie noch, aber er kam aus tiefstem Herzen.

Dann ging Retta allein in ihre Wohnung zurück.

Walther überlegte, aber mit der Zuversicht des Glückes in der Brust.

Eine Stunde später erhielt Frau von Berken einen Brief von Walther, in dem er einfach meldete, er sei nach Groß-Berkstaedt abgereist, um keine Stunde zu verlieren, die versprochene Arbeit zu vollenden.

Eine Schuld zurück zu lassen in der Heimath, hätte er nicht vermocht.

Die alte Dame kam ihm schon am anderen Tage nach. Sie brachte ihre ganze Zeit bei dem jungen Manne zu, wenn er arbeitete, unbeirrt durch Karl

Poltel's Verſtimmung und hingeworfene Worte. Die nothwendigen Augenblicke der Muße verlebte Walther in ihrem Zimmer, in dem nicht das Geringſte verändert war ſeit dem Tage, an dem wir es mit Reinhold zum erſten Mal betraten.

Der milde Einfluß einer Mutterliebe übte ſeinen Segen auf das bis dahin ſo verwaiſte Künſtlergemüth.

Nach kaum zwei Wochen unermüdlicher Arbeit drückte Frau von Borken den jungen Freund weinend zum Abſchied an die Bruſt. Wenige Tage darauf wanderte er über den in Eis und Schnee ſtarrenden Gotthardt, dann die Straße bergab, aufjubelnd, als das Land ſeiner Sehnſucht ſich vor ihm ausbreitete, mit jedem Schritt ſeliger in dem Glücke, daß die Sonne Italiens auf ihn glühte, und doch bewußt, daß ſein Lebensglück ihm in der Heimath bewahrt bleibe. —

Etwa fünf Jahre, nachdem wir unſere Freunde verlaſſen haben, erhielt Barner nachſtehenden Brief von Reinhold:

„Rom, 20. September 1871.

Was werden Sie ſagen, lieber Freund, daß Sie, anſtatt eines Anmeldebriefes, der Ihnen einen Beſuch für den größten Theil der Herbſtferien in Ausſicht

ſtellen ſollte, ſo lange mich nämlich meine gute Tante Borken freiließ (und Sie und die Ihrigen ſind die Einzigen, denen Sie mich gönnt), wieder einen Brief aus dem ewigen Rom, dem Orte meiner beſtändigen Sehnſucht, erhalten?

Es war nicht allein die alte Wanderluſt, die ohnehin jetzt meine Vorleſungen auf engeres Maß beſchränken, die mich hierher trieb, es waren einige nothwendige Studien an Ort und Stelle, die ich für die Ueberarbeitung und zweite Auflage meiner Geſchichte der Skulptur in Rom während der Kaiſerzeit machen mußte. Der Verleger drängt, und während des Winterſemeſters, in dem ich noch publice über die Sophokleiſchen Tragödien und ihren Einfluß auf die dramatiſche Literatur aller Zeiten zu leſen beabſichtige, wird mir wenig Muße bleiben. Ich faßte alſo einen ſchnellen Entſchluß und reiſte mit dem Schluß der letzten Vorleſung ab. Und nun genieße ich wirklich Ferienglück, die Freude an der Freiheit, die nur in dem geſegneten Zwange des Berufes möglich iſt. Wie Recht hatten Sie, lieber Freund, und wie erkenne ich das jetzt! Der Mann bedarf des Berufes.

Soll ich wirklich dabei bleiben, daß mich nur Jack

ſtudien oder die egoiſtiſche Luſt, die geliebte claſſiſche Luft wieder zu athmen, hierherzogen? Sie wären gut genug, es mir zu glauben, und ſchon deßhalb möchte ich es um ſo weniger ausſprechen. Nein, ſtärkerer Magnet war eine Einladung unſerer Freunde, oder vielmehr eine Antwort auf eine halbe Anmeldung meinerſeits. Ich lege Ihnen den Brief ein, ſei es auch nur zum Spotten für Georg oder zur Beluſtigung für Rob und Georgi, aber Ihnen iſt er anvertraut, und ich hole ihn mir ſelbſt ab.

Zur Erklärung: Ich ſtellte alſo mein Kommen in Ausſicht und bat, mir eine beſcheidene Wohnung in der Nähe der Freunde zu beſorgen. Darauf kam dieſer Bogen, illuſtrirt von Walther, mit Antonien's Zeilen. Oben ſoll der Jubel der Familie über meinen Brief dargeſtellt ſein. Der Maler, der Pinſel und Palette in die Luft wirft; Philippinchen, die mit ihrer Haube ſchwenkt; die Nachtigall, die mit den Flügeln ſchlägt und aus deren Schnabel (oder müßte ich Kehle ſagen?) das Wort ‚Willkommen' ſich in allerlei Verſchlingungen herauswindet, und daneben die kleinen, kaum flügge gewordenen Vögelchen, die auf einem Bein tanzen.

Auf der zweiten Seite ist eine wirklich meisterhafte Skizze des kleinen Häuschens auf dem Monte Pincio, das die Freunde bewohnen. Es liegt die Luft Italiens darüber, und ex ungue leonem, das kleine Bildchen ist mir lieber als manche wandgroße Landschaft auf unseren Ausstellungen.

Zum Schluß kommen die Empfangsvorbereitungen im Innern des Häuschens. Die Nachtigall mit der Küchenschürze am Heerd wäre eines Kaulbach würdig, denn sie ist ähnlich, freilich von einer Aehnlichkeit, die sich nur der Gatte erlauben konnte. Philippinchen, die den Kopf verloren hat (er liegt auf dem Treppenabsatz) und ihn mit der Brille in der Hand sucht, und der Hausherr, der meine zwei Zimmer im oberen Stock einrichtet. Da muß ich nun freilich gleich hinzufügen, daß Netta eine Ordnung in diese Unordnung, und Philippinchen Sauberkeit in die Schmiererei gebracht hat.

Sie sehen nun gleich, wie wir hier wohnen, leben, wo wir essen und wie Walther's Studie liegt, und wer mitten zwischen uns lebt in allen Gesprächen, das sind natürlich Sie, die Tante, Frieda und Georg, der auf diese Manier, wenn auch nur in Gedanken, in

einer echten römischen Künstlerwirthschaft seinen Platz findet. Aber ernsthaft, er würde sich hier wohl fühlen. Glück, Naivetät und Genügsamkeit der edelsten Künstlernaturen, der Reichthum der Schaffenskraft, Alles eint sich bei diesen vortrefflichen Menschen. Antonien's Brief zwischen den Illustrationen brauche ich nicht zu commentiren. Ich wüßte Ihnen wirklich kaum noch Etwas über die Freunde hinzuzufügen. Walther ist sehr geschätzter Landschafter, geliebt von aller Welt, bewundert, namentlich von den Frauen, denn er ist in der That bildschön geworden, und alle Welt nennt ihn den bello pittore tedesco wobei ich nur nebenbei erwähnen will, daß das „tedesco" seit dem vergangenen Jahre oft durch prussiano vertauscht wird, was das Ansehen des beliebten Künstlers noch vermehrt hat. Er läßt es sich übrigens mit Stolz gefallen, Preuße genannt zu werden, wenngleich es ihm, dem Süddeutschen, eigentlich nicht zukommt. Er meint, das hieße nur, daß die Schranken der deutschen Stämme gebrochen wären.

Netta ist mit der Liebenswürdigkeit, die nur das Glück giebt, die prächtigste Hausfrau, freilich eine Künstler-Hausfrau, und Philippinchen hat Recht, wenn

sie behauptet, manchmal ginge es nicht ohne sie. Die Nachtigall vermißt die Bühne gar nicht, im Gegentheil. Sie singt nur noch im eigenen Nest, da aber herrlich, mit unwiderstehlicher Gewalt. Im vergangenen Jahre hat sie einmal öffentlich für unsere deutschen Verwundeten gesungen, und man hat ihr das Haus gestürmt mit Anträgen für die Bühne. Sie hat freilich Nichts davon wissen wollen. Seitdem spricht man aber nicht allein von der Schönheit des Gatten, auch von der Stimme der Frau.

Die Kinder sind ein paar allerliebste, urkomische Kobolde, die allerlei Unfug anstellen und von Philippinchen, die sie nebenbei vergöttert, fortwährend gescholten werden. Ueberhaupt schilt die Alte jetzt viel und ist beständiges Stichblatt für Walther's Neckereien. Sie findet Italien abscheulich und kann immer nur zwei Worte Italienisch. Walther hat nämlich angeordnet, um ihr die Sprache beizubringen, daß sie jeden Tag ein Wort lernt; da sie aber das von vorgestern stets wieder vergessen hat, bleibt der Bestand von zwei Worten unverändert.

Was soll ich von mir hinzufügen? Ich lebe sonnige Tage für Geist und Herz, im reichen Um

pfangen und Erwidern edelſter, beglückendſter Freundſchaft. Um mich das deutſche Haus, über mir der Himmel Italiens. Ich werde noch mehr Heimweh nach Rom in mein Studirzimmer zurückbringen. Und doch freue ich mich auf meine Vorleſungen, die ich in drei Wochen eröffne. Jeder legt ſeinen Gruß noch einzeln bei. Auf der Rückreiſe komme ich, wenn auch nur flüchtig, zu Ihnen und zu der Tante. Freuen Sie ſich ein wenig darauf, denn ich bringe viel mit, für Jeden Etwas, im Koffer, im Kopf und im Herzen.

Der Ihrige
Reinhold Hillmar,
Dr. et professor ordinarius."

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin

Luſtſpiele

von

Guſtav zu Putlitz.

Erſter Band.

1. Ein Hausmittel.
2. Badekuren.
3. Familien-Zwiſt und Anderes.
4. Das Herz vergeſſen.

Berlin, 1850.

Schleinger'ſche Buch- und Muſikhandlung.

BIBLIOTECA
LA
1873

An

Julius von Unger.

Wenn ich Deinen Namen an die Spitze dieſes Buche ſtelle, ſo iſt das nicht allein aus Dankbarkeit für die Theilnahme die Du dem Inhalte während ſeines Entſtehens und bei dem Hervortreten in die Oeffentlichkeit ſchenkteſt. Unter den vielen Freuden, die mir dieſe kleinen Luſtſpiele bereiteten, nicht nur während der Zeit als ſie erſonnen wurden, und durch die heitere Beſchäftigung ſie auszuarbeiten, ſondern auch durch die freundliche und ſchnelle Theilnahme, die ihnen günſtige Zufälle bereiteten, ſtelle ich die als die bleibendſte und werthvollſte voran, daß ſie mir eine Brücke wurden von Deinem Wohlwollen, das unter dem poetiſchen Himmel des Südens entſtand,

zu einer festen Freundschaft, die an Raum und Zeit nicht gebunden ist.

Freilich sind es getrocknete Blumen die ich Dir biete, die ihr erstes frischestes Leben bei dem glänzenden Schein der Lampen entfalteten; Blüthen, die sich vor der immer wechselnden, fortspühlenden Wogen der Theater-Repertoirs in dieses Buch flüchteten. So mögen sie, wenn auch nichts weiter, mir und anderen Erinnerungsblätter sein, und daß sie mir als solche werth sind, zeigt die Widmung mit der ich sie ehrte.

Retzien, den 11. April 1850.

Gustav zu Putlitz.

Ein Hausmittel.

Luſtſpiel in 1 Aufzuge
von G. zu Putlitz.

Perſonen:

	Benennung am Königlichen Theater zu Berlin.
Ferdinand von Werten, Majoratsherr.	Hr. Gruſemann.
Adolph von Werten, Aſſeſſor . . .	Hr. v. Lavallade.
Charlotte, deſſen Frau	Dlle. Viereck.
Mollerini, Virtuoſe	Hr. Bethge.
Marie, Kochin bei Adolph	Hr. v. Lavallade.

(Der Schauplatz iſt ein elegant meublirtes Zimmer in Adolph's Hauſe. Zwei Mittelthüren. Rechts eine Seitenthür, die in Charlottens Zimmer führt. Links eine andere Seitenthür. Rechts ein Schreibtiſch. Links ein Sopha. Zwiſchen den Mittelthüren ein Tiſch mit Büchern und Cartons. In der Ecke ein kleiner Tiſch mit einer weißen Decke. Bilder an den Wänden.)

Erſter Auftritt.

Charlotte (in einem ſauberen, aber nachläſſigen Negligé, auf dem Sopha links. Sie hat den Kopf in die Hand geſtützt und lieſt). **Adolph** (tritt ein, mit zwei Briefen in der Hand, ſichtlich bewegt. Er betrachtet ſeine Frau, die leicht aufſieht, dann aber weiter lieſt.)

Adolph.

Ich hätte Dir etwas zu ſagen, liebe Charlotte.

Charlotte.

Mir? Wenn es dringend ist, Kind, denn ich habe wahrhaftig heute gerade sehr wenig Zeit. Ich muß bis zum Abend mit diesem Buche durch, denn alle Welt wird davon sprechen, und mich um mein Urtheil befragen. Dann soll ich heute Morgen in der Matinée des fremden Virtuosen einige Lieder von Meyerbeer, Rücken und Gumbert vortragen; nach Tische habe ich spanische Stunde, um sechs Uhr Vorlesungen über Astronomie, und um acht Uhr zum Thee wird das halbe Concert hierher gelaufen kommen, um mir (lächelnd) Complimente über meinen Gesang zu machen. — Schläft Wilibald?

Adolph.

Ganz ruhig! Gott sei Dank! (Er seufzt.)

Charlotte.

Der kleine Engel! — Ich wollte aber auch nicht, daß er aufwache, ehe ich meine Toilette zum Concert beginne. Jede Minute ist besetzt. (Liest weiter.)

Adolph.

Aber Du hast mich noch gar nicht gehört.

Charlotte.

Freilich nicht! Bitte, fasse Dich kurz, Männchen. Ich wollte Dir gern eine Stunde schenken; aber es ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld, daß die Romane immer drei Theile haben.

Adolph (bei Seite.)

Sie ist so arglos, ich muß ihr das Unangenehme ersparen. — (Er steckt einen Brief in die Tasche.) Ein Brief von meinem Bruder; er wird bald, vielleicht schon heute, ankommen, und einige Tage bei uns bleiben.

Charlotte.

Das ist prächtig! Ich freue mich auf die Bekanntschaft dieses Originals, dieses blasirten Semilassos, und wäre es auch nur, um eine neue pikante Figur an meinen Theetisch zu setzen.

Adolph.

Du urtheilſt ſcharf —

Charlotte.

Kann man es anders? Iſt ein Majoratsherr von acht und zwanzig Jahren und eben ſo viel Tauſend Thalern Revenüen, mit Geiſt, einem leidlichen poetiſchen Talent und einem angenehmen Aeußern eine beklagenswerthe Figur? Und dieſer Deſiré aller Mütter, dieſer Menſch, der Alles im Uebermaße beſitzt, was den Neid der Welt erregen kann, hat die Grille in Blaſirtheit und Weltüberdruß zu ſchwimmen! Wahrhaftig, man muß darüber lachen, oder ſich darüber ärgern, und Du mußt es mir danken, daß ich, zum Wohl Deiner häuslichen Ruhe, das Erſtere gewählt habe. (Sie ſteht auf.) Aber laß ihn nur kommen, es wird mir Spaß machen, ihm zu zeigen, daß Du, ein armer Aſſeſſor, ohne Vermögen, mit mäßigem Jahrgehalte, trotz der Actenbauten, die beſtändig nachwachſen, wie die Häupter der Hydra, doch das beſitzeſt, was ihm fehlt: Zufriedenheit und Lebensluſt. —

(Adolph ſeufzt.)

Charlotte.

Ich werde den Herrn Schwager in die Kur nehmen, und gebe es noch nicht auf, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen.

Adolph.

Ihr Frauen traut Euch ſo viel Talent zum Erziehen zu.

Charlotte.

Wenn Euch überhaupt Jemand in Ordnung bringen kann, ſo ſind wir es auch. — Aber nun eine Bitte — Ich gehe auf mein Zimmer, um ungeſtört zu ſein. Sorge Du für das Mittagbrod, und gieb Marie gleich Inſtructionen für heute Abend. Du arrangirſt das ſo vortrefflich. (Sie geht und wendet ſich noch einmal um.) Wenn das Wetter ſchön wird, ſchickſt Du wo

Wilibald in die Luft? (Wendet sich noch einmal um.) Im Vorübergehen zu Deiner Session bestellst Du mir wohl in der Musikalienhandlung die neuen Lieder. Du weißt schon (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Adolph allein; gleich darauf Marie und Mollerini; zuletzt Charlotte.

Adolph.

Sie ist glücklich! Bewundert von aller Welt. Und doch, kaum ertrage ich diese Pein! Alle Tage Gesellschaft, und sie merkt nicht, daß unsere Einnahmen dazu nicht ausreichen. Der Hausstand geht zu Grunde; Charlotte häuft kostbare Bücher, Musikalien und Kunstblätter, sie liest, singt und studirt; aber (sehr schmerzlich) sie merkt es nicht, wenn unser Kind krank ist. Ihr Geist deckt die subtilsten, psychologischen Nuancen in den Romanen der Sand auf; aber sie fühlt es nicht, was ich kaum noch verbergen kann, daß ich unglücklich bin. — Und wenn ich sie aufklären wollte, sie würde unglücklich werden, denn der Beifall, die Anerkennung ist ihr nothwendig, wie der Blume das Licht. — Was würde ich gewinnen? — Wie oft schon schwebte das Wort auf meinen Lippen; aber ihre Arglosigkeit entwaffnet mich immer wieder.

(Marie kommt und läßt Mollerini vor sich eintreten.)

Marie.

Einen Augenblick, mein Herr, ich werde die gnädige Frau sogleich benachrichtigen. (Sie geht in Charlottens Zimmer ab.)

(Mollerini sieht Adolph groß an, wendet sich dann und betrachtet die Kupferstiche im Hintergrunde an der Wand.)

Adolph (für sich).

Wer ist denn das schon wieder? (Laut.) Mein Herr! —

Mollerini (wendet ſich).

Ah! Sie wünſchen ein Freibillet zu meiner Matinée? — Bemühen Sie ſich gütigſt in mein Hotel —

Adolph (lächelnd).

Das war nicht gerade mein Wunſch — —

Mollerini.

Sie müſſen doch unſere Aspaſia ſingen hören. (Bei Seite.) Ein armer Schlucker, ein unglücklicher Verehrer, den ſie im Vorzimmer warten läßt.

Marie (kommt zurück).

Die gnädige Frau wird ſogleich erſcheinen!

Adolph (halb leiſe).

Marie, ſage einmal, wer iſt der Menſch?

Marie.

Er hat einen italieniſchen Namen, bei dem ich mir faſt die Zunge abgebrochen habe; ſpricht aber ſehr gut deutſch — durch die Naſe, riecht nach Piſam, und thut, als wenn die Welt ihm allein gehöre. — —

Adolph.

Das habe ich gemerkt.

Marie.

Wenn wieder Einer von den Unausſtehlichen: Virtuoſe, Künſtler oder Schriftſteller, von denen wir ſchon ein ganzes Sortiment haben.

Adolph.

Still, Marie. Du ſollſt nicht über die Leute ſprechen, die zu uns – die zu meiner Frau kommen. —

Marie.

Ach was, ich ſage Alles gerade heraus! (Ab.)

Mollerini (bei Seite).

Der macht der Köchin die Cour. Der arme Schelm muß ſich ſo den Weg zu dem Theetiſch der geiſtreichen Frau bahnen. (Er iſt an den Schreibtiſch gekommen, auf dem ein Becher mit Cigarren ſteht, laut.) Ah! Cigarren! Frau von Werten ſcheint nicht nur

eine Frau von Geist, sie scheint auch eine Frau von Fortschritt zu sein — sie raucht.

Adolph.

Sie irren sich — —

Mollerini (ohne darauf zu achten).

Das giebt eine sehr pikante Notiz für mein Reisetagebuch.

Adolph.

Frau von Werten raucht nicht, ihr Mann —

Mollerini (verächtlich, mit Affirence).

Frau von Werten hat gar keinen Mann!

Adolph (lächelnd).

Wirklich nicht?

Mollerini.

Wahrscheinlich Wittwe! Als ich hierher kam, hieß es: Sie müssen zur Werten. In ihrem Theetisch finden Sie Alles, was Geist hat in unserer Stadt; sie wird in Ihrem Concert singen; ihre Protection macht die Zungen schweigen, die der Neid gegen Ihr unerreichbares Talent — ich wiederhole fremde Worte — gegen Ihr über alle Kritik erhabenes Spiel aufregen könnte. Von einem Manne sprach Niemand. So hat sie entweder keinen, oder einen dummen Tölpel, von dem nichts zu sagen ist.

Adolph (bei Seite).

Allerliebst!

Mollerini.

Einführen zu lassen brauchte ich mich nicht. Ein mehr als europäischer Ruf, ein berühmter Name öffnet alle Thüren

Charlotte (tritt aus ihrem Zimmer).

Mollerini.

Wie Sie sehen.

Adolph (bei Seite).

Ich hätte Lust, ihm noch eine Thür zu öffnen'

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Charlotte (in etwas veränderter Toilette).

Charlotte.

Entschuldigen Sie, wenn ich warten ließ. — Unser großer Meister!

Mollerini.

Man hält mich dafür. Doch weiß ich nur zu wohl, daß das Ideal der Kunst unerreichbar ist, wenigstens tröstet mich die Ueberzeugung, daß ich unübertroffen bin. (Bei Seite.) Den beachtet sie gar nicht.

Charlotte.

Ein glückliches Selbstvertrauen —

Mollerini.

Nur die Lumpe sind bescheiden, sagt — —

Charlotte.

Göthe. — (Sie setzt sich auf's Sopha, und winkt Mollerini, auf einen Stuhl zu ihrer Seite Platz zu nehmen.)

Adolph (bei Seite).

Das hätte Göthe bleiben lassen können.

Mollerini.

Ich hatte das Unglück, gnädigste Frau, Sie zu verfehlen; doch schmeichelte man mir mit der glücklichen Hoffnung —

Charlotte.

Gewiß, wenn Sie anders mein kleines Talent gebrauchen können — —

Mollerini.

Man hat mir Ihre Stimme bedeutend genannt —

Charlotte.

O! ich weiß zu wohl, daß das Ideal der Kunst unerreichbar ist, und halte mich leider nicht für unübertrefflich — —

Mollerini.

Ah! Sie eine Dilettantin, das iſt etwas ganz anderes. (Vor Seite.) Sie hat ihn noch gar nicht angeſehen. (Halb leiſe zu Charlotten.) Der Herr da iſt vielleicht ein Journaliſt, ein Rezenſent?

Charlotte (lächelnd).

Nichts weniger als das. — Was werde ich nur ſingen? Lieber Adolph! (Sie winkt Adolph, der bisher vor ſeinem Schreibtiſch ſtand, hinter das Sopha.)

Adolph.

Nun, mein Kind?

Mollerini (bei Seite).

Was ſoll das heißen? Dieſe Familiarität mit dem Journaliſten, das iſt ein Scandal — für die Reiſenotizen.

Charlotte.

Was ſoll ich ſingen, Adolph? Schlage mir etwas vor, was Du am liebſten hörſt. —

Adolph.

Ach, Kind, das weißt Du am beſten.

Charlotte.

Mein Mann will nichts vorſchlagen, ſo müſſen wir wohl ſelbſt wählen. (Steht auf.)

Mollerini (ſteht ebenfalls auf).

Ihr Mann? Ihr Herr Gemahl?

Charlotte.

Ich dachte, Sie kennten ſich ſchon. Sie waren in ſo eifrigem Geſpräch — —.

Adolph.

Der Herr demonſtrirte mir, Du ſeieſt Wittwe, oder Dein Mann ein — —

Mollerini.

Herr von Werten, ein Irrthum — —

Adolph.

Der unübertrefflich iſt, wie Ihr Talent.

Charlotte (einlenkend).

Aber womit werden Sie selbst uns erfreuen? Meine Lieder müssen doch zu dem Charakter Ihrer Vorträge passen. Werden Sie uns alte klassische Musik, oder neues Italienisches oder Deutsches vortragen?

Mollerini.

Die Kunst hat kein Vaterland. Ich habe europäischen Ruf, und spiele nur eigene Compositionen. —

Charlotte (mit Ironie).

Vortrefflich!

Mollerini.

Sie werden die enormsten Schwierigkeiten mit spielendster Leichtigkeit überwunden sehen. Besonders leiste ich Niedagewesenes in einem Concertstücke — auf der G-Saite. —

Adolph (bei Seite, mit einer Pantomime auf die Thür).

Auf der Geh-Saite? Das Einzige, worauf ich mich freue.

Charlotte.

Suchen Sie denn selbst die Lieder aus, die Sie wünschen, und nehmen Sie das Accompagnement mit mir durch. Hier steht mein Flügel! (Sie geht in ihr Zimmer; Mollerini folgt.)

Vierter Auftritt.

Adolph (allein; gleich darauf) Ferdinand.

Adolph.

Ich wollte, meine Frau hätte nie einen Ton gesungen, und hätte eine Stimme, wie — wie ich. Das wird doch wohl das Schlimmste sein, was ich auffinde. — Und in dies Concert nicht um alle Welt. Soll ich wieder, wie schon so oft, in meiner bescheidenen Ecke hören, wie die Nachbarn flüstern: „Die gute Frau könnte auch das Singen lassen. Keine

Stumme, keine Schule. Wenn ſie uns doch verſchonte!" — Das muß ich mit anhören, und doch ärgere ich mich noch nicht ſo ſehr darüber, als über die faden Complimente, die ich hier am Theetiſch hören muß. —

Ferdinand (im Reiſecoſtüm, tritt ein).

Adolph!

Adolph (ihm entgegen).

Mein theurer Bruder! Da biſt Du ſchon! Willkommen!

Ferdinand.

Man kann jetzt ſo ſchnell' Dich anſeh'n. Seit drei Jahren, wo ich fort bin — Du haſt Dich nicht verändert, und biſt doch Aſſeſſor, Gatte und Vater geworden —

Adolph.

Und Du haſt aller Herren Länder geſehen, die Gluth des Südens und die Melancholie des Nordens an Dir vorübergehen laſſen, und kommſt doch, der alte, treue Bruder wieder.

Ferdinand.

Nur um die Täuſchung ärmer, als ob außerhalb ein Glück zu finden wäre, was ich in der Heimath ſchon vergebens ſuchte.

Adolph.

Du mußt uns viel erzählen — —

Ferdinand.

Was Ihr in jedem Reiſebuche beſſer findet; nicht doch! — Aber Du haſt Dich elegant eingerichtet, ſieh'. Du haſt Geſchmack.

Adolph.

Alles das Werk meiner Frau — —

Ferdinand (am Tiſch im Hintergrunde).

Bücher! — „Gallery of Shakespeare-beautys," der Charivari, the female ages, la divina comedia, Punch, Illustrations,) Calderon, ſpaniſch. Aber, Bruderchen, Du redſt ja alle Sprachen der Welt —

Adolph.

O, ich nicht, meine Frau — —

Ferdinand.

Und dieſe Zeichnungen an den Wänden — —

Adolph.

Von meiner Frau!

(Man hört im Nebenzimmer, mit Begleitung des Flügels ein Lied ſingen.)

Ferdinand.

Auch Muſik wird hier getrieben. — Iſt das auch?

Adolph.

Meine Frau! — Sie würde Dich ſchon begrüßt haben; aber ſie übt eine Arie von Meyerbeer und Felicenotte von Gumbert zum Concert.

Ferdinand.

Das geht vor, verſteht ſich! Aber das iſt ja ein wahres Wunder von einer Frau. Wo bleibt ihr bei allem dem nur Zeit für Dich, für Dein Kind, für Deine Wirthſchaft? —

Adolph.

O, das findet ſich — —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Marie (mit einem Korb am Arme).

Marie.

Gnädiger Herr! Es iſt die höchſte Zeit, ich muß auf den Markt — —

Adolph.

Verzeih', lieber Bruder — —

Ferdinand.

Laß' Dich nicht ſtören. (Er ſetzt ſich auf's Sopha, und beobachtet Adolph.)

Adolph.

Ein kleines häusliches Geſchäft —

Marie.

Von geſtern bekomme ich noch zwei Groſchen.

und nun für heute. — Was für Gemüse soll ich nehmen, Spargel oder Schoten? — Da wir Besuch haben, (auf Ferdinand zeigend,) denk' ich, Spargel. — Fleisch habe ich schon bestellt. Zum Nachtisch kaufe ich Kirschen — die schlechten werden ausgesucht, und zum Braten gestopft.

Adolph.

Schrei' doch nicht so, Marie! (spricht leise mit ihr weiter.)

Ferdinand.

Aber, mein Gott, wer besorgt denn hier im Hause die Küche?

Adolph (verlegen).

Das thut — das heißt, wenn —

Marie.

Ohne wenn, das thut der Herr allemal.

Adolph.

Still, Marie!

Marie.

Ach was, ich sage Alles gerade heraus! — Und wenn ich an der Apotheke vorbeigehe, soll ich noch einmal die Arzenei für unser Kind — ? —

Adolph.

Es ist freilich, dem Himmel sei Dank, wieder vollkommen hergestellt; aber der Arzt hat gesagt, es könnte nicht schaden, wenn er damit fortführe; nur nimm Dich in Acht, daß meine Frau nicht merkt — —

Marie.

Nicht doch, ich trage die Arzenei hinein, wenn sie spanische Vokabeln lernt, dann hört und sieht sie nichts.

Adolph.

Still, Marie!

Marie.

Ach was, ich sage Alles gerade heraus!

Ferdinand.

Aber wer sorgt denn hier für das Kind?

Adolph.

Wenn — — —

Marie.

Der Herr ganz allein — die Frau bekümmert ſich um nichts.

Adolph.

Marie, ich bitte mir aus —

Marie.

Wenn das Herz voll iſt, geht der Mund über, und ich ſage Alles gerade heraus'

Adolph.

Aber ich befehle Dir — — — (Er drängt Marie bis in den Hintergrund, und ſpricht leiſe mit ihr weiter.)

Ferdinand (bei Seite).

Der arme Adolph, er ſcheint unter dem doppelten Pantoffel zu ſteh'n, der Frau und der Köchin, und dieſe zweite Kammer, die Speiſekammer nämlich, — nimmt kein Blatt vor den Mund, wie ich ſehe. (Laut.) Aber iſt das nicht die kleine Marie, unſere Spielkameradin?

Marie (tritt heran).

Natürlich, dieſelbe' — Seh'n Sie 'mal, Herr Baron, haben Sie doch Ihr Gedächtniß nicht ganz verloren. Nehmen Sie mir's nicht übel, denn ich ſage Alles gerade heraus' Aber Sie hätten mich auch wohl eher erkennen können.

Ferdinand (reicht ihr die Hand).

Wie konnte ich denken — ? —

Marie (ſchlägt ein).

Na, gute Freunde' — Gott, Sie haben ſich verändert; ſonſt haben Sie ſich die Mädchen beſſer an. —

Ferdinand.

Beſonders, wenn ſie ſo hübſch waren, wie Du! (Will ihre Hand feſt halten.)

Marie (reißt ſich los).

Nichts da' Zu ſolchen Redensarten iſt jetzt keine

Zeit, sonst vergesse ich meinen ganzen Speisezettel, und Sie haben nichts zu essen! (Läuft ab.)

Ferdinand.

Sieh', sieh'! Ich glaube, die zweite Kammer hat mich auch schon unter! —

Adolph.

Verzeih', Bruder, meine Frau muß gleich kommen. Ich freue mich so darauf, Euch bekannt zu machen.

Ferdinand.

Bist Du glücklich? —

Adolph.

Charlotten's Besitz wird mir von aller Welt beneidet: sie ist so schön — —

Ferdinand.

Aber bist Du glücklich? —

Adolph.

So geistreich, und das herrlichste Gemüth von der Welt. Wir lieben uns so aufrichtig, so von ganzem Herzen —

Ferdinand.

Und alles das, macht es Dich glücklich? —

Adolph.

Still! Der Flügel wird geschlossen. Der Virtuose empfiehlt sich, ich bringe Dir meine Frau. — (Er geht in Charlottens Zimmer ab.)

Ferdinand (allein).

Er ist unglücklich! Er, der so genügsam ist, der so wenig verlangt, den die Prosa des Lebens ausfüllt, auch er ist unglücklich! — O, die Welt hat kein Glück, und vielleicht ist der Tod nicht einmal eins! —

Sechster Auftritt.

Ferdinand. Charlotte. Adolph.

Adolph (vortretend).

Meine Frau —

Charlotte.

Willkommen, willkommen in der Heimath, und im Kreise der Ihrigen! —

Ferdinand.

Ich habe mich so sehr darnach gesehnt, meinen guten Adolph in seiner Häuslichkeit zu überraschen.

Adolph.

Du lieber Bruder! —

Charlotte.

Und Sie waren so lange abwesend. Man könnte Sie beneiden um all' die Herrlichkeiten, die Sie kennen lernten.

Ferdinand.

Man sollte Niemanden beneiden. Alles Beneidenswerthe vergeht wie Schaum bei näherer Betrachtung.

Charlotte.

Haben Sie doch aus eigener Anschauung kennen gelernt, was wir nur auf den Flügeln fremder Phantasie mit unserer eigenen, kleinen Einbildungskraft hervorrufen können. — Sie haben geschwärmt unter dem bell' cielo italiano, haben die Cypressen gesehen, die zu Tasso's göttlichem Wahnsinn rauschten, den Boden betreten, der Petrarka's glühendes Herz deckt; Sie haben das Land durchstrichen, wo jeder Stein Geschichte, jede Blume Poesie ist; Sie haben in Paris dem Vergnügen, in London der Politik gelebt —

Ferdinand.

Und bin überall meine deutsche Langeweile nicht los geworden.

Charlotte.

Sie sind Dichter — —

Ferdinand.

O, mißbrauchen Sie nicht diesen Namen! —

Charlotte.

So haben Sie Eindrücke mitgebracht, die hier in der Stille zu lieblichen Blüthen sich entfalten werden. — Sie haben — — —

Ferdinand (bei Seite).

Die Frau ist unerträglich, mit Allem, was ich haben will. — (Laut.) Ja, ich habe — —

Charlotte.

Nicht wahr?

Ferdinand.

Hunger, meine Gnädigste; denn ich habe seit sechs Stunden nichts gegessen.

Charlotte.

O, ist's nur das? Da kann Ihnen geholfen werden! (Sie schellt.) Es giebt Abhülfe gegen jeden Schmerz, wenn wir sie nur am richtigen Orte suchen. —

Ferdinand.

Gewiß, wenn dieser Schmerz aus dem Magen kommt, wenn aber aus dem Herzen — —

Charlotte.

Wo nur das Mädchen bleibt? (Sie schellt wieder.)

Adolph.

Ja, nach wem schellst Du denn, liebes Kind?

Charlotte.

Nach Marie! —

Ferdinand.

Sie ist auf den Markt gegangen.

Charlotte.

Das wissen Sie?

Ferdinand.

Gewiß, ich weiß auch, daß wir heute Mittag

Spargel eſſen werden. O, ich weiß ſchon beſſer in Ihrer Wirthſchaft Beſcheid, als Sie ſelbſt.

Charlotte (bei Seite).

Er iſt unerträglich! (Laut.) Aber bis zum Spargel können Sie, bei ihrem Hunger, wahrhaftig nicht warten, und ſo muß ich Ihnen nur beweiſen, daß ich auch noch etwas in meiner Wirthſchaft finden kann. (Geht ab.)

Adolph (bei Seite).

Sie wird nichts finden. Marie hat die Schlüſſel mitgenommen. (Laut.) Nun, wie gefällt Dir meine Frau? —

Ferdinand.

O, ſie iſt ſchön — —

Adolph.

Nicht wahr?

Ferdinand.

Aber ſie ſcheint ſehr gelehrt zu ſein; man könnte ſich vor ihr fürchten, ſo gut weiß ſie Alles, was man erlebt hat — —

Adolph.

Ja, ſie iſt geiſtreich — —

(Man hört Glas klirren.)

Ferdinand.

Und ungeſchickt, wenn Du mir es nicht übel nimmſt, denn ich mußte mich ſehr irren, wenn ſie da nicht einige Flaſchen zerbrochen hätte.

Adolph.

Und nun ſollteſt Du ſie in Geſellſchaft ſehen. Wo ſie erſcheint, iſt ſie der Mittelpunkt. Alles weiß ſie zu beleben, anzuregen; — und dann in ihrem Hauſe, — ſie macht eine vortreffliche Wirthin — —

Ferdinand.

Aber ſie iſt keine vortreffliche, wie es ſcheint. —

Charlotte (mit dem Frühstück).

Da bin ich! — Sie müssen vorlieb nehmen, lieber Schwager. — Hilf mir, Adolph.

(Charlotte setzt das Frühstück auf einen kleinen Tisch im Hintergrunde, und trägt denselben mit Adolph vor das Sopha.)

Charlotte (indem sie mit Adolph das Frühstück aufdeckt, leise zu ihm).

Marie hat den Schlüssel mitgenommen, und so mußte ich eine Glasscheibe im Speiseschrank einschlagen.

Adolph (leise).

Richtig, wir hörten's klirren.

Charlotte.

Adolph, Du holst wohl eine Flasche Wein.

(Adolph geht ab.)

Ferdinand.

Wie reizend Ihnen das steht! Es giebt nichts Lieblicheres, als die graziöse Geschäftigkeit einer jungen Hausfrau.

Charlotte (bei Seite).

Jetzt wird er galant, nun ich ihm ein Frühstück bringe! Aber die Galanterie hat einen Beigeschmack. (Laut.) Nehmen Sie Platz, lieber Schwager! —

(Ferdinand setzt sich zum Frühstück. — Charlotte setzt sich auf's Sopha.)

Adolph (kommt mit einer Flasche Wein und Gläsern zurück).

Hier! — Laß uns anstoßen, Bruder! — Es lebe die Heimath! —

Ferdinand.

Es lebe Deine schöne Hausfrau!

Charlotte.

Es lebe Glück, Heiterkeit und Zufriedenheit!

Ferdinand.

Wo soll man das suchen?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Adolph).

Ich dächte, nicht allzu weit.

Adolph (ſieht nach der Uhr).

Aber, mein Gott, Kinder, ich muß fort! In meine Seſſion. —

Ferdinand.

Wie? In der erſten Stunde meines Hierſeins?

Adolph.

Ja, was fragt mein Präſident darnach!

Charlotte.

Komm aber bald wieder, Du weißt, ich muß Toilette zum Concert machen — —

Adolph.

Als wenn das von mir abhinge. — Ihr thut wahrhaftig, als wenn, als wenn — —

Charlotte.

Als wenn es gar keine Raten gäbe, nicht wahr, lieber Schwager?

Adolph.

Lebt wohl! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Charlotte. Ferdinand.

Charlotte.

Der arme Adolph! — Seh'n Sie, das iſt die Sklaverei ſeines Standes!

Ferdinand.

Und das gerühmte Glück, von dem Sie ſprachen —

Charlotte.

Dabei iſt er doch zufrieden

Ferdinand.

Wirklich?

Charlotte.

Ohne Zweifel! Zufriedenheit iſt eine Kunſt — —

Ferdinand.

Gewiß! Aber man wird immer Dilettant darin bleiben.

Charlotte.

Die ſich doch aber lernen läßt. Nur darf man ſich kleine Sorgen nicht über den Kopf wachſen laſſen, ſonſt kann man die ernſten nicht ertragen. So habe ich mich von den petites misères der Häuslichkeit emancipirt. — Ich ſuche meinen Geiſt zu bilden; aber ich bin nicht unglücklich, wenn die Suppe überkocht, oder verſtimmt, wenn mir mein Gericht nicht geräth.

(Ferdinand ſchenkt ſich ein Glas Wein ein, und läßt, wie aus Verſehen, den Wein über das Tiſchtuch fließen.)

Charlotte.

Aber Sie ſind zerſtreut.

Ferdinand.

Ach! Ich folgte mit ſolchem Intereſſe Ihrer Theorie von der Zufriedenheit, und bin ſehr glücklich, daß Sie ſich von den kleinen Sorgen des Hausſtandes emancipirt haben, ſonſt wüßte ich nicht, wie Sie mich für dieſen Rothweinfleck, den Schrecken aller Hausfrauen, entſchuldigen ſollten. —

Charlotte (bei Seite).

Abſcheulich! (Laut.) Sie haben doch meine Theorie nicht ganz richtig verfolgt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß wir niemals Sorgen, ſelbſt die kleinſten nicht, mit Abſicht hervorrufen dürfen. Das iſt die erſte Regel für die Kunſt der Zufriedenheit, die nicht ſo ſchwer iſt, wenn wir nicht an der Krankheit der Unzufriedenheit laboriren.

Ferdinand.

Iſt das eine Krankheit?

Charlotte.

Gewiß!

Ferdinand.

Und Sie hätten Luſt, mich in die Kur zu nehmen?

Charlotte.

Wenn Sie ein folgſamer Patient ſein wollen. —

Laſſen Sie uns mit der Urſache des Uebels anfangen. — Warum fühlen Sie ſich nicht glücklich?

Ferdinand.

Das iſt eine kurze Frage, die eine lange Antwort erfordert.

Charlotte.

Ich bin geſpannt. —

Ferdinand.

Aus Neugier? —

Charlotte.

Nein, aus Theilnahme! und weil Sie mich zu Ihrem Arzt gemacht haben.

Ferdinand.

Nun denn! (Er ſteht auf, und ſchiebt den Tiſch fort; das Folgende, theils über die Sophalehne, theils im Zimmer auf und abgehend ſprechend.) Mein Unglück iſt, daß ich zu viel habe von allem dem, was man gemeiniglich Glücksgüter, was man Bevorzugungen des Schickſals nennt. —

Charlotte.

Das klingt ſehr barok, und mögte ſich kaum ein ganzes Leben lang durchführen laſſen.

Ferdinand.

Doch! — Hören Sie! Es fängt mit der Geburt an. — Ich ward ein Jahr zu früh geboren, das Vermögen meines Vaters war Majorat, ſo kam es, daß ich ein reicher Mann wurde, und mein Bruder nur ein geringes Einkommen beſitzt. —

Charlotte.

Und darüber beklagen ſie ſich bei dem Schickſal?

Ferdinand.

Sie werden ſehen, daß ich Urſache dazu habe. Ich hatte von der Natur einen lebhaften Kopf, Intereſſe für das Wiſſen, ein frühes poetiſches Gefühl erhalten; — meinem Bruder ward das Lernen ſchwer. Ich lernte ſpielend, unſere Lehrer ſtellten mich immer

als Beispiel auf. Mein Selbstvertrauen wuchs, und das seinige fank.

Charlotte (ironisch).

Ich bedaure Sie schon!

Ferdinand.

Das machte ihn schüchtern gegen alle Welt, und zurückhaltend gegen mich. Diese sogenannten Vorzüge kosteten mich in der Kindheit das Glück, das ich in der Liebe, in dem Zutrauen meines Bruders gefunden hätte. Wir verloren unsere Eltern früh. Als wir auf die Universität zogen, hatte ich über bedeutende Revenuen zu disponiren; Adolph mußte sich mit spärlichem Wechsel begnügen. Das trennte uns noch mehr — —

Charlotte.

Adolph ist nie neidisch gewesen — ? —

Ferdinand.

Nie, aber die Freuden, in die ich mich stürzte, konnte er nicht mitmachen, die Kreise, in denen ich lebte, waren ihm zu theuer

Charlotte.

Und wo ist das Unglück auf Ihrer Seite?

Ferdinand.

Ich verlor die Liebe meines Bruders, und gewann keine Freunde dafür. — Adolph gab sich mit eisernem Fleiße seinen Brodstudien hin, und wenn sie ihn auch nicht besonders interessirten, er fühlte sich doch glücklich in der Pflichterfüllung, mit der er ihnen oblag. Um dies Glück habe ich ihn oft beneidet. — Ich naschte bei allen Wissenschaften, in allen Künsten, denn ich hatte ja nicht nöthig, für meine Zukunft zu lernen. Die Halbheit füllte mich nicht aus, und ich suchte Befriedigung in den sogenannten Vergnügungen des Lebens. Ich habe sie alle durchgekostet, denn ich hatte sie ohne Schwierigkeiten; aber darum eben wurde ich ihrer schnell überdrüßig. — Ich war

reich, jung, einnehmend, der Rauch der Liebe betäubte mich, bis ich einsah, daß mein Geld mir das erkauft, bis der beſſere Kern meines Gemüthes mir ſagte, daß in dieſer Liebe kein Glück wohne. — Ich fing an, mich zu langweilen; da erwachte die Leidenſchaft zum Spiel. Ich ſpielte alle Nächte durch, und hatte das Unglück — —

Charlotte.

Zu verlieren?

Ferdinand.

Nein, zu gewinnen. Was half mir der Gewinn? Aber er verſtimmte meine Gefährten, und koſtete mich manche Neigung meiner Altersgenoſſen, denn ich gewann immer. Das Spiel widerte mich an; aber das Leben war mir ſo nüchtern geworden, daß ich immer neuen Reiz haben mußte. In einer beſſeren Regung gab ich mich meinem poetiſchen Gefühle hin; — ich ſchrieb eine Tragödie. Neue Quellen von Unbefriedigung. Ich ſchickte ſie an die Bühnen — — —

Charlotte.

Und ſie wurde nicht angenommen?

Ferdinand.

Leider doch, ſie wurde angenommen, und nach anderthalb Jahren aufgeführt. Eine ewige Folter durch Hoffnung und Täuſchungen. Nun hatte ich längſt die Fehler meines Stückes erkannt, das Intereſſe dafür verloren. Ich ſah' es — — —

Charlotte.

Und es fiel durch?

Ferdinand.

Leider nein! Es fand einige Anerkennung, und ließ kalt. — Hätte man gepfiffen, ſo hätte ich gelacht und mitgepfiffen; ſo hatte ich nichts erlangt, nicht einmal *des petites émotions*, die ich davon erwartet hatte. Was ſoll ich Ihnen noch mehr erzählen? Ich ging auf Reiſen, und die Sache blieb dieſelbe.

— Ich sehnte mich aus dem Treiben der Welt hinaus, und ging vor einigen Wochen auf mein Gut. — Ruhe suchte ich, und fand Langeweile. — Sie sehen, mein Unglück ist das Zuviel. —

Charlotte.

Und doch weiß ich kaum, ob man Sie bedauern kann. —

Ferdinand.

Ja haben Sie es! — Selbst auf das Gefühl, bemitleidet zu werden, das Gefühl, das jeder andere Unglückliche hat, muß ich verzichten. — Nun, mein gescheidter Arzt, halten Sie meine Krankheit noch für so leicht zu heilen? —

Charlotte.

Wer weiß? (Steht auf.) Vielleicht wäre sie es durch ein einfaches Mittel, daß sich nur leider nicht verschreiben läßt.

Ferdinand.

Und das wäre?

Charlotte.

Vielleicht finden Sie es selbst, wenn Sie noch einen tieferen Blick in die Häuslichkeit Ihres Bruders thun.

Ferdinand (bei Seite).

Das konnte mir noch eines vollends verleiden — die Ehe.

Charlotte.

Ich lasse Sie auf einen Augenblick allein, um Toilette zum Concert zu machen. In wenigen Minuten bin ich wieder bei Ihnen. (Legt ihm die Hand auf die Schulter.) Hoffen Sie, Sie sind noch zu heilen. (Im Abgehen bei Seite.) Was er sagt, klingt Alles ganz vernünftig; und bei Lichte betrachtet, ist's doch Alles Narrheit. (Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Ferdinand allein; dann Marie.

Ferdinand.

In Adolph's Häuslichkeit soll ich das Mittel finden? — Ob sie wirklich glaubt, daß sie ihn glücklich macht? Dann wäre ihm zu helfen. — Was sie sagt, klingt Alles verschroben; und doch, wenn man es bei Licht betrachtet, ist so viel Geist, ist so viel Gemüth darin, ist's ganz vernünftig.

Marie (durch die Mitte eintretend, ohne Ferdinand zu sehen, mit einer Arznei Flasche in der Hand).

Das ist eine verfluchte Wirthschaft hier im Hause! — Donnerwetter, da soll man nicht ärgerlich werden! Sobald man den Rücken wendet, geht Alles d'rüber und d'runter!

Ferdinand.

Ach! Die zweite Kammer ist in Aufruhr!

Marie.

Komme ich in die Küche! Die Scheiben vom Speiseschrank eingeschlagen, die Butter heraus, das Fleisch fort! — Ich denke, die Katze hat's gethan! aber die läßt doch den Teller stehen, und frißt nicht mit Messer und Gabeln; aber Teller und Messer und Gabeln sind auch fort! (Sieht den Frühstückstisch.) Richtig, da steht die Bescherung! Aber die Katzen will ich — wartet — ! —

Ferdinand.

Du wirst mir doch das Frühstück nicht mißgönnen, Mariechen?

Marie.

Ah, Sie? — Da haben wir den Sünder! — Mißgönnen? Nein! Meinetwegen konnten Sie die ganze Kuche mit aufessen; nur Alles in Ordnung. Wer

schlagt denn den Speiseschrank ein, wenn er früh-stücken will? He?' —

Ferdinand.

Nun, ich doch nicht? —

Marie.

Nicht? Dann ist's die gnädige Frau gewesen, das konnte ich denken. Da soll einer Ordnung halten.

Ferdinand.

Höre, Marie, Du bist ein gescheidtes Mädchen, Du bist lange hier im Hause. Sage einmal, wie geht's denn hier eigentlich zu?

Marie.

Wie? Sie sind ein grundgescheidter Mann, Herr Baron, sind eine Stunde im Hause, und wissen das noch nicht? Hier ist die verkehrte Welt, wie gepfiffen! Der Herr ist eigentlich die gnädige Frau, und die gnädige Frau ist gewissermaßen der Herr.

Ferdinand.

Wie? Steht Adolph unter dem Pantoffel?

Marie.

Das eigentlich nicht; aber er thut doch Alles, was die gnädige Frau will.

Ferdinand.

Und sie ist herrschsüchtig — ? —

Marie.

Nicht im Geringsten. —

Ferdinand.

Launig?

Marie.

Behüte Gott' —

Ferdinand.

Eine sogenannte, böse Frau?

Marie.

Na, da hatte ich Sie für gescheidter gehalten. — Nehmen Sie mir's nicht übel: ich sage Alles gerade heraus' unsere Frau ist ein Engel!

Ferdinand.

Nun denn, worüber iſt denn zu klagen? —

Marie.

Nicht über den Herrn für ſich, nicht über die Frau für ſich; aber über Beide zuſammen. Sie haben ſich recht lieb, thun ſich zu Gefallen, was ſie nur können; aber es iſt doch kein rechter Schick in der Geſchichte, das iſt gar nicht, wie Mann und Frau. — Wenn's heißt, Küche beſorgen, zum Eſſen herausgeben, das thut der Herr, wie Sie geſehen haben. Dann iſt's, als hätten wir gar keine gnädige Frau im Hauſe. Und Abends, wenn die Theegeſellſchaft kommt, die Gelehrten und Ausländer und Künſtler, und was weiß ich, dann iſt's, als wenn wir gar keinen Herrn hätten. Hier ſteht der Theetiſch, da ſitzen ſie Alle d'rum 'rum, und, im äußerſten Winkel, ſitzt der Herr. Die Andern ſchwatzen, erſt über Bücher und ſtudierte Sachen, dann über den lieben Nächſten — das dauert am längſten. Der Herr ſagt kein Wort, und paßt nur auf, bis Einer keinen Braten mehr auf dem Teller hat. Manchmal fallen ihm auch wohl die Augen zu; aber das hilft nichts, und wenn ſie bis in die tiefe Nacht hineinſchwatzen, wenn ſie fort ſind, ſo muß er noch ein Paar Stunden an ſeine Acten.

Ferdinand.

Der arme Schelm!

Marie.

Das hab' ich ſchon ſo oft geſagt! —

Ferdinand.

Das muß anders werden! —

Marie.

Ja freilich! Sonſt halte ich es nicht aus, und der Herr hält's nicht aus, und (Pantomime des Geldzählens) der Daumen hält's auch nicht aus!

Ferdinand.

Das iſt eine Welt! — Aber ich will dieſe Krank-

heit der Ehe kuriren. Noch hoffe ich, meinem Bruder das Glück, das er verdient, annähernd zu verschaffen. — Ich bin zu Ihrem Glück, wenn auch nicht zu Ihrer Freude in's Haus gekommen, meine geistreiche Frau Schwägerin. Suchen Sie nach dem Mittel, mir zu helfen, — ich werde die Arzenei schon finden, die Ihnen gut ist; — aber sie ist bitter! (Geht ab.)

Marie (allein).

Na, mit dem ist's auch nicht richtig! (Auf die Stirn weisend.) Als ich höre, daß er kommen wird, denke ich: Nun wird's anders werden im Hause. Der ist reich, jung, dem fehlt nichts, der muß fidel sein! Der wird uns Alle aufheitern! Ja, Prosit die Mahlzeit! — Der macht erst recht ein Gesicht, wie verdorbener Gisla, und statt uns lustig zu machen, rührt er Alles auf, was nicht taugt. Was uns fehlt, wissen wir schon; was Dir fehlt, weiß ich aber auch. Der müßte einmal recht in's Misere kommen, das würde ihm schon helfen, und die Arzenei wäre auch bitter! —

Neunter Auftritt.

Marie. Charlotte (in glanzender Gesellschaftstoilette einen Kranz im Haar).

Charlotte.

Ach, Marie! — Mach' mir das Armband zu, hier über dem rechten Handschuh!

Marie.

Gleich, gnädige Frau! (Sie will die Arzeneiflasche, die sie bei Charlotten's Eintreten unter die Schürze verbarg, unbemerkt auf den Tisch stellen.)

Charlotte.

Was hast Du da? — Eine Arzenei-Flasche? —

Marie.

Ich glaube — ja wohl — —

Charlotte.

Für wen? —

Marie.

Ich weiß es ſelbſt kaum — — .

Charlotte.

Marie, lüge nicht. Du wirſt verlegen. —

Marie.

Ich lügen? Nein! Ich ſage Alles gerade heraus! Und's Herz hat's mir auch ſchon beinahe abgeſtoßen, daß ich es Ihnen nicht ſagen durfte. Die Arzenei iſt für unſer Kind —

Charlotte.

Für Wilibald?

Marie.

Ja wohl! — Nun iſt's doch einmal heraus.

Charlotte.

Mein Gott! Er iſt krank? (Will in die Thür links.)

Marie (hält ſie zurück).

Beruhigen Sie ſich, er iſt ſchon wieder geſund.

Charlotte.

Wie? Mein Kind krank, und Ihr habt es mir nicht geſagt? Und ich habe es nicht bemerkt? Aber wie iſt das möglich?

Marie.

Sie waren ſo beſchäftigt, und der Herr wollte Sie nicht ängſtigen. So mußte der Arzt immer kommen, wenn Sie Clavier ſpielten und ſangen, dann hörten Sie es nicht —

Charlotte.

Ich ſang, und mein Kind litt.

Marie.

Und ich kochte Thee und holte Arzenei, immer, wenn Sie ſpaniſche Vokabeln lernten — —

Charlotte.

Das iſt abſcheulich! Mein Kind, mein Kind!

Nein, das habe ich nicht verdient! (Stürzt in das Zimmer links ab.)

Marie (allein).

Da haben wir's! Das kommt von der verfluchten Heimlichkeit! — Ich bleibe bei meinem Wahlspruch: Alles gerade heraus! — Das wird eine schöne Bescheerung, wenn der Herr kommt! (Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Ferdinand mit Adolph treten durch die Mitte ein: dann Charlotte.

Ferdinand.

Armer Bruder, schütte Dein Herz aus in die Brust Deines besten Freundes; sprich es aus, was ich längst errathen habe, Deine Ehe ist krank, Dein Herz ist wund — —

Adolph.

Still, daß Charlotte nichts hört, sie ist in ihrem Zimmer — —

Ferdinand (bitter).

Bei der Toilette zum Concert, um zu glänzen, um sich fade Schmeicheleien sagen zu lassen, während Du — —

Adolph.

Still, Bruder — (Er sieht Ferdinand links auf's Sopha.)

Charlotte (erscheint in der Thür hinter ihnen, und bleibt während der ganzen Scene von Zeit zu Zeit, sichtbar).

Ferdinand.

Während Du alle Sorgen des Hausstandes trägst, ohne das Glück zu genießen, daß Du Dir träumtest.

Adolph.

Wenn Du Recht hast, wenn ich nicht glücklich bin, so liegt die Schuld sicher an mir. Ich habe so unbeschreiblich viel! Ich liebe meine Frau, und sie

liebt mich wieder. Diese Liebe ist mein höchster Schatz! Und dann unser Kind! O, Bruder, ich wäre der undankbarste Mensch von der Welt, wenn ich sagen wollte, daß ich nicht glücklich sei — ! —

Ferdinand.

Und doch bist Du es nicht. Ich sehe es an Deinen Blicken, spricht — ! —

Adolph.

So höre! — Und doch, wenn ich's bedenke, es ist so unendlich wenig gegen Alles das, was ich besitze! — Wenn ich zurückkehre von meinen Geschäften, müde und abgespannt, was erwartet mich hier? Meine Frau ist beschäftigt, bald hier, bald da. Ich darf sie nicht stören. Für einen unglückseligen Roman hat sie einen ganzen Tag, für mich nicht eine Stunde. Wenn ich ihr etwas zu sagen habe, sie hört's an, aber oft habe ich ihr gar nichts zu sagen. Ich möchte nur mit ihr sein, nur plaudern, immer dasselbe, wenn Du willst; aber doch mit ihr. Solch Stündchen, das hab ich nie — Sie bekümmert sich nicht um das Mittagbrod, ich besorge Alles. Bestimme, was Du willst, mir ist alles recht,' sagt sie oft. Das ist wohl wahr, aber nun schmeckt mir das Essen nicht. Wenn sie mich einmal überraschte mit einem Lieblingsgerichte, ein so einfaches, es würde mich glücklich machen. Und dann Abends! Da kommen ihre Freunde. Da ist sie geistreich, wird bewundert. — Ich sitze dabei und gelte für dumm, das weiß ich wohl, und das wäre mir auch gleich. Ich freue mich auch, daß sie anerkannt wird, aber lieber Gott, sie ist ja Alles für die, die sie bewundern, nichts für mich, der ich sie liebe — Genug, Bruder! Das sind Alles nur Kleinigkeiten, das Meiste läßt sich gar nicht einmal aussprechen, nur empfinden, aber ich bin unbeschreiblich unglücklich, um so mehr, als ich so unendlich glücklich sein könnte! — —

Charlotte (in der Thür bei Seite).
Großer Gott, was muß ich hören!? —

Ferdinand.
Und glücklich sollst du werden! (Er springt auf.) Laß mich der Arzt sein, der die Krankheit Eurer Ehe heilt. — Weißt Du, was dir fehlt? — Dir fehlt eine Häuslichkeit. In diesem einen Worte liegt Alles das, was du zu schildern dich bemühst.

Adolph.
Wohl magst Du recht haben. —

Ferdinand.
Und eine Häuslichkeit soll Dir werden! Charlotte liebt Dich, sie hat Gemüth, Verstand, sie wird es einsehen, daß sie Dich unglücklich macht. —

Adolph.
Nie, niemals darf sie das ahnen! —

Ferdinand.
Ich werde es ihr sagen! Auf die Gefahr hin, ihre Freundschaft zu verlieren. Was ist das gegen Dein Glück? Laß mich gewähren!

Adolph.
Schone sie, sie weiß es ja nicht, was ich leide. —

Ferdinand.
Komm', und vertraue mir! (Er zieht ihn fort.)
(Beide ab.)

Elfter Auftritt.

Charlotte allein, dann Ferdinand.

Charlotte (allein, aus dem Zimmer links tretend).
Was habe ich hören müssen? — Mein Mann unglücklich, unglücklich für mich! — Welch' trauriges Bild rollt sich vor mir auf. Er hat gelitten, lange gelitten, und ich merkte es nicht — weil ich Vokabeln lernte, wie Marie sagt. — O, warum studirte ich nicht die Vokabeln seines Herzens? warum las ich

nicht die Schrift ſeiner trüben Augen, ſeiner umwolkten Stirn? — Unglücklich durch mich, die ich ihn ſo glücklich wähnte, weil ich bewundert, geprieſen war, weil man mich ihm beneidete. — Aber Du biſt nicht ohne Schuld. — Warum ſo heimlich, ſo wenig zutraulich? Deine Liebe haſt Du mir gegeben; aber meinen Theil an Deinen Sorgen, Deiner Angſt um unſer Kind, haſt Du mir vorenthalten. (Sie ſteht vor dem Spiegel, und wirft unwillkührlich einen Blick hinein.) Mein Gott, wie ſehe ich aus? — Dieſer Putz?! Ganz recht, zum Concert; zum Concert, um heitere Lieder zu ſingen, um einen Kreis um mich zu verſammeln, der ſich zuflüſtert: „Die glänzende Frau eines unglücklichen Mannes!“ — Ich ſoll ſingen für dieſen arroganten Virtuoſen, der ihm, meinem Adolph, ſo unhöflich, mit ſo vieler Nichtachtung begegnete. — Niemals! Fort dieſer Schmuck! Fort! — Es ſoll Dir werden, was Dir fehlt, gewiß, es ſoll Dir werden — eine Häuslichkeit! — (Sie beſchäftigt ſich, den Kranz aus den Haaren zu nehmen.)

Ferdinand (tritt durch die Mitte ein).

Sieh da, meine ſchöne Schwägerin! Sie vollenden ihre Toilette?

Charlotte.

Nicht doch, ich löſe ſie auf.

Ferdinand

Und warum das?

Charlotte (hängt den Kranz an den Spiegel).

Weil ich nicht in's Concert will — (Sie wendet ſich zu Ferdinand.) Ich will zu Hauſe bleiben.

Ferdinand (bei Seite).

Reizend iſt ſie. (Laut.) Und warum das?

Charlotte.

Ich will mit Ihnen ſein, mit Adolph.

Ferdinand (ſcharf).

So ſoll ich nicht das Glück haben, ſie ſingen zu hören?

Charlotte (als wenn ſie es nicht bemerkte).

Doch, ich ſinge Ihnen hier etwas vor, was Sie wollen, und ſo lange Sie wollen.

Ferdinand (bei Seite).

Ich muß ihr alles ſagen, ſo ſchwer es mir wird!

Charlotte (legt die Hand an ſeine Schulter).

Wir wollen recht gute Freunde werden; — nicht wahr?

Ferdinand.

Ich bin ſchon ihr Freund! (bei Seite.) Dieſer Blick; ſie hat geweint. Was iſt ihr?

Charlotte.

Noch vertrauter, noch aufrichtiger! — Wiſſen Sie, ich habe das Mittel gefunden, das Sie heilt, Sie glücklich macht.

Ferdinand.

Nun — ?

Charlotte.

Noch nicht. Wir haben noch eine Grenze zu überſchreiten zur Freundſchaft. — Wir müſſen Brüderſchaft machen, das bringt gleich weit näher.

Ferdinand.

Gern, alſo! (Reicht ihr die Hand).

Charlotte.

Nicht ſo; in aller Form! (Sie holt zwei gefüllte Gläſer vom Tiſch.) So laſſen Sie uns anſtoßen; aber machen Sie mir keinen Fleck auf den Fußboden, oder gar auf das Atlaskleid; ich bin doch etwas Hausfrau.

Ferdinand.

Wohlan denn! (Sie ſtoßen an.) Freundſchaft fürs Leben!

Charlotte.

Du und Du! (Sie ſetzen die Gläſer fort.)

Ferdinand.

Nun habe ich Ihnen gleich Etwas zu ſagen, Charlotte.

Charlotte.

Ihnen? — Warte —! —

Ferdinand.

Dir, liebe Charlotte! (Bei Seite.) Werde ich es können?

Charlotte.

Und ich habe für Dich ſo viel auf dem Herzen. — Ich will meine Kur anfangen.

Ferdinand.

Laß mich ſprechen —! —

Charlotte.

Kein Wort; nach mir, Lieber. Ich habe den Vorrang, weil ich mich zuerſt meldete, und dieſen Vorrang mußt Du mir laſſen, wäre es auch nur aus Galanterie.

Ferdinand.

Aber was ich Dir zu ſagen habe, betrifft das Glück Deines Lebens —

Charlotte (lächelnd).

Ich werde noch zehn Minuten darauf warten. Ich weiß jetzt, was Dir fehlt.

Ferdinand.

Ich bin begierig und ſehr ungeduldig. (Bei Seite.) Aber es iſt vielleicht beſſer, jetzt hätte ich es ihr doch nicht ordentlich ſagen können. Dieſe Schönheit, dieſe Einfachheit, dieſe Milde — und dieſer Blick aus den verweinten Augen.

Charlotte.

Was ſagſt Du, Ferdinand?

Ferdinand.

Ich lerne eben den Zauber kennen, durch den wir Männer ſo unwiederbringlich unter der Herrſchaft der Frauen ſtehen.

Charlotte.

Es iſt nur eine berechtigt, die, die uns den Sieg des Gemüthes über das Gemüth erwirkt, denn das

iſt der einzige, wo wir reicher ſind, und reicher ſein dürfen.

Ferdinand.

Tiefen Sieg haſt Du errungen. — Sprich, Charlotte.

Charlotte.

So höre' Du haſt Alles, was Dir das Leben, die Welt reich, was Dich für das Leben bedeutend machen konnte, Geiſt, Gemüth, Talent. Aber all' das ſind innere Blüthen, die noch nicht nach Außen hin ausbrechen. Du haſt keinen Zweck des Lebens, keinen Beruf, keinen Wirkungskreis, in dem das Alles ausſtrömt, in dem es zur That wird.

Ferdinand.

Und wenn ich Dir Recht gäbe, nenne mir einen Wirkungskreis, in den meine flatternden Anlagen paſſen — —

Charlotte.

Du mußt ſie concentriren, und er iſt leicht gefunden. Das iſt der Vorzug, den Ihr vor uns Frauen habt, den Ihr habt, weil Ihr dem öffentlichen Leben angehört. — Es iſt nicht allein das ein Beruf, was man in einen beſtimmten Namen faſſen kann. — Ich ſage Dir nicht, Du ſollſt Aſſeſſor, Kaufmann, Schriftſteller, Offizier werden. Nein, ſtelle Dich nur auf einen feſten Standpunkt in der Welt. Ergreife das Nächſte. Geh' auf Dein Gut. Beſchäftige Dich mit der Landwirthſchaft, ſo viel oder ſo wenig, als Dir Freude macht. Aber widme Dich mit allen Kräften Deiner Umgebung. Einem redlich wollenden Gutsbeſitzer muß es gelingen, daß das Wort: „Armuth" ein unbekannter Klang iſt bei ſeinen Untergebenen. Sein Beiſpiel, ein vermittelndes Wort, muß Streit und Zwiſt in ſeiner Umgebung aufheben, wenn er es verſtanden hat, ſich Vertrauen und Liebe zu erwerben — ſich populär zu machen.

Ferdinand.

Das kennst Du nicht, liebe Charlotte. Popularität iſt ſchwer zu erlangen in jetziger Zeit der Aufregung und des Auflehnens, gegen Alles, was höher ſteht, was begünſtigter ſcheint vom Schickſal.

Charlotte.

Popularität iſt immer noch leicht. Nur müſſen wir darnach ſtreben, nicht mit dem Verſtande, dann werden wir immer ſcheitern; aber mit dem Herzen, dann werden wir immer an's Ziel kommen. — Bei der klügſten Berechnung wird ein Mißgriff jahrelange Bemühungen über den Haufen ſtoßen. Wenn das Herz der Compaß iſt, der uns leitet, iſt ein Mißgriff unmöglich. Und nun betrachte Deinen Wirkungskreis unter denen, die Dir gleich ſtehen. Gegen wie viel Vorurtheile haben wir da noch zu kämpfen. Vorurtheile nicht allein, die ſo unbegreiflich ſind, als ein plötzlicher Wahnſinn, Vorurtheile auch noch, die der Verſtand beſiegte; an denen aber das Herz noch hängt. Dieſer Kampf, bei dem wir mit uns beginnen müſſen, iſt eine würdige Aufgabe des Lebens. Du biſt dazu berufen, denn Du biſt vornehm, reich und klug. Vorurtheile wird nur der wirkſam bekämpfen, den man dazu berechtigt halten könnte, nicht der, der ſich gegen ſie auflehnt, wenn er ſie nicht heben kann.

Ferdinand.

Und das Dein Mittel?

Charlotte.

Noch nicht: das iſt Alles noch Vorbereitung. Wenn Du ſo Liebe und Vertrauen erwirbſt, wirſt Du vielleicht berufen, die Wünſche, die Geſinnungen derer, die Dich lieben, öffentlich zu vertreten. — Da haſt Du gleich eine Lebensaufgabe, einen Wirkungskreis, den weiteſten, den es giebt, und den edelſten zugleich.

Ferdinand.

Und nun wäre das Glück des Lebens erreicht?

Charlotte.

Gleich. Viel iſt gewonnen. Dein Leben wird Dir nicht mehr unnütz erſcheinen, Dein Ehrgeiz, Dein Pflichtgefühl iſt befriedigt; aber manches Bittere geht nebenher — glücklich biſt Du noch nicht.

Ferdinand.

Siehſt Du wohl — ! —

Charlotte.

Aber mein Mittel kommt auch erſt. Du brauchſt etwas, wo Du ausruhſt, wo Du Entſchädigung findeſt für die Falſchheit, das Schroffe, Beleidigende des öffentlichen Lebens, Erſatz für all' die Liebe, die Du in die kalte Welt einſtreueſt, und alles das findeſt Du in der Häuslichkeit.

Ferdinand.

Wie? (Bei Seite.) Nun wird ſie mir das Glück der Häuslichkeit ſchildern, ſie, die ſelbſt keine hat!

Charlotte.

O, Du kennſt es nicht, das Glück dieſes Reiches, wo Liebe auf dem Throne ſitzt, wo Zutrauen und die kleinen Coquetterien des Herzens ihm zur Seite ſtehen. Du kennſt nicht den Zauber, den vier Wände einſchließen, wenn ſie ganz durchdrungen ſind vom Gemüth, von unſern kleinen Gewohnheiten, von denen des Weſens, das wir am meiſten lieben auf der Welt, wenn wir überall uns ſelbſt wiederfinden. Du kennſt nicht das Glück, das uns in der Liebe des Gatten aufgeht, in dem Suchen nach jeder Eigenthümlichkeit ſeines Gemüthes, im Beſtreben, den kleinſten Winkel ſeines Herzens zu durchdringen und auszufüllen. Lerne das kennen, und Du biſt geheilt.

Ferdinand.

Charlotte!

Charlotte (plötzlich aufhorchend, gegen die Thür links gewendet).

Horch, mein Kind iſt erwacht! Komm, und lies

nun in dieſen klaren Kinderaugen die höchſte Seeligkeit der Häuslichkeit; blick' in dieſe kleine Welt von Unſchuld, und wage es, dann noch zu ſagen, daß das Leben kein Glück hat. Komm', o komm'! (Sie zieht ihn in die Thür links.)

Ferdinand.

Was machſt Du mit mir? —

(Beide ab.)

Zwölfter Auftritt.

Adolph; dann Charlotte; zuletzt Ferdinand.

Adolph (durch die Mitte eintretend).

Wo ſind ſie? — Niemand hier? — (Er horcht an Charlotten's Zimmer.) Alles ſtill! — Mein Gott, wenn er fort wäre! O, ich hätte es niemals leiden ſollen. Charlotte wird ihm hart entgegengetreten ſein, er hat ſich ereifert, ſie beleidigt, gekränkt. — Sie hat ihn fortgewieſen — aus meinem Hauſe fortgewieſen — meinen Bruder, meinen liebſten Freund! —

Charlotte (kommt).

Adolph, Du hier?

Adolph.

Wo iſt er, Charlotte, wo iſt mein Bruder?

Charlotte (lächelnd).

Dein Bruder — ?

Adolph.

Nicht dieſes Lächeln, Charlotte, es bricht mir das Herz! Ihr, die beiden Menſchen, die ich am meiſten liebe auf der Welt, Ihr trennt Euch, und mich — —

Charlotte.

Aber was iſt Dir denn?

Adolph.

Mein Bruder iſt fort, fort für immer!

Charlotte.

Dein Bruder? (Sehr heiter.) Aber, mein Gott,

ſo ſieh doch! (führt ihn an die Thür links, die ſie öffnet.) Dein Bruder, unſer guter Ferdinand, und mein beſter Freund — er iſt nicht fort, er iſt hier, und wiegt Dein Kind.

Adolph.

Wie iſt das möglich?

Charlotte.

Er ſtudirt das Mittel, das ich ihm verordnet habe — nun ſage mir noch, daß ich ein ſchlechter Arzt bin.

Ferdinand (tritt aus der Thür und führt ſie wieder in die Mitte).

St! ſt! er ſchläft! — Glücklicher Adolph, im Beſitz ſolchen Engels! (Reicht Charlotten die Hand.)

Adolph (ohne es zu bemerken).

Nicht wahr, mein ſüßer Wilibald?

Charlotte.

Diesmal meint er mich, und Du hätteſt ſo galant ſein müſſen, das zu merken.

Adolph (bei Seite).

Wie ſoll ich das Alles verſtehen?

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, Marie; dann Mollerini.

Marie.

Gnädige Frau, der fremde Virtuoſe iſt mit dem Wagen da, um Sie zum Concert abzuholen.

Charlotte.

Laß ihn eintreten!

(Marie öffnet die Thür; Mollerini tritt ein.)

Adolph.

Mein Gott! und Du biſt noch nicht fertig; aber, Charlotte — —

Charlotte.

Mein Herr, ich bedaure ſehr, das Verſprechen, das ich Ihnen gab, nicht erfüllen zu können.

Mollerini.

Wie, gnädige Frau?

Adolph (leiſe).

Aber, liebe Charlotte, Du haſt keine Entſchuldigung, und haſt es einmal verſprochen.

Mollerini (bei Seite).

Der Mann will's nicht zugeben; aber dieſe Frau wird doch das Uebergewicht haben (Laut.) Und was kann Sie zwingen?

Charlotte.

Bei einer Hausfrau dürften Sie gar nicht fragen, denn die hat ſo tauſend Dinge, von denen Ihr Männer nichts ahnet, und die doch eine ganze Welt ausmachen. Heute aber – mein Kind iſt krank.

Adolph.

O, wenn es nur das iſt: unſer Wilibald iſt wieder ganz geſund.

Charlotte.

Noch nicht ſo, daß eine Mutter ſich von ihm trennen könnte; (mit Betonung) eine Mutter, die man um das ſüße Glück betrogen hat, aus den kräftigeren Athemzügen ihres Kindes, die ſie mit Angſt belauſcht, die Geneſung zu erhorchen.

Adolph.

Vergieb!

Charlotte.

Dann iſt mein Schwager heute angekommen, erwartet zwar, aber doch überraſchend. Er bleibt einige Tage, und ich möchte es ihm gern heimiſch in unſerm Häuslichkeit machen. Da giebt's nun tauſenderlei zu thun, um mein Zimmer einzurichten, das ich ihm einräume, damit der Schreibtiſch ſo ſteht, wie es ihm bequem iſt; damit er die Bücher findet, die er ſucht.

Nach seinen Lieblingsgerichten muß ich forschen, um sie ihm zu bereiten.

Marie (bei Seite).

Sie selbst? wenn er sie dann nur wird essen können.

Mollerini.

Aber Morgen vielleicht, oder in einem der nächsten Concerte? —

Charlotte.

O, das dauert noch mehrere Tage; — Sie begreifen, daß man damit nicht so leicht fertig wird.

Mollerini (bei Seite).

Sie wird häuslich — sie legt die Genialität ab, und die Küchenschürze an, es ist schade — aber sie ist verloren. —

Marie (bei Seite).

Sie wird vernünftig! Wenn das der Herr Baron wirklich zu Wege gebracht, ist er doch gescheidter als wir Alle

Charlotte

Dann besuchen wir meinen Schwager auf dem Lande. Ich will versuchen, ihm auch dort eine Häuslichkeit zu schaffen; vorläufig natürlich! Dann weiß ich, wie Du es liebst, so richte ich es ein. — Den Tag über haben wir dann genug zu thun, ich im Hause und in der Küche, Ihr im Garten und Feld. Beim Garten zieht Ihr mich auch wohl zu Rathe. Wenn es dunkelt, raucht Ihr Eure Cigarren und ich singe, bis ihr es überdrüssig seid.

Ferdinand,

Bis der Rauch zu stark wird und Du husten mußt

Charlotte.

Und das Licht kommt, denn alsdann lesen wir zusammen; das müßt Ihr mir versprechen; — den Byron — Du warst in England, und wirst mir viel an der Aussprache tadeln. — Langweilen darfst Du Dich nicht mehr, Ferdinand. —

Ferdinand.

Nicht doch, in Eurer Gesellschaft — —

Charlotte.

In einer Häuslichkeit, willst Du sagen. — Und dann mußt Du mitunter unsern Jungen in den Schlaf wiegen — das hast Du ja schon gelernt. — Wir treiben also englisch; — aber das Spanische gebe ich auf, da wird doch nichts Gescheidtes — —

Ferdinand.

Und dann paßt's auch nicht zu einer glücklichen Ehe.

Charlotte.

Und glücklich sind wir doch, Adolph?

Adolph (umarmt Charlotte).

Ueberschwenglich meine Charlotte!

Charlotte (tritt auf Ferdinand).

Sag's dem da, der an kein Glück der Welt glauben wollte. — Giebt's eins? —

Adolph.

Ein unendliches, durch die Liebe.

Charlotte.

Und in der Häuslichkeit.

Ferdinand.

Häuslichkeit, das ist ja mein Mittel!

Charlotte.

Und das Meinige!

Adolph.

Ein Universal-Mittel, wie es scheint.

Charlotte

Wenn Ihr wollt — ein Hausmittel!

(Der Vorhang fällt.)

Badekuren.

Luſtſpiel in 1 Akt

von G. zu Putlitz.

Perſonen:

	Beſetzung am Königlichen Theater in Berlin.
Frau von Wangen	Fr. Birch-Pfeiffer.
Reinhold, ihr Sohn	Hr. Hendrichs.
Lotte, eine junge Wittwe, ihre Nichte.	Fr. Clara Hoppé.
Valentin, Bedienter	Hr. Weiß.

Ort der Handlung: Ein größerer Badeort.

(Der Schauplatz iſt ein Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. — Links vom Zuſchauer ein Sopha, Lauteuil u. ſ. w.)

Erſte Scene.

Valentin, dann Frau v. Wangen.

Valentin.

(Er hält einen Becher mit Waſſer in der Hand und pocht an die Thür rechts.)

Junger Herr! Er iſt wieder eingeſchlafen. Da möchte man des Teufels werden. Junger Herr ſind Sie aufs Ohr? Er antwortet nicht ein mal. Herr Reinhold! Schlafen Sie noch? — Reinhold! (ärgerlich) Zum Donnerwetter, willſt Du denn gar nicht aufſtehen. Ja ſo ich darf ja nicht mehr Du ſagen.

Reinhold (von innen).

Was iſt denn Valentin?

Valentin.

Da haben wir's, er liegt noch. Ich wecke Sie schon zum 6ten Mal. Um 7 Uhr sollen Sie den ersten Becher im Zimmer trinken. Ich habe schon sechs mal einen frischen geholt, jetzt ist's 9 Uhr.

Reinhold (von innen).

Ich komme gleich!

Valentin.

Ja, das haben Sie schon sechs mal gesagt. Wenn das die Frau Mutter wüßte, ich bekäme doch die Schuld. (bei Seite.) Na da ist sie schon.

Fr. v. Wangen (aus der Thür links).

Valentin, was macht er denn da an der Thür?

Valentin.

Ich? Ich wollte in das Zimmer des jungen Herrn.

Fr. v. Wangen.

Nun?

Valentin.

Und da habe ich den Schlüssel vergessen. (bei Seite.) Auf meine alten Tage muß ich noch lügen lernen.

Fr. v. Wangen.

Was hält er denn da?

Valentin.

Ja, das ist der Becher, den der junge Herr im Zimmer trinken sollte, aber weil das Wetter so schön war, hat er gleich draußen angefangen.

Fr. v. Wangen.

Er muß doch gleich fertig sein?

Valentin.

Ach ja! Ich denke jeden Augenblick, daß er kommen wird. (Bei Seite.) Wenn er nur jetzt noch nicht kommt.

Fr. v. Wangen (setzt sich).

Gut, ich werde ihn erwarten.

Valentin (bei Seite).

Wahrhaftig, ſie faßt Poſto. Na, wenn er nun auch nur zum ſiebenten Male einſchliefe.

Reinhold (von innen).

Valentin!

Valentin.

Ach du lieber Gott! Da haben wir die Geſchichte.

Fr. v. Wangen.

Wer ruft denn da? Mein Sohn in ſeinem Zimmer?

Valentin.

Dann muß er während der Zeit ſchon wieder zurück gekommen ſein.

Reinhold (von innen).

Ich ſtehe eben auf, aber wenn meine Mutter nach mir fragt, ſage ihr nur, ich wäre lange am Brunnen!

Fr. v. Wangen.

Mein Sohn ſteht erſt jetzt auf? Er hat mich belogen. Pfui, Valentin, das hätte ich von ihm nicht erwartet.

Valentin.

Mein Gott, gnädige Frau, ich befolge ja nur die Befehle meines Herrn, noch ehe er ſie gegeben hat.

Fr. v. Wangen.

Er iſt ein Narr! (an der Thür rechts.) Reinhold! Ich bitte mir aus, daß Du aufſtehſt! Und gleich anfängſt, Deinen Brunnen zu trinken.

Reinhold (von innen).

Ah! Du biſt's Mama? Ich komme gleich.

Fr. v. Wangen.

Valentin, das iſt über alle Begriffe. Bedenkt er denn gar nicht, daß der junge Herr krank iſt, daß er ſeine Kur ordentlich gebrauchen muß? Es iſt ja nicht zum Spaß.

Valentin.

Das bedenke ich wohl, gnädige Frau, aber was ſoll ich machen?

Fr. v. Wangen.

Warum geht er nicht in's Zimmer und weicht nicht von seinem Bette bis er aufgestanden ist?

Valentin.

Das habe ich vorgestern gethan, und seitdem schließen der junge Herr die Thür zu, daß ich nicht mehr hinein kann.

Fr. v. Wangen.

Dann poche er so lange an die Thür, bis ihm aufgemacht wird.

Valentin.

Das habe ich gestern versucht, aber da wurde der junge Herr so ärgerlich, und gnädige Frau haben mir doch selbst befohlen, daß ich ihn nicht ärgern soll, weil ihm das bei seiner Kur nicht bekommt.

Fr. v. Wangen.

Ja, da hat er Recht! Er soll nicht irritirt werden, sagt der Arzt. Ich muß mich zusammennehmen. Setz' er den Becher dahin, Valentin!

(Valentin setzt den Becher auf den Tisch und geht ab.)

Ich muß mich mäßigen. — Reinhold!

Reinhold (von innen).

Gleich, Mutter!

Fr. v. Wangen.

Aber darüber geht meine mütterliche Autorität, deren ich grade (sacht) jetzt so sehr bedarf, vollends zu Grunde. Ich muß doch den Arzt fragen, ob es ihm so sehr viel schadet, wenn ich ihn einmal recht ordentlich ausschelte. Denn sonst geht's wahrhaftig nicht.

Zweite Scene.

Frau v. Wangen. Reinhold.

Reinhold.

Guten Morgen, Mama!

Fr. v. Wangen.

Reinhold, bedenkſt Du denn gar nicht, weshalb wir hier ſind? Wenn Du Dich ſo wenig nach den Vorſchriften des Arztes richteſt, dann könnten wir gleich wieder abreiſen. Um 7 Uhr ſollteſt Du eigentlich fertig ſein. —

Reinhold.

Ja Mama, ich war auch wach um 7 Uhr; aber das iſt das verdammte Pech, ich ſchlafe immer wieder ein.

Fr. v. Wangen.

Pech? Reinhold, wirſt Du denn niemals einſehen, daß in meiner Geſellſchaft dieſe unanſtändigen Ausdrücke —

Reinhold.

Pech iſt doch, auf Cerevis, nicht unanſtändig. —

Fr. v. Wangen (fährt auf).

Ja es iſt unanſtändig. — (faßt ſich.) (Bei Seite) Ich darf ihn nicht aufregen. (Laut) Lieber Reinhold, dort hat Dir der Valentin, der nebenbei ein alter Narr iſt, —

Reinhold.

Ja, der iſt ein alter Narr —

Fr. v. Wangen.

Den Becher hingeſtellt, den Du im Zimmer trinken ſollſt. Warte nicht länger —

Reinhold (bei Seite).

Abſcheulich! (laut.) Soll ich nicht lieber —

Fr. v. Wangen.

Nein, überdies habe ich Dir noch etwas zu ſagen. Trink!

Reinhold (nimmt den Becher, ſetzt ihn mit Ueberwindung an, trinkt, ſetzt ab).

Fr. v. Wangen.

Nun, Du trinkſt nicht aus?

Reinhold.

Gleich, ich will nur Luft ſchöpfen. (bei Seite.) Sie laßt mich nicht aus dem Auge: ich muß wahrhaftig das Zeug niedertrinken. (Er trinkt mit vielem Geſichterſchneiden.)

Fr. v. Wangen.

Ich begreife nicht, Reinhold, das ſcheint Dir entſetzlich ſchwer zu werden. Du trinkſt ja den Brunnen ſchon ſeit 8 Tagen und alle Welt ſagt mir, daß nach den erſten 3 Bechern man ihn mit Vergnügen trinke.

Reinhold (bei Seite).

Dies war aber auch erſt mein zweiter. (Laut.) Mir wird immer der erſte jeden Morgen ſo ſchwer, die andern ſind Kleinigkeit. (Bei Seite.) Nun das iſt nicht geſchnurrt, denn die andern gieße ich in die Tannenhecke.

Fr. v. Wangen.

Höre mich an, lieber Sohn, und laß die Stimme der mütterlichen Liebe nicht nutzlos verklingen. Wann wirſt Du endlich einmal die Manieren Deiner Studentengelage aufgeben, und Dich wieder an den Ton der guten Geſellſchaft gewöhnen?

Reinhold (bei Seite).

Ach, das Thema! Und dazu das kalte Waſſer.

Fr. v. Wangen.

Schlage das Commersbuch zu, Reinhold, und lies den Pelham. Das iſt ein Buch, das jeder junge Mann, der für die haute volée beſtimmt iſt, ſtudiren ſollte, denn es giebt Geſchmack für das elegante Leben.

Reinhold (bei Seite).

Alſo aus dem Pelham iſt heute der Text der Frühpredigt.

Fr. v. Wangen.

Ueber die Art, wie Du ſprichſt, laß mich nicht reden, aber die Worte die Du mitunter brauchſt, habe

ich schon zu viel Worte verloren. Aber dein Anzug! Wie siehst Du aus? Wie ein Student, nicht wie ein Mensch. Du sollst kein Stutzer sein, aber Du sollst Dich immer modern und sorgfältig kleiden, und wenn Du kannst, mit Geschmack. Der moderne Anzug ist immer der wenigst auffallende, und mit der Kleidung aufzufallen, ist entweder Trägheit oder Eitelkeit. Wer darin eine Genialität sucht, ist im Irrthum, denn barock kleiden kann sich auch ein Narr. — Sorgfältig sollst Du Dich kleiden, denn wer sich im Anzug vernachlässigt, vernachlässigt seine ganze Person, und verletzt so die Achtung, die er sich selbst schuldig ist. Und mit Geschmack sollst Du Dich kleiden, denn das ist eine Rücksicht, die Du für andere haben mußt, und das wird Dir manches Herz, wenn auch nicht gewinnen, doch schneller einnehmen.

Reinhold (bei Seite).

An meiner Alten ist wahrhaftig ein Pastor verdorben. Wenn sie mich nur fortließe. (laut.) Mama, soll ich noch andere Toilette machen? (Will in sein Zimmer.)

Fr. v. Wangen.

Um Gotteswillen nicht, Du mußt gleich an den Brunnen —

Reinhold.

Freilich — (will fort).

Fr. v. Wangen.

Noch ein Wort. Reinhold, Du gehst zu wenig in Gesellschaft. Habe ich mich nicht, expreß Deinetwegen, mit der ganzen eleganten Welt des Bades bekannt machen lassen? Aber wenn ich in einem grossen Kreis mich bewege, und mich umsehe bist du verschwunden. Ein junger Mann darf die Gesellschaft gebildeter Frauen nicht vermeiden, er muß sie aufsuchen. — „Willst Du am besten wissen was sich ziemt,

so frage nur bei edlen Frauen an" — sagt Leonore im Tasso.

Reinhold.

O Mama, das Fragen habe ich gar nicht nöthig, denn Du sagst mir oft genug was sich ziemt. —

Fr. v. Wangen.

Und Du läßt es immer unbefolgt.

Reinhold (bei Seite).

Jetzt kommt sie in Eifer, nun wird's Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache. (Laut.) Mama, jetzt muß ich aber wahrhaftig den zweiten Becher trinken. (Er geht schnell durch die Mitte ab.)

Dritte Scene.

Frau v. Wangen, dann Valentin.

Fr. v. Wangen (allein).

Da läuft er hin und meine herrliche Bemerkung vom Tasso bleibt mir im Munde stecken. Da habe ich wieder gepredigt, da habe ich geeifert wie nur eine Mutter sprechen kann, aber er hört wenig, und befolgt gar nichts. O, was haben diese zwei Jahre in Heidelberg ihn verwildert! Und seine Gesundheit! Wenn er nur seine Kur richtig gebraucht! Morgen werde ich früh Toilette machen und mit ihm gehen. Indessen — (Klingelt.)

Valentin (kommt).

Valentin, gehe er dem jungen Herrn nach, und passe er auf ob er seinen Brunnen ordentlich, in den gehörigen Zeiträumen trinkt. Ich werde ihn nachher fragen! aber laß er Reinhold nicht merken, daß er ihm auspaßt. Hört er?

Valentin.

Ganz wohl! — (Im Abgehen bei Seite.) Wie er das fribbliche Wasser trinkt, kann ich mir schon im Voraus denken. (Ab.)

Vierte Scene.

Frau v. Wangen, dann Louiſe.

Fr. v. Wangen (allein).

Die Sorgen um unſere Kinder wachſen mit ihnen. Mein armer Sohn, was wird noch aus ihm werden? (Setzt ſich auf's Sopha.)

Louiſe (ſieht in die Thür).

Iſt's erlaubt? Richtig mein Tantchen!

Fr. v. Wangen.

Louiſe!

Louiſe (eilt auf ſie zu).

Also biſt du's doch wirklich! Welche Freude!

Fr. v. Wangen.

Willkommen mein liebes Kind. Wie kommſt Du, ſo unerwartet, ſo unangemeldet hierher?

Louiſe.

Geſtern Abend reiſte ich ein, blättre im Fremdenblatt, finde deinen Namen, und da mußte ich gleich bereiten. Habe ich dich doch ſeit zwei Jahren nicht geſehen.

Fr. v. Wangen.

Und da haben wir uns ſo viel zu ſagen. Dein ganzes Herz mußt Du ausſchütten, denn Du haſt Niemand auf der Welt der ſolchen Theil an Deinem Wohl nimmt als ich. Was Du da für eine allerliebſte Kante um den Kragen haſt!

Louiſe.

Es ſind Valenciennes. Eine Freundin brachte ſie mir aus Brüſſel. Uebrigens glaube ich, ſie hat ſie erſt bei uns gekauft, denn ich ſah gerade ſolche im Ladenfenſter. —

Fr. v. Wangen.

Aber wodurch wird mir dieſe Freude Dich hier

zu ſehen? Ich will nicht hoffen daß Deine Geſundheit —

Louiſe.

Behüte Gott' Munter wie ein Fiſch im Waſſer.

Fr. v. Wangen.

Man ſieht Dir's an, Kindchen. Alſo nicht um die Kur zu gebrauchen, ſondern um ſie Dir machen zu laſſen. Vielleicht ein *rendez-vous*? —

Louiſe.

Wo denkſt Du hin?

Fr. v. Wangen.

Nun eine junge, ſchöne, reiche Wittwe —

Louiſe.

Siehſt Du, ſo iſt die Welt. Nicht einmal in's Bad können wir reiſen, gleich müſſen wir Heirathsgedanken haben. Nein, diesmal war es Staub, Hitze und Langeweile der Reſidenz, die ich hier im Bade kuriren will, doch nicht mit Eurem Waſſer. — Wie delicios aber, daß ich dich hier finde; Du mußt mir gleich alle Klatſchgeſchichten der Geſellſchaft erzählen, noch ehe ich Bekanntſchaft mache, denn im Bade iſt das das halbe Vergnügen. —

Fr. v. Wangen.

Ja laß uns combiniren, Luiſchen, Du kennſt gewiß eine Menge Fäden, die ſich hier zum Knoten ſchürzen.

Louiſe (klatſcht in die Hände).

Prächtig, prächtig. Wir wollen gleich die ganze Badeliſte durchnehmen. Aber beinahe hätte ich vergeſſen. Biſt Du denn der Kur wegen hier?

Fr. v. Wangen.

Ich nicht, aber Reinhold.

Louiſe.

Reinhold, mein kleiner Vetter, iſt mit? Allerliebſt, den habe ich nun ſeit fünf Jahren, wo er mein jüngſter Kurmacher war — nicht geſehen. Zum letz-

ten Mal auf meinem Polterabend, wo er mir in einem reizenden Rococokoſtume einen goldenen Kranz brachte und mir mit tiefem Seufzer eine 50jährige Ehe prophezeihte. Lieber Gott, 1½ Jahr hat's gedauert.

Fr. v. Wangen.

Nun 50 Jahre wäre auch zuviel geweſen, denn dein Mann war ſchon 50.

Louiſe.

Freilich! aber wahrhaftig, ich war glücklich. Nun, laſſen wir die traurigen Erinnerungen. — Er muß groß geworden ſein, Reinhold?

Fr. v. Wangen.

Kind, er iſt ein Jahr älter als Du.

Louiſe.

Freilich, die Zeit vergeht. Aber ich war eher erwachſen als er, und verheirathet als er noch auf dem Gymnaſium war und ſchmachtende Gedichte an mich machte! Und der iſt krank?

Fr. v. Wangen.

Reißen · Stiche — Kopfweh — ja, unſere Jugend iſt nicht von Eiſen.

Louiſe.

Und das macht Dir ernſtliche Beſorgniß?

Fr. v. Wangen.

Sein leibliches Wohl allein noch nicht. Aber Louiſe — vor Dir habe ich kein Geheimniß. — Er iſt der Reinhold nicht mehr, den Du kannteſt —

Louiſe.

Er war ein Mutterſöhnchen im vollſten Sinne

Fr. v. Wangen.

Er iſt wie umgetauſcht, verwildert. —

Louiſe (bei Seite).

Ah, ein enfant perdu, das kommt von der Muttererziehung.

Fr. v. Wangen.

Es könnte wie Eigenlob klingen, aber so lange er unter meiner Erziehung ſtand, war er ein Muſter von jungem Mann. In ſeinen Manieren durchaus bon ton. C'est comme il faut in jeder Beziehung. Gentleman like von Kopf zu Fuß. Unſere Sprache hat kein Wort für dieſen Begriff. In Sekunda machte er den Eindruck eines Geſandſchaftsattaſchées, und als Primaner hätte man ihn für einen chargé d'affaires bei der großen Embaſſade halten können. Als ſein erſtes Studienjahr vorüber, dringt, Gott weiß aus welcher Schrulle, ſein Vormund, der übrigens ein roher Rechnungsmenſch iſt, darauf, daß ich mich von ihm trenne. Mit blutendem Herzen und furchtbarer nur zu gegründeter Ahnung ſchicke ich ihn auf zwei Jahre nach Heidelberg zur vollkommenen Ausbildung. Ja, eine ſchöne Ausbildung! Man hatte mir geſagt, dort ſeien gute Lehrer und eine reizende Natur. Das, denke ich, wird auf Geiſt und Gemüth einwirken. Ich Ich ſchicke ihn hin, meinen eleganten, wohlerzogenen Reinhold, und was bekomme ich wieder?

Louiſe.

Nun? Du ängſtigſt mich.

Fr. v. Wangen.

Burſchikos in ſeiner ganzen Erſcheinung, roh in ſeinen Ausdrücken. Denke Dir, Glück — es iſt unerhört — nennt er Schwein. Nun, zu ſpät, erkundige ich mich nach ſeinem Leben in Heidelberg. — Er iſt nie in's Kolleg gegangen.

Louiſe.

Abſcheulich!

Fr. v. Wangen.

Er raucht!

Louiſe.

Cigarren?

Fr. v. Wangen.

Nein, aus langen Pfeifen.

Louise.

Wie gemein!

Fr. v. Wangen.

Er hat sich duellirt, ich glaube 20 Mal.

Louise.

Ein Raufbold!

Fr. v. Wangen.

Er hat Bier getrunken und Lieder dazu gesungen.

Louise.

Glaube doch das nicht, Tantchen, er hat keine Stimme, das weiß ich von früher, als ich ihm „Komm, lieber Mai" einstudiren wollte.

Fr. v. Wangen.

Dazu freilich nicht, aber zu seinen Schelmenliedern — er summt sie den ganzen Tag und hat ein ledes Buch voll davon. Zu Haus hatte ich es ihm schon einmal fortgenommen, und hier, als ich mein elegantestes Shawl aus der Wäsche ziehe, poltert heraus. Denke Dir meinen Schreck —

Louise.

Nun?

Fr. v. Wangen.

Sein Liederbuch. Ich, schnell entschlossen, werfe mein Taschentuch darüber — er merkt's nicht, er sucht das Buch überall, aber vergebens, ich habe es und diese Hnart wenigstens bin ich los. Denke Dir, Kind, welche Blamage, wenn Jemand in meinen Salons das Buch gefunden hätte —

Louise.

Hast Du verbrannt?

Fr. v. Wangen.

Im Zimmer? Am Wachslicht etwa? Nein, Kind, da liegt's (setzt sie an einen Tisch und zieht die Schublade auf) fest und verschlossen.

Louise (eilt darnach).

Laß doch sehen.

Fr. v. Wangen.

Behüte, Kind, das iſt gewiß furchtbar unanſtändig.

Louiſe.

Neugierig wäre ich doch — was wird's denn auch ſein? und wir ſind ja unter uns.

Fr. v. Wangen.

Freilich wohl — meinſt Du? — neugierig wäre ich auch ſchon —

Louiſe.

Nicht wahr? Ich wage es. (Zieht das Buch hervor.) Sieh, ſieh, die Noten gleich darüber.

Fr. v. Wangen (ſieht ihr über die Schulter).

Wahrhaftig! Nun lies einmal das erſte Beſte.

Louiſe (ſummt in der Melodie).

„Was macht der Herr Papa, was macht der Herr Papa?"

Fr. v. Wangen.

Kind, das iſt ja ganz höflich ausgedrückt. Kommt denn von der Mutter nichts?

Louiſe.

O ja — gleich darunter. (Singt.) „Was macht die Frau Mama, was macht die Frau Mama, was macht die lederne Frau Mama? —"

Fr. v. Wangen.

Was leder —

Louiſe.

Lederne Frau Mama. (Lacht.) Kurios iſt's, aber da ſteht's.

Fr. v. Wangen (reißt ihr das Buch fort).

Siehſt Du, da haben wir's. O, ich habe meinen Inſtinkt. Schmähungen auf die Eltern ſchickt man gedruckt in die Welt mit der Muſik, damit wir armen unglücklichen Mütter nach Noten verhöhnt werden. (Wirft das Buch in den Tisch.) Warum ſchlägſt Du auch das Buch auf?

Louiſe.

Liebe Tante, Du wollteſt ja ſelbſt und wer konnte das vermuthen —

Fr. v. Wangen.

Das konnteſt Du doch denken. Lieder, die man beim Bier ſingt — Bier! O, ich hätte es nicht gedacht, aber jetzt höre Alles. Denke Dir, ich habe die allergegründetſte Beſorgniß — er hat ſich ſogar einigemal in Bier — ich ſchaudere es auszuſprechen — in Bier berauſcht. —

Louiſe.

Das iſt entſetzlich! Ein Trinker!

Fr. v. Wangen (gereizt)

Nun Kind, Du brauchſt Deine Ausdrücke ſehr ſtark. Ganz ſo verloren, als Du denkſt, iſt mein Kind denn doch noch nicht. —

Louiſe.

Aber, liebe Tante —

Fr. v. Wangen.

Da höre ich ihn ſelbſt. (Sie geht nach dem Hintergrund.)

Louiſe (bei Seite)

Nun bin ich begierig, dieſen ungeleckten Bären, dieſen ungerathenen Sohn von Angeſicht wieder zu ſehen. Ich mein nicht — früher war er allerliebſt — und ſeine Anbetung gefiel mir ganz wohl! — Nun — vielleicht übertreibt die Tante.

Fünfte Scene.

Frau von Wangen. Reinhold. Louiſe.

Reinhold (zur Thür hinaus rufend)

Schon gut, Valentin, jetzt brauchſt Du mir nicht weiter nachzuſchleichen. Mama, in Valentin haſt Du mir einen vortrefflichen Aufpaſſer gegeben.

Fr. v. Wangen.

Was meinſt Du damit?

Reinhold.

Er läuft ſchon eine halbe Stunde hinter mir her, und da denke ich —

Fr. v. Wangen.

Doch nicht, daß ich Dir aufpaſſen laſſe? (bei Seite.) Der Ungeſchickte

Reinhold.

Aus eignem Antrieb macht er ſeine Promenaden.

Fr. v. Wangen.

Er ſieht ſich am fremden Ort um. Nachgegangen wird er Dir nicht ſein.

Reinhold.

O, er hat mich faſt auf die Hacken getreten.

Fr. v. Wangen.

Aber ſiehſt Du denn gar nicht, Reinhold?

Reinhold.

Louiſe, wahrhaftig! Willkommen! herzlich willkommen! (ſchüttelt ihr die Hand.)

Louiſe.

Gott grüß' Sie, Reinhold! (bei Seite.) Krank ſieht er nicht aus.

Reinhold.

Meine liebe ſchöne Couſine.

Louiſe (bei Seite)

Und ſo ſehr unmanierlich finde ich ihn auch nicht.

Fr. v. Wangen.

Ich muß nur der Louiſe die Vadeliſte holen. (leiſe zu Louiſe.) Sieh ihn Dir einmal an, und wenn Du ihn wieder zur Ordnung bringen kannſt, bitte, thue Dein Möglichſtes.

Louiſe (ebenſo).

Laß' mich nur machen, Tantchen!

Fr. v. Wangen (ab).

Sechste Scene.

Reinhold. Louise.

Reinhold.

Nein das Schwein, Louischen, daß Sie eingeschrungen sind

Louise.

Was? Ja so — Studentensprache.

Reinhold.

Nun wollen wir uns aber auch prächtig amüsiren. Touren machen, Tanzen, Naturkneipen, was sie wollen

Louise.

Ja, Vetter, wenn Sie aber so sprechen, verstehe ich kein Wort.

Reinhold.

Das lernt sich. Und die Promenade will ich Ihnen zeigen, gleich jetzt.

Louise (lacht).

So, in dem Aufzuge? Geht man so mit Damen spazieren?

Reinhold (bei Seite).

Sie hat die Mutter richtig wieder gestempelt. Alle eine Gouvernante mehr (laut) Ja wenn Sie so nicht mit mir gehen wollen, —

Louise.

Müssen Sie andere Toilette machen. —

Reinhold.

Oder wir bleiben hier (wirft sich auf einen Stuhl)

Louise (bei Seite).

Er hat doch sehr schlechte Manieren. Schade' (laut) Desto besser. Da liegt noch gerade das Modejournal, das ich durchblättern wollte (legt sich aufs Sopha und blättert darin — bei Seite) Er kommt schon wieder.

Reinhold (bei Seite).

Sie iſt noch viel hübſcher als damals! Ich ginge doch gern mit ihr auf die Promenade. (Laut.) Louiſe!

Louiſe.

Nun?

Reinhold.

Sind Sie bald fertig?

Louiſe.

Das hält gerade vor, bis ihre Mutter kommt, um mich zum Ausgehen abzuholen.

Reinhold.

Mit der Mutter wollen Sie?

Louiſe.

Oder allein. Ich gehe ſchnell und dachte nicht daran, daß Sie bei Ihrer Kur ſich nicht erhitzen dürfen.

Reinhold (nicht auf).

O wenns nur das iſt. Wenn die Mutter nicht dabei iſt, laufe ich ſo ſchnell Sie wollen.

Louiſe.

So?

Reinhold.

Und dann führe ich Sie auf die Mühle, wo es das ſchönſte Obſt von der Welt giebt. Aprikoſen — (tritt näher.)

Louiſe.

Die Sie nicht eſſen dürfen —

Reinhold.

Doch, wenn die Mutter nicht dabei iſt (ſteht hinter ihr und legt den Arm auf die Lehne.)

Louiſe (bei Seite).

Da iſt er ſchon! (zieht ein Journal.) Gut, daß Sie hier ſind, ich wollte

Reinhold.

Nicht mehr hier ſein?

Louiſe.

Ihnen zeigen — hier — ſo müſſen Sie ſich anziehn.

Reinhold (verſtimmt).

Um wie ein Narr auszuſehen. Adieu! (Er will fort. Luiſe wendet ſich und hält ihn am Arm feſt.)

Louiſe.

Halt! Was haben Sie vorhin geſagt? Alſo nur vor der Mutter dürfen Sie ſich nicht erhitzen? Nur vor der Mutter wird Diät gehalten? Ich glaube mein ſauberer Herr, wir ſind auch nur vor der Mutter krank. Hier gebeichtet. —

Reinhold (lacht und kniet auf der Fußbank nieder).

Das wird ſchnell fertig ſein. Ich bin geſund und habe die Krankheit der Mutter nur vorgelogen. — Nun, offnes Bekenntniß und gelinde Buße. (Will aufſtehen, Louiſe hält ihn zurück.)

Louiſe.

Soweit ſind wir noch nicht. — Das brauchten Sie nicht zu bekennen, das konnte ich Ihnen an der Naſe anſehen, aber, Schritt für Schritt gebeichtet, die Buße wird ſich finden.

Reinhold.

Nun denn, ſo hören Sie die ganze Krankheits- und Leidens-Geſchichte. Ich komme aus dem reizenden, lieben Heidelberg, wo ich ſo recht frei und glücklich geweſen war, zurück, aber meine Mutter konnte nicht begreifen, daß ich aus dem Schüler ein erwachſener Menſch geworden war, und fing ihre alte Erziehungsmethode mit Predigen und Ermahnen wieder an.

Louiſe.

Wahrſcheinlich weil die Erziehung ſehr nothwendig geworden war.

Reinhold.

Von meinem Leben in Heidelberg durfte ich gar

nicht ſprechen, und als ſie erſt merkte, daß ich mit ein Paar Univerſitätsfreunden in alter Erinnerung —

Louiſe.

Die alten Ausſchweifungen fortſetzte?

Reinhold.

Nun ja, wenn Sie wollen — ließ ſie mich nicht mehr von Ihrer Seite. Mein Anzug gefiel ihr nicht.

Louiſe.

Da hatte ſie recht.

Reinhold.

Aber wer ſich zwei Jahre frei und leicht gekleidet hat, der gewöhnt ſich nicht ſo ſchnell wieder daran ſich einzuſchnüren, den Hals mit Cravatten zu panzern und einen Pappkaſten auf den Kopf zu ſetzen. — Jetzt kann ich aber nicht mehr knieen.

Louiſe.

Der Delinquent bekommt einen Schlag mit dem Modejournal, gegen das er geſündigt (ſchlägt ihn) und muß ſitzen. —

Reinhold.

Im Karzer?

Louiſe.

Nein, auf dem Sopha (läßt ihn ſich ſetzen.) Weiter.

Reinhold.

Bei tauſend Tanten ſollte ich Beſuch machen, und ihnen die Hand küſſen. Ich that's nicht und wurde dafür ſchmählich verketzert.

Louiſe.

Warum dieſe Widerſetzlichkeit?

Reinhold.

Weil ich die alten Schachteln nicht liebe, und das Handküſſen verabſcheue.

Louiſe.

Die Ausrede genügt, das Verbrechen iſt verziehen.

Reinhold.

Louiſe! (küßt ihr die Hand.)

Louise.

Ist das Ihr Abscheu gegen das Handküssen?

Reinhold.

Sie sind auch keine —

Louise.

Alte Schachtel? Weiter die Beichte!

Reinhold.

Das können Sie sich ja denken. Die Mutter li
mich nicht aus den Augen und predigte imm
Abends sollte ich mit ihren Damen Boston spiel
bei Tage mit ihr Visiten machen. Ich wollte au
Land, auf mein Gut. „Nein," hieß es, „Du mu
Clavierstunde nehmen, denn Du hast Dich in d
zwei Jahren furchtbar vernachlässigt." Ich habe ab
gar kein Talent. Studentenlieder will ich singen,
viel Sie wollen, aber Liszt-Schuberts: „Forelle" sp
len, oder „die Gnaden-Arie", das ist mir unmögli
Kurz ich langweilte mich und wurde aus Langerwe
wirklich krank. Ich klagte, theils aus Ausrede, t
merfort über Kopfweh; die Mutter sagte: „das s
Nerven," und der alte Hausarzt, den sie so abgerich
hat, daß er immer ja sagt, bestätigte das. G
ernstliche Kur wurde berathen und gerathen, und
hielt's auch für gerathen, mich nicht zu widersetz
um die alten Tanten und die Bostonpartie loszuw
den. Da sind wir, und haben uns wieder gela
weilt — bis Sie kamen. Ach, Cousinchen — S
sind noch weit hübscher geworden — und —

Louise.

Still! der Richter ist unbestechlich. Jetzt kom
noch der Hauptpunkt: die lockre Studentenzeit.

Reinhold.

Die Mutter, sehe ich, hat Ihnen schon gekla
und wenn ich auch nicht sagen will, daß sie verläu
dete, so möchte ich doch sagen, daß sie kein wah
Wort gesagt hat. Sie sieht aber die Sache falsch

und wenn Sie gerecht urtheilen wollen, so befolgen Sie vor allem die Regel, audiatur et altera pars.

Louiſe.

Das iſt Latein, das verſtehe ich nicht, aber das verſtehe ich, das Sie das nicht im Colleg gelernt haben.

Reinhold.

Weil ich nicht hinging? Erſte Anklage, und mit Ausnahmen zugegeben. Aber nichts deſto weniger habe ich doch manches gelernt, was nicht im Colleg docirt wird.

Louiſe.

Viertrinken?

Reinhold.

Und Taback rauchen — da hätten wir die ganzen Verbrechen.

Louiſe.

Sie haben das Raufen vergeſſen und die Schlägereien überſchlagen —

Reinhold.

Nun die ſind ſchon verfochten. Aber mit einem Worte, Louiſe, (ſpringt auf.) ſchmähen Sie mir meine Studenten-Zeit, ſchelten Sie mir mein Heidelberg nicht. — Wie die ewig grünen Ranken des Epheu durch die Trümmer des alten Schloſſes ziehen, und ihren friſchen Kranz auf die Stirn der moriſchen Reſte drücken, ſo zieht durch die Thore die ewig junge Studentenſchaft, ſo drückt das Studentenleben den friſcheſten Kranz der Freundſchaft und Menſchenliebe auf die Stirn unſeres Lebens. Die Poeſie der Freundſchaft, die ſich durch die akademiſchen Jahre zieht, iſt wunderbar, heilig und ſegensvoll. Das iſt eine Freundſchaft, die ein Blick entzündet, die nicht für einzelne, warm und feſt, hunderte umſchließt, die keinen andern Quell hat, keine andere Abſicht, als das überſprudelnde Gefühl zu lieben. Und warum kann dies Gefühl ſo raſch entquellen, und doch ſo unermeßlich

haben? Weil ihm keine Schranke entgegensteht, die die Gesellschaft baute. Die Studenten sind alle gleich und mit dem Glück der Nächstenliebe lernen wir zugleich das Glück kennen, uns mit allen Menschen gleich, und gleich berechtigt zu fühlen. — Das ist, denke ich, auch etwas gelernt und für's Leben. —

Und hier, in diesem Verein warmer Herzen ist der Boden, in dem jedes edle Gefühl, jede kühne Begeisterung schnell Wurzel schlägt. Wo es gilt, sind die Studenten bei der Hand, ohne Ueberlegung, ohne kalte Berechnung. Darum noch einmal, schmähen Sie mir meine Studentenzeit nicht.

Es ist wahr, daß ich das Colleg oft geschwänzt habe. Die trocknen Brotstudien konnten mich dort nicht reizen. Das Blut rollt zu heiß zum stätigen Arbeiten. Aber von dem Becher der Wissenschaft habe ich doch den perlenden Schaum abgenippt, den Grund werde ich schon noch leeren.

Es ist wahr, daß ich Bier getrunken habe, daß ich kneipte mit Leib und Seele. Da sitzen sie alle, den Rock auf, die Brust frei. Kein Trunk — wir brachten ihn nicht den andern zu, kein Glas wird geleert ohne Gruß an den Freund. Wo dies Gefühl den Becher füllt und leert, ist da ein rohes Trinken? Und dazu schallen kräftig und frisch die herrlichen Klänge unserer deutschen Studentenmelodien. Darum von ganzer Seele: Es lebe die Kneipe.

Es ist wahr, daß wir uns geschlagen haben! Lassen Sie dem jugendlichen Uebermuth diesen Muthwillen. Und schon war es doch, wenn es hieß: „auf die Mensur," wenn die Klingen blitzten, wenn die jugendlichen Gestalten Kraft und Gewandtheit entfalteten und die Augen Muth und Entschlossenheit trübten. Wie gewann man den Freund noch lieber, wie härtete jeder kühne Streich, den er führte, die Freundschaft, wie wuchs die Theilnahme bei jedem

gefährlichen Hieb, dem er entging. Und das alles war nur eine Waffenübung ohne Groll, ohne Haß. Der deutsche Student kennt die Führung der Waffen, gebt ihm einen Feind, er wird zeigen, was er auf der deutschen Hochschule lernte. —

Nun was sagen Sie Louise

Louise. (Sie aufgestanden ist und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört.)

Ich möchte ein Student gewesen sein, wie Sie.

Reinhold.

Fühlen Sie das? Nun erzähle ich Ihnen noch mehr, nun sollen Sie meine ganzen Studentenfreuden mit in der Erinnerung durchwandern. Zu ihnen sollen Sie Student werden — ich werbe Sie an, heißen nennt man das, mein kleiner — liebst — Fuchs. (Er will sie umarmen.)

Louise (macht sich los)

Halt noch bin ich aber nicht Student.

Reinhold.

Und weil Sie mit mit Student sein wollen, will ich nun auch mit Ihnen Ihren Fuchsen; mitmachen, und mich wütend fleißen — Ihnen zu Liebe! Adieu! in fünf Minuten hol ich Sie auf die Promenade ab. — (Ab.)

Siebente Scene.

Louise, dann Valentin, dann Fr. v. Wangen.

Louise (allein)

(Sieht in Gedanken.) Das klingt freilich ganz anders, als die Tante es schilderte. Das muß hübsch sein, die Paukereien und die Kneipe mit dem Zutrinken und den Liedern. Ob, da müssen noch ganz andere in dem Buche stehen, als das von der ledernen Mama. Das muß ich doch sehen. (Sieht sich um und zieht das Buch vorsichtig aus der Schublade.) Sieh, Ul-

land, Körner, Arndt, lauter gute Lieder. Das Buch muß er mir borgen, die Lieder singe ich alle durch. Man kann's gleich, die Musik steht dabei. Das hat er eingeknifft, vielleicht sein Lieblingslied. (Sie beginnt, ein leise, kaum vernimmt, das bekannte Lied: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!" u.)

Valentin (ist gleich bei Beginn des Liedes eingetreten, hat lauscht mit gespannter Aufmerksamkeit. Gegen den Schluß wird er immer lebendiger und fällt hüpfend mit in den Gesang ein.)

(Nach beendetem Gesang.) Prächtig, allerliebst! Das ist dasselbe Lied, das unser Kleiner den ganzen Tag brummt.

Louise (schreckt zusammen).

O nicht doch, Valentin, er hat kein Gehör, er hält ein Lied für das andere.

Valentin.

Das Lied kenne ich. Und da ist ja auch unserm Kleinen sein Buch, das er überall sucht, der wird 'ne Freude haben, das bring' ich ihm gleich hin.

Louise.

Auf keinen Fall. (Bei Seite.) Die Tante würde mich bei ihrer Antipathie gegen das Buch — (Laut.) Das Buch darf Reinhold nicht wieder haben, und Er sagt ihm nichts

Valentin.

Aber er fragt mich Tag's zehnmal, ob ich's nicht gesehen habe.

Louise.

So sagt er nein!

Valentin.

Das ist aber gelogen.

Louise.

Meinetwegen, Valentin, laß er mich nur in Ruh.

Valentin (im Abgehen für sich).

Die alte gnädige Frau schilt, wenn ich lüge, und

die Kinder beschlen es mir. Da werde ein Anderer klug daraus (ab.)

Louise.

Da hätte ich gut ankommen können. (Versteckt schnell das Buch.) Das ist eine schöne Geschichte! Statt ihn zu unsern Manieren zu bekehren, lasse ich mich hinreißen, nur seine Studentenschaft zu schwärmen. — Lane mich als Fuchs — wie er sagt — heilen, ich, die eleganteste geschickteste Frau der ersten Salons unserer Residenz. Nun die Tante wird von meinem Bekehrungstalent keinen großen Begriff bekommen.

Fr. v. Wangen (kommt).

Wo ist der Reinhold? Fort? Kinder Ihr habt Euch wohl gezankt? Den Reinhold hörte ich zu zwei Zimmer weit poltern. Ist er ungeschliffen gewesen, Louise? Ich habe mir gedacht, Pedanre mich, Du bist nur die Cousine — ich bin die unglückliche Mutter. — Du sagst ja kein Wort.

Louise.

Aber, liebe Tante, wir haben uns gar nicht gezankt, und der Reinhold war so lieb und gut und verständig.

Fr. v. Wangen.

Der? Ja ich mußte ihn nicht kennen. Du willst mir etwas weis machen, mich schonen. Ich weiß schon wie er sich gegen seine Verwandten beträgt.

Louise (bei Seite).

So nun verwechselt mich die mit den alten Schachteln, denen er nicht die Hand hat küssen wollen.

Fr. v. Wangen.

Eigentlich hätte er gar nicht so vor Dir erscheinen dürfen, aber wer bringt ihn denn zu einem anständigen Anzug? Das mußt Du als Cousine nun schon so genau nicht nehmen, denn daran bin ich schon verzweifelt, ihn jemals wieder in eleganter Kleidung zu sehen.

Achte Scene.

Louiſe. Fr. v. Wangen. Reinhold (tritt elegant mit Hut und Stöckchen).

Reinhold.

Da bin ich! Ah, die Mama!

Fr. v. Wangen.

Was muß ich ſehen! Reinhold in dieſem Anzug?

Reinhold.

Du erſchrickſt ja vor mir, wie Hamlet vor dem Geiſt ſeines Vaters.

Fr. v. Wangen.

Ich frage Dich —

Reinhold.

Komm ich in ſo fragwürdiger Geſtalt?

Fr. v. Wangen.

Wodurch biſt Du endlich zu Verſtand gekommen?

Reinhold.

Zu Verſtand? Mama, Du thuſt, als wenn das Modejournal der Stein der Weiſen wäre. Mache ich ihm wirklich keine Schande, Louiſe?

Louiſe.

Sie haben nicht ſo viel verlernt, als Sie uns glauben machen wollten.

Reinhold.

Nur die Handſchuhknöpfe kann ich nicht zubekommen, das iſt zu ungewohnte Arbeit. Wollen Sie mir helfen? (Er geht zu Louiſe, ſie knöpft ihm die Handſchuh zu.)

Reinhold (leiſe zu Louiſen).

Sind Sie zufrieden? Gefalle ich Ihnen ſo?

Louiſe (ebenſo).

Recht gut. Aber ehrlich, als Student ſeh' ich Sie noch lieber.

Reinhold (ebenſo).

Sehn Sie wohl' (Laut.) Denke Dir, Mutter, Louiſe ſagt

Louiſe (hält ihm den Mund zu).

Still! Das braucht die Mutter gar nicht zu wiſſen.

Reinhold (leiſe zu ihr).

So' alſo nur vor der Mutter halten Sie es mit der Eleganz, wie ich mit der Diät, nun könnte ich Buße auflegen.

Louiſe.

Kommen Sie, Vetter, Sie dürfen ſich doch nicht umſonſt geputzt haben' (Nimmt Hut und Shawl.) Adieu, liebe Tante.

Reinhold.

Die Mutter iſt wie verſteinert' (Beide ab.)

Neunte Scene.

Frau v. Wangen, dann Valentin.

Fr. v. Wangen (allein).

Ich kann mich noch nicht faſſen. Louiſe muß ein genialiſches Talent zum Regieren haben, daß ſie ihn ſich ſo ſchnell gehorſam machte. Ich weiß doch auch was erziehen heißt, ich hätte ein Buch darüber ſchreiben können, aber woran ich ſeit zwei Monaten vergebens arbeite, das bringt ſie in einer halben Stunde zu Wege. Nun wie es auch ſei, ich danke dem Himmel für dieſen Schimmer von Hoffnung. Die Liebe zur Ordnung und zum Anſtand iſt bei ihm wiedergekehrt. Der Geiſt des Gehorſams wird ſich regen, und wenn ſein hieſiger Aufenthalt ihm die Geſundheit wiederſchenkt — Ah, da muß ich doch gleich fragen (klingelt) wie er ſeinen Brunnen heute getrunken hat. (Valentin kommt.) Valentin, er hat mich heute morgen belogen.

Valentin.

Zu Befehl, Ew. Gnaden.

Fr. v. Wangen.

Nein, ich habe es ihm nicht befohlen. Aber dafür befehle ich ihm jetzt, mir frei und offne Wahrheit zu sagen. Hat er meinen Sohn heute morgen beobachtet.

Valentin.

Ja, Schritt für Schritt.

Fr. v. Wangen.

Ja, ich weiß, dumm genug hat er's gemacht. Reinhold hat's gleich gemerkt, daß er ihm aufpaßte und wird sich wohl in Acht genommen haben.

Valentin.

Ja, gemerkt hat er's, aber in Acht genommen hat er sich nicht.

Fr. v. Wangen.

Nun hat er alle 10 Minuten seinen Becher am Brunnen füllen lassen?

Valentin.

Ja, das hat er, ordentlich und pünktlich.

Fr. v. Wangen.

Gott sei Dank! Weiter.

Valentin.

Dann ging er damit in den kleinen Tannengang, der hinter dem Brunnen herumführt, und da hat er den einen Becher rechts, und dann den andern links in die Tannen gegossen.

Fr. v. Wangen.

Was? Nicht getrunken hat er?

Valentin.

Nicht eine Thräne.

Fr. v. Wangen.

Hat er das wirklich mit eigenen Augen gesehen?

Valentin.

Na, dazu brauchte ich keine andere, ich ging ja

dicht hinter ihm her, und ich weiß doch wer unſer Kleiner iſt, und was trinken iſt, weiß ich auch. Ich habe mich genug gewundert

Fr. v. Wangen.

Ueber dieſe Unvernunft, dieſen Ungehorſam —

Valentin.

Ach nein, darüber habe ich mich nicht gewundert, das dachte ich ſchon. Aber daß die Tannenbäume noch ſo grün ſtehen und nicht abmodern, denn das gruslige, ekliche Waſſer das kann ja nicht Menſch, nicht Vieh, nicht Baum vertragen.

Fr. v. Wangen.

Ach, er iſt ein alter Narr!

Valentin.

Ganz wohl, gnäd'ge Frau! (Bei Seite.) Das ſagt ſie immer, wenn der Kleine etwas ausgefreſſen hat.

Fr. v. Wangen (ſehr erregt im Zimmer auf und ab gehend.)

Es iſt unerhört. Alſo darum kam ich hierher? das iſt mein Lohn für alle Opfer? Aber ich will ihm den Kopf zurecht ſetzen, ich will meine ganze Strenge gebrauchen, wenn auch der Arzt zehnmal ſagt, ich ſoll ihn nicht irritiren, jetzt hilft nichts mehr. — Valentin' meinen Schirm' (Valentin links ab.)

Ich werde doch ſehen, ob ich die Mutter, und eine Frau bin, mit der man Geſpött treiben kann.

(Valentin bringt einen Regenſchirm.)

Was? Das iſt ja ein Regenſchirm, hat er ganz allen Verſtand verloren?

Valentin.

Ich dachte nur, weil ein Gewitter aufzieht.

Fr. v. Wangen.

Ihr wollt mich alle zum Beſten haben, aber nehmt euch in Acht. (Sie nimmt ihren Sonnenſchirm von einem Tiſch.) Ich bringe Euch einen nach den andern zur Ordnung, Reinhold zuerſt' (Ab durch die Mitte.)

Valentin (spannt den Schirm auf).

Du, das Gewitter, und beim Kleinen schlägt's ein. — Wenn Sie aber Einen nach dem Andern in Ordnung bringen will — da drücke ich mich — mag Sie bei dem Jungen anfangen! (Ab durch die Mitte.)

Zehnte Scene.

Reinhold, dann **Louise**.

Reinhold (aus der Seitenthür).

(Will hinein, er hat in der Hand ein Körbchen mit Aprikosen.)

Das war noch glücklich entwischt! Louise denke ich, wird mir folgen. Da ist sie schon.

Louise.

Nun, Vetter, was soll denn das bedeuten? Lauten Sie da mir nichts, dir nichts, davon, und lassen mich stehen. Was heißt denn das? —

Reinhold.

Ja sehen Sie, als wir hinter dem Fliederbosket durchgingen, sah ich die Mutter aus dem Haus treten und den Lindengang einschlagen. Sie sah sich um, also suchte sie uns. Dabei hatte sie ihren determinirten Schritt eingeschlagen, und der bedeutet nie etwas Gutes. Wenn sie mich nun vollends mit den Aprikosen abgefaßt hätte — (präsentirt sie.) Befehlen? hier eine schöne.

Louise.

Danke!

Reinhold.

Wenn sie mich damit abgefaßt hätte, ginge der Spektakel los. Nun ist sie den Kreuzberg hinaufgegangen, und ehe sie da zurückkommt, hat's lange Weile.

Louise.

Die arme Tante!

Reinhold.

Und mich bedauern Sie nicht? Aber noch ein Grund, warum ich fortlief. Weil ich Ihnen etwas sagen muß, was Niemand hören darf, und wo Sie mich so recht freundlich anhören müssen.

Louise.

Nun was wird da herauskommen?

Reinhold.

Gleich als ich Sie heute morgen sah, schoß mir der Gedanke durch den Kopf, und ist mir seitdem immer klarer geworden. Darf ich offen sprechen?

Louise.

Sie sind ja ganz feierlich, Reinhold. Es wird doch so Schlimmes nicht sein.

Reinhold.

Ach nein, es ist eine Bitte, die ich Ihnen vorzutragen habe, deren Gewährung Ihnen hoffentlich nicht schwer werden wird. Es ist eigentlich sehr einfach, und doch möchte ich nicht eher sprechen, als bis ich wüßte, daß Sie mich nicht abweisen.

Louise.

Aber, vorher muß ich doch wissen. —

Reinhold.

Nichts weiter, als daß Sie mich recht glücklich machen können. —

Louise (bei Seite).

Wahrhaftig ein Heirathsantrag, das ist mir doch so überraschend.

Reinhold.

Nun denn, es muß einmal heraus. Louise, ich —

Louise.

Halten Sie ein, Reinhold, haben Sie wohl bedacht was Sie thun? übereilen Sie sich nicht.

Reinhold.

Aber mein Gott, Louise, jetzt werden Sie so feierlich.

Louiſe.

Es giebt Schritte im Leben, die nicht in einer flüchtigen Aufwallung gethan werden müſſen.

Reinhold.

Aber das gehört gar nicht hierher.

Louiſe.

Doch ich ahne was Sie wollen.

Reinhold.

Deſto beſſer

Louiſe.

Sie ſind leichtſinnig —

Reinhold.

Gewesen — aber das verſpreche ich Ihnen gleich — das ſoll aufhören

Louiſe.

Das iſt ſchon etwas. Aber Sie ſind noch ſo jung

Reinhold.

Das eben iſt meine Entſchuldigung

Louiſe.

Entſchuldigung — ich verſtehe Sie nicht.

Reinhold.

Ja ich verſtehe Sie auch nicht: und doch ſehe ich nicht ein warum wir ſolche Umſtände machen Sie ſind meine nächſte Verwandte, alſo bin ich ſchon durch die Geburt auf Sie angewieſen. Die wenigen Stunden heute Morgen reichten hin, mir zu beweiſen, daß Sie mich noch ſo lieb haben als früher — alſo wozu hinterm Berg halten? — Wer ſtört uns da?

Elfte Scene.

Vorige. **Valentin** (r. d. Mitte).

Valentin.

Junger Herr! da ſind Sie, verſtecken Sie ſich, die Mutter iſt erſchrecklich böſe.

Reinhold.

Meinetwegen' Was haſt Du hier hereinzuplatzen, als wenn's Haus brennte?

Valentin.

Nun, das muß ich ſagen, Reinholdchen, ich ſchleiche ja wie eine Katze, daß die Mama mich nicht hört, und das Dir, Ihnen wollte ich ſagen, zur Liebe. Die Mama iſt dicht hinter mir her, und wenn die Dich jetzt abfaßt, giebt's einen Sturm, wie wir ihn ſeit Wochen nicht gehabt haben.

Reinhold.

Die Mutter? — ja — die darf uns nicht dazwiſchen kommen. Louiſe, ich gehe, aber verſprechen Sie mir, mich zu erwarten und mich anzuhören.

Louiſe.

Das verſpreche ich, aber Reinhold, überlegen Sie alles noch einmal und prüfen Sie ſich.

Reinhold.

Ach' Gott, ich glaube, ich höre die Mutter ſchon auf der Treppe. (Im Abgehen für ſich.) Ich werde mir alles noch einmal ordentlich durchrechnen.

(Ab nach rechts, Valentin folgt ihm.)

Zwölfte Scene.

Louiſe, dann Frau v. Wangen.

Louiſe (allein).

Was er will, darüber iſt kein Zweifel, er hat ſchon als Knabe Gedichte an mich gemacht — er liebt mich — er bittet um meine Hand. Wer hätte das erwartet? Der verzweifelte Valentin, der uns ſtören mußte, und ihm das letzte Wort auf der Zunge erſtarren machte. Und doch bin ich eigentlich recht froh darüber, ſo kann ich noch einmal mit mir zu Rathe gehen. Wirklich? Louiſe, ſei aufrichtig gegen Dich — Du brauchſt Dich nicht mehr zu bedenken —

er hat Dir immer gefallen, jetzt iſt er ein Mann geworden — und Dein Herz hat ſchon entſchieden. Reinhold iſt freilich noch ſehr jung, aber immer ein Jahr älter als ich, er iſt noch hübſcher als ſonſt, — voll Feuer und Gemüth. Noch ein wenig ſtudentenhaft, aber das kurirt man. — Ich werde glücklich werden, die Frau dieſes herrlichen Jungen!

Fr. v. Wangen (ſtürzt athemlos herein).

Ich bin unglücklich, die Mutter dieſes abſcheulichen Jungen!

Louiſe.

Was iſt Dir, liebe Tante, woher dieſe Aufregung? Du ſcheinſt erzürnt —

Fr. v. Wangen.

Und das mit Recht. Ich kann nicht mehr. (ſinkt auf einen Sopha.) Reinhold iſt ein ungerathener Sohn, der meinen Wünſchen Hohn ſpricht, meinen Bitten das Ohr verſchließt, und meine Befehle verſpottet.

Louiſe.

Was hat er nur gethan, das Dich ſo aufbringen kann? Reinhold iſt ſo gut —

Fr. v. Wangen.

Sprich ihm noch das Wort. Die Angſt einer Mutter gilt ihm nichts. Ein Menſch, der taub iſt gegen alle Vorſtellungen, ein Patient, der ſeinen Brunnen, zu dem er ſeine arme Mutter 70 Meilen weit verſchleppt, ſtatt ihn ordentlich zu trinken, rechts und links in die Tannenhecke gießt, verdient keine Entſchuldigung.

Louiſe.

Iſt es nur das?

Fr. v. Wangen.

Nur das? Wer gegen die 10 Gebote handelt, iſt ein Sünder. Jetzt ehrt er ſeine Mutter nicht — ſpäter wird er ſeiner Frau nicht treu bleiben. —

Louiſe.

Das wäre entſetzlich.

Fr. v. Wangen.

Wir werden's erleben, Kind! Dir kann's gleich ſein.

Louiſe.

Doch nicht ſo ganz.

Fr. v. Wangen.

Aber ich gehe darüber zu Grunde. Noch gebe ich aber nichts auf. Ich werde die Zügel meiner mutterlichen Auctorität nicht fallen laſſen, meine ganze Strenge ſoll er fühlen.

Louiſe.

Verzeih mir, liebe Tante, daß ich ihn in Schutz nehme. Reinhold iſt von Herzen vortrefflich. —

Fr. v. Wangen.

Ja, das iſt er.

Louiſe.

Gescheidt, offen und grade von Kopf und Herzen, er liebt Dich, das weiß ich.

Fr. v. Wangen (geſchmeichelt).

Sieh, ſieh, Louiſchen, Du vertheidigſt ihn ja recht warm. Ich ſtreite es auch nicht, aber er iſt ungehorſam.

Louiſe.

Er iſt in dem Alter, wo man ſich ſelbſt befiehlt. Ich glaube, Tantchen, wenn Du etwas weniger ihn ermahnteſt —

Fr. v. Wangen.

Dann wären wir gleich am Ende der Dinge. Nein, das verſtehſt Du nicht.

Louiſe.

Und überdies wird über kurz oder lang die Zeit kommen, wo Du doch von Deiner Auctorität abgeben mußt. —

Fr. v. Wangen.

Da wäre ich doch begierig, wie meinſt Du das?

Louiſe.

Ich meine, wenn Reinhold ſich verheirathet.

Fr. v. Wangen (ſpringt auf).

Wer — Verheirathet? Das iſt unmöglich! Das Kind heirathen? Der Gedanke iſt mir noch nie gekommen. Nun da hätte ich doch auch noch ein Wort mitzuſprechen — daran mag er nur die erſten 10 Jahre nicht denken, oder ich werde ihm gleich zur Verlobung einen Polterabend arrangiren, an den er denken ſoll. Da müßte er mich doch zuerſt fragen. — Louiſe, man ſagt: Wer geſtohlen hat, ſteht einen Fuß hinter allen Thüren. — Du haſt Heirathsprojecte, das habe ich gleich gemerkt, aber Reinhold denkt Gott ſei Dank, an ſo etwas noch nicht. — Aber ſprich's nur vor ihm nicht aus, denn den Teufel ſoll man nicht an die Wand malen, noch dazu einen ſo lockenden. (Geht ab nach links.)

Dreizehnte Scene.

Louiſe, dann Reinhold.

Louiſe (allein).

Das ſind gute Ausſichten, da werden wir ſchön ankommen. Ich muß nur dem Reinhold einen Wink geben, daß die Tante fort iſt. (Geht an die Thür rechts.) Nein, das iſt doch zu wunderbar, daß ich ihn ſelbſt rufen ſoll, um mir einen Heirathsantrag zu machen. — Aber die Tante kommt wieder. — (Sie pocht an die Thür.) Reinhold! Die Tante iſt fort!

Reinhold (ſchleicht herein).

Gott ſei Dank! Jetzt iſt nicht mit ihr zu ſpaßen, nicht wahr, ſie hat geſcholten? Ja, ich kenne ihren determinirten Schritt, und als ich ſie zum Haus heraustreten ſah — Nun, ich habe indeſſen alles noch einmal überſchlagen.

Louiſe.

So? Sie ſcheinen mir ſehr ſicher.

Reinhold.

Und nun gerade heraus.

Louiſe.

Machen Sie die Rechnung nicht ohne den Wirth, denn wenn die Mutter erfährt —

Reinhold.

Ja, die darf es ja eben nicht wiſſen.

Louiſe.

Nun aber zuletzt wird ſie's doch erfahren.

Reinhold.

Am beſten gar nicht. Wenn wir's ihr verheimlichen könnten.

Louiſe (bei Seite).

Eine heimliche Ehe? (Laut.) Was meinen Sie nur eigentlich?

Reinhold.

Nun grade heraus Luiſe, Sie ſind eine reiche Frau!

Louiſe (bei Seite).

Er wird mir doch nicht ſagen wollen, daß er mich des Geldes wegen heirathet.

Reinhold.

Mit einem Worte: Ich habe 500 Thlr. Schulden gemacht.

Louiſe (bei Seite).

Immer beſſer, er nimmt mich, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Reinhold.

Und da dachte ich denn, es wäre am beſten, um der Mutter den Aerger zu erſparen, wenn ich Sie bis zu meiner Majorennität um die 500 Thlr. anpumpte.

Louiſe.

Ach! Und das iſt die ganze Geſchichte, die Sie mir ſagen wollten?

Reinhold.

Ich dachte, Sie hätten schon errathen.

Louise.

Darum diese weiten Ausschweife?

Reinhold.

Freilich! Was dachten Sie denn nur, Louise?

Louise.

(der Seite, mit Thränen erstickter Stimme).

Es ist abscheulich!

Reinhold.

Nicht wahr, Louise — die Sache ist abgemacht?

Louise.

Sie sind ein Narr mit Ihren Heimlichkeiten — Was gehen mich Ihre Schulden an? Glauben Sie, daß ich auf Pfänder borge? Suchen Sie sich Ihre Vertrauten und Borger, wo Sie wollen und können, aber mich lassen Sie ein für allemal aus dem Spiele. Das ist abscheulich von Ihnen! (ab durch die Mitte).

Vierzehnte Scene.

Reinhold (allein).

Ja, was soll das nun heißen? Wenn ich mußte, daß sie sich so anstellen würde, hätte ich's ja lieber gleich der Mutter gebeichtet, denn ärger konnte sich die auch nicht gebehrden. Was doch die Frauen für kuriose Begriffe von Schuldenmachen haben. Na, sie wird's der Alten nicht klatschen und so zieht sich's auch wohl wieder zurecht. — Sieh', da stehen ja noch meine Artikosen — Nun, eine auf den Schreck! (er ißt.) Wo nur die Louise hingelaufen ist? (er geht an's Fenster.) Da geht sie, sie sieht sich um, nun so arg böse wird sie nicht sein. Sie geht hier vorbei — in 5 Minuten, darauf wollte ich wetten, ist sie wieder hier. Was sie nur gedacht hat? (In Gedanken, plötzlich sich mit der Hand vor den Kopf schlagend.) Ha! Wenn das wäre?

Louiſe, meine reizende Couſine. — Wenn ſie mir eine andere Bitte nicht würde verſagt haben! — O da muß ich Gewißheit haben. (Macht das Fenſter auf.) Louiſe! Sie bleibt ſtehen! Kommen Sie doch! — Mein Gott! (zum Fenſter hinaus.)

(Fr. v. Wangen, erſcheint in der Thür links.)

Was ſoll meine Alte davon denken! Meine Alte muß ſich doch wahrhaftig einbilden, wir hätten uns gezankt.

Funfzehnte Scene.

Frau v. Wangen. Reinhold.

Fr. v. Wangen.

Seine Alte? das bin ich.

Reinhold (wirft das Fenſter zu, bei Seite).

Ach Gott, die Mutter! (verſteckt die angebiſſene Aprikoſe auf dem Rücken.)

Fr. v. Wangen.

Deine Alte! Bin ich alt? So verfährſt Du mit mir? Vor mir widerſetzlich, hinter meinem Rücken ſchimpfſt Du mich, hängſt mir Spitznamen an und rufſt ſie zum Fenſter hinaus? Ich möchte doch wiſſen ob ich alt bin?

Reinhold.

Aber, liebſte Mama, das ſagt man ſo.

Fr. v. Wangen.

Das ſoll man nicht ſo ſagen. Ha, was ſteht denn da? Aprikoſen? Ich will nicht hoffen, Reinhold, daß Du bei Deinem Brunnen Aprikoſen ißt?

Reinhold.

Behüte Mama, ich holte ſie für Louiſe.

Fr. v. Wangen.

Du lügſt, denn Du haſt den Stein noch im Munde. — Zeige Deine Hände. (Reinhold zeigt die linke Hand.)

Fr. v. Wangen.

Die andere!

(Reinhold will die Aprikose in die Tasche stecken, dabei fällt sie ihm.)

Fr. v. Wangen.

Da haben wir's! Du haſt mich belogen, ſo alt bin ich noch nicht, daß ich das nicht merkte. Du willſt Dich tödten bei deinem Brunnen mit Aprikoſen. (Reinhold lacht.) Und Du lachſt noch? (Sie iſt in heftigen Aerger auf ihn zugegangen und giebt ihm eine Ohrfeige. In dem Augenblick tritt Louiſe zur Mittelthür ein. Fritz — dann geht Fr. v. Wangen ſchnell links ab.)

Sechzehnte Scene.

Louiſe. Reinhold. (Er ſteht nur vor Erſtaunen daſteht.)

Louiſe (kommt laut lachend in den Vordergrund).

Nein, das iſt zum todt lachen!

Reinhold.

Louiſe, und Sie lachen noch?

Louiſe.

Solchen Spaß habe ich lange nicht gehabt. (lacht.) Haben Sie die Mama, wie ſagen Sie doch gleich auf ſtubenrein anpumpen wollen?

Reinhold.

Sie ſehen die Schmach, die ich erfahren und lachen? Was ſoll ich dabei thun?

Louiſe.

Sie müſſen ſich mit der Tante ſchießen? (lacht.)

Reinhold.

Louiſe, ich laſſe mich nicht auslachen!

Louiſe.

Wollen Sie ſich mit mir ſchlagen, junger Held? Nur die Mensur!

Reinhold.

Das habe ich nicht um ſie verdient! Denkt die Mutter, daß ſie ein Kind vor ſich hat? Aber ich bin kein Kind mehr, ich will ihr beweiſen, daß ich kein

Kind mehr bin, daß ich eignen Willen habe, daß ich thun kann was mir gefällt. Ich werde —

Louiſe.

Nun, ich bin begierig!

Reinhold (mit plötzlichem Entſchluß).

Ich werde mich verheirathen!

Louiſe (erſchrocken).

Ach mein Gott! und mit wem denn?

Reinhold.

Mit wem fragen Sie? — mit Ihnen, Louiſe, ja mit Ihnen, ich habe Sie immer angebetet — ich liebe Sie, und hiermit biete ich Ihnen mein Herz, meine Hand an.

Louiſe (ſehr ernſt).

Man muß Geduld mit Ihnen haben! Reinhold, Sie wiſſen es nicht, wie Sie eine Frau beleidigen. Leben Sie wohl!

Reinhold.

Was iſt das? Louiſe, glaubſt Du, daß ich ſcherze?

Louiſe.

Noch einmal. Wenn Sie mir gleichgültig wären, würde ich Sie auslachen, da Sie mir wehrt ſind, kränkt es mich, daß Sie — ſolch ein Kind ſind.

Reinhold.

Ich weiß, Louiſe, ich geſtehe es ein. Ein Wort von Ihnen macht mich zum Mann. Ich bin offen und wahr. Was ich ſage, iſt meine innerſte Ueberzeugung, was ich verſpreche, halte ich. Ich bin ein Mann, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe, wie kein anderer Sie lieben wird, daß aus der Jünglingsflamme eine wahre Neigung geworden iſt; ich werde es halten, wenn ich Ihnen verſpreche Sie ſo glücklich zu machen, wie nur die Liebe es vermag. — Ich mache nicht viele Worte.

Louiſe (kehrt zurück, bei Seite).

Was ſoll ich ſagen?

Reinhold.

Ich gehe auf meine Güter. Die Thorheiten, mit denen mich meine Mutter umgeben wollte, lasse ich zurück, aber auch die Thorheiten, nicht die Erinnerungen meiner zügellosen Jahre. — Darf ich Dich mitnehmen — Louise? Ich darf, in Deinen Augen lese ich die Antwort.

Louise.

Still, die Mutter! —

Letzte Scene.

Fr v. Wangen. Louise. Reinhold.

Fr. v. Wangen (tritt sehr leise, mit niedergeschlagenem Blick herein).

Mein lieber Sohn!

Louise (bei Seite).

Bei diesen Auseinandersetzungen denke ich, ist es gerathen, sie allein zu lassen. (will gehen.)

Fr. v. Wangen.

Bleib hier, Louise, Du warst zugegen als ich, — Du mußt auch jetzt zugegen sein.

Reinhold.

Was hat nun die Mutter?

Fr v. Wangen.

Mein lieber Reinhold, Du siehst mich beschämt, ich hatte mich (Pantomime mit der Hand.) vergessen.

Reinhold.

Ja so, Mama, das — hatte ich auch schon vergessen.

Fr. v. Wangen.

Wirklich guter Junge! Ja, Louise hat mir's wohl gesagt, daß Du das vortrefflichste Herz hättest —

Reinhold.

Das hat Louise gesagt?

Fr. v. Wangen.

Herz und Kopf auf dem rechten Fleck —

Louise.

Aber liebste Tante!

Fr. v. Wangen.

Und mit Wärme hat sie 2 eine Partie genommen —

Reinhold.

Hat sie wirklich? — o ich wußte es wohl.

Fr. v. Wangen.

Bist Du mir noch böse, Reinhold? — (folglich laut.) Aber abscheulich war's doch, Aprikosen zu essen, die so streng untersagt sind beim Brunnen.

Reinhold.

O, das hat nichts zu sagen —

Louise.

Nein, das hat gar nichts zu sagen —

Fr. v. Wangen.

Wie?

Reinhold.

Ich habe heute grade den Brunnen mal ausgeleert —

Fr. v. Wangen (immer eifriger).

Nein ausgezeichnet, ich weiß, und das ist noch viel abscheulicher. — Kannst Du das verantworten?

Louise.

O ja, und ich auch, denn Reinhold ist ganz gesund.

Fr. v. Wangen.

Wie?

Reinhold.

Ja! Seit Louise da ist, durch sie, denn seitdem habe ich keine Langeweile mehr, und folglich keine Kopfweh, und folglich keine Nerven — ich bin ganz kurirt.

Louise.

Und ich stehe für den Rückfall. — Und von allem dem andern, womit Dich der Reinhold in der letzten Zeit geärgert hat, ist er auch kurirt. Du siehst-

er mäßt ſich ſchon verſtändig, er wird auch ſprechen wie andere vernünftige Menſchen —

Reinhold.

Louiſe!

Louiſe (mit Nachdruck).

Wie andere vernünftige Menſchen.

Reinhold.

Nun meinetwegen! Und da ſtehe ich für den Rückfall

Fr. v. Wangen.

Aber wie das Alles?

Reinhold.

Auch durch Louiſen.

Fr. v. Wangen.

Nun das muß ich geſtehen, Louiſchen, Du verſtehſt es — Aber ich, die Mutter, gelte ich denn gar nichts mehr — habe ich denn gar keine Gewalt mehr, gar keine Rechte über ihn?

Reinhold.

Doch, liebſte Mutter, aber ich denke, Du wirſt doch wohl einige von Deinen Rechten und Gewalten abgeben müſſen —

Fr. v. Wangen.

Ich will nicht hoffen — an wen?

Reinhold.

Erſt an meine Braut — (er führt Louiſe herum.) dann an meine Frau

Fr. v. Wangen (fährt auf).

Was? was iſt das? Nun wird mir's zu arg. Kinder, ſpielen laſſe ich nicht mit mir —

Reinhold.

Mama, du vergißt — Du biſt mir eigentlich noch eine Genugthuung ſchuldig.

(macht die Pantomime der Ohrfeige).

Fr. v. Wangen (wieder ganz ſanft).

Aber ſagen hättet ihr mir doch wenigſtens vorher können

Louiſe.

O ich habe ihm noch gar nicht mein Wort gegeben, erſt wenn Du's erlaubſt —

Fr. v. Wangen.

Wirklich? Nun ich erlaube, und der Himmel ſegne es!

Reinhold (zu Louiſe).

Siehſt Du, Louiſe, die Mutter iſt wie weiches Wachs, ganz von ihrer Heftigkeit, von ihren Extremen kurirt.

Louiſe.

Ja — (bei Seite). und ich auch von ſo manchem Meine Eitelkeit hat eine bittre Medizin erhalten. Das ſind Badekuren.

(Der Vorhang fällt.)

Familien-Zwiſt und Frieden.

Luſtſpiel in 1 Aufzug
von G. zu Putlitz.

Perſonen:

	Beſetzung am Königlichen Theater zu Berlin.
Brummer, fürſtlicher Forſtmeiſter . . .	Hr. Rott.
Generika, ſeine Frau	Fr. v. Lavallade.
Regina, ſeine Tochter erſter Ehe	Frl. Unzelmann.
Georg, Generik. Bruder, ein junger Kaufmann.	Hr. v. Lavallade
Patzig, ein alter Jager	Hr. Gern.

Zeit der Handlung: Der Sommer 1818.

Schauplatz. Ein Zimmer in Brummers Forſtmeiſterei. Einfach meublirt. Links im Vordergrund ein altmodiſcher Armſtuhl mit einem Pult. Rechts ein Tiſch. Jagdgeräthe und Bilder an den Wänden. Mittel- und zwei Seitenthüren.

Erſte Scene.

Patzig (allein).

Patzig (er holt eine Broſchüre aus der Taſche, ſieht ſich ängſtlich um, holt die Brille heraus und ſchickt ſich an zu leſen)

Das iſt wieder ein verwünſcht kapitales Buch was mir da der Gaſtwirth aus Dornheim zugeſteckt hat. Acht enge Seiten, da brauchte man acht Tage um das auszuſtudiren, denn mit dem Leſen gehts nicht vom Beſten. Thut mir doch leid, daß ich als Junge immer um die Schule lief und's Leſen nicht beſſer tractirt habe, aber wer konnte damals denken, daß das jetzt noch einmal zu was nutz werden würde.

Aber gestern, wo ich den ganzen Tag in der Heide drinn rumbuchstabirt habe und heute früh, habe ich doch soviel davon erwischt, daß ich wohl sagen kann, es gefällt mir verteufelt gut. Potz Säuen und Sechzehnender! Da haben wir die ganze Geschichte, wie wir betrogen und hingehalten sind — und nicht vom Hörensagen, nein wir haben's gedruckt, wie wir gedrückt waren. Wenn ich nur ein stilles Plätzchen hätte um weiter zu lesen — hier des Herrn alter Stuhl, da lies't sich's bequem — aber der würde mich runterbringen. Etwas habe ich schon gelernt und wie der Gastwirth aus Bornheim sagt, hat so was jetzt alles ein Ende. Das Holz zu dem Stuhl, wächst im Walde und der steht auch nicht allein für den Herrn Forstmeister. Die Pferdehaare zum Polster, das Leder zum Ueberzug ist dem Roß und dem wilden Schwein auch nicht für ihn gewachsen, und bei Lichte besehen, habe ich gerade soviel Recht daran, als er. — Ja noch mehr — denn er hat ihn schon so lange, ich aber bisher nur das Zusehen. (Er setzt sich in den Stuhl.) Da sitze ich in des Herrn Forstmeisters — nein, in meinem Stuhl. Nun laßt doch sehen (Sieht) „Freiheit!" Ja haben wir's. „Das arme durch Jahre geknechtete Volk." — Ja, das ist wahr, und das paßt auf mich, wie der Deckel in den Dachsbau. Geknechtet hat mich der Herr Forstmeister und das grob. Endlich frei! Ja, ich bin frei. Nun wollen wir doch einmal sehen, ob ich mich noch „alter Esel" schimpfen lasse, wenn dem Herrn Forstmeister der Kopf schief steht. „Gleichheit!" Wir sind jetzt gleich. Sie sind Jäger und ich bin Forstmeister. — Ja so, dann wären wir ja wieder nicht gleich. Muß ich doch 'mal den Gastwirth in Bornheim fragen, ob wir beide Jäger, oder beide Forstmeister sind. Wenn ich nur wüßte, was das hieße. Volksso u — su — v e — se — r a t — rei — n e — ne — t ä t —

tor ... interessirtes. — Was rein ist, weiß ich wohl, und was die Tete ist, weiß ich auch, „Tete rechts schwenkt" hieß es als ich Soldat war. Aber Insinuirtes, das ist gerade wieder solche Canallerie von früherher. Ja warte, die woll'n wir Euch austreiben.

Brummer (von innen).

Pazig!

Pazig (springt auf und setzt sich dann schnell wieder).

Ja so, rufe Du nur. Wir sind gleich und Du hast nichts zu befehlen, und wenn der Gastwirth in Vorurtheil sagt, daß Du Jäger wirst und ich Forstmeister, dann sollst Du mal springen, wenn ich rufe: „Brummer, hört er denn nicht, Brummer?"

Brummer (von innen).

Pazig, hört er denn nicht, Pazig?

Pazig (ist wieder aufgesprungen und setzt sich schnell).

Ja so, ich brauche ja nicht mehr zu gehorchen. Der verwünschte Respect von früher will sich noch immer nicht vergessen lassen.

Zweite Scene.

Pazig und **Concordia** (von links).

Concordia.

Pazig, was machst Du denn da? (Pazig springt auf.) Der Herr ruft seit einer Viertelstunde und Du sitzest hier, ich glaube gar in meines Mannes Sorgenstuhl.

Pazig (verlegen).

Ich sah mir das Ding an, wahrhaftig, der Stuhl kommt mir vor, als ob das rechte Hinterbein wurmstichig wäre, und da dacht ich, es könnte einmal ein Malheur passiren, wenn der Herr Forstmeister damit umschlüge. Da habe ich denn probirt ob er noch fest ist.

Concordia.

Thorheit! Der hält uns noch aus, 's ist noch

manches fester, als es aussieht, und man merkt's schon, wenn man daran rüttelt. Geh' nur hinein zum Herrn. —

Pabig (im Abgehen, für sich).

Daß ich den verfluchten Respekt immer noch nicht vergessen kann. Na, das nächste Mal — und mit dem Alten hätte ich auch nicht so viel Umstände gemacht. (Ab nach links.)

Concordia (allein).

Was brummt er? Fem steckt seit einiger Zeit was in dem Kopf, und er mag sich in Acht nehmen, daß ihm's mein Alter nicht auf dem Rücken austreibt, denn der ist jetzt nicht in der Laune zum Spaßen.

(Ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Regine kam Georg.

Regine (von links — allein).

Wie doch die Dinge uns anders erscheinen, wenn wir älter, gesetzter werden. Hier bin ich nun wieder in meiner einsamen Forstmeisterei, dem Paradiese meiner Kinderjahre, dem Eldorado meiner Träume, nach dem ich heimweh hatte, wie der Schweizer nach seinem Kuhreigen. Da sind noch die düstern Tannen, die ich draußen sehen, da rauschen die Eichen und Buchen noch wie früher, die Bienen summen im Garten, alles wie sonst — aber alles das hat keinen Reiz mehr für mich. Freilich ist unsere große Zeit der Weltstürme nicht geeignet, sich einer Idylle hinzugeben — aber ich fühle mich in der Einsamkeit der Familie nicht wohl. Der Vater mit seinen veralteten Weltansichten, die sich nicht auf die Zinnen der Jetztzeit erheben können. Die Mutter ist wohl gut, liebevoll und klug, und ich kann wahrhaftig über diese Stiefmutter nicht klagen, aber sie steckt den ganz-

zen Tag in der Küche und wenn ſie einmal auf ein vernünftiges Geſpräch kommen möchte, fährt ihr gleich die Wirthſchaft dazwiſchen. Und Georg, den ich vor 4 Jahren ſo lieb hatte, auf den ich mich ſo freute, iſt auch in ſeinem Amerika ganz anders geworden. Er iſt männlicher, ſchöner geworden, der Bart ſteht ihm vortrefflich, aber er iſt Republikaner — abſcheulich! Ich gehe ihm auch immer jetzt aus dem Wege. Da kommt er! Soll ich gehen? Nein als ob ich mich vor ſeiner Politik fürchtete Ich bleibe!

Georg (durch die Mitte).

Guten Morgen, Reginchen! So allein?

Regine.

Mit meinen Gedanken.

Georg.

Vortreffliche Geſellſchaft. Darf man wiſſen, was ſie Ihnen erzählen?

Regine.

Muß man Alles ausplaudern?

Georg.

Kann nun es etwas ſehr Schlimmes geweſen ſein.

Regine.

Schlimm genug, aber doch kein Geheimniß.

Georg.

So darf ich's errathen? Woran denkt ein Mädchen. An einen ſchönen, jungen Mann.

Regine.

Das wäre möglich.

Georg.

An einen Lieutenant — einen Huſaren?

Regine.

Warum nicht gar, wie kommen Sie darauf?

Georg.

Sie ſchwärmen ja für's Militair —

Regine.

Das thue ich auch für's Ganze, weil es brav und

unerschrocken und treu ist. Daß ich für einen einzelnen schwärme, habe ich nicht gesagt. —

Georg.

Das weiß man schon, ihr Mädchen seid immer für die Soldaten. Aber, wenn Sie alle lieben, dann hätte Ihr Herz in Amerika etwas zu thun, da sind alle Männer Soldat.

Regine.

Das mag ein schönes Regiment sein.

Georg.

Freilich, so steif, so geschnürt und gezwängt, wie hier, sind sie nicht.

Regine.

Bleiben Sie mir mit Ihren Jankees zu Haus, und mit Ihrer Republik Amerika, denn darauf wollen Sie doch hinaus. Warum sind Sie nicht dageblieben, wenn's Ihnen so gut gefiel? —

Georg.

Weil ich hoffe, was mir da gefiel hier auch bald zu finden —

Regine.

Da können Sie lange warten — wir haben unsern Juristen den wir lieben —

Georg.

Mein Gott! Regine, Sie lieben aber auch alle Welt.

Regine.

Nicht alle Welt — zum Beispiel — Sie verabscheue ich jetzt.

Georg.

Das ist aber gar nicht recht von einer Nichte.

Regine.

Sie wären mir ein schöner Onkel!

Georg.

Wollen Sie mir den Respekt aufsagen?

Regine.

Vollkommen!

Georg.

Das iſt Revolution! Barrikaden!

Vierte Scene.

Die Vorigen. **Brummer** (von links).

Brummer.

Wer ſpricht hier von Revolution, von Barrikaden? Wieder Tummheiten paſſirt?

Georg.

Wir ſcherzten, lieber Schwager —

Brummer.

Das ſind ſchlechte Scherze mit ſolchen ernſten Dingen.

Regine.

Mißverſtändniſſe —

Brummer.

Ja, darauf wird's bei allen Barrikaden geſchoben.

Georg.

Diesmal in Wahrheit. Ich beklagte mich über Reginens Vernichten ihrer nächtlichen Pflichten, über ihr Revolutioniren gegen meine oheimliche Auctorität, und gegen die Barrikaden, die ſie gegen mich in ihrem Herzen aufbaut.

Brummer.

Ja ſo! Gine, ich will nicht hoffen, daß Du Dich weigern willſt, meinen Schwager als Deinen Onkel anzuerkennen. Wer die Bande der Familie nicht mehr achtet, ſtürzt Alles um.

Regine.

Da iſt Gen vor, Väterchen! Und das ſchärfe nur lieber dem Herrn Onkel ein — ich will wahrhaftig nicht alles umſtoßen, ich will nicht die Reaction,

aber auch die Republik, sondern eine freie constitutionelle Monarchie.

Brummer.

Dummheiten, Regine, was geht euch Frauenzimmer die Republik an! —

Regine.

Mein Vater, willst Du uns Frauen ausstoßen aus der heiligen Begeisterung für die staatlichen Interessen, willst Du uns wehren, für unser Vaterland zu empfinden, warm, wie Ihr Männer

Brummer.

Wer hat Dir solchen Unsinn in den Kopf gesetzt?

Regine.

Das sagt mir mein Herz —

Brummer.

Nein, der saubere Herr Professor sagt es, bei dem Du in Pension warst Der hätte Euch Mädchen zum Kochen, Stricken und Nähen anhalten sollen.

Regine.

Früher mag das der heiligste Beruf des Weibes gewesen sein, jetzt

Brummer.

Bleib mir mit dem jetzt zu Hause, was früher war, war gut, und so muß es wieder werden.

Georg.

Das mag der Himmel nicht geben —

Brummer.

Alle Welt würde sich wohl befinden —

Georg.

Ich nicht — ich bin in Amerika gewesen, ich habe das freie, transatlantische Leben kennen gelernt. Wer die Freiheit kostete, wird sich nie wieder wohl fühlen in der Despotie.

Regine.

Die constitutionelle Monarchie ist keine Despotie.

Brummer.

Was haſt Du drein zu reden? Ich weiß auch, was ſich gehört und ich bin länger in der Welt, als Ihr. Ich habe die Freiheitskriege mitgemacht. —

Georg.

Das iſt lange her. In Amerika —

Brummer.

Das iſt weit. Ich will nichts von Amerika hören. Während der Freiheitskriege —

Georg.

Eine ſchöne Freiheit, die ſich Euer Soldatendünkel vorfechten ließ

Regine.

Immer dieſe Ausfälle gegen die Soldaten. Die Soldaten —

Georg (immer lauter).

In Amerika —

Brummer (ſchreit).

Die Befreiungskriege —

Fünfte Scene.

Concordia. Die Vorigen.

Concordia (durch die Mitte).

Was ſchreit Ihr denn, als ob das Haus brennte, daß ich's in die Küche hinein höre? Zankt Ihr Euch ſchon wieder?

Regine.

Nur ein Austauſch unſerer politiſchen Anſichten.

Concordia.

Und dazu muß ihr ſolchen Spektakel machen? Meine Politik iſt Ruhe und Ordnung halten.

Georg.

Der Schwager läßt mich nicht zu Worte kommen.

Brummer.

Der Schwager überſchreit mich immer.

Regine.

Das iſt keine Kunſt, da müßt Ihr Männer wohl Recht behalten, wie ſoll meine Stimme da durchdringen.

Brummer.

Laß doch Deine Soldatengeſchichte laut genug dazwiſchen trompetet —

Georg.

Ja, das Militair macht ſich immer breit.

Concordia.

Na fange nur nicht wieder an. Kierchen, die Holzhauer ſtehen draußen und wollen Dich ſprechen.

Brummer.

Wie, ſind die nicht im Walde? —

Concordia.

Frage ſie nur ſelbſt, da iſt gewiß wieder Unordnung paſſirt. —

Brummer.

Ja, ſo will ich doch auch dazwiſchen fahren — jetzt geht auch alles verquer. (Ab durch die Mitte.)

Concordia.

Reginchen, thue mir die Liebe und ſieh einmal auf dem Boden im Wäſchſchrank nach, ich glaube, ich habe meine Schlüſſel ſtecken laſſen.

Regine.

Gleich Mama! (Ab durch die Mitte.)

Concordia (bei Seite).

Gott ſei Dank, nun ſind die feindlichen Partheien getrennt. (Laut.) Höre einmal, Georg, ich kann Dich nicht begreifen. Du biſt Gaſt hier im Hauſe, biſt freundlich aufgenommen und machſt nichts als Streit und Zank.

Georg.

Ich habe wahrhaftig nicht angefangen —

Concordia.

Das iſt nachher ſchwer zu entſcheiden.

Georg.

Aber Dein Mann hat auch zu fabelhafte politische Ansichten. Ich will ja gerne Alles thun, aber meine Ansichten kann ich doch nicht aufgeben.

Concordia.

Das sollst Du auch nicht, aber Du kannst sie für Dich behalten

Georg.

Nein, das ist unmöglich. Wenn der Schwager solchen reactionairen Unsinn spricht, und Regine ihre unverdauten Ideen entwickelt. —

Concordia.

Du solltest mir zu Liebe so vernünftig sein und Dich zusammennehmen. Wenn das so fortgeht, muß ich Dir selbst zureden, unser Haus zu verlassen; Dir, meinem einzigen Bruder, um den ich schon Angst genug ausgestanden habe, auf Deinen dreijährigen Secreisen, und den ich nun endlich einmal wieder habe —

Georg.

Meine gute Schwester —

Concordia.

Wir könnten so glücklich sein. — Mein Mann ist so brav, Regine ein liebes, gemüthvolles Kind, das ich liebe, wie meine beste Freundin, Du mein nächster Verwandter, der mir immer die Eltern ersetzt hat — und Ihr drei Menschen, die liebsten, die ich auf der Welt habe, könnt nicht fünf Minuten ohne Streit leben. Ist das Recht?

Georg.

Liebe Schwester, ich will mein Möglichstes thun —

Concordia (reicht ihm die Hand).

Versprichst Du das?

Georg (schlägt ein).

Dir zu Liebe. Aber jetzt will ich dem Schwager aus dem Wege, daß er erst wieder in Laune kommt.

Concordia.

Dafür laß mich ſorgen. (Georg ab nach rechts.)

Sechste Scene.

Concordia dann Regina.

Concordia.

Der hat's verſprochen, nun die andern. Es iſt wahrhaftig, als ob ſie ſich das Leben ſauer machen müßten. Aber ich gebe jedem einzeln Unrecht, das bringt ſie am erſten zur Raiſon.

Regine (aus der Mitte).

Hier, Mama, ſind die Schlüſſel.

Concordia.

Danke Dir, Kind! Sage mal, Reginchen, was habt ihr denn eigentlich vorgehabt?

Regine.

Ach Gott! ich bin ganz unſchuldig, aber der Vater hat wahrhaftig Anſichten, wie aus dem vorigen Jahrhundert, und ſtellt ſich an als ob wir in der Türkei lebten und wir armen Frauen gar keine Rechte hätten.

Concordia.

Du thuſt ihm doch wohl unrecht, Kind — ich kann Dich verſichern, er ſteht ſo gut unter ſeinem Pantoffel, wie jeder andere chriſtliche Ehemann. —

Regine.

Nicht einmal von Politik ſollen wir ſprechen. — Aber er iſt mein Vater, von ihm laſſe ich mir's noch gefallen. Doch Georg iſt unerträglich. Er iſt Republikaner, er möchte Alles umſtoßen, und mich behandelt er wie ein Kind — mit einer Mißachtung —

Concordia.

Das will ich nicht hoffen!

Regine.

Meine politiſchen Grundſätze meine ich —

Concordia.

Ja ſo' Reginchen, wie wäre es, wenn Du mir einmal verſprächſt, des allgemeinen Friedens wegen gar nicht dazwiſchen zu ſprechen, und ſtill zuzuhören.

Regine.

Ich wollte es wohl, Dir zu Gefallen, aber —

Concordia.

Nun, kein aber' Verſuch's einmal. (Schmeichelnd.) Willſt Du? mein geliebtes Reginchen?

Regine.

Meine Mutter, meine Freundin. (Berührt ihr die Hand reichend.) Ich will's verſuchen. (Ab nach rechts.)

Siebente Scene.

Concordia, dann Brummer.

Concordia.

Numero zwei, nun muß ich Numero drei in's Gebet nehmen. Mein Alter wird mir auch ſchön wieder etwas zu klagen haben. Ich bin wahrhaftig wie der allgemeine Beichtvater, jeder kommt mit ſeiner Klage zu mir, nur, daß jeder nicht ſeine eigenen Sünden vorbringt, ſondern nur was die andern perirt haben.

Brummer (ganz der Vater).

Habe ich den Kerl den Hannß expreß in den Wald geſchickt, um die Bäume anzuſchlagen, die gefällt werden ſollen. Er iſt geſtern den ganzen Tag ausgeblieben, aber kein Baum iſt bezeichnet, muß man ſich nicht todtargern' Nun, Gordchen, ſind die Andern fort' Es iſt wahrhaftig nicht mehr zu ertragen. Ich begreife nicht

Concordia.

Ja, ich begreife Dich nicht. Alter Graukopf, mußt Du immer wieder mit den jungen Leuten in Disput und Aergerniß einlaſſen?

Brummer.

Soll ich's mit anhören, wenn ſie wühlen, aufhetzen, und allerlei Unſinn ſchwatzen?

Concordia.

Laß ſie doch, wen ſchadets denn hier? Jungen Buck in die Welt ſpringt manchmal was über die Zunge, was ſie nicht verantworten können — mußt Du's immer aufnehmen?

Brummer.

Der Regine hat der verrückte Profeſſor in der Stadt den Kopf verdreht, und Georg iſt aus Amerika ſchon zurückgekommen. Das iſt ja ein Erzjakobiner, der will Alles ausrotten und umſtürzen.

Concordia.

So ſchlimm wird's nicht ſein.

Brummer.

Wir werden's erleben, der guillotinirt mich und Dich, wenn's ſo weit kommt.

Concordia.

Sei doch nicht überſpannt. Freilich, wenn Ihr Euch immer zankt.

Brummer.

Ich fange wahrhaftig nicht an. Ich mag gar nichts von Politik hören, jedes Geſchwätz darüber iſt mir unerträglich —

Concordia.

Du ſollteſt Dich ſchämen, Brummer. Für als Hausherr kommt es zu, über den Frieden zu wachen, und Du läßt Dich immer hinreißen zu Zank und Lärm. Iſt das ein Beiſpiel für die Leute?

Brummer.

Was ſoll ich machen?

Concordia.

Du weißt, ich beklage mich nicht, aber wenn Du es ſo fort treibſt, hält nicht Regine, nicht Georg es einen Tag länger hier im Hauſe aus. Wir ſitzen das

ganze Jahr allein und sehen Niemand als den alten Ratmann mit seiner tauben Frau in Brunheide. Ist das ein Umgang für mich? Regine ist weniger jünger, als ich, mit der konnte ich so schöne Zeiten verleben, und sie ist ja Deine Tochter —

Brummer.

Na, die wird doch nicht fortlaufen?

Concordia.

Aber mit solchem Zank möchte ich sie lieber gar nicht behalten. Am Ende muß ich doch vor ihr immer Deine Partie nehmen. Und Georg —

Brummer.

Den laß nur aus dem Spiele.

Concordia.

Ist mein Bruder, den ich liebe. Ich thue Dir Alles zu Gefallen, (setzt sich und hält sich bald schluchzend die Schürze an die Augen) aber Du jagst mir alle meine Freunde aus dem Hause.

Brummer (setzt sich ihr.)

Gordchen!

Concordia.

Ach was, mit Worten bist Du freundlich, aber wenn Du einmal Deine Laune ein Viertelstündchen bezähmen sollst, das thust Du nicht. (Weint.)

Brummer.

Gordchen, weine nicht, Du weißt ich kann das nicht sehen. Ich will ja Alles thun.

Concordia.

Laß mich nur gehen und ausweinen. Dich rührt's doch nicht. —

Brummer (schreit).

Ich will so sanft sein, wie 'ne Taube. Bist Du zufrieden?

Concordia.

Nicht mehr zanken?

Brummer.

Nein, wahrhaftig!

Concordia (ſchlagt ihn auf die Backen und giebt ihm einen Kuß).

Na, denn biſt Du auch wieder mein liebes Brummerchen! Aber, halte Wort! (Ab, durch die Mitte.)

Achte Scene.

Brummer, dann **Regine**, dann **Georg**.

Brummer (allein).

Ich muß mich ausſchelten laſſen, wie einen Schulbuben. Aber was thut man nicht des lieben Friedens willen. Da kommt Regine; ich will mich nur gar nicht mit ihr einlaſſen, ſonſt kann ich doch nicht Wort halten. — (Er öffnet das Pult, lieſt und rückt ſich den Stuhl zurecht.) Ich werde die Holzrechnungen revidiren! (Holt große Rechnungsbücher hervor, rückt ſich die Brille ꝛc. zurecht und ſetzt ſich.)

Regine (durch die Mitte, bei Seite).

Ich habe es der Mama einmal verſprochen, ich will kein Wort von Politik ſprechen, und am Ende predigt man doch tauben Ohren.

Brummer (vernimmt, aber ohne aufzuſehen).

Gine, wenn's Dir einerlei iſt, ſtöre mich nicht, ich habe zu thun, und die Zahlen kommen mir ſonſt in Confuſion.

Regine (bei Seite).

Mir iſt's ſchon recht. (Laut.) Ich will ganz ſtille ſein, Väterchen, ich muß auch zählen. (Sie ſetzt ſich mit einer Stickerei und einem Tuche rechts an ein Tiſchchen und arbeitet. Pauſe.)

Brummer (bei Seite).

So wird doch wohl Frieden bleiben!

Regine (bei Seite).

Gott ſei Dank! jetzt kann er doch nicht zanken.

Georg (kommt durch die Mitte; bei Seite).

Ich habe es der Schweſter einmal zugeſagt, ich will mich zuſammennehmen. (Laut.) Lieber Schwager!

(Brummer ſieht nicht auf.)

Regine.

St!

Georg.

Reinchen, was habt Ihr denn vor?

Brummer.

St!

Georg.

Sind wir in La trappe?

Regine (winkt ihm, halb leiſe).

Der Vater revidirt ſeine Holzrechnungen, da darf man ihn nicht ſtören.

Georg.

Ja ſo.

Brummer (ſieht auf, ſieht Georg bei Regine ſtehen, und winkt ihm, halb leiſe).

Regine zählt ſich ein Stickmuſter und da muß man ſtill ſein.

Georg (bei Seite).

Nun, was fange ich denn nur an? Ich kann mich an's Fenſter ſetzen und die Ziegeln auf dem Dache des Stalles zählen. (Laut.) Sind die Zeitungen noch nicht gekommen, Schwager?

Brummer.

Die Botenfrau iſt noch nicht zurück.

Georg.

Die ſchleicht wohl wie eine Schnecke? Kaum eine halbe Meile —

Regine.

Ja, was wollen Sie, die alte Chriſtel 65 Jahr alt und lahm —

Georg.

Wer ſchickt auch eine lahme, 65jährige Botin?

Brummer.

Ich' Du willſt auch Alles beſſer wiſſen, Alles ändern. Die alte Chriſtel läuft nun ſchon ſeit vierzig Jahren — aber Ihr wollt Alles umſtoßen.

Georg.

Nun, eine lahme Botenfrau umzuſtoßen, wäre noch keine Kunſt.

Brummer (ärgerlich, rechnet laut um ihn zum Schweigen zu mahnen).

12 und 23 macht 65!

Georg (leiſe zu Reginen).

Und 65 taugt nicht zum Boten laufen.

Regine (ebenſo).

Still, machen Sie den Vater nicht wieder ärgerlich.

Georg (rückt ſich einen Stuhl zu ihr heran, leiſe).

Der Papa iſt recht alt geworden.

Regine (ebenſo).

Das kommt uns jetzt noch mehr ſo vor, da er mit allen ſeinen Anſichten ſo veraltet iſt.

Georg (halbleiſe).

Das finden Sie alſo doch auch?

Regine.

Nun freilich, der predigt ja die reine Reaction, der kann ſich gar nicht in die neue Zeit finden und möchte uns am liebſten wieder in den alten Abſolutismus zurückſtürzen —

Georg (halbleiſe).

Und der paßt nicht für unſere Zeit.

Regine (laut).

So wenig, als eine Republik.

Brummer (laut wie oben).

30 und 15 macht 45.

Georg (leiſe).

Aber, Regine, Sie ſprechen von einer Republik, wie der Blinde von der Farbe. Ich ſage ja nicht,

daß ich ſie nun gleich einführen will, aber ich habe in Amerika den Segen einer freien Volksverfaſſung kennen gelernt. Mit Ihrer conſtitutionellen Monarchie leimen Sie die Geſchichten zuſammen, die doch wieder brechen.

Regine (noch leiſe, aber ſchon mit erhobener Stimme).

Ich weiß recht gut, was Republik iſt; Republik iſt, wenn aller Ehrgeiz freien Spielraum hat, wenn alle Treue aufhört, wenn —

Georg (ſpringt auf laut).

Ja, wenn Sie ſo ſtreiten —

Regine (ſpringt auf).

Ich ſtreite gar nicht, (ſehr eifrig.) ich ſpreche nur meine Anſichten aus.

Brummer (ſchreit).

21 und 11. (Springt auf.) Da ſoll der Teufel rechnen' Könnt Ihr nicht 5 Minuten ſtill ſein? — da kann man machen was man will, wo die rechte Seite ſtimmt, ſtimmt die Linke nicht, und wo die Linke ſtimmt, ſtimmt die Rechte nicht.

Georg.

Das glaube ich' Aber worüber ereiferſt Du Dich denn?

Regine.

Sie werden auch gleich ſo heftig, Georg.

Georg.

Nun bin ich wohl wieder Schuld?

Neunte Scene.

Concordia (mit der Zeitung). **Vorige.**

(Bei Concordias Eintreten werden Alle mit ſichtlicher Verlegenheit ſtill. Regine ſetzt ſich zu ihrer Arbeit, Brummer an ſein Pult.)

Concordia (bleibt in der Thür ſtehen, ſieht alle der Reihe nach an, dann bei Seite).

Ich glaube gar ſie zankten ſich ſchon wieder'

(laut) Nun, ſeht Ihr, das iſt ja prächtig, ſo in Eintracht und Frieden, das nenne ich noch Wort halten. — Zur Belohnung bringe ich Euch die Zeitung.

Georg und **Regine** (darauf zueilend).

Die Zeitung, ach ſchnell!

Brummer (an ſeinem Pult).

Gieb ſie mir einmal her, Cordchen, ich muß doch ſehen, was da wieder für Dummheiten paſſirt ſind.

Concordia (reicht ſie ihm).

Hier, Väterchen. (Halb leiſe) Ihr haltet doch Frieden.

Brummer.

Ich natürlich. — Aber die beiden waren wieder im ſchönſten Disput.

Concordia (an Reginens Arbeit).

Sieh, Reginchen, das wird ja hübſch! Reicht die Wolle?

Regine (ſetzt ſich wieder zur Arbeit).

Die grüne Farbe dürfte mir ausgehen.

Concordia.

Da finde ich wohl noch etwas unter meinen Reſten. (Reicht.) Ihr zankt Euch doch nicht?

Regine.

Ich nicht, beſte Gott. — Aber der Vater und Georg haben ſich ſchon wieder ein Paar Mal ganz gehörig angefahren.

Concordia (in der Thür zu Georg).

Du ſiehſt ja ſo verlegen. (Reicht.) Es hat doch keinen Streit gesetzt?

Georg.

Ich habe nichts vorgehabt, aber, als ich eintrat, fand ich Deinen Mann und Reginen in einer Stimmung, die mich vermuthen ließ, daß ſie ſich entweder ſchon geſtritten hatten, oder aber im Begriff ſtanden.

Concordia.

Nun, Kinder, haltet Euch brav! Denn wenn Ihr nicht Frieden haltet, hänge ich Euch den Brotkorb höher und erkläre das ganze Forſthaus in Belagerungszuſtand. (Ab.)

Zehnte Scene.

Brummer. Georg. Regine.

Georg (ſtellt ſich hinter Reginens Stuhl; — leiſe).

Ich glaube, er nimmt die Zeitung nur um uns zu ärgern, denn ihn intereſſirt ja doch nichts.

Regine (ebenſo).

Sonſt wenigſtens laſ' er ſie nie vor dem Abend.

Georg.

Und ich bin in einer Ungeduld —

Regine.

Ich auch. Wenn er ſie endlich giebt, wollen wir ſie uns vorleſen?

Georg.

Gewiß. — Gleich zuerſt die Berichte und die Verſammlungen —

Regine.

Nein, das leſe ich lieber für mich. — Aber die Nachrichten aus der Reſidenz — die Heirathsanzeigen — die Theaterannoncen. —

Georg.

Warum nicht gar, wer nimmt daran noch Intereſſe?

Regine.

Das leſe ich immer zuerſt, und wenn Sie mir das nicht vorleſen wollen, leſe ich die ganze Zeitung zuerſt.

Georg.

Das iſt doch Eigenſinn —

Regine.

Von Ihnen.

Brummer (ſpringt auf, knittert wüthend die Zeitung zu einer Kugel zuſammen, wirft ſie auf die Erde und tritt mit dem Fuß darauf).

Nein, das iſt zu arg!

Georg.

Was haſt Du denn, Schwager?

Regine.

Was hat die arme Zeitung verbrochen?

Brummer.

Sie werden immer verrückter, mit Kolben ließe ich drein ſchlagen, mit Bomben die ganze Geſellſchaft in die Luft ſprengen?

Georg.

Was iſt nur vorgefallen?

Brummer.

Das Jagdrecht wollen ſie aufheben, das Jagdrecht! Dann ſoll wohl Jeder ſchießen können, wo er will? Wofür haben wir geſchont und gehegt ſeit 25 Jahren? Wozu haben wir den ſchönſten Hochwildſtand auf der Welt? Damit die Bauern die Hirſche mit Heugabeln ſpießen und die Rehe mit Knitteln todtſchlagen? Wofür hat unſer Herzog das ſchöne Dammwild kommen laſſen. Das wäre den Herren ein gefundenes Freſſen!

Regine.

Wenn's weiter nichts iſt!

Brummer.

Sprich nicht ſo einfältig, Regine. — Weiter nichts? Wenn kein Jagdrecht mehr exiſtirt, wie kann ich dann noch Forſtmeiſter ſein, das iſt die Hauptſache! wenn wir im Lande betteln gehen, wirſt Du dann auch noch fragen: „weiter nichts?“

Georg.

O, zum Betteln laſſen den Schwager die ſchönen blanken Thälerchen nicht kommen, die er auf die hohe Kante gelegt hat. So ein Mann. He? —

Brummer.

Das wird Alles weggenommen. Warum denn nicht? Es iſt ja die purſte Anarchie. — Willſt Du die vertheidigen, wenn ganze Horden einbrechen. —

Regine.

Hier iſt Alles ruhig und ſicher.

Brummer.

Ja, wie lange wird's ſo bleiben?

Georg (duckt ſich).

Erlaube, Schwager, die Zeitung.

Brummer (ſetzt den Fuß darauf).

Nichts! das Zeug ſoll Niemand leſen. Von den Schmierereien kommt das ganze Unglück, die vermaledeiten Schriftſteller haben die Suppe eingebrockt. Wenn's nach mir ginge, dürfte gar nichts gedruckt werden, als Gebetbücher —

Georg.

Und Jagdgeſchichten

Brummer.

Allenfalls, das Andere iſt doch Alles gelogen. Das verdammte Geſchmiere, da reiſen die Leute umher, vertheilen ſolche Flugſchriften, ja mit Recht Fluchſchriften, denn der Fluch ruht darauf, wühlen und regen auf, und ehe wir's uns verſehen, ſteht Alles hier im ſchönſten Aufruhr — aber, das iſt's, was Ihr wollt. —

Regine.

Das gebe Gott nicht! aber Papa, noch iſt gar kein Grund zu ſolchen Befürchtungen, in unſer ſtilles Forſthaus —

Elfte Scene.

Patzig. Die Vorigen.

Georg.

Dem Schwager beliebt nun einmal Alles ſchwarz zu ſehen.

Patzig (bei Seite).

Nun weiß ich, was Volkssouverainität iſt, der Gaſtwirth in Bornheim hat mir's verdeutſcht.

Brummer.

Aha, Patzig, da hab ich Dich ja! Wagſt Du mir vor die Augen zu treten, Kerl? (Patzig nimmt eine determinirte Stellung an.) Wer hat geſtern nicht das Holz angeſchlagen, wie ich es befohlen habe? Wer läßt Wild- und Holzdiebe ungeſtraft ihr Weſen treiben? Antwort!

Patzig.

Ich! Weil ich geſtern Anderes zu thun hatte, weil ich zu meiner politiſchen Ausbildung ein neues Buch leſen mußte, konnte ich nicht das Holz anſchlagen.

Brummer (wüthend).

Was ſagt er?

Patzig.

Die Holzdiebe haben Recht, wenn ſie ſich Holz holen. — Womit ſollen ſie ihre Suppe kochen? Den Wilddieben kann ich's nicht verdenken, daß ſie auch einmal Braten haben wollen, nachdem ſie ſo lange den Rauch riechen mußten —

Brummer.

Iſt er verrückt, Kerl?

Patzig.

Kommſt Du mir ſo, Forſtmeiſter? (Tritt einen Schritt vor.) Mir, deinem Souverain?

Brummer.

In's Tollhaus mit ihm!

Patzig.

Jetzt komme ich in Stimmung. Ich thue, was ich will, nicht, was Sie mir befehlen, Brummer.

(Brummer ſteht ſprachlos.)

Regine.

Aber, Patzig!

Pazig.

Herr Pazig, wenn's beliebt. 33 Jahre habe ich mich knechten laſſen vom Herrn Forſtmeiſter; jetzt hat's ein Ende, jetzt bin ich Herr!

Regine.

33 Jahr? Seit 9 Jahren ſeid Ihr im Dienſt.

Pazig.

Einerlei, 33 Jahre ſteht im Buche. Ich will mein Recht auf der breiteſten Grundlage.

Brummer.

Jetzt hab ich's ſatt, jetzt ſind wir zu Ende! Pazig, er geht aus dem Hauſe und dem Dienſt, auf der Stelle, läßt ſich nicht wieder vor mir ſehen, oder naturhaftig, ich ſchieße ihm eine Kugel durch den Kopf. —

Pazig.

Ich gehe nicht! Ich habe daſſelbe Recht, wie Sie, mich, einen Souverain, wirft man nicht zur Thür hinaus.

Brummer.

(greift nach einem Hirſchfänger und will auf ihn zu gehen. Pazig tritt trotzig auf und legt die Hand an den Griff ſeines Hirſchfängers.)

Georg (will dazwiſchen treten).

Mäßige Dich, Schwager. Kommen Sie zur Ordnung, Pazig!

Regine (ſchreit).

Sie morden ſich!

Zwölfte Scene.

Concordia. Die Vorigen.

Concordia.

Welcher Lärm, was geht hier vor?

(Georg ſucht Brummer zurückzuhalten. Pazig tritt bei Concordias Erſcheinen ehrerbietig einen Schritt zurück.)

Patzig (bei Seite).

Die Frau Meiſterin. Ja, wenn die kommt, muß ich weichen.

Regine (flüchtet ſich zu Concordia).

Mama, der Patzig hat dem Vater Reſpect und Gehorſam aufgeſagt und hätte beinahe ſeine Hand gegen ihn erhoben.

Brummer.

Haltet mich nicht, ich muß meiner Wuth Luft machen! (Patzig tritt wieder einen Schritt vor.)

Concordia.

Rubig, Väterchen! Patzig, das hätte ich nicht von Dir erwartet, das haben wir nicht um Dich verdient. Dankbarkeit habe ich nicht verlangt, aber Undank kann ich nicht ertragen.

Patzig.

Frau Forſtmeiſterin, die neue Zeit —

Concordia.

Kannſt Du nach Deinem Wunſche genießen, aber nicht hier. Du gehſt aus dem Hauſe; um Michaelis ſchicke ich Dir Deinen Vierteljahrslohn und wir ſehen uns nicht wieder.

Patzig.

Aber —

Concordia.

Auf der Stelle!

Patzig (bei Seite).

Ich kann den verfluchten Reſpekt noch nicht loswerden, wenn ſie nur auch getobt hätte, dann hätt' ich ſchon meine Courage behalten.

Concordia.

Nun?

Patzig (im Abgehen für ſich).

Gehn will ich, aber zum Gaſtwirth von Bornheim, wenn der mir nicht wieder auf die Beine hilft, dann gnade ihm Gott. (Ab durch die Mitte.)

Dreizehnte Scene.

Vorige, ohne Paßig.

Regine.

Gott ſei Dank, daß er fort iſt, das war eine Scene!

Brummer.

Da habt Ihr's, das iſt's, was Ihr wollt! Wer hat Recht gehabt? Das iſt Eure neue Zeit. —

Georg.

Aber Du wirſt doch den Unverſtand der ungebildeten Menge den hohen Ideen nicht aufbürden wollen, die entfeſſelt durch die Welt ziehen.

Brummer.

Saubere Ideen, das hätte mir früher nicht begegnen können. Laßt nur ſolche Kerle, wie Paßig, ans Ruder kommen, dann habt Ihr die Republik fertig.

Georg.

Du faßt die Zeit gerade ſo ſchief auf, wie er.

Regine.

Die Wühler ſind Schuld, die den böſen Saamen ausſtreuen.

Georg.

Die Verdummung iſt Schuld, in der man die Menſchen erhielt. Wer plötzlich aus der Finſterniß in's Licht tritt — iſt geblendet. So etwas wäre in Amerika —

Brummer (fährt auf).

Ich will von Amerika nichts hören!

Regine.

Mama, da geht der Streit wieder los.

Concordia.

Jetzt hat aller Streit ein Ende, jetzt geht mein Reich an! Die Suppe ſteht auf dem Tiſch!

Georg.

Soll ich mir immer das Wort abſchneiden laſſen?

Concordia.

Georg, Du führſt Reginen zu Tiſche; wenn Ihr Euch bei Eurem Zank erhitzt, wird die Suppe kalt. Väterchen, Deinen Arm'

Brummer (führt Concordia in die Thür rechts).

Du ſiehſt, es iſt nicht zu ertragen. (Beide ab.)

Georg (bietet Reginen den Arm).

Iſt gefällig?

Regine (wendet ſich unwillig).

Republikaner! (Schnell ab nach rechts.)

Georg.

Sollte man glauben, daß man mit vernünftigen Menſchen zu thun hat? (Folgt langſam.)

Vierzehnte Scene.

Patzig (allein).

Patzig (ſchleicht herein, reibt ſich ſehr vergnügt).

Sie müſſen bei Tiſch ſein, denn ſeine alte Mittagsſtunde läßt ſich der Herr Forſtmeiſter nicht nehmen, daran hält er feſt — und wenn der Herr Schwager ihn auch ein Paar mal zu einer ſpäteren Stunde auf amerikaniſch beredet hatte, jetzt ſteht die Suppe wieder Punkt 12 auf dem Tiſche. Das iſt Reaction, würde der Gaſtwirth aus Vornheim ſagen. — Na, da bin ich wieder. — Ich bin eigentlich gar nicht fortgeweſen, aber ich kann auch nicht fort, denn einen Dienſt ſchafft mir der Gaſtwirth aus Vornheim doch nicht, trotz all ſeinem Gedruckten, und daß ich einmal Miniſter oder ſo ein hohes Thier werden ſollte, an das glaube ich doch nicht recht, da iſt mir mein Jägerpoſten ſicherer. Und darum thät ich's doch noch nicht; aber die Frau Forſtmeiſterin iſt immer gut gegen mich geweſen. Das iſt 'ne tüchtige Frau, im-

mer munter, immer vergnügt, Unordnung leidet ſie nicht, aber Unrecht auch nicht. Und um die Frau Oberſtmeiſterin thäte ich's auch noch nicht allein, aber die Hunde — nein, davon kann ich mich nicht trennen. Als ich fortging, kniff Tiras ſeinen Schwanz zwiſchen die Beine, ſo wehmüthig, als ob er ordentlich ſeinen Verſtand darüber hätte, und Nimrod machte ein ganz verblüfftes Geſicht, als er mich ohne Gewehr vom Hof gehen ſah. — und nun meine Diana, mein Liebling, meine kleine Tiana, die alle Tage größer wird. — Nein wahrhaftig, davon kann ich mich nicht trennen, und wenn ich noch ſo oft Souverain würde, von den Hunden laß ich nicht, und ſollte ich darüber auf den Hund kommen, da mag der Gaſtwirth aus Bornheim ſagen was er will. — Aber wie werde ich dem Alten beikommen? (er geht an die Thür rechts und horcht.) Sie ſitzen bei Tiſche und eſſen noch. Hu! wie ſie laut ſprechen, wahrhaftig, ſie ſchreien alle durcheinander, ſie zanken ſich; der Herr wird noch krank. Aerger vor Tiſche, Aerger nach Tiſche, das hält keiner aus. Und das ſollte mir leid thun, denn grob iſt er, aber ſchlecht nicht. — Er rückt den Stuhl, er ſteht auf, kommt hierher. — Na, wenn er jetzt meiner anſichtig wird — da mache ich mich aus dem Staube. (Ab durch die Mitte.)

Fünfzehnte Scene.

Brummer, darauf Concordia.

Brummer (die Serviette im Knopfloch, ſehr aufgeregt, aus der Thür rechts).

Nun wird mir's zu arg! Ich kann mich in meinem eignen Hauſe nicht retten.

Concordia (kommt).

Wer wird gleich ſo heftig ſein, Alter, den Stuhl

umwerfen, Dein Lieblings-Gericht ſtehen laſſen und davonlaufen. —

Brummer.

Du ſiehſt doch, mein Gretchen, daß ich nicht anfange.

Concordia.

Die ſchönen Dampfnudeln — und heute waren ſie gerade ſo vortrefflich aufgegangen.

Brummer.

Das iſt Alles Faſelei und Unſinn.

Concordia.

Die Dampfnudeln?

Brummer.

Da würden wir weit kommen, aber die jungen Leute —

Concordia.

Eſſen Dir die ſchönſten Biſſen weg.

Brummer.

Wollen Alles aufgeben, Alles wegſchenken —

Concordia.

Nun ſie langen gehörig zu, aber das leid' ich nicht —

Brummer.

Ich auch nicht!

Concordia.

Du ſollſt nicht zu kurz kommen; ich hole Dir Deine Portion hierher, wo Du ruhig biſt, wo Niemand Dich ſtört, wo Keiner mit Dir zankt, warte nur (Ab.)

Brummer.

Der Georg muß mir aus dem Hauſe, und Reginen will ich ſchon zur Ordnung bringen. (Wüthend auf und ab.)

Concordia (mit Serviette, Meſſer und Gabel.)

Hier, Väterchen. (Sie deckt auf den Tiſch rechts auf.) Hier iſt Dein Deputat. — Wofür hätte ich denn den

ganzen Morgen in der Küche geſtanden, wenn Dir's nicht ſchmecken ſollte?

Brummer.

Du biſt recht lieb und gut, Gordchen!

Concordia (rückt den Armſtuhl an den Tiſch.)

Da ſetze Dich, ſo iſt's bequem.

Brummer.

Kind, ich habe keinen —

Concordia.

Apetit mehr? Das ſollte mir gefallen; (ſie nöthigt ihn zu ſitzen.) Du, ich koche Dir nie wieder Dampfnudeln — (Sieht ihn an und lacht.) Ihr ſeid curioſes Volk, Weiskopf und noch ſo hartnäckig. (Schlägt ihn vor der Stirn.)

Brummer (lacht).

Gordchen, wenn ich Dich nicht hätte. (Ißt.)

Concordia (bei Seite).

Nun muß ich nur die Verſöhnung anbahnen. Heut morgen gab ich jedem Unrecht, das half nicht, jetzt faß ich ſie bei einer andern Seite. (laut.) Höre, Alterchen, der Georg —

Brummer.

Muß mir aus dem Hauſe. —

Concordia.

Das verſteht ſich — aber nicht ſobald. So Gott will, wird er ſich binnen Kurzem etabliren, jetzt iſt nur nicht die Zeit dazu.

Brummer.

Gordchen, Alles was Du willſt. —

Concordia.

Und da mußt Du mir eine Liebe thun. Ich hätte ihn ſo gern in der Nähe, und er will nicht. — Wenn Du's ihm vorſtelliteſt —

Brummer.

Auf mich wird er auch hören! Meinetwegen mag er ſo weit gehen als er will. —

Concordia.

Du richteſt noch am meiſten aus, zu Dir hat er Vertrauen, heute noch ſagte er, er liebte Dich, wie einen Vater.

Brummer.

Danke für den ungerathenen Sohn. —

Concordia.

Das iſt er nicht. Mit ſeinen politiſchen Anſichten freilich —

Brummer.

Da iſt's auch nicht weit her.

Concordia.

Doch — ſie ſind ja aus Amerika — die muß man ihm laſſen, das fängt ſich wieder ein. — Er iſt ſo ehrlich und zuverläſſig.

Brummer.

Ja, das iſt er.

Concordia.

Und zu Dir hat er ein Vertrauen.

Brummer (ſteht auf)

Wahrhaftig?

Concordia.

Du, lege die Gabel nicht auf Reginen's Arbeit, das macht Flecke. — Na, es iſt noch ſo abgegangen. — Sieh', unſer Reginchen iſt doch recht geſchickt. —

Brummer.

Regine iſt eine Närrin. —

Concordia (ſieht die Arbeit an).

Ich ſoll's freilich nicht ausplaudern, aber das werden ein paar neue Morgenſchuh für Dich —

Brummer.

Für mich?

Concordia.

Zu Deinem Geburtstag. Da hat das arme Ding ſich ihr ganzes Taſchengeld in der Penſion abgeſpart

und ſich lieber eine neue Schürze, die ſie ſich wünſchte, verſagt, um Dir eine Freude zu machen. —

Brummer.

Das müſſen wir ihr erſetzen. —

Concordia.

Behüte Gott, das würde ihr das ganze Vergnügen rauben. — Und Deine Lieblingsfarbe hat ſie gewählt — Grün.

Brummer.

Sieh, ſieh, daran hat ſie gedacht — Ja, Gordchen, gute Kinder ſind ein rechter Segen Gottes.

Concordia.

Wie wird es nun mit dem Nachmittagsſchläfchen? In Deinem Stübchen iſt alles recht hübſch ſtill. (führt ihn an die Thür links.)

Brummer.

Ich werde einmal mit Georg ſprechen und wenn er wirklich auf die Stimme ſeines treuſten Freundes hört —

Concordia.

Du wirſt ſehen, ob ich recht habe. —

Brummer.

Einſtweilen muß er aber noch bei uns bleiben.

Concordia.

Nicht wahr? — Gute Ruh', Väterchen! (Sie umarmt ihn und ſchiebt ihn dann in's Zimmer links.)

Sechszehnte Scene.

Concordia, dann Regine.

Concordia.

So' wenn er ausgeſchlafen hat, iſt er gleich traitabler und ein guter Grund iſt gelegt.

Regine (kommt aus der Thür rechts und ſpricht hinein).

Ich will nichts weiter hören — laſſen Sie mich zufrieden. (Schlägt die Thür zu.)

Concordia.

Was haſt Du denn, Reginchen?

Regine.

Will mir der Georg durchaus unſern guten Herzog abdisputiren.

Concordia.

Sieh', da habt Ihr Euch richtig dort gezankt, während ich hier einen beſänftigte. Das iſt die Geſchichte vom Schaaf, Wolf und Kohlkopf, die zwei, die ich zurücklaſſe, liegen ſich in den Haaren.

Regine (lächelnd).

Ich bin doch wohl nicht das Schaaf?

Concordia.

Das laſſe ich ungeſagt.

Regine.

Und daß ich nicht anfange, haſt Du doch geſehen.

Concordia.

Das ſagen ſie Alle.

Regine.

Aber nun haſt Du's doch ſelbſt erlebt.

Concordia.

Kind, ich wollte auch kein ſo gewaltiges Aufheben davon machen; Meinetwegen zankt Euch, aber es hat noch ſeinen Nebengrund, Dein Vater —

Regine.

Der fängt immer an —

Concordia.

Und Georg —

Regine.

Der hört nie auf —

Concordia.

Die mögen ſich immer ſtreiten — aber wenn Du gereizt und verſtimmt biſt, ſchiebt's Dein Vater auf andere Urſachen.

Regine.

Die möcht ich wiſſen.

Concordia.

Er sagt, Du fühltest Dich nicht wohl hier im Hause, Du wolltest nur wieder fort, weil Du Dich mit — mit Deiner jungen Stiefmutter nicht vertragen könntest.

Regine.

Aber, Mama, Du bist ja die einzige mit der ich mich vertrage.

Concordia.

Das sage ich ja — aber Dein Vater glaubt's nicht.

Regine.

Wie der Vater aber auf den Gedanken kommt.

Concordia.

Ja, das sind manchmal seine Schrullen. Er denkt, Du ärgerst Dich wieder fort. — In Deiner Gegenwart ärgert er und stellt sich heftig, aber im Stillen schneidet es ihm doch in's Herz. —

Regine.

Der gute Vater —

Concordia.

Sei nur recht heiter und vergnügt. Vermeide lieber die politischen Disputs von constitutioneller Monarchie, oder was weiß ich.

Regine.

Gewiß, Mütterchen, wenn der Vater sich so etwas einbildet. Ihm, ach Gott, ihm sehe ich seine politische Unklarheiten ja auch gerne nach, aber Georg, das merke ich wohl, thut's nur um mich zu ärgern. —

Concordia.

Da bist Du im Irrthum, der, Dich zu ärgern? Kind wenn Du nicht im Hause wärst, hätte der es nicht zwei Tage hier ausgehalten. — Deinen Vater aber er wohl, aber ein junger Mensch und ein alter Grantert, das giebt nicht viel Vergnügen. Ich — lieber Gott, ich stecke in meiner Wirthschaft den ganzen lieben Tag, und um 'ne Schwester —

Regine.

Ja neulich dachte ich auch, daß er etwas von mir hielte, und ich habe ihn auch gewiß recht lieb, schon weil er Dein Bruder iſt.

Concordia.

Geſtern hat er mir das kleine Bildchen von Dir abgeſchwatzt, was Du mir aus der Penſion geſchickt haſt —

Regine.

Du haſt's ihm doch nicht gegeben —

Concordia.

Warum nicht, er hat ſo sehr — und einem Verwandten, einem Onkel —

Regine.

Aber es iſt gar nicht ähnlich — die erſten Verſuche einer Freundin —

Concordia.

Er ergänzt ſich's.

Regine (bei Seite).

Sollte Georg wirklich? — Es iſt nicht möglich!

(Sie ſteht in Gedanken.)

Concordia.

Was iſt Dir, Reginchen?

Regine.

Nichts, Mama. — Ich habe heute Morgen mein Taſchentuch im Garten liegen laſſen, das muß ich doch holen. (Ab durch die Mitte.)

Siebzehnte Scene.

Concordia, dann Georg.

Concordia (ruft Reginen nach).

Nimm Dein Tuch um — Du erkälteſt Dich. — Ja, da rufe einer.

Georg (von rechts).

(Er wirft ſich verſtimmt in den Armſtuhl.) Das iſt

eine abſcheuliche Griſtenz — kein vernünftiges Wort den ganzen Tag.

Concordia.

Nun, was iſt Dir denn?

Georg.

Ich will fort — nicht um Deinetwegen, meine gute Concordia — aber wahrhaftig, ich halte es nicht aus.

Concordia.

So willſt Du mir auch den Kopf warm machen? Als ob ich nicht an meinem Mann und Reginen genug hätte.

Georg.

Aergern ſie Dich auch?

Concordia.

Das nicht, aber ich muß immer alle Klagen hören.

Georg (bitter).

Kann mir's denken. Sie haben auch alle Urſache, ſich über mich zu beklagen. Sie haben mich recht ſchlecht gemacht, nicht wahr?

Concordia.

Mit keiner Silbe. — Aber mein Alter hat immer ſeine kleinen Erſparniſſe im Kopfe, die er nirgends ſo ſicher hält. — Niemand will er ſie anvertrauen

Georg.

Ja, das ſind ſo ſeine Schrullen.

Concordia.

„Wenn nur der Georg ſich etablirte" — hat er mir oft geſagt.

Georg.

Alle mir vertraut er.

Concordia.

Wie Keinem

Georg (heiter).

Ja, der gute Schwager, — bis auf ſeine Politik ſind wir immer die beſten Freunde geweſen.

Concordia.

Und Regine liegt mir auch im Kopfe.

Georg.

Da haſt Du Recht. Vollkommen verbildet. Ein politiſirendes Mädchen. –

Concordia.

Das wäre das Wenigſte. Aber ſie iſt mir oft ſo ſtill; wenn ſie allein iſt, glaube ich, weint ſie –

Georg.

Das habe ich nicht bemerkt.

Concordia.

Ihr Männer habt dafür kein Auge. Ich fürchte ſie iſt –

Georg (ſpringt auf)

Doch wohl nicht gar verliebt?

Concordia.

Das wäre möglich. Nun, und wenn es zu ihrem Beſten iſt –

Georg.

Gewiß ein Lieutenant. Eine Penſionsliebſchaft. Das iſt immer Unſinn' Regine iſt auch noch viel zu jung.

Concordia.

Was will man machen?

Georg.

Und jetzt iſt überhaupt keine Zeit zu Verlobungen oder Heirathen.

Concordia.

Das denke ich auch.

Georg.

Da mußt Du ein ernſtes Wort reden.

Concordia.

Ich bin nur die Stiefmutter. (am Fenſter) Sieh Du, da ſitzt ſie ſchon wieder, in Gedanken, allein in der Laube.

Georg.

Man muß ſie auf andere Gedanken bringen. (will gehen.)

Concordia.

Wie iſt das möglich, wenn Ihr nur über Eure Politik ſprecht?

Georg.

Ich will's verſuchen. (Ab durch die Mitte.)

Achtzehnte Scene.

Concordia, dann Patzig.

Concordia.

Jetzt habe ich alle Hoffnung zum Frieden, die Gemüther ſind dazu geſtimmt und werden wohl über den Kriegspunkt ſchweigen. Im Grunde habe ich ſie auch ſo ſchlimm nicht belogen. Es kommt Alles darauf an, wie man die Dinge vorſtellt.

Patzig (ſchleicht durch die Mitte herein).

Frau Forſtmeiſterin, ſind Sie allein?

Concordia.

Patzig, Du hier, Du wagſt es?

Patzig.

Ich kann nicht fort! Wahrhaftig, und komme leid- und wehmüthig.

Concordia.

Das laſſe ich mir gefallen. —

Patzig.

Jagen Sie mich nicht aus dem Dienſt. — Man kann wohl mal überſchnappen, aber der Haaſe läuft nicht immer grad aus, und wenn man's abwartet, kommt er auf ſeinen alten Fleck zurück.

Concordia.

Du haſt Dich ſchwer vergangen.

Patzig.

Um ſo mehr kann ich mich beſſern.

Concordia.

Mein Mann iſt ſehr aufgebracht.

Patzig.

Ließe er ſich nicht beſänftigen?

Concordia.

Das wird nicht leicht ſein.

Patzig.

Wenn Sie's in die Hand nehmen —

Concordia.

Ich will's verſuchen. Aber jetzt darf er Dich nicht ſehen, geh' hier in's Speiſezimmer, dahin kommt Niemand, und warte bis ich Dich rufe. Indeſſen kannſt Du mir helfen den Tiſch abdecken.

Patzig.

Mit tauſend Freuden, liebe Frau Forſtmeiſterin.

(Beide ab nach rechts.)

Neunzehnte Scene.

Regine. Georg. (Aus der Mitte.)

Georg.

Sie ſehnen ſich nach der Stadt zurück, Regine, das ſtille Haus Ihrer Eltern hat ſeinen Reiz verloren?

Regine.

Manchmal möchte ich wohl gern wieder bei meiner guten Frau Profeſſorin ſein, bei meinem vortrefflichen Lehrer, bei allen meinen Penſionsfreundinnen, — aber ſo lieb wie meinen Vater und die Mutter habe ich doch Niemand. Man kann doch nicht Alles beiſammen haben was man lieb hat.

Georg.

Und Sie lieben wohl recht viel Menſchen?

Regine.

Ach ja, Gott ſei Dank!

Georg.

Zum Beiſpiel — das ganze Militair.

Regine (mit Vorwurf).

Georg!

Georg.

Aber wenn man das Herz so theilt —

Regine.

Behält doch jeder sein Theil und sein Recht unbekümmert.

Georg.

Aber ist nicht eine Neigung, die über Alles steht, denen die andern sich unterordnen, wie die Unterthanen dem Fürsten?

Regine.

Ich wußte nicht.

Georg.

Dann ist Ihr Herz eine Republik, Regine.

Regine.

Da sei der Himmel mein Schutz, daß ich nichts republikanisches an mir trage.

Georg.

So müssen sie Ihrem Herzen einen König erwählen.

Regine.

Daran ist noch nicht zu denken. Und der müßte auch gleich eine Constitution geben.

Georg.

Das Herz hat schon zwei Kammern.

Regine.

Volle Freiheit der Gedanken und Neigung müßte er machen.

Georg.

So viel es die Polizei der Eifersucht gestattet.

Regine.

O, die wird gleich aufgelöst, dafür wird das Vertrauen Premierminister —

Georg.

Und wenn das Ministerium gestürzt wird?

Regine.

Das geben die Kammern nicht zu, denn das erste Geſetz iſt Liebe.

Georg.

Und wie wird der König heißen?

Regine.

Das dürfen Sie noch nicht fragen.

Georg.

Alſo doch ſchon einen?

Regine.

Was ſind das für Thorheiten?

Georg.

Regine, wenn das nicht iſt, laſſen Sie mich einen kühnen Griff thun, darf er Georg heißen, der König Ihres Herzens?

Regine.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Georg.

Regine, laß ihn Georg heißen; laß mich's glauben, daß Dein Herz das lange ahnete. — Er iſt erwählt, ich leſe es in Deinen Blicken, Georg der Erſte!

Regine.

(In ſeinen Armen.) Und der letzte. Ewig nur Georg der Eine!

(Umarmung.)

Zwanzigſte Scene.

Concordia. Die Vorigen.

Concordia (von rechts).

I Du mein Gott, was ſoll denn das bedeuten? Georg, Regine, das habe ich ja nicht von Euch verlangt, Ihr ſollt Euch nicht zanken, aber ich dächte zwiſchen zanken und umarmen läge noch manches dazwiſchen.

Georg.

Sollen wir Dir doch ſagen — Frauen, Du ſagſt's

ja selbst haben dafür ein Auge — daß unsere Herzen sich fanden!

Concordia.

Da habt Ihr Euch sehr gut verstellt. Ihr wart ja wie Hund und Katze.

Regine.

Das ist vorüber, Mutter. Dürfen wir auf Deinen Segen hoffen?

Concordia.

Regine ist noch viel zu jung zum Heirathen, nicht wahr, Georg?

Georg.

Mit 17 Jahren.

Concordia.

Und dann Du sagtest es ja selbst, ist jetzt überhaupt keine Zeit zum Verloben oder Heirathen.

Georg.

In dieser Beziehung habe ich meine Zeit falsch aufgefaßt.

Regine.

Jetzt gerade, wo Alles schwankt, sucht man sich die feste Stütze, an die man sich anlehnt im Sturm der Zeiten.

Georg.

Jetzt gerade, wo es kämpft in der Welt, sehnt man sich nach dem stillen Frieden des Hauses.

Concordia.

Von dieser Sehnsucht habe ich eben bei Euch noch nicht viel gemerkt. Aber, ich sehe wohl, Ihr faßt die Zeiten auf, wie es Euch paßt und legt Euch den Zeitgeist nach Euren Neigungen. Aber mein Vater ist gewaltig conservativ, und wenn der nun — wie gewöhnlich — anders denkt, als Ihr?

Georg.

Darum mußt Du ihn erst vornehmen —

Regine.

Und ihm alles vorstellen.

Concordia.

Ja, ich werde vorgeschoben, wie gewöhnlich.

Regine.

Wenn er geneigt ist, rufst Du uns. Indessen ziehen wir uns in's Eßzimmer zurück.

Concordia (tritt ab in den Weg).

Nein, da sieht schon Einer' — Hier, in's Vorzimmer.

(Sie schiebt sie zur Thür hinaus.)

Georg.

Wir verlassen uns ganz auf Dich.

(Georg und Regine durch die Mitte ab.)

Letzte Scene.

Concordia. Brummer, dann Regine und Georg, zuletzt Patzig.

Concordia.

Da haben wir die Verheerung! Im Grunde habe ich nichts darwider, denn eine liebere Schwägerin konnte ich mir nicht wünschen und einen braveren Schwiegervater konnten wir auch nicht finden. Ach, Gott! man wird noch ganz confus, über alle Verwandtschaften. (Sie sieht in die Thür links.) Nun Väterchen ausgeschlafen?

Brummer (von innen).

Ich komme schon, mein Mäuschen.

Concordia.

Sieh, wie er freundlich ist — nach seinem Schläfchen. — Aber jetzt habe ich es auch Noth, denn jetzt ist Alles vorbereitet zum vollständigsten Friedensschluß oder zum bittersten Bruch. Jetzt nimm Dich zusammen, Zwischenhändlerin.

Brummer (kommt von links).

Mein Gordchen, was ſtehſt Du denn hier mit ſo feierlichem Geſicht, wo ſind die Andern?

Concordia.

Im Garten, wer weiß wohin? Das junge Volk hat ſich immer was zu erzählen.

Brummer.

Kind, dann zanken ſie ſich.

Concordia.

Das hoffe ich nicht. —

Brummer.

Gewiß, aber das habe ich mir überlegt, das muß anders werden, und was an mir liegt —

Concordia.

Willſt Du thun? Nun für das Andere laß mich ſorgen. Aber verſprich mir, nicht zu widerſprechen und nicht heftig zu werden.

Brummer (reicht ihr die Hand).

Feſt und feierlich!

Concordia.

Gut! ſo habe ich Dir etwas anzuvertrauen. (Sie zieht ihn an den Armſtuhl, daß er den beiden Thüren den Rücken zukehrt und ſo nicht ſieht, wie in der Mittelthüre, Regine und Georg erſcheinen, die an dieſer Scene ſtummen Antheil nehmen. Aus der Thür rechts ſieht Patzig von Zeit zu Zeit vor.) Georg hat mir anvertraut, daß er ſich zu etabliren und zu verheirathen gedenkt.

Brummer.

Siehſt Du, Gordchen, ich habe Dir's angeſehen, daß Du was Feierliches im Sinne hatteſt. — Na, meinetwegen, wer ihn nimmt, mir ſoll's recht ſein. — Wer iſt es denn?

Concordia.

Später. Aber ich bin noch nicht fertig. —

Brummer.

Noch nicht? Sollte wohl gar Regina? —

Concordia.

Reginchen hat mir auch geſtanden, daß ſie ſo halb und halb — das heißt, wenn Du es zugiebſt — ihre Hand verſchenkt hat.

Brummer.

So, und das erfahre ich jetzt erſt? —

Concordia.

Ich kann ihre Wahl nicht tadeln; ein junger, hübſcher Mann, der ſein Auskommen hat. —

Brummer.

Nenne ihn nicht, Gordchen, — ich will dem Glücke meines Kindes nicht entgegentreten, aber eins mache ich mir aus, und dann verliere nur kein Wort weiter. — Der Mann darf kein Republikaner ſein.

Concordia (bei Seite).

O weh! —

Brummer.

Das iſt meine Bedingung, und dann nenne mir lieber den Namen gar nicht, dann hilft's doch nichts!

Concordia (bei Seite).

Ich muß ihn von dieſen Gedanken ablenken!

(Sie winkt Regina und Georg, die zurücktreten; die Thür ſchlägt hinter ihnen zu.)

Brummer.

Gordchen, da ſchlug eine Thür hinter uns zu.

(Er ſteht auf.)

Concordia.

Ganz recht! hatte ich doch über all' die Verlobungsgeſchichten, ganz vergeſſen, daß da (an der Thür rechts) ein Reuiger ſteht, dem ich verſprochen habe, Fürſprecherin zu ſein! (Oeffnet die Thür.) Komm nur heraus, Pazig.

Brummer (fährt auf).

Pazig!

Concordia.

Kind, Du haſt verſprochen, nicht heftig zu wer-

ren. (Zahlt Pazig vor.) Er bittet Dich, über 9 Jahre treuer Dienste vier und zwanzig Stunden der Ungehörigkeit zu vergessen. Ich denke, die Bitte ist nicht unbillig.

Pazig.

Herr Forstmeister —

Brummer.

Pazig, er ist auch vergiftet von der neuen Zeit.

Pazig.

Zu Befehl, Herr Forstmeister — war.

Concordia.

Kinder, sprecht nicht von Politik, das ist ein schlimmes Kapitel und Pazig wäre im Stande Vater und Mutter zu verleugnen, so treuig ist er.

Brummer.

Pazig, wenn Du versprichst —

Concordia.

Die Bedingungen habe ich schon abgemacht, Du kannst den Frieden dreist unterzeichnen. —

Brummer.

Nun, meinetwegen! Ich will Alles vergessen.

Pazig.

Danke von ganzem Herzen, Herr Forstmeister.

Brummer.

Danke da meiner Frau.

Concordia.

Das kannst Du in Deinem Dienste, den Du von diesem Augenblick wieder antrittst.

Pazig.

Mit allem Gifer. (Mit Begeisterung, bei Seite.) Juchhe, Nimmrod, Diane, Ihr habt mich wieder!

Brummer (der sich wieder gesetzt hat, zu Concordia).

Im Grunde ist mir's lieb, da weiß ich doch, was ich habe, und in jetziger Zeit einen Fremden —

Concordia.

Ja, so denke ich auch, man muß im Kreise der Familie bleiben.

(Regine und Georg erscheinen wieder in der Thür.)

Brummer.

Aber da ist uns der Pazig mitten in unsere Heirathsgeschichte hineingeplumpt. Gottchen, da bekommen wir wohl am Ende zwei Hochzeiten zugleich?

Concordia (etwas verlegen).

Das ist ja eben die Geschichte: Hochzeiten giebt's nur eine — denn Georgs Braut das ist — Regine.

Brummer.

Was? meine Tochter? dem — nimmermehr, der umstößt, der das Bestehende, das Alte nicht achtet.

(Georg und Regine drangen sich zu ihm.)

Georg (schmeichelnd).

Doch! — (Mit Doppelsinn.) Ich halte viel von dem Alten, sehr viel.

Regine (ebenso schmeichelnd um Brummer).

Und an dem Alten halten wir uns fest, von dem lassen wir nicht!

Concordia (bei Seite).

Die Jesuiten!

Regine (die Hand ans Herz).

Und Georg hat mir eben noch Beweise gegeben, daß er unter Umständen auch eine Monarchie wünscht.

Brummer.

Ja, wenn das wäre. — Aber, es ist nicht wahr! —

Concordia.

Alterchen. Du hast mir versprochen, nicht zu streiten!

Brummer (halb ärgerlich).

Ihr seid alle im Complot gegen mich, ich weiche der Majorität.

Concordia.

Also Friede?

Alle.

Friede!

Brummer.

Und das danken wir Alles meinem Cordchen.

Georg.

Concordia, jedes iſt ein guter Name um Frieden zu ſchließen.

Patzig.

Steckt hinter dem auch was? Gott was jetzt die fremden Wörter aufkommen!

Regine.

Concordia, guter Patzig, heißt auf Deutſch die Eintracht.

Patzig.

Na drum habe ich auch nichts davon in des Gaſtwirths aus Bornheim ſeinen Büchern gefunden.

Concordia.

Und doch wird ſie kommen.

Georg.

Gewiß! Indeſſen laßt uns anfangen — Es lebe Concordia!

Patzig.

Ja wohl — ſie lebe — auf Lateiniſch, aber auch auf Deutſch.

Stellung:

Patzig. Concordia. **Brummer.** Regine. Georg.

*** *** *** *** ***

(Der Vorhang fällt.)

Das Herz vergessen.

Lustspiel in 1 Akt

von G. zu Putlitz.

Personen:

	Besetzung am Königlichen Theater zu Berlin.
Doctor Willmar	Hr. Rott.
Franziska, seine Schwiegertochter . . .	Fr. Thomas.
Eveline, seine Nichte	Frl. Erck.
Oswald Born, sein Mündel.	Hr. Henrichs.
Bernhard von Lautern, Lieutenant . .	Hr Hirt.

Die Scene: ein Gartensaal im Hause des Doctors.

Gartensaal. Im Hintergrund Glasthüren, die auf den Garten gehen. Rechts und links in der zweiten oder dritten Coulisse zwei Seitenthüren. Rechts ein Flügel (rechts und links vom Zuschauer angenommen), links im Hintergrunde ein Blumentisch, Fauteuils u. s. w.

Erste Scene.

Oswald steht rechts und putzt eine Flinte. Links an der ersten Coulisse **Eveline** auf einem Stuhl. An der Wand lehnt ein lebensgroßes männliches Portrait (Brustbild) in Uniform, das sie aufhängen will. Beim Aufgehen des Vorhangs klopft sie einen Nagel in die Wand. Bald nach Anfang der Scene erscheint **Franziska** im Garten und bleibt ungesehene Zuschauerin der Scene.

Oswald.

Man sollte denken, daß wir zum Geburtstage

des Doctors den Freischütz einstudirten. Ich Max, und Sie Aennchen, die den Ahnherrn wieder in seine Rechte einsetzt.

Eveline.

Das hätte mir noch gefehlt, zu aller der Noth und Mühe, die ich schon zu dem Feste habe. Das ganze Haus habe ich umkehren müssen und zu guter Letzt noch dem Onkel hier (auf das Bild zeigend) den Kopf auswaschen, damit er sich selbst zu seinem Wiegenfeier schmuck anschaut.

Oswald.

Ist das der Doctor?

Eveline.

Natürlich. Als freiwilliger Jäger.

Oswald.

Sieht ihm gar nicht mehr ähnlich.

Eveline.

Was wollen Sie? Seit Anno 11 verändert man sich. Wer weiß, wie Sie in 36 Jahren aussehen, Oswald?

Oswald.

Und wer mir dann den Kopf waschen wird.

Eveline.

Ihre Frau!

Oswald (hat seine Flinte in Ordnung gebracht und legt auf das Bild an).

Gelt, ich hätte den Doctor besser getroffen, als der Maler.

Eveline (schreit auf und springt vom Stuhle).

Oswald, was für Thorheiten, Sie zielen gerade auf mich mit dem Mordgewehr.

Oswald.

Aber mein Gott, es ist nicht geladen.

Eveline.

Thut nichts, das geht doch los. Dafür sollten Sie mir lieber helfen und nicht zusehen, daß ich mich

quäle und quale — Sie ſind entſetzlich ungalant. (Oswald, ſteigt wieder auf den Stuhl.)

Franziska (erſcheint im Garten)

Oswald.

Was ſoll ich thun?

Eveline.

Geben Sie mir das Bild herauf. Das wäre überhaupt Ihr Geſchäft geweſen, aber zu den häuslichen Arrangements ſind die jungen Herren zu bequem. Na, warten Sie, Oswald, wenn Sie eine Frau bekommen, die wird Sie ſchon erziehen.

Oswald (nimmt das Bild an).

Glauben Sie, daß ich mich noch erziehen laſſe?

Eveline.

O, wenn Ihr Männer verliebt ſeid, können wir Euch um den Finger wickeln, und die Frau wird's ſchon abpaſſen.

Oswald.

Vortrefflich, kleine Eveline, das wißt Ihr immer gleich. Aber doch verrechnet — gerade deshalb werde ich nie eine Frau nehmen, wenn ich merke, daß ich ſie liebe.

Eveline.

Und werden doch heirathen?

Oswald.

Ja, — aus Vernunft.

Eveline.

Das iſt das Unvernünftigſte was Sie thun können.

Oswald (hält das Bild an die Wand).

So recht?

Eveline.

Höher!

Oswald.

So?

Eveline.

Tiefer! Sehn Sie, Oswald, das konnte mir

Freude machen. Wenn Sie einmal verheirathet sind, öffne ich Ihrer Frau die Augen über Sie, ich sage ihr Alles, was Sie hier gesprochen haben, und stehe ihr bei. O, sie soll Ihnen die Hölle auf Erden bereiten, sie soll Sie quälen, soll so abscheulich gegen Sie sein, daß Ihnen zuletzt nichts übrig bleibt, als sich sterblich in sie zu verlieben.

Oswald.

Das wäre der sicherste Weg. Aber ich räche mich, wenn Sie sich verheirathen. —

Eveline.

Daran ist nicht zu denken —

Oswald.

Wird schon kommen. Dann erzähle ich Ihrem Zukünftigen allerlei Geschichten, wie wir zusammen gespielt haben, wie Sie mich küßten —

Eveline.

Als ich ein Kind war.

Oswald.

Thut nichts. Ich mache ihn so eifersüchtig, daß Sie sich vor dem Othello nicht retten können.

Eveline.

Das wäre abscheulich —

Oswald.

Revanche, Eveline, nichts als Revanche.

Eveline (hat das Bild oben gefaßt).

Jetzt habe ich Sie in der Hand. Oswald, wenn Sie nicht versprechen, diese schändlichen Vorsätze aufzugeben, lasse ich hier oben los, das Bild fällt, und der Onkel kommt Ihnen über dem Kopf.

Oswald.

Sie wollen Gewalt gebrauchen? Das kann ich auch! Denn ich, Eveline, wenn Sie eigensinnig darauf beharren, daß ich meine Frau lieben soll, — ziehe meine Hände zurück, und der Doctor liegt zu Ihren Füßen.

Eveline.

Sie werden's nicht wagen. —

Oswald.

Warum nicht? — Eins!

Eveline.

O, ich habe Courage. — Zwei!

Oswald.

Und!

Eveline. Oswald.

Drei!

(Sie laſſen zugleich los, das Bild fällt, der Rahm zerbricht; Eveline ſpringt vom Stuhl, Oswald eilt nach rechts zu ſeiner Tante. Franziska tritt hinter den Pfeiler der Thür.)

Eveline.

Zerbrochen! Das haben Sie gethan. Aber das erzähle ich gleich dem Onkel, und ſpäter alles Ihrer Frau: das iſt noch eine Sünde mehr, die Sie abbüßen müſſen. (Sie will in die Thür rechts. Oswald hält ſie am Arme.)

Oswald.

Und ich ſage es Ihrem Zukünftigen (auf das Bild zeigend) daß ich einen Lieutenant habe zu Ihren Füßen liegen ſehen.

(Eveline nach rechts ab. Oswald nimmt ſeine Tante und durch die Mitte ab.)

Zweite Scene.

Franziska (im Hut und Reiſecanzug tritt herein und ſieht ſich um); darauf **Willmar** und **Eveline.**

Franziska.

Die müſſen ſich heirathen! — Das iſt ja eine Freundſchaft, die ſonſt der Ruhe der beiden zukünftigen Gben gefährlich werden könnte. Die kleine Couſine Eveline — aber wer war der junge Mann? Bis jetzt ſcheint's nur noch Freundſchaft zu ſein, und

(auf das Bild zeigend) zum Ueberfluß haben sie noch zusammen gebrochen — aber das steht fest, — sie müssen sich heirathen. —

Eveline (zieht Willmar aus der Thür rechts).

Siehst Du, Onkel, da liegt's. Der abscheuliche Oswald, ich bin unschuldig —

Willmar (nimmt die Stucke auf).

Na, na, na, na, Kind, wenn's weiter nichts ist; hat lange genug gehalten — seit Anno 11. Was Wunder, daß es nun ein wenig auseinanderging. Aber sei ohne Sorge, wir bringen es schon wieder zusammen.

Franziska (tritt vor).

Das denke ich auch'

Willmar.

Franzchen'

Franziska.

Papa' — (Sie fällt ihm um den Hals.) Eveline! guten Morgen'

Willmar.

Wo kommst Du her?

Eveline.

Franziska' schon heute. Wir erwarteten Dich morgen.

Willmar.

Wo ist Dein Mann?

Franziska.

Laß mich nur zu Athem kommen! — Meine liebevolle Ungeduld, oder vielmehr meine ungeduldige Liebe trieb mich schon heute her, und als ihr Schleppenträger kommen morgen mein Glückwunsch und mein Mann nach. — Da habt Ihr die ganze Geschichte.

Willmar.

Und die Freude des Willkommens hast Du dem armen Schleppenträger vorweg genommen.

Franziska.

Nicht doch, Papa, wir theilen — jeder die Hälfte.

Willmar.

Aber die Ueberraſchung fällt mit auf Dein Theil.

Eveline.

Und konnteſt Du Eduard nicht gleich mitbringen?

Franziska.

Unmöglich, denn was die Verliebtheit der Flitterwochen von ihm übrig gelaſſen hatte, haben die Acten für heute ſo in Beſchlag genommen, daß nichts von ihm Reſt war. Die Sitzungstage des Mannes ſind ein langweiliges Vergnügen für die Frau. Eveline, wenn Du's laſſen kannſt, heirathe keinen Juriſten. Da dachte ich denn, ich thäte beſſer, anſtatt mich als Frau zu ennuyiren — mich als Schwiegertochter zu beluſtigen, und da bin ich! Thät ich Recht, Papa? —

Willmar.

Fragſt Du noch?

Eveline.

Und Dein Zimmer ſoll gleich bereit ſein.

Franziska.

Aber ich habe noch Beſuch zu melden. Auf der letzten Station fand ich einen alten Ballbekannten vom vorigen Winter — gieb Deine ſchwiegerväterliche Sorge zur Ruh, Papa, keinen Courmacher — Lieutenant von Lautern. Er hatte Galanterie genug, mich während des Umſpannens zu fragen: Mein Fräulein (denn er hält mich für unverheirathet) auf der Reiſe, wohin? Zum Doctor Willmar, ſagte ich, und da er erzählte, daß er hier eingeführt ſei, lud ich ihn kurz weg zu Tiſche ein.

Willmar.

Er iſt jederzeit willkommen, und wenn er ſo angemeldet wird, doppelt.

Franziska.

O, ich kenne Deine Gaſtfreiheit.

Eveline.

Aber da muß ich gleich meinen Küchenzettel in Ordnung bringen. Zwei unerwartete Gäſte mehr, und noch dazu einer von der Reiſe, und einer in Uniform. Reiſen macht hungrig, und die Lieutnants lauen immer tüchtig ein, im Kriege bei den Feinden in der Schlacht, und im Frieden bei den Freunden zu Tiſche. (Ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Franziska. Willmar.

Franziska.

Deine kleine Hausfrau?

Willmar.

Und meine liebe Geſellſchafterin. Ein vortreffliches, herziges Mädchen!

Franziska.

Hi, ei, Papa, die ſticht mich aus in Deiner Liebe. Du machſt mich eiferſüchtig.

Willmar.

Als ob Du nicht die Schwäche meines ſchwiegerväterlichen Herzen kennteſt. Ich habe an meinem Töchterchen eine arge Schelmin.

Franziska.

Schelmerei iſt der Humor der Liebe. Aber wer iſt der junge Mann, den Eveline ſo hart anklagt? (Zeigt auf das Bild.)

Willmar.

Ein ſehr übermüthiges Exemplar von der letzten Auflage des galant-homme — übrigens mein Mündel, Oswald Born, ein reicher Erbe, der nach vollendeten Studien und zurückgelegten Reiſen, nach allerlei leichtſinnigen Streichen, die ich vergeben, und nach vielen Schulden, die ich bezahlen mußte, in mein Haus zurückkam, um hier ein halbes Jahr, bis die Pacht

ſeines Gutes abgelaufen iſt, zu verweilen. Ich werde ganz froh ſein, Kind, wenn ich alle die Windbeuteleien aus dem Hauſe los werde.

Franziska.

Aber am Ende nimmt er Dir Deine Hausfrau mit?

Willmar.

Eveline? Da bin ich ganz ſicher.

Franziska.

Eine Jugendfreundſchaft

Willmar.

Aber keine Liebe. — Sonſt würde er ſich mehr im Hauſe ſehen laſſen, und wir genießen ſeine Geſellſchaft kaum zu Tiſche. Die übrige Zeit ſchießt er mir meine Sperlinge im Garten, reitet mein Pferd lahm, vergißt Abends den Gartenſchlüſſel, klettert über die Mauer, wobei ein Paar Steine und ein Dutzend Blumentöpfe dran glauben müſſen. Iſt das Haus zu, ſchlägt er eine Scheibe ein und ſteigt durch's Fenſter, und das Alles muß ich leiden, dafür bin ich Vormund.

Franziska.

Und das beweiſt?

Willmar.

Daß er nicht in Eveline verliebt ſein kann, ſonſt würde er im Hauſe bleiben.

Franziska.

Das ſind die unglücklichen Folgen der Jugendfreundſchaften. So ein Paar Leute, die vortrefflich für einander paſſen, — denn es wäre eine glänzende Partie für Evelinen

Willmar.

Das iſt nicht zu leugnen

Franziska.

Und er bekäme eine allerliebſte Frau —

Willmar.

Ohne Zweifel —

Franziska.

So ein Paar Leute kommen aus purer Freundschaft nicht zur Liebe. Aber Deine Pflicht ist's, Papa, als Vormund und als Onkel, das beiderseitige Glück zu begründen. Du mußt das arrangiren —

Willmar.

Kind, damit bleib' mir zu Hause, ich soll Heirathen zu Stande bringen?

Franziska.

Und wenn Du's nicht thust, werde ich, als Schwiegertochter, Deine Ehre retten, werde ich's übernehmen —

Willmar.

Da haben wir's. Kaum habt Ihr Frauen Euch selbst unter die florene Krone des Hauskreuzes — vulgo Haube — gebracht, gleich wollt Ihr sie andern über die Ohren ziehen.

Franziska.

Spricht das gegen die Ehe?

Willmar.

Aber Oswald ist eine sogenannte große Partie, und ist sich dessen bewußt. Er macht Ansprüche —

Franziska.

Generalinge — wie alle Epouseurs, so lange das Herz nicht mitspricht, das weiß ich. Du kannst nicht glauben, was in diesem Punkte die Männer arrogant sind. Ueber Alles, was sie von uns Frauen verlangen, vergessen sie oft ganz, wie wenig sie selbst uns bieten. Ich könnte Dir die ganze Litanei an den Fingern herzählen, aber laß Dir's von ihm selbst sagen, da kommt er. Ich wüßte auch in der That nicht, was er fordern könnte, das nicht Eveline reichlich ihm böte — Papachen, sei schlau, bringe einmal die ganze Rechnung an's Tageslicht — nachher

wollen wir ſehen, was ſich ſtreichen läßt. Aber nimm Dich zuſammen, und bedenke, daß ich hinter der Thür ſtehe. (Ab nach rechts.)

Vierte Scene.

Willmar, dann Oswald.

Willmar.

Da haben wir's. Wohl oder übel bekomme ich eine Rolle in der Verheirathungscomödie. Nun, neugierig bin ich ſchon mal dem Spiel hinter den Couliſſen zuzuſehen, und das kann man am beſten, wenn man mitagirt. Und wenn das Stück durchfällt, trifft die Schuld (auf die Thür rechts zeigend,) den Autor.

Oswald (kommt mit der Flinte aus dem Garten, und will an Willmar vorüber, in die Thür links).

Willmar.

Wohin ſchon wieder ſo eilig?

Oswald.

Ach, Sie, Doctor? Wieder nichts getroffen, die Sperlinge halten nicht mehr aus, und ſo wie ich komme, iſt die ganze Geſellſchaft — buſch — beim Nachbar. Ich bin Ihnen die beſte Vogelſcheuche, Doctor, und Ihre Erbſen hat meine Jagd für's ganze Jahr gegen die Spatze geſchützt.

Willmar.

Wenn nur der Jäger ſie nicht zertreten hätte. Und nun wohin jetzt?

Oswald.

Die Flinte ablegen, und die Sporen anlegen, zu Pferd, Doctor. Ihr Brauner hält's nicht mehr aus im Stalle —

Willmar.

Und Du nicht mehr im Hauſe. Immer unſtät, immer etwas Anderes; aber was ſoll daraus werden, wenn Du einmal die eigene Wirthſchaft führſt?

Oswald.

Mich hält's nun einmal nicht am selben Fleck.

Willmar.

Oswald, so geht alles drüber und drunter; wenn Du Dein eigen Haus beziehst, mußt Du Dich durch die Rosenkette der Liebe an den Heerd fesseln.

Oswald.

Wenn die Rosen nur keine Dornen hätten —

Willmar.

Alle Spitzen der Metapher bei Seite. In allem Ernst, Du mußt heirathen.

Oswald.

Br, Doctor, das ist ja eine Radikalkur. Ich hätte Sie für einen vorsichtigeren Arzt gehalten. Die Diagnose mag richtig sein, aber die Cur ist gewagt. Um mich von leichten Wallungen zu heilen, wollen Sie mich durch den Fieberparoxismus der Liebe hindurch in das chronische Leiden der Ehe stürzen. —

Willmar.

Hältst Du die Ehe für eine Krankheit?

Oswald.

Unter Umständen ist eine Frau ein so hartnäckiges Uebel, daß, wenn ich es einmal an dem Halse habe, Ihre ganze medicinische Kunst mir nicht wieder davon helfen kann.

Willmar.

Lieber Sohn, das Heirathen ist wie die Masern. Die Krankheit faßt uns Alle, früher oder später, und je eher wir sie bekommen, desto leichter ist sie.

Franziska (in der Thür).

Wenn er doch die Medizin fallen ließe, und zur Sache käme.

Oswald.

Ich habe auch nichts dagegen, in mancher Beziehung verspreche ich mir sogar viel vom Heirathen — es ist nur ein ganz kleines Hinderniß —

Willmar.

Das wäre?

Oswald.

Ich kann keine Frau finden.

Willmar.

Das wäre noch beſſer. Ich werde Dir ſuchen helfen.

Oswald.

Was Sie für ein vortrefflicher Vormund ſind. Aber ich mache Anſprüche.

Franziska (in der Thür).

Jetzt ſind wir im Fahrwaſſer.

Oswald.

Meine Frau müßte jung ſein —

Willmar.

Das verſteht ſich —

Oswald.

Hübſch —

Willmar.

Macht auch nicht glücklich —

Oswald.

Aber es hat ſeine Annehmlichkeiten, Doctor! — Reich' —

Willmar.

Darauf brauchſt Du nicht zu ſehen.

Oswald.

Wenn man die Wahl hat, warum nicht? Und ich will's ja nicht für mich allein. Ich will Geſellſchaften geben, immer Gäſte im Hauſe —

Willmar.

Und dazu heirathest Du?

Oswald.

Verſteht ſich. Aber das erfordert wieder eine ganze Schaar von Eigenſchaften bei der Frau. Eine leichte, elegante Tournure, die angenehmen Formen der höheren Geſellſchaft. Das iſt für den Salon, und für die Küche Ueberſicht und Erfahrung. Kochen

muß sie können, und sich zu helfen wissen: denn ich kenne nichts Schrecklicheres für den Mann, als wenn er unerwartet Gäste zu Tisch bringt, und dann ein elendes Mittagbrodt mit dem Prolog eines verlegenen Gesichts der Frau, und mit dem Epilog einer Gardinenpredigt findet.

Willmar.

Das ist aber alles für die Gäste, wenn Ihr allein seid —

Oswald.

Auch gutes Essen, Doctor, denn eine schlechte Hausmannskost könnte mir das Haus und die Frau dazu verleiden. Wenn nun das Diner gezeigt hat, daß die Frau ihr Kochbuch kennt, muß ihre Unterhaltung beweisen, daß sie auch in unserer Literatur zu Haus ist. Ich will keine Gelehrte, aber unsere Poesie muß sie mit Geschmack studirt haben, und auch das Englische, Französische und Italienische muß ihr geläufig sein, wenn uns Ausländer besuchen, oder wenn wir reisen.

Willmar.

Also auch nicht mit der Frau kannst Du im Hause aushalten? —

Oswald.

Mein Gott, ich nehme sie ja mit. Nun dächte ich, wäre ich ziemlich fertig.

Willmar.

Schon? Du bist ja sehr genügsam?

Oswald.

Nicht wahr? Und doch, Doctor, finden Sie mir eine Frau mit allen den Eigenschaften, und wahrhaftig ich heirathe sie.

Willmar.

Wenn ich Dich beim Worte nähme.

Oswald (im Abgehen nach links).

Sie finden sie nicht so leicht, trotz Ihres pfiffigen Gesichts.

Willmar.

Wer weiß?

Oswald (kommt zurück).

Noch eins. Sie muß Muſik treiben, und ſingen können. Nicht gerade wie die Lind —

Willmar.

Das wären auch keine gelinden Anſprüche.

Oswald.

Aber ein Liedchen trillern, und einen Walzer klimpern. Sie glauben nicht, wie das eine Lücke in der Geſellſchaft ausfüllen kann, und die Wirthin muß wenigſtens den Anfang damit machen können — Sehen Sie, damit ſind meine Anſprüche zu Ende.

(Ab nach links.)

Fünfte Scene.

Willmar. Franziska (ohne Hut im Häubchen).

Franziska.

Da haben wir's — o, ich wußte es.

Willmar.

Haſt Du geborcht?

Franziska.

Kein Wort habe ich verloren. Aber trotz Eurer mediziniſchen Weisheit, war das Reſultat Eurer Beſprechung doch ſehr krank.

Willmar.

Biſt Du nicht mit mir zufrieden?

Franziska.

Sehr. Du brachteſt als kluger Doctor die Krankheit ſchnell zur Anſchauung, aber ich hatte ſie lange errathen. Dieſe jungen Herren ſpielt man vom Blatte, denn ihre Anſprüche haben ſie alle am Schnürchen, wie der Mönch ſein pater noster.

Willmar.

Er fordert viel.

Franziska.

Aber wir geben ihm mehr. Siehst Du, Papa, ich könnte ihm die ganze Karrikatur seines Ideals zeigen; ich könnte ihm beweisen, daß alle seine geforderten Eigenschaften ebenso viel Thorheiten sein können, daß eine junge Frau — unerfahren, eine hübsche — eitel, eine reiche — verschwenderisch ist, daß elegante Tournüre oft die Zugabe der Ziererei hat, daß die wirthlichen Frauen langweilig, und die belesenen, Blaustrümpfe sein können; daß das bischen Musik noch nicht immer Takt giebt, und daß man über die ganze Pastete eine solche Sauce von Launen gießen könnte, die dem klugen Gast der sich so herrlich auf die Speisekarte zu verstehen glaubte, beweist, wie sehr er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat. Aber weil er so galant war, tausenderlei andere nothwendige Eigenschaften bei uns Frauen zu präsumiren, wollen wir ihm das Alles, ohne Carrikatur und Rückseite bieten, und er soll den Fehler selbst finden. Auf Deine Mithülfe rechne ich Väterchen.

Willmar.

Verfüge ganz über mich. Ich gebe Dir gleich gutwillig, was Deine Bitten mir doch abschwatzen würden.

Franziska.

Das nenne ich einen klugen Hausvater. Bin ich jung, Papa?

Willmar.

Soll mein grauer Kopf das abwiegen, so fliegen Deine Jahre federleicht in die Höhe.

Franziska.

Hübsch?

Willmar.

Wenn die väterliche Liebe mich nicht blind macht

Franziska.

O nicht doch — die Liebe ist modern geworden.

und trägt eine Brille, damit ſieht ſie weit ſchärfer, als die Gleichgültigkeit. Reich bin ich auch, wenn ich meines Eduards Vermögen als das meine betrachte, und den großen Schatz mithinzurechne, den ich an ihm beſitze. Eine leidliche Suppe und einen eßbaren Kuchen bringe ich auch wohl zu Stande — (indem ſie im Zimmer auf und ab geht.) Iſt meine Tournüre leicht und elegant genug? —

Willmar.

Was willſt Du damit ſagen, Kind?

Franziska.

Franzöſiſch ſprach ich ſchon dès ma plus tendre enfance, engliſch, some years ago, and tolerably well, I dare say, und italieniſch, »caro padre mio« mußte ich lernen, als ich anfing zu ſingen. (Sie ſingt aus dem Crociato.)

Giovanetto cavalier
Di bell' giorno al tramontar.

Willmar.

O, Fränzchen, ich ſehe es wohl, ich hätte alles gefunden, was Oswald verlangt, wenn es noch ein zweites weibliches Weſen auf der Welt gäbe, wie Du biſt, oder wenn Du keinen Mann hätteſt.

Franziska.

Und da ich den um keinen Preis wieder losgebe —

Willmar.

Muß ich nach Deinem Ebenbilde ſuchen, denn Du giebſt mir den Beweis, daß Oswalds Anſprüche zu erfüllen ſind.

Franziska.

Auf den Beweis kam es mir nicht an. Ich wollte nur zeigen, daß das ganze Regiſter gar nichts iſt, als der flüchtige Tant einer modernen geiſtigen Toilette, und daß Ihr Männer, trotz Eurer Weisheit, uns Frauen ſo wenig verſteht, daß Ihr bei allen Euren großprahlenden Anſprüchen, die Hauptſache vergeßt.

Willmar.

Ich bin begierig — das wäre?

Franziska.

Wenn Oswald das nicht bei Evelinen findet, wenn er bis Abend nicht selbst gesteht, daß das mehr werth ist, als alles, was er verlangte — bin ich geschlagen. Doch nun beginnt Deine Rolle. Ich will meinen Strohwitwenstand genießen, und mich einmal wieder unverheirathet fühlen. (Während des Folgenden nimmt sie ihr Handschen ab, bricht am Blumentisch eine Camelie, und steckt sie in's Haar.) Du stellst mich Oswald als Fräulein Franziska Winter, Evelinens Freundin vor, nebenbei als das Mädchen, an dem du alle die Eigenschaften gefunden hättest, die er verlangt. (Sie hat die Toilette beendet.) Du siehst, das Ideal ist fertig.

Willmar.

Willst Du eine Eroberung an ihm machen?

Franziska.

Das nicht, aber ich biete alle Kräfte auf, daß ihn der Abend verliebt findet — in Evelinen. Wie ich das anfange, muß der Augenblick geben. Du, mein Droll, und vielleicht auch der Puck in Uniform, den ich zu Tische einlud, müßt treu gehorsam sein meinen Befehlen. (Du versprachst es und für jenen habe ich auch eine Zauberformel) mir beistehen.

Willmar.

Du übernimmst eine schwierige Aufgabe.

Franziska.

Durchaus nicht. O, es gäbe tausend Wege. Ich könnte zum Beispiel sein Herz gewinnen, und ihm einen Korb geben, über den er dann in aller Desperation zu Evelinens Füßen gestolpert wäre, aber das wäre gefährlich, und hätte am Ende sein zerfetztes Herz wie einen ärmlichen Bettler bei ihr eingeführt. Besser ich bilde eine Folie ihrer Vorzüge, ich halte ihm gegen einander, was er übermüthig verlangte

und was er leichtsinnig übersah, und was gilt die Wette er entscheidet sich für Letzteres. Da ist er an's Werk.

Sechste Scene.

Willmar. Franziska. Oswald (im Reit-Anzuge)

Willmar.

Ich muß Dich bitten, lieber Oswald, Deine Excursion für heute zu verschieben. Wir haben Gäste und ich übertrage Dir die Honneurs des Hauses, da ich eine Patientin besuchen muß und Eveline in der Küche gefesselt ist. Zu Tische kommt Dein Freund Herr von Lautern, und hier stelle ich Dir einen anderen lieben unerwarteten Gast vor, Fräulein Franziska Winter. (Franziska küßt Oswald mit der Lorgnette.) Evelinens Pensionsfreundin, die Tochter meines Jugendfreundes, Fräulein Franziska — Oswald Born, mein Mündel.

(Verbeugung.)

Oswald.

Sie kommen, mein Fräulein, um ein frohes Fest feiern zu helfen?

Franziska.

Eins? ich habe auf mehrere Feste gerechnet, denn —
Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum, daß ich Bachus, den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche findet sich ein.

Oswald.

Halten Sie das Wort Schillers für eine prophetische Wahrheit?

Franziska.

Ich vertraue unseren Dichtern, — weil ich sie liebe.

Oswald (mit leichter Ironie).

Und weil Sie sie lieben, wissen Sie sie auswendig.

Franziska (kalt).

Nicht deshalb, aber weil ich ein gutes Gedächtniß habe. (Sie läßt ihr Taschentuch fallen.)

Oswald.

Trotz dessen, ist Ihnen etwas entfallen.

Franziska.

Mein Tuch. (Ohne Ziererei, aber mit einer eleganten Zuversicht tritt sie einen Schritt zurück. Oswald bückt sich nach dem Tuche, er bleibt in der knieenden Stellung und sieht sie an.)

Oswald (bei Seite).

Hübsch ist sie.

Franziska.

Wollen Sie nicht aufstehen, Herr Born?

Oswald (lächelnd).

Das Recht der Galantrie gestattet mir, zu Ihren Füßen zu liegen.

Franziska (lächelnd zur Seite tretend).

Mich nicht länger warten lassen, wäre galanter.

Siebente Scene.

Die Vorigen. **Eveline** durch die Mitte.

Eveline (bei Seite).

Oswald zu Franziska's Füßen —?

Oswald (ist aufgestanden und reicht Franziska das Tuch).

Mein Fräulein!

Franziska.

Mille grâces, monsieur!

Eveline.

Mein Fräulein? Kennt Ihr Euch nicht?

Franziska (leise zu Willmar).

Eveline! Jetzt an's Werk, Papa, oder meine ganzen Pläne stürzen um.

Willmar.

Ich habe die Herrschaften bekannt gemacht.

Eveline.

Aber

Franziska.

Höre Eveline (leise zu Willmar.) Lobe mich Papa, recht über Gebühr, das erregt Opposition und wirkt sicherer als ein Tadel. (Sie zieht Evelinen in den Hintergrund und spricht leise mit ihr.)

Willmar.

Höre Oswald! (er winkt ihn in den Vordergrund.)

Oswald.

Doctor!

Willmar.

Ich habe für dich gefunden

Oswald.

Die da?

Willmar.

Sehr reich, verlaß Dich auf mich.

Oswald.

Aber das Uebrige?

Willmar.

Prüfe selbst — eine Perle von Mädchen, ein Muster aller Vollkommenheiten, alles, was Du forderst, alles, was nur ein Mann hoffen kann, vereinigt zu finden.

Oswald.

Sie übertreiben, Doctor. Mäßiges Lob stärkt die Meinung, eine zu starke Dosis ist Gift — warum suchen Sie mir die Perle nicht fort? Sie sind Witwer —

Willmar.

Oswald, keinen Scherz, denn es geht alle Ernstes an's Heirathen.

Oswald.

Ich werde prüfen, Doctor, aber wenn Sie zu Schanden werden —

Willmar.

Unmöglich — oder ich verſpreche Dir, ihr erſter Mann zu werden. Adieu! (er geht nach dem Hintergrunde.)

Oswald (für ſich).

Merkt ich doch gleich, daß der alte Schlaukopf etwas im Schilde führte. Aber ſo leicht fängſt Du mich nicht.

(Willmar tritt an Franziska und Eveline vorübergeſchritten.)

Franziska (leiſe zu Willmar).

Eveline iſt inſtruirt, verſteht ſich, ſo weit das ſein durfte.

Willmar (ebenſo).

Glück zu denn, meine Rolle iſt geſpielt.

Franziska (laut, mit fremder eleganter Verbeugung).

Adieu, lieber Doctor, kommen Sie uns bald zurück. (Sie entläßt ihn mit einer Handbewegung, Willmar durch die Mitte ab.)

Stellung:
Thür.
Willmar. 0 0 Franziska.

0 Eveline.

0 Oswald.

Souffleur.

Eveline (für ſich).

Lieber Doctor, und dieſe Manier? — Ja ſo, ein Scherz. Aber gefallen kann mir's nicht, Oswald zu Franziska's Füßen, und dieſe ganze Comödie. O, wenn ich's nur nicht verſprochen hätte, ich würde ihm bald genug auf die Sprünge helfen.

(Ab nach rechts.)

Oswald (hat Franziska die Zeit über fixirt).

Tournüre hat ſie, aber ſie könnte herzlicher ſein, gegen den alten Mann, den Jugendfreund ihres Vaters, und ihren Wirth.

Achte Scene.

Franziska. Oswald.

Franziska (tritt vor, und ſieht Oswald mit einem ironiſchen Lächeln an).

Oswald (wendet den Blick, für ſich).

Sie iſt anziehend, aber es liegt etwas ſo ſpöttiſches, Kaltes in den Zügen.

Franziska (immer mit Ironie).

Der Doctor hat Ihnen aufgetragen, mir Geſellſchaft zu leiſten. Sie machen ſich die Unterhaltung leicht. Sie ſind ſtumm

Oswald.

Anmuth und Schönheit müſſen ſich's ſelbſt zurechnen, wenn wir in ihrem Anſchauen uns ſelbſt und unſere Sprache verlieren.

Franziska

O, Herr Vorn. Schmeicheleien gehören nicht zu Ihrem Auftrag und ſollten eine Bekanntſchaft nicht anfangen, die eigentlich keine neue iſt.

Oswald.

Hatte ich das Glück ſchon von Ihnen gekannt zu ſein? —

Franziska.

Wie Jemand, den wir oft im Bilde ſahen. Jedes Portrait trägt den Stempel der eigenthümlichen Auffaſſung des Malers, keines iſt ganz ähnlich.

Oswald.

Hat man Ihnen von mir geſprochen?

Franziska.

Ich war viel im Hauſe des Doctor's, während

Sie auf der Universität und auf Reisen waren. Sie waren das Thema der Unterhaltung zwischen dem Doktor und Evelinen. Ich hörte Ihren Namen täglich —

Oswald.

Und wurde er freundlich genannt?

Franziska.

Wechselnd. Eveline war immer dieselbe, immer lob, immer begütigend, wenn der Doctor —

Oswald.

Zürnte? Das kam oft, ich kann's denken.

Franziska.

Die Form der Briefe, die er an Sie abschickte, war mein Barometer. Waren sie im Couvert, wahrscheinlich gemüthliche Erhebungen, lange, aber freundliche Sermone, so stand es vortrefflich. Bei den zusammengesteckten Briefen, wie es schien gefährlichen Inhalts, kurz und eilig geschrieben, fiel das Barometer, und die fünffach gesiegelten prophezeihten fast immer Sturm, der schwerer wurde, je schwerer der Brief, und je öfter sich die fünf Siegel wiederholten. — Sie müssen am besten wissen, wie viel Couverte und wie viel Siegel sie aufzuweisen haben.

Oswald.

Und bei dieser scharfen Beobachtung darf ich hoffen, daß Ihre Vorstellung von mir sich an Evelinens Aussprüche hielt, und mich den Stand des Barometers und die Schwere seiner Metallsäule entgelten ließ?

Franziska.

Ich gebe wenig auf das Urtheil von Jugendfreundinnen. Es fällt, wenn auch meist schlechter, als wir es wünschen, doch in der Regel besser aus, als wir es verdienen.

Oswald.

So verlassen Sie sich auf eigne Prüfung?

Franziska.

Und auf Ihre Offenheit. Sagen Sie selbst, wie kehrten Sie zurück? wie Hamlet aus Wittenberg, oder wie Laertes aus Paris?

Oswald.

Das heißt?

Franziska.

Soll ich Sie den Shakespeare verstehen lehren? Lernten Sie denken, wie jener, oder fechten und reiten, wie dieser?

Oswald (heiter).

Ich weiß nur, daß ich keine Spur von Hamlet an mir trage.

Franziska.

Hamlet, ehe er den Mord seines Vaters und die Vermählung seiner Mutter erfuhr, war auch Hamlet.

Oswald.

Aber er gehörte sich nicht selbst, er war in Ophelien verliebt.

Franziska.

He made her believe it, ob er's war, wer mag es wissen!? Wahrscheinlich eine Spielerei, weil er sich ohne seine wittenberger Kommilitonen und seine Lehrer in Helsingoer langweilte.

Oswald.

Sie glauben nicht an die Liebe

Franziska.

Gleichviel, und weil Hamlet ein Silbenstecher war, words of so sweet breath composed, as make the things more rich. Jedenfalls eine Illusion.

Oswald (bei Seite).

Eine vortreffliche englische Aussprache, Belesenheit im Shakespeare, aber keine Spur von Verständniß. (Laut.) Und Ophelia?

Franziska.

War zu gut erzogen, denn auf Erziehung ver-

fand sich der wackere Polonius, um zu lieben ohne Aussicht auf eine Heirath.

Oswald.

Dann war's ein großer Wahnsinn, daß sie wahnsinnig wurde. Ihre Auffassung ist für ein Mädchen überraschend

Franziska.

Für Euch Männer, die Ihr Euch einbildet, daß wir den Poeten, und Euch, wenn Ihr verliebt seid, alles glauben sollen, daß wir in Thränen zerfließen, wenn unsere junge Lyrik ihre weich besaitete Leyer schlägt, daß wir nicht merken, daß Byron neben dem Melancholiker auch bon vivant, Lamartine neben dem Dichter auch Politiker ist, und daß wir von Matthisson bis Beibel auf alle gereinigten Seufzer wie auf ein Orakel schwören. Nicht so, auch der Verstand ziert die Frau, auch die Kritik ist unser Streben. —

Oswald (bei Seite)

Wie unweiblich und die konnte der Doctor so in den Himmel erheben.

Franziska.

Allzugroße Hingabe an die Dichtung, allzuviel Gefühl schadet dem Urtheil, und ruhiges Urtheil vor Allem.

Oswald (bei Seite).

Und die soll ich heirathen? Nimmermehr!

Franziska.

Wer ist Ihr Lieblingsdichter Herr Born?

Oswald (bei Seite).

Sie kramt Ihre ganze Weisheit aus, ordentlich als ob sie wüßte, daß ich sie prüfen soll. Aber sie darf nicht bestehen, zum Glück stellte ich meine Anforderungen hoch. Wenn mich der Doctor beim Wort nähme —

Franziska.

Sie antworten nicht? *Quelles rêveries, quel morne silence?*

Oswald (bei Seite).

Nun ſpricht ſie Franzöſiſch wie Waſſer. (Laut.) Mademoiselle —

Franziska.

Eh bien, monsieur, c'est en vain que j'attends une réponse. Vous oubliez que c'est à vous que l'on à confié l'agréable devoir de faire les honneurs de la maison.

Oswald (bei Seite in Verzweiflung).

Sie beſteht, ſie beſteht. (Laut.) Mein Fräulein, ich ſehe, Sie lieben die fremden Sprachen.

Franziska.

Man muß ſie treiben, das iſt Mode und unumgänglich nothwendig auf Reiſen.

Oswald (bei Seite).

Auf Reiſen? als ob ſie gehorcht hätte.

Franziska (tritt an den Blumentiſch und beobachtet Oswald, der in Verzweiflung im Vordergrunde auf und ab geht.)

Oswald (bei Seite).

Sie kann Alles, was hatte ich noch verlangt — (ſchlägt ſich vor den Kopf.) Italieniſch? (ſehr heiter) wenn ſie kein Italieniſch könnte! (Gewiß ſie kann's nicht.

Franziska (hat eine Roſe gepflückt).

O weh!

Oswald.

Was iſt Ihnen, mein Fräulein?

Franziska.

Nichts, der Dorn hatte mir den Finger geritzt. Ich hatte vergeſſen, che ogni rosa ha le sue spine.

Oswald (ſehr erſchreckt).

Sie verſtehen Italieniſch? (Bei Seite.) Ich bin verloren!

Franziska.

Discretamente bene, Signore, — e lei?

Oswald.

Un pochino. (Bei Seite.) Ich möchte raſend werden.

Franziska.

Dunque parleremo spesso italiano.

Oswald (bei Seite).

Das auch, nun ist mein Latein zu Ende —

Franziska.

Ich liebe die Sprache, denn sie klingt wie Musik, und wenn ich singe, singe ich am liebsten Italienisch.

Oswald (bei Seite).

Nun singt sie auch noch, — der Doctor hat mich gefangen.

Franziska (tritt an's Klavier).

Wollen Sie mir ein Lied begleiten? (öffnet es.)

Oswald.

Ich spiele nicht, gar nicht. (Bei Seite.) Man spielt mit mir.

Franziska.

Natürlich, die Männer haben dazu keine Zeit, denn um einen Walzer klimpern zu lernen, muß man schon manche Stunde üben. Wir armen Mädchen müssen alle etwas Musik verstehen, um die Lücke auszufüllen, wenn in Gesellschaften die Unterhaltung lahm wird.

Oswald.

Die Kunst um die Armuth der Gesellschaft zu flicken.

Franziska.

Das ist noch keine Kunst. Zum Beispiel, unsere Unterhaltung lahmt. Nichts leichter, als das, ich singe Ihnen ein Liedchen. (Sie setzt sich an's Klavier.)

Oswald.

Das richtet mich zu Grunde!

Franziska (schlägt die Noten auf und singt ein beliebig in mittlerer, gefühlvoller Lied, etwa: Komm von Meyerbeer, Abendlied von Humbert, Sehnsucht von Mendelssohn, Heimlich von Schäffer u. s. w., möglichst kalt und gemessen.)

Oswald (fällt in einen Stuhl).

Die Schlinge ist zugezogen, sie kann Alles, Alles Gott sie singt. —

Neunte Scene.

Die Vorigen. **Eveline** (tritt in die Mittelthür und horcht).

Eveline.

Dein Gesang lockt mich aus der Küche, ich habe Dich so lang nicht singen hören, Franziska.

Franziska (zwischen dem Gesang).

Ich nehme wöchentlich zwei Stunden. (Singt weiter.)

Oswald (halb leise zu Eveline).

Das konnte Sie locken, dieser Gesang?

Eveline.

Franziska hat eine gute Stimme und vortreffliche Schule.

Oswald.

Aber dies Lied, so ohne Gefühl, hier fehlts. (Auf's Herz zeigend.) Eveline, Sie singen das Lied viel besser.

Eveline.

Warum nicht gar, meine schwache Stimme, mein Naturgesang —

Oswald.

Aber mit Ausdruck, der aus der Seele —

Franziska (zwischen dem Singen).

Herr Horn, wollen Sie mir die Noten nicht umwenden.

Oswald.

Gleich' (Will greift die Noten, schlägt das ganze Buch um, daß die Noten vom Pult niederfallen.) Pardon! (Will sich nach den Noten bücken.)

Franziska (ist aufgesprungen, heiter).

Bemühen Sie sich nicht! Ein dummes Lied, voll fader Sentimentalität —

Oswald.

Schmähen Sie das Lied nicht. —

Franziska.

Ich vergaß, wenn man singen will, muß man ein Auditorium haben. Ich kenne nichts Albereneres, als wenn eine Frau für sich ihre Lieder flötet, oder sich hinsetzt, und dem Herrn Gemahl im Dämmerstündchen seine Lieblingsmelodien vorsingt, und er sich einbildet, daß in jedem Ton all ihre Liebe ihn umjauselt. —

Oswald.

Das muß reizend sein — solche Dämmerstunde.

Franziska.

Höchst langweilig. Wenn der Mann Gesellschaft gibt, denn am Ende heirathet man ja doch, um in Gesellschaft zu gehen oder welche zu geben, dann muß die Frau singen, wenn es auch nur so viel ist, um den Anfang zu machen zum Musiciren, denn das ist die Pflicht der Wirthin.

Eveline (die staunend zugehört hat).

Aber Franziska! — (Sich besinnend.) Ja so. (Tritt zu Franziska.) Was hast Du nur mit ihm vor?

Franziska.

Ich gebe ihm praktische Anweisung zur Wahl einer Frau. Beweis aus dem Gegentheil. Komm Eveline. (Sie bläst trillernd ab, Eveline folgt ihr durch die Mitte.)

Zehnte Scene.

Oswald. Dann Willmar.

Oswald (der die Zeit in stummer Verzweiflung stand).

Gott sei Dank, sie ist fort! Sie kann Alles! Es hätte nur noch gefehlt, daß sie auf dem Seile getanzt hätte, ich glaube sie kann's auch. Sie singt, wie eine Drehorgel, — aber sie singt. Sie spricht alle Sprachen — aber was ist das weiter? Den Mädchen wird so etwas so leicht gemacht. (Stampft mit dem Fuße.)

Es iſt abſcheulich! Dieſe Bonnen, dieſe Penſionen — das müßte verboten werden. Nun fehlt nur noch, daß der Doktor kommt und mich beim Worte nimmt — wahrhaftig, da iſt er ſchon. —

Willmar (durch die Mitte).

Nun, Oswald, haſt Du die ſchöne Franziska kennen gelernt? Habe ich zu viel geſagt?

Oswald.

O, ſie iſt ein wahres Chamäleon von Kenntniſſen.

Willmar (bei Seite).

Verliebt ſcheint er nicht. (Laut.) Alſo die Sache iſt richtig?

Oswald.

Welche Sache? Doctor, ich muß Ihnen erklären, daß ich das Mädchen nie werde lieben können.

Willmar.

Schweife nicht ab, Oswald, wer ſpricht von lieben? Habe ich Dir verſprochen, daß Du lieben ſollteſt? Du diktirſt das Rezept, ich bringe die Arznei, und die Wirkung iſt nicht lieben — ſondern heirathen.

Oswald.

Aber Doctor —

Willmar.

Du verſprachſt, das Mädchen zu heirathen, das die Eigenſchaften beſäße, die Du forderteſt, ich verſprach, ſie zu finden. Ich habe mein Wort gelöſt, nun iſt's an Dir —

Oswald.

So hören Sie nur —

Willmar.

Kannſt Du mir einen Fehler aufweiſen? Franziska iſt hübſch, jung, reich —

Oswald.

Aber bei alledem —

Willmar (ohne ſich unterbrechen zu laſſen).

Gebildet, ſie ſingt, ſpricht franzöſiſch, engliſch, italieniſch —

Oswald (bei Seite).

Warum habe ich auch nicht noch kaldeiſch verlangt?

Willmar (wendet ſich zum Gehen).

Ich werde mit ihr ſprechen —

Oswald (hält ihn zurück).

Um Himmels Willen, Doctor, welche Eile? Halten Sie doch —

Willmar.

Ich habe Dein Wort.

Oswald (von einem Gedanken ergriffen).

Doctor, Sie haben noch nicht geſiegt, Franziska beſitzt nicht alles —

Willmar.

Da wäre ich doch begierig.

Oswald.

Sie hat alle Eigenſchaften für die Geſellſchaft, nichts für's Haus. Ich habe mir ausdrücklich ausgemacht, ſie muß kochen können — ſie kann's nicht. —

Willmar.

Aber bei dieſem Geiſt lernt ſich das in vier Wochen.

Oswald.

Nichts da, gleich muß ſie es können, heute ſchon — in dieſem Augenblicke — oder es wird nichts aus dem ganzen Handel.

Willmar.

Aber Oswald —

Elfte Scene.

Die Vorigen. (Durch die Mitte **Franziska** mit der Küchenſchurze, einen großen Napf im Arme, ihr folgt **Eveline**, gleichfalls mit der Küchenſchurze, und auf einem Präſentirteller verſchiedene Ingredienzien in Duten, Mörſer u. ſ. w.)

Franziska.

Hierher, Eveline, in der Küche iſt's ſo heiß, hier im Saal.

Willmar.

Was bringt ſie da?

Oswald.

Wahrhaftig, im Küchenanzug —

Franziska (hat ſich rechts auf ein Lauteuil geſetzt, ein Tiſchchen herangerückt, worauf Eveline ihren Präſentirteller ſtellt, Eveline ſteht hinter ihr).

Die Herren verzeihen. Häusliche Geſchäfte. Ein Flammpudding, Doktor, nach meiner Erfindung.

Willmar (zu Oswald).

Was ſagſt Du?

Oswald.

Wir dürfen nicht ſtören. (Will fort.)

Willmar (hält ihn).

Halt, hiergeblieben!

Franziska (rührt emſig in ihrem Napf).

Eveline (ſchlägt das Kochbuch auf).

Die Semmel wäre eingeweicht —

Oswald (für ſich).

Da habe ich mir etwas Schönes eingebrockt.

Eveline.

Nun laß uns weiter ſehen, pagina 105.

Willmar (zu Oswald).

Kann ſie kochen?

Oswald.

Mit dem Kochbuch, das iſt nichts, das kann ich auch. —

Franziska (zu Eveline).

Schlage das Buch zu, das weiß ich auswendig.

Oswald (bei Seite).

Ich möchte in die Erde ſinken!

Franziska (halbleiſe zu Willmar).

Glübt er?

Willmar.

Das nicht, aber er ſteht auf Kohlen.

Oswald.

Wer?

Franziska.

Der Flammenpudding' Eveline, das geſtoßene Mark. —

Oswald (bei Seite).

Das fährt mir durch die Glieder.

Eveline.

Hier' (Thut es hinein.)

Franziska.

Citronenſchaale.

Oswald (für ſich).

Was habe ich nun für meine Unvorſichtigkeit?

Franziska.

Willmar (halb leiſe zu Franziska).

Du biſt ſcharf geweſen.

Franziska.

Salz! das iſt nothwendig.

Eveline.

Hier!

Willmar (ebenſo).

Du haſt ihn nicht geſchont, Kind, ſieh, wie verzweifelt er ausſieht.

Franziska.

Aber nun genug vom Pikanten, Beißenden, Bit-

tern, jetzt Eveline, die milden Zuthaten, das Versöhnende, Ausgleichende, Eier, Rosinen und süße Mandeln.

Eveline.

Hier! Hier und hier!

Willmar (zu Franziska).

Aber kommen wir zum Ziel? Was wird endlich daraus?

Franziska.

Ein superber Flammpudding, Doctor, warten Sie nur — (ſie lacht aus). — Sie ſollen ſich wundern, ehe Sie ſich's verſehen — brennt er lichterloh!

Oswald.

Das wird mir zu heiß — Adieu, Doctor! (Ab nach links).

Willmar.

Nun, Franziska, geruhrt, geſtampft haſt Du ihn gehörig, aber wehe Dir, wenn's mißräth — (wendet ſich zum Gehen.)

Franziska.

Ohne Sorge — jetzt kommt er auf ein gelindes Feuer. (Willmar ab nach rechts.)

Zwölfte Scene.

Franziska. Eveline. (Oswald in der Thür links).

Eveline.

Erkläre mir endlich, denn länger kann ich's wahrhaftig nicht mit anſehen, was haſt Du mit Oswald vor?

Oswald (will aus der Thür, ſieht Franziska und prallt zurück).

Franziska (hat ihn bemerkt; für ſich).

Da iſt er, erwünſcht! (laut.) Mit Oswald? Ich wollte ihn kennen lernen, ſelbſt kennen lernen — nach Deinen übertriebenen freundſchaftlichen Beſchreibungen —

Eveline.

Ich habe nicht übertrieben — und kannst Du Dich wundern, daß ich den Jugendfreund lieb habe? —

Franziska.

Nun, ich hatte ein Original erwartet, und finde einen ganz gewöhnlichen Schlag von jungen Mann — aber Eveline capital zum Ehemann.

Eveline.

Was willst Du damit sagen?

Franziska.

Er sitzt so voll Schrullen und verkehrten Ansichten; dazu ist er so selbstzufrieden, daß er die Schrullen nicht merkt.

Eveline.

Und das?

Franziska.

Giebt ein Muster von Ehemann. Jede Schrulle ist ein Faden mehr zu dem festen Zügel, an dem wir ihn regieren. Die beste ist — er würde sehr eitel sein auf seine Frau. Damit könnte man Alles erlangen. Wenn man droht, nicht zu glänzen in der Gesellschaft, giebt er Alles nach. —

Eveline.

Das wäre sehr thöricht.

Franziska.

Aber reich muß seine Frau sein. Das macht unabhängig. Eine reiche Frau hat nie die Tyrannei eines Mannes zu fürchten. (Ist er arm, hat sie das Zwangsmittel der Steuerverweigerung, ist er auch reich, kann er sie wenigstens nicht damit zwingen).

Oswald (in der Thür).

Ich nehme keine reiche.

Franziska.

Alles in allem — Oswald würde man ganz beherrschen, — mit ihm würde man sehr glücklich werden.

Eveline.

Das nennst Du glücklich?

Franziska.

Natürlich. Nicht beherrſcht werden, iſt glücklich. Beherrſchen iſt eine Seeligkeit.

Eveline.

Ich habe geglaubt, das ſicherſte Mittel glücklich zu werden ſei glücklich zu machen. Ich ſtelle mir das Glück der Liebe, der Ehe ganz anders vor. Ich frage nicht, ob ich herſchen werde, oder mich unterwerfen, — ich frage zuerſt, ob ich liebe. Wo ich liebe —

Franziska.

Halt! keine Predigt, gebaut auf die Illuſion der Liebe. Spiele das Thema nicht ab — warte, bis Du das einmal einem Bräutigam demonſtriren kannſt. Die Variationen, vom Andante durch Allegro hindurch, müſſen aushalten bis zum Trio.

Eveline.

Franziska! Ich verſtehe Dich nicht — aber ich fühle es wohl, eine Frau darf die Liebe nicht ſchmähen, denn ihr einziges Recht, ihr einziges Zepter iſt die Liebe — das einzige, wo wir dem Manne überlegen ſein müſſen, iſt das Herz. (Ab durch die Mitte nach links.)

Franziska.

Allerliebſt — Eveline iſt ein Mädchen zum Küſſen. Wie leid that es mir, daß ich ſie nicht ausreden laſſen durfte, aber der Horcher ſollte nichts hören, was ihm zu angenehm geweſen wäre und mich endlich gerührt hätte, daß ich aus der Rolle gefallen wäre. Wenn nur erſt mein Puck in Uniform erſchiene! Er ſoll dem Herrn bezeigen, daß in ſeiner Nähe eine Blume blüht, die werth iſt ſeiner vollſten Anerkennung. Aber der ſieht den Wald vor Bäumen nicht. Nun, Puck wird ihm ſo ſüßen Saft in's Ohr träufeln, daß die Binde fällt vom Auge, und Lyſander zu Hermia's Füßen ſinkt. (Ab durch die Mitte nach rechts.)

Oswald (tritt vor.)

So kommt man dahinter. Ich nehme keine reiche. Meine Frau soll sich aschgrau anziehen, in Gesellschaft immer heiser sein, aber zu Hause für mich sich putzen und singen — o, wir wollen ein Götterleben führen à deux. Eveline ist ein Engel, Eveline hat ein Herz. Aber Doktor, mit dieser schimmernden Giftpflanze, dieser bella donna, laß ich mein Lebensglück nicht tödten. (Ab durch die Mitte.)

Dreizehnte Scene.

Franziska und Lautern (kommen im Geſpräch durch den Garten.)

Lautern.

Ich war so überrascht über das Glück, Sie wiederzusehen —

Franziska.

Sagen Sie das immer, ich weiß am Besten, wie viel ich mir von diesen Complimenten zuzurechnen habe. An den schönen Blicken meiner Cousine Laura, die mit mir hergekommen war, hing der junge Herr, und sie —

Lautern.

Vollenden Sie.

Franziska.

Pflegte sehr sorgsam die reizenden Cotillonsträuße, mit denen Sie sie versorgten, weiter darf ich nichts verrathen.

Lautern.

Darf ich daraus schließen?

Franziska.

Ja, Sie dürfen zum Schluß kommen.

Lautern.

Hören Sie denn. Eine Dienstreise riß mich aus den Winterfesten, die erst Werth für mich erhalten

hatten, ich kam zurück, suchte die Sterne dieser Feste — vergebens.

Franziska.

Die Sterne reis'ten per Eisenbahn mit ihrer Tante in die Heimath zurück.

Lautern.

Da sehe ich Sie wieder, dürfte ich hoffen, daß Sie mir Fürsprecherin werden würden.

Franziska.

Zugestanden, ich bin einmal dabei, Partien zu schließen, da kommt's denn auf ein Paar Opfer mehr nicht an. Aber ich mache Bedingungen —

Lautern.

Was könnte ich Ihnen gewähren, was nicht gering wäre gegen das Lebensglück, das ich Ihnen danken werde?

Franziska.

Halt! Das sogenannte Lebensglück soll Ihnen denn doch aus anderer Hand kommen. Ich fordere nur gleichen Dienst für Gleiches. Meine Liebenswürdigkeit, meine Beredsamkeit steht zu Ihren Diensten. Dafür fordere ich nur ein Stündchen Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer Beredsamkeit. Ist das unbillig?

Lautern.

Wie soll ich das verstehen?

Franziska.

Machen Sie der hübschen Eveline, der Nichte des Doctors, eine Stunde lang den Hof.

Lautern.

Mein Fräulein —

Franziska.

Sein Sie unbesorgt für Ihre, wie für Evelinens Ruhe. Vor allen Dingen bitten Sie Oswald, sich für Sie zu verwenden, Evelinens Herz zu prüfen; stellen Sie alle Ihre Vorzüge in das gehörige Licht. Sie mögen dabei an Laura denken —

Lautern.

Aber Fräulein Franziska —

Franziska.

Meine Bedingung. Sagen Sie ihm alles das, was ich Ihnen durch meine Bereitwilligkeit abschnitt. Die Redensarten gehörten mir eigentlich schon, und ich verfüge nur anderweitig darüber. Wenn sie nicht wollen, — bleibe ich stumm, die schöne Laura schenkt einem Andern ihre Hand —

Lautern.

Aber, mein Gott —

Franziska.

Wie Schade um die schönen Cottillonbouquets. Und Sie können denn, ein anderer Petrarka, Sonette auf sie machen. Da kommt Oswald, entschließen Sie sich. (Schnell ab durch die Mitte.)

Lautern.

Was soll ich thun? 'sist Bosheit — ich liebe es aber nicht gegen mich und Laura. Für sie Alles! Ich folge Franziska's Befehlen.

Vierzehnte Scene.

Oswald (aus der Mitte). Lautern.

Oswald.

Sieh da, Bernhard!

Lautern.

Oswald, Dich suchte ich. Laß mich den Augenblick benutzen, wo ich Dich allein sprechen kann. Ich brauche Deine Freundschaft. (Bei Seite.) Das ist wahr.

Oswald.

Nun, ich bin begierig.

Lautern.

Ich liebe' (bei Seite) noch nicht gelogen.

Oswald.

Vortrefflich! Und wen?

Lautern.

Nun geht's los. (Laut.) Hast Du's nicht gemerkt? O Du errathst es — die reizende Eveline.

Oswald.

Nein, da habe ich gar nichts gemerkt.

Lautern.

Wer kann sie sehen, ohne sie zu lieben? —

Oswald.

Ich liebe sie nun schon fünfzehn Jahre.

Lautern.

Diese zarte Weiblichkeit, dies Gemüth, das aus allen ihren Worten durchblickt

Oswald.

Ja, sie hat Gemüth.

Lautern.

Sie ist schön —

Oswald.

Wirklich? Ja, sie ist anmuthig. (bei Seite.) Muß mich der darauf aufmerksam machen.

Lautern.

Welch Glück sie zu besitzen —

Oswald (bei Seite)

Und dies Glück konnte ich bis jetzt übersehen.

Lautern.

Immer schwebt sie vor meinen Gedanken, diese imposante Gestalt — (mit Emphase.)

Oswald.

Imposant?

Lautern.

Das Feuer ihrer Augen. Die zarten Rosen der Wangen, umschattet von der dunklen Nacht der glänzenden schwarzen Locken.

Oswald.

Glänzend schwarze Locken? Eveline?

Eveline.

Ich habe nicht übertrieben — und kannst Du Dich wundern, daß ich den Jugendfreund lieb habe? —

Franziska.

Nun, ich hatte ein Original erwartet, und finde einen ganz gewöhnlichen Schlag von jungen Mann — aber Eveline capital zum Ehemann.

Eveline.

Was willst Du damit sagen?

Franziska.

Er sitzt so voll Schrullen und verkehrten Ansichten; dazu ist er so selbstzufrieden, daß er die Schrullen nicht merkt.

Eveline.

Und das?

Franziska.

Giebt ein Muster von Ehemann. Jede Schrulle ist ein Faden mehr zu dem festen Zügel, an dem wir ihn regieren. Die beste ist — er würde sehr eitel sein, auf seine Frau. Damit könnte man Alles erlangen. Wenn man droht, nicht zu glänzen in der Gesellschaft, giebt er Alles nach. —

Eveline.

Das wäre sehr thöricht.

Franziska.

Aber reich muß seine Frau sein. Das macht unabhängig. Eine reiche Frau hat nie die Tyrannei eines Mannes zu fürchten. (Ist er arm, hat sie das Zwangsmittel der Steuerverweigerung, ist er auch reich, kann er sie wenigstens nicht damit zwingen).

Oswald (in der Thür).

Ich nehme keine reiche.

Franziska.

Alles in allem — Oswald würde man ganz beherrschen, — mit ihm würde man sehr glücklich werden.

Eveline.

Das nennst Du glücklich?

Franziska.

Natürlich. Nicht beherrſcht werden, iſt glücklich. Beherrſchen iſt eine Seeligkeit.

Eveline.

Ich habe geglaubt, das ſicherſte Mittel glücklich zu werden ſei glücklich zu machen. Ich ſtelle mir das Glück der Liebe, der Ehe ganz anders vor. Ich frage nicht, ob ich herſchen werde, oder mich unterwerfen, — ich frage zuerſt, ob ich liebe. Wo ich liebe —

Franziska.

Halt! keine Predigt, gebaut auf die Illuſion der Liebe. Spiele das Thema nicht ab — warte, bis Du das einmal einem Bräutigam demonſtriren kannſt. Die Variationen, vom Andante durch Allegro hindurch, müſſen aushalten bis zum Trio.

Eveline.

Franziska! Ich verſtehe Dich nicht — aber ich fühle es wohl, eine Frau darf die Liebe nicht ſchmähen, denn ihr einziges Recht, ihr einziges Zepter iſt die Liebe — das einzige, wo wir dem Manne überlegen ſein müſſen, iſt das Herz. (Ab durch die Mitte nach links.)

Franziska.

Allerliebſt — Eveline iſt ein Mädchen zum Küſſen. Wie leid that es mir, daß ich ſie nicht ausreden laſſen durfte, aber der Horcher ſollte nichts hören, was ihm zu angenehm geweſen wäre und mich endlich gerührt hätte, daß ich aus der Rolle gefallen wäre. Wenn nur erſt mein Puck in Uniform erſchiene! Er ſoll dem Herrn beweiſen, daß in ſeiner Nähe eine Blume blüht, die werth iſt ſeiner vollſten Anerkennung. Aber der ſieht den Wald vor Bäumen nicht. Nun, Puck wird ihm ſo ſüßen Saft in's Ohr träufeln, daß die Binde fällt vom Auge, und Lyſander zu Hermia's Füßen ſinkt. (Ab durch die Mitte nach rechts.)

Oswald (tritt vor.)

So kommt man dahinter. Ich nehme keine reiche. Meine Frau soll sich aschgrau anziehen, in Gesellschaft immer heiser sein, aber zu Hause für mich sich putzen und singen — o, wir wollen ein Götterleben führen à deux. Eveline ist ein Engel, Eveline hat ein Herz. Aber Doktor, mit dieser schimmernden Giftpflanze, dieser bella donna, laß ich mein Lebensglück nicht toben. (Ab durch die Mitte.)

Dreizehnte Scene.

Franziska und Lautern (kommen im Gespräch durch den Garten.)

Lautern.

Ich war so überrascht über das Glück, Sie wiederzusehen —

Franziska.

Sagen Sie das immer, ich weiß am Besten, wie viel ich mir von diesen Complimenten zuzurechnen habe. An den schönen Blicken meiner Cousine Laura, die mit mir hergekommen war, hing der junge Herr, und sie —

Lautern.

Vollenden Sie.

Franziska.

Pflegte sehr sorgsam die reizenden Cotillonsträuße, mit denen Sie sie versorgten, weiter darf ich nichts verrathen.

Lautern.

Darf ich daraus schließen?

Franziska.

Ja, Sie dürfen zum Schluß kommen.

Lautern.

Hören Sie denn. Eine Dienstreise riß mich aus den Winterfesten, die erst Werth für mich erhalten

hatten, ich kam zurück, suchte die Sterne dieser Feste — vergebens.

Franziska.

Die Sterne reis'ten per Eisenbahn mit ihrer Tante in die Heimath zurück.

Lantern.

Da sehe ich Sie wieder, dürfte ich hoffen, daß Sie mir Fürsprecherin werden würden.

Franziska.

Zugestanden, ich bin einmal dabei, Partien zu schließen, da kommt's denn auf ein Paar Opfer mehr nicht an. Aber ich mache Bedingungen —

Lantern.

Was könnte ich Ihnen gewähren, was nicht gering wäre gegen das Lebensglück, das ich Ihnen danken werde?

Franziska.

Halt! Das sogenannte Lebensglück soll Ihnen denn doch aus anderer Hand kommen. Ich fordere nur gleichen Dienst für Gleiches. Meine Liebenswürdigkeit, meine Beredsamkeit steht zu Ihren Diensten. Dafür fordere ich nur ein Stündchen Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer Beredsamkeit. Ist das unbillig?

Lantern.

Wie soll ich das verstehen?

Franziska.

Machen Sie der hübschen Eveline, der Nichte des Doctors, eine Stunde lang den Hof.

Lantern.

Mein Fräulein —

Franziska.

Sein Sie unbesorgt für Ihre, wie für Evelinens Ruhe. Vor allen Dingen bitten Sie Oswald, sich für Sie zu verwenden, Evelinens Herz zu prüfen; stellen Sie alle Ihre Vorzüge in das gehörige Licht. Sie mögen dabei an Laura denken —

Lautern.

Aber Fräulein Franziska —

Franziska.

Meine Bedingung. Sagen Sie ihm alles das, was ich Ihnen durch meine Bereitwilligkeit abschnitt. Die Redensarten gehörten mir eigentlich schon, und ich verzage nur anderweitig darüber. Wenn sie nicht wollen, — bleibe ich stumm, die schöne Laura schenkt einem Andern ihre Hand —

Lautern.

Aber mein Gott —

Franziska.

Wie Sie um die schönen Cotillonbouquets. Und Sie können denn, ein anderer Petrarka, Sonette auf sie machen. Da kommt Oswald, entschließen Sie sich. (Sie will ab durch die Mitte.)

Lautern.

Was soll ich thun? Gift Bosheit — ich sehe es aber nicht gegen mich und Laura. Für sie Alles! Ich folge Franziska's Befehlen.

Vierzehnte Scene.

Oswald (aus der Mitte), Lautern.

Oswald.

Sieh da, Bernhard!

Lautern.

Oswald, Dich suchte ich. Laß mich den Augenblick benutzen, wo ich Dich allein sprechen kann. Ich brauche Deine Freundschaft. (Bei Seite.) Das ist wahr.

Oswald.

Nun, ich bin begierig.

Lautern.

Ich liebe' (bei Seite) noch nicht gelogen.

Oswald.

Vortrefflich! Und wen?

Lautern.

Nun geht's los. (Laut.) Hast Du's nicht gemerkt? O Du errathst es die reizende Eveline.

Oswald.

Nein, da habe ich gar nichts gemerkt.

Lautern.

Wer kann sie sehen, ohne sie zu lieben? —

Oswald.

Ich sehe sie nun schon fünfzehn Jahre.

Lautern.

Diese zarte Weiblichkeit, dies Gemüth, das aus allen ihren Worten durchblickt —

Oswald.

Ja, sie hat Gemüth.

Lautern.

Sie ist schön —

Oswald.

Wirklich? Ja, sie ist anmuthig. (Bei Seite.) Muß mich der darauf aufmerksam machen.

Lautern.

Welch Glück sie zu besitzen —

Oswald (bei Seite).

Und dies Glück konnte ich bis jetzt übersehen.

Lautern.

Immer schwebt sie vor meinen Gedanken, diese imposante Gestalt — (mit Emphase.)

Oswald.

Imposant?

Lautern.

Das Feuer ihrer Augen. Die zarten Rosen der Wangen, umschattet von der dunklen Nacht der glänzenden schwarzen Locken.

Oswald.

Glänzend schwarze Locken? Eveline?

Lautern (bei Seite).

O weh, ich dachte an Laura! (laut.) Nicht gerade schwarz — aber dunkel. Nicht sehr dunkel — aber ich meine nicht ganz blond. Die Liebe malt mit energischen Farben

Oswald.

Ich habe nicht gewußt, daß sie auch anschwärzte.

Lautern.

Oswald, Du bist ihr Freund, der meine. Sprich mit ihr, frage sie, welche Empfindungen sie für mich hegt — begründe mein Glück.

Oswald.

Höre Bernhard — dergleichen Aufträge — ich kann Dir wirklich nicht versprechen.

Lautern.

Und wo bleibt Deine Freundschaft? — Da kommen die Damen — Noch einmal —

Oswald.

Und noch einmal — ich verspreche nichts.

Lautern (bei Seite).

Desto besser! Ich habe das Meinige gethan.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. **Franziska. Eveline** (mit einem großen Korb voll Blumen).

Eveline.

Herr von Lautern! Man sah Sie so lange nicht, aber dieser Einladung (auf Franziska zeigend) folgten Sie schnell.

Lautern (mit einer kalten Verbeugung).

Mein Fräulein —

Oswald (bei Seite).

Er machte seine Liebe vortrefflich.

Franziska (leise zu Lautern).

Aenstiger, verliebter — denken Sie an Laura!

Lautern.

Ja, leider thue ich das. (zu Eveline.) Wenn Sie wüßten, was ich litt, daß ich Sie so lange nicht sah! Die schöne Hand würde sich nicht drohend erheben. (Er will ihr die Hand küssen.)

Eveline (tritt zurück, lächelnd).

Ei, was haben Sie denn, was soll das bedeuten?

Franziska (für sich).

Ein Lieutenant ist vortrefflich, so an das Commando gewöhnt. Er macht die Cour auf Commando, wie seine militairischen Evolutionen.

Oswald (hat ängstlich Evelinen beobachtet, und zieht Lautern bei Seite).

Laß mich machen, Bernhard, ich werde mit ihr sprechen, aber falle nicht mit der Thür in's Haus. (Bei Seite.) Das ist Zeit gewonnen.

Franziska.

Schon, daß wir die Herren finden. Wir brauchen Ihre Hülfe. Morgen zum Fest wird der ganze Saal bekränzt, hier sind die angefangenen Guirlanden, wir haben noch viel zu thun. (Sie setzt sich links auf einen Lehnstuhl, Eveline rechts.) Wir, Eveline und ich, winden, die Herren reichen uns die Blumen zu.

Oswald (zu Eveline).

Darf ich Ihnen helfen?

Franziska.

Herr Born! Hieher an die Arbeit. Hier zu meinen Füßen, nehmen Sie diese Fußbank —

Oswald (bei Seite).

Die Belladonna ist vom Geschlecht der Nesseln. (Er geht hinüber und setzt sich sehr verstimmt zu Franziska's Füßen.)

Lautern (tritt hinter Franziska.)

Sie machen mir's entsetzlich schwer — sind Sie zufrieden?

Eveline (sitzt allein und windet Kränze).

Franziska (zu Lautern).

Ich werde den Kranz loben, wenn er fertig ist. (zu Oswald.) Eine Narcisse! Und nun Grünes. Wissen Sie, was eine Narcisse bedeutet? Narciß war ein sehr eitler, eingebildeter junger Mann, — dafür wurde er in eine Blume verwandelt.

Oswald.

Eine alte Geschichte!

Franziska.

Gut, daß sie sich nicht erneuert. Wenn die selbstzufriedenen jungen Männer noch alle in Blumen verwandelt würden, wir wüßten vor lauter Blumen nicht, wo wir Männer herbekommen sollten. — Veilchen!

Oswald (sucht sie heraus).

Hier!

Franziska (schlägt ihn mit einem grünen Zweig auf die Finger).

Wollen Sie wohl nicht so unbedacht mit dem Veilchen umgehen. — Sehen Sie, das kommt hierher, ganz nah an die Narcisse, die sich stellt, als wenn sie es nicht bemerkt. Das kommt von der Bescheidenheit, warum steckt das Veilchen den Kopf immer unter die Blätter.

Oswald.

Das Blatt sieht aus wie ein Herz.

Franziska.

Geben Sie, das kommt zwischen Narcisse und Veilchen. Die Tulpe hier zunächst.

Lautern.

Die wird wieder das Veilchen überstrahlen.

Franziska.

Gefehlt! Der kalte Glanz zieht uns nur an, um uns auf den Duft des Veilchens aufmerksam zu machen. Seh'n Sie, nun biegt sich die Narcisse gleich zum Veilchen herüber.

(Oswald hat den Blick nicht von Evelinen gewandt, die unbefangen fortwindet.)

Franziska (zu Oswald).

Die Schwertlilie!

Oswald.

Hier!

Franziska (windet sie ein).

Wie steif, wie unbeholfen. (Mit Betonung zu Lautern.) Sie sollte hier sich an das Veilchen schmiegen, und dafür wollte ich sie denn mit der Granate verbinden — aber wenn sie so unfügsam ist —

Lautern (indem er zu Eveline hinüber geht).

Entziehen Sie ihr die Granate nicht. — Das wäre zu grausam.

Franziska.

Sie fügt sich auch schon nach meinem Willen.

Lautern (zu Eveline).

Nun habe ich drüben die Kunst des Kränzeflechtens gelernt, darf ich Ihnen helfen?

Eveline.

Wenn Sie wollen. (Lautern setzt sich zu ihren Füßen.) Aber ich mache mir das viel leichter, ich nehme die Blumen ohne Bedeutung, wie sie kommen. Rosen!

Lautern.

Hier!

Eveline.

Immer Rosen!

Oswald (zu Franziska).

Die haben da drüben Rosen, viel schön're Blumen als wir.

Franziska.

Die Krokus!

Oswald (giebt sie).

Gelb, das ist häßlich, das ist die Farbe des Neides —

Franziska.

Und der Eifersucht.

Oswald.

Und die haben da drüben Rosen.

Eveline.

Nun der Myrthenzweig.

Oswald (ſpringt auf).

Myrthen auch. Nein, das geht nicht — die ſind bevorzugt. (Bei Eveline.) Ihr Kranz wird viel ſchöner, als jener, viel ſchöner. Roſen und Myrthen!

Franziska (bei Seite).

Nun bin ich allein. (Laut.) Ei, Herr Born, Sie verlaſſen Ihren Poſten. Hiergeblieben muß ich bitten, jetzt grade habe ich Ihre Hülfe nöthig. Sehn Sie dieſen ungeſchickten Jasminzweig, nehmen Sie dies Meſſer, ſchneiden Sie ihn durch.

Oswald.

Soll ich nicht lieber hier die Myrthen? —

Franziska.

Nein — eilen Sie.

Oswald (bei Seite im Hinübergehen).

Belladonna und Kletten! und dort Roſen und Myrthen! (Er nimmt das Meſſer und ſchneidet an den Zweig, hat aber dabei immer die Blicke auf Evelinen gerichtet.)

Eveline (zu Lautern).

Der Kranz iſt fertig, die Roſe blieb übrig, hier für Sie in's Knopfloch, für Ihre Mühe.

Oswald (ſchneidet ärgerlich zu).

O weh!

Franziska.

Was haben Sie?

Oswald.

Das ſchnitt tief in die Hand! (mit einer Bewegung zu Evelinen bei Seite.) und in's Herz.

Franziska (ſteht laut lachend auf).

Ha ha ha, und darüber ſchreit der Held auf. Wie ungeſchickt die Männer ſind, ha ha ha, nicht einmal mit einem Meſſer wiſſen ſie umzugehen!

Eveline (ſteht auf).

Aber Franziska! Oswald, ich hoffe, Sie haben ſich nicht weh gethan, zeigen Sie her. (Sie unterſucht die Hand.) O tief, ganz tief — armer Oswald —

Franziska (ſpöttiſch).

Die gute Eveline bedauert ihn noch.

Eveline.

Nur gleich etwas umgebunden, daß die Wunde ſich ſchließt und die Luft nicht dazu kommt — ſo — (Sie nimmt ihr Taſchentuch und verbindet ihn damit.)

Oswald.

Wie gut Sie ſind!

Franziska.

Ich brauche noch Blumen, helfen Sie mir, Herr von Lautern, mein Gehülfe iſt invalide geworden. Wir holen Adonisröschen, die Blume, die aus den Purpurtropfen entſtand, an denen ſich der holde Adonis verblutete. (Zu Oswald.) Tröſten Sie ſich, die Geſchichte iſt ſo alt wie die des Narziß, die Blumen blühen ſchon — Sie ſind Gott ſei Dank kein Adonis und werden ſich alſo auch nicht verbluten. Komm, Eveline. (Ab durch die Mitte mit Lautern.)

Sechzehnte Scene.

Eveline. Oswald.

Oswald (ſtampft mit dem Fuß).

Belladonna, Stechapfel und Schierling! (laut.) Eveline, gehen Sie nicht fort — folgen Sie ihr nicht, ſie vergiftet die harmloſe Weiblichkeit Ihres Herzens. Ich haſſe dieſe Franziska.

Eveline.

Das wäre zu viel. — Aber freilich, man geht ſchlecht mit Ihnen um, Oswald — wenn Sie wüßten —

Oswald.

Nun reden Sie weiter —

Eveline.

Wenn ich nur nicht verſprochen hätte —

Oswald.

Sie haben verſprochen! Was? Eveline? Haben Sie Bernhard etwas verſprochen?

Eveline.

Herrn von Lautern — warum nicht gar!

Oswald (küßt ihre Hände und ſieht ihr in die Augen).

Eveline, ſein Sie aufrichtig gegen Ihren Jugendfreund, Ihren beſten Freund auf der Welt.

Eveline.

Sie erſchrecken mich.

Oswald.

Lieben Sie Lautern?

Eveline (lachelnd).

Welche Vorſtellungen!

Oswald (küßt ihre Hände, die er emporzieht).

O ich möchte Sie küſſen dafür. Eveline, gute Herzens-Eveline, Du liebſt ihn nicht?

Eveline.

Oswald, ich verſtehe Sie gar nicht.

Oswald.

Verſtehen! Verſtehe nichts, Mädchen, aber empfinde. Du haſt ein Herz: o es giebt nicht viel Herzen auf der Welt, die warm ſchlagen — bewahre das Deine vor dem kalten Hauch der Welt. — Ich kenne nichts Schrecklicheres, als ein Weib ohne Herz.

Eveline.

Ganz gut. Oswald, aber was ſoll das Alles?

Oswald.

Aber ein Weib, das empfindet — eine weiche Seele, ein Blick, ein Zittern des Gemüthes im Klang der Stimme, der warme Herzſchlag der Compaß des

ganzen Weſens — ſolch Mädchen zu beſitzen — ſolch Mädchen wie Du biſt, Eveline. —

Eveline (verſtehend).

Oswald!

Oswald (zu ihren Füßen).

Sieh, hier will ich es Dir abbüßen, wie ich mich frevelnd verging an dem Glück der Liebe, wie in der ſchimmernden Schale ich das Weſen des Weibes ſuchte und den Kern vergaß — kannſt Du mir vergeben?

Eveline.

Steh auf, um Gottes Willen!

Oswald.

Willſt Du mein ſein?

Eveline (reißt ſich los, in Thränen ausbrechend).

Ich kann es noch nicht faſſen. (Ab nach rechts.)

Oswald (ihr nachſtürzend).

Eveline!

Siebzehnte Scene.

Oswald, Franziska, dann Lautern, Letzterer mit Blumen.

Franziska (die während der letzten Worte in der Thür ſtand).

Herr Baron! Wohin? Wie ſehen Sie aus! Wahrhaftig Sie haben ein Wundfieber.

Oswald (bei Seite).

Aber die Wunde ſitzt im Herzen.

Franziska (leiſe zu Lautern).

Fragen Sie ihn!

Lautern (tritt zu Oswald).

Oswald, Du warſt allein mit ihr — Du hatteſt mir verſprochen —

Oswald (bei Seite).

O Gott! Er, der ſie will, und ſie, die mich will!

Lautern.

Hast Du einen Blick gethan in ihr Herz?

Oswald (freudig).

Einen tiefen Blick, Bernhard!

Lautern (dem Franziska Zeichen macht).

Sprachst Du mit ihr?

Oswald.

Ja, aber nicht von Dir.

Franziska (souffirt Lautern).

Du siehst meine Ungeduld — rede.

Oswald (mit einer Bewegung auf Franziska).

Wir sind nicht allein.

Lautern.

O, Fräulein Franziska, meine Vertraute, vor der kein Geheimniß — sprich offen.

Oswald.

Nun denn, wenn Du es verlangst: Eveline liebt Dich nicht, wird Dich nicht lieben — gieb Deine Hoffnungen auf.

Lautern.

Gott sei Dank!

Oswald.

Wie?

Lautern.

Daß Du mich nicht lange in der Ungewißheit ließest. —

Franziska.

Trösten Sie sich, Herr von Lautern, ich werde Sie entschädigen.

Oswald (schnell).

Durch Ihre Hand?

Franziska.

Das nicht — denn über meine Hand — kann ich nicht mehr verfügen — darüber hat der Doctor schon bestimmt

Oswald (erſchreckt).

Der Doctor? (bei Seite.) Der iſt toll geworden, dieſe Gile!

Franziska.

Sprechen Sie offen, Oswald.

Oswald (bei Seite)

Schon Oswald?

Franziska.

Warum ſich länger verſtellen?

Oswald.

Ja, ich will reden — aber wir ſind nicht allein. (bei Seite.) Der verzweifelte Doctor muß das ſelbſt wieder in Ordnung bringen.

Franziska.

Nicht allein! O Herr von Lautern, das iſt ein Vertrauter, Ihr Freund — vor dem kein Geheimniß. (rückt ihm näher.)

Oswald (rückt auf die andere Seite).

Mein Fräulein — ich weiß nicht, was der Doctor geſagt hat — jedenfalls voreiliges Zeug — er wird Sie aufklären.

Franziska (partlich affectirt).

Aber warum eine Mittelsperſon, Oswald? Warum nicht eine ſchnelle Erklärung?

Oswald (iſt bis vor Thür links retirirt).

Mit einem Worte — ich bin ſchon verlobt.

Franziska.

Lautern! halten Sie mich, ich ſinke!

(Oswald ab nach links.)

Achtzehnte Scene.

Franziska, Lautern, dann Willmar.

Franziska.

Wir haben geſiegt! Herr von Lautern (reicht ihm die Hand) wir haben beide einen Korb.

Lautern.

Aber ich habe eine Entschädigung. Sie allein, arme Franziska, gehen leer aus.

Franziska.

Wirklich? Wer weiß! — Am Ende bin ich Euch Allen zuvor gekommen.

Willmar (von rechts).

Franziska, das hast Du nun angerichtet, Eveline in Thränen —

Franziska.

Der Frühbau, der im Morgenroth der Liebe erglänzt — Die Thränen Papa habe ich auch geweint — und sie haben meine Wangen nicht bläſſer gemacht.

Willmar.

Wie soll ich das verstehen?

Franziska.

Ja wir am Ziel sind. Mit Deiner Hülfe, wackrer Troll, mit dem Beistand dieses meines Pucks in Unform, hat sich gefunden, was für einander bestimmt war. Ich werde Euch beide belohnen. Du Papa bekommst eine Verlobung zum Geburtstag.

Willmar.

Oswald? Sprich!

Franziska.

Wird gleich erscheinen und Dir melden, daß er die ganze Rechnung von heute zerreißt, und daß er, was ich Dir schon sagte — sie aufgehen läßt für das Eine — was die Hauptsache ist, was er vergaß, und was Du auch nicht finden konntest.

Willmar.

Aber Eveline? Eben noch die heitre Freundschaft und jetzt, wie Du sagst, im weinenden Morgen der Liebe? So schnell?

Franziska.

Muß ich's ausplaudern — es ist eigentlich ein Geheimniß der Frauen, aber als Dank sollt Ihr's

wissen. (sieht sie beide heran, bald leise.) Das Frauenherz ist ein wunderbares Ding, so reich an Liebe und so Liebe bedürftig, daß wenn Ihr kommt und ihm ein Feld zeigt für seinen Ueberfluß, seine Sehnsucht, wenn Ihr ausholt mit dem Maasstab einer wahren Neigung, es zum Ueberfließen nur eines Augenblicks bedarf. Der Reichthum unseres Herzens, nicht Eure Vollkommenheit, Ihr eingebildeten Herren, ist der Grund Eurer schnellen Siege.

Lautern.

Ist dies Geheimniß mein einziger Dank?

Franziska.

Was verlangen Sie noch?

Lautern.

O Sie wissen es, Franziska, nur eins, eins an dem mein ganzes Leben hängt.

Willmar.

Vielleicht die Hauptsache, von der Du sprichst.

Franziska.

Möglich — reden Sie Puck.

Lautern.

Die Hand der schönen Laura.

Franziska.

Ha, ha, ha, die Hand! Oswald, ich wette, ist ein gelehrigerer Schüler, er wird Euch beschämen. Indessen laßt mich sehen ob der Tag (mit einer Bewegung nach links.) anbrach und der Thau zerronnen. —

(Ab nach rechts.)

Neunzehnte Scene.

Lautern. Willmar. Oswald (von links).

Willmar.

Verstehen Sie, Herr von Lautern? Vielleicht findet ein Verliebter die Lösung leichter.

Lautern.

Ich bin gewiß so verliebt als möglich, Herr Doctor, aber ich weiß nicht, was sie meint.

Oswald.

Doctor, gut daß ich Sie finde. Ich fordre mein Wort von heute Morgen zurück, aus dem Handel wird nichts — die Rechnung war falsch.

Willmar.

Ei, ei, forderst Du mehr?

Oswald.

Weniger und mehr. Reißen Sie das ganze Register durch, auf dem neuen, und das habe ich selbst gefunden, steht nur ein Erforderniß aber mit Flammenschrift.

Willmar.

Sprich's aus Kind, wir haben genug an den Räthseln. Was soll sie können, was forderst Du von Deiner Erwählten?

Oswald.

Nur eins! Sie soll mich lieben.

Zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Franziska führt Eveline herein.

Franziska.

Und das wird sie. Als Genugthuung für alle die Martern, die Sie von mir erfahren mußten, bringe ich Ihnen die Braut.

Oswald.

Eveline! Meine Eveline!

Eveline.

Oswald, ich bin Dein! (Sie halten sich umschlungen.)

Oswald.

Wirst Du noch meine Frau aufreizen, mich zu quälen?

Eveline.

Nein, aber Du darfst auch meinen Mann nicht eifersüchtig machen.

Willmar (zu Franziska).

Mein Töchterchen Du hast gesiegt.

Lautern
Oswald (zusammen).

Ihr Töchterchen?
Ihre Tochter, Doctor?

Willmar.

Mein Schwiegertöchterchen, die Frau meines Eduard

Lautern
Oswald (zusammen).

Sie, Franziska, und das verschwiegen Sie?
Grausame!

Franziska.

Und da mein Mann erst morgen nachkommt, und mein Herz mitbringt, das ganz bei ihm ist — war ihr Vorwurf nicht so unrecht, Oswald — hab ich kein Herz hätte. Aber sagen Sie es einmal diesen Herren, was nun vor Allem Ihre Frau haben, um Sie glücklich zu machen? Sie brauchen nicht stolz auf dieses Wissen zu sein, Sie hatten es heute Morgen ja auch schlimm vergessen.

Oswald.

Ein Herz!

Franziska (zu Willmar und Lautern).

Nun? was sagen Sie?

Willmar.

Ja, das war natürlich!

Lautern.

Das versteht sich von selbst.

Franziska.

Ja — wenn man Euch mit der Nase darauf stößt, wißt Ihr's gleich. Das ist das Ei des Columbus, Ihr Herrn. Aber der Flammpudding (auf Oswald zeigend) brennt in hellen Flammen. Narziß und Veilchen haben sich gefunden — Die Granate harrt auf die Schwertlilie —

und an Rosen und Myrthen wird's jetzt in dem Kranze nicht fehlen.

(Der Vorhang fällt.)

Druck von Carl Schultze in Berlin.

Theaterstücke

im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin:

Blum, C. Theater. 3 Bde. 8. geh. 1836—46.
M. I. Das laute Geheimniß. Der Ball in Ellerbrunn. 1½ Tl.
— II. Die Herrin von der Glie. Ich bleibe ledig. 1½ Tl.
— III. Schwärmerei u. d. Liebe. Erziehungsresultate. 25 Sg.
— IV. Tempora mutantur. Vicomte von Letorieres. 1 Tl.

Corneille. Théâtre, contenant 5 tragedies: Le Cid, Cinna, Rodogune, Horace, Polyeucte. gr. 8. 1842—45. à 5—10 Sgr.

Delavigne. Théâtre, contenant: Louis XI, Marino Faliero, Les enfans d'Edouard, Les vêpres siciliennes, La fille du Cid, Une famille aux temps de Luther, Don Juan d'Autriche, L'Ecole des vieillards, Le diplomate. gr. 8. 1842—1850. à 2½—10 Sgr.

Dumas. Théâtre, contenant: Napoleon Bonaparte, Catherine Howard, Don Juan de Marana, Stockholm-Fontainebleau et Rome, Mademoiselle de Belle-Isle, Lorenzino, La demoiselle de St. Cyr, Halifax, Kean gr. 8. 1836—50. à 5—10 Sg.
— Caligula, histor. Schauspiel, beard. von Jerrmann. 1839. 20 Sg.

Fouque. Hieronymus von Stauf. Trauerspiel. 8. 1829. 1 Tl.
— Der Liebestanz. Schauspiel. 8. 1820. 1 Tl.

Hammer. Mohamed oder die Eroberung von Mekka. Histor. Schauspiel. Aus dem Persischen. 8. 1823. 25 Sg.

Hugo. Théâtre, contenant: Hernani, Lucrèce Borgia, Marion de Lorme, Le Roi s'amuse, Angelo, Marie Tudor, Ruy Blas, Les Burgraves. gr. 8. 1842—49. à 5—10 Sgr.

Linden. Der neue Prätendent. Original-Lustspiel. 20 Sgr.
— Igar, König der Normanner. Trauerspiel. 1 Tl.
— Die Bundesgenossen. Lustspiel. 20 Sgr.

Molière. Théâtre, contenant: L'Avare, Le Tartuffe, Le malade imaginaire, Le misanthrope, Le bourgois-gentilhomme, Le dépit amoureux, L'Ecole des maris, Les femmes savantes, Le medecin malgre lui, George Dandin. gr. 8. 1840—50. à 5—10 Sgr.

Niccolini. Arnaldo von Brescia. Tragedie in 5 Akten in Versen, nebst Noten übertr. v. Lepel. 1845. 25 Sgr.
— Arnaldo da Brescia, tragedia. gr. 8. 1844. 15 Sgr.
— Filippo Strozzi, tragedia. gr. 8. 1848. 15 Sgr.

Oehlenschläger. Die Waringer in Konstantinopel. Trauerspiel. 1 Tl.

Plauti comoediarum edid. F. H. Bothe 4 tomi. gr. 8. 13½ Tl.

Ponsard. Lucrèce, tragédie. 1848. 7½ Sgr.

C[illegible] Politik. Lustspiele. Nr. 1. **Ein Hausmittel, Vaudeville**, [illegible] Jubiläum auf Arbeit. **Das Herz vergessen.** 8. 1850. 1 Th.

Racine. Theater, enthaltend Iphigenie, Athalie, Phädre, Esther, Britannicus, Andromaque, Mithridate, Berenice, Bajazet, Les plaideurs (comédie). gr. 8. 1810. 36 Bg. à 5—7½ Sgr.

Repertoire du theatre français à Berlin ou collection des meilleures pièces du theatre français moderne. gr. 8. br. 1837—1850. 300 pièces. à 5—10 Sgr.

Scribe. Theater enthaltend 110 pièces. gr. 8. à 5—10 Sgr.
Theater enthaltend 56 pièces. 18°. à 2½ Sgr.

Sophocle. Antigone, tragédie trad. par Meunier et Vaquerie. Avec notes. gr. 8. 1845. 5 Sgr.

Sue, Mathilde, drame. **Les mystères de Paris.** 1844. à 10 Sg.

Théâtre français, contenant 62 pièces de Scribe, Picard, Hugo, Duport, Racine, Molière etc. 18°. à 2½ Sgr.

Teatro italiano, ovvero Raccolta di commedie e tragedie scelte fra i migliori autori moderni. gr. 8. 1837—50. No. 1—12:

1 Il progettista, com. di 2 atti di Nota. 7½ Sgr.
2 Le pari disuguali, com. di 3 atti di Nota. 5 Sgr.
3 La bancarotta, com. di 2 atti di Nota. 10 Sgr.
4 Francesca da Rimini, trag. di Silvio Pellico. 5 Sgr.
5 Gualtiero da Pavia, trag. di Niccolini. 7½ Sgr.
6 Un equivoco accidentale, com. di Goldoni. 7½ Sgr.
No. 1—6. br. 1 Th.
7 I pittori tedeschi, com. di Giozzi. 10 Sgr.
8 Aristodemo, tragedia di 5 atti di Monti. 7½ Sgr.
9 Il calzolajo inglese in Roma, com. di Ghezardo de Rossi. 7½ Sgr.
10 Rosamonda d'Inghilterra, trag. di Niccolini. 7½ Sgr.
11 Arnaldo da Brescia, trag. di Niccolini. 15 Sgr.
12 Filippo Strozzi, trag. di Niccolini. 15 Sgr.
No. 7—12. br. 1½ Th.

Théâtre de la célèbre actrice Mlle. Rachel, contenant les tragédies et drames, joués par elle à Paris et à l'étranger. gr. 8. 1850.

Voltaire. Theater enthaltend Mahomet, Zaire, Mérope. 1—11. à 5—7½ Sgr.

Jul. v. Voß. Neuere Lustspiele. 7 Bde. 8. 1823—27. à 1¼ Thlr.

Bd. 1. Die Nibelungen am Zarenhof. Die Strählerin. Der Jongleurhandler. Die Weihnachtsausstellung. Der Schwabe in Berlin.

Lustspiele

von

Gustav zu Putlitz.

Zweiter Band.

1. Die blaue Schleife.
2. Der Bredenstraaß.

Berlin, 1851.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung

Die blaue Schleife.

Lustspiel in 5 Aufzügen.

Zum ersten Mal aufgeführt im Königl Hoftheater in Berlin am 15. Oktober 1847.

Personen:

	Besetzung am Königlichen Theater zu Berlin
Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Curland	Frl. Vierek.
Moritz, Graf von Sachsen, gewählt zum Herzog von Curland	Hr. Bruna.
Bestuschew, Oberkammerherr der Herzogin Anna	Hr. Müller
Johann Ernst v. Bieren, Kammerjunker	Hr. Hoppe.
v. Dieskau, Freund des Grafen v. Sachsen	Hr. Krüger.
Beauvais, Kammerdiener des Gr. v Sachsen	Hr. Bethge
Adrienne Lecouvreur, Schauspielerin der comédie française zu Paris	Fr. Hoppe.
Henri, pensionirter Tänzer des Ballets zu Paris	Hr. Räthling.
Ein Bedienter der Herzogin Anna.	

Ort der Handlung: das Schloß zu Mitau. Zeit 1727.

Erster Akt.

(Zimmer des Grafen von Sachsen im Schlosse zu Mitau. Man merkt der Einrichtung an, daß der Bewohner sie erst geordnet hat. Mittelthür und zwei Seitenthüren. Rechts im Vordergrunde ein Schreibtisch, auf dem Pläne von Schlachten und Karten sehr sorgsam ausgebreitet sind. Links ein Sopha und daneben ein Tisch.)

Erſte Scene.

Moritz, auf dem Sopha. Auf demſelben Briefe, die er eben geleſen zu haben ſcheint. Dieskau tritt ein. Wie er kommt, ſteht Moritz auf und geht ihm entgegen.

Moritz.

Willkommen Dieskau! Laß mein Auge nach ſo vielen Täuſchungen wieder einmal auf den treuen Zügen eines wahren Freundes ausruhen.

Dieskau.

Du biſt bewegt, was iſt Dir?

Moritz.

Nichts, o gar nichts! Ich beſchäftige mich auf die unbedeutendſte Art von der Welt (auf den Schreibtiſch deutend). Dort führe ich Krieg auf dem Papiere, mit Truppen meiner Einbildungskraft, denen ich Gott ſei Dank keinen Sold zu zahlen habe. (Auf die Stirn deutend.) Hier erwecke ich Hoffnungen, die dort (auf die Briefe) wieder vernichtet werden. Kann man unſchuldiger ſeine Zeit hinbringen? Und doch, das iſt leben. Kämpfen mit Feinden, die wir uns ſelbſt erſchaffen haben, hoffen und getäuſcht werden, bis die letzte irdiſche Täuſchung uns die Augen zudrückt. Nicht Dieskau?

Dieskau.

Dein Scherz iſt bitter —

Moritz.

Wie die Erfahrung, die ihn hervorruft. Sieh hier Briefe aus Dresden und Paris. Mehr an der Zahl als ich erwartet habe, und eben ſo viel geſcheiterte Hoffnungen. Ja, wenn die Leute ſo reich an Geld wären, wie ſie es an Freundſchaft zu ſein behaupten, aber volle Herzen, leere Hände, und Rathſchläge, mehr als Thaler in meiner Taſſe —

Dieskau.

Was leider nicht viel ſagen will.

Moritz.

Und nichts deſto weniger haben alle dieſe Briefe mich lacheln gemacht, wie ſie alle auf verſchiedenen Wegen zu einem Ziele hinlenken, einer nur hat mich betrübt, dieſer einzige von meiner Mutter.

Dieskau.

Wie, hat auch Aurora von Königsmark den Wunſch nicht gewährt —

Moritz.

Den ich ihr gar nicht hätte vortragen ſollen. Iſt es nicht grauſam, einen Trunk zu fordern von dem, der vor Durſt verſchmachtet? O meine unglückliche Mutter! Die Zeit iſt längſt vorüber, wo der König von Polen, mein Vater, ſie mit Liebe und Geſchenken überhäufte. Seit er ſie nur achtet, iſt ſie doppelt arm zu nennen. Liebe iſt verſchwenderiſch, wie ein übermüthiger Knabe, aber Achtung iſt ein karges Gefühl, das nur gewährt, was es ſelbſt wider Willen nicht verſagen kann. Aurora von Königsmark darbt in dem Stift zu Quedlinburg, und ihr Sohn bittet ſie nicht um weniger Geld, als man nöthig hat, um eine Krone zu kaufen. Und doch, ich muß Rath ſchaffen —

Dieskau.

Oder Deine Plane aufgeben, die Du ohnehin nicht behaupten kannſt.

Moritz.

Laß uns dies noch immer als eine Unmöglichkeit annehmen.

Dieskau.

Ich bewundere Deine Zuverſicht, die an ſo vielen Hinderniſſen nicht ſcheitert.

Moritz.

Und ich Deine Freundſchaft, die bei ſo wenig Hoffnung nicht ermattet.

Dieskau.

Ja damals, als die Stände von Curland, uneins mit Ferdinand von Kettler, ihrem kranken Herzog, der schon jetzt im Auslande seine siechen Tage verlebt, einen Nachfolger suchten, der ihnen ihre Unabhängigkeit erhielte, als curländische Edelleute ihre Wahl auf Dich richteten, Du abtratst von dem glänzenden Schauplatz des Geistes und der Galanterie, von Paris, und hierher eiltest, von den Ständen einstimmig zum Herzog von Curland erwählt und von der verwittweten Herzogin Anna mit so offnen Armen empfangen, daß die Vierens für ihre Gunst zitterten, da freilich stand es anders —

Moritz.

Anders? Wie Dieskau? Curland behauptet seine Wahl, und Anna —

Dieskau.

Ist nahe daran, Freundschaft mit Liebe zu vertauschen. Ganz recht. Aber Hindernisse sind aufgetaucht, die Dein wenig vorausdenkendes Gemüth gar nicht geahndet hat. Ferdinand von Kettler protestirt gegen Deine Wahl —

Moritz.

Mit ohnmächtigen Vorstellungen.

Dieskau.

Andere Prätendenten sind aufgetreten —

Moritz.

Die ich wahrlich nicht zu fürchten habe.

Dieskau.

Zwei Mächte haben sich gegen Dich erhoben. Polen erklärt Deine Wahl für nichtig, fordert Dir die Wahlurkunden ab und droht Deinen Anhängern mit Verfolgung und Strafe. Rußland hat Dich selbst in dieser Stadt mit bewaffneter Macht verfolgt, und Du wurdest in diesem Schlosse von der Herzogin Anna

aufgenommen, verzeih mir, weniger ein Gast, als ein Flüchtling. Deine Truppen sind zerstreut, Deine Kassen bis auf den Grund erschöpft, und Du hoffst den Mächten Polens und Rußlands zu widerstehen?

Moritz.

Hast Du vergessen, daß über Polen mein Vater, über Rußland Katharina herrscht, daß mein Vater mich liebt, und daß ich Glück bei den Frauen habe?

Dieskau.

Ich weiß es, aber über Deinen Vater herrscht der Reichstag, über Katharinen Mentschikoff, der ehrsüchtige Günstling, jener beneidet Dich um das Land, dieser um die Krone dort Habsucht, hier Neid.

Moritz.

Muß ich Dir sagen, daß ich in Polen und Rußland zwei mächtige Bundesgenossen habe? Du gehst nach Polen, wo Du schon einmal meine Sache mit Grolz vertreten hast, die Herzogin Anna ist in Petersburg, um selbst bei der Wittwe ihres unfreundlichen Oheims für mich zu wirken. Glaubst Du nicht, daß Freundschaft und Liebe eben so starke Waffen sind, als Habsucht und Neid?

Dieskau.

Gewiß, wenn es Dir eben so leicht würde, ein Herzogthum zu gewinnen, wie Du Herzen einnimmst.

Moritz.

Das liegt in der That nicht so gar weit auseinander. Das Herz Anna's wird mir den Weg bahnen zum Thron des Herzogthums —

Dieskau.

Den sie leider selbst nicht zu vergeben hat.

Moritz.

Doch. Was man ihr für den Freund versagt, wird man ihr vielleicht für den Gemahl nicht abschlagen. Peter der Große hat dem Vater Rußland genommen

und Catharina ſollte der Tochter Curland nicht laſſen? Sollte man ſo Weniges nicht erbitten, wo man ſo Vieles verlor? Frauen wiſſen zu bitten, Anna wird das Herz Catharinens rühren —

Dieskau.

Das ein Mentſchikoff beſitzt.

Moritz.

Um ſo beſſer. Eine Frau die liebt, iſt leicht gewonnen. Wer glücklich iſt, liebt zu beglücken. Und glaubſt Du, daß die Herrſcherin des größten Reichs der Erde keinen andern Preis für ihre Liebe finden würde, als die arme Krone von Curland?

Dieskau.

Und Polen? Und Dein Vater, der zürnend Dir gebot, von Deinen Plänen abzuſtehen, was willſt Du ihm antworten?

Moritz.

Ich habe es bereits gethan. Hier dieſer Brief; ich überantworte ihn Deinen Händen, er iſt —

Dieskau.

An Deinen Vater?

Moritz.

Ja, oder nein, nicht an meinen Vater, ſondern an den König von Polen, denn dieſe Zeilen haben mit dem Gehorſam des Sohnes eben ſo wenig zu thun, als ſein ſtrenger Befehl mit der Liebe des Vaters.

Dieskau.

So haſt Du Dich offen ſeinen Befehlen widerſetzt?

Moritz.

Ich habe ihm geſchrieben, daß ich, auf die Gefahr hin, ſeinen väterlichen Zorn zu erregen, mich auf dem Platze behaupten würde, auf den mich das Vertrauen eines Landes geſtellt; daß meine Ehre es nicht erlaubte, dies Vertrauen durch feiges Aufgeben zu täuſchen; daß ich ein Document nie aus den Händen

geben würde, das den Stolz meines Lebens ausmachte; daß ich endlich den Verluſt ſeiner Liebe mehr fürchtete, als die Macht Polens, daß aber Beides nicht im Stande wäre, meinen Entſchluß zu verändern.

Dieskau.

Wie unvorſichtig Moritz! könnteſt Du nicht ausweichend —

Moritz.

Nicht doch, ich bin gewohnt nur mit offenem Viſir zu kämpfen.

Dieskau.

Zu wenig Vorſicht iſt zu viel Selbſtvertrauen, wenn nicht Ihorheit.

Moritz.

Zu viel Vorſicht iſt zu wenig Muth. Alſo laß mich immerhin auf der Grenze bleiben, auf die mich mein Gefühl hinſtellt. Nachſicht meines Vaters mag ergänzen, was mir an Vorſicht fehlt.

Dieskau.

Und auf dieſe Nachſicht wagſt Du zu hoffen?

Moritz.

Der König vielleicht wird zürnen, aber der Vater, denk' ich, wird mit mir zufrieden ſein. Uebergieb dies Schreiben ſelbſt, und kannſt Du die väterliche Regung als Fürſprecherin beim König benutzen —

Dieskau.

Ich werde nach beſten Kräften für Dich thätig ſein.

Moritz.

Thätig ſein? O, wie beneide ich Dich um dieſe Thätigkeit! Wenn ich hier ſitze in dem alten Schloß, Pläne ſchmiede, die Andere für mich ausführen, erwarte, was Andere für mich thun, dann ergreift mich oft ein Gefühl, als müßte ich hinaus und handeln und wirken.

Dieskau.

Und doch biſt Du abgetreten von dem reichen Felde

der Thatigkeit, an dem Geschmack Dich fesselte, auf das Talent Dich hinwies, wo Dich Ruhm erwartete. In Frankreichs Waffen wärest Du ein großer Feldherr geworden, mit Curlands Krone wirst Du immer ein kleiner Fürst bleiben.

Moritz.

Ja siehst Du Dieskau: herrschen und dienen, das ist die Losung dieses Räthsels. Aber Du kennst ihn nicht, den Reiz einer Krone. Ich, der Sohn eines Konigs, ich, aufgewachsen an den Stufen eines Thrones, ich wage die Hälfte meines Lebens daran, eine Krone auf das Haupt zu setzen.

Dieskau.

Als wenn der Lorbeer sich nicht auch zur Krone fügen könnte!

Moritz.

Und dann habe ich oft von der Seligkeit geträumt, ein Volk zu beglücken, und glaube mir Dieskau, das liegt in der Hand eines Fürsten, in seiner allein. Mir ist es, als fühlte ich den Flügelschlag einer neuen Zeit meine Stirn umwehen. Habe ich nicht selbst die Freude der Bildung gekostet, ist mir nicht selbst der Genuß der Kunst aufgegangen, von dem früher mein Herz nichts ahndete. Da dachte ich denn wohl: Gieb das dem Volke, daß es von seinen Augen fällt wie Schuppen, mache es frei vor Allem von den Fesseln der Unbildung, und es wird den Weg selbst finden, der es zum Glück seiner Zukunft führt. Wenn das nur ein Traum war, so ist es doch der höchste, den ein Mensch zu träumen vermag, laß mir seine Seligkeit. Ist doch dieser Traum die einzige Freude meiner Tage gewesen, der einzige Bekämpfer meiner Langeweile, seit die Herzogin fort ist. Aber nein (lächelnd.) nicht der einzige. Siehst Du jenes Fenster auf dem Flügel des Schlosses. Jenes Zimmerchen hat mir oft die Liebe geöffnet, dort

haben mich weiche Arme empfangen und die kleine Lisinka hat mich für alle die Liebkosungen der schmeichelnden Französinnen entschädigt.

Dieskau.

Immer die Weiber, Moritz — sie werden Dich noch verderben.

Moritz.

Weiberfeind! Mich verderben? Von ihnen, von meinen Freudinnen erwarte ich mein Glück. (Auf die Briefe zeigend.) Du siehst es, wie meine Freunde mich im Stich lassen. Und wie oft hat die Gunst der Frauen sich freundlich in meinem Leben gegen mich bewährt. Der schönsten und geistreichsten Frau ihrer Zeit, Aurora von Königsmark, verdanke ich meine Erziehung, den Tempel der Kunst hat die reizende Adrienne Lecouvreur mir erschlossen; eine Krone winkt mir von der Hand der guten Herzogin Anna. Ja alle freundlichen Blüthen, die sich durch den Kranz meines Lebens ziehen, haben Frauenhände hineingeflochten — und Du warnst mich vor den Frauen! Böser Freund! Daß Du meine Hoffnungen bekämpfst, muß ich mir gefallen lassen, daß Du mich vor meinen Freunden warnst, darf ich Dir nicht verzeihen. Zur Strafe möchte ich Dich gleich nach Polen schicken.

Dieskau (lächelnd).

Als wenn Du das könntest. Warte ich doch selbst nur, daß Deine Kasse sich füllt, um mir die Reise möglich zu machen —

Moritz.

Ich werde Rath schaffen, verlaß Dich darauf. Stündlich erwarte ich die Rückkehr der Herzogin, von ihr Geld und Hoffnungen. Jetzt laß mich zur kleinen Lisinka. — Vielleicht hat sie Nachrichten von ihrer Gebieterin — gewiß aber einen Trost für mein Harren. Die Pariserinnen werden es nie glauben, daß das Herz

einer liefländiſchen Kammerfrau eben ſo glühend ſchlägt, als das ihre, das ihre Augen vielleicht tiefer glühen. Leb' wohl, Dieskau, bald wünſch' ich Dir Glück auf die Reiſe. (Er nimmt Hut und Handſchuhe.)

Dieskau.

Daß Du die Wahrheit ſprächeſt! Leb wohl!

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Zweite Scene.

Beauvais. Adrienne. Fleuri.

Beauvais (ſieht erſt leiſe zur Thür rechts hinein, dann kehrt er zurück und ruft in die Couliſſe:)

Niemand hier! Kommen Sie, Mademoiſelle, kommen Sie, Monſieur Fleuri!

(Adrienne im Reiſeanzug. Fleuri, der mit Beauvais zuſammen eine Chatoulle trägt.)

Adrienne (ſieht ſich erſtaunt um).

Alſo hier?

Beauvais.

Hier ſind die Zimmer meines Herrn, des Herzogs von Curland.

Adrienne.

Und das Ziel unſerer Reiſe.

Fleuri.

Dem Himmel ſei Dank! Und wann kehren wir um?

Adrienne.

Geduld, Fleuri, Geduld!

Fleuri.

Die ich hoffentlich ſchon bewieſen habe!

Adrienne.

Nicht immer! Aber ſetzen Sie die Chatoulle hier — hier auf dies Tiſchchen und laſſen Sie mich ausruhen. (Sie ſetzt ſich auf das Sopha.) Alſo hier im Schloſſe zu — zu —

Beauvais.

Mitau — im Herzogthum Curland.

Adrienne.

Ganz recht! Iſt das nicht bizarr! Die gefeierteſte Schauſpielerin Frankreichs.

Fleuri.

Der Ergänzer des Königlichen Ballets —

Adrienne.

Einige hundert Meilen von Paris.

Fleuri.

Und dem Theater français.

Adrienne.

Einem, wahrſcheinlich treuloſen Freunde nachgelaufen, bis an die Grenzen von Sibirien.

Fleuri.

Sibirien? O mein Gott, das haben Sie mir nicht geſagt.

Beauvais.

Tröſten Sie ſich, ſo weit ſind wir noch nicht.

Fleuri.

Aber unmöglich weit ab, denn ich hätte nie geglaubt, daß die Welt ſo weit wäre, daß man ſo lange fortreiſen könnte, ohne an das Ende zu kommen, und das muß doch wohl Sibirien ſein.

Adrienne.

Für manchen freilich! Aber was wiſſen Sie von Sibirien, Fleuri?

Fleuri.

Wie, ich? Haben Sie das Ballet vergeſſen „die Verbannten in Sibirien," wo das ganze Theater mit Schneebergen bedeckt und nichts weiter zu ſehn war, als eine elende Hütte, und wir alle in Pelze eingehüllt. Ich der Verbannte, die Duprez meine Frau und die kleine Roſaline unſere Tochter. Wo wir Alle ſo unglücklich waren, und ein pas de trois serieux-

grotesque tanzten, bis wir begnadigt wurden. — O, ich kenne Sibirien.

Adrienne.

Das einzige Land bis jetzt. Wir kamen nach Holland. — Kenn' ich nicht! — Sachsen! — Nie gehört! — Preußen! Welch ein Name! — Ihre Geographie scheint nur zwei Länder zu umfassen: Paris und Sibirien. —

Fleuri.

Und das Theater français.

Adrienne.

Ganz recht! Vielleicht werden Sie Zeit haben noch ein viertes kennen zu lernen, Curland, wo wir uns jetzt befinden.

Fleuri.

Wirklich?

Beauvais.

Ja, das ist außer Zweifel. Aber wenn ich nur wüßte, wie Sie hierher gekommen sind —

Fleuri.

O auf die allerabscheulichste Art von der Welt. Seit Monaten treiben wir uns auf den Landstraßen herum, zanken uns mit Postknechten.

Adrienne.

Sie, Fleuri, nicht wir —

Fleuri.

Ja leider, auf mir liegt die ganze Last dieser unglückseligen Reise. Wir sind durch Länder gekommen, Herr Beauvais, gegen die die elendesten Theaterdecorationen Paradiese sind, wir haben mit Nationen verkehrt, die so ungebildet waren, so ungebildet, daß sie nicht einmal französisch verstanden, ich habe gescholten, gezankt, mich geärgert —

Adrienne (lacht auf).

Fleuri.

Und Mademoiselle hat dazu gelacht, und immer gelacht, je mehr ich vergehen wollte vor Wuth, vielleicht gerade deshalb. —

Adrienne.

Nicht doch, Fleuri, nicht deshalb, aber weil wir einmal eine verschiedene Art haben die Dinge aufzufassen. Habe ich nicht auch die Unannehmlichkeiten ertragen?

Fleuri (wieder ganz ruhig).

Ja, aber Sie und ich das ist auch ganz etwas anders. Ich, ein armer, unwissender Tänzer, ein Nichts, seit ich lahm bin, Sie, die große Lecouvreur, Sie, eine Philosophin, die Freundin des Herrn Voltaire. —

Adrienne.

Nicht deshalb. Philosophen, habe ich mir sagen lassen, wissen die Lasten des Lebens leichter fort zu demonstriren als zu ertragen. Aber ich bin nun einmal so, für mich hat jede Sache ihre komische Seite. Ich würde sonst das Leben nicht aushalten.

Fleuri (wieder gereizt).

Und da wird es Ihnen leicht, einen armen Schelm durch die Welt zu schleppen, der nicht dachte einen Tag ohne Theater leben zu können, der nicht überall etwas Komisches findet, der in Verzweiflung gerath —

Adrienne.

Verzeihung, Fleuri, ich werde es Ihnen nie vergessen, was Sie für mich gelitten. — (Reicht ihm die Hand.)

Fleuri (gerührt, küßt die Hand).

Ich für Sie? Adrienne, wollen Sie in die Hölle gehen, ich folge Ihnen. —

Adrienne.

Dank Ihnen, Herr Fleuri.

Fleuri.

Schicken Sie mich durch's Feuer, für Sie mein Leben, für Sie —

Adrienne.

Hören Sie, Beauvais, hören Sie es, ich bin nicht ohne Anbeter geblieben, seit Ihr Herr Paris verlassen hat. (Zu Fleuri.) Sein Sie doch still; wenn Beauvais plauderte und Sie den Grafen von Sachsen — den Herzog von Curland wollt' ich sagen — eifersüchtig machten —

Beauvais.

Das wäre entsetzlich.

Fleuri.

Sie spotten schon wieder. Könnten Sie doch endlich einmal meinen Dank ernst aufnehmen, da ich ihn doch so ernst meine. Wissen Sie es denn, Beauvais, was Mademoiselle für mich gethan hat? Lassen Sie es sich erzählen. Sie haben mich tanzen sehen, Sie kennen meine Pirouetten, meine Entrechats. O Gott, meine Entrechats! Das ist nun hin, alles verloren. Wer kann Pirouetten auf lahmen Beinen drehen, wer kann Entrechats mit einem Fuß schlagen?

Beauvais.

Nun, und Mlle. Lecouvreur?

Fleuri.

Kann's auch nicht, aber hören Sie. Wir hatten die Phaedra gehabt. Adrienne war entzückend. Sie hat geweint, so herrlich, daß mir das Herz im Leibe lachte. Nun kam das Ballet „Zephir und Flora." Die ganze Mythologie war auf den Beinen. Ich war Merkur, aber mir ahnte gleich nichts Gutes, denn der Garderobier hatte mich in die Ferse gestochen, als er mir die Flügel anschnallte. Wir waren mitten darin, Jupiter winkt mir. Ich schlage ein Entrechat so hoch, Herr Beauvais, so hoch, daß die Musik retardiren mußte — Gott, es war mein letztes Entrechat — und springe auf die Wolken. Sie rollen dahin. Ich neige mich gracieß auf den Stab und stand auf einer

Fußspitze, nicht doch, auf der Spitze einer Fußspitze: da bricht der Stab, ich verliere das Gleichgewicht — falle aus den Wolken, die mir über das Bein hinrollen. Ich wollte vor Schmerz vergehen. Da höre ich ein lautes Lachen, und hinter der Coulisse steht Phaedra-Adrienne, die sich die Seiten hält und wieder einmal etwas Komisches an einer Sache fand, die mir nur tragisch erschien. Nun schwanden mir die Sinne —

Adrienne.

Müssen Sie mich immer an meine Unarten erinnern?

Fleuri.

Was können Sie dafür, daß Ihnen alles lächerlich wird? Aber dies Lachen ist Ihnen auch theuer genug geworden, und hat sie manche Thräne der Berenice, manchen Seufzer der Elektra, Roxane, Hermione gekostet. — Als ich wieder zu mir kam, Herr Beauvais, umringten mich meine Collegen, und der Arzt stand vor mir. „Das Bein gebrochen," sagte Lucios, der früher den Merkur gehabt hatte, aber wie er so schwerfällig geworden, bis zum Jupiter degradirt war. „Adieu, Merkur, er mag jetzt den Vulcan spielen." — „Das Ballet ist aus, Fleuri hat's Bein gebrochen," sagte die kleine Rosaline, und nahm den Helm der keuschen Minerva ab. „Wie glücklich sich das trifft, ich erwarte sie nun eine Stunde früher, Marquis." „Der Ungeschickte," schalt Flora. „Wenn er doch das Bein brechen wollte, warum nicht eine halbe Stunde später, warum nicht nach meinem Solo?" Einer nach dem andern entfernte sich. Da trat Adrienne heran. „Armer Herr Fleuri," sagte sie, „ich habe Sie gekränkt, lassen Sie mich meinen Fehler nach Kräften wieder gut machen." Und sie nahm mich in ihr Haus, pflegte mich, und als ich doch lahm blieb und das Ballet mir den Abschied gab, behielt sie mich bei sich, und sorgte für

mich. Aber noch nicht genug, ſie wirkte mir die Erlaubniß aus, alle Abend hinter den Couliſſen dem Schauſpiel zuſehen zu dürfen.

Adrienne.

Und nahm Sie mit nach Curland, um Sie die Welt kennen zu lehren.

Fleuri.

O rechnen Sie das nicht mit zu Ihren Wohlthaten.

(Adrienne iſt während der Erzählung aufgeſtanden und hat das Zimmer gemuſtert. Fleuri ſetzt ſich erſchöpft in einen Seſſel, und nimmt an dem folgenden Geſpräch wenig Theil.)

Adrienne.

Der arme Moritz, er wohnt abſcheulich. Wiſſen Sie, Beauvais, in Paris wohnte der Graf wie ein Prinz, in Mitau wohnt der Prinz, wie kein Graf wohnen möchte.

Beauvais.

Mein Herr iſt genügſam, Mademoiſelle, für ihn iſt's ſchon gut, und Beſuch, wenigſtens ſolchen, hat er nicht vermuthet.

Adrienne (ohne darauf zu achten).

Aber ich würde das Zimmer doch erkannt haben. (Am Schreibtiſch.) Gerade wie ſonſt, Karten, Pläne, ſo ordentlich, immer noch der Kriegsheld. Wie oft habe ich in Paris muthwillig die Karten durch einander geworfen, meinen Fächer, Bandſchleife, Armband, Handſchuh dazwiſchen, und wenn er zürnen wollte, geſagt: Ehe ich den Feldherrn nicht vertrieben habe, habe ich den Geliebten nicht gewonnen.

(Sie wirft die Karten durcheinander und Fächer, Handſchuh u. ſ. w. dazwiſchen. — Beauvais betrachtet ſie mit Ungeduld.)

Adrienne (am Fenſter).

Und welche Ausſicht! wie ganz anders aus dem Hôtel des Invalides in Paris!

Beauvais.

Ja freilich, unſere Ausſichten ſind nicht die glänzendſten ſeit wir Herzog ſind, oder vielmehr heißen —

Adrienne.

Wie, fehlt Ihnen etwas?

Beauvais.

O ziemlich alles.

Adrienne.

Geld?

Beauvais.

Das auch. (Adrienne macht eine freudige Bewegung.) Wenn Sie herkommen, Mademoiſelle, um Geſchenke zu erhalten, glänzende Geſchenke, wie einſt in Paris, ſo werden Sie Ihre Reiſe nicht belohnt finden. —

Adrienne.

Um etwas Aehnliches kam ich freilich, aber fürchten Sie nichts, ich werde Ihren Herrn nicht ruiniren.

Beauvais.

Das könnten Sie nicht einmal mehr. Und doch auf andere Art. Laſſen Sie mich aufrichtig reden. Bedenken Sie, daß der Graf von Sachſen Gaſt in dieſem Schloſſe iſt, bedenken Sie, was man ſagen wird, wenn es heißt, die Pariſerinnen laufen dem neuen Herzog bis in das Schloß zu Mitau nach.

Adrienne.

Herr Beauvais —!

Beauvais.

Hören Sie mich bis zu Ende. Wir haben Feinde, wie natürlich. Sehr, werden ſie ſagen, ſo wird er's treiben, ſeine Geliebten aus Paris wird er berufen und an ſie unſer Geld verſchwenden.

Adrienne.

Herr Beauvais, ich hatte Ihnen erlaubt aufrichtig zu ſein, und Sie werden beleidigend.

Beauvais.

Leider iſt das hier daſſelbe. Sie mögen in der beſten Abſicht gekommen ſein, aber es iſt meine Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß Sie uns verderben.

Adrienne.

Wird Ihr Herr daſſelbe ſagen? O, wenn das wäre!

Beauvais.

Weil ich fürchte, daß er es nicht wird, gerade deshalb muß ich es thun.

Adrienne (wieder ganz heiter).

Wie er nicht? Ich muß Ihnen geſtehen, Beauvais, daß Ihr Aufenthalt in Curland Sie nicht galanter gemacht hat. Und doch führten Sie mich hierher.

Beauvais.

Freilich war ich ſo unvorſichtig.

Adrienne.

Und ſparten ſich Ihre Aufrichtigkeiten auf, bis ſie um ſo beleidigender werden, weil ſie unnütz ſind. Bei Gott! ich gehe nicht eher aus dem Zimmer des Herzogs —

Fleuri (ſpringt auf).

Aus dem Zimmer eines Herzogs? Himmel, das fällt mir erſt jetzt ein!

Adrienne.

Was iſt Ihnen, Fleuri?

Fleuri.

Ich in dem Zimmer eines Herzogs — ich habe auf dem Stuhl eines Herzogs geſeſſen.

(Er klopft den Stuhl mit dem Taſchentuch ab.)

Adrienne.

Weiter nichts?

Fleuri.

Für ſie freilich, Adrienne. Sie ſind gewohnt mit Prinzen und Herzögen umzugehen, aber ich —

Adrienne.

Nun beruhigen Sie ſich Beide. Ihre Befürchtungen mögen nicht ſo unrecht ſein, Beauvais, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Aber ich muß den Grafen ſprechen. Eine Stunde werden Sie mir gönnen, für die Mühſalen einer wochenlangen Reiſe. Laſſe Sie mich allein, ich werde Moritz erwarten. Indeſſen führen Sie Fleuri in das Gaſthaus zurück. Und Sie, Fleuri, ſagen Sie nicht, daß hier das Ziel unſerer Reiſe iſt, nicht daß wir den Grafen kennen, nicht daß wir hier im Schloſſe waren. Sagen Sie, wir reiſten durch und finden Sie etwas am Wagen auszubeſſern, das uns einige Stunden, einen Tag hier feſt hält. Eilen Sie! (Sie drängt ihn an die Thür.)

Beauvais.

Vergeſſen Sie nicht, Mademoiſelle, daß Sie das Glück meines Herrn vernichten können. (Ab mit Fleuri.)

Dritte Scene.

Adrienne (allein).

Vernichten? nicht auch befördern? Gewiß, Du treuer Diener, auch befördern. (Sie eilt an die Chatoulle.) Und doch, welche wunderbare Angſt beſchleicht mich. Seit Monaten, die ganze Reiſe über, habe ich nur den einen Gedanken: Wie wird er Dich empfangen? Seit Monaten bekämpfe ich alle die Befürchtungen, die in mir aufſtiegen, und dieſer Menſch ſtürzt in einer Minute mit ſeinen Vorſtellungen meine ganze errungene Ruhe über den Haufen. Was bin ich ihm, was bin ich ihm noch? Hat er nicht alle die lieblichen Tändeleien vergeſſen, mit denen er die müßigen Stunden in Paris ausfüllte, und mich mit ihnen, ſeit er ein Land ſich erringen will? Wenn er mich nicht mehr liebte? würde ich es wagen ihm dieſe Gabe anzubieten,

wurde ich es wollen? Nein, nur von der Geliebten konnte er das nehmen. Und wenn er es doch thäte, das Geschenk nähme, und über die Geberin lachte? Nein, bei Gott, lieber wollte ich die Ersparnisse meiner Jahre in Flammen aufgehen sehen, als so in seinen Händen! (Sie sinkt in einen Stuhl in tiefen Gedanken. Pause. Plötzlich schreckt sie auf.) Man kommt, wenn er es wäre! Gieb mir Ruhe, großer Gott, so, so darf er mich nicht finden. (Sie eilt in die Thür links.)

Vierte Scene.

Moritz und Bieren durch die Mitte.

Bieren.

Wie ich Ihnen sage, mein Prinz, die Herzogin folgt mir auf dem Fuße, in einer Stunde kann sie hier sein.

Moritz.

Dank für die Botschaft, Dank gerade für diese. Und wollen Sie nun noch eine zweite Güte zur ersten fügen?

Bieren.

Zu glücklich, Ihnen zu dienen!

Moritz.

Kommt die Fürstin zufrieden zurück, zufrieden mit ihrer Reise?

Bieren.

Catharina hat sie mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen.

Moritz.

Und hat die Herzogin erreicht, was sie wünschte?

Bieren.

Etwas wenigstens, was ihr im vollsten Sinne des Wortes am Herzen liegt.

Moritz.

Das wäre?

Bieren.

Rathen Sie, mein Prinz.

Moritz.

Was ihr am Herzen liegt?

Bieren.

Sie werden nie darauf fallen — den St. Catharinenorden.

Moritz.

Einen Orden, der lohnte der Mühe nach Petersburg zu reisen.

Bieren.

Freilich ist das noch nicht die leichteste Art, wie man einen Orden erlangt.

Moritz.

Und weiter hat sie nichts erreicht?

Bieren.

Nichts, das ich wußte, Prinz, denn das ist das einzige, was Mentschikoff nicht gebrauchen konnte.

Moritz.

Abscheulich! (Bei Seite.) Konnt' ich doch denken, daß es nichts Angenehmes war, da es von ihm kam.

(Er geht unmuthig auf und ab.)

Bieren.

Und darf ich fragen, wie Sie die Zeit unserer Abwesenheit gebraucht haben?

Moritz.

Gebraucht gar nicht, verbraucht, Bieren.

Bieren.

Wenigstens heimisch gemacht in unserm Schlosse? (Er wirft einen Blick auf den Schreibtisch und stellt sich dann so, daß er ihn gegen Moritz verdeckt.) Aber, was frag' ich, zeigt doch der erste Blick, wer dies Zimmer bewohnt. Aus ihrer Handschrift, sagt man, erkennt man den Charakter der Menschen, noch mehr möchte ich sagen aus der Art, wie sie ihr Wohnzimmer ein-

richten. Sie, der unwiderſtehliche Sieger dem Feinde gegenüber in der Schlacht, wie im Boudoir der Schönen, Sie der ebenſo gut das parfümirte Taſchentuch auf dem Parquet, wie das blutige Schwert auf dem Schlachtfelde zu führen weiß, erkennt man Sie nicht?

(Zurücktretend.)

Moritz (bei Seite.)

Was ſoll das heißen?

Bieren.

An der reizenden Unordnung dieſes Schreibtiſches? Frauenhandſchuhe und Karten, Schlachtenpläne und Fächer, Armbänder —

Moritz (bei Seite).

Was iſt das? (Schnell gefaßt.) Man muß vom Handwerk ſein, Herr von Bieren, um ſo ſchnell zu beobachten.

Bieren.

Nicht doch, wer wollte mit Ihnen rivaliſiren? Man iſt gewohnt, ausgeſtochen zu werden.

Moritz.

Und doch iſt dieſe Unordnung das Spiel eines Zufalls, zugleich auch die Antwort auf Ihre Frage, wie ich meine Zeit hingebracht habe. Sie ſehen es, mit der Vergangenheit. Mir kam heut der Gedanke, alte Lieblingsbeſchäftigungen wieder aufzuſuchen; ich packte dieſe Rollen aus, und nun muß ich entweder ſo eilig eingepackt, oder dieſe Andenken müſſen ſo wenig Werth für mich haben, daß ſie mit herein geſchlüpft ſind, ohne daß ich es bemerkte.

Bieren.

Ei, Prinz, wenn ſie das hörte, von der dieſe Haare kommen! Ich muß mich ſchon zum Ritter der [illegible] aufwerfen, um ſo mehr, da Sie [illegible] vom Handwerk zu nennen. Aber [illegible] thue ich das am beſten, wenn ich Sie allein

lasse; vielleicht findet Sie die Einsamkeit weniger streng gegen das Andenken Ihrer Freundinnen, als die Anwesenheit eines Fremden, der sich unberufen in die Geheimnisse Ihrer Erinnerungen eindrängte. (Ab.)

Fünfte Scene.

Moritz, allein.

Verhaßter Schleicher! Hämische Natur! Und gegen diese Geschöpfe muß ich höflich sein! (Am Schreibtisch.) Aber wie soll ich mir das erklären? Weiß ich doch zu gewiß, wie ich den Tisch verließ. Wie ein Zauber zieht es mich an, und ruft mir Zeiten zurück, die schmeichelnd meine Erinnerung umgaukeln. Mir ist's als könnte dies nur eine Hand gethan haben, und ich kennte diese Hand. Aber sie ist fern, jetzt gerade vielleicht jauchzt ihr der Beifall von ganz Paris entgegen, und der Freund glaubt in seinem einsamen Zimmer zu Mitau ihre Spur zu erblicken. Lieblicher Genius meiner glücklichsten Tage! (Er hält in Erinnerung versunken die Hände vor's Gesicht.) Adrienne Lecouvreur!

Sechste Scene.

Adrienne, tritt aus der Thür und steht ihm gegenüber.

Moritz. (Pause.)

Adrienne.

Moritz!

Moritz.

Adrienne!

Adrienne.

Wie, und nicht in meine Arme?

Moritz (an ihrer Brust).

Kann ich es fassen! Halte ich Dich wirklich umfangen! Du hier, Adrienne?

Adrienne.

An dem Ort, wo ich heimisch bin, an Deinem Herzen!

Moritz.

Und ich, bin ich denn nicht mehr in dem Schlosse zu Mitau? bin ich denn wieder in meinem lieben Paris?

Adrienne.

Sieh um Dich, Freund, hier ist Mitau —

Moritz (drückt sie an sich)

Aber hier Paris. Hier mein Glück, meine Seligkeit. Erzähle, Adrienne, erzähle, wie kommst Du hierher?

Adrienne.

Später, laß uns erst freuen, daß wir uns wiedersehen. (Plötzlich von ihm.) Aber nicht doch, mein Herr, ich muß Sie ausschelten, ich bin sehr böse.

Moritz.

Was hat meine Adrienne?

Adrienne.

Wie er schmeichelt, und es ist doch alles gelogen. Hören Sie denn. An alle seine Freunde schreibt er, von allen fordert er Geld, Hulie, die arme Adrienne hat er vergessen. O Sie sind nicht werth, daß ich von Paris hierreise, um Ihnen zu bringen, was alle Ihnen abschlugen — nicht wahr, alle? (Sie führt ihn an die Chatoulle.) Hier, Moritz, das bring' ich Dir mit — nun kaufe Dir eine Krone.

(Sie hat mit einem Schlüssel, den sie am Halse trägt, die Chatoulle geöffnet.)

Moritz (erstaunt).

Gold, Adrienne, Gold, und das bringen Sie mir, und von wem?

Adrienne (ist fortgeeilt und weidet sich an seinem Entzücken).

Von wem? Von mir, alles von mir, von der armen Adrienne. All dieses Geld, es ist viel, 40000 Livres, alles das ist mein, nicht doch ist Dein. Du

brauchst es, mir ist's eine unnütze Last. (Sie wühlt in dem Gelde.) Sieh her, das sind Electras Thränen, wie sie schimmern — hier Roxanes Liebe, Berenices Entsagung, hier Phädras Seufzer, sie wiegen schwer, nicht wahr, schwerer, als Du dachtest — und hier Arbalzas Zorn. — O, Du wirst ihn ertragen meinen Zorn, leichter ertragen, als ich wünschte — aber Du schweigst, mein Freund?

Moritz.

Adrienne, ich kann alles das Geld nicht nehmen.

Adrienne (schreit auf).

Also liebst Du mich nicht mehr?

Moritz.

Welche Frage, ich liebe Dich —

Adrienne.

O dann wirst Du es nehmen. Von der Geliebten kann man alles nehmen. Soll ich Dir etwas vertrauen, Moritz? Einmal in meinem Leben, einmal hab' ich mich gefreut, daß ich Reichthümer besaß, das eine Mal, als Du Reichthümer bedurftest. Und Du wolltest mir die einzige Freude nicht gönnen?

Moritz.

Und weder alle die Schätze?

Adrienne.

Narr, ich habe meine Ersparnisse zusammengerafft, meine Meubles versetzt, meine Diamanten und Perlen verkauft —

Moritz.

Und nun hast Du nichts mehr. O Du kannst doch nicht alles fortgeben.

Adrienne.

Warum nicht? Wenn ich es nicht könnte, wer dann? Das ist mein, ganz mein, ich hab' es erworben. Davon ist nichts ererbt, an keinem Stück klebt der Fleiß eines andern, mein Vater, der arme Hutmacher

aus einem elenden Flecken in der Champagne abnete nichts von diesen Schätzen, die seine Tochter verschenkt — nicht doch, schrick nicht zurück vor diesem Worte — verbirgt. Ich sehe, Du liebst mich nicht mehr genug, um Geschenke von mir zu nehmen, aber geborgt nimmt man ja von jedem.

Moritz.

Armes Mädchen, Du wagst Dein Alles an eine Grille Deines Geliebten.

Adrienne.

Und wenn das wäre? Ich frage Dich ja nicht, was Du damit willst, Du brauchst Geld, und ich bin zufrieden, wenn Du es nur nimmst.

Moritz.

Nur hast Du bedacht, was Du thust? Weißt Du auch, daß Du Dich ganz arm machst?

Adrienne.

Ganz arm? Warum nicht gar. Ist denn die Quelle dieser Reichthümer versiegt? Entweder bin ich keine Künstlerin mehr, oder ich bin noch nicht ganz arm. Nein, Moritz, so lange ich meine Kunst habe, bin ich reich, und ich habe sie noch. Und noch besitzt Frankreich eine Nation, die die Kunst ehrt und belohnt. Wofür hatten Corneille, Racine, Moliere gelebt? Jahrhunderte lang wird Frankreich hinströmen, um ihre Meisterwerke zu genießen, um den Künstlern zu danken, die ihnen Genuß geben. Mehr noch, Frankreichs Talentkunst ist nicht erschöpft, schon schrieb Voltaire seine Zaire, noch anderes wird sein Genie erschaffen, viele nach ihm noch Großes. Siehst Du, Moritz, Du schmähst die Kunst, die Nation, ihre Dichter, wenn Du mich arm nennst.

Moritz.

Wie konnte ich das, Adrienne, Du lehrtest sie mich kennen.

Adrienne.

Oder Du traust mir wenig Reize zu, wenn Du glaubst, daß ich nicht auch in falschen Steinen gefallen werde. Aber da fällt mir ein, da ich Dir das Geld ja doch nur borge (sie hält beide Hände darüber) muß ich ein Pfand haben. Nun laß sehn, was kannst Du mir verpfänden?

Morin.

Ich, ich habe nichts zu bieten —

Adrienne.

Nichts? Besinne Dich, oder ich packe mein Geld ein — Du hast mich vorsichtig gemacht, geh'

Morin.

Nun denn, mein Land, meine Krone.

Adrienne.

Nicht doch, Dein Land in den Händen einer Schauspielerin, noch ehe Du es besitzest. Und von Deiner Krone kannst Du überhaupt nichts abgeben, sie ist ohnehin klein genug. Hast Du nichts anderes?

Morin (lächelnd).

Meine Liebe!

Adrienne.

Scheint! Aber das nehme ich nicht an, die hast Du schon zu oft verpfändet.

Morin.

Und das ist doch Alles, was ich Dir bieten kann.

Adrienne.

Halt, da kommt mir ein Gedanke! (Sie zieht ihn auf's Sopha.) Ein Deine Liebe kannst Du nicht einsetzen, aber für Deine Treue. Wenn Du mir Deine Treue verpfändetest.

Morin.

Als ob sie Dir nicht sicher wäre.

Adrienne.

Wer weiß! Du sollst sie mir verpfänden. Bei

dieser blauen Schleife, (sie reißt eine blaue Schleife von seinem Aleide) bei der Farbe der Treue, mit der Du Schmetterling Dich unverdient schmückst, bist Du mir verhaftet. Wenn Du eine andere liebst, mich einer andern aufopferst, zeige ich Dir dies blaue Band, Du bezahlst mir mein Geld, oder bist mein Gefangener.

Moritz.

Wie immer!

Adrienne.

Gieb mir Dein Wort darauf.

Moritz.

Mein Wort, Du übermüthiges Mädchen.

Adrienne.

Topp! Aber ich vergesse, was ich Beauvais versprach. Welch Glück, Moritz, daß Dein Diener mehr Vorsicht und weniger Galanterie hat, als sein Herr.

Moritz.

Was heißt?

Adrienne.

Daß meine Anwesenheit Dir nachtheilig sein könnte. Was würden die Courtisanen sagen, wenn sie hörten, daß eine französische Schauspielerin ihrem Herzog nahtet.

Moritz (bei Seite).

Und was die Herzogin Anna?

Adrienne.

Also schweigen. Hier kennen wir uns nicht, Herr Graf — Herr Herzog wollt' ich sagen. Niemand erfährt, daß ich dies Zimmer betrat, Niemand, — aber darf Du nicht bitte, Moritz, — man naht. Verbirg mich!

(Sie eilt in die Thür links.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Dieskau.

Moritz.

Du bist's Dieskau, o Du kommst erwünscht, wenn Du anders meine Freude mit mir theilen willst, wie meine Sorgen.

Dieskau.

Ich weiß, so eben langte der Reisewagen der Herzogin im Schloßhofe an.

Moritz.

O das ist's nicht. Aber Du kannst nach Polen reisen. (Führt ihn an die Chatoulle.) Hier ist Geld, Gelt genug.

Dieskau.

Nur woher das alles?

Moritz.

O Du bist gar nicht werth, daß ich es Dir sage, Verächter der Frauen, der mich vor ihnen warnte. All' dies Geld kommt von einer Frau ...

Dieskau.

Von der Herzogin?

Moritz.

Nicht doch, sie hat noch nicht den Fuß auf unsere Landesgrenze gesetzt.

Dieskau.

Doch nicht etwa von der kleinen Pöllnitz?

Moritz.

Ei! (Küßt ihm die Hand.) Nein, Dieskau, von der schönsten und geistreichsten Frau, (er öffnet die Thür und führt Adrienne herein.) von Adrienne Lecouvreur. Ihr Talent kennt ganz Frankreich. Größer als ihr Talent ist ihr Herz, und Du, Weiberfeind, mußt so glücklich sein, das kennen zu lernen.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Vorzimmer der Herzogin Anna. Links eine Thür, die in das Zimmer der Herzogin führt. Mittelthür. Im Vordergrunde links ein Sopha, Tabourets u. ſ. w.

Erſte Scene.

Bieren geht unruhig auf und ab. Durch die Mitte Beſtuſchew.

Beſtuſchew.

Nun, Bieren, ſo mißmüthig, was haben Sie? Iſt die Gnädigſte übler Laune?

Bieren.

Mir iſt noch gar nicht Gelegenheit geworden, die Laune zu beobachten; ſeit einer Stunde bereits warte ich darauf vorgelaſſen zu werden.

Beſtuſchew.

Sie, Bieren, Sie warten?

Bieren.

Und darüber können Sie ſich wundern? Ich dächte doch, Sie wären lange genug am Hofe, um erfahren zu haben, daß warten müſſen —

Beſtuſchew.

Nur dem Günſtling nicht begegnet. Eben der Schluß, den ich aus dieſer Erfahrung zog, machte mich ſtaunen.

Bieren.

Eine Erfahrung, von der ich glaubte, Sie hätten ſie ſchon wieder vergeſſen, ſo lange iſt's her, daß Sie Günſtling waren.

Beſtuſchew.

Iſt das ſo lange her? Nicht ſo lange dünkt mich, als es her iſt, daß ich den unbekannten Knaben Bieren an den Hof zog. Das, hoff' ich, werden Sie nie

vergessen, und mir doch kein schlechteres Gedächtniß zutrauen, als Sie selbst haben.

Bieren.

Ich würde es nicht vergessen, selbst wenn Ew. Excellenz es sich weniger angelegen sein ließe, es mir vorzuhalten.

Bestuschew.

Aber treten Sie sich um die verlorene Gunst. Sie haben lange genug in der Sonne gestanden, denn Günstlinge einer Frau wechseln wie ihre Launen.

Bieren.

Nicht ganz so schnell, denn die Launen werden nicht alt.

Bestuschew.

Um so schlimmer für den Günstling, der die Gunst vor der Jugend verlor.

Bieren.

Und um so besser für den neuen Günstling, wenn wir uns kranken, statt uns zu verbinden, und ihm so den Weg bahnen, statt ihn zu stürzen.

Bestuschew.

Ich verstehe Sie nicht ganz, Bieren, wenigstens sehe ich nichts von einem neuen Günstling.

Bieren.

Dann haben Sie entweder Ihre Augen für die gute Sache oder Ihr Herz an den Grafen von Sachsen verloren, der sich, dächte ich, breit genug in unserm Schlosse macht.

Bestuschew.

Im Gegentheil, weil ich mir ein Herz für die gute Sache bewahrte, ist mein Auge auf den Grafen von Sachsen gefallen.

Bieren.

Unsere Interessen, seh' ich, liegen sehr weit auseinander.

Bestuschew.

Wohl möglich! Die Sache meines Vaterlandes steht zu groß, als daß ich das Wohl Curlands über die Laune eines abgedankten Günstlings vergessen sollte. Ferdinand von Kettler kann so gut heut, als morgen sterben. Wenn wir bis dahin keinen andern Herzog bekommen haben, schickt uns Rußland einen Mentschikow, oder Polen macht uns zu seiner Provinz, und in beiden Fällen ist Curland verloren. Ich liebe die Herzogin Anna, aber die Weiberherrschaft ist mir verhaßt. Wir haben eine Krone, sie eine Hand zu vergeben. Die Stände Curlands haben sich entschieden, und wenn ich Anna wäre, bei Gott! ich wählte Moritz von Sachsen.

Bieren.

Wie, den Sohn einer Maitresse?

Bestuschew.

Wenn ein Mensch von sehr dunkler Herkunft der Günstling einer Herzogin sein kann, warum nicht der Sohn einer Gräfin ihr Gemahl, selbst wenn sein Vater nicht König wäre? Wenn man den Mann braucht, fragt man nicht nach seiner Geburt, und wer am tüchtigsten ist, der ist am besten geboren.

Bieren.

Er, der tüchtigste? Excellenz! Der Wollüstling, der erfahrenste Geck in dem Felde der Galanterie.

Bestuschew.

Und zugleich der tapferste Soldat auf dem Felde der Ehre. Daß er galant ist, macht ihn anziehend, daß er tapfer ist, macht ihn liebenswerth. Eine Knabe noch, hat er bei Malplaquet seine ersten Sporen verdient, bei Stralsund die Kugeln um sich pfeifen hören, und einem Malborough, einem Prinzen Eugen, einem Karl XII. Bewunderung abgetrotzt. Wir brauchen einen Mann, Bieren, und ich denke, wir haben ihn gefunden.

Bieren (lacht höhnisch)

Wenn Sie sich nicht verrechnet haben. Sie wollen keine Catharine, und werden einen August bekommen. Sie scheuen eine Weiberherrschaft, und werden ein Maitressen-Regiment haben. Wer in dem Augenblick, wo eine Krone für ihn auf dem Spiele steht, mit dem Fächer seiner Geliebten spielt —

Bestuschew.

Was soll das heißen?

Bieren.

Still, die Herzogin.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Herzogin Anna.

Anna.

Guten Morgen, Bestuschew! Erholt von der Reise, Bieren? Aber was habt Ihr denn? Ihr macht ja beide lange Gesichter. Von dem bin ich's schon gewohnt, aber Sie auch, Bieren — soll ich nichts als Murrköpfe um mich haben? Ein anderes Gesicht, Bieren, hur' ich mir aus, Sie wissen, daß ich das nicht leiden mag.

Bieren.

Ew. Hoheit verlangen mehr als in meinen Kräften steht. Kann ich in Laune sein, wenn ich nicht mehr in der Gunst bin?

Anna.

Aha, da kommt der Wind her? Ihr seid närrische Laune. Weil man bei Euch einmal angefangen hat, durch die Finger zu sehen, denkt Ihr gleich, Ihr habt's Privilegium. Aber wartet nur, Ihr werdet noch Manches lernen müssen. Bestuschew, hat Ihnen Bieren von Petersburg erzählt? Wir haben nichts ausgerichtet und sind eigentlich so klug wieder her-

gekommen, als wir hingingen. Aber doch, ich habe einen Orden bekommen, Bestuschew.

Bestuschew.

Glauben mir Ew. Hoheit, Ihnen meinen Glückwunsch darzu abzustatten.

Anna.

Schon gut. Aber die Sache ist nicht so übel. Bis dahin hatte ich mich abweisen lassen, und wenn ich mit Katharinen fertig war, fing ich mit Mentschikow wieder an. Als ich aber das bunte Ding weg hatte, konnte ich nichts mehr und es blieb mir nichts weiter übrig, als meinen Orden und meinen Bieren zusammen zu packen und wieder herzukommen. Für mich ist's hier auch besser —

Bestuschew.

Wo Sie geliebt werden —

Anna.

Aber schöner ist's in Petersburg, weit glänzender, und mir kommt es hier recht miserabel vor. Wie muß das dem Grafen von Sachsen sein —

Bieren (bei Seite).

Immer nur er!

Anna.

Der Paris kennt, an Paris gewöhnt ist.

Bieren.

Und doch wüßte ich nicht, warum wir gegen Paris nachstehen. Wenn Ew. Hoheit befehlen, daß der Glanz des Hofes sich entfaltet.

Bestuschew (bei Seite).

Das wird ärmlich genug ausfallen.

Bieren.

Der Ballsaal sich öffnet —

Anna.

Und für Sie der Spieltisch, Bieren, das kenn' ich schon.

Bieren.

Um eine Sonne wenigstens wird uns jeder Hof beneiden.

Anna.

Aber Sie haben Recht, Bieren, wir sind das unserm Gast schuldig.

Bieren (bei Seite).

Wieder nur ihm.

Anna.

Richten Sie ein Fest her für heute Abend, Bestuschew. Was Sie wollen, wie Sie wollen, aber so glänzend als möglich. Tanz und Souper, auch Spiel für Bieren, damit wir ihn wieder gut machen.

Bieren.

Ich werde verlieren, Ew. Hoheit, denn mein Glück ist vorüber.

Anna.

Aber eins, Kinder, mach' ich mir aus. Sorgt dafür, daß sich Niemand berauscht, das kann ich gar nicht leiden, und dann giebt's auch immer solchen Skandal. Lassen Sie lieber gar keinen Wein geben, Bestuschew.

Bieren.

Das wenigstens wäre das Billigste.

Bestuschew.

Ew. Hoheit werden doch erlauben, daß Ihre treuen Unterthanen auf Ihr Wohl trinken.

Anna.

Ach, ich kenne Euch. Da muß ich einmal wieder herhalten, und hinterher ist's den Herren doch weniger um meine Gesundheit als um ihre Kehlen zu thun. Aber eilen Sie, und sehen Sie zu, daß wir Ehre einlegen. Alles in französischem Styl! Nicht wahr?

(Bestuschew verbeugt sich und geht ab.)

Dritte Scene.

Anna. Bieren.

Anna.

Nun, Bieren, denken Sie ſich etwas aus für heute Abend, nehmen Sie Ihr Bischen Scharfſinn zuſammen —

Bieren.

Um den Grafen von Sachſen zu amüſiren?

Anna.

Deſto beſſer, wenn Sie das können. Aber ſein Sie doch nicht ſo langweilig, erzählen Sie mir, was hat ſich zugetragen, während wir abweſend waren? Sie haben doch ſonſt Ihre Augen überall.

Bieren.

Ich habe nichts vernommen —

Anna.

So iſt nichts geſchehen, was Sie gern geſehen hätten?

Bieren.

Es dreht ſich jetzt Alles um dieſen Grafen von Sachſen, der intereſſirt mich nicht, von ihm will ich nichts wiſſen, weiß ich nichts — und außer ihm ſcheint Ew. Hoheit für nichts mehr Sinn zu haben. So kann ich wenig Neues mittheilen — (bei Seite) — beſonders da mir die kleine Liſinka noch nicht geplaudert hat.

Anna.

Da Sie vom Hof nichts wiſſen, wiſſen Sie nichts von der Stadt? Was macht unſere gute Stadt Mitau?

Bieren.

Sie heilt noch immer an den Wunden, die ſie erhalten hat, als ſie den Grafen von Sachſen gegen ruſſiſche Kugeln ſchützte.

Anna (ärgerlich).

Das wußte ich ſchon.

Bieren.

Soll ich Ew. Hoheit erzählen, wie viel Kinder geboren, wie viel Mädchen Bräute und wie viel Frauen treulos geworden ſind? Dieſe Neuigkeiten werden mindeſtens nichts Neues ſein.

Anna.

Gewiß nicht, ſo lange Ihr Männer ſo unerträglich ſeid.

Bieren.

Oder wollen Sie wiſſen, daß geſtern Abend eine franzöſiſche Schauſpielerin hier angekommen iſt, die ſich wohl einen Tag in Mitau wird aufhalten müſſen, weil ihr Wagen die curländiſchen Wege ſo ſchlecht aushalten konnte.

Anna.

Eine Schauſpielerin ſagen Sie, aus Paris?

Bieren.

Ew. Hoheit ſcheint ſich für Alles zu intereſſiren, was aus Paris zu uns kommt, und doch kann es in Curland ſcheitern —

Anna.

Was meinen Sie damit?

Bieren.

Den Wagen der Schauſpielerin, Ew. Hoheit.

Anna.

Wiſſen Sie, Bieren, daß Sie mich da mit Ihrer Schauſpielerin auf einen guten Gedanken gebracht haben. Meine Comödianten ſind fort, könnten wir nicht heute Abend ein Stückchen franzöſiſcher Comödie haben, oder etwas dergleichen? Die Franzoſen haben eine Force in dieſen Poſſen, das muß man ihnen laſſen; es wäre eine Abwechſelung und würde uns vielleicht unterhalten —

Bieren.

Den Grafen von Sachſen gewiß, denn er ſoll ſich

in Paris viel mit dergleichen Volk herumgetrieben haben.

Anna.

Gehen Sie zu dem Frauenzimmer, Bieren, fragen Sie sie, was sie für Künste kann, und wenn es irgend der Mühe werth ist, soll sie sie uns heute Abend vormachen. Auf ein Paar Thaler soll es mir nicht ankommen.

Bieren.

Dank für die Botschaft, die mir beweist, daß meine Fürstin wenigstens nicht mehr eifersüchtig für mich ist.

Anna.

Pfui, Bieren, ich, eifersüchtig auf eine Seiltänzerin. — Aber noch besser, lassen Sie die Person herkommen, ich will sie selbst sprechen. Es ist immer gut, wenn diese Art Leute wissen, vor wem sie sich produciren, damit sie uns Personen von Rang und Bildung die Possen nicht auftischen, mit denen sie den Pöbel unterhalten. Mich wird's amüsiren, die Person ohne Schminke zu sehen und ihr linkisches Benehmen wird mich lachen machen. Gehen Sie, Bieren, aber sorgen Sie dafür, daß Sie sich anständig anzieht, namentlich ein langes Kleid, damit es nicht Anstoß erregt bei meinen Leuten. Und nun seien Sie mir wieder vergnügt, Sie sollen ja spielen, und wenn Sie verlieren, werde ich Alles decken. Adieu!

(Bieren küßt ihr die Hand und geht ab.)

Vierte Scene.

Anna (allein).

Daß wir so abhängig sind von den Launen unserer Untergebenen, theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Gewohnheit. Davor wenigstens sollte die Krone uns schützen. Und doch, wenn ich nur hier abhängig

rate, aber auch von jener Catharine, die ich nicht liebe, von diesem Mentschikow, den ich verabscheue. — Das muß uns trösten, daß Andere wieder von uns abhangen. Dieser arme Moritz zum Beispiel. Wenn ich ihn fallen lasse, ist er vernichtet. Gegen ihn Rußland, Polen, Preußen, ich allein protegire ihn, und ich protegire ihn so gern. Und weshalb? Catharine sagt: aus Eigensinn; Mentschikow: weil ich ihn liebte. Wer hat nun Recht? — Vielleicht Beide! Nur weiß ich nicht, ob ich ihn liebe aus Eigensinn, oder ob ich eigensinnig bin aus Liebe! Aber gleichviel, er verdient meine Liebe. Was sind sie Alle gegen ihn? Wer ist schöner, wer liebenswürdiger, wer tapferer, wer männlicher? Bei ihm allein vergesse ich, daß ich herrschen möchte. Da ist er! —

Fünfte Scene.

Anna. Moritz.

Anna.

Willkommen, mein Prinz.

Moritz.

Lassen Sie mich Sie willkommen heißen, Sie, meine Fürstin, waren die Erwartete.

Anna.

Der gestrige Tag hat Ihnen nichts Angenehmes gebracht.

Moritz.

Wie Anna, nichts Angenehmes? und er brachte Sie zurück!

Anna.

Aber ich, mein Prinz, ich brachte Ihnen nicht, was Sie wünschten —

Moritz.

Hat meine holde Fürstin mir ihre Gunst entzogen?

Anna.

Das nicht, aber —

Moritz.

Das nicht? Wenn das nicht, ſo habe ich nichts mehr zu wünſchen. Wenn Sie die Freundſchaft noch für mich haben, mit der Sie abreiſſen, wegen der Sie abreiſſen, ſo fürchte ich nichts, nicht einmal die Feindſchaft Rußlands. Und dieſe Freundſchaft, Sie haben ſie noch?

Anna.

Wenn Sie wüßten, wie unerbittlich Catharine —

Moritz.

O darnach habe ich Sie nicht gefragt.

Anna.

Wenn Sie wüßten, wie ich gebeten habe.

Moritz.

Das haben Sie wirklich?

Anna.

Aber vergebens.

Moritz.

O' das gilt mir einerlei, Herzogin. Wenn ich Ihre Bitten habe, was kümmern mich jene Verſagungen. Was Sie für mich gethan, macht mich ſo ſtolz, daß Catharinens Verſagen mich nicht entmuthigen kann.

Anna.

Schmeichler!

Moritz.

Schmeicheln thut nur, wer begehrt, nicht wer liebt. Warum ſoll der Mund ſchweigen, wenn das Herz ſpricht?

Anna.

Weil man den Worten nicht glauben wird, daß ſie vom Herzen kommen.

Moritz.

Und doch habe ich mich nur mit Ihnen beſchäftigt,

seit Sie fort waren. Ihr Bild hat mich nicht verlassen, und während Ihre Freundschaft für mich thätig war, hat Ihr Andenken mir die langen Tage der Unthätigkeit verkürzt.

Anna.

Und Sie verlangen, daß ich Ihnen das glauben soll, Moritz? Hörte ich doch sagen, Sie wären immer von einer Frau zur andern geflattert, und selbst Ihre warmsten Freunde, wenn sie von Ihren Tugenden sprachen, haben Ihre Beständigkeit nie gerühmt.

Moritz.

War's meine Schuld, Anna, daß ich mich nicht fesseln ließ, oder die Schuld meiner Freundinnen, daß sie mich nicht zu fesseln vermochten?

Anna.

Und diese Kraft sollte ich mir zutrauen? Geben Sie, Moritz, für so eitel halten Sie mich nicht.

Moritz.

Doch, ich halte Sie für zu klug, als daß Sie nicht wissen sollten, was alle Welt weiß, daß Anna unwiderstehlich ist.

Anna.

Still, Prinz, ich glaube Ihnen nichts, kein Wort.

Moritz.

Weil Sie mich nicht lieben, oder nicht geliebt sein wollen.

Anna.

Sehr kühn geschlossen.

Moritz.

Sehr einfach. Was man wünscht und was man gern glaubt, das glaubt man auch leicht.

Anna.

Und wenn ich Ihnen wirklich glauben wollte, was dann?

Moritz.

Das können Sie fragen? Wenn Sie an meiner Liebe glauben, wenn Sie sie erwiedern wollen —

Anna.

Wie, Moritz?

Moritz.

Der Gedanke Ihr Herz zu besitzen, macht mich so muthig, daß ich es wage das Höchste zu erbitten, was mir meines Lebens kühnste Hoffnungen vorgespiegelt haben, Ihre Hand, Anna —

Anna.

Mein Prinz, nicht weiter, ich verbiete es. Benutzen Sie nicht die Stunde der Schwäche, um mich zu einem Schritt zu überreden, der Ueberlegung fordert.

Moritz.

Daß ich ein Thor wäre, diesen Augenblick unbenutzt vorübergehen zu lassen. (Zu ihren Füßen.) Ihre Hand, Anna! jetzt, jetzt das Versprechen von Ihren Lippen. Es ist nur ein Wort. Können Sie ein Wort versagen, wo Sie so Vieles schon gaben? Anna, dies eine Wort. —

Ein Bedienter (öffnet die Thüre und meldet an).

Mademoiselle Lecouvreur!

Moritz (bei Seite).

Adrienne!

Anna (verlegen).

Stehen Sie doch auf, Prinz! (Moritz springt auf.) Später meine Antwort! (Adrienne erscheint in der Thür.)

Moritz (nachdem er sich gefaßt hat).

In Ihrer Hand, Ew. Hoheit, liegt mein Schicksal, Ihnen sei es empfohlen.

(Er verbeugt sich gegen Anna, dann geht er an Adrienne vorüber, die an der Thür stehen bleibt.)

Moritz (leise zu Adrienne.)

Sie hier Adrienne?

Adrienne (ebenſo).

Faſt will es mir ſcheinen, als wenn Sie mich nicht vermuthet hätten, aber vergeſſen Sie nicht! —

(Sie zieht die blaue Schleife aus dem Buſen.)

Moritz (leiſe zu Adrienne).

Immer noch eiferſüchtig! (ab)

Sechſte Scene.

Anna. Adrienne.

Anna (in großer Bewegung auf und ab).

Wie ungelegen kommt mir das Mädchen, wie ungelegen gerade jetzt. Und doch wer weiß, vielleicht hing das Glück meines Lebens an dieſer Minute. Wäre ſie wenige Augenblicke ſpäter gekommen, ſo hätte Moritz meine Hand, mit ihr wahrſcheinlich eine Krone.

(Pauſe während dem Anna heftig auf und ab geht, dann faßt ſie ſich und ſetzt ſich auf's Sopha).

Adrienne (tritt näher).

Ew. Hoheit hat befohlen! (Pauſe.)

Adrienne.

Sie haben mich rufen laſſen, gnädige Frau.

Anna.

Ganz recht. (Bei Seite.) Zerſtreuung iſt mir nöthig, trete Sie näher, mein Kind.

Adrienne.

Worin kann ich Ew. Hoheit zu Dienſten ſein?

Anna.

Sie giebt vor aus Paris zu kommen!

Adrienne.

Adrienne Lecouvreur, Mitglied des Theaters français zu Paris.

Anna.

Große Namen geben ſich die Leute alle. Iſt ſie allein, oder mit ihrer Bande?

Adrienne.

Ich verſtehe Ew. Hoheit nicht! (Bei Seite.) Den Banden, die mich hier feſſeln, wird ſie nicht nachfragen. (Laut.) Ich bin allein mit einem ergrauten Künſtler, der mein Begleiter iſt.

Anna.

Sie zwei werden aber nicht viel ausrichten können.

Adrienne.

Wie meinen das Ew. Hoheit?

Anna.

Hier zu Lande iſt man gewohnt, wenigſtens immer ein halb Dutzend zugleich auf der Bühne zu ſehen.

Adrienne.

Auch kamen wir nicht hierher um Comödie zu ſpielen, wenn wir nun auch vielleicht wider Willen dazu genöthigt ſind.

Anna.

Nein, zwingen will ich Sie nicht. (Bei Seite.) Die Perſon ſieht wirklich ganz anſtändig aus, (laut.) zwingen nicht, aber ich muß geſtehen, daß ich heute Abend gern etwas von ihren Künſten hätte, und da der Zufall Sie gerade einmal hergeführt hat, ſo werden Sie nicht unerbittlich ſein und das kleine Reiſegeld mitnehmen.

Adrienne (lächelnd).

Freilich iſt mir die Reiſe ziemlich theuer geworden —

Anna.

Da beißt ſie an: wenn man nur's Geld klimpern läßt, gleich ſind ſie da. Und dann habe ich einen Mann hier, der freigebig iſt —

Adrienne (bei Seite).

Das wäre ein Mittel, wieder zu einem Theil meiner Diamanten zu kommen —

Anna.

Und der, wie ich höre, Ihre Kunſtſtücke liebt.

Adrienne (bei Seite).

Kunſtſtücke? Aber ganz recht, die Kunſte meiner Liebenswürdigkeit und die Stücke meiner Dichter. (Laut.) Ich wiederhole es, Ew. Hoheit, daß ich allein bin —

Anna.

Und der Menſch, den Sie bei ſich hat?

Adrienne.

Iſt Tänzer.

Anna.

Ganz recht, und Sie?

Adrienne.

Schauſpielerin, Ew. Hoheit.

Anna.

Nun das wird wohl auf eins herauskommen. Meine Schauſpieler hier verſtehen ſich alle auf den Tanz.

Adrienne.

So weit ſind wir in Frankreich noch nicht.

Anna.

Und Sie kann wirklich nichts allein machen?

Adrienne.

Ich müßte denn die Ariadne auf Naxos ſpielen.

Anna.

Wer iſt Ariadne?

Adrienne.

Ein leichtgläubiges Mädchen, das ſeinem Geliebten nachläuft, Alles für ihn hingiebt und das er dann natürlich ſitzen läßt.

Anna.

Nun doch, das ſcheint unanſtändig zu ſein!

Adrienne.

Nicht im Geringſten, Ew. Hoheit.

Anna.

O Ihr Franzöſinnen nehmt es damit nicht ſo genau —

Adrienne.

Oder einige Scenen aus Phädra aufführen und Fleuri Hypolit sein lassen, oder Fleuri tanzen lassen, und seine Dame sein; aber das ist alles unmöglich.

Anna.

Geht Sie nicht auf dem Seil?

Adrienne.

Auf sehr unsicherem Boden oft genug, fast nicht besser als auf dem Seil, aber mit dieser Geschicklichkeit wenigstens kann ich mich nicht sehen lassen.

Anna.

Oder den Giertanz?

Adrienne.

Nein, gnädige Frau. (Bei Seite.) Voltaire, wenn Sie das hörten, Zaire den Giertanz!

Anna.

Werde ich denn nie auf Ihre Künste kommen? Tanzt Sie denn gar nicht?

Adrienne.

Doch, Ew. Hoheit, doch, ich tanze dem unwissenden Stolze und dem ungebildeten Hochmuth auf der Nase herum, ich erniedrige mich vor Niemand und trete mit freien fröhlichen Schritten durch die Welt.

Anna (etwas verlegen).

Ganz schön, aber ich frage, ob Sie nicht die Tanzkunst exercirt?

Adrienne.

Auch das, wenn ich es nicht auf der Reise verlernt habe. Es sind nun bald drei Monat her sein, daß ich auf dem Balle des Prinzen von Soubise mit dem Duc de Lorraine die Menuet aufführte.

Anna.

Was, Sie tanzen mit Prinzen und Herzogen?

Adrienne.

Grafen, Baronen, auch mit dem armen Hand-

werfer auf dem ländlichen Feste, wie es sich trifft, gnädige Frau, ich mache keinen Unterschied, unter welchem Kleide mir ein großes, ein gutes Herz entgegenschlägt.

Anna.

Und mit allen diesen großen Herren geben Sie um?

Adrienne.

Sie alle, Künstler und Gelehrte, Militairs und Civilisten, erweisen mir die Ehre meine Salons zu besuchen.

Anna (sehr verlegen).

Aber Sie stehen noch immer, Mademoiselle, wollen Sie sich nicht einen Stuhl nehmen oder ein Tabouret?

(Adrienne thut es).

Liebes Kind, Sie müssen mir das zu Gute halten, ich hatte gehört, Sie wären eine Schauspielerin.

Adrienne.

Die bin ich auch, gnädige Frau, und das ist mein Stolz. O, meine Geschichte ist sehr kurz, das wahre Talent bricht sich sehr schnell die Bahn. Mein Vater war ein armer Hutmacher zu Riome in der Champagne. Es ging ihm sehr dürftig, und seine Familie war groß. Ich war noch ein Kind, als er nach Paris zog, in der Hoffnung, seine Lage zu verbessern, aber das schlug ihm fehl. Wir bewohnten damals eine Kellerwohnung gerade dem Theater gegenüber. Die Neugierde, was wohl die geputzten Leute dort machten, zog mich zuerst an, ich schlich mich nach und erlebte zum erstenmale eine Theateraufführung. Dann öfter, kaum weiß ich selbst wie ich zugelassen wurde, aber ich besinne mich wohl, daß es mir eher klar wurde, daß dies mein Beruf, als es mir klar wurde, was die Schauspielkunst bedeute. Ein großer Schauspieler, Legrand, nahm sich meiner an. Er mußte

wohl mein Talent erkennen; von ihm lernte ich einige Rollen und er führte mich nach Straßburg, wo ich, ran noch ein Kind, zuerst die Bühne betrat. Ich wuchs heran, mit mir mein Ruf. Nach wenigen Jahren holte man mich nach Paris, ich gefiel; in kurzer Zeit war ich die erste Schauspielerin Frankreichs, reich und angesehen, und mein Vater, der sein ganzes Leben in der Dürftigkeit zugebracht hatte, konnte wenigstens hinter seidenen Gardinen sterben.

Anna.

Aber, mein Kind, wie kamen Sie zu allen den großen Connaissancen?

Adrienne.

Ich wurde Mode. Es machte den großen Herren in Paris Vergnügen, morgens der Schauspielerin Lecouvreur Diamanten und Perlen zu schenken, um zu sehen, wie sie in dem Haar der Roxane am Abend glänzen würden.

Anna.

Und deshalb kamen Sie in Ihre Salons?

Adrienne.

Nicht allein. In Frankreich, Ew. Hoheit, ehrt man den Geist, wo man ihm begegnet. Nicht überall, aber oft, hier und da, fühlt man die Fesseln des Standes von der Gewalt des Geistes gesprengt.

Anna.

Aber ich begreife nicht, wie Sie sich mit diesem Geist, dieser Bildung, — mit diesem Umgang zu einem so nichtsnutzigen Metier hergeben und den Pöbel mit Possen unterhalten können.

Adrienne (springt auf).

Possen, gnädige Frau, Possen, meine Kunst Possen? Und für den Pöbel? Nein, für ihn ist unsere Kunst nicht. Wehe dem Künstler, der sich so weit vergißt, seine Kunst zur Belustigung der Menge preis

zu geben. Wer sich nur belustigen will, für den ist die Kunst nicht da, wen sie nicht erhebt, für den ist sie nicht geschaffen. Nicht herabsteigen zum Geschmack der Menge soll der Künstler, zu sich erheben soll er ihn. Und wahrlich, gnädige Frau, dann sind es keine Possen. Das Leben zeigen wir, den Menschen, seine Leidenschaften, seine Freuden, seine Schmerzen, — oft auch seine Schwächen und Lächerlichkeiten. Fragen Sie die Thräne des Zuschauers, fragen Sie das Beben seines Herzens, fragen Sie seine Stimmung, die er mit zu Haus trägt, die ihn erhebt, bessert vielleicht, fragen Sie sie, ob das Possen waren, und mich, mich dann, warum ich Schauspielerin bin.

Anna.

Ich kann das Alles noch nicht so recht fassen. Warum, Mademoiselle, warum ließ ich Sie doch hierher kommen?

Adrienne.

Um mich den Eiertanz tanzen und um mich auf dem Seil springen zu lassen.

Anna.

Nicht doch, aber Sie selbst, wie kommen Sie nach Mitau?

Adrienne (bei Seite)

Die Frage hatte ich gefürchtet. (Laut) Auf der Durchreise, Ew. Hoheit, auf der Durchreise nach — nach — Wien.

Anna.

Nach Wien, nur da kommen Sie über Mitau?

Adrienne (bei Seite).

Ich fürchte da einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, — nun ich werde einen bekannteren nehmen, den der Schmeichelei. (Laut) Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Hof kennen zu lernen, von dem man in Paris mit der größten Anerkennung

ſpricht, von dem der König ſogar ſagte: „Ja Cardinal, Mitau iſt ein kleines Paris.“

Anna.

Wirklich?

Adrienne.

Und Se. Eminenz haben geantwortet: „Ja, Sire, weil die Herzogin Anna eine große Fürſtin iſt.“

Anna.

Jetzt, Mademoiſelle, jetzt weiß ich, um was ich Sie bitten wollte. Wir haben heute Abend ein kleines Heſſeſt —

Adrienne.

Und da ſoll ich den Si —

Anna.

Dem einförmigen Gang der Stunden durch ihre liebenswürdige Gegenwart eine Abwechſelung geben, Sie werden Verſailles nicht finden, aber vielleicht wieder erkennen.

Adrienne (bei Seite).

Nur der arme Fleuri, der ſo gern bei Herzogen zu Gaſte wäre. (Laut.) Ihre Güte, Hoheit, macht mich zu glücklich; und mein Begleiter?

Anna.

Natürlich, wird mit Ihnen kommen. Alle Künſtler ſind willkommen an meinem Hofe.

Siebente Scene.

Die Vorigen. **Bieren**, der ohne Adrienne zu beachten auf die Herzogin zugeht.

Bieren.

Nun, was haben wir heute Abend zu erwarten, Declamation oder Kartenkunſtſtücke?

Anna.

Sie haben doch immer ihren Pharaotisch im Kopfe, Bieren.

Bieren.

Wird uns Mademoiselle etwas vortanzen —

Anna (winkt ihm).

Tanzen, ganz recht, wir wollen tanzen, bestellen Sie Musik. O, Mademoiselle wird uns im Menuet ausstechen, und Sie mögen sich nur zusammen nehmen, Bieren, daß Sie Ihrer Tänzerin Ehre machen.

Bieren.

Was soll das heißen, Ew. Hoheit! Ich komme eben zu fragen, wo ich das Theater aufschlagen lassen soll?

Anna (leise zu Bieren).

Sein Sie doch still! Sie merken auch gar nichts mehr. (Laut) Herr Kammerjunker, bieten Sie Mademoiselle den Arm und führen Sie sie nach ihrem Gasthofe zurück. (Leise zu Bieren.) Das Mädchen hat in Paris mit Herzogen getanzt und Prinzen bei sich gehabt. Das ist da ganz anders als hier, aber wenn das in Paris so ist, so dürfen wir doch unserer Bildung kein Dementi geben. (Zu Adrienne.) Auf heute Abend!

Adrienne.

Wie Ew. Hoheit befehlen!

(Anna geht ab.)

Achte Scene.

Bieren. Adrienne.

Bieren.

Wunderbar! Also ich werde die Ehre haben, heute Abend —

Adrienne.

Mit mir zu tanzen, wenn anders ich Ihre Fur-
ien recht verstanden habe.

Bieren.

Und Sie werden nicht Comödie spielen?

Adrienne.

Doch, Herr Kammerjunker, ich werde helfen fran-
zösische Sitten in Curland darzustellen.

Bieren.

Dazu waren Sie von Paris hierher gekommen?

Adrienne.

Warum nicht? Der Künstler kann nicht zuviel
sehen und der Schauspieler wird überall lernen; ich
verspreche Ihnen wenigstens, daß ich jetzt die précieu-
ses ridicules von Molière vortrefflich spielen werde.

Bieren.

Doch muß ich gestehen, daß Sie da sehr theure
Studien machen —

Adrienne.

Darin mögen Sie nicht so unrecht haben.

Bieren.

Und wenn Sie keinen andern Zweck verfolgten —

Adrienne.

Ich wüßte doch nicht welchen. Um Politik be-
kümmern wir Künstler uns nicht, am wenigsten wir
Künstlerinnen. Um Theater kennen zu lernen, hätte
ich nicht nach Curland reisen müssen. Vielleicht war
es Sie verliebt zu machen —

Bieren.

Dann haben Sie Ihre Reise verloren —

Adrienne.

Freilich, die Curländer sind zu ungalant, so
reiste ich wohl nur, um mir eine üble Laune in Paris
zu vertreiben —

Bieren.

Dann war die Arznei ſchlimmer als das Uebel.

Adrienne.

Und was ſollte ich ſonſt hier noch ſuchen?

Bieren.

Ah, der Graf von Sachſen.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Moritz.

Moritz (bei Seite).

Adrienne noch hier? Die Unvorſichtige!

Bieren.

Sie kommen erwünſcht, Prinz, um mich zu lehren, wie man Franzöſinnen die Cour macht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Mademoiſelle Lecouvreur vorſtelle, eine franzöſiſche Schauſpielerin, wenn anders ich noch nöthig habe Sie bekannt zu machen.

Moritz.

Mademoiſelle ſind Franzöſin?

Adrienne.

Pariſerin.

Moritz.

Und ich faſt Pariſer. O ich liebe Paris, wie meine zweite Heimath!

Adrienne.

Das ſagen Sie, mein Prinz, Sie, ein Deutſcher?

Moritz.

Warum nicht? Wir Deutſchen können es uns überall wohl ſein laſſen, haben wir doch nicht zu fürchten, daß irgend ein Land unſer Vaterland in unſerm Herzen ausſtechen wird. Und was macht Paris?

Adrienne.

Es iſt glücklich, wie ſein König, der ſo eben in

den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin das seltene Glück kennen lernt, treu zu sein.

Bieren.

Ist die Treue in Paris so selten?

Adrienne.

In Paris, wie in der ganzen Welt. Nicht, mein Prinz?

Moritz.

Um so schlimmer ist es, wenn man sie nicht anerkennt, wo man ihr begegnet. Aber, wie geht es auf Ihren Theatern?

Adrienne.

Wie im Leben, nur schneller.

Bieren.

Natürlich. Dort ist man König für einen halben Abend, Herzog für eine Stunde. Gemalte Schlösser verfallen eher als wirkliche, wenn sie nicht Luftschlösser sind, und die Schminke macht schnell jung und alt.

Adrienne.

Doch ist nicht Alles falsch auf unsern Brettern. Man will sich erzählen, daß Schauspielerinnen ihre echten Steine für falsche Versprechungen hingaben, und doch mit falschen Steinen echten Beifall errangen. Aber kommen Sie, Herr Kammerjunker. Wollen Sie mir Ihren Arm erlauben? Leben Sie wohl, mein Prinz, bis heute Abend'

Moritz.

Auf Wiedersehen! (Er begleitet sie bis an die Thür, dann leise:) Boshafte Adrienne! (Bieren und Adrienne ab.)

Zehnte Scene.

Moritz (allein).

Reizendes Mädchen! wie reizend selbst in Deinem Muthwillen. Wie ganz anders bist Du als Alles,

was mich hier umgiebt. Liebliche Blume, aufgezogen vom Talent, aufgeküßt vom Hauche des Geiſtes, ſaugſt Du Deinen Glanz aus den Strahlen der Bildung. Anna iſt ſchön, faſt eben ſo ſchön als Adrienne, aber für allen dieſen Geiſt, dieſe Bildung, dies Talent, den Kuß des Himmels hat ſie nur eine Krone — nur eine Krone. Und mit dieſem friſchen Bilde Adriennen's im Herzen ſollte ich vor Annen hintreten und ihre Hand erbitten. Nein, jetzt nicht, jetzt iſt das unmöglich, und wenn Alles an dieſer Stunde hinge, wenn nach ihr eine Krone verloren wäre, jetzt könnte ich es nicht. (Er ſtürzt zur Mittelthür hinaus.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Ein kleines, aber elegantes Zimmer, was an die Geſellſchaftszimmer der Herzogin ſtößt. Im Hintergrund ein ſchwerer Vorhang, hinter dem man eine Geſellſchaft vermuthen muß (etwa auch zwei kleine Thüren, die mit Vorhängen geſchloſſen ſind). Linke eine Seitenthür. Während des ganzen Akts hört man hinter der Scene in kurzen Zwiſchenräumen Tanzmuſik.

Erſte Scene.

Bieren, allein.

Verwunſcht! Dieſe kleine Liſinka will nichts erzählen, ſelbſt mein Gold konnte ihre Zunge nicht löſen. Sie iſt alſo auch in dieſen Grafen von Sachſen verliebt. Daß ſie für mein Gold nicht empfänglich war, macht es mir wahrſcheinlich, daß ſie meine Liebkoſungen

zurückstieß, macht es mir gewiß. Aber das war vorauszusehen. Es hätte mich wundern sollen, wenn er so lange dieses niedliche vis-à-vis gehabt hätte, ohne es zu bemerken. Und wenn er es bemerkt hatte, konnte es ihm nicht schwer werden, diese leichte Tugend zu gewinnen. Ist denn aber die ganze Welt in diesen Menschen vernarrt? Anna, das finde ich begreiflich, Lünka, das konnte nicht anders sein, aber auch der stolze Adel von Curland, der sich weigerte, mich für ebenbürtig anzunehmen, auch der schroffe Bestuscheff, der mit seiner Gunst so karg ist, der die einzige, die er mir erwies, mir zur schwersten Pein an diesem Hofe machte. Aber wenn auch alles sich zu seinen Gunsten regt, der Boden zittert, auf dem Moritz steht. Frauengunst ist schnell zu gewinnen, schneller noch zu verlieren, und ein Geschichtchen kann Dich stürzen. Vielleicht konnte die Französin mir einige Nachrichten über seine Verbindungen in Paris geben. Aber nicht doch, sie stellt sich fremd zu ihm. Ist dies Fremdthun Wahrheit, so wird sie nichts wissen, und ist es Maske, so wird sie nichts erzählen, auch müssen endlich meine Correspondenten in Paris von sich hören lassen.

Zweite Scene.

Bieren. Adrienne und Fleuri, letzterer in einem Costüm, welches nahe an die Carricatur streift.

Adrienne.

Sieh da, Herr von Bieren. Ich rechne es als ein besonderes Glück, daß der erste, der mir in dieser unbekannten Umgebung begegnet, auch der einzige Bekannte ist, den ich finden konnte.

Bieren.

Doppelt glücklich für mich. Wer könnte diese

Bekanntſchaft machen, ohne mich um dies Begegnen zu beneiden?

(Fleuri hat ſehr tiefe Diener gemacht.)

Adrienne (leiſe zu Fleuri).

Genug, Fleuri. (Fleuri fährt fort ſich zu verbeugen.) Zuviel, Fleuri, hören Sie doch auf.

Fleuri (plötzlich Bieren erkennend).

Ah, Sie ſind es? unſer Freund aus dem Gaſthofe. (Reicht ihm die Hand und ſchüttelt ſie cordial.) Entſchuldigen Sie, aber ich hatte Sie im erſten Augenblick für etwas viel Höheres gehalten.

Adrienne (zupft ihn leiſe).

Sein Sie doch ſtill!

Fleuri.

Das ſchöne Kleid und dieſe noble Haltung —

Bieren.

Zu gütig. Freilich nach der Geſellſchaft, in der Sie mich finden, konnten Sie nicht geurtheilt haben. Wir müſſen Mademoiſelle in der That ſehr dankbar ſein, daß Sie uns heute franzöſiſche Sitten lehren, damit wir morgen unſere curländiſchen um ſo mehr ſchätzen.

Adrienne.

Und doch habe ich die Curländer ſo gelehrig in der Höflichkeit gefunden, denn nach dem Empfang von heute Morgen konnte ich die Aufnahme von heute Abend wahrlich nicht vermuthen.

Bieren.

Ich dachte, Mademoiſelle, wir wären ſo ſchnell, Fremde bei uns aufzunehmen, (mit einem Blick auf Fleuri) daß man es faſt Uebereilung nennen könnte.

Adrienne (leiſe zu Fleuri).

Aber, Fleuri, was machen Sie für entſetzliche Verbeugungen. Sie blamiren Frankreich.

Fleuri (ebenſo).

Ich blamire Frankreich mit meinen Complimenten, aber mein Gott, Adrienne, ich habe doch 30 Jahre beim Königlichen Ballet mit Erfolg —

Adrienne (ebenſo).

Sprechen Sie nur nicht.

Dritte Scene.

Herzogin Anna aus der Seitenthür.

Die Vorigen.

Anna.

Sieh da, Bieren, mit unſerer ſchönen Franzöſin, es ſcheint, als hätten Sie ſich unſern Auftrag von heute Morgen zu Nutze gemacht.

Bieren.

In der That, Ew. Hoheit, hoffe ich aus dieſer Bekanntſchaft noch allen möglichen Nutzen zu ziehen.

Anna (zu Adrienne).

Und der Menſch da, wahrſcheinlich ihr Begleiter?

Adrienne.

Monſieur Fleuri, penſionirter Tänzer vom Ballet des Königs.

Anna.

(Bei Seite) Eine poſſirliche Erſcheinung! (Laut.) Mein Hof wird jeden Künſtler willkommen heißen, ich ſchätze die Kunſt, und intereſſire mich für jeden, der ſie übt.

Bieren (leiſe).

Seit wann, Ew. Hoheit?

Anna (ebenſo).

Seit heute morgen!

(Fleuri iſt ganz ſteif ſtehen geblieben.)

Adrienne (leiſe).

Aber mein Gott, verbeugen Sie ſich doch, Fleuri.

Fleuri (ebenſo).

Sie wiſſen nicht, was Sie wollen.

Adrienne (ebenſo).

Das iſt ja aber die Herzogin.

Fleuri (zitternd).

Ach, du lieber Himmel!

(Fängt wieder an ſich zu verbeugen.)

Anna.

Ein närriſcher Menſch! Ich hoffe, man wird in Frankreich mit der Art zufrieden ſein, mit der ich ſeine Künſtler aufnehme.

Fleuri.

Entzückt, Ew. Hoheit! Und wir werden vergelten, wenn Sie der Himmel einmal nach Paris führen ſollte. Dieſe Aufnahme! So etwas iſt noch gar nicht dageweſen. Ich bei einer Herzogin!

Adrienne (zupft ihn, leiſe).

Fleuri!

Fleuri.

Bei einer Herzogin von Sibirien meine ich, oder von Curland. Mir ſteckt immer das verwünſchte Sibirien im Kopfe. Aber dafür ſtehe ich, ganz Paris ſoll es wiſſen, was Sie für mich thun. Ich werde es dem Corps de Ballet erzählen, aber noch nicht genug, jeder ſoll es erfahren, auch Ihr Collège Ludwig XV., ja wahrhaftig, das ſoll er, Ihr Collège, dazu werde ich ſchon Wege finden. Die Tänzerin Roſaline kennt einen Marquis, der bei Hofe ſehr angeſehen iſt, der ſoll es beim Könige anbringen.

Anna (zu Adrienne).

Ihr Freund ſcheint ein Schwätzer zu ſein. Aber wiſſen Sie, daß Ihre Geſchichte mich den ganzen Tag über beſchäftigt hat. Es hat etwas Wunderbares und Anziehendes, wenn ein Menſch ſich von der niedrigſten Stufe der Geſellſchaft zu den höheren Kreiſen erhebt.

Adrienne.

Ein Beweis mehr, Ew. Hoheit, daß wir durch die Kunst nur steigen.

Vieren.

Die Geschichten aller Künstler sind interessant. Vielleicht würde Monsieur Fleuri uns ein belustigendes Gegenstück zur Geschichte von Mademoiselle liefern.

Adrienne (bei Seite).

Abscheulich! Und ich war froh, daß er endlich einmal still war! Wahrhaftig, er fängt wieder an.

Fleuri.

Meine Geschichte! Ich war von Geburt ein Barbierjunge.

Vieren (zu Anna).

Ein Barbier? O lassen Sie uns das verschweigen, Ew. Hoheit. Der Adel von Gurland würde denken, die Welt hätte sich umgekehrt, weil wir einen Barbier in seine Gesellschaft gebracht haben, und weil dieser Barbier uns wahrscheinlich einen Bart gemacht hat.

Anna.

Aber, Vieren, Sie hören ja doch, daß die Künstler in Paris —

Vieren.

Mitunter sehr albern sein können, wollen Ew. Hoheit sagen —

Anna.

Sie sind unerträglich, Vieren, und jedes Wort erinnert mich daran, daß ich zu nachsichtig gegen Sie gewesen bin.

Fleuri.

Von meinem Meister bekam ich alle Tage Schläge, weil ich in der That sehr wenig Anlage für seine Kunst zeigte. — Meine Messer schnitten nur, wo sie nicht schneiden sollten, und waren stumpf, wo sie um Him-

meiswillen hatten scharf sein müssen. Als ich nun einmal einem Stammgast unserer Boutique beinahe die Kehle abgeschnitten hatte, gab mir der Meister den Laufpaß und ich war froh bei einem Vetter unterzukommen, der beim Theater Logenschließer war. Durch diese Fürsprache wurde ich Figurant. Nach 10 Jahren avancirte ich ins Corps de Ballet. Wieder nach 10 Jahren wurde man aufmerksam auf meine Entrechats, man übertrug mir einige Solos, und ich war Künstler.

Anna (zu Adrienne).

Aber sie sagten mir doch, das Talent breche sich überall schnell Bahn.

Adrienne.

Bald früher, bald später, aber endlich kommt es doch an's Ziel.

Anna (zu Fleuri).

Und Sie sind stolz auf Ihre Kunst?

Fleuri.

Na, das läßt sich halten. Man kann nur eben nicht wieder loslassen vom Theater. Die vier Stunden Uebung lassen sich noch ertragen, aber die Cabalen der Kollegen dagegen sind zu Tode.

Anna.

Dann entschädigt dann die Anerkennung des Publikums, das's nicht so, Mademoiselle, die Thränen der Zuschauer —

Fleuri (beleidigt).

Ich besitze nicht, Ew. Hoheit, jemals eine lamentable Figur gespielt zu haben.

Anna.

Das Verfließen der Menge —

Fleuri.

Warum das? Sie hätte mich 10 Jahre lang alle Abend dieselben Entrechats schlagen sehen.

Anna.

Aber, Mademoiselle, was hatten Sie mir für einen Begriff von der Kunst gegeben. (Leise) Bieren, befreien Sie mich von diesem albernen Menschen, bringen Sie ihn fort.

Bieren.

Ew. Hoheit geben mir seit heute immer so schmeichelhafte Aufträge.

Anna (leise zu Bieren).

Sehen Sie zu, was Sie mit ihm anfangen, aber sorgen Sie dafür, daß er so wenig als möglich bemerkt wird, und sollten Sie ihm auch den ganzen Abend nicht von der Seite gehen.

Bieren (ebenso).

Ich gewöhne mich daran, Ew. Hoheit Ungnade zu ertragen. Aber was soll ich mit ihm anfangen? Ich werde ihn an die Büffets führen und ihn essen lassen, das wird ihn unterhalten, (bei Seite) und trinken, das wird mir vielleicht einige Geschichtchen eintragen. (Laut) Erlauben Sie, Herr Fleuri, daß ich Sie mit der Küche Curlands bekannt mache.

Fleuri.

Das wird eine angenehme Bekanntschaft sein, mein werther Freund. (Beide ab.)

Vierte Scene.

Anna. Adrienne.

Anna.

Jedenfalls paßt er besser in unsere Küche als in unsern Salon. Wissen Sie, mein Kind, daß die Vorstellung, die Sie mir heute morgen von den Künstlern in Paris gegeben haben, an Ihrem Begleiter zum Theil wieder scheitert.

Adrienne.

Dann waren Ew. Hoheit entweder gegen mich zu gütig, oder Sie sind gegen den armen Henri zu hart. Das ist ein Mensch, der nur eine Leidenschaft hat: das Theater, der nur eins gelernt hat: seine Entrechats, dabei aber ein Herz so kindlich, so treu, wie wenige. Soll man es ihm übel nehmen, daß er das beste, was er hat, ein so liebenswürdiges Herz immer auf der Zunge trägt?

Anna.

Mag sein, doch begreife ich nicht, wie Sie einen so albernen Menschen um sich ertragen können?

Adrienne.

Dazu giebt es ein sehr einfaches Mittel: man muß ihn lieb haben.

Anna.

Wie? und liegt das Lieben so in Ihrem Willen? Aber freilich, das ist Ihre Kunst.

Adrienne.

Das wäre die glücklichste Kunst von der Welt. Aber ich scheide zwischen lieb haben und lieben: Lieb haben ist für die ganze Menschheit — Lieben nur für einen; es ist das Aufgehen der Seele in einem Gedanken, das Ueberströmen des Herzens in einem Gefühl. Wer lieb hat, sieht sich selbst in tausend Wesen wieder; wer liebt, sieht die ganze Welt nur in einem.

Anna.

Und können Sie das empfinden, weil Sie es alle Abend darstellen müssen?

Adrienne.

Nicht doch, Ew. Hoheit. Ich kann es darstellen, weil ich es empfand.

Anna.

Sie lieben? O Mädchen, ich könnte Sie umarmen — wenn ich nicht Fürstin wäre.

(In großer Aufregung auf und ab.)

Adrienne (bei Seite).

Sie liebt — und Moritz. Wen sonst? Kann man ihn sehen und auf der ganzen Welt noch einen andern lieben?

Fünfte Scene.

Moritz. Die Vorigen.

Anna.

Ah, mein Prinz, Sie ließen sich lange erwarten. Kennen Sie unseren schönen Gast?

Moritz.

Ich bin Mademoiselle heute im Vorzimmer Ihrer Hoheit begegnet.

Anna (ohne Absicht).

Und kannten Sie sich nicht schon in Paris?

Adrienne.

Auch das Volk in Paris hat seine Lieblinge. Den Grafen von Sachsen kannte jedes Kind.

Moritz.

Und jeder Gebildete die große Lecouvreur. Ich kannte Mademoiselle von der Bühne; aber ihre ganze Liebenswürdigkeit lehrte mich erst Mitau kennen.

Anna.

So danken Sie mir, Prinz, daß ich Ihnen dazu Gelegenheit gab.

Moritz.

Ich danke Ihrer Hoheit schon so viel, daß ich mich gerufen habe, mein ganzes Glück von dieser Hand abhängig zu machen. (Küßt ihr die Hand.)

Anna.

Der Prinz will Ihnen zeigen, Mademoiselle, daß Curon Galanterie auch in unseren Salons heimisch ist. Aber glücklich, daß Sie hier sind, Prinz. Mademoiselle hat mir noch nicht gesagt, wie ihr der Hof

zu Mitau gefällt. Sie kennen Paris und werden berichtigen, wenn unsere liebenswürdige Pariserin zu weit gehen sollte in der Höflichkeit und uns beistehn, wenn sie zu weit gehen sollte im Patriotismus. Nun, mein Kind, wie finden Sie unsern Hof?

Adrienne.

Ich habe hier wieder gefunden, was ich bisher nur in Paris kannte und schätzte, und wenn jeder mit meinen Augen sieht, so haben Sie jetzt keinen Hof der Welt zu beneiden.

Anna.

Sie weichen mir aus. Hinter diesem „Wenn" kann sich so vieles verstecken, daß ich diesen Ausspruch kaum als eine Galanterie nehmen kann. Nicht, Prinz?

Moritz.

Ich habe in dieser Antwort nur Schmeichelhaftes gefunden.

Adrienne.

Wenn das ist, mein Prinz, so haben Sie mich verstanden.

Moritz.

Und Ihre Gesinnung macht mich über alles glücklich, Mademoiselle.

Anna.

Sie nehmen sehr warmen Antheil an dem Ruf des Mitauer Hofes.

Moritz.

Ew. Hoheit Güte hat mich so verwöhnt, daß ich mich hier nicht mehr als Gast, und Curland als meine Heimath betrachte.

Anna.

Schon, Prinz? und doch bin ich Ihnen auf Ihre Frage von heute Morgen noch die Antwort schuldig.

Moritz.

Schlimm genug, aber noch schlimmer, wenn ich nicht so kühn wäre, sie zu errathen.

Anna.

Sie sind sehr schnell, mein Prinz.

Moritz.

Und Sie überaus langsam, meine gütige, unquäle Fürstin.

Anna.

Still doch! Mademoiselle wird böse sein, daß wir sie so schlecht unterhalten, und Vieren, daß wir ihm so lange seine schöne Tänzerin entziehen. Lassen Sie uns unsern Fehler wieder gut machen. Die Menuet hat angefangen, mein Kind, und Ihr Tänzer wartet.

Adrienne.

Wollen Sie ihn mir suchen helfen, Prinz?

(Adrienne und Moritz ab.)

Sechste Scene.

Anna. Darauf Moritz.

Anna.

Da geht er hin, und ich sehe es, ich werde kaum einen Augenblick finden, ihn allein zu sprechen. Aber wenn ich ihn auch fände, wenn ich auch allein vor ihm stände, ich könnte ihm doch nicht sagen, was mich bewegt und wenn das Wort auf meine Lippen tritt, das er von mir erwartet, nach dem ich selbst mich sehne, so drängt wieder eine unbegreifliche Angst es zurück. Sind das nicht Mentschikoff's Erinnerungen, Katharinens Verbote? Nicht sie, und doch weiß ich nicht was. Wenn ich meinen Verstand frage, er spricht nur ihn, mein Herz wie laut, wie laut für ihn — und doch — Er kommt! Fassung, Anna! (Moritz kommt.) Glücklich, mein Prinz, daß die Französin endlich

den Tänzer gefunden hat, und mir den Begleiter zurück sendet.

Moritz.

Glücklich für Sie, Anna, oder für die Französin?

Anna.

Für keine von beiden, nur für Sie, mein Prinz. Das Mädchen ist reizend und Sie mögen Ihr Herz nur in Acht nehmen.

Moritz.

Der Rath kommt zu spat, denn ich habe es schon verloren.

Anna.

An die Französin?

Moritz.

Welche Frage? Und Sie wissen doch, daß ich über mein Herz schon nicht mehr gebieten konnte, als Sie mich mit ihr bekannt machten.

Anna.

So werde ich meinen Rath aufheben für die, die Ihr Herz besitzt; möge sie es wahren, daß sie es nicht an die Französin verliere.

Moritz.

Meine schone Fürstin hat kein Glück im Rath geben, auch dieser ist unnütz.

Anna.

In der That?

Moritz.

Gewiß, denn Anna von Curland hat keine Nebenbuhlerin zu fürchten.

Anna.

Es wäre eine doppelte Thorheit, wenn ich das glauben wollte. Zu viel Vertrauen auf meine Anziehungskraft und auf Ihre Beständigkeit.

Moritz.

Es ist doppeltes Verbrechen, was Sie da aus-

sprechen, Verrath an Ihrer Liebenswürdigkeit und an meiner Liebe.

Anna.

Nun ich Ihnen gestehn, Moritz, daß mein Zweifel mir entsetzlich schwer wird, weil ich Ihnen so gern glaubte?

Moritz.

O, dann zweifeln Sie nicht mehr, sonst würden Sie mir das nicht gestehen.

Anna.

Doch Freund! Vielleicht würde ich Ihnen leichter glauben, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie beleidige — wenn ich keine Krone trüge.

Moritz.

Wie das, meine Fürstin?

Anna.

Weil ich mir sage: Vielleicht will er Deine Hand, um eine Krone zu erringen.

Moritz.

Anna! Nein, sagen Sie, ich möchte eine Krone haben, um dieser Hand würdig zu werden.

Anna.

Und wenn das wäre, Moritz, es wäre entsetzlich. Wenn ich Ihnen ein Herz brächte und Sie nur meine Hand begehrten. O es wäre ein furchtbares Unglück für uns Beide — für uns Beide. Moritz, bedenken Sie das. Aber noch eins, wenn Sie nur die Krone wollten — unterbrechen Sie mich nicht — wenn Sie keine Liebe für mich haben, wohlan, so werde ich mich mit Ihrer Freundschaft begnügen. Sprechen Sie es aus. Behalten Sie Ihre Hand — und die Freundschaft wird Ihnen erringen, was der Liebe nur vielleicht leichter geworden wäre.

Moritz.

So kann Anna sprechen, dieselbe, die vor wenig Augenblicken noch gestand, daß sie mich liebte?

Anna.

Vergessen Sie das. Ein Frauenherz zu zertreten, das achtet Ihr Männer ja gering. Ich werde es Ihnen verzeihen, daß Sie mich nicht lieben konnten — wenn Sie mich verrathen, das könnte ich Ihnen niemals vergeben. — wer kommt da?

Siebente Scene.

Bestuschew. Die Vorigen.

Anna.

Kann man denn niemals allein sein?

Bestuschew.

Verzeihung, Ew. Hoheit. Aber um allein zu sein bittet man sich keine Gesellschaft.

Anna.

Ein Schicksal hing an diesem Augenblick —

Bestuschew.

Wer konnte das erwarten? Hinter diesem Vorhang taumelt der Hof von Mitau mit den Freuden einer geselligen Stunde, der Klang, der ihre Tänze begleitet, dringt hierher, und man soll errathen, daß seine Herzogin hier über Schicksale entscheidet —

(Er will sich zurückziehen.)

Anna (winkt ihn zurück).

Bleiben Sie, Bestuschew! Sie mahnen mich mit Recht, daß ich einen falschen Ort gewählt habe. Es ist so besser! Gönnen Sie mir einen Augenblick, um mich zu sammeln, mein Prinz, und überlegen Sie Ihre Antwort, selbst wenn Sie sie jetzt schon geben könnten. (Sie winkt ihm zu gehen.)

Moritz (bei Seite).

Nun jetzt hatte ich den Muth gehabt, ihr alles zu gestehen. (Er geht ab.)

Achte Scene.

Anna. Bestuschew.

Anna (nach einer Pause)

Sie sind mein Freund, Bestuschew?

Bestuschew.

Darauf habe ich nichts zu antworten. Oder würden Sie einem Worte mehr glauben als jahrelangem Handeln? Wenn Sie Worte verlangten, gnädige Frau, hätten Sie den Sachsen hierbehalten und mich fortschicken sollen.

Anna.

Ich weiß, Bestuschew, was Sie mir werth sind, daß ich es weiß, soll diese Stunde Ihnen beweisen. Aber antworten Sie mir. Lieben Sie diesen Grafen von Sachsen?

Bestuschew.

Ich weiß ihn zu schätzen. Meiner Liebe hat der Prinz niemals nachgefragt, und mein Herz ist nicht mehr jung genug, um sich so leicht zu verschenken.

Anna.

Desto besser. Sie werden mir um so unparteiischer rathen. Der Prinz bewirbt sich um meine Hand —

Bestuschew.

Ich weiß es, aber ich glaubte, Sie würden meines Rathes nicht mehr bedürfen.

Anna.

Doch' Curland hat ihn gewählt. Sie selbst gaben ihm Ihre Stimme. Das beweist mir, daß Sie ihn werth halten, eine Krone zu tragen. Aber Ihre Wahl konnte sie ihm noch nicht geben. Sie hatten Recht! Ein Land wird Moritz beglücken; glauben Sie, daß er auch ein Weib glücklich machen kann?

Bestuschew.

Das ist nicht mein Fach, Hoheit!

Anna.

Aber wenn Ihre Freundin Sie fragt, Ihre Tochter.

Bestuschew.

Meiner Gebieterin werde ich antworten. Eine Fürstin hat andere Pflichten als jedes andere Weib. Was ihr zukommt, darf ich Ihnen sagen. Curland hat gewählt, von Ihnen hängt es ab, die Wahl wirksam zu machen oder zu vernichten. Curland hofft auf Sie, und Sie können noch zweifeln? Sie hätten das Wohl Ihres Landes eher bedenken sollen, als das Glück Ihres Hauses; die Stimme des Volkes eher fragen, als die Stimme Ihres Herzens. Wenn aber, wie ich glaube, beide zusammen sprechen, dann habe ich ja nichts mehr zu rathen.

Anna.

Versteh' ich Sie recht, Bestuschew? (Sehr heiter.) Wissen Sie es denn, daß Sie mich glücklich machen. Dank Ihnen, daß Sie mir eine Nothwendigkeit gaben, wo Zweifel mich quälten. Wenn es nothwendig ist, so kann ich ja glücklich sein ohne Wahl. — Führen Sie mich hin, wo der lauteste Jubel in meinem Saale erschallt, jetzt bin ich in der Stimmung, ihn zu theilen.

(Sie gehen ab.)

Neunte Scene.

Adrienne und Moritz kommen.

Moritz.

Nun, meine theure Adrienne, sind Sie zufrieden? Den ganzen Hof haben Sie verdunkelt. Triumphe auf Triumphe!

Adrienne.

Als ob ich die hier gesucht hätte.

Moritz.

Aber wie schön Sie auch sind, wie schön! Lachen

Sie denn nicht über alle die geputzten Erscheinungen, bei denen aus jeder Falte die Geschmacklosigkeit sieht?

Adrienne.

Wirklich, ohne Eigenliebe Moritz, heute habe ich erst gemerkt, daß ich Geschmack habe. Dazu muß man nach Curland kommen.

Moritz.

Und doch sehe ich Sie mit Kummer so ohne Ihre Diamanten. Nicht daß ich Sie noch strahlender gewünscht hätte, das wäre unmöglich; aber was hätten die curländischen Damen für Augen gemacht, wenn Sie sie selbst darin übertroffen hätten, was einzig an ihnen Werth hat.

Adrienne.

Mehr Achtung, Prinz, für die Damen Ihres Landes. Aber woran erinnern Sie mich da! An meine Steine? Und sehen Sie denn nicht, daß ich einen kostbareren Schmuck an mir trage, als alle die geputzten Holzpelinnen?

Moritz.

Zwar bin ich daran gewöhnt, immer neue Schätze an Ihnen zu entdecken, aber ich finde nicht, was Sie meinen.

Adrienne.

Nicht? Und ich würde es Ihnen nicht zeigen, wenn es nicht auch in anderer Beziehung nothwendig wäre. — Hier diese blaue Schleife.

(Sie zeigt ihm die blaue Schleife, die vorn am Kleide steckt.)

Moritz.

Meine Schleife? freilich ein sehr kostbarer Schmuck.

Adrienne.

Dessen Werth, Gott sei Dank, nur wir beide kennen. Und Sie hatten sie schon vergessen. — Ich müßte wenig Talent haben zu beobachten, wenn ich

nicht bemerkt hätte, daß Sie auf dem besten Wege sind, mein Gefangener zu werden.

Moritz.

Was meint die muthwillige Adrienne?

Adrienne.

Daß Sie in die Herzogin Anna verliebt sind

Moritz.

Schon wieder eifersüchtig?

Adrienne.

Und wenn ich nun ein Recht dazu hätte?

Moritz.

Um das zu haben, müßten Sie weniger reizend sein.

Adrienne.

Sie für beständig zu halten, wäre eine zu große Thorheit, als daß Sie sie mir zutrauen sollten.

Moritz (bei Seite).

Wie Anna! — (Laut) Sie verlangen Complimente, Adrienne, aber ich werde Ihnen nicht den Gefallen thun, da Sie mich beständig quälen.

Adrienne.

Oder die Complimente sind Ihnen in Curland ausgegangen, was ich wahrscheinlicher finde.

Moritz.

Wer so schön ist, so geistreich, wird eine Nebenbuhlerin nicht fürchten —

Adrienne.

Wenn sie nicht zufällig eine Krone trägt.

Moritz.

Als ob dieser schönen Stirn eine Krone fremd wäre.

Adrienne.

Gehen Sie, Prinz, eine Krone, die der Theater-Friseur mir für eine halbe Stunde aufdrückt.

Moritz.

Und die Ihr Talent Ihnen verdiente.

Adrienne.

Ein Reich von 10 Schritten im Durchmeſſer.

Moritz.

Das eine Million von Herzen umfaßt.

Adrienne.

Und das ich um ſo weniger theilen kann. Die Herzogin Anna iſt ſchön —

Moritz.

Ohne Anmuth —

Adrienne.

Sie hat Geiſt —

Moritz.

Aber ohne Bildung —

Adrienne.

Das alles haben Sie aber, und da die Herzogin auch hat, was Ihnen fehlt — eine Krone. — O ich will Sie wohl noch darauf aufmerkſam machen, wie gefährlich die Herzogin für uns beide iſt.

Moritz.

Um zu beweiſen, wie groß Ihre Reize ſind, die das alles beſiegen.

Adrienne.

Sagen Sie, was Sie wollen, Prinz, aber fürchten Sie die blaue Schleife.

(Sie eilt ab. Moritz folgt ihr.)

Zehnte Scene.

Fleuri in einer Weinlaune. Vieren.

Fleuri.

Sind wir hier allein? So brauch' ich mich nicht mehr zu geniren. Freundchen, mein liebes, einziges, prächtiges Freundchen, was ich glücklich bin! (Er umarmt ihn.) Aber ich bin doch hier auch bei der Her-

zogin! Juchhe! ich bei einer Herzogin! (Er springt im Zimmer umher.)

Vieren (bei Seite).

Jetzt glaube ich ist der Zeitpunkt gekommen.

Fleuri.

Was werden die Alle sagen in Paris, daß der alte, lahme, pensionirte Fleuri bei Herzoginnen geladen wird, und sich durch die Hintertreppe zu Prinzen schleichen darf!

Vieren.

Was sagen Sie, durch die Hintertreppe?

Fleuri.

Ja, das möchten Sie wissen. Aber ich habe auch meine Geheimnisse. Ja, ja, ja, ja, was man erlebt, wenn man ein Bein bricht.

Vieren.

Aber nur werden Sie doch erzählen. —

Fleuri.

Nichts, nichts, Freundchen, Adrienne hat's verboten. Aber Ihre Weine sind excellent, excellent, vor allen mein Landsmann der Champagner, ach mein süßer, lustiger, sprudelnder, knallender Landsmann —

Vieren.

Sie sehen, wir bekommen mitunter auch Gutes aus Frankreich.

Fleuri.

Ach du lieber, herzgütiger, himmlischer Gott! Frankreich, mein Frankreich, und Paris und das Theater français, das kennen Sie aber alles nicht, ach Gott, daß man da fort sein muß, (fängt an zu weinen.) fort vom Theater français. Was sie heute wohl spielen, ach wenn ich nur wüßte, was sie spielen, (er schluchzt laut) ganz gewiß ein Lustspiel, ganz gewiß, denn mit der Tragödie ist's nun, seit Adrienne fort ist, rein aus. Ein Trauerspiel ohne die Lecouvreur!

Bieren.

Faſſen Sie ſich, Herr Fleuri.

Fleuri.

Aber wenn ich nicht in Paris ſein kann, dann will ich von der ganzen weiten Welt doch am liebſten hier ſein, in Mitau, bei ſo guten, kreuzbraven, lieben Leuten, bei ſo vornehmen Leuten, bei ſo zuthunlichen Leuten. Hier iſt man beinah wie in Frankreich, wenn Adrienne hier iſt, und der Graf von Sachſen, und Herr Beauvais.

Bieren.

Wie, Sie kennen Beauvais?

Fleuri.

Ach Gott, ich werde doch meine Freunde kennen, und Herr Beauvais iſt mein Freund, ja wahrhaftig das iſt er, wie Sie. Aber wiſſen Sie, daß Sie ſehr geſcheut geweſen ſind, den Grafen von Sachſen zu Ihrem Herzog zu machen? Einen beſſeren konnten Sie gar nicht finden auf der ganzen Welt.

Bieren.

Meinen Sie, Herr Fleuri?

Fleuri.

Der Graf von Sachſen, ich kenne ihn ja, von Paris, der paßt ſich zu dem Poſten wie kein Anderer das können Sie glauben.

Bieren.

Von Paris ſagen Sie?

Fleuri.

Ja freilich vom Anſehn, von Weiten. Er ſaß immer vorn in der erſten Loge, wenn Adrienne ſpielte. Aber gekannt habe ich ihn noch nicht, damals ging ich noch nicht aus und ein bei Adrienne.

Bieren.

Aber er?

Fleuri.

Ja freilich, das wußte ganz Paris. Mein Gott, nun hab' ich's ja doch erzählt. Aber das thut nichts, Ihnen, Sie sind ja ein Freund, Ihnen kann ich's sagen. Und nun will ich Ihnen einen Rath geben. Wenn Sie den Grafen zum Herzog gemacht haben, so machen Sie Adrienne zur Herzogin. Zu ihm paßt doch keine wie sie, dann kommt sie her und hilft regieren, und da werden Sie glücklich sein. Aber ob sie's thut? Na, wir reden alle zu. Sie giebt freilich 'ne schöne Gage auf. —

Bieren.

Aber sagen Sie, Herr Fleuri, warum kamen Sie eigentlich hierher mit Mademoiselle? —

Fleuri.

Ja wenn ich das wüßte, mir hat's sie's ja nie gesagt. Um den Grafen von Sachsen, das ist gewiß. Aber wenn ich sagte: Adrienne, Sie sind in ihn verliebt! sagte sie immer: Fleuri, Sie sind ein Narr! Wer hatte nun Recht, sie oder ich?

Bieren.

Vielleicht beide. Waren Sie denn schon beim Grafen?

Fleuri.

Natürlich, gleich auf der Stelle, über die Hintertreppe.

Bieren (bei Seite).

Ah, der Schreibtisch!

Zwölfte Scene.

Moritz. Die Vorigen.

Bieren.

Sie haben Glück, mein Prinz, Freunde wohin man hört. Herr Fleuri war eben dabei, laut Ihr Lob zu verkünden.

Moritz.

Fleuri? Wie, was konnte er ſagen?

Fleuri.

Nichts als die Wahrheit! Aber da konnen Sie uns aus der Verlegenheit helfen, Prinz. Mein neuer Freund mochte ſo gern wiſſen, warum wir hierher gekommen ſind, Adrienne und ich.

Moritz.

Nun und ich?

Fleuri.

Sie ſollen es uns ſagen. Sie wiſſen es am beſten.

Moritz.

Ich? ſind Sie bei Sinnen. Der Menſch iſt betrunken, Herr von Bieren.

Bieren.

Meinen Gw. Hoheit in der That?

Fleuri.

Stellen Sie ſich nur. Ach, ach, ach! Sie wiſſen Beſcheid. Und was wäre denn in der Chatoulle geweſen, die wir Ihnen auf's Zimmer getragen haben, und die ſo ſchwer war?

Bieren.

Ich glaube wahrhaftig, Sie haben Recht, mein Prinz, der Menſch iſt betrunken.

Fleuri.

Sagen Sie es doch, Prinz, der Herr iſt ja unſer Freund, ſagen Sie es doch.

Moritz.

Wir müſſen Sorge tragen, daß er zu Haus gebracht wird, ich werde gleich Anſtalten treffen.

Bieren.

Wie, gnädiger Herr, Sie wollten ſich bemühen?

Moritz.

Kommen Sie, Herr Fleuri, ich werde Ihnen Antwort geben. (Moritz und Bieren wollen Fleuri ab-

fahren, als ſie in der Thür ſind, tritt ihnen die Herzogin entgegen.)

Anna.

Mein Prinz, ich ſuchte Sie!

(Fleuri und Vieren ab.)

Zwölfte Scene.

Anna. Moritz.

Moritz (bei Seite).

Ich muß ihn mit dieſem Menſchen allein laſſen, wir ſind verloren!

Anna.

Sind Sie mir böſe, Moritz?

Moritz (bei Seite).

Nur Aufrichtigkeit kann mich noch retten, ſonſt iſt alles verüber. (Laut.) Ew. Hoheit!

Anna.

Reden Sie nichts, ich weiß es, daß Sie mir zürnen, mir zürnen, daß ich Ihnen nicht vertraut habe.

Moritz.

Wenn ich Ihnen alles ſagen könnte, Anna.

Anna.

Wozu noch? ich glaube Ihnen ja, ich glaube Ihnen alles. O ich bin ſo glücklich! Sie lieben mich und das iſt genug. Wie, noch immer ſo ernſt? Es wird Alles gut werden, morgen ſchreibe ich nach Rußland.

Moritz.

Nach Rußland?

Anna.

Ja habe ich es doch ausgeplaudert. Und ich wollte Euch damit überraſchen.

Moritz.

Meine gütige Fürſtin!

Anna.

Aber Du bist mir immer noch nicht, wie ich Dich wünsche, freue Dich doch, ich bin so freudig. Gute Nacht, Moritz! Morgen bringe mir ein freudiges Gesicht. Gute Nacht, mein Freund.

Moritz.

Gute Nacht!

(Er führt sie zur Thür links, wo sie abgeht.)

Dreizehnte Scene.

Moritz. Darauf Adrienne, endlich Bieren.

Moritz.

Sie will mein Geheimniß nicht hören, o nun ist alles verloren. Dies Geheimniß in Bierens Händen, in den Händen des Feindes.

Adrienne (kommt).

Die Herzogin hat den Saal verlassen, die Gesellschaft bricht auf, und ich suche Fleuri überall. Sieh da, Moritz.

Moritz.

Adrienne, was haben Sie gemacht? Wie konnten Sie diesen Fleuri hierher bringen?

Adrienne.

Der arme Schelm wollte so gern einmal mit Herzoginnen und Prinzen in Gesellschaft sein. Und da ich ihm den Gefallen thun konnte — Sie wissen es, Moritz, ich kann Niemand etwas abschlagen.

Moritz.

Aber er hat sich hier betrunken —

Adrienne.

Abscheulich!

Moritz.

Noch mehr, er hat alles ausgeplaudert, daß wir

uns kennen, daß Sie bei mir waren, Alles, kurz ich bin vernichtet.

Adrienne.

Aber mein Gott!

Moritz.

Daß Sie das auch nicht vorher bedenken konnten!

Adrienne.

Ich Moritz, habe ich denn je etwas vorher bedacht?!

Bieren (kommt).

Meine schöne Französin, ich suchte Sie eben. Ihr Begleiter befindet sich bereits, (zu Moritz) und ganz sicher, in seiner Wohnung, mein Wagen harrt auf Sie.

Adrienne.

Fleuri hat doch nicht —

Bieren.

Schaden genommen? O nicht im Geringsten. Junge, Kopf, sogar die Füße — was bei einem Tänzer um so wunderbarer — waren etwas unsicher geworden.

Moritz (leicht).

Der Wein hat ihm närrische Geschichten vorgespiegelt.

Bieren.

Wie immer. Die Franzosen sind schalkhaft, sie umschmeicheln und überlisten einen. Daß der Champagner es auch thut, beweist uns, daß er ein Franzose —

Moritz.

Und daß Ihr Champagner ächt ist.

Bieren.

Ganz recht, man liebt ihn, aber man darf ihm nicht vertrauen. Wer wird also auf die Reden hören, die er erzeugt. Aber, Mademoiselle, welchen allerliebsten Fächer Sie da haben.

Adrienne.

Er gefällt Ihnen?

Bieren.

Wie man doch auf Einfälle kommt. Sie werden mich auslachen, aber was würden Sie denken, wenn Sie einmal auf Ihrem Schreibtisch zu Paris zwischen Rollen und Briefen, Sporen, einen Degen, Federhut, was weiß ich, finden sollten?

Adrienne.

Sehr einfach, ich würde denken, daß ich den Abend eine Männerrolle zu spielen hätte.

Bieren.

Aber wenn das nicht wäre?

Adrienne.

Wie sollte dann ein Degen auf meinen Schreibtisch kommen?

Bieren.

Aus Sympathie. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich gestern Abend, noch ehe Sie in Mitau angekommen sein wollten, gerade solchen Fächer auf dem Schreibtisch eines gewissen Herrn zwischen Karten und Planen habe liegen sehen —

Adrienne.

In der That?

Moritz.

Ja wahrhaftig. Sie werden mir nicht glauben, Mademoiselle, aber gerade solchen Fächer besitze ich.

Adrienne.

Warum nicht? Sie werden ihn bei Jaques Raymond rue St. Honorée gekauft haben, und ich freue mich, daß wir gleichen Geschmack haben. Fächer sehen sich ja so ähnlich — wie ein Degen dem anderen, da Sie einmal von Degen sprechen, Herr von Bieren.

Bieren.

Als wenn sie dieselben wären.

Adrienne.

Freilich, und sind doch oft so verschieden. Wer

sieht es einem Degen an, ob er Feinde beſiegt hat, oder ob er immer in ſeiner Scheide ſtecken geblieben iſt.

Bieren.

Natürlich, Frauen haben keine Augen für Degen.

Adrienne.

So wenig als Männer für Fächer. Sollte ich nun einmal auf meinem Schreibtiſch in Paris, wie Sie meinen, Ihren Degen antreffen, Herr von Bieren, könnte ich nicht wahrhaftig in den Irrthum verfallen, er hätte ſchon Blut vergoſſen?

Bieren.

Und das würden Sie ohnfehlbar, denn Sie würden glauben, er gehöre einem Mann, der ſchon das Glück gehabt hat, ſeinen Degen in der Schlacht zu führen, und deſſen Degen doch in Zimmern gewiſſer Damen nichts Ungewöhnliches iſt.

Adrienne.

Die Lichter geben eher aus, als Ihre Laune. Wollen Sie mich an den Wagen führen, Prinz?

Moritz (indem er ſie fortführt, leiſe).

Er weiß Alles, und wir ſind verloren.

Vierzehnte Scene.

Bieren (allein).

Ja, die Lichter verlöſchen wie Ihre Hoffnungen, Herr Graf. Alſo die Franzöſin kam ſeinetwegen her, und war bei ihm. Das wußte ich, aber das hätte ich auch errathen können. Was fang' ich nur an mit dieſer Geſchichte? Zur Herzogin? nicht doch, das wäre ihr ungeſchickt. Anna iſt keine Frau, die man mit Klatſchgeſchichten abſpeiſen kann, und wenn ſie hört, daß meine Quelle das berauſchte Gehirn eines albernen Tanzmeiſters iſt, ſo iſt ſie im Stande, da ſie doch einmal auf dieſen Grafen von Sachſen verſeſſen iſt, die

Franzosin über die Grenze zu schicken und den Grafen lieber heut' als morgen zu heirathen, um ihn sicher zu haben. Aber Lisinka? Mit meinem Gelde konnte ich ihr Vertrauen nicht erkaufen, vielleicht mit meinen Geschichten, und ich muß gestehen, daß ich da einen sehr guten Handel mache. O Moritz, ich will aus dem Stroh abgedroschener Geschichten einen Scheiterhaufen zusammentragen, in den die Flamme der Eifersucht nur zu schlagen braucht, um alle Deine Hoffnungen in Rauch aufgehen zu machen.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Geschlossenes Zimmer. Mitteltür. Links eine Seitentür. Rechts vorn ein Fenster. Nicht weit davon ein Schreibtisch mit Zubehör. Links im Vordergrunde ein Camin.)

Erste Scene.

Moritz kommt durch die Mitte.

Was soll das Alles bedeuten? Ich weiß nicht, ob ich gestürzt bin oder ob mir unbegreiflicher Weise die Herzogin ihre Gunst erhalten hat. Den ganzen Morgen ist sie nur Niemand zu sprechen gewesen, und jetzt läßt sie mich zu sich bescheiden. Was es auch sei, ich bin auf Alles gefaßt. Die ganze Geschichte hat etwas unheimlich Mysteriöses. Draußen auf der Gallerie steckt mir Jemand dies Briefchen zu und huscht vorüber. (Er erbricht das Briefchen.) Von Lisinka! Armes Mädchen, hatte ich Dich doch beinahe vergessen. (Er liest.)

„Seit zwei Tagen habe ich Sie nicht gesehen

Wahrſcheinlich haben Sie in den Armen der franzöſiſchen Schauſpielerin, die Ihnen von Paris nachgelaufen iſt, die arme Liſinka und die Betheuerungen Ihrer Liebe vergeſſen."

So, alſo ſelbſt die Kammerfrauen wiſſen das ſchon? Das ſetzt mich wenigſtens über den Erfolg meiner Unterredung mit der Herzogin außer Zweifel. (Lieſt weiter.)

„Nichts deſto weniger liebe ich Sie noch ſo ſehr, daß ich Ihnen eine Mittheilung machen muß, die Ihnen wichtig iſt."

Eine Mittheilung! will dieſe Kleine auch mit in das Rad meines Schickſals eingreifen?

„Deßhalb erwartet Sie heute Abend um 9 Uhr
Dero liebende, verrathene Liſinka."

Ganz gut abgefaßt und faſt feierlich geſchrieben. Meine Achtung ſteigt für das Mädchen, und wenn ich bis 9 Uhr noch in dieſem Schloſſe geduldet werde, ſo werde ich kommen. Es wäre übrigens auch das erſte Rendez-vous, was ich ausgeſchlagen hätte. (Er ſteckt das Briefchen ein.) Hm! die Thür öffnet ſich, nun werde ich ja erfahren, wie meine Sache ſteht.

Zweite Scene.

Beſtuſchew aus der Thür links. Moritz.

Beſtuſchew.

Ah, mein Prinz, die Herzogin erwartet Sie.

Moritz.

Sehr glücklich; aber dürfte ich Ew. Excellenz fragen, was mich noch erwartet?

Beſtuſchew.

Wie meinen Sie das?

Moritz.

Aufrichtig geſprochen, Excellenz, ich wüßte gern,

in welcher Stimmung ich die Herzogin finden werde. Sie, ihr Vertrauter, der Einzige, wie ich höre, den sie heute vorließ, wird mir am besten Auskunft geben können. Wie stehen meine Angelegenheiten bei Ihrer Gebieterin? Verschweigen Sie mir Nichts, denn ich bin auf Alles gefaßt.

Bestuschew.

Sie haben nie besser gestanden. Die Herzogin ist glücklich in dem Gedanken, Ihnen anzugehören, und hat sich den ganzen Tag nur mit Ihnen beschäftigt.

Moritz.

Unbegreiflich!

Bestuschew.

Hören Sie selbst, mein Prinz. (Er begleitet Moritz bis an die Thür links.)

Moritz (im Abgehen für sich).

Sollte der Bieren wirklich mehr einfältig und weniger schlecht sein, als ich glaubte?

(Er geht ab.)

Bestuschew (allein).

Was mag hier vorgehen! Der Prinz, der früher, bei so wenig Hoffnung, so viel Assurence zeigte, scheint jetzt, wo er nahe daran ist, sein Ziel zu erreichen, vollständig entmuthigt. Und Bieren schleicht mit fröhlichem Gesicht umher, jetzt, wo seine Gunst völlig verloren und seine Stellung sehr unsicher geworden ist. Von der Seite, fürchte ich, werden unsere Hoffnungen untergraben, wenn wir sie am sichersten begründet denken. Der Mensch muß vor allen Dingen entfernt, wo möglich vernichtet werden. Er namentlich darf die Kurstin nicht sprechen, bis Alles entschieden ist. Da ist er

Dritte Scene.

Bieren. Bestuschew.

Bieren.

Unsere Gebieterin noch immer nicht sichtbar? Die Festlichkeit scheint sie sehr angegriffen zu haben.

Bestuschew.

Möglich. Aber sagen Sie, Bieren, was hatten wir gestern für abenteuerliche Gestalten in unseren Salons?

Bieren.

Abenteuerlich? Ich will nicht hoffen, daß Ew. Excellenz den Grafen von Sachsen meinen.

Bestuschew.

O Sie wissen sehr wohl, wen ich meine. Sie selbst brachten diese Menschen hierher.

Bieren.

Ach die Comödiantin und den Tänzer, ganz recht. Ich brachte sie auf Befehl der Herzogin, und Sie werden es mir hoffentlich nicht zurechnen, daß Anna seit einiger Zeit die Abenteurer liebt.

Bestuschew.

Sie hätten besser auf die Menschen Acht haben sollen —

Bieren.

Daß sie nicht stahlen? Nicht doch, Excellenz, das war nicht zu vermuthen, nach dem, was ich erfahren habe —

Bestuschew.

Aber der eine soll sich betrunken und ungebührlich betragen haben.

Bieren.

Der arme Schelm! er hat wahrscheinlich die Warnung nicht bekommen, die Ihnen die Herzogin gestern gab. (Er will in die Thür links. Bestuschew vertritt ihm den Weg.)

Bestuschew.

Die Herzogin ist für Niemand zu sprechen.

Bieren.

Für Niemand? Seltsam! Sie werden gestehen, Excellenz, daß es mit mir schnell bergab geht. Gestern wunderten Sie sich, daß ich warten mußte, und heute finden Sie es ganz natürlich, daß ich abgewiesen werde. O das muß sich schnell ändern oder ich weiß in der That nicht, wohin das führen wird.

Bestuschew.

Und doch, dächte ich, wären Sie noch lange nicht dahin, wo Sie anfingen.

Bieren.

Ganz recht, das war bei Ihrer Gunst, Excellenz, und es hat allen Anschein, daß der Himmel mich so tief nicht wird sinken lassen.

Bestuschew.

Warum nicht? Eben noch habe ich Sie der Herzogin zu einer wichtigen Sendung empfohlen.

Bieren.

Und Sie wollen das doch nicht für ein Zeichen Ihrer Gunst ausgeben? Schlimm genug, daß Sie mich empfehlen mußten, wenn nicht schlimm genug, daß Sie mich empfahlen. Aber Anna hat mich seit gestern so mit Aufträgen beehrt, daß ich über Nichts mehr staune. Soll ich etwa nach Paris, um ein Dutzend von den Geliebten des Grafen von Sachsen hierher zu holen?

Bestuschew.

Nicht doch, Bieren. —

Bieren

Schade, das wäre doch dem armen Grafen zu gönnen gewesen.

Bestuschew.

In der That, zu solcher Botschaft hätten wir

keinen passenderen finden können. Was hatten Sie sich unter Wegs nicht Alles von verlorener Gunst erzählt?

Bieren.

Freilich, davon läßt sich so viel sagen!

Bestuschew.

Aber diesmal geht es einen bekannten Weg — nach Petersburg, mit Depeschen an die Czarin —

Bieren.

So? wozu das? Für den Orden, dächte ich, hätten wir uns schon bedankt. (Bei Seite.) Der Himmel sei gelobt, daß ich Mittel habe, diese Depeschen zu vernichten und diese Reise unnöthig zu machen. (Laut.) Und wann meinen Sie, Excellenz, daß ich abreisen werde?

Bestuschew.

In einer Stunde.

Bieren.

Und wann werde ich die Befehle der Herzogin in Empfang nehmen?

Bestuschew.

Sie werden ihre Aufträge aus meiner Hand erhalten. Machen Sie sich bereit, Herr von Bieren. Die Sache leidet keinen Aufschub. — (Ab.)

Bieren (allein).

Nach Petersburg, und ohne die Herzogin zu sprechen! Allerliebst! Ich mit meinen Geschichten nach Petersburg? Warum nicht? Ich kann ja damit, wenn ich zurückkehre, der Gnädigsten die Laune der Flitterwochen verderben. Schönes Geschäft! Dem Himmel sei Dank, ich habe aus früheren Zeiten, wenn auch nicht mehr so viel Gunst, doch noch so viel Unverschämtheit übrig, um Anna, selbst wider ihren Willen, zu sprechen. — Aber nicht doch. Lisinka kann ihr die Geschichten beim Auskleiden erzählen. Das ist besser. Denn sie ist so sehr in den Sachsen verliebt, daß ihr

die Nachrichten unwillkommen sein werden, und es ist ein schlechtes Geschäft, der Ueberbringer unerwünschter Botschaft zu sein. Ich werde zwei Meilen von hier ein Rad brechen und so langsam reisen, daß mich ein Courier zu Fuß einholen kann! —

Vierte Scene.

Moritz aus der Thür links. Bieren.

Moritz (bei Seite).

Die Herzogin giebt mir ihre Hand, und die Krone ist mir sicher. Fortuna, daß du blind wärest, hatte ich schon gehört, aber daß du auch taub bist, habe ich erst heute erfahren. (Laut.) Herr von Bieren? Wunderbar! Sie, der sonst überall sind, Sie sah ich gestern Abend zum letzten Mal, als Sie so geistreiche Schlüsse aus der Aehnlichkeit zweier Fächer zogen, und nun finde ich Sie erst jetzt wieder, hier, im Zimmer der Herzogin, die für Niemand zu sprechen ist. —

Bieren.

Ich suchte Sie, mein Prinz. —

Moritz.

Doch nicht etwa hier? Und doch möchte ich behaupten, ich wüßte, was Sie hier suchten — und ich hätte es dort gefunden.

Bieren.

In der That, mein Prinz? —

Moritz (halb leise).

Die Gunst der Herzogin!

Bieren.

Ah, Prinz, warum sollte ich die suchen?

Moritz.

Weil Sie sie verloren haben.

Bieren.

Wirklich? Aber wie Sie mich erschreckten. Ich

suchte etwas ganz anderes. Die Herzogin schickt mich nach Petersburg und ich suchte hier meinen Reisepaß. Nun glaubte ich wahrhaftig, den hätte Ihnen dort die Herzogin gegeben.

Moritz.

Das konnten Sie glauben, Sie, der so tiefe Blicke in die Sympathie gemacht hat.

Bieren.

Als wenn man sich nicht irren könnte! Glauben Sie mir, Prinz, die Dinge sind nicht alle so, als sie scheinen, und man kann nicht behimmt über eine Sache urtheilen, ehe sie nicht vorüber ist. Aber da Sie auf meine Sympathie kommen, muß ich Ihnen doch wieder ein Paar wunderbarer Fälle mittheilen. Denken Sie! Gestern Abend betrinkt sich ein armer Tänzer, und heute Morgen soll ein großer Herr Beklemmungen deshalb gehabt haben; gestern findet eine Französin ihren alten Anbeter wieder, und heute treffe ich deshalb eine curländische Kammerfrau, die sie gar nicht kennt, in Thränen. Was sagen Sie dazu, Prinz?

Moritz.

Daß, wenn die Thränen der Kammerfrau eben so unnütz waren, als die Beklemmungen des großen Herrn, Ihre Geschichten nur halb hätten wahr sein brauchen.

Bieren.

Auch wenn ich zwei Hälften streiche, bleibt noch die wunderbare Geschichte: daß ein Tänzer sich betrinkt, weil eine Französin ihren Anbeter wiederfindet. Und damit wird's doch wohl seine Richtigkeit haben, Prinz.

Moritz.

Warum nicht? Es wird nichts Außerordentliches sein, daß einer sich in Curland betrinkt, und daß die Damen in Frankreich ihre Anbeter verlieren. Aber Sie

gehen nach Petersburg, Bieren, mit Bedauern höre ich es —

Bieren.

Wie, Prinz, Sie werden mir doch eine so ehrenvolle Botschaft nicht mißgönnen?!

Moritz.

Gewiß nicht; aber wir werden Sie vermissen.

Bieren.

Nicht doch! Ich fühle es wohl, wie wenig ich dazu beitragen konnte, Mitau angenehm zu machen. Es ist ein schweres Leben am Hofe, und der Erfolg zeigt, daß ich dazu nicht tauge. Bald muß man wenig reden und viel erzählen, bald viel sehen und nichts erzählen, und endlich muß man auf diesem schlüpfrigen Boden, auf dem Niemand fest steht, sogar noch Menuet tanzen. Die Künste sind für mich zu schwierig, Prinz, — also lassen Sie mir immerhin meine Reise nach Petersburg.

Moritz.

Meinen Glückwunsch dazu, Herr v. Bieren.

Bieren.

Sollte ich Ihnen nicht auch Glück dazu wünschen können?

Moritz.

Warum nicht? Einen Glückwunsch, noch dazu, wenn er von Herzen kommt, wird man immer gebrauchen können auf dem schlüpfrigen Boden, auf dem man sogar noch Menuet tanzen muß —

Bieren.

Auf dem man auch ohne Tanz fallen —

Moritz.

Und im Fallen noch tanzen kann.

(Er geht ab.)

Fünfte Scene.

Bieren. Ein Bedienter.

Bieren (allein).

Die Herzogin nicht zu sprechen! — Nun, wenn mir diese Thür verschlossen bleibt, so weiß ich eine andere, die sich leichter öffnet, und die ebenso zum Ziele führt. (Er geht an den Schreibtisch und schreibt ein Billet, das er zusammen faltet.) Vor meiner Abreise noch dies Gift in den Abendtrank der Herzogin, der Hochzeitsrausch wird vergehen und der arme Prinz wird sehr nüchtern aufwachen. Und woher kommt das Alles? Aus dem Geist der muthwilligen Traube der Champagne, der glücklicher Weise in das richtige Gebirnchen gefahren ist. (Er öffnet die Thür und winkt einem Bedienten.) Kasimir! Willst Du dies Zettelchen bestellen und diesen Thaler verdienen?

Bediente.

Ich stehe ganz zu des Herrn Kammerjunkers Diensten.

Bieren.

Und mein Thaler zu den Deinen. Hier dies Briefchen an Mamsell Lisinka, aber sobald als möglich, hörst Du?

Bediente.

Vollkommen.

Bieren (bei Seite)

Und nun auf die Reise nach Petersburg, die hoffentlich nicht weit gehen soll und mit der es nicht viel später aus sein wird, als mit den Hoffnungen des Grafen von Sachsen.

(Ab. In der Thür begegnet er Bestuchew, der schon einige Zeit sichtbar gewesen ist.)

Sechste Scene.

Bestuschew. Der Bediente.

Bestuschew.

Der Kammerjunker von Bieren gab Dir ein Billet?

Bediente.

Ew. Excellenz —

Bestuschew.

Streite es nicht. Ich habe es gesehen, und verlange das Billet.

Bediente.

Die Hände, denen ich es übergeben sollte —

Bestuschew.

Sind nicht die meinigen? Narr, Du bist ja bei Sese und noch so unerfahren? Wenn er Dich für die Annahme bezahlte, werde ich Dich für die Auslieferung belohnen. Du kannst keinen bessern Nutzen aus diesem Billet ziehen, als wenn Du es mir verkaufst — noch dazu, da ich es Dir würde abnehmen lassen. — Hier, (er giebt ihm Geld) das ist leicht genug verdient.

Bediente.

Da Ew. Excellenz befehlen — (giebt das Billet)

Bestuschew (liest es.)

An wen diese Zeilen?

Bediente.

An Mamsell Lisinka.

Bestuschew.

Ganz recht. Ich weiß, Bieren geht zu ihr seit einiger Zeit. (Liest)

„Man schickt mich nach Petersburg. Vor der Abreise muß ich Dich noch sprechen, also erwarte mich heute Abend um 9 Uhr. Bieren."

Nichts weiter, eine Liebschaft. Den Brief kannst Du besorgen. (Er giebt ihn zurück.) Aber nicht doch, er ist schon besorgt. (Wirft ihn in den Kamin; winkt dem

Bedienten, zu geben.) Bei diesem Menschen weiß man beim Unschuldigsten nicht, was dahinter lauert. Auf die Gefahr hin, eine hübsche Kammerfrau ein Schäferstündchen verpassen zu lassen, mag der Brief in den Flammen sein Ziel finden. — Wenn Bieren fort ist, haben wir viel gewonnen. Ich habe keine Liebe für den Grafen von Sachsen, aber in ihm sehe ich Curland's einzige Rettung. Wohlauf denn, ihm eine Krone, uns einen Herzog. Sein starker Arm, seine muthige Brust werden uns gegen die Feinde schützen, die uns Verderben drohen. Anna liebt ihn, mit ihrer Hand ist er uns gesichert. Da ist sie.

Siebente Scene.

Bestuschew. Anna.

Anna.

Wie mir leicht ist, Bestuschew, seit das Wort von meinen Lippen. Er liebt mich, er sagt es, und warum sollte ich ihm nicht glauben? — Wäre es denn ganz unmöglich, Bestuschew, daß mich Jemand lieben könnte? Aber freilich, Sie darf ich nicht fragen. Sie, der eifrig den Brautwerber macht.

Bestuschew.

Ich habe die Ueberzeugung, so meinem Vaterlande und meiner Gebieterin am besten zu dienen.

Anna.

Freilich! Wie ernst. Kann man denn eine so heitere Sache so ernst behandeln? Alter, ich wollte ja einen, der sich mit mir freute, und Sie geben mir wieder die kalte Ueberlegung. Aber wen senden wir nach Petersburg?

Bestuschew.

Ich habe bereits, im Namen Ew. Hoheit, Bieren die Botschaft übertragen.

Anna (lacht auf).

Vieren? prächtig! In diesem Gedanken war mehr Humor, als Du vielleicht selbst glaubst. Vieren, um mir einen Bräutigam zu erbitten. Und wie lieb ist es mir, daß ich ihn jetzt grade hier los bin.

Bestuschew (bei Seite).

Er scheint uns Allen lästig zu sein.

Anna.

Aber was wird er ausrichten? Sie werden einwilligen müssen, sie werden. O wir haben auch hier unseren Willen, nicht wahr? Ich trage auch eine Krone, ich, eine Großfürstin von Rußland, werde doch das durchsetzen können. Hier sind meine Briefe. Ich habe Euren Rath befolgt. Dieser Brief nimmt das Recht in Anspruch, dieser hier wendet sich an das Herz der Czarin. Hier fordere ich die Krone Curlands für den Herzog, vertrete die Rechte meines Landes; hier fordere ich sie für den Gatten. Ich weiß schon, was sie sagen werden; Mentschikow wird ihm seine Geburt vorwerfen, aber das Mädchen von Marienburg kennt ja ihr Volk, sie wenigstens wird über die Geburt hinweg sehen, sie, die das Schicksal so hoch über die Verachtungen ihrer Wiege hinfort trug. Wenn Peter der Große den mächtigsten Scepter der Welt in die Hände Katharina's legen konnte, warum sollte nicht seine Nichte die Krone von Curland auf das Haupt des Grafen von Sachsen drücken?

Bestuschew.

Ew. Hoheit haben Niemand Rechenschaft über Ihre Handlungen abzulegen.

Anna.

Als der Geschichte! Es wäre doch unangenehm, wenn die Nachwelt mir nachsagen wollte, ich hätte eine Mesalliance geschlossen.

Bestuschew.

Die Geschichte wird sagen, daß Sie die Wünsche Ihres Landes gehört haben. Das ist der größte Ruhm eines Fürsten.

Anna.

Was seid Ihr Anderen doch glücklich, die Ihr nichts nothig habt, an der Geschichte zu arbeiten.

Bestuschew.

Das, dachte ich, thäte die Menschheit, zu der jeder gehört, der Bauer wie der Fürst!

Anna.

Ach Gott! da sind wir wieder auf die leidige Politik gekommen, und ich habe darüber meine ganze Freude vergessen. — Hier sind die Briefe! Bestuschew, verlassen Sie die Provinzen auf, und eilen Sie sich, mir ist's als wäre jede Minute kostbar. (Bestuschew setzt sich an den Schreibtisch und schreibt. Anna für sich.) Was bin ich glücklich! Endlich werde ich mich wieder freuen können an einem Mann, den ich liebe, den ich mir erwählte. Er soll das so kurz genossene, so bald vom Schicksal geraubte Glück der Ehe mir wieder erblühen. O ich bin so froh, einen Platz zu gewähren, der ich befehlen durfte, mein Herz an einen Mann zu hängen, den ein Wort meines Mundes vernichten konnte. Ihr Thoren, Euer Reich ist aus, Herrschsucht nennt Ihr und, Ihr Männer, o aber unser Herz räumen sie Euch so gerne die Herrschaft ein. Und welch' selig, dem Mann, den wir lieben, so viel geben zu können, die Wünsche seines Ehrgeizes zu erfüllen, wie nur denen seines Herzens nachkommen. Und dieser Mann! Moritz! Ich bin stolz, Dir zu gehören! fort die feigen Wege der Bitten, fort die krummen Pfade der Intriguen, offen, frei, gerade will ich gehen. — An wen schreiben Sie, Bestuschew? —

Bestuschew.

An den Fürsten Mentschikow.

Anna.

Recht! ihn müssen wir vor allen Dingen gewinnen, dann ist Katharina uns sicher. (Wieder für sich) Und wenn wir es erreicht, zerrissen sei dann das Gewebe von Lügen, das mich umstrickt. Mein ganzes Verhältniß zu Katharina war eine Lüge, aber ich brauche mich so wenig meiner Wahl zu schämen, daß ich ihr wahr entgegentreten will. Sie soll es sehen, daß ich ihrer Macht trotze, daß ich sie nicht fürchte. Was schreiben Sie, Bestuschew? —

Bestuschew.

Daß der Adel von Curland entschlossen wäre, sich Polen in die Arme zu werfen, wenn Rußland die Wahl des Grafen von Sachsen nicht bestätigt.

Anna.

Ist das wahr?

Bestuschew.

Nicht doch, Ew. Hoheit. —

Anna.

Aber es ist gut, lügen Sie ihnen das immer vor, es wäre doch möglich, daß sie es glauben. Einer mag den anderen schrecken, haben wir sie doch alle lange genug gefürchtet. Doch jetzt ist mir, als wenn ich mich muthiger fühlte, diesen Mann zur Seite. Ja wahrlich! ich fürchte keine Macht mehr, wenn Curland einen Herzog hat, keine Macht der Welt. Sind Sie noch nicht fertig, Bestuschew?

Bestuschew.

Ich mache den Fürsten so eben darauf aufmerksam, daß Ferdinand von Kettler sich einen Nachfolger wählen wird und an Preußen einen Bundesgenossen hat, der täglich mächtiger wird.

Anna.

Ja, da haben Sie ganz Recht. Das hatte ich gar nicht bedacht. Du lieber Gott! wieder ein neuer Feind. Man kommt doch aus der Furcht nicht heraus. Wissen Sie, daß Sie mich da entsetzlich beunruhigen? Aber was war das? (Man hört unter dem Fenster einen Lärm von verworrenen Stimmen.) Was ist das? doch nicht eine Revolution? Ich fürchte mich ganz entsetzlich! (Sie öffnet das Fenster. Bestuschew steht auf.) Eine Menge Menschen, die Wache dazwischen. Aber ich kann in der Finsterniß nichts unterscheiden! (Bestuschew geht an die Thür, es schlägt 9 Uhr.) Sie werden mich doch nicht allein lassen, Bestuschew! in dieser Aufregung allein lassen, Bestuschew?

Bestuschew.

Was kann es sein? Ich werde den Diener hinunter schicken und fragen lassen.

(Er geht hinaus und kehrt gleich zurück.)

Anna.

Nur keine Revolution —

Bestuschew.

Was hätte Ew. Hoheit zu fürchten?

Anna.

Alles. Denken Sie an Carl Stuarts blutiges Haupt, an so viele meiner Vorfahren, die ein Aufruhr kürzte, die von Mörderhand fielen. Schützen Sie mich, Bestuschew, die Stimmen werden lauter. Vielleicht haben Sie von meiner Wahl gehört und mißbilligen sie. — Wenn das ist, Bestuschew, o so sagen Sie ihnen, sie sollten mich nicht tödten, ich wollte ja heirathen, wen sie wollen, aber ehe ich mich tödten lasse, — lieber den Tod. Aber nicht doch, ich weiß nicht mehr was ich sage.

Bestuschew.

Wenn sich Ew. Hoheit beruhigen wollte, es kann ja nichts sein.

Anna.

Wie, diese Millionen Menschen, die in's Schloß dringen? (Bediente kommt.)

Bestuschew.

Da ist der Diener! Nun Casimir, was giebts?

Bediente.

Die Wache hat einen Mann arretirt.

Anna.

Und die Anderen? sprich!

Bediente.

Es waren nur noch zwei, ein alter Mann mit einer Laterne, und eine Frauensperson, die man für Mamsell Lisinka erkannt hat. Der alte Mann ist fortgegangen, und Lisinka hat sich nun über den Corridor in ihr Zimmer begeben.

Anna.

Aber wie kam meine Kammerfrau in den Aufruhr?

Bediente.

Durch das Fenster.

Anna.

Wie? und der Mann, ist er ein Mörder? Erzähle doch Casimir, Du siehst meine fürchterliche Angst.

Bediente.

Nach dem was ich gehört, hat die Wache einen Mann mit einem weißen Mantel über den Schloßhof kommen sehen und gerade auf das Fenster der Mamsell Lisinka zu.

Bestuschew (bei Seite.)

Bieren, und eben hat es 9 Uhr geschlagen.

Bediente.

Die Mamsell ist an's Fenster getreten und da derselben nicht lieber sind, als daß ein Mann hinan-

reichen kann, haben sie sich zusammen beisprochen. Darauf soll der Mann gesagt haben: Komm' in mein Zimmer, da sind wir sicher: die Mamsell steigt ihm auf die Schulter, und er geht mit ihr in der Finsternis fort. Da kommt ein alter Mann mit einer Laterne, sieht die beiden, wird neugierig und will ihnen ins Gesicht leuchten. Der Mann im Mantel will das nicht leiden, und da er die Hände nicht frei hat, stößt er mit dem Fuß in die Laterne; das glückt ihm auch, nur daß er ausgleitet, mit der Mamsell auf den alten Mann fällt, und daß beide ein großes Geschrei erheben. Nun kommt die Wache hinzu, und da der Mann im Mantel sich nicht will zu erkennen geben, nimmt sie ihn gefangen.

Anna.

Weiter nichts? Und ich war so besorgt. Geh', Sawwir, sage der Wache, sie soll den Mann laufen lassen und für Ruhe sorgen.

Bestuschew.

Weiter nichts, sagen Ew. Hoheit? (bei Seite.) Jetzt gilt's, Bieren zu vernichten. (laut.) Weiter nichts? Und rechnen es Ew. Hoheit für nichts, daß die Unsittlichkeit es wagt, bis vor Ihre Fenster zu dringen?

Anna.

Aber was soll ich denn machen, jetzt wo ich so Wichtiges vorhabe.

Bestuschew.

Gerade deßhalb Ew. Hoheit, gerade deßhalb. Darf man es leiden, daß Sie selbst in so wichtigen Dingen gestört werden, dürfen wir die Angst vergeben, in die Ew. Hoheit versetzt waren?

Anna.

Ich in Angst? Nicht doch, Bestuschew.

Bestuschew.

Geben Sie ein Beispiel, strafen Sie die Ruhestörer, die Unsittlichen —

Anna.

Aber ist's denn so was Schlimmes, daß einer meine Kammerfrau für ein Stündchen entführen will?

Bestuschew.

Sehr schlimm, daraus entstehen die Intriguen des Hofes, das Spioniren. Daher kommen die Geschichten, wahr oder unwahr in's Volk, die hier in den Gemächern des Schlosses geschehen sein sollen. Ew. Hoheit selbst werden nicht geschont, und während Sie weise und großmüthig das Wohl des Landes berathen, macht man dem Volke vielleicht weiß, Sie sinnen auf Liebesgeschichten.

Anna.

Abscheulich! Sie haben recht, Bestuschew, das müssen wir bestrafen, exemplarisch bestrafen. Die Wache soll den Mann in das Vorzimmer führen! (Bediente ab.) Aber es ist recht ärgerlich, gerade jetzt, wo ich so vieles verbaue, was mir am Herzen liegt, gerade jetzt —

Bestuschew.

Ein Fürst muß immer bereit sein, Gerechtigkeit zu üben.

Anna.

Und das will ich, ohne zu fragen; die schlimmste Strafe, die mir der Augenblick eingiebt. (Die Thür öffnet sich, im Vorzimmer sieht von der Wache umgeben, in einem weißen Mantel gehüllt, Moritz).

Bestuschew.

Der Graf von Sachsen! Mein Himmel, wer konnte das denken? (Moritz tritt herein, Anna winkt, die Thüren schließen sich.)

Anna.

Moritz!

Achte Scene.

Moritz. Bestuschew. Anna.

Moritz.

Meine Fürstin, welchem Zufall ich auch das Glück verdanke, heute Abend noch einmal vor Sie zu treten, wie wunderbar auch die Art sein mag, die mich hierherführt, vergönnen Sie mir zwei Worte zu dem Herzen meiner hohen Frau, zwei Worte ohne Zeugen.

Anna.

Bleiben Sie, Bestuschew!

Moritz.

Ew. Hoheit werden mich nicht ungehört verdammen.

Anna.

Ich brauche Sie nicht zu hören, Herr Graf von Sachsen, denn ich habe Sie nicht zu richten. Sie, ein deutscher Edelmann, stehen nicht unter curländischem Gericht. Das Gastrecht, das ich Ihnen gewährte, schützt Sie, selbst jetzt noch, wo ich dies Gastrecht aufhebe.

Moritz.

Doch Anna, Sie müssen mich hören. Daß Sie mich werth hielten, mir Ihr Herz zu schenken, berechtigt mich dazu; daß Ihnen mein Herz gehört, macht mich dreist, es zu fordern.

Anna.

Ihr Herz? Herr Graf, ich bin nicht gewohnt, irgend etwas mit meinen Kammerfrauen zu theilen, ich beneide ihnen Ihr Herz nicht.

Moritz.

Anna!

Anna.

Sagte ich Ihnen nicht, daß Sie mein Gast nicht mehr sind? Gute Nacht, Herr Graf von Sachsen! (Sehr bitter.) Gute Nacht, Herzog von Curland!

(Sie geht ab.)

Moritz.

Sie geht! Ew. Excellenz, laſſen Sie mich nicht an allem verzweifeln, ſtehen Sie mir bei, helfen Sie mir die Fürſtin verſöhnen.

Beſtuſchew.

Jetzt nicht, mein Prinz, jetzt nicht. Zwingen Sie ſie nicht, im Zorn das Aeußerſte auszuſprechen. Was ſie einmal beſtimmt, davon bringt keine Macht der Welt ſie zurück. Ich werde für Sie thun, was ich kann, aber jetzt folgen Sie ihr nicht.

Moritz.

Ihnen, Excellenz, übergebe ich mein Schickſal.

Beſtuſchew (im Abgehen für ſich.)

Jetzt fürchte ich, iſt Alles verloren. Und ich ſelbſt, mit allzu geſchäftiger Hand, führte die Kataſtrophe herbei, die uns vernichtet. Einen Bieren wollte ich verderben, und ein Bieren geht triumphirend hervor! (Folgt der Herzogin.)

Neunte Scene.

Moritz. Dann Adrienne und Beauvais.

Moritz (allein.)

Unglückſelige Liſinka, wie recht hatte Diedau mich vor ihr zu warnen. Aber was giebts da —

Adrienne (hinter der Scene.)

Laſſen Sie doch, Beauvais, ich bin ja hier wie zu Hauſe.

Beauvais (ebenſo.)

Aber Mademoiſelle! —

Moritz.

Adrienne, jetzt hierher! O muß das Schickſal denn Alles in einer Stunde zuſammen drängen, was mich verderben kann. Wenn ſie hier getroffen würde oder wenn ſie die Geſchichte mit Liſinka erführe — in

beiden Fällen wäre ich verloren — denn sie ist eifersüchtig, und die unglückselige blaue Schleife lieferte mich in ihre Hand.

(Adrienne, von Beauvais gefolgt, der sie vergebens zurück zu halten sucht, eilt herein.)

Adrienne.

Da sind Sie, Prinz, da sind' ich sie endlich, und Beauvais, der mir vorschwatzen wollte, Sie wären nicht hier.

Moritz.

Was ist Ihnen, welche Qual?

Adrienne.

Habe ich Sie nicht seit gestern Abend vergebens erwartet? Einen ganzen Tag, Moritz, ohne Sie zu sehen, und wir sind an einem Orte. Und da habe ich denn immer an Sie gedacht, und ein Gedanke ist in mir aufgestiegen, den ich Ihnen mitteilen mußte.

Moritz.

Was kann das sein?

Adrienne.

O spotte nicht! es ist etwas Ernstes, etwas sehr Ernstes, die Gestaltung Ihres Lebens hängt davon ab. —

Moritz (bei Seite)

Schon wieder. Liegt denn mein ganzes Schicksal in Frauenhänden?

Adrienne (lacht.)

Aber erst muß ich Ihnen etwas sehr Lustiges erzählen. Das muß erst vom Herzen, sonst habe ich keine Laune zu ernsten Dingen. Denken Sie, Moritz, denken Sie, hier in diesem alten, ernsten, finsteren Schloß, denken Sie nur, hier — gehen auch Abenteuer vor, hier giebt's auch Liebesintriguen.

Beauvais (bei Seite.)

Als ob das etwas neues wäre.

Adrienne.

Und jetzt, gerade jetzt, noch ist keine Stunde verstrichen, unter diesem hellen Mond, der noch leuchtet, ist's geschehen. —

Moritz (bei Seite.)

Sollte Sie schon wissen? (laut) Wie kommen Sie darauf, Adrienne?

Adrienne.

In meiner Ungeduld Sie zu sehen, bei der Nothwendigkeit Sie zu sprechen, schicke ich vor einer Stunde Fleuri mit einem Billetchen an Sie ab. — Er macht sich mit seiner Laterne auf den Weg —

Moritz.

Mit einer Laterne, sagen Sie?

Adrienne.

Und als er hier auf den Hof kommt, sieht er einen Mann mit einem Mädchen auf der Schulter, auf sich zukommen.

Moritz (bei Seite.)

Also Fleuri war es.

Adrienne.

Neugierig, wie Sie ihn kennen, Herr Beauvais, will er ihm ins Gesicht leuchten.

Moritz.

Welche Thorheit! Um ein Gesicht zu sehen, das ihm so unbekannt ist, als jedes andere.

Adrienne.

Nicht wahr?

Moritz.

Aber er hat nichts gesehen? —

Adrienne.

Nicht das Geringste, denn als er —

Moritz (bei Seite.)

Gott sei Dank! sie weiß nichts. (Leise zu Beauvais.) Das war ich —

Beauvais (ebenso.)

Mit Lisinka, ich konnte es denken.

Adrienne.

Was haben Sie?

Moritz.

Nichts' Beauvais will Ihre Geschichte nicht glauben.

Adrienne.

Beauvais ist in Curland sehr ungezogen geworden. Aber jetzt habe ich alle Laune zu meinen lustigen Geschichten verloren. Lassen Sie uns, Beauvais. (Beauvais ab.) Nun zu etwas Ernsterem, Moritz.

Zehnte Scene.

Moritz. Adrienne.

Moritz (bei Seite.)

Was wird das geben?

Adrienne.

Moritz, weißt Du, daß ich im ersten Augenblick glaubte, Du wärest der Mann mit dem Mädchen auf der Schulter gewesen?

Moritz.

Adrienne, was das für Thorheiten sind, zu denen Dich immer wieder Deine Eifersucht treibt.

Adrienne.

Vergieb' Aber ich denke immer an Dich, ich fürchte immer, Du könntest mich nicht mehr lieben. Jetzt glaube ich es aber nicht mehr. Den Mann hat die Wache gefangen genommen, und ich sehe Dich hier. Aber nun höre noch, Moritz, Du mußt fort von hier.

Moritz.

Was fällt Dir ein, Mädchen?

Adrienne.

Du mußt! Ich sehe es klar, was Dich hier erwartet, dazu bin ich lange genug hier, Du wirst ent-

weder scheitern in Deinen Plänen, oder Du wirst unglücklich werden. Ich habe es ausgesprochen, unglücklich unter einer Umgebung, die weit hinter Deiner Bildung zurücksteht. Abhängig von einer Frau, der Du viel schuldig bist, denn sie vorzüglich ließ Dich Dein Ziel erreichen; gedrückt von einem Adel, der Dich nie wird vergessen lassen, daß er Deine Stellung schuf, und immer ein Fremdling in Deinem eigenen Volke. Was sagst Du, Moritz?

Moritz (sehr zerstreut.)

Ich höre Dich, Adrienne, Du magst recht haben, aber ich weiß in der That kaum, was Du sagst, so Wichtiges beschäftigt mich.

Adrienne.

Wichtiges? Giebt es etwas Wichtigeres, als Dein Glück? Die Intriguen, die Dich hier umgeben, werden Dich erdrücken. Du bist Deutscher. In Dir habe ich Deine Nation lieben gelernt, jetzt muß ich sie gegen Dich vertreten. Du hast lange genug am Hofe von Paris gelebt, um Intriguen zu kennen, aber Du bist zu sehr der Sohn Deines Volkes, um Dich unter Intriguen glücklich zu fühlen. Eure blond beschattete Stirn, Euer blaues Auge ist gewohnt, frei in die Welt zu sehen. Ihr seid zu arglos, um für die Länge den schleichenden Ränken die Stirn zu bieten. Benetzet, angeschwärzt, verrathen, vielleicht betrogen um das Vertrauen Deiner Unterthanen, werden Deine besten Absichten verkannt, vernichtet werden.

Moritz

(zerstreut, ohne gehört zu haben, was sie sagt, und sehr ungeduldig.) Adrienne, Du hast sehr komische Einfälle.

Adrienne.

Nein, höre mich zu Ende.

Moritz (bei Seite.)

Ach Gott, noch mehr' was hat sie nur gewollt?

Adrienne.

Und doch ist das der günstigste Fall. Der andere, der wahrscheinlichere, fast der gewisse, ist der, daß Dir die Krone nicht wird. Nach jahrelangem Harren, nach durchharrten Jahren, mit gescheiterten Hoffnungen, kehrst Du zurück. Warte das nicht ab, sie werden Dich nicht empfangen, wie jetzt, dazu ist die Welt zu falsch. Es ist anders, kommen, um Hülfe zu suchen oder kommen, um Hülfe zu bringen. Warte es nicht ab. Entsage dieser Krone, ehe Du ihr entsagen mußt. Bedenke es, habe ich nicht Recht?

Moritz (hat nichts gehört)

Sehr recht, sehr recht, wir sprechen wieder darüber.

Adrienne (jubelt)

Nicht doch, jetzt, jetzt gleich. Du sagst, ich hatte recht, natürlich, Du mußtest es einsehen, also kommst Du mit nach Paris.

Moritz.

Nach Paris? Wo denkst Du hin? Nein ich bleibe hier, Adrienne.

Adrienne.

Du bleibst hier?

Moritz.

Freilich! Ich kann nicht fort.

Adrienne.

Du kannst nicht fort, und sagst selbst, ich hätte recht. Nicht der Wunsch nach der Krone hielt Dich. Du sahest ein, daß sie Dich nicht glücklich machen würde — und Du bleibst?

Moritz (bei Seite)

Was muß ich da alles gesagt haben? Aber die Angst, jetzt wo Alles auf dem Spiel steht —

Adrienne.

Bedenkst Du Dich, Moritz?

Moritz.

Nicht doch, quale mich nicht, ich bleibe hier

Adrienne.

O dann iſt meine Ahnung doch wahr, dann Dich ein anderes Band hier — die Liebe.

Moritz.

Welche Einbildung! Liebe ich nicht Dich, anders ſollte ich lieben?

Adrienne (ſchmerzlich und beſtimmt.)

Du liebſt die Herzogin Anna.

Moritz.

Adrienne, wie kannſt Du glauben?

Adrienne.

O ich habe es längſt gefürchtet. Dieſe F feſſelt Dich hier, dieſe Frau wird Dein Schickſal lenken und Dich unglücklich machen, ſelbſt wenn Du eine Krone gäbe.

Moritz.

Wunderbares Mädchen, was ficht Dich an, w auf einmal dieſe ſeltſamen Einfälle?

Adrienne (jauchzt auf.)

Welcher Gedanke! Wir ſind gerettet. Geſtehe Moritz, daß Du die Herzogin liebſt, auf meinen Kn bitte ich Dich, geſtehe es!

Moritz.

Steh' auf, Adrienne, was ſoll das Geſtän Dir nützen?

Adrienne.

Narr, was es nützen ſoll? (ſpringt auf) Haſt die blaue Schleife vergeſſen? (Sie zieht ſie aus dem Bu Du haſt mir Dein Wort gegeben, mein Gefang zu ſein, wenn Du die Treue gegen mich brichſt. W Du die Herzogin liebſt, biſt Du mein Gefange An meinen Triumphwagen will ich den Gefang knüpfen, im Triumph ihn zurückführen in mein Va

Moritz.

Aber mein Gott, ich liebe ja die Herzogin nicht.

Adrienne.

Beweise mir das, Moritz, oder ich lasse Dich nicht los.

Moritz.

Thörichtes Kind, wie soll ich das beweisen, wenn Du meinen Worten nicht glaubst?

Adrienne.

Deinen Worten soll ich glauben, wenn sie von Liebe sprechen? Andere Beweise, Moritz, oder ich nehme Dich mit nach Paris.

Moritz.

Man kommt. Adrienne, wenn Du mich nicht verderben willst, so verbirg Dich, schnell!

Adrienne.

O Du entgehst mir nicht!

(Sie geht hinter die Gardinen am Fenster.)

Elfte Scene.

Bestuschew. Die Vorigen.

Bestuschew.

Noch hier, mein Prinz? Eilen Sie, daß die Herzogin Sie nicht findet. Sie zurnt Ihnen, und jetzt könnte Ihre Anwesenheit alles verderben.

Moritz.

Darf ich nicht mehr auf Anna rechnen?

Bestuschew.

Ich fürchte, nein. Möglich, daß ich sie überrede, an Katharina zu schreiben, für Sie sich zu verwenden; aber sie will Sie nicht wiedersehen, darum eilen Sie, denn sie kommt. (Ab.)

(Adrienne stürzt hervor.)

Moritz.

Nun, Adrienne, sind das Beweise? Glaubst Du noch, daß ich Anna liebe, noch daß ich Dir nicht treu bin?

Adrienne (sehr froh.)

Er liebt sie nicht, — er liebt mich noch. (traurig.) Aber das ist schlimm, sehr traurig, nun kann ich Dich ja nicht nach Paris führen, nun bist Du nicht mein Gefangener.

Moritz.

Oder noch immer; aber laß uns eilen.

(Er zieht sie fort.)

Adrienne.

Er liebt mich noch! O Du lieber, herrlicher Freund!

(Ab durch die Mitte.)

Zwölfte Scene.

Bestuschew. Anna.

Anna (kommt).

Bestuschew, warum haben Sie mir das gethan? Wußten Sie denn Menschen nicht weniger schmerzhaft von meinem Herzen reißen, mußten Sie meine Liebe beschämen, um sie zu vernichten?

Bestuschew.

Sie verkennen mich, Herzogin, ich bin ebenso bestürzt, als Sie selbst. Auf mein Wort, es war nicht mein Werk. Als ich Sie zwang, den Verführer zu verlassen, hierher fahren zu lassen, bei Gott, den kam ich nicht erwartet.

Anna.

Ihn nicht, also doch einen. Also doch wollten Sie ein Spiel mit mir treiben, und mit meinem Zorne Ihrem Zwecke dienen. O ich sehe es wohl, wir Fürsten stehen vielmehr da, ohne Freund, ohne Rathgeber. Jeder

Rath, den wir empfangen, ist ein Verrath. Ich werde von nun an nur noch die Stimme meiner eigenen Ueberzeugung hören.

(Sie ergreift die Briefe, die sie vorher schrieb, und die auf dem Tisch lagen, betrachtet sie einige Zeit, dann schreckt sie zusammen und macht eine Bewegung, sie in den Camin zu schleudern. Bestuschew hält sie zurück.)

Bestuschew.

Nicht so, meine Fürstin. Keine Uebereilung. Lassen Sie nicht die Frucht von Monaten in einer Stunde vernichtet werden.

Anna.

Warum nicht, wenn die Schwüre langer Tage in einer Secunde verrathen werden.

Bestuschew.

Was wollen Sie thun, Anna?

Anna.

Jemanden um eine Krone betrügen, der in der Krone uns betrogen hatte. (Bitter lachend.) Jemandem einen Korb geben, Bestuschew, der Liebe nicht verdient.

Bestuschew.

Sein Sie groß, Anna, größer, je schwerer sie beleidigt wurden. Es giebt Vergehen, Anna, für die es keine Strafe giebt, als vergeben. Vergeben Sie dem Prinzen!

Anna.

Ich verstehe Sie nicht, oder ich verstehe Ihren Rath nicht, — oder endlich, Sie werden ein Frauenherz nie verstehen lernen. Es giebt Beleidigungen, die unser Herz nie vergiebt, oder wir müßten kein Herz haben. Wollen Sie mir rathen, dem meine Hand zu geben, der im Augenblick, wo er mir ewige Treue schwur, meine Kammerfrau zu einem Rendez-vous abholt? Nicht doch, so wenig verstehen selbst Sie nicht von der Liebe.

Bestuschew.

Muß ich Sie erinnern, daß Sie mehr zu vergeben haben, als Ihre Hand? Entziehen mögen Sie ihm Ihre Hand, aber Sie dürfen Ihre Hand nicht von ihm abziehen. Nicht doch, dann ständen Sie nicht so groß ihm gegenüber, als Sie das Ihrem eigenen Selbst schuldig sind. Vernichten Sie den Brief, in dem Sie ihn von Katharina als Gemahl begehren, aber senden Sie den ab, der eine Krone für ihn fordert.

Anna.

Ich, Bestuschew, das rathen Sie mir, der mein Freund ist?

Bestuschew.

Und der Freund meines Landes. Vergeben Sie mir, wenn mich das treibt, von Ihnen ein Opfer zu fordern, für Curland.

Anna.

Ich sollte ihm eine Krone erbitten? Ich!? Aber ich habe diesen Menschen geliebt!

Bestuschew.

Um so mehr. Als Anna ihn werth hielt, ihre Liebe zu besitzen, mußte sie ihn werth halten, eine Krone zu tragen. Daß er die Liebe verscherzte, macht ihn einer Krone nicht unwerth. Strafen Sie ihn mit der härtesten Strafe, zeigen Sie ihm die ganze Größe Ihres Herzens, und sein Gefühl wird ihn zermalmen, welches Herz verloren zu haben.

Anna.

Hat er das um mich verdient?

Bestuschew.

Denken Sie nicht mehr an ihn. Es ist nicht mehr der Geliebte, der Sie verrieth, er ist nur noch der Mann, den Curland zum Herzog wünscht.

Anna.

Aber der Brief sei vernichtet. Mit diesem wollte

ich mir den Gatten erbitten. (Sie betrachtet ihn wehmüthig, dann ſchleudert ſie ihn in den Kamin, wie er aufflackert, ſchrickt ſie zuſammen.) Da gehen ſie auf in Rauch, meine Hoffnungen, meine Träume. — Machen Sie was Sie wollen, Beſtuſchew, aber bringen Sie ihn mir nicht wieder vor die Augen. (Ab in ihr Zimmer.)

Beſtuſchew (allein).

Nun dieſe Briefe nach Petersburg, ſchnell, ehe ſie es bereut. Aber durch Bieren? Nicht doch! Ich brauche einen eiligeren Boten. (Ab.)

Dreizehnte Scene.

Bieren. Dann Beſtuſchew.

Bieren (kommt).

Da hätte ich mich ſchön verrechnen können. Ich finde Lisinka in Thränen. Sie iſt plötzlich aus der Nähe der Herzogin verwieſen, wird ſie alſo heute Abend nicht auskleiden und kann ihr nicht beim zu Bettgehen meine Geſchichten erzählen. Da hätte ich lange nach Petersburg reiſen können ohne eingeholt zu werden. Nun vor allen Dingen, die Depeſchen in meine Hände. Ich werde unter Wegs andere unterſchieben, die Ihnen gewiß nicht eine Krone erwerben, Herr Graf von Sachſen.

Beſtuſchew.

Nun, Bieren, was ſuchen Sie hier?

Bieren.

Haben Ew. Excellenz vergeſſen, daß ich nach Petersburg gehe? — Ew. Excellenz haben doch ein ſo vortreffliches Gedächtniß. Ich komme meine Briefe zu holen.

Beſtuſchew.

Unnöthig. Sie ſind bereits auf dem Wege nach Petersburg und wir werden Sie nicht incommodiren.

Bieren.

Abgegangen? (bei Seite.) Abscheulich!
(er will in die Thür links.)

Bestuschew.

Wohin, Herr von Bieren?

Bieren.

Zur Herzogin, ich habe ihr Wichtiges mitzutheilen.

Bestuschew.

Nicht heute! Heute ist die Herzogin für Niemand zu sprechen. Was wollen wir uns täuschen? Wenn mein Courier so weit fort ist, daß er sich nicht mehr einholen läßt, werde ich Sie selbst zur Herzogin führen, dann können Sie Ihre wichtigen Geschichten sparen, oder mittheilen. Die Herzogin ist zu stolz, um Bitten zurück zu nehmen, die sie einmal der Czarin ausgesprochen hat, und morgen kann Ihre Geschichte Annen die Laune verderben, aber dem Grafen von Sachsen nichts mehr schaden. Gute Nacht, Herr von Bieren, denken Sie nur, daß Sie diese Nacht in Ihrem Federbette zu Mitau zubringen können, statt auf der Landstraße nach Petersburg. (er führt ihn durch die Mitte fort.)

Bieren (im Abgehn für sich).

Abscheulich betrogen!

Fünfter Akt.

Zimmer wie im zweiten Akt.

Erste Scene.

Anna. Bestuschew.

Anna (auf dem Sopha.)

Das war eine entsetzliche Nacht. Ich habe diesen Moritz doch mehr geliebt, als ich dachte. Schlimm genug, daß mein Verlust es mich lehren muß. — Ist mein Brief an Katharinen abgegangen?

Bestuschew.

Schon gestern Abend, Ew. Hoheit.

Anna.

Es ist gut, vielleicht hätte ich ihn heute bereut. Noch besser, daß der Brief schon geschrieben war, ich hatte ihn jetzt nicht schreiben können. O, wenn Katharina den Brief empfängt, sie wird nicht glauben, in welcher Stimmung ich war, als ich ihn absandte.

Bestuschew.

Oder sie wird Ew. Hoheit um so mehr bewundern.

Anna.

Bewundern? Bestuschew, brauchen Sie nicht in diesem Worte, das mich meine Schwäche so tief fühlen läßt, den Zucker befriedigter Eitelkeit auf den Rand des bittern Kelches, den ich geleert habe. Was ich that, verdient so wenig die Bewunderung, als Moritz meine Nachsicht verdiente. Und doch will ich es Ihnen gestehen, daß er mich so hinterging, macht mir seinen Verrath verzeihlich. Daß er eine Kammerfrau nicht liebt, ist außer Zweifel; daß er ihr die Cour macht, beweist mir, daß keiner andern sein Herz gehört, und es ist leichter zu ertragen, nicht geliebt zu sein, als

von einer Nebenbuhlerin ausgestochen zu werden. — Schelten Sie nicht meine Schwäche; aber ich glaube, ich wäre im Stande, ihm zu vergeben, wie tief er mich auch gekränkt hat. Wenn er mich liebte, er würde mich's schwer glauben machen; aber Bestuschew, so leicht ist das Herz einer Frau zu überreden — ich wette, es würde ihm nicht unmöglich sein.

Bestuschew.

O Ew. Hoheit lieben ihn noch.

Anna.

Nicht das, aber ich fühle noch genug für ihn, um ihn entweder lieben zu lernen, oder auf ewig zu hassen, eins von beiden —

Bediente (meldet.)

Der Kammerjunker von Bieren!

Bestuschew.

Ihre Hoheit haben Geschäfte und wollen Niemand sehen. (Bediente will gehen.)

Anna.

Bleib! Bieren!? Aber mein Gott! ist denn Bieren nicht mit unsern Depeschen nach Petersburg abgegangen?

Bestuschew.

Ich habe statt dessen einen Courier abgeschickt. —

Anna.

Weil Sie einen schnelleren Boten brauchten. — O Sie machen mit mir, was Sie wollen, Ich erfahre erst Alles, wenn es vorüber ist, und ich bin doch die Herrin. —

Bestuschew.

Ew. Hoheit vergessen, daß die Briefe an die Czarin, die wir einem Gesandten anvertrauen wollten, nicht abgegangen sind. —

Anna.

Wenn Bieren aber nicht Gesandter ist, so sehe

ich nicht ein, warum ich ihn nicht sprechen soll. — Laß ihn kommen!

Bestuschew.

Ew. Hoheit! —

Anna.

Ich habe hier zu befehlen!

Zweite Scene.

Bieren. Die Vorigen.

Bieren.

Endlich einmal ist es mir wieder vergönnt, vor das Angesicht meiner verehrten Fürstin zu treten. O, ich bin seit einigen Tagen so sehr an das Abweisen gewöhnt, daß ich über diese Gnade ebenso staune, als ich früher über die Ungnade gestaunt haben würde.

Bestuschew.

Danken Sie der Güte Ihrer Hoheit —

Bieren.

Gewiß, Ihrer Fürsprache, Excellenz, werde ich es wohl nicht zu danken haben. Muß ich es als einen Mangel an Vertrauen ansehen, Hoheit, daß mir der ehrenvolle Auftrag nach Petersburg eben so unerwartet wieder abgenommen wurde, als ich ihn empfing?

Anna.

Sehen Sie darin nur den Wunsch, Sie bei uns zu behalten, und ihnen eine Mühe zu ersparen.

Bieren.

Und ich habe dieser Güte noch etwas zu verdanken, was Ew. Hoheit gewiß nicht beabsichtigt haben.

Anna.

Das wäre?

Bieren.

Nur einen Scherz, eine belustigende Geschichte, die ich so einige Tage eher erfahren habe. Heute Morgen

erhielt ich Briefe aus Paris, die ohnfehlbar liegen geblieben wären, bis ich von Petersburg zurückkam, und die mir wenigſtens eine heitere Stunde bereitet haben.

Anna.

Darf man wiſſen, wodurch?

Bieren.

Warum nicht? wenn's Ew. Hoheit durchaus befehlen! Es iſt übrigens nicht nur kein Geheimniß, ſondern ſogar eine Stadtgeſchichte. Paris hat einen Verluſt erlitten. Die berühmteſte Schauſpielerin des théâtre français hat ihre Perlen, Diamanten und Meubles verkauft, und iſt verſchwunden. Dieſe ſeltſame Maßregel ließ einen Bankerutt vermuthen, denn die Dame ſoll großen Aufwand getrieben haben, obgleich ihr unſchätzbarer Schmuck ſie nicht viel mehr gekoſtet haben ſoll, als ein Herz für viele Schätze. Man fürchtet in Paris einen Selbſtmord.

Anna.

Und das nennen Sie eine luſtige Geſchichte?

Bieren.

Weil ſie eine luſtige Löſung hat. Die Schauſpielerin iſt Adrienne Lecouvreur —

Anna.

Dieſelbe, die hier —

Bieren.

Ihren Geliebten aufgeſucht hat, denn ganz Paris weiß, daß ſie ſeit Jahren mit dem Grafen von Sachſen in einem zärtlichen Verhältniß ſteht.

Anna.

Wie, Bieren, das weiß ganz Paris?

Bieren.

So ſchreibt mir mein Correſpondent. Ich habe ihm gleich geantwortet, ſie möchten ſich tröſten, was man in Paris verloren, hätten wir in Mitau wiedergefunden. Mademoiſelle Lecouvreur befände ſich wohl-

behalten bei uns, und wäre von der Herzogin Anna, die ſeit einigen Tagen die Kunſt liebt, mit offenen Armen aufgenommen worden, um unſern zukünftigen Herzog — den Grafen von Sachſen, zu amüſiren.

Beſtuſchew.

Die Geſchichte klingt ſo maliciös, daß ich glauben möchte, ſie wäre in dem Gehirn eines Bieren entſtanden —

Bieren.

Aber ſie iſt ſo wahrſcheinlich, daß nur ein Dummkopf daran zweifeln kann —

Beſtuſchew.

Herr von Bieren!

Bieren.

O, ich weiß zu gut, daß Ew. Excellenz das nicht thun.

Anna

(iſt aufgeſprungen und in der größten Bewegung auf- und abgegangen).

So verrathen, ſo abſcheulich hintergangen, lächerlich gemacht, preisgegeben dem Geſpött von ganz Paris. Man wird die Triumphe dieſer Comödiantin nicht mehr herzählen, ohne meinen Namen höhnend dabei zu nennen. Sehr gut, Beſtuſchew, dieſer Graf von Sachſen macht Ihrer Protektion ſo viel Ehre, daß ich hoffe, Sie werden ſich zu ſehr ſchämen, um noch länger an meinem Hofe zu verweilen.

Beſtuſchew.

Ew. Hoheit haben zu befehlen. Weil man den Geliebten fallen läßt, giebt man den Freund mit in den Kauf!

Anna.

Beſtuſchew, ſchaffen Sie mir meinen Brief wieder. Mein halbes Leben dafür, daß mein Brief nicht in Katharina's Hände gelangt.

Beſtuſchew.

Das iſt zu ſpät, Ew. Hoheit, zwanzig Meilen Vorſprung.

Anna.

So wird er eine Krone bekommen, und ich habe ſie ihm verſchafft.

Bieren.

Was ein Brief erlangte, kann ein andrer vernichten. Wenn Ew. Hoheit der Czarin ſchrieben —

Anna.

Wie man mit mir geſpielt hat? Nimmermehr ſoll man mich in Petersburg verſpotten, wie man es in Paris thut. Die Krone mag ihm gewiß ſein, aber mein Haß iſt ihm gewiſſer. Kommen Sie, Bieren!

(In die Thür links ab mit Bieren.)

Dritte Scene.

Beſtuſchew. Dann Moritz (im Mantel)

Beſtuſchew (allein).

Diesmal hat ſie recht zu zürnen, ein ſolcher Leichtſinn iſt unerhört. In dem Augenblick, wo man um eine Hand wirbt, Liebſchaften an allen Enden, hier im Schloſſe ſelbſt. Und dieſer Teufel von Bieren mußte auch Alles entdecken. Die Briefe an Katharinen können ihre Wirkung nicht verfehlen, — aber ſelbſt wenn Rußland unſere Wahl beſtätigt, fürchte ich, ſteht der Grat noch nicht feſt. Und in der That, ich weiß kaum mehr, ob ich es wünſchen ſoll. —

Moritz.

Nun, Excellenz, iſt es Ihnen gelungen, die Herzogin zu beſänftigen?

Beſtuſchew (ſehr kalt).

Der Brief, der eine Krone für Sie erbittet, Prinz, iſt halb nach Petersburg.

Moritz.

So zürnt sie mir nicht mehr?

Bestuschew.

Mehr, als je. Hoffen Sie nicht darauf, sie zu versöhnen.

Moritz.

Aber erklären Sie mir —

Bestuschew.

Daß Sie darüber staunen können. Ich müßte ein Vieren sein, um es Ihnen zu erklären. Prinz, ich verstehe mich nicht auf Liebesgeschichten, aber ich weiß, daß, um die Hand einer Frau zu gewinnen, man nicht ihr Kammermädchen zum Fenster herausholen und sich eine Geliebte aus Paris nachkommen lassen darf, mindestens nicht, wenn diese Frau eifersüchtig ist.

Moritz.

Wie? Sie könnten glauben?!

Bestuschew.

Ob ich es glaube, mein Prinz, das würde Ihnen wenig schaden, daß aber die Herzogin es glaubt, das zerstört den letzten Rest ihrer Gunst, und vernichtet die meinige.

Moritz.

Ich verstehe Sie nicht, Excellenz.

Bestuschew.

Dafür habe ich die Herzogin desto besser verstanden. Sie schickt mich von ihrem Hofe, weil ich Ihnen das Wort geredet habe. Aber wenn das auch nicht wäre, mein Prinz, ich würde Ihnen doch nicht mehr helfen; ich bin es müde, meine Lage hinzubringen, für Sie zu sprechen, und dann durch eine Thorheit, verzeihen Sie mir, eine Thorheit, von Ihrer Seite alle meine Bemühungen vernichtet zu sehen. Ich sehe es ein, daß Sie mehr Thorheiten haben, als ich Zeit, sie gut zu machen. Leben Sie wohl! (Ab.)

Vierte Scene.

Moritz. Dann Adrienne.

Moritz (allein).

Sie wissen Alles. Wunderbar, daß es immer meine Freunde sein müssen, die mich vernichten. Adrienne! Und kann ich ihr zürnen? Ihr, die Alles für mich opferte? Aber ich will die Herzogin sehen; wenn ich ihr erzähle, was Adrienne für mich that, weshalb sie hierher kam, das wird sie rühren. — Anna hat ein Herz, empfänglich für alles Edle, und noch nie hat ein edleres Herz in einer schöneren Hülle, als Adriennens, geschlagen. Jetzt zürnt ihr die Herzogin, aber sie soll sie bewundern lernen. Adrienne darf nicht daneben als eine verachtete Buhlerin, das bin ich ihr schuldig.

Adrienne (kommt).

Sie hier, Moritz? Desto besser. Im Vorzimmer der Herzogin? Das bürgt mir dafür, daß sie sich versöhnt haben.

Moritz.

Und Sie, was führt Sie hierher? Wohin wollen Sie?

Adrienne.

Zur Herzogin!

Moritz.

Sind Sie bei Sinnen? Wollen Sie Alles verderben, Adrienne? Um Alles in der Welt, gehen Sie nicht zu ihr!

Adrienne.

Sind Sie närrisch geworden, Moritz, oder ist es das ganze Schloß? Haben Sie vergessen, daß die Herzogin mich mit ihrer Gunst überschüttet?

Moritz.

O, Sie zürnt Ihnen! ich weiß es. —

Adrienne.

Wie?! Darauf möchte ich es ankommen laſſen. Ich bin zu wenig daran gewöhnt, daß mir jemand zürnt, daß ich es Ihnen nicht glauben kann.

(Sie will in die Thür links.)

Moritz (hält ſie zurück).

Aber, Adrienne, die Herzogin weiß, daß Sie meinetwegen hierher kamen, ſie weiß, daß wir uns lieben.

Adrienne.

Nun, deſto beſſer, ſo brauchen wir es nicht mehr zu verheimlichen. Sie haben mir geſtern zu gut bewieſen, daß Anna Sie nicht liebt, um mir heute weiß zu machen, daß ſie eiferſüchtig iſt.

Moritz.

Aber ſie iſt es, Adrienne, ich kann Ihnen nicht Alles ſagen. —

Adrienne.

Aber Sie machen mich ſo neugierig, daß ich den Zorn der Herzogin wage, um Ihre Angſt verſtehen zu lernen — und ich wette, daß Sie mich belügen; die Herzogin iſt ganz, wie immer. —

Fünfte Scene.

Bieren. Die Vorigen.

Bieren.

Sieh da, die liebenswürdige Recouvreur! Mademoiſelle, ich bewundere Sie, Sie kommen allen meinen Wünſchen ſo bereitwillig entgegen.

Adrienne.

Was ſoll das heißen, Herr von Bieren?

Bieren.

Fürchten Sie Nichts, ich will den Prinzen nicht eiferſüchtig machen, obgleich ich ſonſt das Glück habe,

seinen Geschmack zu theilen, und das Unglück, von ihm überall ausgestochen zu werden.

Moritz.

Sie sind nicht nach Petersburg, Herr von Bieren?

Bieren.

Ich bin auf dem Boden wieder zu stehn gekommen, auf dem Sie gestern so gütig waren mich fallen zu sehn; und nichts desto weniger sehe ich, daß er sehr schlüpfrig ist. Prinz, gestern fanden Sie eine Gunst, die ich verloren hatte. Heute finde ich sie wieder, und da müssen Sie doch wohl so gütig gewesen sein, sie zu verlieren, und ich komme, Ihnen meinen Dank dafür zu sagen.

Moritz.

Herr von Bieren! Wie ich höre, ist ein Brief auf dem Wege nach Petersburg, dem ich eine Krone danken werde. Da Sie die Gunst haben, werden Sie doch um den Brief wissen, und ich danke Ihnen dafür.

Bieren.

Welche Sympathieen, Mademoiselle, zwischen mir und dem Prinzen! Sie werden mich auslachen, aber ich weiß wieder eine wunderbare Geschichte. Gestern Abend 9 Uhr mußte ich eine Thür verschlossen treffen, weil Sie ein Fenster geöffnet fanden. Was sagen Sie dazu, Prinz?

Moritz.

Daß ich es gar nicht wunderbar finde, wenn man Ihnen die Thüren verschließt.

Bieren.

Aber ich vergesse, Mademoiselle, daß ich Sie suchte, daß ich einen Auftrag für Sie habe.

Adrienne.

Für mich, Herr von Bieren?

Moritz.

Es muß etwas sehr Angenehmes sein, sonst

wurde Herr von Bieren nicht ſo lange damit gezogert haben.

Bieren.

Sie verkennen mich, wie immer. Die Herzogin Anna läßt Sie erſuchen, Mademoiſelle, binnen einer Stunde Mitau, und binnen 24 Stunden die curlandiſche Gränze verlaſſen zu haben. Ich war im Begriff Sie aufzuſuchen, um Ihnen das mitzutheilen, aber Sie kamen mir entgegen, und Ihre Güte ſpart mir den Weg.

Adrienne.

Herr von Bieren, Sie ſind von einer faſt franzöſiſchen Zuvorkommenheit. Denken Sie, ich war im Begriff abzureiſen, und mich Ihrer Gebieterin zu empfehlen, nun kommen Sie mir entgegen und ſparen mir die Mühe des Abſchiedes.

Bieren.

Dank um Dank, Entgegenkommen um Entgegenkommen. Ich muß geſtehen, daß ich meinen Tag heute glücklich begonnen habe.

Adrienne.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gebieterin, und ſprechen Sie ihr meinen Dank aus, daß ſie mir die Zeit ſo reichlich zugemeſſen hat. Denn trotz der ſehr elenden Poſtenreihung, und trotz der abſcheulichen Wege in Curland, macht mir doch der geringe Umfang des Landes die Ausführung des Befehls ſo leicht, daß ich ihn im Nothfall zu Fuß nachkommen könnte, und ich hoffe, daß morgen ſchon die Sonne mich unter einem glücklicheren Himmelsſtrich begrüßen wird.

Bieren.

Dann haben Sie doch keine Zeit zu verlieren. Leben Sie wohl! (Ab.)

Sechste Scene.

Adrienne. Moritz.

Adrienne.

Ha, ha, ha, ha, das ist zum Todtlachen! Diese Herzogin wird eben so schnell meine Feindin, als sie meine Freundin wurde. Und weshalb? Sie schenkt mir ihre Gunst, weil ich mit einem Prinzen getanzt, und entzieht sie mir, weil ich einem Prinzen Geld geborgt habe. Ist darin Menschenverstand, Moritz?

Moritz.

Sie nehmen das sehr heiter!

Adrienne (traurig).

O mein Gott, Moritz, heiter? Wir müssen ja scheiden. Und dieser abscheuliche Weg, allein mit dem albernen Fleuri! Das ist kaum zu ertragen. Glaube mir, wenn ich es nicht aus Eigensinn gethan hätte, aus Laune, wenn ich nicht zuletzt weiter nach Paris zurück, als nach Mitau, gehabt hätte, ich wäre zehnmal umgekehrt und niemals bis hierher gelangt.

Moritz.

Meine arme Adrienne! ich werde es Dir ewig danken, und wie kann ich es vergelten?

Adrienne.

Du kannst es, und das gleich. Begleite mich zurück nach Paris, so ist Alles vergolten.

Moritz.

Wieder dieser Gedanke! Verlange von mir, was Du willst, aber das ist unmöglich.

Adrienne.

Es ist nothwendig. Du bist das Frankreich schuldig, das Deine zweite Heimath ward, Deinem Namen Frankreich erwartet Dich. In Frankreichs Waffen wirst Du Frankreichs Söhne führen zum Sieg und zum Ruhme. Schon begrüßt es Dich als seinen Hel-

den. Weißt Du wohl, als Du damals an die Gränze kamſt, die Douaniers Deine Sachen durchſuchen wollten, und der Officier ihnen zurief: „Kinder, das iſt der Graf von Sachſen, Lorbeeren bezahlen keinen Zoll!“ Weißt Du es noch? Entweder bin ich zu ſtolz darauf, Franzöſin zu ſein, oder es iſt ein ſo hoher Ruhm, Frankreichs Held zu heißen, daß man gern eine Krone darum aufgiebt. Komm mit mir nach Paris!

Moritz.

Adrienne, Du liebſt mich! Du giebſt ein zu lockendes Bild, weil Du meine Rückkehr wünſcheſt.

Adrienne.

Nicht meinetwegen, bei Gott, nicht um mich. Nicht die Seligkeit jahrelangen Zuſammenſeins möchte ich erkaufen, um den Schatten einer Tugend weniger auf Deiner Stirn. O, Du weißt nicht, wie ein Weib lieben kann, Du weißt es nicht, daß uns ſelbſt zu opfern noch nicht unſer größtes Opfer iſt. — Ich weiß nicht, wie das auf einmal ſo klar vor meinen Augen wird. Komm mit mir!

Moritz.

Du verſtehſt nicht, Mädchen, was es heißt, eine Krone aufgeben!

Adrienne.

Dir ſind andere Kronen beſtimmt, andere Kränze wird die Nachwelt Dir winden. Schon ſehe ich's im Geiſte. Wenn die arme Adrienne längſt nicht mehr iſt, wenn ihr Name ſchon verklungen, wirſt Du, ein Held, herabſchreiten zu Deinem Sarge, die Trophäen Deiner Siege zu Deinen Füßen, Frankreich, ein weinendes Weib auf den Stufen Deiner Gruft, zum Trauermantel umgewandelt das Lilien geſtickte Gewand ihrer Schulter.

Moritz.

Du ſchwärmſt, Mädchen.

Adrienne.

Ja, ich schwärme in der entzückenden Vorstellung, daß Du mir das verdanken könntest, den armen Worten eines liebenden Mädchens. O, ich habe auch meine Eitelkeit, Moritz. Jetzt kennt mich Frankreich. Aber eine Schauspielerin ist vergessen, wenn sie sich nicht mehr zeigt, oft schon, wenn sie nicht mehr schön ist. Wenn ich nun meinen Namen knüpfen könnte an den Deinigen und so der Nachwelt aufbewahren. Verstehe mich recht! Ich will nur den Namen Adrienne Lecouvreur in den Saum sticken, der den Mantel Deines Ruhmes umzieht. Vielleicht wird man ihn lesen, vielleicht sagen: wer auch das Mädchen war, das diesen Namen trug, es kann nicht ganz unwürdig gewesen sein, da dieser Mann es liebte, da es diesem Helden sein Herz schenken durfte.

Moritz.

Soll ich das Vertrauen eines Landes täuschen? — Ich muß ausharren bis zum letzten Schimmer der Möglichkeit, selbst wenn ich Dir gestehe, daß mich vor diesem Ort schaudert, daß eine Sehnsucht mich treibt nach dem herrlichen Frankreich, daß die Trennung von Dir mir tief in's Herz greift. Weil ich die Wahl der Stände von Curland als ihren Herzog annahm, bleibt mir keine Wahl mehr.

Adrienne.

Aber Du machst Dich unglücklich um die Eitelkeit eine Krone zu tragen, eine Krone, die Dir nie wird beschieden sein.

Moritz.

Ich darf Dich nicht mehr hören! Lebe wohl, lebe wohl, Adrienne, in Paris vielleicht sehe ich Dich wieder, aber ich kann Dich nicht begleiten. Leb' wohl!

(Er reißt sich los und eilt fort.)

Siebente Scene.

Adrienne. Dann Fleuri.

Adrienne (eilt Moritz nach).

Moritz! höre mich doch! Er iſt fort, und mich ſchickt man nach Paris zurück. Keine Möglichkeit, ihn mehr zu überreden, ihn mit mir nach Frankreich zurück zu führen. O, Du hätteſt es mir gedankt, mein Vaterland, einen Feldherrn hätte ich Dir zurück gebracht, unter dem Deine Waffen unbeſiegbar ſind, einen Helden hätte ich der Geſchichte gerettet. — Giebt's kein Mittel? — Meine blaue Schleife, — nicht doch, er liebt mich! O mein Gott! ſo reißt er ſich aus meinen Armen, ich hätte ihn ſonſt noch überredet. Mein Herz hätte ich gehängt an meine Worte, aber er reißt ſich los. — Hier ſeinen Mantel läßt er zurück. — Jetzt wird mir alles Mittel zu meinem Zweck. Ich trage Dir Deinen Mantel nach, Freund, Du mußt mich noch einmal ſprechen! (Will gehen.)

Fleuri (kommt).

Da ſind Sie, Adrienne, endlich finde ich Sie.

Adrienne.

Mein guter Fleuri, ich habe Ihnen etwas zu ſagen, aber freuen Sie ſich nicht zu ſehr, weil es mich ſo viel betrübt. — Wir reiſen!

Fleuri.

Nach Paris?

Adrienne.

Nur auf der Stelle.

Fleuri.

Nach dem théâtre français? O Adrienne, wie Sie mich beglücken!

Adrienne.

Aber ohne Moritz! Und das ſchmerzt mich unbeſchreiblich.

Fleuri.

Sie lieben ihn, Adrienne! Nicht wahr, Sie lieben ihn?

Adrienne.

Ja doch! wenn es Ihnen Freude macht. Aber wir müssen fort. Packen Sie den Wagen, besorgen Sie Pferde, und schnell!

Fleuri (springt im Zimmer umher).

Es geht nach Paris, nach Paris, dem théâtre français. Aber mein Gott, Adrienne, was halten Sie da?

Adrienne.

Halten Sie mich nicht auf! Nichts, den Mantel des Grafen von Sachsen.

Fleuri.

Wissen Sie das gewiß?

Adrienne.

Fleuri, die Freude, nach Paris zurückzukehren, hat Ihnen den Kopf verdreht.

Fleuri (steht vor dem weißen Mantel des Grafen von Sachsen still).

Adrienne.

Was haben Sie?!

Fleuri (greift nach der einen Ecke des Mantels, aus der ein Stück herausgerissen ist).

O mein Gott! —

Adrienne.

Was soll das heißen? Reden Sie doch!

Fleuri.

Nein, nie, Adrienne, nie, fragen Sie mich nicht, ich kann es Ihnen nicht sagen.

Adrienne.

Aber, mein Gott, Sie wissen ja doch, daß ich keine Geheimnisse ertragen kann. Sie tödten mich vor Ungeduld: reden Sie doch!

Fleuri.

Dringen Sie nicht in mich, ich könnte es Ihnen doch nicht gestehen. Ihnen, der ich fast mein Leben verdanke, Ihnen, die ich liebe — es würde Sie unglücklich machen — und Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Sie unglücklich mache?!

Adrienne.

Keine Ausflüchte! Fleuri, ich beschwöre Sie, ich befehle es Ihnen, daß Sie es mir sagen. Was ist es?

Fleuri.

Nun denn, geben Sie mir nicht die Schuld, arme Adrienne, fassen Sie sich, bereiten Sie sich auf das Schrecklichste vor.

Adrienne.

Sie foltern mich!

Fleuri.

Der Graf von Sachsen ist Ihnen nicht treu.

Adrienne (jubelt auf).

Wirklich nicht? Gott sei Dank! Und Sie können das beweisen?

Fleuri (reibt sich die Stirn).

Adrienne, Sie haben mich nicht recht verstanden, ich habe mich vermuthlich falsch ausgedrückt, — der Graf von Sachsen liebt eine andere, als Sie.

Adrienne.

Ich höre es ja, Fleuri, beweisen Sie mir das, und wir sind gerettet.

Fleuri.

Aber Sie jubeln, und Sie lieben ihn ja doch!

Adrienne.

Das könnt ihr nun wieder nicht begreifen, — aber einerlei! Beweise, nur Beweise!

Fleuri.

Hören Sie denn, der gestern Abend mit dem Mädchen auf der Schulter —

Adrienne.

Wer Moritz?

Fleuri.

War der Graf von Sachsen. Hier, hier ist der weiße Mantel.

Adrienne.

Ganz recht, und das hätte ich denken können. Aber Beweise, Fleuri.

Fleuri.

Im Fallen wollte ich mich an dem Mantel halten, ich ergriff eine Ecke, stürzte nieder, und hatte die Ecke in der Hand behalten, und hier fehlt das Stück, und hier, (er wühlt in seinen Taschen.) hier habe ich es gefunden. (Er holt ein Stück hervor.)

Adrienne (entreißt es ihm).

Geben Sie! Ha, ha, ha, ha, — das ist zum todtlachen! (Sie fällt Fleuri um den Hals.) Sie sind mein Retter. Wie gescheidt Sie waren, gestern Abend grade den Augenblick zu treffen —

Fleuri.

Ehe er sein Zimmer erreicht hatte —

Adrienne.

Das auch! Aber nun werden wir reisen, froh, glücklich reisen, Moritz begleitet uns.

Fleuri.

Jetzt auf einmal? und eben noch sagten Sie, er wolle nicht.

Adrienne.

Aber er muß. Und das danke ich Ihnen, mein guter, treuer Fleuri. Welch' glücklicher Fall gestern Abend!

Fleuri.

Glücklich? Freilich habe ich nicht das Bein gebrochen, aber erklären Sie mir —

Adrienne.

Jetzt nicht, ſpäter —

Fleuri.

Sie wiſſen, ich kann auch keine Geheimniſſe ertragen, ſie foltern mich, ſie machen mich ungeduldig, und am Ende muß ich doch wiſſen, was ich gethan habe, um Sie ſo glücklich zu machen. — Daß ich entdeckt habe, daß der Graf nicht treu iſt? — O wenn Sie das erfreut? Ich werde nachſpioniren, ich bin überzeugt, noch irgendwo eine — mehrere von ſeinen Liebſchaften zu entdecken —

Adrienne.

Unnöthig, Fleuri. Ich habe genug an der einen: aber eilen Sie!

Fleuri.

Erſt erklären Sie mir —

Adrienne.

Später auf der Reiſe ſollen Sie Alles erfahren. (Sie ſchiebt ihn zur Thür hinaus) Alſo doch treulos! O der abſcheuliche Moritz, doch treulos! Und gegen mich, die ihn ſo ſehr liebt. Aber ich danke Dir, daß er treulos war, guter Gott, nun habe ich ihn wieder, nun iſt er mir gerettet! (Sie eilt ab.)

Achte Scene.

Anna. Dann Moritz.

Anna (aus der Thür links).

Ich haſſe ihn, ja ich haſſe ihn eben ſo ſehr, als ich ihn früher geliebt habe. Und noch ſind die Briefe nicht in Katharinens Händen, die ſeine Wünſche krönen. O abſcheulicher Betrug! Aber ich finde kein Mittel, ihn zu vernichten. Nie könnte ich es Katharinen geſtehen, nie meine Bitte zurücknehmen, und ſo meine ganze Schwäche offenbaren!

Moritz (eilt herein).

Endlich finde ich Sie, meine Fürstin. Mit Gewalt muß ich zu Ihnen dringen, um mich zu rechtfertigen.

Anna.

Herr Graf von Sachsen, wider mein Verbot kommen Sie vor mich? — Sie wagen —

Moritz.

Nichts, Anna. Wer nichts mehr zu verlieren hat, der wagt auch nichts mehr. Hören Sie mich!

Anna.

Fort von hier! Ich will Sie nicht hören.

Moritz.

Aber Sie müssen! (stürzt ihr zu Füßen.) Daß Sie mir Ihre Liebe entziehen — muß ich ertragen; daß Sie mir Ihre Hand verweigern, kann ich nicht hindern; — aber verachten dürfen Sie mich nicht! —

Anna.

Stehn Sie auf — diese Stellung geziemt Ihnen nicht mehr. Stehn Sie auf, oder ich werde Sie nicht hören. (Sie will gehen.)

Moritz (steht auf).

Sie verdammen mich. Aber Ihre Achtung darf ich nicht verlieren, Anna. Wenn mir die Krone von Curland doch würde, durch Ihre Verwendungen doch würde, ich könnte sie nicht annehmen, wenn Sie mich verachten. Das sind Sie Curland schuldig, daß Sie ihm nicht einen Fürsten geben, den Sie nicht würdig halten. Dazu verdanke ich Curland zu viel, um dann die Krone anzunehmen.

Anna.

Was wollen Sie von mir? Wollen Sie mich zu dem Geständniß zwingen, daß ich Sie hasse? daß ich nichts mehr bereue, als mich für Sie verwandt zu haben? Wie es auch kommen mag, mir danken Sie nichts mehr.

Moritz.

Und warum nicht mehr? Weil ein Mädchen mich liebt? Ein edles, herrliches Mädchen! Adrienne Lecouvreur hatte nichts zu verschenken, als ein großes Herz und Reichthümer, die sie selbst sich erwarb. Nichts weiter, aber das alles hat sie mir gegeben. Ich will es gestehen, ich liebe sie wieder, und um diese Liebe, Anna, können Sie mich nicht verachten.

Anna.

Aber ich hasse Sie, weil Sie mit ihr mich betrügen wollten.

Moritz.

Ich fordere von Ihnen nicht mehr, als Sie selbst mir angeboten haben. Wissen Sie noch, daß Sie sagten: „Wenn Sie mich nicht lieben können, will ich Ihre Freundin sein.“ Lassen Sie mir Ihre Freundschaft. Adrienne kehrt nach Frankreich zurück. Soll ich denn Alles verlieren? Liebe und Freundschaft? Alles?

Anna.

Vielleicht werden Sie eine Krone dafür gewinnen — aber ich beneide Sie nicht um diese Krone.

Bediente (meldet)

Herr von Dieskau!

Anna.

Dieskau, Ihr Freund! Woher?

Moritz.

Er war nach Polen gegangen. Ich weiß nicht, was ihn zurückführt. Sie haben noch einen Augenblick, Anna, er reicht hin, um zu vergeben, ein Wort nur — verzeihen Sie mir!

Anna.

Niemals!

Neunte Scene.

Dieskau. Die Vorigen.

Dieskau (im Reiſeanzug).

Verzeihung, Ew. Hoheit, daß ich ſo hereindringe. Verzeihung! Ich komme von Grodno, vor dem Thore begegnen mir Couriere aus Petersburg mit einer Nachricht, ſo wichtig, daß ich hoffen darf, man wird darüber die Unſchicklichkeit des Ueberbringers vergeſſen.

Anna.

Von Petersburg? — Sollte Katharina die Wahl beſtätigen?

Moritz.

Bringſt Du mir eine Krone, Dieskau?

Dieskau.

Katharina — iſt nicht mehr. Einem kurzen Krankenlager iſt ſie erlegen. Den Knaben Peter, den Sohn des unglücklichen Alexis, hob man auf den Thron, der Enkel Peter des Großen trägt die Krone von Rußland.

Moritz.

Katharina todt — Mentſchikoff geſtürzt — ich hoffe wieder!

Dieskau.

Mentſchikoff's Händen übertrug Katharina's letzter Wille die Regierung für die Enkel ihres Gatten. Mentſchikoff hält die Zügel des Reiches, und der Knabe Peter wird in ſeinem Hauſe erzogen.

Anna.

Dann haben meine Briefe Katharina nicht mehr lebend getroffen. Mentſchikoff iſt Ihr Feind, Rußlands Einfluß für Sie verloren. Ich laſſe Sie fallen, Herr Graf von Sachſen! — Sie ſind vernichtet, und ich bin gerächt!

Moritz.

Meine Fürstin! —

Anna.

Ich gehe nach Riga und verbiete Ihnen, mir zu folgen. Zurück in Ihr Nichts, — die Krone von Curland ist Ihnen verloren, wie meine Liebe. — (Geht ab.)

Zehnte Scene.

Moritz. Dieskau.

Dieskau.

Was heißt das, Moritz?

Moritz.

O frage mich nicht! mache mir keine Vorwürfe! Sprich, fandest Du meinen Vater?

Dieskau.

Deinen Vater fand ich, Moritz, aber für Dich kein väterliches Herz. Polen wirst Du niemals gewinnen, und Deinen Vater hast Du verloren.

Moritz.

Verhehle mir nichts!

Dieskau.

Er würde Deinen Wünschen günstig sein, wenn er nicht König von Polen wäre, und das Geld senden, wenn er nicht die Gräfin Dönhoff liebte. Aber er möchte Dich trösten. Er ladet Dich ein, an der Seite seines Thrones zu vergessen, daß Dir keiner beschieden ist, und Dich zu zerstreuen bei den Festen, die er zu Ehren seiner Geliebten veranstaltet. —

Moritz.

Also von dem Vater selbst verlassen!

Dieskau.

Ich bat ihn nur um das Geld, was eine Oper kosten wird, die heute Statt findet, aber er antwortete

mir lachelnd: Sie wiſſen nicht, was Sie fordern, die gute Gräfin würde eine Stunde übler Laune ſein.

Moritz.

Und das iſt zuviel, um das Glück ſeines Sohnes zu erkaufen. — Aber ich danke Dir, Dieskau. Alle dieſe Schläge zugleich treffen nur einmal und ich athme auf. Ich bin es müde, an dem leichten Faden fremder Gnade zu flattern. Meinen eigenen Weg will ich gehen. Mit Freude werfe ich dieſe Krone von mir, mit Entzücken ſehe ich Anna's Hand mir entgeben. —

Dieskau.

Daß Du das immer eingeſehen hätteſt, daß Du nie die Hand ausgeſtreckt hätteſt nach dem ſchimmernden Glanze —

Moritz.

Und es iſt doch ſo ſchön ein Herrſcher zu ſein. Es iſt ſo ſchwer, alle die Träume aufzugeben, die ſich an dieſen Gedanken knüpften, ſo ſchwer wieder nichts ſein, als Söldling eines fremden Königs.

(Er ſinkt in einen Seſſel.)

Elfte Scene.

Adrienne. Dann Fleuri. Die Vorigen.

Adrienne.

Endlich! Nun, Moritz, willſt Du Dich wieder einwurzeln in dieſen Boden, ich frage Dich zum letzten Mal, willſt Du mich begleiten?

Dieskau.

Ehren Sie ſeinen Schmerz, laſſen Sie ihm Zeit, ſich zu erholen von allen den Schlägen, mit denen das Schickſal ihn traf.

Adrienne.

Nicht doch! ich kann ihm nicht Zeit laſſen, denn ich habe ſelbſt keine mehr übrig. Die Stunde, die

mir die Herzogin Anna gab, iſt vorüber. Ich muß abreiſen, in dieſem Augenblick nach Paris abreiſen, und Du wirſt mich begleiten.

Moritz.

Adrienne, laß mich jetzt, lebe wohl!

Adrienne.

Ich laſſe Dich nicht. Ich habe auch meinen Kopf und jetzt die Gewalt in Händen. Herr Graf von Sachſen, Sie ſind mein Gefangener! (Sie zieht das Stück vom Mantel hervor.) Hier Ihr Ankläger, (Sie zieht die blaue Schleife aus dem Buſen.) und hier Ihr Richter. Kannſt Du laugnen, Moritz, daß Du mir treulos warſt? Der Mann mit der Laterne war Fleuri, und darum wollte auch Beauvais meine Geſchichte nicht glauben. Dies Stück Tuch hat Fleuri fallend von Deinem Mantel geriſſen. (Sie küßt es.) An dieſem Stückchen Deines Mantels halte ich Dich unablösbar. — Ich habe Dein Wort, Du biſt mein Gefangener. Was haſt Du zu ſagen?

Moritz.

Daß Adrienne Recht hat, wie immer; ſelbſt wenn ſie Recht übt.

Adrienne.

Du folgſt mir alſo?

Moritz.

Wohin Deine Gnade mich führt, — ich bin Dein Gefangener.

Adrienne (an ſeinem Halſe)

Du Lieber, Du mein Held, mein Geliebter! Dank Dir für dieſe Treuloſigkeit, — aber das ſei die letzte, nicht wahr? Sei mir treu, Moritz, oder Du würdeſt mich bis zum Tode betrüben, wie Du mich jetzt unausſprechlich beglückſt.

Moritz (zu Dieskau).

Ich danke der Vorſehung, ſie ſendet mir eine Ent-

ſcheidung in dieſen quälenden Zweifeln. Das Schickſal meint es doch gut mit mir, ein heiterer Scherz zwingt mich, wo ein ernſter Entſchluß mir unendlich ſchwer geworden wäre. In Deine Hände, Adrienne, hat das Schickſal meine Zukunft gelegt, ſie muß ſich glücklich wägen in den Händen eines Engels. —

Dieskau.

Du biſt entſchieden?

Moritz.

Ich gehe nach Paris —

Adrienne.

An der Hand der Liebe.

Fleuri (kommt).

Der Wagen iſt bereit, eilen Sie, Adrienne!

Adrienne.

Ich will ja, Fleuri. Welche Ungeduld! Wir reiſen, und wiſſen Sie, wer uns begleitet? O Sie wiſſen es nicht, wie glücklich ich bin. Moritz reiſt mit, der Graf von Sachſen begleitet uns nach Paris.

Fleuri.

Der Treuloſe? Glauben Sie ihm nicht, Adrienne, er wird uns wieder betrügen.

Moritz.

Diesmal nicht, mein guter Fleuri! Ich reiſe wahr und wahrhaftig nach Paris. Du kannſt mir's glauben.

Fleuri.

O welch' Glück, welch' Glück, Adrienne, mit ihm nach Paris, nach dem théâtre français, o das iſt ja unausſprechlich glücklich! (Er ſpringt umher.) Aber freuen Sie ſich denn nicht, Adrienne?

Adrienne.

Sehr, aber nur auf andere Art als Sie, Fleuri.

Fleuri.

Freilich. Sie haben eine andere Art, die Dinge aufzufaſſen, als ich. Aber nun gehts zurück, Sie

werden wieder spielen, wieder entzücken, ich werde wieder hinter den Coulissen stehen, der Graf wieder in seiner Prosceniumsloge sitzen und uns zuschauen.

Moritz (der bisher leise mit Dieskau gesprochen)

Zuschauen, ja wohl Fleuri, zuschauen auf der Bühne der Kunst, wie auf der Bühne der Geschichte, das ist mein Loos.

Adrienne.

Lästern Sie nicht, Moritz. Ihre Rolle, so früh, so glänzend begonnen, ist noch nicht ausgespielt. Wenn Ihnen auch vielleicht eine Krone entging, sie war nicht das Ziel Ihres Strebens. Die guten Rollen auf der Bühne der Kunst, wie auf der Bühne der Geschichte, spielen nicht alle in Diadem und Purpur, aber allen, wenn wir sie gut ausfüllen, ist der Lorbeer beschieden, und der, denke ich, ist uns beiden gewiß, Moritz. Ihnen auf dem Schauplatz der Geschichte, mir freilich nur auf der schmalen Welt, die die Kunst erschuf.

Moritz.

Wenn das wäre, Adrienne, wem dankte ich es als Dir?

Adrienne.

Nicht mir, nein — der blauen Schleife.

(Sie küßt sie zuvor.)

Der Vorhang fällt.

Der Brockenstrauß.

Dramatischer Scherz in einem Aufzuge.

Aufgeführt zum ersten Mal auf der Königlichen Hofbühne in Berlin am 26. April 1850.

Perſonen:

Beſetzung des Königlichen Theaters in Berlin.

Malvine May	Fr. Hoppe.
Fräulein Hortenſia, ihre Erzieherin	Fr. Birch-Pfeiffer.
Achtenberger, Rentier aus Berlin .	Hr. Gern.
Albert Achtenberger, ſein Vetter .	Hr. v. Lavallade.
Wilhelm Junius, deſſen Freund .	Hr. Grüſemann.
Frau Roſe, Wirthin in Harzburg .	Fr. v. Lavallade.

Ein Kellner.

Scene: Eine Gaſtſtube im Wirthshauſe zu Harzburg. Zwei Mittelthüren. Auf jeder Seite Seitenthüren. Rechts und links im Vordergrunde: Tiſche.

Bemerkung: Es kommt darauf an, daß die vorkommenden Localitäten wirklich der Wahrheit gemäß und wie ſie hier beſchrieben werden, angefertigt ſind.

Erſte Scene.

Fichtenberger (allein).

(Er ſitzt links an einem Tiſchchen, vor ihm das große Fremdenbuch aufgeſchlagen, in das er ſich einſchreibt, bald darauf Wilhelm, endlich Albert).

Fichtenberger.

Nun geht's an's Schreiben! Mein Name ſteht ſchon in allen Gaſtbüchern Deutſchlands — auf dieſer Reiſe im ſechſten. Das iſt in der Ordnung — miſerable Feder — das muß ſo ſein — und die Tinte wie Gummi und Stiefelſchmiere. — Na nur muthig. „Name" — Fichtenberger. „Charakter" — Rentier! Das nennen Sie einen Charakter, Rentier! „Wohnort," Berlin. „Zweck des Aufenthaltes" — Ja, was ſchreibe ich nun?

Wilhelm (tritt ein, im Anzug eines Fußreiſenden, ſehr leicht, auf der Mütze einen Brockenſtrauß).

Fichtenberger (ſteht auf).

Ach, — auch ein Reiſender wie ich ſehe? (Wilhelm verbeugt ſich.) Zu Fuß, Fender? Brocken geſehen? Roßtrappe? Baumanns Höhle, den ganzen Schwindel? Ich kenne das, ich kenne ganz Deutſchland! Freut mich Ihre werthe Bekanntſchaft gemacht zu haben, (ſetzt ſich) Entſchuldigen Sie, ich bin grade beim Einſchreiben. „Zweck des Aufenthaltes." Ja, ja, ja, was ſchreibe ich? Sagen Sie, mein Herr, was ſchreibe ich?

Wilhelm.

Das müſſen Sie wohl am Beſten wiſſen.

Fichtenberger.

Der Fall iſt nicht ſo leicht. Laſſen Sie ſich erzählen lieber Freund. Ich bin Rentier, unabhängig,

Rosenthalerstraße, (er ist aufgestanden.) Mein Geschäft habe ich einem Neffen übertragen, einem armen Teufel. Der darf nicht mucksen, der sitzt fest. Ich bin ungebunden, ich kann reisen — thu's auch, reise sehr viel — Prag, Wien, München, das macht mir Vergnügen.

Wilhelm.

Schreiben Sie: „hält sich zum Vergnügen auf" —

Fichtenberger.

Ach ich denke nicht dran, in solchem kleinen Neste, was ist hier für Vergnügen? Hören Sie nur weiter: Also ich sitze ganz gemüthlich, Rosenthalerstraße, grüne Tapeten, grüne Gardinen; habe alles selbst machen lassen, sorgenfrei, unverheirathet, da schreibt mir meine alte Stiefschwester — alte Jungfer — abgestanden — sehr gebildet und sehr verdrießlich: „Lieber Nepomuck, — ich heiße nämlich Nepomuck — so und so — ich werde vielleicht bald meinen Aufenthalt verändern, und habe mich entschlossen zu Dir zu ziehen, um an Deiner Seite — an meiner grünen Seite, grüne Tapeten, — mein Leben zu beschließen. Du bist unverheirathet, ich führe Dein Hauswesen, und so weiter." — Na, nun können Sie denken — wie ich sprang. Ein größeres Quartier, und ziehen, und alles erst eben eingerichtet. Und diese Controlle. Eine Schwester — das ist schlimmer als eine Frau. Ich frage alle meine Freunde, was soll ich machen? Der eine sagt so, der andere so, endlich sagt einer: „Sie müssen heirathen." „Ist gut, sage ich, das ist ein Vorschlag, aber, wo kriege ich eine Frau?" Nun hatte jeder eine, die ganze Volpische Weißbierstube war in Aufruhr. „Lassen Sie sich in die Zeitung setzen", ruft einer. „Ist gut!" sagte ich, ist doch mal ein Spaß! und wahrhaftig ich lasse mich breit schlagen und den andern Morgen werde ich als „reelles Heirathsgesuch" in der Spenerschen gedruckt.

Wilhelm.

Und es fand ſich keine?

Fichtenberger (ſehr ſelbſtgefällig).

Keine? Ein Rentier, beſte Jahre und in Berlin — Keine? Dutzendweiſe können Sie denken — aber was für 'ne Sorte, krumme und ſchiefe, herrliche Meubles, alte Dinger von vierzig Jahren, die ſich für zwanzig ausgeben. Sie hätten ſich halbtodt gelacht. Ich bin was herumgeſtiegen. Im Königſtädter mit 'ner rothen Roſe, bei Kroll mit 'ner weißen. Ein ganzes Gewächshaus hat in meinem Knopfloch geblüht — nichts gefunden. Die Zeit rückt heran, die Schweſter droht — da iſt noch ein Brief — (er ſucht in der Taſche.)

Albert (tritt durch die Mitte ſchnell ein, und ſtutzt als er Fichtenberger ſieht.) (Bei Seite).

Wilhelm im Geſpräch mit einem Fremden? —

Fichtenberger.

Da iſt der Brief! (lieſt.): „Finden Sie ſich am erſten Mai am Fuße des Blocksbergs ein, und ein Ihrer würdiges Weſen, kenntlich an einem Brockenſtrauß, den ſie vor der Bruſt trägt, wird ſich Ihnen vorſtellen."

Albert (bei Seite).

Seine Stimme — es iſt der Onkel — und mein Brief. Wenn der mich hier fände!

(Er geht in die Thür rechts.)

Fichtenberger.

Nun ſagen meine Freunde: das iſt ein ſchlechter Spaß — weil am erſten Mai die Hexen vom Blocksberg kommen. Ich bitte Sie — giebt's wohl noch Hexen? Und was kann's ſchaden — Geld habe ich, reiſen thu' ich gern, Eiſenbahn führt her — excellent jetzt mit den Eiſenbahnen — ich mache mich auf — es könnte doch möglich ſein — nun habe ich geſtern den ganzen Tag gewartet, — vergebens — alſo geht's wieder zurück —

aber was schreibe ich in das Buch? Ja, nun sagen Sie mal?

Wilhelm.

Schreiben Sie: „um sich zu verloben."

Fichtenberger.

„Um sich zu verloben?" Ist gut! Das will ich auch! (schreibt.) Die Leute werden sich wundern. Ein Berliner Rentier um sich zu verloben, steht gewiß noch nicht in dem Buche. Fertig! (steht auf und nimmt Hut, Reisetasche u. s. w.) Nichts zu bestellen nach Berlin? — Ach Berlin ist göttlich! (reicht ihm die Hand.) Adieu, lieber Freund — sehr erfreut gewesen.

Wilhelm.

Also wollen Sie direkt wieder zurück, keine kleine Tour durch den Harz? —

Fichtenberger.

Ach geben Sie mir mit dem Harz. —

Wilhelm.

Lieben Sie die Naturschönheiten nicht?

Fichtenberger.

Ich bitte Sie, Naturschönheiten. — Ich, der ich so viel große Städte gesehen habe, der ich in Berlin lebe. Wenn ich reise, will ich Wunderbares sehen. Nun humpelt man solchen Berg rauf und sieht von oben von Weitem, was man von unten nahe sah. Oder Roßtrappe — hohe Felsen — graue Dinger! Ach lieber Himmel — da kann ich mich nicht drüber wundern, daß der liebe Gott so etwas machen kann — von dem bin ich mir gar nichts anderes vermuthend — aber die Menschen, wenn die, einen Stein über den andern, solch großes Haus hinstellen — unser neues Museum — das allerneuste — das ist wunderbar. — Na, leben Sie wohl, ich glaube sie pfeifen — das Ding wartet nicht. Adieu, Adieu. (Ab durch die Mitte.)

Zweite Scene.

Wilhelm. Dann Albert.

Wilhelm.

Ha, ha, ha, ha! — Das iſt ein himmliſches Subjekt.

Albert (ſieht ſchon herein.)

Was haſt Du nur? Was lachſt Du?

Wilhelm.

Wenn Du hier geweſen wäreſt, Du hätteſt mitgelacht.

Albert.

Eben weil ich hier war, lache ich nicht mit.

Wilhelm.

Dieſer Rentier —

Albert.

Iſt mein Onkel!

Wilhelm.

Und Du der Neffe der nicht muckſen darf? Wenn der Dich gefunden hätte!

Albert.

Nicht wahr?

Wilhelm.

Aber ſei luſtig, Du biſt einer großen Gefahr entgangen — er war hier — da kannſt Du es leſen — um ſich zu verloben.

Albert.

O das hat keine Noth — der Brief, der ihn herbeſtellte, war von mir.

Wilhelm.

Das hätte ich denken können. —

Albert.

Aber ich nicht, daß er darauf herreiſen würde.

Wilhelm.

Wieder ein Walpurgisnachtsſpaß mehr — ich lobe

mir meinen Brocken! — Albert, nun sei vergnügt, Albert — der Onkel ist fort. Du bist mir überhaupt nicht heiter, Du drängst von einem Ort zum andern und wenn wir da sind, bist Du unbefriedigt. Du seufzst?

Albert.

Wenn Du wüßtest —

Wilhelm.

Nun?

Albert.

Ich will Dir's gestehen. Du hattest mich vergebens zum Mitreisen bestürmt — ich schlug es ab. Ich bringe Dich auf den Bahnhof, als Du in das Coupée steigst, sitzt neben Dir ein Mädchen — was sage ich, ein Engel — das ich in Berlin schon mehreremale gesehen hatte. Ich entschließe mich schnell — schreibe zwei Worte mit Bleistift, lasse mir die Sachen nachschicken — und sitze ihr vis à vis — die Du gar nicht einmal bemerkt hast.

Wilhelm.

Weil ich neben ihr saß und ihr nicht in den Hut sehen konnte. —

Albert.

Weil Du Liebesgedichte machst, aber nie eine Frau ansiehst. Sie reiste in den Harz. In Brandenburg, wo sie einige Stunden bleiben wollte, trennten wir uns. Du warst leicht zu überreden statt an den Rhein auch in den Harz zu gehen. —

Wilhelm.

Danke das meiner Vorliebe für den Brocken.

Albert.

Wir reisen von Ort zu Ort und finden sie nirgend.

Wilhelm.

Und Du findest alles garstig — aus Liebe — und ich reime in allen Versarten, daß die Liebe die Welt

verſchönt. — Auf dem Brocken hätteſt Du wenigſtens vergeſſen können —

Albert.

Da? An dem kann ich überhaupt nichts finden.

Wilhelm.

Menſch, mache mich nicht raſend. Du willſt mein Freund ſein, und haſt keine Empfänglichkeit für dieſen grotesken Walpurgisnachtstraum der Natur!

Albert.

Wenn Du noch für die Roßtrappe ſchwärmteſt!

Wilhelm.

Auch von Dir das alte proſaiſche Lied? — Iſt das zu vergleichen? Du ſteigſt auf den Brocken. Aus den bemooſten Steinblöcken, zwiſchen den rauſchenden Fällen der Ilſe wachſen kräftig die Buchen und Fichten, durch deren Zweige der Rauch der Kohlenmeiler zieht. Aber Du kommſt dem Reiche der Brockengeiſter immer näher — die Buchen bleiben aus, die Steinblöcke gewaltiger, die Fichten kürzer. Zu Deinen Füßen das Heidelbeerkraut mit ſeinen blauen Nebelaugen. Nun fühlſt Du ſchon die feuchte Luft der Walpurgisnacht Dir in's Geſicht ſchlagen, die Fichten werden zu Zwergen, die hier ihre nackten Arme drohend ausrecken, dort die Naſen verdrießlich in die naſſe Luft ſtecken, nach einer Seite kahl gepeitſcht von dem Bergſturm, der ſie nicht ganz verdrängen konnte — zwiſchen ihnen, wie die Poeſie der Treue, ſchweſterlich in ſie hinein geſchlungen, mit triefendem Haar und den Korallenlippen, hier und da, eine ſchlanke Ebreſche. Aber die Grenze iſt geſteckt, der Berg wird kahl — in grandioſer Einförmigkeit nur Steine auf dem breiten Scheitel, und doch alles barock, ſelbſt die Schneeſtangen am Wege, die der Kobold des Berges ſchief und verrenkt durch einander ſtellte — ſelbſt das zwerg-

hafte Haus mit breiten Schultern, das uns aufnimmt. — Ist das nicht Poesie?

Albert.

Die Poesie des Barocken — die übersättigte, der das Liebliche, Anmuthige nicht mehr genügt. Eine unverbildete Natur, zum Beispiel das einfache, poesieempfängliche Gemüth eines Mädchens wird nie Deinen Geschmack theilen.

Wilhelm.

Ich könnte das seltene Mädchen lieben, das hier mit mir gleich empfände.

Albert.

Du wirst sie vergebens suchen.

Wilhelm.

Ich könnte sie heirathen — nur auf diese Probe, denn wir würden glücklich werden.

Albert.

Und ich würde sie nicht heirathen, selbst wenn ich sie vorher geliebt hätte.

Wilhelm.

Desto besser, so werden wir nie Nebenbuhler sein.

Albert.

Und Du bleibst ledig!

Wilhelm.

Wer weiß. Wenn ein Mädchen erklärt, daß ihr der Brocken die liebste Partie des Harzes ist.

Albert.

Willst Du sie heirathen?

Wilhelm.

Auf der Stelle!

Albert.

Und ich verspreche Dir für Dich anzuhalten.

Wilhelm.

Desto besser!

Albert.

Der Vertrag iſt geſchloſſen.

Wilhelm.

Feſt und unverbrüchlich, Verpflichtung gegen Verpflichtung. (Sie ſchlagen ein.) Aber nun werde ich eilen einen Wagen zu beſorgen. Ein Grund mehr noch einige Tage im Harz zu ſtreifen. Aber nimm Dich in Acht, die ganze Rache der Walpurgiswallfahrt über Dich Verräther ihres Heiligthums.

(Ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Albert. Dann Frau Roſe und Kellner.

Albert (allein).

Allerliebſt! So läuft die Thorheit mit dem Phantaſten davon und läßt die Vernunft zurück. Verſchwört ſich der Eheſeind die erſte beſte Närrin zu heirathen, wenn ſie zufällig mit ihm in daſſelbe verſchrobene Horn bläſt. O wenn ich ihm doch zur Qual ſeine Narrheit recht deutlich vor Augen ſtellen könnte!

Frau Roſe (mit Frühſtück, gefolgt vom Kellner).

Gehorſame Dienerin! Mit Erlaubniß, ich bringe ſelbſt das Frühſtück. Wenn's ſchnell gehen ſoll, muß ich ſelbſt mit Hand anlegen. — Louis, faſſen Sie das Tiſchtuch mit an, ſchnell! Potz tauſend nicht noch einmal. (Während des Folgenden deckt ſie den Tiſch.) Der Herr kommen vom Brocken wie ich ſehe? Ausſicht gehabt?

Albert.

Wenig.

Frau Roſe.

Konnte es denken, ſo geht's den Meiſten — da ſieht man nichts — Louis, ſperren Sie doch die Augen auf — der rechte Zipfel hängt ſchief.

Albert.

Die Mühe wird schlecht belohnt.

Frau Rose.

Das sage ich ja. Na, man muß doch oben gewesen sein, damit man's erzählen kann, — Louis, die Gläser.

Albert.

Sie machten sich nicht oft das Vergnügen? —

Frau Rose.

Ach unser einer — selbst wenn ich nichts unten zu thun hätte. — Ich war das letzte Mal oben vor fünf Jahren, als mein seliger Mann noch lebte, — jetzt habe ich zu so etwas keine Zeit — für uns Frauen ist's so eine strapzante Geschichte, die Kleider hängen einem um die Füße, so naß wie ein Waschlappen. Und überhaupt — uns sagen die zarteren Partieen mehr zu, eine Frau ist immer mehr für's Gefühlvolle, Liebliche — Donnerwetter, da klirrt's in der Küche, die Lolpel schlagen Alles über den Haufen — na Euch will ich helfen! (Läuft ab.)

Albert.

Das ist die Sprache der Natur, Aber ein Glück, daß ich mich nicht verpflichtet habe, als Gegenstück zu seiner Thorheit, die Frau zu heirathen, die mit mir gleich über den Brocken denkt. Da wäre ich gleich schön angekommen.

Frau Rose (kommt).

Es ging noch mal so ab, — das Ding war schon geborsten. — Louis, Brot!

Albert.

Es kommen wohl wenig Reisende befriedigt herunter?

Frau Rose.

Unterschiedlich. Einer lobt's — einer macht's schlecht. Und ich muß so mit jedem sprechen, dafür bin ich Wirthin.

Albert.

Alſo können Sie den Brocken auch loben?

Frau Roſe.

Hausboch! Wofür höre ich ſeit zehn Jahren die Redensarten! Ich lobe Ihnen was Sie wollen. Louis, ſehn Sie das Meſſer an, iſt das geputzt? Muß man immer ſchelten? Andre Meſſer! (Kellner läuft ab.)

Albert.

Wollen Sie mir zu gefallen den Brocken loben? Mein Reiſegefährte ſchwärmt für den Brocken und hat geſchworen die Frau zu heirathen, die daſſelbe thut.

Frau Roſe.

Na, der kann Frauen bekommen — wenn das bekannt wird.

Albert.

Fangen Sie ſelbſt an. —

Frau Roſe.

Ach, halten Sie mich zum Narren — daß mir unterdeſſen die Suppe überkocht.

Albert.

Zum Spaß —

Frau Roſe.

Zum Spaß, das laſſe ich mir gefallen — ich mache jeden Spaß mit.

Albert.

Nehmen Sie meinen Brockenſtrauß (er nimmt ihn von der Mütze), als wenn ſie als Reiſende von dort kamen.

Frau Roſe.

Ich hatte auch Zeit zu ſo etwas.

Albert.

Wenn ich ſchön bitte.

Frau Roſe.

Nun, wir wollen ſehen. Wenn Alles hübſch ordentlich geht, der Pudding gut aufgeht und der Braten

mürbe iſt. Spaß muß ſein! Wo ſich die Gäſte amüſiren, kommen ſie wieder. — Das Frühſtück iſt fertig, wohl bekomm's. (Ab.)

Vierte Scene.

Albert, dann Wilhelm, zuletzt Malvine und Hortenſia.

Albert.

Ja, wohl bekomme es meinem walpurgisnachtsſchwärmenden Freunde. Wenn ich ihn tüchtig mit der Wirthin gequält habe, kann ich ihn immer durch die Nachricht befreien, daß er myſtificirt iſt. (Setzt ſich.)

Wilhelm.

Kein Wagen zu haben. — Ah ſchon beim Frühſtück (ſetzt ſich). Den letzten hatten zwei Damen beſtellt — doch da noch Platz iſt und ſie auch nach Clausthal wollen, will der Kutſcher fragen, ob ſie uns mitnehmen.

Albert.

In Deiner Stelle würde ich mich jetzt vor Damen hüten — wenn eine dabei wäre —

Wilhelm.

Die meine Probe beſtände? Deſto beſſer, ſo käme ich auf die ſchnellſte und leichteſte Weiſe unter die Haube — noch dazu — da Du für mich anhältſt. — Stoße an! Es lebe meine Zukünftige! (Stoßen an.)

Albert.

Welche Vermeſſenheit — und das ſo bald nach der Maynacht, wo die Hexen reiſen, die einzigen weiblichen Weſen, die den Brocken lieben.

(Malvine und Hortenſia treten ein. Malvine hat einen Brockenſtrauß vorgeſteckt.)

Malvine.

Alſo der letzte Abſchied vom Burgberge, der iſt

mir ordentlich ſchwer geworden nach den drei Tagen, die wir hier verweilten. Um dem Brocken Abſchied zuzuwinken, habe ich mich mit ſeinem Geſchenk geſchmückt (ſie zeigt auf den Strauß).

Albert (iſt aufgeſtanden; für ſich).

Sie iſt's!

Malvine.

Ich hoffe die Herren laſſen ſich nicht ſtören. (Zu Hortenſia leiſe.) Unſer liebenswürdiger Reiſegefährte von Berlin.

Hortenſia (halb leiſe).

Faites mine, ma chère, de ne pas le reconnaitre.

Malvine.

Ich ſah die Herren an uns vorüberſchreiten, vom Brocken herunter. Was hat der alte Herr Ihnen heute für einen Morgengruß bereitet?

Wilhelm.

Dunſtig und feucht! Die Winde jagten ſich mit den Wolken — und wir armen Sterblichen wiſſen nicht, wem von beiden wir die kurzen aber heitern Durchblicke in die Ebene zu danken haben.

Malvine.

O das iſt herrlich! Das iſt Brockenlaune. Wie liebe ich das!

Albert (ſehr beſorgt).

Sollten Sie die Roßtrappe nicht vorziehen?

Hortenſia.

Oder die liebliche Idylle des Selkethals. O welche Seligkeit, ein Burgfräulein, von den Bogenfenſtern des Falkenſteins herabzuſchauen in's Thal, bis der Heißerſehnte kommt.

Wilhelm (bei Seite zu Albert).

Schütze mich der Himmel, daß ich nicht der Heißerſehnte bin, aber bei Gott, Du ſiehſt aus wie der Heißerſehnte.

Malvine.

Man darf nicht vergleichen. Ich schätze alle die Punkte, aber mich fesselt vor allem der Brocken mit der wunderlichen Poesie, in die er sich kleidet —

Albert (bei Seite).

O mein Gott!

Wilhelm (bei Seite).

Was muß ich hören!

Malvine.

Auf dem Brocken fühle ich mich in einer andern Welt! Die Luft ist anders, die ich athme, die Wolken sind meine Gesellschaft und necken mich bald, bald versöhnen sie mich. Der Fuß wandelt auf fremder Vegetation. Ich sehe so weit und klar in's Land und fühle doch, was da unten ist reicht nicht herauf zu mir. Solchen Raum trägt die Erde nur einmal, und indem ich ihn mir durch Mühen eroberte, ist er mir doppelt werth. Alles Kleinliche der Erde blieb zurück und ich schließe mich dort jedem Menschen leichter an, wie an den Mitreisenden im Sturm des Meeres, und doch ist alles friedlich, nur unbewußt getragen von der Poesie des Ortes, die sich tief in mein Herz hinein gewachsen hat. Eben habe ich dem Brocken Lebewohl gesagt, aber die Erinnerung bleibt mir unverwelklicher als der Strauß, den er mir mitgab.

Wilhelm.

Hörst Du Albert?

Malvine (zu Hortensia).

Jetzt laß uns die Zeichnungen ordnen. In einer Stunde geht's fort, — glückliche Reise meine Herren!

Hortensia.

Wir haben keine Zeit zu verlieren, ma chère, denn wir haben haben heute noch keine französische Vokabeln gelernt, und die Schlachten des peloponne-

ſüchen Krieges noch nicht überhört. No perdons pas le temps — ma petite.

(Malvine und Hortenſia ab.)

Fünfte Scene.

Albert. Wilhelm.

Wilhelm.

Die will Schlachten repetiren, und Du ſiehſt aus als wenn Du geſchlagen wäreſt.

Albert.

Wilhelm, denkſt Du noch an Deine thörichte Verſprechung von vorhin? Sprich!

Wilhelm.

Mehr als je! Mein kleines Walpurgisnachtsgeſpenſt iſt allerliebſt — mache Deine Rede zurecht, Du hörſt, ſie reiſen. In einer halben Stunde mußt Du angehalten haben — und in einer Stunde bin ich verlobt.

Albert.

Du willſt den Scherz verfolgen?

Wilhelm.

Ernſtlich, Lieber. Ich verſprach es und nehme die Braut als ein Geſchenk des Brockens.

Albert.

O, Wilhelm! wenn Du wüßteſt. Wie ſoll ich Dir nur ſagen —

Wilhelm.

Mir nichts — ſage ihr das Alles!

Albert.

Höre mich erſt!

Fichtenberger (hinter der Scene).

Ein Couvert zu heute Mittag! Ich bleibe!

Albert.

Des Onkels Stimme! Das auch noch! Wilhelm ich muß Dich ſprechen. (Ab in das Zimmer rechts. —

Indem Wilhelm ihm folgen will, tritt Fichtenberger durch die Mitte ein.)

Sechste Scene.

Fichtenberger. Wilhelm.

Fichtenberger.

Sieh da, lieber Freund, da bin ich wieder. Willkommen! (Reicht ihm die Hand.) So findet man sich immer unverhofft wieder im Leben. Lassen Sie sich erzählen; als ich ankomme, pfeift mir das Ding an der Nase vorbei. Ich schreie: Halt, halt! Ja, da hilft's Schreien. Wieder sitzen geblieben, das ist schon das fünfte Mal, daß mir das passirt, und ich bin doch so vorsichtig. Auf Stationen steige ich gar nicht mehr aus. Da reißen sie die Thür auf: „fünf Minuten Aufenthalt!" Ja paßt auf, lauft mit Euren fünf Minuten, schon fünf Mal sitzen geblieben, ich steige nicht aus.

Wilhelm.

Verzeihen Sie, mein Herr — (will sich losmachen.)

Fichtenberger (hält ihn am Arm).

Und wie das vorbei sauft, es schwindelt einem ordentlich. Haben Sie schon mal oben gesessen? Da sauft es nur! Ich einmal, denken Sie sich, von Berlin nach Potsdam, aber nicht wieder. Wie muß mir's gehn. Ich sitze da oben mit 'nem Herrn, sehr artigen Herrn, und wir sprechen so, „Sehn Sie", sagt er, „da springt ein Haase über den Kohlkopf." War auch wahr, sprang auch einer, aber wie ich mich umsehe — Hui — geht der Hut hin. Da sitze ich. Zum Glück hatte ich ein reines buntseidenes Taschentuch mit; das um den Kopf gebunden. Als ich aussteige: „Sehen Sie, wie der aussieht", sagen die Leute und lachen. — Ich sah auch aus, ich sagen Ihnen, wie ein altes

Weib, — aber dachte ich, lacht ihr nur, ich werde mir um's Aussehen den Kopf nicht erkälten.

Wilhelm.

Gewiß ein sehr bedauerliches Ereigniß. — Aber mein Reisegefährte erwartet mich.

Fichtenberger (will ihm folgen).

Schön! wird mich freuen seine Bekanntschaft zu machen. Ich mache gerne Bekanntschaften auf Reisen — das ist das halbe Leben!

Wilhelm.

Er ist unwohl —

Fichtenberger.

Charmant, meine Magentröpfchen habe ich immer bei mir — auf ein Stückchen Zucker — ich sage Ihnen probat.

Wilhelm (bei Seite).

Wie werde ich ihn los? (Laut.) Er wird vor der Thür sein.

Fichtenberger.

Schön, schön, man muß so nicht in der Stube sitzen auf Reisen. (Complimentiren sich an der Thür.) Après vous — sagt der Franzose. Ah, ich bin auch in Paris gewesen. (Wilhelm ab, Fichtenberger folgt.)

Siebente Scene.

Malvine, darauf Albert.

Malvine (von links).

Ma bonne ist langweilig mit ihrem peloponnesischen Kriege, und mir geht etwas ganz Andres durch den Kopf. Er hat mich erkannt, — auf der Reise war er so gesprächig — und hier hat er mich angeredet. Da ist er —

Albert (von rechts).

(Bei Seite.) Sie ist allein. Hätte ich nur Wil-

helm sprechen können, der erwartet, daß ich für ihn — und ich gab ihm mein Wort.

Malvine (tritt näher).

Mein Herr, ich freue mich Ihnen hier für die Güte danken zu können, mit der Sie sich unserer Reiseunbeholfenheit in Brandenburg annahmen. —

Albert.

Sie erinnern sich des kleinen Dienstes?

Malvine.

Ich werde ihn nicht vergessen, — wenn ich auch Manches seitdem gelernt habe.

Albert (auf das Buch deutend).

Die Schlachten des peloponnesischen Krieges?

Malvine.

Das nicht, — aber mich leichter auf der Reise zu bewegen. Das ist der Reiz der Reise. Wir fühlen uns frei von den Fesseln des Alltagslebens; Momente entscheiden über uns, — wir gewinnen Muth uns dem Zufall ohne Ueberlegung anzuvertrauen, und Thatkraft zu Entschlüssen, die entscheidend sind. Sehen Sie, das habe ich gelernt, und lächle jetzt über die langen Deliberationen wegen der Regenwolken, die über Weiterreisen oder Verweilen entscheiden, und die uns ohne Ihre Güte eine Reisetasche gekostet hätten.

Albert (bei Seite).

Mich haben sie viel mehr gekostet. (Laut.) Sie raumen der Erregtheit der Reiselust viel Recht ein.

Malvine.

Nicht ohne Grund. Auf der Reise giebt sich Jedermann offener. — Sympathieen sondern sich, gleicher Geschmack führt zusammen.

Albert.

Sie glauben an Sympathieen? —

Malvine.

Und an Sympathie, — dafür bin ich ein Mädchen.

Albert (immer ängſtlicher).

Wo ein gleicher Geſchmack, eine gleiche Auffaſſung Ihnen entgegenträte, würden Sie Ihr Herz ſchnell hingezogen fühlen?

Malvine.

Gewiß, die Freundſchaften, die man auf der Reiſe ſchließt, ſind ſchneller — und feſter.

Albert (ſehr beſorgt).

Sie würden die Hand eines Mannes annehmen, der Sie Ihnen flüchtig in dem Rauſche der Reiſeluſt hinſtreckte?

Malvine (erſchrocken).

Was wollen Sie damit ſagen, die Hand? — Ich ſprach von Freundſchaften.

Albert.

Ich habe Ihnen eine ſolche Hand anzubieten. —

Malvine (tritt zurück).

Mein Herr! (Bei Seite.) Was ſoll ich ſagen?

Albert.

O bleiben Sie! — Ich trage Ihnen eine Hand an.

Malvine (bei Seite).

Er bietet mir ſeine Hand!

Albert.

Und nach Ihren Worten muß ich fürchten, daß Sie ſie annehmen. —

Malvine (bei Seite).

Und fürchtet, daß ich ſie annehme?

Albert.

Aber ich beſchwöre Sie, mein Fräulein, — keine Entſcheidung, — nur jetzt keine Entſcheidung.

Malvine (etwas gereizt).

Fürchten Sie nichts, — mein Herr. — (Bei Seite.) Das iſt der wunderlichſte Antrag der Welt.

Albert.

Seit Sie ſelbſt mich überzeugen, daß Sie Ihr

Jawort geben werden, ergreift mich mit entsetzlichem Ernste, was mir Scherz erschien. —

Malvine.

Ich versichere Sie, daß ich kein Wort verstehe. —

Albert.

Das ist vortrefflich. Ich habe Ihnen die Hand angeboten —

Malvine.

Aber ich habe sie noch nicht angenommen —

Albert.

Desto besser, ich habe mein Wort gegeben —

Malvine.

Aber ich nicht das meine.

Albert.

Das macht mich unaussprechlich glücklich. Das läßt mich hoffen, — aber ich muß mein Wort zurück haben. (Schnell ab durch die Mitte.)

Achte Scene.

Malvine, darauf Hortensia.

Malvine.

O das sollen Sie, fürchten Sie nichts. Ich kann mich noch gar nicht fassen. Er bietet mir seine Hand an in einer Ueberstürzung — und sagt deutlich, daß er nichts mehr fürchtet, als daß ich sie annehme — und früher war er so liebenswürdig. O, entweder ist er verrückt, oder er will Spott mit mir treiben — (faßt in Thränen.) das ist abscheulich, ganz abscheulich.

Hortensia (von links).

Was ist abscheulich, ma petite? Welche Aufregung! Was hast Du vor, mon enfant?

Malvine (bei Seite).

O Gott, ma bonne! (Laut.) Ich? Was ich vor-

hatte? Den peloponnesischen Krieg — ich las die Geschichte des peloponnesischen Krieges.

Hortensia.

Und darüber diese Aufregung? Des larmes, Malvine? Thränen über die Kämpfe von Athen und Sparta?

Malvine.

Es ist auch zum weinen, wenn man zu Jemand Vertrauen hatte — wenn eine innere Stimme uns sagte, der ist anders als die meisten Männer — und doch Leichtfertigkeit, Arroganz, Eitelkeit — kein edleres Gefühl. —

Hortensia.

Aber von wem spricht ma mignonne?

Malvine (sich fassend — bei Seite).

O weh, fast hätte ich mich verrathen. (Laut.) Ich meine —

Hortensia.

O ich weiß es — ich kann es mir denken —

Malvine (bei Seite).

Das wäre entsetzlich. (Laut.) Du irrst, ma bonne.

Hortensia.

Nicht doch, Du sprachst von —

Malvine.

Mein Gott!

Hortensia.

Von Alcibiades. O Du hast Recht! Ein Mann, den die Natur, den die Talente so berechtigten geliebt zu werden —

Malvine.

Nicht wahr?

Hortensia.

Und Eitelkeit und Stolz verleiteten fortzugehen. —

Malvine.

In solcher unerklärlichen Eile —

Hortenſia.

Nach Sparta.

Malvine.

Ach warum nicht gar nach Sparta!

Hortenſia.

Gewiß, ma chère. Aber tröſte Dich, trockne Deine Thränen — er kommt wieder, kommt gebeſſert wieder.

Malvine.

Gewiß? —

Hortenſia.

Das freut Dich, petite innocente. (Bei Seite.) Solche Theilnahme an dem Geſchick Athens — meine Erziehung. (Laut.) Er kommt wieder — verlaß Dich darauf — über das Lager der Perſer.

Malvine.

Aber wen meinſt Du nur?

Hortenſia.

Wen ſonſt? Den Alcibiades! Aber lies weiter. — Ich will die edle Wißbegierde der Jugend nicht ſtören, und werde allein einpacken. — Ohnedies können wir unter Weges nicht repetiren, denn der Kutſcher hat noch einige Reiſende angemeldet, die mit zu fahren wünſchen. Wir werden es nicht abſchlagen können?

Malvine.

Gewiß nicht. Nur fort von hier — ſo ſchnell als möglich — (Bei Seite.) Damit er mir nicht auf's Neue begegnet.

Hortenſia (im Abgehen).

Das nenne ich Leidenſchaft für die alte Geſchichte.

(Ab nach links.)

Neunte Scene.

Malvine, darauf Fichtenberger.

Malvine.

Und Geſellſchaft iſt mir lieb, das zerſtreut ma bonne und läßt ſie meine Aufregung überſehen, die ich ſchwer verbergen könnte. — Wie er nur heißt? Auf der Eiſenbahn fiel ihm ein Briefcouvert aus der Taſche und ich glaubte den Namen zu leſen, Fichten — Fichtenberg oder dergleichen. — Am Ende, was geht's mich an? — Vielleicht ſteht der Name im Fremdenbuch? — (Sie tritt heran, Fichtenberger tritt durch die Mitte ein, und bleibt ſtehen:) Richtig. Fichtenberger! Er heißt Fichtenberger!

Fichtenberger (bei Seite).

Ein junges Mädchen, das nach mir ſucht?

Malvine.

Das iſt er, da bleibt kein Zweifel.

Fichtenberger (bei Seite).

Der bin ich? Gott! Sie trägt einen Brockenſtrauß, mein Brief, mein rendez-vous.

Malvine.

„Um ſich zu verloben" das ſchreibt er in's Fremdenbuch? Abſcheulich! Immer abſcheulicher.

Fichtenberger.

(Kratzt ſich hinterm Ohr.) Das hätte ich freilich bleiben laſſen können.

Malvine.

Man will einen Scherz mit mir treiben. — Gut — ſehr gut — bald bin ich in der Laune darauf einzugehen.

Fichtenberger.

Sie irren, mein Fräulein, es iſt kein Scherz, es war ein „reelles Geſuch."

Malvine.

Mein Herr! (Bei Seite.) Was will er nur?

Fichtenberger.

Sie haben mir die Erlaubniß gegeben mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Ihnen bekannt — Rentier, 2000 Thlr. Revenüen, unabhängig — sanfte Gemüthsart — es wird Sie nicht gereuen — Sie werden gut mit mir fahren —

Malvine.

Mit Ihnen fahren? (Bei Seite.) Ach der Herr, der um den Platz in unserm Wagen gebeten hat. (Laut.) Ja wohl, eine kleine Gefälligkeit, nicht der Rede werth.

Fichtenberger (bei Seite).

Eine kleine Gefälligkeit nennt sie das, mich zu berathen? Aber nun ist doch eine gekommen, o ich wußte das, ein Rentier, und in Berlin, das lockt.

Malvine.

Sie werden entschuldigen — wir sind noch nicht ganz fertig.

Fichtenberger.

Noch nicht fertig? — hätten Sie Scrupel?

Malvine.

O das nicht, aber —

Fichtenberger.

Ich kann Ihnen Zeugnisse geben über mein Vermögen, meine bürgerliche Stellung, meine Moralität —

Malvine.

O ich bitte Sie, das ist ja ganz gleichgültig.

Fichtenberger (bei Seite).

Das ist ihr gleichgültig. Aber von allen, die sich präsentirt haben, ist sie die einzige, die mir gefällt. Und sie hat mich noch gar nicht angesehen. (Laut.) Darf ich fragen, wie ich Ihnen gefalle, welchen Eindruck meine äußere Erscheinung Ihnen macht?

Malvine.

Ich denke wir werden uns recht wohl vertragen.

Fichtenberger.

Sie entzücken mich. Wenn Sie wüßten wie ich beglückt bin! Allein, faſt ohne Hoffnung kam ich her, mit Ihnen vereint verlaſſe ich den Ort — an Ihrer Seite —

Malvine.

Entſchuldigen Sie, vis à vis, ma bonne ſitzt neben mir —

Fichtenberger.

Und wird Sie nicht verlaſſen?

Malvine.

Nein! (Bei Seite.) Der iſt ſehr wunderbar. (Laut.) Ich hoffe Sie werden nichts dagegen haben, ma bonne iſt ſo gut.

Fichtenberger (bei Seite).

Nun geben die Bedingungen an. (Laut.) Wenn es Sie beglückt — muß ich mir wohl die bonne gefallen laſſen. (Bei Seite.) Das konnte ich mir ſchon denken, daß ich die nicht ohne Bedingungen bekommen würde.

Malvine.

Wir wollen uns gegenſeitig gar nicht geniren —

Fichtenberger (bei Seite).

Sehr erfreuliche Klauſel.

Malvine.

Aber Taback dürfen Sie nicht rauchen — aus Rückſicht für ma bonne —

Fichtenberger (erſchreckt).

Nie wieder?

Malvine.

Nur während der kurzen Zeit des Zuſammenſeins — wenn wir uns trennen, können Sie das ja nachholen.

Fichtenberger.

Sie denken an eine Trennung, gleich jetzt in diesem feierlichen Momente, schon jetzt an eine Trennung? Und ich hoffe recht lange mit Ihnen zusammen —

Malvine.

Sehr gütig, mein Herr, sehr gütig. Aber es bleibt uns ja noch immer Zeit das zu besprechen. Jetzt nun — da wir einig sind —

Fichtenberger (streckt die Hand aus).

Also sind wir einig?

Malvine.

Gewiß! (Schlägt ein.) Vor allen Dingen, Eile!

Fichtenberger.

Eile?

Malvine.

Es ist alles schon von uns besorgt, ehe ich wußte, daß Sie unser Gefährte sein würden —

Fichtenberger (sehr erschrocken).

Alles bereit — der Prediger?

Malvine.

Unser anderer Begleiter meinen Sie? Ich hoffe doch er wird auch fertig sein?

Fichtenberger.

Wie kann ich das wissen?

Malvine.

Also in einer Viertelstunde, mehr brauche ich nicht um mich zu rüsten, hole ich Sie ab — bis dahin leben Sie wohl! (Ab nach links.)

Fichtenberger.

Diese Eile! In einer Viertelstunde! Was mag hinter dieser Eile stecken? Mir schwindelt vor diesen Bedingungen. Eine Bonne, keinen Taback, baldige Scheidung, und diese Eile, und in einer Viertelstunde?

Zehnte Scene.

Fichtenberger. Wilhelm.

Wilhelm (durch die Mitte).

Endlich wär ich ihn los, nach einigen Umwegen durch den Garten hatte ich ihn verloren — nun muß ich Albert sprechen, muß wissen, ob er wirklich Ernst gemacht und für mich angehalten hat — das wäre doch sehr eilig —

Fichtenberger (bei Seite).

Sie kann jeden Augenblick wiederkommen, sie außer sich — sie legt sich in ihren Brautschmuck — o, diese verhängnißvolle Eile —

Wilhelm.

Gott sei Dank, daß ich wenigstens diesen Fichtenberger los bin.

Fichtenberger (bei Seite).

Ich muß Luft schöpfen —

(Wilhelm kommt vor, Fichtenberger eilt hinaus und lauft Wilhelm in die Arme.)

Fichtenberger.

Sie sind's, lieber Freund, ich dachte schon der Prediger.

Wilhelm.

Herr Fichtenberger! (Bei Seite.) Den habe ich wieder, wenn ich nur wüßte, ob ich auch eine Braut hatte.

Fichtenberger.

Sie nehmen Antheil an meinem Schicksal. (Sehr traulich.) Ich bin verlobt —

Wilhelm.

Verlobt? So schnell?

Fichtenberger.

Ja, ich habe eine sehr eilige Braut

Wilhelm.

Das Schlimmſte iſt, daß ich wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke auch verlobt bin und es nicht einmal weiß.

Fichtenberger.

(Sieht nach der Uhr.) 9 Minuten vorüber — bleiben 6. Sie auch? Wir beide alſo gleiches Schickſal?

Wilhelm.

Sind wir denn wirklich im Gaſthauſe zu Harzburg oder in der Eheſchmiede zu Gretnagreen?

Fichtenberger.

Meine Angſt — 10 Minuten. — Ich hätte mir nicht ſo ſchlimm gedacht verlobt zu ſein —

Wilhelm.

Ich auch nicht — aber daran ſind Sie ſchuld —

Fichtenberger.

Ich?

Wilhelm.

Sie mache ich verantwortlich — warum gingen Sie mir nicht von der Seite — ich hätte mich erklären können —

Fichtenberger.

Sie machen mir Vorwürfe, und Sie ſind Schuld an meinem Malheur — hätten Sie mich nicht feſtgehalten.

Wilhelm.

Ich Sie feſtgehalten?

Fichtenberger.

Säße ich längſt in der Eiſenbahn nach Berlin — wären Sie mir nicht im Garten echappirt, (rückt ihm näher, Wilhelm retirirt) wäre ich hier nicht in die Falle gelaufen.

Wilhelm.

Aber erklären Sie doch —

Fichtenberger.

Nichts — (ſieht nach der Uhr) 14 Minuten! Ich muß mich ſammeln. Noch eine Minute der Freiheit. (Sehr ſchnell durch die Mitte ab.)

Elfte Scene.

Wilhelm, dann Malvine.

Wilhelm.

Er hat doch Gewißheit — aber ich. (Er geht an die Thür rechts.) Albert! (Er geht in das Zimmer.)

Malvine (von links).

Du biſt heute gar nicht eilig, ma bonne.

Hortenſia (von innen).

Lies nur ruhig Deinen peloponneſiſchen Krieg zu Ende — und Dein Zorn über Alcibiades wird ſich legen, ma petite.

Malvine.

Ma bonne ſucht meine Gedanken noch immer in Griechenland.

Wilhelm (aus dem Zimmer rechts).

Er iſt fort! — da iſt ſie ſelbſt.

Malvine (bei Seite).

Sein Reiſegefährte. (Sie will zurücktreten.)

Wilhelm (bei Seite).

Sie ſieht mich ſcheu verlegen an — er hat mit ihr geſprochen! (Laut.) Mein Fräulein — verzeihen Sie meine Frage. — Haben Sie meinen Reiſegefährten? (Bei Seite.) Ich muß Gewißheit haben.

Malvine.

Vor einer halben Stunde.

Wilhelm.

Und er ſprach mit Ihnen?

Malvine.

Wunderlich genug.

Wilhelm.

O mein Herr!

Malvine.

Sie erschrecken —? Sollte er wirklich?

Wilhelm.

Was meinen Sie?

Malvine.

(Auf die Stirn deutend.) Hier!

Wilhelm.

Da? — Nein! — Aber (auf das Herz deutend.) hier! (Sehr heiter.) Wenn Sie nicht vielleicht meinen, daß das auf Eins herauskommt.

Malvine (gleichfalls heiter).

O ich verstehe Sie jetzt. Sie beide, auch der sonderbare alte Herr von vorhin mit eingerechnet, wollen, im noch nicht vergessenen Rausche der Walpurgisnacht, einen Scherz mit mir treiben — o, ich weiß darauf einzugehen —

Wilhelm.

Der alte Herr, der sich vor einer Viertelstunde hier verliebt hat —

Malvine.

Verliebt, mit wem?

Wilhelm.

Je eben hat er mir's verkündet.

Malvine.

Seine sonderbaren Reden — sollte ich sie dahin deuten? mir schwindelt — hören Sie auf mit dem Scherz — ein ganzer Walpurgisschwarm toller, verwirrter Gedanken zieht durch meinen Kopf.

Wilhelm (bei Seite).

Sie ist nicht gescheidt — da kann ich eine schöne Eroberung machen. (Laut.) Mein Fräulein, ich spreche im Ernst, hat mein Freund mit Ihnen gesprochen — hat er Ihnen einen Antrag gemacht?

Malvine.

Denn ich verzeihe — wenn Sie es jetzt genug ſein laſſen.

Wilhelm.

Er hat Ihnen meine Hand angetragen.

Malvine.

Ihre Hand? — Ihre Hand auch? — (laut lachend.) ha, ha, ha. Danken Sie meiner Reiſelaune, die jetzt noch eine Reihe von Freiern erwarten würde. — Ihre Hand auch?

Wilhelm (etwas gereizt).

Erſcheint Ihnen das ſo lächerlich?

Malvine.

Durchaus! Jetzt Sie, eben erſt, wie ich aus Ihren Worten errathe, der lächerliche alte Herr, der mir komiſch-tragiſch — und vorher Ihr Freund, der mir tragikomiſch ſeine Hand anträgt —

Wilhelm.

Mein Freund — Ihnen ſeine Hand?

Malvine.

Gewiß. Er rechnet mit Beſtimmtheit darauf und ſpielte mir die vortrefflichſte Verzweiflung darüber vor.

Wilhelm.

Mein Fräulein, da muß ein Mißverſtändniß obwalten, das ich nicht zu durchdringen vermag — mein Freund denkt an keinen Scherz, er iſt der ernſteſte Menſch von der Welt, eigentlich eine proſaiſche Natur, ein Menſch, der die Roßtrappe dem Brocken vorzieht.

Malvine.

Das iſt ein großes Verbrechen!

Wilhelm.

Und dann liebt er — ein Mädchen, das er kaum kennt — das aber ſeine ganzen Gedanken, ſein volles Herz erfüllt —

Malvine (aufmerksam).

Wirklich?

Wilhelm.

Er hat mir's heute erst entdeckt, und wenn ich nicht überhaupt die Liebe Phantasterei nennen möchte, hier wäre eine, an deren Wahrheit ich glauben könnte.

Malvine (immer gespannter).

Aber wer ist das Mädchen?

Wilhelm.

Er selbst weiß sie nicht zu nennen — er sah sie einige Mal in Berlin — saß ihr auf der Eisenbahn bis Brandenburg vis-à-vis. —

Malvine.

O, mein Gott!

Wilhelm.

Weiter weiß er selbst nichts zu sagen. Das ist die ganze Geschichte.

Malvine (sehr erregt).

Das ist aber auch schon genug.

Hortensia (öffnet halb die Thüre links, von innen.)

Nun, mon ange! für wen entscheidest Du Dich, mit Alcibiades oder für Lysander?

Malvine.

Ach die Bonne, sie darf uns nicht stören! (zu Wilhelm) Ich bitte Sie, gehen Sie in den Garten, ich habe noch vieles zu fragen, und ungestört.

Wilhelm.

Was haben Sie vor?

Malvine.

Sie sollen alles erfahren — (drängt ihn an die Mittelthür) Bitte, bitte!

Wilhelm (im Abgehen).

Sie will mir ihr Jawort geben, da ist kein Zweifel — was wird daraus werden? (Ab.)

Hortenſia (ſieht aus der Thür links).

Du biſt zu vertieft, Kind. Alcibiades oder Lyſander?

Malvine.

Ich bin noch nicht ſo weit, — ma bonne, — noch weiß ich nicht für wen ich mich entſcheide, aber (mit der Hand auf dem Herzen.) ich glaube, ich ahne es ſchon. (Ab durch die Mitte.)

Zwölfte Scene.

Fichtenberger, dann Frau Roſe.

Fichtenberger (ſtürzt herein).

Was habe ich ſehen müſſen? — Was habe ich mit dieſen Augen geſehen? — Ich ſitze auf der Lauer und warte mit Aengſten auf meine Braut, die im Brautſtaat erſcheinen will. — Da kommt der Herr heraus, wartet auf Jemand, — geht in den Garten, in die Laube — und ihm folgt — meine Braut, fünf Minuten vor der Trauung — und dieſe Eile. Wer hätte denken können, daß das einem berliner Rentier begegnen würde, der gereiſt iſt, der ganz Deutſchland kennt, und auch in Paris war?

Frau Roſe (mit dem Brockenſtrauße, den ihr Albert gab, vor der Bruſt.)

Das Mittageſſen iſt fertig — ich habe es dem luſtigen jungen Herrn verſprochen — nun an den Spaß. — Das iſt am Ende der Herr, der heirathen und den Brocken gelobt haben will?

Fichtenberger (bei Seite).

Wer kommt denn da? Schon wieder eine, und (zurückfahrend) ſchon wieder eine mit einem Brockenſtrauß?

Frau Roſe.

Ein verzweifelt altes Gebäude — den nähme ich

schon nicht. (laut.) Sind Sie der Herr, der eine Frau haben will?

Fichtenberger (bei Seite).

Richtig, — meine Annonce! Ein neues Rendezvous. Aber die kommt zu spät — leider zu spät — (laut) Meine Schöne —

Frau Rose.

Bitte, bitte —

Fichtenberger.

Sie haben wahrscheinlich von meinen Absichten gehört —

Frau Rose.

Richtig — daß Sie eine Frau suchen — ein gleich empfindendes Wesen —

Fichtenberger.

Ja, ich suchte — und habe gefunden —

Frau Rose.

Ja, Sie haben gefunden, wunderbar genug, aber mir geht auch nichts über den Brocken.

Fichtenberger.

Ueber den Brocken? — Nein, ich gehe auch nicht über den Brocken.

Frau Rose (bei Seite).

Jetzt werde ich den Blocksberg loben. (laut.) Der alte Herr ist doch das Schönste, was es auf der Welt gibt —

Fichtenberger.

Sehr schmeichelhaft. (bei Seite.) Die gefällt mir viel besser als die andere.

Frau Rose.

Ich liebe ihn auch so sehr — so sehr — ich kann's gar nicht sagen.

Fichtenberger (bei Seite).

Die gefällt mir sehr gut — charmant — (laut) Also stoßen Sie sich nicht an die Jahre?

Frau Roſe.

Behüte, das iſt ja eben die Schönheit. Der ſteht auf feſter ſolider Grundlage —

Fichtenberger.

Ja ſolide — darauf können Sie ſich verlaſſen.

Frau Roſe.

Dieſe Steine —

Fichtenberger.

Steine?

Frau Roſe.

Ja, ſteinreich iſt er —

Fichtenberger.

Nun ich habe mein Auskommen

Frau Roſe.

Auf dem Scheitel — na — da iſt's ein Bischen kahl —

Fichtenberger (ſtreicht mit der Hand über den Kopf).

Kahl — nun ich dächte, wenn man die Hinterhaare vorſtriche. —

Frau Roſe.

Aber das thut nichts — ich liebe das —

Fichtenberger.

Sie lieben das auch? (ſtreicht die Haare zurück.)

Frau Roſe.

Das iſt romantiſch.

Fichtenberger.

Die findet meinen Kopf romantiſch — charmant, charmant!

Frau Roſe.

Manchmal hat er ſeine Mucken —

Fichtenberger.

Die wird er ablegen —

Frau Roſe.

Na, da möchte ich nicht darauf rechnen — aber was thut's, wenn er nicht heiter iſt —

Fichtenberger.

O, an Ihrer Seite —

Frau Rose.

So bleibt man im Hause —

Fichtenberger.

Sie lieben die Häuslichkeit —?

Frau Rose.

Laßt sich ein Pünschchen brauen —

Fichtenberger.

Ach ja — Weinpunsch — deliciös —

Frau Rose.

Und erzählt sich Geschichten — um den warmen Ofen —

Fichtenberger.

Ach, das ist prächtig — schönes Fräulein.

(er faßt ihre Hand.)

Frau Rose.

Frau — ich bin Wittwe —

Fichtenberger.

Wittwe? — himmlische Wittwe! — Warum sind Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen?

Frau Rose (fällt aus der Rolle).

Das konnte ich nicht — dann wäre mir wahrhaftig der Pudding zusammengefallen — die Canaillen in der Küche passen auf Nichts. — Und ordentlich muß Alles sein. Den will ich sehen, der mir den Rang streitig macht. —

Fichtenberger (erschreckt).

O, nicht so heftig, göttliche Wittwe — es soll Ihnen Niemand zuvorkommen, ich werde frühere Verbindlichkeiten lösen, ich habe Grund dazu — aber dann Angebetete, darf ich hoffen?

(Er fällt vor ihr auf's Knie.)

Frau Roſe.

Stehen Sie auf, alter Herr — es iſt ja purer Spaß —

Fichtenberger.

Machen Sie Ernſt daraus — ſchöne, liebenswürdige Wittib.

Dreizehnte Scene.

Frau Roſe. Fichtenberger. Hortenſia.

Hortenſia (im Reiſeanzuge, im Heraustreten).

Nun unterwerfen ſich die Athener, haben die Spartaner geſiegt? (prallt zurück.) Ha, was ſehe ich, Frau Roſe, in ſo unziemender Situation? —

Fichtenberger (ſpringt auf).

Man ſtort uns! —

Hortenſia.

Und Sie, mein Herr — ich laſſe den Schleier fallen, damit Sie mein Erröthen nicht ſehen — Sie mein Herr — O Gott — täuſcht mich nicht mein Auge — Bruder Neyomuck!

Fichtenberger.

Hortenſia!

Hortenſia.

Fort von mir Entarteter — alter Sünder — der unter den grauen Haaren die Verführungskünſte leichtſinniger Jugend nicht verlernen konnte —

Frau Roſe.

Aber Fräulein, was machen Sie für Spektakel? Es war ja nur Scherz

Hortenſia.

Und das vor meinen Augen —

Fichtenberger.

Kann Dich die Versicherung beſänftigen, daß es nicht für Deine Augen beſtimmt war?

Hortenſia.

Keine Entſchuldigungen —

Frau Roſe.

Aber Fräulein —

Hortenſia.

Schweigen Sie, Frau Roſe! —

Fichtenberger.

Aber Schweſter!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Malvine von Wilhelm gefolgt, zuletzt Albert.

Malvine (im Hereintreten zu Wilhelm).

Ich glaube, es wird ſich Alles löſen, und ich meine, ich halte die entworrenen Fäden ſchon in der Hand.

Fichtenberger (bei Seite).

Da iſt meine Braut! Nun geht's noch einmal an.

Hortenſia.

Zurück, mon enfant, hier gehen Dinge vor, die Deine yeux innocents nicht erblicken dürfen — wir befinden uns an einem Orte, den Dein Fuß gar nicht hätte betreten dürfen. —

Frau Roſe.

Jetzt wird's zu arg — das verbitte ich mir Fräulein — predigen Sie, wo Sie wollen, aber mein Gaſthaus bringen Sie mir nicht in übles Gerede.

Hortenſia (will Malvinen fortziehen).

Venez, ma petite! Lebe wohl — verlorner Bruder.

Malvine.

Dein Bruder, ma bonne?

Wilhelm.

Herr Fichtenberger! Das Ihre Schweſter, von der Sie —

Fichtenberger.

Still — ich bin ohnehin ſchon genug in der Klemme, und wenn meine Schweſter nun noch entdeckt, daß ich, der 55 Jahre im ehelosen Stande verblieb, im Begriff war, in Bigamie zu treten —

Malvine (tritt lächelnd in den Vordergrund).

Laß gut ſein, ma bonne, und vergiß nicht, daß wir geſtern Walpurgisnacht hatten, die neckend etwas tolle Verwirrung in unſern Kreis ſchleuderte. Mir iſt's am wunderlichſten ergangen, und Du wirſt ſtaunen, wenn Du es erfährſt.

(Albert erſcheint in der Mittelthür und bleibt lauſchend ſtehen).

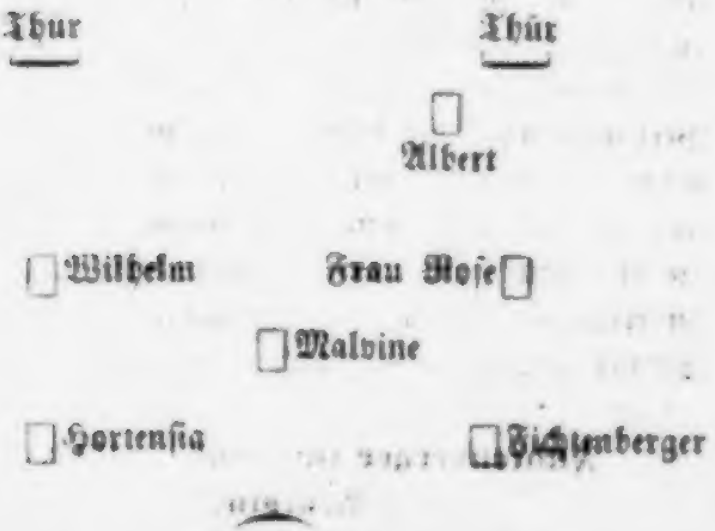
Hortenſia.

Was iſt Dir begegnet?

Malvine (bei Seite).

Da iſt er! (laut.) Hören Sie mich Alle an!

Stellung:



Malvine.

Mir sind heute Morgen drei wunderbare Heirathsanträge geworden —

Hortensia.

Drei Heirathsanträge?

Malvine.

Unterbrich mich nicht, ma bonne.

Fichtenberger (bei Seite).

Nun kommt's an den Tag.

Malvine.

Und alle drei verdanke ich diesem Brockenstrauß (sie steckt ihn ab und hält ihn in der Hand). So mag er für mich antworten. Dieser Strauß, das Geschenk meines lieben Brockens, scheint mir das Bild der Ehe. Er beginnt mit einem Büschel blühender Eriken, in der Farbe der Liebe, das Blümchen der Treue, denn unbeirrt blüht es fort trotz Sturm und Kälte, von der äußersten Spitze bis hier, wo es sich unter dem grauen Moose verbirgt. — So blüht die Liebe und die Treue trotz der Stürme des Lebens unverändert fort, noch unter dem grauen Haar. Hier kommen rothe Beeren mit grünen Blättern neckisch hervorleuchtend. Das sind die kleinen Coquetterien und Schelmereien, die die Ehe schmücken. Aber hier zieht sich eine braune bittere Flechte hernieder — das sind die Verstimmungen der Ehe — die muß man mit hinnehmen, und wenn der Strauß gut gebunden ist, verliert sie sich auch unter den immer grünen Moosen, die ihn weich und anmuthsvoll beschließen, mit der unverwelkten Farbe der Hoffnung. — Ich halte den Strauß empor — wer will es mit meiner Auslegung wagen?

Fichtenberger (tritt einen Schritt näher).

Malvine.

Sie nicht! — Sie haben die Zeit versäumt —

ſie können nicht hinauf, wo dieſe Pflanzen wachſen — dieſen Strauß muß man ſich ſelbſt erwerben — er läßt ſich nicht verſchreiben und nicht erkaufen. (Zu Wilhelm.) Sie haben die Poeſie des Ortes erfaßt, wo dieſe Mooſe ſprießen — Ihr Fuß iſt zwiſchen ihnen gewandelt, Ihre Hand hat ſie vielleicht einzeln gefunden — aber Sie verſtanden es nicht den Strauß zu binden — dazu gehört eine andere Poeſie, eine Poeſie, die aus dem Herzen kommt. — Ich erkenne und ehre die gemeinſame Reiſebegeiſterung, die Gemüther ſchnell verbindet — aber das Leben iſt auch eine — und eine lange Reiſe — das fordert auch eine gemeinſam erfaßte Poeſie, und das iſt die Poeſie der Liebe. — Soll ich den Strauß behalten? — (Albert tritt näher.) — Iſt Niemand, der in dieſer Poeſie mit mir gleich empfindet?

Albert.

Darf ich Sie verſtehen? Darf ich die Hand ausſtrecken nach dieſem Strauß? (Er kniet vor ihr nieder)

Malvine (hebt ihn auf).

Wenn Sie ihn nicht verſchmähen, weil er vom Brocken kommt.

Fichtenberger.

Was, der Vetter? — der in Berlin bleiben mußte — dem ich das Geſchäft übergeben hatte?

Hortenſia.

Wie? mon neveu — der kleine Albert — er iſt's — den ich ſeit zwanzig Jahren nicht ſah — ich heiße Dich willkommen —

Fichtenberger.

Und ich fordere Rechenſchaft —

Wilhelm (zieht ihn auf die andere Seite).

Fordern Sie Nichts — oder ich erzähle Ihrem ehrwürdigen Fräulein Schweſter Geſchichten —

Fichtenberger.

Still — um Alles in der Welt —

Wilhelm.

Schweigen um Schweigen.

Frau Roſe (iſt zu Hortenſia getreten).

Sie ſehen, daß Alles ein Scherz war, und werden nicht glauben, daß ich mit Ihrem alten Bruder —
(Sie reden leiſe weiter.)

Wilhelm (zu Fichtenberger).

Wir haben heute gleiches Schickſal — beide (auf Malvine zeigend) einen Korb.

Fichtenberger.

Wer weiß. (Auf Frau Roſe zugehend.) Schöne Wittwe — darf ich hoffen?

Frau Roſe (die indeſſen leiſe mit Hortenſia weiter ſprach).

Auf Nichts, als auf ein gutes Mittagseſſen.
(Sie tritt zurück, Fichtenberger ſteht vor Hortenſia.)

Hortenſia.

Mein Bruder.

Fichtenberger (tritt zurück, Hortenſia folgt).

Schweſter!

Hortenſia (breitet die Arme aus).

Ich verzeihe Dir!

Fichtenberger (weicht zurück).

Sehr gütig.

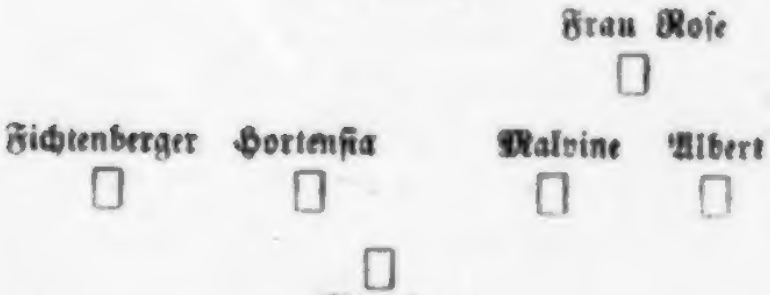
Hortenſia (folgt ihm).

Ich komme zu Dir, führe Dein Hausweſen.

Wilhelm (drängt ſich ſo, daß Fichtenberger nicht weiter zurück kann, Fichtenberger ſinkt in Hortenſia's Arme).

Was wollen Sie mehr? (Er geht in die Mitte.)

Stellung:



Wilhelm.

Und ich gehe frei in meine freie Bergluft hinaus. Du aber, Brockengeist, Walpurgisnachtspuck, Reisekobold, der du hier sichtlich die Hand im Spiele hattest, schütze nun auch diese neuen und diese alten Fesseln.

Der Vorhang fällt.

Druck von Gebr. Unger in Berlin.

Im Verlag der Schleſinger'ſchen Buch- und Muſikhandlung in Berlin ſind erſchienen:

G. zu Putlitz. Luſtſpiele. Bd. I. enthält: Ein Hausmittel, Badekuren, Familienzwiſt und Frieden, das Herzvergeſſen. 1850. 1 Thlr.

Théâtre de Mlle. **Rachel,** contenant les pièces jouées à Paris et à l'étranger: Phèdre, Andromaque, Bajazet par Racine, Polyeucte par Corneille, Maria Stuart d'après Schiller par Lebrun, Jeanne d'Arc par Soumet, Virginie par Latour, Angelo par Victor Hugo, Adrienne Lecouvreur par Scribe, Le moineau de Lesbie par Barthet, Mademoiselle de Belle Isle par Dumas, Lydie et Horace par Ponsard, Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée par A. de Musset. gr. 8. br. 1851. 2½ Thlr.

—— Chaque piece séparément. à 5—10 Sgr.

Repertoire du théâtre français à Berlin. gr. 8 br. 1851.

No. 364. Les Contes de la Reine de Navarre, comédie en 5 actes, par Scribe et Legouvé. 10 Sgr.

No. 365. Les vêpres siciliennes. tragédie en 5 actes par Delavigne. 10 Sgr.

No. 366. Valéria, drame en 5 actes par Maquet et Lacroix. 10 Sgr.

—— Le testament de César, drame en 5 actes par Lacroix. 10 Sgr.

Berliner Muſikzeitung Echo, redigirt von Dr. E. Roſſack. fl. 4. 1851. Der Jahrgang 1⅓ Thlr.

—— dito mit Muſik-Prämie in freier Auswahl aus dem Schleſinger'ſchen Verlag 2½ Thlr.